This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~V 10564(24)~~

E. u. G. I. (24).

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

1969

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Vierundzwanzigster Theil.

DEMETRIA — DIDYMUS.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Wi

AE27
A6
Sect. 1
v.24

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Vierundzwanzigster Theil.

DEMETRIA — DIDYMUS

AE 27
A 6
Sect. 1
v. 24

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Vierundzwanzigster Theil.

DEMETRIA — DIDYMUS

DEMETRIUS.

[illegible] gemeine Name [illegible] Ceres gefeierten Feste, [illegible] etwas Vorzügliches aus [illegible] Quet werden. Er entspricht [illegible] Benennung Cerea[illegible] Hesychius (II. [illegible] erzählt [illegible] einem solchen Ceresfeste, [illegible] gemeldet, daß sich an demselben die [illegible] aus Baumrinde (ἐκ ἀκόνου) geflochten [illegible] geschlagen hätte. Liest man dafür ἐκ [illegible] den Stengeln des [illegible] Es sind also an demselben [illegible] wie dort bei den [illegible] in der Ceres. [illegible] bezeichnete die Ce[illegible] Gemeine, [illegible] auch das [illegible] und Begierden.

(C. L. Richter.)

[illegible] Namen wurde Ol[illegible] Athen von der Ein[illegible] den Athenern eine [illegible] zugefügt, so wie eine [illegible] den Namen [illegible] erhielt. [illegible] wurden [illegible] alten 10 Phylen [illegible] wurde aus Schmie[illegible] vorrang vor den [illegible] Die [illegible] Ersten ist [illegible] Ol. 130. die [illegible] Ol. [illegible] an ihre Stelle [illegible] wurden. Daß die Demetrias von der Attalis [illegible] wurde, geht daraus hervor, daß die Hagnus [illegible] später [illegible] Attalis gehörten.

(C. L. Grotefend.)

[illegible] Eine Käfers [illegible] Carnivora, Tri[illegible] nach Latreille [illegible] und Dejean [illegible] Sie ward

[illegible] folgen[illegible] Halpenglies [illegible] Körper [illegible] Gattung [illegible] finden sich [illegible] oder [illegible] kannten [illegible] liger, [illegible] mologen [illegible] scheiden sind, [illegible] Linnaeus betrachtet [illegible] der unter diesem [illegible] Als Typus [illegible] Catalog. — [illegible] Carabus [illegible] blaßgeblich, [illegible] etwas [illegible] die Zwischen[illegible] der Wurzel [illegible] Zeit. In Frankreich [illegible] wol in Schwe[illegible] wenn [illegible] halb hieher [illegible] periale Megerle, [illegible] Varietäten der [illegible] tulus Zenker [illegible]

DEMETRIO[illegible]

war [illegible] Schriftsteller [illegible] aber [illegible] Dem[illegible] beutend [illegible] bar [illegible] schaft [illegible] Alexander [illegible] aus [illegible]

DEMETRIA.

DEMETRIA, *Δημήτρια*, der allgemeine Name der bei den Griechen der Göttin Ceres gefeierten Feste, insofern sie nicht durch besondere, etwas Vorzügliches andeutende Namen ausgezeichnet werden. Er entspricht so der römischen Benennung Cerealia. Hesychius (II. p. 622 Albert) erzählt von einem solchen Ceresfeste, wo? wird nicht gemeldet, daß sich an demselben die Frauen mit kleinen aus Baumrinden (*ἐκ φλοιοῦ*) geflochtenen Stricken geschlagen hätten. Liest man dafür *ἐκ φλόνου*, so wären es Stricke aus den Stengeln des Kerzenkrautes (verbascum). Es fand also an demselben eine Geißelung in dem Sinne statt, wie dort bei den Phenealen in Arkadien, wo der Priester in der Ceresmaske die Irdischen schlug, d. h. sie bezeichnete die Ceres als eine Göttin, die gegen das Gemeine, Rohe, Thierische ankämpft, deren Gläubige also auch das Fleisch kreuzigen sollen samt den Lüsten und Begierden.

(*J. A. L. Richter.*)

Demetria *Lag.* s. Grindelia *Willd.*

DEMETRIAS. Unter diesem Namen wurde Ol. 118, 2., als Demetrios Poliorketes Athen von der Tyrannei des Kassander befreite, von den Athenern eine Phyle den 10 Kleisthenischen hinzugefügt, so wie eine andere, zu derselben Zeit geschaffene, den Namen Antigonis von dem Vater des Demetrios erhielt. Beiden Phylen wurden wahrscheinlich von den alten 10 Phylen je ein Demos zugetheilt [1]), beiden wurde aus Schmeichelei der Vorrang vor den alten eingeräumt [2]). Die Dauer ihrer Existenz ist ungewiß, wahrscheinlich aber wurden sie erst abgeschafft, als ungefähr Ol. 130. die Ptolemais und Ol. 145, 3. die Attalis an ihre Stelle gesetzt wurden. Daß die Demetrias von der Attalis verdrängt wurde, geht daraus hervor, daß die Hagnusier zur Demetrias und später zur Attalis gehörten.

(*C. L. Grotefend.*)

DEMETRIAS *Bonelli* (Insecta). Eine Käfergattung, Section Pentamera, Familie Carnivora, Tribus Carabici, Section Truncatipennes nach Latreille (*Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. 377.) und Dejean (Species general des Coleoptères I. 228.). Sie ward früher von Dejean (Catalogue de la collection) zu Dromius, von Duftschmidt (Fauna) zu Lebia, von Fabricius zu Carabus gezählt. Ihre Kennzeichen sind folgende: die Klauen sind unten gezähnelt; das letzte Palpenglied ist cylindrisch; die drei letzten Tarsenglieder sind fast dreieckig; das vorletzte stark zweilappig; der Körper ist länglich, eiförmig, hinten wenig verschmälert; der Thorax fast herzförmig. — Die Käfer dieser Gattung sind klein, im Allgemeinen gelblich gefärbt und finden sich ziemlich häufig im Frühjahr unter Gebüsch, oder fliegen auch gegen Abend herum. Alle bis jetzt bekannten Arten sind Europäer. Linné, Olivier, Illiger, Schönherr, Gyllenhal und andere Entomologen haben sie, ungeachtet sie nicht schwer zu unterscheiden sind, als Varietäten des Carabus atricapillus Linné's betrachtet, welcher vielleicht nicht einmal zu der unter diesem Namen bekannten Art zu zählen ist. — Als Typus dient: D. atricapillus (Dromius atr. *Dejean* Catalog. — Lebia atr. *Duftschmidt* fauna austr. — Carabus atricapillus? *Linné* Syst. nat. ed. Gm.) blaßgelblich; der Kopf schwarz; Thorax roth, hinten etwas verschmälert; die Flügeldecken verloschen gestreift, die Zwischenräume punktirt; Brust und Hinterleib an der Wurzel pechschwarz. Nur 2 Linien lang, $\frac{1}{4}$ Linien breit. In Frankreich und Teutschland einheimisch, auch wol in Schweden, wenn Lebia atricapilla Gyllenhals hieher gehört. — Die übrigen Arten sind D. imperialis *Megerle*, D. unipunctatus *Creutzer*, welche als Varietäten der ersten betrachtet wurden, und elongatulus *Zenker* (suturalis *Dahl*, pectoralis *Parrey*).

(*D. Thon.*)

DEMETRIOS 1) Poliorketes (Städteeroberer), war der Sohn des Königs Antigonos. Einige alte Schriftsteller lassen ihn nur den Neffen desselben seyn; aber diese Angabe hat wenig Wahrscheinliches (Plut. Demetr. 2.). Beide, Vater und Sohn, spielen eine bedeutende Rolle in dem Riesenkampfe, der sich unmittelbar nach dem Tode Alexanders des Großen um die Herrschaft des Reiches erhebt, das durch Philipp und Alexander von dem früher unbedeutenden Makedonien aus durch Eroberung war begründet worden. Das Reich bestand aus dem alten Makedonien, dem zertrümmerten Reiche der Perser, zu dem noch einige Theile des Landes am obern Indus, des Panjab's, waren erobert worden, dem Küstenstriche von Thrakien, besonders so

1) Nur zwei derselben sind uns bekannt geworden. Hagnus gehörte zur Demetrias, Aithalidai zu einer von beiden Phylen. Böckh zum Corp. inscr. gr. n. 111. 2) S. Böckh a. a. O.

weit er von Griechen bewohnt war; dazu kam noch die Hegemonie über das eigentliche Griechenland. Es ist kaum anzunehmen, daß es irgend einem Nachfolger auf dem von Alexander zu Babylon aufgeschlagenen Throne, auch wenn er Alexanders Geist besessen, gelungen seyn würde, diese heterogene Masse zusammenzuhalten. Da aber Alexander nur einen blödsinnigen Bruder, Arrhidäos, einen Knaben, Herakles und eine schwangere Gemahlin hinterlassen, die nachmals eines Knaben genaß, der den Namen Alexander empfing, so bestellten die Feldherrn des makedonischen Heeres Perdikkas zum Reichsverweser und theilten die Provinzen unter sich, um sie mit dem Namen und der Macht der persischen Satrapen zu beherrschen. Bei dieser ersten Theilung empfing Antigonos die vereinigte Satrapie über Pamphylien, Phrygien und Lykien (Jahr 323.). Der Reichsverweser Perdikkas aber dachte darauf, sich allmälig zum wahren Herrn von Asien zu machen. Darum suchte er die stolzesten und am meisten nach Unabhängigkeit strebenden Satrapen zu entfernen. Unter sie gehörte vor anderen Antigonos, der von Perdikkas zur Flucht nach Makedonien genöthiget ward; auf derselben begleitete ihn der junge Demetrios (Diod. Sic. 18, 23. *Arrian* de rebus post Alex. gestis). In einem Kampfe mehrer gegen ihn verbündeten Satrapen, unter denen Ptolemaios Lagi von Ägypten und Antipater von Makedonien die angesehensten waren, fand Perdikkas den Untergang (Jahr 320). Darauf beginnt die Größe des Antigonos, mit dem sein Sohn Demetrios immer im engsten Zusammenhange erscheint. Von dem neuen Reichsverweser Antipater empfängt er die Strategie über Asien, den Oberbefehl über das eigentliche makedonische Heer, welches durch siebenzig Elephanten eine furchtbare Stärke erhält. Die Strategie scheint zugleich eine untergeordnete Reichsverweserwürde gewesen zu seyn (Diod. Sic. 19, 105. 20, 28.), nöthig dadurch geworden, daß Antipater den Sitz der Regirung nach Makedonien zurückverlegte. Doch hatte Antipater diese untergeordnete Reichsverweserwürde für Asien klüglich getheilt; es gab eine Strategie des Westens, und diese war es, die an Antigonos kam, und eine Strategie des Ostens, welche Python, der Satrap von Medien, empfing. Der Euphrat oder der Tigris mag die beiderseitigen Gebiete abgemarkt haben (Diod. Sic. 20, 28.). In der Würde nun des königlichen Strategen für den Westen von Asien faßt Antigonos Gedanken der Herrschaft und der Unabhängigkeit. In einem langen und verworrenen Kampfe legt er den Grund zu einem neuen Reiche in Asien, bemächtiget sich eines guten Theiles von Kleinasien, Syriens, Phöniziens, dringt selbst in den Osten von Asien und gewinnt die Satrapien von Medien, Persien, Babylonien und Susa. Das neue Königthum steht jedoch bei seinem Entstehen gleich auf schwankenden Füßen; denn auch Antigonos versteht nur durch das persische Satrapensystem zusammenzuhalten, und die Satrapen, ob Antigonos ihnen auch makedonische Heerhaufen zur Beobsichtigung zurückließ, sind immer höchst zweideutige Unterthanen (Diod. Sic. 19, 46. 48.). Auch erhob sich gegen die neue Macht ein Bund der übrigen größeren Satrapen, weil sie von Antigonos zertreten zu werden fürchteten. Kassander, der sich bald nach Antipaters Tode der Herrschaft über Makedonien bemeistert, Ptolemaios Lagi von Ägypten und der von Antigonos vertriebene Seleukos, Satrap von Babylonien, waren die Hauptglieder dieses Bundes. In diesem Kampfe nun wird Demetrios immer wichtiger, je mehr der Vater zu altern beginnt. Demetrios war ein schöner Jüngling, aufgewachsen in dem neuen makedonischen Leben, das mit Philipp sich dem Hellenismus verschwistert, mit Alexander sich dem Orientalismus verschwägert hatte. Aus diesem Stande des makedonischen Wesens war die Bildung des Demetrios hervorgegangen, und sie war so sonderbar wie dieser. Er liebt die griechischen Wissenschaften, er hat viel gehört und gelesen von der alten Herrlichkeit Griechenlands, er träumt sich gern zurück in diese Zeit und möchte gern der griechischen Heroen einer seyn. So während alles um ihn her mit Planen zur Herrschaft und Unterwerfung beschäftigt ist, gedenkt er die alte Freiheit von Hellas wieder herzustellen, deren Zeit doch längst vorüber ist. Aber nicht minder deutlich spricht sich die Weise des Morgenlandes in ihm aus; er will mit der Pracht eines morgenländischen Fürsten umgeben seyn, es soll im Staube vor ihm alles liegen wie vor den alten Perserkönigen, und zuletzt will er ein Gott genannt werden wie diese. Auch der wüste und doch thatenkräftige Geist der Zeit zeigt sich in Demetrios in einer fast seltsamen Gestalt; heute schwelgt er in wilden Gelagen oder jagt Liebesabenteuern nach, daß er dabei bald in die Hände der Feinde fällt (Plut. Demetr. 14.), und des andern Tages geht er rüstig und wohlgemuth in die Schlacht. Demetrios verlor zwar gegen Ptolemaios Lagi die Schlacht bei Gaza (Jahr 312), aber da Antigonos ihm schnell aus Kleinasien zu Hilfe kam, zog der Satrap von Ägypten sich in die Heimath zurück. Eine zweite Unternehmung des Demetrios, die bald nach dieser Schlacht geschehen scheint, läuft nicht glücklicher ab. Seleukos ist in seine Satrapie Babylonien zurückgekehrt und eben beschäftigt, sich in den Besitz des Ostens von Asien, so weit er persisch gewesen war, zu setzen (Plut. Demetr. 7.), Antigonos sendet seinen Sohn Demetrios, um das Gewonnene wieder zu nehmen. Er nimt zwar die Stadt Babylon, kehrt aber schnell wieder nach dem vordern Asien zurück (Diod. Sic. 19, 100.), wahrscheinlich in der Überzeugung, daß der Osten einmal verloren sey. Die beiden Fürsten hatten Feinde genug in dem vordern Asien zu bekämpfen. Dadurch gewinnt Seleukos, nachmals mit dem Beinamen „Nikator" geschmückt, Raum und Zeit, den Grund zu einem neuen Reiche zu legen. Ein Versuch des Demetrios, in Arabien einzudringen, bei dem die Makedonier erfuhren, daß die Wüste unübersteigliche Hindernisse entgegensetze, geht der Zeit nach dem Zuge nach Babylon voraus. Indessen ist die Lage und Stellung der beiden Fürsten Antigonos und Demetrios von Zeit zu Zeit bedenklicher geworden. Vier mächtige und erbitterte Feinde umstehen sie, Ptolemaios Lagi von Ägypten, Seleukos von Babylon, Lysimachos von Thrakien und Kassander von

Makedonien, welcher letztere das ganze altkönigliche Haus von Makedonien, den männlichen Stamm Alexanders des Großen vernichtet hatte. Sie wenden sich bald gegen den einen und bald gegen den andern dieser Feinde; sie ermüden in diesem Kampfe und sinken zuletzt in ihm unter. Sie scheinen auch nicht genugsam mit Consequenz gehandelt und ihren Fall dadurch selbst beschleunigt zu haben. Antigonos sendet seinen Sohn Demetrios zum erstenmale nach Griechenland (Jahr 307), um es zu befreien. Diese Befreiung war bei dem alten Antigonos nur ein politisches Kunststück; das Zauberwort „Freiheit" sollte nur die Herrschaft Kassanders enden, die damals Griechenland fast schon verschlungen hatte. Dem Sohne aber, der noch in jugendlichen Träumen lebte, war sie ein Ernst. Er vertrieb die Besatzungen Kassanders von Athen und von Megara. Die Athener behandelten ihren Befreier, wie er es gern wollte, als einen Gott in Menschengestalt. Aber plötzlich rief ihn der Vater nach Asien zurück und gebot ihm, die Insel Cypern zu erobern, die sich in der Gewalt des Ptolemaios Lagi befand. Die Flotte Ägyptens ward überwunden (Jahr 306). Nach diesem Siege nahmen Antigonos und Demetrios den Titel „Könige" an. Diesem Beispiel folgten bald die übrigen großen Satrapen, die längst königliche Gewalt geübt hatten, Ptolemaios Lagi, Kassander, Lysimachos, Seleukos. Ein Angriff der beiden Fürsten auf Ägypten mißlingt. Je mehr die Zeit drängt und die Entscheidung naht, die kommen mußte, so wie Seleukos mit dem Aufbau seines neuen Reiches im Osten fertig war, desto schwankender wird das Betragen des Antigonos und des Demetrios. Der letztere verschwendet eine lange Zeit mit der Bestürmung der Inselstadt Rhodos, welche er mit ungeheuern Belagerungswerken unternahm. Aber die Stadt ward nicht gewonnen, und Demetrios mußte ihr in einem Vertrage ihre Freiheit lassen (Jahr 303). Dann tritt er seinen zweiten Zug nach Griechenland an. Zwar tritt er auch diesesmal noch als Befreier auf, aber der künftige Herr schimmert schon deutlicher hindurch. In Athen erlaubt sich Demetrios die furchtbarsten Ausschweifungen und versteht es schon trefflich, den Griechen Geld abzupressen (Plut. Demetr. 24. 27.). Indessen stellen sich die Griechen noch zu dem Befreier, um der Herrschaft Kassanders erledigt zu werden. Schon ist Demetrios in Thessalien eingedrungen, als die Vorgänge in Asien ihn abrufen. Dort ist Seleukos Nikator zurückgekommen von seiner Heerfahrt in die Indusländer, die nur eine bewaffnete Demonstration gewesen zu seyn scheint, um den indischen König Sandrakottos zur Auslieferung seiner Kriegselephanten zu nöthigen; er führt gegen fünfhundert derselben herbei zum entscheidenden Kampfe gegen Antigonos. Mit ihm hat sich Lysimachos, vielleicht auch Kassander von Makedonien verbunden. Diese auf der einen, Antigonos und Demetrios auf der andern Seite kämpfen die Entscheidungsschlacht bei Ipsos (Jahr 299), die durch die Treulosigkeit der Truppen für die letztern verloren geht. Fechtend nimt Antigonos den Tod, aber Demetrios entrinnt mit einigen Tausend, und seine Schicksale sind noch nicht zu Ende. Er zog sich nach Griechenland zurück, wo er ein nicht unbedeutendes Heer zurückgelassen zu haben scheint, behält aber in Asien Cypern und einige Städte Phöniziens besetzt. Unter den vier Siegern aber, die bis dahin nur die gemeinsame Furcht vor Antigonos zusammengehalten, gestaltet sich schnell Mißtrauen und Zwietracht. Seleukos, dem Syrien zugefallen, glaubt einen Bundesgenossen sich erwerben zu müssen und wirbt um Stratonike, die schöne Tochter des Demetrios. Nach dieser Vermählung scheint jedoch von Demetrios verlangt worden zu seyn, er solle jedem Gedanken an eine Herrschaft in Asien entsagen. Dessen weigert er sich und befestiget dadurch selbst das Bündniß zwischen Lysimachos, Ptolemaios Lagi und Seleukos. Die Besitzungen in Asien gehen allmälig verloren. In Griechenland aber befestigte Demetrios seine Herrschaft; das widerstrebende Athen ward mit Waffengewalt bezwungen. Nicht mehr als Befreier von einem fremden Joch, sondern als König zeigte sich Demetrios jetzt den Griechen. Sparta wird vergebens angegriffen (Plut. Demetr. 35.). Aber ein neuer Glücksstern ging für Demetrios auf. In Makedonien war Kassander gestorben (Jahr 297), und nach ihm hatte kurze Zeit sein Sohn Philipp geherrscht. Darauf ward das Reich zwischen die beiden jüngern Söhne Antipater und Alexander getheilt. Zwischen den Brüdern ist Zwist, in welchem die Königin Mutter Thessalonike sich auf Alexanders Seite neigt; deshalb wird sie von Antipater ermordet. Nun ruft Alexander den König Demetrios und dessen Waffenbruder Pyrrhos, König von Epirus, zu Hilfe. Zuerst indessen erscheint nur Pyrrhos in Makedonien und setzt für die Abtretung der Nebenländer Makedoniens, die von Kassander gewonnen worden waren (Akarnanien, Ambrakien, Amphilochien), Alexandern auf den Thron von Makedonien. Antipater entflieht zu Lysimachos, den König von Thrakien, dem in der Theilung nach dem Falle des Antigonos auch Kleinasien zu Theil geworden. Demetrios erscheint nun aber auch noch in Makedonien, nicht um Alexandern Hilfe zu bringen, der keiner Hilfe mehr bedarf, sondern um ihn des Reiches zu berauben. Alexander wird zu Larissa ermordet, und Demetrios ist König von Makedonien und Griechenland. Aber dieser schöne Besitz sollte nur die Mittel geben, des Vaters Reich in Asien wieder zu gewinnen. Der Gedanke war um so thörichter, je weniger schon Griechenland fest gewonnen war, wo Ätolien und Sparta noch in voller Freiheit bestanden; je deutlicher eine abermalige Verbindung zwischen Lysimachos, Ptolemaios Lagi und Seleukos vorauszusehen war; je mehr auch Pyrrhos von Epiros an die Herrschaft über Makedonien dachte, und je weniger Demetrios selbst wegen seiner Hinneigung zu morgenländischer Sitte und Weise die Stimmung des noch immer einfachen Volkes von Makedonien zu gewinnen vermocht hatte. Während daher Demetrios zu seinem Zuge nach Asien ein bedeutendes Heer zusammengebracht, das aus fast hunderttausend Streitern zu Fuß und zwölftausend zu Roß bestand, hatten die bedroheten Könige ihren Bund geschlossen (Plut. Demetr. 43. 44.) und Pyrrhos von Epirus in denselben gezogen. Im Nu verschwanden die goldenen Träume, in denen sich Demetrios gewiegt;

faſt das geſamte Heer ging zu Pyrrhos über. Der verrathene König entwich nach Griechenland (Jahr 287). Hier ließ er ſeinen Sohn Antigonos zurück und warf ſich ſelbſt mit einem kleinen Heere doch wieder nach Aſien in das Gebiet des Lyſimachos, nicht mehr wie ein König, ſondern wie ein kühner Abenteurer. Aber an zwei Seiten von Feinden umgarnt, auf der einen Seite von Agathokles, dem Sohne des Lyſimachos, auf der anderen von Seleukos, fand er zuletzt keinen andern Ausweg als ſich gefangen an Seleukos zu geben. Die drei letzten Jahre ſeines Lebens brachte er, dem Vergnügen ergeben, in freier Haft zu.

2) Demetrios, der zweite König von Makedonien, Sohn des Antigonos Gonnatas, der ein Sohn des Demetrios Poliorketes war. Zehn Jahre ſaß er auf dem Throne, aber ſehr wenig iſt von ihm bekannt. Die alten Plane der Könige von Makedonien, die Herrſchaft über Griechenland zu gewinnen, waren durch das Entſtehen des Bundes der Achaier durchbrochen, der im Anfange der Regirung Demetrios II. (Jahr 242) ſchon ziemlich bedeutend daſtand, und welcher durch eine vorübergehende Eintracht, die zwiſchen den Achaiern und Ätolern gegen Makedonien beſtand (Plut. Arat. 34.), noch bedeutender ward. Es waren nur noch die Trümmer der makedoniſchen Macht in Griechenland übrig. Doch gehorchten noch mehre Städte in dem Peloponnes, die unter makedoniſchen Statthaltern ſtanden, welche von den Griechen Tyrannen genannt wurden (Polyb. II. 44.). Durch ſtete Angriffe benachbarter Barbaren auf Makedonien ſelbſt, heftige Kämpfe mit Alexander von Epirus (Plut. Arat. 33. 34. Iust. 26, 2.) wurde Demetrios abgehalten, bedeutend in die Angelegenheiten Griechenlands einzugreifen, und mußte ſich darauf beſchränken, dem weitern Umſichgreifen des achäiſchen und ätoliſchen Bundes zu wehren. Es gelang ihm wenigſtens, Böotien den Ätolern wieder zu entreißen und es unter Makedonien zu bringen (Polyb. 20, 5.). Bei dem Tode des Demetrios (J. 232) übernahm Antigonos Doſon die Herrſchaft für ſeinen unmündigen Sohn Philipp.

3) Demetrios, der Sohn des vorletzten Königs von Makedonien, Philipp III. In dem harten Frieden, den dieſer nach der Schlacht bei Kynoskephalä mit den Römern ſchließen mußte, durch den die letzten Reſte des von den Makedoniern noch in Griechenland behaupteten Einfluſſes verloren gingen, und nach welchem von den Römern die trügeriſche Freiheit Griechenlands erklärt ward, wurde Demetrios von ſeinem Vater als Geißel nach Rom geliefert (Jahr 197). Als aber Antiochos von Syrien in Griechenland erſchien, unter dem Vorwande, das Land von den Römern zu befreien, eigentlich aber wol, um es ſich zu unterwerfen, und die Römer der Bundesgenoſſenſchaft Philipps von Makedonien bedurften, ſendeten ſie ihm auch den Sohn Demetrios zurück (Polyb. XX, 8.). Nach der Beſiegung aber Antiochos des Großen von Syrien umgarnten die Römer den König Philipp wiederum mit ihrer falſchen und treuloſen Politik. Sie hatten, ſo lange der Krieg gegen Syrien dauerte, ihm erlaubt, einige wenig bedeutende Eroberungen zu machen. Jetzt ſollte er ſie zum Theil wieder aufgeben. Philipp hatte ſich dabei von wilder Leidenſchaftlichkeit zu einer Handlung hinreißen laſſen, die, ohne ihm Nutzen zu bringen, die Römer erbittern mußte. Ehe er die Stadt Maronea räumte, ließ er die Bewohner derſelben, welche widrige Geſinnungen gezeigt hatten, durch thrakiſche Söldner niederhauen. Nach der That erſchrack Philipp über den drohenden Zorn Roms und ſendete ſeinen Sohn Demetrios ab, um den Senat zu begütigen (Jahr 184). Zwei Söhne hatte König Philipp; Demetrios war der jüngere, der ältere hieß Perſeus. Dieſer ſoll der Sohn einer Kebſe geweſen ſeyn (Plut. Paul. Aem. 8.). Andere Schriftſteller aber nennen ihn ohne weiteren Zuſatz einen Sohn des Königs Philipp (Euseb. Chronic. pag. 335. op. Ancyran.). Das Thronfolgerecht war in Makedonien keinesweges genau beſtimmt. Glück und That hatte oftmals unter den Söhnen eines Königs entſchieden. Am wenigſten aber genoſſen die Söhne fürſtlicher Mütter eines beſtimmt geſicherten Vorzugs vor den Söhnen der Kebſen. In ſolcher Unbeſtimmtheit der Verhältniſſe mochte zwiſchen Perſeus und Demetrios lange heimlicher Haß ſeyn. Die Römer kennen und benutzen es, um, wie allenthalben hin, Zwietracht auch in das Reich Makedonien zu bringen. Um des Demetrios willen, erklärt der römiſche Senat, ſollte dem König Philipp verziehen ſeyn (Liv. 39, 47.). Insbeſondere wird dem Prinzen geſagt „der Senat wolle ihm den Thron ſichern und nöthigenfalls ihn ſogleich auf denſelben erheben" (Polyb. 24, 3.). Das geſchah; nicht weil Rom es in der That ſo wollte, ſondern damit das königliche Haus von Makedonien in Zerwürfniß komme. Daher ſendet man auch den Prinzen nach Makedonien zurück, ohne daß etwas entſchieden wird, zufrieden damit, daß in Makedonien nicht unbekannt bleiben könne, was laut in Rom verhandelt worden. Wie weit Demetrios in die Plane der Römer eingegangen, läßt ſich nicht ermitteln, natürlich aber war bei ſeiner zweideutigen Hoffnung auf den Thron, daß er Roms Anträge nicht ganz von der Hand gewieſen. Wenn daher der gedemüthigte Philipp fortan immer auf den Krieg gegen Rom ſinnt, redet Demetrios immer für Rom und für den Frieden. Eine Friedenspartei unter dem Volke hört ihn mit Vergnügen (Polyb. 24, 7.). Perſeus aber ſchauete mit Luſt in dieſen Stand der Dinge und unterhielt des Vaters Verdacht. Philipp ſendet Boten nach Rom, um die Art und Weiſe des Zuſammenhanges zwiſchen Demetrios und dem Senat zu erkunden (Liv. 40, 20—24.). Die Boten, von Perſeus gewonnen, bringen Briefe zurück, die Demetrios mit Römern gewechſelt haben ſoll. Philipp zweifelt nicht an ſeiner Schuld und läßt den Sohn ermorden. Später fand der König nun freilich, daß dieſe Briefe untergeſchoben geweſen. Aber deshalb bleibt nicht minder gewiß, daß Demetrios eine Stütze in Rom geſucht gegen Perſeus, damit der Thron ihm nicht entgehe, wenn der Vater geſtorben, und daß er deshalb dem Kriege gegen Rom abgeneigt geweſen. (*Flathe.*)

DEMETRIOS, Könige von Syrien. 1) Demetrios I. Soter, Sohn des Seleukos Philopator, wurde noch als Knabe im J. 174 v. Ch. von ſeinem Vater als Geiſel den Römern übergeben, damit ſie ſeinen Oheim

Antiochos Epiphanes entließen [1]). Als bald darauf Seleukos von dem Heliodor vergiftet wurde, bemächtigte sich Antiochos des Thrones und ließ seinen Neffen bei den Römern in der Haft. Nachdem im J. 164 Antiochos gestorben war, wandte sich Demetrios an den Senat und bat um seine Entlassung, um den erledigten Thron in Besitz zu nehmen; doch die Römer achteten nicht auf seine Bitte, sondern genehmigten es, daß der neunjährige Sohn des verstorbenen Königs unter der Vormundschaft des Lysias die Krone Syriens erhielt. Demetrios verließ auf den Rath des Polybios Rom unter dem Vorwande einer Jagd, bestieg zu Ostia ein Schiff, fuhr nach Syrien, wo er mit großer Freude empfangen wurde, schnell ein Heer sammelte, den Antiochos und den Lysias, die ihm von ihren eigenen Kriegern ausgeliefert wurden, hinrichten ließ und dann im J. 162 den Thron bestieg [2]). Durch sein kluges Benehmen wußte er sich die Anerkennung der Römer zu bewirken, die wahrscheinlich den Ehrgeiz bei ihm nicht vermutheten, der ihn beseelte [3]). Gleich nach dem Antrit seiner Regirung zog er gegen Babylon und befreite es von dem drückenden Joche des Heraklides und Timarchos, weshalb er den Beinamen Soter, d. i. Erlöser, erhielt. Darauf sandte er seine Feldherren Nikanor und Bacchides nach Judäa, um die bürgerlichen Unruhen dieses Landes zur völligen Überwältigung desselben zu benutzen. Die Tyrannei seiner Heerführer brachte die Juden zur Verzweiflung, der Held Judas Makkabäus sammelte eine Streitmacht und vernichtete das Heer des Nikanor, der selbst in der Schlacht blieb. In einer zweiten Schlacht gegen den Bacchides verlor zwar Judas das Leben, doch stellte sich nun Jonathan an die Spitze der jüdischen Kriegsmacht und trieb nach langen blutigen Kämpfen die Syrer zurück [4]). Demetrios glaubte nur durch Kriegseroberungen seinen Thron befestigen zu können, darum beschloß er, seine Nachbarn anzugreifen. Zu dem Zwecke leistete er dem Orofernes gegen dessen Bruder, den König Ariarathes von Kappadokien, der jenen vom Throne gestoßen hatte, Beistand [5]); indem er aber dem Orofernes einen Thron zu gewinnen strebte, suchte dieser ihn von dem seinigen zu stürzen und verbündete sich mit den Antiochiern, die eine Verschwörung gegen Demetrios angezettelt hatten. Sobald dieser davon Nachricht erhielt, bemächtigte er sich des Undankbaren, doch schonte er sein Leben, um durch ihn den Ariarathes in Furcht zu erhalten. Obgleich dadurch die Antiochier ihren Rückhalt verloren hatten, so ließen sie sich dadurch doch nicht abhalten, sich gegen den Demetrios zu empören, da er sich durch eine harte und tyrannische Regirung ihnen verhaßt gemacht hatte. Zu gleicher Zeit schlossen Ariarathes von Kappadokien, Attalos von Bithynien und Ptolemäos von Ägypten ein Bündniß gegen ihn und stifteten einen jungen Mann von geringer Herkunft, Namens Balas, an, daß er den Thron von Syrien als sein väterliches Erbtheil in Anspruch nehmen mußte. Er nannte sich Alexander und gab sich für einen Sohn des Antiochos aus. Nicht nur die drei verbündeten Könige, sondern auch die Römer unterstützten den Betrüger, und selbst die Juden leisteten ihm Beistand, und da er auch bei den Syrern einen großen Anhang fand, so sah er sich bald an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, mit welchem er den Demetrios bekriegte. Dieser verlor den Muth nicht, er ging dem Feinde entgegen und brachte ihm eine große Niederlage bei. Die verbündeten Könige stellten neue Heere, die abermals geschlagen wurden; doch in einer dritten Schlacht siegte zwar der linke Flügel seines Heeres, der rechte aber, den er selbst befehligte, wurde zurückgedrängt. Er wurde in der Flucht mit fortgerissen, gerieth in einen Sumpf, stürzte mit dem Pferde und wurde nach einer tapfern Gegenwehr von den Feinden getödtet. Er starb im J. 151 im 11. Jahre seiner Regirung [6]).

2) Demetrios II., Nikator, Sohn des vorigen. Sein Vater hatte ihn und seinen jüngern Bruder Antiochos bei dem Beginn des Krieges mit dem Balas nach Gnidos in Karien zu einem Gastfreunde gesandt, woselbst er blieb, bis er sein männliches Alter erreicht hatte [7]). Unterdeß hatte sich Balas auf dem Throne von Syrien durch seine Ausschweifungen und Ungerechtigkeiten verhaßt gemacht, und die Syrer waren bereit, von ihm abzufallen. Diese Stimmung des Volkes benutzte Demetrios, erhielt von dem Ptolemäos Philometor und von den Kretern Hilfe und verjagte mit deren Beistand den Balas, der auf der Flucht von seinem eigenen Feldherrn Heliades ermordet wurde [8]). Kaum hatte er aber im J. 146 den Thron bestiegen, als er sich durch seine Ausschweifungen so verächtlich machte, als es sein Vorgänger gewesen war. Sein Günstling Sosthenes, dessen Leitung er sich völlig überließ, verführte ihn zu vielen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten und widersetzte sich den unklugen Maßregeln nicht, die der noch jugendliche Fürst in seiner Unbesonnenheit beging. So entließ er seine alten bewährten Krieger, den Kriegern des Ptolemäos verweigerte er den Sold und befahl oder billigte es wenigstens, daß das Volk sie verjagte oder umbrachte, dagegen begünstigte er die Kreter und anderes neugeworbenes Kriegsvolk. Da er sich durch solche Mißgriffe allgemein verhaßt gemacht hatte, so wagte es schon ein Jahr nach seiner Thronbesteigung der Feldherr Diodotos Tryphon, den Sohn des verjagten Balas als Gegenkönig aufzustellen, zu dessen Vormund er sich erklärte. Da er aus Mißtrauen die Antiochier entwaffnen wollte, so brach in dieser Hauptstadt ein gefährlicher Aufruhr gegen ihn aus. Dieses längst fürchtend hatte er eine große Menge Soldkrieger und auch 3000 Juden unter Jonathans Befehl an sich gezogen [9]). Mit diesen

1) *Appian.* Syr. 45. 2) *Justin.* hist 34, 3. *Polyb.* Exc. 31, 19. 3) Er übersandte dem römischen Senat eine goldene Krone, 10000 Goldstücke an Werth und die Anstifter des Mordes des römischen Gesandten Octavius. *Diodor Sic.* Fragm. 29. 4) *Josephi* Archaeol. XIII. 5) Demetrios war überdem ein Feind des Ariarathes, weil dieser ersterem seine Schwester zur Gemahlin versagte. *Justin.* XXXV, 1.

6) *Justin.* 35. *Joseph.* l. c. 7) *Justin.* 35, 2. 8) *Diodor. Sic.* Fragm. XVII. *Justin.* 35, 2. 9) *Joseph.* Archaeol. XIII.

AE 27
A 6
Sect. 1
v. 24

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Vierundzwanzigster Theil.

DEMETRIA — DIDYMUS

DEMETRIA.

DEMETRIA, *Δημήτρια*, der allgemeine Name der bei den Griechen der Göttin Ceres gefeierten Feste, insofern sie nicht durch besondere, etwas Vorzügliches andeutende Namen ausgezeichnet werden. Er entspricht so der römischen Benennung Cerealia. Hesychius (II. p. 622 Albert) erzählt von einem solchen Ceresfeste, wo? wird nicht gemeldet, daß sich an demselben die Frauen mit kleinen aus Baumrinden (ἐκ φλοιοῦ) geflochtenen Stricken geschlagen hätten. Liest man dafür ἐκ φλόνου, so wären es Stricke aus den Stengeln des Kerzenkrautes (verbascum). Es fand also an demselben eine Geißelung in dem Sinne statt, wie dort bei den Phenealen in Arkadien, wo der Priester in der Ceresmaske die Irdischen schlug, d. h. sie bezeichnete die Ceres als eine Göttin, die gegen das Gemeine, Rohe, Thierische ankämpft, deren Gläubige also auch das Fleisch kreuzigen sollen samt den Lüsten und Begierden.

(*J. A. L. Richter.*)

Demetria *Lag.* s. Grindelia *Willd.*

DEMETRIAS. Unter diesem Namen wurde Ol. 118, 2., als Demetrios Poliorketes Athen von der Tyrannei des Kassander befreite, von den Athenern eine Phyle den 10 Kleistheniſchen hinzugefügt, so wie eine andere, zu derselben Zeit geschaffene, den Namen Antigonis von dem Vater des Demetrios erhielt. Beiden Phylen wurden wahrscheinlich von den alten 10 Phylen je ein Demos zugetheilt [1]), beiden wurde aus Schmeichelei der Vorrang vor den alten eingeräumt [2]). Die Dauer ihrer Existenz ist ungewiß, wahrscheinlich aber wurden sie erst abgeschafft, als ungefähr Ol. 130. die Ptolemais und Ol. 145, 3. die Attalis an ihre Stelle gesetzt wurden. Daß die Demetrias von der Attalis verdrängt wurde, geht daraus hervor, daß die Hagnusier zur Demetrias und später zur Attalis gehörten.

(*C. L. Grotefend.*)

DEMETRIAS *Bonelli* (Insecta). Eine Käfergattung, Section Pentamera, Familie Carnivora, Tribus Carabici, Section Truncatipennes nach Latreille (*Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. 377.) und Dejean (Species general des Coleoptères I. 228.). Sie ward früher von Dejean (Catalogue de la collection) zu Dromius, von Duftschmidt (fauna) zu Lebia, von Fabricius zu Carabus gezählt. Ihre Kennzeichen sind folgende: die Klauen sind unten gezähnelt; das letzte Palpenglied ist cylindrisch; die drei letzten Tarsenglieder sind fast dreieckig; das vorletzte stark zweilappig; der Körper ist länglich, eiförmig, hinten wenig verschmälert; der Thorax fast herzförmig. — Die Käfer dieser Gattung sind klein, im Allgemeinen gelblich gefärbt und finden sich ziemlich häufig im Frühjahr unter Gebüsch, oder fliegen auch gegen Abend herum. Alle bis jetzt bekannten Arten sind Europäer. Linné, Olivier, Illiger, Schönherr, Gyllenhal und andere Entomologen haben sie, ungeachtet sie nicht schwer zu unterscheiden sind, als Varietäten des Carabus atricapillus Linné's betrachtet, welcher vielleicht nicht einmal zu der unter diesem Namen bekannten Art zu zählen ist. — Als Typus dient: D. atricapillus (Dromius atr. *Dejean* Catalog. — Lebia atr. *Duftschmidt* fauna austr. — Carabus atricapillus? *Linné* Syst. nat. ed. Gm.) blaßgelblich; der Kopf schwarz; Thorax roth, hinten etwas verschmälert; die Flügeldecken verloschen gestreift, die Zwischenräume punktirt; Brust und Hinterleib an der Wurzel pechschwarz. Nur 2 Linien lang, ¼ Linien breit. In Frankreich und Teutschland einheimisch, auch wol in Schweden, wenn Lebia atricapilla Gyllenhals hieher gehört. — Die übrigen Arten sind D. imperialis *Megerle*, D. unipunctatus *Creutzer*, welche als Varietäten der ersten betrachtet wurden, und elongatulus *Zenker* (suturalis *Dahl*, pectoralis *Parrey*).

(*D. Thon.*)

DEMETRIOS 1) Poliorketes (Städteeroberer), war der Sohn des Königs Antigonos. Einige alte Schriftsteller lassen ihn nur den Neffen desselben seyn; aber diese Angabe hat wenig Wahrscheinliches (Plut. Demetr. 2.). Beide, Vater und Sohn, spielen eine bedeutende Rolle in dem Riesenkampfe, der sich unmittelbar nach dem Tode Alexanders des Großen um die Herrschaft des Reiches erhebt, das durch Philipp und Alexander von dem früher unbedeutenden Makedonien aus durch Eroberung war begründet worden. Das Reich bestand aus dem alten Makedonien, dem zertrümmerten Reiche der Perser, zu dem noch einige Theile des Landes am obern Indus, des Panjab's, waren erobert worden, dem Küstenstriche von Thrakien, besonders so

1) Nur zwei derselben sind uns bekannt geworden. Hagnus gehörte zur Demetrias, Aithalidai zu einer von beiden Phylen. Böckh zum Corp. inscr. gr. n. 111. 2) S. Böckh a. a. O.

weit er von Griechen bewohnt war; dazu kam noch die Hegemonie über das eigentliche Griechenland. Es ist kaum anzunehmen, daß es irgend einem Nachfolger auf dem von Alexander zu Babylon aufgeschlageuen Throne, auch wenn er Alexanders Geist besessen, gelungen seyn würde, diese heterogene Masse zusammenzuhalten. Da aber Alexander nur einen blödsinnigen Bruder, Arridäos, einen Knaben, Herakles und eine schwangere Gemahlin hinterlassen, die nachmals eines Knaben genaß, der den Namen Alexander empfing, so bestellten die Feldherrn des makedonischen Heeres Perdikkas zum Reichsverweser und theilten die Provinzen unter sich, um sie mit dem Namen und der Macht der persischen Satrapen zu beherrschen. Bei dieser ersten Theilung empfing Antigonos die vereinigte Satrapie über Pamphylien, Phrygien und Lykien (Jahr 323). Der Reichsverweser Perdikkas aber dachte darauf, sich allmälig zum wahren Herrn von Asien zu machen. Darum suchte er die stolzesten und am meisten nach Unabhängigkeit strebenden Satrapen zu entfernen. Unter sie gehörte vor anderen Antigonos, der von Perdikkas zur Flucht nach Makedonien genöthiget ward; auf derselben begleitete ihn der junge Demetrios (Diod. Sic. 18, 23. *Arrian* de rebus post Alex. gestis). In einem Kampfe mehrer gegen ihn verbündeten Satrapen, unter denen Ptolemaios Lagi von Ägypten und Antipater von Makedonien die angesehensten waren, fand Perdikkas den Untergang (Jahr 320). Darauf beginnt die Größe des Antigonos, mit dem sein Sohn Demetrios immer im engsten Zusammenhange erscheint. Von dem neuen Reichsverweser Antipater empfängt er die Strategie über Asien, den Oberbefehl über das eigentliche makedonische Heer, welches durch siebenzig Elephanten eine furchtbare Stärke erhält. Die Strategie scheint zugleich eine untergeordnete Reichsverweserwürde gewesen zu seyn (Diod. Sic. 19, 105. 20, 28.), nöthig dadurch geworden, daß Antipater den Sitz der Regirung nach Makedonien zurückverlegte. Doch hatte Antipater diese untergeordnete Reichsverweserwürde für Asien klüglich getheilt; es gab eine Strategie des Westens, und diese war es, die an Antigonos kam, und eine Strategie des Ostens, welche Python, der Satrap von Medien, empfing. Der Euphrat oder der Tigris mag die beiderseitigen Gebiete abgemarkt haben (Diod. Sic. 20, 28.). In der Würde nun des königlichen Strategen für den Westen von Asien faßt Antigonos Gedanken der Herrschaft und der Unabhängigkeit. In einem langen und verworrenen Kampfe legt er den Grund zu einem neuen Reiche in Asien, bemächtiget sich eines guten Theiles von Kleinasien, Syriens, Phöniziens, dringt selbst in den Osten von Asien und gewinnt die Satrapien von Medien, Persien, Babylonien und Susa. Das neue Königthum steht jedoch bei seinem Entstehen gleich auf schwankenden Füßen; denn auch Antigonos versteht nur durch das persische Satrapensystem zusammenzuhalten, und die Satrapen, ob Antigonos ihnen auch makedonische Heerhaufen zur Beobsichtigung zurückließ, sind immer höchst zweideutige Unterthanen (Diod. Sic. 19, 46. 48.). Auch erhob sich gegen die neue Macht ein Bund der übrigen größeren Satrapen, weil sie von Antigonos zertreten zu werden fürchteten. Kassander, der sich bald nach Antipaters Tode der Herrschaft über Makedonien bemeistert, Ptolemaios Lagi von Ägypten und der von Antigonos vertriebene Seleukos, Satrap von Babylonien, waren die Hauptglieder dieses Bundes. In diesem Kampfe nun wird Demetrios immer wichtiger, je mehr der Vater zu altern beginnt. Demetrios war ein schöner Jüngling, aufgewachsen in dem neuen makedonischen Leben, das mit Philipp sich dem Hellenismus verschwistert, mit Alexander sich dem Orientalismus verschwägert hatte. Aus diesem Stande des makedonischen Wesens war die Bildung des Demetrios hervorgegangen, und sie war so sonderbar wie dieser. Er liebt die griechischen Wissenschaften, er hat viel gehört und gelesen von der alten Herrlichkeit Griechenlands, er träumt sich gern zurück in diese Zeit und möchte gern der griechischen Heroen einer seyn. So während alles um ihn her mit Planen zur Herrschaft und Unterwerfung beschäftigt ist, gedenkt er die alte Freiheit von Hellas wieder herzustellen, deren Zeit doch längst vorüber ist. Aber nicht minder deutlich spricht sich die Weise des Morgenlandes in ihm aus; er will mit der Pracht eines morgenländischen Fürsten umgeben seyn, es soll im Staube vor ihm alles liegen wie vor den alten Perserkönigen, und zuletzt will er ein Gott genannt werden wie diese. Auch der wüste und doch thatenkräftige Geist der Zeit zeigt sich in Demetrios in einer fast seltsamen Gestalt; heute schwelgt er in wilden Gelagen oder jagt Liebesabenteuern nach, daß er dabei bald in die Hände der Feinde fällt (Plut. Demetr. 14.), und des andern Tages geht er rüstig und wohlgemuth in die Schlacht. Demetrios verlor zwar gegen Ptolemaios Lagi die Schlacht bei Gaza (Jahr 312), aber da Antigonos ihm schnell aus Kleinasien zu Hilfe kam, zog der Satrap von Ägypten sich in die Heimath zurück. Eine zweite Unternehmung des Demetrios, die bald nach dieser Schlacht geschehen scheint, läuft nicht glücklicher ab. Seleukos ist in seine Satrapie Babylonien zurückgekehrt und eben beschäftigt, sich in den Besitz des Ostens von Asien, so weit er persisch gewesen war, zu setzen (Plut. Demetr. 7.), Antigonos sendet seinen Sohn Demetrios, um das Gewonnene wieder zu nehmen. Er nimt zwar die Stadt Babylon, kehrt aber schnell wieder nach dem vordern Asien zurück (Diod. Sic. 19, 100.), wahrscheinlich in der Überzeugung, daß der Osten einmal verloren sey. Die beiden Fürsten hatten Feinde genug in dem vordern Asien zu bekämpfen. Dadurch gewinnt Seleukos, nachmals mit dem Beinamen „Nikator" geschmückt, Raum und Zeit, den Grund zu einem neuen Reiche zu legen. Ein Versuch des Demetrios, in Arabien einzudringen, bei dem die Makedonier erfuhren, daß die Wüste unübersteigliche Hindernisse entgegensetze, geht der Zeit nach dem Zuge nach Babylon voraus. Indessen ist die Lage und Stellung der beiden Fürsten Antigonos und Demetrios von Zeit zu Zeit bedenklicher geworden. Vier mächtige und erbitterte Feinde umstehen sie, Ptolemaios Lagi von Ägypten, Seleukos von Babylon, Lysimachos von Thrakien und Kassander von

Makedonien, welcher letztere das ganze altkönigliche Haus von Makedonien, den männlichen Stamm Alexanders des Großen vernichtet hatte. Sie wenden sich bald gegen den einen und bald gegen den andern dieser Feinde; sie ermüden in diesem Kampfe und sinken zuletzt in ihm unter. Sie scheinen auch nicht genugsam mit Consequenz gehandelt und ihren Fall dadurch selbst beschleunigt zu haben. Antigonos sendet seinen Sohn Demetrios zum erstenmale nach Griechenland (Jahr 307), um es zu befreien. Diese Befreiung war bei dem alten Antigonos nur ein politisches Kunststück; das Zauberwort „Freiheit" sollte nur die Herrschaft Kassanders enden, die damals Griechenland fast schon verschlungen hatte. Dem Sohne aber, der noch in jugendlichen Träumen lebte, war sie ein Ernst. Er vertrieb die Besatzungen Kassanders von Athen und von Megara. Die Athener behandelten ihren Befreier, wie er es gern wollte, als einen Gott in Menschengestalt. Aber plötzlich rief ihn der Vater nach Asien zurück und gebot ihm, die Insel Cypern zu erobern, die sich in der Gewalt des Ptolemaios Lagi befand. Die Flotte Ägyptens ward überwunden (Jahr 306). Nach diesem Siege nahmen Antigonos und Demetrios den Titel „Könige" an. Diesem Beispiel folgten bald die übrigen großen Satrapen, die längst königliche Gewalt geübt hatten, Ptolemaios Lagi, Kassander, Lysimachos, Seleukos. Ein Angriff der beiden Fürsten auf Ägypten mißlingt. Je mehr die Zeit drängt und die Entscheidung naht, die kommen mußte, so wie Seleukos mit dem Aufbau seines neuen Reiches im Osten fertig war, desto schwankender wird das Betragen des Antigonos und des Demetrios. Der Letztere verschwendet eine lange Zeit mit der Bestürmung der Inselstadt Rhodos, welche er mit ungeheuern Belagerungswerken unternahm. Aber die Stadt ward nicht gewonnen, und Demetrios mußte ihr in einem Vertrage ihre Freiheit lassen (Jahr 303). Dann tritt er seinen zweiten Zug nach Griechenland an. Zwar tritt er auch diesesmal noch als Befreier auf, aber der künftige Herr schimmert schon deutlicher hindurch. In Athen erlaubt sich Demetrios die furchtbarsten Ausschweifungen und versteht es schon trefflich, den Griechen Geld abzupressen (Plut. Demetr. 24. 27.). Indessen stellen sich die Griechen noch zu dem Befreier, um der Herrschaft Kassanders erledigt zu werden. Schon ist Demetrios in Thessalien eingedrungen, als die Vorgänge in Asien ihn abrufen. Dort ist Seleukos Nikator zurückgekommen von seiner Heerfahrt in die Indusländer, die nur eine bewaffnete Demonstration gewesen zu seyn scheint, um den indischen König Sandrakottos zur Auslieferung seiner Kriegselephanten zu nöthigen; er führt gegen fünfhundert derselben herbei zum entscheidenden Kampfe gegen Antigonos. Mit ihm hat sich Lysimachos, vielleicht auch Kassander von Makedonien verbunden. Diese auf der einen, Antigonos und Demetrios auf der andern Seite kämpfen die Entscheidungsschlacht bei Ipsos (Jahr 299), die durch die Treulosigkeit der Truppen für die letztern verloren geht. Fechtend nimt Antigonos den Tod, aber Demetrios entrinnt mit einigen Tausend, und seine Schicksale sind noch nicht zu Ende. Er zog sich nach Griechenland zurück, wo er ein nicht unbedeutendes Heer zurückgelassen zu haben scheint, behält aber in Asien Cypern und einige Städte Phöniziens besetzt. Unter den vier Siegern aber, die bis dahin nur die gemeinsame Furcht vor Antigonos zusammengehalten, gestaltet sich schnell Mißtrauen und Zwietracht. Seleukos, dem Syrien zugefallen, glaubt einen Bundesgenossen sich erwerben zu müssen und wirbt um Stratonike, die schöne Tochter des Demetrios. Nach dieser Vermählung scheint jedoch von Demetrios verlangt worden zu seyn, er solle jedem Gedanken an eine Herrschaft in Asien entsagen. Dessen weigert er sich und befestiget dadurch selbst das Bündniß zwischen Lysimachos, Ptolemaios Lagi und Seleukos. Die Besitzungen in Asien gehen allmälig verloren. In Griechenland aber befestigte Demetrios seine Herrschaft; das widerstrebende Athen ward mit Waffengewalt bezwungen. Nicht mehr als Befreier von einem fremden Joch, sondern als König zeigte sich Demetrios jetzt den Griechen. Sparta wird vergebens angegriffen (Plut. Demetr. 35.). Aber ein neuer Glücksstern ging für Demetrios auf. In Makedonien war Kassander gestorben (Jahr 297), und nach ihm hatte kurze Zeit sein Sohn Philipp geherrscht. Darauf ward das Reich zwischen die beiden jüngern Söhne Antipater und Alexander getheilt. Zwischen den Brüdern ist Zwist, in welchem die Königin Mutter Thessalonike sich auf Alexanders Seite neigt; deshalb wird sie von Antipater ermordet. Nun rief Alexander den König Demetrios und dessen Waffenbruder Pyrrhos, König von Epirus, zu Hilfe. Zuerst indessen erscheint nur Pyrrhos in Makedonien und setzt für die Abtretung der Nebenländer Makedoniens, die von Kassander gewonnen worden waren (Akarnanien, Ambrakien, Amphilochien), Alexandern auf den Thron von Makedonien. Antipater entflieht zu Lysimachos, den König von Thrakien, dem in der Theilung nach dem Falle des Antigonos auch Kleinasien zu Theil geworden. Demetrios erscheint nun aber auch noch in Makedonien, nicht um Alexandern Hilfe zu bringen, der keiner Hilfe mehr bedarf, sondern um ihn des Reiches zu berauben. Alexander wird zu Larissa ermordet, und Demetrios ist König von Makedonien und Griechenland. Aber dieser schöne Besitz sollte nur die Mittel geben, des Vaters Reich in Asien wieder zu gewinnen. Der Gedanke war um so thörichter, je weniger schon Griechenland fest gewonnen war, wo Ätolien und Sparta noch in voller Freiheit bestanden; je deutlicher eine abermalige Verbindung zwischen Lysimachos, Ptolemaios Lagi und Seleukos vorauszusehen war; je mehr auch Pyrrhos von Epiros an die Herrschaft über Makedonien dachte, und je weniger Demetrios selbst wegen seiner Hinneigung zu morgenländischer Sitte und Weise die Stimmung des noch immer einfachen Volkes von Makedonien zu gewinnen vermocht hatte. Während daher Demetrios zu seinem Zuge nach Asien ein bedeutendes Heer zusammengebracht, das aus fast hunderttausend Streitern zu Fuß und zwölftausend zu Roß bestand, hatten die bedrohten Könige ihren Bund geschlossen (Plut. Demetr. 43. 44.) und Pyrrhos von Epirus in denselben gezogen. Im Nu verschwanden die goldenen Träume, in denen sich Demetrios gewiegt;

faſt das geſamte Heer ging zu Pyrrhos über. Der verrathene König entwich nach Griechenland (Jahr 287). Hier ließ er ſeinen Sohn Antigonos zurück und warf ſich ſelbſt mit einem kleinen Heere doch wieder nach Aſien in das Gebiet des Lyſimachos, nicht mehr wie ein König, ſondern wie ein kühner Abenteurer. Aber an zwei Seiten von Feinden umgarnt, auf der einen Seite von Agathokles, dem Sohne des Lyſimachos, auf der anderen von Seleukos, fand er zuletzt keinen andern Ausweg als ſich gefangen an Seleukos zu geben. Die drei letzten Jahre ſeines Lebens brachte er, dem Vergnügen ergeben, in freier Haft zu.

2) Demetrios, der zweite König von Makedonien, Sohn des Antigonos Gonnatas, der ein Sohn des Demetrios Poliorketes war. Zehn Jahre ſaß er auf dem Throne, aber ſehr wenig iſt von ihm bekannt. Die alten Plane der Könige von Makedonien, die Herrſchaft über Griechenland zu gewinnen, waren durch das Entſtehen des Bundes der Achaier durchbrochen, der im Anfange der Regirung Demetrios II. (Jahr 242) ſchon ziemlich bedeutend daſtand, und welcher durch eine vorübergehende Eintracht, die zwiſchen den Achaiern und Ätolern gegen Makedonien beſtand (Plut. Arat. 34.), noch bedeutender ward. Es waren nur noch die Trümmer der makedoniſchen Macht in Griechenland übrig. Doch gehorchten noch mehre Städte in dem Peloponnes, die unter makedoniſchen Statthaltern ſtanden, welche von den Griechen Tyrannen genannt wurden (Polyb. II. 44.). Durch ſtete Angriffe benachbarter Barbaren auf Makedonien ſelbſt, heftige Kämpfe mit Alexander von Epirus (Plut. Arat. 33. 34. Iust. 26, 2.) wurde Demetrios abgehalten, bedeutend in die Angelegenheiten Griechenlands einzugreifen, und mußte ſich darauf beſchränken, dem weitern Umſichgreifen des achäiſchen und ätoliſchen Bundes zu wehren. Es gelang ihm wenigſtens, Böotien den Ätolern wieder zu entreißen und es unter Makedonien zu bringen (Polyb. 20, 5.). Bei dem Tode des Demetrios (J. 232) übernahm Antigonos Doſon die Herrſchaft für ſeinen unmündigen Sohn Philipp.

3) Demetrios, der Sohn des vorletzten Königs von Makedonien, Philipp III. In dem harten Frieden, den dieſer nach der Schlacht bei Kynoskephalä mit den Römern ſchließen mußte, durch den die letzten Reſte des von den Makedoniern noch in Griechenland behaupteten Einfluſſes verloren gingen, und nach welchem von den Römern die trügeriſche Freiheit Griechenlands erklärt ward, wurde Demetrios von ſeinem Vater als Geißel nach Rom geliefert (Jahr 197). Als aber Antiochos von Syrien in Griechenland erſchien, unter dem Vorwande, das Land von den Römern zu befreien, eigentlich aber wol, um es ſich zu unterwerfen, und die Römer der Bundesgenoſſenſchaft Philipps von Makedonien bedurften, ſendeten ſie ihm auch den Sohn Demetrios zurück (Polyb. XX, 8.). Nach der Beſiegung aber Antiochos des Großen von Syrien umgarnten die Römer den König Philipp wiederum mit ihrer falſchen und treuloſen Politik. Sie hatten, ſo lange der Krieg gegen Syrien dauerte, ihm erlaubt, einige wenig bedeutende Eroberungen zu machen. Jetzt ſollte er ſie zum Theil wieder aufgeben. Philipp hatte ſich dabei von wilder Leidenſchaftlichkeit zu einer Handlung hinreißen laſſen, die, ohne ihm Nutzen zu bringen, die Römer erbittern mußte. Ehe er die Stadt Maronea räumte, ließ er die Bewohner derſelben, welche widrige Geſinnungen gezeigt hatten, durch thrakiſche Söldner niederhauen. Nach der That erſchrack Philipp über den drohenden Zorn Roms und ſendete ſeinen Sohn Demetrios ab, um den Senat zu begütigen (Jahr 184). Zwei Söhne hatte König Philipp; Demetrios war der jüngere, der ältere hieß Perſeus. Dieſer ſoll der Sohn einer Kebſe geweſen ſeyn (Plut. Paul. Aem. 8.). Andere Schriftſteller aber nennen ihn ohne weiteren Zuſatz einen Sohn des Königs Philipp (Euseb. Chronic. pag. 335. op. Ancyran.). Das Thronfolgerecht war in Makedonien keineswegs genau beſtimmt. Glück und That hatte oftmals unter den Söhnen eines Königs entſchieden. Am wenigſten aber genoſſen die Söhne fürſtlicher Mütter eines beſtimmt geſicherten Vorzugs vor den Söhnen der Kebſen. In ſolcher Unbeſtimmtheit der Verhältniſſe mochte zwiſchen Perſeus und Demetrios lange heimlicher Haß ſeyn. Die Römer kennen und benutzen es, um, wie allenthalben hin, Zwietracht auch in das Reich Makedonien zu bringen. Um des Demetrios willen, erklärt der römiſche Senat, ſollte dem König Philipp verziehen ſeyn (Liv. 39, 47.). Insbeſondere wird dem Prinzen geſagt „der Senat wolle ihm den Thron ſichern und nöthigenfalls ihn ſogleich auf denſelben erheben" (Polyb. 24, 3.). Das geſchah; nicht weil Rom es in der That ſo wollte, ſondern damit das königliche Haus von Makedonien in Zerwürfniß komme. Daher ſendet man auch den Prinzen nach Makedonien zurück, ohne daß etwas entſchieden wird, zufrieden damit, daß in Makedonien nicht unbekannt bleiben könne, was laut in Rom verhandelt worden. Wie weit Demetrios in die Plane der Römer eingegangen, läßt ſich nicht ermitteln, natürlich aber war bei ſeiner zweideutigen Hoffnung auf den Thron, daß er Roms Anträge nicht ganz von der Hand gewieſen. Wenn daher der gedemüthigte Philipp fortan immer auf den Krieg gegen Rom ſinnt, redet Demetrios immer für Rom und für den Frieden. Eine Friedenspartei unter dem Volke hört ihn mit Vergnügen (Polyb. 24, 7.). Perſeus aber ſchauete mit Luſt in dieſen Stand der Dinge und unterhielt des Vaters Verdacht. Philipp ſendet Boten nach Rom, um die Art und Weiſe des Zuſammenhanges zwiſchen Demetrios und dem Senat zu erkunden (Liv. 40, 20—24.). Die Boten, von Perſeus gewonnen, bringen Briefe zurück, die Demetrios mit Römern gewechſelt haben ſoll. Philipp zweifelt nicht an ſeiner Schuld und läßt den Sohn ermorden. Später fand der König nun freilich, daß dieſe Briefe untergeſchoben geweſen. Aber deshalb bleibt nicht minder gewiß, daß Demetrios eine Stütze in Rom geſucht gegen Perſeus, damit der Thron ihm nicht entgehe, wenn der Vater geſtorben, und daß er deshalb dem Kriege gegen Rom abgeneigt geweſen. (*Flathe.*)

DEMETRIOS, Könige von Syrien. 1) Demetrios I. Soter, Sohn des Seleukos Philopator, wurde noch als Knabe im J. 174 v. Ch. von ſeinem Vater als Geiſel den Römern übergeben, damit ſie ſeinen Oheim

Antiochos Epiphanes entließen [1]). Als bald darauf Seleukos von dem Heliodor vergiftet wurde, bemächtigte sich Antiochos des Thrones und ließ seinen Neffen bei den Römern in der Haft. Nachdem im J. 164 Antiochos gestorben war, wandte sich Demetrios an den Senat und bat um seine Entlassung, um den erledigten Thron in Besitz zu nehmen; doch die Römer achteten nicht auf seine Bitte, sondern genehmigten es, daß der neunjährige Sohn des verstorbenen Königs unter der Vormundschaft des Lysias die Krone Syriens erhielt. Demetrios verließ auf den Rath des Polybios Rom unter dem Vorwande einer Jagd, bestieg zu Ostia ein Schiff, fuhr nach Syrien, wo er mit großer Freude empfangen wurde, schnell ein Heer sammelte, den Antiochos und den Lysias, die ihm von ihren eigenen Kriegern ausgeliefert wurden, hinrichten ließ und dann im J. 162 den Thron bestieg [2]). Durch sein kluges Benehmen wußte er sich die Anerkennung der Römer zu bewirken, die wahrscheinlich den Ehrgeiz bei ihm nicht vermutheten, der ihn beseelte [3]). Gleich nach dem Antrit seiner Regirung zog er gegen Babylon und befreite es von dem drückenden Joche des Heraklides und Timarchos, weshalb er den Beinamen Soter, d. i. Erlöser, erhielt. Darauf sandte er seine Feldherren Nikanor und Bacchides nach Judäa, um die bürgerlichen Unruhen dieses Landes zur völligen Überwältigung desselben zu benutzen. Die Tyrannei seiner Heerführer brachte die Juden zur Verzweiflung, der Held Judas Makkabäus sammelte eine Streitmacht und vernichtete das Heer des Nikanor, der selbst in der Schlacht blieb. In einer zweiten Schlacht gegen den Bacchides verlor zwar Judas das Leben, doch stellte sich nun Jonathan an die Spitze der jüdischen Kriegsmacht und trieb nach langen blutigen Kämpfen die Syrer zurück [4]). Demetrios glaubte nur durch Kriegseroberungen seinen Thron befestigen zu können, darum beschloß er, seine Nachbarn anzugreifen. Zu dem Zwecke leistete er dem Orofernes gegen dessen Bruder, den König Ariarathes von Kappadokien, der jenen vom Throne gestoßen hatte, Beistand [5]); indem er aber dem Orofernes einen Thron zu gewinnen strebte, suchte dieser ihn von dem seinigen zu stürzen und verbündete sich mit den Antiochiern, die eine Verschwörung gegen Demetrios angezettelt hatten. Sobald dieser davon Nachricht erhielt, bemächtigte er sich des Undankbaren, doch schonte er sein Leben, um durch ihn den Ariarathes in Furcht zu erhalten. Obgleich dadurch die Antiochier ihren Rückhalt verloren hatten, so ließen sie sich dadurch doch nicht abhalten, sich gegen den Demetrios zu empören, da er sich durch eine harte und tyrannische Regirung ihnen verhaßt gemacht hatte. Zu gleicher Zeit schlossen Ariarathes von Kappadokien, Attalos von Bithynien und Ptolemäos von Ägypten ein Bündniß gegen ihn und stifteten einen jungen Mann von geringer Herkunft, Namens Balas, an, daß er den Thron von Syrien als sein väterliches Erbtheil in Anspruch nehmen mußte. Er nannte sich Alexander und gab sich für einen Sohn des Antiochos aus. Nicht nur die drei verbündeten Könige, sondern auch die Römer unterstützten den Betrüger, und selbst die Juden leisteten ihm Beistand, und da er auch bei den Syrern einen großen Anhang fand, so sah er sich bald an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, mit welchem er den Demetrios bekriegte. Dieser verlor den Muth nicht, er ging dem Feinde entgegen und brachte ihm eine große Niederlage bei. Die verbündeten Könige stellten neue Heere, die abermals geschlagen wurden; doch in einer dritten Schlacht siegte zwar der linke Flügel seines Heeres, der rechte aber, den er selbst befehligte, wurde zurückgedrängt. Er wurde in der Flucht mit fortgerissen, gerieth in einen Sumpf, stürzte mit dem Pferde und wurde nach einer tapfern Gegenwehr von den Feinden getödtet. Er starb im J. 151 im 11. Jahre seiner Regirung [6]).

2) Demetrios II., Nikator, Sohn des vorigen. Sein Vater hatte ihn und seinen jüngern Bruder Antiochos bei dem Beginn des Krieges mit dem Balas nach Gnidos in Karien zu einem Gastfreunde gesandt, woselbst er blieb, bis er sein männliches Alter erreicht hatte [7]). Unterdeß hatte sich Balas auf dem Throne von Syrien durch seine Ausschweifungen und Ungerechtigkeiten verhaßt gemacht, und die Syrer waren bereit, von ihm abzufallen. Diese Stimmung des Volkes benutzte Demetrios, erhielt von dem Ptolemäos Philometor und von den Kretern Hilfe und verjagte mit deren Beistand den Balas, der auf der Flucht von seinem eigenen Feldherrn Heliades ermordet wurde [8]). Kaum hatte er aber im J. 146 den Thron bestiegen, als er sich durch seine Ausschweifungen so verächtlich machte, als es sein Vorgänger gewesen war. Sein Günstling Sosthenes, dessen Leitung er sich völlig überließ, verführte ihn zu vielen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten und widersetzte sich den unklugen Maßregeln nicht, die der noch jugendliche Fürst in seiner Unbesonnenheit beging. So entließ er seine alten bewährten Krieger, den Kriegern des Ptolemäos verweigerte er den Sold und befahl oder billigte es wenigstens, daß das Volk sie verjagte oder umbrachte, dagegen begünstigte er die Kreter und anderes neugeworbenes Kriegsvolk. Da er sich durch solche Mißgriffe allgemein verhaßt gemacht hatte, so wagte es schon ein Jahr nach seiner Thronbesteigung der Feldherr Diodotos Tryphon, den Sohn des verjagten Balas als Gegenkönig aufzustellen, zu dessen Vormund er sich erklärte. Da er aus Mißtrauen die Antiochier entwaffnen wollte, so brach in dieser Hauptstadt ein gefährlicher Aufruhr gegen ihn aus. Dieses längst fürchtend hatte er eine große Menge Soldkrieger und auch 3000 Juden unter Jonathans Befehl an sich gezogen [9]). Mit diesen

1) *Appian.* Syr. 45. 2) *Justin.* hist 34, 3. *Polyb.* Exc. 31, 19. 3) Er übersandte dem römischen Senat eine goldene Krone, 10000 Goldstücke an Werth und die Anstifter des Mordes des römischen Gesandten Octavius. *Diodor. Sic.* Fragm. 29. 4) *Josephi* Archaeol. XIII. 5) Demetrios war überdem ein Feind des Ariarathes, weil dieser ersterem seine Schwester zur Gemahlin versagte. *Justin.* XXXV, 1.

6) *Justin.* 35. *Joseph.* l. c. 7) *Justin.* 35, 2. 8) *Diodor. Sic.* Fragm. XVII. *Justin.* 35, 2. 9) *Joseph.* Archaeol. XIII.

bekämpfte er die Antiochier, die sich, nachdem sie beinahe 100,000 Mann verloren hatten und ein großer Theil der Stadt in Asche gelegt war, unterwerfen mußten [10]). Nun ließ er seiner Rache freien Zügel, und seine Grausamkeit kannte keine Grenzen mehr; auch die Juden und andere ihm treugebliebene Völkerschaften belegte er mit unerschwinglichen Abgaben und veranlaßte sie dadurch, sich dem Tryphon zuzuwenden. Er lieferte diesem eine Schlacht, die er zwar verlor, doch, da er noch eine ansehnliche Streitmacht besaß, sich in einem Theile seines Reiches behauptete. Tryphon hatte den Jonathan umbringen lassen und dadurch die Juden von sich abwendig gemacht; als er noch seinen Mündel Antiochos ermordete und sich selbst der Krone bemächtigte, da fiel das Volk von ihm ab, und Demetrios erhielt wieder das Übergewicht [11]). Dieser würde nun sich leicht des Tryphon haben entledigen können, wenn er den Krieg gegen ihn mit Ernst geführt hätte. Das that er aber nicht, sondern überließ die Leitung seiner Heere den Feldherrn und gab sich in Seleukia und Laodikea den Ausschweifungen hin [12]). Als er endlich zur Besinnung kam, da beschloß er, die Schmach seiner Weichlichkeit durch kriegerischen Ruhm wieder auszulöschen und zu dem Zwecke die Parther zu bekriegen. Die Völker Asiens, des Joches der Parther müde, begünstigten sein Unternehmen. Er erhielt Hilfsvölker von den Persern, den Elymäern und Baktriern, und besiegte die Parther in mehren Schlachten; darauf aber gerieth er, durch hinterlistige Friedensanträge getäuscht, in die Gefangenschaft der Parther und wurde von ihnen in den Ländern, die ihm Hilfe geleistet, zum Spott umhergeführt. Bald aber wies ihm der Partherkönig Arsakes Hyrkanien zum Wohnsitz an, gab ihm einen königlichen Hofstat, vermählte ihn mit seiner Tochter Rhodogyne und verhieß ihm wieder in sein Reich einzusetzen, in welchem Tryphon wieder die Obermacht hatte, doch vereitelte der Tod des Arsakes diese Hoffnung. Während dem hatte Antiochos, der jüngere Bruder des Demetrios, eine Streitmacht gesammelt und sich mit der Kleopatra vermählt, die ihm Seleukia und was sonst noch ihrem vorigen Gemahl anhängig geblieben war, übergab [13]). So verstärkt bekriegte Antiochos den Tryphon, der, als er nicht länger widerstehen konnte, sich im J. 139 selbst entleibte. Demetrios wollte nun in sein Reich zurückkehren, doch König Phrahates ließ ihn auf der Flucht ergreifen und zurückbringen. Ein zweiter Versuch zu entfliehen lief ebenso unglücklich ab. Dennoch wurde Demetrios sowol als sein Vertrauter Gallimander, der seine Flucht hatte befördern helfen, von dem Phrahates mit vieler Schonung behandelt, doch ersterer nicht etwa seiner Verwandtschaft mit dem parthischen Königshause wegen oder aus einer den Parthern sonst nicht eigenen Großmuth, sondern weil sein Recht auf den syrischen Thron ihnen zum Vorwande dienen sollte, Syrien in seinem Namen zu erobern [14]). Antiochos, der nach der Überwältigung des Tryphon das ganze syrische Reich beherrschte, kam, sobald er die Absicht der Parther inne wurde, ihnen zuvor und zog gegen sie mit einem großen, vortrefflich eingeübten Heere zu Felde. Zur Beschönigung seines Angriffes gab er vor, daß er seinen Bruder aus der Gefangenschaft befreien wolle, wiewol das seine Meinung nicht war, da er keine Neigung hatte, die Regirung niederzulegen. Da die Macht der Parther allgemein gefürchtet und ihre Tyrannei verhaßt war, so erhielt Antiochos von den mehresten Königen Asiens, die sich alle seinem Schutze anvertrauten, Hilfsvölker. So verstärkt griff er die Parther an, besiegte sie in drei Schlachten, eroberte Babylon und entriß seinen Gegnern alle Provinzen, die sie außer ihrem Stammlande besaßen. Auf solche Weise bedrängt sandte Phrahates den Demetrios mit einer Kriegsschaar nach Syrien, um es zu erobern und dadurch den Antiochos zum Rückzuge, zur Vertheidigung des eigenen Thrones zu nöthigen. Dieser hatte während dem sein Heer der bessern Verpflegung wegen in verschiedene Provinzen vertheilt, und die Mehrzahl desselben war in einem von den Parthern erregten Aufstande, der in mehren großen Städten an einem Tage ausbrach, ermordet worden. Als darauf Antiochos genöthigt wurde, mit dem Rest seines Heeres einen Kampf gegen Phrahates zu bestehen, ward er überwunden und blieb selbst in der Schlacht. Phrahates bereuete es nun, den Demetrios freigelassen zu haben, und sandte ihm eine Reuterschaar nach, ihn zurückzuholen. Doch jener war bereits in Syrien angekommen und übernahm im Jahre 131, nach dreizehnjähriger Gefangenschaft, die Regirung aufs neue. Ungebessert durch seine Widerwärtigkeiten und durch seinen langen Aufenthalt unter den Parthern völlig verwildert, verübte er solche Unmenschlichkeiten, daß er bald allgemein verhaßt wurde und mehre große Städte seines Reiches von ihm abfielen. Dieser gefährlichen Lage ungeachtet ließ er sich doch in einen auswärtigen Krieg ein und wollte den König Ptolemäos Physkon von Ägypten entthronen, da dessen Gemahlin und Schwester Kleopatra ihn dazu aufgefodert hatte und mit ihren Schätzen zu ihm geflohen war. Ptolemäos stellte dem Demetrios den Sohn des ägyptischen Kaufmanns Protarchos, Namens Zebina, mit Ansprüchen auf den syrischen Thron entgegen und unterstützte ihn mit einem Heere; Zebina, der sich Alexander nannte und für einen Adoptivsohn des Antiochos ausgab, fand großen Anhang in Syrien und wurde bald dem Demetrios an Macht überlegen. Unfern Tyrus kam es zwischen beiden im J. 126 zur Schlacht, Demetrios wurde überwunden und mußte fliehen. Er suchte Schutz bei seiner Gemahlin Kleopatra, sie nahm ihn aber nicht auf. Darauf floh er nach Tyrus und wollte daselbst in einem Tempel eine Freistätte finden; ehe er ihn aber erreichte, wurde er, wahrscheinlich auf Anstiften seiner Gemahlin Kleopatra, auf Geheiß des Befehlshabers von Tyrus umgebracht [15]).

3) Demetrios III., Eukairos, auch Euergetes oder Philometor, vierter Sohn des Königs Antiochos Gry-

10) *Diodor. Sicul.* Fragm. XXII. 11) *Liv.* 55. *Justin.* 36, 1. 12) *Diodor. Sic.* Fragm. XXXVI. 13) *Justin.* 36, 1. 38, 10. 14) *Justin.* 38, 9.

15) Doch nachzulesen *Appian* in Syr. und 2. Makk. Cap. 14., 15.

pos. Er lebte, da sich Antiochos Eusebes des syrischen Reiches bemächtigt hatte, bei dem Könige Ptolemäos Lathuros in Ägypten. Nachdem schon zwei seiner ältern Brüder im Kampfe um das väterliche Reich umgekommen waren, unterstützte im J. 84 v. Chr. Ptolemäos ihn mit einer Streitmacht und half ihm einen großen Theil von Syrien erobern, welches er mit seinem Bruder Philippos gemeinschaftlich regirte, doch so, daß er in Damaskos und Philipp in Antiochia Hof hielt. Er zog den Juden, die sich gegen den Alexander Jannäos empört hatten, zur Hilfe und erfocht gegen diesen einen Sieg, zog sich aber zurück, als die Mehrzahl der Empörer sich geneigt zeigte, die Herrschaft des Alexander anzuerkennen [16]). Darauf wollte er seinen Bruder Philipp entthronen, entriß ihm Antiochien und belagerte ihn in Berata. Da kamen aber die Araber und Parther zur Befreiung Philipps herbei, schlugen das Heer des Demetrios und machten ihn zum Gefangenen. Er wurde nach Parthien geführt und von dem König Mithradates zwar mit Milde behandelt, doch nie frei gelassen. Er hatte in Syrien nur 4 Jahre geherrscht. (*Rauschnick.*)

DEMETRIOS. Gelehrte dieses Namens, von den verschiedensten Fächern, machte schon Diogenes von Laerte in der Biographie des Demetrios Phalereus zwanzig namhaft; Fabricius (Bibl. gr. XI, 398—422.) hat deren gegen hundert aufgeführt. Von den Meisten weiß man indeß wenig mehr, als den Namen. Die, von denen Denkwürdigeres zu sagen ist, sind folgende.

A. Dichter. 1) D., Komödiendichter, aus dessen Areopagites Athenäus (ed. Schweigh. I, 419.), und aus dessen Sikelia derselbe und das Etymol. M. (p. 835. vergl. Aelian. de animal. 12, 10.) Bruchstücke aufbewahrt haben. Wenn aber diese genannten Bruchstücke in die Zeit zwischen die 92 und 94. Olympiade zu gehören scheinen, so kann dagegen ein drittes bei Athenäus (III, 502.) nicht vor der 117. Olympiade geschrieben seyn (Meineke Quaest. Scen.).

2) Demetrios aus Bithynien, unter dessen Namen sich zwei Epigramme auf die vielbesungene Kuh Myrons befinden (Brunk. Anal. II, 65. Jacobs Anthol. II, 64.). Das erste ist ungewiß und steht in dem Codex Palatinus nicht mit seinem Namen; Ausonius hat es übersetzt (Ep. 63.). Wenn dieser Demetrios derselbe ist, den Diogenes L. einen Sohn des Stoikers Diphilos und Schüler des Panaitios von Rhodus nennt; so lebte er 120 J. v. Chr.

3) Ein Demetrios wird von Horaz zweimal namhaft gemacht (Sat. I, 10, 18 und 79.). In der letzten Stelle wird er genannt, in der ersten blos als Affe des Calvus und Catull bezeichnet, keineswegs, wie der Scholiast sagt, propter deformitatem et brevem naturam. Der Scholiast verwechselt ihn auch mit dem großen comoedus Demetrius, den Quintilian gesehen hatte und rühmt (B. 11 am Ende). Wieland hat ihn gewiß ganz richtig beurtheilt. „Mir, sagt er, scheint er einer von den halblateinischen Graeculis gewesen zu seyn, deren sich damals so viele zu Rom aufhielten, Privatlehrer der schönen Wissenschaften abgaben, und große Ansprüche an Geschmack und Bel-esprit machten."

B. Redner. 1) Demetrios, mit dem Beinamen Phalereus, s. unter den Philosophen.

2) Demetrius Syrus. Cicero nennt ihn einen alten und nicht ruhmlosen Lehrer der Redekunst zu Athen, und namentlich als seinen eignen Lehrer (Brut. 91.).

C. Philosophen dieses Namens finden wir von fast allen Schulen griechischer Philosophen, Peripatetiker, Kyniker, Stoiker, Epikureer. (*H.*)

1) Demetrius, mit dem Beinamen Phalereus, (von Phalerus, einer der drei Hafenvorstädte Athens, wo er geboren war), wird gewöhnlich zu den peripatetischen Philosophen gezählt, weil er Theophrasts Vorträge in der peripatetischen Schule benutzte. Er ist aber nicht blos als Philosoph, sondern auch als Gelehrter überhaupt, und selbst als Statsmann merkwürdig. Denn im J. 318 vor Chr. (Ol. 115, 3.) ward er vom makedonischen Feldherrn und nachmaligen Könige Kassander zum Vorsteher oder Statthalter von Athen ernannt und verwaltete dies Amt zehn Jahre lang mit solcher Rechtlichkeit und Klugheit, daß die Athenienser ihm zu Ehren eine Menge von Bildsäulen errichteten (angeblich soviel als das Jahr nach damaliger Rechnung Tage hatte, nämlich 360). Als sich aber die Athenienser durch einen andern Demetrios mit dem Beinamen Poliorketes von der makedonischen Oberherrschaft befreit sahen, zerstörten sie jene Ehrensäulen wieder und verdammten ihren bisherigen Wohlthäter selbst zum Tode, konnten jedoch das Urtheil nicht vollziehen, da D. Athen vorher verlassen hatte. Er ertrug diesen Glückswechsel mit philosophischem Gleichmuth. „Die Athenienser" — sagte er — „können wol meine Bildsäulen umstürzen, aber nicht die Tugend, der zu Ehren sie errichtet wurden." Er wandte sich nun nach Ägypten, wo damals Ptolemäos I. (mit dem Beinamen Soter oder Lagi) herrschte, der ihn sehr ehrenvoll aufnahm und in Statsangelegenheiten häufig um Rath fragte. Allein Ptolemäos II. (mit dem Beinamen Philadelphos), welcher wußte, daß D. über dessen Regirungsfähigkeit unvortheilhaft geurtheilt und daher dessen Vater gerathen hatte, einen andern seiner Söhne zum Nachfolger zu ernennen, entzog ihm nach des Vaters Tode alle Würden und verwies ihn selbst ins Exil, wo er vom Biß einer Schlange (man weiß nicht, ob zufällig oder absichtlich) starb. Ungeachtet dieses thätigen und wechselvollen Lebens war D. einer der fleißigsten Schriftsteller in Versen und in Prose. Ja Diogenes Laert. (V. 80.) versichert, er habe an Menge der Schriften und Zahl der Verse fast alle Peripatetiker seiner Zeit übertroffen. Von allen seinen schriftstellerischen Arbeiten aber hat sich nichts erhalten. Denn die ihm gewöhnlich beigelegte rhetorische Schrift (περὶ ἑρμηνείας) ist wahrscheinlich von einem später lebenden alexandrinischen Gelehrten gleiches Namens. Um die Philosophie scheint er sich blos durch schriftliche Erhaltung und Fortpflanzung derselben nach der Methode seiner Schule

16) *Joseph.* de bello jud. 1. Antiq. 13.

verdient gemacht zu haben. Ob er während seines Aufenthalts in Ägypten durch seine Rathschläge die Errichtung des Museums und der Bibliothek zu Alexandrien, desgleichen die Übersetzung der hebräischen Religionsurkunden ins Griechische durch die sogenannten 70 Dolmetscher veranlaßt oder befördert habe, ist sehr ungewiß. Überhaupt scheint D. ungeachtet seiner Polygraphie sich mit den Wissenschaften und insonderheit mit der Philosophie weit mehr für das Leben als für die Schule beschäftigt zu haben, worauf auch Cicero's Urtheil (de leg. III, 16) hindeutet: Phalereus ille Demetrius — mirabiliter doctrinam ex umbraculis eruditorum otioque non modo in solem atque pulverem, sed in ipsum discrimen aciemque produxit. Daher findet sich auch keine Nachricht, daß D. anderweite Schüler gebildet oder irgendwo als Lehrer der Philosophie aufgetreten sei. — Übrigens erwähnt Diogenes Laert. (V. 83) noch einen Peripatetiker,

2) Demetrios von Byzanz, von dem aber ebenso wenig bekannt ist, als von dem alexandrinischen Rhetor dieses Namens, welcher der vermuthliche Verfasser der vorhin erwähnten rhetorischen Schrift ist und nach Einigen unter dem römischen Kaiser Marcus Aurelius gelebt haben soll. Die Schrift selbst findet man in der aldinschen Samlung der griechischen Rhetoren (Venedig 1508. Fol.) und andern Samlungen der Art. Auch hat sie Joh. Gottlob Schneider besonders herausgegeben und kritisch bearbeitet unter dem Titel: Demetrii de elocutione liber. Altenburg 1779. 8. (*Krug.*)

3) Demetrios der Kyniker. Schriften besitzen wir von ihm nicht, alle Zeugnisse aber stimmen darin überein, daß er ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mensch war. Über die Zeit seiner Geburt und seines Todes findet sich keine Angabe. Da er aber schon unter des Caligula Regirung zu Rom Aufsehn erregte, und als Lehrer des Demonax (Lucian. Demonax) genannt wird; so fällt nach Wahrscheinlichkeit seine Geburt nicht unter das Jahr 10 n. Chr., und sein Tod gegen Ende des Jahrhunderts. Unter Caligula, Claudius, Nero, Vespasian und Domitian muß er öfters in Italien und zu Rom sich aufgehalten haben. Nachdem durch ein Dekret des Letzteren alle griechischen Philosophen aus Italien verbannt worden waren, scheint er die übrige Zeit seines Lebens in Griechenland zugebracht zu haben. Die ausführlichsten Berichte über ihn geben Seneca und Philostrat; dieser, Letztere in dem Leben des Apollonios von Tyana. Die meisten hierin erzählten Anekdoten tragen freilich, wie Wieland richtig bemerkt, „das Gepräge der Lüge auf der Stirne: und wenn es nicht so stark in die Augen fiele, daß er den Demetrios nur anführt, um seinen Helden (zu dessen Bewunderer und Anhänger er ihn macht) desto größer empor ragen zu machen, so müßte man glauben, daß er von einem ganz andern Manne als dem Demetrios des Seneca rede. Indeß hindert dies nicht, daß Philostratos nicht in Angebung unbedeutender oder blos historischer Umstände (z. B. wann und wo die beiden Philosophen zusammen gekommen oder einander angetroffen) Glauben verdienen sollte. Im Gegentheil, er mußte in solchen Punkten desto richtiger seyn, um sich auch für seine andern, nachgesagten oder selbsterfundenen, Mährchen desto eher Glauben zu verschaffen." Die Äußerungen Seneca's über Demetrios in den Abhandlungen de beneficiis, de vita beata, de providentia, der Vorrede zu den Natural. quaest. und in dem 20. Briefe, hat Wieland in einem eignen Aufsatze zusammengestellt (in meiner Ausgabe seiner sämtlichen Werke Bd. 46.). Zur Schilderung des Demetrios gehört wesentlich folgende Stelle. „Die Natur brachte ihn, wie mich dünkt, in unsern Zeiten hervor, um zu zeigen, daß er zu gesund ist, um von uns angesteckt, und wir zu verderbt, um von ihm gebessert zu werden, — einen Mann, von einer alle Proben bestehenden Weisheit, wiewol er weit entfernt ist, diese Meinung von sich selbst zu haben, von aushaltender Festigkeit in seinen Grundsätzen und Entschließungen, und von einer männlichen, ungeschminkten Beredsamkeit, die, ohne sich um zierliche Phrasen und künstliche Wortstellung zu bekümmern, immer dem Strom seiner Empfindungen folgt, und die freie volle Ergießung einer von dem Gegenstande begeisterten großen Sele ist. Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Vorsehung diesem Manne den Willen und das Vermögen so zu leben, und das Talent so zu reden gegeben habe, damit es unserm Jahrhundert weder an einem vollkommenen Beispiele noch an einem unerbittlichen Tadler fehle." Der tugendhafte Thrasea hatte zu der Zeit, als der Senat, Nero's schändliches Werkzeug, das Todesurtheil gegen ihn aussprach, mit seinen vertrautesten Freunden sich in seinen Garten zurückgezogen. Unter ihnen war auch Demetrios, der über die Natur der Sele und deren Trennung vom Körper sprach. Nachdem Thrasea den Ausspruch des Senats erfahren hatte, bat er alle Freunde, ihn eilig zu verlassen, um nicht in sein Schicksal verwickelt zu werden; nur Helvidius und Demetrios folgten ihm in das Gemach, worin er sich die Adern öffnen ließ (Tacit. Ann. XVI, 34 fg.). Ohne Zweifel bedrohte Nero auch den Demetrios selbst, denn wir finden, daß er zu diesem sagte: du drohest mir den Tod, und dir droht ihn die Natur (Arrian in Epict. 1, 25).

4) Aller Wahrscheinlichkeit nach müssen mehre Kyniker des Namens Demetrios unterschieden werden. Dio Kassios (66, 13.) erzählt von einem, welchen Vespasian nebst dem Philosophen Hostilius nach einer Insel verwiesen habe, und dieser Demetrios ist ohne Zweifel derselbe, von welchem Sueton (Vesp. 13.) erzählt, Vespasian sei ihm nach der Verurtheilung auf einer Reise begegnet, Demetrios sei weder aufgestanden, noch habe er gegrüßt, sondern etwas entgegen gebelfert, Vespasian aber habe blos gesagt: es ist ja ein Hund. Daß dieses nicht dem Charakter des vorher genannten Demetrios angemessen sei, sieht ein jeder. Dagegen war es desto leichter, den Demetrios, von welchem Lukianos im Toxaris (c. 27.) einen schönen Beweis der treuesten Freundschaft berichtet, für den Demetrios des Seneca zu halten, wie auch von Mehren geschehen ist. Dann müßte aber Demetrios zu den Brahmanen nach

Indien gezogen seyn, was Lukianos ausdrücklich sagt; er gibt diesen Demetrios als aus dem attischen Städtchen Sunium gebürtig an. — Der Streit eines Demetrios mit einem Pantomimen, dessen Lukianos gedenkt (de saltat.), ließe sich wol auf den Demetrios des Seneca beziehen. Die Anekdote, daß er einem elenden Vorleser der Bakchantinnen des Euripides das Buch aus der Hand gerissen, es zerrissen und gesagt habe: besser doch für den armen Pentheus, von mir einmal, als von dir so oft zerrissen zu werden! (Lucian adv. indoct.) bezieht zwar Wieland auch, vermuthlich, auf jenen Demetrios, sie scheint aber mehr auf den unter Num. 3. zuerst Aufgeführten zu passen.

5) Demetrios, mit dem Beinamen Chytras, aus Alexandrien gebürtig, lebte unter der Regirung des Kaisers Constantius. Wir wissen von ihm blos, daß auch er unter jener grausamen Regirung wegen angeblichen Verbrechens der beleidigten Majestät von der berüchtigten Commission zu Skythopolis in Palästina, die aus des Constantius würdigen Gehilfen Paullus und Modestus bestand, zur peinlichen Untersuchung gezogen, zwar gefoltert, endlich aber doch in seine Vaterstadt entlassen wurde. (Ammian. Marc. XIX, 12. und dazu Valesius Anm. Juliani orat. VII.)

6) Als Epikureer wird angeführt Demetrios aus Lakedämon, und zwar als Schüler des Protarchos. (Laert. X, 26. Sext. Emp. Pyrrh. hyp. III. §. 137.)

D. Naturforscher und Ärzte dieses Namens werden ebenfalls mehre bei den Alten genannt (s. Fabric. Bibl. gr. XIII, 136 fg.); hier ist zu gedenken des

Demetrios Pepagomenos. Er war Leibarzt des Kaisers Michael Paläologos, auf dessen Befehl er eine Schrift περὶ ποδάγρας nach Galenus und eignen Beobachtungen verfaßte. (Lateinisch von Markus Musurus. Rom 1517. Ausgabe von Turnebus. Paris 1558. Griechisch und lateinisch. Par. 1558. Beste Ausgabe von J. St. Bernard, mit Anmerk., Leiden 1743. Unter neuem Titel zu Arnheim 1753.) — Ihm wird auch eine Schrift über die Falkenzucht (Ἱεροσοφιον) zugeschrieben, die ihm jedoch von andern abgesprochen wird (s. Fabric. Bibl. gr. I, 211. Not. g.); sie steht mit in der Samlung von Rigaut de re accipitraria et venatica. Par. 1619.

E. Von Grammatikern dieses Namens sind zu bemerken:

1) Demetrios von Skepsis (Scepsius, bei Strabo häufig blos ὁ Σκήψιος genannt), ein Zeitgenosse des Aristarchos und Krates, gehört zu den Erklärern Homers. Sein Geburtsort war ein Dorf am Fuße des Berges Ida, unweit von Troja, und dies setzte ihn in den Stand, die im Homer vorkommenden Örtlichkeiten genau zu berichten. Dies that er in seinem Τρωϊκὸς διάκοσμος, einem Commentar über das Schiffsverzeichniß im zweiten Gesange der Ilias. Athenäos führt das von das 26. Buch an. Das Werk ist verloren gegangen, Strabo aber sagt selbst, daß er dem Skepsier in der Beschreibung des trojanischen Reiches gefolgt sei (XIII. p. 609). Von andern werden noch andere Schriften von ihm genannt.

2) Demetrios Ixion aus Adrampttium in Mysien, lebte unter Augustus und soll seinen Beinamen Ixion von einer Gewaltthätigkeit, die er im Tempel der Hera zu Alexandria verübte, erhalten haben (s. Villoison Proleg. ad Apollonii Lex. p. 27). Auch er gehört zu den Erklärern Homers und wird in den Scholien öfters nur unter dem Namen Ixion angeführt. Außer einem Commentar über des Hesiodos Theogonie werden ihm noch verschiedene andere Schriften zugeschrieben; von allen aber ist keine mehr übrig. (Fabric. Bibl. gr. VI, 362.)

3) Demetrios von Byzanz, dessen Schrift περὶ ποιημάτων Athenäos öfters erwähnt. Unter den herkulanischen Papyrusrollen hat man unter dem Namen Demetrios die Schriften περὶ τινῶν συζητηθέντων διαιταν, πρὸς τὰς πολυαίνου ἀπορίας, und περὶ ποιημάτων entdeckt, die sich theilweise erhalten haben. Die letztere findet man in Bd. 1. der Herculanensia Volumina im Facsimile von N. Whittock. Oxford 1824.

4) Demetrios von Lampsakus. Von ihm befindet sich ein noch ungedruckter Commentar zu des Dionysios Periegesis auf der königl. Bibliothek zu Paris.

5) Demetrios von Magnesia wird von Dionysios von Halikarnaß (de Dinarcho c. 1. wo aber im Texte fälschlich Δῆμος statt Δημήτριος steht) als Polyhistor und Verfasser einer Schrift über Homonymen (nach Athenäos 13. am Ende, über Dichter und Schriftsteller mit gleichlautenden Namen) angeführt, von andern auch einer Schrift über Synonymen (Plut. Demosth. — Diog. Laert. Thales), wenn hiebei nicht ein Irrthum Statt findet. Ein solcher hat wenigstens darin statt gefunden, daß man die Schrift über Homonymen mit einer andern verwechselt hat. Cicero ersucht den Atticus um das Buch des Demetrios von Magnesia περὶ ὁμονοίας (ad Atticum VIII. 11. b. Schütz Ep. 334.), und wiederholt seine Bitte später mit den Worten: Demetrii Magnetis librum, quem ad te misit *de concordia*, velim mihi mittas (ad Att. VIII, 12. b. Schütz Ep. 336.), woraus zugleich erhellet, daß dieses Buch nicht das obengenannte seyn könne, und daß dieser Demetrios ein Zeitgenosse Cicero's war. (Vergl. *Vossius* de histor. gr. p. 118.) Atticus hatte es ihm früher schon zugesendet (ad Attic. IV, 11. b. Schütz Ep. 122.). In allen diesen Stellen wird Demetrius genannt; Wieland macht in der einen (Cicero's Briefe IV, 170) einen Dionysius Magnes daraus und scheint beide von einander unterschieden zu haben; denn wo er Demetrius nennt, da bezeichnet er ihn als einen unbedeutenden griechischen Buchmacher (II, 289.), Dionysius aber als einen griechischen Rhetoriker und Jugendfreund des Cicero und Atticus. Ob er dazu einen Grund gehabt, oder ob dies nur Versehen sei, weiß ich nicht. Auf jeden Fall ist in beiden Stellen von demselben Buche die Rede *).

*) Beiläufig werde hier nur bemerkt, daß bei Cicero mehre

6) Demetrios Zenos aus Zakynthus, der um das Jahr 1530 lebte, iſt der Verfaſſer eines Gedichts von den Thaten Alexanders in ſogenannten politiſchen Verſen und einer Paraphraſe der Batrachomyomachie in eben ſolchen Verſen, die zuerſt in des Martin Cruſius Turco-Graecia (Baſel 1584 fol.) bekannt gemacht wurde, dann in Mich. Lange's Philologia barbaro-graeca (Altorf 1707) und in Ilgens Ausgabe der homeriſchen Hymnen erſchienen iſt.

F. Mathematiker. Demetrios aus Alexandria. Man weiß von ihm blos, daß er über die krummen Linien geſchrieben hat.

Demetrios ſ. Chalkondylas. Thl. 16. S. 115. und Chrysoloras Thl. 21. S. 229. — D. Gemistos ſ. Gemistos. — D. Moschos ſ. Moschos. — D. Syncellus ſ. Synkellos. — D. Triklinios ſ. Triklinios.

Man vergleiche übrigens über die Demetrios, von den Philoſophen: *Fabric.* Bibl. gr. III, 485 etc.; von den Rhetoren daſ. VI, 128.; von Ärzten und Naturforſchern XIII, 136.; von Grammatikern I, 509 und VI, 337. — Außerdem Menage in dem Commentar zu Diog. Laert. a. a. O. *Jonsius* de scriptor. hist. philos. *Vossius* de histor. gr. *Meursius* in Bibl. gr. — Über Demetrius Magnes ſ. *Ruhnken* zu Rutil. Rutil. Lupus p. 27. (*H.*)

DEMETRIOS, Künſtler. 1) D. welcher mit Päonios von Epheſos den von Kteſiphon und Metagenes angefangenen und ſoweit aufgeführten herrlichen Dianentempel zu Epheſos, deſſen Säulen ſchon das Gebälke krönte und die Hauptthüre der Cella mit dem Sturze belegt war, nach den die Gegend betroffenen Umwälzungen vollendete, ſoll auch Diener in dieſem Heiligthume, Hierodule, geweſen ſeyn[1]). Sein Vaterland iſt unbekannt, doch ſeine Blüthezeit kann wahrſcheinlich beſtimmt werden. Die Zeit der Vollendung und Einweihung dieſes Tempels kann zwar nicht genau, muß aber nicht lange vor oder nach Ol. 90. angeſetzt werden[2]).

2) Denſelben Namen führte ein Philoſoph, deſſen lichtvoller Vortrag ſehr gerühmt wurde. Er war zugleich Maler. Über ſein Vaterland ſagt die einzige alte Nachricht nichts, und ob er ein Maler von großem Rufe geweſen ſei, beſtätigt ſie wol auch nicht entſchieden mit den Worten: er ſei wirklich Maler geweſen[3]).

3) Ein dritter dieſes Namens glänzt neben Lyſippos, Silanion, Kephiſſodoros und andern als Erzbildner. Seine Bilder hatten viel Eigenthümliches. In Vergleich mit Lyſippos und Praxiteles, welche ſich der Wahrheit am meiſten näherten, zog er die Ähnlichkeit der Schönheit vor[4]), d. h. er ahmte zwar die Natur treu und ſorgfältig nach, jedoch bedungen vom Zufälligen in derſelben, mit weniger Erhebung, weiſer Wahl und geläutertem Geſchmack[5]). Andere bemüheten ſich, ihre Werke ſo ſchön, als möglich zu geſtalten; er ſtrebte nach dem Weichen, Fließenden, richtigen Ausdruck des Darzuſtellenden. Dies nannte man Ähnlichkeit. Seine vorzüglichſten Werke ſind eine Minerva, mit dem Beiſatz: die muſikaliſche [musica][6]), an deren Ägis die Schlangen jedesmal erklangen, wenn in der Nähe eine Leier gerührt wurde[7]); eine Statue der Lyſimache, einer 64jährigen Prieſterin der Minerva, und eine des Reiters Simon[8]). Von ſeinem Vaterlande[9]) und ſeinem Leben finden ſich keine Nachrichten. Vermuthungen, ſich gründend auf ſeine wahrſcheinlichen Zeitgenoſſen und ſeine Werke, ſind unſicher. Indem man Lyſippos und Praxiteles, welche man neben ihn wegen der erwähnten Eigenthümlichkeit ſeiner Werke ſtellte, mit Simon, dem Reiter (richtiger erſten Schriftſteller über die Reitkunſt) ſynchroniſirt, will Meyer, nach dem Urtheile Silligs[10]), aber unglücklich, ſein Zeitalter beſtimmen. Böttiger verſetzt ihn ins Zeitalter des Perikles, Ol. 85.[11]). (*Schinzke.*)

DEMETRIOS, der Heilige, ſoll römiſcher Conſul geweſen und vom Cletus zum Chriſtenthume bekehrt, darauf nebſt andern Religioſen zum Märtyrer geworden ſeyn. Die ganze Annahme ſtützt ſich auf eine Mönchsſchrift: Opus miserentis Dei. Es will ſich aber unter Nero, Galba und Otho durchaus kein römiſcher Conſul dieſes Namens ſpüren laſſen, und es iſt merkwürdig, daß ſelbſt Helyot der Geſchichte keinen Glauben ſchenken will. Der Auguſtiner-Mönch P. Ludw. Toreſilli weiß von einem Orden des heil. Demetrius zu reden, der von einigen frommen Polen gegen 1300 geſtiftet und vom Papſt Alexander IV. beſtätigt worden ſeyn ſoll;

Demetrius vorkommen. Namentlich wird in dem zuletzt angeführten Briefe eines Demetrius gedacht; dieſer war ein Freigelaſſener des Pompejus (ſ. Pompejus). — Demetrius Megas aus Sicilien, nachdem er das römiſche Bürgerrecht erhalten, P. Cornelius genannt, war Cicero's Gaſtfreund (Epp. ad div. XIII, 36. bei *Schütz* Ep. 504.). — Der Demetrius, von welchem Cicero (ad div. XVI, 22. bei *Schütz* Ep. 659.) ſagt, er ſei nie ein Phalereer geweſen, nun aber der ganze Bilienus, bezieht ſich vielleicht auf den ehemaligen Leibeigenen eines gewiſſen Demetrius, Namens Bellienus, von welchem Cölius an Cicero (ad div. VIII, 15. bei *Schütz* Ep. 385.) eine Schandthat berichtet. Bellienus wäre hier in Bilienus verwandelt, mit Anſpielung auf bilis.

1) *Vitruv.* VII. praef. §. 16. 2) Hirt über den Tempel der Diana zu Epheſus. Berlin 1809. S. 14 ff. und Geſchichte der Bauk. 2. Thl. S. 60. 3) *Diog. Laert.* V, 83.

4) *Quinctil.* Inst. XII, 10. 5) Meyer Geſch. d. K. 1. Abtheil. S. 136. 6) *Plin.* XXXIV, 8. s. 19. 7) Creuzer deutet musica in medica und ſieht in den Schlangen der Gorgone ein altes Symbol der widerſpenſtigen Natur, welche durch die Gewalt der Minerva musica ſ. medica bis zur harmoniſchen Fügung unter den geiſtigen Willen beſänftigt wurde. Symbol. II. S. 739. — Kann die Musica nicht auch auf die Muſen gedeutet werden, mit denen Minerva auch in Verbindung ſtand? Thorlacius berichtet in Prolus. acad. p. 145 von einer ſolchen im Herculanum und Winckelmann von einer medica. Siehe Siebelis Regiſter zu Winck. unter Minerva. 8) Dieſer Simon ſoll nach Xenophons Reitkunſt Abſchn. 1. ſchon früher über ſie geſchrieben haben. Arrian. de venat. 1, 4. 9) Entſchieden wäre ſein Vaterland, wenn Fr. Jacobs in Xenophons Reitkunſt. Gotha 1825. S. 87 ſeine Worte: Demetrius statuarius *Atheniensis* begründet hätte. 10) Meyer Geſch. d. K. Abtheil. 1. S. 133. Sillig Catal. S. 180 findet zwiſchen Lyſippos, Praxiteles u. A. und Xenophon den Zeitraum zu groß. 11) Über Verzierung gymnaſtiſcher Übungsplätze. Weimar 1795. S. 14.

es ist aber nichts an der Sache; Helyot selbst, der sonst vielgläubige, erklärt ihn für einen untergeschobenen. Er erörtert, dieser angebliche Orden sei nur aus einer Vermengung des Ordens der regulirten Chorherren unserer L. Frauen von Metro und zwar so entstanden, daß man für S. M. De metro oberflächlich hin S. Demetrius gelesen habe.

Ebenso unwichtig, meist auch ebenso unzuverlässig sind die übrigen heiligen Demetrii. Einer derselben soll als Kriegsmann vom Kaiser Maximian zum Proconsul von Griechenland erhoben worden seyn. Weil er sich aber zum Christenthum bekehrt und namentlich in Thessalonich wieder viele zum Christenthum gebracht, habe ihn der Kaiser verurtheilt, mit einem riesenhaften Libeus zu kämpfen. Diesen Kampf habe der Christ Nestor für den Demetrius auf sich genommen und den Riesen erlegt. Darüber sei der Kaiser so entrüstet gewesen, daß er den Nestor verbannt und den Demetrius habe umbringen lassen. Die Seinen begruben den mit dem Schwerte hingerichteten am Orte, wo er fiel. Hernach habe den Märtyrer der Präfect von Illyrien Leontius in einer schweren Krankheit angerufen, sei gesund geworden und habe seinem Wohlthäter eine Kirche bauen lassen, in welcher er beigesetzt wurde. Sein Gedächtnißtag wird am 8. Oktober begangen. — Ferner wird ein Diakonus S. Demetrius, der mit sechs andern und sieben Jungfrauen den Märtyrertod erlitt, am 9. April verehrt; am 6. Mai einer, der mit andern zu Constantinopel Märtyrer wurde; einer in Kleinasien, dessen Gedächtnißtag auf den 11. Mai fällt; ein anderer am 25. Januar; am 25. Mai und noch einer am 21. April. Der letztgenannte soll ein Eremit gewesen seyn. Man hat nichts weiter als ein Bild mit einem goldenen Heiligenschein nach Art der byzantiner Gemälde im 17. Jahrhundert in der Paulskirche bei Spoleto gefunden und darnach einen Heiligentag mehr angenommen. Nicht im Geringsten wichtiger ist

Demetrius, Bischof zu Neapel am Ende des 16. Jahrhunderts. Gregor der Große gebot ihm, diejenigen seiner untergebenen Mitchristen, die sich in einigen Punkten zu den Nestorianern gehalten hatten und deßhalb von ihm aus den Versamlungen gestoßen worden waren, wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Einige Zeit darnach ist er grober Vergehungen wegen abgesetzt worden. (*G. W. Fink.*)

DEMETRIOS, Patriarch von Alexandria, kam nach dem Absterben Julians am 4. März 189 zu dieser Würde und zwar auf unerwartete, wenn auch jenen Zeiten nicht ungewöhnliche Art. Demetrios war ein bewährter, ganz schlichter Landmann, der nicht einmal lesen und schreiben konnte. Als aber Julian, der eilfte Patriarch von Alexandrien, auf dem Sterbebette lag, erschien ihm, nach mehrfachen orientalischen Berichten der Alten, der Engel des Herrn, der dem seines Nachfolgers wegen bekümmerten Seelenhirten gebot, den Mann zu wählen, der des andern Morgens zuerst zu ihm kommen werde. Wie nun der Landmann Demetrios in aller Frühe in seinem Weinberge arbeitet, findet er zu seinem größten Erstaunen ganz außer der Zeit eine reife Weintraube, die der fromme Mann sogleich zu seinem todtkranken Patriarchen bringt. Dieser ernennt den erschrockenen Bruder sogleich dem himmlischen Gebote zufolge zu seinem Nachfolger, wogegen auch alles Sträuben des Demetrios nichts fruchtete. Ebenso wenig halfen auch die Gegenanstalten nicht weniger Gegner, die sich allerdings wider die Wahl auflehnten, denn man wußte es freilich nicht, daß der fromme Demetrios mit seinem Weibe so gelebt hatte, als hätte er kein Weib. Es hatte sich aber Demetrios den heiligen Joseph, den Mann der Jungfrau Maria, zu seinem Vorbilde genommen und alle Keuschheit bewahrt, wie der besten Mönche einer. Wider solchen frommen Lebenswandel konnten denn allerdings alle Verleumdungen seiner Ordination, als einer ungesetzlichen, wider den apostolischen Kanon laufenden, nichts fruchten, so wenig auch ein ähnlicher Fall in Alexandria dagewesen war. Denn Demetrios bewies seine Frömmigkeit im Tempel dem versammelten Volke durch ein glühendes Wunder. Unter der Messe rief der neue Patriarch sein Weib herbei, legte ihr heiße Kohlen in ihren wollenen Schleier, schüttete Weihrauch darauf und hieß ihr das Brandopfer unter der staunenden Menge herumtragen. Und der wollene Schleier blieb unversehrt, so daß er nicht einmal versengt war. Andere lassen den Patriarchen selbst sich auf glühende Kohlen stellen und von hier aus dem Volke erklären, daß er in aller Enthaltsamkeit seine Tage vollbracht habe. Von nun an gab sich der wunderbar erhobene Vorgesetzte der alexandrinischen Kirche alle Mühe, sich in allen Theilen heiliger Wissenschaften festzusetzen, und brachte es nach den Erzählungen des Severus und der gesamten orientalischen Christenheit darin so weit, daß er unter die Gelehrtesten gerechnet wurde. Nur einer scheint ihm hierin das Leben etwas schwer gemacht zu haben, es war der junge Origenes, der damals nach Alexandrien kam. Nicht wenige Sekten des Orients und mehre alte Erzähler, unter diesen auch Severus, waren so sehr gegen den Origenes, daß sie ihn mit allen Schmähungen überhäuften. Man ließ ihm den Ruhm der Gelehrsamkeit: aber man behauptete, er sei in aller weltlichen Wissenschaft, selbst in magischen Künsten wohl erfahren, im Heiligen hingegen ein Irrlehrer, der sogar das Ansehn der heiligen Schriften zu untergraben und Gotteslästerungen namentlich gegen die heilige Dreieinigkeit auszustoßen wage, weßhalb ihn denn auch Demetrios mit Recht aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen habe. Andere berichten, Origenes habe sich freiwillig, obwol vom Demetrios nicht gern gesehen, zur Zeit der Greuel, die Caracalla in Alexandrien ausübte, nach Palästina zurückgezogen, was auch mehr Grund hat. Als es aber dem Origenes in Cäsarea und Jerusalem gelungen war, von den dortigen Bischöfen zum Presbyter ernannt zu werden, tadelte sie Demetrios scharf darüber und rief den jungen Mann nach seiner Hauptstadt zurück. Späterhin erregte er heftigere Mißhelligkeiten gegen den Origenes, dessen Castration namentlich von ihm, und

nicht ohne Grund, für strafbar ausgegeben wurde. Selbst einige Kirchenversamlungen brachte er gegen ihn zu Stande, wo er ihn auf der ersten i. J. 230 seines Amtes entsetzte und aus der Stadt verwies, auf der andern ihm auch die Würde eines Ältesten nahm. Wenn Schröckh dies alles einzig und allein dem Neide zuschreibt, der sein verstecktes Spiel allerdings mit getrieben haben mag; so sind wir dennoch geneigt, die Hauptveranlassungen zu diesen Feindseligkeiten in entgegengesetzten Überzeugungen zu suchen, die um so mehr Statt haben mußten, je weniger sich der erst spät zu einiger Wissenschaft gelangte Demetrios mit dem so früh und so vielfach unterrichteten Origenes messen konnte, wozu noch kommt, daß Origenes im Orient eine Menge Gegner hatte, die lange hin mit dem Demetrios übereinstimmten, so wenig Glauben auch manchem unter diesen geschenkt werden darf, wie z. B. dem leichtgläubigen und gegen Origenes feindlich gesinnten Epiphanius. Daß aber dieser zwölfte Patriarch wirklich gegen O. handelte, bezeugt O. selbst im IV. T. Commentarior. in Ioannem, wo er in der Vorrede sagt, daß ihm sein Feind Demetrios Unrecht gethan habe. Dagegen schreiben die Orientalen und namentlich die Jakobiten dem Demetrios eine solche Heiligkeit zu, daß er sogar die heimlichsten Sünden Aller, die das heilige Abendmahl genießen wollten, entdeckte, wie durch göttliche Eingebung, weßhalb er allgemein gefürchtet wurde. Da er nach seinem Tode wirklich unter die Heiligen aufgenommen worden ist, so konnte man um so weniger zugeben, daß er sich jemals in irgend einer Sache getäuscht habe. Wie treu und eifrig Demetrios seine Amtspflicht verrichtete, davon rühmen viele Zeugnisse. In seinem hohen Alter soll der schwach gewordene Mann sich in die Kirche haben tragen lassen, um seine Reden und Katechisationen zu halten, welche letzteren nicht nur Tage, ja Nächte lang von ihm fortgesetzt worden seyn sollen. Ob er den Ostercyclus, über welchen bekanntlich in jenen Zeiten und sogar noch über das nicäische Concil hinaus vielfache Streitigkeiten herrschten, wirklich geordnet hat, läßt sich mit voller Gewißheit nicht sagen. Man behauptet, Demetrios habe dieser Angelegenheit wegen an die Patriarchen zu Rom, Jerusalem und Antiochien geschrieben und seine Einrichtungen des Pascha in diesem Schreiben niedergelegt. Zwar ist es gewiß, daß sich die Häupter der Kirche in dieser Bestimmung oft genug an alexandrinische Bischöfe wandten, weil astronomische und mathematische Kenntnisse, die damals vorzüglich in Alexandria blüheten, dazu nothwendig gehören; allein das Allgemeine beweist noch nicht für die Zuverlässigkeit eines besondern Falles. Daß Demetrios, der so spät anfing, sich wissenschaftlich für seinen unverhofften Beruf zu bilden, nicht Zeit gehabt habe, sich auch in den zu solchen Bestimmungen nöthigen Kenntnissen gehörig festzusetzen, scheint einleuchtend. Er hätte sich also wol der Hilfe Anderer bedienen müssen, wenn man damals und lange fort nicht lieber angenommen hätte, was in der That vielfach gelesen wird, daß er diese Anordnungen auf Eingebung des heiligen Geistes ins Werk setzte. So wird ihm auch eine gewisse Einrichtung der Fasten, am wahrscheinlichsten der 40tägigen, in seinen Gemeinden zugeschrieben. Das Jahr seines Todes wird gleichfalls verschieden angegeben. Die meisten z. B. Severus, Eutychius, Eusebius, Georg Syncellus u. s. w. lassen ihn 43 Jahre im Amte, andere weniger bis herunter auf 33 Jahre. Da aber aus allen etwas zuverlässigen Nachrichten über seinen Tod deutlich hervorgeht, daß er kurz nach der Verbannung des Origenes aus Alexandrien starb; so muß er 231, spätestens 232 abgeschieden seyn. In des Euseb. Kirchengeschichte und in des Fabricius Bibl. gr. wird seiner nur im Vorbeigehen gedacht; am ausführlichsten liest man über ihn, wie überhaupt über die Verhältnisse der Kirche zu Alexandria in des Euseb. Renaudotius Historia Patriarch. Alexandr., wo man seine Lebensbeschreibung p. 20 — 25 findet (Parisiis apud Franc. Fournier. 1713. 4. (*G. W. Fink.*)

DEMETRIOS ὁ *Κυδώνη* (aus Kydonia auf Kreta; nach Andern wird er als Thessalonicher und als Byzantiner angegeben), scheint in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts nach Italien gekommen zu seyn, und soll sich in Mailand eine Zeit lang aufgehalten haben, um die lateinische Sprache und Theologie zu studiren; dabei aber beförderte er auch das Studium der griechischen Literatur. Nach Andern kam er mit Manuel Chrysoloras aus Griechenland nach Venedig. Er kehrte dann nach Kreta zurück und begab sich mit Johann Kantakuzenos in ein Kloster, und einige haben ihn für den Nikephon oder Niphon Hieromonachos erklärt. Man hat von ihm Briefe (herausgeg. von Matthäi. Moskau 1776 u. zu Dresden 1789.), Reden (die Trauerrede auf die in Thessalonich Gefallenen — 1343 — herausgeg. von Combefis in der Samlung der byzantin. Geschichtsschreiber, seine Berathschlagung über die von den Türken drohenden Gefahren steht in der Bibliotheca Patrum. Bd. 26. Der Vortrag über Verachtung des Todes ist herausgegeben von Kuinöl. Leipzig 1786.), viele theologische Schriften, und unter mehren Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Griechische auch die ambrosianische Liturgie. Er bildete seinen Stil vornehmlich nach Platon, und Zeitgenossen von ihm sprechen mit großem Lobe von seiner Gelehrsamkeit und seiner Beredsamkeit. Politisch richtete er seine Beredsamkeit gegen die Türken, zu deren Bekämpfung er seine Landsleute anfeuerte. Er lebte noch 1384, in welchem Jahre er einen Brief an Manuel Paläologos schrieb. (*Fabric.* Bibl. gr. XI, 898—404. *Saxii* Onomast. II, 373. 570. *Volterranus* Comment. Urb. I, 15. Des Abt Mehus Vita Ambros. Camald. p. 356 flg.) (*H.*)

DEMETRIOS, der Pharier (aus Pharos), war Admiral der Königin Teuta von Illyrien, die für ihren minderjährigen Sohn die Regentschaft führte. Die Unbesonnenheit derselben, die Gesandten Roms, die beauftragt waren sie aufzufodern, den Seeräubereien ihrer Unterthanen Einhalt zu thun, ermorden zu lassen, zog ihr (im J. R. 524) einen Krieg mit den Römern zu, in

welchem Demetrios an ihr zum Verräther wurde. Er wurde hierauf zum Regenten ernannt, war aber den Römern nicht treuer, als er seiner Königin gewesen. Die Römer hatten Ursache zum Mißtrauen gegen ihn; er von seiner Seite lauerte nur auf Gelegenheit, sich der Abhängigkeit derselben zu entziehen. Hiezu benutzte er erst den Einfall der Gallier in Italien und dann den Anfang des zweiten punischen Krieges. Die Römer aber, als sie sahen, wie bedeutend er seine Flotte verstärkte, den Traktaten entgegen handelte, und was überhaupt seine Absicht sei, beschlossen sogleich, ihn für seine Treulosigkeit zu züchtigen. Der Consul L. Æmilius landete mit einem Heere in Illyrien (im J. R. 534), eroberte schnell die Hauptstadt Pharos, entriß dem Demetrios seine Besitzungen und nöthigte ihn zur Flucht nach Makedonien. Seine wiederholten Versuche das Verlorne wieder zu erobern waren alle fruchtlos; er war aber seitdem ein feindseliger Rathgeber der makedonischen Könige gegen die Römer. (Polyb. II, 8. 12. III, 16 fg. Appian. Illyr. 7.) Eines Rathes, den er dem Philippos, des Demetrios Sohne, gab, gedenkt Strabo (VIII. p. 361. Vergl. Plut. Arat. gegen das Ende, Justin. XXIX, 2. 3) (*H.*)

DEMETRIOS, Byzantiner. 1) Sohn des Johannes, Kaisers zu Thessalonich, welchen 1234 Johannes Batatzes zwang, den Kaisertitel abzulegen und sich mit der Würde eines Despotes (Dynasten, Herrn) zu begnügen. In dieser Würde folgte ihm Demetrios, der aber ein so ausschweifendes Leben führte, daß eine geheime Verbindung gegen ihn entstand, deren Mitglieder den Kaiser Johannes Batatzes nach Thessalonich einladeten. Dieser ladete seinerseits den Despoten zu sich ein, und da er nicht erschien, so eilte er nach Thessalonich, nahm Demetrios gefangen und vereinigte Thessalonich und Berroia mit seinem Reiche.

2) Enkel des Kaisers Manuel (1391 — 1425), Sohn des Johannes (1425 — 1448), dessen ältester Sohn Constantin, nachdem er zum Kaiser war ernannt worden, seinen jüngeren Brüdern Demetrios (welcher namentlich Sparta erhielt) und Thomas Morea (Peloponnes) zutheilte, die sich aber unter türkischem Beistand einander selbst bekriegten und sich gegenseitig schwächten. Das Ende davon war, daß Demetrios im J. 1460 in Lakonien gefangen und nach Adrianopel geführt, Thomas aber nach Italien zu flüchten gezwungen wurde. Demetrios erhielt eine Stadt in Thrakien und die benachbarten Inseln Imbros, Lemnos und Samothrake zu seinem Unterhalte. (*H.*)

Demetrius in Rußland nebst den falschen Demetriern s. Dmitri. — D., Könige von Georgien s. Georgien.

DEMIDOF, eines der größten russischen Häuser, das auf Industrie und Geldcirculation in dem weiten Kaiserreich einen Einfluß geübt hat und noch übt, wie in andern Ländern ihn kaum jemals eine einzelne Familie hat erlangen können. Die Größe des Hauses schreibt sich von Nikita D. her, der unter dem bescheidenen Titel eines Commissärs von Peter dem Großen, und zwar mit dem besten Erfolge, gebraucht wurde, um in den ödesten Gegenden des Reichs verschiedene Industriezweige, besonders Eisenfabrication, ins Leben zu rufen. Unter Nikita's Auspicien wurde, vom 23. April 1699 an, die erste Eisenhütte in ganz Sibirien, die von Newiansk auf Kosten der Krone erbaut, und der Kaiser empfand solches Wohlgefallen an der musterhaften Einrichtung des Werks, daß er dasselbe im J. 1702 an seinen Commissär zu Eigenthum verschenkte. Von Newiansk aus wurden sodann nach und nach alle die Werkstätten gegründet, welche die permische Wildniß in eine der interessantesten Provinzen der Monarchie umgewandelt haben. Insonderheit legte Nikita's Sohn, der Statsrath Akimfi D. im J. 1725 das Eisenwerk Nischneitagilsk an, welches dermalen wol die vollkommenste und vielleicht die einträglichste aller sibirischen Particularhütten ist. Sie liegt am Fuße des berühmten Magnetbergs und hat 4 Hochöfen, 6 große Hämmer mit 12 Herden, 2 Hammerschmieden, 1 Drathwerkstatt, 4 Walz- und Schmiedewerke, 4 Blechhämmer, 2 Streckhämmer, 3 Schmieden, 1 Schlosserfabrik, 1 Formhaus, 3 Balgmachereien, wo auch mancherlei Tischlerarbeit verfertigt wird, und erzeugte im J. 1782 an Roheisen 444176 Pud, an Schmiedeeisen 70432 Pud 35½ Pfd. Zu Nikita's Zeiten wurden sogar hier und auch in Newiansk Statuen, deren Ausführung zum Theil sehr lobenswerth, Gitterwerke und dergl. aus Gußeisen fabricirt. Nikita legte auch zuerst den schönen Garten zu Krasznoselo 2 Werste von der Kreisstadt Solikamsk, an. Ein halbes Jahrhundert beinahe war die Familie fast ausschließlich mit der Ausbeutung ihrer reichen Berg- und Hüttenwerke beschäftigt; späterhin, nachdem sie sich in mehre Zweige vertheilt hatte, begann sie ihren Rang unter den großen Häusern des Reichs einzunehmen. Bereits 1741 wurde Basil D. der Obersecretarius des Senats, mit Beibehaltung seiner bisherigen Functionen, zum Statsrath, und am 5. Mai 1764 Iwan D. zum Contreadmiral ernannt. Auch auf andere Weise begann der wohlthätige Einfluß der Familie sich über alle Theile des Reichs zu verbreiten. So legte z. B. Paul Gregorovitz D. bei seinem Palast, in der Nemetzka Sloboda zu Moskau, einen besonders an exotischen Holzarten sehr reichen botanischen Garten an, der für die ökonomischen Verhältnisse der mittleren Provinzen des Reichs eine bedeutende Wichtigkeit gehabt hat. Der nämliche sammelte auch Naturalien und Kunstgegenstände, aus welchen, nachdem er 1773 das ganze Cabinet der Demoiselle Cläron und noch mehre andere Samlungen erkauft, das merkwürdigste Cabinet in Moskau erwachsen ist. Eben dieser Paul gründete in einem von ihm erbauten und durchaus gewölbten Hause bei dem Findelhause zu Moskau eine Handelsschule für 100 Söhne von Kaufleuten, die mit 6 Jahren ein-, mit 21 Jahren austreten, und in 5 Klassen getheilt sind. Die ganze, sehr reich von ihrem Begründer dotirte Anstalt ist eine der schönsten, die je von einem Privatmann gestiftet worden, und konnte allein durch einige

in der neuesten Zeit ebenfalls von der Familie D. gemachte ähnliche Stiftungen übertroffen werden. Indessen ist diese veränderte Richtung der Familie für ihren Hauptbesitz in Permien nicht ohne nachtheilige Folgen gewesen, namentlich hat schon des alten Statsraths Akimfi Sohn, Prokofi D. das so äußerst wichtige Newiansk, und noch drei andere Hütten, Werchneitagilsk, Schuralingsk und Büngofsk, an den Collegien-Assessor Sawa Jakoblef Sabakin verkauft. Folgende Hüttenwerke in Permien besitzt die Familie aber noch. A. Eisenhütten: in dem ochanskischen Kreise, Roschestevensk; in dem ossaschen Kreise, Kandarskund Aschapsk; in dem krasnoufimskschen Kreise, Sukfunsk, Tissofsk und Bisersk; in dem katharinenburgschen Kreise, Newdinsk, Utkinsk, Nischneiserginsk, Werchneiserginsk, Nuschneikyschtimsk, Werchneikyschtimsk und Kaslinsk; in dem werchoturischen Kreise, Nischneitagilsk, Tscherноitztotschinsk, Wuisk, Nischnei- und Werchnei-Laisk, Nischneisaldinsk, Werchneisaldinsk, Wißmintkinsk und Wissimoschätansk. B. Kupferhütten: in dem ossaschen Kreise, Aschapsk und Bümofsk; in dem krasnoufimskischen Kreise, Sukfunsk; in dem werchoturischen Kreise, Wuisk. Auf diesen sämtlichen Hütten wurden im J. 1782 an Roheisen 1,984524 Pud, an Schmiedeeisen 1,318473 Pud 16 Pfd., an Garkupfer 6843 Pud 11 Pf. erzeugt. Nischneitagilsk gibt das beste Eisen in ganz Rußland, und das einzige, welches die von der Admiralität vorgeschriebene Probe aushält. Leider erlaubt es der Plan unseres Werkes nicht, von dem gegenwärtigen Eigenthümer, von dem Grafen Nikita Demidof, von seinen Verdiensten um Vaterland, Wissenschaft, Kunst, Industrie und Technologie zu sprechen. Unter den Seitenlinien ist besonders die zu Dugna, Gouvernement Tula Kreis Alexin, zu bemerken. Dugna ist eine bedeutende Eisenhütte an der Oka, mit 2 Hochöfen; es sind damit verschiedene andere Fabriken verbunden, die jährlich an 500,000 Rubel in Circulation setzen. Man bedient sich in Dugna zum Kohlenbrennen einer ebenso eigenthümlichen, als vorzüglichen Methode.

(*v. Stramberg.*)

DEMIDOVIA. So haben Pallas, J. Fr. Gmelin und Hoffmann Pflanzengattungen genannt zu Ehren des ebenso reichen, als wohlthätigen Russen Prokop von Demidof, welcher auch Freund und Beförderer der Pflanzenkunde war (Pallas, Enumeratio plantarum, quae in horto Pr. a D. Moscuae vigent, Petrop. 1781. 8.; Pr. a Demidof, Enum. plantarum, quae in hort. Pr. a D. Mosc. vigent. lateinisch und russisch, Mosc. 1786. 8.; Iw. Lepechin Reise. III. p. 83—117.). Demidovia tetragonoides *Pall.* ist Tetragonia expansa *Murr.*, Demidovia repens *Gmel.* syst. — Dichondra repens *Forst.* (D. carolinensis *Michx.*) und Demidovia polyphylla *Hoffm.*, *Fisch.* — Paris incompleta Marsch. *Bieb.*

(*A. Sprengel.*)

DEMI-LUNE (halber Mond), ein kleines Festungswerk, das die alten Ingenieure bald vor die Spitze des Bastions, bald vor den Eingang in die Curtine legten, wo es bei den Italienern, Spaniern und Teutschen den Namen des Ravelins erhielt; siehe dieses *).

(*v. Hoyer.*)

DEMINUTIVA oder Verkleinerungsformen heißen solche Wörter, deren Grundbegriff durch irgend eine Veränderung etwas von seiner vollen Kraft verliert, sei es, um etwas Kleines und Jugendliches, oder etwas Geringes und Verächtliches zu bezeichnen. Sofern dieses im Ernst oder Scherz, aus Mitleid oder Spott, mit zutraulicher Liebe oder schmeichelnder Furcht geschehen kann, lassen sie die mannigfaltigsten Färbungen und Schattirungen durch allerlei Abstufungen in sich selbst oder durch Mischungen mit den entgegengesetzten Vergrößerungsformen oder Augmentativen zu, so daß sie selbst auf große und erhabene, heilige oder gefürchtete Gegenstände, welchen man sich liebevoll nähern oder etwas Freundliches abgewinnen will, verschiedener Anwendung fähig sind. Da sich mit ihnen auch leicht die Bezeichnungen der Abkunft und Ähnlichkeit oder Hinneigung zu etwas mischen oder vereinigen, so wendet man ihre Formen nicht nur auf Substantiva und Eigennamen, sondern auch auf Adjectiva, Adverbia und Verba, und in der Volkssprache selbst auf unbedeutende Partikeln an. Darum ist auch keine grammatische Form fruchtbarer gewesen in Erzeugung der mannigfaltigsten Gebilde, und keine hat mehr inneres Leben in die Sprachen gebracht, wobei alles so wundersam in einander greift, daß wir nicht umhin können, bei so manchen merkwürdigen Erscheinungen etwas länger zu verweilen und dabei viele verwandte Formen nicht nur, sondern auch die ihnen entgegengesetzten Verstärkungsformen zu berühren. Denn wie bei einem Worte, welches schon an sich etwas Kleinliches bezeichnet, die Verkleinerungsform eigentlich den Begriff desselben stärker ausdrückt: so kann auch die Verstärkungsform, auf kleine Gegenstände angewandt, wieder verkleinert werden.

Einsilbige Sprachen, denen es an aller eigentlichen Flexion gebricht, müssen natürlich die Verkleinerung durch einen besondern Beisatz bezeichnen, der nur dann seine Stelle findet, wenn er durchaus nothwendig ist. Aber auch viele Sprachen, deren polysynthetischer Charakter, wie in den amerikanischen Sprachen, oder deren Flexibilität, wie im Sanskrit und den nordischen Sprachen, der mannigfaltigsten Formen fähig sind, haben gar keine oder nur sehr wenige Verkleinerungsformen in sich aufgenommen. Zur Vermehrung der Verkleinerungsformen können zwar verschiedene Umstände beitragen, wie der Mangel an Zusammensetzung in der lateinischen Sprache und die fleißige Benutzung der Derivationssilben bei dem Abschleifen ihrer Flexionen in den romanischen Sprachen; aber vorzüglich gedeihen sie in der vertraulichen Volkssprache, wogegen sie in der Schriftsprache, seltner gebraucht, nach und nach wieder verschwinden, oder wenigstens den ursprünglichen Sinn der Verkleinerung verlieren. Sie sind daher in ihrer höchsten Ausbildung das Abzeichen der Umgangssprache, welches die hochteutsche Kunstsprache, nachdem es sich in

*) Alle sonst mit Demi zusammengesetzten Wörter siehe unter dem Hauptwort.

der oberteutschen Mundart verschiedentlich ausgebildet hatte, allmälig wieder abgeworfen hat, während es der Niederländer noch in seiner unvollkommenen Form ebenso sehr liebt, als der Schweizer, Baier und Östreicher. Durch keine grammatische Form haben sich daher nicht nur die Sprachen, sondern auch die Mundarten einer und derselben Sprache so geschieden, als durch den verschiedenen Gebrauch und die verschiedene Bezeichnung der Verkleinerungsbegriffe; und je größer unsere Kenntniß der Mundarten einer Sprache ist, desto mehr besondere Erscheinungen bieten sich unsern Blicken dar, welche gehörig zu verfolgen, wir in unsern Bemerkungen am besten von denjenigen Sprachen ausgehen, die uns am wenigsten bekannt sind, um zuletzt mit den Eigenthümlichkeiten unserer eigenen Muttersprache zu schließen, in welcher wir zugleich fast alle Formen anderer Sprachen wiederfinden werden.

Beginnen wir unsere Bemerkungen mit der tändelnden Kindersprache, in welcher man die Verkleinerungen aus Zärtlichkeit so sehr liebt, daß man nicht nur z. B. die Zähne kleine Beißerchen nennt, sondern selbst Verba und andere Wörter beliebig verkleinert, wie schlafchen gehen oder mit einanderchen schlafen für ein kleines Schläfchen zusammen machen; so finden wir, daß das Kind selbst in seiner Einsilbigkeit die Verkleinerung sowol als die Verstärkung eines Begriffes durch Wiederholung gleicher Silben bezeichnet, z. B. Papa! Mama! als Kosewort für Vater und Mutter, aber auch Wauwau! für den gefürchteten Hund, und Wawa! für alles, was Abscheu erregt, womit dann auch wol die Wärterin ihre eigenen Verkleinerungsformen verbindet und durch ein Tuktuk die Pipichen lockt. Diese Silbenwiederholung bildet sich allmälig durch Vocal- oder Consonantenwechsel zu einem Klippklapp und Klingling, Piff paff puff! und Hor hie hott! Hotte-Pferd oder Mu-Kuh aus. Auf dieselbe Weise haben die Völker ihre ersten Interjectionen und Lockwörter der Thiere gebildet, Schallnachahmungen und Redensarten, wie hufch busch! und schnipp schnapp schnurr! nebst Bezeichnung eines Krusselmussels und der Wischewäsche. Ja! selbst unsere Schriftsprache verschmäht es nicht, ein Geschnack und Gewirr Schnickschnack und Wirrwarr zu nennen, und selbst in der Dichtung von einem Singsang und Klingklang zu reden, wie denn auch die einsilbige Befehl- und Erzählform unserer Verben aus gleichem Vocalwechsel hervorging. Wenn nun dieser Vocalwechsel am natürlichsten ein Hinundher oder Untereinander bezeichnet, wie im Zickzack und Mischmasch, oder eine Begriffsverstärkung durch Iteration, wie im homerischen μορμύρω und πορφύρω für das lateinische murmuro und purpuro, oder die Erneuung einer vergangenen Handlung in der Gegenwart, wie in der griechischen, lateinischen und gothischen Reduplication des Perfects; so wandelt man doch auch oft die verkleinerten Eigennamen Linchen, Minchen, Pitschen in Lili, Mimi, Pipi, und so auch männliche Namen in Lullu, Lollo und Poppo um.

Auf dieser Stufe der Kindheit steht die Sprache der östlichen Südseeinseln, wenn sie whann whann für es stinkt sagt, und viele Gegenstände durch verdoppelte Silben bezeichnet, ohne immer den Begriff zu verstärken, wie in mala mala für sehr bitter. Denn die Comparation drücken auch ausgebildetere Sprachen durch Wortverdoppelung aus, sei es zur Bezeichnung des Elatives, wie lawwa lawwa für sehr viel in der Chikkasah- und Chokta-Sprache Nordamerika's, oder zur Bezeichnung des Superlatives, wie bei den Bretons in Frankreich mâd mâd Bestes, fall fall Schlechtestes, uhel uhel Höchstes, izel izel Niedrigstes heißt. Bildete man doch im Mittelhochteutsch noch ein selbselb für das plautische ipsissimus, und sagt man noch in der niederteutschen Volkssprache sachte sachte für stilliken in der Verkleinerungsform, da die Wiederholung des Begriffs des Leisen und Zarten ebensowol verkleinert, als sie andere Begriffe verstärkt, wenn man in der tändelnden Kindersprache: es ist all all! im gemeinen Leben: es ist lange lange her! spricht, oder auch im Volksliede singt: Wir ziehen über Feld und Meer, durch die weite weite Welt umher. So erklärt es sich leicht, wie im Mandschuischen lulu einen kleinen Menschen bezeichnet, ungeachtet sonst die Verdoppelung der Laute den Begriff verstärkt, wie in ulan ulan für allgemeines Gerücht, oder auch den Plural eines Substantives bildet, wie oran oran im Malayischen für Männer oder Menschen, wo oran utan ein wilder Mensch oder Affe heißt. Wie sehr noch die Mandschu eine solche Lautverdoppelung lieben, davon findet man eine Menge Beispiele in Adelungs Mithridates IV. S. 198 f. Die einfache Wiederholung bekräftigt nur, wie unser Ja! Ja! Nein! Nein! die Veränderung des Silblautes aber ahmt entweder den Schall nach, wie unser Tiktak einer Uhr, oder bezeichnet ein Hinundher und Untereinander, wie der Consonantenwechsel in pail mail (franz. pêle-mêle) und vielen andern Ausdrücken der englandischen Sprache. In der lateinischen und litthauischen Sprache steigert man die Verkleinerung selbst durch Wiederholung gleicher Flexion.

Wenn sich gleich ein Wort auf diese Weise dreimal verkleinern läßt, so geht man doch nicht leicht anders über eine doppelte Verkleinerung hinaus, als wenn sich der Verkleinerungsbegriff eines Wortes durch den Gebrauch oder andere Umstände so verloren hat, daß dessen Verkleinerung wieder besonders bezeichnet werden muß, oder auch, wenn die eine Form bloß verkleinert, andere aber einen liebkosenden oder geringschätzenden Nebenbegriff erhalten. Nicht alle Sprachen sind jedoch dieser Abstufungen fähig, sondern müssen die gesteigerte Verkleinerung durch Adjectiva bezeichnen, die auch sonst oft die Stelle der Verkleinerungsformen vertreten, wie das kleine Kind a *little* boy, *exiguus* mus. So bittet man wol um ein ganz kleines Stückchen Brod, nachdem man den ganzen lieben langen Tag gearbeitet hat, und wenn man mehr mit Achtung und Vertraulichkeit spricht, sagt man junges Fräulein! gutes Kind! obwol auch lieb Mütterchen! zu einer Alten. Wenn auch der Baier noch sein liebseliges Getreide Körnel nennt, so ist es doch dem Niedersachsen ein liebes Brod und dem Letten *baggata* maise oder das reiche, gesegnete Brod, und selbst das Unangenehme wird wol

durch lieb bezeichnet, wie in den Redensarten seine liebe Noth haben, und: die liebe Sonne meints zu gut, sie scheint so heiß. Besonders drückt man auf diese Weise seine Verehrung aus, wie wenn der Weserschiffer bei einem Gewitter, das Haupt entblößend, den Blitz durch liebes Wetter! begrüßt, und die Wärterin selbst zum kleinen Kinde beim Donner statt des litthauischen diewaitis gráuja sagt: der liebe Gott schilt. Darum bezeichnet auch das Volk in Holland den lieben Gott, vom Letten, wie vom Litthauer, mit der Verkleinerungsform deewinsch genannt, nur durch onse lieve heertje, wie wir die Madonna durch unsere liebe Frau, nach welcher Bezeichnung selbst der Rheinwein bei Worms Liebfrauenmilch genannt wird. Dergleichen feine Unterscheidungen zwischen der Umschreibung und der Verkleinerungsform, welche beide sich im Ausdrucke Herzliebstes Jesulein! mit Steigerung vereinen, fallen weg in Sprachen, die keine Verkleinerungsformen haben, wie die nordischen; nur dadurch hilft sich der Jütländer, daß er statt des schwedischen litet barn (Kindchen), käre bror (Brüderchen), söta hustru (Weibchen) suffixirend falill (Väterchen), morlill (Mütterchen), wie der Däne börnlille (Kinderchen) spricht.

Da die Verkleinerungsformen fast in allen Sprachen durch diejenigen Laute gebildet werden, welche in dem persischen kih, gothischen leitils, niederteutschen lütje und hochteutschen klein, altteutschen chleini enthalten sind; so könnte man glauben, sie seien durch Zusammensetzung mit irgend einem solchen Worte entstanden, wie die Lule-Sprache Südamerika's die Deminutiva nur durch Zusatz der Adjectiva ceces oder scesces (klein) ausdrückt, und die Quichua-Sprache nur zuweilen liebkosend llay anhängt. Allein der Verfolg unserer Bemerkungen wird zeigen, daß die Ähnlichkeit jener Wörter mit den Verkleinerungsformen der meisten Sprachen nur daher kömmt, weil man zur Bezeichnung der Kleinheit und Lieblichkeit dieselben malerischen Laute wählte, aus denen man jene Adjectiva schuf. Mag daher auch in der Mokoby-Sprache das angehängte olia, und zu noch stärkerer Vergleichung olec, welche Endung die Abiponen auch mit avalk vertauschen, wegen des polysynthetischen Charakters amerikanischer Sprachen durch Zusammensetzung entstanden seyn; das althochteutsche huonichlin für Hünkel oder Hühnchen darf schon darum nicht als Zusammensetzung mit chleini betrachtet werden, weil dieses eigentlich fein bedeutete, wie clean im Engländischen, cloene im Angelsächsischen nur schmuck und rein. Auch hat selbst die araukanische Sprache einige Verkleinerungen durch Umlaut gebildet, wie vocium Söhnchen, von votum Sohn, und in der nordamerikanischen weitverbreiteten Delaware-Sprache, in welcher man nur für belebte und leblose Gegenstände besondere Flexionen hat, das männliche und weibliche Geschlecht dagegen noch, wie in unsern Epikoinen, durch besondern Zusatz bezeichnet, bekommen alle belebte Gegenstände die verkleinernde Endung tit, die leblosen es. Die grönländische Sprache hat das Besondere, daß sie durch die Endung ngvoak verkleinert, durch rsoak vergrößert, aber auch, Größe mit Pracht durch rsak, und Häßlichkeit durch rojuk oder piluk bezeichnend, durch pilungvoak der Kleinheit den Nebenbegriff der Häßlichkeit, durch pilurksoak aber der Größe gibt.

Alle andere Sprachen, deren Verkleinerungsformen wir genauer kennen, bilden diese entweder durch ein bloßes i oder j, oder durch ein flüssiges l und die stummen Consonanten k und t, die nicht nur mannigfaltig unter sich verbunden werden, sondern auch mit dem Sauselaute vereinigt in sk oder sch und tsch oder z übergehen. Wenn in manchen Formen auch ein n sich zeigt, so hat dieses seinen Ursprung aus irgend einer Flexion, wie das δ und ρ in den griechischen Verkleinerungsformen *ἰδιον*, *ἄριον* und *ὕδριον*, oder ist nur eingeschoben, wie im Lettischen deewinsch, oder wird auch am Ende angehängt, wie in dem Teutschen lîn und kîn, woraus mit der Zeit unsere Verkleinerungsformen lein und chan geworden sind. Merkwürdig aber ist es, daß diese längern Formen sich schon im Mandschuischen finden, wie muchaliken rundlich von muchelin, lsektuken ein wenig verständig von lsektu, ambakan oder ambakalien etwas groß von amba, und lsochokon gelblich oder etwas gelb von lsocho, im Gegensatze von lsochon und lsochori sehr hell, und dunkelgelb bedeuten. Das Sanskrit hängt zwar wol kalpa an, hat aber auch das einfache ka, z. B. bâlaka von bala Knabe, wie das Send nâereké von nâeré Frau und peereké, weibliche Dew, und die persische Sprache merdeke Menschen, und zeneke Weibchen. Wie das Pehlwi die angeführten Sendwörter in naërik und pari (k) verkürzt, so bildet man auch im Persischen puserek von puser Sohn, dohterek von dohter Tochter, und selbst bendekek für bendejek von bendeh Sklav. Da nach Legonidec auch die keltische Sprache durch k verkleinert, das in march Pferd und merch Jungfrau (lateinisch virgo von vir) auch in ch überging, so darf man wol mit jenen Formen das homerische *παρθενική* von *παρθένος* und *ὀρφανικὸς* von *ὀρφανὸς*, ungeachtet der unterscheidenden Endung für das männliche und weibliche Geschlecht, um so mehr vergleichen, da man auch später noch vom Namen *Φρύνης* die Verkleinerung *Φρύνιχος* bildete, wie Theokritos wie klein? durch *ὀσσίχος* bezeichnet, und auch die Neugriechen *πουλάκι* von *πουλί* Vogel, und Adjectiva mit der Deminutivform *τζικος* haben.

Die altgriechischen Verkleinerungsformen auf *ισκος* und *ισκη* sind nachhomerisch, wie die einzelnen Feminina auf *κνη* oder *χνη*, z. B. *πιθάκνη* von *πίθος*, Faß, *πολίχνη* von *πόλις*, Stadt, und *κυλίχνη* von *κύλιξ*, Becher, deren Verkleinerung man noch durch ein angehängtes *ιον* steigerte, womit Homeros nur selten noch den Verkleinerungsbegriff verband. Homeros ist überhaupt so arm an Verkleinerungsformen, daß man sieht, er habe sie verschmäht; denn daß der griechischen Ursprache die K form nicht fremd war, zeigt nicht sowol das lateinische homuncio, Menschchen, welches, wie pusio, Knäbchen, allein steht, als daß die Stammform in der lateinischen Sprache der Verkleinerungsendung ulus noch ein c vorsetzt, und z. B. homunculus für homulus oder homullus bildet. Eben diese K form waltet auch in der slawischen Sprache vor, wo sie auf die mannigfaltigste Weise ausgebildet ist. Hier findet man von kolo Rad koleko,

von drzewo Baum, polnisch drzewko, von kaule Kugel, böhmisch kulka, von ded Großvater dedek, und mit eingeschobenem tsch dedec'ek, wie polnisch mieszeczek für mieszek von miech Balg, oder mit eingeschobenem n, böhmisch panenka Fräulein von panj, russisch Kathinka für Käthchen; auch mit eingeschobenem Plural s t junger Geschöpfe, böhmisch prasatko von prase Ferkel, ähnlich unserm Lämmerchen mit Plural s r. Alle slavischen Mundarten machen von Deminutiven häufigen Gebrauch, selbst in Adjectiven, deren Formen in unserer Sprache unübersetzbar sind, z. B. von maly klein, böhmisch malic'ky, malinki, malaunky, malauc'ky, polnisch malus'ky, malusienki, malusieneczki, malutenki, maluteneczki, und im Adverb malutenko, maluteneszko. Vorzüglich fein ausgebildet erscheint die Verkleinerungsform im Polnischen, wo z. B. von serze Herz die Koseformen serduszko, serdusio, serdusienco, serdulenko, serdusieczko, serdusieneczko möglich sind, und die meisten Eigennamen eine Menge vertraulicher Abstufungen haben.

Die litthauische Sprache, die besonders in den Volksliedern die Verkleinerungsformen liebt, gebraucht k und zz (slavisch tsch) nur zu den feinern Färbungen vertrauterer Begriffe, während sie sonst ihre Deminutive durch l oder t bildet, da dann l oft einen geringschätzenden Sinn gibt, t aber, das auch die Patronymica bekommen, Jugend oder Abstammung andeutet, z. B. ponélis geringer Herr, ponáitis junger Herr, mergéle geringes Mädchen, mergáite junges Mädchen. Beide Formen unterscheiden das männliche und weibliche Geschlecht, da das Neutrum der Sprache fehlt, durch is und e, die verlängernden Kformen gehen aber auf as aus, wie von brolis Bruder, brolélis, broláitis, brolullis, brolullélis, brolaláitis, brolaitélis, brolytis, brolytélis, broluzzis, broluzzélis, broluzzáitis, aber brolukkas, brolelukkas neben brolukkélis, brolukkáitis gebildet werden. Vergleicht man das litthauische brolis Bruder (slavisch brot) und sessu Schwester (lateinisch soror für sosor); wiederum das böhmische matka oder máma, im Deminutiv mamjnka (griechisch μαῖα), und das jütländische falill Väterchen (griechisch πάππος); endlich das lateinische pusio (persisch puser) und litthauische dukte (persisch dohter) mit den teutschen Benennungen vater, mutter, bruder, schwester, tochter: so sieht man, daß auch r ursprünglich verkleinerte, wie l in wurzel und stengel von wurz und stange, woher es oft an dessen Stelle steht, wie in wimmern neben winseln von weinen, im hammer neben dem freustel, in der Ecker neben der eichel, und auch verkleinernde Eigennamen bildet, wie Lüder von Ludwig und Herder von Hartwig. So begreift es sich, wie aus dem gothischen thivi, im Gegensatze von frôvia (Frau), diorna (Dirne) ward, der Italiäner casella noch einmal zu casarella verkleinerte, und der Grieche die Verkleinerungsform ιον ebensowol durch άριον als ίδιον, und ebensowol durch ύδριον als ύλλιον steigerte, z. B. παιδάριον und κορίδιον für παιδίον und κόριον, μελύδριον und βριφύλλιον von μέλος und βρέφος.

Kein Volk hat übrigens die Verkleinerungsformen so willkürlich gebildet, als das griechische, welches sie anfangs nur selten zugelassen und späterhin auf die mannigfaltigste Weise geformt hatte. Während es in den oben bemerkten Kformen ein männliches und weibliches Geschlecht unterschied, wie in den Augmentativen γάστρων Dickbauch und κεφάλων Dickkopf, theilte es allen Formen auf ιον ein sächliches Geschlecht zu, wie in den Formen für παιδίσκος, παιδίον, παιδάριον, παιδισκάριον, παιδαρίδιον, παιδαρύλλιον, und in den Formen für κορίσκη, κόριον, κορίδιον, κορίσκιον, κοράσιον, κορασίδιον. So auffallend diese Menge von Formen eines Wortes bei der Seltenheit anderer Deminutive als der auf einfaches ιον scheint, so wenig darf man darin eine bestimmte Regel in der Abstufung der Verkleinerung suchen, da man auch noch manche andere Verkleinerungsformen erfand, wie ζωΰφιον Thierchen, ξυλήφιον Hölzchen, χρυσάφιον Goldchen, und auch die patronymischen Formen auf ίδης oder ιάδης und ίων, weiblich ίς oder ίας, ίνη oder ιώνη, benutzte, um Verkleinerungsformen auf ίς, wie ἁμαξίς Wägelchen, zu bilden, woraus die Deminutive auf ίδιον, wie die von Jungen der Thiere gebräuchlichen Formen auf ιδεύς hervorgingen. Selbst die letzte Form ward auf υἱδεύς Sohnessohn übertragen und nur in wenigen Fällen gebraucht, da man besondere Wörter, wie νεοσσός, σκύμνος, σκύλαξ, δάμαλος, πῶλος hatte; und ebenso willkürlich wurde Ἐρωτύλος von Ἔρως gebildet, sei es nach der Analogie der kosenden Eigennamen Ἡρύλλος für Ἡρακλῆς, Πέριλλος für Περικλῆς, Βάθυλλος für Βαθυκλῆς u. s. w., oder phrygisch-lydischer Deminutive, für deren Lform die Namen Tantalus und Attalus, Myrsilus und Sipylus, Jole und Omphale, auch Cybēle für Cybēbe, zu sprechen scheinen. Wenig begründet erscheint daher die Bestimmung eines Scholiasten, wenn er von den Menschenaltern sagt: Βρέφος, τὸ ἄρτι γεγονός· παίδιον, τὸ τριφόμενον ὑπὸ τηθῆς· παιδάριον, τὸ ἔτι περιπατοῦν καὶ ἤδη λέξεως ἀντιλαμβανόμενον· παιδίσκος, ὁ τῆς ἐχομένης ἡλικίας· παῖς, ὁ δὲ ἐγκυκλίων ἤδη μαθημάτων δυνάμενος ἐέναι· τὴν δὲ ἑξῆς ἡλικίαν πάλλακα καὶ βούπαιδα καὶ ἀντίπαιδα καὶ μελλέφηβον καλοῦσι κ. τ. λ.

Das Einzige, was wir als Regel bei den griechischen Verkleinerungsformen der frühesten und spätesten Zeit annehmen können, ist, daß man vorzüglich das ι zur Verkleinerung, wie zur Bezeichnung der Abkunft und des Zubehörs wählte, während das ο, wie in den lateinischen Gebilden auf o, den Begriff mit Spott verstärkte. Daher die Adjectivendung ικος, lateinisch icus, teutsch ig, welche nebst den daraus hervorgegangenen Formen auf ich, icht, isch, ing, ling und lich allein noch, neben den Femininen auf inn und Wortgebilden mit niß, das i nicht mit e vertauscht hat, obgleich die ältere Sprache, wie selbst noch oft die heutige Volkssprache, andere Selbstlaute dafür gebrauchte, oder auch das i ganz verloren gehen ließ und nur den Klaut festhielt, welcher dadurch als das wesentlichste Abzeichen der Verkleinerung erscheint, wenn er auch in mancher Sprache und Mundart der Lform weichen mußte. Wie ὀρφανικός und παρθινική als die einzigen Verkleinerungs-

formen bei Homeros erscheinen, so bietet auch der Name von Thusnelda's Sohne bei Strabo Θυμελικός oder vielleicht Θουσνελδικός dieselbe Verkleinerungsform dar, woraus sich die Worte in einer Urkunde von 816 erklären: Asig qui et Adalricus: denn Atih war die verstärkte Deminutivform der Abkürzung Atto, dem Otto aus Odalrich, oder Udo aus Udalrich oder Ulrich, analog. Auch der Lateiner hatte ursprünglich die Endung icus als Verkleinerungsform, wenn er gleich in juvencus von juvenis und porcus von por oder aper, engländisch boar, teutsch eber, das i schwinden ließ, wie auch der Grieche schon πόρκος, teutsch borch, sagte. Aber diese Form mußte im Lateinischen wie im Althochteutschen der L-form weichen, und erhielt sich nur in dem c vor dem ulus der Stammdeclination, und in einigen Formen auf ix, wie junix, junge Kuh. Wie hieraus die Feminine auf ix hervorgegangen zu seyn scheinen, so auch die Adjective auf x, wie felix, ferax und selbst senex, gothisch sineigs. Man benutzte jedoch dergleichen Adjectivformen mehr zu Augmentativen, in welchen man den Vocalen a und o den Vorzug gab, wie in ferox und edax, wenn gleich auch Nasica eine verstärkende Bedeutung gehabt zu haben scheint, wie Naso. In meracus, caducus, cloaca, lactūca und ähnlichen Formen erhielt ebenfalls a und u einen verstärkenden Nebenbegriff, wie im Serbischen junac, einen jungen Helden, junaz, einen jungen Stier, angelsächsisch bullūca, engländisch bullock bedeutet.

Auch die Altteutschen scheinen mit der Endung ak einen Verstärkungsbegriff verbunden zu haben, wie in wîzak weise, woraus wizako, später wissage Weissager ward, und in ôtak, gothisch audags begütert, woraus der Name Odoaker hervorging, wogegen diupîc diebisch und vrâzîc für vorax, in der heutigen Volkssprache noch Fressac, wie Schubiac für schuftig, einen gehässigen Nebenbegriff erhielt. Aber diese Vocale wurden allmälig so beliebig vertauscht, daß aus Gerig, Gerlich: Gerlach, wie aus Gundilo: Gundlach hervorgehen konnte, wogegen der Wüterich, althochteutsch wuctac, wie der Fähndrich (Fahnenträger) ein i erhielt. Obgleich schon der Name Gänserichs oder Geiserichs dieselbe Endung zeigt, welche sich noch im Gänserich, Enterich und Täuberich erhalten hat; so ist doch das provinzielle Äntrecht im Engländischen und Plattteutschen zu drake geworden, wogegen umgekehrt die Juden Itzig für Isaak, die Christen Münnich, Mönch für monachus sagen. Am wenigsten haben die Angelsachsen die Vocale unterschieden, woher denn auch die Engländer einen kleinen Hügel noch hillock nennen: in jung ist mit dem Vocal zugleich der Verkleinerungsbegriff verschwunden, der noch besonders bezeichnet zu werden pflegt. Alle aus ig hervorgegangenen Adjectivformen haben das i erhalten: nur icht, dessen neuen Ursprung der Mangel des Umlautes (außer in thöricht) bezeugt, und in dessen Unterscheidung von ig noch die Schriftsprache ebenso schwankt, wie in der Unterscheidung der Formen lich und licht bei Farbenähnlichkeiten und Geschmacksarten, lautet in der Volkssprache noch, wie in alter Zeit, acht, echt, ocht, wie auch das unserm haftig entsprechende achtig im Niederländischen, schweizerisch ochtig lautet. Mit dieser letzten Endung ist nie ein Verkleinerungsbegriff verknüpft gewesen, und auch das einfache ig hat sie verloren, wenn nicht, wie in lich und licht einst vorgesetzt ward, obwol Verbe durch ein sumpfeles ch verkleinernd wurden, wie horchen, lauschen, schleichen, kotzechen.

Die Endung icht hat in Substantiven den Nebenbegriff der Fülle erhalten, wie dickicht, ich aber in Adjectiven etwas Spöttelndes, wie in kindisch, prahlerisch; nur ing verkleinert noch in der mecklenburgischen und pommerschen Mundart, wie männing Männchen, hänning Händchen, kinning Kindchen. Auch sagt man truting für Trautchen, wie man im Althochteutschen armini, weiblich armithhâ von arm oder armin (Arminius) bildete; statt daß aber die mecklenburgische und pommersche Mundart Verkleinerungsnamen auf ing bildet, wie Luising Luischen, bezeichnete der Niedersachse durch diese Endung den Sohn, wie Lülfing für Lûlves, des Lülf oder Ludolf Sohn, ähnlich dem fränkischen Merowing, Karling und Piping oder Pipin. Im Neuhochteutschen hat henning Hähnlein den Verkleinerungsbegriff verloren, wie pfenning und ähnliche Gebilde; nur ling bezeichnet noch zuweilen eine Verkleinerung, wie in fünfling, sprößling, auch Ähnlichkeit, wie in fäustling, däumling, und wird dadurch spottend in witzling, dichterling, wogegen die nordische Sprache ihrem Mangel an Deminutiven durch die Endung lingr abhilft, als: ormlingr vom männlichen ormr Wurm, bokklingr vom weiblichen bôk Buch, verklingr vom sächlichen verk Werk. Wie im Altnordischen ynglingr für das althochteutsche junkilini, angelsächsisch geongling gesagt wurde; so dänisch kylling für das althochteutsche kyckling Küchlein, und engländisch gosling, plattteutsch gössel, von goose Gans; küling, althochteutsch kizzi oder chizzi, von kit, althochteutsch keiz für goat, angelsächsisch gât Geiß. Das eben erwähnte kizzi von keiz oder geiz zeigt, daß das Althochteutsche auch durch ein neutrales i Verkleinerungsformen bildete, dem das Mittelhochteutsche ein n anhängte, wie magatîn, magetîn, magedîn oder megedîn für das althochteutsche magati von magat Magd; daher angelsächsisch moeden von mägdh, engländisch maiden von maid. So sagt man noch am Main füssi neben dem sonderbaren Plural füsserchen, besonders läßt jedoch die Schweizersprache manche Deminutive auf i ausgehen, wie händi und füessi, in deren Plural man ein n einschiebt, wie händini und füessini.

Hinter l lassen die Schweizer noch ein i eintreten, wie vögelli, im Plural vögellini; in Wallis und Bündten sagt man ji für i, z. B. meiji von meity und im Entlibuch und im Bernischen sogar schi oder tschi nach fließenden Consonanten, z. B. füllschi oder füllitschi von fülli Füllen, lämmschi oder lämmitschi von lamm, hüenschi oder hüentschi von huen, chälbschi oder chälbitschi von chalb, im Plural füllschini ꝛc. So hängt die schottische Volkssprache in allen ihren Verkleinerungen ie an, z. B. lambie von lamb Lamm, daddie von dad Vater,

lassie (Lady) von lass (femina); die Holländer verkleinern dagegen mit je und schalten nach n ein p, nach l, n, r und Vocalen ein t ein, z. B. kalfje, boomje, aber auch boomtje, vogeltje, mantje oder mannetje, dochtertje, eietje, im Plural eiertje, auch engeltje für engeltje mit doppelter Verkleinerung in Volksliedern. Von vleisch wird vleisje gebildet; wenn man aber auch meisje von maagd bildet, so scheint dieses durch die flandrische Form mäsken für märleken veranlaßt zu seyn, dieses mäsken aber dem plattteutschen mäken zu entsprechen, wie man in der Diemelgegend köseke, im Plattteutschen käuseken, für das holländische koetje (junge Kuh) sagt. In vertraulicher Rede verkleinern die Holländer auch die Zahlwörter eentje, tweetje, drietje; wie sie en weinigje für das schwäbische a wengeli und östreichische a wengl (ein Bißchen) sagen. Ja! auch adverbiale Deminutive bilden sie auf jes oder jens, wie kleintjes oder kleintjens, und eventjes oder eventjens für sodann. Diese neuniederländischen Formen sind um so merkwürdiger, da im Mittelniederländischen noch stillekine für stilletjes oder stilletjens (stille! stille!) und lettelkin für kleintje, althochteutsch luzilîn, altfranzösisch petitet, schottisch mioikin, im Gebrauche war, ähnlich dem flandrischen lieskin für das holländische lietje. Daß je sowol als kin, mithin auch ie, verschieden vom einfachen i oder in, aus der alten K form hervorging, dafür scheint das plattteutsche lütje statt des altsächsischen lutik zu sprechen, welches die Nebenform lutil, wie im Althochteutschen luzil, mittelhochteutsch lützel neben luzik, und angelsächsisch lytel, engländisch little neben dem altfriesischen litich, als Verkleinerungsform vom schwedischen liten, dänisch liden, darstellt.

Dieses Wort benutzen die Schweden und Dänen, um durch dessen Zusatz den Eigennamen eine liebliche Verkleinerung zu geben, wie Signil liten, dänisch Signelit und Signelille; aber schwedisch auch Lottalilla und Rosalilla für Lottchen und Röschen, wie dänisch Kirstenlille für Christinchen. Man darf jedoch, wenn auch die westgothländische Volkssprache das jütländische farlill, Vätterchen, in falle und morlilla, Mütterchen, in mulla verkürzt, nicht glauben, daß die verkleinernde Lform aus einem solchen Suffixe entstanden sei, da vielmehr die verkleinernde Lform, die sich, wo nicht im altschwedischen dwargelin und portelin, welches nur dem teutschen twergelîn und pfortelîn nachgebildet wurde, doch in den schwedisch-dänischen yngal für pullus und yngla, yngle für pullare oder pullum edere zeigt, dazu beitrug, aus liten oder liden ein verkleinerndes lilla oder lille zu bilden. Das gothische mikils für das althochteutsche mihhil (groß) darf nicht verleiten, in leitils für das altnordische litill die Verkleinerungsform zu verkennen, da selbst jenes eine Verkleinerungsform für das griechische μέγας ist. Man lernt aber aus den beiderlei Verkleinerungsformen des Wortes liten, daß die K- und Lform die beiden Urformen teutscher Deminutive waren, wovon die eine zwar das Niederteutsche, die andere das Oberteutsche sich vorzugsweise angeeignet hat, jedoch keine die andere völlig ausschließt, vielmehr jede mit der andern sich sogar verbindet. So entspricht schon die althochteutsche Form anihho oder ancho, weiblich anihhâ oder anchâ dem oberteutschen enl und anl von Ahn. Man gebrauchte aber diese Form besonders in Eigennamen, wie Kipihho und Sipihho, mittelhochteutsch Gibeche und Sibechi, angelsächsisch Gifeca und Sifeca, altnordisch Giuki und plattteutsch Geweke für Gebo oder Gebhard, neben Gevers. Fast alle niedersächsischen Namen auf ke sind auf diese Weise aus alten Vornamen hervorgegangen; nicht selten hat man aber noch ein l hinzugefügt, so daß aus Henneke oder Heneke für Heinrich die Namen Henkel und Henkelmann, aus Wineke oder Wenk für Winfrid die Namen Winkel und Winkelmann u. s. w. wurden.

Durch die Endung în erhielt die Kform sächliches Geschlecht, wie das mittelniederländische mannekîn oder mändekîn und wivekîn, engländisch mankin und bei Shakespear ladykin oder lakin; und wie sich im engländischen lambkin und angelsächsischen liccen, althochteutsch zikkin Zicklein, das lange kîn in kin oder ken verkürzt: so auch im mittelniederteutschen bruderkin und sosterken, und im mittelhochteutschen kruckin, Krüglein, und trûken, thüringisch trutken, Trautchen. Sobald sich aber das n verlor, kehrte das weibliche Geschlecht zurück, wie in krucke und nelke für Näglein, althochteutsch negelîn, mittelhochteutsch neilkin. In männlichen Namen hängte man ein d oder g an kin, wie in Wittekind oder Wedekind von Witteke für Witting, und Lüdeking von Lüdeke für Ludwig. Nach Gaumlauten wählte die mittelniederteutsche Mundart len für ken, z. B. bockelen Böcklein, ziegelen Zicklein, obgleich auch monekiken Mönchlein gesagt ward, und noch in Niedersachsen küken für Küchlein, mäken für Mägdlein, wie die küke für das oberteutsche stofchen oder kleine Küche (Wärmgefäß) und die beeke für Bächlein üblich ist. Die heutige Volkssprache sagt jüngelken und bükelken, Bäuchlein, anderwärts auch jongesken oder jongsken und bökske Büchlein; daher das flämische mäsken für mädekin oder mädeken, Mädchen. Die hochteutsche Sprache verwandelte kîn oder ken in chîn oder chan, z. B. schifchîn oder schiffchen, auch mit einem verbindenden i, wie nach Opitz hündichen, häsichen; und die obersächsische Volkssprache Hänsichen, Lisichen ꝛc. sagt. Luther schreibt in seinen Briefen sönichen und vortheilichen neben liebchen und stühlchen, in der Bibel aber nur kindlein u. dergl., welcher Form das Althochteutsche chin noch anzuhängen pflegte, z. B. sacclînchîn, wie man noch in einem hochteutschen Buche von 1673 söhneleinchen liest. Kürzer sagte man dafür schon im Althochteutschen scepelkîn für Schiffchen und visscelkîn für Fischchen, woher man noch hinter Kehllauten ein l einschiebt, wie jüngelchen und sächelchen.

So alt jedoch diese Formen im Hochteutschen sind, so wenig konnte sich die oberteutsche Mundart darein finden, welches zu den sonderbarsten Formen führte. Man bildete chin nicht zu chein aus, wie man lämmlein und kälblein sagte, sondern schnitt dagegen das n ab und gab dem lämmche und kälbche nicht nur einen Plural

lämmercher und kälbercher, nach der Analogie von lämmerlein und kälberlein, aber mit doppelter Flexion, sondern sagte auch schäfercher und mädercher. In einigen Strichen des nördlichen Frankens, wo man für herrche, Großvater, herrle, herla, harle, und für fräuche, Großmutter, fräule, fräle, fraula spricht, bildet man den Plural auf lich, wie vom Singular lach oder lich, z. B. tischlich und bretlich von tischle und bretle, wie von tischlach und bretlich für tischelche und brettche. Statt bublach, büblach oder büblich für bübelche oder büblein bildete die althochteutsche Sprache von lebenden Geschöpfen Formen mit umgekehrter Anordnung des K- und Llautes, wie huonichli oder huonichlîn, woraus in der Volkssprache am Rhein und Main hünkel oder hinkel für Hühnchen ward. So ward aus ano (Ahn) mittelhochteutsch enichlîn, östreichisch enichel (Enkel), und mit eingeschobenem n, wie in cansincli, Gänslein, enenkel mit der Besonderheit, daß dieses Wort als männlich behandelt, ein Femininum enkelin erzeugt hat und eine abermalige Verkleinerung enkellein oder enkelein zuläßt, wie man im Althochteutschen auch esilinchilin für Eselein oder Eselein findet. Da man auch fremde Wörter durch clîn verkleinerte, wie sâtâniclin von sâtân, so wurden diese oft ganz den lateinischen Deminutiven auf culus ähnlich, wie versiclin für versiculus und mit eingeschobenem n lewinchli für leunculus, um so mehr, da die Angelsachsen nur auf incle endeten, wie scipincle Schiffchen und hûsincle Häuschen; allein immer bleibt der wesentliche Unterschied, daß diese Formen blos sächlichen Geschlechtes waren, gleich den Verkleinerungsformen auf kîn, und nur auf ein einfaches l ausgehend, wie enkel, männlichen Geschlechtes werden konnten und das hünkel blieb sächlich, weil auch das huhn sächlichen Geschlechtes war.

Die gothische Sprache ließ nur das l zur Verkleinerung zu und unterschied daher die Deminutive, gleich den Römern, nach dreierlei Geschlechte, wie magula für παιδάριον Joh. VI, 9., von magus Knabe; mavilô für κοράσιον Marc. V, 41. von mavi Jungfrau; barnilo für τέκνον Matth. IX, 2. von barn Kind. Diesen Endungen entsprechen die Namen Ulfila, Attila, Totila, und weiblich Runilô; im Althochteutschen wechselte man die Vocale und sagte Ezilo, Thassilo, weiblich Hildilâ, Gundilâ, wie scalchilo von scalh Knecht und eihhilâ Eichel, als Kind des Baumes von eih. Sehr frühzeitig führte man, Eigennamen etwa ausgenommen, die Endung ili vom sächlichen Geschlechte ein, wie scalchili, coronili von corona, houpitili von houpit Haupt. Der Umlaut war noch selten, wie lantili Ländchen neben prentili Brändchen; aber o wurde meist zu u, z. B. tutto (mamma) zu tuttuli (papilla), wie umgekehrt smeroli aus smër für smerw Schmeer; chorp (corpis) zu curbelî oder churbeli; sogal (Vogel) zu sugilili neben morsalili von morsal (Mörser). An ar wurde blos li gehängt, z. B. acharli von achar (ager), wie später auch mantelli für manteleli gesagt ward; dagegen schlich sich das n, welches jene Wörter durch die Declination erhielten, z. B. scellili (Schellchen) Gen. scellilines, Plur. scellilinô, Dat. scelliline, Plur. scellilinum, auch schon im Nominativ ein, wie kindilîn Kindlein. Man darf jedoch nicht alle Neutra auf ili, wie upili Übel, gisugeli Gevögel, für Deminutive halten, wenn gleich epfili oder epli (Apfel) vielleicht das griechische ἄπιον ist und kipuntili Gebündlein, ähnlich dem kazungeli Gezüngel, aus dem Deminutiv puntil (Bündel) stammt. Schweizerische und schwäbische Dichter des Mittelalters bildeten blüemili, eselli, triutli Trautel, minnerli Liebel; sonst erscheint im Mittelhochteutsch, wenn man gleich nach langer Wurzelsilbe blos el mit dem Umlaute, wie oeugel Äuglein, bildete, elîn, wie fröuwelin Fräulein, ohne Unterschied in der Declination, da man dann immer ein n einschob und nur von Eigennamen, wie Etzel, alle Casus auf eln bildete, während man von Etzelîn den Genitiv auf înes, den Dativ auf îne, den Accusativ auf înen ausgehen ließ. Auch nach e schaltete man wol n ein, wie juncherrenlîn und frouwenlîn, wogegen man in hebchelîn von habech (Habicht) das erste e schwinden ließ, und auch nach fließenden Consonanten mehrsilbiger Wörter blos lîn sagte, wie godemlîn, kürserlin, müeterlin und junkerlin, für vogellîn auch vögelîn.

Alle die angeführten mittelhochteutschen Formen erhielten sich blos in oberteutschen Volksmundarten, wo die Deminutive so geliebt sind, daß der Baier jedes Pferd sein röffel und jedes Horn, auch das größte, hörnl nennt, wie der Hirt im Entlibuch ärmli und beindli von jedem Arm und Bein sagte. Den kosenden Benennungen eines Mannes und einer Frau herrche und fräuche in der Wetterau entspricht in der Schweiz mandli und fraueli, mit Einschiebung eines en im Plural, wie mandleni; der Schwabe sagt blos männle und wible, ohne en im Plural einzuschieben, bildet jedoch auch Namen auf lîn, wie stäudlin, welches die neuhochteutsche Sprache schon seit dem 13ten Jahrhundert in lein verändert hat, dem stets ein Umlaut, aber kein e vorhergeht, so daß selbst vöglein für vögellein und enklein für enkellein gesagt wird. In Östreich und Baiern endet man mit oder ohne Umlaut auf el oder l, welches in Tirol und der baierschen Alpe al lautet; es wird aber an einigen Orten noch ein r eingeschoben, wie büeberl und madarl, dem briadarl (Brüderchen) und muadarl (Mütterchen) analog, welches besonders in Eigennamen, wie Sepperl für Joseph und Kadarl für Käthchen geschieht. Schon im Mittelteutschen bildete man die Kosewörter mîn zertel, mîn süezel; aber die baiersche Volkssprache sagt nicht nur ein altel, ein liebel, sondern auch sei guetel, net frankel, und hängt sogar im vertraulichen Gespräche gegen Geliebte und Kinder dem Pronomen dieser durch alle Casus und Geschlechter (deel, del, daßl u. s. w.) und den Adjectiven wo, da, so ein verkleinerndes l an, wie man auch im Luzernischen ein trauliches duli für du hört. In der Schweiz ist das Hänsli und Gretli sächlichen Geschlechtes; nur die oberteutsche Volkssprache, welche blos l anhängt, sagt bisweilen der Hansel, die Gretel, ähnlich dem niederteutschen der Hänschen, die Gretchen, und

dem griechischen ἡ Στεφάνιον und lateinischen mea Glycerium. In der hochteutschen Sprache haben fast alle Formen auf el, wie fäustel und steugel, den Verkleinerungsbegriff verloren, und sind daher theils männlichen, theils weiblichen Geschlechts, wie brätzel und krengel, dem angelsächsischen mëovle (gothisch mavilô Mädchen) und altnordischen hnytha von hnûta Knoten, dem französischen oncle für avunculus und der baierschen bäsel analog. Der Oberteutsche unterscheidet aber den Großvater und die Großmutter nur durch den Umlaut änel und anel, statt daß der Hochteutsche enkelin von enkel durch eine Endung bildet, wie der Italiäner avola von avolo, der Spanier abuela von abuelo, und der Franzose ayeule von ayeul.

Nach der Analogie des lateinischen sicula von sica dürfen wir wol teutsche Formen, wie sichel von sech für Pflugmesser neben sense, niedersächsisch seisse, von segissa (sagitta) als uralt annehmen; aber die Wörter auf el, wie sekkel von sack und beutel oder buddel, auch pulle im Niedersächsischen, bouteille im Französischen von butt und butte, verloren ihren Verkleinerungsbegriff, so daß man nun Deminutive, wie sekkelchen, beutelchen bildete, obwol der Niedersachse auch püttjen für schnapsen sagt, dem lisekonträer für Schleicher, und in den stap suseken analog. Selbst der mündel im Gegensatze des vormunds, wie der enkel im Gegensatze des ahns, wird kaum noch als Deminutiv anerkannt; und in der Bezeichnung kleiner Gegenstände hat man dem l meist noch ing angehängt, wie in fündling, zwilling, drilling. Diese Endung findet man daher noch häufig bei kleinen Thieren nicht nur, wie in den Namen vieler Schmetterlinge und Würmer, sondern auch bei Äpfeln, Kuchen und eßbaren Schwämmen, wie süßling, säuerling, pfifferling (italiänisch peperella), und schon althochteutsch prëzilini für Brätzel, wie chisalini oder chisilini für Kiesel, und in Karls Capitulare de villis die Apfelarten Geroldinga und Gosmaringa im Nominativ Plural: so auch bei Fischen gründling und schmerling für das althochteutsche grundila und Schmerle, und bei Vögeln hänfling und ämmerling von Ammer. In mittelniederteutschen Gedichten erscheinen noch kindelîn, frowelîn, dochterlîn u. s. w. auch vingerlîn für δακτύλιον Ring, wie noch im Hochteutschen zipperlein beim Mangel der Kform; aber in der hochteutschen Schriftsprache des 16ten und 17ten Jahrhunderts zeigt sich schon das niederteutsche chen, dem in der gemeinen Prosa, mit Ausnahme des Fräuleins in einem Sinne, in welchem selbst der Niedersachse fröleen für fröken spricht, die Silbe lein so gänzlich gewichen ist, daß man nicht blos in Mährchen (Mährlein), welche von einem Rothkäppchen als Wünschhütlein und in Fabeln mehr von einem Lämmchen u. dergl., als von Zicklein, sondern auch in Schauspielen von einem Käthchen in Heilbronn neben der Pfefferröschen spricht. Selbst in der Redensart: daß dich das Mäuslein beiße! schleicht sich das Mäuschen ein, und das Zeiserl der Östreicher ist zu einem Zeisig geworden. Man raucht sein Pfeifchen und macht sein Schnittchen, wie man selbst in der Volkssprache am Maine nur ein stöfchen für Wärmpfanne, und ein schawellchen für eine Fußbank kennt. Man redet nicht nur in Volksgedichten von einem Eckchen mit Liebchen im Winterstübchen, sondern selbst in der höhern Poesie hat die Endung lein, welche Luther in der Bibel allein anwandte, etwas Alterthümliches und Feierliches erhalten. Ja! sogar in Verben, wo man doch witzeln von Witzling, wie säuseln von sausen bildet, scheint zischen mit der Verkleinerungsform zischeln aus dem plattteutschen zisseken hervorgegangen zu seyn.

Die Endung lein ist daher nur noch von sehr eingeschränktem Gebrauche, da sie fast nur bei sinnlichen Gegenständen angewandt wird und bei Abstracten selbst auch chen außer Gebrauch kommt. Während Hans Sachs noch ein Thätlein wagte, pflegt man jetzt nicht mehr sein Müthlein zu kühlen, und ändert selbst das Müthchen in ein kälteres Muth ab. Wenn man auch noch von einem Profitchen, wie Luther von einem Vortheilichen spricht; so sagt man doch kaum noch in der Volkssprache: es hat kein Nöthchen. Das Päcklein ist dem Paquet gewichen, und obwol man auch Paquetchen dem Päckchen nachbildet, so setzt man doch gern noch klein davor, wie vor Bißchen und Bissel im Oberteutschen, als hätte sich dessen Verkleinerungsbegriff, wie beim Schnippchen u. dergl. verloren. Männchen oder Weibchen ist jedes Thier, auch das größte, und mit den Namen Eichhörnchen, Rothkehlchen oder Käuzlein, verbindet man kaum noch einen Verkleinerungsbegriff, wie mit Öchselein und Eselein in ältern Kirchenliedern. Nur in Eigennamen spielt die Verkleinerungssilbe chen noch eine große Rolle, wo sich lein nur in Geschlechtsnamen, wie Eberlein, erhalten hat. Von den beiderlei Gebilden für Conradin bei Hans Sachs, Conrädchen und Conrädle, hat die neuhochteutsche Sprache nur die erste beibehalten, und verkleinert so nicht nur fremde Deminutive und Namen, wie Demoiselichen und Mamsellchen für Demoiselle und Mademoiselle, Jeannettchen oder Nettchen für Jeannette oder Hannchen, sondern auch teutsche Namen, sowol mit der niedersächsischen Verkleinerungsform, wie Fikchen für Fike aus Sophie, und Mikchen für Mike aus Marie verkleinert, als mit der oberteutschen in Mädelchen, Mimichen für Minchen u. dergl. Für die Neuheit solcher Gebilde zeugt der Mangel des Umlauts in Karlchen, Malchen, Hannchen u. dergl. ebenso sehr, als der Umstand, daß chen zwar hinter alle übrigen Verkleinerungsformen gefügt werden kann, selbst aber keinen Zusatz weiter erlaubt.

In den romanischen Sprachen ist das L, welches in den lateinischen Deminutiven fast allein vorherrschte, nicht nur mit andern Lauten vielfältig verbunden oder vertauscht, wie im italiänischen occhiolino oder occhiettino von occhietto für ocellus, sondern auch zuweilen durch die Aussprache ganz verschwunden, wie im italiänischen occhio für oculus, im spanischen oreja für auricula, und im französischen jouvenceau für juvenculus.

Wo aber das Abſchleifen der Endungen ein Stammwort ganz unſcheinbar machte oder leicht Verwechſelung mit einem ähnlich lautenden Worte herbeiführen konnte, da trat die Verkleinerungsform mit l ganz in die Stelle des Stammwortes, wie das franzöſiſche oreille und italiäniſche oreglia für orecchia, ſpaniſch oreja, wenn man auch einen noch ſo erhabenen Gegenſtand bezeichnete, wie das franzöſiſche soleil für das ſlaviſche slnze (Sonne). In dieſer Weiſe war die lateiniſche Sprache ſchon ſeit den älteſten Zeiten vorangegangen, da zwar stilla noch als Verkleinerung von stiria bemerklich blieb, aber stella für das griechiſche ἀστήρ und scintilla für das griechiſche σπινθήρ ſeinen Verkleinerungsbegriff ebenſo ſehr verlor, als pecchia für apicula Biene, ſpaniſch abeja, franzöſiſch abeille, im Italiäniſchen, und Funken im Teutſchen. Der Grieche wählte, um die Verwechſelung mit σταλίς von στήλη zu vermeiden, für stilla die verlängerte Form σταλαγμός, ſo wie der Franzoſe für das unſcheinbare di in midi, lundi u. ſ. w. jour aus dem italiäniſchen giorno für diurnum bildete; ſtatt daß aber der Grieche, um ὤψ oder ὄψ, Geſicht und Stimme, von einander beſſer zu unterſcheiden, in verſchiedenen Mundarten das Auge durch ὄσσος, ὄκκαλλος oder ὄκταλλος und ὀφθαλμός bezeichnete, ließ der Lateiner zwar os für Geſicht und Mund unverändert, wie os für ὀστέον Knochen, bildete jedoch zur Bezeichnung des Auges als äußern Sehorganes, nach der Analogie von omen für osmen, die Verkleinerungsform oculus, wie osculum, Ovid. M. I, 499. zur Bezeichnung des äußern Mundes und Mäulchens als Kuß, und auricula zur Bezeichnung des äußern Ohres von auris oder ausis, gothiſch auso, für das altgriechiſche ὦας oder ὄυας, ſpäter ὠς oder οὖς, lakoniſch und kretiſch αὖς, die Stimme ſelbſt ward vox genannt, ſtatt des griechiſchen ὄσσα.

Die Deminutive oculus, auricula, osculum, worin der Wechſel des Geſchlechtes ganz verſchieden iſt vom griechiſchen ὄσσος, ὄσσα, οὖς, wie von den durchaus neutralen Deminutiven ὠτιον, ὠτίον oder ὠτάριον, neugriechiſch αὐτίον, verloren ihren Verkleinerungsbegriff, gleich dem teutſchen Ohr und dem italiäniſchen orecchio dell' ancora, oder dem doppelt verkleinerten occhiello (Knopfloch) im Italiäniſchen und oeillet (Nelke) im Franzöſiſchen. Daher die abermalige Verkleinerung ocellus und ocellulus, italiäniſch occhietto und occhiettino, neben occhiolino und occhiuzzo oder occhiuccio, im Gegenſatze von occhiaccio und occhione; ebenſo auricilla oder oricilla Öhrchen, und oscillum Mündchen oder Geſichtchen, wovon wieder oscillare gebildet ward, wie osculari oder ausculari (küſſen) von osculum, und auscultare (horchen oder lauſchen) vom alten ausicula für auricula mit der Verſtärkungsform des Wortes oscitare (gähnen). So wenig aber auscultare mit audire in Verbindung gebracht werden darf, das von αὐδάω ſtammt, wie αἴω von ἄω, und das gothiſche hausjan (hören) von hallen oder das ſchweizeriſche loſen von lauten: ſo wenig darf man oraculum als Verkleinerungsform von os betrachten; denn dieſes Wort iſt ein Verbale von orare und lautete eigentlich oraclum, da dergleichen Verbalia nach einem l auf crum ausgehen, wie sulcrum, sepulcrum, lavacrum. Das u ward hier nur eingeſchoben, wie in stabulum für στάθμός, verglichen mit stabrum, nach der Analogie des sabulum für ψαμαθός von saburra, welches bei der Sylbe trum, wie in aratrum für ἄροτρον, nicht möglich war, da der Lateiner wol antrum für das griechiſche ἄντρον, aber nicht antlum für das griechiſche ἄντλον ſagen konnte, ſondern ἀντλᾶν in anclare umſchuf. Aus allem leuchtet die gänzliche Verſchiedenheit der lateiniſchen Wortbildung aus gleichen Wortſtämmen mit der griechiſchen hervor; daher auch die lateiniſche Sprache die griechiſche Verkleinerungsform auf ιον, pallium für palla von φᾶρος, wie supparum beweiſet, etwa ausgenommen, blos adjectiviſch, und mehr im verächtlichen als koſenden Sinne bei mancipium, servitium als neutralen Formen nahm. Ossarium (Beinhaus) iſt im Lateiniſchen ganz verſchieden vom griechiſchen Deminutiv ὀστάριον, das im Lateiniſchen ossiculum, italiäniſch ossetto, ossicino, osserello, im Gegenſatze von ossaccio, lautet.

Nur die Verſtärkungsformen auf o, wie Naso, Cato, Cicero, welche meiſt eine herabſetzende Bedeutung hatten und auch von veralteten Deminutiven gebildet wurden, wie Stellio von stella, behielten die Lateiner aus dem griechiſchen ων bei; während man aber im Griechiſchen außer den Eigennamen, wie Πλάτων, nur wenige Formen dieſer Art nachweiſen kann, wie γάστρων und κεφάλων, wurden ſie im Lateiniſchen auch von Verben gebildet, wie comedo, und waren ſo gewöhnlich, daß Perſius nach Willkür neue Wörter der Art ſchuf, wie cachinno. So wie dieſe Wörter, wofern man nicht auch die Wörter auf do und go, wie cupido, virago dahin zählen will, ſämtlich männlichen Geſchlechts ſind, obgleich der Italiäner auch ein dickes, ſtarkes Weib donnone nennt: ſo auch die eine Ähnlichkeit andeutende Endung ĕus oder ēus, wie urceus von orca, äoliſch ὕρχη, wie im Teutſchen zwar die däniſche Sirupskrukke von krug weiblich, oder der niederſächſiſche Schnapsbuddel von Butte männlich ward; ferner equuleus von equus, manuleus oder malleus, ſpäter martellus, von manus, gleich dem bergmänniſchen Fäuſtel von Fauſt; endlich aculeus Stachel von acus und nucleus Kern von nux oder nucula. Die eigentlichen Verkleinerungsformen auf ŭs laſſen alle Geſchlechter zu, und richten ſich dann ſo ſehr nach dem Stammworte, daß Quintilian I, 6, 6. von funiculus auf ein männliches Geſchlecht des Stammwortes funis zurückſchließt, obwol aus canicula nicht folgt, daß auch canis urſprünglich weiblich geweſen ſei. In den meiſten Fällen, wo das Deminutiv ein abweichendes Geſchlecht darbietet, muß man zwar ein verlorenes Stammwort annehmen, wie rano bei ranunculus, da von rana nur ranula ſtammt; aber von manchen Verkleinerungsformen, wie annulus, angulus, ungula, viola für ἴον Veilchen, hat es vielleicht kein Stammwort gegeben, und manche Wörter ſehen den Deminutiven ähnlich, ohne es zu ſeyn, wie cella von cera, unguilla von unguen, villa von vicus; anguilla iſt wenigſtens eher aus dem griechiſchen ἔγχελυς, als von anguis abzuleiten, deſſen Deminutiv anguiculus heißt, und auf eine

ähnliche Weise verhält es sich mit monedula, nitedula oder nisela u. s. w.

Die eigentliche Verkleinerungsform im Lateinischen ist ulus, die mit zu ŏlus wird nach vorhergehendem Vocale, z. B. fascŏlus, areŏla, balneŏlum; filiŏlus, besiŏla, palliŏlum; so wie zu ellus oder illus bei ausgefallener Lippida, z. B. ocellus von oculus; auricilla von auricula; asellus von asinus, pistrilla von pistrina, scabellum von scamnum, salillum von salinum; agellus von ager, libella von libra, castellum von castrum. Eine Verkleinerung von ulus lautet demzufolge ellus oder illus, aber da von ellus oder illus die Verkleinerung nur ulus lauten kann, wie agellulus von agellus, villula von villa, so findet man dieselbe Endung auch bei ulus, z. B. angululus, und demgemäß auch puerulus für puellus, ampulla kömmt von amphora, trulla aber ist aus truella von trua, trunla contrahirt. Die Wörter der dritten, vierten und fünften Declination setzen vor ulus noch ein c, wofern nicht schon ein c oder g vorhergeht, wie in regulus von rex, facula von fax, obwol von piscis auch pisciculus und von unguis ebenso wol ungoiculus, als ungulus für annulus nach Plin. H. N. XXXIII, 4. gebildet ward. Auch nach d und t findet man ulus für iculus, wie capitulum von caput, woraus wieder capitellum und vielleicht auch capitolium ward, wie folium aus φύλλον, spolium aus σκύλον; so glandula von glans, aber lapillus von lapis, dem ähnlich auch capillus als Adjectivform von caput gebildet scheint. Nicht selten sprang man sofort zur Endung illus über, ohne das Deminutiv auf ulus gebildet zu haben, wie codicillus von codex; aber axilla und maxilla, taxillus und paxillus, vexillum und quasillus waren nach Cicero's Bemerkung Or. 45. nicht sowol Verkleinerungen von ala, mala, talus, palus, velum und qualus, als diese Verkürzungen aus jenen Formen, denen also andere Stammwörter zum Grunde lagen. Pauxillus von paucus, pauculus, woraus paulus und paululus ward, und pusillus von puer, woraus pullus und pullulus ward, können darüber Aufschluß geben.

Um eine Verkleinerungsform auf culus zu bilden, wirft man in der fünften Declination, und so auch bei Wörtern der dritten Declination auf es, das s ab, z. B. recula, diecula, vulpecula, nubecula; das u der vierten Declination geht aber in i über, z. B. articulus, anicula, geniculum, ob man gleich auch veruculum für vericulum schreibt. Dieselbe Endung erhalten die Wörter dritter Declination, wenn man sie auf ihren Genitiv zurückführt, z. B. fonticulus, apicula; wo der Genitiv aber onis oder inis lautet, schreibt man unculus, z. B. homunculus, oratiuncula, juvenculus ist von juvencus gebildet, buculus und bucula aber durch Contraction des bovi. Caruncula folgt der Analogie von carbunculus; furunculus aber ist anomalisch wie domuncula, wenn man nicht furo als Nominativ betrachtet. Bei Genitiven auf ris hängt man culus an den Nominativ, wie flosculus und sororcula, paterculus und matercula, pulvisculus und corpusculum; auch corculum und arbuscula von arbor, wie tuberculum und lepusculus, und selbst vasculum, wie musculus; vetulus für vetusculus ist Declinationsverwechselung, wie ramusculus und domuscula; majusculus und minusculus folgen aber der Analogie des Adverbs longiuscule. Hienach lassen sich leicht die Adverbien clanculum von clam und paulum von paulum, wie aliquantulum von aliquantum und tantillum von tantum, und die Zahlwörter ullus von unus, primulus von primus, beurtheilen. Meist werden die adverbialen Deminutive von Adjectiven gebildet, wie lepide von lepidus, lepidule von lepidulus; doch findet man auch floscule für floridule. Verbe werden nicht nur von verkleinernden Adjectiven gebildet, wie pullulo, rutilo, tremulo, sondern auch von andern Verben auf verschiedene Weise, wie sorbillo von sorbeo, postulo von posco, cantillo von cano, neben dem Intensiv canto und Frequentativ cantito. Feminine stehen zuweilen eine Stufe tiefer als die Masculine, wie puella und puellula neben puer und puerulus; ancilla und ancillula neben ancus und anculus; und das neuere domnicula, domnicella, italiänisch donzella, donzelletta, französisch demoiselle, neben dominus und dominulus.

Verkleinerungsnamen liebten die Römer so sehr, daß schon der erste König wie der letzte Kaiser des weströmischen Reiches die verkleinernden Namen Romulus, Augustulus führten, und die Beinamen konnten ebenso wol weibliche als männliche Formen seyn, wie Dolabella und Columella, daher man auch nicht anstieß, den gallischen Flußnamen Mosella als männlich zu betrachten, wie Mosa. Wie Sulla ein Deminutiv von sura war, so Scaevola für Scaevula von scaeva manus; aber irrig ist es, schon wegen des o, wenn Schneider auch den Namen Poplicola oder Publicola, als Nebenform von plebicola, für ein Deminutiv von publicus hält. In den Beinamen bildete man die Deminutive so mannigfaltig aus, daß man von catus, neben der Verstärkungsform Cato, die Verkleinerungsformen Catulus, Catullus und Catilina hatte, abgesehen von Catilus oder Catillus, welcher Tibur bauete, dessen Name pelasgischen Ursprungs seyn kann, wie Camillus für Καδμίλος, Κάσμιλος oder Κάδμιλος. Unter den Kaisern kamen auch die weiblichen Formen Livilla, Drusilla, Domitilla, wie die Bezeichnungen mehrer Schwestern durch Primilla, Secundilla, Tertulla u. s. w. auf, woraus denn wieder Namen, wie Tertullianus, und zuletzt sogar Maximilianus für Maximinus von Maximus, hervorgingen. Da die Geschlechtsnamen immer auf ius ausgingen, so bildete man von aemulus: Aemilius, Aemilianus, wie statt Quintius von Quintus, Quintilius, Quintilianus, und statt Sextius von Sextus, Sextilius u. s. w., wogegen der Name Marcus oder Mamercus in den Beinamen Marcellus und Marcellinus überging. Die Endung inus und ianus, auch ienus oder enus in Salvidienus, Javelenus u. dgl. bezeichnete eine Abkunft; fragt man aber, woher die Endung ilius kam, wie überhaupt die verkleinernde Lform der Römer, so führt uns schon der Name des Numa Pompilius auf die Sabiner hin, welche auch dem Romulus eine Hersilia zuführten. Wie Hostus in den Namen Hostilius überging, so Pompus in Pompilius, welche Form um so mehr für sabinisch zu halten ist, da es auch eine griechische Form Pompejus für Πομπήιος, und eine umbrische Pom-

ponius gab. Auf dieſe Weiſe ſtehen auch Petrilius, Petrejus, Petronius und viele andere Namen neben einander, zuweilen mit kleinen Veränderungen, wie Annaeus für Annejus von Anius, Anilius, und mit Einſchiebung eines n in Antonius neben Atilius und Atejus von Atius.

Da die Sabiner mit ihren Abkömmlingen, den von den Oſken ganz verſchiedenen Sabellern, welche die Griechen Samniten von Samnium für Sabinium nannten, nach allen Anzeichen tuskiſcher Abkunft vom Fluſſe Sabis in Umbrien waren; ſo iſt die in der lateiniſchen Sprache vorherrſchende Lform eigentlich durch die Tusker veranlaßt, deren verkleinernde Lform ſich in der Stadt Tusculum, wie im Berge Janiculum, zeigt. Vielleicht waren es auch die Tusken, welche die Tiber Albula, und die Abkömmlinge der Sikanen vom galliſchen Fluſſe Sequana (Seine) Sikuler nannten; wenigſtens herrſcht in den Überreſten der tuskiſchen Sprache noch das l vor, in welchen nicht nur alle Patronymica und Metronymica auf al ausgehen, ſondern auch Adjectiva, wie *rasnal* für das umbriſche turscor und das lateiniſche tuscus. Gewiß iſt, daß nicht nur die römiſchen Tempelnamen auf al und die Feſtnamen auf alia tuskiſchen Urſprungs waren, ſondern auch die Adjective auf alis, elis, ilis, ulis, wie flamen Dialis, Martialis, Quirinalis; mensis Aprilis, Quintilis, Sextilis; patruelis und sella curulis; in welchen eben daher das den Tusken unbekannte o fehlt, welches die Endung nus in patronus und matrona darbietet. Wie die tuskiſche Sprache das l, ſo liebte die umbriſche das r; in der lateiniſchen Sprache, die aus beiden ſich miſchte, ward dafür die Adjectivendung alis zu aris, ſo oft ein l vorherging, wie ſchon singularis neben pluralis beweiſet. Daher ward auch die Subſtantivendung al häufig zu ar, wie in Apollinar, Latiar, Lupanar, und mit lateiniſcher Flexion zu are, wie in altare, das man zuletzt auch in altarium veränderte, obwol die Endung arium dem griechiſchen *ήϊον* entſprach und daher nie zu alium werden konnte. Dieſes r, welches die Lateiner ſo oft einſchoben, um den Hiatus zu vermeiden, wie in Musarum für *Μουσάων*, in generum für *γένεων*, ſchlich ſich in den romaniſchen Sprachen auch in den Verkleinerungsformen auf ella ein, wie acquerella im Italiäniſchen von acqua, neben acquicella. Die Römer gebrauchten aber ein ſolches r nur zu der Verſchlimmerungsform, wie oleaster, die auch verkleinernde Feminine veranlaßte, wie pullastra eine junge Henne. Außerdem erſcheint ſchon bei den Römern die Endung enus in pullicenus, und aceus in pullejaceus oder pullaceus, wie Wolf leſen möchte, nach Suetonius Berichte von Auguſtus für pullus (junges Hühnchen) gebraucht; auch innus in pisinnus von pusus, für das homeriſche *παῖς* vom unglücklichen Nachahmer homeriſcher Sylbenabtheilung von Accius Labeo gebraucht.

Das zuletzt angeführte Wort nebſt amasius zeigt, daß die Römer auch das s, welches mit o verbunden in equiso und agaso dem l in opilio für ovilio und in bubulcus für *βοώτης* entſprach, zu Koſeformen anwandten, wie die Sylbenwiederholung in pupus und pupa, daher die neben einander üblichen Formen puer oder puerus, puerculus oder puerulus und puera oder puella, puercula oder puellula, franzöſiſch pucelle; pusus oder pusio, wie amasio und amasiunculus, pusillus und pusillulus; pusa, pusiola, pusilla und pusillula; pupus, pupulus, pupillus, und pupa, pupula, pupilla, verſchieden von pullus, pullulus, pullicenus und pullejaceus oder pullaceus. Die letzte Endung war vermuthlich von den Farbennamen violaceus, rosaceus u. dgl. entlehnt, da in dieſen auch andere Verkleinerungsformen ſehr üblich waren, wie ruber, rubellus, rubellulus mit den Ableitungen rubellio und rubellianus, neben rubens, rubeus, rubidus, rubicundus, rubicundulus; russus, russeus, russatus, russulus und rutilus, neben rufus, rufulus, Rufinus, Rufillus u. ſ. w. Kein Wunder daher, wenn die romaniſchen Sprachen dieſe und andere Adjectivendungen, wie albatus, auritus, aegrotus, nasutus, patricius, libertinus, mit den mancherlei Namenformen, wie Britannicus und Ammianus Marcellinus; Nero, Nerullus, Nerullinus; Justus, Justinus, Justinianus benutzend, ſo reich wurden an mancherlei Deminutiven und Augmentativen, durch deren vielfache Miſchung beſonders die italiäniſche Sprache eine in andern Sprachen unnachahmliche Schönheit und Anmuth in Färbung und Abſtufung der Begriffe erreicht hat. Die franzöſiſche Sprache ſteht zwar dem Reichthum der italiäniſchen Sprache, der die ſpaniſche noch ziemlich gleich kömmt, darum weit nach, weil ſie alle Endungen der Wörter zu ſehr abgeſchliffen hat; aber alle romaniſchen Sprachen haben doch, zu den lateiniſchen Verkleinerungsformen noch allerlei Adjectivendungen fügend, denen man durch Veränderung des Selblautes zum Theil vergrößernde oder auch verſchlimmernde Bedeutung gab, vielerlei Endungen, um etwas klein und lieblich, oder groß und anſehnlich, ſchlecht und verächtlich darzuſtellen.

Vergleichen wir zuerſt die lateiniſchen Verkleinerungsformen auf lus, ſo entſpricht dem lateiniſchen

ulus ital. uolo, ſpan. uelo, franz. eul, wie figliuolo, hijuelo, filleul; dem *ellus* oder

illus ital. ello, ſpan. illo, franz. eau, wie martello, martillo, marteau;

culus ital. cello, ſpan. cillo, franz. ceau, wie fraticello, hombrecillo, jouvenceau;

iculus ital. ecchio, ſpan. ejo, franz. eil, wie orecchio, cordelejo, soleil;

wo das franzöſiſche soleil neben parasol ſich aus der Vermeidung eines unſcheinbaren sol neben sou für solidus und seul für solus und sol für solum erklärt, das italiäniſche orecchio aber dem occhio für oculus nachgebildet ſcheint, und das ſpaniſche cordelejo von cordel für chordula dem lateiniſchen funiculus vom weiblichen funis. Die weiblichen Formen jener Endungen haben im Italiäniſchen und Spaniſchen a für o, im Franzöſiſchen wird aber eul zu eule, eau zu elle, ceau zu celle, eil zu eille, z. B. avola, abuela, ayeule, von avolo, abuelo, ayeul Ahn; orecchia, oreja, oreille; asinella, asnilla, canelle; pulcella, mugercilla, pucelle. Das in den letzten Formen vorgeſetzte c findet ſich auch in andern Formen romaniſcher Sprachen, wie im ſpaniſchen hombrecito und mugercita, im italiäniſchen cordoncino und fonticina, campicello und acquicella, wofür jedoch auch r

vorkömmt, wie acquerella. Bei den aus lateiniſchen Adjectiven hervorgegangenen Verkleinerungsformen liegt meiſt ein e oder i, ſowie den Vergrößerungswörtern ein o zum Grunde, nach der Analogie der Endung one, ſpaniſch und franzöſiſch on; jenen gibt u, dieſen a eine herabſetzende Bedeutung. So gibt es im Spaniſchen verkleinernde Masculine auf izo, nach der Form des Namens Mauritius, wie granizo (grando) von grano (granum) und pasadizo vom weiblichen pasada; im Italiäniſchen gibt aber uzzo perſönlichen Wörtern eine verſchlimmernde Bedeutung, z. B. poëtuzzo, ſo wie die augmentative Form auf azo, z. B. viejazo von viejo, im Franzöſiſchen savantasse, die herabſetzende Bedeutung eines gelehrten Prahlers erhält.

Die Spanier haben auch eine Verkleinerungsform auf ico nach der Form Antonico von Antonio, wie señorico, cucharica von señor und cuchar; die Italiäner dagegen auf ino, franzöſiſch in, welche Endung jedoch im Franzöſiſchen nicht zu verkleinern pflegt, wogegen im Spaniſchen auch palomino von palomo vorkömmt. Die Italiäner bilden donnina und donnicina, wie figliolino und figlioccino, wogegen one, franzöſiſch on, vergrößert, z. B. donnone, grassone; ſpaniſch grandon für grandazo und violon, wie im Italiäniſchen violone im Gegenſatz von violino und violoncello; franzöſiſch Charlon, perron u. ſ. w., doch auch verkleinernd in aiglon, ânon u. ſ. w. Die Endung iccio, wie in capriccio, ſpaniſch capricho, franzöſiſch caprice, und in pelliccia, franzöſiſch pelice (Pelz), verkleinert nur mit angehängtem uolo, wie libricciuolo, und wird dann hinter perſönlichen Wörtern verächtlich, z. B. uomicciuolo, donnicciuola, wie poëtaccio und donnaccia, cappelluccio und donnuccia. Wie aber uzzo ſächlichen Wörtern oder Eigennamen angehängt, blos verkleinernd iſt, z. B. fogliuzzo, Pietruzzo, ſo kann uccio in Eigennamen ſogar koſend werden, z. B. Petruccio, Lauruccia. Da die lateiniſche Sprache vergrößernde Adjective auf otus und utus bildete, wie aegrotus, nasutus, ſo haben die Italiäner auch vergrößernde Subſtantive auf otto, ſpaniſch ote, franzöſiſch ot, wie giovanotto, ragazzota, ſpaniſch capote, franzöſiſch Charlot und Charlotte; und vergrößernde Adjective auf uto, wie nasuto, und mit eingeſchobenem r, ramoruto. Wie im Lateiniſchen nasutus wieder zu nasutulus verkleinert werden konnte, ſo bilden die Italiäner durch ein eingeſchaltetes acci eine Verſchlimmerungsform, wie corpacciuto, corpacciuta, und drücken unſer ziemlich durch die Endung otto aus, welche daher bisweilen zu verkleinern ſcheint, wie in aquilotto, ein junger, tüchtiger Adler. Hieraus bildete ſich als Gegenſatz die ſehr verbreitete Verkleinerungsform etto, ſpaniſch ito, franzöſiſch et, wie giovanetto und giovanetta, im Gegenſatze von giovanotto und giovanotta, ſpaniſch señorito und señorita, franzöſiſch Charlemainet und Jeanette, petitet und maisonette, wiewol die franzöſiſche Sprache petitet abgeworfen hat und auch für maisonette lieber une petite maison ſagt.

Dieſe Tform hat ſich neben der Lform in den romaniſchen Sprachen ſo verbreitet, daß die Adjective meiſt auf beiderlei Weiſe verkleinert werden, z. B. italiäniſch povero, poverello und poveretto, neben poverino und poveraccio, ſpaniſch auch pobreton; und wenn auch der Spanier von solo nur solito bildet, wie der Italiäner soletto, und der Franzoſe von jeune nur jeunet und jeunette, wie von neuf nur nouveau und nouvelle; ſo bildet der Spanier doch vom Subſtantive perro ſowol perrito als perrillo, neben perrico und perrazo. Oft hat der eine Dialekt jene, der andere dieſe Form vorgezogen, z. B. italiäniſch vasetto, ſpaniſch vasillo von vase; italiäniſch granello, ſpaniſch granito; zuweilen wurden auch beiderlei Formen mit einander verbunden, wie in granelletto und vaselletto, das ſich noch einmal zu vaselettino verkleinern ließ. So hat der Franzoſe oeillet, aber auch umgekehrt louveteau gebildet, für das ſpaniſche lobillo oder lobilo von lobo. Die meiſten Verkleinerungs- und Vergrößerungsformen mit verſchiedenen Schattirungen des Begriffes bieten zwar die Bezeichnungen der Farben dar, z. B. von bianco weiß, bianchetto etwas weiß, biancoso ſehr weiß, bianchiccio und biancuccio weißlich, biancicante und biancheggiante ins Weiße fallend, biancastro falſchweiß, biancastrone unangenehm mattweiß, biancastronaccio häßlichweiß, biancolino ſchönweiß; aber nicht minder reich an allerlei Formen ſind Subſtantiva, wie cane Hund, casa Haus; nur ſind nicht alle Formen bei allen Wörtern auf gleiche Weiſe anwendbar, und erfodern daher zum richtigen Gebrauche große Geſchicklichkeit. Für andere Sprachen ſind ſchon die Färbungen der Begriffe in einfachen Verkleinerungen, wie bestiola oder bestiuola, besticciuola, bestiolina, bestioluccia von bestia Thier, ſchwer zu erreichen, geſchweige der Nebenbegriff der Häßlichkeit in der einfachen Form bestiaccia ſowol, als in der Verbindung mit der vergrößernden Form bestione, bestionaccio, oder mit der verkleinernden bestiolucciaccia.

Die Farbennamen haben außer den ſchon angeführten Formen noch eine, wie verdigno grünlicht, gialligno gelblicht, rossigno röthlicht, welche ſich jedoch leicht aus den lateiniſchen Adjectiven benignus, malignus, privignus begreift; gehen wir aber die Formen von vecchio alt, durch, vecchietto nur wenig alternd, vecchiccio ältlich, vecchicciuolo armes altes Männchen, vecchuccio ſchwacher, kränklicher Greis, vecchierello guter Alter, vecchino gutes altes Männchen, vecchione ehrwürdiger Greis, vecchiotto munterer Greis, vecchiaccio garſtiger alter Mann, und vecchiardo alter Schuft, ſo finden wir eine dem franzöſiſchen vieillard entſprechende Form, mit welcher ein arger Nebenbegriff verbunden wird. Dieſe Form ſtammt, wie aldo, franzöſiſch aud, aus der altteutſchen Sprache und findet ſich in allen romaniſchen Mundarten, beſonders in der franzöſiſchen Sprache, obgleich nicht immer mit dem erwähnten Nebenbegriffe, der ſich auf dieſelbe Weiſe auch im Teutſchen verlor. Es befanden ſich unter den altteutſchen Namen, welche der Regel nach aus zwei Wörtern zuſammengeſetzt wurden, auch Zuſammenſetzungen mit hart und walt, engländiſch hard und bold, im Begriffe der Verſtärkungen ſehr und gewaltig. Dieſe von den Teutſchen zu Verſtärkungsformen benutzten Sylben gingen in die romaniſchen Sprachen auf die angegebene Weiſe über, wie

die französische Benennung des Fuchses und der Waldeule, renard und grimaud für reginhart, später reinhart, niederländisch reinaert oder reinârd, plattteutsch reineke und grimoaldus, später grîmolt, italiänisch grimaldo, erweisen. Das französische richard (reicher Kauz) ist noch ganz das altteutsche rîkârd; in andern Wörtern, wie poupard für poupon Pappe, verglichen mit Poppart für Popanz oder Popelmann, hat sich die Bedeutung etwas geändert; die Form jedoch haben die Teutschen mehr verunstaltet, als die romanischen Sprachen, wenn sie z. B. das italiänische gagliardo, spanische gallardo, französische gaillard, mittelniederländische galghaert, in galgenvogel, engländisch gallow für galloff, und einen nîthart in neidhammel veränderten.

Was die Sylbe hart betrifft, so finden wir im Mittelhochteutschen freihart, gleizenhart, lügehart, naghart, nemhart, stinkhart, stuchart, trügenhart, im Neuhochteutschen neidhart, schlaghart, bankhart, bußhart, in der Volkssprache auch dinghart, wie dendings, faulhart, plumpert, wie im Niederländischen plompârd, dickârd, dronkârd, gêrard, gierigârd, grîzard, luiârd (flammländisch lêgaerd), nidigârd, rîkârd, vrekârd, tâiard u. s. w. Die teutsche Gaunersprache hat sich auf diese Weise allerlei eigenthümliche Bezeichnungen gebildet, wie ganhart Teufel, flunkart Huhn, spitzart Thurm, glattart Tisch, grünhart Grasgarten, rauschert Stroh u. s. w., wie man auch wol einen Gänserich ganfart, den Täuberich taubert nennt. Ebenso nennt der Franzose den Enterich canard, wie umgekehrt eine Füchsin renarde, und in der Thierfabel führt der Hase den Namen couard, italiänisch codardo, weil er aus Furcht den Schwanz (coda) hängen läßt. Wie im Französischen der Bußhart oder Bußaar neben buson von buse auch busard oder buserai heißt, so erhalten viele Namen von Vögeln und Fischen, Muscheln, Steinen und allerlei Werkzeugen, selbst das hazard und die cocarde, boulevard Bollwerk und étandard Standarte, diese Endung, deren ursprünglich verschlimmernder Nebenbegriff sich indessen in sehr vielen Wörtern ausspricht, wie paillard Hurer, cornard Hörnerträger für cocu Hahnrei, batard Bastart oder Bankert, pillard Plünderer, fuyard Flüchtling, bavard Schwätzer, babillard Pappler, jasard Plauderer, piaulard Schreihals, goguenard Spaßvogel, poissard Pöbelhaftiger, gueusard Betteljunge; so auch in bombarde Donnerbüchse und bâtarde für das italiänische basterna Wienerwagen; selbst in poularde Masthühnchen. Wie unsere Vorfahren ebenso wol einen Mignon Liebhart nannten, als den Mummenschanz Mumhart oder Mummart; so bezeichnet auch im Französischen bouvart einen jungen Stier; aber das Wölfchen wird nur im burlesken Stile louvart genannt, und fingard hat als stätisches Pferd, traquenard als Halbpaßgänger einen ebenso verschlimmernden Nebenbegriff, als Gebhard im Teutschen einen zu Freigebigen, und Schwarzert mehr einen Nigrotus als Melanchthon bezeichnete.

Dessen ungeachtet verbindet der Italiäner mit der Endung ardo noch eine Vergrößerungsform sowol als eine Verkleinerungsform, z. B. gagliardetto und gagliardazzo von gagliardo hochlustig, bugiarduolo, bugiardone und bugiardaccio von bugiardo Lügner, wie der Teutsche auch Dummbärtchen aus dumbhart bildet, welchem Milchbart für Milchart, und Grauhart für grauert erst später nachgebildet scheinen. In den altteutschen Namen konnte man nach der Analogie von Starkfried die Sylbe hart auch vorsetzen, wie Hartlieb für Liebhart, Hartwig für Wichard u. dgl. Da man nun auch Artpreht für Hartpreht sagte, und der Name Archimboldus oder Archibald nicht von Hartpold verschieden scheint; so ist wahrscheinlich die Vorsylbe erz in erzdumm u. dgl., welche die romanischen Sprachen durch archi wiedergaben, obgleich das griechische ἀρχίλοχος mehr einen Räuberhauptmann, als einen Erzdieb bezeichnet, eben aus jenem hart, sowol im guten als im schlimmen Sinne verstärkend, entstanden. Dagegen ist hart in hartnäckig für dicknackig, hartmäulig, hartherzig, wie in steinhart u. dgl. neuern Gebilden ganz davon verschieden; aber halsstarrig für starrhalsig und starrköpfig ist um so mehr als eine Verdrehung der Endsylbe walt, hold oder olt zu betrachten, da der Plattteutsche noch das Wort halsstürig hat. Schon die Altteutschen bildeten Aldbert für Berthold, Aldhelm für Helmold, Aldulf für Wolfolt, und ebenso Holtwig für Wicholt; und wie man Haistaldus oder Haistoldus, altfranzösisch estandeau, angelsächsisch hebstald, altteutsch hagestolt (haushütender Junggesell oder Jungfrau, ähnlich dem hofestolt) in Hagestolz verdreht hat, so das altnordische vagaldi in Waghals, und das altteutsche gerolt in Geizhals, welchem dann dickhals, kargbals, fatthals, schonhals, starrhals, wendehals, schreihals, nachgebildet wurden; vielleicht auch pralhans, schmalhans, maulhold und zungenheld, wenn anders held zum engländischen bold, ital. baldo sich verhält, wie der Name Aldus zu Baldus, französisch Baud.

Wie wir im Französischen den Namen Guillibaud für Willibald neben Arnaud für Arnold, und im Angelsächsischen osvéald für Oswald oder Ansoaldus neben Gârholt für Kerolt oder Gerolt und Carlovalda finden; so im Teutschen Reinwald und Reinbold neben Reinhold für Ragnoaldus oder Reginolt, italiänisch Reinaldo oder Rinaldo, französisch Renaud, und Grünewald neben Grünholz für Grimoaldus oder Grimolt, italiänisch Grimaldo, französisch Grimaud. Kein Wunder daher, wenn wir auch noch einen raufbold, saufbold, trunkenbold neben einem herold haben, vom harro-ruf für κήρυξ benannt, der schreihals aber auch in der Volkssprache der Maingegend zu einem flennels für das niederteutsche blarrsac, ja selbst zum plattteutschen hülaas in derselben Bedeutung führte. Wenn auch das plattteutsche nackaas plackaas für splitterfaselnackt sich noch, wie schinnaas, vom Aase ableiten ließe; so spricht doch der Ausdruck ritaas splitaas für

alles schnell zerreißend dafür, den Zusatz oos, der in der traulichen Sprache der Sachsenhäuser bei Frankfurt so gewöhnlich ist, daß man ein Kindchen sogar schmeichelnd kleines liebes vossi (Äschen) nennt, für eine Verdrehung aus hals zu erklären. Die älteste Form zeigen uns die Namen Cariovalda und Catualda bei Tacitus, woraus die fränkischen und longobardischen Formen auf oaldus, wie Arioaldus, Chudoaldus, neben Clodowald, hervorgingen; aus Bertoaldus ward italiänisch Bertoldo, französisch Bertould oder Bertoud. In der altnordischen Sprache findet man dagegen die Formen glöpaldi (plattteutsch glüpsch), thumbaldi oder dômaldi, hrîmaldi, digraldi, leggjaldi, tasaldi, ähnlich den niederländischen dickard, luiard oder leegaerd (plattteutsch luley Faullenzer oder Lendenschlepper) und tâiard zäh. Danach bildete man im Althochteutschen muotolt, diebolt, roubolt, hatte aber neben liutolt auch die Namen Liutbold, so daß Leopold nicht als Liebhold gedeutet werden darf, sondern die Endungen olt und bold dem griechischen μωρος oder μαργος entsprechen, wie ὑλακόμωρος, ἐγχεσίμωρος, ἰόμωρος, σινάμωρος bei Homeros, und ἐγχεσίμαργος, γαστρίμαργος bei Pindaros.

Wie dem ἐγχεσίμωρος das angelsächsische gârholt und althochteutsche kêrolt oder gerold von kêr oder gais (gaesum) entspricht, so dem σινάμωρος das altnordische ribbaldi, mittelhochteutsch ribbalt, französisch ribaud; und wenn gleich im Französischen aud oder aut die Endung für viele gleichgiltige Gegenstände geworden ist, so daß grimaud sogar einen Abcschützen, wie im Italiänischen grimaldello einen Dietrich oder Sperrhaken bezeichnet; so verrathen doch badaud der Gimpel, nigaud der Pinsel, lourdaud der Tölpel, pitaud der Lümmel und pataud der Patschfuß als Bezeichnungen für Menschen noch die alte Verstärkungsform ins Schlimmere. Bei unsern Vorfahren verband sich damit sogar der Nebenbegriff von etwas Ungeheuern und Unheimlichen, wie in kobold für goblin und bozolt für butzemann aus dem polnischen bozek, bozyszcze, böhmisch bůzek Götze, dem verkleinerten bog, böhmisch bůh Gott. Daher übersetzt eine altteutsche Glosse daemon durch egisgrîmolt für isegrim, von egis Schauder, plattteutsch eys, wovon eysig oder eysch soviel als eichelig oder ekelhaft bedeutet. Den Namen grimolt leitet Grimm in seiner teutschen Grammatik, welcher wir die meisten der obigen Bemerkungen verdanken, von grîm für larva ab, die weiblichen Formen, wie Ehrtembilt, meist durch bellona erklärend. Wie aber Wulfhilda nur die weibliche Form eines Wolvolt ist, so muß man hilda nicht sowol nach dem altnordischen alfhildr, gauthildr, grîmhildr, von hilds (pugna) ableiten, als für einen Gegensatz der Verkleinerungsform linda erklären, wie Gotahilda von Gotthold im Gegensatze von Gotalinda, so daß Mathilda oder Madalhilt nicht eine holde Jungfrau, sondern eine italiänische donnone bezeichnet. Auf diese Weise ist vielleicht auch der Name Thusnelda von den dusen, niederländisch dysen, hochteutsch dausen, wovon noch, außer potz tausend, ey der Daus, altpreußisch deiws, litthauisch diewas, persisch dew, übrig ist, herzuleiten. Der Nebenbegriff des Unheimlichen führt vermuthlich darauf, nicht nur die Namen Wolvolt und Eberolt, sondern auch Hrabonolt und Gouchgonolt vom Raben und Kuckuck zu bilden. Im Neuhochteutschen hat man diesen Nebenbegriff auch in die Endsilbe rich gelegt, wie in pûsterich und wûterich.

Statt daß der Neuhochteutsche auch Schimpfnamen mit dem Zusatze hund bildet, und von einem schweinhund, sauhund, wie von einem faulen und geilen Hunde spricht; so wählte der Altteutsche den Wolf dafür, wovon noch gierwolf, freßwolf, wärwolf, aber auch ohne weitere Nebenbedeutung die Geschlechtsnamen Dempewolf, Zickwolf, Schönewolf, übrig sind. Unsere Vorfahren ließen zu Anfange der Namen dieses Wort meist unverändert, wie in Wolfram, woraus in Niedersachsen der Verkleinerungsname Wolfranke wurde; aber zu Ende der Namen setzten sie meist olf nach dem gothischen ulf, wie Gangolf für Wolfgang, welches dann auch in helf überging, wie in Gotthelf für das altnordische gautalf, oder in lof, wie in Radlof und Rudlof für Radolf und Rudolf, oder auch mit dem Stammworte zusammenschmolz, wie in Rolf, Lülf für Ludolf, und Alf für Adolf, Ataulf oder Edwolf. Eben diese Endung wurde zu Verstärkungsformen gebraucht: wie in wittolf für Deus Consus, nahtolf für Nachtgeist, gettolf geiler Buhle, wânolf Leichtgläubiger, triegolf Betrüger, bitterolf bissiger Wüterich, giemolf Thor, denen man in der Steiermark sogar pischolf für Bischof nachgebildet hat. Wenn in einigen Gegenden auch die Goldamsel gerolf, der Häher markolf heißt; so ist der Grund davon in der Gewohnheit zu suchen, gewisse Namen spöttisch auf allerlei Gegenstände zu übertragen, wie der Fuchs renard oder reineke, ein Abcschütz grimaud, ein Dieterich grimaldello, ein Hobel guillaume heißt. Meist wählte man dazu fremde Namen, deren Bedeutung man nicht kannte, wie Hans, Nicol, Peter, mit allerlei spottenden Vorsätzen, woraus sich vielleicht auch der Name pumpernickel erklärt. So ist Jacob, Jacot, James der Name sprechender Vögel geworden, Jobelin von Job oder Hiob im Französischen, wie Godiche Klauschen, die Bezeichnung eines Gimpels, und selbst die Marionetta eine Spielpuppe, wie Policinello. Vorzüglich ist der Name Johannes in den meisten europäischen Sprachen unter allen Formen zum Spottnamen geworden, als Iwan, Iwanowitsch und Giannozzo, als Iack für Naseweis im Engländischen und Jan für Einfaltspinsel im Schwedischen, als Jann Hagel und John Bull, Jack Budding, Jean Potage und Hanswurst oder Hanselmann, Jack-Adams, Hansdampf und Hansquast als Jack-catch, und Meister Hans für Scharfrichter, ja Jack-whore, französisch Janneton für Buhldirne.

Im Teutschen ist so die Endung Jan, wie Hans in Prahlhans, Schmalhans, zu einer schimpfenden Endung geworden, wie grobian für groberjan,

dummerjan für dummer Hans, und matter Jann in Weſtphalen für närriſcher Kerl. Von urteutſchen Namen hat man aber vorzüglich die mit der Endung rich zur Bezeichnung des Unkrauts und anderer Gegenſtände gebraucht, wie hederich für hedera terrestris, guter heinrich, engländiſch Jack, für eine Art von Wegerich, böſer heinrich für Bingelkraut, dieterich für Diebesſchlüſſel, engländiſch betty für Brecheiſen; aber auch freund Heun für den Tod, wie im Engländiſchen old Harry für den Teufel, und heinzelmännchen für Alrune neben heinzelmann für Ziehbank. Die romaniſchen Sprachen wählten auch andere teutſche Namen, wie berta im Italiäniſchen gar vielerlei Bedeutungen erhielt, und daher bertuccia oder bertuccio (Bertuch) den Affen bezeichnet, im teutſchen Matz von Matthias oder Matthes genannt, wie die Meerkatze im Holländiſchen Koes von Cornelius. Bertone bezeichnet im Italiäniſchen, wo ein kleiner Albert Bertino heißt, ein Pferd mit abgeſtutzten Ohren, wie bertaud im Franzöſiſchen einen Caſtraten. Ob rodomonto, franzöſiſch rodomond, für Pralhans, der teutſche Name rotermund ſei, mag dahin geſtellt bleiben; aber Jodolet für Pickelhäring, welches man, wie das engländiſche Jodelik, für die Verkleinerungsform des Namens Jodocus oder Juſt erklärt, iſt vielleicht einerlei mit Jocelin, engländiſch Joscelin oder Gozelin, die Verkleinerungsform vom teutſchen Kauz, welches im Teutſchen als Beiſatz von närriſch und wunderlich, wie von klug, liſtig, verſchmitzt, durchtrieben und reich, gebraucht wird. Im Franzöſiſchen iſt goddon ein reicher Kauz, wie godine eine faule Dirne und godinette eine Buhlerin; das Stammwort derſelben iſt das altnordiſche gautr erfinderiſch, woraus man die Zuſammenſetzungen gautelf, gautrekr, gauthildr bildete, im Althochteutſchen aber die Namen Alpkôz, Amelkôz, Wolfkôz oder umgekehrt Kôzperaht, Kôzhelm, Kôzrom, mittelhochteutſch Kauzperht, Kauzwin, Kauzlint, und Waldargôz, weiblich Waldargôza, wie Adalgôza, neuhochteutſch Ebergötz und Gottsleben.

Von der eben erwähnten Silbe ganz verſchieden iſt das Wort und der Name Götz, die, von Gott abgeleitet, eine den Eigennamen beſonders eigene Verkleinerungsform mit Z zeigen, wovon hier zuletzt noch geſprochen werden muß. Schon in den älteſten Zeiten findet man Namen, die nur Abkürzungen aus ſonſt gewöhnlichen Zuſammenſetzungen ſcheinen, wie Arminius, altnordiſch Jörmun, angelſächſiſch Eormen, engländiſch Harman, aus Armbrecht, Erminerih, Ermanfrid, Erminolf und dergl. Denn es war ſchon früh ſehr gewöhnlich, den zweiten Theil des Namens abzuſchneiden und den erſten allein zu verkleinern, wie Ulfila, Totila, Attila, für Wölfel, Dietel oder Ditzel und Etzel, von Wulpo, Theodo, Hatto für Wolfgang, Theoderich, Ataulf oder Hadubrand und dergl. Auch die Altſachſen bildeten Dôdiko, Hûniko, wie die Althochteutſchen Tuotilo oder Thaſſilo, mittelhochteutſch Tüetel, und Hanilo, ſtatt des neuern Heinrichle und Conrädle, oder Eberlein und Döderlein. So ſagte man Cuno für Conrad oder Kundorât, Bodo für Bodwin oder Bodmar, Geiſo für Geiſerich, Fulco für Volkhard oder Volkmar, Kero oder Gero für Kêrhart oder Gerhart. Man ändert dabei ſelbſt das Stammwort verſchiedentlich ab, wie Haimo für Hainrich, Tammo für Tancmar, Udo für Udalrich oder Ulrich; beſonders ließ man ein r ſchwinden, wie Ebbo oder Eppo für Eberhard, Benno für Bernhard, Bucco, woraus der Name Bock ward, für Burchard. Aus Gebo für Gebhard, Sifo für Sigfrit, gingen die angelſächſiſchen Namen Giseka und Siseka hervor, welche althochteutſch auch Gibicho oder Kipihho und Sipihho lauteten, und vielleicht entſtand auf dieſe Weiſe der nordiſche Name Fricco. In ſächſiſchen Namen liebte man ein doppeltes t, und ſagte Fritto für Friedarich, wie Sitto für Sigibert, Hitto für Hildebert, Otto für Otfried, Patto für Patafrit; aber auch Uffo, woraus der Name Uffelmann ward, für Ulf oder Wulpo, und Ubbo für Udaldert.

Die althochteutſche Sprache hängte ein Z an die Stammſilbe, wie Pazo, Sizo, Heizo für Patto, Sitto, Hitto; Chuonzo für Cuno, Ruozo für Rudolf, Mazo für Madalfrit. In einer longobardiſchen Urkunde von 982 leſen wir Reginbertus qui et Regizo, von 985: Landeſredus qui et Lanzo, Winifredus qui et Winizo; von 995: Teupaldus qui et Teuzo; von 1000: Ingelerius qui et Ingezo, und Uozo wird anderwärts für den Koſenamen eines Uodalricus erklärt. Ja! ſchon 947 finden wir die Namen Theginzo und Reginzo für Theginhart und Reginhart zu Theginzilîn und Reginzilîn verkleinert, woraus der engländiſche Name Denzel oder Denzil hervorgegangen iſt. Auf dieſe Weiſe konnte Gozelin ebenſo wol aus Gotthard als aus Gôzwin hervorgehen, ſowie ein mittelhochteutſcher Dichter klein Heinzelîn von Coſtnitz heißt. Aus Diezili und Razili für Theobald oder Theodulf und Radulf wurden zuletzt die Namen Ditzel und Retzel, wie Wetzel und Weizel von Wizo oder Weiz, und Hainzel von Hainzo, man blieb aber dabei noch nicht ſtehen, ſondern hängte noch die Silbe mann an, wie man in einer Urkunde von 1398 lieſet: Haini Wagner, den man nennet Hainzelmann, und ein lüneburgiſcher Hausgeiſt Hinzelmann heißt. Auch weibliche Namen bildete man mit der Zform, wie Richeza oder Richſa aus Richizo oder Ricus für Richard, und Chuniza oder Künze aus Chuonzo, Kuonze oder Kunz; und wie die Form dieſes Namens Kouz auch in Kûz überging, oder Götz aus Gottfried ward, Lûnz oder Lûnzel aus Leonhard: ſo entſtand der weibliche Name Rütze in der teutſchen Heldenſage aus Ruozo für Ruodolf; ebenſo Götze aus Götz, Hiza und Hizila aus Heizo oder Hezel, Metze oder Matze aus Mazo für Mathilda. So wenig aber Götz für Göttling oder Abgott mit Götz für Gottfried verwechſelt werden darf, ſo wenig darf Metze für Maidſe oder Dirne mit Metze oder Matze für Mathilde als einerlei Wort gelten; vielmehr verhält

ſich maidſe zu matter als Mann, wie katze zu kater.

Es ward nämlich die Zform auch auf Thiernamen angewandt, wie der ſpatz für ſperling vom gothiſchen ſparva, althochteutſch ſparo, beweiſet, und lünze oder linize als Löwin von leu im Mittelhochteutſchen; wie färſe für Kuh von farr. Se war überhaupt eine weibliche Endung für inn, wie in ſuldierſe Soldatenweib, altfranzöſiſch soudoiresse; daher man auch Heſe für Hedwig findet, obwol dieſe Endung ſo in Vergeſſenheit gerieth, daß man aus Abbatiſſa eine Äbtiſſin ſchuf. Die plattteutſche Sprache hängte ihr verkleinerndes ke daran, wie ſie eine kleine Kuh oder kau auch käuſeken nennt; daher ihr ſche in ältſche für alte Frau, und im Namen Geſche für Geſina. Umgekehrt hat der Oberſachſe aus dem männlichen Namen Fritto, ſtatt Fritz oder Fricke im Plattteutſchen, ein wendiſches Fritſch gebildet, und Leutſch für Lutz oder das plattteutſche Lücke von Ludwig. Der aus Schultheiß abgekürzte Schulz gehört aber ſchon deshalb, weil der Plattteutſche Schulte ſagt, ſo wenig zu den hier berührten Formen, als der Hageſtolz; weit eher des Bären Name Petz, mag er nun aus Bärlein nach oberteutſcher Ausſprache hervorgegangen ſeyn, oder aus dem Namen Pazo für Patto, wovon ſich noch der Geſchlechtsname Pätz erhalten hat. Denn daß auch die Namenverkürzungen in Z auf Thiere übertragen wurden, zeigt Hinz für Kater und Winz für Katze, wie Fritz als Name für Pferde und Eſel, und Matz als Lockname für Schweine. Durch die Kriege der fränkiſchen Kaiſer zu Ende des 11. Jahrhunderts wurden die Namen Hinz und Kunz zum allgemeinen Sprüchworte, und noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts kommen Kunz, Reiz, Fritz, als erdichtete Studentennamen vor, wie Albrecht von Eybe in ſeiner Überſetzung der plautiſchen Bacchis faſt alle Perſonen, Kleis für Niclas ausgenommen, Enz, Lenz, Penz, Seitz, Utz, Cunz, Götz, Lutz, Heinz nennt. Noch jetzt wird in Baiern Kunz oder Kouz für Conrad geſagt, wie anderwärts Kurz für Cörd oder Cürdt, obgleich ſonſt die baieriſche Volksſprache die einfache L-form vorzieht, wie Dietl für Dietrich, Eberl, woraus Ebel und Ebeling wurden, für Eberhard, Haindl, woraus Händel ward, für Hainrich, Hiltl für Hildebrand oder Hiltpolt, Örtl für Ortlof oder Ortolf, Sigl für Siegfried oder Siegmund, Weigl für Weigand oder Wigand, Friedl für Friedrich.

Schon früh, wie der Name Karlmann von Karl beweiſet, wurde noch das Wort mann zu den Namen gefügt, welches im Petermännchen ſogar verkleinert ward; beſonders war dieſes, wie zuweilen meyer, ein Namenszuſatz für Zinspflichtige und Bauern; daher Lutzmann oder Lotzmann, auch Lützelmann, für Lodemann von Ludwig. Sonſt hängte man, als die Geſchlechtsnamen aufkamen, ſtatt des engländiſchen son und däniſchen sen, wie Nicholſon, Nelſon, Nielſen und Clauſen von Nils oder Niels und Claus für Nicolaus, ein Genitiv-s oder ing an, wie Lülves oder Lülfing von Lülf für Ludolf, Lüders für Lüderſen, Peters für Peterſen, Richerz für Richardſon, Clages für Klauſing, Hennies oder Hennigs für Henning. Aber auch er hängte man an alle Namenformen, wie Kühner von Kühne oder Cuno, Wiener und Winicker und Winkler aus Winfrid, Wieneke, Winkel und Winkelmann beweiſen. So gibt es dann auch in der Zform nicht nur Namen, wie Retzer und Hetzer, Hetzler oder Heßler, Etzler und Metzler, ſondern auch mit eingeſchobenem n-Namen, wie Tetzner; die Vornamen aber verkleinert man noch mit chen, wie Fritzchen und Fritzelchen. Bei allen dergleichen Namenformen ſchneidet man zuweilen willkürlich den erſten oder letzten Theil des Stammnamens ab, wie die Beiſpiele von Nicolaus zeigen, und Nolte, Nölting, Nöldeke von Arenhold oder Arnold beweiſen; doch gilt im Allgemeinen die Regel, daß teutſche Namen den letzten, fremde den erſten Theil abwerfen, wie Meno, Meiner, Meiners, Minner, Menke, Menzel von Meinhard, aber Lips aus Philipp, Hans aus Johannes, Thies aus Matthias, Asmus aus Erasmus, Sepperl aus Joſeph. Wenn aus Arnold der letzte Theil feſtgehalten wurde, ſo geſchah es, um der Namen Arend, Arends, Arneke und Arnemann von Arnhard willen, wie Chriſtel von Chriſtian neben Töffel von Chriſtoph geſagt wird, und Nicolaus ging in Nickel über, weil man ihn wie die ſlaviſchen Namen Wenceslaus und Stanislaus behandelte, aus denen Wenzel und Stenzel ward. Nur Maximilian wird in Max verkürzt, wie Franciscus in Franz und Frenzel, obwol die Italiäner auch Cecco oder Cecchino für Francesco, und Cecca oder Cecchina für Francesca ſagen.

Die Italiäner halten überhaupt meiſt die Endungen feſt, ſo daß man auch Berta als Namensverkürzung betrachten muß, wie ſie Betta, engländiſch Betty oder Bess, für Elisabetta ſagen. Man findet daher nicht nur Facio für Bonifacio, Maſo für Tommaſo, Baſtiano für Sebaſtiano, Meo und Meuccio für Bartolomeo, und die Verkleinerung Tonietto (Tönges) von Antonio; ſondern auch Nozzo für Giannozzo, und Guccio für Arriguccio von Arrigo für Enrico. Auf dieſe Weiſe bildete auch der Teutſche von Bartolomäus mehr die Namen Maas, Meſe, Meſeke und Meves, Möbius, als Bartels, der von Berthold abgeleitet ſeyn kann, wie Bahrdt, Bartling und Bertling. Die Juden verfahren mit ihren Namen, um ſie teutſch zu formen, ganz nach Willkür, aus Jakob bald Jeckel, bald Coppel bildend, wofür der Teutſche Cobbe oder Kopp, Köppen, Köpke, nach dem altitaliäniſchen Coppo ſagte. Ihnen verdankt man auch wol Süschen und Röschen für Suſanna und Roſina, wofür auch Sannchen und Sinchen im Gebrauch iſt. Von Katharina bildete man zwar ſowol Käthchen als Thrinchen, wie von Eliſabetha Elſe und Liſe; aber von Magdalena Lenchen, wie

von Margarethe Grētchen. Wird auch von Dorothea nur Doris, Dorette oder Dortchen gebildet, so doch von Eleonora Nörchen; denn sollte auch dieser Name von Leonhard stammen, so gilt er doch als fremd, wie Henriette von Heinrich, Wilhelmine von Wilhelm, Friederike von Friederich, die in Jettchen, Minchen und Rikchen verkleinert werden. Seitdem jedoch diese fremdartigen Endungen Mode geworden sind, hängt es oft nur von der Laune der Eltern ab, wie sie ihr Kind nennen wollen; ob Betty nach dem Engländischen oder Lisette und Settchen nach dem Französischen; ob Linchen von Karoline oder Lottchen von Charlotte; ob Pinchen und Minchen oder Pipi und Mimi; ob Maria und Margaretha oder Mica und Metta.

Solche Namensverdrehungen, wie Lolo für Alexander, findet man nicht leicht in unserer Sprache, wenn gleich Otto I. Sohn schon Dodo für Ludolf genannt seyn soll. Desto mehr kommen dergleichen in der engländischen und italiänischen Sprache vor. Das engländische Derrick für Theodorich begreift sich noch ebenso leicht, wie das teutsche Dietrich oder Diez, und das italiänische Lamberto für Lamperaht weicht vom teutschen Lambrecht nicht mehr ab, als Gumprecht von Gundibert; auch Gisemondo und Gisemonda für Sigismondo und Sigismonda sind noch leichtere Verdrehungen, als die französische Verkleinerung des Namens Claude für Claudius oder Claus in Godiche; aber desto stärker verdreht ist Giuseppo in Peppo, wie Philippo in Pippo, Jacopo in Lapo, Giovanni in Nanni, obwol auch die Franzosen Nannette und Nanon, und demgemäß auch schon Teutsche Nantchen für Jeanette, Hannchen oder Annchen sagen, und vielleicht auch die Namen Peppert und Pippert oder Pipphard auf diese Weise entstanden sind. Wenn der Engländer Giles für Aegidius sagt, so steht ihm noch das teutsche Ilgen zur Seite, aber er gebraucht diesen Namen auch für Julius, wie Anärand nicht sowol für Arnold, als für Ehrenfried; Ellen für Helene weicht nur wenig ab, destomehr Gladuse oder Douse für Claudia, und für Johannes wird Evan, John, Jack, Jacky, wie Joan, Jane, Jin, Jenny, Jennet für Johanna, James, Jinny, Jemmy für Jacob gesagt. Der Engländer strebt vorzüglich nur nach Einsilbigkeit und bildet so Win oder Winny aus Winnifred, Wat oder Watty aus Walter, Gib oder Gil aus Gilbert; Gef, Geffry, Geoffry oder Jef, Jeffery aus Galfridus, wie Godfry aus Gottfrid und Godard aus Gotthard; ja Biddy aus Bridget für Brigitta aus Perahta oder Bertha. Allein für Will, Willy oder Wilkin aus William sagt er auch Bill oder Billy, Wick, Weaks oder Wickin; für Harry oder Harriet aus Henri oder Henriette auch Hall oder Hally; und so nicht nur Tib oder Tibby für Tibald oder Theobald, Tit für Theodore, sondern auch Dick oder Hick, Dicky, Dickin für Richard, und Dobe, Bob oder Bobby, Hob, Hody, Hodge, Hodgekin für Robert oder Roger.

In fremden Namen hält der Engländer meist den ersten Theil fest, wie in Sammy für Samuel, Jo oder Joe für Joseph, Josy für Josias, Jerry für Jeremy, Zach oder Zechy für Zachary, Tom oder Tommy für Thomas, Bat für Bartolomeo, Ben für Benjamin, Bennet (französisch Bénoit) für Benedictus oder Benedicta, Chris für Christian, Chrys für Chrysostomus, Tim oder Timmy für Timothy, Deb oder Debby für Debora, Ib für Isabel, Cass für Cassandra, Pène für Penelope, Amy für Amata, Pell für Peregrinus, Val oder Vol und Vally für Valentine; zuweilen aber auch den letzten Theil, wie in Scander, Sander, Sandy oder Sanny für Alexander, Tony (teutsch Dönges) für Antonius, Beck für Rebecca, Bess oder Betty für Elisabeth, Bell für Arabella. Daß auf diese Weise einerlei Name gar mancherlei Formen erhalten kann, und wieder einerlei Formen aus gar verschiedenen Namen hervorgehen können, bedarf keiner besondern Erinnerung. Die teutsche Sprache hat aber nicht nur viele Formen fremder Sprachen in sich aufgenommen, sondern sie zum Theil auch auf die ihr eigenthümliche Weise behandelt, indem sie nicht nur ihre Verkleinerungssilben anhängt, sondern, wie es scheint, auch die Verstärkungssilbe hard an verkürzte Namen gefügt hat, wie in Eckhard, Pickhard, Kandelhard und vielen andern dergleichen Namen. Viele Namen werden auch wieder auf eine ganz besondere Weise verhochteutscht, so daß z. B. aus Siegfrid ebenso wol Seyffart und Seiz, als Sievers, und Siebel, Sippel und dergl. wurde. Alle solche Namenveränderungen aber durchzugehen, würde uns hier zu weit führen, wo es nur darauf ankam, die verschiedenen Anwendungen zu zeigen, welche man von allerlei Verkleinerungs- und Verstärkungsformen gemacht hat. Um aber noch ein Beispiel zu geben, wie man aus Schmeichelei selbst den größten Gegenständen Verkleinerungsformen gibt, werde des Silenus Anrede des Kyklopen Polyphemus im Kyklops des Euripides v. 265. Κυκλωπιον ὦ δεσποτίσκε bemerkt. (*Grotefend.*)

DEMIPHON, ein König zu Phlagusa in Kleinasien, von dem Philarchus bei Hygin Astron. II, 40. erzählt: als eine bösartige Krankheit viele seiner Unterthanen tödtete, so befahl das Orakel, den Hausgöttern jährlich eine Jungfrau zu opfern. Dies geschah, aber er verschonte dabei seine eigene Tochter, und als ein gewisser Matusius ihm darüber Vorwürfe machte, ließ er dessen Tochter sogleich zum Altar führen. Matusius dachte auf Rache, ladete den Demiphon mit seiner Tochter zu sich, tödtete diese und überreichte ihr Blut dem Vater in einem Becher. Der König ließ den Mörder mit dem Becher ins Meer werfen; zum Andenken der Begebenheit aber soll der Becher an den Himmel versetzt und das bekannte Sternbild dieses Namens geworden seyn. Die angebliche Stadt Phlagusa lag im Chersonesus, Troja benachbart. Das Meer der Gegend soll davon das matusische und der Hafen den Namen Becher (Krater) führen. Plinius IV. c. 11. kennt das Vorgebirge Mastusia dem Sigeischen in Asien gegenüber. Die Geschichte ist

alles schnell zerreibend dafür, den Zusatz oos, der in der tzaulischen Sprache der Sachsenhäuser bei Frankfurt so gewöhnlich ist, daß man ein Kindchen sogar schmeichelnd Meines Liebes oossi (Äschen) nennt, für eine Verdrehung aus hals zu erklären. Die älteste Form zeigen uns die Namen Cariobaldo und Cadualdo bei Tacitus, woraus die fränkischen und longobardischen Formen auf oaldus, wie Arioaldus, Chlodoaldus, neben Clodowald, hervorgingen; aus Bertoaldus ward italiänisch Bertoldo, französisch Bertould oder Bertoud. In der altnordischen Sprache findet man dagegen die Formen glôpaldi (plattteutsch glûpsch), thumbaldi oder thômaldi, hrîmaldi, digraldi, leggjaldi, tasaldi, ähnlich den niederländischen dickard, luiard oder lêgaerd (plattteutsch luley Faullenzer oder Lendenschlepper) und tâiard zäh. Danach bildete man im Althochteutschen muotolt, diebolt, roubolt, hatte aber neben liutolt auch die Namen Liutbold, so daß Leopold nicht als Liebhold gedeutet werden darf, sondern die Endungen olt und bold dem griechischen μωρος oder μαργος entsprechen, wie ὑλακόμωρος, ἐγχεσίμωρος, ἰόμωρος, σινάμωρος bei Homeros, und ἐγχεσίμαργος, γαστρίμαργος bei Pindaros.

Wie dem ἐγχεσίμωρος das angelsächsische gârholt und althochteutsche kêrolt oder gerold von kêr oder gais (gaesum) entspricht, so dem σινάμωρος das altnordische ribbaldi, mittelhochteutsch ribbalt, französisch ribaud; und wenn gleich im Französischen aud oder aut die Endung für viele gleichgiltige Gegenstände geworden ist, so daß grimaud sogar einen Abeschützen, wie im Italiänischen grimaldello einen Dietrich oder Sperrhaken bezeichnet; so verrathen doch badaud der Gimpel, nigaud der Pinsel, lourdaud der Tölpel, pitaud der Lümmel und pataud der Patschfuß als Bezeichnungen für Menschen noch die alte Verstärkungsform ins Schlimmere. Bei unsern Vorfahren verband sich damit sogar der Nebenbegriff von etwas Ungeheuern und Unheimlichen, wie in kobold für goblin und bozolt für butzemann aus dem polnischen bożek, bozyszcze, böhmisch bůzek Götze, dem verkleinerten bog, böhmisch bůh Gott. Daher übersetzt eine altteutsche Glosse daemon durch egisgrîmolt für isegrim, von egis Schauder, plattteutsch eys, wovon eysig oder eysch soviel als eichelig oder ekelhaft bedeutet. Den Namen grimolt leitet Grimm in seiner teutschen Grammatik, welcher wir die meisten der obigen Bemerkungen verdanken, von grîm für larva ab, die weiblichen Formen, wie Chriemhilt, meist durch bellona erklärend. Wie aber Wulfhilda nur die weibliche Form eines Wolvolt ist, so muß man hilda nicht sowol nach dem altnordischen álfhildr, gauthildr, grîmhildr, von hilds (pugna) ableiten, als für einen Gegensatz der Verkleinerungsform linda erklären, wie Gotahilda von Gotthold im Gegensatze von Gotalinda, so daß Mathilda oder Madalhilt nicht eine holde Jungfrau, sondern eine italiänische donnone bezeichnet. Auf diese Weise ist vielleicht auch der Name Thusnelda von den dusen, niederländisch dysen, hochteutsch dausen, wovon noch, außer potz tausend, ey der Daus, altpreußisch dews, litthauisch diewas, persisch dew, übrig ist, herleiten. Der Nebenbegriff des Unheimlichen führt vermuthlich darauf, nicht nur die Namen Wolvolt und Eberolt, sondern auch Hrabonolt und Gouchgonolt vom Raben und Kuckuck zu bilden. Im Neuhochteutschen hat man diesen Nebenbegriff auch in die Endsilbe rich gelegt, wie in pûsterich und wûterich.

Statt daß der Neuhochteutsche auch Schimpfnamen mit dem Zusatze hund bildet, und von einem schweinhund, sauhund, wie von einem faulen und geilen Hunde spricht; so wählte der Altteutsche den Wolf dafür, wovon noch gierwolf, freßwolf, wârwolf, aber auch ohne weitere Nebenbedeutung die Geschlechtsnamen Dempewolf, Zickwolf, Schönewolf, übrig sind. Unsere Vorfahren ließen zu Anfange der Namen dieses Wort meist unverändert, wie in Wolfram, woraus in Niedersachsen der Verkleinerungsname Wolfrânke wurde; aber zu Ende der Namen setzten sie meist olf nach dem gothischen ulf, wie Gangolf für Wolfgang, welches dann auch in helf überging, wie in Gotthelf für das altnordische gautalf, oder in lof, wie in Radlof und Rudlof für Radolf und Rudolf, oder auch mit dem Stammworte zusammenschmolz, wie in Rolf, Lülf für Ludolf, und Alf für Adolf, Ataulf oder Edwolf. Eben diese Endung wurde zu Verstärkungsformen gebraucht: wie in wittolf für Deus Consus, nahtolf für Nachtgeist, gettolf geiler Buhle, wânolf Leichtgläubiger, triegolf Betrüger, bitterolf bissiger Wüterich, giemolf Thor, denen man in der Steiermark sogar pischolf für Bischof nachgebildet hat. Wenn in einigen Gegenden auch die Goldamsel gerolf, der Häher markolf heißt; so ist der Grund davon in der Gewohnheit zu suchen, gewisse Namen spöttisch auf allerlei Gegenstände zu übertragen, wie der Fuchs renârd oder reineke, ein Abeschütz grimaud, ein Dieterich grimaldello, ein Hobel guillaume heißt. Meist wählte man dazu fremde Namen, deren Bedeutung man nicht kannte, wie Hans, Nicol, Peter, mit allerlei spottenden Vorsätzen, woraus sich vielleicht auch der Name pumpernickel erklärt. So ist Jacob, Jacot, James der Name sprechender Vögel geworden, Jobelin von Job oder Hiob im Französischen, wie Godiche Klauschen, die Bezeichnung eines Gimpels, und selbst die Marionetta eine Spielpuppe, wie Policinello. Vorzüglich ist der Name Johannes in den meisten europäischen Sprachen unter allen Formen zum Spottnamen geworden, als Iwan, Iwanowitsch und Giannozzo, als Jack für Naseweis im Englándischen und Jan für Einfaltspinsel im Schwedischen, als Jann Hagel und John Bull, Jack Budding, Jean Potage und Hanswurst oder Hanselmann, Jack-Adams, Hansdampf und Hansquast als Jack-catch, und Meister Hans für Scharfrichter, ja Jack-whore, französisch Janneton für Buhldirne.

Im Teutschen ist so die Endung Jan, wie Hans in Prahlhans, Schmalhans, zu einer schimpfenden Endung geworden, wie grobian für groberjan,

ſittlichen Vervollkommenung führt, ohne verwerfend und entſcheidend auf dem zu beſtehen, worüber ſich entſcheidende Behauptungen nicht aufſtellen laſſen. Wie im Pächter Martin über alle menſchliche und häusliche Verhältniſſe mit ruhiger Überlegung geredet wird, ebenſo klar Gedachtes und ernſtlich Erwogenes ſprach D. von der Kanzel und vom Altar. Wenn aber ſein Gemüth ſich vor empfänglichen Gemüthern in lebendiger Empfindung öffnete; wie er da ſprach, muß man gehört haben, um zu dem todten Buchſtaben das ſo lebendige als milde Wort hinzuzudenken. Mit Gott ergebener Ruhe treten die Empfindungen aus dem vollen Herzen. Die irdiſche Hülle war wie vergeſſen, ohne daß auch nur in eines Hörers Sele der entfernteſte Gedanke an Oſtentation oder auch nur an angewöhnte Salbung hätte entſtehen können. Es war Hingabe alles deſſen, wovon das fromme Herz glühte und gleichſam hinſchmolz. Das Bewußtſeyn des reinſten Sinnes für Gott und Tugend war ebenſo anſpruchslos und ohne Suchen nach Einſtimmung, als in ſich gewiß, gleichgeſtimmte, zu leitende, nicht fortzureißende Herzen zu finden." Es war natürlich, daß eine ſolche Beredſamkeit auf einen ohnehin zarten Körper aufreibend wirken mußte, und ſo unterlag die Geſundheit des vortrefflichen Mannes den mannigfachen Anſtrengungen ſeines vielumfaſſenden Amtes. Nachdem er vorher noch einmal, aber vergebens, Stärkung der hingeſunkenen Lebenskraft in dem Heilbade Tennſtädt geſucht hatte, verſchied er am Weihnachtstage im J. 1822. (*Fr. Hesekiel.*)

DEMMIN, 1) Kreisſtadt in dem Regirungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, liegt unter 30° 48′ L. 53° 56′ Br. auf einem Hügel in dem von niedrigen Bergen und Höhen umgebenen Thale unweit des Einfluſſes der Trebel und Tollenſe in die von hieraus ſchiffbare Peene, über welche eine ſteinerne Brücke führt. Die Stadt iſt innerhalb der Mauern, — von deren 27 Thürmen jetzt nur noch die Reſte von 4 vorhanden ſind, — 1827 Schritte lang, 2038 Schritte breit und hat 3 Thore, vor welchen die drei unbedeutenden Vorſtädte liegen, 4 öffentliche Plätze, 1 evangeliſche Kirche, welche 1676 erbaut, 123 F. hoch und 188 F. lang iſt, ein Hoſpital und 394 Häuſer mit 4200 Einwohnern, welche, außer den bürgerlichen Gewerben, Fiſcherei und einigen Seehandel betreiben. Sie iſt der Sitz des Kreis-Landraths, eines Stadtgerichts, einer Superintendentur, eines Poſt- und eines Hauptzoll- und Steueramtes, und hat 4 Jahr-, Vieh- und Pferdemärkte. — Demmin, früher Timin, Dymin, Demyn, Dammin, Dämmin, lat. Demminum genannt, iſt eine der älteſten ſlawiſchen Städte Pommerns, deren ſchon in den Annal. rer. gest. Caroli M. ad an. 800 gedacht wird, und nach welcher ſogar um das J. 1220 eine Linie des pommerſchen Fürſtenhauſes ſich nannte *). Nach der Niederlage des ſlawiſchen Heeres unter Pribislaw im J. 1164 wurde die Stadt von Heinrich dem Löwen erſtürmt und verwüſtet, 1176 von demſelben abermals belagert **) und im J. 1211 von dem Dänenkönig Waldemar II. erobert, der ſich bis zu der für ihn unglücklichen Schlacht bei Bornhöved den 22. Juli 1227 in ihrem Beſitze behauptete. Im 15. Jahrh. wurde D. durch eine Feuersbrunſt gänzlich in Aſche gelegt und während des 30jährigen Krieges abwechſelnd von den Kaiſerlichen (1627 und 1637) und Schweden (1631 und 1639) beſetzt, die auch die Stadt nach damaliger Manier ſtark befeſtigten und deshalb im J. 1648 das alte Schloß ſprengten. In den J. 1659 und 1676 wurde D. von dem großen Kurfürſten von Brandenburg wiederholt eingenommen, jedesmal aber nach erfolgtem Frieden an Schweden zurückgegeben, bis es endlich durch den Frieden zu Stockholm den 21. Jan. 1720 gänzlich an Preußen fiel, das ſchon ſeit dem J. 1715 daſſelbe beſetzt hielt. Im ſiebenjährigen Kriege wurde die Stadt noch einmal von den Schweden genommen, aber ſchon den 17. Januar 1759 durch Capitulation an Preußen zurückgegeben und bald darauf die Feſtungswerke geſchleift. — In neuerer Zeit iſt D. auch als Geburtsort des berühmten däniſchen Statsminiſters Grafen von Schimmelmann (geb. d. 13. Juli 1724, geſt. d. 23. Jan. 1782) merkwürdig. — Der

2) Kreis Demmin, im N. an den Regirungsbezirk Stralſund, im O. an den Kreis Anklam, im S. und W. an das Großherzogthum Meklenburg grenzend, enthält auf $16\frac{4}{10}$ QM. oder 352,068 preuß. Morgen, 31588 Einwohner (28864 im Jahre 1821), in 3 Städten (Demmin, Treptow und Jarmen), 93 Dörfern (die Kirchdörfer Duckow, Pinow und Zeltemin ſind meklenburgſche Enclaven), 2 Colonien, 59 Vorwerken, 32 Gütern, 2 Meiereien, 2 Holzwärtereien, 6 einzelnen Etabliſſements, zuſammen mit 3215 Feuerſtellen und 41 Wind- und Waſſermühlen, 1 Papiermühle, 15 Ölmühlen und 18 Ziegelbrennereien. Seine Oberfläche bildet eine mit ſehr untermiſchtem Boden bedeckte, doch im Ganzen fruchtbare Ebene, in der alle Getreidearten, auch Hopfen und Tabak gebaut werden; der Obſtbau iſt anſehnlich und an Holz kein Mangel. Außer durch die Peene, auf der nördlichen Grenze, wird der Kreis durch die Tollenſe bewäſſert, welche ihn von S. nach NW. durchſchneidet; und auf der weſtlichen Grenze liegt der zur Hälfte nach Meklenburg gehörige See Cummerow. (Nach Leonhardi, Haſſel, Krug-Mützell und von Zedlitz.)

(*Leonhardi.*)

DEMO (Δημώ), nach Pauſanias X, 12. der eigentliche Name der kumäiſchen Sibylle. S. Sibyllae.

(*Richter.*)

DEMO ſoll mehre Philoſophenſtatuen gebildet haben. Wo und wann? wird nirgend geſagt. *Plin.* H. N. XXXIV, 18, 19. Einige Ausgaben leſen, gewiß falſch, Dämon, alle Codices aber Demon. *Sillig* Cal. p. 181. (*Schuncke.*)

Demo ſ. Philochoros.

DEMOCHARES, 1) aus dem attiſchen Demos Leukonion, Sohn des Laches und der Schweſter des Demoſthenes, zeichnete ſich ebenſowol durch Tapferkeit im Kriege, als durch ſeine politiſche Beredſamkeit aus. Er

*) S. den Art. Pommern. **) Vergl. den Art. Heinrich XII. ꝛc., Sect. II. Thl. IV. S. 298. 300.

gehört zu den letzten attiſchen Rednern und blieb als ſolcher den Grundſätzen ſeines Oheims getreu. Seiner großen, vielleicht allzu großen Freimüthigkeit wegen nannte man ihn den Freimüthigen (*Παῤῥησιαστής* ſ. *Seneca* de ira III. 23.). Wir beſitzen von ihm nur noch das Dekret, worin er auf Setzung einer Statue ſeines Oheims antrug, die man auch bewilligte (ſ. Demoſthenes). Auf dieſelbe Ehre für Demochares ſelbſt trug nach ſeinem Tode ſein Sohn an. Dieſe Statue ward auf dem Markte aufgeſtellt, kam aber nachmals in das Prytaneion, in welchem jedesmal der älteſte von ſeinen Nachkommen auf Koſten des Stats geſpeiſt wurde. Dieſem war auch der erſte Platz bei allen feierlichen Spielen zuerkannt. Plutarch, als angeblicher Biograph der zehn Redner, bemerkt noch, daß Demochares zuerſt eine Statue mit Mantel und Schwert umgürtet erhielt, weil er ſo vor dem Volke geredet hatte, als Antipater die Auslieferung der Redner verlangte. Nach Cicero (*Brut.* 83.) hat er auch eine Geſchichte Athens von ſeiner Zeit, aber mehr in rednériſchem als hiſtoriſchem Stile geſchrieben. Nachweiſungen ſ. in *Fabric.* Bibl. gr. ed. *Harless.* VI. 128. — 2) Admiral des Pompejus ſ. Pompejus. (*H.*)

DEMOCRITEA. So nennt Candolle (Prodr. IV. p. 540.) eine neue, ſehr zweifelhafte Pflanzengattung aus der Gruppe der Spermacoceen der natürlichen Familie der Rubiaceen (zu welcher Linnéſchen Klaſſe ſie gehört, iſt nicht ermittelt), um an die Verdienſte des Philoſophen von Abdera um die Pflanzenkunde, wie ſie ihm Theophraſt, Diogenes Laërtius, Varro, Columella und Plinius zuſchreiben, zu erinnern. — Der Charakter der Gattung D. iſt folgender: der Kelch mit kreiſelförmiger, etwas winkliger Röhre und fünfplattigem Saume, deſſen Fetzen lanzettförmig, ſpitz und ſteif ſind; Corolle, Staubfäden und Narbe ſind von unbekannter Beſchaffenheit; die Frucht wird durch die darüber liegende Kelchröhre bedeckt, iſt zweifamig, anfangs wahrſcheinlich zwei-, ſpäter einfächerig; die Samen ſind plan-convex; der Embryo ſteht aufrecht in der Mitte des fleiſchigen Eiweißkörpers. Die einzige Art, welche Candolle anführt, brachte G. Staunton von Macartney's Geſandſchaftsreiſe aus China in trockenen Exemplaren mit. D. serissoides *Cand.* (l. c.) iſt ein Strauch mit drehrunden, weißlichen Zweigen, gegenüberſtehenden Blättern, kurzen, ſcheidenförmigen, ſteifen, dreiborſtigen, mit den Blattſtielen faſt verwachſenen Afterblättchen und am Ende der Zweige ſtehenden, büſchelförmigen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DEMODIKE (*Δημοδίκη*), eine Gemahlin des Kretheus, die ſich in Phrixos, des Athamas Sohn, alſo ihres Gemahls Neffen verliebte und, zurückgewieſen, den Jüngling beim Gemahl anklagte, der den Vater überredete, ihn mit dem Tode zu beſtrafen. *Hyg.* Astron. II. 20. Nach dem Scholiaſten des Pindar im Pyth. Carm. IV. 288. hieß des Phrixos Stiefmutter Demodike. (*Richter.*)

DEMODOKOS (*Δημόδοκος*), 1) der blinde Tafelſänger des Königs Alkinoos in Phäakien, der bei Anweſenheit des Odyſſeus die Liebe des Mars und der Venus und den trojaniſchen Krieg beſang. Od. VIII. 44, 62 — 83, 492, 262. Nach *Plut.* de Music. c. 3. und *Suid.* v. *Ἀοιδός* ſoll er über dieſe Gegenſtände Gedichte hinterlaſſen und nach *Ptol.* Hephaest. Odyſſeus durch Abſingung des erſten Gedichts bei einem muſikaliſchen Wettſtreite in Tyrrhenia den Preis erlangt haben. — 2) Einer von den Gefährten des Äneas, welchen Haleſos in Italien erlegte (*Virg.* Aen. X. 413.). (*Richter.*)

DEMOGORGON (Daemogorgon). Bei Hygin (Praef.) heißt es, er habe mit der Erde den pythiſchen Drachen erzeugt, auf jeden Fall aber iſt ſein Name in dieſer Stelle ein ſpäteres Einſchiebſel. Man hat ihn nachher in einer Beſchwörung bei Lucan (bell. civ. VI. 745 fg.), wo zu den unterirdiſchen Göttern geſagt wird: „Gehorcht ihr? oder ſoll der aufgerufen werden, bei deſſen Namen ſtets die erſchütterte Erde bebt, der die enthüllte Gorgo ſchaut, mit ſeinen Geißeln die zitternde Erinnys züchtigt, den euch unſichtbaren Tartarus beherrſcht, und den kein Eid auf den Styx bindet?" In dieſer Stelle wird wenigſtens Demogorgon nicht genannt, und die hier genannte Gorgo bezieht ſich auf das Meduſenhaupt. Auch in der Stelle bei Statius (Theb. IV. 516 fg.) wird er nicht genannt. Tireſias ruft da den unterirdiſchen Göttern, welche mit Heraufſendung des Schattens des Lajus zaudern, zu: „nicht länger duld' ich den Verzug! achtet des Rufs, ich warne; auch mir ward Macht zur Rache; denn ich weiß alles, vor deſſen Kenntniß und Namen ihr euch ſcheut, und könnte Hekate in Unruhe bringen, wenn ich dich, Apollo, nicht ſcheute und den Höchſten der dreifachen Welt, deſſen Namen man nicht wiſſen darf. Von dieſem aber ſchweige ich; das ruhige Alter verbeut es." Erſt der alte Erklärer des Statius, Lutatius Placidus oder Placidus Lactantius, nennt bei dieſer Stelle den Demogorgon als die hier gemeinte höchſte Gottheit, deren Namen nicht darf ausgeſprochen werden. Die Quelle, woraus dieſe Sage floß, liegt, nach Heyne, in der orientaliſchen Philoſophie, namentlich der magiſchen der Perſer, und verbreitete ſich durch die Mithrasmyſterien, und er meint, daß unter Demogorgon das böſe Princip des Parſismus (Ahriman) verborgen, der Name aber aus dem verdorbenen Demiurgos (ſ. dieſen) entſtanden ſei, und die ſpätere Ausbildung der Sage vom Demogorgon, als einem uralten Greiſe mit bemooſtem Haupte, in der Mitte der Erde hauſend, mit Nebel und Dunkel umgeben u. ſ. w., dem Boccaccio (in der Genealogia deorum) angehöre (*Heyne:* Demogorgon Daemon, e disciplina Magica repetitus in den Opusc. acad. III. 291 fgg.). (*H.*)

DEMOKOON (*Δημοκόων*), 1) ein unehelicher Sohn des Priamos, von Odyſſeus im Kampfe vor Troja getödtet. (*Hom.* Il. IV. 499. *Apollod.* III. 12, 5.) — 2) Einer von den Söhnen des Herakles und der Megara, vom Vater in der Raſerei ermordet. (*Richter.*)

DEMOKRATIE, iſt diejenige Form einer Statsregirung, wodurch das ganze Volk an der Regirung Antheil hat. Die Art und Weiſe, wie das letztere geſchehen könne, iſt nicht leicht zu finden, und einige Individuen ſcheinen faſt immer vom Regirungsantheil ausgeſchloſſen werden zu müſſen, nämlich die Nichterwachſenen, die Weiber, die Unſelbſtändigen, deren bürgerliche Exiſtenz durch perſönliche Dienſte und Verpflichtung von

andern abhängt. Wenn ferner die bürgerliche Gesellschaft nicht auf wenige Familien eingeschränkt oder auf den Raum einer Stadt und ihres Gebiets begrenzt ist, wenn der Stat ein Ganzes von Provinzen und vielen Städten ausmacht, so muß die Schwierigkeit einer Volksregirung in besonderem Maße steigen.

Man hat deswegen eine eigentliche Demokratie für größere Staten als etwas Unpassendes, ja Unmögliches betrachtet. Volksversamlungen, welche in kleinen griechischen Städten gehalten werden konnten, sind undenkbar für große Reiche, und doch kann der Wille und Beschluß des ganzen Volkes nur aus solchen Versamlungen erkannt werden. Aber auch kaum aus diesen; denn wird je die zahlreiche Masse ganz einig seyn? Ist sie es aber nicht, welches ist dann der Wille des Volks? Die Mehrheit der Stimmen beweist freilich für den größern Theil, aber dadurch ist die Minderzahl, welche doch gleichfalls einen bedeutenden Theil des Volkes ausmacht, von dem Volkswillen ausgeschlossen, also der Beschluß der Mehrzahl nicht ein Beschluß des ganzen Volks. Dennoch hat Stimmenmehrheit bei Volksversamlungen immer für einen Ausdruck des Ganzen gegolten, offenbar deswegen, weil irgend ein Resultat nur auf diese Weise gewonnen werden konnte. Strenge genommen beherrscht und regirt dann das Volk nicht sich selbst, sondern die Majorität die Minorität.

Sobald, statt der Volksversamlung selbst, gewisse vom Volke erwählte Repräsentanten zusammentreten und Beschlüsse für Regirungsangelegenheiten fassen, ist schon keine eigentliche Demokratie mehr vorhanden. Sind nämlich die Repräsentanten nur sich selbst und ihrem Gewissen verantwortlich, so hat das Volk ihnen seinen Regirungsantheil übergeben; sind die Repräsentanten an gewisse Instruktionen gebunden, so wird dies eine Menge von Verwickelungen veranlassen, die den demokratischen Willen noch mehr verwirren, und wobei die Volksversamlungen am Ende wieder den Ausschlag geben müßten. Darum ist in größern Reichen, z. B. in England, die Volksrepräsentation unabhängig von Instruktionen ihrer Wähler, und das Volk hat denselben im Vertrauen auf ihre Einsicht und Rechtlichkeit seinen Einfluß auf Regirungsangelegenheiten übertragen.

Es gibt Lobredner der Demokratie, welche in dieser Art von Regirungsverfassung das einzige Heil der Staten sehen und den Einfluß des Volkes möglichst verstärkt wünschen. Wiewol es nun vortrefflich klingt, ein Volk solle sich selbst regiren und keinem fremden Willen unterworfen seyn, so fanden wir doch in der Sache selbst schon die Schwierigkeit, den Volkswillen zu finden und, gesetzt er sei gefunden, dürfte gefragt werden, ob er der beste sei. Denn große Einsicht ist doch bei der Masse schwerlich vorauszusetzen, desto mehr aber Leidenschaft, welche oft unbegreiflich rasch zu den nachtheiligsten und ungerechtesten Beschlüssen hinreißt. Fast alle Schriftsteller des griechischen Alterthums, welche ja in demokratischen Staten, wie Athen, zu leben das Glück hatten, zeigen sich der Demokratie abgeneigt, und man merkt bei ihnen ein geheimes Weh, welches sie kaum laut zu äußern wagen. Platon will in seiner Republik durch Erziehung helfen, — um nämlich der Unwissenheit und Leidenschaft vorzubeugen, — seine vorgeschlagenen Einrichtungen sind aber nicht demokratisch, sondern erwarten von einem vortrefflichen Regenten, — etwa einem wahren Weisen und Philosophen, — das Heil. Auch lehrt die Geschichte der griechischen Staten, wie schnell die Demokratie ausgeartet, wie Einzelne den großen Haufen für sich gewonnen und nach ihren Ansichten geleitet. Es erwuchs dann ein Alleinherrscher, Tyrann genannt, und die Demokratie hatte ein Ende.

Überhaupt wird das Bleibende, die Stabilität einer Regirungsform, der Demokratie fast noch weniger eigen seyn, als andern Regirungsformen, ungeachtet manche politische Verbesserer in demokratischen Einrichtungen die Stütze der bürgerlichen Freiheit und sonach des wahrhaft dauernden Bleibenden und Genügenden erkennen wollten. Macchiavelli beschreibt einen Cirkel des Formenwechsels der Regirungen, der besser durch die Geschichte bewährt seyn möchte, und worin die Demokratie gleichfalls begriffen ist. Aus Noth der Sache entsprang die Regirung eines Fürsten; er ward entweder gewählt, oder die Wahl von ihm selbst geboten. Erblichkeit der Regirung machte die Fürsten schlechter, sie wurden Tyrannen. Nun entstanden Verschwörungen; die Befreier herrschten, machten zweckmäßige Gesetze. Ihre Söhne verdarben durch Ehrgeiz oder Habsucht, die Aristokratie ward zur Oligarchie. Letztere ward gestürzt durch Empörung des Volks. Das Andenken der ausgearteten Fürsten war noch frisch, man kam zur Demokratie. Diese artete bald aus in Licenz, man befand sich sehr übel und kehrte zur Herrschaft eines Fürsten zurück.

Weil auf solche Weise die Formen in sich verderben und jede Generation nach demjenigen trachtet, was sie nicht hat, so darf es kaum Wunder nehmen, wenn das neuere Europa, dessen Statenzustand aus dem Mittelalter mit keinen demokratischen Institutionen hervorging, neuerdings nach ihnen sich sehnt, und besonders durch das Beispiel von Großbritannien und Nordamerika dazu aufgeregt wird, auch durch das schauervolle Beispiel der französischen Revolution sich nicht abschrecken läßt. Eine reine Demokratie, in welcher die Masse des Volks die höchste Souveränetät selbst ausübt, aus europäischen Reichen zu bilden, könnte wol nur Schwärmern und Thoren beifallen; alle verständige Foderung könnte sich wol nur darauf beziehen, in der Person von Repräsentanten dem Volk einen gewissen Einfluß auf Regirungsangelegenheiten zu gestatten, und nicht, wie im Orient, dem Gutdünken eines einzigen Machthabers oder weniger Satrapen Alles zu überlassen. Hier kommt die beliebte Lehre von Theilung der Gewalten und von einer Mischung der Regirungsformen zu Hilfe. Man unterscheidet die ausübende und richtende Gewalt von der gesetzgebenden, läßt an der letzten das Volk durch seine Repräsentanten Antheil nehmen, so daß keine Gesetze über Auflagen, über Krieg oder Frieden mit andern Staten, über Eigenthums- und Gewerbverhältnisse u. s.

w., ohne Zustimmung der Volksrepräsentanten gegeben werden können, und hält dadurch die demokratischen Foderungen befriedigt. Großbritanniens Verfassung liefert zu solcher Ansicht das Vorbild, es ist aber nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß diese Verfassung eigentlich aus einer Mischung von Erbmonarchie, Erbaristokratie und Scheindemokratie bestehe. Darum wollen die entschiedenen Demokraten der neuern Zeit mehr als dieses, sind aber wegen der Schwierigkeit näherer Bestimmungen in herkömmlich monarchischen Staten nicht allemal unter sich einig und werden von ihren Gegnern als die Feinde des Bestehenden und der Stabilität betrachtet. (*Köppen.*)

DEMOKRITOS war geboren zu Abdera, einer griechischen Kolonie in Thracien, wahrscheinlich Ol. 80, 1. oder 460 vor Chr. Geb. [1]). Sein Vater, dessen Name verschieden angegeben wird, war so reich, daß er den Xerxes auf seiner Rückkehr aus Griechenland in Abdera bewirthen konnte; Demokritos aber soll sein reiches Erbtheil auf fernen Reisen verzehrt und nachher ärmlich gelebt haben [2]). Seine Wißbegier, sagt man, habe ihn bis nach Indien und Äthiopien geführt, und mit Gewißheit kann angenommen werden, daß er in Ägypten, mit Wahrscheinlichkeit, daß er in Babylon gewesen. Die Weisheit oder Übung der Ägypter in der Mathematik fand er groß, doch nicht der seinigen gleich, und nicht ohne Ruhmredigkeit spricht er von seinen gelehrten Forschungen und von seinen Erfahrungen in fernen Landen [3]). Wenn er Unterricht außerhalb seines Vaterlandes suchte, so wird er nicht weniger mit der Gelehrsamkeit der Griechen seiner Zeit sich bekannt gemacht haben. Viele griechische Philosophen erwähnte er in seinen Schriften; am meisten aber hatte wol Leukippos, welcher für den Erfinder der Atomenlehre unter den Griechen gilt, auf seine Bildung Einfluß; doch sind die Zeugnisse, welche ihn einen Schüler des Leukippos nennen, nicht hinlänglich verbürgt. Er forschte noch ganz in der Weise der ältern Naturphilosophen, so daß ihn, obgleich er nur um weniges älter oder sogar jünger als Sokrates war, Aristoteles doch immer als einen solchen zu bezeichnen pflegt, welcher seiner Richtung nach den vorsokratischen Philosophen angehört [4]). Es gibt einige Anekdoten über ihn, welche oft erwähnt werden, welche aber doch nur als karikaturartige Übertreibungen der Spätern angesehen werden können. Dahin gehört die Sage, daß er nicht aufgehört habe, die Thorheit der Menschen zu verlachen [5]), wozu nur die heitere Stimmung seiner Lebensphilosophie Veranlassung gegeben zu haben scheint. Auch seine Wißbegier hat man in verkehrter Weise geschildert, wenn man erzählt, er habe sich selbst des Gesichtes beraubt, um von ihm nicht in seinen wissenschaftlichen Forschungen gestört zu werden [6]), da er doch vorzugsweise auf die Erkenntniß der äußern Erscheinungen seinen Fleiß wendete. Seine Kenntniß der Natur kam Vielen wunderbar vor, und es fehlt daher auch nicht an Erzählungen, welche ihm magische und übermenschliche Künste zuschreiben [7]). Auch über die Art seines Todes sind verschiedene Fabeln verbreitet; mehr Glauben scheinen jedoch die Nachrichten zu verdienen, welche ihn ein sehr hohes Alter erreichen lassen. Er soll Ol. 105, 4. in demselben Jahre mit dem Hippokrates, seinem Altersgenossen, gestorben seyn [8]).

Daß er zu den kenntnißreichsten Männern seiner Zeit gehörte, beweist die große Zahl der Schriften, welche ihm zugeschrieben werden, und deren Verzeichniß Diogenes Laertios uns erhalten hat [9]). Mögen auch manche dieser Schriften seinen Namen mit Unrecht geführt haben, so beweisen sie doch, daß dem Demokritos Kenntnisse in allen Fächern des damaligen Wissens zugetraut wurden. Nicht nur auf die Naturwissenschaften, auf Mathematik, Grammatik, Musik und Philosophie bezogen sich seine Untersuchungen, sondern auch verschiedene nützliche Künste beschäftigten seine Aufmerksamkeit. Daß seine Forschungen für seine Zeit von Wichtigkeit waren, scheint daraus hervorzugehen, daß dem Aristoteles über die Probleme des Demokritos ein eigenes Werk in zwei Büchern beigelegt wird [10]). Die Werke des Demokritos waren in ionischem Dialekte geschrieben, nicht ohne abderitische Eigenthümlichkeiten [11]); doch werden sie von dem Cicero nicht nur wegen ihrer Deutlichkeit, sondern auch wegen des Schmucks und der poetischen Farbe ihrer Rede sehr gelobt, ja sogar mit den platonischen Schriften verglichen [12]). Keine von den Schriften des Demokritos ist uns gerettet worden [13]). Die Fragmente aus seinen Schriften, welche bei den Alten zerstreut vorkommen, sind häufiger moralischen als physischen Inhalts [14]).

Über die Verdienste, welche Demokritos um die Verbreitung und Ausbildung gemeinnütziger Kenntnisse, besonders um die mathematischen und um die physika-

1) Nach dem Apollodor und übereinstimmend mit seiner eigenen Angabe. *Diog. Laert.* IX, 41.; um 10 Jahre früher setzte sein Geburtsjahr Thrasyllos auf Ol. 77, 3. *Diog. Laert.* l. l.; cf. *Gell.* XVII, 21. Vergebens hat man seine Geburt nach der Zeit des trojanischen Krieges zu bestimmen gesucht. S. *Clinton* fasti Hellenici a. 460. 2) *Diog. Laert.* IX, 34; 35; 39. 3) *Clem. Alex.* strom. I. p. 304. Sylb.; *Euseb.* pr. ev. X, 4. Seiner Reisen wegen wurde er von Theophrast gelobt. *Aelian.* var. hist. IV, 20. Seine Reise nach Babylon wird aus Titeln seiner Schriften wahrscheinlich. *Diog. Laert.* IX, 49; *Clem. Al.* str. I. p. 303. 4) *Arist.* met. XIII, 4.; phys. II, 2.; de part. an. I, 1. fin.

5) *Senec.* de ira II, 10.; *Aelian.* var. hist. IV, 20. 6) *Cic.* de fin. V, 29.; *Gell.* X, 17.; *Phot.* de curios. 12. 7) *Plin.* hist. nat. XXIV, 17.; XXX, 1. 8) S. *Clint.* fasti Hell. a. 357. 9) IX, 46—49. Nach der Anordnung des Thrasyllos. Cf. *Fabric.* bibl. Graec. II. p. 684 s. Harl. 10) *Diog. Laert.* V, 26.; vita Arist. ap. Menag. p. 202. 11) *Philop.* in Arist. de gen. et corr. fol. 7. a.; *Simpl.* de coelo. fol. 150. a.; *Suid.* s. v. ὑσμός. 12) De divin. II, 64.; de orat. I, 11.; orat. 20. Demokritos wird Sext. Emp. adv. Math. VII, 265 ὁ τῇ Διὸς φωνῇ παρεικαζόμενος genannt, doch scheint sich dies nach dem Folgenden nicht auf die Rede, sondern auf den Inhalt seiner Schriften zu beziehen. 13) Offenbar untergeschoben ist das, was wir als ganzes Werk unter seinem Namen besitzen. Vergl. *Fabric.* bibl. Graec. II. p. 683. Harl. 14) Sie finden sich gesammelt *Henr. Stephani* poes. philos. p. 156—179. und *Orelli* Opusc. Graec. sentent. I. p. 91 f.

lischen Wissenschaften hatte, haben wir kein so vollständiges Urtheil, als über seine Philosophie, so wie denn überhaupt die Geschichte der ersten mathematischen Erfindungen sehr dunkel ist, die Ausbildung der griechischen Physik aber meistens an die Ausbildung der Philosophie und Medizin sich anschloß. In der Erklärung der einzelnen Naturerscheinungen ging er meistentheils denselben Weg, welchen die frühern Physiker eingeschlagen hatten. Dies gilt besonders von seinen Lehren über die Gestirne und über die meteorologischen Erscheinungen. In seinen Ansichten hierüber scheint er sich fast ganz an den Anaxagoras angeschlossen zu haben, dessen Meinungen er zuweilen lobte, dessen Erklärungsweise er nicht selten vor Augen gehabt zu haben scheint, dessen Lehren und Entdeckungen er aber doch zuweilen herabzusetzen suchte [15]). So erklärte er mit dem Anaxagoras die Erscheinung der Kometen für ein Zusammentreffen mehrer Planeten [16]), wobei es uns merkwürdig ist, daß ihm die Zahl der Planeten noch nicht fest stand [17]); so stimmte er auch über die Natur der Milchstraße mit dem Anaxagoras überein [18]); über die Natur der Erde, über ihre schiefe Neigung gegen die Sonnenbahn und über den Grund, warum sie ruhe, hatte er keine andere Meinung als dieser [19]); daß alle Gestirne von Morgen nach Abend sich bewegten, daß sie durch wirbelartige Bewegung in ihren Bahnen gehalten würden, daß die Sonne ein durchglühter Stein sei, daß der Mond Berge und Thäler habe, lehrten Anaxagoras und Demokritos [20]). Nicht weniger stimmte dieser mit jenem meistentheils überein in der Erklärung der Meteore, wie des Donners und des Blitzes [21]), in der Behauptung, daß eine Abnahme des Meeres statt fände [22]), und daß auch die Pflanzen Empfindung und Vernunft hätten [23]). Dagegen in seinen Untersuchungen über die lebendigen Wesen scheint Demokritos mehr Eigenthümliches gehabt zu haben. Die Quelle, aus welcher wir die Nachricht entnehmen, daß Demokritos mit der Anatomie der Thiere sich beschäftigt habe, ist freilich sehr unzuverlässig [24]); doch scheint diese Nachricht durch eine Angabe des Aristoteles [25]) und durch mehre einzelne Lehren des Demokritos über die Thiere bestätigt zu werden [26]).

Die philosophischen Grundsätze, von welchen Demokritos in seiner Naturforschung ausging, beruhen auf der Lehre von den Atomen, welche er wahrscheinlich von Leukippos empfangen hatte. Es scheint, daß diese Lehre durch die Lehre der Eleaten vom Werden veranlaßt wurde [27]). Um nicht zugeben zu müssen, daß aus dem Nichts etwas werde, hatten die Eleaten das Werden überhaupt verworfen, wodurch sie denn in einem offenbaren Widerspruch mit den Erscheinungen standen. Andere Philosophen, welche die Erscheinungen retten wollten, ohne den Satz aufzugeben, aus dem Nichts wird nichts, hatten schon vor den Atomisten den Weg eingeschlagen, alles Werden auf die Bewegung unveränderlicher Elemente der Dinge zurückzuführen; denn indem durch die Bewegung die Zusammensetzung der Urbestandtheile sich ändere, erscheinen die Dinge zu verschiedenen Zeiten anders, obgleich nicht die Dinge, sondern nur ihre zufällige Mischung anders geworden. Diesen Weg verfolgte schon Anaximandros, auch die Eleaten scheinen ihn in ihrer Naturlehre, welche den Erscheinungen sich anschließen sollte, begünstigt zu haben; noch mehr aber bildeten Anaxagoras und Empedokles diese Ansicht aus. Es war hiebei Voraussetzung, daß es eine Mehrheit der Urbestandtheile oder der Elemente der Dinge gebe, welche vermittelst der Bewegung verschiedene Zusammensetzungen bilden könnten. Die Eleaten aber hatten nicht nur das Werden, sondern auch die Bewegung, als eine Art des Werdens, und die Vielheit der Dinge geleugnet, weil es kein Leeres, kein Nicht-Seyendes gebe, in welchem die Dinge sich bewegen könnten und welches die Dinge von einander trenne. Deswegen behaupteten Leukippos und Demokritos, es sei nicht weniger das Nicht-Seyende oder das Leere als das Seyende oder das Volle [28]). Als Beweis für das Vorhandenseyn eines Leeren galt dem Demokritos das Vorhandenseyn der Bewegung; dasselbe scheint man auch aus der Möglichkeit der Verdünnung und Verdichtung, des Wachsthums und der Abnahme gefolgert zu haben, und endlich führte man auch wol dafür die Erfahrung an, daß ein Gefäß mit Asche angefüllt ebenso viel Wasser fasse, als das Gefäß, wenn es leer ist [29]). Hienach ist das Trennende der Elemente oder der einzelnen Dinge in der Natur nur im Raume gesetzt, und so sind auch die Elemente selbst nur im Raume. Das Seyende oder das Volle des Demokritos ist das Körperliche. Von diesem wurde nun weiter angenommen, daß es untheilbar sei als das letzte Element aller Erscheinungen, welche Annahme sich ausgebildet zu haben scheint, um die Zweifel des Eleaten Zenon gegen die Realität des Raumerfüllenden zu widerlegen; eben diese Zweifel wurden darauf gegründet, daß ein aus unendlich kleinen Bestandtheilen Zusammengesetztes auch nur unendlich klein erscheinen könne. Demokritos legte überdies hiebei die arithmetische Ansicht zum Grunde, daß eins eins und zwei zwei sei, niemals aber eins zwei oder zwei eins werden könne [30]). In der Atomenlehre an sich liegt es nicht nothwendig, daß man nur ganz kleine untheilbare Körperchen annehme. Daher hat man nicht Ursache, indem

15) *Diog. Laert.* IX, 34. 35.; *Sext. Emp.* adv. Math. VII, 140. 16) *Arist.* meteor. I, 6.; *Plut.* de plac. ph. III, 2. 17) *Senec.* qu. nat. VII, 3. 18) *Arist.* meteor. I, 8.; *Plut.* de pl. ph. III, 1. 19) *Arist.* de coelo II, 13.; *Plut.* de pl. ph. II, 8.; III, 10. 12.; *Diog. Laert.* II, 9. 20) *Plut.* de pl. ph. II, 16. 20.; Stob. ecl. ph. p. 532. 564 Heer.; *Diog. Laert.* IX, 44. 21) *Plut.* de pl. ph. III, 3.; *Stob.* ecl. ph. p. 594. 22) *Arist.* meteor. II, 3.; *Plut.* de pl. phil. III, 16. 23) *Arist.* de plant. I, 1.; *Plut.* quaest. nat. I. init. 24) Es ist der Briefwechsel zwischen Demokritos und Hippokrates. 6. *Henr. Steph.* poes. phil. p. 188. 25) De part. an. III, 4. 26) *Arist.* hist. an. IX, 39.; de sensu 2.; de gen. an. II, 4. 8.; IV, 1. 3. 4.; V, 8.; *Plut.* de pl. ph. V, 3. 5. 16.

27) So faßt es Aristoteles auf. De gen. et corr. I, 7. 28) *Arist.* met. I, 4; IV, 5; phys. I, 5; IV, 6; de gen. et corr. I, 7; *Plut.* adv. col. 4. μὴ μᾶλλον τὸ Ἐὸν ἢ τὸ Μηδὲν εἶναι. Für Ἐὸν liest man *Galen.* de elem sec. Hipp. I, 2 Fr. 29) *Arist.* phys. IV, 6. 30) *Arist.* met. VII, 13; de coelo III, 4.

ſichere Zeugniſſe nicht dagegen ſprechen, einige Angaben ſpäterer Berichterſtatter zu verwerfen, welche ſagen, Demokritos habe auch ſehr große Atome angenommen [31]). Wenn man aber alles Werden und jede Veränderung aus der unbemerkbaren Vermiſchung und Entmiſchung der Elemente erklären wollte, war man gezwungen, die Atome als ſo klein zu ſetzen, daß ſie unſern Sinnen entſchwinden [32]). Es läßt ſich nicht verkennen, daß dieſe Naturerklärung darauf ausgeht, alles aus mathematiſchen Verhältniſſen abzuleiten. Daraus floß denn auch die Annahme, daß den Atomen nichts anderes zukomme, als Einheit und Figur, aber keine ſinnliche Beſchaffenheit [33]); ſie wurden deswegen von Demokritos auch Ideen genannt [34]). Hierin iſt eine weſentliche Abweichung der atomiſtiſchen Lehren von den Anſichten der übrigen Phyſiker, welche im Gegenſatz gegen die eleatiſche Lehre ſtanden. Doch war dazu einigermaßen der Weg ſchon gebahnt durch mancherlei Vorſtellungsweiſen, welche das Trügeriſche der ſinnlichen Beſchaffenheiten hervorgehoben und zuletzt zu der Lehre des Protagoras geführt hatten, daß alles, was wir von den Dingen wahrzunehmen glauben, nur in der Vorſtellungsweiſe der Menſchen beruhe. Ob nun gleich Demokritos im Allgemeinen gegen die Lehre des Protagoras ſtritt [35]), weil er doch die allgemeine Wahrheit der körperlichen Figuren feſthalten wollte, ſo ſtimmte er ihm doch darin bei, daß er erklärte, eine Farbe gebe es nicht in der Wahrheit der Dinge, noch irgend eine andere ſinnliche Beſchaffenheit, ſondern alles dies ſei nur etwas im Verhältniß zu uns, nicht wahrhaft, ſondern nur der Meinung und Übereinkunft nach; auch für den Wahnſinnigen ſei es vorhanden, deſſen Empfindung ebenſo gut wie die Empfindung jedes Andern Anſpruch darauf habe, wahr zu ſeyn, obgleich ſie von der Empfindung derer abweiche, welche bei geſunden Sinnen ſind [36]). Zur Begründung ſeiner Annahme, daß es nicht verſchiedene Beſchaffenheiten der Atome gebe, wurde auch der Satz von ihm gebraucht, daß verſchiedenartige Dinge nicht in Leiden und Thun unter einander ſtehen könnten; es müßten alſo alle Dinge einander gleichartig ſeyn und nur unter dieſer Bedingung könnten ſie unter einander wirken [37]). Die Gleichartigkeit der Dinge beſteht nun aber darin, daß ſie nichts ſind als körperliche Figuren, dabei können ſie aber ungleich an Figur ſeyn [38]). Und zwar nahm Demokritos an, daß die Atome von unendlich verſchiedenen Figuren wären, weil es keinen Grund gebe, weswegen die eine Figur, aber nicht die andere ſeyn ſollte [39]). Gibt es unendlich verſchiedene Figuren der Atome, ſo muß es natürlich auch eine unendliche Zahl derſelben geben [40]). Eine ſolche anzunehmen ſei auch nothwendig zur Erklärung der Erſcheinungen, denn nur denen, welche unendliche Urbeſtandtheile annähmen, ginge alles vernunftmäßig von Statten [41]). So wie es endlich unendliche Atome gibt, ſo muß auch das Leere, in welchem ſie ſind, unendlich ſeyn. Nur eine phyſiſche Eigenſchaft geſtand Demokritos den Atomen doch zu, nämlich die Schwere *). Auch hierin offenbart ſich die mathematiſche Richtung ſeiner Phyſik, indem die Schwere einer mathematiſchen Beſtimmung fähig iſt und, wenigſtens nach der Meinung des Demokritos, mit der Größe der körperlichen Maſſe Hand in Hand geht [42]). Aus der unendlichen Zahl der Atome ſcheint es auch zu fließen, wie Ariſtoteles ſagt, daß die Atome trotz den dazwiſchen liegenden Leeren ſich berühren und durch die Berührung einen ſtetigen Zuſammenhang des Unendlichen bilden ſollen [43]). Doch es iſt ſchwer zu ſagen, ob dies nicht blos eine Folgerung des Ariſtoteles iſt, welche nicht im Sinne des Demokritos lag, indem von dieſem der Begriff des Unendlichen nicht in ſtrenger Bedeutung gefaßt werden konnte. Auch ſcheint die Vielheit und Unendlichkeit der Welten, welche von ihm angenommen wurde [44]), eine ununterbrochene Berührung der Atome auszuſchließen.

Aus der Bewegung dieſer Elemente der Natur ſuchte nun Demokritos die ganze Mannigfaltigkeit der Naturerſcheinungen zu erklären. Die Verſchiedenheit derſelben geht zuerſt auf die Verſchiedenheit der in ihnen enthaltenen untheilbaren Figuren, dann auf die Lage und drittens auf die Ordnung der Atome zurück [45]). Nach dieſer Anſicht wird alles auf mechaniſche Weiſe erklärt und es findet nicht eigentlich ein Werden, ſondern nur ein Schein des Werdens ſtatt [46]). Geht man aber in dieſer Naturforſchung auf den erſten Grund des Werdens zurück, ſo muß man nach dem Grunde der Bewegung überhaupt forſchen. Demokritos jedoch ſuchte dieſe Forſchung abzuſchneiden, indem er feſtſetzte, daß die Bewegung von Ewigkeit her ſei. Etwas Ewiges müſſe angenommen werden, denn die Zeit ſei ungeworden [47]); von dem aber, was ewig ſei, einen Grund zu ſuchen, würde heißen, einen Anfang des Ewigen ſuchen; die ewige Bewegung alſo habe keinen Grund [48]). Dieſe Ab-

31) *Dionys. Alexandrin.* ap. Euseb. pr. ev. XIV, 23; *Stob.* ecl. phys. p. 348. δυνατὸν δ' εἶναι κοσμιαίαν εἶναι ἄτομον. 32) *Arist.* de gen. et corr. I, 7. ἀόρατα διὰ σμικρότητα τῶν ὄγκων. 33) *Arist.* met. I, 4; phys. I, 2; III, 4; de gen. et corr. I, 2; *Sext. Emp.* hyp. Pyrrh. III, 33. 34) *Plut.* adv. Col. 8. 35) Ib. 4; *Sext. Emp* adv. math. VII, 389. 36) *Arist.* de gen. et corr. I, 2. u. met. IV, 5; de an. I, 2; de sensu 4; *Theophr* de sensu 60 f. *Galen.* de elem. sec. Hipp. I, 2. νόμῳ γὰρ χροιή, νόμῳ πικρόν, νόμῳ γλυκύ, ἐτεῇ δ' ἄτομον καὶ κενόν. *Sext. Emp.* adv. math. VII, 135. 37) *Arist.* de gen. et corr. I, 7. 38) *Arist* phys. I, 2. 39) *Arist.* de gen. et corr. I, 1; *Simpl.* phys. fol. 7 a. Hiegegen hat die entgegengeſetzte Angabe *Eus.* praep. ev. p. 749 ed. Viger. keine Autorität. 40) *Arist.* de coelo III, 4. 41) *Simpl.* l. l. *) *Arist.* de gen. et corr. I, 8. Das Gegentheil ſagen freilich *Plut.* de pl. ph. I, 3; ap. *Eus.* pr. ev. XIV, 14; *Stob.* ecl. I. p. 348. Der Grund dieſer abweichenden Angaben liegt vielleicht darin, daß Demokritos von der Schwere der Atome die Bewegung nicht ableitete. *Arist.* de coelo III, 2; *Simpl.* phys. fol. 9 b. 42) *Theophr.* de sensu 61. βαρὺ μὲν οὖν καὶ κοῦφον τῷ μεγέθει διαιρεῖ Δημ. 43) *Arist.* phys. III, 4. τῇ ἁφῇ συνεχὲς τὸ ἄπειρον. Die Stetigkeit der Raumerfüllung iſt jedoch von der Stetigkeit durch die Berührung zu unterſcheiden. *Arist.* phys. IV, 6; de coelo I, 7. 44) *Cic.* ac. II, 17; *Plut.* de pl. ph. II, 1; *Diog. Laert.* IX, 44; *Orig.* phil. 13. 45) *Arist.* met. I, 4. διαφέρειν γάρ φασι τὸ ὂν ῥυσμῷ καὶ διαθιγῇ καὶ τροπῇ μόνον, τούτων δὲ ὁ μὲν ῥυσμὸς σχῆμά ἐστιν, ἡ δὲ διαθιγὴ τάξις, ἡ δὲ τροπὴ θέσις. Ib. VIII, 2 in.; phys. I, 5; de coelo III, 4; de gen. et corr. I, 1. 46) *Arist.* de coelo III, 7. 47) *Arist.* phys. VIII, 1. 48) l. l.; de gen. an. II, 6; *Euseb.* pr. ev. I, 8.

andern abhängt. Wenn ferner die bürgerliche Gesellschaft nicht auf wenige Familien eingeschränkt oder auf den Raum einer Stadt und ihres Gebiets begrenzt ist, wenn der Stat ein Ganzes von Provinzen und vielen Städten ausmacht, so muß die Schwierigkeit einer Volksregirung in besonderem Maße steigen.

Man hat deswegen eine eigentliche Demokratie für größere Staten als etwas Unpassendes, ja Unmögliches betrachtet. Volksversamlungen, welche in kleinen griechischen Städten gehalten werden konnten, sind undenkbar für große Reiche, und doch kann der Wille und Beschluß des ganzen Volkes nur aus solchen Versamlungen erkannt werden. Aber auch kaum aus diesen; denn wird je die zahlreiche Masse ganz einig seyn? Ist sie es aber nicht, welches ist dann der Wille des Volks? Die Mehrheit der Stimmen beweist freilich für den größern Theil, aber dadurch ist die Minderzahl, welche doch gleichfalls einen bedeutenden Theil des Volkes ausmacht, von dem Volkswillen ausgeschlossen, also der Beschluß der Mehrzahl nicht ein Beschluß des ganzen Volks. Dennoch hat Stimmenmehrheit bei Volksversamlungen immer für einen Ausdruck des Ganzen gegolten, offenbar deswegen, weil irgend ein Resultat nur auf diese Weise gewonnen werden konnte. Strenge genommen beherrscht und regirt dann das Volk nicht sich selbst, sondern die Majorität die Minorität.

Sobald, statt der Volksversamlung selbst, gewisse vom Volke erwählte Repräsentanten zusammentreten und Beschlüsse für Regirungsangelegenheiten fassen, ist schon keine eigentliche Demokratie mehr vorhanden. Sind nämlich die Repräsentanten nur sich selbst und ihrem Gewissen verantwortlich, so hat das Volk ihnen seinen Regirungsantheil übergeben; sind die Repräsentanten an gewisse Instruktionen gebunden, so wird dies eine Menge von Verwickelungen veranlassen, die den demokratischen Willen noch mehr verwirren, und wobei die Volksversamlungen am Ende wieder den Ausschlag geben müßten. Darum ist in größern Reichen, z. B. in England, die Volksrepräsentation unabhängig von Instruktionen ihrer Wähler, und das Volk hat denselben im Vertrauen auf ihre Einsicht und Rechtlichkeit seinen Einfluß auf Regirungsangelegenheiten übertragen.

Es gibt Lobredner der Demokratie, welche in dieser Art von Regirungsverfassung das einzige Heil der Staten sehen und den Einfluß des Volkes möglichst verstärkt wünschen. Wiewol es nun vortrefflich klingt, ein Volk solle sich selbst regiren und keinem fremden Willen unterworfen seyn, so fanden wir doch in der Sache selbst schon die Schwierigkeit, den Volkswillen zu finden und, gesetzt er sei gefunden, dürfte gefragt werden, ob er der beste sei. Denn große Einsicht ist doch bei der Masse schwerlich vorauszusetzen, desto mehr aber Leidenschaft, welche oft unbegreiflich rasch zu den nachtheiligsten und ungerechtesten Beschlüssen hinreißt. Fast alle Schriftsteller des griechischen Alterthums, welche ja in demokratischen Staten, wie Athen, zu leben das Glück hatten, zeigen sich der Demokratie abgeneigt, und man merkt bei ihnen ein geheimes Weh, welches sie kaum laut zu äußern wagen. Platon will in seiner Republik durch Erziehung helfen, — um nämlich der Unwissenheit und Leidenschaft vorzubeugen, — seine vorgeschlagenen Einrichtungen sind aber nicht demokratisch, sondern erwarten von einem vortrefflichen Regenten, — etwa einem wahren Weisen und Philosophen, — das Heil. Auch lehrt die Geschichte der griechischen Staten, wie schnell die Demokratie ausgeartet, wie Einzelne den großen Haufen für sich gewonnen und nach ihren Ansichten geleitet. Es erwuchs dann ein Alleinherrscher, Tyrann genannt, und die Demokratie hatte ein Ende.

Überhaupt wird das Bleibende, die Stabilität einer Regirungsform, der Demokratie fast noch weniger eigen seyn, als andern Regirungsformen, ungeachtet manche politische Verbesserer in demokratischen Einrichtungen die Stütze der bürgerlichen Freiheit und sonach des wahrhaft dauernden Bleibenden und Genügenden erkennen wollten. Macchiavelli beschreibt einen Cirkel des Formenwechsels der Regirungen, der besser durch die Geschichte bewährt seyn möchte, und worin die Demokratie gleichfalls begriffen ist. Aus Noth der Sache entsprang die Regirung eines Fürsten; er ward entweder gewählt, oder die Wahl von ihm selbst geboten. Erblichkeit der Regirung machte die Fürsten schlechter, sie wurden Tyrannen. Nun entstanden Verschwörungen; die Befreier herrschten, machten zweckmäßige Gesetze. Ihre Söhne verdarben durch Ehrgeiz oder Habsucht, die Aristokratie ward zur Oligarchie. Letztere ward gestürzt durch Empörung des Volks. Das Andenken der ausgearteten Fürsten war noch frisch, man kam zur Demokratie. Diese artete bald aus in Licenz, man befand sich sehr übel und kehrte zur Herrschaft eines Fürsten zurück.

Weil auf solche Weise die Formen in sich verderben und jede Generation nach demjenigen trachtet, was sie nicht hat, so darf es kaum Wunder nehmen, wenn das neuere Europa, dessen Statenzustand aus dem Mittelalter mit keinen demokratischen Institutionen hervorging, neuerdings nach ihnen sich sehnt, und besonders durch das Beispiel von Großbritannien und Nordamerika dazu aufgeregt wird, auch durch das schauervolle Beispiel der französischen Revolution sich nicht abschrecken läßt. Eine reine Demokratie, in welcher die Masse des Volks die höchste Souveränetät selbst ausübt, aus europäischen Reichen zu bilden, könnte wol nur Schwärmern und Thoren beifallen; alle verständige Foderung könnte sich wol nur darauf beziehen, in der Person von Repräsentanten dem Volk einen gewissen Einfluß auf Regirungsangelegenheiten zu gestatten, und nicht, wie im Orient, dem Gutdünken eines einzigen Machthabers oder weniger Satrapen Alles zu überlassen. Hier kommt die beliebte Lehre von Theilung der Gewalten und von einer Mischung der Regirungsformen zu Hilfe. Man unterscheidet die ausübende und richtende Gewalt von der gesetzgebenden, läßt an der letzten das Volk durch seine Repräsentanten Antheil nehmen, so daß keine Gesetze über Auflagen, über Krieg oder Frieden mit andern Staten, über Eigenthums- und Gewerbverhältnisse u. s.

aus einer nicht weiter bezeichneten Mischung und Stellung großer Atome und großer leerer Räume entstehen [60]). Von den Elementen gab er nur die Natur des Feuers an; es soll aus den feinsten kugelförmigen Atomen bestehen [61]). Zu dieser Annahme wurde er von der Beweglichkeit des Feuers und der Eigenschaft der Wärme alles zu durchdringen geführt [62]).

Von gleicher Art wie das Feuer ist dem Demokritos aber auch die Sele. Ihre bewegende Kraft leitete er daraus ab, daß sie, selbst aus den beweglichsten Figuren zusammengesetzt, den Körper in ihrer Bewegung mit sich fortziehe. Er nahm an, daß diese Atome den in der Luft schwebenden Sonnenstäubchen glichen, welche er überhaupt eine Mischung aller Sonnen nannte; deswegen würde auch die Sele durch das Einathmen der Luft erhalten, indem andere Kugelatome von außen in den Körper eingingen und zugleich verhinderten, daß die in dem thierischen Körper enthaltenen Selentheile von den umgebenden Körpern herausgedrückt würden. Wenn das Einathmen dagegen dies nicht verhindere und die umgebenden Körper die Oberhand gewönnen, so treffe die Sele der Tod [63]). Weil die Wärme durch alle natürlichen Körper verbreitet zu seyn scheint, mochte Demokritos auch wol annehmen, daß alle Dinge Sele hätten [64]). So ist ihm die Sele nicht eine Einheit, sondern nur eine Samlung von Atomen, mit der Wärme durch den ganzen Körper verbreitet [65]), womit es jedoch wohl zu vereinigen war, daß er den Hauptsitz der Sele in einem besondern Theile des Körpers suchte [66]).

Man bemerkt leicht, daß die physischen Bestimmungen des Demokritos über die Sele überwiegend von der Rücksicht auf ihre bewegende Kraft ausgingen; doch blickte er dabei auch wol auf die Beweglichkeit unserer sinnlichen Vorstellungen, denn die sinnliche Empfindung suchte er überhaupt aus einer Veränderung der Sele durch die Bewegung, welche sie von außenher erlitte, zu erklären [67]). Gewisse Bilder nämlich und Ausflüsse, die von allen Dingen ausgingen, ähnlich an Gestalt diesen Dingen und nicht leer von Empfindung und Trieb, drängen durch die Poren des Körpers und besonders durch die Sinnenwerkzeuge und brächten in der Sele nicht nur Empfindung, sondern auch Trieb und Sitte hervor. Hieraus lasse es sich erklären, daß auch im Traume ähnliche Bilder uns vorkämen wie im Wachen [68]). Demokritos wird nicht vergessen haben, hiebei auch Rücksicht zu nehmen auf die Mittel, durch welche hindurch die Empfindung von außen in uns bewirkt wird, und auf die Beschaffenheit des Sinnenorgans, so wie der Sele, welche empfindet. Wenigstens bei seiner Erklärung des Sehens berücksichtigte er den Einfluß der Sonne und nahm an, daß die Ausflüsse des gesehenen Körpers die Luft zu einer bestimmten Form bildeten, welche das Auge zusammenziehe und durch seine Feuchtigkeit durchscheinen lasse, und in üblicher Weise brachte er auch die Beschaffenheit der Luft und des Ohrs bei der Erklärung des Hörens in Anschlag [69]). Auf die Beschaffenheit der Sele aber mußte er wol sehen bei der Erklärung der Empfindungen, wenn er zeigte, daß auf verschiedene Weise von Verschiedenen die Dinge aufgefaßt würden und deswegen die Sinne uns nicht die Wahrheit der Dinge verkündeten [70]). Er nahm in dieser Beziehung an, daß auch das Denken einen Einfluß auf unsere Empfindungen habe; doch bezeichnete ihm das Denken nur einen harmonischen Zustand der Atome, welche die Sele bilden; wenn die Sele zu warm oder zu kalt sei nach der Bewegung, in welche sie durch die Empfindung versetzt werde, so verwandele sie diese Bewegung, und darin bestehe die Verwirrung des Verstandes [71]).

Hierin liegt offenbar ein Versuch, das Nachdenken des Verstandes über die sinnlichen Erscheinungen an die sinnliche Empfindung anzuknüpfen. Auf einen solchen Versuch mußte Demokritos geführt werden, wenn er, wie dies zu seiner Zeit nicht wol ausbleiben konnte, über die Gründe der Erkenntniß einigermaßen sich Rechenschaft geben wollte. Denn auf der einen Seite ging seine Lehre doch unzweideutig darauf aus, die Wahrheit der sinnlichen Erscheinung festzuhalten, weswegen auch Aristoteles versichert, daß er die Wahrheit nur der Erscheinungen angenommen habe [72]); auf der andern Seite aber wollte er die sinnliche Erscheinung erklären, und bei dieser Erklärung kam er auf die Annahme der Atome und des Leeren, zweier Principien, welche nicht empfunden, sondern nur durch Nachdenken erkannt werden können, weswegen dieselben auch wol intelligible Wesen genannt werden [73]), obwol sie eigentlich nichts anderes sind, als nur kleinere Phänomene, bei deren Vorstellung von aller sinnlichen Beschaffenheit abstrahirt worden ist. Bei dieser Richtung seiner Lehre mußte er, wenn seine Theorie von der menschlichen Erkenntniß mit derselben übereinstimmen sollte, auf der einen Seite zwar die Wahrheit der sinnlichen Empfindungen anerkennen [74]), aber von der andern Seite doch behaupten, daß die Sinne nur eine dunkle Erkenntniß gewährten, daß sie nicht scharf genug wären, um die wahren Elemente aller Dinge, die untheilbaren Körperchen, aufzufassen, daß daher das Nachdenken über das den Sinnen Unbekannte hinzutreten müsse, um diese Elemente zu finden [75]). Es wurden

60) Ib. 73 s. 61) *Arist.* de coelo III, 4; *Theophr.* de sensu 75. 62) *Arist.* de an. I, 2. 63) *Arist.* de an. I, 2, 8; de rep. 4. 64) *Plut.* de pl. ph. IV, 4; *Theophr.* de sensu 71, wo statt μικροῦ mit Philippson νεκροῦ zu lesen. 65) *Plut.* de pl. ph. IV, 4; *Sext. Emp.* adv. math. VII, 349. 66) Die Überlieferungen hierüber sind jedoch schwankend. *Plut.* de pl. ph. IV, 4, 5. 67) *Theophr.* de sensu 49, 58. 68) *Arist* de div. per. somn. 2; *Sext. Emp* IX, 19; *Plut.* de pl. ph. IV, 8; Symp. V, 7; VIII, 10; *Theophr.* de sensu 50 sq.

69) *Theophr.* de sensu 50 sq., 55; *Plut.* symp. VIII, 10. 70) *Theophr.* de sensu 63, 64. ἡ διάθεσις αὐτὰ τῆς φαντασίας. 71) Ib. 58. περὶ δὲ τοῦ φρονεῖν ἐπὶ τοσοῦτον εἰρηκεν, ὅτι γίνεται συμμέτρως ἐχούσης τῆς ψυχῆς μετὰ τὴν κίνησιν· ἐὰν δὲ περίθερμός τις ἢ περίψυχρος γένηται, μεταλλάττειν φησὶ διότι καὶ τοὺς παληοὺς καλῶς τοῦθ' ὑπολαβεῖν, ὅτι ἔξιν ἀλλοφρονεῖν. 72) De an. I, 2; met. IV, 5; de gen. et corr. I, 2. 73) *Sext. Emp.* adv. math. VIII, 6; *Stob.* ecl. I. p. 796. 74) *Sext Emp.* adv. math. VII, 136. ὑπεσχημένος ταῖς αἰσθήσεσι τὸ κράτος τῆς πίστεως ἀναθεῖναι. 75) Ib. 139. ὅταν ἡ σκοτίη μηκέτι δύνηται ὀρῆν ἐπ' ἔλαττον, μήτε ἀκούειν, μήτε ὀδμᾶσθαι, μήτε γεύεσθαι, μήτε ἐν τῇ ψαύσει αἰσθάνεσθαι, ἀλλ' ἐπὶ λεπτότερον.

hienach die Erscheinungen zur Auffassung des Unbekannten, das Nachdenken aber zur Forschung über das Unbekannte für nothwendig gehalten [76]), und zwei Arten der Erkenntniß von ihm unterschieden, die echte und die dunkle; die letztere bezeichnet er deutlich als die sinnliche Erkenntniß, die erstere wird die Erkenntniß durch den Gedanken oder durch den Verstand genannt [77]). Die Erkenntniß durch den Gedanken wird freilich vom Demokritos nur auf sehr unvollkommene Weise bezeichnet, wenn er sie in der harmonischen Beschaffenheit der Sele begründet fand. Wir begreifen wohl, wie er diese als die Bedingung einer ungetrübten Auffassung der Erscheinungen, aber nicht, wie er sie als den Grund eines richtigen Nachforschens über die Gründe der Erscheinungen ansehen konnte. Worauf er das Nachdenken gerichtet wissen wollte, darüber gibt uns die Überlieferung einen Wink, daß er nach dem Wesen der Dinge, wie es in der Begriffserklärung ausgedrückt wird, geforscht habe, freilich in einem geringern Maße als sein Zeitgenosse Sokrates [78]). Und wie er das Wesen der Dinge zu bestimmen suchte, das geht aus seiner Lehre über die Gründe der Natur hervor. Er konnte den Begriff eines Dinges nur dadurch erklären, daß er angab, wie es aus einer gewissen Art von Atomen in einer gewissen Ordnung und Lage zusammengesetzt sei. So glaubte er den Begriff des Warmen anzugeben [79]), indem er es auf runde Atome zurückführte, deren Ecke brenne [80]).

Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die Naturerklärungen des Demokritos in Hypothesen bestehen, deren Sicherheit ihm wol selbst nur gering scheinen konnte. Daher finden wir denn auch, daß er nicht wenig über die Beschränktheit und Unsicherheit der menschlichen Erkenntniß klagte. Oftmals, sagte er, ist gezeigt worden, daß wir wahrhaftig, was ein jedes ist oder nicht ist, nicht einsehen; den Menschen muß man nach diesem Richtmaße erkennen, daß er von der Wahrheit entfernt ist; in der Tiefe liegt die Wahrheit; wahrhaftig erkennen wir nichts mit Sicherheit, sondern nur Wandelbares nach der Beschaffenheit des Körpers und dessen, was in ihn eingeht und dagegen sich stemmt; denn jedem strömt die Meinung zu [81]); ja auf das Bestimmteste versicherte er, entweder gebe es gar nichts Wahres, oder doch sei es uns unbekannt [82]). Diesen unbedingten Zweifel hat man mit der dogmatischen Ansicht des Demokritos über die Gründe der Natur nicht zu reimen gewußt und deßwegen annehmen zu müssen geglaubt, er solle nur die sinnliche Erkenntniß leugnen, nicht aber die Verstandeseinsicht, welche uns die wahre Natur der Elemente lehre. Doch liegt diese Beschränkung in den Sätzen des Demokritos nicht und es läßt sich auch wol zeigen, wie dieselben mit seiner physischen Lehre in Übereinstimmung stehen. Sein Streben ging nämlich nicht darauf aus, nur die allgemeinen Sätze zu erkennen, daß es unendlich viel Atome, einen unendlichen leeren Raum und Bewegung in demselben gebe; sondern er wollte wissen, was ein jedes Ding oder eine jede Art von Dingen sei, d. h. aus welchen Atomen sie bestehe, welche Lage und welche Ordnung die Atome in jeder Art von Dingen hätten. Dies aber fand er unmöglich, außer nur etwa in sehr vagen Vermuthungen, und weil ihm dieses Wissen, der eigentliche Zweck seines Strebens, abging, darum meinte er, die Wahrheit der Dinge sei überhaupt unerkennbar. Seine Lehre von den nicht wahrnehmbaren Principien der Natur diente ihm nur dazu, die Unerkennbarkeit dieser Principien zu behaupten.

Mit seiner Erklärung der sinnlichen Empfindung hängt genau zusammen, was er über das Handeln und die Gesinnung der Menschen lehrte. Sowie die empfindbaren Bilder in die Sele eindringen, so setzen sie dieselbe in Bewegung und erfüllen sie mit Sitten und Rathschlägen, mit Neid und andern Leidenschaften, welche der menschlichen Sele verderblich sind oder auch ihr Weisheit einflößen; deßwegen wünschte er günstiger oder vernünftiger Bilder theilhaftig zu werden [83]). Über das richtige Verhalten des Menschen finden wir sonst zahlreiche und meistens sehr verständige Vorschriften des Demokritos angeführt, welche hauptsächlich ein kluges Maß halten in allen Begehrungen, Sorge für die Sele mehr noch als für den Körper, Freude am Unvergänglichen, am Schönen und an der Erkenntniß empfehlen, vor Ungerechtigkeit, Neid, Ruhmsucht und Habsucht warnen; es finden sich aber auch diesen löblichen andere Vorschriften gesellt, welche nicht zu loben sind, wie wenn er die Ehe und das Verlangen nach eigenen Kindern als thöricht verwirft oder statt der Vaterlandsliebe den Grundsatz billigt, daß die ganze Welt unser Vaterland sei [84]). Will man über die Gesinnung, welche in diesen Sittensprüchen sich ausdrückt, ein Urtheil gewinnen, so muß man auf die Beweggründe zurückgehen, aus welchen die Handlungen und Gemüthszustände gelobt oder getadelt werden. Dabei finden wir denn nun freilich, daß sein Ziel nur ein mäßiger Genuß der Sele, eine ruhige und sichere Lust, ein fröhlicher Gleichmuth ist; diese Stimmung der Sele soll ihm aus der klugen Auswahl der Vergnügungen entstehen [85]).

---

76) Ib. 140. 77) Ib. 138 s. 78) Man muß sich hüten, dafür den Diotimos (*Sext. Emp.* adv. math. VII, 140) als Zeugen anzuführen; denn das, was man an dieser Stelle für ein Fragment des Demokritos gehalten hat, scheint nichts anders zu seyn, als eine Anführung aus dem Platon Phaedr. p. 237 b. Aristoteles aber spricht dem Demokritos und dem Empedokles das angegebene Verdienst zu met. XIII, 4; phys. II, 2; de part. an. I, 1 fin. Es sind dies die Stellen, welche von ihm wie von einem ältern in Vergleich mit dem Sokrates sprechen. 79) Dies führt Aristoteles met. l. l. als Beispiel an. 80) *Arist.* de coelo III, 8. 81) *Sext. Emp.* adv. math. VII, 136, 137; *Diog. Laert.* IX, 72; *Cic.* qu. ac. I, 13; II, 10, 23. 82) *Arist.* met. IV, 5.

83) *Plut.* symp. V, 7; VIII, 10; de def. or. 17; v. Aemil. Paul. 1; *Sext. Emp.* IX, 19. Beim Plutarch steht εὐλόγχων, beim Sextos εὐλόγων εἰδώλων. *Suid.* s. v. εἱμαρμένη. 84) *Stob.* serm. I, 31; III, 34; 57; IV, 77, 78, 82; V, 23, 24, 88; V, 26, 80; IX, 31; X, 37; XVII, 29; XX, 56; XXX, 7; XXXVIII, 47; XL, 7; XLVI, 46; LXXVI, 13, 15, 16. Gaisf; *Plut.* de prof. in virt. 10; *Clem. Al.* strom. II. p. 421. 85) *Diog. Laert.* IX, 45; *Clem. Alex.* strom. II. p. 417; *Stob.* serm. III, 35; eccl. eth. II. p. 76; *Cic.* de

Alles dies läuft auf eine egoistische Denkart hinaus, und etwas Tieferes durfte man denn auch wol bei der Richtung seiner Physik nicht erwarten.

Wir müssen zuletzt noch etwas über die Äußerungen des Demokritos über die Götter sagen, obgleich dieselben mit seiner Philosophie in fast gar keinem Zusammenhange stehen und über seine Sinnesart nur ein schwaches Licht verbreiten. Aus dem Zusammenhange seines Systemes heraus konnte Demokritos unmöglich einen Gott annehmen in der wahren Bedeutung des Wortes; es konnte sich ihm nicht einmal der Gedanke eines Gottes unter dem Begriffe einer Weltsele ausbilden, wenn er nur einigermaßen wußte, was er mit seiner Lehre überhaupt und besonders mit seiner Annahme einer Vielheit der Welten wollte. Einige Stellen[86]) daher, welche ihm die letzte Vorstellungsweise beilegen und die Weltsele des Demokritos in dem Feuer suchen, welches alles durchdringe, scheinen nur aus einem Misverständnisse der Meinung, daß in allen Dingen Sele sei, hervorgegangen zu seyn. Dagegen ist im Geiste seiner Lehre die Ansicht, welche ihm auch Aristoteles beilegt, daß die Welt weder belebt sei, noch durch Vorsehung, sondern nur durch eine vernunftlose Natur oder durch Nothwendigkeit ohne Zweck beherrscht werde[87]). Doch darf bezweifelt werden, ob Demokritos selbst in diesen Ausdrücken die Folgerungen seiner Lehre gefaßt habe. Eine andere Frage ist es, wie Demokritos zu den polytheistischen Ansichten seines Volkes sich gestellt habe. Daß wir in den Bruchstücken seiner Schriften Äußerungen finden, welche die gewöhnliche Vorstellungsweise der Griechen von den Göttern etwas verfeinert darstellen, darüber kann man wol bei der poetisirenden und populären Fassung vieler dieser Schriften sich nicht wundern; so wenn Demokritos äußert, die Götter gewährten uns alles Gute, aber nichts Böses[88]); wenn er meint, den Göttern lieb wären nur die Freunde der Gerechtigkeit[89]), und wenn er die als verständige Menschen lobt, welche zum Himmel die Hände erhebend ausrufen: Zeus verkündet alles, und er weiß alles und gibt und nimt und ist König über alles[90]). Es möchte sich vielleicht jemand geneigt fühlen, solche Sätze seiner heidnischen Frömmigkeit zu Gute zu schreiben, wenn nicht andere Stellen seiner Schriften deutlich zeigten, daß er ganz im Sinn seiner philosophischen Lehre in der Richtung vieler seiner Zeitgenossen sich befand, welche mit dem Aberglauben auch den Glauben der alten Zeit verschütteten. Unschuldig erscheint dieses Streben uns noch, wenn er gegen die eifert, welche sorgfältig auf das Verhalten der Thiere achten, um daraus Anzeichen der Witterung zu schöpfen[91]), oder wenn er die homerischen Mythen in allegorischer Weise deutet[92]); schon bedenklicher wird es uns aber, wenn er äußert, daß nur die Schuldbewußten aus Unwissenheit über die Auflösung der menschlichen Natur vor der Zeit nach dem Tode sich fürchtend Mythen ersinnen[93]); und zuletzt offenbart sich denn diese Richtung am deutlichsten darin, daß er auch die Meinungen über die Götter von den ungewöhnlichen und furchtbaren meteorischen Erscheinungen, Donner und Blitz, Kometen, Sonnen- und Mondfinsterniſſen, ableitete[94]). Aber was sollen wir sagen, daß er auch noch eine Lehre hatte, welche den Glauben an die Götter und viele abergläubische Vorstellungen mit seiner Ansicht von der Natur zu versöhnen bestimmt war? In dieser Lehre mochte er an den unbestimmten Gebrauch des Wortes göttlich, wie er bei Dichtern und im Munde des Volkes sich gebildet hatte, sich anschließen, indem er, wie es scheint, auch die Atome (principia) und den menschlichen Geist und die menschliche Einsicht, hauptsächlich aber wol die beselten Bilder, welche in die Sele des Menschen eingehen und dort die Empfindung erregen, auch die Dinge, von welchen sie ausfließen, Götter nannte. Über jene Bilder scheint er viel gefabelt zu haben, sie von solcher Art abbildend, wie sie etwa in den heidnischen Göttererscheinungen Wachenden und Schlafenden erscheinen mochten. Bald bewirkten sie Gutes, bald Böses, bald erschienen sie in gewaltiger Größe, so daß sie wol eine ganze Welt umfassen könnten, bald nähmen sie menschliche Gestalt an, schwer wären sie zu zerstören, doch nicht unzerstörbar, auch Stimmen ließen sie hören und verkündeten den Menschen das Zukünftige[95]). Dies hängt freilich mit der Erkenntnißlehre des Demokritos zusammen; man muß aber auch gestehen, daß diese Lehre die verschiedensten Vorstellungsweisen begünstigte. Wußte er doch ihr zufolge auch die Gespenstererscheinungen glaublich zu finden, weil von den Bildern dessen, was gewesen, alles erfüllt sei[96]). Selbst die Wahrsagung nahm er in Schutz, welche in den Eingeweiden der Opferthiere die Zeichen der Fruchtbarkeit und der Unfruchtbarkeit, der Gesundheit und der Pestilenz zu finden weiß[97]). Man sieht, daß Demokritos in sehr verschiedenen Sinnesweisen zu sprechen wußte.

Fassen wir alles zusammen, was in den Äußerungen des Demokritos von seiner Lehre und seiner Denkweise sich uns offenbart, so können wir zwar nicht leugnen, daß er große Gelehrsamkeit besaß, und daß in ihm das Streben nach mathematischer und nach Erfahrungserkenntniß mit mäßiger und heiterer Lust an den Erscheinungen sich paarte, wir können aber auch nicht übersehn, daß er einer Richtung des Forschens sich hingegeben hatte, welche die wahren Zwecke der Wissenschaft verkennt. Einem Manne, der nichts für wahr

lin. V, 29. 86) *Plut.* de pl. ph. I, 7; dasselbe aus derselben Quelle b. *Galen.* hist. ph. 8; *Stob.* ecl. ph. p. 56; *Cyrill.* contr. Julian. I, 4. 87) *Arist.* de gen. anim. V, 8; cf. de rep. 4; *Plut.* de pl. ph. II, 3; *Stob* ecl. ph. p. 442. 88) *Stob.* ecl. II p 408. 89) *Stob* serm. IX, 32. 90) *Clem. Alex* admon. ad gent. p. 45; strom. V. p. 598. Beide Stellen sind verderbt und von mir nur dem wahrscheinlichen Sinne nach übersetzt worden. 91) *Plut.* de tuenda san. 13.

92) *Eustath.* p. 696; 1713 ed. Rom. 93) *Stob.* serm. CXX, 20. 94) *Sext. Emp.* adv. math. IX, 24. 95) *Sext. Emp.* adv. math. IX, 19; 42; *Cic.* de nat. D. I, 12, 43; II, 30; *Clem. Al.* adm. ad gent. p. 44; strom. V. p. 590; *Plut,* symp. VIII, 10. 96) *Cic.* de div. II, 67. 97) Ib. I, 57.

weisung einer jeden Forschung nach dem Grunde der Bewegung überhaupt ist ganz im Interesse der mechanischen Naturforschung, denn es wird dadurch der erste und innere Grund der Bewegung zurückgewiesen, während es zugelassen wird, daß die Bewegung sich fortpflanze durch den Stoß. Mit Recht aber haben die dynamischen Physiker dem Demokritos den Vorwurf gemacht, daß er die den Körpern inwohnende natürliche Bewegung gänzlich aufhebe und die Bewegung in der Weltbildung überhaupt, sie als eine grundlose betrachtend, dem Zufall überlasse, wenn er auch im Einzelnen die Bewegung von einer nothwendigen bewegenden Ursache ableite [49]). Über die Art der Bewegung im Einzelnen scheint Demokritos nur so viel festgesetzt zu haben, daß durch das wechselseitige Zusammenstoßen der Atome eine schwingende Bewegung sich erzeuge und daraus eine Kreisbewegung entstehe, welche er mit dem Anaxagoras für eine der Haupturſachen der Weltbildung ansah [50]). Wenn es dann weiter darauf ankam, die Entstehung von Naturprodukten zu erklären, welche überwiegend aus Atomen gleicher Figur zusammengesetzt zu seyn scheinen, mochte er auch zu dem Grundsatze seine Zuflucht nehmen, daß Gleiches von Gleichem angezogen werde, eine Annahme, welche er durch manche Beispiele zu belegen suchte [51]); doch ist aus diesen Beispielen klar, daß er nicht sowol meinte, das Gleiche werde von dem Gleichen angezogen, als vielmehr, auch hierin seiner allgemeinen Ansicht getreu, durch den äußern Stoß werde das Gleiche zu dem Gleichen getrieben.

Die Erklärungsweise aus den nicht wahrnehmbaren und in aller Art unbestimmbaren Atomen mußte etwas sehr Vages und Chimärisches haben. Dies sehen wir besonders in den Vorstellungen, welche Demokritos von den Welten gibt, deren er unzählige annahm. Alles beruht hier nur darauf, daß bei den unendlichen Figuren der Atome und bei den unendlichen möglichen Zusammensetzungen derselben, da es auch gar kein bestimmtes Gesetz gibt, nach welchem die mechanische Bewegung vermittelst des Zusammenstoßens der Atome bestimmte Zusammensetzungen bilden müßte, auch unendliche Verschiedenheiten der Welten möglich seyn müßten, welche in der unendlichen Zeit auch wol einmal wirklich werden dürften. Die Welten daher sind zuweilen einander ganz gleich, zuweilen verschieden an Größe; in einigen ist keine Sonne und kein Mond, in andern sind diese größer als bei uns, in noch andern in größerer Anzahl vorhanden; einige sind auch leer von Thieren und Pflanzen und von allem Nassen; verschieden sind die Zwischenräume zwischen den Welten, und an einigen Orten sind die Welten dichter beisammen als an andern; einige Welten wachsen noch, andere haben den Gipfel ihrer Größe erreicht, noch andere nehmen ab; vergänglich sind natürlich alle, denn nichts Zusammengesetztes dauert ewig, und ihren Untergang finden sie, indem sie aufeinander stoßend sich zerschmettern [52]). Es ist als wenn Demokritos in diesen ganz willkürlichen Schilderungen der verschiedenen Möglichkeiten sich gefallen hätte, nur um die Gesetzlosigkeit in der Bildung der natürlichen Dinge recht anschaulich zu machen. Nur eins scheint er als eine allgemeine Bedingung für eine jede Welt festgehalten zu haben, nämlich daß sie mit einer Decke oder Haut von außen umzogen sei [53]), wol aus keinem andern Grunde, als das mit nicht bei dem geringsten Stoße von außen oder auch von innen ihre Atome auseinanderfliegen möchten. So sehen wir überhaupt, daß die Physik des Demokritos vor allen Dingen um das Äußere der Dinge sich bekümmert. Was der Mensch sei, das, meinte er, sei allen bekannt, denn wir wissen ja, welche Gestalt und Farbe er hat [54]). Die Thiere, nahm er an, sonderten sich zuerst ihrer äußern Form nach ab, später aber ihrem Innern nach; Aristoteles setzte hinzu, als wenn sie von Holz oder von Stein wären [55]).

Bei der Erklärung der einzelnen Dinge, wie sie auf unserer Erde erscheinen, zeigt sich wieder die Verwandtschaft seiner Lehre mit der Physik des Anaxagoras. Er borgte von diesem einen Hilfssatz der mechanischen Naturerklärung, nämlich daß kein Körper rein nur aus einer Art von Elementen bestehe, sondern alles sei gemische aus vielen Arten der Atome und nur nach dem Übergewichte seiner Bestandtheile mache es einen bestimmten sinnlichen Eindruck [56]). Indem er nun dies mehr in das Einzelne verfolgte, wurde er auf mancherlei Hypothesen über die Figur der Atome und ihre Zusammensetzung geführt, aus welchen bestimmte Arten der sinnlichen Eindrücke uns stammten, Hypothesen, welchen er wol selbst ihrer schwankenden Natur nach nur geringe Wahrscheinlichkeit beilegen mochte. So suchte er das Weiche und Harte auf das Dünne und Dichte zurückzuführen, auf welchen Gegensatz ihm auch das Leichte und Schwere unter den Körpern zurückzugehen schien, bemerkte aber, weil doch das Weiche nicht immer in gleichem Grade leicht und das Schwere nicht immer in gleichem Grade hart ist, daß auf die Weiche und Härte der Körper auch die gleiche und ungleiche Dichtigkeit der Körper Einfluß habe [57]). Besonders in Beziehung auf die Arten des Geschmacks und der Farbe führte er diese Theorie weiter aus [58]). Das Sauere sei von Figur eckig und vielfach gebogen, klein und dünn; das Süße bestehe aus runden, nicht sehr kleinen Atomen u. s. w. [59]). Vier einfache Farben nahm er an, aus welchen die übrigen zusammengesetzt würden, weiß, schwarz, roth und grün. Die weiße Farbe habe das Glatte, die schwarze das Rauhe, denn bei jenem sei wenig, bei diesem viel Schatten. Das Rothe bestehe aus denselben Atomen, aus welchen das Warme, aus runden nämlich, doch aus größern, denn wenn etwas warm werde, so werde es roth, werde es wärmer, so werde es feurig. Das Grüne endlich soll

49) *Arist.* de coelo III, 2; *Simpl.* phys. fol. 9 b. φύσει φέρεσθαι λέγων τὰ ἄτομα, πληγῇ κινεῖσθαί φησιν. *Eudemus* ib fol. 74 a; *Cic* de nat. D. I, 24. 50) *Stob.* ecl phys. p. 894; cf. *Plut.* de pl. ph. I, 23; *Diog. Laert.* IX, 45; *Sext. Emp.* adv. math. IX, 113. 51) *Sext. Emp.* adv. math. VII, 116 sq; *Plut.* de pl. ph. IV, 19.

52) *Orig.* phil. 13; *Cic.* ac. II, 17. 53) *Plut.* de pl. ph. II, 7. 54) *Arist.* de part. an. I, 1: *Sext. Emp.* hyp. pyrrh. II, 23; adv. math. VII, 265. 55) De gen an. II, 4. 56) *Theophr.* de sensu 63, 67. 57) Ib. 62. 58) *Arist.* de sensu 4. 59) *Theophr.* de sensu 65.

scheint die Anwendung der Demolirungsminen nothwendig, sobald das verlorne Werk dem Belagerer auf irgend eine Weise Deckung oder Einsicht in die noch unberührten Festungstheile gewährt, oder die Anlegung der zweiten Batterien begünstigt. Mit den Werken selbst läßt man auch die nach ihnen führenden Communicationen — gleichviel ob über oder unter der Erde — verschwinden. Man begnügt sich auch wol, bei größern Außenwerken, als Hornwerken u. dergl. denjenigen Theil zu sprengen, dessen sich der Belagerer zu bemeistern im Begriff stehet, oder dessen er sich schon bemächtigt hat, wenn anders dann der Besatzung noch der Gebrauch ihrer Demolirungsminen bleibt. Dies ist jedoch nicht immer der Fall; es geht hier wie mit manchen andern Vertheidigungsanstalten, die entweder zu früh oder gar nicht angewendet werden, weil dem Belagerten bei der Eroberung keine Zeit zu ihrer Anwendung gelassen wird. Im entgegengesetzten Falle berauben die Demolirungsminen den Feind aller Vortheile, die er sich von der Eroberung zur Fortsetzung seines Angriffes verspricht. Ja, war er so unvorsichtig, sich auf dem erstürmten Werke festzusetzen, ohne sich vorher des unterirdischen Raumes zu versichern, so kann er durch Sprengen seiner Logementer vielleicht genöthigt werden, sich mit seinem Angriffe nach einer andern Seite zu wenden. Wenn es die Beschaffenheit des Bodens erlaubt, so sind bei diesen Minen doppelte Stockwerke anwendbar, die neuere Minirer mit Grund zur Vertheidigung der Contrescarpe für unbrauchbar erklärt haben. Man kann durch die höher liegenden Kammern den Feind mit wenig Pulveraufwand in seinem Vorschreiten aufhalten, und zuletzt das ganze Werk durch die schon fertig geladene tiefste Kammer zerstören, vorausgesetzt, daß der Belagerer nicht durch eine überladene Mine dem Vertheidiger zuvor gekommen ist und die unterirdischen Anstalten desselben vorläufig vernichtet hat. Wirklich stellen die neueren Belagerungen keine Beispiele einer wirksamen Minenvertheidigung auf, obgleich sich hie und da bequeme Gelegenheit dazu darbot und es nicht überall an Gegenminen (s. d.) in den angegriffenen Festungen fehlte.

Um die Anwendung der Demolirungsminen zu zeigen, hatten die französischen Mineur-Capitäns Türmel und Antoniazzi bei den Übungen zu Compiegne 1739 einzelne Lünetten — wie sie am Fuße des Glacis gewöhnlich erbaut werden — mit Demolirungsminen in 3 Stockwerken versehen; das oberste derselben machten 4 Kammern, bei 9 Fuß Tiefe unter der Oberfläche des Erdbodens, mit 100 Pfund Pulver geladen. Sie hoben in dem Wallgange der Lünette 18 Fuß weite Trichter aus. Das zweite Stockwerk $14\frac{1}{2}$ Fuß unter der Erdfläche bildete 3 Kammern, jede mit 600 Pfund Ladung. Sie warfen die 3 ausspringenden Winkel der Lünette empor. Eine einzige Kammer, 25 Fuß unter der Erde, machte das tiefste Stockwerk, war mit 2000 Pfund geladen und verwandelte den ganzen innern Raum der Lünette in einen 47 Fuß weiten Trichter.

Uneigentlich werden auch wol diejenigen Contreminen, welche unter den Breschbatterien liegen und das Geschütz derselben einwärts werfen, Demolirungsminen genannt. Der Zufall bei der Belagerung von Turin 1706 gab die erste Veranlassung zu dieser Idee, die man nachher später mehr ausbildete, und über die Belidor u. a. mit Erfolg Versuche anstellten. Auch bei Berlin ward 1823 bei einem Übungsversuch eine Breschbatterie von 3 Kanonen auf diese Weise gesprengt. Von der mittleren, unter der die Kammer gelegen hatte, war die Laffette gänzlich zertrümmert und in kleinen Stücken umhergeschleudert; das Rohr war in die Höhe geworfen und lag 1 Fuß tief in der Erde. Die zweite Kanone war sammt der Laffette und Bettung völlig umgestürzt, daß die letztere obenauf lag; die dritte endlich war blos auf die Seite geworfen und einige Fuß tief eingesunken. Es wird sich jedoch wol höchst selten oder nie Gelegenheit zu dieser Anwendung der Vertheidigungsminen finden. Der Belagerer müßte wenig Umsicht besitzen, wenn er sich nicht durch die Arbeiten seines Minirers auch unter der Erde den ruhigen Besitz des Glacis sichern sollte. Hat er das letztere gekrönt, so ist er auch unumschränkter Herr des bedeckten Weges, und wird weder die Vorbereitung noch auch das Zünden einer hier befindlichen Minenanlage zugeben. Ist eine für diesen Zweck vorhanden, so kann man sie laden und zum Spielen fertig machen, ehe der Feind auf dem Kamme des Glacis ankommt. Es wird jedoch eine ungestörte Verbindung durch den Graben mit dem Eingange der Gallerie bedingt, wo sich der Minenherd befindet, um nicht die ziemlich bedeutende Ladung ungenutzt zu verlieren. (*v. Hoyer.*)

DEMONASSA (Δημόνασσα), 1) Gemahlin des Iros und Mutter des Argonauten Eurydamas (Hyg. f. 14.). — 2) Tochter des Amphiaraos, mit der Tisander den Tisamenos erzeugte. (Paus. IX. 5.) — 3) Eine Tochter des Priamos (Hyg. f. 90.); wo aber als Schreibfehler Dannosia steht. (S. Munker.)

(*Richter.*)

DEMONAX von Cypern, welcher im zweiten Jahrhundert n. Chr. zu Athen lebte, gehört zu den Männern, welche weniger durch ihr Wissen, als durch ihr Leben den Namen eines Philosophen erlangt haben. Über sein Leben und seine Art haben wir nur durch den Lukianos Nachricht erhalten, welcher diesem Gegenstande ein eigenes Schriftchen gewidmet hat. Er ist ein giltiger Zeuge, da er lange mit dem Demonax umgegangen war [1]) und das Lob, welches er dem Manne ertheilt, nicht nach Übertreibung schmeckt. Nach seinen Angaben stellte sich Demonax in seinem Äußern als ein Kyniker dar [2]), deren Name zu seiner Zeit nach langer Vergessenheit wieder erneut wurde. Doch vermied und tadelte er nicht selten die schmutzigen und prahlerischen Übertreibungen der Kyniker [3]). Die Philosophie, welche er mit vielem Beifall vortrug [4]), scheint ein sehr weiter Eklekticismus gewesen zu seyn, welcher selbst den Aristippos mit dem Diogenes zu vereinigen suchte [5]). Den Zweck derselben setzte er in die Unab-

1) *Luciani Demonax.* c. 1. 2) Ib. c. 5; 21. 3) Ib. 19; 21; 48; 50. 4) Ib. 6. 5) Ib. 5; 62.

hienach die Erscheinungen zur Auffassung des Unbekannten, das Nachdenken aber zur Forschung über das Unbekannte für nothwendig gehalten [76]), und zwei Arten der Erkenntniß von ihm unterschieden, die echte und die dunkle; die letztere bezeichnet er deutlich als die sinnliche Erkenntniß, die erstere wird die Erkenntniß durch den Gedanken oder durch den Verstand genannt [77]). Die Erkenntniß durch den Gedanken wird freilich vom Demokritos nur auf sehr unvollkommene Weise bezeichnet, wenn er sie in der harmonischen Beschaffenheit der Sele begründet fand. Wir begreifen wohl, wie er diese als die Bedingung einer ungetrübten Auffassung der Erscheinungen, aber nicht, wie er sie als den Grund eines richtigen Nachforschens über die Gründe der Erscheinungen ansehen konnte. Worauf er das Nachdenken gerichtet wissen wollte, darüber gibt uns die Überlieferung einen Wink, daß er nach dem Wesen der Dinge, wie es in der Begriffserklärung ausgedrückt wird, geforscht habe, freilich in einem geringern Maße als sein Zeitgenosse Sokrates [78]). Und wie er das Wesen der Dinge zu bestimmen suchte, das geht aus seiner Lehre über die Gründe der Natur hervor. Er konnte den Begriff eines Dinges nur dadurch erklären, daß er angab, wie es aus einer gewissen Art von Atomen in einer gewissen Ordnung und Lage zusammengesetzt sei. So glaubte er den Begriff des Warmen anzugeben [79]), indem er es auf runde Atome zurückführte, deren Ecke brenne [80]).

Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die Naturerklärungen des Demokritos in Hypothesen bestehen, deren Sicherheit ihm wol selbst nur gering scheinen konnte. Daher finden wir denn auch, daß er nicht wenig über die Beschränktheit und Unsicherheit der menschlichen Erkenntniß klagte. Oftmals, sagte er, ist gezeigt worden, daß wir wahrhaftig, was ein jedes ist oder nicht ist, nicht einsehen; den Menschen muß man nach diesem Richtmaße erkennen, daß er von der Wahrheit entfernt ist; in der Tiefe liegt die Wahrheit; wahrhaftig erkennen wir nichts mit Sicherheit, sondern nur Wandelbares nach der Beschaffenheit des Körpers und dessen, was in ihn eingeht und dagegen sich stemmt; denn jedem strömt die Meinung zu [81]); ja auf das Bestimmteste versicherte er, entweder gebe es gar nichts Wahres, oder doch sei es uns unbekannt [82]). Diesen unbedingten Zweifel hat man mit der dogmatischen Ansicht des Demokritos über die Gründe der Natur nicht zu reimen gewußt und deßwegen annehmen zu müssen geglaubt, er solle nur die sinnliche Erkenntniß leugnen, nicht aber die Verstandeseinsicht, welche uns die wahre Natur der Elemente lehre. Doch liegt diese Beschränkung in den Sätzen des Demokritos nicht und es läßt sich auch wol zeigen, wie dieselben mit seiner physischen Lehre in Übereinstimmung stehen. Sein Streben ging nämlich nicht darauf aus, nur die allgemeinen Sätze zu erkennen, daß es unendlich viel Atome, einen unendlichen leeren Raum und Bewegung in demselben gebe; sondern er wollte wissen, was ein jedes Ding oder eine jede Art von Dingen sei, d. h. aus welchen Atomen sie bestehe, welche Lage und welche Ordnung die Atome in jeder Art von Dingen hätten. Dies aber fand er unmöglich, außer nur etwa in sehr vagen Vermuthungen, und weil ihm dieses Wissen, der eigentliche Zweck seines Strebens, abging, darum meinte er, die Wahrheit der Dinge sei überhaupt unerkennbar. Seine Lehre von den nicht wahrnehmbaren Principien der Natur diente ihm nur dazu, die Unerkennbarkeit dieser Principien zu behaupten.

Mit seiner Erklärung der sinnlichen Empfindung hängt genau zusammen, was er über das Handeln und die Gesinnung der Menschen lehrte. Sowie die empfindbaren Bilder in die Sele eindringen, so setzen sie dieselbe in Bewegung und erfüllen sie mit Sitten und Rathschlägen, mit Neid und andern Leidenschaften, welche der menschlichen Sele verderblich sind oder auch ihr Weisheit einflößen; deßwegen wünschte er günstiger oder vernünftiger Bilder theilhaftig zu werden [83]). Über das richtige Verhalten des Menschen finden wir sonst zahlreiche und meistens sehr verständige Vorschriften des Demokritos angeführt, welche hauptsächlich ein kluges Maß halten in allen Begehrungen, Sorge für die Sele mehr noch als für den Körper, Freude am Unvergänglichen, am Schönen und an der Erkenntniß empfehlen, vor Ungerechtigkeit, Neid, Ruhmsucht und Habsucht warnen; es finden sich aber auch diesen löblichen andere Vorschriften gesellt, welche nicht zu loben sind, wie wenn er die Ehe und das Verlangen nach eigenen Kindern als thöricht verwirft oder statt der Vaterlandsliebe den Grundsatz billigt, daß die ganze Welt unser Vaterland sei [84]). Will man über die Gesinnung, welche in diesen Sittensprüchen sich ausdrückt, ein Urtheil gewinnen, so muß man auf die Beweggründe zurückgehen, aus welchen die Handlungen und Gemüthszustände gelobt oder getadelt werden. Dabei finden wir denn nun freilich, daß sein Ziel nur ein mäßiger Genuß der Sele, eine ruhige und sichere Lust, ein fröhlicher Gleichmuth ist; diese Stimmung der Sele soll ihm aus der klugen Auswahl der Vergnügungen entstehen [85]).

---

76) Ib. 140. 77) Ib. 138 s. 78) Man muß sich hüten, dafür den Diotimos (*Sext. Emp.* adv. math. VII, 140) als Zeugen anzuführen; denn das, was man an dieser Stelle für ein Fragment des Demokritos gehalten hat, scheint nichts anders zu seyn, als eine Anführung aus dem Platon Phaedr. p. 237 b. Aristoteles aber spricht dem Demokritos und dem Empedokles das angegebene Verdienst zu met. XIII, 4; phys. II, 2; de part. an. I, 1 fin. Es sind dies die Stellen, welche von ihm wie von einem ältern in Vergleich mit dem Sokrates sprechen. 79) Dies führt Aristoteles met. l. l. als Beispiel an. 80) *Arist.* de coelo III, 8. 81) *Sext. Emp.* adv. math. VII, 136, 137; *Diog. Laert.* IX, 72; *Cic.* qu. ac. I, 13; II, 10, 23. 82) *Arist.* met. IV, 5.

83) *Plut.* symp. V, 7; VIII, 10; de def. or. 17; v. Aemil. Paul. 1; *Sext. Emp.* IX, 19. Beim Plutarch steht εὐλόγχων, beim Sextos εὐλόγων εἰδώλων. *Suid.* s. v. εἱμαρμένη.
84) *Stob.* serm. I, 31; III, 34; 57; IV, 77, 78, 82; V, 23, 24, 38; V, 26, 80; IX, 31; X, 37; XVII, 29; XX, 56; XXX, 7; XXXVIII, 47; XL, 7; XLVI, 46; LXXVI, 13, 15, 16. Gaisf.; *Plut.* de prof. in virt. 10; *Clem. Al.* strom. II. p. 421. 85) *Diog. Laert.* IX, 45; *Clem. Alex.* strom. II. p. 417; *Stob.* serm. III, 35; ecl. eth. II. p. 76; *Cic.* de

von jeher bedient. Sie geht dabei aus von gewissen Axiomen, die von Jedermann als giltig vorausgesetzt werden, ohne daß es dafür eines weitern Beweises bedarf. In beiden Wissenschaften wird die logische Regel der Demonstration, das heißt, die Herleitung der Giltigkeit eines Satzes aus andern als wahr angenommenen Sätzen, dieselbe seyn müssen, nur der Inhalt des zu Demonstrirenden und seine Voraussetzung ist verschieden. Also nicht die demonstrative Methode selbst, sondern ihre Anwendbarkeit für den Inhalt des Denkens gibt den Ausschlag über die Giltigkeit der Demonstrationen in beiden Wissenschaften. (*Koppen.*)

DEMONSTRATION (Rechtswissenschaft), oder Bescheinigung, ist im Civilprozesse der Gegensatz des feierlichen Beweises; sie unterscheidet sich von dem letztern in folgenden Punkten: 1) Im summarischen Prozesse ist das Verfahren auch in Ansehung der Beweisführung kürzer und einfacher; doch darf 2) nichts an den Formen fehlen, welche zum Zweck einer genügenden Rechtsvertheidigung auch rücksichtlich der Beweisführung, und überhaupt zur Regelmäßigkeit des Verfahrens hiebei erfoderlich sind. 3) Auch im summarischen Prozesse muß Beweis — also vollständiger Beweis geführt werden. Ein unvollständiger Beweis kann jedoch 4) ausnahmsweise als Bescheinigung dienen, und zwar sowol im ordentlichen als im summarischen Prozesse; aber eine Bescheinigung wirkt nur als unvollständiger Beweis; folglich da nicht, wo es auf Beweis, d. h. vollständigen ankömmt. 5) Eine Bescheinigung ist überhaupt nur in den Fällen hinreichend, wo die Gesetze dieses ausdrücklich zulassen; und 6) ist in diesen Fällen der Richter nicht an die sonst vorgeschriebene Beweistheorie rücksichtlich der Stärke des Beweisgrundes gebunden; vielmehr kömmt alles dabei lediglich auf sein vernünftiges Ermessen an, inwiefern die beigebrachten unvollständigen Beweismittel mit Rücksicht auf den Grad der Wichtigkeit der Sache von solcher Erheblichkeit sind, daß sie die Gründe für die Wahrscheinlichkeit des Gegentheils der als richtig angenommenen Thatsache überwiegen. (Vergl. Puchta über den Unterschied zwischen Beweis und Bescheinigung, in Linde, Marezoll und v. Wenings Ingenheim Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß. Bd. I. No. XIII.) (*Spangenberg.*)

DEMONSTRATION (Kriegswissenschaft), oder Scheinbewegung. Mit diesem Worte bezeichnet man alle strategische Operationen (s. d. A.), welche in der Absicht unternommen werden, die Aufmerksamkeit des Feindes von dem wahren Operationsobjecte abzulenken und dadurch einen Vortheil über denselben zu erlangen. (*H.*)

DEMONSTRATIVA, nennt man diejenigen Pronomina, welche auf irgend etwas hinweisen, das entweder schon in der Rede vorgekommen war, oder von dem Redenden, wenn auch nur in der Vorstellung, angeschauet wird, oder auch durch ein nachfolgendes Pronomen relativum nähere Bestimmung erhält. In der ersten Hinsicht ist das Demonstrativum immer adjectivischer Art, wenn es gleich auch substantivisch gebraucht werden kann, und durch Derivation in allerlei Adverbien und somit auch in die Conjunctionen, ja Interjectionen übergeht, wie z. B. die lateinischen Interjectionen heus! heu! hui! hei! hem! nebst ehem! eho! eheu! mit dem griechischen ὦ οὗτος he da! verglichen, nur Casusformen eines Demonstrativs für hic oder hicce, hiccine sind. In der zweiten Hinsicht wird das Demonstrativum nur in der dritten grammatischen Person gedacht, wenn es gleich auch dem Pronomen der ersten oder zweiten Person adjectivisch hinzugefügt werden kann, wie ipse für ἑ σφε (er für seine Person) in egomet ipse und tute ipse. In der letzten Hinsicht ist das Demonstrativum ein Correlat des Relativs, welches nur vermittelst der Inversion vor dem Demonstrative vorhergeht, oder auch, wie in der griechischen Attraction, vom Demonstrative nur die Casusform in sich aufnimt, aber auch, wie in der teutschen Sprache, durch das Demonstrativ vertreten werden kann. In seiner größten Einfachheit wird das Demonstrativ zum bestimmten Artikel eines Substantivs, der jedoch ebenfalls als correlatives Demonstrativ für sich allein stehen kann, und durch Beisatz oder Flexion zuweilen einen localen oder temporellen Nebenbegriff, oder sonst eine andere Bestimmung erhält. In localer oder temporeller Hinsicht stehen sich zweierlei Pronomina entgegen, wovon das eine die Nähe, das andere die Ferne bezeichnet, wie dieser und jener; in persönlicher Hinsicht unterscheidet man aber dreierlei Pronomina, wie hic, iste, ille, wovon sich das erste auf die sprechende, das zweite auf die angesprochene, das dritte auf irgend eine besprochene Person bezieht.

Außer den eben erwähnten Beziehungen kann das Demonstrativ noch vielerlei andere Nebenbegriffe erhalten, die sich zum Theil in allen Sprachen finden, wie die Bezeichnung der eigenen und gleichen Persönlichkeit in ipse und idem, im Gegensatze von alter; zum Theil aber auch nur besondern Sprachen eigen sind, wie die zweierlei Bezeichnungen der Nähe in der griechischen Sprache durch οὗτος und ὅδε, wovon die eine das nächstvorhergehende, die andere das nächstfolgende bezeichnet, und die Gewohnheit der Lateiner, durch iste etwas Verächtliches, durch ille etwas Rühmlichbekanntes zu bezeichnen. So kann das Demonstrativ auch eine unbestimmte Person andeuten, wie ὁ δεῖνα der und der, verschieden von einem Indefinitum τις ein gewisser, welches, wie die Collective quisque, quivis, quilibet, im Lateinischen einen relativen Ausdruck quidam erhält. Je mehr sich eine Sprache durch Flexionen bereichert, desto mehr Formen des Demonstrativs für allerlei Beziehungen und Verhältnisse schafft sie, die jedoch in demselben Verhältnisse wieder schwinden und allerlei Umschreibungen Platz machen, als die Sprache durch den Fortgang der Zeit die Flexionen abwirft. Daher ist die griechische Sprache viel reicher an Demonstrativformen, um Eigenschaft, Größe, Alter, Statur u. dgl. zu bezeichnen, als die lateinische, und diese wieder mehr als die romanischen Sprachen; in der teutschen Sprache hat aber die gothische Mundart des Ulfila weit mehr verschiedene Ausdrücke demonstrativer Art, als irgend eine andere, zumal die hochteutsche Mundart. Die Aufzählung aller dieser Formen würde uns hier zu weit führen, und muß den Grammatiken der besondern Sprachen

überlaſſen bleiben. Dafür mögen hier noch einige allgemeine Bemerkungen über die Bildung der Demonſtrative Raum finden.

Obgleich das Demonſtrativ eher gedacht werden muß, als ſein Relativ, ſo iſt es doch der Bildung nach meiſt jünger als dieſes, ſofern dieſes urſprünglich ein Fragewort iſt, worauf das Demonſtrativ die beſtimmte Antwort gibt. Der bezeichnendſte Laut für die Frage war urſprünglich k, welches mit t, zuweilen auch mit dem Sauſe- oder Hauchlaute, vertauſcht, dem Demonſtrative ſeinen Urſprung gab. So viele Veränderungen auch die Fragewörter mit der Zeit erlitten, ſo blieb doch t oder d meiſt die Bezeichnung des darauf ſich beziehenden Demonſtrativs; nur wo das Fragewort, wie im griechiſchen τίς, τί, ſelbſt ein t annahm, warf das Demonſtrativ dieſes t blos ab, wie das altgriechiſche ἰς, ἰ, woraus das lateiniſche is, id, und das altteutſche is, it, er, es, im Gegenſatze von quis, quid, wer, was? entſtand. Doch wurde auch aus dieſem ganz allgemeinen Demonſtrative durch den Vorſatz eines t oder d, und h oder s, ein beſtimmter Artikel oder Demonſtrativ gebildet, wie ὁ, ἡ, τό in der Sproßform, hic, haec, hoc in der gemiſchten, gothiſch sa, so, that, hochteutſch der, die, das; daher σήμερον oder τήμερον, hodie, heute, und σῆτες oder τῆτες, horno, heuer. Selbſt in der hebräiſchen Sprache, wo m der Fragelaut war, wie im griechiſchen μῶν, num, der wie n in die Verneinung überging, wurde doch mit hu, hi, woraus die demonſtrative Vorſylbe ha, he, ward, auf mi, mah? geantwortet. Im Altperſiſchen wurde zwar das Demonſtrativ durch den einfachen Laut a gebildet, während das Fragewort ké oder ki lautete; aber das Sanskrit hat neben ajan, ijan, idam, auch sas, sa, tad, im Gegenſatze des Fragwortes kas und des Relatives jus; denn wie der Grieche das Relativ vom Fragworte alſo zu unterſcheiden pflegt, daß er entweder das π ſtatt des altgriechiſchen κ des Fragewortes mit dem bloßen Spiritus asper vertauſcht, oder die Sylbe ὅ vorſetzt, z. B. ποῦ, οὗ, ὅπου wo: ſetzt das Sanskrit j für k.

Sofern die Sprache urſprünglich nur zwiſchen Perſonen und Sachen unterſchied und alſo auch nur die Frage wer oder was aufwarf, hatte auch das Demonſtrativ nur ein perſönliches und ſächliches Geſchlecht er, es und der, das; erſt dann, als man das perſönliche Geſchlecht in ein männliches und weibliches abzutheilen begann, ſchob man ein weibliches Geſchlecht aus dem pluralen Neutrum ein, deſſen kurzes a jedoch der Grieche in η oder ᾱ verlängte. So entſtand das griechiſche ὁ, ἡ, τό, deſſen Masculinum im Litthauiſchen, Lettiſchen und Altpreußiſchen tas auf die Frage kas lautete; das lateiniſche is, ea, id und hic, haec, hoc, ähnlich dem Relative qui, quae, quod für das griechiſche ὅς, ἥ, ὅ; und das gothiſche is, si, ita, er, ſie, es, und sa, so, that, der, die, das, deſſen Femininum noch im Teutſchen ſowol pluraliſch als ſingulariſch gebraucht wird. Wie ferner das Sanskrit von kas wer? auch eine Comparativform katara, im Relativ jatara, wer von zweien? und eine Superlativform katama wer von vielen? bildete; ſo auch ein Demonſtrativ tataras der von zweien, griechiſch ἕτερος, lateiniſch alter, teutſch ander, obwol dieſes letztere, wie else, als, ἄλλως, im Engländiſchen eigentlich eine Verſchiedenheit im Gegenſatze vom altnordiſchen samr, derſelbe, ausdrückt. Eben wegen des hohen Alters haben die Demonſtrative durch die eigenthümlichen Fortbildungen der Sprache nicht nur die mannigfaltigſten Änderungen erfahren, ſo daß ſie in ihrer Declination die Reſte verſchiedener Formationen zeigen; ſondern auch Vieles iſt verloren gegangen und durch neuere Bildungen verdrängt, ſo daß man auf deſſen einſtiges Vorhandenſeyn nur aus den Fragewörtern ſchließen kann. So unterſcheidet die lateiniſche und gothiſche Sprache noch die Fragen uter, hvathar, engländiſch whether, von quis, hvas, althochteutſch huër, wie die griechiſche πότερος oder κότερος von τίς; aber alter iſt von alius, wie ceterus vom griechiſchen ἑκεῖ gebildet, aus welchem der Grieche ſein ἐκεῖνος oder κεῖνος jener ableitete, ſtatt daß der Lateiner ſeinem uls jenſeits, vom vermuthlich tuskiſchen olve oder ille, cis in der Bedeutung dieſſeits entgegenſetzte, deſſen Stammform ce an hi gehängt dem hic ſeinen Urſprung gab für das griechiſche ὅδε, im Franzöſiſchen aber geradezu an die Stelle von hic trat.

Der Vocalwechſel im hebräiſchen hu, griechiſchen ho, lateiniſchen hi, plattteutſchen und engländiſchen he, und hebräiſchen ha, wie im ſanskritiſchen, litthauiſchen, lettiſchen und altpreußiſchen kas, alt- und neuperſiſchen ké, ki, lateiniſchen quis, oskiſchen pis, griechiſchen tis, engländiſchen which neben who, altſlawiſchen kto, böhmiſchen kdo, ſerbiſchen ko oder tko, lateiniſchen u in ubi, unde, uter, mag Zufall ſeyn; aber im Altnordiſchen wurden auf dieſe Weiſe samr, söm, samt, in Verbindung mit dem Demonſtrative hinn sami, hin sama, it sama, für das engländiſche the same, vom indefiniten sumr, sum, sumt, für das engländiſche some, unterſchieden; und es leidet kaum einen Zweifel, daß dieſe Wörter nur verſchiedene Ableitungen vom Demonſtrativ ſo waren, wie das griechiſche ὁμός und ἅμα, altteutſch saman, lateiniſch similis und simul, wonebben der Gothe noch ſein sums, suma, sumta, der Althochteutſche sumêr, sumin, sumaz für das lateiniſche aliquis und griechiſche tonloſe τις hatte, zum Unterſchiede von sa sama, sô samô, thata samô für das lateiniſche idem und griechiſche ὁ αὐτός. Auf dieſelbe Weiſe mag der Grieche ἄλλος dem ὅλος, lateiniſch sōlus, oskiſch sollus allein, dann ganz, entgegengeſtellt haben, und eben daraus das altnordiſche sialfr, sialf, sialft, ſelber, ſelbe, ſelbes, adverbialiſch ſelbſt, und sialfi, sialfa, sialfo, für derſelbe, dieſelbe, daſſelbe, hervorgegangen ſeyn, obgleich self im Engländiſchen ſubſtantiviſch geworden iſt, und daher myself, thyself, himself, im Plural ourselves, yourselves, themselves, neben dem altſächlichen itself, geſagt wird, wie im Mittelhochteutſchen mîn lîp, dîn lîp, engländiſch my body, thy body, griechiſch τὸ ἐμόν, τὸ σόν (σῶμα), wovon die lateiniſchen Genitive mei, tui, sui, nostri, vestri ſtammen, geſagt wurde. Der Gothe bildet silba, silbô, silbô, und der Althochteutſche selpër, selpiu, selpaz, und in Verbindung mit ei-

nem andern Pronomen selpo, selpa, selpa, wie Otfrid ih selbo, er selbo, dher selbo sagt; der Althochteutsche erlaubt sich aber auch eine Verdoppelung silp silpo oder selb selbo, im Gegensatze von selbander und selbdritt, ähnlich dem ipsipsus für ipsissimus bei Plautus.

Mit ich, du, er, wir, ihr, sie, verbindet der Teutsche jetzt nur das Adverbium selbst, mit der, die, das aber die schwache Form selbe, wie nämsliche. Statt daß er aber bei dieser Zusammensetzung den Artikel der declinirt, flectirt er umgekehrt dieser, dieses, dieses, wie er auch von beide jetzt beides bildet, statt daß der Oberteutsche noch beede, bode, beide, woher das engländisch both stammt, wie zween, zwo, zwei, unterscheidet. Da beide soviel als die zwei bedeutet, so ist das angehängte de der nachgesetzte Artikel, welcher vorgesetzt das gothische tva, engländisch two, für dba schuf, nach dem altpersischen bé zwei. Ebenso ist in dieser die erste Sylbe der Artikel, und die zweite die Demonstrativwurzel vom Adverbium so, lateinisch sic, französisch si. Der Lateiner hängt an hi das alte Demonstrativ ce, wie der Grieche aus ὁ sein ὅδε bildete, er declinirte aber den Artikel, welchen der Franzose wieder abgeworfen hat, und daher aus ce sein cet, cette, celle u. dgl. bildet, aber auch ceci und celà, wie der Grieche an ὅδε ein ι anhängte. Ebenso bildet der Lateiner durch Anfügung der Sylbe pte und pse für σφέ die Pronomina iste und ipse, declinirte sie aber im classischen Zeitalter wie illa, statt daß die ältern Römer noch eapse für ipsa sagten, und ebendaher reapse für re ipsa, ja selbst eopte u. dgl. für isto; in idem erhielt sich die alte Declinationsweise, weil das Schlußm, wie das abgekürzte ce in hic, der Declination der Endsylbe widerstrebte. Manche Sprachen, wie die baskische, begnügten sich, den Begriff des Demonstrativs, welchen die hebräische Sprache durch Vorsylben bezeichnet, durch besondere Endungen des Substantivs auszudrücken, wie guiçonec u. s. w. von guiçon, welchem das Anhängen des Artikels im dänischen mandr für der Mann gleicht. Der Grieche dagegen declinirte nicht nur ὁ αὐτός, wie ὁ ἄλλος, doppelt, wofür der Lateiner blos idem und alter mit einfacher Declination des ersten oder letzten Theiles hat; sondern er bildete auch aus ὁ ὑτός der besagte, ein besonderes Demonstrativ im Gegensatz von ὅδε, das sich immer auf etwas Neubezeichnetes oder Nachfolgendes bezieht, mit doppelter Declination οὗτος, αὕτη, τοῦτο, οὗτοι, αὗται, ταῦτα, doch so, daß in den übrigen Casusformen der Endconsonant des Artikels durch Verschmelzung wegfiel.

Die so geschaffene Unterscheidung eines οὗτος und ὅδε von ὁ behielt der Grieche mit derselben Declinationsweise in allen verschiedenen Formen des Demonstratives bei, wie in τοιοῦτος, τοιόσδε von τοῖος als Antwort auf ποῖος für das sanskritische kadris, relativ jadris, gothische hvarjis, lateinische qualis mit der tuskischen Endsylbe al, altslawische kakii, krainische kaki, litthauische, lettische und altpreußische koks, welchen die Demonstrative talis, takii, toks entsprechen. Damit begnügte sich jedoch der Grieche noch nicht, sondern hängte allen seinen mannigfaltigen Demonstrativformen noch das verstärkende ι an, wie οὗτοσί, ἐκεινοσί, τοιουτοσί u. s. w. Das ὑτός, durch dessen Zusammensetzung mit dem Artikel οὗτος entstand, war vermuthlich nur durch einen Vocalwechsel aus αὐτός entstanden, um damit anzuzeigen, daß von demselben noch die Rede sei, von welchem schon geredet war; αὐτός selbst aber ging vermuthlich aus ἅμα τός oder auch αὖ τός hervor, so daß in οὗτος eigentlich drei Urformen des Demonstratives ὁ ἅμα τός, altteutsch er saman ther, wie in quicunque drei Formen des Relativs, verschmolzen sind. Bei solchen Verschmelzungen verschiedener Urformen darf man dann auch wol annehmen, daß das teutsche jener aus der sanskritischen Nelativform jâs, jâ, jad für das gothische hvar, hvô, hvat, im Gegensatze von sas, sâ, tad, gothisch sa, so, that, gebildet ward, wie das griechische κεῖνος oder ἐκεῖνος aus der Frageform kas, dessen Adverbialform ce das lateinische hic erzeugte, obwol der Grieche auch τῆνος für κῆνος sagte. Da der Grieche aber auch gleich dem Teutschen in ist wer da? statt des bestimmter fragenden wer ist da? unbestimmte Pronomina aus den Fragewörtern mit Zurückziehung des Tons schuf; so darf man auch das unbestimmte Adverbium κε für ἄν aus einem alten Pronomen κίς, wie τε aus τίς, und im Lateinischen que aus quis, ob dieses gleich dem quis selbst noch angehängt wird, entstanden glauben. Ebenso verhält es sich mit γε für quidem, und δε als Anhängsel von ὁ, verschieden von δέ aus δίς im Gegensatze von μέν für ἔν, woraus μόνος stammt.

Wir müssen sogar im Griechischen noch ein altes Pronomen μίς oder νίς annehmen, woraus der Accusativ μίν oder νίν für ἐν, altlateinisch im für eum, stammt. Solche alte vergessene Pronomina hatten neben der Stammform ἰς, ἰ, lateinisch is, e auch eine Sproßform ός, ή, ό oder όν, lateinisch us, a, ud oder um, und von den Accusativen beider Formen wurden Adverbia abgeleitet. Sowie daher im Griechischen das verlängte Neutrum der Sproßform μῶν ein bestimmtes Fragewort wurde, μή aber die Verneinung in der Vorstellung; so im Lateinischen nōn und nē Verneinungspartikeln, num und nĕ aber bestimmte Fragewörter; und wie hier die Stammform nĕ enklitisch ward, so auch enim, wo das e wie in equidem nur vorgesetzt worden, für die Sproßform *nam* i. q. ad eam rationem, obwol die Stammform nempe noch fast so viel Kraft behielt, als namque. So ist *tam* für ad eam rationem ein alter Accusativ im Gegensatze von quam, während tamen, wenn gleich auch tametsi für tamenetsi gesagt wurde, eine Versetzung des griechischen μέντοι für μήν oder μάν, den weiblichen Accusativ der Sproßform, zu seyn scheint. Auf diese Weise sind die demonstrativen Pronomina eine Quelle vieler Partikeln nicht nur, sondern auch mancher Adjective und Substantive geworden, wovon hier, um nicht zu weitläufig zu werden, nur das teutsche selten vom provinciellen selt für dort, und das griechische σόος oder σάος, salvus Heil, mit ὅλος, solus, sollus (ganz) und den teutschen Anhängesylben sal, selig, verwandt, angeführt werden mögen. (*Grotefend.*)

DEMONT, Marktflecken im Piemontesischen, an der Stura mit einem Felsenschlosse, welches den Eingang

in das Sturathal beherrscht und 1744 von den Franzosen bei ihrem Rückzuge gesprengt ward. Der Capitain Turmel mit 11 Minirern hatte den Auftrag dazu und ward von dem genug bekannten Mathematiker Belidor mit 2 Grenadiercompagnien gedeckt. Nachdem sie einen in Felsen gehauenen Brunnen mit den anliegenden Werken durch Minenkammern zerstört hatten, kamen Bauern herzu, welche die Feuerleitungen nach den übrigen Minen abrissen und dadurch die Demolirung unterbrachen. Vergebens suchten die Minirer sie durch Steinwürfe zu vertreiben, sie vermehrten sich mit jedem Augenblicke und nöthigten den Capitain Turmel, sich von dem Major-général Unterstützung zu erbitten. Eben als diese, 100 Mann stark, angelangt war und 50 Mann von derselben in das Schloß kamen, zündete Turmel eine mit 700 Centner geladene Minenkammer, um eine Poterne zu sprengen, nachdem er jene 50 unter das Eingangsthor treten lassen, um sie gegen die herumfliegenden Trümmer zu schützen. Allein die Explosion zündete zufällig oder durch Unvorsichtigkeit der Minirer eine andere, mit 1363 Centnern geladene Mine, bestimmt, das aus 3 Gewölben bestehende Thor zu sprengen. Mit fürchterlichem Krachen wurden die Steinmassen empor gehoben und umher zerstreut, die 50 Soldaten unter dem Thore gegen die Mauern gedrückt, 7 Minirer getödtet und 4 betäubt hinweg geschleudert. Turmel selbst war von 4 Steinstücken verwundet und ward nur eben noch von dem Capitain Beauvau — der blos aus Neugierde in das Schloß gekommen, gegen die herabfallenden Steine sich unter eine Kanone gerettet hatte — aus einem Gewölbe hervorgezogen, wo er in Gefahr zu ersticken war. Ungeachtet nun mehre Faschinenhaufen brannten, in welchen Granaten lagen, um das Auslöschen derselben zu verwehren, ging doch der Artillerielieutenant de la Maillardière noch einmal mit den Lenten der beiden Grenadiercompagnien in das Schloß, um das Gouvernementsgebäude vermittelst einer unter den 5 Gewölben desselben angebrachten Ladung von 2700 Centnern, ein Pulvermagazin, die Kapelle und einige Stücke des alten Walles zu sprengen. Die Grenadiere zündeten mit weniger Vorsicht aber mit mehr Glück, als die Minirer; keiner von ihnen ward bedeutend beschädiget. Man kann sich aber dabei der Bemerkung nicht enthalten, daß derselbe Zweck wol mit geringern Mitteln erreicht werden konnte, und daß es keiner so ungeheuern Pulvermenge bedurft hätte, um das Schloß unhaltbar — selbst unbewohnbar zu machen. (*v. Hoyer.*)

DEMONTIREN, 1) der Reuterei die Pferde nehmen und sie unberitten machen. 2) Ein Geschütz von der Laffette nehmen und ohne dieselbe verwahren. 3) Eine Festung: das Geschütz von den Wällen abführen, die Palisaden ausheben und überhaupt sie in den Friedenszustand setzen. 4) Eine Batterie: das Geschütz derselben unbrauchbar schießen, die Scharten zerstören und die Merlons abkämmen; die für diesen Zweck bestimmten Batterien heißen deshalb Demontir- oder Contre-Batterien. Sie werden nach ihrer verschiedenen Lage in der zweiten Parallele oder im Couronnement zu den Ersten oder Zweiten Batterien gerechnet, und dürfen wegen der ihnen unentbehrlichen Genauigkeit der Schüsse nicht über 600 Schritt von dem zu demontirenden Festungswerke liegen. Es werden schickliche Punkte für sie aufgesucht, wo sie ihr Ziel gut sehen und ungehindert treffen können. Man hat sie deshalb in der frühern Zeit, oft bis zur Ungebühr, über den Erdhorizont erhoben (in der Belagerung von Stumrick im J. 1572 durch den Prinzen von Oranien 19 Fuß; und 1579 vor Mastricht gar 135 Fuß, mit eingerammten Pfählen, Faschinen und Flechtwerk erbaut). Auch in der Belagerung von Menin im J. 1706 hatten die Alliirten ihre Geschützstände 2 Fuß erhöhet, daß die Kugeln, über den Kamm des bedeckten Weges hinweg, die Mauern des Hauptwalles und der Außenwerke 4 Fuß unter dem Cordon (Mauerbande) trafen. S. Batterien. (*v. Hoyer*).

DEMOPHILE, 1) eine Danaide, Braut und Mördern des Pamphilos (Hyg. f. 120.). — 2) Die kadmäische oder erythräische Sibylle, auch Hierophyle, Herophyle, Amalthea, Demo und Phemonoe genannt und wahrscheinlich mit Virgils Deiphobe einerlei. (*Suidas* und *Lactant.* instit. 1, 6. *Serv.* ad. Virg. *Aen.* III, 445. (S. Sibyllae.) (*Richter.*)

DEMOPHILOS, (auch Damiphilos genannt) Bischof zu Berrhoa in Thracien, der durch seine Thätigkeit und Standhaftigkeit für den Arianismus seit der Mitte des vierten Jahrhunderts der christlichen Rechnung sich auszeichnete. Da sein Leben von keinem der kirchlichen Schriftsteller des Alterthums und im Zusammenhange, so viel uns bekannt ist, auch von keinem neuern geliefert worden ist: so müssen wir die einzeln aufgeführten Thatsachen möglichst zusammenlesen und mit dem Gange der Religionsstreitigkeiten jener Zeit kürzlich in Verbindung setzen.

Sein Geburtsjahr, Geburtsort und sonstige Jugendverhältnisse des Mannes lassen sich eben so wenig ausmitteln, als der bestimmte Anfang seiner öffentlichen Thätigkeit. Am wahrscheinlichsten gelangte er zur Würde eines Geistlichen in den letzten Lebensjahren Constantin des Großen, der bekanntlich 337 starb, als schon der Kampf des Arianismus gegen die nicänischen Sieger im vollen Gange war. Daß das Abendland hauptsächlich stark die athanasianische Partei festhielt und von seinen Machthabern meist darin unterstützt wurde; daß sich dagegen im Morgenlande viele Freunde des Arius erhalten hatten, brauchen wir nur anzudeuten. Um der Thätigkeit des Demophilos näher zu rücken, gehen wir gleich von der Synode der morgenländischen Bischöfe aus, die 343 zu Antiochien gehalten wurde, um sich vom Vorwurfe der Ketzerei zu reinigen. Dort wurde die merkwürdige lange Glaubensformel (μακρόστιχος) bekannt gemacht, worin man sich von den strengen Arianern lossagte. Man hatte aber die Unterwerfung des Sohnes unter den allein ungezeugten Vater auf das bestimmteste festgehalten, dafür einen Ausdruck hinzugefügt, mit welchem Athanasius selbst früher wohl zufrieden gewesen wäre; der Sohn, sagte man, sei Gottes Sohn κατὰ φύσιν, wodurch man das vielen Morgenländern anstößige Wort der Ge-

genpartei ὁμοούσιος hatte vermeiden wollen. Mit dieser eigentlich genügenden Erklärung wurden die Bischöfe Eudoxius von Germanicien, Macedonius von Mopsvesta und unser Demophilos von Berrhöa nach Italien gesandt, um sich vor den Verlästerungen ihrer Gegner zu sichern. Allein die abendländischen Bischöfe, die schon von der gewöhnlichen Nichtkenntniß des Griechischen abgehalten wurden, sich in nähere Erörterungen einzulassen, gaben ihnen den einfachen Bescheid, daß sie es bei dem nicänischen Glaubensbekenntnisse bewenden lassen wollten. An dem occidentalischen Kaiser Constans (regirt bis 350) hatte das athanasianisch gesinnte Abendland eine mächtige Stütze. Die kirchlichen Mißhelligkeiten vergrößerten sich daher nur; der morgenländische Constantius neigte sich mehr auf die Seite der Arianer. Seine Liebe zur Ruhe versuchte nach seines Bruders Tode manches, um beide Parteien auszusöhnen. 357 veranstaltete er eine neue Synode zu Sirmich. Auf dieser war auch der römische Bischof Liberius, der kurz zuvor auf Bitten der Römer, hauptsächlich der römischen Damen, wieder in seine Würde eingesetzt worden war. Auf dieser merkwürdigen Synode wurde beschlossen, daß man sich künftig der anstößigen Ausdrücke Homousie und Homöusie enthalten wolle, weil sie nicht biblisch sind und auch nicht zu erklären wären. Der berühmte Hosius unterschrieb die Formel; Liberius bequemte sich gleichfalls zur Unterschrift, die ihm Demophilos zu diesem Ende vorgelegt hatte. Ob er im Weigerungsfalle mit dem Tode bedroht wurde, mag dahin gestellt bleiben. Wahrscheinlicher ist die Angabe ungegründet und später von den Vertheidigern des Liberius erfunden worden. Wenigstens erklärte Liberius sowol dem Kaiser als den morgenländischen Bischöfen, daß er ihr Glaubensbekenntniß mit willigem Herzen angenommen und erkannt habe, daß Athanasius mit Recht von ihnen verdammt worden sei. So viel auch später die athanasianisch Gesinnten an der Rettung des Liberius gearbeitet haben: so hat es doch selbst unter den Anhängern der Papstgewalt bedeutende Männer gegeben, die den Liberius deshalb unter die Ketzer zählten. Der vorzüglichste derselben ist der Cardinal Damiani.

Nach diesem Ausgange der Synode zu Sirmich erhoben die Arianer ihr Haupt und besonders Eudoxius, Bischof von Antiochien seit 358, zeigte sich verfolgungssüchtig gegen die Athanasianer (Homousianer); sogar die halben Arianer oder Homöusianer, unter welche Walch im 2. Th. seiner Historie der Ketzereien ꝛc. S. 545 unsern Demophilos rechnet, wurden angefeindet. Zum Glück hatten die Semiarianer eine Stütze an dem Kaiser Constantius, und zwar meist um seines Lieblings, des Basilius, willen, der auch eine neue Synode einzuleiten trachtete, welcher der kaiserliche Kämmerer Eusebius, ein strenger Arianer, entgegenarbeitete. Endlich kam es zum Beschluß, die abendländischen Bischöfe sollten ihre Versammlung zu Rimini und die morgenländischen zu Seleucia halten. Im Orient hatte man das Wort Οὐσία (Wesen) als unbiblisch verworfen und von Christus gesagt, er sey dem Vater in Allem ähnlich. Die 400 Bischöfe zu Rimini, meist strenge Athanasianer, wollten sich auf weiter keine Erklärung einlassen und hielten fest am nicänischen Glaubensbekenntnisse, was Ursacius und Andere nicht unterschreiben wollten. Man verdammte Arianer und Semiarianer, auch das sirmische Glaubensbekenntniß wurde verworfen und Ursacius und seine Genossen ihrer Ämter entsetzt. Da aber die von Seiten der Athanasianer an den Kaiser Gesandten nicht so günstig aufgenommen wurden, als die Abgesandten der betheiligten arianischen Partei, so beschlossen die nicänischen Väter zu Rimini glimpflicher zu verfahren und die vorher Abgesetzten wieder in die Kirchengemeinschaft mit Beibehaltung ihrer Würden aufzunehmen. Ja als die Versammelten zu Seleucia das sirmische Glaubensbekenntniß bis auf einige geringfügige Änderungen bestätigten und selbst die Abgeordneten von Rimini unterschrieben hatten, fügten sich die zu Rimini Versammelten auch bis auf 20, von denen jedoch auch noch etliche das nicänische Glaubensbekenntniß verließen um des Kaisers willen. Auf der Synode zu Seleucia war es aber scharf hergegangen, was einen völligen Bruch der strengen Arianer von den halben, die hier Sieger waren, zur Folge hatte. Die strengen Arianer bewirkten nun beim Kaiser die Unterschrift des Glaubensbekenntnisses von Sirmich, was unter Acacius auf einer neuen Synode zu Constantinopel im J. 360 bestätigt wurde. Von jetzt an wurden alle Kirchenämter des Morgenlandes mit strengen Arianern besetzt. Der Verfolgungsgeist wuchs über alle Maßen. Als der Kaiser Julian volle Glaubensfreiheit verstattet und die Verbannten zurückgerufen hatte, fuhren die Glaubenseiferer dennoch fort, sich auf den Concilien hart zu verdammen. Nach Julians Tode (363) nahmen die Dinge wieder eine andere Wendung, denn Jovian war nicänisch und Athanasius wurde abermals wichtig. Jovian starb im J. 364 und mit den Kaisern änderte sich der herrschende Glaube. Der heftige Valens decretirte Vereinigung der strengen und der halben Arianer. Die letztern wollten sich aber lieber mit den nicänischen Abendländern als mit den ihnen nähern, strengen Arianern verbinden, welche Verbindung freilich nur so lange als der Druck dauerte, unter welchen die Semiarianer geseufzt hatten. Streit und Verfolgungseifer wurden bald wieder ungeheuer. Alle Parteien buhlten um die Gunst des Kaisers. Als nun im J. 370 der Bischof von Constantinopel Eudoxius starb, wendeten sich die Semiarianer (Homöusianer) an Valens, der sich eben in Antiochien aufhielt, und setzten es durch, daß ihr thätiger Bischof von Berrhoa, unser Demophilos, zum Bischof von Constantinopel gewählt und vom Metropoliten der Provinz, dem Bischof von Heraklea, Dorotheus eingeweiht wurde. Schnell und nicht ganz in der Ordnung wählten dagegen die Athanasianer (Homousianer) einen gewissen Evagrius, den der Kaiser, Unruhen fürchtend, durch seine Soldaten aus der Stadt bringen ließ. Das verdoppelte den Haß beider Parteien, und der Kaiser wählte Verfolgung der Homousianer zur

Herstellung der Einigkeit, und setzte überall arianische Bischöfe ein, was die Volkswuth beider Parteien nur vergrößerte. 372 starb Athanasius. Das durch seinen Tod erledigte Bisthum zu Alexandria veranlaßte neue Unruhen. Der vom Verstorbenen eingesetzte Petrus wollte den vom Kaiser gewählten Lucius nicht weichen. Der Kaiser schickte Soldaten und es fielen Grausamkeiten aller Art vor. Der gefangene Petrus entfloh nach Rom. Die Verfolgung der Athanasianer im Morgenlande wurde nur aufgegeben, als Valens im J. 377 seine ganze Macht gegen die Einfälle der Gothen aufzubieten hatte. Unterdessen kehrte Petrus nach Alexandria zurück und verdrängte den Lucius. Der Kaiser verlor die Schlacht bei Adrianopel im J. 378 und blieb. Sein Nachfolger Gratian, Valentinians Sohn, war ein eifriger Athanasianer, zu deren Besten sogleich Toleranzbefehle gegeben wurden mit Ausschluß der Manichäer, Photinianer und Eunomianer, was den Arianern Besorglichkeiten erregen mußte. Die Rückkehr der athanasianischen Bischöfe brachte neue Händel, die noch ärger wurden, nachdem Theodosius der Große im J. 379 zum Mitregenten angenommen worden war. Dieser kräftige Athanasianer erließ nach beendigtem Gothenkriege im J. 380 sogleich den Befehl, alle Bischöfe sollten sich von nun an an die Lehre des römischen Bischofs Damasus und des alexandrinischen Petrus halten; nur solche sollten für katholische, alle übrige dagegen für unehrliche und strafbare Leute gehalten werden (de fide catholica). Als Theodosius im November desselben Jahres nach Constantinopel kam, ließ er dem dortigen Bischofe Demophilos den Befehl einhändigen, sich entweder dem nicänischen Glaubensbekenntnisse zu fügen oder sein Amt niederzulegen. Demophilos wählte ohne Anstand das Letzte, legte seine Stelle nieder und sorgte, daß alles dabei ruhig blieb. An seine Stelle trat Gregor von Nazianz. Wahrscheinlich deshalb setzen Einige voraus, daß Demophilos den Gregor von Nazianz verfolgt haben soll und zwar schon früher, als diese Veränderung vorfiel. — Daß aber seit dem J. 380 die Verfolgung aller Antiathanasianer immer heftiger um sich griff, und daß sie sich im J. 381 bereits bis in die kleinsten Provinzialstädte erstreckte, ist gewiß. Es wurde den Nichtkatholischen nicht allein verboten, in den Städten Gottesdienst zu halten, sondern der General Sapor war auch beauftragt, die Ketzer mit Waffengewalt aus den Kirchen zu jagen. Das brachte keine Ruhe. Theodosius veranstaltete ein Concil in Constantinopel im J. 380, das aus 150 Bischöfen bestand, unter welchen sich nur 36 Homöusianer oder halbe Arianer befanden. Da aber die überwiegende Partei nicht im Geringsten nachgab, so erklärten die Homöusianer, daß sie sich lieber zu den Arianern als zu ihnen halten wollten. Man erklärte sie für Ketzer und verfluchte alle Ketzerparteien mit Namen. Gregor von Nazianz legte sein Amt nieder. Solche Bedrückung der Gewissen konnte keinen Frieden bringen, so sehr ihn auch jeder wünschte. Nur wollte auch jeder seinen Starrsinn ungebeugt sehen. Theodosius wollte noch einen Versuch an den ersehnten Frieden setzen, und im J. 383 wurde wieder eine neue allgemeine Synode nach Constantinopel ausgeschrieben, auf welcher sich alle Parteien einfinden sollten. Die Arianer sendeten hauptsächlich ihren Eunomius und Demophilos, ihre Glaubensbekenntnisse einzureichen. Hier zeigte sich aber der Kaiser so wild, eigenmächtig und befangen, daß er alle Glaubensbekenntnisse in Stücken riß und das athanasianische für das alleingiltige erklärte. Man fügte sich unter die Gewalt; Viele heuchelten um des Kaisers willen, die meisten der Antiathanasianer verließen das Concil mit der größten Unzufriedenheit. Von den damals überreichten Glaubensbekenntnissen hat sich keines, als das des Eunomius erhalten, was man S. 400—405 in der Geschichte des Arianismus, Berlin bei Maurer 1783, nachlesen kann, welches überhaupt bis jetzt das bedeutendste Werk über diesen Gegenstand ist.

Der Kaiser glaubte nun mit gewaltsamen Maßregeln fortfahren zu müssen, und erließ im Juli desselben Jahres den geschärften Befehl, daß keinem Ketzer erlaubt sei, irgendwo, auch nicht in seinem eigenen Hause, gemeinschaftlichen Gottesdienst zu halten; jeder sei berechtigt, solche Ungehorsame auseinander zu treiben. Von nun an kannte der Verfolgungsgeist der Katholischen keine Grenzen. Einige Jahre danach wurde jedoch, wenigstens im Morgenlande, den arianisch Gesinnten wieder ein besseres Loos. Die Kaiserin Justina, Gratians Stiefmutter und Valentinians des jüngern rechte Mutter, suchte im Namen ihres unmündigen Sohnes im J. 386 der arianischen Partei wieder aufzuhelfen, was ihr im Abendlande, theils der politischen Lage, theils und hauptsächlich des heil. Ambrosius von Mailand wegen, freilich nicht gelingen konnte. Im Orient glückte es ihr besser, da Theodosius selbst es nicht mehr gerathen fand, mit aller Strenge wider die Ketzer zu verfahren. Die Arianer erhielten also durch die Kaiserin Mutter im Oriente die Religionsfreiheit wieder, und so wurde denn auch Demophilos wieder als Bischof der arianischen Partei in Constantinopel angesehen. Als Demophilos noch in diesem Jahre 386 starb, entstand unter den constantinopolitanischen Arianern eine unglückliche Spaltung über die Frage, ob Gott der Name Vater auch vor der Zeugung des Sohnes zukomme. Dorotheus verneinte sie gegen den Marinus. Beide fanden Anhänger, und man war uneins über die Wahl eines neuen arianischen Bischofs. Die Lage der Arianer wurde um so mißlicher, da Theodosius bald darauf wieder geschärfte Verordnungen ergehen ließ, wahrscheinlich auf Veranlassung Gregors von Nazianz.

So thätig und beharrlich bis ans Ende also auch Demophilos seiner Partei gedient hatte, so ist ihm dennoch von Walch in seiner Ketzergeschichte nicht die Ehre erzeigt worden, unter die Stützen der arianischen Christen mit aufgenommen zu werden. Der Grund mag wol darin zu suchen seyn, weil Demophilos nichts Schriftliches hinterlassen hat. (Man vergl. Christian Wilh. Franz Walchs Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereien, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten bis auf die Reformation. Leipzig bei Weidmanns Erben u. Reich. 1764. 2ter Th. S. 656 ꝛc. Hauptsächlich den Versuch einer Geschichte des Arianismus. Berlin bei Friedr.

Maurer. 1783. 8. Ferner: Theodoretus V, 39. Sozomen. VII. Baronius A. C. 357, 359, 378, 383. *Du Pin* bibliotheque. 4 siècle.) (*G. W. Fink.*)

DEMOPHON (*Δημοφῶν*), oder Demophoon. 1) Der Sohn des Keleos, den Demeter unsterblich machen wollte (s. Demeter). 2) Ein Sohn des Theseus und der Phädra oder Antiope (*Diod.* IV, 64. *Plut.* Thes. p. 13. *Pind.* Fragm. p. 90 u. 117 Heyn.). Nach Pausanias (X, 25.) ging er mit vor Troja und befreiete seine Großmutter Äthra aus dem Sclavendienste der Helena, als diese sich selbst in das Lager der Griechen geflüchtet hatte. Homer erwähnt ihn nicht (s. *Meziriac.* ad Ovid. T. I. p. 125.). Auf der Rückreise ward er nach Thrakien verschlagen, wo sich Phyllis, Tochter des Königs Sithon oder selbst Königin der Sithonen, in ihn verliebte. Auch er erwiederte ihre Neigung und versprach, an einem bestimmten Tage zurückzukehren und sie zu heirathen. Der Tag erschien, aber Demophon kam nicht. Neunmal ging sie an diesem Tage nach dem Ufer, um zu sehen, ob kein Schiff mit dem Geliebten erscheinen wolle; davon hieß die Stätte, wo nachher Amphipolis erbaut ward, *ἐννέα ὁδοί*, die neun Wege (*Ovid. A. A.* 3, 37. Munker zu Hyg. f. 59. Harpocr. s. *Ἀμφίπολις*). Wie Ovid in der zweiten Heroide erzählt, ließ sie die bestimmte Zeit viermal verfließen, immer hoffend, daß der Geliebte sein Wort halten werde. Aber nun überließ sie sich der Verzweiflung und dem Gramе, der ihr Leben endete, oder nach Andern sie dahin brachte, sich selbst den Tod zu geben. Aus ihrem Grabe wuchsen zwei Bäume (Mandelbäume, wird bestimmt versichert), die den Tod der Phyllis jedes Jahr beklagten, oder die keine Blätter trieben, bis Demophon endlich doch kam und die Bäume im Schmerze über seinen Verlust umarmte, worauf sie sogleich grüne Blätter trieben. Die Blätter (*πέταλα*) hießen seitdem im Griechischen Phylla. Hygin glaubt, die Fabel sei von Mandelbäumen entstanden, die man auf ihr Grab gepflanzt habe. Nach Coluth. de rapt. Hel. 208. fällt die Geschichte vor dem trojanischen Kriege vor, denn er läßt ihr Grabmal schon vom Paris erblickt werden, als dieser, die Helena zu rauben, nach Griechenland reiste. Dagegen erzählt Tzetzes (ad Lyc. 495.) die ganze Fabel vom Akamas, dem Bruder des Demophon, nur daß der Ausgang anders ist. Akamas reist nach Kypros ab, Phyllis gibt ihm ein Kästchen mit nebst der Weisung, es nicht eher zu öffnen, als bis er alle Hoffnung, sie wieder zu sehen, verloren hätte. Er hört nun die Nachricht von ihrem Tode, öffnet das Kästchen, wird von da an von immerwährenden Erscheinungen beängstigt, stürzt endlich vom Pferde in sein Schwert und stirbt. — Die ganze Mythe, wahrscheinlich nicht zu alt, scheint eine Nachbildung so mancher andern, deren symbolischer Ausdruck sich auf den Jahreslauf bezieht. Es ist Sonne und Erde, die sich lieben, aber die Braut wird vom Bräutigam verlassen, sie trauert, die Bäume verlieren ihre Blätter und scheinen erstorben, fangen aber mit der Rückkehr der Sonne im Frühlinge wieder an zu grünen. Demophon hat auch hier die Bedeutung eines Würgers, nämlich der Pflanzenwelt, und die neunmalige Rückkehr der Phyllis zum Ufer möchte vielleicht mit dem neuntägigen Herumirren der Demeter zusammenhängen. Heißt der Geliebte Akamas, der Unermüdliche, so ist vielleicht dabei an ein gewöhnliches Beiwort der Sonne zu denken.

Ein anderer Mythos vom Demophon bezieht sich auf das Palladium. Dadurch, daß er eher als Mnestheus von Troja nach Athen zurückkehrte, verdrängte er diesen vom Throne und ward Beherrscher Athens, wo ihm Oxynthos folgte. Bei der Rückkehr von Troja wurde Diomedes zur Nachtzeit an die Küste von Attika verschlagen. Die Einwohner hielten die landenden Argiver für Seeräuber, denn sie fingen an zu plündern, da sie ebenfalls das Land nicht kannten, und riefen den Demophon herbei. Bei dem Kampfe erbeutete derselbe das Palladium, und in der Freude darüber ritt er unversehens einen Menschen nieder. Deswegen ward er vor ein Gericht gezogen, dessen Stätte nachher Palladium genannt wurde (*Paus.* I, 29. (28.) *Pollux* VIII, 10. 118.). Nach einer andern Sage vertraut Diomedes das trojanische Palladium dem Demophon an, der es aber durch den Buzyges (den Ochsenanspanner) nach Athen bringen läßt und ein nachgemachtes in seinem Zelte aufstellt. Agamemnon kommt nun und fodert das Bild zurück; Demophon weigert sich und sucht mit verstelltem Kampfe den Besitz des falschen Bildes zu vertheidigen, bis endlich Agamemnon siegt und das unechte Palladium fortführt (*Polyaen.* Strateg. I, 5. p. 22 Masv.). Beide Mythen besagen, daß mit Einführung des Ackerbaues (Buzyges) in Athen eine Gerichtsstätte zur Bestrafung von Mordthaten und Hinterlist unter dem Schutze der Pallas, der Stadtgöttin, errichtet worden sei, und der erste, der vor dieses Gericht gezogen wird, ist ein Demophon, ein Tödter des Mannes, oder auch einer, der von einer Schuld durch feierliche Sühne sich reinigen muß (*Δημοφῶν* nach Welker die reinigende Opferflamme, s. unter Demeter). Mordthaten werden also von jetzt an von bestimmten Richtern untersucht und bestraft, und diese gesetzliche Einrichtung verdankt man der weisen Göttin Pallas, die selbst eines unfreiwilligen Todschlags wegen (s. Athene) das Palladium gestiftet hat. Durch den Trug, den Demophon dem Agamemnon soll gespielt haben, wird wahrscheinlich auf den Streit zwischen Argos und Athen über den Besitz des echten Palladiums hingedeutet.

Nach Ant. Lib. 33. war auch Demophon derjenige, welcher sich der Kinder des Herakles thätig gegen den Eurystheus annahm und ihm die berühmte Schlacht lieferte, worin derselbe Krone und Leben verlor. Orestes flüchtete zu ihm nach begangenem Muttermorde, als gerade in Athen der zweite Tag der Anthesterien gefeiert wurde. Damals war es Sitte, daß alle bei diesem Feste aus einem gemeinschaftlichen Becher tranken. Demophon wollte den Muttermörder nicht mit aus diesem Becher trinken lassen und ihn doch auch nicht beleidigen. Er änderte also den Gebrauch ab und befahl, jedem Gaste eine eigene Flasche (Choa) zu geben, um daraus zu trinken. Dieser Gebrauch blieb in der Folge für immer, und der zweite Tag der Anthesterien hieß davon

Choes (*Athen.* Deipnosoph. X, 10.). Auch in diesem Mythos scheint eine Anspielung auf die Feuerreinigung (Demophon) in den Mysterien zu seyn.

3) Ein Gefährte des Äneas, von Kamilla getödtet (*Virg.* Aen. XI, 675.). (*Richter.*)

DEMOPTOLEMOS, einer der vornehmsten und tapfersten Freier der Penelope, endlich von Odysseus getödtet (*Hom.* Od. XXII, 242. 266.). (*Richter.*)

DEMOSTHENES. Der Name des Demosthenes ist alle Jahrhunderte hindurch den tüchtigsten, edelsten Menschen ein Gegenstand der reinsten Verehrung gewesen, und glücklicher Weise sind uns vielfach belehrende, wichtige Nachrichten vom Anfange bis zum Ende seines Lebens zugekommen. Ja wenn wir nur nicht mehr, als billig ist, verlangen, sein Leben als Statsmann und Redner, so weit die Kenntniß desselben uns wahren Nutzen bringt, liegt offen und frei vor uns da, so daß wir in vielen Rücksichten über ihn urtheilen können, als ob wir Zeitgenossen wären.

Wir betrachten zuerst die Quellen des Lebens, welche für uns als Urkunden gelten müssen. Die erste und vornehmste Quelle [1]), zu welcher wir begierig zurückgehen, um die sichersten Nachrichten über Geist, Leben und Wirken des Demosthenes aus ihnen zu schöpfen, sind seine hinterlassenen Werke, ist alles, was aus des Mannes Geiste, sei es gesprochen oder geschrieben, erweislich hervorging. Nichts von allem möchten wir missen wollen. Von den einzelnen Aussprüchen des Demosthenes bei Plutarchos, Stobäos und Arsenios [2]) bis zu seinen vollendetsten Reden ist uns alles wichtig und heilig. Die unglücklichen Schicksale seiner Kindheit und Jugend stellt er uns in den Klagereden gegen Anytos und Onetor dar. Seine Bemühungen, die Hindernisse der Natur zu überwinden und ein ausgezeichneter Redner zu werden, kennen wir durch seine mündlichen Mittheilungen, die Demetrios Phalereus empfing [3]). Sein Leben als Statsmann zu schildern und die Größe seiner Verdienste um seine Vaterstadt zu würdigen, zwangen ihn die Angriffe seiner Gegner, welche er in der Rede für Ktesippos, von der Krone, siegreich bekämpfte. Dazu liegen die Beweise des von ihm Vorgetragenen großentheils auch uns noch in seinen Statsreden vor, welche alle von der Treue, Vaterlandsliebe, trefflichen Gesinnung und Weisheit des Redners auf das Lauteste zeugen. Als aber endlich doch die Verläumdung siegte, Demosthenes vertrieben wurde und in seinem Vaterlande zu reden aufhörte, wirkte er durch seine Briefe, welche uns die letzten Lebensjahre des Redners schildern. So gewährt der Redner uns selbst den Grund, auf welchem wir das Gemälde seines Lebens auftragen können. Und wir dürfen uns um so mehr dieses Grundes bedienen, als hier gerade, wenn irgendwo, das geschriebene Wort den Kern des ganzen Mannes enthält, der Gegensatz aber, der zuweilen zwischen Wort und That Statt findet, gänzlich hinwegfällt.

Dennoch ist die Benutzung dieser Quelle mit den größten Schwierigkeiten verknüpft und darum ebenso vorsichtig als nothwendig anzustellen. Denn nicht zu gedenken, daß sie nur dem gelingen kann, der mit der griechischen Sprache überhaupt und mit der des Demosthenes insbesondere sich völlig vertraut gemacht hat; so fodert ihr Verständniß nicht nur eine solche Kenntniß der damaligen Verhältnisse in Athen und den übrigen hellenischen und barbarischen Staten, auf welche sich die Wirksamkeit des Redners bezieht, welche nur Wenigen zu erreichen möglich ist, sondern auch eine Menschenkenntniß, welche sich durch nichts in Verwirrung bringen läßt, in jeder Stimmung das Innerste der Lage des Menschen durchschaut, die verschiedenen Zeiten unterscheidet und den äußern Schein von dem Wesen zu trennen weiß. Dazu kommt die große Unsicherheit, welche bei der Frage eintrit, ob, was das Alterthum uns als Werk des Demosthenes überliefert hat, wirklich von ihm herrühre, oder, sei es aus Betrug, sei es durch Irrthum, ihm fälschlich beigelegt sei; eine Frage, welche unabweisbar sich aufdringt und die Schwierigkeiten bedeutend erhöht. Dies und Anderes hat zur Folge gehabt, daß noch immer diese reichlich fließende Quelle nicht erschöpft und jeder, der sich von neuem mit dem Leben dieses Mannes beschäftigt, leicht im Stande ist, viele Fehler seiner Vorgänger zu verbessern.

Er über sich selbst werde also hier zuerst gehört, und dies um so mehr, als seine reine Sittlichkeit uns dafür bürgt, daß er, der die Wahrheit sagen konnte, auch dies und nichts anderes wollte, wenn gleich das Mistrauen [4]), welches der Redner selbst irgendwo in anderer Rücksicht seinen Zuhörern empfiehlt, auch hier festzuhalten, und wenn nicht gegen Demosthenes, so doch gegen die damals übliche Sprache der Beredsamkeit anzuwenden ist [5]). Dies werden wir um so leichter bewirken können, wenn wir zugleich auch die Stimme seiner Zeitgenossen, seiner Freunde nicht minder, als seiner Gegner, hören [6]). Die vorsichtige, alles abwägende Vergleichung beider wird uns am sichersten auf diesem schlüpfrigen Pfade vorwärts zur Wahrheit leiten. Rede und Gegenrede liegen vor uns und öffnen dem Forscher und Menschenkenner ein ganz freies und offenes Feld.

Einzelne Äußerungen [7]) einiger Zeitgenossen ausgenommen, welche wir durch Plutarchos überliefert erhalten haben, sind in dieser Beziehung am wichtigsten die Reden des Demades, Äschines und Dinarchos. Demades, welcher zuerst unter Demosthenes Gegnern genannt wird, ein verworfener, durch makedonisches Gold bestochener, doch höchst talentvoller Mann [8]), greift in der Rede [9]), in welcher er seine

1) S. Beckers Literatur des Demosthenes. S. 3 folg. 2) Gesammelt von Westermann in der kürzlich erschienenen vortrefflichen Geschichte der griechischen Beredsamkeit. S. 309. 3) S. Plutarchos Leben des Demosthenes. Cap. 10 und 14. 4) Dem. zweite Philipp. Rede. S. 71. 5) *Weiske*, de hyperbole errorum in historia Philippi Amyntae filii commissorum genitrice. Misn. 1819. 6) Beckers Lit. S. 7 fg. 7) Wie das seines Mitschülers Aision b. Plut. Dem. 11. und der Komiker Timokles, Antiphanes u. a. bei Plut. und Athenäos. 8) Böckh Statsh. d. Athen. I. S. 243. 9) περὶ δωδε-

zwölfjährige Statsverwaltung zu vertheidigen unternahm, zugleich den Demosthenes an. Doch wird das auf uns gekommene Bruchstück derselben für unecht gehalten [9]). Bedeutender als er, trit für uns Äschines hervor. Eine Zeitlang war dieser in politischer Rücksicht mit Demosthenes eng verbunden gewesen und hatte nach gleicher Seite hin dem Philippos von Makedonien entgegengewirkt. Allein eine Gesandschaft zu diesem, an welcher er als Gegner des Philippos Antheil erhielt, stimmte ihn um. Von den Zaubern des Philippos bestochen ging er zur makedonischen Partei über und fand nun einen heftigen Gegner an dem seinen vorigen Grundsätzen treu gebliebenen Demosthenes. Hiedurch entstand ein Kampf, welcher nicht nur um das eigene Leben und die Geltung im athenischen State geführt wurde, sondern auch der Erhaltung des Vaterlandes galt und eben darum beide Redner zu Kraftanstrengungen trieb, denen wir die herrlichsten Erzeugnisse ihres Geistes, und Äschines wenigstens allein unsere Anerkennung seiner Größe als Redner verdankt. Und wäre es unmöglich, daß Äschines einsah, auf Demosthenes Seite werde er immer gegen ihn unbedeutend seyn, nur als sein Gegner könne er vielleicht der Leitung der Statsangelegenheiten Meister werden, und daß er auch hiedurch auf die entgegengesetzte Seite getrieben wurde? Wenigstens fast von dem Augenblicke an, wo sie beide anfingen Berühmtheit zu erlangen, trennten sie sich. Wie dem auch sei, der Kampf entstand und wurde von Demosthenes begonnen. Doch der alte Timarchos, der zuerst gegen Äschines auftrat, wurde schon durch eine Vorklage zurückgewiesen [11]); und die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede des Äschines gegen ihn ist auch als ein Sieg über Demosthenes zu betrachten [12]) und in Beziehung auf dessen Leben nicht ohne Bedeutung. Wichtiger aber noch ist Demosthenes eigene Anklage seines Gegners in der Schrift über die Truggesandtschaft, welche Äschines in einer Gegenrede beantwortete [13]), die als eine der wichtigsten Urkunden über Demosthenes Leben und Wirken in Athen und über die Art, wie dies seinen Gegnern erschien, zu gebrauchen ist. Die Angriffe des Demosthenes waren somit fruchtlos gewesen, und blieben es, bis Äschines selbst ihm den Weg zum Siege bahnte, indem er einen scheinbar günstigen Moment erlauernd [14]), in der Rede gegen Ktesiphon [15]) hinwiederum die Statsverwaltung seines Gegners als unheilbringend verläumdete. Aber obgleich die Gewalt der Demosthenischen Rede ihn niederschmetterte, so haben wir dennoch seine Rede mit allem Fleiß zu beachten.

Wenn sich Äschines Kampf auf die erste Periode Demosthenischer Statsverwaltung vorzugsweise bezieht, so hat dagegen der viel jüngere Dinarchos, welcher in Harpalos Bestechungssache [16]) gegen ihn auftrat und ihn zum Theil mit seinen eigenen Waffen bekämpfte, auch die spätern Jahre des Demosthenes mit Heftigkeit angeklagt. Doch muß sie mit Vorsicht gebraucht werden, theils weil schon unter den Alten die Rede einem andern Verfasser zugeschrieben wurde, theils weil sie die Anklagen zu einem alles Maß überschreitenden Extreme fortführt.

Die Reden anderer Gegner des Demosthenes sind verloren gegangen und nur noch in wenigen Citaten übrig, wie die des Pytheas [17]), Aristogiton [18]), Menesächmus [19]) und Anderer. Sie scheinen insgesamt für die Darstellung des Lebens des Demosthenes auch den Alten, die sie besaßen, nichts Wichtiges dargeboten zu haben, da sie nirgends in dieser Beziehung erwähnt werden.

Doch es ist noch übrig, noch anderer Urkunden zu gedenken, deren Gebrauch in vieler Hinsicht mit nicht geringeren Schwierigkeiten verbunden ist. Die eigenthümliche Weise attischer Reden ist es, das Gesagte wo möglich durch sichere Statsurkunden zu erhärten, um den Worten die nöthige Glaubwürdigkeit zu verschaffen, eine Weise, die um so wichtiger wurde, je leichter Täuschungen waren, und je mehr sie als eigenthümliches Recht gleichsam aller Redner zu gelten anfingen. Wären diese Urkunden den Reden bei der Herausgabe immer beigefügt worden, so würden wir mehr mit eigenen Augen sehen und mit größerer Sicherheit uns ein eigenes Urtheil zu bilden vermögen. Der größte Theil derselben und mit ihm ein unschätzbarer Besitz für die Alterthumsforschung ist aber verloren. Von denen, welche uns erhalten sind, sind die wichtigsten die, welche sich in der Rede über die Krone [20]) finden. Gerade diese aber verwickeln uns in die größesten Schwierigkeiten, deren Lösung Hindernisse im Wege stehen, die für uns fast unüberwindbar erscheinen müssen. Nach Böckhs Forschungen [21]) sind sie anfänglich nicht mit in der Rede enthalten gewesen, sondern

---

κατηγίας, Ol. XIII, 3; 326. gehalten. *Clint.* Fast. Hellen. p. 169. ed. Kr. 10) S. Westermann G. d. griech. Beredsamkeit. S. 98. Nr. 16. Schöll Gesch. der griech. Literat. I, 419. Für die Echtheit *Voss.* de natur. rhetor. p. 82. und viele andere, neuerlich Becker Lit. d. Dem. S. 7. 11) κατὰ Τιμάρχου gehalten Ol. CVIII, 4; 345. S. *Tydemann* de Aesch. or. in Tim. dissertatio. Lugd. Bat. 1822. 8. Westermann Gesch. der griech. Beredsamkeit. S. 117. §. 59. 12) Demosthenes ist darin namentlich angegriffen, und trug bald darauf am Ende der zweiten Philipp. Rede seinerseits auf eine Anklage des Äschines an. S. 74 fg. 13) περὶ παραπρεσβείας, geschrieben Ol. CIX, 2; 343. *Clint.* F. H. p. 153 Kr. höchst wahrscheinlich nicht gehalten. S. b. Westermann a. a. O. 14) Den eigentlich in der That ungesetzlichen Vorschlag des Ktesiphon. 15) κατὰ Κτησιφῶντος, gesprochen Ol. CXII, 3; 330. *Clint.* F. H. p. 167. Kr. *Winiewsky* Comm. p. 258 sq.

16) κατὰ Δημοσθένους περὶ τῶν Ἁρπαλίων Ol. CXIII, 4; 325. für unecht gehalten von Demetrios aus Magnesia, s. *Dionys.* Din. c. 1.; als echt angeführt von Dionysios von Halik. s. Westermann S. 313. Eine andere Rede κατὰ Δημ. παρὰ νόμων ging ebenfalls unter Dinarchos Namen, Westermann S. 314, wurde jedoch für das Werk eines andern gehalten. 17) S. Demosthenes dritter Brief. S. 1481. Westermann S. 98, 17. 18) ἀπολογία πρὸς τὴν ἔνδειξιν Λυκούργου καὶ Δημοσθένους bei Suid. s. v. — Westermann S. 99. 19) Westermann S. 100. 20) Über sie nach Palmerius, Cantarenus, Corsini, F. A. l. p. 322. *Schoemann*, de comit. Athen. p. 138 sq. Spengel im Rhein. Mus. II, 3. S. 367 — 404. Böckh im Corp. Inscriptt. I. p. 153. und de Archontibus Atticis, qui vulgo vocantur pseudeponymi in Seebod. Krit. Bibl. 1828, 79. S. 627—630. *Franz Winiewski* comment. in Dem. or. de corona 291—361. 21) S. Corp. inscriptt. praef. p. IX, 2.

erst später aus attischen Monumenten zusammengetragen und der Rede hinzugefügt worden. In welcher Zeit dies geschehen sei, läßt sich nicht mehr ausmitteln [22]). Daß sie aber trotz der Verfälschungen in Beziehung auf Angaben des Archon, der Prytanie, des Monats und der Tage brauchbar und wichtig sind, leidet keinen Zweifel.

Hieher gehört auch das Dekret des Neffen des Demosthenes, Demochares, welches uns der Verfasser der Lebensbeschreibungen der zehn Redner als Beleg seiner Darstellung über Demosthenes erhalten hat [23]). Denn obgleich es erst 42 Jahre nach dem Tode des Demosthenes unter dem Archon Gorgias, Ol. 125, 1; 280. in Vorschlag gebracht wurde [24]), so bleibt es doch ein höchst wichtiges Dokument für seine Lebensgeschichte. Und über seine Echtheit findet auch eigentlich gar keine verschiedene Ansicht Statt, wenn gleich es bisher noch weniger benutzt worden ist [25]). Es ist höchst wahrscheinlich aus der Psephismensamlung des Krateros entlehnt, welches wichtige und unersetzliche Werk vielleicht auch die Quelle jener in die Rede über die Krone eingeschobenen Urkunden seyn mag [26]).

Dies die urkundlichen Quellen des Lebens unseres Redners. In der zunächst folgenden Zeit ist sicher unendlich Vieles geschrieben worden, dessen Erhaltung manche Lücken unserer Kenntniß ausfüllen würde; von einer eigentlichen Biographie hören wir jedoch nicht. Leider sind aber auch von den wichtigsten Historikern nur einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Überreste auf unsere Tage gekommen. Vorzüglich würden uns zu gebrauchen seyn Theopompos 58 Bücher über die Geschichte des Makedoniers Philipp, dessen strenges Gericht über die Helden seiner Geschichte neuerlichst mehr Anerkennung und Gerechtigkeit gefunden hat, als sonst [28]). Bei der großen Sorgfalt, mit welcher er arbeitete, ist alles, was uns von ihm erhalten ist, mit großer Aufmerksamkeit zu beachten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß Dionysios von Halikarnaß es ist, der ihn gegen die Verunglimpfung, als sei er schmähsüchtig, in Schutz nimt [29]); derselbe, welcher mit wahrhaft begeisterter und ergreifender Liebe an dem Demosthenes hing. Hätte er als Schüler des Isokrates dessen Grundsätze ganz angenommen, so würde er, wie dieser, gegen seine Statsverwaltung gewesen seyn [30]). Uns belehrt über seine Glaubwürdigkeit in Bezug auf Demosthenes, daß wir wissen, er lobte das zu Lobende würdig und schön, wie seine Handlungsweise vor der Schlacht bei Chaironeia, wo sich Plutarchos meist sogar seiner Worte bediente *). Daher ist auch sein Tadel höchst wichtig. In jener Periode erkannte freilich auch Isokrates die Wahrheit seiner Ansichten an durch seinen Tod. Ferner Ephoros von Kumä, aus dessen Universalgeschichte uns nur höchst Weniges übrig geblieben ist. Einen Theil dessen, was darin die Demosthenische Zeit betrifft, hatte Demophilos, sein Sohn, hinzugefügt [31]). Ferner Philochoros, der nicht nur seines Zeitalters wegen [32]), welches das des Demosthenes nahe berührt, sondern auch durch seinen kritischen Fleiß, welcher sich in seiner Inschriftensamlung deutlich ausspricht [33]), und überhaupt durch seine Glaubwürdigkeit sich einen der ersten Plätze unter den jetzt behandelten Quellen erworben hat. Schon Dionysios von Halikarnaß hat ihn bei seinen Untersuchungen vielfach benutzt und uns manche Bruchstücke von ihm erhalten [34]).

Außer ihnen gab es noch Geschichtschreiber genug für die Lebenszeit des Demosthenes, die aber aufzuzählen jetzt unnöthig wäre, z. B. Anaximenes aus Lampsakos, Zeitgenosse Alexanders des Großen, und der sorgfältige Duris aus Samos, Zeitgenosse des Ptolemäos Philadelphos [35]).

Dieser Geschichtschreiber führt uns auf die Periode der Alexandriner, in welcher die Beschäftigung mit Demosthenes Geisteswerken eine Hauptbeschäftigung der Gelehrten wurde. Doch geschah es erst nach und nach, seitdem man die Dichter von Homer an, mit dem man sich bekanntlich vornehmlich und zuerst beschäftigte, vielfältig behandelt hatte [36]). Es ist daher kein Wunder, daß der erste Versuch ungenügend ausfiel. Diesen stellte Kallimachos an, indem er ein Verzeichniß der Reden des Demosthenes mit einem kurzen Lebensabriß begleitete [37]). Es war wol natürlich, daß bei dieser ersten Samlung manches für Demosthenisch gehalten wurde, was es, wie sich später zeigte, nicht war. Und daß es wirklich so gewesen, zeigten die Untersuchungen Späterer, vorzüglich des Dionysios von Halikarnaß [38]). Einen ganz gleichen Weg mit demselben Erfolg gingen die Gelehrten von Pergamus [39]), welche der Reichthum ihrer Bibliothek ebenso, wie der der alexandrinischen Bibliothek jene Männer, zu einer gleichen Arbeit einlud.

Auch eigentliche Biographien des Demosthenes sind in jener Zeit, oder wenigstens vor Augustus geschrieben worden. Denn Dionysios beruft sich mehre Male auf die Biographen des Demosthenes [40]) und entlehnt mehres aus ihnen, ohne daß wir doch ihre Namen anzugeben

---

22) S. Spengel a. a. O. S. 403 fg. Sie ist älter als unsere Handschriften, dem Dionysios von Halikarn. aber unbekannt. 23) Plut. ll. p. 850. E sqq. 24) Ebendas. S. 847. D. 25) Beckers Andokides. S. 125 fg. 26) S. Böckh Corp. Inscriptt. praef. p. IX. Becker a. a. O. In dieser Lebensbeschreibung vielleicht zu vieles aus Kaikilios, s. Timiphons Leben. 27) S. de Theopompi Chii vita et scriptis, auct. Pflugk. Berol. 1827. 28) S. Böckh Statshaush. d. Athen. I. S. 316. 29) S. Epist. ad Cn. Pomp. VI. p. 783., vergl. mit de vett. script. censura. V. p. 429. 30) Daß es Isokrates war, erhellt allein schon aus der bekannten Rede an Philipp, wo Dem. öfters sogar angedeutet wird. *) S. *Plut.* Dem. c. 18.

31) S. *Diod.* Sic. XVI. 32) Ol. 118 — 129. Böckh Corp. Inscript. p. VIII, nach Siebelis und Lenzens Untersuchungen. 33) Böckh ebendas. und Statshaush. I. S. 212. 34) S. epist. ad Ammaeum prior an verschiedenen Stellen. 35) Ihre Namen ohne Zeitordnung bei *Vömel* Comm. ad Dem. Philipp. II. p. 3. 36) Vergl. m. Leben des Aristophanes. p. CXI. 37) In den *πίνακες τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων καὶ ὧν συνέγραψαν, ἐν βιβλίοις κ΄ καὶ ρ΄*, vergl. Suid. s. v. *Καλλίμαχος*, und Becker Dem. Phil. Rede. S. 505 fg. 38) Vergl. die Stellen, in welchen er namentlich des Kallimachos tadelnd gedenkt. Is. 6. Din. I. 10, Dem. 18, b. Westermann Gesch. der griech. Beredsamkeit. S. 173, 21. 39) *Dionys.* Din. I. 11. Westermann a. a. O. 22. 40) Epist. ad Amm. p. 728, 727. de admir. vi. dis. in Dem. p. 1118, m. Epist. ad Ziem. p. VII.

vermöchten. Dürfte man eine Vermuthung wagen, so könnte er in dem Briefe an Ammäos, wie bei Aristoteles, den Apollonios benutzt haben [41]). Zu denen, welche er gewiß unter andern gemeint hat, gehört Demetrios aus Magnesia in seinem Buche περὶ συνωνύμων, dessen sich später auch Plutarchos bediente [42]). Dionysios tadelt ihn heftig im Dinarchos [43]). Als Beweis seines Leichtsinnes genügt anzuführen, daß er es war, welcher die lächerliche Behauptung aufstellte, Demosthenes habe die bekannten Verse, welche unter seine Bildsäule geschrieben wurden, kurz vor seinem Tode selbst gedichtet [44]). Ferner Hermippos aus Smyrna, welcher vorzüglich durch sein Buch über Isokrates Schule berühmt, ebenfalls sich manchen gerechten Tadel zugezogen hat.

Reicher wird die Literatur für uns um das Zeitalter des Augustus. Vor Allen ist Dionysios von Halikarnaß zu nennen, welcher nicht allein wegen seiner ästhetisch-kritischen Urtheile über den Redner, sondern auch dadurch wichtig ist, daß er in dem Briefe an Ammäos Einiges aus den Biographen desselben mitgetheilt hat, was uns nothwendig sehr wichtig seyn muß. Und zwar sind es hauptsächlich chronologische und geschichtliche Untersuchungen, welche er über die einzelnen Reden angestellt hat [45]). In dieser Rücksicht ist es aber sehr zu bedauern, daß die Hauptschrift über Demosthenes verloren gegangen ist, in welcher er gewiß seine Forschungen niedergelegt hatte [46]). Auch in der wichtigen Schrift „über die alten Redner," deren ersten Theil wir besitzen, ist das verloren gegangen, was sich auf Demosthenes Leben bezog; wenn er nämlich bei ihm denselben Weg einschlug, wie bei den übrigen Rednern [47]). Die Benutzung des Dionysios ist von frühern Gelehrten so angestellt worden, daß man zuviel auf sein Ansehen gab; neuerlich scheint man dagegen in der Anerkennung seiner Flüchtigkeit etwas zu weit zu gehen [48]) und ihm Unrecht zu thun. Seine Angaben in dem Briefe an Ammäos müssen zum Theil wenigstens sicher als von andern empfangen, nicht als Resultate eigener Forschung betrachtet werden; also müßte vor allen Dingen ihre Quelle nachgewiesen werden. Allein überhaupt ist alles von ihm Herrührende wohl zu beachten; wo möglich jedoch so, wie es Wolf [49]) gethan. Hat man die innern Beweise und Zeugnisse befragt, und ist man zu einem mehr oder minder genauen Resultate gelangt, so nimt man erst seine Angaben als bestätigend hinzu, oder verwirft sie, wenn sie nicht übereinstimmen. Daß er Irrthümer begangen habe, ist jetzt hinlänglich erwiesen.

Nur oberflächlich bekannt geworden ist, was Kaikilios von Kale Acte in Sikelien über Demosthenes geschrieben. Gewiß konnte er weder seine Vergleichung des Demosthenes und Äschines [50]), noch seine Untersuchung über die echten und unechten Reden des erstern [51]) schreiben, ohne vielfältig seine Lebensereignisse zu berühren.

Wichtiger ist daher die Erhaltung einiger Geschichtschreiber aus dieser Zeit, denen wir die Darstellung des Philippischen Zeitalters verdanken, und ohne welche eine chronologisch genaue und historisch genügende Darstellung des Lebens unsers Redners ganz unmöglich seyn würde. Jetzt erst konnte man eine parteilosere Ansicht der Geschichte jener merkwürdigen Zeit fassen, da die alten Verhältnisse keinen deutlichen Einfluß mehr auf die Gegenwart ausübten. Dies scheint noch Polybios [52]) nicht wohl gekannt zu haben, der von seinem Standpunkte aus den Demosthenes tadeln mußte, weil er über sein Vaterland nicht so gesprochen hatte, wie er wünschte; obgleich sich keineswegs behaupten läßt, daß seine Beurtheilung aller Wahrheit entbehrte. Polybios sprach als Peloponnesier.

Nicht so Diodoros der Sikelier, dessen Werk sichtbar für die heutigen chronologischen Forschungen eines der wichtigsten Bücher ist. Mit gleicher Anerkennung und Liebe behandelt er Demosthenes, welchen er den ersten der Hellenen damaliger Zeit nennt, und seinen Gegner, Philippos, dessen Thaten er stets als Zeugen seiner Talente als Feldherr, seiner Klugheit in Behandlung seiner Zeitgenossen und seiner Frömmigkeit gegen die Götter darstellt, ohne sich durch irgend eine seiner tadelnswerthen Handlungen irre machen zu lassen. In Beziehung auf die Chronologie und Genauigkeit in der Erzählung muß er mit Vorsicht gebraucht werden; in jener, weil er offenbar die griechischen und römischen Jahre so mit einander vermischt, daß er bald dem einen bald dem andern folgt [54]) — daher die Abweichungen vom Philochoros — und nicht selten da, wo das Ende eines Ereignisses erzählt werden mußte, zugleich den Anfang hinzufügte, und umgekehrt, wo der Anfang nur zu berühren war, sogleich das Ende erzählt [55]), und aus ähnlichen Gründen; in dieser, weil man ihm schon längst kleine Ungenauigkeiten und Fehler, vorzüglich Widersprüche, nachgewiesen hat, da er nicht selten eine Sache zweimal und jedesmal verschieden erzählt [56]). Die Untersuchung über seine Quellen scheint mir noch nicht beendigt zu seyn [57]).

41) Vergl. *Stahr's* Aristotelia. p. 20. 42) Vergl. Plutarchos Leben des Dem. Cap. 15. 43) Vergl. Dion. Dinarch. c. 2. 44) Vergl. den Verf. der X. Red. S. 847. mit Plut. Leben des Dem. Cap. 30. 45) S. darüber *Weiske* de hyperb. P. I. p. 40. *Westermann* de or. Ol. ord. p. 7. 46) Vergl. m. Epist. ad Ziem. p. IV sq. 47) S. Becker in Dionys. über Dem. Rednergewalt S. XXXVI. 48) Becker a. a. O. S. XXIV, Anm. 28. *Westermann* Quaest. Dem. I, 75. II, 80. 49) In der Untersuchung über die Leptinea „Jam in cumulum accedit locus Dionysii" cet.

50) σύγκρισις Δημοσθένους καὶ Αἰσχίνου, s. Suid. s. v. K. 51) περὶ Δημοσθένους ποῖοι αὐτοῦ γνήσιοι λόγοι, καὶ ποῖοι νόθοι, s. Suid. s. v. K. vergl. *Westermann*, §. 88, 16—18. p. 197. Plutarch tadelt ihn vit. Dem. 3. „περιττὸς ἐν ἅπασι." Auch gehört seine Schrift hieher „περὶ τῶν καθ' ἱστορίαν ἢ παρ' ἱστορίαν εἰρημένων τοῖς ῥήτορσι" welche vielleicht wichtige Beiträge für Demosthenes enthielt. 52) Polyb. XVII, 14., eine an sich sehr schöne Stelle. 53) S. Beckers Lit. S. 24. 54) Irre ich nicht, so ist dieser Punkt noch immer nicht genug hervorgehoben worden. Nicht selten erzählt er ganz nach dem römischen Jahre. Daher was im Frühling geschieht, oft in das folgende Olympiadenjahr gerückt wird, s. z. B. *Winiewski* Comm. p. 16. Vielleicht ist dies als ein großer Gewinn für uns zu betrachten, weil wir so etwas erfahren, was anderwärts her nicht zu lernen ist, nämlich die Scheidung zwischen Herbst und Frühling. 55) S. *Winiewsky* Comm. p. 49. 56) Um nur eines Beispieles zu gedenken, erzählt er den Fall Methone's in zwei verschiedenen Jahren, gibt den Phokischen Krieg ganz verschieden an u. s. w. Vergl. auch *Winiewsky* p. 21, 43, 47 u. a. andern Orten. 57) Vergl. *Heyne* de fontt. Diodori Vol. I. p.

Ihm zunächst ist Trogus Pompejus zu nennen, dessen bedeutendes Werk leider verloren ist. Doch auch Justinus Auszug ist von hoher Wichtigkeit für uns, zumal da es offenbar ist, daß man mit viel mehr Recht als Diodoros, hier den Theopompos als Hauptquelle annehmen darf [58]). In chronologischen Dingen ist er minder wichtig als in dem Urtheil über die hellenisch-makedonischen Angelegenheiten [59]).

Auch Arrian, der Alexanders Geschichte auf makedonischer Seite erzählt [60]), und Pausanias, dessen innige Liebe für das hellenische Alterthum bei seinem sehnsüchtigen Hinblick auf die Trümmer alter Größe auch Demosthenes Geist zu würdigen verstand, und durch schändliche Verläumdung gegen sein Verdienst sich nicht blenden ließ. Für Chronologie ist sein Gebrauch bedenklich [61]).

Wenden wir uns nun zu den eigentlichen Biographien des Demosthenes, welche uns aus dem Alterthume zugekommen sind. Den ersten Rang [62]) unter ihnen nimt das Leben des Demosthenes von Plutarchos ein, indem er es mit dem des Cicero in Vergleichung brachte. Es ist dies das fünfte Buch der Parallelen [63]). Diese Lebensbeschreibung ist die einzige vollständige und des Mannes würdige, welche wir kennen. Es lagen dem Verfasser viele Quellen vor, da nach seinen eigenen Worten über Demosthenes viele vor ihm geschrieben hatten [64]). Viele von ihnen hat er namentlich angeführt. Es sind Theopompos [65]), Demetrios Phalereus [66]) (Ol. 118.), Ktesibios [67]) (Ol. 126.), Aristobulos [68]) (Ol. 125.), Hermippos [69]) (Ol. 134.), Eratosthenes [70]) (Ol. 141.), Phylarchos [71]) (Ol. 146.), Demetrios aus Magnesia [72]), Cicero's Zeitgenosse, Kaikilios [73]), Ariston der Chier [74]), ein Philosoph, Panaitios aus Rhodos [75]), ein Philosoph, Idomeneus aus Lampsakos [76]) (Ol. 126.), Theophrastos [77]), Marsyas [78]), Zeitgenosse des Demosthenes, Duris von Samos [79]), Idomeneus [80]), Pappos bei Hermippos [81]), Demochares [82]), von denen zum Theil früher die Rede gewesen ist. Andere mehr zu nennen, mag er nicht Gelegenheit gefunden haben, da er auch der Genannten nur dann gedenkt, wenn ihre Nachrichten mit andern in Widerspruch stehen, oder er selbst im Urtheil von ihnen abzuweichen sich gedrungen fühlt. Um so weniger darf man sich bei Untersuchungen über Plutarchos Quellen mit seinen eignen Citaten, die sich oft nur auf Kleinigkeiten beziehen, begnügen, und es vermeiden, durch die sorgfältigste Vergleichung aller Nachrichten die Hauptquellen zu erkennen, wenigstens dem Erkennen sich zu nähern. Dies ist der Grund, warum Heerens Untersuchungen nicht genügen [83]).

Es ist offenbar, daß Plutarch auch auf die Urkunden zurückging, daß er Demosthenes und Äschines Reden, erhaltene Dokumente und anderes Wichtige für seinen Zweck benutzte. Dabei zeigt er sich vorsichtig und behandelt Äschines Schmähungen mit einigem Mißtrauen [84]). Doch hätte er in dieser Beziehung viel weiter gehen sollen, als er gegangen ist. Denn wenn gleich bisweilen Ausdrücke des Biographen an den Redner erinnern, ja offen aus ihm entlehnt sind [85]); so läßt er doch vieles ganz unberührt und unberichtigt, wobei die Reden selbst leicht Auskunft geben können. Um nur ein Beispiel anzuführen, aus den Reden konnte er sicherer über die Vorfahren des Demosthenes urtheilen, als er es im Anfang der Biographie wirklich gethan [86]).

Doch nicht schriftliche Nachrichten allein, auch mündliche hat er benutzt und benutzen wollen, und weil dies leichter möglich sei, rühmt er die größeren Städte [87]). Aber eben hierin scheint sich auch leicht Anlaß zu Verirrungen zu finden, wenn man nämlich zu leichtgläubig glänzenden Aussprüchen, scheinbaren Erzählungen und dergleichen sich hingibt, in deren Erfindung die witzelnden Griechen einen hohen Werth setzten, welche gar oft die Wahrheit der Geschichte verfälschen. Auf diese Weise, glaube ich, hat Plutarchos nicht selten gefehlt [88]). Falsche Erzählungen verrathen sich leicht an den Verschiedenheiten und Widersprüchen, unter denen sie aufzutreten pflegen, oft auch geradezu durch ihr Sündigen gegen echte Chronologie.

Und hierin liegt ein zweiter Mangel der Plutarchischen Darstellung, daß wir eine feste chronologische Grundlage vermissen, welche allein vor Fehlern hütet. Ich erinnere nur an die Erzählung, wie beim Prozesse über Oropos [89]) Demosthenes als Knabe den Redner Kallistratos gehört haben soll. Wo die Chronologie sicher überliefert war, gab sie Plutarchos richtig;

LXXX. *Wesseling* ad Diodor. XVI. p. 516. *Ziemann* in Demosth. de bello Phil. Olynthico. p. 16. und Andere anderwärts. 58) S. Becker Literat. S. 24. 59) Auch die Prolog. des Trogus sind für sich zu beachten, s. Bernhardy röm. Literat. S. 269. Den Justin nennt Winiewsky p. 67 „scriptor exquisita quadam orationis vehementia Philippo male dicens." 60) Für seine Hauptquelle hält man Aristobulos aus Kassandria. S. *Schmieder* praef. ad Arrian. p. XXIV. vergl. *Plut.* Dem. c. p. 856 E. 61) S. *Winiewsky* p. 44. seine Angaben über den Phokischen Krieg. 62) S. Beck. Dem. als Statsm. u. Redner I. S. 3, 4. Lit. des Dem. S. 10. 63) S. *Plut.* Dem. p. 847, A. *Lion* de ordine, quo Plut. vitt. scripserit p. 8. 64) Dem. p. 860, B. c. 30. „τῶν ἄλλων ὅσοι γεγράφασι περὶ αὐτοῦ, πάμπολλοι δέ εἰσι" vergl. auch comp. Dem. c. Cic. c. 3. „οὐκ ὀλίγοι δ' εἰσίν (sc. οἱ ἀντιγράφοντες). 65) c. 4, 13, 14, 18, 25. 66) c. 9, 11, 14. 67) c. 5. 68) c. 10? 69) c. 5. und 11, 28. 70) c. 9, 30. 71) c. 27. 72) c. 15, 27, 28. 73) c. 3. 74) c. 10, 30. 75) c. 13. 76) c. 15. 77) c. 17 und c. 10. 78) c. 18. 79) c. 19, 23. 80) c. 23. 81) c. 30. 82) c. 30.

83) *Heeren* de fontt. Plutarchi p. 80 sq. 84) S. c. 4. „εἴτε ἀληθῶς εἴτε βλασφημιῶν καὶ καταψευδόμενος." So auch in der comp. Demosth. c. Cicerone c. 3. 85) S. Beckers Phil. Red. S. XXIV Anm.; auch *Plut.* Dem. c. 12, p. 410, 15. Schaef. 86) c. 4. theils in Bezug auf den Vater, wo er sich auf Theopompos beruft, theils in Beziehung auf Gylon, wo er blos Äschines Zeugniß kannte. Über beides später. 87) Vergl. c. 3. und p. 425, 18 Schaef. „ἐξ ὧν ἡμεῖς ἀνεγνωμεν ἢ διηκούσαμεν" ib. p. 402, 30. „ὡς βιβλίων τε παντοδαπῶν ἀφθονίαν ἔχων καὶ ὅσα τοὺς γράφοντας διαφυγόντα σωτηρίᾳ μνήμης ἐπιφανεστέραν εἴληφε πίστιν ὑπολαμβάνων ἀκοῇ" wo ich Wyttenbachs Erklärung gänzlich verwerfe. Man denke hier an das μελετητήριον des Dem. c. 7. und an die Erzählung c. 31. 88) Über das fehlerhafte Haschen nach Gerüchten und Anekdoten s. *H. Wolf* Argum. or. Dinarchi. T. I. p. 90. *Schöll.* Gr. Lit. II. Becker. 89) c. 5. p. 405, 1 sq. Schaef.

wo sie aber schwankte, gab er sich um Erforschung der Wahrheit keine Mühe. Freilich ist nicht zu vergessen, daß solche Studien, welche ein Hauptgegenstand heutiger Philologie sind, den meisten Alten auch überhaupt viel mehr fern lagen als uns. Daher halte ich für unrecht, auf Plutarchos chronologische Angaben einen bedeutenden Werth zu legen [90]). Wahrscheinlich hielt er solche Genauigkeit mehr für nothwendig für den eigentlichen Geschichtsschreiber, als für den Biographen [91]).

Doch es ist Zeit, daß wir den wahren Werth der Plutarchischen Schrift wenigstens andeuten [92]). Die Zeichnung des Charakters unsers Redners ist im Ganzen vortrefflich. Er ist weder ein Bewunderer aller seiner Handlungen, noch ein Tadler derselben, sondern bewahrt sich vielmehr zwischen beiden hindurch einen Pfad, der ihn am leichtesten zur Wahrheit zu führen vermochte. Er begleitet den Helden seiner Biographie in alle Lagen seines Lebens und zeigt die Gründe, nach welchen er gehandelt. Auf diese Weise belehrt er uns von der Consequenz seines Charakters, von dem Ernst und der Festigkeit, mit welchen er seiner früh gefaßten Ansicht anhing, und von allen den Tugenden, die den herrlichen Mann schmücken. Es ist kein Zweifel, daß niemand diese Lebensbeschreibung aus der Hand legen wird, ohne wirklich ein im Ganzen wahrhaftes Bild des Mannes in seiner Seele zu tragen. Zwar fehlt es auch nicht an Fehlern; zwar lieh Plutarchos noch immer den Verläumdern ein zu offenes Ohr [93]); zwar scheint er auch durch seine Liebe zu Chaironeia und Theben hingerissen [94]), nicht ganz der Mann gewesen zu seyn, der völlig unparteiisch den Demosthenes würdigen konnte; zwar war er auch sonst von Vorurtheilen nicht ganz frei [95]); allein alles dieses ist doch gar gering gegen das viele Herrliche, was er uns vorgeführt, und gegen die das Ganze offenbar belebende und erfüllende Wahrheit. Und daß ich es ausspreche, es ist Plutarchos sittlicher Ernst, der ihn für alles Große und Edle entflammte und auch hier ihn fähig machte, des Demosthenes Größe zu verstehen und aufzufassen. Überall zeigt sich eine sichtbare Vorliebe für Demosthenes, eben auf seine reine Sittlichkeit gegründet. Wie schön erkennt er das Herrliche und Große des Todes des Demosthenes! Und doch wird sie nicht tadelhaft, so daß sie auch das minder Gute etwa bewunderte [96]).

Der große Stoff, welcher dem Plutarchos vorlag, ist offenbar auch vortrefflich benutzt. Neben dem Leben hat er auch der Beredsamkeit des Mannes Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn gleich er sich nicht Kenntniß der lateinischen Sprache genug zutraute, um Demosthenes und Cicero mit einander in dieser Hinsicht vergleichen zu können [97]). Doch ist seine Richtung durchaus auf Handlungen, auf Politik, nicht auf Sprache gerichtet. Sein eigener ungleicher Styl beweist es. Denn dieser bleibt sich nicht gleich, sondern wechselt nach der Verschiedenheit der benutzten Quellen [98]). Er ist daher in dieser Beziehung ein Historiker ganz anderer Art, als jene früheren Helden. Und vielleicht könnte man nicht mit Unrecht gerade in Demosthenes Biographie einen Mangel finden [99]).

Gegen diese Biographie könnte übrigens leicht alles Andere hingegeben werden. Eine zweite Lebensbeschreibung findet sich in einem Buche, welches ebenfalls des Plutarchos Namen führt und die Biographien aller zehn Redner enthält. Über sie ein genügendes Urtheil abzugeben, ist sehr schwierig. Die Frage über ihren Verfasser, in deren Beantwortung früher Alle fast einstimmig waren, indem sie die Schrift nicht als Plutarchisch anerkannten, ist neuerlichst wieder mit nicht unwichtigen Gründen von Becker zu Gunsten des Plutarchos gelöst worden [1]). Das Urtheil H. Wolf's [2]) nahm Becker wieder auf [3]) und bildete es aus. Doch kann ich nicht übereinstimmen, wenn behauptet wird, Plutarchos habe hier mehr den Redner Demosthenes schildern wollen, welchem Gedanken mir die ganze Gestalt der Biographie entgegen zu seyn scheint [4]). Ebenso wenig dürfte man annehmen können, er habe hiedurch seine frühere Biographie berichtigen wollen, zumal da sie umgekehrt Dinge enthält, deren Berichtigung wir aus der vergleichenden Biographie entnehmen können. Ich erinnere nur an einen Punkt. In der letztern verwirft er als Geschwätz,

90) Wie z. B. Winiewsky thut Comm. p. 43. 91) Den Unterschied zwischen beiden entwickelt er selbst im Leben Alexanders zu Anfang S. 664. vergl. auch Jons. script. hist. philos. ab in. 92) Worin der wahre Werth der Plutarchischen Biographie liege, und worin ihre Mängel, finde ich sehr gut auseinandergesetzt von Barton in der Einleitung zum Commentar über Dem. u. Cicero's Biographien, s. bei *Reiske* Tom. IV. p. 895—901. 93) Wie in der Bestechungssache des Harpalos. 94) Sie ist gerade hier in der Einleitung zu diesen Parallelen ganz deutlich ausgesprochen: c. 1—3. Und auch Becker erkennt sie als einwirkend an, Dem. als Statsm. u. Redn. I. p. 5. u. p. 855 C.? Obgleich Demosthenes als Thebanerfreund sogar verspottet wird, so konnte er doch gar leicht Plutarchos Eigenliebe verletzen durch Äußerungen, wie die im λόγ. ἐπιτάφιος, wo die Thebaner die Schuld des unglücklichen Ausgangs der Schlacht bei Chaironeia tragen sollen, da Plutarchos diese Schrift für echt hielt, s. compar. p. 467, 8. Schaef. 95) S. z. B. den Vorwurf des δανείζειν ἐπὶ ναυτικοῖς, und dazu die Bemerkung des Casaubonus ad Theophrast. p. 343 bei Barton p. 958 R.

96) S. z. B. p. 855. sein Urtheil über die Schlacht gegen Philipp; dagegen über seine Liebe zu Dem. Becker Lit. S. 28. 97) S. c. 3. und Beck. Lit. des Dem. S. 11. 98) S. Barton a. a. O. S. 900. 99) Vorzüglich wichtig über diese Plutarchische Schrift ist Bartons vortrefflicher, schon erwähnter Commentar b. *Reiske* p. 901—959. Ausgaben von Reiske, Wyttenbach in Select. princ. historic., wieder gedruckt Lpzg. 1827; Hutten, Stuttgard 1820; Frotscher, Lpzg. 1828. — Übersetzung v. Becker in Dem. Phil. Reden, Halle 1829. 1) S. Dem. Lit. S. 11 flg. Andokides S. 109—132. 2) Multa hic inter se minime consentientia congeruntur, ut et in vita Isocratis et aliorum, ut propemodum suspicer, Plutarchum huc congessisse, quidquid uspiam de hoc oratore legerat, non quod omnia probaret, sed ut suum judicium per otium interponeret atque accurate omnia describeret, ut superiore libro factum est. Deinde hae suae schedae sive rhapsodiae propter tanti viri autoritatem temerario editionis honore (ut loquitur Fabius) vulgatae sunt." Annotatt. ad Plut. Dem. T. V. p. 810. 3) S. a. a. O. S. 130. 4) Trotz der Unordnung, in der das Ganze sich befindet, erkennt man doch dies deutlich, daß die Schrift der richtigen Auffassung des Demosth. als Statsbürger ebenso sehr gewidmet war, als der als Redner. Und gerade dies dürfte vielleicht für Plutarchos als Verfasser angeführt werden.

was er in der erstern ohne Weiteres erzählt, daß Demosthenes den Vers selbst gemacht habe, den man später auf seiner Bildsäule fand [5]). Endlich ist in der That kein einziger schlagender Grund beigebracht worden, der entschieden für Plutarchos spräche. Denn daß es unter Plutarchos Werken steht, ist doch höchst unwichtig im Vergleich mit dem, was sich dagegen sagen läßt.

Das Hauptverdienst der Beckerschen Untersuchung besteht daher in der Nachweisung, daß man den schon durch Photios geheiligten Gebrauch der Schrift unbedingt billigen müsse; freilich mit der Vorsicht, die bei solchen Schriften des Alterthums, auch den Plutarchischen, allemal anzuwenden ist. Sei immerhin der Verfasser der Schrift unbekannt, wir dürfen sie für Demosthenes Leben gebrauchen und vorzüglich die in ihr enthaltenen, wichtigen, ohne Zweifel echten Dekrete, von denen schon früher die Rede war, benutzen.

Das wichtigste Moment in dieser Biographie ist gewiß das chronologische darin. Während nämlich in Plutarchos vergleichender Biographie sich ein Schwanken bemerklich macht, ist hier im Gegentheil mehrfach sichere Berechnung sichtbar. Dies zeigt sich in der Angabe, von wo man Demosthenes Leben rechnen müsse [6]), wie lange er den Stat verwaltet, wie alt er geworden, wann er gestorben sei. Doch stehen auch hier wieder ganz verkehrte Angaben aus andern Schriftstellern dazwischen [7]). Doch auch sonst hat Becker mit Recht auf den Reichthum an benutzten Quellen aufmerksam gemacht. So werden hier Hegesias von Magnesia [8]), Philochoros [9]) und Heliodoros [10]) erwähnt, welche in der vergleichenden Biographie namentlich nicht vorkommen. Auch Benutzung der Demosthenischen Reden läßt sich bemerken, wie in der Angabe, daß er als Unmündiger bei seiner Mutter gelebt habe [11]). Doch fehlt es auch nicht, wie bekannt ist, an Widersprüchen und Verdrehungen, wie an lächerlichen Anekdoten, die sich sogleich als nichtswürdig ergeben.

Im Ganzen ist die Schrift in der Art des Laertios abgefaßt [12]).

Die übrigen biographischen Versuche sind kurz und minder genügend. Der Rhetor Libanios [13]) gab Inhaltsanzeigen der Demosthenischen Reden heraus und begleitete sie mit einem Abriß seines Lebens, in wie weit es ihm zum Verständniß der Reden selbst nützlich und nothwendig schien [14]). Hienach läßt sich von selbst erwarten, was wir bei ihm finden, nämlich eine ganz vorzügliche Kenntniß der Reden des Demosthenes und seiner Gegner, welche sich denn auch, freilich bei der Kürze des Ganzen nur in schwachen Zügen, zu erkennen gibt [15]). Dagegen läßt sich keine Spur entdecken, daß er etwa besondere Quellen, die sich bei Plutarchos nicht finden, benutzt hätte. Auch in der Chronologie enthält er durchaus nichts Wichtiges und begeht vielmehr denselben Fehler, dessen sich auch Dionysios schuldig gemacht [16]). Die Inhaltsanzeigen selbst sind stets damit zu verbinden und enthalten manche höchst wichtige Notizen. Es ist übrigens eine Eigenthümlichkeit des Schriftstellers, daß er sich dabei ganz an die Reden selbst hält und im Ganzen wenig aus den Geschichtschreibern hinzufügt [17]).

Noch unbedeutender als dies sind die Biographien des Zosimus Askalonita [18]), Tzetzes [19]), eines Anonymus [20]) und dreier bei Suidas [21]), welche nur wenige Beiträge zu den frühern hinzufügen. Was Photios [22]) vorträgt, ist größtentheils aus Plutarchos entlehnt; Eigenthümliches findet sich nur im Urtheil über die einzelnen Reden.

Andere sind verloren gegangen, wie die des Marcellinus [23]), Zeno [24]) und Salustius [25]), über welche sich daher ein Urtheil nicht fällen läßt.

Erhalten dagegen ist die Schrift eines unbekannten Verfassers, Lob des Demosthenes, welche sich unter den Schriften des Lukianos befindet und hier eine Erwähnung verdient [26]). Schon unter den Alten hegte man Zweifel, ob die Schrift wirklich dem Lukianos angehöre, oder nicht, wie die Bemerkung eines Scholiasten beweist [27]). Bei weitem die meisten der neuern Gelehrten sprechen sie entschieden diesem Verfasser ab, wie Küster, du Soul, Marcilius, la Croze, Reitz und viele andere bis auf Schöll [28]). Einige suchten wenigstens den zweiten Theil zu retten und behaupteten, daß die Sache sich schwer entscheiden lasse [29]). Andere, wie Wieland und Becker, erklären sich entschieden für die Vortrefflichkeit und Echtheit der Schrift [30]). So auch Jacob [31]).

---

5) Vergl. Dem. c. 30. mit dem Ende der Biographie aus den X. Rednern. 6) Welche allgemeine Billigung neuerlich erfahren. 7) Wie die, daß er 67 oder 70 Jahre alt geworden sei. 8) p. 844 B. 9) p. 846 B. 847 A. 10) p. 849 C. 11) Im Anfange der Schrift, vergl. mit Or. contr. Aphob. p. 825. 12) Die Urtheile über sie meist tadelnd. 13) Das Werkchen findet sich in den meisten Ausgaben des Redners, nebst den Inhaltsanzeigen. 14) S. b. *Reiske* p. 2. 15) Ebendaselbst führt er Äschines an, welchem er auch in der zuerst hier sich bestimmt findenden Angabe folgt, daß er in seiner Kunst Unterricht gegeben habe. p. 8. „σοφιστεύειν ἐνίοις ἔφασαν“ wovon nachher. 16) Dies gegen Becker Lit. S. 13. Seine Angabe, daß er im 18. Jahre gegen seine Vormünder gestritten und die bekannten Reden gearbeitet habe, leidet an demselben Fehler, den Dionysios gemacht hat; s. Lib. p. 8. und nachher. 17) Außerdem sind zu beachten desselben Verfassers *Δημοσθένης* T. IV. p. 266—279. ed. Lib. Reisk. und desselben *Δημοσθένους ἀπολογία* ib. p. 280—323, nebst desselben *σύγκρισις Δημοσθένους καὶ Αἰσχίνου* ib. p. 1000—1004. 18) Zosim. Asc. s. Gazaei vit. Dem. in Reisk. Orr. T. IV. p. 145—152. Vergl. Beckers Lit. S. 14. *Vömel* ad Liban. Vit. Demosth. p. 4. n. 8. 19) *Tzetz.* Chil. VI, 65—186. 20) Bei Reiske IV, 152—159. 21) s. v. *Δημοσθένης Ἀθηναῖος*; *Δ. ὁ ῥήτωρ*, *Δ. μαχαιροποιός*. Nur die erste und dritte sind eigentlich biographisch. 22) Cod. 265. p. 490—495. S. Beckers Lit. S. 14 fg. 23) S. dessen Leben des Thukydides vom Anfang. 24) Zeno s. b. Suid. s. v. *Ζήνων*. 25) Salust der Sophist b. Suid. s. v. *Σαλούστιος*. Über die verlornen im Allgemeinen. *Taylor* in *Reiske* Or. Gr. VIII. p. 757 sq. 26) *ἐγκώμιον Δημοσθένους* (Tom. IX. p. 132—177. Bip.). 27) „*Οὗτος ὁ λόγος ἐνδεῖ τῆς τοῦ Λουκιανοῦ ἰδέας καὶ ἀγχινοίας*“ bei Reitz. III. p. 490. 28) *Schöll* Gr. Lit. II. p. 492. Die Stellen der vorher genannten bei Reitz a. a. O. 29) So in Miscellan. Observ. in auct. Vett. et Recc. Amstelod. 1728. Vol. II, 1. p. 368 sq. Dazu Geesners Bemerkung. 30) Wieland Luc. Werke. VI. S. 123. Becker Demosthenes als Statsmann und Redner. I. S. 5. Lit. S. 12. und 29. Heerens Ideen. Th. III. S. 418. 31) Charakteristik Lukians. S. 82.

Wie scheint sie durchaus unecht zu seyn, schon nicht Lukianisch. Denn wollte man auch die historischen Irrthümer, welche sich darin finden, bei Lukianos nicht auffallend finden, allein selbst Wieland [32]) findet es unverzeihlich, eine so ruhmredige Deklamation dem Demosthenes in den Mund zu legen, wie sie hier sich findet; und wer möchte nicht auch die von Wieland und Becker vertheidigten Reden, die dem nicht sehr nach bestimmten Nachrichten begierigen Antipater und dem König Philipp in den Mund gelegt werden, nebst der ganzen schönen Dichtung geheimer aufgefundener Papiere für geschmacklos und dieses Schriftstellers unwürdig halten? Im Allgemeinen aber wird sich an einem andern Orte leicht die Unechtheit dieser Schrift erweisen lassen, vorzüglich aus der Lebensgeschichte des Mannes selbst. Sie scheint das Werk eines alexandrinischen Rhetor zu seyn [33]).

Das Buch enthielt aber nicht blos im zweiten Theile die letzten Lebensumstände des Redners, sondern in seinem ersten Theile die Grundzüge einer vollständigen Lebensbeschreibung, welche den übrigen im Ganzen sehr ähnlich ist. Über die Hauptpunkte des Lebens unsers Redners, dies ist das Resultat der Vergleichung, hielt man im Alterthume völlig im Reinen zu seyn, und sie finden sich überall auf dieselbe Weise wiederholt. Im Einzelnen aber, zumal wo sie abweichende Nachrichten aufgenommen hat, findet die Schrift gewiß mit Recht keine Aufmerksamkeit und keinen Glauben.

Dies sind die Schriften, aus welchen die Neueren die Kenntniß des Lebens des Demosthenes zu schöpfen hatten. Man sieht, es fehlt nicht an urkundlichen Nachrichten über dasselbe, nicht an tüchtigen Bearbeitungen im Alterthum; allein auch viele Irrthümer haben sich eingeschlichen. Der Verfasser des zuletzt genannten Buches [34]) bemerkt daher mit Recht den großen Unterschied, welcher zwischen einem Lobredner Homers und des Demosthenes sei, da man von jenem, seine Gedichte ausgenommen, nichts Zuverlässiges wisse, weder Vaterland, noch Herkunft, noch Lebenszeit; bei diesem aber der Stoff vorliege, der Weg eben und gebahnt sei. Um so größer sind aber auch demnach die Foderungen an den, der jetzt eine Biographie des Demosthenes zu schreiben unternimt [35]).

Neuere Biographien des Demosthenes. Betrachten wir nun die Versuche der Neueren, dem großen Unternehmen, eine vollständige, gerechte und des Mannes ganz würdige Darstellung zu liefern, so viel als möglich zu genügen! Unbedeutend nur und aus Libanios, Plutarchos und einem Briefe des Demosthenes zusammengestellt, ist, was Ald. Manutius in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Demosthenes vom Jahre 1504 gegeben hat [36]). Viel wichtiger, obwol sehr wenig bekannt, ist, was Hieronymus Wolf in seiner Ausgabe des Demosthenes in den Einleitungen zu den einzelnen Reden, griechisch geschrieben mit daneben gesetzter lateinischer Übersetzung, gesagt hat. Denn wenn auch nichts weniger als eine vollständige Biographie von ihm ausgegangen ist, so hat er doch über viele einzelne Theile des Lebens, über manche wichtige Ereignisse und über den ganzen Charakter des Redners oft so treffend geurtheilt, daß man es auch jetzt noch nicht ohne Vergnügen und Nutzen lesen kann. Vorzüglich rechne ich hieher die Einleitung zur Rede des Dinarchos gegen Demosthenes, in welcher er über die Bestechung des Redners durch Harpalos urtheilt [37]), und den Eingang zu den Streitreden zwischen Äschines und Demosthenes [38]). Auch in den folgenden Bänden findet sich manche schöne Bemerkung von ihm, nicht in Einleitungen allein, sondern auch in seinen trefflichen Commentaren. Nicht lange nachher machte Andreas Schott den ersten Versuch einer wirklichen Biographie des Redners [39]), welche auch jetzt noch von den Gelehrten geschätzt wird. Sie ist nach Reiske [40]) wohlgeschrieben und gibt von dem Leben des Redners, dem allgemeinen damaligen Zustande Griechenlands, wie von der Veranlassung der Reden und der Zeit, wenn sie gehalten worden sind, guten Bescheid [41]).

Im 18ten Jahrhunderte wurde die Beschäftigung mit Demosthenes wieder häufiger, und es traten daher auch viele auf, welche sich um Demosthenes Leben Verdienste erwarben. Unter ihnen verdienen rühmlich erwähnt zu werden folgende Männer: Alb. Fabricius (1705), V. Lucchesini [42]) (1712), Jac. de Tourreil (1701), J. Taylor (1748), Brequigny [43]), Rochefort [44]), Th. Leland, Mursinna [45]), Auger, Cesarotti [46]), Barthelemy [47]), Vogel [48]), Seiler [49]), Stübel [50]), Freytag [51]) und viele andere.

32) Übersetzung. S. 172. A. 55. 33) Vieles weist auf Alexandrien, als auf den Wohnort des Verfassers hin, wie schon la Croze bemerkte, s. Cap. 8, 9. 24, 25. 34) S. Cap. 9. 10. 35) Beiläufige Äußerungen über Demosthenes Leben und Wirken finden sich außerdem bei vielen römischen und griechischen Schriftstellern in Menge. Ich erwähne nur *Cicero* Or. 4. Tusc. III, 26. V, 36. Div. II, 16, 57. de Orat. III, 56. und anderwärts. *Quinct* X, 1, 76. XI, 2 XII, 10, 23. *Plin.* Ep. IX, 26. *Gellius* I, 5, 8. III, 13. VIII, 8. XI, 9. XIII, 1. XV, 23. XVII, 21. *Juvenal.* Satyr. X, 129. *Valerius Maximus*, *Macrobius*, *Tacitus* de Oratt. c. 30. von den Römern; von den Griechen aber *Tzetzes* Chil. VI, 65 — 186. und andere unzählige. Auch die Scholien unter Ulpians Namen hätten einzelner Bemerkungen wegen sehr wohl hier Erwähnung verdient. Ihr Verfasser hatte selbst ein Leben geschrieben, s. zur Rede c. Timoth. V. p. 288. bei H. Wolf.

36) S. App. Schaef. I p. 7 sqq. 37) S. T. I. p. 90 — 92. ed. 1572. 38) S. T. II p. 166 — 169. 39) „Vitae comparatae Aristotelis ac Demosthenis, Olympiadibus ac praeturis Atheniensium digestae ab A. Sch. Antverp. 1603. 4. wodruckt. Frankf. 1604. in Auszug gebracht von Reiske Orr. Gr. Vol. VI. p. 940 sqq. und in neuer Ausgabe versprochen von *Vömel* Comm. in Dem. Phil. p. 5. 40) Vorrede zur Übersetzung. S. 4. 41) Schon der Titel lehrt, daß Schott dem Dionysios von Halikarnaß vorzugsweise folgte, und diesen sich zu seinem vornehmsten Führer auserkoren hatte, s. Beckers Liter. S. 96. 42) In seinem wichtigen Commentare zu den Staatsreden des Dem.; s. Beckers Liter. S. 108. 43) Br. Vies des anciens Orateurs grecs. Paris 1752. 8. Tom. II. 44) R. sur les qualités de Démosthène considéré comme orateur et comme politique, Mem. des Inscr. Vol. XLIII. p. 21 sqq. 45) Klassische Biographien a. d. Engl. Halle 1767. 8. II. Th. S. 45 — 63. 46) Vita di Demosthene in der Übersetzung. Berlin 1781. Vergl. Becker Liter. S. 145 fg. 47) Reise des Anacharsis. V. p. 140. Übers. 48) In den Biographien großer Männer, Phokion. Nürnberg 1788. Philipp 1790. 49) Seiler über das Leben und den Charakter des Demosthenes. 50) De vitiis Demosthenis temere impactis. Einleitung zur Ausgabe des Dem. de corona. 51) Deus

Am Ende deſſelben begann aber mit Fr. Aug. Wolf in Teutſchland eine neue Epoche für Demoſthenes, indem dieſer ausgezeichnete Philolog der helleniſchen Alterthumskunde überhaupt und dem Studium der Redner insbeſondere ein neues Leben einhauchte. Die Ausgabe der Rede gegen Leptines, mit Recht als eine der vollendetſten Ausgaben eines Klaſſikers geſchätzt, iſt auch für dieſe biographiſchen Studien unvergeßlich. Seitdem iſt die einmal angeregte Liebe zu Demoſthenes nicht wieder erloſchen und hat die reichſten Früchte getragen. Durch ſie iſt das 19te Jahrhundert ausgezeichnet, wie kein anderes vor ihm; durch ſie Teutſchland in ſeinen Leiſtungen unendlich viel bedeutender, als das Ausland. Was iſt Belin de Ballu [52]) gegen die Teutſchen? Auch Wolfs Vorleſungen [53]) ſind dabei nicht zu vergeſſen, welche eine große Anzahl edler Jünglinge für den Redner erwärmten und das geſchriebene Wort belebten.

In der Periode des von Fr. A. Wolf aufgeregten Geiſtes wurden geſchrieben des geiſtvollen Jeniſch äſthetiſch-kritiſche Parallele der beiden größten Redner des Alterthums Demoſthenes und Cicero, nebſt vier Muſterreden derſelben, Berlin 1801. 8.; ferner Jakobs Vorwort zu Demoſthenes Statsreden; Fr. von Raumers Einleitung zu Äſchines und Demoſthenes Reden von der Krone; Heerens Darſtellung des Demoſthenes in ſeinen Ideen [54]); Daumanns Ideen zur Geſchichte des Verfalls der griechiſchen Staten, Berlin 1811; und Beckers Demoſthenes als Statsmann und Redner; hiſtoriſch-kritiſche Einleitung zu deſſen Werken, 2. Th. Halle 1815. 8. Nur dieſe Schrift iſt eine eigentliche Biographie, während die übrigen nur theils einzelne Punkte erhellten, theils allgemeine Urtheile gaben, welche dem Biographen leitende Winke geben. Becker führte in derſelben einen ſchon in ſeiner erſten Demoſtheniſchen Schrift verſprochenen Plan [55]) aus, eine kritiſche Lebensgeſchichte und Charakteriſtik der Beredſamkeit des Demoſthenes zu ſchreiben, ſtellte demnach die Nachrichten über Demoſthenes Leben aus den Quellen mit vieler Sorgſamkeit zuſammen, berichtigte zuerſt mit Ausführlichkeit die falſchen Vorſtellungen früherer Jahrhunderte über Demoſthenes; ſtellte ferner aus den alten Rhetoren die Urtheile über Demoſthenes Beredſamkeit fleißig zuſammen, ging die einzelnen Reden durch, beſtimmte ihre Zeitfolge, legte ſeine Anſichten über Echtheit und Unechtheit der einzelnen vor und verſuchte zuletzt eine Darſtellung der Verhältniſſe Athens in Demoſthenes Zeitalter. Durch dieſe höchſt verdienſtliche Arbeit legte er künftigen Forſchern einen Grund, auf dem ſie, das Einzelne weiterführend und berichtigend, fortbauen konnten.

Um dieſelbe Zeit erſchien Böckhs Statshaushalt der Athener, welches Buch die zweite Hälfte der Wolfſchen Periode beginnt und einen unberechenbaren Einfluß auf dieſe Studien ausgeübt hat und noch fortwährend ausübt. Seitdem ſind eine zahlloſe Menge Werke hervorgetreten, welche dies beurkunden. Für Demoſthenes Biographie möchten folgende hier zu nennen ſeyn; *Fr. Göller* Prolegg. ad Dem. Colon. 1822 et 1823. 4. E. Münch Demoſthenes, ein hiſtoriſcher Verſuch in d. Beitr. zur Geſch. des griech. Volkes, Heidelberg 1824 und 1828. Deſſelben Züge zu einer Lebensbeſchr. d. Demoſth. in Pölitz Jahrbüchern der Geſch. 1829, Febr. *E. Schaumann* Prolegg. ad Demosth. s. de vita et orationibus Demosthenis libellus, Prim. 1829. W. Wachsmuth, hellen. Alterthumskunde, 1. Th. 2. Abth. S. 361 fg. Halle 1828. *Pistor* dissert. de Demosthenis ingenio et eloquentia, Darmst. 1826. *Zimmermann*, de Dem. reip. Athen. administratore, Berl. 1828. Joh. Heinr. Bremi, Einleitung zu Dem. Orr. Selectae. I. p. 1—12. Gothae 1829. *Weiske*, de hyperbole errorum in historia Philippi Amyntae filii commissorum genitrice, Misn. 1819, ſ. Beckers Lit. S. 168. Rüdigers und Bömels Ausgaben der Philippiſchen Reden, wegen ihrer Einleitungen und Commentare zu Libanios Leben. *Fr. Winiewsky*, Comm. hist. in Dem. de corona, Monast. 1829, eine höchſt ausgezeichnete, von Böckhs Geiſt beſeelte Schrift. *Clinton* Fast. Hellenici, Append. XX. p. 360 sq. Schölls griech. Liter. I. S. 380—490. Weſtermann, Geſch. der griech. Beredſamkeit, und andere, z. B. Geſchichtſchreiber, wie Schloſſer.

Nach ſo vielen Forſchungen iſt es nun an der Zeit, eine neue Biographie des Demoſthenes zu verſuchen. Eine viel freiere Ausſicht auf Athen und alle ſeine Verhältniſſe iſt gewonnen; die Beſtrebungen des Demoſthenes können viel beſſer verſtanden werden. Dieſem großen Unternehmen hat ſich A. G. Becker, vor allen durch ſeine ein ganzes Leben hindurch fortgeſetzten Studien des Demoſthenes dazu veranlaßt, unterzogen, und wie weit die neue Arbeit jene erſte übertreffen werde, bereits durch den erſten Band des neuen Werkes bewieſen. (Literatur des Demoſthenes, auch unter dem Titel: „Demoſthenes als Statsbürger, Redner und Schriftſteller." Quedlinburg und Leipzig 1830.)

Demoſthenes gehörte durch ſeinen Vater gleiches Namens [1]) einer wohlhabenden und guten atheniſchen Familie an [2]). In dem Flecken Paiania, Bezirk Pandionis, lebend hatte Demoſthenes der Vater zwei Geſchwiſter, einen Bruder Demon [3]), deſſen Sohn Demophon hieß, und eine Schweſter, deren Sohn Aphobos ge-

Oratorr. et rhett. Graecor. quibus statuae positae fuerunt. Lips. 1752. 52) Hist. crit. d éloquence. I. p. 254—281. 53) S. Wolfs Vorleſungen. II. S. 378 fg. 54) Th. III. S. 410—420. 55) Einen andern Plan deſſelben Gelehrten, in einem größern Werke über den Urſprung und Fortgang der Beredſamkeit in den blühendſten Zeiten Griechenlands zu ſchreiben, hat jetzt A. Weſtermann mit jugendlicher Begeiſterung auszuführen unternommen und weiter ausgedehnt in dem oft erwähnten vortrefflichen Buche über die Geſchichte der Beredſamkeit der Griechen und Römer, welches einem wahren Bedürfniſſe abhilft.

1) Für den Namen des Vaters und des Sohnes ſprechen zunächſt die Dekrete des Sohnes, aus denen ihn alle Spätern entlehnten. Daſſelbe gilt von dem Demos ſ. Schol. Bavar. zu Libanios Inhalt der Demoſth. Reden S. 2, 8. *Phot.* lex. c. 268. Andere des Namens, über deſſen Bedeutung *Eustath.* in Odyss. p. 1567, 58 R. ſ. bei *Fabric.* I. II. c. 26. (I. p. 850.) und Weſtermann Geſch. d. Gr. B. S. 106. 2) Äſchines von der Krone S. 78. Theopompos bei *Plut.* Demosth. c. 4. 3) Gegen Aphob. II, p. 810. I. p. 814.

nannt wird [4]). Er besaß zwei Werkstätten [5]), welche nicht unbedeutend waren und ihm einen reichlichen Lebensunterhalt verschafften. In der einen arbeiteten Sklaven in Eisen, zuletzt ihrer dreißig, und brachten dem Besitzer jährlich einen reinen Ertrag von 30 Minen, d. i. nach unserm Conventionsgelde etwa 723 Thaler 18 Groschen. In der andern arbeiteten zwanzig Stuhlmacher und brachten 20 Minen jährlichen Gewinn oder 482 Thaler 12 Gr. Daher nannte man ihn bald den Paianier nach athenischer Sitte, bald aber auch den Schwertfeger oder Messerschmidt nach jener Fabrik. So gehörte Demosthenes zu den reichern atheniſchen Bürgern jener Zeit, und sein Haus zu denen, welche gewohnt waren, viel zu den Statslasten beizutragen und trierarchische genannt wurden [7]). Er gehörte aber auch zu den bessern Bürgern. Denn einmal gesteht dies selbst Äschines zu [8]), der heftigste Gegner des Sohnes, der, wenn nur irgend ein Schein sich auf den Vater hätte bringen lassen, dies gewiß nicht versäumt haben würde. Dann aber bezeugt dies auf eine unzweideutige Weise der Sohn, indem er schon in seinen ersten Reden zu den Richtern spricht [9]): „wenn ihr auch mit mir noch keine Erfahrung gemacht habt, wie ich gegen euch gesinnt seyn werde, so dürft ihr doch hoffen, daß ich nicht schlechter seyn werde, als mein Vater"; aber auch in der Rede von der Krone, sich mit dem Äschines vergleichend, von Bessern abzustammen versichert [10]) und sich dabei auf das eigne Urtheil des Volkes selbst beruft. Daher dies ein Lobredner als ein nicht unbedeutendes Glück zu rühmen unternimt [11]). Dennoch, glaube ich, hatte auch Lukianos Berechtigung genug, den Demosthenes als Beispiel eines großen Sohnes eines geringen Vaters anzuführen, der durch Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten groß geworden war [12]).

Minder ehrenvoll, scheint es, waren Demosthenes Vorfahren von mütterlicher Seite. Äschines erzählt [13]), sein Großvater sei Gylon aus Keramea, welcher Nymphaion am Pontos, ein Besitzthum der Athener, den Feinden derselben verrathen habe, deswegen aber zum Tode verurtheilt und zum Bosporos entflohen sei. Dort habe er vom Tyrannen die sogenannten Gärten zum Geschenk erhalten, eine reiche Skythin geheirathet, mit ihr zwei Töchter erzeugt und diese nach Athen geschickt, wo die eine von ihnen Demosthenes der Paianier zur Frau genommen habe, die andere einem anderer, den er nicht nennen wolle, um sich nicht Feindschaften zu machen. Diese Erzählung geht von Äschines aus und könnte darum minder glaubwürdig erscheinen. Allein Demosthenes selbst tritt als Zeuge für ihn auf [14]). Denn schon früher hatte man dies gegen ihn benutzt und behauptet, sein Großvater habe dem State geschuldet. Bei dieser Gelegenheit nennt er auch den von Äschines verschwiegenen Demochares als den Gatten der Schwester seiner Mutter, und nennt sie ausdrücklich die Tochter des Gylon. Nur eins, die Verrätherei des Gylon und das über ihn ausgesprochene Todesurtheil, bleibt als unbeglaubigt übrig, und mag wol, zumal da es ohne allen Beweis vorgetragen ist, erdichtet seyn. Daher wird er nicht allein ein Barbar [15]), sondern auch geradehin ein Skythe [16]) genannt. Der Name der Mutter ist Kleobule [17]).

Das Glück, sich eines angesehenen und geehrten Vaters rühmen zu dürfen, wurde bald dem Dem. verkümmert. Er war 7 Jahre alt, eine Schwester fünfjährig, als der Vater starb [18]). Noch vor seinem Tode hatte er sein Hauswesen geordnet, um das Glück seiner Kinder zu sichern. Als er nämlich sah, daß er nicht genesen werde, vertraute er bei der Minderjährigkeit seiner Kinder sein Vermögen drei Männern an, dem Aphobos, dem Sohne seiner Schwester, dem Demophon, dem Sohne seines Bruders Demon (welcher selbst bei der Verhandlung zugegen war,) und dem Therippides aus Paiania, mit welchem er von früher Jugend an befreundet gewesen war. Von ihnen durfte er hoffen, daß sie die Vormundschaft treu und redlich verwalten und seinen Hinterbliebenen ihre ganze Sorgfalt widmen würden. Um sie jedoch noch mehr dazu zu veranlassen, verordnete er noch Folgendes. Therippides sollte den Nießbrauch von 70 Minen haben, bis Demosthenes das männliche Alter erreicht; Demophon die Tochter einst heirathen und sogleich 2 Talente empfangen; Aphobos endlich sollte seine Frau, Demosthenes Mutter, heirathen, eine Mitgift von 80 Minen empfangen und sich des Hauses und der Geräthschaften bis zur Mündigkeit des Sohnes bedienen. Allein gerade diese Maßregel reizte zum Betruge und nahm ein ganz unglückliches Ende. Die Vormünder nahmen sich das, was ihnen im Testamente zugesichert war, vorweg, heiratheten die ihnen bestimmten Frauen nicht, verwalteten das Übrige schlecht und überlieferten nach 10 Jahren dem nun mündig gewordenen Demosthenes nichts als das leere Haus, 14 Sklaven und an baarem Gelde 30 Minen Silber; zusammen etwa eine Summe von 70 Minen [20]). Hätten sie das Hauswesen gut verwaltet, so hätte Demosthenes 30 Talente

4) S. Aphob. I, p. 814., daher Vömels Geschlechtstafel in Comment. ad Dem. Philipp. V. p. 6. zu berichtigen ist. 5) c. Aphob. I. p. 814. 815. Böckh Statshaush. II, 10. 6) Ὁ μαχαιροποιός, s. *Plut.* Demosth. c. 4. *Suid.* s. v. *Δημ. ὁ μαχ.* 7) c. Aphob. p. 833, 26. Lukian Lob des Demosth. 11. Böckh Statshaush. II, S. 84. 8) Von der Krone S. 78. und nach ihm die übrigen. 9) Gegen Aphob. II, S. 842. 10) *ἐκ βελτιόνων*, von der Krone im Anfang. 11) (Lukians) Lob des Demosth. c. 11. 12) Luk. Traum cap. 12. Ich stimme also weder dem „patrem nimis deprimit," des du Soul, noch dem „sed ad matrem respicit" bei. Luk. sagt „ὁρᾷς τὸν Δημοσθένην ἐκεῖνον, τίνος υἱὸν ὄντα ἐγὼ ἤλεγχον ἐποίησα" Plutarchos c. 3. redet nicht anders, wenn er Cicero und Demosthenes vergleicht als „ἐκ μὲν ἀδόξων καὶ μικρῶν ἰσχυροὺς καὶ μεγάλους γενομένους. 13) Von der Krone S. 78.

14) Gegen Aphob. II. S. 835. 15) *βάρβαρος ἑλληνίζων τῇ φωνῇ*, Äsch. a. a. O. 16) Von Dinarchos gegen Demosth. S. 98 (Ausg. v. H. Wolf) von Äschines a. a. O. 17) Leben der zehn Redner, S. 844. 18) Demosth. gegen Aphobos I. S. 814. wider falsch. Zeugniß S. 852. Daß Demosth. blos diese beiden Kinder hinterlassen, Ebendas. S. 853. 19) Gegen Aphobos II, S. 840. 20) Gegen Aphob. I, S. 815. Auch Demon, Demosth. Bruder, nahm an dem Unrecht Theil; gegen Aphob. III, S. 850.

erwarten dürfen. Dies war das erste große Unglück, was den Demosthenes traf.

Ehe wir jedoch zu erzählen fortfahren, müssen wir der Frage gedenken, wenn Demosthenes geboren sei.

Die Untersuchungen über die Lebenszeit des Demosthenes haben zwar schon die alten Kritiker vielfach beschäftigt, sind aber dennoch ungeschlossen auf unsre Zeit herabgekommen und haben von jedem, der sich ernstlicher mit dem großen Redner beschäftigte, wieder aufgenommen werden müssen. Nur über das Todesjahr des Demosthenes waltet eine verschiedene Meinung nicht ob. Denn es war im Monat Metageitnion (August) von Ol. 114, 3, als die Schlacht bei Kranon das Schicksal der Griechen und Athens insonderheit entschied. Demosthenes floh aus Athen und starb unter demselben Archon Philokles am sechzehnten des Pyanepsion (Oktober) den Tod für das Vaterland und die Freiheit [21]). Ist aber die eine Grenze des Lebens uns bekannt, weil sie von den Geschichtschreibern Athens nicht übergangen werden konnte, so sind dagegen die Angaben über das Geburtsjahr um so verschiedener. Welche von ihnen aber die richtigere sei, zu finden, ist vielleicht dann nicht zu schwer, wenn wir weniger diese Angaben, als ihre Gründe aufsuchen und berücksichtigen; wenn wir also nicht mit Clinton [22]) erst diese Angaben und dann, was Dem. selbst über sein Alter sagt, aufführen, sondern den umgekehrten Weg einschlagen. Ist es doch nur zu gewiß, daß die Grammatiker und Rhetoren, welche die Untersuchung über Dem. Lebensanfang unternahmen, durch keine schriftliche Überlieferung unterstützt, denselben Weg einschlugen, den auch wir bei Aufsuchung der Zeitverhältnisse betreten [23]).

Nach Demosthenes unbezweifelbarem Zeugniß stand er im achten Lebensjahre, als sein Vater starb [24]). „οὑμὸς πατὴρ — κατέλειπεν — ἐμὲ ἑπτ' ἐτῶν ὄντα.“ Unnatürlich und gezwungen wäre die Erklärung, er habe im siebenten Jahre gestanden, zumal da er an einer andern Stelle den Fall setzt [25]), er wäre ein Jahr alt, ἐνιαύσιος und sechs Jahre länger unter vormundschaftlicher Verwaltung gewesen, als er es wirklich war; wodurch der wahre Sinn jener Angaben um so heller ins Licht tritt. Die Vormundschaft dauerte eine Zeit von 10 Jahren, wie er wiederholend versichert [26]). Nur einmal scheint es, als ob die zehn Jahre nicht voll gewesen wären; allein eine richtige grammatische Erklärung nimt den Zweifel leicht hinweg [27]). Ja es läßt sich sogar beweisen, daß genau genommen die Vormundschaft etwas länger als 10 Jahre dauerte. Als sie nämlich zu Ende ging, verheirathete sich Aphobos, dem Demosthenes Mutter bestimmt gewesen war, mit der Tochter des reichen Philonides, der Schwester Onetors. Die Hochzeit war im Monat Skirephorion unter dem Archon Polyzelos (Ol. 103, 2. 367), als der Redner noch unmündig war [28]). Demosthenes behauptet aber ausdrücklich, daß ehe Aphobos Schwager des Onetor geworden wäre, er schon ganzer zehn Jahre seine Güter gehabt habe. „οὐχ ὅλοις ἔτεσι πρότερον δέκα ταῦτ' ἔλαβον ἢ γὲν ἐκεῖνος ὢν ὤφλε τὴν δίκην ἢ κηδεστὴν σοὶ γενέσθαι.“ Da nun Demosth. erst nach der Hochzeit mündig wurde, so folgt unwidersprechlich, daß die Vormundschaft selbst länger als zehn Jahre gedauert habe, daß Demosth. aber immer dieser Zahl sich bediente, weil sie sehr wenig von der Wahrheit abwich und er nicht mehr als dies berechnen wollte. Daß er volle 10 Jahre unter Vormündern gestanden, würde auch schon aus der in der Rede gegen Meidias erwähnten zehnjährigen Leitung der Symmorie, die er ganz als Unmündiger gehabt [29]), nothwendig hervorgehen.

Die einfache Annahme dieser Äußerungen des Dem. hebt uns über alle Schwierigkeiten leicht hinweg, wenn wir Folgendes hinzufügen. Sogleich nach der Hochzeit wurde Dem. geprüft, beschwerte sich über seine Vormünder und foderte Rechenschaft [30]) ἐγὼ δ' εὐθὺς μετὰ τοὺς γάμους δοκιμασθεὶς ἐνεκάλουν καὶ λόγον ἀπῃτουν.“ Geschah nun der Eintritt in die Ephebie zu Ende des bürgerlichen Jahres, wie Böckh bemerkt [31]): so ist der des Dem. am Ende von Ol. 103, 2. den 6ten Juli des Jahres 367 geschehen. Darauf deutet auch das sogleich des Dem. hin, und daß nachdem er durch aufgeführte Zeugnisse den Beweis geführt hat, daß die Hochzeit wirklich unter Polyzelos im Skirephorion gefeiert worden, dann so fortfährt [32]): „μετὰ τοίνυν τοῦτον τὸν ἄρχοντα Κηφισόδωρος. Χιὼν ἐπὶ τούτων ἐνεκάλουν δοκιμασθείς“ was genau genommen nichts anders heißt, als „unter diesem beschwerte ich mich nach meiner Prüfung,“ die unter dem vorigen Archon geschehen war. Ist aber die vorige Annahme richtig, geschah die Aufnahme immer gegen Ende des Jahres, so konnte nicht ein und derselbe Zeitpunkt, etwa der Geburtstag, dazu genommen werden, sondern es fand eine Verschiedenheit Statt, und nur innerhalb gewisser Grenzen war sie eingeschlossen. Dann ist man genöthigt den Lauf des achtzehnten Jahres anzunehmen. Wäre dagegen die Annahme nicht richtig, und hätte man die Ephebie am Geburtstage 18 J. alt angetreten; so würde Dem. um diese Zeit 18 J. alt geworden seyn. Entweder also stand er im Laufe des achtzehnten Jahres, oder er hatte es beendet um diese Zeit. Da sich aber die meisten Gründe für jene Annahme finden, so werden wir am besten das Erste annehmen; und thun wir dies, so wäre das Ergebniß leicht gefunden, daß er Ol. 99, 1 unter dem Archon Dieitrephes *) geboren wäre; oder genauer ausgesprochen, daß er am Schlusse

21) *Plut.* Demosth. c. 30. *Clint.* Fast. Hellen. p. 175. Kr. 22) Fast. Hellen. Append. cap. XX, p. 360. sq. 23) Böckh von den Zeitverhältnissen der Demosth. Rede gegen Meidias, im Anfange. 24) Gegen Aphob. I, S. 814. 25) Gegen Aphob. I, S. 833. 26) S. die Stellen bei Clinton a. a. O. S. 362. 27) Es ist dies am Schlusse der ersten Rede gegen Aphobos „καὶ ταῦτ' ἔτει δεκάτῳ.“ Wie dies zu verstehen sei, lehrt *Lys.* Epitaph. p. 193, 16, worüber Matth. §. 406 vgl. §. 420.

28) Gegen Onetor I, S. 868. 29) Gegen Meidias, S. 565, 12. 30) Gegen Onetor I, S. 868. 31) S. die Vorrede zum Verzeichniß der Vorlesungen der Berliner Universität, Sommersem. 1819, de Ephebis Atticis (Seebode's Archiv 1828, III, S. 78 fg. und Hermann Lehrbuch der Staatsalterth. §. 123. 32) Gegen Onetor I, S. 865. *) *Clint.* F. H. p. 112 Kr.

der Ol. 99, 1 im ersten Jahr gestanden hätte (Im entgegengesetzten Falle kommen wir auf Ol. 98, 4 am Schlusse des Jahres.). Dann würde die Rede gegen Meidias Ol. 107, 1 oder 2 fallen; und bei seinem Tode wäre er 62 Jahre alt gewesen, oder gar nur 61, da sich bei der Unbekanntschaft mit dem Geburtstage nicht ganz sicher reden läßt [33]).

Betrachten wir nun die Annahme der Alten, so zeigt sich sogleich, daß Dionysios [34]), und vielleicht auch, warum er im Irrthume ist. Unter Timokrates, sagt er, wurde Dem. 17 Jahre alt. Daß er dies erwähnt, ist offenbar eine Hindeutung auf die unter diesem Archon gehaltenen vormundschaftlichen Reden; sonst wäre gar kein Grund vorhanden gewesen, dessen zu gedenken. Daß es falsch ist, leidet keinen Zweifel nach dem Vorhergehenden. Dionysios, so scheint es mir, wußte, Dem. habe, mündig geworden, seine Vormünder verklagt und die Reden gegen Aphobos gehalten, und die Klage sei unter Timokrates geschehen. Er rechnete nun jene 7 und 10 Jahre der Vormundschaft zusammen, wie wir, und ließ die Zwischenzeit unter Kephisodoros und Chion aus der Acht. Unter Timokrates, meinte er, sei er siebzehn Jahre alt geworden; öffentliche Reden habe er zu schreiben angefangen unter Kallistratos nach Vollendung seines 25. Jahres [35]); unter Kallimachos endlich sei er zwei und dreißig Jahre alt geworden. Dahin setzte er demnach die Rede gegen Meidias [36]).

Richtiger rechnet der Schriftsteller der vitae decem oratorum, welcher die Lebensjahre des Dem. vom Archon Dexitheos ansetzt [37]). Offenbar nahm er unter Polyzelos im letzten Monat den Dem. für achtzehn Jahre alt an, weil in diesem Alter die athenischen Jünglinge mündig wurden, und setzt den Geburtstag in den Monat Skirophorion der Ol. 98, 4. Doch war er nach unsrer vorigen Annahme dazu nicht ganz berechtigt. Auch ist seine Zahlangabe falsch, wenn er ihn unter Kallimachos 37 Jahre alt seyn läßt. Wäre dies richtig, so müßte Dexitheos mitgezählt werden, und Ol. 98, 3 wäre das Geburtsjahr. Ganz entschieden leugnen, daß das die Ansicht des Schriftstellers gewesen sei, läßt sich wol auch nicht. Der Verfasser verwirrt aber am Ende Alles und beweist sich als einen Compilator, wenn er endlich Dem. 70 oder 69 Jahre alt werden läßt [38]).

Zosimus [39]) nennt richtig den Todestag, folgt aber im Geburtsjahr dem Dionysios; in der Angabe des Lebensalters zu 63 Jahren der Annahme von Ol. 98, 4; vermischt also ebenfalls Alles miteinander.

Gellius [40]) setzt die Rede gegen Androtion in das 28. Jahr des Redners, so daß er unter Evander, Ol. 99, 3 geboren seyn würde. Dies ist Dionysios Irrthum, nur daß unter Timokrates richtiger das achtzehnte Jahr angenommen wird. Das Lebensalter setzt er konsequent zu 60 Jahren an.

Plutarchos [41]) im Leben des Demosth. setzt dieselbe Rede in das 27. oder 28. Lebensjahr und schwankt so nach zwischen Gellius und Dionysios. Libanios [42]) endlich schließt sich entschieden an Gellius an.

Wir kehren nun zu der Erzählung der Lebensereignisse des Demosthenes zurück. Der frühe Tod des Vaters, Ol. 100, 4 unter dem Archon Kallias, beraubte ihn des besten Führers seiner Jugend. Die Vormünder, welchen er als seinen Verwandten und Freunden anvertraut worden war, handelten an seinem Vermögen treulos, und werden ebenso wenig für das geistige Wohl des Kindes gesorgt haben. Glücklicherweise lebte seine Mutter Kleobule noch, welche mit großer Sorgfalt die Erziehung des Kindes geleitet zu haben scheint [43]). Er selbst gibt davon Zeugniß. Denn als sein Gegner Äschines ihn zwang, von sich selbst zu reden und sein Glück zu beschreiben, da beginnt er mit klaren Worten so [44]): „Mir also, Äschines, ward es zu Theil, als Knabe die bessern Schulen zu besuchen und so viel zu besitzen, als nöthig war, um aus Dürftigkeit nichts Schändliches zu begehen, und als ich die Kinderjahre zurückgelegt hatte, jener Erziehung würdig zu handeln." Und dies sagt er, nachdem er versprochen, so gemäßigt als möglich von sich selbst zu reden. Äschines dagegen, welcher Dem. Privatleben durchgeht, erwähnt ebenfalls nichts, wodurch Dem. Worte widerlegt oder nur ein Zweifel gegen dieselben erregt würde [45]). Scheinbar ist eine Stelle in den vormundschaftlichen Reden dagegen, in welcher Dem. versichert, seine Vormünder hätten seine Lehrer des Lohnes beraubt [46]). Und wirklich hat Plutarchos die Vermuthung aufgestellt [47]), daß dies neben der Schwäche seines Körpers ein Grund gewesen, warum

---

33) Dies ist der Weg der Untersuchung, welchen Böckh eingeschlagen „von den Ztvb. der Rede gegen Meidias" S. 19 flgde. 34) Ad Amm. ep. prior, p. 4, welcher Ol. 99, 4. als Geburtsjahr annimt, worin ihm *Meurs.* Lectt. Att. III. 25. IV. 8. *Scaliger* ἀνεψιὸς Ὀλυμπ.. *Schott* vit. Dem. p. 8., *Taylor* proll. ad Mid p. 562., *Saxe* Onom. I, p. 70 u. A. beistimmen. 35) Darein kann sich Clinton S. 861 Lips. merkwürdiger Weise nicht finden. 36) Eine andere Lösung des Räthsels, wie Dionysios zum Irrthum kam, bei Böckh über die Zeitverhältnisse in d. R. g. M. S. 27. Dieselbe auch bei Becker, Dem. als Staatsm. u. Redner S. 8, doch ohne Begründung, welcher selbst, Dem. als Staatsm. u. Rednr. II, S. 416 einen ganz ähnlichen Fehler begeht, indem er die Rede gegen Aphobos Ol. 108, 2. ansetzt. 37) X. Orr. p. 844 A — 845 E, welchem *Palmer* Exerc. p. 694. *Petit.* Legg. Att. p. 267. Wess. *Corsini* F. A. II, p. 188. *F. A. Wolf* prolegg. ad Lept. p. LXII. *Weiske* d. hyperb. III, p. 14 sq. Böckh a. a. O. u. Staatshaush. II, S. 109. *Groddeck* Init. I, p. 190. Becker a. a. O. Wachsmuth Hell. Alt. I, 2. S. 361.

38) Böckh Ztvb. in der R. g. M. S. 21. 39) Leben des Dem. bei Reiske IV, S. 151. 40) N. A. XV, 28. „Septem et viginti annos natus." Dies ist Clintons Ansicht F. H. p. 113 und App. p. 360. 41) Demosth. vit. c. 15. 42) *Liban.* vit. Dem. p. 3. 43) Daß er bei seiner Mutter gelebt habe, ist an sich wahrscheinlich, wird aber auch im Leben der zehn Redner (im Anfang) erzählt. Daß sie noch lebte, als Demosthenes gegen seine Vormünder klagte, folgt aus Demosth. gegen Aphob. S. 826. 44) de Corona, p. 312. (nach Raumers Uebersetzung S. 202). Damit stimmt überein, was er S. 315 sagt: „Du warst Schulmeister; ich ging in die Schule." 45) S. Äsch. von der Krone S. 78, wo er sogleich von der Mutter zur spätern Zeit übergeht. 46) Dem. gegen Aphobos S. 828. 47) Plut. Leben des Dem. c. 4: „διά τε δὴ τοῦτο τῶν ἐμμελῶν καὶ προσηκόντων ἐλευθέρῳ παιδὶ μαθημάτων ἀπαίδευτος δοκεῖ γενέσθαι" vgl. auch c. 5. in Beziehung auf Isokrates.

er manches nicht gelernt habe. Es ist dies aber nur Vermuthung und offenbar eine sehr schwache, sich selbst widerlegende. Denn wessen Lehrer des schuldigen Lohnes beraubt werden, der hat doch Lehrer. Auch fügt Dem. sogleich hinzu, daß dessenungeachtet, ohne gezahlt zu haben, der Vormund dies ihm anrechne [48]). Hienach kann nicht bezweifelt werden, daß er in der That den nöthigen Unterricht auf eine seinem Stande angemessene Weise empfangen habe [49]).

Anders scheint es mit seiner körperlichen Ausbildung gewesen zu seyn. War er wirklich, wie Plutarchos [50]) versichert, schwächlich an Körper und kränklich von Jugend auf, so wäre nicht unwahrscheinlich, daß die Mutter ihn von größern körperlichen Anstrengungen abgehalten und auch seine Erzieher ihn nicht gezwungen hätten, sich ihnen zu unterziehen. Dahin beziehen auch die meisten Ausleger des Plutarchos vorhin angeführte Worte, nämlich auf die gymnastischen, nicht auf die geistigen Übungen des Redners [51]). Libanios sagt ausdrücklich [52]), daß er um seiner Körperschwäche willen die Palästra nicht besucht habe. Man bezieht hierauf einen Beinamen des Demosthenes, den er im Kindesalter bekam [53]), und seine Gegner noch gegen den Mann nicht selten anwendeten, den Namen Batalos oder Battalos. Äschines, der älteste Zeuge für diesen Beinamen, bezieht ihn, wo er ihn auch erwähnt, auf das Weichliche und Weibische des Demosthenes, theils in der Kleidung, theils in seinem Betragen, vorzüglich indem er sich als Weib gebrauchen lasse [54]). Einer neuern Erklärung zufolge könnte er sich auch auf einen Fehler des Demosth. in der Aussprache beziehen [55]); und so hat ihn sicher Demosthenes selbst genommen, welcher, was höchst wichtig ist, ihn selbst anführen, und eben daraus auf die Nichtigkeit solcher Namen hinweisen wollte, woraus deutlich hervorgeht, daß Äschines selbst dollmetschen und verläumden wollte. Man müßte denn annehmen, daß Äschines auch bei dieser Anführung spottete.

Der Mangel an Körperkraft hat den Demosthenes wahrscheinlich früh zu den geistigen Studien getrieben. Der Drang, sich auszuzeichnen und vor Allen hervorzustrahlen, welcher sein späteres Leben geschmückt hat [56]), hat wahrscheinlich schon in früher Jugend nicht in ihm geschlummert, sondern ist mächtig hervorgetreten. Da er nun sah, daß die eine Seite mit zu viel Hindernissen zu kämpfen haben werde, wendete er sich ganz der andern zu. Die athenische Demokratie bot aber vorzüglich nur die beiden Ehrenstellen dar, durch welche man in dem State zu Gewalt und Ansehn gelangen konnte, die des Volks- oder Statsredners und die des Feldherrn. Die Volksredner aber pflegten vor Allen an der Spitze zu stehen [57]). Dahin ging daher größtentheils das Bestreben der Jünglinge Athens. Daß auch das des Demosthenes dieses Ziel sich erwählte, davon erzählen die Alten insgesamt eine besondere Veranlassung.

Wie Thukydides durch Herodotos zur Geschichtschreibung, so sei Demosthenes, sagen sie, durch Kallistratos von Aphidnä zur Beredsamkeit hingerissen worden. Diese Erzählung scheint allen Biographen des Demosthenes gemein zu seyn [58]). So viel wir ihrer aber kennen, diese setzten den Zeitpunkt in die frühere Jugend des Redners, ehe er Bürger wurde. Damit harmonirt aber nicht, daß sie zugleich die Sache bestimmend, über welche Kallistratos geredet haben soll, als Demosth. sein Zuhörer war, den berühmten Rechtsstreit über Oropos nennen, welcher Ol. 103, 3 unter dem Archon Kephisodoros in Athen geführt wurde [59]), als eben Demosth. kurz vorher mündig geworden war. In jenen Erzählungen aber erscheint er noch als unmündig. Der älteste Zeuge für diese Sage ist der von dem Verfasser der Lebensbeschreibungen der zehn Redner angeführte Hegesios von Magnes, welcher nicht lange nach Alexander dem Großen lebte. Ist jedoch Ruhnkens Vermuthung richtig [60]), und muß man dort diesen Namen mit dem des Demetrios von Magnesia vertauschen, so ist es dieser nebst Hermippos aus Smyrna [61]). Bei dem Verfasser des Lebens der zehn Redner wird Oropos nicht erwähnt; Libanios setzt es nur zögernd hinzu [62]). Ich leugne nicht, daß mir die ganze Erzählung etwas sagenhaft und der Zeugen wegen wenig glaubwürdig erscheint, so fest auch alle Neueren

48) „καὶ εἰς τοσοῦτον ἀδιχρονηρδίας ἦλθεν, ὥστε καὶ τοὺς διδασκάλους τοὺς μισθοὺς ἀπεστέρηκε καὶ τῶν εἰσφορῶν ἔστιν ἃς οὐ κατέθηκεν, ἐμοὶ δὲ λογίζεται.“ 49) Ganz fabelhaft ausgeschmückt erscheint die Sage bei dem ungenannten Verfasser eines Lebens des Demosth. S. 153, welchem Becker Dem. als Statsm. u. R. S. 9 f. gefolgt ist. Auch Westermann G. d. g. B. §. 56, 6. redet von Mangel an guter Erziehung, nach denselben Quellen. 50) *Plut.* Dem. c. 4. vgl. Liban. p. 2. 51) Schon H. Wolf bemerkt „non tam αἱ ἐλευθέριαι quam τὰ γυμνάσια.“ 52) Liban. Leben des Dem. S. 2. 53) *Aesch.* c. Timarch. §. 13. de fals. legat. p. 260 ed. H. W. Demosth. von der Krone S. 288, 17. Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch sonst der Gegensatz gemacht und von einigen gesagt und getadelt wird, daß sie statt der Gymnasien die Dikasterien besuchen, vgl. Andokid. gegen Alkib. S. 152. *Beck.* Isaeus de Clonym. hered. §. 2. vergl. Schöm. zu dieser Stelle, S. 178. 54) Gegen Timarchos redet er von seinen weibischen Kleidern; gegen die Truggesandschaft bringt er es mit der κιναιδία zusammen. Die Spätern denken vorzüglich an bestimmte Personen wie Plut. c. 4. Liban. S. 2. Phot. S. 495 a. ohne der Ableitung von βατεύειν zu gedenken. 55) S. bes. *Schäfer* im Appar. I, p. 175, wo er die Meinung aufstellt Βάταλος könnten einige gesprochen haben, von βατεύω, um ihm τὸ μαλακὸν. Βάτταλος andere, um ihm τὸ τραυλόφρονον vorzuwerfen von βαττολίζειν stottern, vergl. auch denselben zu de corona p. 288, 17.

56) Das φιλότιμον in Demosth. Charakter. *Plut.* Dem. c. 3 u. 5. 57) *Dem.* Olynth. III, p. 37, 8. Herm. Handb. der Statsalterth §. 171. 58) Vergl. *Plut.* Dem. c. 5. X. Rhet. p. 844. Gell. N. A. III, 13. *Liban.* p. 1. *Ulpian* ad Dem. in Timocr. p. 238 ed. H. Wolf. *Lucian.* Encom. Demosth. c. 6. *Ammian. Marcellin.* XXX, 4. 59) *Xenoph.* Hellen. VI, p. 589. 60) Hist. Oratt. Graec. p. 363 ed. Fred. 61) Lebt unter Ptolemäos Euergetes, *Voss.* de hist. Gr., §. vorher. 62) „οὗτος ἔμελλε δημοσίαν τινὰ δίκην ἀγωνίζεσθαι, φασὶν, οἶμαι, τὴν περὶ Ὠρωποῦ“ p. 3 in. 63) *Ruhnk.* hist. oratt. Gr. p. 223 ed. Fried. *Müller* Orchom. p. 411. Niebuhr kl. Schr. S. 121. Wachsmuth a. a. O. S. 282. Wömel zu Dem. Olynth. S. 10. Böckhs Statshaush. I, S. 246. Winiewsky S. 29.

es gehalten haben [63]). Ganz anders ist es mit den Nachrichten über seine Anstrengungen, um ein wichtiger Redner zu werden, wo wir sogar auf Demosthenes eigne Äußerungen zurückkehren dürfen. Angenommen übrigens, daß die Erzählung wahr ist, so darf man, glaube ich, die Angaben der Alten beachtend, viel eher den Rechtsstreit von Oropos, als Demosth. Mündigkeit aufgeben, indem jenes nur Vermuthung zu seyn scheint. Hegesias soll einfach, ohne Angabe einer bestimmten Sache erzählt haben, er habe seinen Pädagogos um Erlaubniß gebeten, den Kallistratos von Aphidná zu hören, und dadurch die große Neigung zur Beredsamkeit gewonnen. Er habe dann noch länger ihn gehört, bis jener nach Thrakien ins Exilium ging und Dem. das Jünglingsalter erreicht hatte. Plutarchos hat die Erzählung weiter ausgedehnt und die Nebenumstände genauer aus einander gesetzt, Gellius aber nach Hermippos ganz andere Nebenumstände erzählt, und die Geschichte mit dem ebenso zweifelhaften Unterricht des Platon zusammengebracht. Da es unzweifelhaft ist, daß Kallistratos zu den ausgezeichnetsten Rednern jener Zeit gehörte [64]), da ferner die Periode seines Glanzes in die Zeit des Jünglingsalters unsers Redners fällt, so dürfen wir eine bedeutende Einwirkung auf Demosthenes ohne Weiteres annehmen. Es kommt hinzu, daß auch von Kallistratos erzählt wird, er habe sich als Ankläger ausgezeichnet [65]), was ja ebenso vom Demosthenes gilt. Ulpianus [66]), der dieselbe Sage erzählt, berichtet außerdem, daß Demosthenes auf die Frage, wen er als Redner vorziehe, sich oder Kallistratos, geantwortet habe, mich in meinen geschriebenen, ihn in seinen gesprochenen Reden.

Soviel wissen wir aus Demosthenes Jünglingsalter. Nach vorangegangener Prüfung wurde er Ol. 103, 2. unter dem Archon Polyzelos unter die Bürger aufgenommen *). Während seiner Unmündigkeit hatten seine Vormünder sein Vermögen auf gewissenlose Weise verwaltet. Zehn Jahre hindurch hatten sie eifrigst sein Vermögen zu verringern, das ihre aber zu vergrößern gesucht. Auch an den Statslasten nahm er nach hohen Ansätzen Theil [67]). Als er daher Bürger geworden war, war es sein erstes Bemühen, den hiedurch ihm zugefügten Schaden wieder gut zu machen und sein verlornes Vermögen wieder zu erlangen. Er versuchte zuerst eine friedliche Ausgleichung mit seinen Vormündern [68]) und ließ die Entscheidung seiner Streitigkeit nicht den Gerichten, sondern den Verwandten anvertrauen. Aphobos aber, mit welchem er zuerst verhandelte, lehnte ihre Entscheidung ab und zwang ihn, ihn gerichtlich zur Rechenschaft zu ziehn. Die zwei nächsten Jahre aber unter den Archonten Kephisodoros und Chion Ol. 103, 3 und 4. gingen mit Streitigkeiten hin, und erst unter Timokrates Ol. 104, 1. wurde die Klage eingegeben und vor den Gerichtshof gebracht [69]).

Während dieser Zeit bediente sich Demosthenes des Unterrichts des Isaios, eines ausgezeichneten, aber vorzüglich seines Schülers wegen hochberühmten athenischen Redners [70]). Es ist die Frage, warum Demosthenes gerade diesen Lehrer sich wählte, in einer Zeit, in welcher Isokrates noch in voller Blüthe stand, welcher nach den Angaben der Alten auch Isaios Lehrer gewesen war [71]). Schon die Alten beantworteten sie dahin [72]): die tausend Drachmen, welche Isokrates von seinen Schülern gefodert, habe Demosthenes nicht aufbringen können, bei welcher Angabe sich viele der Neuern beruhigt haben [73]). Wir dürfen dies ganz auf sich beruhen lassen, zumal da nach andern Nachrichten Isaios weit mehr Lohn empfing, als Isokrates foderte [74]). Einen andern Grund vermuthete bereits Plutarchos; Demosthenes habe des Isaios Rede, als wirksamer für die öffentlichen Verhandlungen, der des Isokrates vorgezogen. Dies wird um so wahrscheinlicher, wenn wir bedenken, daß Isaios seine vorzüglichste Geltung in Erbschaftsangelegenheiten hatte und eben darin Demosthenes jetzt seiner bedurfte. Alle 11 Reden des Isaios, welche uns erhalten sind, sind in Erbschaftsangelegenheiten geschrieben. Dies erklärt die Wahl desselben so genügend, daß man sich wundern muß, daß es nicht von allen bemerkt und angenommen worden ist. Ob es aber wahr sei, daß Isaios seine Rednerschule aufgegeben, sich dem Demosthenes ganz allein gewidmet und in sein Haus gezogen sei, läßt sich nicht mehr bestimmen [75]). Vier Jahre lang soll sich Demosthenes seines Unterrichts bedient haben [76]). Der Einfluß dieses Lehrers ist unläugbar groß und bedeutend gewesen [77]) und zeigt sich nicht nur in den zunächst gehaltenen Reden, sondern in allen, die wir von ihm besitzen, vorzüglich den gerichtlichen.

Leicht lassen sich einzelne Worte und Redensarten [78]), ja ganze größere Stellen [79]) nachweisen, welche offenbar aus Isaios entlehnt sind, wie schon von den Al-

64) G. Westermann Gesch. d. g. B. §. 45, 17 — 19. 65) G. Westermann a. a. O. 66) *Ulpian.* ad Demosth. c. Timocr. p. 1198; bei Wolf V, S. 238. Faßt man alle Erzählungen der Alten zusammen, so bleibt als gemeinsam ihnen nur übrig: „der jugendliche Demosthenes hörte den Kallistratos und wurde durch ihn zur Beredsamkeit hingerissen." Dies Wenige schmücken sie aus und hüllen es in die verschiedensten Dichtungen. Dies aber läßt sich aus den Reden selbst schließen. *Demosth.* de cor. p. 301 „γεγόνασι ῥήτορες ἔνδοξοι καὶ μεγάλοι πρὸ ἐμοῦ Καλλίστρατος ἐκεῖνος, Ἀριστοφῶν" cett. de fals. leg. p. 436. „πολλοὶ παρ' ὑμῖν, ἐπὶ καιρῶν, γεγόνασιν ἰσχυροί, Καλλίστρατος ἐκεῖνος αὖθις Ἀριστοφῶν" cett. *) Dabei soll nach Äschines Philodemos, Vater des Philon, zu Gunsten des Demosth. mitgewirkt haben, de fals. leg. p. 48 H. St. Äschines Schwiegervater. 67) S. Böckh Statsh. 1, 246. gegen Aphob. 1, S. 815 und öfter.

68) S. gegen Aphobos I. im Anfg. und anderwärts vorzüglich gegen Onetor, II. im Anfang. „Apparet lenis aequusque animus Demosthenis, qui totum biennium nihil aliud quam ἐνεχάλει, omnia experiens, ut causa inter amicos coramque arbitris disceptaretur." *Schäf.* ad. Onetor. I, p. 868. 69) G. Onetor ἔξουλ. 1, S. 868. 70) *Plut.* Dem. c. 5. X. Orr. p. 844. A. *Phot.* p. 492, b. *Lucian.* Encom. Dem. *Liban.* c. 2. 71) S. Westermann §. 51, n. 5. 72) Plut. a. a. O. 73) Becker Dem. als Statsm. u. Redn. S. 11. Eine spöttische Hinweisung auf die 1000 Drachmen des Isokrates s. in Demosth. Rede gegen Lakritos S. 938. 74) 10000 Drachmen soll Isaios von Dem. empfangen haben nach *Plut.* X. Orr. und *Phot.* cod. 260, p. 487, a. 75) G. Westermann §. 51, n. 7. 76) Nach. X. Oratt. p. 845. 77) Vergl. *Dion. Halic.* de Isocr. p. 505 R.

ten bemerkt worden ist [80]). Aber noch wichtiger als dies, ist es, daß wir ganz die reine, scharfe, deutliche, kräftige, figuren- und kunstreiche Darstellung, die schlagende Beweisführung, die schöne Ordnung der Gedanken, endlich auch die sittliche Eigenthümlichkeit, wie bei Isaios, so in diesen Reden des Demosthenes wiederfinden [81]). Daher kam es, daß schon im Alterthume einige [82]) diese Reden für Werke des Isaios ausgaben und dem Demosthenes nur das Hersagen derselben vor Gericht zuerkannten; andere hingegen wenigstens annehmen zu müssen glaubten, daß Isaios ihm bei der Anfertigung derselben geholfen habe. Da jedoch auch die übrigen gerichtlichen Reden des Demosthenes denen des Isaios höchst ähnlich sind [83]), so genügt es vollkommen, wenn wir im Allgemeinen den Einfluß des Lehrers auf den Schüler annehmen, der sich natürlich bei den ersten Versuchen am deutlichsten aussprach [84]). Kurz als gerichtlicher Redner erlangte Demosthenes seine Meisterschaft vorzüglich durch Isaios ausgezeichneten Unterricht. Und ist die erwähnte Sage von Kallistratos wahr, so hat Dem. bei seinen Studien für die gerichtliche Beredsamkeit schon seine künftige Laufbahn als Statsredner im Auge gehabt, also mit Bewußtseyn dies als die erste Stufe für seine künftigen Leistungen betrachtet.

Die Händel mit seinen Vormündern verwickelten ihn in eine Reihe der unangenehmsten Verhältnisse, wegen deren die Augen der ganzen Stadt auf ihn gerichtet waren [85]). Aphobos, sein Hauptvormund, schlug nicht nur selbst alle möglichen Wege ein, um der ihm drohenden Gefahr auszuweichen, sondern bewirkte auch, daß andere und zwar aus den angesehensten und reichsten Häusern dasselbe thaten. Schon bevor die Vormundschaft zu Ende ging [86]), hatte er sich mit der Tochter des Philonides, der Schwester des reichen Onetor, vermählt, gewiß nicht allein um des ihm zugebrachten Geldes, sondern um ihrer mächtigen Verwandten willen, auf deren Schutz er vertrauen konnte. Als daher nach einem Hinziehen der Sache von mehr als zwei Jahren endlich der Tag der Entscheidung sich näherte, da erschienen drei oder vier Tage vorher die Brüder Meidias und Thrasylochos in Demosthenes Hause [87]), ihm gänzlich unbekannte Menschen, und wollten ihn zum Umtausche oder zur Annahme der Trierarchie nöthigen, wodurch sie ihn in die größte Verlegenheit setzten, ja geradezu des Rechtes beraubt hätten, seine Vormünder weiter zu belangen. Demosthenes wollte es annehmen, seine Ansprüche aber an seine Vormünder sich vorbehalten. Da aber dieser Vorbehalt durch ein richterliches Urtheil, welches er nicht schnell genug erhalten konnte, hätte bekräftigt werden müssen, übernahm er lieber die Trierarchie, welche für 20 Minen an einen Unternehmer gegeben war, und zahlte diese Summe in der Hoffnung, in der Wiedererwerbung seines väterlichen Vermögens hinlänglichen Ersatz zu finden. Freilich büßte er hiedurch, wie sich später zeigte, mehr ein, als er durch seinen Prozeß gewann [88]), und gewann außerdem seit dieser Zeit an Meidias einen heftigen Feind.

Der Prozeß mit Aphobos endete, wie bereits bemerkt, siegreich, indem dem Gegner die ihm von Demosthenes zuerkannte Buße von 10 Talenten wirklich zu zahlen aufgegeben wurde [89]). Allein Aphobos bezahlte nicht, und als Demosthenes seinem Rechte zufolge, nachdem der Zahlungstag vorüber war, von Aphobos Vermögen Besitz nehmen wollte, wurde er von Onetor ausgetrieben, welcher, wie er vorgab, um sich für die Mitgift seiner Schwester, die ihren Mann wieder verlassen haben wollte, zu entschädigen, von dem Landgute desselben Besitz genommen hatte. Er sah sich zu einer neuen Klage genöthigt, und hielt Ol. 104, 4. — denn so lange hatte dies sich hingezogen — zwei Reden in dieser Sache, die uns noch übrig sind. Wahrscheinlich siegte er auch diesmal.

Einen andern Prozeß *) erregte Aphobos selbst, indem er, wol Ol. 104, 2., gegen eins der in seiner Sache gesprochenen Zeugnisse gerichtlich einkam. Auch hierüber spricht eine uns erhaltene Rede des Demosthenes [90]).

Ja das Verfahren des Meidias, welcher ihm in das Haus gedrungen war und sich vor seiner Mutter und Schwester ungeziemender Reden bedient hatte, welche Demosthenes selbst vor seinen Richtern zu wiederholen sich scheute, zwang ihn zu einer Klage gegen diesen wegen verletzender Reden (*δίκη κακηγορίου*), welche um dieselbe Zeit vorfiel [91]). Sie wurde vor dem Schiedsrichter Straton verhandelt. Da Meidias nicht erschien, ward er in contumaciam verurtheilt. Vergebens versuchte Meidias durch Bestechungen die damaligen Archonten und Straton selbst zu bewegen, um der Strafe von

78) Vergl. z. B. *παράγων τοὺς νόμους* Is. de Hagn. hered. §. 37 mit Demosth. in Onetor. II, p. 871, b. Ferner „*δέομαι δ' ὑμῶν ἁπάντων*" cett. Is. de Menecl. hered. §. 1. vergl. mit *Dem.* c. Aphob. II, 842. 1, §. 68, p. 835. *ἀνδρες δικασται* im Anfange der Rede Is. de Pyrrh. hered. §. 1. Stellen des Dem. bei *Schöm.* in Is. p. 228. *βοηθειν τα δικαια. Schöm.* p. 358. Die eingeschobenen Fragen gehören hieher Schöm. S. 299. 79) Vergl Is. de Pyrrh. hered. §. 54 und de Cir. her. §. 28 mit *Dem.* adv. Aphob. de fals. test. §. 55, p. 860, ferner Is. de Cir. her. §. 45 mit *Dem.* c. Aph. I, §. 68, p. 835, vergl. Schöm. S. 385. 80) *Porphyr.* ap. Euseb. praep. evangel. X, 3. p. 466. 81) Dies alles kann nicht durch einzelne Stellen belegt, sondern muß durch eigene Lektüre erkannt werden. Über eine gewisse verecundia, die sich bei beiden ausspricht, s. Schöm. zu Is. S. 180 sq. Einige sehr schöne charakteristische Sentenzen des Isaios aus Stobäos bei Schömann S. 166 können leicht mit Demosthenischen verglichen werden. 82) Plut. S. 839 E. F. Phot. S. 480. Liban. S. 3. 83) „Et est sane aliqua horum cum Isaeo similitudo, neque tamen meo quidem judicio major quam aliarum quarundam" *Schöm* praef. ad. Is p VI. sq. 84) Dies ist Libanios Urtheil, vit p. 3. O. im Eingang zur ersten Rede gegen Onetor S. 875, 3. 85) S. gegen Onetor I. p. 865. und g. Meidias. p. 540. 86) Ebendas. p. 868.

87) Gegen Meidias S. 539. Gegen Aphobos. II, 8. 840. Böckh Staatsh. II. S. 92. 88) Vgl. gegen Meidias. S. 564. 89) Gegen Onetor. p. 873. Anf. *) Zweifelhaft bleibt es, ob Demosthenes seinen Vorsatz ausgeführt und auch die übrigen Vormünder angeklagt hat; s. gegen Aphob. I. p. 817. III, 845. Wahrscheinlich belehrte sie der Ausgang des ersten Prozesses mit Aphobos, daß sie nachgeben mußten, und sie versöhnten sich wieder mit ihm; s. die Rede gegen Zenothemis. 90) S. die dritte Rede gegen Aphobos. *Ψευδομαρτυριῶν.* 91) Gegen Meidias. S. 544.

2000 Drachmen zu entgehen. Indeß ließ er den Zahlungstag vorübergehen, und hinderte 8 Jahre hindurch [92]) die Anstellung eines neuen Prozesses wegen Nichtzahlung dieser Strafsumme durch allerlei Mittel.

So geschah der Eintritt des Demosthenes unter die athenischen Bürger auf eine höchst unglückliche Weise. Trotz aller dagegen angewendeten Mittel hatte er sein väterliches Vermögen verloren [93]) und sah sich außer Stande, auch den Pflichten gegen seine Schwester, so wie er wünschte, zu genügen *).

Es konnte nicht fehlen, daß diese Ereignisse den größten Einfluß auf Demosthenes ausübten, ein Umstand, welcher unter den Alten am besten von Plutarchos gewürdigt worden ist [94]). Unverkennbar ist es, wie der schon durch seine ganze Eigenthümlichkeit und einen innern Trieb zur Beredsamkeit geführte Jüngling dadurch fast gewaltsam diesem Ziele entgegen geführt wurde, daß seine Vormünder sich als ruchlose Menschen erwiesen. Jetzt ferner wurde er früh mit den Ränken schlechter Menschen bekannt und lernte an seinem eignen Unglück, wie hassenswerth die Bosheit ist. Von dieser Zeit an begleitet ihn durch das ganze Leben hindurch jener edle Haß gegen alles Schlechte und Gemeine, der ihn vor den meisten seiner Zeitgenossen auszeichnet; jetzt bildete er sich in seiner eigenen Noth zum Advokaten und beredten Vertheidiger gedrückter Unschuld **); kurz jetzt legte er zu seiner künftigen Größe den ersten Grund. Und müßte man es wunderbar finden, wenn sein Charakter auch eine gewisse Herbe und Bitterkeit annahm? wenn er immer ernster, ja trüber gestimmt wurde?

Von jener Zeit her leitet Äschines auch den Beinamen des Demosthenes, Argas, mit welchem leichtfertige Zeitgenossen ihn schmähten [95]). Ihn bezieht Plutarchos auf die Bitterkeit seines Charakters [96]); Andere aber erklären ihn anders [97]). Wie leicht Demosthenes nach dem Siege beneidet und verkannt werden konnte, ist an sich klar, da gewöhnlich der, welcher im Streite besiegt wird, das Mitleid auf seiner Seite hat, und wird auch hier von Demosthenes selbst angedeutet [98]).

Doch er arbeitete fortwährend an der Ausbildung seiner geistigen Kräfte, und wir müssen noch einige Augenblicke die Frage ins Auge fassen, wessen Einwirkungen sich der Jüngling vorzüglich hingegeben, und zwar unter den großen Zeitgenossen. Die Geschichte — oder soll ich es vielleicht Sage nennen? — hat uns auf diesem Felde nicht verlassen, sondern kommt uns mit einer Reihe großer Namen entgegen, um mit ihnen die Jugend ihres Helden zu verherrlichen. Außer Isaios nennen uns die Biographen des Demosthenes nicht nur Isokrates, sondern auch Platon, Alkidamas, Eubulides; ja Xenokrates, Zoilos von Amphipolis, Aristoteles, Theophrastos [99]). Wahrlich eine bunte Reihe, bei welcher die Kritik Arbeit genug findet.

Was zuerst Isokrates betrifft, so dürfen wir nach dem vorigen und der großen Verschiedenheit in allen Ansichten und der Art der Beredsamkeit selbst, welche zwischen diesen beiden Männern besteht, nicht darauf eingehen. So bleibt nur das Zeugniß des Ktesibios übrig. Ktesibios nämlich soll erzählt haben, nach Plutarchos Lebensbeschreibung, daß er vom Syrakusaner Kallias und einigen andern heimlich die Werke des Isokrates und Alkidamas über Rhetorik empfangen und sich danach gebildet habe; nach dem Verfasser der Lebensbeschreibungen der zehn Redner aber, daß er durch jenen Kallias das rhetorische Werk des Zoilos von Amphipolis, und durch den Karystier Charikles das des Alkidamas sich verschafft und mit Fleiß studirt habe. Plutarchos entlehnt aber die ganze Nachricht aus dem unkritischen Hermippos. Die Verschiedenheit in beiden Erzählungen hat um so weniger etwas auf sich, als Zoilos aus Amphipolis selbst Isokrates Schüler war. Daraus geht hervor, was eigentlich die Tendenz der ganzen Erzählung ist. Sie verliert aber dadurch außerordentlich an Werth, daß Kallias der Syrakuſier [1]) unmöglich Zeitgenosse des Demosthenes in der Art gewesen seyn kann, daß er des Isokrates und Zoilos Kunst ihm suppeditirt haben könnte. Er ist Biograph des syrakusischen Königs Agathokles gewesen. Dazu kommt aber, daß eben die Zeit, in welcher Demosthenes diese Werke empfangen haben soll, ganz unbestimmt bleibt. Es ruhen daher auf der ganzen Erzählung solche Zweifel, daß wir sie auf sich selbst beruhen zu lassen genöthigt sind. Wie ganz anders ist es bei Isaios Unterricht, wo wir uns sogar auf Zeitgenossen berufen können [2]).

Nicht minder unsicher ist Platon genannt worden. Den Gegensatz, welcher zwischen Platon und Demosthenes in rhetorischer Hinsicht Statt findet, hat Dionysios von Halikarnaß, den politischen neuerlichst Niebuhr in seiner ganzen Größe dargestellt [3]). Sehen wir auch hier auf die Quelle, so kommen wir wieder auf Hermippos, welcher sich auf ein Buch, dessen Verfasser sich nicht nannte, berief, und überzeugen uns von der völligen Un-

92) Ebend. S. 541. 93) *Plut.* Dem. c. 6., gegen Meid. p. 540. 628, b. Was Isidoros von Pelusium IV, ep. 205 sagt, „ὁ τοῖς ἐπιτρόποις ἀφεὶς τὰ πατρῷα μετὰ τὴν νίκην" erleidet zwar seine Beschränkung, ist aber doch nicht unwahr; s. Dem. gegen Aphob. III. p. 845. (*Plut.*) X. Oratt. p. 844. „τοὺς δὲ καὶ χαρίτος" (ἀφεὶς). *) Noch zur Zeit der Rede gegen Meidias rechnet er sich zu den Dürftigen und Geringen, dem Meidias gegenüber. p. 551. 8. Böckh über die Ztvh. S. 34. 94) S. *Plut.* Dem. c. 6. Becker Dem. als Statsm. I. p. 11. Auch der Verfasser der Lobschrift auf Demosthenes findet ein Glück darin. Cap. 11. **) „Gewißlich", sagt Reiske, Übers. IV. S. 318. „gefällt mir Demosthenes um irgend etwas anderes, so ist es insonderheit auch darum, weil er den Abgrund der Bosheit des menschlichen Herzens aufdeckt u. s. w." 95) Aesch. de falsa legat. c. 31. „ἐκ παίδων ἀπαλλαττόμενος καὶ δεκαταλάντους δίκας κατὰ τῶν ἐπιτρόπων λαγχάνων Ἄργας ἐκλήθη." Wie dies Mitford zu Dem. Nachtheil ausgelegt, VIII. p. 123., siehe nebst Widerlegung bei Clint. F. H. App. p. 365 f. 96) *Dem.* c. 4. doch schwankend „ἢ πρὸς τὸν τρόπον, ὡς ἠριώδη καὶ πικρόν" deutet das „ἠριώδης" auch auf Äschines „ἠρίον", mit welchem er oft den Demosthenes anredet? 97) S. die verschiedenen Noten in Bartons vortrefflichem Commentare zu jener Stelle, bei Reiske, Th. 4. S. 905. 98) Gegen Aphob. III. Anfg.

99) *Plut.* Dem. c. 5, 7.; X. Orr. p. 837, 844, A. E. 845. A. B. Phot. p. 492 b., 493 a. b. Anon. vit. p. 155 R. (Luc.) Encom. Demosth. c. 11. 1) S. schon Barton z. Plut. Cap. 5. 2) Auf Pytheas, s. Spengel. *Τέχν.* p. 181. 3) Niebuhr kleine histor. und philos. Schriften. S. 480 fg.

ſicherheit einer ſolchen Angabe. Wunderbar übrigens, daß nicht auch der fünfte Demoſthenische Brief genannt wird, welchen freilich unter uns Niemand wird nennen wollen, da ſeine Unechtheit keinen Zweifel zuläßt [4]).

Auch die übrigen gewähren nicht mehr Sicherheit. Viele ſind eben nur, weil ſie des Redners Zeitgenoſſen waren, zuſammengerafft, und ſo ungeſchickt, daß die völlige ἀνιστορησία der Zeugen am Tage liegt [5]). Dem Ariſtoteles hat, wie wir bereits geſehen, Dionyſios von Halikarnaß eine beſondere Schrift gewidmet [6]).

Daß deſſenungeachtet Demoſthenes mit den größten Geiſtern ſeiner Zeit Umgang gepflogen, daß er ihre glänzenden Seiten gekannt, benutzt und daraus für ſich weſentlichen Vortheil gezogen, verſteht ſich von ſelbſt. Daſſelbe geſchah in Beziehung auf die Vorzeit. Und ein aufmerkſames Studium, vorzüglich des großen Thukydides, läßt ſich, auch wenn wir alle darüber umhergetragenen Sagen aufgeben [7]), aus innern Gründen darthun. „Daß Demoſthenes, ſagt Becker [8]), um dieſe Zeit, wie auch ſpäter, das Trefflichſte von Dichtern, Philoſophen, Geſchichtſchreibern und Rednern ſeiner Vaterſtadt zu ſeiner Bildung benutzte; wer kann dies bezweifeln? Wer es auch wollte, den lehren es unwiderſprechlich ſeine Reden, in welchen dem genauern Kenner jenes herrlichen Kreiſes manche Spuren ſich zeigen, wie er dieſen Reichthum für ſeinen Zweck zu benutzen verſtand. Am mehrſten ſoll ihn Thukydides gefeſſelt haben. Der ernſte Charakter dieſes ausgezeichneten Mannes war dem ſeinen ähnlich."

Seine Hauptübungsſchule war das Leben. In eigenen und fremden Privatprozeſſen fand er häufig Gelegenheit, in jener Zeit vor den Richtern aufzutreten und den Erfolg ſeiner Studien zu verſuchen. Bald muß er auch Selbſtgefühl genug errungen haben, um ſich etwas nicht Unbedeutendes zuzutrauen [9]); bald auch bei ſeinen Zeitgenoſſen einen großen Ruf erlangt haben, ſo daß er als Sachwalter geſucht, als Gegner gefürchtet war. Zwar ſind ſicher nicht alle gehaltenen Reden von ihm wirklich herausgegeben worden, noch weniger aber auf unſere Zeit gekommen; dennoch beſitzen wir eine ziemliche Zahl derſelben, und können trotz der im Ganzen nur ſelten darin vorkommenden hiſtoriſchen Thatſachen ihre Zeit ſo nachweiſen, daß ſie eine fortlaufende Reihe bilden [10]). Ja wir halten es für unzweifelhaft, daß er früh anfing, durch ſeine Kunſt auf Jünglinge einzuwirken und ſie für dieſelbe tüchtig zu machen, wenn auch ein eigentlicher Unterricht, ein Auftreten des Demoſthenes als Rhetor oder Sophiſt, nicht angenommen werden kann. Denn da Äſchines wiederholend erzählt [11]), daß Demoſthenes ſich gerühmt habe, mehre zu tüchtigen Rednern und Sachwaltern gemacht zu haben, da er einen Ariſtarchos, Moſchos Sohn, namentlich als ſeinen Schüler anführt, darin aber an ſich kein Grund liegt, daß Demoſthenes dadurch herabgewürdigt worden wäre, alſo nicht abzuſehen iſt, warum er es erdichtet haben ſollte; ſo dürfen wir wol diesmal wirklich dem Äſchines trauen, wie es ſchon einige Alte vor uns gethan haben [12]). War es doch auch in Athen politiſch wichtig, ſich Freunde zu erwerben, und dies gerade ein nicht verächtlicher Weg, zu dieſem Ziele zu gelangen.

Ebenſo wenig kann geleugnet werden, daß Demoſthenes in jener Zeit viele Reden in den Prozeſſen anderer nicht blos aus Verwandtſchaft, wie gegen Zenothemis, oder Freundſchaft, ſondern für Geld gearbeitet hat [13]). Übertrieben können hier die Gegner haben, aber geradezu erdichten konnten ſie es nicht. Auch liegt darin durchaus kein Vorwurf, ſobald nur der Redner ſich nicht zu Ungerechtigkeiten mißbrauchen ließ und ſeine Kraft als Redner zur Unterdrückung des Rechtes anderer angewendet hat. Plutarchos [14]) erzählt, wie viel Demoſthenes auf den Ton und die Sprache der Redenden gehalten. Es kam jemand zu ihm, welcher von einem andern geſchlagen ſeyn wollte. Da er in ganz ruhigem Tone redete, erwiederte ihm Demoſthenes, was er geſagt, ſei nicht wahr, erkannte aber nun an der ſtark und heftig werdenden Stimme des Klienten, daß die Beleidigung wirklich geſchehen ſei. Außer dem, was ſie lehren ſoll, überzeugt uns auch die Geſchichte, wenn ſie wirklich vorgefallen iſt, daß der Redner nicht blindlings ſeinen Beiſtand andern lieh, ſondern ſich zuerſt von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugte. Daſſelbe läßt ſich aus den vorhandenen Reden ſchließen, welche, ſo weit ſich dies aus einſeitigen Darſtellungen ſchließen läßt, keine ungerechten Sachen vertheidigen, keine gerechten angreifen.

Doch läßt ſich hiegegen ein bedeutender Einwand erheben, welchen wir um ſo weniger übergehen dürfen, als er bei Zeitgenoſſen ſchon, wie bei allen Spätern vorzugsweiſe den Charakter des Demoſthenes verdächtigt hat [15]). Hören wir zuerſt von feindlich geſinnten Zeitgenoſſen. Die erſte Erwähnung der Sache glaube ich in der Rede gegen Timarchos zu finden, wo Demoſthenes ſeiner weibiſchen Kleider wegen verſpottet wird, in welchen er Re-

---

4) Daß die Römer die Sage annahmen, *Cic. Brut.* 31. *Or.* 4. *Quinct.* XIII, 2. 22.; 10, 24. *Gell.* N. A. III, 19. iſt unwichtig für die Sache. 5) Sogar Theophraſt wird nicht vergeſſen. 6) Über den von ihm eingeſchlagenen Weg ſ. Ziemann in bell. Phil. Olynth. p. 7. 7) *Plut.* II. p. 844 B. *Zosim.* p. 147. *Wolf.* ad Lept. Proll. p. LI. 8) Dem. als Statsmann. I. S. 14. 9) Sogar dem Iſaios gegenüber iſt er in derſelben Sache aufgetreten, ſ. Demoſthenes Rede gegen Makartatos und Clint. F. H. p. 131 seq. Kr. 10) S. Clint F. H. App. p. 372. 11) Aesch. c. Timarch. p. 138. n. 168.; R. ferner p. 16. H. St., wo vom Demoſthenes geſagt wird „ὁ τὰς τῶν λόγων τέχνας κατεπαγγελλόμενος τοὺς νέους διδάσκειν vergl. p. 25." ἐν τῇ τῶν μειρακίων διατριβῇ und anderwärts. 12) Liban. vit. p. 3. (σοφιστεύειν ἐνεχείρησεν). *Zosim.* vit. p. 149. Anon. vit. p. 154.; vergl. *Plut.* Pyrrh. c. 14. und Beck. Lit. S. 14. Was die Zeit betrifft ſ. Weſtermann S. 107., ſo reden wir hier nur von der Jugend. 13) μισθοῦ Aesch. de f. leg. p. 50. H. St. Aber auch an vielen andern Stellen. Äſchines ſelbſt war nie Sachwalter geweſen, und ſtellt ſich darum in Gegenſatz. p. 250. ed. H. W. 14) *Dem.* c. 11. 15) Wer kann ſich der innigſten Freude enthalten, wenn er mitten unter den gelehrten Bemerkungen des trefflichen Schäfer im App. V. p. 366., nachdem er lange genug das Wiſſen und den Scharfſinn des Mannes bewundert hat, plötzlich ein edles Herz hervorleuchten ſieht? Sollte Grauert dies leſen, ohne begeiſtert durch die Mahnung des edlen Greiſes den Stoff zu ergreifen? Die Vermuthung ſelbſt iſt unſtatthaft. Vielmehr iſt die Rede über Konon an die Spitze geſtellt worden ihrer Vortrefflichkeit wegen, wie unter den öffentlichen Klagereden die de corona.

den gegen seine Freunde schreibe [16]). Deutlicher aber und bestimmter redet er in der eigentlich gegen Demosthenes gehaltenen Rede über die Truggesandtschaft [17]), wo er den Gegner geradehin des Verraths beschuldigt. Nicht er sei ein Verräther, sondern Demosthenes, indem er mit denen, die ihm sein Vertrauen geschenkt, so umginge, daß er Reden schreibend für Geld in Privatprozessen diese den Gegnern verrathe. „Du hast", redet er ihn an, „für den Wechsler Phormio eine Rede geschrieben; diese hast du dem Apollodoros verrathen, als er mit Phormio des Lebens wegen rechtete." Auch in der Rede von der Krone [18]) kehrt derselbe Vorwurf wieder. Aus einem Trierarchen sei er ein Redenschreiber geworden; weil er darin treulos erschienen sei und seine Reden den Gegnern mitgetheilt habe, habe er sich zum Statsredner aufgeworfen. Dies ist Äschines Aussage. Auch Dinarchos nennt ihn einen Verräther seiner Freunde [19]) und wirft ihm vor, daß er für Geld Reden verfertigt habe und dadurch reich geworden sei, namentlich für Kteſippos und Phormio.

Betrachten wir nun die vorhandenen Reden und vergleichen sie damit, so finden wir eine für Phormio gehalten, worin dieser gegen eine Klage excipirt, in welcher jener auf ein Kapital Ansprüche gemacht hatte. Sie ist Ol. 107, 1. 350. gehalten [20]). Dagegen acht Reden, welche Apollodoros gehalten, von denen zwei, welche als πρότερος und ὕστερος λόγος zusammengehören und gegen Stephanos gerichtet sind, vor 343, Ol. 109, 2. gehalten sind. Stephanos wird hier belangt, weil er in jenem Prozesse ein falsches Zeugniß für Phormio gegen Apollodoros abgelegt habe, wodurch dieser damals den Prozeß verlor.

Die übrigen Reden sind eine gegen den Feldherrn Timotheos, Konons Sohn, vor 354. Ol. 106, 3., in welcher Phormio für Apollodoros als Zeuge auftrit; eine gegen Kallippos, deren Zeit nicht bestimmbar ist, wo ebenfalls Phormio für Apollodoros zeugt; zwei in eigenen Angelegenheiten des Apollodoros, nach 361. Ol. 104, 4.; endlich zwei bezweifelte gegen Nikostratos und Neaira. Die beiden erst erwähnten gegen Timotheos und Kallippos werden in der Rede für Phormio erwähnt, und zwar so, daß ihm aus dem vielen Prozessiren ein Vorwurf gemacht wird [21]).

Plutarchos [22]) nahm Äschines Anklage für richtig und bezog sie auf jene genannten Reden gegen Stephanos. Demosthenes soll, sagt er, die Rede, mit welcher Apollodoros den Timotheos überwand, wie auch die gegen Phormio und Stephanos gefertigt haben. Denn auch Phormio kämpfte mit einer Rede gegen Apollodoros, ganz wie dieselbe Waffenfabrik beiden Gegnern die Waffen liefert. Und an einer andern Stelle versichert er, Demosthenes solle durch seine Reden sich auf tadelhafte Weise Geld erworben haben, indem er dem Phormio und Apollodoros, den Gegnern, heimlich Reden verfaßte.

War dieser Gegenstand vielleicht auch der Grund, warum Theopompos [23]) den Redner des Wankelmuthes in Beziehung auf seine Freunde beschuldigte, wogegen ihn Plutarchos der Harmonie seiner Statsverwaltung wegen so schön in Schutz nimt?

Wie dem auch sei, es läßt sich nicht leugnen, daß der Vorwurf, wäre er gegründet, ein schlimmes Licht auf Demosthenes Charakter würfe. Allein betrachten wir die vorhandenen Reden, so läßt sich darauf antworten, der Redner sah nicht auf die Person, sondern auf die Sache. Als er nun für Phormio die Exceptionsrede schrieb, hielt er dessen Sache für die gerechte; da er aber erkannte, daß sich dieser eines falschen Zeugnisses bedient und ihn selbst getäuscht hatte, arbeitete er auch die Reden gegen ihn aus. Man denke an die zwischen beiden Prozessen liegenden Jahre! Haben die Richter anders gehandelt? haben sie nicht dem Phormio den Sieg gegeben? und da sich darüber nichts Sicheres mehr sagen läßt, hätten nicht dieselben in der zweiten Klage den Apollodoros siegen lassen können, ohne daß man ihre Rechtschaffenheit in Zweifel ziehen dürfte? Hatte er aber einmal die Sache des Phormio zu führen unternommen, so mußte er freilich alles gegen den Gegner, was möglich war, hervorsuchen. Dabei ist wohl darauf zu achten, daß er schon viel früher Reden für Apollodoros geschrieben hatte, Phormio also seine Verbindung mit ihm bereits kennen konnte; ja daß trotz der für Phormio gehaltenen Rede, durch welche er überwunden wurde, Apollodoros auch ferner sich seiner bediente. Kurz, betrachten wir uns die Sache von den uns erhaltenen Reden aus, so möchte sich kein bedeutender Vorwurf darauf gründen lassen. Und vielleicht hatten die wohlgesinnten Zeitgenossen noch ganz andere Gründe zu einem günstigern Urtheile, als wir in der weiten Entfernung [24]).

Anders stellt sich die Sache, wenn wir Äschines Anklage ins Auge fassen, die in der That eine ganz andere ist. Zwar daß er Reden gegen seine Freunde schreibe, ist schon mit dem Vorigen beseitigt, da die Wahrheit der Sache dem rechtlichen Manne mehr gelten muß als Freundschaft. Aber so ist es gar oft, daß man, wie man bei Sokrates die Armuth rügte, so bei Demosthenes seine Reden gegen Befreundete, welche gerade Zeichen seines hohen Geistes für uns sind. So sind Äschines Vorwürfe nach Demosthenes Bemerkung öfter beschaffen gewesen. Allein sein eigentlicher Vorwurf ist, er habe dem Apollodoros, welcher mit Phormio περὶ τοῦ σώματος gerechtet, die Rede vorgelegt, welche er für jenen gearbeitet habe. Also hören wir hier von einer Sache, die in Demosthenes Reden gar nicht vorkommt. Und der Vorwurf ist der der Verrätherei; er habe eine Rede für Phormio geschrieben und sie dem Apollodoros mitgetheilt. Hierüber läßt sich nun ganz entschieden nicht urtheilen; allein wenn wir sehen, daß Äschines, eben wo er ausführlich jenen Vor-

16) „ἐν οἷς τοὺς κατὰ τῶν φίλων λόγους γράφεις." p. 18. H. St. 17) p. 50. H. St. 18) p. 78. H. St. 19) p. 97. ed. H. W. 20) Wie Clint. erwiesen. F. H. p. 145. 21) p. 961. 22) *Dem.* c. 15. Vergleichung des Dem. und Cic. p. 848. R.

23) *Plut.* Dem. c. 13. 24) Gegen Plutarchos haben sich auch andere schon erklärt; s. Becker Dem. als Statsm. II. S. 430 fg. Clint. F. H. App. p. 370. n. 5. Nur auf den Unterschied zwischen Äschines und Plutarchos nahm man keine Rücksicht, weil man ἐκφέρειν anders verstand.

Zeitgenossen Ursache zu schmählichem Falle; zumal da das Glück, welches seine Handlungen begleitete, alles verhüllte, und er auch bessere Geister durch die Gewandtheit und den Schmuck seiner Rede, durch seinen wissenschaftlich ausgebildeten Geist [75]) und die Größe seiner Thaten zu fesseln vermochte. Griechenland widerstand dieser großen Eigenthümlichkeit so wenig, daß es vielmehr selbst sich den Sklavenfesseln durch seine eigene Verderbniß darbot. Aber die Hegemonie über Griechenland genügte seinem Ehrgeize noch nicht [76]). Schon früh gedachte er des Perserreichs. Es war der glänzende, alles überstrahlende Ruhm Athens, daß es einst nicht feig dem herannahenden Perserkönig den Nacken gebeugt, sondern kühn sich den unermeßlichen Schaaren des Feindes entgegengestellt hatte und aus diesem Kampfe siegreich hervorgegangen war. Philipp wollte mehr thun, Athen auch hier übertreffen. Jenes ungeheuere Reich sollte selbst im Herzen angegriffen werden und seinen Waffen, den Waffen eines griechischen königlichen Oberfeldherrn, unterliegen. Erst als er diesem Ziele ganz nahe war, setzte die Gottheit seinen Bestrebungen ihre Grenzen. So sehr, so ganz strebte er Athen entgegen. Gewiß hätten sie dies erkannt, wie wir es erkennen, es wäre eine Verschiedenheit im Urtheile, wie sie zwischen Isokrates und Demosthenes hervortrat, nicht entstanden. Wir behaupten nicht, daß Demosthenes schon damals den König ganz durchschaute; allein das glauben wir für unumstößlich halten zu dürfen, daß er hell genug bereits sah und in so weit sich falscher Vorurtheile und jedes Irrthums entschlagen hatte, um jede neue Regung, die sich in seinen Unternehmungen kund that, zu erkennen und für die Zukunft vor dem Verkennen gesichert zu seyn.

Entschlossen also, sich dem makedonischen Könige entgegenzustellen, und mit Eifer jede Gelegenheit ergreifend, den Athenern die Augen zu öffnen, sah er, nachdem er früher bereits den Athenern in einer trefflichen Rede einen neuen Weg in Verfolgung ihrer Zwecke gegen Philipp zu zeigen versucht hatte *), zum ersten Male den glücklichsten Erfolg bei seinen Bestrebungen, als Philipp die mit Athen befreundete Stadt Olynth angriff. Ol. 107, 4.

Die Stadt Olynth [77]) ward gleich nach dem Auftreten Philipps, als König von Makedonien, in vielen Beziehungen in seine Angelegenheiten verwickelt. Denn da dieser mächtige Stat für den, mit welchem er befreundet und verbündet war, ein großes Gewicht in die Wagschale zu legen vermochte [78]), und seine Grenzen die des makedonischen Reiches berührten [79]); so mußte Philipp, welcher unter äußerst schwierigen Umständen seinen Thron bestieg, bei seinen Handlungen ganz vorzüglich auf ihn Rücksicht nehmen. Wie er daher Athen durch die Versicherung, er gebe für Makedonien den Besitz von Amphipolis auf [80]), einschläferte: ebenso versuchte er es mit Olynth. Allein kaum sah er sich von andern Seiten her, von welchen ihm damals noch Gefahren drohten, gesichert, als er auch Vorwände fand, die Stadt Amphipolis zu bekriegen. Olynth und Athen wurden auf diese Weise Ol. 105, 3. beleidigt; denn auch jenen war der Besitz von Amphipolis nicht unwichtig. Olynth handelte zuerst. Gleiches Interesse schien beide Städte an einander zu ketten und dem Philipp einen schweren Kampf zu bereiten. Doch der schlaue König hatte die Verhältnisse und seine Mittel, ein drohend herannahendes Gewitter zu zertheilen, wohl berechnet. Das ferne Athen wurde durch Versprechungen, das nahe Olynth durch Geschenke hingehalten. Denn da sogleich nach dem unerwartet raschen Beginn der Belagerung von Amphipolis olynthische Gesandte nach Athen gingen [81]), um dort einen Bund zur Bekämpfung des gemeinsamen Gegners zu schließen [auch die Einwohner von Amphipolis selbst — wenigstens eine Partei derselben — war vergebens nach Athen geeilt, um die Bürger zur Besitznahme ihrer Vaterstadt aufzufodern [82])]; so wußte er die Athener durch ein Schreiben zu beschwichtigen [83]), in welchem er versicherte, er handle nur zu ihren Gunsten, wisse, daß die Stadt den Athenern gehöre und werde sie sogleich nach der Eroberung frei geben. Sobald er aber die Stadt erobert hatte, behielt er sie für sich und nahm Athens Feindschaft auf sich. Anders handelte er mit Olynth. Die Stadt Anthemus, seit langer Zeit ein Zankapfel zwischen Makedonien und Olynth, überließ er ihnen [84]) und fügte diesem Geschenke später die den Athenern entrissene Stadt Potidaia als Geschenk hinzu [85]). Dies gewann ihm die Olynthier, und ein Bund ward geschlossen [86]), zufolge dessen man nach Libanios sich gegenseitig versprach, gemeinsam nur Krieg zu führen und Frieden zu schließen. So kämpfte Ol. 106, 3. Athen offen gegen Olynth und Philipp [87]).

Doch die rasche Vergrößerung des Reiches, welches Philipp beherrschte und mit neuem, nie geahndetem Geiste belebte, machte die Olynthier bald für sich selbst besorgt. Bald glaubten sie in seiner Handlungsweise das Selbstsüchtige und Täuschende zu durchschauen; und ihre Freundschaft mit ihm wurde lockerer und lauer, wozu besonders die ungemeine Thätigkeit Philipps [88]) Ol. 106, 4. beigetragen zu haben scheint.

75) S. Bell, Aristoteles als Lehrer Alexanders, in Ferienschriften. I. 76) Ein umgekehrtes Verhältniß bei Flathe, Gesch. v. Maked., wenn ich nicht irre, chimärisch. *) Mit Fleiß übergehe ich die erste Philippische Rede ganz kurz, wegen der über sie erhobenen Zweifel, und verweise auf die über sie angestellte, hier folgende Untersuchung. 77) Die Urgeschichte der Stadt und ihre Quellen s. bei *Vömel* Proll. in Philipp. I. et Olynth. Oratt. p. 12 seqq. 78) S. *Diod.* XVI. c. 8. *Vömel* Proll. §. 3 und 4. 79) S. Dem. olynth. Red. II, v. Anfang.

80) *Diod.* XVI, 4. *Dem.* Aristocr. p. 660, 12, in welcher Stelle Becker, Dem. Phil. Red. S. 5. Anm. 7., fälschlich eine Andeutung findet, daß Philipps erster Antrag unberücksichtigt geblieben wäre, s. Schäfer zu derselben. 81) Dem. Olynth. II. S. 19. §. 6. und das. Ulpian. *Vömel* p. 61. 82) Dem. Olynth. I. S. 11. 83) *Dem.* Aristocr. p. 659. Hegesi. über Halon. S. 83, 20. 84) Müller Maked. S. 27, 33. 85) *Diod.* XVI, 8. und das. Wesseling. Dem. Phil. II. S. 70. 86) S. Libanios Inhaltsanzeige der olynth. Red. S. 7 R. Verdient er aber auch Vertrauen? Zwar bin ich hier in der Erzählung diesem Zeugniß gefolgt, nach dem Vorgange Anderer, z. B. *Win.* p. 66, zweifle aber an der Richtigkeit desselben, weil L. auch das Übrige alles verwirrt. 87) Böckh über die Zwh. 88) *Vömel* Proll. p. 83.

Da wendeten sie sich nach Athen und machten, wahrscheinlich Ol. 107, 1., einen Freundschaftsbund [89]) mit der Stadt unter der Versicherung, ihn einst in eine wirkliche Kriegsgenossenschaft zu verwandeln, wodurch sie in der That auch in unsern Augen eine Treulosigkeit, und zwar eher als Philipp [90]), begingen. Dennoch stellte er sich freundlich gegen Olynth, obwol das frühere Vertrauen zwischen beiden erloschen war [91]), bis er Ol. 107, 4. seine Waffen gegen sie kehrte. Ganz unerwartet und plötzlich trat seine Feindseligkeit hervor. Olynth stand, wie er wohl wußte, als Haupt der chalkidischen Städte da [92]) und war eben in dieser Verbindung größer, als je zuvor. Diese griff er zuerst an. Er hatte gewähnt [93]), die Verbindungen, welche er in ihnen angeknüpft, würden es ihm leicht machen, seinen Zweck zu erreichen. Allein dieser Plan mißlang. Die Stadt Olynth schickte sogleich — denn der früher bestimmte Zeitpunkt war gekommen — Boten nach Athen, um diese alten Feinde Philipps zur Hilfe und Bundesgenossenschaft aufzufodern [94]). Dazu kam, daß die Thessalier, von welchen Philipp die frühere Unterwürfigkeit erwartete, entschlossen waren, ihm entgegenzuwirken [95]), Pagasä zurückzufodern, Magnesia nicht befestigen zu lassen, ja Hafen- und Zollabgaben ihm ferner nicht zuzugestehen. In solche Verwirrung seiner Angelegenheiten hatte sich Philipp gestürzt. Da schickte er öfter Gesandte nach Olynth, mit der Versicherung [96]), „es sei nicht mit ihnen im Kriege begriffen." Die Verhältnisse erschienen für seine Gegner als höchst günstig.

Die Olynthischen Gesandten fanden in Athen dennoch verschiedene Ansichten [97]). Demades trat gegen eine Verbindung mit ihnen auf [98]), Demosthenes für dieselbe und siegte; ein Umstand, der besonders für Demosthenes Leben von hoher Wichtigkeit ist, weil ein Sieg über diesen anerkannt höchst talentvollen Redner seinen Ruhm in Athen erhöhen und seine künftige Laufbahn erleichtern mußte. Doppelt wichtig ist also diese Begebenheit, einmal als ein Sieg gegen Philipp, dann gegen Demades, wozu drittens der Sieg über die Schlaffheit und Unthätigkeit der Athener zu rechnen ist, welche sogar von ihm dazu fortgerissen wurden, was längst nicht geschehen war, selbst zu Felde zu ziehen. Alle drei Gegner erlagen diesmal der gewaltigen Donnerstimme des Demosthenes, welche jetzt zum ersten Male bedeutend in die hellenische Geschichte eintrit. Die drei in dieser Sache gehaltenen Reden sind vorhanden und geben von diesem allen Zeugniß, von denen die erste die Doppelfrage beantwortet, ob man helfen solle und wie man dies könne; die zweite die lässigen Athener ermuntert und ihren Muth belebt; die dritte endlich die schon Kriegführenden zu neuer Thätigkeit, zu größern Anstrengungen und dazu antrieb, willig selbst Hand anzulegen [99]). Der nächste Erfolg war glänzend, nach Philochoros *) unbestreitbarem Zeugniß. Die Symmachie wurde geschlossen. Zweitausend Peltasten und dreißig bemannte Trieren unter Chares Anführung machten den ersten Zug aus; ihnen folgte der Feldherr im Hellespont, Charidemos, mit 18 Trieren, 4000 Peltasten und 150 Reutern; endlich zum dritten Male sendeten sie Chares mit 17 Trieren; 2000 Hopliten und 300 Reuter — diese waren alle Bürger — gingen nach Olynth. Dennoch waren die Anstrengungen vergebens. Philipp gelang es, aus Pherä in Thessalien den Tyrannen Pitholaos [1]) zu vertreiben und Mekyberna und Torone ohne Schwertschlag durch Verrätherei zu gewinnen. Plötzlich erscheint er in dem Gebiete Olynths, reißt die Maske ab und kündigt laut der Stadt an, daß entweder sie ihrer Herrschaft oder er der seinigen entsagen müsse [2]). Die Olynthier gingen ihm zuerst in offener Schlacht entgegen, wurden aber zweimal überwunden. Es erfolgte hierauf die Belagerung der Stadt, welche mit ihrer Eroberung und völligen Vernichtung endete. Die Verräther Lasthenes und Euthykrates hatten ihm ihre Vaterstadt verkauft, und die unglücklichen Olynthier samt den chalkidischen Städten waren vernichtet [3]).

So endete die erste Periode des Lebens des Demosthenes als Statsmann. Durch die Anstrengungen seiner Gegner hatte er sich langsam hindurch gearbeitet, in den Gang des atheniſchen Statslebens auf eine höchst ausgezeichnete Weise in seiner äußern und innern Gestaltung eingegriffen, und war so in die Reihe der Lenker des Stats auf eine höchst glänzende Weise eingetreten; Eubulos und Demades, wie die übrigen, standen nicht mehr über, sondern neben ihm. Gegen Philippos war er kühn und stark in den Kampfplatz hervorgetreten, und wie jener, da er sich der Stadt Olynth näherte, so hatte er ihm einen Krieg auf Leben und Tod angekündigt. Er konnte nicht anders. Zwei Wege sah er vor sich, welche Athen einschlagen konnte, den des Kampfes und Sieges neben dem der Schlaffheit und des Falles. Er durchschauete das Hohe und Herrliche in dem Charakter seines Volkes ebensowol wie seine Schwächen. Einmal die alte angestammte Größe wieder aufgeregt, konnte Athen siegen — er wußte es —; die Macht der Perser war bei Marathon gescheitert; auch Philipp mußte der Freiheit gegenüber, wenn er angriff, nicht blos abwehrte, fallen. Auf der andern Seite bebte er vor dem Abgrunde zurück, in welchen der andere Weg der Erniedrigung und Schande nothwendig führen mußte. Darum kämpfte er, von tausend Spuren des nahenden Unglücks umgeben, stark wie ein Held, gegen den gänzlichen Sieg

89) In der Rede gegen Aristokr. S. 656. ist er bereits geschlossen (Ol. 107, 1) vergl. Olynth. III, p. 33. 90) Dem. Phil. III. p. 113. §. 11. 91) Dem. Olynth. III. p. 30. 92) S. *Ziemann* in Dem. de bell. Phil. Olynth. p. 7 sq. Aber stimmt wol mit dieser Erzählung, was Justin von Philipps Brüdern weiß, so daß Win. es vereinigen konnte? p. 67. 93) Dem. Olynth. I. p. 15. 94) *Vömel* Proll. p. 102. 95) Dem. Ol. I. p. 15. II. p. 29. 96) Phil. Red. III. p. 113. §. 11. (IV. p. 147, 21.); vom Chersones p. 104, 10. 97) Olynth. Red. I. vom Anfang. 98) S. Suidas s. v. Δημάδης, *Dionys. Halic.* Vol. VI. p. 735.

99) S. über diese Reden später. *) Bei *Dionys.* ad Amm. I. p. 735. 1) *Diod.* XVI. c. 52. 2) Phil. R. p. 113. §. 11. 3) *Diod.* XVI. c. 53. Dem. von der Truggesandtsch. p. 426.

desselben. Daß es doch nicht gelang, daß die Sklaverei mit ihrem Gefolge siegte, dies darf nicht Verringerung und Herabwürdigung seines Werthes bei uns zur Folge haben.

Allein schon bei Olynths Fall dürfte man ihm vielleicht seine Verbindung mit Chares zum Vorwurf machen [4]), dessen Feldherrntalente und sonstige Tugenden zu gering waren, um einem Philipp entgegengestellt werden zu können. Denn ihm wird vorzugsweise der Verlust vieler Städte und mancher Sieg Philipps zugeschrieben [5]). Allein er hat wenigstens an der Wahl desselben nicht allein Theil gehabt *) und ist auch von Äschines deswegen nicht in Anspruch genommen worden, so daß ein entschiedener Tadel hier nicht auf ihn fallen dürfte; es müßte denn der seyn, daß er bei einem solchen Feldherrn nicht so kühne Hoffnungen hätte äußern dürfen, als wir in den olynthischen Reden lesen [6]).

Die zweite Periode des Demosthenes beginnen wir mit dem Falle Olynths und enden sie mit der Niederlage bei Chaironeia und ihren nächsten Folgen für Demosthenes. Sie enthält seinen politischen Kampf mit Eubulos und Äschines und seinen endlichen Sieg; seine daraus hervorgehende Leitung des atheniſchen States; dann seine Niederlage durch Philipp, die aber selbst einem Siege gleicht; offenbar die Glanzperiode des Demosthenes als Statsmann und des Philippos als Feldherrn.

Der Fall Olynths brachte in Athen ganz neue Verhältnisse hervor. Die hereinbrechende, nicht geringe Gefahr von Seiten eines Gegners, welcher jetzt zum ersten Male eine helleniſche Stadt auf die grausamste Weise vernichtete, mußte alle erschrecken, nicht die Athener allein, welche freilich zunächst getroffen waren, sondern auch die übrigen Hellenen. Dazu kam die völlige Erschöpfung aller Geldmittel in Athen, welche neue größere Zurüstungen zum Kampfe hinderte. Da entstand eine große Thätigkeit in der Stadt. Eubulos, Äschines und Demosthenes [7]) trieben das Volk an, Gesandte zu den griechischen Staten zu schicken, vorzüglich zu den peloponneſiſchen, um sie gegen Philipp zur Theilnahme am Kriege zu bewegen. Allein diese Versuche mißlangen. Denn die peloponneſiſchen Staten litten schon lange an innern Übeln, indem Lakedämon seit längerer Zeit sich der Oberherrschaft zu bemächtigen trachtete und die übrigen Staten in beständigen Kriegen und dauernder Spannung erhielt. Theils also daß sie mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt genug waren, hinderte die Hellenen an der Theilnahme am Kampfe gegen Philipp; theils aber auch die Verbindungen, welche dieser alle solche Verhältnisse durchschauende und schlau benutzende König von Makedonien dort angeknüpft hatte. Äschines hatte die Gesandtschaft an sie mit übernommen und trit als erster Zeuge gegen die Anwesenheit solcher Verräther auf, wie sie Demosth. nannte [8]). Kurz die Lage Athens wurde immer drückender.

In dieser Zeit bot Philipp selbst die Hand zum Frieden [9]). Es waren zuerst Euböiſche Gesandte, welche in Athen erschienen und zugleich versicherten, sie sollten den Athenern melden, daß Philipp geneigt sei, mit ihnen Frieden zu schließen. Daſſelbe versicherte bald darauf Ktesiphon, welchen Athen des Rhamnusier Phryno wegen nach Makedonien abgeordnet hatte. Dies wurde mit großer Freude in Athen aufgenommen, und mit völliger Übereinstimmung setzte Philokrates ein Dekret durch [10]), es solle dem Philipp gestattet seyn, des Friedens wegen Gesandte nach Athen zu schicken. Auch Demosthenes war der Sache günstig. Denn als Lykinos den Philokrates der Gesetzwidrigkeit anklagte, vertheidigte diesen Demosthenes und bewirkte seine Lossprechung. Dies geschah nach Ol. 108, 1. Jetzt kamen auch die Schauspieler Neoptolemos und Aristodemos mit Freundschaftsversicherungen von Philipp an. Und so ging im Boedromion des folgenden Jahres Ol. 108, 2. ein zweiter Beschluß durch, daß man Gesandte an den König schicken solle.

Auch diesmal aber benutzte Philipp schlau die Umstände, um nun desto leichter zu seinem Zwecke zu gelangen. Denn auch er wünschte sehnlich den Frieden, nicht allein um den Nachtheilen des Krieges zu entgehen, die auch ihn trafen, sondern vorzüglich, um durch neue Unternehmungen, bei denen ihm Athen, wenn es feindlich blieb, hinderlich seyn konnte, seine Macht und seinen Einfluß auf die helleniſchen Angelegenheiten zu vermehren. Da jedoch die atheniſchen Angelegenheiten einen kräftigen Widerstand nicht gestatteten, mußte auch Demosthenes mit aller Kraft den Frieden zu befördern suchen. Er selbst ging unter den Gesandten nach Makedonien zum Philipp und bewirkte, daß der Frieden wirklich geschlossen wurde. Ja als er mit den Gesandten zurückkehrte, erschien er höchst erfreut [11]) über den günstigen Erfolg der Gesandtschaft vor dem Volke und schlug vor, die Gesandten mit einer Krone zu beschenken und ihnen im Prytaneum ein Mahl zu veranstalten. Ja er bewirkte auch einen Senatsbeschluß, durch welchen den Gesandten ein besonderer Platz im Theater bei den Dionysien angewiesen wurde und bewirkte so eine freundliche Aufnahme derselben.

Der erste Plan Philipps, wegen welches er den Frieden wünschte, war der Zustand der Dinge in Thrakien, durch den er zu gewinnen hoffte. Dorthin begab

4) *Plut.* de frat. amore p. 486. C. *Phoc.* p. 744. E. *Ruhnk.* Hist. cr. Oratt. Gr. p. 328. ed. Fried. 5) Vgl. über ihn vorzüglich die Samlungen von *Vömel* Proll. p. 60. n. und anderwärts. *) Schon den Anfang des Bundesgenossenkriegs, ehe Demosth. im State hervortrat, schrieb man dem Chares zu, Win. 34. Liegen vielleicht auch hier politische Verhältnisse zum Grunde, daß Chares ihn anfängt und Eubulos schließt?
6) S. *Zimmermann* de Demosth. p. 15. 7) *Diod.* XVI, 54. *Demosth.* de fals. leg. p. 344. 439.

8) Vergl. Dem. Truggesandtsch. a. a. O. *Winiewsky* III, 1. IV, 5. p. 72 und 150. 9) S. über das Folgende vorzügl. *Winiewsky* p. 72 sq. *Vömel* Proll. ad Or. de pace, welches sich vorzüglich auf Göllers treffliche Abhandlungen gründet. 10) *Winiewsky* p. 317. 11) S. *Winiewsky* p. 77. not.

er sich, bereits als die atheniſchen Geſandten nach Hauſe zurückkehrten [12]). Mit Kerſobleptes, dem thrakiſchen König, hatte er ſchon früher Mißhelligkeiten gehabt; jetzt zog er von neuem gegen ihn, obgleich er ein Bundesgenoſſe Athens war und dieſe ihrerſeits bei den erſten Verſuchen, Frieden zu ſchließen, alle Kriegsrüſtungen eingeſtellt hatten. Er benutzte die Zeit, welche zwiſchen dem Friedensſchluſſe und ſeinem Beſchwören deſſelben verlief, ungefähr im Monat Antheſterion des Jahres Ol. 108, 2.; eroberte mehre Kaſtelle und unterdrückte den Kerſobleptes, was für ihn, weil er dadurch dem Cherſones und Helleſpont ſich näherte, von der höchſten Wichtigkeit war.

Dies ſuchte aber Demoſthenes eben darum aus allen Kräften zu verhindern. Sobald die Geſandten zurückgekehrt waren, entſtand in Beziehung auf die übrigen Hellenen in Athen eine verſchiedene Anſicht [13]), indem einige den Rath gaben, man ſolle, ohne auf ſie Rückſicht zu nehmen, ſogleich mit Philipp unterhandeln; andere dagegen, man ſolle alle griechiſchen Staten dazu rufen. Die Bundesgenoſſen ſelbſt faßten den Beſchluß, es dürfe zwar Friede geſchloſſen werden, doch ſo, daß wer von den Griechen wolle, binnen drei Monaten ſeinen Beitritt erklären könne. Äſchines widerrieth, die Hellenen einzuladen, was ihm Demoſthenes zum Vorwurf machte. Allein auch er ſelbſt wollte, daß man nicht erſt auf die zögernden Hellenen warten dürfe, ohne Zweifel, weil er eben dadurch, daß man länger zögerte, in Thrakien Verluſte entſtehen ſah.

Aus demſelben Grunde beſchleunigte er auch die Abſchließung des Friedens und die Beſchwörung deſſelben durch Philipp [14]). Zehn Geſandte wurden ſogleich deswegen nach Makedonien abgeordnet. Demoſthenes rieth ihnen, eiligſt abzugehen; und da dies nicht ſogleich geſchah, bewirkte er einen Senatsbeſchluß, daß die Geſandten ſogleich von Athen abſegeln und von dem Feldherrn Proxenos, der bei Euböa vor Anker lag, dahin geführt werden ſollten, wo ſich Philipp jetzt aufhielt. Die Geſandten kamen aber dieſem Beſchluß nicht nach, reiſten langſam nach Makedonien, brachten 50 Tage dabei zu und warteten, bis Philipp nach Erreichung ſeines Zweckes in Thrakien nach Pella zurückkam. Demoſthenes ſelbſt war auch diesmal unter den Geſandten, doch mit dem beſtimmten Auftrage, die Löſung der dortigen Geſandten zu bewirken, welche auch wirklich Philipp nach Athen zurückzuſenden verſprach [15]).

Auch nach Philipps Ankunft eilten die Geſandten nicht, obgleich der König ſogleich ſich zum Einzug in Hellas rüſtete. Unter ihrer Begleitung reiſte er ab nach Pherä in Theſſalien, und entließ ſie von da aus mit einem Schreiben in ihre Vaterſtadt, ſo daß ſie erſt nach einem Zeitraume von drei Monaten zurückkamen.

Die Geſandten ſelbſt waren in ihren Anſichten über Philipp völlig verſchiedener Meinung. Äſchines und Philokrates erzählten viel von Philipps Plänen, welche der Stadt Heil bringen würden. Er werde, ſagten ſie, nicht die Phokier vernichten, ſondern den Thebanern Zügel anlegen. Sie ſollten ihn ruhig in Hellas einziehen laſſen; er werde Böotien von Thebens Sklaverei befreien, Theſpiä und Platää wiederherſtellen, endlich den Athenern Oropos zurückgeben. Demoſthenes hingegen glaubte nichts von Allem, ermahnte das Volk, ſich nicht durch eitle Verſprechungen täuſchen zu laſſen, wurde aber von Philokrates hart angelaſſen und von dem hoffenden Volke nicht gehört [16]). Athen blieb ruhig, genehmigte die Ausdehnung des Friedens auf die Nachkommen und verließ die Phokier. Philipp erreichte überall ſeinen Zweck, und Demoſthenes Anſichten wurden glänzend gerechtfertigt.

Das traurige Geſchick der Phokier war ein Schlag für Athen, härter als der Fall Olynths, weil er ihnen ſo nahe war. Das Dekret des Kalliſthenes rief alle Athener innerhalb der Stadtmauern. Erſt beruhigende Briefe Philipps hoben die erſte Beſtürzung. Philipp ward in den Amphiktyonenbund aufgenommen. Seine und der Theſſalier Geſandte meldeten ſeine Aufnahme und verlangten die Beſtätigung derſelben. Äſchines rieth zur Annahme des Gefoderten und wurde von dem Volke zum Abtreten genöthigt; Demoſthenes dagegen hielt die Rede vom Frieden, in welcher er zur Erhaltung des Friedens rieth, ohne die Annahme der Foderung der Geſandten zu begünſtigen [17]). Erbittert ſchickten die Athener weder Geſandte zur Amphiktyonenverſamlung, noch die gewöhnliche Theorie zu den pythiſchen Spielen. Dies geſchah Ol. 108. 3.

Betrachtet man die ganze Verhandlung über dieſen zuletzt für Athen unglücklichen Frieden, ſo weit ſie ſich trotz der unendlich ſchwierigen Fragen, die ſich dabei erheben, durchſchauen läßt [18]), ſo hat auch hier Demoſthenes durchaus eine ſeines übrigen Lebens vollkommen würdige Rolle geſpielt. Daß er den Frieden wollte zu einer Zeit, als Widerſtand größere Gefahr brachte und einige Friedensjahre von weſentlichem Nutzen zu ſeyn ſchienen, iſt entſchieden. Doch wollte er nicht jeden, ſondern nur einen ehrenvollen Frieden, und hätte ihn aufgegeben, als er ſah, daß Philipp nichts als ſchmählichen Untergang den atheniſchen Bundesgenoſſen brachte, hielt ihn aber feſt, als alles zu Grunde gegangen war und ein Krieg nicht mehr mit Philipp allein, ſondern mit allen ſeinen Bundesgenoſſen, den Amphiktyonen, hätte geführt werden müſſen. Alles dies hatte die wichtigſten Folgen, wie im Allgemeinen für den Stat, ſo beſonders für Demoſthenes.

Der perſönliche Widerwille, welcher ſchon früher den Demoſthenes von Eubulos ſchied, war ein politiſcher geworden. Auch in ihren Grundſätzen und Anſichten vom State gingen ſie auseinander. Dies iſt offenbar der Hauptvortheil geweſen, welchen Philipp aus dieſen Verhandlungen gezogen hat. Ein ſolcher

12) *Win.* p. 125 sq. 13) *Win.* p. 76. 14) *Win.* p. 79. 15) *Win.* p. 102.

16) *Win.* p. 81. 17) S. über dieſe Rede ſpäter.
18) Ihre Löſung hat der oft angeführte Winiewsky mit ausgezeichneter Sorgſamkeit verſucht. Doch ſcheint er noch nicht durch die Hinderniſſe, die dem Forſcher hier entgegentreten, durchgedrungen zu ſeyn. Vielleicht gelingt es ſeinen weitern Bemühungen.

Feind, wie Philipp, benutzt jede Annäherung für seine Zwecke und ist jedem, mit dem er verhandelt, gefährlich. So lange offener Krieg bestand, war es nur Männern, wie Neoptolemos möglich, Verrath zu sinnen und einigen Einzelnen [19]). Durch das Aufhören desselben bekam er für seine Machinationen freie Hand [20]). Gerade diejenigen, welche man als offenkundige Gegner der Gesandtschaft beigab, wie Äschines, gerade diese gewann er; und ob es Verrath zu nennen sei oder nicht, darüber kann verschiedene Meinung obwalten, daß Äschines aber für Philipp gestimmt war seit seiner zweiten Gesandtschaft, das ist entschieden, denn allenthalben gesteht er es selbst. Sogar da die Phokier untergegangen und alles wahr geworden war, was nach seiner Versicherung nicht geschehen sollte, auch dann blieb er bei seiner Gesinnung für Philipp stehen. Wäre er nur früher im Irrthum gewesen, jetzt durch die That vom Gegentheil überzeugt — ein Äschines sah ja hell genug — hätte sich seine frühere Stimmung ändern müssen. Seitdem dies nicht geschehen und er in der Fürsprache für Philipp sich gleich geblieben war, ja alles, was er that, entschuldigen und den Athenern als eigene Schuld aufbürden wollte; seitdem hatte ein Demosthenes ein Recht, an Verrath, an Bestechung zu denken. Die Sache selbst schien gegen ihn zu sprechen. Dennoch beharrte Äschines bis an sein Ende in derselben makedonischen Gesinnung. Ebenso streng aber behauptete Demosthenes die antimakedonische Ansicht. Immer schroffer bildete sich bei ihm dem Φιλιππίζειν gegenüber das Ἀττικίζειν aus.

Die äußere Lage der Hellenen und Philipps hatte sich durch die Beendigung des heiligen Krieges merklich geändert. Philipp stand von hoher Glorie umgeben da. Die Phokier, welche so lange den Waffen der mächtigen Thebaner Widerstand geleistet hatten, waren ohne große Anstrengung, blos durch sein Erscheinen einem traurigen Ende erlegen. Der in ihnen bestrafte Tempelraub umkleidete Philipp mit dem Rufe der Frömmigkeit. Alles war voll von seinem Glücke. Kurz in ihm war so viel Reizendes und Lockendes vereinigt, als in keinem seiner Zeitgenossen. Er war größer als je; in das Herz von Griechenland eingedrungen, triumphirte er auch über Athen, welches einen ungünstigen Frieden erhalten hatte, und dachte ernstlich daran, die Hegemonie in Hellas und die Anerkennung derselben zu erlangen. Unter die Amphiktyonen aufgenommen, hörte er entschieden auf, ein Barbar zu seyn. Der gute Isokrates erinnerte ihn in einem besondern Schreiben daran, daß er den Frieden in Hellas herstellen und gegen Persien ziehen solle.

Dagegen war Theben in Abhängigkeit von ihm; es verdankte ihm seine Rettung und Sicherheit; Lakedämon im Peloponnes beschäftigt und Athen erbittert zwar, doch geschwächt; die übrigen Städte und Staten in innern und äußern Kämpfen begriffen. Überall eröffneten sich dem Könige neue Felder für seine nie rastende Thätigkeit. Allein Demosthenes, durch jenen unglücklichen Frieden gegen ihn erregt, rastete seinerseits nicht und suchte und fand den wahren Sinn seiner Thaten, und zeigte ihn seinen Landsleuten auf die klarste Weise.

Daß sie getäuscht waren, konnte den Athenern nach dem Frieden nicht entgehen, da nichts von dem, was sie gehofft und gewünscht hatten, wirklich erreicht worden war. Und es entging ihnen auch wirklich nicht; vielmehr waren sie sogleich darauf bedacht, das daraus hervorgegangene Böse, so viel als möglich, wieder gut zu machen. Dies zeigten sie sogleich, als Philipp Miene machte, sich in die Angelegenheiten des Peloponnesos zu mischen. Den Argivern, Messeniern und Arkadiern hatte er Hilfe versprochen und sammelte ein Heer, um sein Versprechen zu erfüllen. Sogleich schickten die Athener Gesandte dahin, um wo möglich Versöhnung zu bewirken und jedenfalls ihnen Philipp in dem rechten Lichte darzustellen. Demosthenes wirkte ganz vorzüglich zu diesem Zwecke [21]) und wurde wirklich in den Peloponnes abgesendet. Die Beredsamkeit des Demosthenes verfehlte auch außerhalb Athens ihren Zweck nicht, siegte über die dortigen Leidenschaften und bewirkte gute Entschlüsse, die jedoch leider zu bald verflogen [22]). Doch auch Philipp selbst blieb dabei nicht gleichgiltig. Er glaubte für den Augenblick nachgeben zu müssen, und suchte ihren Verdacht gegen ihn zu beschwichtigen. Zu diesem Zwecke gingen seine Gesandten nach Athen, vorzüglich der Byzantier, oder vielmehr Änier [23]), Python, sein Redner, um den Athenern Vorwürfe zu machen. Zu gleicher Zeit mit ihnen kamen auch argivisch-messenische Gesandte, um ihrerseits sich über die den Lakedämoniern geleistete Unterstützung zu beklagen. Dies geschah Ol. 109, 1. Python trat in Athen auf und tadelte besonders die Redner, welche das Volk stets überredeten, Philipp habe sein Unglück im Sinne, aber eben deswegen auch das Volk [24]). Da trat Demosthenes gegen ihn hervor und zeigte in einer noch vorhandenen Rede [25]), daß die Athener in der That Ursache hätten, sich über Philipp zu beschweren, und die Redner, ihn zu bekämpfen und verdächtig zu machen. Da Äschines für Python aufgetreten war, so redet er zuletzt auch gegen die Statsmänner, welche Philipps Partei ergriffen hätten, und fodert zur gerichtlichen Anklage auf. Der Redner fand den verdienten Beifall und durfte sich noch späterhin der bei dieser Gelegenheit gesprochenen Worte und ihres Erfolges freuen [26]).

Philipps Gesandter hatte im Namen seines Herrn geäußert, wenn in dem geschlossenen Frieden ihnen etwas nicht genügte, so möchten sie es verbessern, er wolle alles thun, was sie fodern würden. Daher foderten sie die Rückgabe von Amphipolis; ferner daß die übrigen griechischen Städte, auch wenn sie nicht in den Bund auf-

19) S. *Phil.* I. p. 45. 20) Dies hat Becker sehr richtig hervorgehoben. Dem. als Statsm. S. 67 fg.

21) Phil. II. p. 68 seq. *Wm.* p. 137. *Vömel* Proll. ad Phil. II. 22) Phil. p. 70. 23) *Reiske* in ind. histor. ad Dem. v. Python. 24) Der Inhalt seiner Rede, b. *Hegesipp* de Halon. p. 81. 25) S. über die zweite Philipp. Rede später. 26) Von der Krone S. 272.

genommen worden wären, Frieden und Freiheit behielten; dann daß Philipp alle Besitzungen, welche er sich während der Friedensunterhandlungen erobert habe, zurückgeben solle; endlich daß auch Kersobleptes in den Bund aufgenommen würde. Auch Haloneſos, welches Philipp eingenommen hatte, verlangten ſie zurück. Eine athenische Gesandtschaft überbrachte dem König die Bedingungen, fand aber keine freundliche Aufnahme bei ihm und konnte nichts von dem allen erlangen.

Indeſſen war Philipp nicht müßig. Schon vor jener Gesandtschaft und Demoſthenes Rede war er in Theſſalien wieder eingedrungen [27]), hatte die dortigen Tyrannen vertrieben und dem Lande eine ganz neue Verfaſſung gegeben [28]). Noch früher hatte er auch die Illyrier überwunden. Dem Demoſthenes ward eine Gesandtschaft an dieſe Völker, an Illyrier und Theſſalier, aufgetragen, welche er übernahm und glücklich beendete [29]). Auch Hilfsvölker wurden ſogar nach Theſſalien geſendet, auf Demoſthenes Rath, worin Äſchines einen Friedensbruch fand [30]). Allein auch an andern Orten war Philipp thätig. Der ganze Peloponnes, vorzüglich Elis, Arkadien, Argos, war aufgeregt. In Megara und Euböa griff er ein, benutzte erſt von ihm angeregte Unruhen und ſetzte Tyrannen ein.

Am drückendſten aber für Athen, und am verhaßteſten waren ſeine Bemühungen, ſich eine Seemacht zu erwerben. Denn die Herrſchaft zur See war der Lebenspunkt für Athen, und deren Anerkennung erſt vor kurzer Zeit wieder erworben worden [31]). Doch ſchon der Bundesgenoſſenkrieg hatte ſie geſchwächt, und ſpäter hatte auch Philipp ſich eine Flotte zu verſchaffen angefangen, was ihm nach Eroberung ſo mancher Seeſtädte nicht ſchwer werden konnte [32]). Nach Beendigung des Krieges mit Athen trat ſein Streben immer mehr hervor. Da in der Zeit beſtändiger Kriege überall Seeräuber hervortraten, ſo ging er auch zu ihrer Bekämpfung aus. Er machte ſogar den Athenern den Antrag, zu dieſem Zwecke ihre Flotte mit der ſeinigen zu vereinigen, was man nicht annahm. Bei ſeinen Zügen in dieſer Rückſicht eroberte er unter andern die Inſel Haloneſos, welche früher den Athenern gehört hatte, jetzt aber in den Händen des Seeräubers Soſtratos war. Philipp bemächtigte ſich derſelben. Die Athener aber foderten ſie zurück, und wirklich zeigte ſich Philipp geneigt, ſie ihnen zu ſchenken, doch als eine Gunſtbezeugung, nicht als ein Recht. Damit waren viele Redner in Athen nicht zufrieden; nicht geſchenkt, ſondern zurückgegeben wollten ſie die Inſel [33]). Von der Geſandtſchaft, die ſie foderte, iſt ſchon die Rede geweſen. Philipp antwortete ihr, daß er ſie ihnen ſchenken wolle; wenn ſie aber die Inſel als ein Recht foderten, möchten ſie darüber einen Prozeß anfangen. Bei Gelegenheit der Berathung hierüber hielt Hegeſippos die unter den Demoſtheniſchen ſich findende Rede über Haloneſos, in welcher er das Verlangen des Philipp als ungerecht zurückweiſt. Dies geſchah Ol. 109, 2. Bald darauf ſetzten ſich die Einwohner von Peparethos in den Beſitz der Inſel, wurden aber dafür angegriffen, ihre Inſel verwüſtet. Auch Athen war über dieſe That erbittert. Dies geſchah Ol. 109, 3. gegen Ende des Jahres oder zu Anfang des folgenden.

Die Gemüther wurden je länger je mehr von einander abgewendet. Auf Demoſthenes Anrathen, der die Sele aller Unternehmungen gegen Philipp war, gaben ſie auf alle ſeine Bewegungen Acht und ſchickten Gesandte nach den von ſeinen Ränken bedrohten Punkten. Er unternahm einen Zug nach Epirus und ſuchte Ambrakia zu erobern. Sie ſendeten den Demoſthenes eben dahin [34]). welcher die Geſandten Philipps dort redend überwand, Zugleich ging derſelbe zum zweiten Male in den Peloponnes, diesmal von den ausgezeichnetſten Rednern, Polyeuktos, Kleitomachos, Hegeſippos, Lykurgos, begleitet und wirkte da ſeinen Unternehmungen glücklich entgegen. Ol. 109, 2.

Am meiſten drohend ſchien aber den Athenern das zu ſeyn, was Philipp immer weiter gehend, ganz in ihrer Nähe in Euböa unternahm [35]). Schon früh hatte er dort Freunde und Anhänger gefunden, welche ſeine Macht beförderten; ſie waren aber in größerer Zahl und kühner hervorgetreten, ſeit Philipp als Sieger über Phokis in Hellas eingezogen war. Offen traten eine attiſche und makedoniſche Partei in Eretria, in Oreos und anderwärts einander gegenüber. Die letztere gewann bald die Oberhand. In Eretria trat Kleitarchos nebſt Hipparchos und Automedon, in Oreos Philiſtides nebſt Menippos, Sokrates und andern an die Spitze der Angelegenheiten. Durch ſolche Tyrannen konnte er ſeine Gewalt leicht erweitern. Sie waren Ol. 109, 2. bereits eingeſetzt. In dieſer Zeit wendete ſich der Tyrann von Chalkis, Kallias, der früher von Athen abgefallen war, zur Stadt zurück. Demoſthenes bewirkte, daß ſeine Geſandten freundlich aufgenommen und ein Bündniß geſchloſſen wurde. Auch die peloponneſiſchen Staten neigten ſich zur Vereinigung mit Athen hin durch Demoſthenes Vermittelung. Auch mit Eretrienſern und Oreiten ſchloß man Bündniſſe und vertrieb zuerſt den Philiſtides aus Oreos, dann auch aus Eretria den Kleitarchos. Demoſthenes hatte die Unterhandlungen geleitet und Phokion den Kampf geführt. Ol. 109, 4. war dieſes Ziel erreicht. Athen wußte, daß niemand außer Demoſthenes den glücklichen Erfolg der Unternehmung geſichert, daß er das Wichtigſte dabei gethan habe, und belohnte ſeine Verdienſte Ol. 109, 4. unter dem Archon Nikomachos mit einer goldenen Krone. Ariſtonikos war Verfaſſer des deswegen abgefaßten Dekrets.

Einen andern Ausgang hatten des Philippos Unternehmungen in Thrakien. Ehe wir jedoch zu ihnen übergehen, müſſen wir noch andere Verhältniſſe ins Auge faſſen. Denn mitten unter dieſen großen Ereigniſſen, mitten unter den Anſtrengungen, welche Demoſthenes

27) S. Phil. II. p. 71. und Vömel in den Proll. dazu, welcher richtig deswegen Win. zurückweiſt, der die Demoſth. Rede vor die theſſaliſche Unternehmung ſetzt. 28) *Win.* p. 155. 29) *Win.* p. 158 seq. 30) *Win.* p. 157. 31) S. Herm. Staatsalt. §. 170. 32) Phil. I. p. 49, und 47. Herm. ebendaſ. §. 172, 18. 33) *Win.* p. 128 seq.

34) *Win.* p. 157, 158. 35) Über den Gang der Ereigniſſe in Euböa ſ. *Win.* p. 159 seq.

zur Bekämpfung des allgemeinen Feindes machte, hatte er einen andern nicht minder wichtigen Kampf gegen diejenigen begonnen, welche ihm auf seinem Wege hindernd entgegenwirkten und Philipps Partei behaupteten, gegen diejenigen, welche ihm als Verräther am Statswohl erschienen. Daß eine Reaktion gegen diese in Athen erfolgte, war natürlich, nachdem alle ihre Versprechungen unerfüllt geblieben und der Friede immer in ungünstigerem Lichte erschienen war. Der vorzüglichste Urheber des Friedens war Philokrates gewesen. Ihn traf die Strafe dafür zuerst. Denn bald nach der Beendigung des phokischen Krieges ward er von Hyperides, Demosthenes Freunde und Kampfgenossen gegen Philipp, bei dem Volke verklagt und, nachdem er sich durch die Flucht gerettet hatte, zum Tode verdammt.

Bald darauf auch Äschines, welcher an Philokrates Handlungen den meisten Antheil genommen, welchen wahrscheinlich Demosthenes ihm bereitet hat. Der alte Demagog Timarchos übernahm es, die Klage gegen ihn vor das Volk zu bringen. Allein er war kein würdiger Gegner des Äschines und richtete trotz des Schutzes des Demosthenes nichts aus. Äschines erkannte ihm nicht einmal das Recht zu, ihn zu belangen, indem er behauptete, ihm sei seiner beständigen Schandthaten wegen das Betreten der Rednerbühne in Athen nicht gestattet. Timarchos verlor seinen Prozeß und ging selbst, man weiß nicht genau, auf welche Weise, zu Grunde. Äschines Rede, Ol. 108, 4. gehalten, ist noch vorhanden [37]).

Endlich unternahm es Demosthenes selbst, seinen Gegner anzuklagen. Schon als Phryno (Ol. 109, 1.) von Byzanz als Gesandter nach Athen kam, und für ihn Äschines redete, deutete Demosthenes offen darauf hin, daß es ihm um seines eigenen Wohls, wenn der Friede ein unglückliches Ende nähme, nothwendig wäre, den wahren Urheber des entstandenen Unglücks zu zeigen und zu verklagen [38]). Wirklich wurde Pithon überwunden, und die Art, wie die Athener seine Worte anhörten, mochte Demosthenes ermuntern, die Klage wirklich einzubringen. Alles gegen Philipp Gesagte hörte man in Athen sehr gern; ja man handelte auch schon, wie wir gesehen haben, und Demosthenes stand an der Spitze aller der Dinge, die gegen Philipp unternommen worden waren. Da trat er wirklich hervor und klagte Äschines der Truggesandtschaft an und des Verraths. Die beiden größten Redner der Zeit kämpften in noch erhaltenen Reden mit einander. Allein Äschines siegte, und zwar wol minder der Gerechtigkeit seiner Sache, als der Verbindung wegen, in welcher er mit Eubulos, dem immer noch mächtigen, von Anfang an mit Demosthenes zerfallenen und in diese politischen Angelegenheiten minder verwickelten Demagogen, stand [39]). Wenn man der Nachricht des Idomeneus trauen darf, beruhte seine Lossprechung auf wenigen Stimmen. Allein wenn gleich Äschines aus diesem Prozesse keinen weitern Nachtheil erlitt, so war doch in dieser Zeit des Demosthenes Übermacht über ihn im State entschieden, wie die ganze Geschichte beweist, zu welcher wir jetzt wieder zurückkehren.

In demselben Jahre, in welchem diese Angelegenheit vor den Gerichten in Athen verhandelt wurde, unternahm Philipp einen Zug nach Thrakien, zu Anfang des Frühlings [40]), gegen die Könige Teres und Kersobleptes. Der letztere nämlich stellte der Freiheit der am Hellespont gelegenen griechischen Städte nach, welchen Philipp, wie er versicherte, zu Hilfe kommen wollte. Die Athener ahneten mit Recht ganz andere Pläne des Philipp und foderten ihn durch Gesandte auf, Teres und Kersobleptes ruhig in Thrakien herrschen zu lassen, ja sie schickten selbst den Demosthenes als Gesandten zu jenen Königen. Dennoch wurden sie schnell und leicht von Philipp überwunden und aus ihren Reichen verjagt.

Durch den Frieden mit Philipp (Ol. 108, 2.) war den Athenern der Chersones geblieben. Diopeithes, ein athenischer Feldherr, hatte bald darauf neue Colonisten dorthin geführt und Streitigkeiten der Grenzen wegen mit den Kardianern bekommen. Als Diopeithes aber [41]) sie angriff, Ol. 109, 2., schickte ihnen Philipp als seinen Bundesgenossen Hilfe. Darauf drang der athenische Feldherr sogar in Philipps thrakische Besitzungen ein und verwüstete einen Theil derselben. Vergebens wendete sich Philipp nach Athen und foderte die Bestrafung des Feldherrn, da ihn Demosthenes in einer noch erhaltenen Rede gegen alle Angriffe zu vertheidigen wußte [42]), wodurch Philipp sich gezwungen sah, selbst Truppen nach dem Chersones zu schicken.

Die Unternehmungen Philipps in Thrakien waren zwar nach Philipps Versicherung zu Gunsten der dortigen griechischen Staten unternommen worden, waren aber eben ihnen am gefährlichsten [43]). Besonders hatte Byzanz für seinen Handel und seine große Bedeutung in jenen Gegenden zu fürchten. Daher zeigte sich diese Stadt nebst ihren Bundesgenossen bald als seine Gegnerin; Philipp aber zog bald nach Besiegung der thrakischen Könige auch gegen sie. Demosthenes wurde hiedurch zur größten Thätigkeit in Athen gegen ihn aufgefodert und hielt, bald nach der erwähnten Rede über die Angelegenheiten im Chersones, die dritte Philippische Rede, in welcher er die Athener zur Feindseligkeit entflammte und ihnen empfahl, nicht allein griechische Staten zur Bundesgenossenschaft zu suchen, sondern auch Gesandte an den König zu schicken. Indeß ging Philipp auf die bedroheten Städte los, zunächst auf Selymbria und ließ während der Belagerung der Stadt eine athenische Flotte von zwanzig Schiffen, welche nach dem Hellespont der Getreideeinfuhr wegen ausgeschickt war, durch seinen Feldherrn Amyntas wegnehmen, weil sie zur Rettung von Selymbria bestimmt gewesen sei, gab

36) *Win.* p. 87 und die von ihm angeführten Stellen. 37) S. *Clint.* F. H. p. 151 zum Jahr 343. 38) Phil. II. p. 73 seq., eine Stelle, die noch bei Bömel ganz falsch erklärt ist. 39) S. später über die Rede, auch *Win.* p. 96. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesem Umstande, daß Eubulos sich weniger in die Friedensangelegenheit verwickelt sah, also unparteiischer erschien, den Sieg des Äschines ganz vorzüglich zuschreibe.

40) *Win.* p. 184 seqq. 41) S. *Win.* p. 198. 42) S. über diese Rede. 43) S. *Win.* p. 180.

sie jedoch später zur Erhaltung des Friedens zurück. Dann wendet er sich Ol. 109, 4. gegen Perinth, ohne etwas ausrichten zu können, theils weil die Perinthier ihr glückliches Terrain tapfer vertheidigten, theils weil sie von Byzanz aus und durch die persischen Satrapen unterstützt wurden. Um diese Zeit hielt Demosthenes eine neue Rede gegen Philipp, worin er zum Kriege aufreizt und eine Gesandtschaft zum Perserkönige verlangt, welche wirklich abgeordnet wurde. Auf die Belagerung von Perinth, welche nicht beendet wurde, folgte die Belagerung von Byzanz. Jetzt endlich wurde der scheinbare Friede wirklich aufgehoben. In einem ausführlichen Schreiben, welches uns, wie höchst wahrscheinlich, erhalten worden ist, setzte Philipp seine Beschwerden gegen Athen auseinander und kündigte den Krieg an. Bei dieser Gelegenheit hielt Demosthenes neue Reden, erklärte den Krieg für erklärt und bewirkte den Volksbeschluß, „man solle die Friedensinstrumente vernichten, Schiffe ausrüsten und alles zum Kriege vorbereiten [44])." So begann der Krieg von neuem, vorzüglich durch Demosthenes Ol. 110, 1.

Der Krieg wurde mit vielem Glücke begonnen; denn als Phokion an des von den Bundesgenossen verschmähten Chares Stelle getreten war, sah sich Philipp sehr bald genöthigt, die Belagerung der bedrohten Städte aufzugeben. Die ehrenvollsten Dekrete der Geretteten waren den Athenern und dem Demosthenes der herrlichste Lohn. Auch der Chersones ward befreit, und die Städte Sestos, Eleos, Medytos, Alopekonnesos folgten in Abfassung ehrender Dekrete dem Beispiele von Byzanz und Perinth. Auch Megara verband der siegreiche Phokion mit Athen [45]).

In dieser glücklichen Epoche des Demosthenes gelang ihm auch endlich, wofür bereits seine erste Rede über die Klassen hatte wirken sollen, eine neue Anordnung der Trierarchie, welche ganz vorzüglich seine helle Einsicht in das atheniſche Statsleben beweisen kann. Er gab das Gesetz als Vorsteher des Seewesens und heilte damit ein Grundübel des States, welches bis dahin allen Unternehmungen gegen Philipp Hindernisse in den Weg gelegt hatte [46]). Zwar stellte Patrokles eine Klage wegen Gesetzwidrigkeit an, fiel aber dabei gänzlich durch und erhöhte nur Demosthenes Ansehen. Dies geschah Ol. 110, 1.

Wir sehen jetzt in Demosthenes allein den Lenker des States, in ihm alle Bemühungen, alle Großthaten desselben concentrirt. Es ist eine der glorreichsten Lebenszeiten des Redners gewesen.

Doch jetzt überwunden sann Philipp neuen Trug. Er zog nach Skythien zu Felde, schickte Gesandte nach Athen, einen friedlichen Sinn erheuchelnd, und erreichte seinen Zweck. Im Hekatombaion Ol. 110, 2. ward der Friede nach einem kurzen und für Athen glorreichen Kriege geschlossen [47]). Bald wurde es klar, warum er den Frieden gesucht hatte.

Denn in Griechenland selbst brach ein Krieg gegen Amphissa aus [48]), den die Amphiktyonen gegen sie erregten, weil sie kirrhäisches, also heiliges Land bebauten. Äschines klagte sie an, als er nebst Meidias und Thrasykles mit der Würde eines Pylegoren bekleidet war. Es entsteht sogleich ein Kampf, in welchem die Amphissäer siegen. In einer außerordentlichen Versamlung der Amphiktyonen werden sie mit einer Strafe belegt, welche sie zu einer bestimmten Zeit erlegen sollen. Kaum kommt die Nachricht davon nach Athen, als auch Demosthenes hervortrit und einen Beschluß bewirkt, durch welchen die Dekrete der Amphiktyonen zurückgewiesen werden. Athener und Thebaner nehmen jetzt an ihren Beschlüssen keinen Theil. Da hierauf die Amphissäer das ihnen auferlegte Strafgeld nicht bezahlen, wird von den nun dort herrschenden Thessalern ihnen der Krieg erklärt und Philipp zum Anführer bestimmt. Dies war es, was Philipp gewünscht hatte. Sogleich nimt er es an und schickt seinen peloponnesischen Bundesgenossen ein Schreiben, worin er sie auffodert, sich in Phokis zu sammeln, mit ihnen wolle er den Apollo rächen. Doch sieht er sich genöthigt, seinen Zug selbst noch einige Monate aufzuschieben [49]). Die Athener versuchten nämlich, die verschiedenen griechischen Staten, besonders diejenigen, durch deren Land er zu ziehen hatte, von Philipp abwendig zu machen. Auch erschienen die Peloponnesier nicht, wie er gewünscht hatte, und der Winter kam dazwischen. Endlich im Monat Elaphebolion Ol. 110, 2. dringt er in Lokris ein und rückt gegen Elateia vor. Sogleich schikken die Athener Gesandte zu ihm, offenbar wolle er in Attika einfallen, er solle den Frieden halten oder einen Waffenstillstand genehmigen, damit sie einen Entschluß fassen könnten, und nachdem dieser abgelaufen war, suchten sie um einen neuen nach. Auch die Thebaner unterhandeln und versichern ihre günstige Gesinnung gegen Philipp. Hiedurch wurde Philipp ganz vorzüglich zur Freude gestimmt, weil er der Meinung war, Theben und Athen würden sich nicht gegen ihn vereinigen. Er rückte vor und nahm Elateia ein im Monat Skirophorion.

Der Schrecken, den diese Nachricht in Athen verbreitete, war überaus groß. In der sogleich zusammenberufenen Versamlung wagte kein Redner aufzutreten. Da erschien Demosthenes. Nicht Athens Wohl, sondern das Heil von ganz Griechenland stehe auf dem Spiele; man müsse entschieden handeln und thun, so viel die Kräfte irgend verstatten; zweihundert Schiffe sollen bemannt werden und nach Pylä gehen, die Landtruppen nach Eleusis; Gesandte sollen zu den übrigen griechischen Staten, vorzüglich aber nach Theben gehen, um diese gegen Philipp für die gute Sache zu gewinnen. Alles beugt sich dem Rathe des Demosthenes.

Doch damit nichts versehen werde, geht er selbst

---

44) S. *Win.* p. 192. 45) S. *Win.* p. 147 und 383. 46) Die Auseinandersetzung des Gesetzes und seines hohen Werthes s. b. Böckh Statsh. II, 112 ff. vergl. *Win.* p. 202. 47) S. *Win.* p. 227 seq. Obgleich ich in Beziehung auf den geführten Beweis in vielen Punkten diesem Gelehrten widersprechen muß, so halte ich doch das Vorhandenseyn eines Friedens für sicher. 48) S. *Win.* p. 206 seqq. 49) Derselbe, p. 239 seqq.

nach Theben, um auch dort durch die Gewalt ſeiner Beredſamkeit einen herrlichen Sieg zu erringen. Die Geſandten der Änianer, Doloper, Phthioten, Ätoler und Philipps bemühten ſich vergebens. Es kam ſogleich zwiſchen Theben und Athen ein großartiger Bund zu Stande, ſie ſollen nur den dritten Theil der Kriegskoſten tragen und zu Lande die Hegemonie behalten. Philipp erſchrack und verſuchte Frieden zu erlangen, die Führer der Thebaner ſchienen geneigt darauf einzugehen, allein Demoſthenes bewirkte einen Volksbeſchluß, daß wer den Frieden erwähne, ins Gefängniß geführt werden ſolle. Und ſogleich dauerten die Kriegsrüſtungen fort.

Philipp zog nun zunächſt gegen die Amphiſſäer, welchen die Athener ein Söldnerheer unter Proxenos zu Hilfe geſendet hatten, und vernichtete die Söldner, dann drang er nach Böotien vor. In zwei kleinen Treffen ſiegen die atheniſchen Truppen, und in Athen feiert man bereits Feſte zum Danke gegen die Götter.

Um dieſe Zeit, um die Zeit froher Hoffnungen in Athen, ward auch des Verdienſtes unſeres Redners gedacht. Demomeles und Hyperides trugen auf die Krönung des Demoſthenes an und führten ihren Antrag durch, obgleich Diondas ſie der Geſetzwidrigkeit anklagte.

Doch die Ungunſt des Schickſals ließ ſeine Anſtrengungen zu einem traurigen Ende gelangen. Philipp drang nach Chaironeia vor. Auf ſeiner Seite ſtanden gegen helleniſche Freiheit mit ihm verbündet Ätoler und Theſſalier; ihm gegenüber Athener, Thebaner, Korinthier, Phokier, Achäer, Megarer und andere. Chares und Lyſikles, an der Spitze wahrhaft tapferer, für den Krieg begeiſterter Männer, legten die deutlichſten Zeugniſſe ihrer gänzlichen Unfähigkeit ab, mit Philipp um den Preis der Feldherrntugend zu ringen. Es war im dritten Jahre der hundert und zehnten Olympiade, als die Freiheit von Hellas zu Ende ging und Demoſthenes Pläne zertrümmert wurden. Um die Schmach, die daraus für ihn, der dies alles hervorgebracht, der an der Spitze der Hellenen gegen Philipp geſtanden hatte, für die blöden Augen ſeiner Feinde hervorzugehen ſchien, noch zu mehren, wollte man ſeine Flucht aus der Schlacht, an welcher alle Theil genommen hatten, als beſonders ſchimpflich darſtellen. Daß er geflohen ſei, leugnen wir nicht. Daß ſeine Flucht ein Zeichen ſeiner Feigheit, daß ſie mit beſonders ſchimpflichen Umſtänden verbunden geweſen wäre, das dürfen wir dem Gegner nicht glauben, der in ſo vielem, erdichtend und ſchmähend, der Wahrheit zu nahe getreten iſt [50]). Die offenbarſten Thatſachen widerſprechen.

Die Freiheit von Hellas war gefallen, aber noch lebte Demoſthenes, und mit ihm beſelte ein edler Geiſt die Athener, der in ihren der Niederlage folgenden Entſchlüſſen hell und ſichtbar am Tage liegt. Zwar fiel die Rotte der Sykophanten über ihn her und goß in Strömen unedle Klagen über ihn aus, um ihn für ſeine lange Machtperiode zu züchtigen. Allein noch war die alte Hoheit nicht ganz von Athen gewichen. Zwar konnte auch Kteſiphon ſeinen Vorſchlag, den Helden durch eine goldene Krone zu ſchmücken, nicht durchführen, weil Äſchines ihm entgegentrat; allein als nun der Friede mit Philipp geſchloſſen, als die gefallenen Athener ihre letzte Ehre empfangen ſollten, da war er es, den das Volk zum Lobredner an ihrem Todesfeſte wählte und bei welchem die Verwandten das Todtenmal feierten, mit Recht, denn dem Geſchlecht nach war zwar jeder Einzelne dem Einzelnen näher verwandt, aber allen insgeſamt war keiner näher als Demoſthenes. Denn der, welchem am meiſten daran lag, daß jene glücklich wären und gerettet würden, empfand auch, als unerwünſchte Fälle ſie trafen, wegen Aller den größten Schmerz [51]).

So endete dieſe wichtigſte Epoche des Lebens des Demoſthenes. Es iſt unleugbar, daß ſeine Liebe zum Vaterlande, ſeine Kraft in der Rede, ſeine Weisheit im Rath, in derſelben in das helleſte Licht trat. Muthig und tapfer hat er der Argliſt des feindlichen Königs entgegengekämpft; unermüdet thätig hat er die edelſten Geſinnungen geweckt, die herrlichſten Handlungen hervorgerufen, und nichts Großes iſt geſchehen ohne ihn.

Und ſo nähern wir uns der dritten und letzten Periode des Lebens des Demoſthenes, von der Schlacht bei Chaironeia bis an ſeinen Tod.

Philipps höchſter Glanzpunkt ward raſch erreicht. Was Athen ſelbſt nicht erwarten konnte, daß Philipp nicht Rache fodern, daß er Athen nicht ſelbſt anzugreifen ſuchen werde, geſchah, und es folgte ein Friede, der günſtig genug ſchien, um mit Freuden von Athen angenommen zu werden. Nachdem auch dieſer Feind überwunden worden, blieb in Griechenland nichts mehr übrig, was dem König zu erobern und ſich zu unterwerfen geweſen wäre. Die Hegemonie über Hellas, der Zielpunkt ſeines Strebens, war gewonnen. Da kam die Hellenenverſamlung zu Korinth zu Stande, und Philipp ward Oberfeldherr der Hellenen im Kampfe gegen Perſien. Allein Pauſanias Dolch kam der Hinausführung ſo weitreichender Pläne zuvor.

Der plötzliche, unerwartete Tod Philipps brachte in Athen, wie in Demoſthenes Sele eine bedeutende Wirkung hervor. Alles gab ſich der Hoffnung hin, das Geſchick wolle die Wiederherſtellung der Freiheit. Man konnte nicht ahnen, daß Philipps Sohn den Vater ſo weit übertreffen werde, und Phokions Ausſpruch, nur um einen Mann ſei die Macht, welche bei Chaironeia geſiegt, geringer geworden, ging in Erfüllung. Demoſthenes ſoll die Nachricht von der Ermordung Philipps durch den tragiſchen Feldherrn der Athener, Charidemos, heimlich erhalten haben [52]). Es war der ſiebente Tag, wie Äſchines verſichert, ſeitdem der Redner ſeine einzige Tochter durch den Tod verloren hatte. Dennoch kam er fröhlich in den Senat, als ob er ein Traum-

50) *Aesch.* in Ctesiph. p. 74 extr. 76. 89. Noch weniger Vertrauen hat die Rede des Deinarchos und die Faſeleien der Spätern, wie bei vit. X. Orr. p. 263 H., aber eben dort auch widerlegt. Pytheas bei *Plut.* c. 20. ſteht mit Äſchines auf gleicher Linie.

51) Dem. für Kteſiph. S. 213 der Überſ. v. Raumer.

52) *Aesch.* c. Ctesiph. pag. 468.

bild gesehen, welchem zufolge die Athener ein großes Glück erwarten dürften. Bald darauf erschienen die Boten, welche Philipps Tod meldeten [53]). Eine große Freude über den Tod des bittersten Feindes, welche zwar unedel, doch nicht unnatürlich war, bemächtigte sich aller, Opfer wurden veranstaltet und dem Mörder Pausanias Ehrenbezeugungen gelobt. Demosthenes selbst erschien mit einem weißen Kleide angethan und bekränzt, also mit den Zeichen seiner Hoffnungen geschmückt und die Trauer seines Hauses über dem Glück vergessend, welches ein unvorhergesehenes Ereigniß dem Vaterlande zu bringen schien. Vergebens hat auch diese That Äschines als ein Verbrechen dargestellt; eine gerechtere Nachwelt erkennt den edeln Sinn in der Sele des Demosthenes, der ihn, wie nur wenige Heroen des Menschengeschlechts, über seine eigenen Leiden hinweghob, als, wie es ihm wenigstens schien und scheinen konnte, die Sonne der Freiheit von neuem über Athen und Hellas aufging. Alles athmete neues Leben. Wie in Athen, wo Demosthenes zur Benutzung des Augenblicks aufforderte, so geschah es fast in ganz Griechenland. Ätolier, Ambrakier und Thebaner ergreifen Maßregeln zur Vertreibung der Makedonier. Athen rüstet sich zum Kriege, auf der Rednerbühne herrscht Demosthenes und leitet die Anstrengungen zum neuen Kampfe, ja er schreibt auch Briefe an die persischen Satrapen, um von dorther dem Alexander, den er einen Knaben und Margites nannte, Krieg zu erwecken. Aber alle diese Unternehmungen sanken in dem Augenblicke zusammen, als Alexander unerwartet in Böotien erschien [54]). Schnell wurde er anerkannt und wie sein Vater zum Oberfeldherrn gegen Persien ernannt und wendete eben seine Waffen gegen einige nordische Völker, als ein neuer Aufstand in Theben ihn zurückrief, welcher ihn vor die Mauern dieser Stadt führte, die, nach einem großartigen Kampfe gegen die Übermacht, den Waffen ihres Gegners erlag und zum Schrecken für alle Hellenen mit barbarischer Grausamkeit vernichtet wurde [55]). Vergebens hatte Demosthenes den Beschluß hervorgebracht, die Thebaner zu unterstützen, da der halbe Wille und die halben Mittel der Athener jedem kräftigen Handeln entgegentraten. Nur eine Waffensendung nach Theben gelang, weil der atheniſche Stat unter Demosthenischer Leitung von den Persern Geld erhalten hatte. Die Arkadier handelten wie die Athener und beschlossen, den Ausgang des Kampfes bewaffnet und gerüstet am Isthmos abzuwarten. Die Beschuldigung, welche Äschines und Deinarchos gegen Demosthenes aussprachen, Astylos, der arkadische Feldherr, habe, um weiter nach Theben vorzudringen, 9 Talente verlangt, Demosthenes aber diese Summe verweigert, beweist sich bei der übrigen Handlungsweise des Redners als eine reine Verleumdung [56]). So ging Theben unter in dem Kampfe für die Freiheit, und machte dadurch früheres Abfallen von dem hellenischen Interesse wieder gut. Auch Athen verzagte. Demades machte den Vorschlag, Gesandte an den König abzuordnen, welche ihn wegen der Bestrafung der Thebaner Glück wünschen sollten. Als die Gesandtschaft bei dem Könige ankam, verlangte dieser für die Vergebung und als Bürgschaft für künftige Treue die Auslieferung der Demagogen, welche die Athener zum Kampfe aufgeregt hatten. Demosthenes war unter ihnen, über die übrigen aber sind verschiedene Meinungen vorhanden [57]). Einige nennen Lykurgos, Hyperides, Polyeuktos, Chares, Charidemos, Ephialtes, Diotimos und Moirokles; andere nicht zehn, sondern acht, nämlich außer Demosthenes, Polyeuktos, Ephialtes, Lykurgos, Moirokles, Damon, Kalliſthenes, Charidemos. Da jedoch Demades die Gesandtschaft zu ihm übernahm und ihn bat, ließ er von seiner Foderung ab und verlangte nur Charidemos, welcher aber zu den Persern entfloh.

Die jetzt in Athen eintretende Stille wird für uns durch einen merkwürdigen Kampf unterbrochen, welcher zwischen den zwei ausgezeichnetsten Rednern des Alterthums ausbrach. Nach der Schlacht bei Chaironeia hatte Ktesiphon bei dem Volke in Athen darauf angetragen, den Demosth. mit einer goldnen Krone zu beschenken. Die nächste Veranlassung hiezu gab die Freigebigkeit des Demosth., mit welcher er, als ihm die Ausbesserung der Mauern aufgetragen war, bei diesem Geschäfte 3 Talente von seinem eigenen Vermögen hergab [58]). Sogleich trat Äschines dagegen auf und verklagte den Ktesiphon der Gesetzwidrigkeit. Die Klage kam aber erst 8 Jahre später vor den Gerichtshof, Ol. 112, 3, im Monat Elaphebolion, als Alexander bereits Herr von Asien war [59]). Äschines unterlag und war gezwungen, sogar Athen zu verlassen. Dieser Kampf gab dem Demosthenes Gelegenheit, sich als den vollendetsten Redner seiner Zeit zu bewähren und sein Leben als Statsmann zu rechtfertigen. Dennoch ist nichts dem Demosthenes in seinem Rufe nachtheiliger geworden, als dieser Kampf mit seinem Gegner, dessen Rede, wie was er früher gegen Demosth. gesprochen, eine solche Menge der größten Vorwürfe enthält, daß auch, wenn nur ein Theil davon ganz im wahren Lichte dargestellt wäre, Demosth. mit Recht harten Tadel verdienen würde. Eine solche Ansicht hat einst wirklich über Demosth. gegolten. Um so glücklicher sind wir, daß wir nach Prüfung aller der uns vorliegenden Akten nicht allein mit Entschiedenheit dahingebracht werden, Alles, was er sagt, mit Bedenklichkeit und Verdacht zu lesen, sondern auch bei weitem das Meiste wirklich beseitigen können, und nur in wenigen Fällen zur völligen Erforschung der Sache bestimmtere Angaben aus dem Alterthume vermissen. Schon die Offenheit, mit welcher Äschines in der Rede gegen Timarchos die schändlichsten Dinge enthüllt, sticht gegen Demosth. Mäßigung in ähnlichen Fällen so sehr ab, daß man hier die Rohheit, dort die edle Scheu des Innern deutlich

53) *Plut.* Dem. c. 22. 54) *Aesch.* c. Ctesiph. p. 546. *Plut.* Phoc. p. 749. Alexand. p. 670, wenn man diesen Nachrichten trauen darf. 55) *Diod.* XVII, 14. *Plut.* Alex. 11. *Arrian.* I, 7. *Flath.* 256. 56) *Flath.* p. 257.

57) *Arrian.* 10, 7. *Plut.* Dem. 23. *Phoc.* 17. *Diod.* XVII, 15. *Ruhnk.* ad Rutil. Lup. p. 33. 58) *Win.* p. 258 sqq. 58) S. über die Rede später.

von einander unterscheidet und beurtheilend gegen einander zu halten vermag. Allein ein noch härterer Vorwurf schien ihn bei folgendem Ereigniß zu treffen.

Es war Ol. 113, 3, als Harpalos, welcher Alexanders Schätze verschwendet und andere Übelthaten begangen hatte, als Alexander wider sein Erwarten von seinen Feldzügen zurückkehrte, Babylon, wo er bisher gewesen war, verließ und nach Griechenland flüchtete, wo er gegen Alexander einen Aufstand zu erregen hoffte. Am sichersten glaubte er in Athen wirken zu können und begab sich dorthin. Seine ersten Bemühungen waren darauf gerichtet, die an der Spitze stehenden Demagogen zu gewinnen, welche er durch große Geldsummen bestach. Demosth. war, wie seine Gegner selbst gestehen, von diesem Verdachte frei und setzte vielmehr einen Volksbeschluß durch, man solle Harpalos nicht aufnehmen, Alexanders Schätze aber, welche jener geraubt, dem König erhalten, damit nicht die Stadt in einen Krieg verwickelt würde, welcher aus schlechtem Grunde unternommen sei. Als aber bald darauf Antipatros und Olympias die Auslieferung desselben verlangten, wurde darüber berathen, ob man Folge leisten solle, Demosth. aber schwieg und entschuldigte sich mit Halsweh. Hierüber verbreitete sich das Gerücht, daß auch er von Harpalos bestochen sei. Harpalos entwich aus Athen und begab sich nach Kreta. Die Athener stellten strenge Untersuchungen an gegen diejenigen, welche Verdacht der Bestechung erregt hatten. Demosth. handelte mit ihnen gemeinsam und bewirkte einen Volksbeschluß, nach welchem die Sache dem Areopag übergeben werden sollte. Dies geschah, aber unter den ersten, welche der Areopag nannte, war Demosth. selbst. In dem hieraus gegen ihn entstandenen Prozesse wurde er für schuldig erkannt und in eine Strafe von 50 Talenten verurtheilt und ins Gefängniß geworfen, welches er aus Schaam über das ihm Schuld gegebene Verbrechen und wegen der Schwäche seines Körpers heimlich verließ. Wenn die ganze Geschichte, wie sie uns durch Fabeln verschiedenartig ausgeschmückt vorliegt, auch, wenn wir diese hinwegnehmen, viel Bedenken gegen sie rege macht, so haben wir ein Zeugniß aus dem Alterthum, das des Pausanias, welches offen und mit gutem Grunde das Ganze zu widerlegen scheint. Harpalos ging nämlich von Athen nach Kreta und wurde dort von seinen Dienern ermordet, sein Schatzmeister wurde in Rhodos von dem Makedonier Philoxenos verhaftet und alle diejenigen zu nennen gezwungen, welche Geschenke von Harpalos empfangen hatten; Demosth. wird nicht erwähnt, obgleich Philoxenos ihn sehr haßte und es sehr gern gesehen haben würde, wenn er hätte auf ihn die Beschuldigung bringen können. In der That ist dies einzige Faktum entscheidend. Demosth. ist der Gegenpartei und dem durch sie verbreiteten übeln Gerüchte erlegen. Demosth. floh nach Ägina und verweilte dort und überhaupt in der Nähe von Attika, bis ein neues Ereigniß ihn wieder aus dem Dunkel der Verborgenheit hervorrief.

Der plötzliche Tod des Königs Alexander eröffnete der Hoffnung ein neues Feld, zumal da kein Glied des königlichen Stammes zur Nachfolge tüchtig war. Da man schon vor Alexanders Tode in Griechenland sich zu regen angefangen hatte, war es natürlich, daß des bisherigen Herrschers Tod die im Verborgenen schleichenden Regungen laut und öffentlich hervortreten ließ. Vorzüglich in Athen ertönte der Ruf zur Freiheit und brach der Aufstand gegen die Fremdherrschaft hervor. Auch der verbannte Demosth. nahm alsbald an diesen Versuchen Theil und bewährte einen edlern Sinn und eine festere Vaterlandsliebe, als Alkibiades und selbst Themistokles. Da sich die Athener Ol. 114, 2. für den Krieg entschieden und Boten nach allen Seiten aussendeten, um ganz Griechenland in diesen Kampf hereinzuziehen, schloß er sich an sie an und ging mit ihnen von Stadt zu Stadt, um durch die Gewalt seiner Rede die Gemüther zu entflammen. Für die Freiheit aller Griechen trat Athen hervor, und mit dem Entstehen dieses Gedankens gedachte man auch sogleich des Demosth., welcher bei solchen Unternehmungen nicht fehlen durfte; erfreut über seine Wirksamkeit beschloß das Volk seine Rückkehr. Demon der Paianier, der Neffe des Demosth., hatte es vorgeschlagen, freudig folgte Demosth. dem Rufe des Vaterlandes. Als er aus dem Piräus heraufzog, kam ihm die ganze Stadt entgegen und empfing ihn mit der innigsten Freude. Da soll er die Hände ausgebreitet und sich Glück gewünscht haben wegen dieses Tages, weil seine Rückkehr schöner sei, als die des Alkibiades; denn aus eigenem Antriebe, nicht gezwungen, hätten seine Mitbürger ihn wieder aufgenommen. Große Ereignisse folgten, und der Freiheitskampf der tapfern Hellenen wurde anfangs unter der Anführung des tapfern Lasthenes mit glücklichem Erfolge gesegnet. Doch bald wendete das Glück sich von neuem. Die Siege wurden nicht gehörig benutzt; in einem neuen Kampfe bei Krannon in Thessalien Ol. 114, 3. wurden sie überwunden. Die Unabhängigkeit ging von neuem verloren. Noch einmal hielt Demades, jetzt mit Phokion verbunden, das Verderben von Athen ab und schloß einen neuen Bund mit Makedonien. Demosth. und Hyperides ergriffen die Flucht. Demosth. floh nach Kalauria in der Nähe von Trözen und flüchtete sich in den Tempel des Poseidon. Dort versuchte es des Antipater Diener, Archias, ihn lebendig zu fangen und dem Antipater zuzusenden. Demosth. aber nahm Gift und starb [60]) am 10. Pyanepsion Ol. 114, 3.

So starb der Edle, welcher die Stadt Athen noch einmal mit aller Treue eines echten Sohnes einer ausgezeichneten Mutter beschworen hatte, zur alten Sitte zurückzukehren. Mit der innigsten Wehmuth blicken wir auf die verwaiste Stadt hin. Ihre Freiheit, ihr edleres besseres Leben war unwiederbringlich dahin, und die politische Verwirrung nahm überhand, welche sich mit allen Greueln furchtbaren Verfalls paarte.

60) Die Stellen, aus welchen das hier Gesagte geschöpft ist, s. bei Westermann S. 108 f.

Demosth. Leben ist oft und wahr mit dem der tragischen Helden verglichen worden. Was seine Gegner versicherten, daß ihm bei allen seinen Unternehmungen das Unglück zur Seite stehe, ist allzuwahr. Und doch trotz alles äußern Unglücks, welches große, selbstgeschaffene Glück in der Brust! Offenbar ist Athen in jener Zeit zum Theil seinem sittlichen Verderben unterlegen, und zugleich doch auch durch die herrlichsten Erscheinungen ausgezeichnet. Wir leugnen nicht, daß an dem Kampfe gegen das vorherrschende Böse auch Phokion, Isokrates und andere Theil genommen, aber die großen Erscheinungen, welche Athen darbietet, sind alle ohne Ausnahme aus dem Geiste des Demosth. hervorgegangen. Und was war es, was ihn so mächtig machte und seiner Verwaltung so viel Segen sicherte? Es war nicht eine künstlich erworbene, hinreißende Gewalt der Rede, nicht die Weisheit seines Rathes allein, es war das Bewußtseyn, welches er im Herzen trug, daß er nicht das Seine wolle, sondern das des Vaterlandes; es war das Vertrauen, welches er edel und schön auf den angestammten Charakter seines Volkes setzte; es war die Treue und Festigkeit, mit welcher er unter allen Umständen des Lebens an der Idee festhielt, welcher sein Leben gewidmet war. Auch im Tode gab er diesen Sinn und seine Hoffnung nicht auf, noch in den letzten Minuten war Rache dem makedonischen Ares von Seiten der Götter sein Trost.

Als Demosthenes der makedonischen Herrschaft in dem Kampfe für hellenische Freiheit erlegen war, blieben die Regungen für diesen Helden in der Brust Einzelner verborgen, ohne es wagen zu dürfen, frei an das Licht hervorzutreten. Zu ihnen ist Demochares zu rechnen, ein naher Verwandter des Demosthenes, welcher als Redner bereits vor dem Tode desselben aufgetreten [61]), nachdem er selbst den Wankelmuth der Athener in seiner Verbannung ertragen hatte, ihm 40 Jahre nach seinem Tode ein Ehrendenkmal gesetzt hat [62]). Noch ist das Dekret vorhanden, in welchem dieser Sohn des Laches und der Schwester des Demosthenes darauf anträgt, seinem Oheim eine bronzene Statue auf dem Markte zu errichten, und dem Ältesten seiner Familie die Speisung im Prytaneum und einen ausgezeichneten Platz bei den öffentlichen Spielen zu bewilligen. Die heilsamen Rathschläge, welche er zu allen Zeiten dem Volke gegeben, die Verwendung seines Eigenthums für das gemeine Beste, die Freundschaft der vornehmsten griechischen Staten, welche er den Athenern verschafft, das Streben, dem State die Freiheit und Demokratie zu erhalten, seine Verbannung durch die Oligarchen, seine Ergebenheit und Treue gegen seine Vaterstadt bis zum Tode durch Antipater, endlich auch sein bis zur äußersten Gefahr ausharrendes Streben für den Ruhm seiner Vaterstadt, werden zur Begründung des Antrags zum Theil mit Ausführlichkeit dargestellt, zum Theil nur angedeutet. Demochares selbst, für welchen sein Sohn Laches ein ebenfalls uns erhaltenes Dekret entwarf, unter den Augen des Demosthenes gebildet und bei seinem Hinscheiden hervortretend, ist ganz seines Oheims Abbild und zeugt auch in seinen eigenen Bestrebungen für die Reinheit und Tugend seines Oheims.

Der edle Pausanias sah noch die Bildsäule zu Athen, welche die Dankbarkeit ihm errichtet hatte [63]). Doch nicht Athen allein, auch andere hellenische Staten ehrten den Mann [64]), der Athen nicht allein angehört hatte, und vorzugsweise die Bewohner der kleinen Stadt Kalauria, welche ihm, man weiß nicht wann, innerhalb des Tempels des Poseidon ein Denkmal errichtet hatten, welches ebenfalls Pausanias noch sah. Winkelmann [65]) beschreibt einen im Januar 1768 bekannt gewordenen Abdruck in Gips, in welchem man die ganze Figur des Demosthenes in dessen Alter vorgestellt findet, wie er auf einem viereckigen Steine sitzt, halb nackend und mit geneigtem Haupte, voller Überlegung, und in der linken Hand, die auf den Stein gestützt ist, eine gerollte Schrift hielt, mit der rechten aber sein Knie gefaßt hat. Man sieht an dem Steine den Namen Δημοσθενης und das Wort επιβωμιος, woraus Winkelmann mit Recht schließt, daß der Stein einen Altar vorstelle, und zwar den in dem Tempel des Poseidon auf Kalauria, und Demosthenes hier dargestellt werde, wie er dort aus dem Leben schied. Auf diese Weise können wir uns vielleicht von jenem Denkmal selbst einen Begriff machen.

Merkwürdig ist es dabei, daß dies Bild des Demosthenes in diesem Abdruck die größte Ähnlichkeit mit zwei zu Herkulanum entdeckten Brustbildern in Erz hat, welche nach Winkelmanns Vermuthung uns das wahre Bild des Demosthenes gerettet haben. Diese unterscheiden sich ganz von dem von Fulvius Ursinus bekannt gemachten Bilde des Redners, z. B. auch dadurch, daß er einen Bart hat, und stellen daher wahrscheinlich allein das wahre Bild desselben dar.

Nach dem herkulanischen Bilde findet sich z. B. der Redner bei Wolf vor der Ausgabe der Leptinea [66]).

Der Graf von Clarac [67]) beschreibt eine im königlichen Museum zu Paris befindliche Statue, angeblich des Demosthenes, von pentelischen Marmor. Sitzend und mit einem einfachen Mantel bedeckt öffnet der Redner auf seinen Knien eine Rolle und scheint aufmerksam nachzudenken. Er zweifelt jedoch an ihrer Echtheit.

Man bemerkt an Demosthenes Gesichtszügen den Ernst, welcher sein ganzes Leben auszeichnete. Von früher Jugend an bis zum Tode durch die Schläge des

61) (*Plut.*) X. Orr. p. 847. D. 62) Ebendaf. S. 850 fg. *Dem.* c. 30.

63) *Paus.* I. cap. VIII. p. 19. Polycultos hatte die Bildsäule gefertigt. Nach ihr war die gearbeitet, welche Christodor im Portikus des Zeuxippos in Constantinopel sah und beschrieb. 64) Derf. II. c. 33. p. 189. „Δημοσθένει μὲν οὖν τιμαὶ καὶ ἑτέρωθι τῆς Ἑλλάδος καὶ παρὰ τῶν Καλαυρίαν ἐοίκειν οἰκητόρων. 65) Gesch. der Kunst. S. 710 fg. 66) Die übrigen Abbildungen des Redners, so weit sie ihm bekannt geworden, hat Becker zusammengestellt. Lit. des Dem. S. 18. *Visconti* Iconographie. Pl. XXX. 67) Description du Musée Royal des Antiques du Louvre, par M. Le Cte de Clarac. Paris 1830. p. 46.

Schicksals getroffen, in immerwährendem Kampfe gegen Heuchelei und Selbstsucht für das Vaterland, mußte er, wie Äschines sagt, leichter weinen als andere lachen [68]). Es ist dieselbe Eigenschaft, welche überall in den Reden hervortrit.

Sein Ende war eine Erlösung von vielen Leiden. Als auch der Gott ihm für das Leben keine Sicherheit gewährte, floh er zu einem höheren Altar und entzog sich den Waffen und Knechten seiner Gegner, wie der Grausamkeit des Antipater [69]). Nicht das Gift, versicherte der obengenannte Demochares [70]), habe ihm das Leben genommen, sondern die Gnade der Götter habe durch einen plötzlichen und schmerzlosen Tod ihn den Martern der Makedonier entzogen.

Demosthenes als Redner. Über die ausgezeichnete Gewalt der Beredsamkeit des Demosthenes ist von dem ersten Auftreten desselben bis auf unsere Tage herab nur eine Stimme gewesen. Es liegen in den Reden jener Zeit die merkwürdigsten Zeugnisse vor, wie gefürchtet das Auftreten desselben seinen Gegnern war. Schon damals ward sein Name sprichwörtlich zur Bezeichnung eines großen Meisters in der Beredsamkeit gebraucht. Denn in der Rede gegen Theokrines, welche fälschlich unter den Demosthenischen steht, bittet der Redner, ihm zu helfen und darauf keine Rücksicht nehmen, daß nicht Demosthenes der Kläger sei, sondern ein Jüngling [1]). Was aber der Hauptbeweis ist, das sind Äschines Worte, nach ihm des größten Redners der Zeit, welcher, obwol er die Kühnheit hatte, den Ktesiphon zu verklagen, doch zuletzt, als Demosthenes selbst auftrat, unzweideutige, und wie die Folge lehrt, gerechte Beweise von Furcht vor Demosthenes Worten abgelegt hat. Und dieselbe Idee von Dem. Beredsamkeit liegt allen Schmähungen seiner Gegner zum Grunde, wie der Redner und Komiker. Man scheint ihn allgemein gefürchtet zu haben [2]).

Allein ein nicht minder sicheres Zeugniß legt für das Urtheil der Zeitgenossen der Umstand ab, daß schon früh ihn Jünglinge umgaben, welche ihn als ihren Lehrer benutzten [3]), ja ein nicht unbedeutender Redner, Demarchos, sein Nachahmer wurde [4]). Und welche unendliche Reihe uns bekannter und unbekannter Männer hat sich an ihn angeschlossen und ihm ihre Bildung als Redner verdankt? Die größten Namen nicht allein der griechischen, sondern auch der fremden Redner führen selbst auf ihn das Gelingen ihres Strebens als Redner zurück.

Die Techniker der Griechen und fremder Nationen sind stets auf Dem. als auf das höchste Muster der Beredsamkeit zurückgegangen und haben von ihm die wichtigsten Regeln der Kunst gelernt.

Die Geschichte der Erhaltung der Demosthenischen Reden ist in jeder Rücksicht von Dunkelheiten aller Art umgeben, welche zu erhellen trotz des angestrengtesten Strebens unserer Zeit nicht mehr gelingen kann und wird. Der erste und schwierigste Punkte ist die Frage, wie es sich mit den gehaltenen Reden verhielt, ob sie alle von Dem. herausgegeben worden, oder ob sie, auch wenn dies nicht geschah, der Nachwelt überliefert werden konnten. Offenbar ist hier zwischen den verschiedenen Reden ein bedeutender Unterschied. Die Erhaltung der gerichtlichen Privatreden ist von weit geringerer Bedeutung, als die der öffentlichen und Volksreden. Es läßt sich behaupten, daß keine der wichtigern von den letztern seyn werde, welche die Zeitgenossen nicht auch hätten lesen können. Man denke nur an das große Interesse, welches nicht das athenische, sondern das hellenische Publikum faktisch an den Reden, mit welchen Demosthenes und Äschines sich bekämpften, genommen hat. Zwar kamen viele, um zu hören; allein wie viele werden doch nicht haben kommen können? und wie viele derer, die gehört hatten, werden nicht noch einmal zu lesen gewünscht haben? Man denke an die Urtheile der Alten, welche einen Unterschied zwischen den geredeten und geschriebenen Reden gemacht haben sollen! Man denke an Philippos, der sich gewiß diese Reden zu verschaffen suchte; ja an den Perserkönig, welcher in dieser Beziehung ebenfalls auf Athen achtete. Man denke an Dem. großen Ruf und an das Streben der hellenischen, besonders athenischen Jünglinge, sich eine bedeutende Wirksamkeit als Redner zu verschaffen. Man denke an seinen Umgang mit Jünglingen zu ihrer Bildung. Kurz gewiß sind Dem. Reden früh durch vielfache Abschriften verbreitet worden. Las nicht Äschines gleich nach seiner Verbannung in Rhodos seine und Demosthenes Rede?

Wurden sie aber, fragt man weiter, unverändert herausgegeben, oder ist zwischen den gesprochenen und geschriebenen Reden ein Unterschied gewesen? Das letzte scheint, wenn nicht immer, doch sehr oft der Fall gewesen zu seyn. Wie es zu Cicero's Zeit gewesen, ist bekannt. Er sagt, seine Rede für Dejotarus sei der Herausgabe kaum werth; er läßt den Cato von sich selbst sagen, daß er die in den Prozessen gehaltenen Reden später ausarbeite; er gab für Milo eine ganz andere Rede heraus, als er gehalten hatte [5]). Daß Ähnliches bei Demosthenes geschehen, kann aus vielen Zeichen mit Sicherheit geschlossen werden [6]). Pytheas, erzählt Plutarchos [7]), warf dem Dem. vor, daß seine Reden nach der Lampe röchen, und wurde darüber vom Dem. zurückgewiesen. Gegen Andere gestand er es ein, doch so, daß er sagte, er trage weder so vor, daß er

68) *Aeschin.* in Ctesiph. p. 597. 69) *Plut.* comp. Dem. c. Cicer. extr. 70) *Plut.* Dem. c. 30. 1) Gegen Theokr. p. 1385. „*βοηθεῖν, μηδὲν ὑπολογισαμένους, εἰ μὴ Δημοσθένης ἐστὶν ὁ κατηγορῶν, ἀλλὰ μειράκιον.*“ 2) S. z. B. das Ende der Rede für Demon. 3) *Aesch.* de fals. legat., wo er sagt, daß er hingehen und den Jünglingen, die ihn umgäben, sagen werde, wie er die Richter beherrscht habe. 4) Becker Lit. des Dem. S. 50., in welcher Schrift von S. 35. an über diesen Gegenstand ausführlich gehandelt ist.

5) S. *H. Wolf* ad Dem. Vl. p. 81. B. 6) Vergl. hierüber *Weiske* dissert. super orat. de Halon. p. 18. (App. Schaef. I. p. 446). 7) Leben des Dem. Cap. 11.

ganz schreibe, noch so, daß er es gar nicht thue [8]). Ist dies wahr, so ist die völlige Ausarbeitung nachher entschieden. Dazu kommt, daß in den Reden, die wir jetzt lesen, manches anders sich findet, als es nach Angaben der Zeitgenossen geschrieben worden seyn soll, und bei einigen wenigstens eine Dichtung der Gegner höchst unwahrscheinlich ist. Über die Verschiedenheit der gesprochenen und geschriebenen Reden des Dem. haben wir ein bestimmtes Zeugniß erstlich des Phalereers Demetrios, dann des Eratosthenes und einiger Komiker, welche alle ihm eine größere Kühnheit im Reden zuschreiben, als in unsern Reden sichtbar ist.

Andere sind vielleicht ganz von ihm unterdrückt worden. Das Beispiel der Komiker kann hiebei lehren, daß oft wenigstens die Reden vernichtet wurden, welche ohne Erfolg waren. Dafür ist einmal die Thatsache, daß viele Reden nicht vorhanden sind, in denen Dem. keinen Erfolg gesehen hatte, deren er selbst, jedoch später, wieder gedenkt. So behauptet er in der Rede vom Frieden, er habe vergebens den Athenern gerathen, dem Plutarchos auf Euböa keine Hilfstruppen zu senden [9]), ferner dem Neoptolemos, dem Schauspieler, nicht zu trauen; drittens er habe vorhergesagt, Philippos werde nicht die Phokier, sondern die Thebaner begünstigen! *)

Nur von dem letztern findet sich eine Spur [10]); die ersten beiden Reden suchen wir vergebens. Um so weniger dürfte es uns verwundern, wenn er die bei diesen Gelegenheiten gehaltenen Reden vernichtete, als wir wissen, daß er viel auf das Urtheil der Athener gab und sich nicht leichtsinnig darüber hinwegsetzte, was sie geurtheilt hatten [11]). Natürlicher Weise aber darf dies nicht auf alle Fälle ausgedehnt werden [12]).

Einige Reden sollen erst nach dem Tode herausgegeben seyn [13]). Dies ist jedoch so unsicher und bedenklich, daß ich nichts darauf zu gründen wage; doch wage ich auch nicht geradehin zu leugnen.

Gewiß wurden sie nach Dem. Tode vielfältig in den Rednerschulen und von Gelehrten und Statsmännern benutzt und in den Handschriften verbreitet, ohne daß jedoch etwas zu einer geordneten Samlung oder zur Erklärung derselben beigetragen worden zu seyn scheint. Da die Geltung des Demosth. von so großer Bedeutung war, so wurden vielleicht auch jetzt von nachahmenden Rednern Aufsätze in seiner Weise versucht, vielleicht bei Gelegenheiten, wo er aufgetreten war. Doch auch hierüber ist nichts mit Sicherheit zu sagen.

Der erste, welcher sich durch Büchersamlung und Anfertigung eines Katalogs ein großes Verdienst erwarb, Kallimachos, ist auch für Demosth. unendlich wichtig geworden. Ihm folgten pergamenische Kritiker. Alle Redner, deren Werke bis auf seine Zeit gekommen waren, stellte er zusammen und nannte ihre Werke, unter ihnen auch Demosthenes. Es war dies der erste Versuch, und eben darum nicht ohne mannigfaltige Mängel, die jedoch des Mannes Verdienst nicht schmälern können. Denn die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, waren sehr groß. Er wurde getäuscht. Theils gingen einige von dem Wunsche aus, daß ihre Werke gelesen werden möchten, theils wollten andere Geld gewinnen. Beide suchten berühmten Männern Reden unterzuschieben. Geradezu eine Täuschung scheint die vierte Philippische Rede und der Epitaphios. Er täuschte aber auch sich selbst, und Irrthum, reiner Irrthum ist gewiß der hauptsächlichste Grund zu Fehlern gewesen, weit mehr als muthwilliger Betrug [14]). Zu solchen Irrthümern muß die Art der alten Handschriften sehr viel beigetragen haben, welche die Reden oft ohne den Namen des Verfassers gaben. Nun denke man sich die unermeßliche Menge von Reden, die es damals gegeben hat. Es war gewiß keine leichte Aufgabe für Einen, sich durch sie hindurchzuarbeiten, zumal bei gerichtlichen Gegenständen, wo gewiß oft nur der Name dessen geschrieben wurde, welcher prozessirte. Was besonders häufig zu Täuschungen Veranlassung gab, möchte Folgendes seyn. Demosth. hatte viel Nachahmer; Reden, die in seinem Style geschrieben waren, hielt man für sein Werk. So täuschte offenbar nicht selten die Ähnlichkeit des Deinarchos mit Demosthenes. Demosth. verfocht eine bestimmte Ansicht, hatte eine entschiedene, consequente Rolle im State gespielt; für Demosthenisch hielt man Reden, die in dieser Gesinnung verfaßt waren. Bisweilen mag der Name dessen, für welchen eine Rede geschrieben ist, mitgewirkt haben. Apollodoros, Pasions Sohn, hatte mit Demosth. in freundschaftlicher Verbindung gestanden und ihn häufig Reden für sich ausarbeiten lassen. Fand man daher Reden, die seinen Namen trugen, so hielt man sie für Werke des Demosthenes. So ist die Rede gegen Neära vielleicht unter die Demosthenischen gekommen. Aus Plutarchos wissen wir, wie viel man auf Treue in Beziehung auf die Personen hielt. Bisweilen mögen es historische Umstände gewesen seyn, welche den Samler leiteten. So war es bei der Rede über Haloneſos, wo man wußte, daß Demosth. geredet hatte, und der Spott der Komiker über den Gebrauch eines Wortes entscheidend schien. Bisweilen scheint man durch den Namen des Demosth. geleitet worden zu seyn, der als Zeuge oder auf eine andere Weise vorkam, wie in der Rede für Demon. Doch wer möchte angeben wollen, wie vielfacher Grund zu Täuschungen vorhanden war. Den nachfolgenden Forschern hatte es gewiß Kallimachos selbst vorbehalten, in dem Einzelnen das Wahre aufzufinden, nachdem er

8) Dasselbe Cap. 9. Dies erkennt auch Passow bei Äschines an, s. Encykl. s. v. Äschines. Ein Beispiel seiner Art der Vorbereitung gibt vielleicht die Rede gegen Meidias, s. Böckh über die Stph. S. 14 fg. 9) p. 58. *) p. 59. 10) *Phil.* I, 54. 11) *Plut.* Demosth. c. 8. 12) Doch ist es merkwürdig, daß in der That bei den meisten der Sieg des Redners sich nachweisen läßt. Auf diese Weise ließen sich die häufigen Klagen über Ungewißheit hierüber vermindern. S. *Wolf* Proll. ad Lept. p. 151. 13) S. die Reden gegen Meidias und de fals. legat., und Becker denkt auch bei den προοιμίοις daran.

14) Daher ist es, wie ich glaube, nicht richtig, wenn man immer von untergeschobenen Reden spricht, wo man von fälschlich aufgenommenen sprechen sollte.

im Ganzen und Großen den Weg vorgezeichnet hatte. Aber auch ihnen blieben Schwierigkeiten genug. Tausende von Reden hatten sie vor sich, die vielfach unter einander gemischt waren. Es war ihr Geschäft, jedes Einzelnen Geist zu erforschen und dann an dem Faden der Geschichte die Anordnung zu beginnen. Darin aber lag gewiß die Hauptschwierigkeit, daß hier Männer von ausgebreiteter historischer Kenntniß und zugleich von ausgezeichnetem Sinn für Beredsamkeit nöthig waren, welche in diesen beiden Fächern genügten.

Daher war es so wichtig, daß nach wenigen und schwachen Versuchen der Rhetor und Geschichtsschreiber Dionysios auftrat, der zuerst den Fehler der Früheren inne ward und bisweilen wol mit zu kühner Hand zu walten anfing. Doch auch bei ihm waltet noch das rhetorische Element vor. Trotz seiner Verbesserungsvorschläge hat sich doch, wie es scheint, die einmal vorgezeichnete Ordnung der Reden, wie sie bei Kallimachos war, bis auf unsere Zeit erhalten. Bei den olynthischen Reden könnte der Grund darin liegen, daß die Spätern mit Dionysios Urtheil nicht übereinstimmten. Allein ganz klar wird dies bei der Rede gegen Theokrines [15]), wo Alle bemerkten, es sei ein Fehler in der Anordnung vorgekommen, und doch noch bis jetzt alle Handschriften ihn festhalten, ein Umstand, der auch bei andern Schriftstellern sich zeigt. Es galt wie eine heilige Überlieferung; und so viel man auch dagegen sprach, es geschah immer mit Bescheidenheit, auch da, wo die Neueren mit der größten Bestimmtheit reden zu müssen glaubten.

Zu gleicher Zeit mit Dionysios beurtheilte und behandelte diese Gegenstände sein Freund Kaikilios, ohne gleichen Ruhm zu erlangen [16]). Mit diesen beiden beginnt die eigentlich kritische Epoche, welche von nun an die besten Erfolge hatte. Doch ist das Meiste in dieser Rücksicht verloren gegangen, so daß wir nur aus einzelnen Äußerungen des Libanios, Longinos, Ulpianos, Harpokration und Photios auf das, was dagewesen, schließen können. Alle Momente, deren man sich jetzt zum Urtheilen über solche Gegenstände bedient, finden wir auch damals bereits angewendet.

Ebenso gering ist unsere Kenntniß von den ganz gewiß vorhanden gewesenen Commentaren und hermeneutischen Schätzen. Der einzige Rest sind außer kleinen Scholien die des Ulpianos und das Lexikon des Harpokration mit seinen Verzweigungen und Auszügen. Über den Werth und die Wichtigkeit des Lexikons des Harpokration ist nur eine Stimme [17]). Anders ist es mit Ulpianos Commentar, der die verschiedensten Urtheile erfahren hat. Im Ganzen ist es ein Werk eines Verfassers, dem ein Ziel vor Augen schwebt, nur nicht ohne Interpolationen. Seine rhetorischen Redereien sind für uns freilich an sich nicht viel werth, sind aber wichtig, insofern sie uns einen Begriff von den gänzlich unpraktischen Studien der Rhetorenschulen geben können. Daneben geht z. B. der Gedanke, welcher gleich an der Spitze entwickelt ist, daß die Statsreden im Einfluß des Thukydides geschrieben seien, durch das ganze Werk [18]). Und außerdem enthält es eine Menge der wichtigsten Notizen, obgleich man nichts ohne Vorsicht gebrauchen darf [19]). Die Namen der andern Commentatoren mit den Stellen, wo über sie gehandelt wird, hat mit großem Fleiße Westermann zusammengestellt [20]).

Hienächst ist es nothwendig, ein übersichtliches Verzeichniß der Demosthenischen Reden zu geben, wobei ich im Ganzen, nach Westermanns Beispiele [1]), die Ordnung der Handschriften befolgen [2]) und zugleich die nöthigen literarischen Nachweisungen geben werde.

Weder über die Zahl der Reden, welche Demosth. schriftlich hinterlassen, noch über die, welche Kallimachos aufgenommen, ist uns ein bestimmtes Zeugniß erhalten, so daß wir unsere Anzahl nicht mit jener vergleichen und danach unsern Verlust berechnen können. Der Verfasser der Lebensbeschreibungen der zehn Redner und Photios behaupten, 65 Reden besessen zu haben [3]).

Es werden zwar nicht selten Reden citirt, welche wir beim ersten Anblick nicht kennen, werden aber die Titel näher untersucht, so zeigt sich, daß die angeführten nur unter etwas verändertem Titel dieselben sind, wie die unsern, oder daß die Anführungen verderbt sind. Doch lassen sich einige Reden wirklich nennen, welche das Alterthum kannte, wir aber als verloren betrauern müssen.

Verloren gegangen sind nämlich:

1) Die Rede *περὶ χρυσίου*, in welcher Demosth. sich gegen den Vorwurf der Bestechung in dem Prozesse des Harpalos vertheidigte [4]). Dionysios nennt sie *τὴν τῶν δώρων δίκην*, und sagt, er habe sie unter dem Archon Antikles gehalten [5]). Auch zweifle ich nicht, daß die an einer andern Stelle [6]) von ihm erwähnte und als unecht bezeichnete *ἀπολογία τῶν δώρων* dieselbe Rede sei. Sie sind daher vielleicht eben ihrer Unechtheit wegen nicht weiter beachtet worden. 2) *περὶ τοῦ μὴ ἐκδοῦναι Ἅρπαλον*, ebenfalls von Dionysios als unecht bezeichnet. 3) *Ἀμφίλῳ δημηγορικὸς αἰτοῦντι δωρεάς* mit den Worten beginnend: „*διὰ τὸ μὴ ῥᾴδιον εἶναι.*“ Kallimachos hatte sie dem Deinarchos zugeschrieben; Dionysios aber vermuthet, daß sie ein Werk des Demosth. sei. Sie ist unter den Deinarchischen geblieben

15) Dasselbe beweisen auch die noch aus jener Zeit herrührenden Überschriften, z. B. Dionys. ad Amm. p. 726. 2. 16) Westermann, Gesch. der griech. Beredsamk. S. 197. 588, 18. redet zu günstig über ihn. Hieher gehört besonders „*περὶ Δημοσθένους ποῖοι αὐτοῦ γνήσιοι λόγοι καὶ ποῖοι νόθοι.*“ 17) S. über ihn gesammelt das Wichtigste Westermann a. a. O. S. 104.

18) S. z. B. zur Rede *περὶ συμμορ.* p. 51. 19) S. Becker Lit. S. 64. und Westermann §. 104, 13. 20) S. Gesch. der griech. B. §. 57, 4. und §. 104, 23. 1) S. Westermann Gesch. der griech. Beredsamk. Beilage VII. p. 297—306., dessen Sorgsamkeit, Genauigkeit und Gelehrsamkeit ich in diesem Abschnitte besonders viel verdanke. 2) Nur bei den Reden gegen Theokrines und Neära habe ich eine Ausnahme gemacht, 3) Vit. X. Oratt. p. 847. e. *Phot.* cod. 265. p. 1465. 4) *Athen.* XIII. p. 592. E. 5) *Dion.* ad Amm. I. p. 749. 6) De vi Demosth. p. 1127.

und auf dieſe Weiſe mit den übrigen uns verloren gegangen [7]), 4) κατὰ Μέδοντος, nur aus Anführungen des Harpokration und Pollux bekannt [8]). Es war nach Clintons Vermuthung eine Privatſache. 5) πρὸς Πολύευκτον παραγραφή, nur aus einem Citat eines unbekannten Grammatikers [9]) bekannt. 6) πρὸς Κριτίαν. Kallimachos hatte ſie für echt gehalten, Dionyſios verwarf ſie dagegen [10]). 7) ὑπὲρ Σατύρου τῆς ἐπιτροπῆς πρὸς Χαρίδημον. Kallimachos hatte ſie für Deinarchiſch gehalten, Photios dagegen rechnet ſie zu den Demoſtheniſchen [11]). Die verderbten Überſchriften haben Taylor und Clinton glücklich getilgt [12]). — Auf dieſe Weiſe kommen wir leicht zu der von Photios angegebenen Zahl und ſehen, daß in der That nur Weniges ſeit Dionyſios uns verloren gegangen ſeyn kann, zumal da ſich zeigt, daß wir die von ihm angeführten Statsreden und die öffentlichen gerichtlichen Reden ohne Ausnahme beſitzen.

Die vorhandenen Schriften des Demoſthenes ſind unter uns in vielen Ausgaben verbreitet, unter welchen die wichtigſten und beſten Geſamtausgaben folgende ſeyn möchten [14]). Edit. princ. Demosth. oratt. LXII, Venetiis in aed. *Aldi*, m. Novembr. 1504. T. 2. kl. Fol. (in doppelter, ja nach Eberts Vermuthung, Bibl. Lex. I. d. 461. dreifacher Ausgabe, die zweite iſt häufiger und correcter). — Basil. Hervag. 1532. Fol., zuerſt mit Ulpians Scholien — diligenti recognitione emendatae a *Jo. Bern. Feliciano*, Venet. 1543. Tom. III. 8. — Basil. Hervag. 1547. Tom. III. 8. von H. Wolf beſorgt, nach *Felicianus* — Corrigente Paulo Manutio Aldi f. Venet. 1554. Vol. III. 8. — διὰ φιλοπονίας τοῦ Γουλ. Μοριλίου. Par. Jo. Benerat. 1570. f., beendet durch Dion. Lambin. — *Demosth.* et *Aeschin.* opera per *Hieron. Wolfium* Oettingensem, Basil. Hervag. 1572. Tom. VI. f. Die beſte der ältern Ausgaben, noch unentbehrlich, mit Ulpian und einer lateiniſchen Überſetzung deſſelben, griechiſch geſchriebenen Einleitungen in den einzelnen Reden und vielen Anmerkungen und Indices; wiedergedruckt Frankf. 1604., mit dem Leben des Demoſth. und Ariſtoteles von Schott und Aurel. Allobrog. 1607. — *Demosth. Aesch. Dinarch.* et *Demad.* oratt. gr. et lat. c. not. ed. *J. Taylor.* Vol. I. et III. Cantabr. 1748. 1757. 4. — Orator. Graecor., quae supers. monumenta, mit Wolfs, Taylors, Markands und Anderer Anmerkungen, ed. *J. J. Reiske.* Lips. 1770—1775. Demoſth. im 1—6ten, 8ten und 12ten Bande, eine der wichtigſten neuern Ausgaben. Vergl. Becker Lit. S. 99., über Reiske ſelbſt Schäf. zum App. II. p. 598. *Demosth.* et *Aeschin.* quae supers. omnia gr. et lat. v. Athan. Auger. T. I. Didot. Paris 1790. 4., unvollendet. — Λόγοι τῶν Ἀττικῶν ῥητόρων, mit Ulpian und Harpokration. Ἐπεξεργασθέντες δὲ καὶ ἐκδοθέντες ὑπὸ Νεοφύτου Δούκα εἰς τόμους δέκα. Ἐν Βιέννῃ τῆς Αὐστρίας 1812 (die 6 erſten Bände enthalten den Demoſthenes). — Ed. stereot. Tauchnitz. Lips. 1812—1813. T. V. 12.; 1818. 12. — gr. et fr. par *J. Planche.* Par. 1819—1821. Vol. X. 8. (mit Anmerkungen von Boiſſonade.) — Ed. G. H. *Schäfer*, Weigel, Lips. 1822. Vol. V. 8. — ex rec. *Reiskii* ed. corr. accur. G. H. Schaefero. Lond. T. I. II. 1822. III. vers. Wolfii. 1826. IV. Indd. 1823. 8. Oratt. Atticor. ex. rec. *Imm. Bekker.* Tom. I.—V. Oxon. 1822. 8. Lips. Reimer. 1823. 1824. — Gr. c. schol. ex ed. *Reisk.* et *Schaef.* Lond. 1822. Vol. II. 8. — *Dem.* et *Aesch.* Opp. Lond. 1824. (*Priestley*) Vol. IV. 8. — *Dem.* ed. *Gu. Dindorf.* Lips. Teubner. 1825. Vol. III. 8. — *Dem.* et *Aesch.* quae Exstant omnia, *Gu. St. Dobson.* Lond. 1828.

Auch ſind des Demoſthenes Werke in verſchiedene Sprachen überſetzt worden, ins Lateiniſche von Hier. Wolf, zuerſt Baſel 1545. Vol. V. 8. — Teutſch nebſt Äſchines von J. J. Reiske. Lemgo 1764—69. 6 Theile. 8. — Demoſth. Statsreden mit Anmerkungen von F. Jakobs. Leipzig 1805. — Franzöſiſch Oeuvres compl. de Démosthène et d'Eschine, par *Ath. Auger.* Paris 1777. Vol. IV. 8.

Die in den genannten Ausgaben und Überſetzungen enthaltenen Schriften ſind:

A. Reden. 1) Volksreden, Δημηγορίαι. a) Philippiſche Reden, λόγοι Φιλιππικοί. Unter dieſem Namen pflegt man die Reden des Demoſth. zuſammenzufaſſen, welche er im Intereſſe Athens gegen den makedoniſchen König Philipp bei verſchiedenen Gelegenheiten gehalten hat. Die Benennung iſt uralt und wahrſcheinlich auf Demoſth. Zeitalter ſelbſt zurückzuführen. Cicero kannte den Namen nicht allein [1]), ſondern ahmte in Anerkennung ihres hohen Werthes ihn auch nach, indem er ſeine gegen Antonius geſprochenen Reden ſo bezeichnete. Ebenſo haben nicht wenige nach ihm ſich dieſes Namens zur Bezeichnung feindlicher und kräftiger Reden in gerechter Sache bedient. Die Demoſtheniſchen gehören alle ohne Ausnahme zur Gattung der berathſchlagenden Reden (λόγοι συμβουλευτικοί) und bilden den Hauptheil derſelben [2]). Verſtändlich werden die Namen vorzüglich, wenn man ſie im Gegenſatz der helleniſchen Reden ſich denkt, welche irgend einen Theil von Hellas betreffen, wie die Rede über die Megalopoliter, über die Freiheit der Rhodier und ähnliche [3]).

Ihre Zahl wird ſchon bei den Alten verſchieden angegeben. Denn während die Handſchriften und Grammatiker, welche auf unſere Zeit gekommen ſind,

7) *Dion.* Din. p. 659. 8) Harp. s. v. δεκατεύειν. Poll. VIII, 53. 9) Anecd. *Bekker.* p. 90, 28. 10) Harp. s. v. ἐπιλαχημα. 11) *Phot.* cod. 265. p. 1469. 12) *Tayl.* ap. *Reisk.* VIII. p. 784. *Clint.* F. H. App. p. 368. Wenn er bei Suidas die Rede ὑπὲρ ῥητόρων für einen Schreibfehler hält, muß man ihm beiſtimmen, nicht aber in ſeiner Conjectur, durch welche er gegen den Sinn des Schriftſtellers den Hyperides hereinbringt. 13) S. *Clint.* Arr. p. 366. 14) Aufgezählt ſind ſie mit ausgezeichnetem Fleiße von Becker Lit. des Demoſth. S. 86. mit den Nachträgen von Bömel und Beſenmeyer in der Schulzeitung. 1832. II. Nr. 96. und 110.; vergl. auch Weſtermanns bibliograph. Bericht. N. 566. 1832, 9. S. 80.

1) *Cic.* ad Attic. 1, 17, 2. 2) Liban. Inhaltsanzeigen. S. 5, 1. 2. 3) S. *Dionys.* ad Amm I. p. 736.

nur 11 Philippiſche Reden kennen, zählt Dionyſios von Halikarnaß 12 auf [4]). Es würden aber ihrer noch mehre ſeyn, wenn Reiske mit Recht behauptete, daß die Alten auch die übrigen berathſchlagenden Reden bisweilen mit unter dieſem Namen begriffen hätten. Die Behauptung muß jedoch geleugnet werden [5]). Es iſt aber darüber eine Unterſuchung gleich hier anzuſtellen, wie es ſich mit der zwölften Rede des Dionyſios verhalte. Dieſer Kritiker zählt nämlich als fünfte Rede die auf, welche „über die Bewachung der Inſelbewohner und der Städte am Hellespont" gehalten ſei, nennt ſogar ihre erſten Worte „*Ἃ μὲν ἡμεῖς, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, δεδυνήμεθα εὑρεῖν, ταῦτ' ἔστι*", und ſetzt ſie in Ol. VIII, 2. unter Archon Themiſtokles. Nun hatte man bisher angenommen, Dionyſios habe die Rede, welche in der gewöhnlichen Folge der Philippiſchen Reden die vierte Stelle einnimt, bei uns aber gewöhnlich den Namen der erſten Philippiſchen führt, in zwei Theile geſpalten und durch obige Darſtellung den zweiten Theil für eine eigene Rede erklärt. Geſtützt ward dieſe Annahme durch die beſtimmte Angabe eines Scholiaſten zur erſten Philippiſchen Rede [7]), daß da, wo die von Dionyſios angeführten Worte ſich finden, von ihm eine neue Rede begonnen worden ſei. Dennoch ſind viele der neuern Kritiker einer ganz andern Meinung zugethan. Es war zuerſt Auger [8]), welcher die Anſicht vortrug, daß Dionyſios eine uns verloren gegangene Rede bezeichnet habe. Ihm ſind Becker [9]), Bremi [10]), Weiske [11]) und andere gefolgt [12]). Allein erſtlich ſteht die Äußerung des Scholiaſten entgegen, und der von Bremi vorgeſchlagene Ausweg, nach welchem, was der Scholiaſt ſagt, mehr ihm ſelbſt angehört, als dem Dionyſios und den Forſchungen der Rhetorenſchulen ſpäterer Zeit verdankt wird, iſt bei der Beſtimmtheit des einfach hinzugefügten *φησί* nicht wol annehmbar [13]). Vielmehr kann es, da wir wiſſen, daß ſich Dionyſios in einem beſondern Buche über die Demoſtheniſchen Reden, deren Zeitverhältniſſe und Echtheit erklärt hat, keine Frage ſeyn, daß wir annehmen müſſen, der Scholiaſt habe dieſes Buch oder überhaupt eine Stelle vor ſich gehabt, wo Dionyſios ſeine Anſicht weiter entwickelt hatte [14]). Zweitens wäre es an ſich ſeltſam, wenn eine andere Rede gerade mit dieſen Worten angefangen hätte, und faſt unglaublich, zumal da ſie nicht mit einem Vorworte beginnen ſoll, ſondern ſogleich in die Sache ſelbſt hineingeht. Drittens aber iſt bei der Erhaltung aller Philippiſchen Reden der Verluſt einer derſelben um ſo weniger anzunehmen möglich, als man auf das Beſtimmteſte verſichern kann, daß weder Libanios noch Harpokration, noch ſonſt jemand eine ſolche Rede gekannt haben. Viertens endlich iſt auch der Hauptgrund, deſſen ſich die genannten Gelehrten bedienen, keineswegs hinlänglich, die Annahme zu ſtützen. Man beruft ſich nämlich vorzüglich darauf, daß Dionyſios angibt, die Rede handle über die Bewachung der Inſeln und der Städte am Hellespont, und daß dies auf dieſe Rede nicht zu paſſen ſcheint. Dagegen läßt ſich erwidern, daß Dionyſios auch ſonſt bei den Inhaltsangaben der einzelnen Reden nicht genau iſt und z. B. behauptet, die erſte Philippiſche Rede handle über die Abſendung eines Söldnerheeres und die von zehn Triremen nach Makedonien, während der weſentliche Inhalt der Rede darin in keiner Rückſicht erſchöpft, vielmehr ein ganz unähnlicher iſt [15]).

Eine andere Frage iſt, ob Dionyſios ein Recht hatte, die Trennung einer Rede in zwei zu wagen, wovon nachher.

Von jeher haben die Statsreden des Demoſthenes und vor allen die gegen Philipp gehaltenen den größten Ruf gehabt; und ſo ſind ſie auch von den Neuern am meiſten geleſen und bearbeitet worden. Der Ruhm des Demoſthenes als Statsmann und Redner iſt vorzugsweiſe an ſie geknüpft.

Das Wichtigſte, was die neuere Zeit über ſie geliefert, möchte Folgendes ſeyn. *Δημοσθένους δημηγορικοὶ λόγοι*, Lat. donatae ab *Jo. Vincentio Lucchesinio*, Patricio Lucensi, cum nott. critt. et historr. Romae 1712, 4. — nach ihm mit den Anm. ed. *Guil. Allen*, Lond. 1755, 2 voll. 8. — *Δημοσθένους οἱ λόγοι φιλιππικοὶ ἅπαντες*, Dublin 1754, 2 voll. 8. — rec. *Imm. Bekker*, Berol. 1816, 8; in us. schol. 1825. — sell. alior. suisque nott. instr. *C. A. Rüdiger*. Lips. 1828, 1 vol. — Harangues politiques, par *R. Töpfer*. Genève, 1824, 7. — Orr. sell. ed. *J. H. Bremi*, Gött. 1829. — Phil. Orr. V. ed. prolegg. et annot. perpet. illustravit *J. Th. Vömel*, Frcf. 1829, 2 voll. 8. — c. orat. de corona ed. *J. H. Barker*. Lond. 1831. — in us. scholar. ed. *Klinkmüller*, Sorav. 1832. — Von Überſetzungen iſt Folgendes erſchienen, teutſch: Dem. Statsr. überſ. und mit Anmerkgn. v. Fr. Jacobs, Lpzg. 1805, 8. — Die Philippiſchen Reden mit lit. krit. Abhandl. v. A. G. Becker, Halle 1824, 8. — engländiſch, v. Th. Leland, Lond. 1757—63, 8. von Francis, Lond. 1758. — franzöſ., von J. de Tourreil, Par. 1701. und L. E. Gin, Paris 1791. — italieniſch, von Ceſarotti, Florenz 1807, 1808, T. VI. 8. und Barcovich, Mailand 1828 (zuerſt 1767).

4) Epist. ad Amm. I. p. 735. 5. R.; vergl. *Rüdiger* de canone Philipp. Dem. p. 7 sq. (*Schäf.* App. I. p. 123).
5) *Reiske*, praef ad Annotatt. in Demosth. in *Schaef.* App. I. p. 116., von Schäfer ſelbſt ebendaſ. S. 816. citirt. 6) Vergl. z. B. Libanios Inhaltsanzeige zur Rede „*περὶ συντάξεως, ὁ λόγος οὗτος οὐκέτι φιλιππικός ἐστιν, ἀλλὰ ἁπλῶς συμβουλευτικός.*" 7) Ad *Ulpiani* commentarios accessiones bei Wolf. V. p. 268. Doch fand auch Obſopäus dieſelben Worte des Scholiaſten in ſeinem Codex; ferner Reiske wahrſcheinlich im Augustan. II.; vergl *Schäf.* App. Dem. p. 355. not. und Paſſow im Cod. Vratislav. in praefat. ad Rauchenst. Dissert. p. XI. ed. Lips. 8) In einer Anmerkung zur Analyſe der erſten Philipp. Rede. 9) Becker Dem. als Statsm. und Redner. S. 268. 10) Bremi, philolog. Beiträge aus der Schweiz. I. S. 24. 11) *W.* de hyperb. I. p. 40. 12) S. B. *Held* Prolegg. ad Dem. or. quae vulgo I. Phil. dicitur, Vratisl. 1831. p. 5. *Winiewsky* Comm. ad or. d. cor. p. 59. 13) „*ἐντεῦθέν φησι Διονύσιος — ἑτέρου λόγου εἶναι ἀρχὴν προοίμιον δέ φησιν οὐκ ἔχει*" cet. Bremi a. a. O. S. 22.

14) Vergl. in *Ziemann.* de bello Philipp. Olynthico, meine Epistola. p. IV sq. 15) Hierüber hat nächſt Becker vorzüglich Strüve in der Abhandlung über die olynthiſchen Reden überzeugend gehandelt.

Wir gehen nun zu den einzelnen Reden selbst über; es sind folgende:

1) 2) u. 3) **Die drei olynthischen Reden** (Ὀλυνθιακοὶ α'. β'. γ').

Sie führen ihren Namen von der Stadt Olynth, zu deren Gunsten sie Demosthenes verfaßte und hielt, und werden bei den Alten nicht selten die drei Philippischen genannt. Daß sie Demosthenisch sind, ist gewiß; sie sind von jeher dafür anerkannt worden und tragen ganz unzweideutig den Charakter des Redners an sich. In einer derselben findet sich auch eine bestimmte Andeutung seines Namens [16]). Ebenso wenig ist über die Zeit der Reden, Ol. 108, 4, so wenig als über ihren Erfolg irgend ein Zweifel entstanden *).

Dennoch ist hier eine schwierige, in der neueren Zeit vielbesprochene Frage zu beantworten, in welcher Ordnung diese Reden auf einander gefolgt sind. Über keinen Gegenstand sind in neuerer Zeit die Untersuchungen mit mehr Ernst, Ausführlichkeit und Gelehrsamkeit geführt worden; es ist daher nothwendig, diesem Punkte auch hier einige Worte zu widmen.

Schon bei den Alten scheint die Frage zur Untersuchung gekommen zu seyn. Denn in den Scholien, welche Ulpians Namen tragen, findet sich eine Begründung der gewöhnlichen Ansicht, wie sie die Folge der Reden in den Handschriften beweist [17]). Eine andere Anordnung aber, dieser ganz entgegenstehend, findet sich bei Dionysios von Halikarnaß [18]), doch ohne Begründung, ja sogar ohne daß man mit Bestimmtheit, daß man zwingend nachweisen könnte, so habe die Folge der Reden Dionysios, sei es nach eigner, sei es nach fremder Ansicht, ordnen zu müssen geglaubt [19]).

Begierig haben sie die Neuern aufgenommen und vielfach nach entgegengesetzten Seiten beurtheilt. H. Wolf weist die ganze Frage wie alle ähnlichen ab [20]). Allein für Dionysios Angabe erklärten sich A. Schott, A. Fabricius, Jac. de Tourreil, Ath. Auger, Rich. Mounteney, Th. Leland, Cesarotti, Taylor, Gillies, Fr. Jakobs, Jmm. Bekker, Rüdiger, Weiske, Vömel, Bremi, Rauchenstein, Flathe, Klinkmüller, Zimmermann, Engelhardt, Schaumann; gegen dieselbe Lucchesini, A. G. Becker, Stüve, Westermann, Ziemann *). Den letztern glaube ich selbst beitreten zu müssen [21]).

Auf dieses Resultat führt vor Allem eine vorurtheilsfreie Betrachtung des Ganges und Zweckes der drei Reden, die man nothwendig zuerst für sich allein zu Rathe ziehen muß, ohne die historischen Bücher zu befragen; da alle Schriftsteller, welche wir haben, übersichtlich das Ganze behandelten, und die einzelnen Aktenstücke und Urkunden aus der Zeit selbst immer über sie hinaus gehen müssen.

Treten wir zur ersten Rede heran, so führt uns der Redner in die Mitte einer Volksversamlung zu Athen, die der Frage gilt: „soll den Olynthiern von Athen aus Unterstützung zugesendet werden." Es sind bereits verschiedene Ansichten laut geworden [22]). Wir wissen von anderer Seite her [23]), daß Demades dagegen sprach. Was nun will der Redner? Er hält mit seiner Ansicht keinen Augenblick zurück. Begeistert und begeisternd fodert er seine Zuhörer auf, nur um sich zu blicken auf das, was jetzt vorgegangen sei. Die Zeit fodere selbst zur Theilnahme auf [24]). Man müsse Hilfe beschließen und sich rüsten so schleunig als möglich; diesen Entschluß aber alsbald durch Gesandte den Olynthiern kund thun. Kriegsgelder steuern, selbst zu Felde ziehen, und mit allem Ernst sich der Sache annehmen, das von den Göttern dargebotene Glück nicht von sich weisen; das ist, wozu die Athener, Mann für Mann, jetzt bereit seyn müssen. Ein alter längst gehegter Wunsch ist erfüllt. Olynths Haß gegen Philipp ist auf die festeste Basis gegründet [25]); die Thessalier sind im Begriff, der alten Sklaverei zu entsagen [26]); die übrigen unterworfenen Völker werden eine Gelegenheit, sich frei zu machen, auch nicht unnütz vorübergehen lassen. Benutzen wir die Gelegenheit nicht, so wird Philipp auf seinem Wege fortgehen, immer Größeres begehren, und wir werden endlich selbst seiner Herrschaft unterliegen. Was muß also geschehen? Zwei Heere müssen abgesendet werden [27]), eins muß zur Erhaltung der chalkidischen Städte in dies Gebiet eilen, das andere Makedonien selbst angreifen und so den König doppelt beschäftigen. Ganz kurz erklärt er sich über das dazu nöthige Geld; es sei da, falls sie nur gebrauchen wollten, was sie hätten. Dies ist der Hauptinhalt der Rede. Man sieht, noch war keine Hilfe geleistet worden.

Ein anderer ist der Inhalt der zweiten Rede. Der Redner beginnt mit einer Hindeutung auf das jetzt offenbar vorliegende Wohlwollen der Götter für Athen, worauf er schon in der ersten Rede hingewiesen, gleichsam, wie in den Scholien richtig bemerkt ist, diese Rede dadurch an die vorige anknüpfend, das Thema derselben zusammenfassend [28]). Zugleich gibt er dadurch den Mittelpunkt seiner jetzigen Darstellung an.

Zuerst ist er darauf bedacht, von Philipps bisherigem Glücke und seinem jetzigen Zustande, über welches beides irrige Gedanken herrschten, zu reden und richtige Ansichten zu verbreiten. Sein Charakter sei nichtswürdig; sein Glück auf Betrug gegründet und darum schwankend

16) Bei Erwähnung des ältern Feldherrn Demosthenes, III, S. 34. *) S. *Diod.* XVII. c. 53. *Plut.* de vitt. Rhet. II, p. 825. 17) p. 20 A. Libanios stimmt ganz mit Ulpian überein. Man vergleiche nur diesen S. 17 R. mit jenem S. 20 W. 18) Epist. ad Amm. I, p 726. 19) Ganz kahl ist Dionysios Urtheil aufgestellt. Die Bezeichnung πρῶτον, δεύτερον, τρίτον, nicht τὸν πρῶτον ist, zumal da für den Zweck des Verfassers auf die Folge der Reden nichts ankommt, ziemlich unbestimmt. Über Libanios und die übrigen Grammatiker s. Becker Phil. R. S. 112 u. flgde. 20) Ausgabe des Dem. vol. VI, p. 10. *) S. die Nachweisungen dazu bei Becker Dem. Phil. Red. S. 109 flgde. Westermann S. 3 sq. Ziemann S. 1—3. 21) Die Grundlage für das Richtige bildet für alle Beckers vortreffliche Abhandlung, Phil. R. S. 103 — 131, wenn ich nicht irre, der beste Theil des Buches.

22) Dies zeigt schon Demosth. Vorwort §. 1. Aber auch §. 2. beziehe ich ἡμεῖς vorzugsweise auf die Redner. 23) S. Suidas v. Δημάδης. 24) S. 9 §. 2. 25) S. 11 §. 7. 26) S. 16 §. 22. 27) S. 14. 28) S. 18 vergl. Ulpian S. 20 ed W.

und unsicher; weder seine Bundesgenossen noch seine eigene Macht sei zu fürchten; seine Größe verdanke er der Saumseligkeit der Athener. Er habe den Gipfel erreicht. Und so mahnt er, daß sie insgesammt sich der Olynthier annehmen, Geld zusammenbringen, in Person zu Felde ziehen und alles Zögern und Zaudern aufgeben sollen. An die Thessalier sollen Boten gesendet werden; allein nicht Worte blos, sondern Thatsachen soll man ihnen bringen. Der Redner klagt, daß sie müßig und unthätig sitzen, Volksbeschlüsse fassen, Geld und Leben nicht hingeben wollen. Er schließt mit einer kräftigen Ermahnung, Hand anzulegen und nach Kräften mitzuwirken, jeder Einzelne in seinem Kreise.

Zwischen dieser und der vorigen Rede ist kein geringer Unterschied. Während nämlich die erste einen bestimmt angegebenen Rath enthält, was zu thun sei, beschränkt sich die zweite im Allgemeinen auf Ermahnungen zur Anstrengung und zur Eile. Ferner in der ersten ist eine Gesandtschaft an die Olynthier vorgeschlagen, welche zugleich dort bleiben und die Angelegenheiten in der Nähe sehen soll [29]); in der zweiten ist davon nicht die Rede, wol aber wird eine Gesandtschaft nach den Thessaliern gerathen [30]). In der ersten findet sich der klare Beweis, daß noch keine Symmachie bestand [31]); in der zweiten findet sich ein solcher nicht [32]). Kurz es zeigt sich bei genauerer Betrachtung beider Reden, daß die erste zum Zwecke hat, die Symmachie mit Olynth zu empfehlen und zur regsten Thätigkeit für die gefährdete Stadt aufzufodern; die zweite aber, den Eindruck der vorigen Rede zu steigern und zur größern Thätigkeit auf einem schon eingeschlagenen Wege aufzufodern. Gerade die Punkte sind in der zweiten Rede aus der ersten wieder aufgenommen — wie das Wohlwollen der Götter, die Schwächen Philipps — welche am leichtesten im Stande waren, zu ermuntern und zur Thätigkeit zu erwecken. Die äußern Verhältnisse der Thessalier sind noch ganz dieselben, aber nicht so Demosth. Gesinnung gegen sie [33]). Alles ist noch im ersten Anfange begriffen. Die Rede muß daher kurz nach der vorigen gehalten seyn [34]), in einer Zeit, wo wahrscheinlich die Athener sich lässiger in der Ausführung ihrer Beschlüsse zeigten. Ob vorher schon etwas geschehen war, oder wirklich noch gar nichts, ist schwer zu entscheiden. Aus den Klagen, daß die Athener still und unthätig zu Hause sitzen, läßt sich ein sicherer, bestimmter Schluß nicht ziehen, da Söldnerheere vorläufig ausgesendet worden seyn können und so, obgleich etwas geschehen war, doch der Vorwurf der Nachlässigkeit auf Athen haften konnte *).

Ganz und gar anders gestaltet sich alles in der dritten Rede, und auf sie kann man ganz einfach die völlige und schlagende Widerlegung der anderen Meinung gründen, wenn man, was ganz leicht ist, den Beweis führt, daß die dritte Rede nach den zwei ersten gehalten seyn muß. Hierüber kann man einem Zweifel kaum Raum lassen.

Während die erste Rede vorzüglich auf schleunige Hilfe, die zweite aber auf tüchtige, lebendige Rüstung drang, so ist die dritte dagegen vorzugsweise auf die Herbeischaffung der nöthigen Kriegskosten gerichtet, offenbar der schwierigste und bedenklichste Punkt für den Redner [35]). Daher ist die Rede mit der größten Sorgfalt bearbeitet, und nicht ohne die Furcht des Verfassers zu verrathen.

Sogleich der Anfang belehrt uns, daß es jetzt eine andere Sache ist. Während zuerst die Ansichten derer zu bekämpfen waren, welche den Olynthiern keine Hilfe gewähren wollten, so ist jetzt nur die Rede von der Rache, die an Philipp genommen werden müsse. Man sieht, es ist etwas geschehen, und die Athener frohlocken wieder. Vorher war es die Furcht vor Krieg; jetzt war es die Freude über den Sieg, welche die Rettung der Stadt Olynth zu hindern drohte. Wie einst bei Heräon die Nachricht von Philipps Krankheit oder Tod, so scheint jetzt etwas Ähnliches das Kämpfen mit aller Kraft zu hemmen [36]). Daß man Truppen zur Hilfe senden muß, darüber zweifelt man nicht mehr, das Wie ist jedoch die Frage. Und zwar bezieht sich dies jetzt vorzugsweise auf das Geld. Demosthenes gibt dafür den Rath, die Schauspielgelder zu benutzen, und sucht dies, was jedenfalls groß und wichtig war, durch eine Erinnerung an die Tugenden der Vorfahren zu unterstützen. Die Thessalier werden nicht erwähnt.

Damit stimmen aber — und dies sei das zweite Moment des Beweises gegen die Ordnung des Dionysios — die Geschichtschreiber überein, so weit sie darüber berichten. Wahrhaft klassisch ist in dieser Rücksicht die von Dionysios eines andern Zweckes wegen angeführte Stelle aus Philochoros [37]), in welcher detaillirt vorgetragen wird, was die Athener für die Olynthier gethan haben. Er erzählt, die Athener hätten dreimal Hilfe gesendet und zwar unter dem Archon Kallimachos Ol. 107, 4. Da nämlich in diesem Jahre Philipp die Olynthier bekriegte, schickten diese Gesandte nach Athen. Die Folge war, es wurde eine Symmachie geschlossen und zweitausend Peltasten und dreißig Trieren abgeschickt, welche Chares commandirte und die Athener auch bemannten. Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Ankunft der olynthischen Gesandten es war, welche die Volksversamlung veranlaßte, in welcher Demosthenes die erste Rede für die Olynthier hielt. Der Hauptzweck wurde erreicht, eine Hilfsleistung abgesendet.

Um dieselbe Zeit [38]) wurden die Chalkidenser von Philipp im Kriege gedrückt und schickten Gesandte nach Athen. Da sendeten ihnen die Athener Charidemos, ihren Feldherrn im Hellespont, welcher mit 18 Dreirn-

---

29) 1, S. 10, 1. 30) II, S. 21. 31) I, §. 10. Ziemann S. 8. 32) Vielmehr glaube ich, daß „τῶν ὑπὸ τῆς τύχης παρασκευασθέντων συμμάχων" in dem Zusammenhange, in welchem es steht, §. 2. für den Beweis benutzt werden muß, es habe schon ein Bund bestanden. 33) In der ersten Rede redet er nicht ohne Bitterkeit von ihnen, S. 15, 25; in der zweiten will er mit ihnen anknüpfen. S. Becker S. 127. 34) S. auch Becker a. a. O. *) S. Ziemann S. 8.

35) S. Libanios Inhaltsangabe der ersten Rede. 36) p. 29 sq. So fasse ich die Erwähnung jener Thatsache auf. 37) *Dionys.* ad Amm. p. 735. 38) Dazwischen hat Dionysios einiges Wenige, was nicht hieher gehörte, ausgelassen, so daß man nicht weiß, worauf sich diese Worte beziehen. Doch hat Ziemann wol richtig geurtheilt S. 18.

dern, 4000 Peltasten und 150 Reutern ankam, mit den Olynthern nach Pallene und Bottiäa zog und das Land verwüstete.

Weiterhin sendeten die Olynthier nach Athen und baten, sie doch nicht sinken zu lassen, da sie besiegt worden wären, und ihnen vielmehr außer der vorhandenen Macht eine Hilfe zu senden, die nicht aus Fremden bestände, sondern aus Athenern. Da sendete ihnen das Volk abermals siebzehn Trieren, 2000 Hopliten und 300 Reuter, lauter Bürger, in Schiffen, welche Pferde überführen konnten, und Chares als Feldherrn des ganzen Zuges.

Alles dies geschah noch in demselben Jahre. Wenn Diodor damit nicht übereinstimmt, indem er die Besiegung der Olynthier erst im Jahr Ol. 108, 1. erzählt [39]), so kann uns dies nicht stören, da wir seine Sitte kennen. Vielmehr können wir bei ihm auch hier den Maßstab des römischen Jahres anlegen und so die Begebenheiten passend um den Winter gruppiren. Im Herbst des Jahres Ol. 107, 4., also im Anfang desselben, geschah der erste Angriff auf die chalkidischen Städte, und es erfolgte Demosthenes erste und zweite Rede. Dann zog Philipp nach Thessalien, vertrieb Pitholaos von Pherä und beruhigte dies Land, so daß hiedurch die auf Thessalien gesetzten Hoffnungen vereitelt wurden.

Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß wirklich die zweite olynthische Rede kurz nach der ersten, und zwar bei Gelegenheit der Ankunft der Gesandten der chalkidischen Städte, welche um dieselbe Zeit erfolgte, gehalten wurde. Diese Gelegenheit benutzte der Redner, um sein begonnenes Werk zu vollenden. Die Chalkidenser brauchte er dabei nicht besonders zu berücksichtigen, weil es doch nur eine und dieselbe Sache war. Doch wage ich nichts mit Bestimmtheit zu behaupten. Genug, die erste und zweite Rede wurden bald hinter einander vor dem Zuge Philipps nach Thessalien gehalten. Im nächsten Frühling erneuerte sich der Krieg gegen die chalkidischen Städte und Olynth, und die besiegten Olynthier baten um Hilfe. Da entbrannte in Athen der Zorn über Philipp [40]), man glaubte sich an ihm rächen zu müssen. Allein Demosthenes erinnerte an das, was jetzt zu thun sei, auf das Ernstlichste in der dritten olynthischen Rede. Er zeigte, daß es für das erste blos auf Rettung der Bundesgenossen ankomme, und alle andern Gedanken aus der Acht gelassen werden müßten.

Auf diese Weise folgt alles passend auf einander, und die alte Ordnung befriedigt vollkommen. Doch wie kam Dionysios darauf, eine andere Anordnung aufzustellen? Ist es vielleicht vorzüglich der Gedanke gewesen, daß Philochoros erst bei der letzten Gesandtschaft der Bitte der Olynthier gedenkt, Bürger abzusenden, und dies gerade in Demosthenes erster Rede vorzüglich hervorgehoben wird? Wer möchte bei dem Schweigen des Schriftstellers hierüber etwas zu sagen im Stande seyn?

Immer ist es mißlich, die Reden in die Geschichtschreiber hineinzupassen, da diese nur kurz und im Ganzen die Sache behandeln, hiebei aber es auf Monate und Tage ankommt. Daher es auch gar nicht zu tadeln wäre, wenn jemand das Zeugniß des Philochoros ganz auf sich beruhen ließe und blos dem Inhalte der Reden folgte, wie Libanios und nach ihm Becker [41]).

Der Erfolg der Reden im Ganzen ist, wie allgemein bekannt, vollkommen günstig gewesen. Demosthenes gilt deswegen für den Hauptfreund der Olynthier — und wie gern hätte er sie gerettet? Um ihn aber ganz zu beurtheilen, müßten wir die gefaßten Volksbeschlüsse kennen, da sich diese nach Philochoros Erzählung nicht beurtheilen lassen, indem die Resultate häufig den Beschlüssen nicht gleich kamen, wie Demosthenes selbst oft genug andeutet.

Übrigens sind die olynthischen Reden die gelesensten von allen, finden sich daher in den meisten Handschriften, sind am öftesten nachgeahmt, excerpirt, beurtheilt und in neuerer Zeit bearbeitet worden.

Die Einzelausgaben dieser Reden [42]) sind ohne allen kritischen Werth. Mit großem Fleiße hat sie Becker gesammelt [43]).

4) Erste Philippische Rede. (Φιλιππικὸς πρῶτος).

Was für schwierige Fragen dem Forscher bei dieser Rede entgegentreten, ist bereits oben angedeutet worden. Die Handschriften weisen ihr den Platz nach den drei olynthischen an [1]). Damit übereinstimmend nennen sie die Grammatiker und Lexikographen, welche die 11 Philippischen Reden durch Zahlenbezeichnungen unterscheiden [2]), die vierte. Sogar in Libanios Inhaltsanzeige findet sich keine Spur, aus welcher sich mit einigem Rechte schließen ließe, daß er sie der Zeitfolge nach vor den sogenannten olynthischen Reden gedacht habe [3]). Der Geschichtschreiber Diodoros erzählt die Theilnahme des Demosthenes an diesen Dingen erst da, wo es sich um Olynth handelt *). Plutarchos aber behauptet, Demosthenes Philippische Reden berührten nur das Ende des phokischen Krieges **), woraus sich dieselbe Ansicht über die Zeit der ersten Philippischen Rede ergibt. In den Scholien, welche unter Ulpians Namen gehen, ist aber überall, wo etwas die Zeitverhältnisse der Rede Betreffendes erwähnt wird, deutlich und mit bestimmten Worten ausgesprochen, daß die Rede nach dem Verluste der chalkidischen Städte gehalten sei. Kurz ich zweifle nicht daran, daß die Handschriften [4]), wenn gleich sonst nicht, doch hier nach chronologischen Gründen geordnet vor uns liegen. Zugleich aber trit in den Scholien eine von ihnen bekämpfte Ansicht auf, welche die Rede, wes

39) *Diod.* XVI, 53. 40) Zugleich war auf Seiten der Athener ein unbedeutender Sieg erfochten worden.

41) Becker a. a. O. S. 130. 42) Worte Westermanns, Gesch. der Beredf. S. 299. 43) S. Lit. des Dem. S. 106 ff. 1) Vergl. die Übersicht der bis jetzt benutzten Handschriften b. Beck. Literat. S. 77 flgd. 2) S. Bremi Philol. Beitr. aus der Schweiz. 1. S. 28. *Rüdiger* de canone Phil. p. 7 seq. 3) p. 39 R. *) *Diod.* XVI, 53. **) *Plut.* Dem. c. 12. 4) Gegen die gewöhnliche Meinung s. b. *Held* Proll. p. 1, welcher ich selbst folgte in Epist. ad Ziem p. 7. vergl. Jakobs Statsr. S. 121. *Winiewski* Comm. p. 61. Über das Citat bei Harpokration „ὁ αὐτὸς ῥήτωρ ἐν πρώτῳ Φιλιππ" s. v. Ἀποστολεῖς urtheilt Held richtig p. 2.

nigstens entschieden den ersten Theil derselben, vor die Belagerung und Eroberung Olynths stellt. Die wichtigsten und deutlichsten Zeugnisse der Scholiasten sind folgende. „ἐπειδὴ δὲ νῦν πάνυ τι θορύβηνται οἱ Ἀθηναῖοι ἐπὶ τῇ ἀπωλείᾳ τῶν τριάκοντα δύο πόλεων τῶν χαλκιδικῶν, καὶ ἐπὶ τῇ πολλῇ αὐξήσει τοῦ Φιλίππου· διὰ τοῦτο προαρπάσας τὴν τάξιν ἐπεχείρησεν.“ Er setzt sie also in Ol. 108, 1. unter dem Archon Theophilos [5]) und sagt später, bei Erwähnung von Philipps Krankheit [6]) „ἐντεῦθεν ὁρμώμενοί φασιν, ὅτι πρῶτος οὗτος ὁ λόγος· καὶ γὰρ ἡ ἀσθένεια Φιλίππου πρὸ τῆς πολιορκίας Ὀλύνθου· ἀλλά φαμεν, ὅτι οὐκ ἀπεικὸς αὐτὸν τὸ τοιοῦτον θεῖναι, ὡς ἐν παραδείγματι κἂν ἦν τοῖς χρόνοις προγενέστερον· ἐκεῖνοι γὰρ ἅτε ταῦτα θέλοντες γενέσθαι ἐθρύλλουν;“ ferner in folgender Stelle [7]) „καὶ μὴν ἤδη ἐπεβάθησαν αὐτῷ καὶ ἔπεμψαν βοήθειαν πρὸς Ὀλυνθίους· πῶς οὖν ῥᾳθύμους αὐτοὺς καλεῖ; καθὸ μηδὲν ἐχόντες ποιοῦσιν, εἰ μή τις αὐτοῖς ἐπιτιμήσει διὰ τὸ συμβουλεύειν καὶ πείθει ποιεῖν.“ Man sieht, wie der Scholiast seine Ansicht gegen Einwendungen anderer zu begründen sucht. Ganz abweichend hievon ist Dionysios Trennungsversuch [8]) der Rede, offenbar zur Lösung der Schwierigkeiten unternommen, die sich ihm bei der Forschung über die Zeit der Rede darboten und vielleicht schon vor ihm angeregt waren. Daß in der That in der Rede mancher einzelne Punkt vorhanden ist, welcher bei der Annahme der Einheit derselben Schwierigkeiten macht und Dionysios Ansicht begünstigt, hat neuerlichst Held dargethan [9]). Das Wichtigste, was für Dionysios schlagend scheinen konnte, möchte Folgendes seyn. Anfangs gedenkt der Redner anderer athenischer Gerüchte als am Ende, dort derer, welche Philipps Krankheit oder Tod meldeten, hier derer, welche seine Handlungsweise gegen Phokier und Thebaner und außerdem eine Gesandtschaft an den König von Persien und Ähnliches berichteten [10]). Beide Gerüchte werden auch anderwärts erwähnt; die letztern nur zum Theil und zwar von Äschines verbreitet, als Ol. 108, 2. über den Frieden mit Philipp verhandelt wurde, das erste, wirklich nicht ohne Grund ausgesprochene Ol. 107, 1., als Philipp in Thrakien eingedrungen war [11]). Daß man bei Untersuchung der Zeit auf diese Gerüchte Rücksicht genommen habe, erhellt aus der angeführten Stelle Ulpians; daß es Dionysios gethan, scheint aus seiner Zeitbestimmung der Rede hervorzugehen, indem er die erste Hälfte derselben Ol. 107, 1., die zweite Ol. 108, 2. ansetzt. In Ulpians Scholien dagegen ist für die Ansicht, welche vor die olynthische Belagerung zurückgeht, eine feste Zeitbestimmung auf Ol. 107, 1. oder 2. oder 3. nicht gegeben. Auf Ol. 107, 1. führte den Dionysios höchst wahrscheinlich die Erwähnung, daß kurz zuvor die Athener den Zug nach Pylos unternommen und glücklich ausgeführt hatten [12]). Auf Ol. 108, 2. aber für den zweiten Theil ward er durch jenes Gerücht und vorzüglich durch eine Stelle des Äschines in der zur Vertheidigung seines Verhaltens als Gesandter geschriebenen Rede geleitet. Dort nämlich werden die schlimmen Verhältnisse Athens während der Zeit geschildert, in welcher die Unterhandlungen mit Philipp über den Frieden gepflogen wurden. Dort sagt nämlich der Redner, es habe sich schon nicht mehr um den Kampf über Amphipolis, sondern über die atheniſchen Inseln und den Chersones gehandelt [13]). Da nun Demosthenes ebenfalls der Einfälle Philipps in Lemnos und Imbros gedenkt [14]), so schien ihm die Rede in dieser Zeit gehalten zu seyn; ja den diesen Inseln zu leistenden Schutz hielt er für den Hauptzweck des Redners. Daß er dies nicht sei, haben Bremi, Becker, Held u. a. schlagend nachgewiesen [15]), daß aber Dionysios es habe dafür ansehen können, lehrt der Augenschein, zumal wenn man festhält, daß ja doch der Krieg gegen Philipp im Allgemeinen das erste bleiben muß, aber offenbar Demosthenes eine solche Führung desselben vorschlägt, wobei Athens Besitzungen, zumal die fernen, nur beschützt und dem Könige kleine Nachtheile beigebracht werden.

Es sind aber auch noch andere Gründe vorhanden, welche Dionysios für die Trennung der Rede anführen konnte. Dahin gehört das auch von Neuern oft Angeführte, daß er anfänglich sagt, er wolle nicht mehr davon reden, daß sie kämpfen müßten mit aller Kraft, da sie gewiß davon überzeugt wären, während doch der ganze zweite Theil nichts weiter ist, als eine lange Darstellung dieser Nothwendigkeit [16]). Ferner scheint der Anfang des zweiten Theiles mit ἡμεῖς, worin man einen Redner zu hören meint [17]), der nach andern auftrit, dem Anfang des Ganzen zu widersprechen, wo der Redner um Verzeihung bittet, daß er zuerst und vor den gewöhnlichen Rednern aufgetreten sei. Endlich wirft er im ersten Theile die Frage auf, ob die Athener wirklich mit Philipp im Kriege wären; im zweiten dagegen, wo er die Verluste der Athener durch denselben als so bedeutend darstellt, konnte keine Frage mehr Statt finden [18]). Dazu kommt der erwähnte Brief an die Euböer [19]), indem ein solcher aus späterer Zeit von Äschines erwähnt wird [20]).

Dies von den Ansichten der Alten. Das große Ansehen, in welchem Dionysios bei den Neueren steht, sicherte ihm Beifall. Für ihn erklärten sich Schott, Fabricius, Leland, Ballu, Jakobs, Rüdiger, Forbiger, Wachsmuth und Held, obgleich der letztere eine eigene Ansicht entwickelt. Doch fehlte es auch nicht an Gegnern. Entschieden erklärten sich gegen eine Trennung Mountenay, Tourreil, Auger, Fabricius, Reiske,

5) Dies gleich im Anfang der Erklärung der Rede. 6) p. 86. Wie richtig die Bemerkung des Scholiasten sei, geht hervor aus *Dem.* de f. leg. p. 434 zu Anf., wo dieselben Gerüchte über Philipps Tod erwähnt werden, und die Wiederholungen obiger Stelle. Or. in Phil. ep. p. 156 am Ende. 7) p. 267, b. 8) Erster Brief an Ammäus S. 726 und 736. 9) In seinen Prolegom. ad Phil. I. 10) p. 48. (33, 1. 33 D.) u. p. 54. (41, 22 seqq. D.). 11) Vergl. *Dem.* de corona p. 237.

12) „τὰ τελευταῖα πρώην εἰς Πύλας“ p. 44 extr. (35. 4 D.). 13) *Aesch.* de fals. legat. p. 247 R. §. 70. 14) §. 27 und §. 41 vergl. † der Rede gegen Neära S. 1346, 3. 15) Vergl. Beck. Phil. R. S. 17. 16) Vergl. p. 34, 10 D. 17) p. 48 (37, 24 D.). 18) Vergl. p. 47. (36, 27 D.) mit p. 49 (38, 24). 19) Daß es heißen muß ἐπιστολή nicht ἐπιστολαί, darüber vergl. *Schäf.* App. I. p. 367. 20) *Aesch.* de f. l. p. 196.

Bremi, Weiske, Becker, Rüdiger, Töpfer, Vömel, Bekker, Schäfer, Zimmermann, Winiewsky und viele andere [21]). Es ist wol keine Frage, daß die Gegner der Trennung der Rede mit mehr Glück bis jetzt die Vertheidigung geführt haben, als umgekehrt.

Dabei ist es jedoch eine merkwürdige Erscheinung, daß man in neuerer Zeit eine Meinung angenommen, die entweder bei den Alten gar nicht bekannt war, oder doch von Gelehrten ausgesprochen ist, die wir nicht kennen. Dionysios erkannte, daß die zweite Hälfte späteren Ursprungs sei als Ol. 107, 1.; die Neuern sind ihm darin entgegen. Die gewöhnliche Meinung setzt die Rede als ein Ganzes in Ol. 108, 1. und ist eigentlich noch gar nicht berücksichtigt worden.

Sehen wir zuerst bei dieser Rede von dem Einzelnen ganz ab und betrachten sie als ein Ganzes, so steht fest, daß alle Theile zu einander passen, daß der erste Theil durch den zweiten unterstützt und begründet wird [22]). Und dies ist gewiß ein bedeutendes Moment für die Einheit der Rede. Denn wäre es nicht ein Wunder, wie zwei an einander gefügte Reden zusammen verbunden, die einander ganz fremd, nun doch einen guten Zusammenhang gewähren? Dazu kommt, daß der nämliche Gang, wie in dieser Rede, auch in der ersten olynthischen genommen ist. Denn in beiden Reden ist Einleitung, Vorschlag, Nachweisung der herbeizuschaffenden Geldsummen und darauf folgend ein längerer Epilog, der sich aber gänzlich von der Einleitung, in der auch ermuntert wird, dadurch unterscheidet, daß er mit besonderer Rücksicht auf den gemachten Vorschlag bezogen wird [23]). Der oft gehörte Einwand, daß der Redner versichere, die von der Nothwendigkeit Krieg zu führen Überzeugten nicht ferner ermahnen zu wollen, und am Ende es doch thue, fällt danach von selbst hinweg. Kurz von dieser Seite als ein Ganzes betrachtet, scheint sich die Einheit der Rede zu bestätigen.

Ehe wir aber zu der Betrachtung des Einzelnen übergehen können, müssen wir nun, um die Wahrheit klar zu durchschauen, einen andern Weg einschlagen.

Was will der Redner? Schon lange dauert, und zwar mit höchst ungünstigem Erfolge, der Krieg Athens mit Philipp. Da die bisherigen Rathgeber der Athener schon so oft über den Gegenstand gesprochen haben und noch immer kein Ende ist, so tritt er in dieser Versamlung gleich zuerst und zwar mit einem neuen Vorschlage hervor [24]). Worin besteht dieser? Ehe er ihn entwickelt, ermuntert er durch Hinweisung auf die durch ihre Unthätigkeit herbeigeführte üble Lage zu jener größern Thätigkeit besserer Tage und zeigt ähnliche Erfolge. Der Kampf werde schwierig seyn, doch der Sieg nicht unmöglich. Er wisse einen Rath, wenn sie ihn befolgen wollten, würden sie ihre vorige Lage wieder gewinnen [25]). Er verlangt nun die Ausrüstung eines doppelten Heeres, des einen, um der plötzlichen Streifzüge willen, die er unternimt, des andern, um ihn stets in seinem Lande zu beunruhigen und ohne Unterlaß mit ihm Krieg zu führen, und dies aus Bürgern und Miethsoldaten gemischt und nicht zu groß, damit man es mit allem Nöthigen versehen könne [26]). Nachdem er nun das Geld dazu nachgewiesen, bestimmt er für das stehende Heer den Standort auf den Inseln Lemnos, Thasos u. s. w. [27]), damit es immer bereit sei und nicht durch den Wind oder Jahreszeiten abgehalten werde. Ferner soll ein Gesetz über das im Solde Bleiben gegeben und die Feldherrn zur Rechenschaft gezogen werden.

Daß dieser Vorschlag vortrefflich, daß er für Philipp berechnet, daß er endlich der Handlungsweise des Königs nachgebildet war, dies alles ergibt sich von selbst [28]).

Vergleichen wir nun damit, was in der Zeit vom Anfange des Krieges um Amphipolis bis auf den Zug nach Olynth von Seiten der Stadt geschehen, ob sich darin eine Spur der Beachtung eines solchen Vorschlags findet. Es erhellt aus den olynthischen Reden zur Genüge, daß ein tüchtiger Kampf mit Philipp, der der Rede werth wäre, nirgends vorgefallen ist. Der einzige Ruhm Athens ist die Verhinderung, in Pylä vorzudringen. Die letzte Gelegenheit — dem Gelegenheiten still abwarten, setzt sich die erste Philippische Rede vorzüglich entgegen — war bei der Belagerung von der Festung Heräon in Thrakien [29]). Drei oder vier Jahre vor dem Angriffe Olynths war darüber in Athen viel Lärm. Man faßte den Beschluß, 40 Triremen abzusenden, sie mit Athenern bis zum 45. Jahre zu bemannen und 60 Talente zusammenzubringen. Allein die Zurüstung ging langsam von Statten und unterblieb zuletzt ganz und gar, da Gerüchte sich verbreiteten, welche es unnütz zu machen schienen. Die frühern Gelegenheiten einer Beihilfe waren ebenso unbeachtet vorübergegangen [30]). Findet sich aber in jenem Beschlusse unsers Demosthenes Ansicht und Vorschlag wieder? Er findet sich nicht nur nicht, sondern kann sich auch nicht finden. Denn wenn die Neueren, welche die Einheit der Rede und die Ansicht festgehalten haben, sie sei Ol. 107, 1. von Demosthenes gesprochen, größtentheils in der Belagerung der Veste Heräon in Thrakien die Veranlassung der Rede gefunden zu haben glauben, so sind sie offenbar im Irrthum. Becker trug diese Meinung zuerst, doch ohne feste Überzeugung, vor [31]); mit viel mehr Bestimmtheit haben Weiske, Winiewsky und Vömel es angenommen [32]), indem z. B. der letztere geradezu den von Demosthenes erwähnten Beschluß auf den Rath des Redners folgen lassen will. Ich will nicht dagegen anführen, daß kein Grund abzusehen wäre, warum Demosthenes seinen Antheil an jenem Beschlusse gänzlich verschweigt. Das

21) Vergl. Westermann Gesch. der Beredf. S. 289. *Forbiger* Prolus. in Demosth. Lips. 1822, b. *Schäf.* App. Dem. 22) Dies hat Becker Dem. als Statsm. u. Redner S. 269, und vorzüglich Bremi ausgeführt, Beitr. aus der Schweiz S. 20. 23) Der Schluß des Vorschlags und der Übergang zur letzten Ermahnung ist p. 15. 24) S. p. 40. 25) v. p. 40—43. 26) p. 44. 27) p. 49. 28) S. was Demosth. selbst über Philipps stets fortdauernde Kriegslust sagt, erste olynth. R. S. 10, über die Krone S. 305. 306. 29) S. Demosth. dritte olynth. R. S. 29. 30) S. erste olynth. R. S. 12 zu Ende. 31) S. Beck. Dem. als Statsm. u. Redner. I. S. 43. Phil. R. I. S. 29. 32) S. *Win.* Comm. p. 308 not. *Vömel* Proll. ad Dem. Phil. T. I. p. 97.

aber scheint mir entscheidend, daß in unserer Rede das Gerücht von Philipps Krankheit und Tod erwähnt wird [33]), welches nach Demosthenes eigenen, bestimmten Worten [34]), nach jenem Beschlusse erst nach Athen kam. Und es scheint doch nicht, daß er nur beispielsweise früherer Gerüchte gedenkt. Eine Rede, die dies erwähnt, muß also nach jenem Beschlusse gehalten seyn. Es kommt aber hinzu, daß ein besonderes Ereigniß als Grund der Rede anzunehmen kaum nöthig ist, da der Redner gleich vom Anfang an und durch die ganze Rede hindurch mehr den Krieg gegen Philipp im Ganzen und Großen, als ein Einzelnes im Sinne hat. Immer noch handelt es sich vorzugsweise um den Besitz von Amphipolis. „Stürbe wirklich Philippos, sagt der Redner, so würdet ihr, wenn ihr anwesend wäret, leicht die Angelegenheiten leiten; wie ihr aber jetzt seid, ungerüstet ja unentschlossen, würdet ihr Amphipolis nicht einmal annehmen können, wenn es das Glück euch gäbe" [35]).

Mit der Belagerung von Heräon würden wir daher unsere Rede nicht in Beziehung setzen können, vielmehr sehen wir uns genöthigt, sie der Zeit nach später anzusetzen. Die Rede scheint auch gar nicht in einer plötzlich zusammengerufenen, außerordentlichen, sondern in einer gewöhnlichen Versamlung etwa im Frühling oder Winter, wo man über einen neuen Feldzug sich berieth, gehalten worden zu seyn [36]).

Die Betrachtung des Philipp in der ersten Philippischen Rede ist von Wichtigkeit. Er erscheint durchaus groß und mächtig, die Stadt ihm gegenüber schwach und in schlimmen Umständen, so daß sie nicht einmal eine genügende Macht ihm gegenüber zu stellen hat. Philipp benutzt dies und behandelt Athen höchst übermüthig [37]). Hier dringt sich die Frage auf, in welche Zeit dies wol passe, eine Frage, die sich beantworten läßt. Denn es liegt vor Augen, daß Philipp anfänglich von Athen nicht geachtet wurde, auch dann nicht, als er ihnen bereits manchen Verlust beigebracht hatte. Die Rede über die Klassen ist Ol. 106, 3. gehalten. Der Redner weiß bereits, was eigentlich Ziel des Kampfes für Athen seyn muß; das Volk aber, welches sich in einen neuen Krieg gegen den König zu stürzen gedenkt, muß sich nicht viel aus ihm gemacht haben [38]). Die Rede über die Freiheit der Rhodier ist Ol. 107, 2. gehalten. In ihr sagt der Redner mit klaren Worten [39]): „Ich sehe, daß einige von euch den Philippos oft als einen unbedeutenden Gegner verachten, den persischen König hingegen als einen starken Feind fürchten. Wenn wir aber uns gegen jenen, als gegen einen geringen Gegner, nicht vertheidigen, dem aber, weil er furchtbar erscheint, in Allem nachgeben, gegen wen werden wir dann kämpfen?" Kann aber wol, wo in unserer Rede von allgemeiner Muthlosigkeit die Rede ist, kann es da einige geben, welche den Philipp verachten? Und dies war nach dem Zuge von Pylä! Doch in der Aristokrateia, sagt Becker [40]), „nennt er ihn schon den bedeutendsten Gegner, den Athen habe" und „diese Rede wurde kurz vor der ersten Philippischen (Ol. 107, 1.) geschrieben und gehalten." Allein dort ist gar nicht davon die Rede, ein wie bedeutender Gegner Philipp sei, sondern daß er sehr feindlich gegen die Stadt sei, wird behauptet, und daß er hinwiederum gehaßt werde [41]). Allein Haß und Verachtung können sich sehr gut zusammen in Athen vorfinden. Der Grund aber des Hasses ist klar. Verachtung aber konnte und mußte entstehen, weil er die meisten bis dahin gewonnenen Städte dem Betrug und der Verrätherei verdankte [42]) und eben erst der Zug nach Pylä mißglückt war.

Beachten wir dies und verbinden damit, daß die Belagerung von Heräon um jene Zeit gesetzt werden muß, und daß zwischen dieser und der Belagerung von Olynth etwas Bedeutendes im Kriege zwischen Philipp und Olynth nicht erzählt wird, so scheint mir wenigstens die Aussicht, in Ol. 107, 1. einen schicklichen Ort für die erste Philippische Rede zu finden, zu verschwinden. Und überhaupt glaube ich von dem Irrthum, die Rede sehr nahe an das gerettete Pylä eines Wörtchens wegen [43]) zu setzen, kommt man leicht zurück, da hier von Muthlosigkeit die Rede ist, jene glückliche Begebenheit aber eher Muth zu erzeugen im Stande war.

Vergebens wenden wir jedoch unsere Blicke auf die Zeit nach Olynths Eroberung [44]). In den olynthischen Reden selbst aber wird seine Macht und Größe ungefähr auf dieselbe Weise beurtheilt. Ich möchte also die sogenannte erste Philippische Rede, etwa Ol. VII, 3. kurz vor den olynthischen Feldzügen ansetzen und als Grund der Muthlosigkeit die Ereignisse annehmen, welche Demosthenes in der Rede selbst erwähnt, die Historiker aber, die wir haben, übergehen zu dürfen glaubten, weil der darauf folgende olynthische Krieg bei weitem wichtiger und bedeutender war.

Eine solche Abweichung von dem Urtheile der Alten halte ich nicht für zu kühn, da diese eben selbst in verschiedene Meinungen sich spalteten. Auch Zimmermann hat bereits die Rede etwas weiter auf Ol. VII, 2. zurückgesetzt, dessen Gründe wohl zu beachten sind.

Besonders übersetzt ist die Rede in Wielands attischem Museum Th. III., in Jenisch ästhet. krit. Parallele und im Auszug von Niebuhr. Hamb. 1806. 8.; neuer Abdruck Hamb. 1831. 8.

5) Rede vom Frieden (περὶ εἰρήνης).

Weder über den Zweck noch über die Zeit der Rede herrscht irgend ein Zweifel. Sie ward offenbar Ol. 108, 3.

33) p. 43. 34) p. 30. 35) p. 43. 36) So auch *Winiewsky* Comm. p. 51. und in der chronologischen Übersicht am Ende des Buches. 37) Man vergleiche, obgleich die ganze Rede angeführt werden kann, im Einzelnen vorzüglich p. 41 (32, 16 seqq. D.), p. 42 (33, 13, 21 D.), p. 52 (40, 21.). 38) S. die Abhandlung darüber. 39) p. 197.

40) Dem. als Statsm. II. S. 605. 41) p. 660. „ὁ μάλιστα δοκῶν νῦν ἡμῖν ἐχθρὸς εἶναι Φίλιππος οὗτος" vergl. mit S. 656. 42) S. z. B. Leptin. p. 476, 1. 43) Des ποσὸν wegen, über welches in dieser Beziehung zu vergleichen ist *Weiske* de hyperb. III, am Ende. 44) Weil man da nirgends einen schicklichen Platz für die Rede auszumitteln im Stande ist, und wenn Demosthenes eine solche gehalten hätte, sie gewiß in der Rede de cor. erwähnt wäre. 45) de Demosth. p. 40 seq.

gehalten [1]), als die Phokier von Philippos gestürzt, und dieser dafür von den Amphiktyonen zum Mitgliede dieser echt hellenischen Versamlung erwählt worden war [2]). Thessalische Gesandte, von Gesandten Philipps begleitet [3]), hatten vielleicht die Nachricht davon den Athenern gebracht und sie aufgefodert, dem Beschlusse beizutreten und den Philipp als Mitglied jenes Bundes anzuerkennen. Nicht minder klar ist es, daß der Redner für die Erhaltung des im vorigen Jahre mit Philippos geschlossenen, wenn auch höchst ungünstigen Friedens spricht [4]). Anders ist es mit dem Verfasser der Rede. Denn wenn gleich Niemand gezweifelt hat, daß der Geist des Redners, wie er sich in dem Charakter derselben darbietet, echt Demosthenisch sei, so meinte man doch den Demosth. als einen Redner für Philipp, wie er hier erschien, nicht gelten lassen zu können. Schon im Alterthum gab es Gelehrte [5]), welche nicht einsehen wollten, daß Demosth. unter bestimmten Umständen auch einmal gegen den Krieg mit Philipp reden könne, sondern in ihrer Thorheit meinten, er müsse stets, zur Zeit und zur Unzeit, zum Kriege mit ihm reizen. Andere [6]), verständiger als diese, meinten, geschrieben zwar sei sie offenbar von Demosth., gehalten aber nicht. An der Spitze dieser steht Libanios der Sophist [7]). Er fand nämlich einen Widerspruch in dieser Rede mit einer andern, anerkannt echten Rede des Demosthenes [8]), wo er mit großer Heftigkeit den Äschines anklagt, daß er bei der Ankunft der erwähnten Gesandten aufgetreten sei und für die Foderung derselben gesprochen habe; eine Unverschämtheit, welcher nicht einmal der nichtswürdige Philokrates sich schuldig gemacht. Sollte er selbst dazu gerathen und doch zuletzt den Gegner deswegen so heftig angegriffen haben? Auch hiedurch haben sich die meisten der neuern Gelehrten nicht überzeugen lassen. Schon Dunäus [9]) bemerkte, nicht dasselbe hätten beide gethan; Äschines hätte mit Eifer dafür gesprochen, Demosth. nur der Nothwendigkeit nachgegeben; eine Entschuldigung, die sich auch bei den Alten schon findet [10]). Becker, Weiske, Vömel [11]) stimmen ihm bei. Einen andern Weg schlug Jakobs [12]) ein, indem er fälschlich des Äschines Beistimmung auf die Gesinnungen des Königs, auf das, was sie über sein Wohlwollen gegen die Republik vorgebracht haben, nicht aber auf die Theilnahme an dem Amphiktyonenbunde bezieht, was nur nicht jedem Worte des Demosth. entgegen ist. Nur H. Wolf [13]) ließ sich sogar verleiten, die Rede dem Demosthenes abzusprechen und dem Äschines zuzutheilen, der doch, wie wir durch Demosth. wissen, nicht einmal wirklich seine Rede halten konnte. Die Sache ist klar und ohne Schwierigkeit. Wie Demosth. den Äschines tadelt, daß er für die Aufnahme des Philippos in den Amphiktyonenbund gesprochen habe: so hat auch das athenische Volk keinen bejahenden Beschluß in dieser Rücksicht gefaßt. Die Athener schickten keine Gesandten nach Delphi [14]), wurden der προμαντεία beraubt [15]) und erkannten Philipp nicht an [16]). Darin stimmte ihnen Demosthenes bei. Allein ihr Zorn ging weiter, sie foderten Krieg gegen Philipp; dem widersetzte sich der Redner, indem er glücklich die richtige Mitte beobachtete. Dies entwickelt er selbst [17]), indem er den Frieden für mit Recht erhalten erklärt, weil sie allein nichts hätten ausrichten können. Auch die andern Hellenen, auf gleiche Weise getäuscht und in ihren Hoffnungen hintergangen, wären doch, sagt er, gern im Frieden geblieben. Daher bleibt sich wirklich Demosth. selbst vollkommen gleich, und es ist wahr, was Becker sagt [18]), daß eben darum diese Rede ein wichtiges Zeugniß für die ruhige Umsicht und die Besonnenheit gibt, mit welcher Demosthenes nicht eine Idee mit widersinnigem, tollkühnem Eifer verfolgte, sondern das Beste seiner Vaterstadt in jedem einzelnen Falle weise befragte.

Besondere Ausgaben Gr. acc. not. schol. et And. Dounaei praelectt. (Lond. 1621. 8.) Cur. *Chr. D. Beck.*, Lips. 1799. 8. — Jn *Fr. Jacobs* Attika. Jen. 1830. 8. — Gr. recog. et in us. schol. ed. *C. H. Frotscher.* Lips. 1831. 8.

6) Zweite Rede gegen Philipp.
(κατὰ Φιλίππου β').

Sie ist in Gegenwart peloponnesischer und makedonischer Gesandten, an deren Spitze Python der Byzantier stand, vorzüglich zur Widerlegung der Ansicht gehalten, daß die Athener mit Unrecht Philipp im Verdachte hätten, er meine es mit dem geschlossenen Frieden nicht ehrlich, halte seine Versprechungen nicht und beleidige seine Freunde und Bundesgenossen auf vielfache Weise.

Auch in Beziehung auf sie sind mehrfache Fragen angeregt, doch, wenn ich nicht irre, leicht erledigt worden. Denn es ist entschieden, daß die Rede ein Ganzes [19]), daß sie Ol. 109, 1. gegen Ende des Jahres gehalten [20]), und daß sie der Anklage des Äschines durch Demosth. voraus gegangen ist [21]). Besondere Ausgabe: „Secund. edd. mss. recogn. Prolegg. et annot. perp. illustr. ab *J. Th. Vömel.* Frcf. 1832. 8."

7) Über Haloneſos (περὶ Ἁλονήσου).

Man dürfte kein Bedenken tragen, diejenigen Reden, welche, wie die vorliegende, erweislich mit Unrecht

1) *Dion.* ad Ammae. I. p. 737. R. *Winiewsky.* p. 137. 2) *Diod.* Sic. XVI, 60. 3) *Demosth.* de fals. legat. p. 375. 4) Schon die Überschrift „περὶ εἰρήνης" lehrt dies. 5) S. die Inhaltsanzeige eines Ungenannten, bei *Vömel* Phil. Orott. p. 288. §. 4. 6) *Phot.* p. 801, 20. ed. *Hoesch.* 7) S. dessen Inhaltsanzeige. S. 56. §. 2. 8) De fals. leg. p. 375. 9) S. bei *Vömel* Phil. Or. p. 222. 10) Ulpians Scholien zum Anfang der Reden. 11) S. *Weiske* de hyperb. II. p. 39. Becker Phil. Red. S. 219. 12) Staatsreden des Dem. S. 310 fgd. 13) Zur Rede de fals. leg. s. (p. 375, 20. R. S. *Schäf.* App. p. 383).

14) *Dem.* de fals. leg. p. 379, 18. und p. 381. am Ende. 15) *Dem.* ib. p. 446. *Phil.* III. p. 119. §. 82. *Tittmann* Amphict. p. 67. 16) *Dem.* ib. p 398. §. 181. 17) De cor. p. 240. 18) Phil. Red. S. 222., mit Berücksichtigung und Billigung der Worte Ulpians. S. 268 b. unten. 19) Dies lehrt einmal die Übersicht des Ganzen (*J. Th. Vömel* integram esse *Dem.* Phil. II., apparet ex dispositione. Frcf. 1828. 4. jetzt Proll. ad Phil. II.; vergebens dagegen Rauchenstein in Jahns Jbb. 1829. XI, 2. S. 144 ff.) zweitens der Zusammenhang der Geschichte. 20) So schon Jakobs Staatsreden. S. 356. und jetzt gegen Winiewsky S. 153. richtig *Vömel* Proll. p. 14. 21) Dies sei vorzüglich gegen Vömels ganz falsche Erklärung des zweiten Theiles der Rede gesagt, welcher κελεύειν nicht von der Klage versteht, wie es verstanden werden muß

den Namen der Demosthenischen tragen, von den übrigen abzusondern und gar nicht besonders zu behandeln. Sie führt diese Überschrift und den Namen des Dem. seit Kallimachos an der Stirn [22]), ohne jedoch eins von beiden behaupten zu können, indem man jene mit dem Titel „gegen den Brief des Philippos", diesen mit dem des Hegesippos mit Recht vertauscht hat. Nur die Überschrift, als einen Theil des Inhalts, nicht das Ganze berührend, hat man der Kürze wegen beibehalten, Demosth. Namen gänzlich aufgegeben. Zwar führt noch Dionysios diese Rede in der Reihe der Philippischen ohne einen Zweifel an ihrer Echtheit an [23]), allein in einer Schrift, die ich für eine der frühesten halte. Später unterscheidet er wenigstens den Styl derselben von dem des Demosthenes bestimmt, und kann in seiner besondern Schrift über die Echtheit und Unechtheit Demosthenischer Reden recht wohl bestimmte Zweifel geltend gemacht haben [24]). Für ihre Echtheit schrieb gegen die Zweifel der Alten, z. B. des Libanios, Harpokration, Etymologos, Suidas, Photios [25]), unter den Neuern B. G. Weiske, diss. super or. de Haloneso. Lubben. 1808. 8., wdgdr. in *Schäf.* App. crit. I. p. 437—452., überhaupt gegen die erwachenden Zweifel an der Echtheit der Schriften der Alten, besonders des Cicero, eingenommen, sah sich aber genöthigt, selbst seine Bemühung als gänzlich mißlungen anzuerkennen [26]). Die meisten erklärten sich mit Recht für Hegesippos, nämlich Hier. Wolf, Valesius, Faber u. a. unter den alten Gelehrten [27]); ferner Gersdorf, Becker, Winiewsky und Vömel unter den neuesten [28]), vieler andern nicht zu gedenken. Man darf jetzt mit Sicherheit sich über das Vorhandenseyn einer Rede des Hegesippos freuen.

8) Über die Angelegenheiten des Chersonesos (περὶ τῶν ἐν Χερρονήσῳ).

Diopeithes, der athenische Feldherr im Chersones, hatte sich gegen die Kardianer und den König von Makedonien so benommen, daß der letztere ihm heftig zürnte und auf seine Bestrafung antrug. Demosth. vertheidigte ihn und benutzte zugleich diese Gelegenheit, seine Mitbürger über die dortigen Angelegenheiten aufzuklären, was ihm auch wirklich vollständig gelang [29]).

Die historischen Umstände und die Angaben der Alten weisen auf Ol. 109, 3. (342) hin [30]), in welchem die Rede gehalten ist.

Eine besondere Ausgabe mit der dritten Philippischen Rede gr. rec. in us. schol. ed. *C. H. Frotscher.* Lips. 1830. 8. Übersetzung in *la Harpe* Lycée ou cours de litt. Par. 1817. Vol. I. p. 344.

9) Dritte Rede gegen Philipp. (κατὰ Φιλίππου γ').

Diese Rede ist bald nach der vorigen, noch in demselben Jahre gehalten und gehört zu den schönsten Reden des Demosth., welche wir besitzen [31]). Sie ist gegen Philippos fortdauernde Unternehmungen in Thrakien gerichtet, wo er immer wichtigeres erlangte und eine höchst drohende Stellung einnahm. Gewiß hat die Rede bei dem gleich darauf erfolgenden Ausbruche des Krieges sehr bedeutend mitgewirkt.

Übersetzung bei Jenisch und in der Nemesis. 4. Bd. 1815. 4. St.

10) Vierte Rede gegen Philippos. (κατὰ Φιλίππου δ').

Diese Rede ist deswegen merkwürdig, weil sie von den Alten für echt gehalten, von den Neuern mit den entscheidendsten Gründen dem Redner abgesprochen worden ist. Schon Luchesini nannte sie ein vermiculatum emblema [32]) und Valckenaer, Wolf, Böckh, Weiske, Bremi, Bekker, Dindorf, Schäfer, Jakobs, Becker, Schöll stimmen in ihren Verwerfungsurtheilen mit einander überein [33]). Den gründlichsten und schlagendsten Beweis hat Becker geführt. Mit Winiewsky mehre Stellen daraus für echt zu halten, das Ganze aber zu verwerfen wage ich nicht.

11) Gegen Philipps Brief, mit diesem als Beilage (πρὸς τὴν ἐπιστολὴν Φιλίππου und ἐπιστολὴ Φιλίππου).

Hierüber sind die Ansichten getheilter. Doch erklären sich die meisten und gewichtigsten Stimmen mit Recht, wenn ich nicht irre, für die Unechtheit der Rede und die Echtheit des Briefs, welchen man gleich anfangs als Beilage zu Demosthenes Statsreden beigefügt haben mag. Ich stimme in der Hauptsache ganz mit Becker überein [34]).

b. Übrige Volksreden. 1) Von der Anordnung des Stats (περὶ συντάξεως).

Diese Rede, deren Zeit nicht genau bestimmt werden kann [1]), nimt mit Unrecht einen Platz unter den De-

---

Äschines hat damals wirklich, aber vor Demosthenes wahrscheinlich geredet. Gewiß haben diese seine Gegner nicht gezaudert. Richtig hat Becker erklärt. 22) Vgl. *Dionys.* Halic. de vi Dem. p. 994. R. Libanios Inhalt. S. 75, 2. 23) Epist. ad Amm. I. p. 737, 15. R. 24) S. m. epist. ad Ziemann. p. 3 sq. 25) *Liban.* arg. p. 75 sq. *Harpocrat.* s. v. Ἡγήσιππος, vom Etymol. und Suidas s. v. ausgeschrieben; doch führt er es ohne Verdacht an s. v. βούγεια, πανδοσία, Σύμβολα; *Phot.* p. 1465 zweifelnd. 26) S. *Schaef.* App. I. p. 130. 27) S. Stellen bei Weiske. S. 8. (App. p 440). 28) Gersdorf, Beiträge zur Sprach-Charakteristik der Schriftsteller des neuen Testaments. I. p. 15., angeführt mit völliger Beistimmung von Schäfer. App. I. p. 130. Becker in Seeb. Arch. 1825, 1. S. 84—97. Phil. Red. II. 301—322. Lit. 173 f. 22. *Winiewsky* Comm. p. 130 sq. *Vömel* ostenditur Hegesippi esse or. de Halon. Frcf. 1830. 4., von welchem nächstens eine Ausgabe der Rede erscheinen wird. Jakobs Statsr. S. 378. war noch durch Dionysios gebunden, jetzt wird er es nicht mehr seyn. 29) *Phil.* IV. p. 136. Doch auch wenn diese Rede gar keinen Glauben verdient, so beweist die folgende Geschichte, daß Diopeithes nicht abgerufen ward.

30) S. *Taylor* Pr. p. 721. Becker Dem. I. S. 286. *Win.* p. 174. 31) S. Jakobs Übers. der Statsr. S. 455 ff., vorzüglich aber Becker in der Einleit. zu dieser Rede. *Win.* p. 175. 32) S. Jakobs Statsr. Vorr. S. XXVI. 33) *Valck.* d. Phil. p. 251. *Wolf* ad Leptin. p LV. Böckh Statsh. I. S. 195, 235, 466. *Weiske* de hyperb. I. p. 10. III. p. 88. Bremi Philol. Beitr. I. S. 28. *Schäfer* App. I. p. 610. Becker phil. Red. II. S. 491—510. Schöll Lit. I. S. 389. 34) Phil. Red. II. S. 515 ff., der auch die Meinungen der Gelehrten genügend zusammenstellt. Ebenso urtheilt Winiewsky. S. 191. 1) Taylor setzt sie auf Ol. 106, 4., offenbar der Nachricht bei Ulpian wegen, die die Rede auf Eubulos Gesetz wegen Vertheilung der Überschüsse bezieht, daher auch Becker dasselbe thut; Clinton dagegen läßt die Zeit unbe-

mosthenischen Reden ein. Zwar hat Libanios in der Inhaltsanzeige dieser Rede nicht ein Wort gesagt, aus welchem man bei ihm auf Verdacht gegen sie schließen dürfte, und es finden sich auch sonst keine Verdammungsurtheile über sie bei den Alten; allein Dionysios von Halikarnaß hat sie bei der Aufzählung der Statsreden übergangen und durch dieses Schweigen ein beachtungswerthes Urtheil ausgesprochen. Die Neuern haben sie einmüthig für eine Frucht eines andern Geistes erklärt. Dafür zeugen die Wiederholungen aus andern Reden, welche hier nicht einmal passend zusammengefügt erscheinen, dafür die ganze Gestalt der Rede, welche keinen rechten Mittelpunkt und Zweck hat, dafür die sonderbare Weise, wie über Demosthenes selbst gesprochen wird, kurz dafür die ganze Art der Rede. Die übereinstimmenden Urtheile von F. A. Wolf, Böckh, Rüdiger, Becker, Schäfer, Dindorf [2]) und anderen werden daher auch in Zukunft die Ansicht der Gelehrten bleiben.

2) Rede über die Klassen der zum Kriege steuernden Bürger. (Περὶ συμμοριῶν).

Dies ist die alte Überschrift der Rede, wie sie sich bereits in den ῥητορικοὶ πίνακες [1]) vorfand und in allen [2]) unsern Handschriften erhalten hat. Eine andere kannte auch Libanios nicht [3]). Dionysios aber fand sie nicht bezeichnend genug und wollte sie mit einer andern περὶ βασιλικῶν vertauschen [4]); er vermeidet offenbar die alte Überschrift zu gebrauchen [5]) und hat bei Neuern, wie Taylor [6]), Beifall gefunden. Meiner Ansicht nach entspricht die alte Überschrift insofern durchaus der Sache, als sie dem Geiste, in welchem sie Demosthenes hielt, vollkommen gemäß ist [7]). Denn dieser vermied es, den wahren Grund seiner Rede offen anzugeben, und spricht deswegen anfangs ganz so, als ob die Rüstung zum Kriege gegen den König nicht sein eigentliches Thema wäre, gegen welchen er doch eigentlich zu sprechen unternimt. Daher hat Becker richtig die alte Überschrift beibehalten.

Die Zeit, wenn die Rede gehalten worden, bestimmt Dionysios auf Ol. 106, 3. Die äußere Veranlassung derselben war folgende:

Während des Bundesgenossenkrieges hatte der athenische Feldherr Chares sich genöthigt gesehen, um Sold für seine Truppen zu gewinnen, sich dem aufrührerischen Persischen Satrapen Artabazus anzuschließen, und diesem den Steg über seine Gegner verschafft [8]). Der König von Persien konnte dies für eine Verletzung des bestehenden Friedens halten, und wirklich verbreitete sich das Gerücht, er wolle mit 300 Schiffen die Feinde der Athener unterstützen. Da schlossen sie eiligst mit den Bundesgenossen Frieden, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Dies geschah im Sommer 355. Ol. 106, ½ [9]).

Dadurch hatten sich die Verhältnisse mit dem König von Persien so verwickelt, daß man einen Krieg in Athen wohl fürchten durfte, zumal da Artaxerxes selbst zu Felde zog und nicht unglückliche Kriege führte.

Wir erfahren aus dieser Rede — denn kein Geschichtschreiber berichtet Genaueres hierüber — daß einst die Athener entschlossen waren, gegen den Perserkönig selbst die Offensive zu ergreifen und Demosthenes seine ganze Beredsamkeit anwendete, um dies Ereigniß zu hintertreiben. Sie vermutheten, er stelle allen Griechen nach [10]), fanden daher sich vor allen berufen, sich zum thätigen Kampfe zu waffnen, und wollten Gesandte ausschicken, um die übrigen Hellenen zu bewegen, sich ihnen anzuschließen. Noch hatte aber der Perserkönig keinen offenen Schritt, mit welchem er die Feindseligkeiten eröffnet, gethan; noch konnte man nichts als Vermuthungen über seine Gesinnungen anführen und ihm nichts beweisen; es fehlte also an einem gerechten Grunde zum Kriege [11]). Darauf beruht das Entgegenwirken des Dem., welcher mit einem ungerechten Kriege die größten Nachtheile für Athen, mit einem gerechten dagegen die größten Vortheile verbunden erblickt. Eins jedoch hielt er fest, nämlich die beabsichtigte Rüstung, nicht um anzugreifen, sondern um einen Angriff zurückzuweisen; und wie sie am besten anzustellen sei, darüber gibt er seinen Mitbürgern einen Rath. Den Vorwand, die Rüstung sei gegen den König, sollen sie nicht gebrauchen [12]). Er fodert allgemeine Thätigkeit aller für den einen Zweck [13]), und gibt eine neue Eintheilung der Symmorien [14]). Es ist augenscheinlich, daß das letzte sein Hauptzweck war, indem ihm eine Heilung der innern Übel Athens vom Anfang an am Herzen liegen mußte.

Über den Erfolg der Rede sind wir im Klaren. Sein Vorschlag über die Symmorien wurde von den Athenern, deren Blick auf den König gerichtet war, mit Stillschweigen übergangen, und die Vortheile, welche unfehlbar daraus hervorgegangen seyn würden, gingen dem State verloren [15]). Seine Ansicht aber über den Krieg mit dem König wurde gebilligt; und er selbst beruft sich in einer später gehaltenen Rede darauf, daß er bei den über den Perserkönig gepflogenen Berathschlagungen gerathen

---

stimmt, F. H. p. 372. *Tayl.* Pr. p. 728. Becker Dem. I. S. 253. 2) *Wolf* ad Leptin. p. CXXIV. Böckh Statsh. I. S. 70, 220, 238, 475. *Weiske* de hyperb. I. p. 16. *Rüdiger* de can. p. 7. *Becker* Dem. I. 254. *Schäf.* App I. p. 686. 1) *Dionys.* ad Amm. I. c. 4. (T. V. p. 725. R.) 2) Den Schreibfehler bei Suidas s. v. τίμημα, περὶ τῶν συμμόρων, hat bereits H. Wolf verbessert. 3) Ich sage dies gegen Amersfoordt bei Schäfer App. p. 727., welcher aus dem καί des Libanios, welches er mißverstand, einen falschen Schluß zieht. 4) *Dionys.* Rhetor. p. 351. 5) Id. de Thucyd. p. 945. 6) In *Reisk.* praefat. ad annotatt. p. 118. *Schäf.* Amersfoordt. p. 727. Vergl. *Krüger* ad Dionys. Halic. Historiograph. p. 209. 7) S. Ulpian zur Rede, im Anfang. *Dionys.* Halic. V. p. 292. und 351. VI. p. 945., vergl. *Dem. π. συμμ.* p. 178. selbst, vorzüglich die Worte: „μικρὰ προείπων — περὶ τῶν πρὸς βασιλέα.“ Dagegen kann nicht für die Freih. der Rhodier S. 192. angeführt werden, da es dort speziell auf diesen einen Punkt ankam und nur gesagt wird, daß man sich περὶ τῶν βασιλικῶν berathen habe, nicht daß Demosthenes darüber lediglich geredet habe.

8) *Diod.* XVI, 22. Demosth. Erste Red. geg. Phil. S. 46, 28. 9) S. *Clint.* Fast. Hellen. unter diesem Jahre. 10) S. Libanios Inhaltsanzeige der Rede. 11) S. Dem. *π. συμμοριῶν.* p. 179. (134, 13, 16. D.) p. 181. (135, 32. D.) 185. (138, 28. D.) 12) p. 180. 13) p. 182. im Anfang. 14) Welche es sei, entwickelt Jakobs Dem. Statsr. S. 9 fgde.; am vorzüglichsten Böckh Statsh. Athens. II. S. 105.; vergl. Amersfoordt de Symmoriis. 15) Böckh a. a. O. S. 107.; vergl. *Schömann* de comit. Athen. p. 291. und Amersfoordt. p. 724. Anm.

habe, seinen Angriff abzuwarten und die Rüstung gegen den nähern Feind zu unternehmen, das Volk aber ihm beigestimmt habe [16]). Doch es gehört hieher auch eine wichtige Stelle [17]) in dem Briefe Philipps, welchen dieser Ol. 110, 1. geschrieben und uns die Handschriften des Demosth. erhalten haben, wenn er echt ist. Dort wird behauptet, die Athener hätten, ehe der König Ägypten und Phönikien eroberte, beschlossen, falls er eine Unternehmung gegen sie versuchen sollte, Philipp und alle Hellenen wider ihn in den Kampf zu rufen. Dies stimmt ganz mit Demosth. Worten überein und verdient daher Beachtung [18]), auch wenn der Brief sich als unecht erweisen sollte. Sogar Philipps Erwähnung hat an sich nichts Unglaubliches, wenn man erwägt, daß man gewiß durch jenen Beschluß den König von seinem Unternehmen zurückzuschrecken gedachte, so daß man dies, auch wenn man es damit nicht ehrlich meinte, doch aussprechen konnte. Auch die Zeitbestimmung stimmt überein, da die Rede für die Freiheit der Rhodier in das erste Jahr der Unternehmung des Perserkönigs gegen Ägypten und Phönikien fällt, in welcher Dem. selbst seines früheren Rathes gedenkt.

Der Frage über die Zeit der Rede sind wir überhaupt durch die bisherige Auseinandersetzung um vieles näher gekommen, indem wir zwei Grenzpunkte gewonnen haben, innerhalb welcher dieselbe anzusetzen seyn muß, ich meine Ol. 106, ¾., als die Zeit des Friedens mit den Bundesgenossen, und Ol. 107, 2., als die Zeit der Rede für die Rhodier und den Angriff des Perserkönigs auf Ägypten und Phönikien. Einerseits sollte man denken, die Rede müsse in die Nähe des Friedensschlusses Ol. 106, 1. gerückt werden, weil sich vorher das Gerücht, der König wolle Athens Feinde unterstützen, schon verbreitet hatte [19]). Andererseits wird man in die Nähe des Krieges mit Ägypten und Phönikien gezogen, weil während der Rüstungen gegen diese Länder leicht in Athen der Verdacht erregt werden konnte, Artaxerxes beabsichtige einen Zug gegen die Griechen. Doch muß es von beiden Ereignissen etwas entfernt liegen; von dem erstern, weil, wenn bei dieser Gelegenheit ein Krieg begonnen worden wäre, die Athener nur einen Krieg gegen sich, nicht gegen die Hellenen hätten erwarten dürfen; von dem letztern, weil die persischen Rüstungen gewiß schon geraume Zeit vor jenen Kriegen begonnen haben müssen, zumal da sich jene Länder schon seit längerer Zeit in Aufruhr gegen den König befanden [20]), und vor Allem, weil Dem. Worte, daß sich einige noch an seinen Rath erinnern würden, welchen er in der Rede für die Rhodier aussprach, beweisen, daß seitdem einige Zeit verflossen seyn mußte [21]). Vielleicht möchte Folgendes zu einer nähern Einsicht führen. Diodor erzählt [22]), Artabazos habe, seit die Athener sich seiner nicht mehr angenommen, die Thebaner um Hilfe gebeten und diese wirklich erlangt. Pammenes, ihr Feldherr, sei mit 5000 Soldaten nach Asien gegangen, habe in großen Schlachten gesiegt und den böotischen Ruhm sehr erhöht, da sie sich im Stande gezeigt, neben den Phokiern noch in Asien Feinde zu suchen und dort glückliche Kämpfe zu führen. Unsere Rede muß aber vor diesem Zuge gehalten seyn, da Dem. die Frage aufwirft und beantwortet [23]), ob die Thebaner im Fall eines persisch-hellenischen Krieges sich auf des Königs Seite schlagen würden oder nicht, und dabei eines solchen Attentats der Thebaner gegen ihn mit keiner Silbe erwähnt, ja seine Worte ein solches auch nicht ahnen lassen. Hiedurch werden wir aber von selbst auf Ol. 106, 3. geleitet; und dies ist das Jahr, welches Dionysios [24]) als die richtige Zeit der Rede angegeben hat. Übrigens liegt die Vermuthung nicht ganz fern, Artabazos sei auch in Athen für die Berathung, um welcher willen Dem. auftrit, Ursache gewesen, indem er falsche Gerüchte über die Unternehmungen des Königs verbreitete und so sich Bundesgenossen zu erwerben gedachte, vielleicht sogar geradezu die Hilfe der Athener begehrte [25]). Ulpian versichert [26]), die Athener hätten in Lydien zunächst einrücken und von da aus den König bekriegen wollen; was an sich nichts Unglaubliches hat, zumal da schon Isokrates im Panegyrikus [27]), welchen er Ol. 99, 4. vollendete [28]), von Lydien und Phrygien aus den Krieg zu beginnen gerathen hatte. Artabazos aber war Satrap von Jonien oder Phrygien [29]).

Ein hingeworfener Gedanke Reiske's, die Rede sei ein Fragment, ist zur Genüge von Amersfoordt und Schäfer [30]) widerlegt worden.

Wie die Rede bei den Zeitgenossen des Dem. einen glücklichen Erfolg sah und mit Beifall gekrönt ward, so hat sie auch bei den Spätern sehr günstige Beurtheilungen erfahren; zumal da sie die älteste der uns erhaltenen Statsreden des Dem. ist, und im frühen Alter ausgearbeitet, seine frühe Vollendung an den Tag legt. Wenn die Alten, so weit wir sie noch lesen, vorzüglich die Kunst der Rede bewundern und ihre Schönheiten zergliedern [31]): so haben die Neuern dagegen den Werth des Vorgetragenen hervorgehoben und die tiefe

16) Für die Freiheit der Rhodier. S. 192. 17) p. 160. (121, 11 fgd. D.) 18) Hierauf angewendet haben diese Stelle bereits Jakobs Statsr. S. 527. Anm. 7. *Amersfoordt.* p. 721. 19) So wahrscheinlich *Olivier*, Histoire de Philippe I, p. 174 sqq. s. Amersfoordt S. 723. 20) Schon seit Ol. 104, 3. *Diod.* XV, 19. *Schäf.* Appar. ad Demosth. p. 792. 21) Für die Rhodier, S. 192. „οἶμαι δ' ὑμῶν μνημονεύειν ἔνιους."

22) XVI, c. 34. p. 88. 23) p. 187 extr. (140, 10—22 D.) 24) Ad Ammaeum, p. 721. Dieser Zeitbestimmung ist man allgemein beigetreten. S. *Taylor* Pr. p. 723. *F. A. Wolf* prolegg. ad Leptin. p. LXI. gedenkt einer Schwierigkeit dabei und löst sie auf. Eine Untersuchung über dieselbe stellte vorzüglich Amersfoordt an, *Schäf.* App. 718—723. 25) Doch ist nicht die geringste Andeutung des Artabazos in der Rede zu finden. 26) p. 51, A. bei Wolf. 27) Wie H. Wolf bemerkt, S. 249, b. C. „περὶ τὴν Λυδίαν ἢ περὶ τὴν Ἰωνίαν στρατόπεδον ἐγκαταστήσαντες." 28) S. Westermann Geschichte der Beredsamkeit, B. I, S. 289. 29) Das eine behauptet Jakobs Statsreden des Dem. S. 5; das andere Becker, Dem. als Statsm. u. Redn. I, S. 249. 30) Appar. p. 729. 31) S. Ulpian. S. 51. Dionysios V, S. 291, 352, VI, S. 945. — Danach auch Amersfoordt S. 726.

Einsicht des Dem. in die Statsverhältnisse und Schwächen seiner Vaterstadt mit Recht gepriesen [32]). Schon für diese Rede, sagt Becker [33]), habe er die Bürgerkrone verdient. Minder haben die Neuern hervorgehoben, was Dionysios richtig erkannte, daß schon hier Dem. seine Mitbürger zu regerem, lebendigerem Kampfe gegen Philippos aufruft, und wenn sein Rath gehört worden wäre, einen kräftigern Widerstand gegen den makedonischen König hervorgebracht haben würde, woraus gewiß dem State großes Heil erwachsen wäre.

Eine besondere Ausgabe dieser Rede besitzen wir in folgendem Buche „Dissertatio de Symmoriarum apud Athenienses instituto. Scripsit *H. Amersfoordt*, Gymm. Suecani Rector. Pars prior, exhibens Dem. Orationem de Symmoriis, variis lectionn. duorum codd. Leydensium et ann. perpetua instructam Lugd. Batav. 1821, 8.

3) Rede für die Freiheit der Rhodier
(περὶ τῆς Ῥοδίων ἐλευθερίας).

Rhodier hatten in Verbindung mit Chiern und Byzantiern an dem sogenannten Bundesgenossenkriege Antheil genommen und waren von Mausolus, dem König von Karien, dazu gereizt worden [1]). Nach Beendigung des Krieges (Ol. 106, 1.) hatte jedoch der König die Freiheit von Rhodos zu untergraben und einer oligarchischen Partei die Oberhand zu verschaffen gewußt [2]). Unter diesem Joche seufzten die Rhodier auch nach dem Tode des Mausolus, welcher Ol. 106, 4. erfolgte [3]), unter seiner Nachfolgerin Artemisia [4]), und wendeten sich nun an die Athener um Unterstützung bei dem Versuche ihrer Befreiung [5]). Diese beriethen sich in einer Volksversamlung hierüber, in welcher verschiedene Ansichten laut wurden. Einige hielten den Beistand wegen des persischen Königs für gefährlich, andere wegen der Undankbarkeit der Rhodier für unzulässig. Demosthenes sprach für die Rhodier, indem er den ersten Einwand dadurch beseitigte, daß die Dinge in Rhodos den König nicht unmittelbar berührten und ähnliche Fälle keinen Krieg mit ihm herbeigeführt hätten, dem zweiten aber so begegnete, daß er die Ehre Athens in die Wagschale legte, die bei dem Kampfe für die Demokratie und die Freiheit früherer Feinde sehr gewinnen müsse. Bald befreite übrigens der Tod der Artemisia die Rhodier von der drückenden Tyrannei [6]). Nur zwei Jahre regirte sie.

Gehen wir daher zur Frage über die Zeitverhältnisse der Rede über, so ist Ol. VII, 2., welches Jahr Dionysios von Halik. [7]) annimt, die äußerste Grenze, bis zu welcher fortgeschritten werden darf, und welchen Zeitpunkt die Neuern einmüthig angenommen haben [8]). Folgendes scheint mir diesen Zeitpunkt sehr zu begünstigen. Dem. sagt, er wundere sich zu sehen, daß dieselben Männer einerseits die Stadt zu überreden suchen, daß sie gegen den König für die Ägypter agire, andererseits in Beziehung auf die Rhodier den König fürchten [9]). Diodor aber erzählt [10]), daß unter dem Archon Theſſalos (Ol. 107, 2.) der Perserkönig die helleniſchen Städte um Hilfe gegen Ägypten gebeten, Athener aber und Lakedämonier sich zwar die Freundschaft mit Persien bewahrt, das Mitkämpfen aber abgelehnt hätten. Es scheint mir daher kaum zweifelhaft zu seyn, daß beides zu verbinden nun Ol. 107, 2. das Jahr wirklich sei, worin diese Rede gehalten worden.

Der Erfolg der Rede wird zwar nirgends genau berichtet, ist aber, da die Rhodier bald nach dem Tode der Königin ihre Freiheit erlangt haben, gewiß nicht ungünstig gewesen. Sollte auch eine wirkliche Unterstützung bei der Saumseligkeit der Athener nicht erfolgt seyn, so war schon ein günstiger Beschluß wohl im Stande, durch die Ermuthigung, die er der bittenden Partei gab, das Gelingen zu fördern und die entgegenstehende Partei zu unterdrücken.

4) Die Rede für die Einwohner von Megalopolis (ὑπὲρ Μεγαλοπολιτῶν).

Die Stadt Megalopolis in Arkadien, durch Epaminondas und die Thebaner gegründet, war so lange vor den Lakedämoniern in Frieden gewesen, als die Thebaner mächtig genug erschienen, ihre neue Schöpfung zu schützen. Als jedoch der phokische Krieg ausgebrochen war und die Thebaner ganz zu beschäftigen und ihre Aufmerksamkeit vom Peloponnes abzulenken schien; glaubte Agesilaos Sohn, Archidamos, der König der Lakedämonier, der Zeitpunkt, die Macht seiner Vaterstadt wiederherzustellen und die Hegemonie wiederzugewinnen, sei gekommen, und richtete seine Waffen gegen alle die Völker des Peloponnes, welche früher ihnen entgegenstanden, gegen Ägeier, Messenier und Megalopoliter [1]).

Unsere Rede ist allein in Bezug auf die letztern gehalten; lakedämonische und megalopolitische Gesandte sind erschienen, um die Athener auf ihre Seite zu bringen für einen bevorstehenden Kampf, und haben, wenn wir dem Dem. trauen dürfen, in den einzelnen Rathgebern der atheniſchen Volksversamlung eine große Thätigkeit hervorgerufen, welche eben jetzt ihren Leidenschaften freien Lauf ließen und ihrer Gesinnung gemäß gegen den einen oder andern mit Heftigkeit sprachen [2]). Doch wie gesagt, es sind die Arkadier allein, welche jetzt den La-

---

32) Böckh Statshaush. d. Athen. II, S. 105 flgde, vergl. mit dem, was derselbe über Isokrates und Xenophon in derselben Beziehung gesagt hat. Amersfoordt S. 725 flgde. 33) Dem. als Statsm. u. Redn. I, S. 352. 1) Dem. für die Rhodier S. 191. (S. 143, l. 5. D.) Doch siehe Wesseling zu Diodor XV, 79, XVI, 7. 2) Dem. ebendaselbst. 3) Diod. XVI, 36, als Eudemos Archon war. 4) Mausolus Tod erwähnt Demosth. S. 193; die Regirung der Artemisia S. 193 und 197. 5) Es war wahrscheinlich die vertriebene demokratische Partei, welche nach Athen gekommen war, s. S. 194, 10. und dazu Schäfer im App. I, p. 820. 6) *Gellius* XI, 18. *Diod. Sicul.* XVI, 36, 45.

7) Epist ad Amm. p. 726. 8) *Taylor* Pr. p. 723. *Harl.* ad *Fabric.* Bibl. Gr. II, p. 825. Becker Dem. I, s. 259. *Clint.* Fast. p. 143. Westermann Gesch. der Beredsamkeit 1, S. 300. *Bergmann* in Annotat. ad Isocratis Areopagit. p. 80, 190. *Amersfoordt* ad orat. de Symmor. p. 719 et 720 Sch. 9) p. 191 extr. 10) *Diod.* XVI, cap. 44, p. 111
1) *Pausan.* Messen. IV, 8. §. 16. *Diod.* XVI, c. 34.
2) Dem. für die Megalopoliter S. 202 (150, 14 flgde. D.) vergl. S. 207, 1.

kedämoniern entgegen stehen. Denn der Redner spricht es entschieden aus, es handle sich jetzt darum, ob man die Thebaner durch Wiederherstellung mehrer feindlicher Orte schwächen, die Lakedämonier durch Unterwerfung Arkadiens und der Megalopoliter mächtig machen wolle. Er behauptet im Folgenden, daß wenn man Megalopolis aufopfern wolle, gewiß nach Eroberung dieser Stadt die Lakedämonier Messene bekriegen und auch in ihre Hände bringen werden [4]). In diesem Falle aber, bemerkt er, binde sie ein mit den Messeniern geschlossener Vertrag, ihnen zu Hilfe zu eilen. Eben deswegen mischt aber der Redner Messene und den ganzen Peloponnes mit ein und nennt diesen statt der Megalopoliter [5]) oder mit ihnen in Verbindung. Dagegen werden die Ageier in der ganzen Rede nicht erwähnt.

Es ist die Frage, in welchen Zeitpunkt dies fallen kann. Da die Lakedämonier mit Athen im Bunde, die Thebaner als durch einen Krieg gebunden bezeichnet werden [6]), da die Megalopoliter zuerst zu den Athenern, nicht zu den Thebanern Hilfe bittend gekommen [7]), so werden wir von selbst auf den phokischen Krieg geleitet. Nun erzählt aber Pausanias [8]) in der Geschichte der Messenier, daß diese, seitdem der heilige Krieg die Thebaner aus dem Peloponnesos entfernt gehalten, von Lakedämon angegriffen, mit Ageiern und Arkadiern Widerstand geleistet und auch die Athener um Hilfe gebeten hätten; diese aber hätten geantwortet, einen Einfall in Lakonika mit ihnen müßten sie ablehnen, fingen aber die Lakedämonier den Krieg an und bekämpften Messenien, so würden auch sie zu Hilfe eilen. Wir dürfen daher kein Bedenken tragen, Luccheſini beizustimmen [9]), welcher dies vor die Zeit unserer Rede setzt, da eben ein solcher Bund mit Messene, wie vorhin gezeigt, erwähnt wird.

Außer Pausanias können wir hier Diodoros benutzen, welcher die lakedämonischen Händel im Peloponnesos erwähnt. Nach ihm entstand Ol. 106, 4. ein Krieg zwischen Lakedämoniern und Ageiern [10]), in welchem die letztern bei Orneä geschlagen und ihre Stadt erobert wurde; die Lakedämonier kehrten nach Hause zurück. Hierauf folgte ein Krieg derselben mit Megalopolis [11]). Die Lakedämonier dringen in Arkadien ein. Die Arkader bitten um Hilfe, es erscheinen Sikyonier, Argiver, Messenier und Thebaner unter Kephision. Dagegen werden die Lakedämonier von Phokion und Lykophron unterstützt. Es erfolgen vielfache Kämpfe, endlich schließen die Lakedämonier mit Megalopolis Waffenstillstand. Auch in diesem Kampfe fiel eine Schlacht bei Orneä gegen die Ageier vor.

Hier ist nichts, was einen Widerspruch der Schriftsteller unter einander ahnen ließe. Die Nichterwähnung der Ageier bei Demosthenes kann ihren Grund haben in der Überwindung derselben Ol. 106, 4. Daß hierauf die Spartaner sich gegen Megalopolis wenden, zeigt uns ihre Taktik einleuchtend; Messenien allein war mit Athen in Verbindung, sie ließen es bis zuletzt unberührt [12]). Die Lakedämonier werden bei Demosthenes so dargestellt, als ob sie ungerecht zu handeln bereits angefangen hätten [13]). Dies stimmt damit überein, daß sie bereits die Ageier angegriffen und geschlagen hatten.

Sollen wir daher nach diesen Umständen die Zeit der Verhandlungen, während welcher unsere Rede gehalten wurde, bestimmen, so treten wir zwischen Ol. 106, 4. und Ol. 107, 1. und setzen sie in den Sommer Ol. 106, 4. und Ol. 107, 1., d. i. den Sommer des Jahres 354.

Hiezu kommt nun des Dionysios Zeugniß [14]), daß unsere Rede Ol. 106, 4. gehalten sei, dem wir hienach nichts entgegen zu setzen haben. Vielmehr bestätigt sich alles auf das Genaueste. Wahrscheinlich fiel sie gegen Ende des Jahres [15]).

Doch es trit eine neue Frage auf, welchen Erfolg der Redner gesehen, und auch der Beantwortung dieser Frage sind wir durch das Bisherige sehr nahe gekommen. Bei Diodor sehen wir die Athener weder unter den Megalopolitern, noch für die Lakedämonier kämpfen. Dazu kommt, daß Demosthenes selbst in der Rede für den Frieden [16]) erwähnt, die Ageier, Messenier, Megalopoliter und andere Staten des Peloponnesos seien feindlich gegen sie deswegen gesinnt, weil sie mit ihnen im Bunde wären. Hieraus läßt sich ein Schluß auf den Erfolg unserer Rede ziehen, obgleich die letztere Stelle zu hoch angeschlagen worden ist, indem ja auch die Messenier erwähnt werden, mit welchen um die Zeit unserer Rede unzweifelhaft ein Bündniß Statt fand.

Zuvörderst was will Demosthenes? Er will einen Mittelweg vorschlagen zwischen zwei von erhitzten Parteien gefoderten Extremen, will die Gelegenheit benutzen, den Thebanern einen Bundesgenossen zu entziehen und die Lakedämonier nicht durch Besiegung der neugegründeten Stadt zu mächtig werden lassen. Daher schlägt er vor zu verlangen [17]), von den Megalopolitern, den Bund mit Theben aufzuheben, von den Lakedämoniern, Frieden zu halten. Weigere sich eine Partei, so müsse Athen auf die Seite der andern treten.

Was die Athener hätte aufregen sollen, diesen Vorschlag abzulehnen, zumal wenn man bedenkt, daß ein ganz ähnlicher vorher mit Messene abgeschlossen worden war, sehe ich nicht, wohl aber, warum beide Theile sich weigern konnten. Die Megalopoliter hatten Grund

---

3) p. 203, 5 (151, 11—15 D.). 4) p. 204 (152, 3 D.), p. 206 (154, 18 D.). 5) p. 206 (153, 25; 34; 154, 1 D.), 208 (155, 14). 6) p. 210 (156, 19). 7) p. 207 (154, 12 seq.). 8) *Paus.* IV, 28. p. 347. 9) S. Jakobs Statsr. d. Dem. S. 64 und 81. Zimmermann, welcher S. 22 das von Messenien Erzählte auch auf die Megalopoliter bezieht, ist offenbar im Irrthume. 10) XVI, c. 34. 11) XVI, c. 39.

12) Oder waren sie, zuerst angegriffen, durch jenen von Demosthenes erwähnten Bund mit Athen gerettet worden? Es scheint mir nicht so. Sie sicherten sich vor einem Angriff. 13) p. 206, 8. und anderwärts. 14) V. p. 725. Mit diesem stimmen alle überein. S. *Taylor* Pr. p. 723. Becker Dem. I. S. 256. 15) S. Jakobs S. 51. Zimmermann S. 23, so daß Böckh vielleicht Unrecht hat, indem er den euböischen Krieg erst nachher vorfallen läßt, Statsh. II, 111. 16) Dem. vom Frieden S. 61 (48, 13—17 D.). 17) p. 209 (155, 30 seqq. D.).

genug in der Dankbarkeit, die sie den Thebanern schuldig waren, ihr Bündniß nicht aufzugeben, und die Lakedämonier, nicht Frieden zu halten. Dies geschah aber wirklich, wie Diodor erzählt, und weder für die einen, noch für die andern traten die Athener auf.

Wäre dagegen ein anderer Beschluß durchgegangen, sei es gegen Lakedämonier, sei es gegen Megalopoliter, so würden sie wol eher thätig hervorgetreten seyn.

Es scheint mir daher wahrscheinlich, daß Demosthenes wirklich mit seinem Vorschlage durchgedrungen, obwol es, wie ich bekenne, nicht völlig entscheidend sich hieraus erweisen läßt [18]).

Auch diese Rede hat zu allen Zeiten große Bewunderer gefunden [19]). Eine besondere Ausgabe ist Texte grec. av. somm. et not. fr. Paris 1829. 12.

Es ist aber noch ein anderer Weg übrig, zu einem Ziele zu gelangen, nämlich die Vergleichung des Areopagitikus des Isokrates. Denn obgleich über dessen Zeitverhältnisse die Meinungen ebenfalls getheilt sind [20]), so ist doch eine Bestimmung des Richtigen leicht möglich und bereits durch siegende Gründe bewiesen. Dort nun findet sich eine offenbare Hindeutung auf diese Verhältnisse, indem der Rhetor versichert, die Athener hätten sich genöthigt gesehen, die Bundesgenossen der Thebaner zu retten und die ihrigen dagegen aufzugeben [21]).

5) Über die mit Alexandros geschlossenen Verträge (*περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον συνθηκῶν*).

Diese jüngste unter allen Statsreden, welche man dem Demosthenes zugeschrieben, wurde schon von den Alten für undemosthenisch gehalten. Dionysios v. Hal. spricht sie ganz einfach dem Demosthenes ab, ohne für seine Ansicht die Gründe zu entwickeln, doch so, daß man sieht, er ließ auch dem leisesten Zweifel keinen Raum. Libanios hält sie dagegen für Hyperideisch [23]), Ulpianos aber, der eine weitläufige Betrachtung der Sache geschrieben, glaubt, sie habe den Hegesippos zum Verfasser [24]). Die einfache Annahme der Unechtheit finden wir bei Clinton, Bekker, Schäfer, Dindorf u. a. [25]), den Hyperides als Verfasser nennt Becker [26]), den Hegesippos Ballu [27]).

Die Zeit ist nicht fest zu bestimmen, wird aber gewöhnlich auf Ol. 113, 4. in das Jahr 325 v. Ch. gesetzt.

18) Anders redet hierüber Zimmermann S. 26 f. S. auch Wönels Urtheil zu Dem. vom Frieden S. 246. Jakobs Statsr. S. 62. *Wesseling* zu *Diod.* l. l. „Persuasisse non videtur.“ 19) S. Ulpians Auseinandersetzung S. 60 f. Becker Dem. I. S. 256. *Zimmermann* de Demosth. p. 24 seq. 20) Nach *Clint.* F. H. p. 141. Ol. 106. 4. Nach *Pauly* Qu. Is. p. 8 sqq. Ol. 106. 2. Nach Benseler Übers. S. 71—85. Ol. 106, 3., in der Ausgabe aber (1832) wieder Ol. 106, 4. S. Westermann Gesch. der Beredsamkeit S. 289 figd. 21) Benseler's Ausgabe S. 140 figd. 22) De vi Demosth. c. 57. p. 1127, 3. 23) Inhaltsanzeige S. 211. 24) p. 64 A. 25) *Clint.* F. H. p. 372 (App.) Kr. *Schaef.* App. crit. I. p. 862. 868. dessen Bemerkungen vorzüglich zu beachten sind. Auch Reiske neigt sich dahin, Übers. I. S. 352, 368 Anm. S. Westerm. Gesch. d. gr. Beredsamkeit S. 301. 26) Dem. I. S. 263. Lit. S. 175. Phil. Red. II, 321. 484. Dionys. von der Rednergewalt. S. XXX. 27) hist. crit. I. p. 275, 350.

II. Gerichtliche Reden (*λόγοι δικανικοί*).

1) In öffentlichen Angelegenheiten (*δημόσιοι*).

a) Für Ktesiphon von der Krone (*ὑπὲρ Κτησιφῶντος περὶ τοῦ στεφάνου*).

Als nach der Schlacht bei Chaironeia Demosthenes trotz des großen, über Athen hereingebrochenen Unglücks vielfach geehrt wurde, trat auch Ktesiphon [1]) mit dem Vorschlage hervor, ihn für seine Freigebigkeit, die er als Aufseher über die Ausbesserung der Stadtmauern, wo er drei Talente aus seinen Mitteln verwendete, ferner als Aufseher über die Theaterkasse, für welche er 100 Minen ausgab, bewiesen hatte, ferner für seine Tugend und Vaterlandsliebe, seine Verdienste um das hellenische Volk und insbesondere um Athen, mit einer goldenen Krone zu beschenken und die Krönung im Theater an den Festen des Dionysos zu verkündigen [2]). Dieses Decret gab er Ol. 110, 3. am 22. Tage des Pyanepsion [3]) und brachte es an den Senat, der ihm beistimmte, das gesetzmäßige *προβούλευμα* abfaßte und die Krönung, wenn das Volk sie genehmige, auf das nächste Frühjahr festsetzte. Allein nicht lange darauf im Elaphebolion desselben Jahres klagte Äschines den Ktesiphon der Gesetzwidrigkeit an, indem er vorzüglich geltend machte, daß Demosthenes über die Verwaltung seiner beiden Ämter noch nicht Rechenschaft abgelegt habe, auch die Krönung an den großen Dionysien gänzlich gegen die Gesetze sei, endlich was von Demosthenes gerühmt werde, der Wahrheit zu nahe trete. Diese Klage schwebte 8 Jahre lang, ehe sie wirklich vor das Gericht gelangte [4]). Denn wie aus der Rede selbst leicht geschlossen werden kann und aus historischen Berichten hervorgeht, ist sie erst Ol. 112, 3. gehalten worden. Der Grund einer so langen Verzögerung liegt nicht nur in der Schwierigkeit der Sache, welche eine längere Vorbereitung erfoderte, sondern vorzüglich in den Zeitumständen, welche ein freies Besprechen der makedonischen Angelegenheiten nicht gestatteten [5]). Das Halten der Rede selbst war durch eine große Menge von Fremden, die die berühmten Redner hören wollten, ausgezeichnet [6]). Mit Recht ward Demosthenes Rede, welche den glücklichsten Erfolg bei den Zeitgenossen sah, für die vortrefflichste aller Demosthenischen Reden gehalten [7]). Dies Urtheil der Alten haben die Neueren anerkannt, was in einer großen Reihe von Bearbeitungen und Übersetzungen documentirt vorliegt, von denen ich folgende namhaft machen zu müssen glaube [8]). *Aeschinis* et *Demosth.* oratt. de corona ex academ. Anselmiana, Hagen. 1522. 4. — c. comment. *Sturmii.* Altdf. 1581. 8. — c. interpr. *Lambini.* Ingolst. 1595. — *Demosth.* de Cor. or., ed. *Stübel.* Lips. 1788. — e recens. Taylori

1) Über diese Zeitbestimmung s. *Winiewski* Comm. p. 258. 2) S. das Decret de cor. p. 266. Vergl. mit *Aesch.* d. cor. p. 243. 3) *Win.* c. VI. p. 269 seqq. — 282. 4) *Win.* ib. p. 282 seqq. 5) S. *Win.* p. 288—290. 6) *Aesch.* c. Ctesiph. p. 444. ed. R. *Cic.* de opt. gen. Oratt. §. 22. 7) Vergl. *Dionys.* de compos. verb. V. p. 204. *Cic.* Orat. §. 138. *Quinctil.* Inst. Oratt. XI, 1. 8) Eine sehr fleißige Samlung aller hieher gehörigen Schriften in Becker's Lit. des Demosth., auf welche überall zurückzugehen ist.

Angli c. ejusd. et Wolfii, Marclandi, Palmerii, Reiskii suisque animadv. ed. *Th. Ch. Harles*, Altenb. 1769. 8. ed. II. Lips. 1814. 8. *Aesch.* et *Demosth.* Oratt. de cor. rec. *Wunderlich.* Gotting. 1810. 8. ed. sec. *Dissen.* Gotting. 1820. ed. tert. 1826. — ex recognit. *Imm. Bekkeri.* Hal. Saxon. 1815. 8. *Dem.* de cor. Bekk. Berol. 1825. — Av. not. var. ind. p. *J. B. Gail.* Par. 1813. 1821. 12. — ed. *J. P. Jannet.* Par. 1826. 12. — texte grec av. des anal. somm. et not. fr. par V. H. Paris 1827. 12. — *J. H. Barker.* Lond. 1831. — — Übersetz. Nebst Lysias Trauerlobrede v. G. F. Seiler. Cob. 1768. 8. — Nebst Äsch. g. Ktesiph. v. Fr. v. Raumer. Berl. 1811. 8. — lat. per *Leon. Aretinum.* Venet. 1485. 8. — *Ph. Melanchth.* 1528. 8. — *Dionys. Lambin.* Par. 1575. — Harangues d'Eschine et de Démosthène sur la couronne par *Auger.* Par. 1768. — Gin. Par. 1791. — — Erläuterungsschriften. *St. Croix* Examen crit. des anc. Histor. II. p. 308. — Comment. de form. hod. or. Dem. d. cor. *Wolper.* Lips. 1825. *Fr. Göller* ad epigr. de cor. p. 322. Colon. 1826. Spengel über die Pseudeponymi. Rhein. Mus. II, 3. *Boeckh* de Archont. Att. 8. Seebode kr. Bibl. 1828, vor Allen aber *Fr. Winiewski* Comm. hist. et chronol. Monast. 1829. 8.

b) Gegen Äschines über die Truggesandschaft (περὶ τῆς παραπρεσβείας).

Der Krieg um Amphipolis endete mit einem Frieden, der für Athen ungünstig, besonders durch Äschines vermittelt war. Im Laufe der Verhandlungen war er zweimal an Philipp gesendet worden und hatte bei der zweiten Gesandtschaft dem Demosthenes Anlaß zu dem Verdachte gegeben, daß er sich von Philipp habe bestechen lassen. Demosthenes entschloß sich daher, ihn förmlich deswegen anzuklagen, wie anderwärts erhellt, zum Theil um seiner eigenen Sicherheit willen, damit nicht, wenn immer Schlimmeres aus dem Frieden hervorginge, zuletzt ihm, der den Stat leitete, die Schuld beigemessen werde [9]). Der erste Angriff sollte durch Timarchos geschehen, welcher ihn auch auf sich nahm, aber von Äschines durch eine vorläufige Klage völlig beseitigt wurde. Dann trat Demosthenes selbst mit dieser Rede gegen ihn in die Schranken.

Die Rede ist Ol. 109, 2. geschrieben [10]), vielleicht auch gehalten. Darüber gibt es nämlich höchst verschiedene Ansichten unter Alten und Neueren. Idomeneus erzählt, Äschines sei in diesem Prozesse nur durch dreißig Stimmen gerettet worden. Dies bezweifelt Plutarchos [11]) und hält es für ungewiß, ob sie gesprochen worden sei, weil in den Reden von der Krone nichts davon zu lesen sei. Äschines oder vielmehr ein unbekannter Sophist in Äschines Briefen rühmt, daß er in dem Prozesse, obwol ihn ein Demosthenes angeklagt, nicht verloren habe [12]). Ulpian dagegen erzählt bei einer Stelle der Rede [13]), daß, als Demosthenes sie gesprochen, Eubulos die Richter aufgefodert habe, solche Schändlichkeiten aus Demosthenes Munde nicht anzuhören, und daß diese ihm wirklich Folge geleistet und wirklich den Redner nicht weiter gehört hätten. Diese Erzählungen würden in Verlegenheit setzen können, wenn nicht einige von ihnen gar zu sehr das Gepräge der Unwahrheit an der Stirn trügen. Die Geschichte Ulpians ist nichts, als ein Mährchen, aus einer Stelle des Äschines entlehnt und mit Eubulos Namen ausgeschmückt [14]). Auch Plutarchos Vermuthung ist ungenügend, da ja hierauf nichts ankommt, ob sie gehalten sind oder nicht. Denn wenn sie auch nicht gehalten wurden und die Klage liegen blieb, wovon kein Grund angeführt wird, so ist ja die Absicht doch nicht zu leugnen, und Äschines hätte noch eher diese Absicht erwähnen und daraus für Demosthenes Vorwürfe herleiten können. Anders ist es mit Idomeneus bestimmter Angabe, welche unter allen am meisten Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn daß diese Reden wirklich gehalten worden, ist entschieden, wenn wir Äschines eigenen Angaben folgen wollen [15]). Daß er losgesprochen wurde, konnte dadurch befördert werden, daß Demosthenes bei seinem Vorwurfe der Verrätherei mehr Vermuthungen, als wirkliche Thatsachen aufzustellen vermochte, und was die Hauptsache ist, daß Äsch. den Eubulos, der immer noch mächtig war, auf seiner Seite hatte. Wir dürfen daher mit Recht Idomeneus Angabe für die richtige halten [16]). Damit ist zugleich für eine andere Vermuthung ein sicheres Urtheil gewonnen, nach welcher er diese Rede, wie wir sie besitzen, nicht zur Herausgabe vollendet haben soll [17]). Der Grund wenigstens dafür — sie sei ja nicht gehalten — fällt hinweg. Doch wage ich nicht hierüber ein entschiedenes Urtheil abzugeben.

Einzeln herausgegeben ist die Rede mit der Beantwortung des Äschines, Argentor. 1550. 8. mit Wolf's Übersetzung und Anmerkungen von Budäus, Oxonii 1721. Auch für diese Rede ist Winiewski's treffliches Buch sehr wichtig.

c) Gegen Leptines (περὶ τῆς ἀτελείας πρὸς Λεπτίνην).

Leptines hatte ein Gesetz gegeben, nach welchem außer den Nachkommen des Harmodios und Aristogeiton Niemand Freiheit von den öffentlichen Lasten behalten, in Zukunft aber Niemand wieder dazu vorgeschlagen werden, wer aber darum anhalte, seiner bürgerlichen Ehre verlustig seyn sollte. Hiedurch waren viele früherer Vergünstigungen verlustig gegangen, unter ihnen Ktesippos, des Chabrias Sohn. Für diesen übernahm es Demosthenes, das Gesetz anzugreifen. Bei diesem Angriff ist vorzüglich merkwürdig, wie die Personen selbst, welche dabei betheiligt waren, gänzlich in den Hintergrund treten und weder, wie doch anderwärts bei solchen Verhandlungen geschieht, die Angeklagten selbst persönlich angegriffen [18]), noch auch irgend etwas zu Gunsten des Klagenden gesagt wird, dessen Name

9) S. Dem. Phil. II. *Win.* p. 69. 10) Dionys. an Amm. I. §. 10. Argum. II. ad Dem. or. de f. leg vergl. *Taylor.* in *Schäf.* App. II. 895. *Win.* 70. 11) *Demosth.* c. 15. 12) *Aesch.* ep. XII. 13) Zu p. 401.

14) *Aesch.* de fals. leg. ab in. p. 28. ed. H. St. 15) a. a. O. u. p. 48 seq. 16) So auch *Winiewsky* p. 145. 17) S. *Phot.* c. 265. 18) S. Beck. Dem. als Staatsm. II. S. 360.

nicht einmal vorkommt [19]). Der Redner hält sich ganz an das Gesetz und an den Vater des Klagenden, wie an die übrigen verdienten Männer. Offenbar mußte dies der ganzen Verhandlung eine Würde sichern, welche zu einem wichtigen Resultate zu führen im Stande war. Daß Demosthenes gesiegt habe, leuchtet aus den Folgen hervor und ist durch ein bestimmtes Zeugniß bekannt [20]).

Die Zeit der Rede ist völlig entschieden Ol. 102, 6. nach äußern und innern Zeugnissen [21]). Demosthenes sprach erst, nachdem bereits Aphepsio für Phormio in derselben Sache geredet hatte. Seine Rede ist daher eine Deuterologie. Ihre Tugenden sind von alten und neuen Kritikern hinlänglich gewürdigt.

Ausgaben. Or. adv. Leptin. ap. Th. Martinum. Lovan. 1526, Wechel 1532. 1548. mit französ. übersetz. par Gedrin le Cointe. Gotting. 1756. — acc. Aelii Aristid. Declam. *Fr. A. Wolf*. Hal. Saxon. 1789. vergl. Becker Lit. S. 119. Repet. curavit *J. H. Bremi*. Tur. 1831. in us. audit. *M. Birger Thorlacius*. Hafn. 1802.

d) Gegen Meidias (*κατὰ Μειδίου περὶ τοῦ κονδύλου*).

Demosthenes klagt den reichen Athener Meidias der Ohrfeigen und Schläge wegen an, mit welchen ihn dieser als Choragen an den großen Dionysien in Gegenwart der Athener und vieler Fremden beleidigt hatte. Seine Rede hat Alten [22]) und Neuern zu mannigfaltigen Untersuchungen Veranlassung gegeben, welche besonders in unsern Tagen mit großer Gelehrsamkeit und Ausführlichkeit geführt worden sind. Ein Hauptpunkt, den die Neueren zu ermitteln suchten, ist die Zeit, in welcher die Rede gehalten wurde. Dionysios von Halikarnaß setzte sie in Ol. 107, 4., in welchem Jahre auch die olynthischen Reden geschrieben sind, und ließ sich dazu durch die in der Rede liegende Zeitbestimmung leiten, daß der Redner 32 Jahre alt gewesen, indem er es nach einem falschen Geburtsjahre berechnete, oder vielmehr einer falschen Berechnung folgte. Mit unserer obigen Annahme des Geburtsjahrs muß sich also nothwendig auch eine andere Zeit der Rede ergeben. Böckh [23]), welcher den rechten Weg vorgezeichnet, setzt sie entschieden in Ol. 106, 4. So vortrefflich und erschöpfend jene Untersuchung auch geführt ist, so glaube ich dennoch, daß es ebenso wol angeht, die Rede Ol. 107, 1. anzusetzen. Denn daß keine Ereignisse vorkommen, die später als Ol. 106, 4. vorgefallen sind, ergibt sich von selbst daraus, daß die Beleidigung in diesem Jahre geschah. Die bestimmte Zeit kann füglich auf den muthmaßlichen Gerichtstag bezogen werden. Nach Clintons Ansicht [24]) fällt aber die Rede noch später (Ol. 107, 2.), was mit dessen eigenthümlicher Ansicht vom Geburtsjahre zusammenhängt.

Eine zweite Frage, ob die Rede gehalten oder geschrieben und wie sie auf unsere Zeit gekommen, ist oben bereits berührt worden. Die Mängel der Rede hat Böckh genau untersucht.

Sie gehört zu denen, welche die Neuern am meisten bearbeitet haben. Orat. in Midiam et Olynth. secunda. Lovan. 1525. 4. Oratt. duae, una Dem. c. Midiam, altera Lycurgi c. Leocratem, ed. *Jo. Taylor*. Cantabr. 1743. 8. — Dem. or. in Mid., in us. praelect. ed. *G. Lud. Spalding*, Berol. 1794. *Buttmann*, Berol. 1823. 8. *G. A. Blume*, Sund. 1828. — Scholarum in us. ed., scholia graeca, scripturae discrepantiam adiecit et brevi annot. illustravit *H. E. Meier*, P. I. Hal. Saxon. 1832. 8.

e) Rede gegen Androtion (*κατὰ Ἀνδροτίωνος παρανόμων*).

Diese Rede erregt besonders zunächst deswegen unser Interesse, weil sie unter allen die erste ist, welche von Demosthenes vor dem Volke gehalten wurde. Denn da Leukon, König von Bosporos, nach Diodor Ol. 106, 3. starb, in dieser Rede aber noch lebend erwähnt wird [25]), so muß sie in frühere Zeit fallen [26]). Ferner gedenkt der Schriftsteller eines Zuges nach Euböa, welcher neulich vorgefallen sei [27]). Es ist dies der Zug von Ol. 105, 3. [28]). Die Rede muß folglich zwischen Ol. 105, 3. und 106, 3. fallen. Dionysios setzt sie in Ol. 106, 2., wir wissen nicht, aus welchen Gründen [29]). Vielleicht wollte auch er nur sagen, daß sie spätestens in diesem Jahre gehalten seyn müsse.

Demosthenes hatte sie für Diodoros gearbeitet, für einen sonst unbekannten Athener, welcher vom Androtion, einem nicht unbedeutenden alten Demagogen, einst des Vatermords angeklagt worden war und jetzt sich zu rächen gedachte. Androtion hatte den Prozeß gegen ihn verloren. Diodoros war mit Euktemon in Verbindung, gegen welchen Androtion auch eine Klage wegen Gottlosigkeit eingebracht hatte; Euktemon sprach zuerst. Diodoros Rede ist eine sogenannte Deuterologie. Androtion hatte jetzt einen Gesetzesvorschlag gethan, daß man den abgehenden Senat durch eine Krone ehren sollte, obgleich er keine neuen Triremen hatte erbauen lassen können, wofür jene Belohnung doch gegeben wurde.

Ob Demosthenes an der Sache selbst persönlichen Antheil genommen, weiß man nicht, es ist aber nicht glaublich. Jedoch ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß er hier um so lieber an dem Kampfe Theil nahm, weil Androtion ein Schüler des Isokrates war. So war diese Rede ein Wetteifer mit Isokrates selbst.

Androtion wurde verdammt, fand jedoch Mittel, einen neuen Prozeß anzuregen [30]).

---

19) Hierüber ist mancherlei, mit Unrecht, vermuthet worden. *Athen.* IV. p. 166 B. *Ulpian.* ad p. 457. 2. cfr. *Wolf* Prolegg. p. 55. Gewiß hat wol Schaefer Unrecht zu p. 479. 17. (App. III. p. 17), der in Chabrias Schlechtigkeit den Grund zur Schonung des Leptines findet. 20) *Dio Chrysost.* XXXI. p. 635 ed. R. 21) *Wolf* Proll. p. 56 sqq. App. *Schaef.* III. p. 18 seqq. 22) „γέγονεν οὗτος ὁ λόγος νῦν ὀλίγοις ἐν σπουδῇ καὶ τῆς πρὸς ἀλλήλους ἀμφισβητήσεως ἀφορμὰς παρέχει" *Phot.* cod. 265. 23) In der Abhandlung von den Zeitverhältnissen der Dem. Rede gegen Meidias, in den Abhandlungen d. Berl. Akad. Hist.-phil. Klasse. 1820. 4. S. 60—100.

24) *Clint.* F. H. p. 372 Kr. 25) p. 285. 26) S. *Diod.* XVI. c. 31. vergl. *Wesseling* p. 532. 27) §. 14. 28) S. *Diod.* XVI, 7. Böckh II. S. 88. 29) Vergl. *Funkhaenel* Proll. ad Orat. Andr. p. 2. 30) S. über alles hier Gesagte *Tayl.* Proll. in *Schaef.* App. III. p. 497. Becker Dem. II. S. 370, vorzügl. *Funkhaenel* Prolegomena.

Eine besondere Ausgabe dieser Rede von E. Herm. Funkhänel, *Dem.* Orat. in Androt. Lips. 1832.

1) Rede gegen Aristokrates (κατ' Ἀριστοκράτους).

Diese Rede wurde von einem sonst unbekannten Athener aus dem Demos Thria [1]), Namens Euthykles, welchem sie Demosthenes für Geld gearbeitet hatte, gehalten [2]) und war gegen einen ebenfalls unbekannten Athener Aristokrates [3]) gerichtet, welcher einen Volksbeschluß durchsetzen wollte, des Inhalts, daß wer Charidemos von Oreos tödte, überall, wo er unter athenischen Bundesgenossen erscheine, verhaftet werden, wer aber den zu Verhaftenden in Schutz nehme, sei es eine Stadt oder ein einzelner Bürger, außer dem Bündniß mit Athen seyn solle. Mit diesem Volksbeschluß verhielt es sich aber so. Der Chersones, ein durch athenische Colonien bevölkerter Landstrich am Hellespont, hatte lange Zeit unangefochten und von ganz Hellas anerkannt zu den Besitzungen Athens gehört [4]). Eine nahe Gefahr drohte ihm jedoch stets von Seiten der thrakischen Fürsten, und dem König Kotys, welcher treulos bald sich freundlich zu Athen hielt, bald feindlich die Stadt bekämpfte [5]), gelang es, den ganzen Landstrich zu erobern [6]). Zwischen ihm und den Athenern entstand daher eine bittere Feindschaft [7]). Sein Tod erfüllte sie mit Freude; sie beschützten und belohnten seine Mörder [8]). Die hierauf zwischen den drei zugleich auftretenden Königen Thrakiens, Berisades, Amodokos und Kersobleptes ausbrechenden Streitigkeiten halfen ihnen wieder zu dem Besitz des verlorenen Chersones. Und hiebei war es, wo Charidemos, ein Söldnerhauptmann aus Oreos in Euböa [9]) und, nach Demosthenes Darstellung, alter Feind Athens, eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Schon früher mit Kotys in Verbindung hatte er jetzt des Kersobleptes Partei ergriffen, der ihm seine Schwester zur Gattin gegeben hatte [10]). Als daher die Athener ihren Feldherrn Kephisodotos in den Chersones geschickt hatten, verhinderte er vorzüglich die Besitznahme desselben [11]), wurde aber bald darauf durch Berisades, Amodokos und den athenischen Feldherrn Athenodor genöthigt, einen Frieden zu schließen, in welchem der Chersones von allen drei Königen den Athenern zuerkannt wurde. Der Friede kam jedoch nicht zur Ausführung und es bedurfte erst einer neuen athenischen Expedition unter Anführung des Chares, Ol. 106, 4., ehe der Chersones wirklich in die Hände Athens gelangte [12]). Die Übergabe geschah zu einer Zeit, in welcher Charidemos die Athener nicht mehr desselben zu berauben im Stande [13]) war. Dennoch war man ihm für seine Vermittelung dabei so dankbar, daß man ihm das athenische Bürgerrecht verlieh und als Wohlthäter des States eine goldene Krone schenkte [14]). Diese wohlwollende Gesinnung der Athener suchte er nun weiter zu benutzen, schickte daher einen Gesandten, Aristomachos aus Alopeke, nach Athen [15]) und trug darauf an, ihn zum athenischen Feldherrn zu wählen. Ja der obengenannte Aristokrates wollte den Volksbeschluß durchführen, dessen Inhalt oben angegeben wurde. Seine Freunde hatten nämlich nicht allein seine Verdienste um die Stadt für ihn angeführt, sondern auch behauptet, er werde der Stadt noch viel größere Vortheile bringen und sei namentlich allein der Mann, der ihnen Amphipolis wieder zu verschaffen im Stande sei.

Diesen Vorschlag nimt nun Euthykles in dieser Rede als gesetzwidrig in Anspruch. Nachdem er in der Einleitung den Gegenstand seiner Rede nicht als einen persönlichen, sondern als höchst wichtig für den sichern Besitz des Chersones bezeichnet [16]) und auf seine Person als Ankläger ein günstiges Licht zu werfen sich bemüht hat, sucht er zuerst nachzuweisen [17]), der ganze Antrag sei dazu gemacht, dem Kersobleptes unter den übrigen Parteien in Thrakien das Übergewicht zu verschaffen; die Erreichung desselben aber werde alsbald den Verlust des Chersones nach sich ziehen. Dann entwirft er eine Disposition der Rede [18]) und verspricht zu zeigen, daß erstlich der Antrag den bestehenden Gesetzen [19]) zuwider, zweitens der Stadt nicht zuträglich [20]) sei, drittens aber auch Charidemos eine solche Auszeichnung nicht verdiene [21]). Alle drei Punkte führt er demnächst mit großer Ausführlichkeit durch. Die Rede hat schon im Alterthume und auch bei den Spätern große Bewunderer gefunden [22]).

Die Frage über die Zeit, in welcher sie gehalten worden, kann leicht aus ihr selbst entschieden werden. Denn es ist erstlich offenbar, daß sie im Laufe des Krieges von Amphipolis gehalten worden, welchen die Athener gegen Philipp führten. Die Wegnahme dieser Stadt durch Philipp wird ausdrücklich erwähnt [23]); die Feindschaft zwischen Athen und Philipp, sagt der Redner ausdrücklich, sei aufs höchste gestiegen [24]); die Wiedereroberung der Stadt war das Versprechen, durch welches Charidem die Athener vorzüglich sich geneigt zu machen suchte [25]). Auch ist sie nicht im Anfange dieses Krieges gehalten worden, weil eben jene Behauptung, Charidem allein sei fähig, den Athenern die Stadt wieder zu verschaffen, längere, fruchtlose Kämpfe voraussetzt. Die Stadt Amphipolis fiel aber unter dem Archon Kephisos

1) S. d. Inhaltsanzeige dieser Rede S. 621. I, 15, wo Wolf das verderbte Θάσιος glücklich mit Θρᾴσιος vertauschte, eine Vermuthung, welche Taylor, Markland, Becker Dem. als Staatsm. u. Redner S. 393 u. A. mit Recht billigten. 2) Inhaltsanz. I. S. 618. II. S. 620. Ulpians Scholien S. 219 W. *Taylor* in *Schaef.* app. T. IV. p. 3. 3) *Dem.* Aristocr. 647, 10. 4) *Dem.* Philipp. III. p. 114. 5) *Dem.* Aristocr. p. 658, 10. *Theopomp.* ap. Athen. XII. c. 42. p. 475 Sch. *Rumpf* de Charid. Orit. p. 19. 6) *Dem.* Aristocr. p. 659. 7) *Dem.* Aristocr. p 669. 8) *Dem.* Ar. p. 659. 660, 2. 662, 10. *Aristot.* Polit. V, 10. 9) S. *Rumpf* de Charid. p. 4 seqq. 10) *Dem.* Ar. p. 663, 4. 11) *Dem.* Ar. 675, 10 seqq. 12) *Diod. Sic.* XVI. c. 34. *Dem.* Ar. p. 678, 16.

13) *Dem.* Ar. p. 656. 14) Ebendas. p. 670. 682, 22. 683, 22. 668, 2. vergl. *Rumpf* l. l. p. 17. 15) *Dem.* Arist. p. 624. 16) Ebendas. p. 621. 17) p. 621—626. 18) p. 626. 19) 627, 16 — 653, 25. 20) 653—667. 21) 667—689. 22) Dionysios v. Halikarnaß über Dem. Rednergewalt. §. 45. *Theo* Progymnasm. p. 5. *Hermog.* p. 376 ed. Crisp. und dessen Scholiast S. 74. 23) Dem. gegen Aristokr. S. 657. 24) S. 656 u. 660. 25) p. 625. init.

dotos Ol. 105, 3. in Philipps Hand [26]). Zweitens waren die atheniſchen Städte im Cherſones, als die Rede gehalten wurde, den Athenern zurückgegeben, und es iſt der vornehmſte Zweck der Rede, dieſen Beſitz der Stadt zu erhalten [27]). Dieſe Zurückgabe geſchah aber Ol. 106, 4. nach Diodor [28]). Drittens wird Phayllos der Phokier als Feldherr erwähnt, der auch wie Charidem auf einen Volksbeſchluß antragen könne, durch welchen ſein Leben geſichert würde [29]). Phayllos bekam den Oberbefehl über die Phokier Ol. 106, 4., und wurde ſchon im folgenden Jahre durch eine Krankheit, welcher er unterlag, unfähig, ſeine Stelle zu behalten [30]). Ähnliches aber läßt ſich noch mehres anführen, wodurch der Zeitpunkt ſich ziemlich genau feſtſetzen läßt. Nur eins möge hier noch ſeine Stelle finden. Die Rede wurde zu einer Zeit gehalten, wo nicht ohne Vermittelung Athens ganz Hellas im Kampfe war. Der Redner ſagt [31]), es nütze der Stadt, daß weder Thebaner noch Lakedämonier ſtark wären, ſondern daß jenen die Phokier, dieſen andere entgegenſtünden; denn dann wären ſie die größten und könnten ſicher wohnen. Der heilige Krieg begann Ol. 106, 2. Der Streit der Lakedämonier aber mit den Magalopolitern wird von Diodor [32]) unterm Jahre Ol. 107, 1. erzählt und endigte noch in dieſem Jahre. Beide Kämpfe aber ſcheinen mit jenen Worten angedeutet zu werden.

Demnach dürfen wir kein Bedenken tragen, dem Dionyſios von Halik. beizuſtimmen, der die Rede Ol. 107, 1. angeſetzt hat *), worauf die angeführten Data von ſelbſt geführt haben würden. Was Rumpf dagegen vorträgt [33]), iſt nur ſchwach und findet bereits in dem, was Weiske [34]) dagegen erinnert hat, ſeine volle Erledigung. Auch haben die meiſten neueren Gelehrten das Urtheil des Dionyſios gebilligt **). Der Erfolg der Rede iſt uns zwar nirgends berichtet worden, doch ſcheint er folgender zu ſeyn. Das eigentlich bekämpfte Decret ward zurückgenommen; die Feldherrnſtelle ward aber dem Diotimos wirklich zu Theil, wie es ſcheint, entweder ſogleich, oder doch ſpäterhin [35]).

g) Rede gegen Timokrates (κατὰ Τιμοκράτους).

Die Rede iſt von demſelben Dioderos geſprochen worden, welcher die gegen Androtion hielt, und zwar der Zeit nach ſpäter, indem nicht allein der Redner ſich geradezu auf jenen frühern Prozeß beruft [1]), ſondern auch einige Stellen ganz und gar mit denſelben Worten wiederholt [2]).

Timokrates hatte, wie der Redner verſichert, zu Gunſten einiger Geſandten, welche ſeitdem dem State ſchuldeten, des Androtion, Melanopos und Glaukias, ein Geſetz vorgeſchlagen, nach welchem es Statsſchuldnern freiſtehen ſollte, Bürgen zu ſtellen, welche das Volk zu genehmigen habe. Dadurch ſolle er der Haft entgehen, der er nur erſt nach verlaufener Friſt wieder anheimfalle. Der Kläger iſt nicht ſowol des Geſetzes an ſich wegen, als wegen der widerrechtlichen Art, mit welcher es gegeben, gegen Timokrates. Das Geſetz iſt Ol. 105, 4. gegeben [3]). Die Rede fällt nach Dionyſios unbezweifelter Angabe [4]) Ol. 106, 4.

Schäfers Anſicht über die Wiederholungen in dieſer Rede, weil er ſie für Geld geſchrieben, iſt des Redners unwürdig [5]).

Iſt der angeklagte Timokrates der frühere Archon und Gegner des Demoſthenes geweſen? —

h) Reden gegen Ariſtogeiton
(κατὰ Ἀριστογείτονος α', β').

Ariſtogeiton war ein atheniſcher Demagog, welcher durch verſchiedene ihm auferlegte Strafen Statsſchuldner geworden war, und weil er die Schuld ſeinem Bruder übertragen hatte, obgleich dieſer ſie auch nicht bezahlte, doch ſich frei von Schulden wähnte und danach handelte. Lykurgos griff ihn deswegen an und behauptete, er dürfe nicht öffentlich reden, und mit ihm Demoſthenes; Lykurgos aber redete zuerſt, und Demoſthenes folgte ihm.

Die vorhandenen beiden Reden ſind durch die verſchiedenſten Urtheile der Alten und Neuern gegangen, mehr als die meiſten andern Reden. Der erſte, deſſen Anſicht über ſie wir kennen, iſt Dionyſios von Halikarnaß; er hat beide Reden für unecht gehalten [6]). Andere entſchuldigten die Verſchiedenheit der Reden von den Demoſthenianiſchen damit, daß er aus Nachahmung des Lykurgos ſich einer andern Redegattung als ſonſt bedient, oder daß er, weil Lykurgos vor ihm aufgetreten ſei und ihm das Meiſte hinweggenommen habe, ſich mehr mit andern Gegenſtänden habe beſchäftigen müſſen. Andere nahmen die erſte Rede für echt an, hielten aber die zweite für gänzlich des Redners unwürdig [7]). Zu ihnen ſcheint Plutarchos zu gehören, der wirklich nur einer Rede gegen Ariſtogeiton gedenkt [8]). Pollux hält beide Reden für unecht [9]). Harpokration dagegen führt nicht ſelten die erſte Rede ohne Zweifel, einige Male aber mit Zweifel an [10]). Bekker's Grammatiker [11]), Hermogenes [12]),

---

26) *Diod.* Sic. XVI. c. 8. p. 29 seq. 27) Dem. gegen Ariſtokr. S. 621, 5.; 654 u. anderwärts. 28) XVI. c. 84. 29) Dem. gegen Ar. S. 661. 30) *Diod. Sic.* XVI. c. 38. Dies nimt auch *Winiewsky* comm. p. 306. als Hauptbeweis an. 31) p. 654. 32) XVI. c. 39. p. 99. *) Epist. ad Amm. prior. c. 4. VI. p. 725. R. 33) De Charidemo Orita. p. 22 seq. 34) De hyperbole error. in Phil. hist. genitrice. P. III. p. 38—39. **) Becker Demoſth. als Statsm. und Redner. II. S. 395., obgleich dieſer Gelehrte neuerlich Rumpfs Meinung ſich angeſchloſſen hat. Demoſth. Literat. S. 176 fgd. 35) Vgl. *Rumpf* de Charid. Orita. p. 11 seq. 1) S. *Funkhänel* zur Androt. Prolegg. c. 6. 2) Vergl. Androt. p. 607, 23 — 610, 16. p. 613, 12 bis Ende, mit Timocr. p. 750, 2—752, 22. und 753, 16—758, 23.

3) *Cors.* F. A. dist. 3. §. 13. 4) Epist. ad Amm. c. 5. 5) S. Schäfer. Vgl. Becker. 6) *Dionys.* de adm. vi Dem. p. 1126, wo ſtatt β' Seidler ſcharfſinnig δεύτερα vermuthete (bei Schmidt zu Dinarch. S. 108.) vergl. mit *Phot.* cod. 265. p. 1468. und Liban. Inhaltsanzeige. S. 769. Gewiß hatte Dionyſios in dem Buche περὶ Δημοσθένους ausführlicher hierüber gehandelt, ſ. m. epist. ad Ziemann. p. 3 seq. 7) Liban. Inhaltsanz. S. 769 gegen das Ende. 8) *Dem.* c. 15. 9) *Poll.* X, 155. 10) Ohne zu zweifeln s. v. ἀναστέλλας, ἀνάθρετος, Ἀρχᾶς cett. (vergl. *Clint.* F. H. p. 357 und Weſtermann Geſch. der griech. Beredſamk. S. 302) mit dem εἰ γνήσιος, in v. θεσμός und νεκάς. 11) Zweimal der Antiatticiſte, neunmal περὶ συντάξεως, ſ. bei Clint. a. a. O. 12) Herm. de Formis. I, 6. p. 280. 288.

Plinius der Jüngere [13]), Aristides [14]), der Verfasser des Buches περὶ ὕψους [15]), Photios [16]) und der Scholiast des Aristophanes [17]) halten die erste Rede für Demosthenisch, natürlich mit ihr auch die zweite. Ebenso unterscheiden sich die Ansichten der Neueren. Ballu [18]) und Taylor [19]) verwarfen beide Reden ohne weiteres als undemosthenisch; mit ihnen Bekker, Clinton *), Krüger und Schömann [20]). Nicht anders Reiske, der beide Reden in eine zusammenzieht und für ein Werk des Hyperides ausgibt [21]), was mit ihm Garatoni [22]) thut. Die zweite hat bei weitem die meisten Stimmen gegen sich; unter den Neueren Fr. A. Wolf [23]), Böckh [24]), Schäfer [25]) und Kießling [26]). Die erste aber die wenigsten, nur Becker [27]) mit Bestimmtheit. Schmidt [28]) hält beide für Demosthenisch. Trotz der Dunkelheit der Sache an sich darf man die zweite mit Sicherheit, die erste nicht ohne Wahrscheinlichkeit dem Demosthenes absprechen. Doch zweifle ich nicht, daß sie schon Kallimachos in die Reihe der Demosthenischen aufgenommen.

i) Gegen Theokrines (κατὰ Θεοκρίνους).

Epicharees, Bruder des Aristokrates, dessen Vater durch Theokrines Ränke zu einer Geldbuße von zehn Talenten verurtheilt worden war und nun, weil er diese Summe nicht bezahlen konnte, im Gefängnisse schmachtete, sucht sich jetzt durch eine Klage zu rächen.

Die Zeit der Rede läßt sich durch die Erwähnung des Archonten Lysikles [29]) Ol. 109, 1. bestimmen, indem die Rede nach ihm, und doch nicht lange nachher fallen kann, weil das Ereigniß alle wissen sollen [30]).

Die Echtheit der Rede ist aber geradehin zu leugnen, da von Demosthenes selbst Dinge gesagt sind, welche von ihm selbst nicht ausgegangen seyn können [31]). Schon die Alten, Libanios, Dionysios von Halikarnaß, Harpokration, haben gezweifelt [32]) und zum Theil auf Deinarchos als Verfasser gerathen. Darauf scheint immer nur die Gewißheit hingeleitet zu haben, daß dieser den Demosth. nachgeahmt habe [33]), und in der That finden sich Spuren der Nachahmung in der Rede [34]). Die Neuern haben einstimmig die Echtheit verworfen [35]), wenn gleich sie nicht wohl darüber urtheilen können, ob Deinarchos Verfasser seyn möchte [36]). Daß die Rede sehr ausgezeichnet ist, ist klar [37]). Auch ist sie des Inhalts wegen interessant und wichtig.

k) Gegen Neära (κατὰ Νεαίρας).

Diese Rede ist etwa Ol. 10, 1. (340) von Apollodor, dem Sohne Pasions, gehalten [38]), gilt aber mit Recht nicht für Demosthenisch, wenn auch offenbar für alt und für das Werk eines Zeitgenossen. Zwar daß sie für Demosthenisch denen galt, welche zuerst die Reden sammelten, ist entschieden. Allein Taylor [39]) hat erinnert, wie leicht dies geschehen konnte, weil über die Schauspielgelder geredet wird, und zwar in Demosthenes Geiste, und weil ein Zeugniß des Redners vorkommt. Richtig fügt Becker hinzu, daß der genaue Zusammenhang mit den Reden des Stephanos, welche Demosth. ohne Zweifel gehalten hat, ebenfalls dazu mitgewirkt haben könne. Schon die Alten, z. B. Harpokration, Dionysios von Halikarnaß und Phrynichos, haben die Rede für unecht gehalten [40]). Die Neueren sind ihnen in diesem Urtheile gefolgt, z. B. Taylor, Valckenaer, Böckh, Becker, Bekker, Dindorf, Schäfer, Schöll, Clinton [41]). Nur Fittbogen [42]) hat in einer gelehrten und scharfsinnigen Abhandlung die Frage ausführlich behandelt und ebenfalls mit Recht negativ entschieden.

Diese und die vorige Rede ist übrigens in den Handschriften unter den Privatreden zu finden; beide gehören unter die öffentlichen, wohin sie H. Wolf zuerst gestellt hat. Außer ihnen gehört auch die Rede

l) gegen Nikostratos

nicht in die Privatreden [43]), sondern unter die öffentlichen, ist aber dort an ihrer Stelle von mir behandelt worden.

2) Gerichtliche Reden in Privatprozessen (ἰδιωτικοί).

A. Reden in Angelegenheiten der Vormünder des Demosthenes (λόγοι ἐπιτροπικοί).

Die treulosen Vormünder des Demosth. hatten das Vertrauen des Vaters desselben schändlich getäuscht und den Sohn um einen großen Theil seines Vermögens betrogen. Als er nun zuerst desselben mächtig ward, beschloß er, einen nach dem andern zur Herausgabe des ungerechten Erwerbes zu bewegen. Aphobos zuerst bereitete den jungen Demosth. [1]), drei Personen zu Schiedsrichtern zu wählen, Archeneos, Drakontides und Pha-

---

11, 10. p. 469. 13) *Plin.* Epist. IX. 26.; vergl. *Taylor* in Schaef. App. IV. p. 299. 14) An verschiedenen Stellen, s. b. *Clint.* p. 367. V. 15) p. 27. 16) Biblioth. p. 1268., Lexic. s. v. θεωρίς. 17) Ad Acharn. 171. 18) Hist. crit. I. p. 277 sq. 19) Prol. ad. Or. Aristogit. bei Schäf. IV. p. 297. Er beruft sich zugleich auf die Bestimmung von Casaubonus, Heraldus und Duportus. *) *Clint.* F. H. p. 868. Kr. 20) Im att. Proz. S. 660. 21) Anim. ad Dem. p. 1199. Übers. III. S. 606, 689 695. 22) Zu Cic. Philipp. II. p. 252. „intelligentissimus talium rerum arbiter." *Schäf.* App. IV. p. 347. 23) Proll. ad Leptin. p. 140. 24) Statsh. I. 37, 354, 420. 25) App. IV. 377. „Demosthenis non esse, item liquet, ut qui pro genuino ejus foetu habeat, nihil Demosthenici legisse videatur." 26) Quaest. Attic. Spec. p. 6 seqq. 27) Beck. Dem. als Statsm. II. 405 fg. Dionys. Redner gewalt des Dem. Vorrede. S. XIV. XXIV. und p. 107. 28) *C. E. A. Schmidt* Excurs. de II. Orr. in Aristog. Dem. vulg. adscr. zu s. Ausgabe des Dinarch. S. 106 sqq. 29) p. 1330. 30) S. *Tayl.* bei Schaef. V. p. 472. 31) p. 1333. 1336.; vergl. App Schaef. V. p. 473. 32) *Liban.* p. 1321. *Dionys. Halic.* de Din. V. p. 653. Harpocr. s. v. Θεοκρίνης, καὶ Ἀγοραῖον." 33) S. Becker Literat. 34) Man vergl. nur p. 1329 „εἰ μὲν ἐώρων — — — τοιαῦτ' ἂν ἦγον νῦν δέ." 35) Böckh Statsh. I. S. 374. Bekker und Dindorf in der Ausgabe. Schäfer a. a. O. 36) Doch nimt dies Schneider an s. v. ἐνδεχάζω. 37) Über das Ende s. Schäfers Bemerkung. S. 522. V. 38) *Clint.* F. H. App. p. 371. Kr. 39) S. b. Beck. Dem. als Statsm. und Redn. II. S. 414. 40) *Harpocr.* s. v. γέφυρα, δημοποίητος, διεγγύησιν, Ἱππαρχος, Κωλιάς. *Dionys.* Hal. Dem. 57. *Phrynich.* p. 225. Lob. 41) *Taylor* Praef. in Schaef. App. V. p. 523. *Valcken.* ad Eran. Philon. p. 160. Böckh Statsh. II. S. 417. Becker Dem. II. S. 412. *Schäfer* I. I. p. 527. *Schöll* I, 398. 42) *Fittb.* orat. c. Neaer. Dem. non est auctor in der allgem. Schulzeit. 1830. II. Nr. 35. 36. S. 273—286. 43) S. Becker Dem. als Statsm. II. S. 444. Böckh Statsh.

1) Gegen Aphob. falsch. Zeugn. S. 861.

nos; da er jedoch erkannte, daß sie ihrem Eide getreu sich gegen ihn entscheiden würden, ließ er selbst sogleich von ihnen ab und verlangte nun die Entscheidung der Sache durch den Diäteten. Auch dieser aber, Nothar-chos [2]), erklärte sich gegen seine Vormundschaft, und Aphobos nahm zu verschiedenen Unwahrheiten vergebens seine Zuflucht [3]). Da wendete er sich an die Gerichte und suchte seine Sache hier zu verfechten. Nun verklagte ihn Demosth. [4]) und hielt die noch vorhandene erste Rede

a) κατὰ Ἀφόβου ἐπιτροπῆς Α.

Er führt darin den Beweis, daß Aphobos ihm zehn Talente zu erstatten gehalten sei, indem er ganz genau sein Vermögen durchgeht, wie es bei des Vaters Tode gewesen und folglich jetzt nach zehnjähriger Vormund-schaft seyn müsse. Wenn sie geschrieben sei, wissen wir aus seinem eignen Zeugniß, nach welchem die Klage gegen Aphobos Ol. 104, 1. unter dem Archon Timokrates eingegeben wurde [5]). Und zwar läßt sich auch in Bezie-hung auf den Monat eine Bestimmung geben, indem Demosthenes erzählt, daß Aphobos, welcher im Skirephorion unter Polyzelos geheirathet hatte, nach zwei Jahren im Monat Poseideon Ol. 104, 1. seine Trennung von seiner Gattin öffentlich eingab und ausdrücklich versichert und durch Zeugnisse bekräftigt, daß er vorher bereits die Klage eingegeben hatte [6]). Nach dieser Zeit also wurde die Streitsache vor Gericht verhandelt.

Reiske erinnert [7]), „das Ende dieser Rede scheine ihm zu matt und zu kurz abgeschnappt zu seyn." „So aber, sagt er, entkräftet das matte Echo, das hinterdrein schleppet, den Hall des Schlages, der ohne diesen Nach-schlag gewiß durchdringend gewesen seyn würde." Ähnli-ches bemerkt derselbe bei der dritten Rede gegen Apho-bos [8]). „Es ist doch seltsam und anstößig, daß die atti-schen Redner so plötzlich abschnappen oder vielmehr ab-prallen. Dieselbe Erscheinung hat man bei mehren Re-den des Isäos bemerkt. Ich wage hier die Vermuthung, daß die Redner am Weiterreden gehindert waren, indem die nach der Wasseruhr abgemessene [9]) Zeit abgelaufen war" [10]).

Aphobos hielt eine Gegenrede, in welcher er vorzüg-lich als Entschuldigung, weswegen er das Hauswesen des Demosth. nicht vermiethet habe, den Umstand an-führte, daß dies gegen des Vaters Willen gewesen sei, der sein Vermögen habe verheimlichen wollen, weil sein Schwiegervater als Schuldner des States gestorben sei; aber auch noch manches andere vorbrachte, wodurch er den Demosth. zu überwinden hoffte.

Es kam deswegen zu einer zweiten Rede [11]), welche uns ebenfalls übrig geblieben ist

b) κατὰ Ἀφόβου ἐπιτροπῆς Β.

worin Aphobos Angaben als Lügen dargethan und ab-gewiesen wurden. Der Erfolg der Rede war glänzend [12]). Aphobos wurde für schuldig erkannt und sollte dem De-mosthenes 10 Talente herausgeben, gerade so viel, als dieser gefodert hatte. Vergebens versuchte noch nach dem Schlusse der Verhandlung durch neue Anerbietungen Ono-tor, Aphobos Schwager, ein anderes Resultat herbei-zuführen. Daß diese Rede in dasselbe Jahr gehört, wie die vorige, ist nicht zu bezweifeln; sie wurde vor densel-ben Richtern verhandelt. Übrigens ist sie lückenlos auf unsere Zeit gekommen; denn was Reiske in dieser Art bemerkt zu haben glaubte, ist zurückgewiesen worden [13]). Eine Ausgabe dieser und der vorigen Rede. Orationes contra Aphobum duae. Paris. Christ. Wechel 1548. 4.

Trotz seines errungenen Sieges gelangte Demosth. nicht so bald zu seinen väterlichen Gütern, vielmehr ge-rieth er in vielfache andere Händel [13]). Denn Aphobos selbst suchte, da er gegen die eigentliche Anklage nichts weder ausgerichtet hatte, noch ausrichten konnte, gegen eins der in jenem Prozesse eingereichten Zeugnisse zu kämp-fen. Phanos, ein Sklave des Demosthenes, hatte be-zeugt, daß Aphobos vor dem Diäteten eingestanden habe, Milyas sei ein Freigelassener des ältern Demosth., könne also nicht zur Prüfung als Sklave zugelassen wer-den. Gegen die deswegen erhobene Klage trat Demosth. auf in einer Rede

c) κατὰ Ἀφόβου ψευδομαρτυριῶν.

worin er die Richtigkeit des von Phanos abgelegten Zeug-nisses nicht nur darthut, sondern auch den Beweis führt, daß sich in Aphobos Sache durchaus nichts ändern wür-de, wenn es anders wäre [14]). Es läßt sich nicht bezwei-feln, daß auch diese Rede den Erfolg gehabt, den De-mosth. wünschte und die Gerechtigkeit seiner Sache for-derte. In Aphobum orationes tres vertit Lallemantius. Basil. Oporin. 1549. Fol.

Allein Aphobos hatte in Folge jenes Prozesses Athen verlassen und sein Vermögen vertheilt, sein Wohnhaus dem Aphobos, sein Feld dem Onetor übergeben und war nach Megara gezogen. Als daher Demosthenes zur Voll-ziehung des Urtheils schritt und Aphobos Güter in Be-sitz nehmen wollte, wurde er von Onetor mit Gewalt zu-

2) Ebendas. S. 854. 3) Gegen Aphob. I. S. 828 flgd. 4) Das Klaglibell. S. 853. 5) „ἔλαχον δὲ τὴν δίκην ἐπὶ Τιμοκράτους" gegen Onetor. S. 868., wahr-scheinlich aber gegen alle drei Vormünder zugleich, gegen Aphob. II. p. 846. 6) S. ebendas. ὕστερον δὲ ἢ ἐγὼ τὴν δίκην ἔλαχον τὴν ἀπολεῖσαν οὗτοι πρὸς τὸν ἔσχατον ἀπεγράψαντο." Die zwei Jahre. S. 867. Es ging aber schon ins dritte Jahr. Richtiger als Reiske urtheilen hierüber *Weiske* de hyperb. III. p. 14. und *Schäf.* App. IV. p. 480. 7) Übers. des Dem. IV. S. 207. 8) S. 275. 9) S. Wachsmuth hellen. Alterth. II, 1. S. 341 fgd. 10) Gegen Aphob. II. S. 836 fgde. Läßt sich auch das abgebrochene Ende in der Rede gegen Zenothemis auf diese Weise erklären? Umgekehrt war bisweilen mehr Wasser verstattet, als der Redner brauchte, s. Rede für Phorm. S. 963.

11) Dem bekannten λόγος δεύτερος, der bei solchen Angelegen-heiten gewöhnlich war. Dessen Inhalt s. bei Libanios S. 812., wo, wie mir nach Becker scheint, geschrieben werden muß κατὰ Ἀφόβου β'. Alles Folgende müßte nach der gewöhnlichen Sitte als Inhaltsanzeige zur folgenden Rede gestellt werden. Der Irr-thum ist interessant, weil er uns auf die ursprüngliche Gestalt der Inhaltsanzeigen des Libanios hinweist. *) S. gegen Aphob. falsch. Zeugn. S. 844. 12) S. Becker Dem. als Statsm. und Redner. II, 417., dagegen aber *Schäf.* App. crit. IV. p. 431. 433. 435. 13) Gegen Aphob. III. vom Anfang; woraus zugleich hervorgeht, daß nicht der Sohn des Aphobos der Klagende sei, wie Becker meint a. a. O. S. 418., sondern der Vater selbst. Reiske zu S. 845, 15. zweifelt selbst daran, daß Aphobos einen Sohn gehabt habe. 14) S. Libanios In-haltsanzeige. S. 844.

rückgetrieben, indem dieser die Behauptung aufstellte, diese Ländereien habe er für die Mitgift seiner Schwester in Beschlag genommen und könne sie daher nicht herausgeben. Demosth. sah sich daher gezwungen, gegen Onetor zu klagen, und hielt bei dieser Gelegenheit die noch vorhandene Rede

d) κατὰ Ὀνήτορος ἐξούλης Α.

Er beweist darin, daß Onetor die Mitgift seiner Schwester ihrem Gatten Aphobos gar nicht gezahlt habe, die ganze Besitznahme des Landgutes also blos ein Betrug sei, um dem Aphobos einen Theil seines Vermögens zu erhalten. Ja er fügt hinzu, daß auch die Schwester Onetors, deren Mitgift er zurück verlange, noch immer des Aphobos Gattin sei [16]). In einer zweiten Rede endlich über denselben Gegenstand

e) κατὰ Ὀνήτορος ἐξ. Β.

fügt er erstlich noch einige Argumente hinzu, um das vorher Gesagte zu bekräftigen, und sucht einige Gegengründe Onetors zu widerlegen. Auch in diesem Prozesse trug höchst wahrscheinlich die gerechte Sache des Redners den Sieg davon.

Wir hatten oben den Anfangspunkt dieser Klagen in Ol. 104, 1. nach dem eignen Zeugnisse des Redners gefunden. Aus demselben werden wir jetzt auch ihren Endpunkt hinzufügen können. In welche Zeit nämlich die erste Rede gegen Onetor falle, läßt sich sehr leicht entdecken; die zweite aber fällt, wie sich von selbst versteht, ganz in dieselbe Zeit. Der Redner behauptet von Aphobos Gattin, der Schwester Onetors, sie könne nicht lange unverheirathet bleiben, da sie ja aus Timokrates Hand gleich in die des Aphobos übergegangen sei. Wie sollte sie also jetzt, seitdem sie den Aphobos verlassen zu haben vorgebe, für sich geblieben seyn? Sie sei aber bereits seit 3 Jahren ohne einen andern Gemahl [17]). Ist aber die Scheidung im Poseideon Ol. 104, 1. geschehen, und hat die Witwenschaft 3 Jahre gedauert, so ist der Prozeß gegen Onetor Ol. 104, 4. unter dem Archon Nikophemos geführt und zu dieser Zeit die Rede gehalten worden. Dies ist auch Reiske's Meinung [18]), nur schwankt er zwischen Ol. 104, 4. und Ol. 104, 3., gewiß weil er den Ausdruck „ἐν τρισὶν ἔτεσιν" für zweideutig hielt, was er in der That auch ist. Nimt man aber den Ausdruck genau, so kommt man zum Archon Nikophemos, was, da kein weiterer Grund zur Entscheidung vorhanden ist, das räthlichste seyn möchte.

Doch wie dem auch sei, zugleich gewinnen wir, wenn ich nicht irre, aus dieser Zeitbestimmung den Beweis, daß die vormundschaftlichen Reden wirklich echt sind, worüber schon in dem Leben Einiges gesagt worden ist. Der Hauptgrund gegen die Echtheit ist doch offenbar die frühe Jugend des Demosthenes gewesen, wegen welcher man zu dem Lehrer Isäos seine Zuflucht nehmen zu müssen glaubte. Vergleichen wir nun aber andere von Demosth. gehaltene Reden mit unserer, so erhellt von selbst, daß wenigstens auch jene zugleich mit diesen für undemosthenisch gelten müßten. Dahin gehört die Rede gegen Kallippos, welche bereits Ol. 104, 1. gehalten wurde [19]), und die Ol. 104, 4. gegen Polykles gehaltene Rede [20]). Die Jugend kann aber hier um so weniger als Grund gelten, da wir etwa sechs Jahre später den Redner sogar in Statsprozessen auftreten sehen. Wir sehen von jenem Anfang aus eine ununterbrochene Reihe von Reden des Demosthenes, und können so auch an dem Anfange nicht zweifeln.

Und dennoch sollten wir es nicht, da Böckh wenigstens zwei von ihnen, die gegen Onetor, für unecht erklärt hat [21])? Wir würden es, wenn nur irgend ein scheinbarer Grund dafür sich darböte, und wenn nicht Böckh selbst durch Anwendung der Reden in spätern Schriften auf eine andere Meinung hinwiese [22]). Für die Echtheit hat sich auch der neueste Herausgeber entschieden, J. Heinr. Bremi in Select. Demosth. Orait. Goth. 1829. 8., welcher die fünf vormundschaftlichen Reden an die Spitze seiner Samlung gestellt hat [23]). Dagegen hat Westermann der Annahme Böckhs Folge geleistet [24]). Man vergleiche zu dieser Rede De re tutelari Atheniensium obss. quaed. ex Dem. orr. adv. Aphob. et Onetor. haustae (c. notis Baumstarki). Scr. J. N. Schmeissen. Frib. 1829. 8.

B. In Exceptionssachen, λόγοι παραγραφικοί.

a) Gegen Zenothemis (παραγραφὴ πρὸς Ζηνόθεμιν).

Die Rede ist im Namen des Demon, eines nahen Verwandten des Demosthenes, gehalten [25]). Die Zeit ist unbestimmbar. Demosthenes hat bereits angefangen, Statsgeschäfte zu betreiben und den Reden in Privatangelegenheiten entsagt und steht in dem bedeutendsten Rufe [26]). Die gemeine Annahme daher, daß die Rede nach Ol. VI, 2. gehalten sei, muß dahin erweitert werden, daß sie lange nachher anzusetzen sei und zu den späteren Privatreden des Dem. gehöre *). Eben darum möchte ich aber auf keine Weise Demon, den jetzt redenden, für den Oheim des Demosthenes halten [27]), was weder bei Demosth. noch bei Libanios gesagt wird [28]). Solche Namen kamen gewiß öfter in der Familie vor, so daß die Annahme, es sei hier von dem Oheim die Rede, nicht begründet genug erscheint.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß in der Rede gegen Aphobos, in welcher das Zeugniß des Stephanos vertheidigt wird, nicht mehr Demophon, Demons Sohn,

---

15) Gegen Aphob. falsch. Zeugn. S. 845. 16) Gegen Onetor I. S. 865. 17) „νῦν δ' ἐν τρισὶν ἔτεσιν ἄλλῳ συνοικοῦσ' οὐδενὶ φαίνεται." Hiezu bemerkt *Schäfer* App. IV. p. 486.: „Tertius nunc annus agebatur, ex quo Aphobo nupserat." Allein der Zusammenhang der Stelle lehrt auf das Klarste, daß diese drei Jahre die sind, in welchen die Frau scheinbar ganz unverheirathet lebte seit ihrer Trennung von Aphobos. 18) Nicht in der Übersetzung IV. S. 298., sondern in seiner Ausgabe, s. *Schäf.* App. IV. p. 487. „Nicophemum designat aut Molonem."

19) Vgl. *Clint.* F. H. App. p. 372. Kr. 20) Vergl. *Clint.* F. H. p. 131. und App. p. 370. Kr. Böckh Statsh. der Athen. II. S. 93. 21) Böckh Statsh. II. S. 417. 22) Z. B. über die Atyb. in der Rede gegen Meidias. S. 20. N. 4. N. 2. und anderwärts (im J. 1818). 23) S. 16—112. 24) Gesch. der gr. Beredf. S. 302. 25) p. 890. 26) p. 891. *) s. *Taylor* prol. p. 730. Westerm. S. 303. Becker setzt sie nach Ol. VII, 1. 27) Becker Demosth. als Statsm. u. s. w. II. S. 422. 28) Dem. „οἰκεῖος γένει" a. a. O. Liban. S. 880. „ἐνὸς τῶν Δημοσθένους συγγενῶν."

wie in den ersten beiden Reden, sondern geradehin Demon der Oheim als Vormund erscheint[29]), den man dort schon in Handschriften, dann in einigen Ausgaben herausgeworfen hat. Dazu kommt eine Angabe des Verfassers der Lebensbeschreibungen der zehn Redner, welcher den dritten Vormund Demophon oder Demeros[30]) nennt, was damit zusammenzuhängen scheint. Ist hier die abgekürzte Form des Namens Demophon? oder vielmehr, da er geradezu Oheim heißt, was von Demon allein gilt, war der Vater, wenn der Sohn Vormund, seinerseits auch gebunden?

Die Sache selbst beruht darauf, daß Demon nur mit Protos, einem atheniſchen Kaufmann, nicht mit Zenothemis, einen Contract abgeſchloſſen haben will, und daher eine von Zenothemis gegen ſich eingereichte Klage als unzuläſſig abweiſt. Die Verhandlung geſchah vor einem Handelsgerichte zu Athen[31]).

Die ſonderbare Erwähnung des Demoſthenes am Schluſſe der Rede ſcheint zu beweiſen, daß ſie nicht Demoſthenisch ſei. Mehr hierüber bei der Rede gegen Theokrines.

b) Gegen Apaturios (*πρὸς Ἀπατούριον παραγραφή*).

Der Name deſſen, für welchen die Rede geſchrieben iſt, iſt ganz unbekannt. Er war lange mit Seefahrt und Handel beſchäftigt, hatte ſchon früher mit Apaturios unangenehme Händel gehabt und war jetzt von ihm verklagt worden, weil er ſich für einen Byzantier Parmeno verbürgt haben ſollte, um die dem Parmeno aufgelegte Strafe an ſeiner Stelle zu bezahlen.

Die Zeit iſt unbeſtimmbar, wenn nicht vielleicht ein Erdbeben in Thrake, welches kurz zuvor geſchehen war und Parmenos Entfernung zur Folge gehabt hatte[32]), zur Auffindung derſelben leitet, wovon ſich leicht ein Andenken irgendwo erhalten hat.

c) Gegen Phormio (*πρὸς Φορμίωνα δανείου*).

Dieſe Rede iſt nicht eigentlich eine Exceptionsrede, ſondern gegen das Excipiren des Phormio gerichtet[33]); denn die Sache verhält ſich ſo. Phormio, ein Kaufmann, hatte von einem gewiſſen Chryſippos[34]) zwanzig Minen auf Rückfahrt geliehen, als er nach dem Bosporos ſchiffte. Dort angelangt machte er wegen Kriegsunruhen wenig Geſchäfte, konnte mit Mühe einige ihn begleitende Schuldner befriedigen und gab dem Lampis, dem Schiffer, gegen den Vertrag nichts nach Athen mit zurück. Lampis litt aber unterwegs Schiffbruch, und im Bosporos, wie in Athen prieß man des Phormio Glück. Bei ſeiner Rückkehr verſicherte Lampis dem Gläubiger, daß er von Phormio nichts empfangen habe. Endlich kehrte auch Phormio wieder, ſprach nicht gegen Lampis Ausſage, wollte vielmehr ſeine Schuld berichtigen, aber zahlte doch nicht. Da der Gläubiger nun eine Klage gegen ihn anhängig machte, excipirte er zwar dagegen, ſagte jedoch immer noch nichts den früheren Ausſagen Widerſprechendes aus. Zuletzt kam die Sache auf Bitten des Phormio doch noch nicht vor den Gerichtshof, ſondern vor einen Schiedsrichter, Theodotos, der jedoch nach Erforſchung der Sache ſie vor die Gerichte verwies. Bei ihm zuerſt behauptete Phormio, er habe bereits im Bosporos Zahlung geleiſtet und dem Lampis eine Summe Geldes zugeſtellt, und dieſer ſtimmte ihm bei, indem er ſeine frühere Ausſage widerrief und nicht bei Sinnen geweſen zu ſeyn, als er ſie gethan, behauptete. Da nun aber die Sache wirklich vor den Gerichtshof kam, excipirte Phormio und behauptete, die Sache gehöre nicht vor ihn. Der Redner ſucht ihn dabei zu widerlegen und zugleich alles ſo darzuſtellen, daß Phormio als Betrüger erkannt und verdammt wurde. Die Überſchrift der Rede iſt daher genau ſo zu faſſen[35]): „*ὑπὲρ Χρυσίππου πρὸς τὴν Φορμίωνος παραγραφήν.*“

Die Rede gewährt aber eine ſehr merkwürdige und bereits von Libanios[36]) bemerkte Erſcheinung. Sie wird nämlich, wie gleich von Anfang angekündigt wird[37]), von zwei Männern wechſelsweiſe geſprochen, und zwar nicht ſo, wie in der Rede gegen Neära, daß der Ort, wo der andere Redner anfängt, leicht zu erkennen wäre. Daher ſind auch die Meinungen über die Stelle, wo der Redner beginnt, verſchieden[38]). Die Redenden ſind Brüder[39]), ſo daß die Sache wahrſcheinlich beide anging, wenn auch Chryſippos eigentlich das Geld ausgeliehen hatte und darum hier der Handelnde, der Klagende iſt. Daß ein zweiter auftritt, erkennt man daran, daß er den, welcher das Geld ausgeliehen hat, durch *οὗτος* bezeichnet, während anderwärts dieſer von ſich in der erſten Perſon ſpricht. Außerdem iſt eine offenbare Hinweiſung auf den erſten Redner in den Worten „*ὡς φησιν*“ vorhanden, die man mit Unrecht hat tilgen wollen[40]). Hienach tritt die Nothwendigkeit der Trennung erſt[41]) bei den Worten ein „*καὶ οὗτος μὲν ἐδάνεισεν αὐτῷ* cett.“ ſo daß wir ſelbſt noch weiter als Schäfer zurückzugehen genöthigt ſind[42]). Der von jetzt an Redende wird aber wieder unterbrochen bei den Worten „*καὶ εἰ μὲν ἐμοὶ τῷ δανείσαντι*“ bis „*ἐπιστολὰς ἐπιδοῦναι*“ von Chryſippos, und ſchließt dann mit dem Satze „*καὶ οἴδε μὲν — πρὸς τοῦτον.*“ Denn im Folgenden redet der erſte Redner wieder bis zum Ende. Daß aber einer der Hauptredner ſei, das beweiſt die Zuſammenfaſſung der Rede vor dem Schlußworte[43]), wo er, als ob einer alles geſprochen hätte, den Inhalt des Ganzen neben einander ſtellt. Die völlige Einheit der Rede iſt unverkennbar.

---

29) Vergl. S. 846, 17; 861, 5; 850, 15. vergl. *Schäf.* App. IV, p. 446. 30) p. 845. 31) ſ. Liban. Inhaltsanzeige. 32) „*ὁ σεισμὸς ὁ περὶ Χερρόνησον*“ p. 899. 33) Vergl. Liban. Inhaltsanzeige S. 906. 34) ſ. S. 911, 18. 35) Wie im Auguſtenus I. vergl. *Schäf.* App. IV, 535 sq.

36) Lib. Inhaltsanz. S. 906. 37) „*ἀκοῦσαι ἡμῶν ἐν τῷ μέρει λεγόντων* p. 907, vergl. *Schäf.* l. l. 38) Nach Libanios beginnt er S. 913, 21. mit den Worten „*Ἀκούσας τοίνυν.*“ So auch Becker Dem. als Statsm. II, S. 412. Reiske etwas früher. 912 am Ende, ſ. Überſ. IV, S. Schäfer dagegen etwas ſpäter, S. 913 am Ende, „*ἐξ αὐτοῦ δὴ τοῦ πράγματος*, ſo daß der erſte die Zeugniſſe, der letzte die Beweiſe und das Wahrſcheinliche vertrüge.“ App. p. 647. 39) S. 918 am Ende. 40) S. 915, v. 5. *Schäf.* App. p. 551. Richtig dagegen hat Becker „*ὡς φασιν*“ in „*ὡς φησιν*“ verwandelt. „Ex optimo cod.“ Sch. 41) p. 914. 42) Dazu zwingen die Worte „*ἀλλ' ἐπὶ τοῖς ἐμοῖς χρήμασιν ἐπιδανεισάμενος.*“ 43) S. 919.

Nach sichern historischen Angaben [44]) fällt die Rede in Ol. 112, 1. (332.) Vergl. über die Rede *A. Baumstark* Prolegg. in Or. D. adv. Phorm. cap. prius s. de litigantium personis ac statu civili comm. Hdlb. 1826. 8.

d) Gegen Lakritos (*πρὸς τὴν Λακρίτου παραγραφήν*).

Lakritos [45]) aus Phaselis, ein Sophist und Schüler des Isokrates, Bruder des Artemon, wird von Androkles angehalten, eine Schuld des Artemon, die er mit dessen Vermögen ererbt, zu bezahlen, welche jener mit seiner Hilfe zur Seehandlung aufgenommen hatte. Lakritos excipirte dagegen und behauptete, die Sache gehöre nicht vor den Archon. Darüber redet nun sein Gegner.

Die Zeit der Rede ist unbestimmbar [46]). Ihre Echtheit wurde sonst angegriffen wegen des nachlässigen Styls, wegen eines Schwures beim König Zeus und der Schwäche des Hauptpunktes, wo bewiesen werden soll, daß eine Exception nicht Statt finden könne. Libanios hat sie gerettet, indem er das erste als Eigenthümlichkeit solcher Privatreden *), das zweite als im Geiste der hier gerade Redenden **), das letzte endlich als wegen der Schwäche der Sache natürlich darstellt [47]). Unter den Neuern hat sie niemand weiter dem Demosth. abgesprochen [48]).

e) Für Phormio (*ὑπὲρ Φορμίωνος παραγραφή*).

Phormio, früher Sklav des Wechslers Pasion, später mit der Frau desselben verheirathet, war von Apollodoros, Pasions Sohne, verklagt worden, vieles von seinem Erbgute zurückbehalten zu haben, und weist hiedurch diese Klage als unzulässig zurück. Der Hauptgrund ist, daß beide früher einen Vertrag geschlossen haben und eine bereits abgemachte Sache nicht wieder vornehmen dürfen. Sie wird nicht von Phormio, sondern von einem Verwandten gesprochen [49]). Sie ist Ol. 107, 3, 350. gehalten [50]). Der Erfolg der Rede war glänzend.

f) Gegen Pantänetos (*πρὸς Παντανήτου παραγραφήν*).

Nikobulos, von Pantänetos angeklagt, daß er ihn im Betrieb der Bergwerke gehindert und bewirkt habe, daß er das dem State zu zahlende Geld abliefern konnte, ferner daß er sein Eigenthum ihm zum Schaden verkauft habe, widerlegt die Angaben desselben und weist die Klage zurück.

Nikobulos gedenkt dabei einer unter dem Archon Theophilos (Ol. 108, 1.) nach dem Pontos unternommenen Reise [51]); weswegen man die Rede Ol. 108, 2. oder 3. ansetzen kann [52]).

44) p. 917, 918. vergl. *Taylor* Pr. p. 729. Becker Dem. II, S. 425. *Clint.* F. H. p. 165, Kr. 45) s. Westermann G. d. gr. B. §. 54, 36. 46) s. *Taylor* Pr. p. 727. Becker Dem. II, S. 425. *Clint.* F. H. p. 369 Kr. *) Einige Beispiele dieser Nachlässigkeit zeigt Schäfer im App. zu p. 925, 2, 8. **) p. 987, 21. 47) Das letzte ist nicht deutlich ausgesprochen. Meinte er wirklich, Dem. habe eigentlich Unrecht, es sei eine Erbschaftssache? 48) Auch Böckh nimt die Echtheit an, Staatsh. I, 146. und erklärt sie in einer sehr dunkeln Stelle. 49) Gewiß nicht von Demosthenes selbst, wie Becker glaubt, Dem. II, S. 430. 50) *Taylor* Pr. p. 729. 51) p. 968, 1. 52) s. Beck. Dem. II, S. 433. Pr. S. 58. *Clint.* F. H. p. 149. *Tayl.* Pr. 729. 53) Beck. II, S. 435, doch finden sich keine Andeutungen, daß Demosth die Rede selbst gehalten, was auch nicht denkbar ist. 54) *Dinarch.* c. 13. 55) *Manssac.* ad *Harpocr.* p. 40. 56) S. 969, 8. vergl. Böckh Staatsh. II, p. 61. 57) *Corsini* F. A. IV, p. 30. *Wolf* ad Leptin. p. CIX. 58) de hyp. III, p. 86. vergl. *Schäf.* App. V, p. 2. 59) Lit. S. 68. 60) Gesch. d. gr. B. S. 303. 61) Vergl. Beck. Dem. II, 441. *Tayl.* Pr. p. 726. Westerm. S. 303.

g) Gegen Nausimachos und Xenopeithes (*παραγραφή*).

Die Söhne des Aristeichmos weisen eine Anklage des Nausimachos und Xenopeithes zurück, welche, einst Mündel des Aristeichmos, nach einer Zeit von 20 Jahren und dem Tode ihres Vormundes, außer einer früher bereits erhaltenen Entschädigung von 3 Talenten, noch neue Summen verlangen. Die Zeit ist unbestimmbar; einer der Brüder hat die Rede gesprochen. Übrigens kehren dieselben Gedanken und Worte wieder, wie in den Reden gegen Pantänetos und Phormio, ohne daß man darauf den Beweis der Unechtheit gründen dürfte [53]).

C. Über verschiedene Gegenstände.

1) Gegen Boiotos (*πρὸς Βοιωτὸν περὶ τοῦ ὀνόματος*).

Der Kläger, welcher in dieser Rede auftrit, ist Mantitheos, des Mantias, eines Atheners, ehelicher Sohn. Außer ihm hatte Mantias aber noch zwei Söhne der Plangon als die seinigen anerkennen müssen und den einen von ihnen Boiotos, den andern Pamphilos genannt. Da sich nun der erstere statt seines eigentlichen Namens den Namen Mantitheos selbst beilegte, wurde er von dem wahren Mantitheos verklagt und sollte dadurch genöthigt werden, seinen wahren Namen wieder anzunehmen.

Schon im Alterthume wurde diese Rede von Einigen dem Demosthenes abgesprochen und, wie Dionysios von Halikarnaß versichert [54]), dem Dinarchos zuerkannt. Doch ist Dionysios selbst schon der Zeit der Rede wegen, aber auch noch aus andern Gründen dem Dinarchos entgegen. Neuere setzten daher den Lysias an Dinarchos Stelle [55]). Aber weder Dionysios noch Libanios haben an der Echtheit der Rede gezweifelt.

Auch über die Zeit sind verschiedene Ansichten. Schon Dionysios bestimmte dieselbe nach der darin vorkommenden Schlacht bei Tamynä [56]) und setzte sie in Ol. 108, 1., worin ihm Corsini und Wolf [57]) gefolgt sind. Allein Böckh setzt die Schlacht vier Jahre früher und ebendeswegen die Rede in Ol. 107, 1. und Weiske [58]) stimmt damit überein; wie man denn auch nothwendig dies zugeben muß. Becker setzt sie Ol. 107, 2. oder 3. an [59]). Westermann bestimmt Ol. 107, 3. [60]).

2) Gegen Boiotos (*πρὸς Βοιωτὸν ὑπὲρ προικὸς μητρῴας*).

Der vorige Redner greift denselben Boiotos an wegen der Hinterlassenschaft, auf welche dieser von Seiten seiner Mutter Ansprüche machte. Die Sache war bereits vom Schiedsrichter zu Gunsten des Mantitheos entschieden worden. Diese Rede fällt in Ol. 108, 3. [61]).

3) Gegen Spudias (πρὸς Σπουδίαν ὑπὲρ προικός).

Der Schwager des Spudias hat noch 10 Minen Mitgift zu fodern und von seinem Schwiegervater das für das Haus desselben erhalten. Diesen Besitz rechtfertigt er in dieser Rede und sucht ihn sich gegen seines Schwagers Ansprüche zu erhalten. Die Zeit ist unbestimmbar [62]).

4) Gegen Phänippos (πρὸς Φαίνιππον περὶ ἀντιδόσεως).

Dem Phänippos war von jemand der Umtausch angeboten und von diesem angenommen worden. Doch fand der Umtauschende bald sich getäuscht und verklagt in dieser Rede den Phänippos, daß er nicht zur rechten Zeit die Sachen ausgeliefert, daß er das Siegel gebrochen und die dadurch verwahrten Gegenstände hinweggenommen und endlich fälschlich viel Schulden vorgegeben habe. Die Zeit ist unbestimmbar.

Die Rede ward schon von den Alten dem Demosthenes abgesprochen [63]). Die Neueren haben ebenfalls Zweifel geäußert, vornehmlich Böckh, Bekker, Clinton und Schäfer [64]). Der Letztere hat im Einzelnen auf einige wichtige Zeichen der Unechtheit in der Sprache aufmerksam gemacht [65]).

5) Gegen Makartatos
(πρὸς Μακάρτατον περὶ Λάχητος κλήρου).

Die Erbschaft des Hagnios war lange ein Streitapfel gewesen. Zuerst hatte sie gegen Glaukos und Glaukon Phylomache, des Eubulides Tochter, gewonnen, von ihr erlangte sie durch Prozeß Theopompos und nach dessen Tode der Sohn desselben, Makartatos. Ihn greift deshalb in unserer Rede Sositheos an und nimt das Erbe für den jungen Eubulides. Die Zeit ist unbestimmbar.

Die Gegenrede von Seiten des Makartatos fertigte Isäos, und ist uns in dessen Schriften erhalten.

6) Gegen Leochares (πρὸς Λεωχάρη περὶ τοῦ κλήρου).

Der Redner streitet gegen Leochares in Beziehung auf die Erbfolge des Archiades, zeigt seine Verwandtschaft mit diesem und kämpft gegen einige Adoptionen, weil sie gesetzwidrig seien. Die Zeit ist unbestimmbar.

7) und 8) Gegen Stephanos
(κατὰ Στεφάνου ψευδομαρτυριῶν α, β.)

Beide Reden sind im Namen des Apollodoros, des Sohnes des Pasion, geschrieben, welcher gegen Phormio seinen Prozeß verloren hatte. Da in jenem Prozeß vorzüglich das Zeugniß des Stephanos gegen ihn gewirkt hatte, so greift er dies an und sucht es als lügenhaft zu erweisen. Ferner behauptet er, daß Phormio ein falsches Testament seines Vaters untergeschoben habe.

Sie fallen in Ol. 109, 2. (343.), vergl. Diatribe in Dem. orr. I. et II. in Stephanum auct. *C. D. Beels.* Lugd. Bat. 1825. 8.

Bekker hält die zweite Rede für untergeschoben. Sie ist ein ὕστερος λόγος, und enthielt zum Theil wichtigere Gründe als die erste.

9) Gegen Energos und Mnesibulos
(κατὰ Ἐνέργου καὶ Μνησιβούλου ψευδομαρτυριῶν).

Energos und Mnesibulos hatten dem Athener Theophemos bezeugt, daß der Kläger bei einer zwischen ihm und Theophemos entstandenen Schlägerei den Anfang gemacht und dadurch bewirkt habe, daß er in einem Prozesse wegen Mißhandlung verurtheilt worden war. Der Kläger greift das Zeugniß als ein falsches an, um der Strafe zu entgehen.

Die Rede ist nach Ol. 106, 1. gehalten [66]). Schon die Alten zweifelten an ihrer Echtheit [67]). Die Neueren haben sich mit Recht auf das Entschiedenste gegen dieselbe ausgesprochen. Schon H. Wolf klagt über die unmäßigen Wiederholungen derselben Worte und das Schlaffe und Nachlässige des Styls und tröstet sich bei den Schwächen seiner Übersetzung mit denen des Originals [68]). Unter den Neueren haben sich Böckh, Bekker, Schäfer und Clinton einstimmig für die Unechtheit erklärt [69])

10) Gegen Olympiodoros
(κατὰ Ὀλυμπιοδώρου βλάβης).

Der Gegenstand des Streites ist die Erbschaft des Konon. Die beiden Schwäger Kallistratos und Olympiodoros hatten sich zuerst in dieselbe als Verwandte getheilt, waren hernach aus dem Besitze verdrängt worden und nun übereingekommen, so gegen die neuen Inhaber zu klagen, daß Kallistratos die Hälfte, Olympiodoros aber das Ganze in Anspruch nähme, dann aber nach gewonnener Klage doch in gleiche Theile zu gehen. Olympiodoros gewann das Ganze, behielt es aber für sich und wird jetzt von Kallistratos verklagt. Die Rede ist nach Ol. 109, 2. (343.) gehalten [70]) und in dem einfachen Style des Lysias geschrieben [71]).

11) Gegen Timotheos (πρὸς Τιμόθεον ὑπὲρ χρέων).

Apollodoros, Pasions Sohn, verklagt den Timotheos, den bekannten Feldherrn, wegen mehrer Schulden, die er bei dem Vater gemacht und nun leugnen wolle. Über die Zeit, wenn sie gehalten, läßt sich nichts genaueres sagen. Pasion war bereits unter Dyskinetos Ol. 102, 3. gestorben [72]); Timotheos kehrte aber Ol. 104, 2. aus Persien zurück und wurde Ol. 106, 2. aus Athen verbannt [73]). In diese Zeit wird also die Rede zu setzen seyn, wahrscheinlich bald nach Timotheos Rückkehr.

Doch wird sie für unecht gehalten. Zwar benutzt sie Plutarchos [74]) im Leben des Demosthenes als echt; allein schon Harpokration [75]), höchst wahrscheinlich ältern Kritikern folgend, führt sie zweifelnd an. Die Neueren sind in ihren Stimmen getheilt. Reiske, Rumpf, Becker und Clinton [76]) sind für die Echtheit derselben; gegen sie

---

62) Beck. Dem. II, 440. *Taylor.* Pr. p. 729. 63) Ins baltäanzeige, S. 1037. 64) Böckh Staatsh. II, S. 417. *Schäf.* App V, p. 68. *Clint.* F. H. App. p. 369 Kr. 65) zu S. 1038, 1; 1040, 22; 1044, 2; 1048, 5; 1049, 10.

66) S. Beck. Dem. II. S. 459. Westermann. S. 303. 67) Was der Zusatz „εἰ γνήσιος" beweist bei *Harpocr.* v. ἐκκλίσπουν. ἡμιόνην. Wie öfter, dachte man an Dinarchos. 68) S. im App. Schaef. V p. 215 seq. Böckhs Staatsh. I. S. 47, 371. II. S. 417. *Clint.* F. H. App. p. 369 Kr. „Nec pro genuina habebit nisi hospes in Demosthenicis" *Schaef.* I. l. 70; *Clint.* F. H. p. 155. 71) *Dionys.* de adm. vi Dem. p. 992. 72) S. Dem. c. Steph. II. p. 1132. 73) Beck. Dem. II. S. 447. Lit. S. 56. 74) *Dem.* p. 852 E. 75) *Harp* v. κακοτεχνιῶν. 76) *Reisk.* ad orat. in *Rumpf* de or. adv. Timoth imperat. Giess. 1821. 4. Beck. Lit. S. 179. *Clint.* Fast. Hell. p. 309. Kr.

Böckh, Bekker, Schäfer und Schaumann [77]). Schäfer vermuthet scharfsinnig, daß die Reden gegen Euergos und Mnesibulos und gegen Timotheos einen Verfasser haben, und macht dafür auf die in beiden Reden vorkommenden lästigen Wiederholungen aufmerksam [78]). Auch eine undemosthenische Periode [79]) glaubt er bemerkt zu haben. Die genaue Übereinstimmung der Geschichte mit dem Inhalte dieser Rede ist dagegen kein genügender Einwand, da sie ja gewiß einen Zeitgenossen zum Verfasser hat.

12) Gegen Polykles (πρὸς Πολυκλέα περὶ τοῦ ἐπιτιμήματος).

Apollodoros, Pasions Sohn, verklagt den Polykles, weil er als Trierarch nach Thrakien gesegelt, durch dessen Verzögerung statt 12 Monate, 17 Monate lang die Lasten und Kosten der Trierarchie getragen habe, und macht Anspruch auf Ersatz dessen, was er in den letzten 5 Monaten habe ausgeben müssen.

Die Rede ist gehalten nach Ol. 104, 4., vielleicht Ol. 105, 1., wie sich aus den in der Rede erzählten Ereignissen leicht schließen läßt [80]).

13) Über die Bürgerkrone für die Trierarchie (περὶ τοῦ στεφάνου τῆς τριηραρχίας).

Apollodoros, Pasions Sohn, hat als Trierarch zuerst sein Schiff in segelfertigen Zustand gesetzt und dafür eine Krone erhalten. In einer vor dem Senate gehaltenen Rede vertheidigt er jetzt die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche.

Sie ist die einzige Rede, welche Demosth. vor dem Senat gehalten, die uns erhalten ist, und fällt früher als die vorige, etwa Ol. 104, 4. (361) [81]). Becker [82]) hat sie als unecht verdächtig gemacht, indem er die Aufmerksamkeit auf das Unbestimmte und Verwirrte in der Vertheidigung gegen seine Gegner und auf die Unklarheit der Darstellung in der Rede richtet und die Vermuthung aufstellt, der Steff sei aus der frühern Rede entlehnt [83]). Diese Gründe möchten jedoch nicht schlagend genug seyn. Auch scheint der Verfasser seine Vermuthung schon zurückgenommen zu haben [84]).

14) Gegen Kallippos (πρὸς Καλλίππον).

Kallippos, Anwalt der Herakleoten in Athen, fodert von Apollodoros, dem Sohne Pasions, eine dem Vater von dem Herakleoten Lykon anvertrauete Geldsumme. Apollodoros weigert sich aber, dieselbe an ihn auszuzahlen, weil er bereits nach Lykons Bestimmung nach dem Tode desselben die Zahlung an Kephisiades von Elyros geleistet. Sie ist nach Ol. 104, 1. gehalten [85]).

15) Gegen Nikostratos (πρὸς Νικόστρατον περὶ τῶν Ἀρεθουσίου ἀνδραπόδων).

Apollodoros, Pasions Sohn, verklagt den Nikostratos, weil er das Vermögen seines Bruders, des Arethusios, welches dem State verfallen war, habe verbergen helfen. Die Zeit ist unbestimmbar.

Über ihre Echtheit sind die Meinungen getheilt. Plutarchos spricht für dieselbe und rühmt die Rede [86]). Harpokration dagegen führt sie viermal an, ohne etwas dabei zu bemerken [87]), einmal aber als zweifelhaft [88]). Böckh hält sie für unecht [89]), Bekker aber für echt. Ich glaube dem letztern beistimmen zu müssen.

16) Gegen Konon (κατὰ Κόνωνος αἰκίας).

Ariston ist vom Konon gemißhandelt worden und trägt nach seiner Genesung auf Bestrafung der Übelthat an.

Die Zeit bestimmt Clinton [90]) mit Recht auf Ol. 109, 2. (343.)

17) Gegen Kallikles (πρὸς Καλλικλέα περὶ χωμάτων βλάβης).

Kallikles hatte seinen Nachbar verklagt, weil er ihm einen Kanal verbaut habe, durch welchen das von den Bergen herabströmende Wasser Abzug haben müsse, wogegen sich dieser vertheidigt. Die Zeit ist unbestimmbar.

18) Gegen Dionysodoros (κατὰ Διονυσοδώρου βλάβης).

Dareios [91]) und Pamphilos klagen gegen Dionysodoros und Parmenskos, welchen sie 3000 Drachmen geliehen, weil sie ihrer Verbindlichkeit nicht nachgekommen sind, und verlangen nun dem Kontrakte gemäß die doppelte Summe. Die Zeit der Rede bestimmt richtig Clinton [92]) nicht vor 331, wahrscheinlich 329, Ol. 112, 4. Am Schlusse wird Demosthenes gerufen, damit er als Freund auch noch rede.

III. Demonstrative oder Epideiktische Reden (λόγοι ἐπιδεικτικοί).

1) Epitaphios, Leichenrede auf die bei Chaironeia Gefallenen (λόγος ἐπιτάφιος).

Es ist unzweifelhaft, daß dem Demosthenes wirklich der Auftrag geworden ist, den bei Chaironeia gefallenen Kriegern die Leichenrede zu halten, und daß er diesem Auftrage entsprochen hat [93]). Allein nicht minder entschieden scheint es mir zu seyn, daß die vorhandene Rede diejenige nicht ist, welche Demosthenes gehalten. Es ist ja nicht eine selbstgemachte Idee vom Redner, die uns abhält, dieses Werk für eine Frucht seines Geistes zu halten, sondern die in allen seinen Reden ausgeprägte Eigenthümlichkeit des Mannes, welche hier vergebens gesucht wird. Als Kallimachos die Reden sammelte, nahm er auf, was unter Demosth. Namen ging, und mit Recht; erst nach beendeter Samlung konnte eine durchgreifende Forschung beginnen. Jetzt aber, wo die echten Erzeugnisse des Demosthenes vor uns liegen, der Charakter seiner Beredsamkeit erforscht und erkannt ist, kann am wenigsten ein Werk, wie das vorliegende, täuschen. Der Redner, welcher sich überall einen neuen Pfad schuf und selbständig ein eigenes Ziel der Vollkommenheit, sollte, als das Vaterland wahrhaft großartig handelte

77) Böckh Staatsh. I. 246, 317. *Schaef.* App. V. p. 264, Schaumann in Seeb. krit. Bibl. 1826. S. 538. 78) p. 1191, 3; 1193, 10. 79) p. 1187, 3. 80) Vergl. Bed. Dem. II. S. 462. *Clint.* F. H. p. 131. App. p. 369 sq. Kr. 81) Clint. a. a. O. 82) Dem. als Staatsm. II. S. 465. 83) Gegen Polykles. S. 1208. 84) S. Lit. S. 58. 85) *Clint.* F. H. p. 372. Kr.

86) De glor. Athen. p. 351. a. b.; vergl. mit *Clint.* p. 370. 87) Bei den Worten ἐμβεβηκέναι, παιδοτρίβη, περίπατοι, ὁδοιπορία. 88) p. 28. ed. Lips. 89) Staatsh. I. S. 379, 403, II. 417. 90) Vergl. App. p. 373. n. Oratio c. Cononem gr. Paris. Tilet. 1589. 4.; vergl. Becker Lit. S. 122. 91) Schäfer vermuthet Areios, App. V. p. 408. 92) F. H. p. 167. 93) De cor. p. 320 seq.

und sich seines herrlichen Führers würdig erwies, sollte, als er seiner gesegneten Wirksamkeit in Athen inne werden mußte, damals gerade sich in die Fesseln des Herkommens selbst geschlagen und eine so kahle, eine völlig leere Rede gehalten haben? Es ist nicht zu glauben. Auch schon wer jene Stelle gelesen hat, wo Demosthenes selbst über seine Wahl redet; wer die auf das Grabmal geschriebenen Verse gelesen hat, kann nicht anders, als diese Rede dem Demosth. mit Entschiedenheit absprechen. Eine Täuschung ist hier unmöglich.

Auch ist diese Sache längst schon entschieden, und die Vertheidigungsversuche von Becker [94]) und Krüger [95]) haben mit Recht keine Beistimmung gefunden. Mit Entschiedenheit urtheilte Dionysios von Halikarnaß [96]), dessen völlige Competenz in dieser Rücksicht Niemand bestreiten wird; nach ihm Libanios [97]), Harpokration [98]), Photios [99]), Suidas *). Unter den Neueren erklärten sich für die Unechtheit H. Wolf, Taylor [1]), Valckenaer [2]), Reiske, Auger, Heyne [3]), F. A. Wolf [4]), Ballu [5]), Schott [6]), Bekker, Schäfer [7]), Weber [8]), Schöll [9]), Clinton [10]), und neuerlichst mit Ausführlichkeit A. Westermann [11]). Kaum ist zu glauben, daß die entgegengesetzte Meinung wieder Aufnahme finden werde.

2) Lobrede auf Epikrates (Ἐρωτικός).

Daß diese Schrift unecht sei, ist unbezweifelt und von Älteren und Neueren mit völliger Übereinstimmung angenommen. Dionysios, Libanios, Pollux, Photios, Taylor, Valckenaer, Reiske, Becker, Bekker, Schäfer und A. Westermann haben es anerkannt [12]). Wesseling, Koray und Orelli [13]) haben sogar geglaubt, den Verfasser zu finden, und nennen nach einer Anführung des Aristides den Androtion. Doch möchten sie damit dem Werke noch immer zu viel Ehre erzeigen und es in eine Zeit hinaufrücken, in welche es unfehlbar nicht gehört. Daß Aristides so citirt, kann einen besondern Grund haben, der uns verborgen ist. Da Dionysios von einer Lobschrift auf Pausanias redet, die uns erhaltene aber den Epikrates nennt, so ist man nicht einmal gezwungen, anzunehmen, daß diese Schrift schon von Kallimachos den Demosthenischen beigefügt ist. Alle diese Fragen aber mit Weitläufigkeit beantworten zu wollen, ist ein ganz unnützes Unternehmen, da das Werk seinen nicht Demosthenischen Ursprung durch zu viele Zeichen verräth.

B) Προοίμια δημηγορικά.

Eine Samlung Exordien zu Statsreden, von Demosthenes ausgearbeitet, wäre kein unwichtiger Besitz. Während wir sonst Demosth. nur aus seinem öffentlichen Wirken kennen, wie er dem Volke sich zeigte, würden wir hier in sein Studirzimmer, welches bei Alten und Neuern hochberühmt ist, einen Blick werfen können. An und für sich wären sie wichtig als Zeugen des Demosthenischen Styles, da er sie gewiß höchst sorgfältig ausarbeitete, wie ihres Inhaltes wegen als Beweise, welche Ideen vorzugsweise der Redner in seinem Geiste bewegte und bei Vorträgen unter dem Volke zu Athen immer, oder doch oft angemessen gefunden; wichtig aber auch in Vergleichung mit den vorhandenen, von Demosth. selbst gebrauchten Eingängen wegen der Veränderungen, die bei ihrer Anwendung vorgenommen. Daher kommt es, daß Viele die auf uns gekommenen Exordien mit Freude als echt angenommen haben. Allein diese Freude ist vielleicht zu früh gefaßt und zu rasch gewesen, da in der That manche Bedenken bei der Frage über ihre Echtheit uns entgegentreten.

Diplomatisch freilich sind sie ziemlich gesichert. Denn außerdem, daß niemand unter den Alten, so weit wir davon Kunde haben, ein bestimmtes Verwerfungsurtheil über sie ausgesprochen, werden sie ohne Äußerung eines Zweifels von Pollux [14]), Harpokration [15]) und Stobäos [16]) angeführt und finden sich in allen Handschriften des Redners. Man wird daher auf ihre Anerkennung seit Kallimachos geführt. Allein dies genügt nicht zur Erhärtung ihrer Echtheit.

Daß die Sammlung derselben nicht von Demosthenes selbst herrühren könne, muß wol zuerst nothwendig anerkannt werden. Auch die, welche unter den Neueren ihre Echtheit vertheidigen, haben dies zugegeben und lassen sie von irgend einem Techniker gesammelt seyn [17]). Nimt man dies aber an, so ist wieder ihre Verschiedenheit von den Demosthenischen Reden unbegreiflich; sie sind dann nicht unverändert gegeben worden, also nur zum Theil Demosthenisch.

Man hat für die Echtheit sich vorzüglich auf Demosthenes Fleiß berufen und darum vermuthet, er habe sich durch ihre Anfertigung geübt, um gelegentlich von ihnen Gebrauch zu machen [18]). Allein Demosthenes, der nicht anders als vorbereitet redete und darauf einen großen Werth legte, mußte wol dies Bedürfniß am wenigsten empfinden. Wollte er aber einmal frei sprechen, wie er es denn bisweilen gethan, so war er durch frühere Reden

---

94) Becker Dem. II. 466—483, zu Dionys. Dem. S. 120.; vergl. Liter. S. 183. 95) Krüger über den Rhetor. Hermogenes im Archiv für Philol. und Pädagog. I. 2. S. 227. 96) Dionys. de adm. vi Dem. 23. 44. 97) Lib. p. 6. 98) Harpocr. vv. Αἰγείδαι, Κεκροπίς. 99) Phot. 265. *) Suid. s. v. Ἰσοκράτης. 1) Lecct. Lys. 8. Prolegg. p. 725. 2) Ad Amm. p. 28. ad Herod. VII. 139. IX, 27. Or. p. 218. 3) Ad Hom. Il. IV. p. 477. 4) Ad Leptin. p. 863. Vorles. II, 378. 5) Hist. crit. I. p. 275. 6) Dionys. Hal. Rhet. Prolegg. p. XXXV. u. p. 69. 7) App. V. p. 601. 8) über Perikles Standrede bei Thukyd. S. 393. 9) Lit. I. p. 398. 10) F. H. App. p. 373. Kr. 11) In der trefflichen Schrift Quaest. Demost. P. II. Lips. 1831. 8. p. 49—70. 12) Dionys. Dem. 44. Liban. p. 6. Poll. III, 144. Phot. c. 265. Taylor Proll. p. 725. Valck. ad Amm. p. 159. Becker Dem. als Statsm. II. 483. Lit. 182. Schaef. App. V. p. 630.; ausführlich und entscheidend A. Westermann Qu. Dem. II. p. 70—88. 13) Wesseling ad Herod. I. 29. Koray zu Isokr. II. S. 40. J. C. Orelli ad Isocr. de permut. p. 248. Dagegen A. Westermann a. a. O. und Gesch. d. gr. B. I. §. 54, 25.

14) Poll. Onom. VI, 34. 15) Harpocr. s. v. ἀρχὴ ἀπὸ μέσου λέγεσθαι und ὀρθοῦσθαι", obgleich dies letzte Wort sich in unsern Ausgaben nicht findet. 16) Stob. F. XVII, 21. (Demosth. p. 1438, 11.). 17) So Spengel Συναγ. p. 110. Schaef. App. V. p. 661. Mit Becker. Diese Reden als Übungen des Demosthenes vor seinem Auftreten als Statsmann anzunehmen, ist völlig unzulässig, wenn man bedenkt, daß z. B. das neunte Exordium die speciellsten Zeitbegebenheiten enthält. 18) Becker Dem. als Statsm. I. S. 35. Literat. S. 59.

vorbereitet genug dazu und brauchte sich nicht einer alten Arbeit zu bedienen.

Dagegen hat auch die Vermuthung Kießlings [19], daß die erhaltene Proömiensamlung aus Statsreden verschiedener attischer Redner von einem Lehrer der Beredsamkeit Behufs des rhetorischen Unterrichts zusammengestellt worden sei, vorzüglich das gegen sich, daß außer Demosthenischen Reden sie keine Einleitung einer andern der uns erhaltenen Reden enthält, da wir doch deren auch eine ziemliche Anzahl [20] besitzen.

Noch bedenklicher aber wird man gegen die Exordien, da einige offenbar nicht von Demosth. herrühren [21], und man kommt leicht zu dem Resultate, daß, wiewol manches einzelne Exordium wirklich Demosthenisch ist, andere dagegen Andern angehören, die ganze Samlung also einem Rhetor angehört, welcher nach Demosth. und vor Kallimachos lebte, und daß Kallimachos sie aufzunehmen sich bewogen fand, weil gleich das erste und noch mehre andere ihren Demosthenischen Ursprung nicht verleugnen konnten. An ein eigentliches Demosthenisches Werk darf man nicht denken.

Übrigens erklärten sie unter den Neueren für untergeschoben Böckh, Bekker, W. Dindorf, Ballu, Kießling; für echt Hier. Wolf, Fabricius, Auger, Becker, Fr. A. Wolf und Westermann. Spengels und Schäfers Ansicht ist bereits dargelegt worden [22].

C) Briefe (ἐπιστολαί).

Gegen die Briefe der Alten, welche uns erhalten worden sind, waltet mit Recht ein großes Mistrauen ob. Die Alten waren in dieser Rücksicht minder vorsichtig, und ließen sich leichter durch die Machwerke späterer Schriftsteller täuschen. Um so weniger wichtig ist es daher, wenn sie eine Briefsamlung für echt halten.

Die Demosthenischen Briefe werden als echt von Hermogenes, Harpokration, Aristides und dem Antiatticisten angeführt [23]. Außerdem hat sie der Verfasser der Briefe des Äschines gekannt und Cicero benutzt [24]. Anders haben die Neueren geurtheilt. Sämtliche Briefe halten Bekker, Böckh, Dindorf, Clinton, Kießling und Taylor für unecht, für echt dagegen Schöll, Becker, Hier. Wolf und Reiske [25]. Schäfer verwirft den fünften und sechsten, hält aber die Echtheit der vier ersten fest [26]. Und in der That ist ein großer Unterschied zwischen dem ersten und letzten Briefe vorhanden. Dennoch wage ich nicht mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß die ersten wirklich aus Demosthenes Feder hervorgegangen.

Eine Vermuthung A. G. Beckers, daß Demochares, der Neffe des Demosth., als er zu Demosthenes Gunsten ein berühmtes Dekret auswirkte, aus dem Archive des Senats die an diesen während seiner Flucht und Verbannung gerichteten Briefen entnommen und sie seinen Werken beigefügt habe, ist freilich unbegründbar und hat bereits an G. Kießling einen Gegner gefunden. (*F. Ranke.*)

DEMOTIKA, Dimotika, Stadt im osmanischen Sandschak Haliboli an der Mündung des Kisilnehr in die Maritza, am Fuß eines kegelförmigen Hügels, auf dem die Citadelle mit einem Aquädukt und einem Serail steht, das vor der Eroberung Constantinopels den Sultanen zur Residenz diente. Sie hat 8000 Einwohner, eine Moschee, griechische Kirchen, 3 Medressen, 2 Bäder, Baumwollen- und Seidenweberei, und ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs. Karl XII. von Schweden hielt sich hier 1713 und 1714 auf. (*H.*)

DEMOURS, Pierre, königlicher Okulist zu Paris, Sohn eines Apothekers zu Marseille, wo er 1702 geboren war. Er studirte zu Avignon und Paris, übte sich daselbst unter Duverney in der Anatomie und wurde Demonstrator und Aufseher des naturhistorischen Kabinets bei dem königlichen Garten. Auf Ant. Petits Ermunterung, den er bei seinen anatomischen Arbeiten unterstützte, legte er sich vornehmlich auf das Studium der Augenkrankheiten und wurde in Behandlung derselben so berühmt, daß ihn der König zu seinem Augenarzt ernannte, die Akademie der Wissenschaften ihn unter ihre Mitglieder aufnahm und die königl. Societät zu London ihm ihr Diplom zusandte. Er starb den 26. Juni 1795 und hinterließ einen Sohn, Antoine Pierre (geb. zu Paris 1762), der sich ebenfalls als Augenarzt rühmlich auszeichnete. Der Vater hat die Theorie und Praxis der Augenkrankheiten mit nützlichen Vorschriften und einer scharfsinnigen Behandlungsart bereichert, und davon nicht nur in mehren Abhandlungen, die in den Memoiren der Pariser Akademie abgedruckt sind, sondern auch in einzelnen Schriften Nachricht gegeben: Lettre à Mr. Petit sur une maladie de l'oeil, contenant de nouvelles observations sur la structure de l'oeil et quelques remarques générales de pratique, relatives aux maladies de cet organ. Par. 1767. 8. Nouvelles réflexions sur la lame cartilugineuse de la cornée. Ib. 1770. 8. Durch Übersetzungen hat er folgende engländische Werke in Frankreich bekannt und gemeinnützig gemacht: Essais et observat. de la société de médecine d'Edinbourg, avec des observ. sur l'hist. nat. et les maladies des yeux.

---

19) In der Hall. Lit. Zeit. 1832. E. Bl. 46. S. 364 fg.
20) Dies scheint Kießling selbst gefühlt zu haben, indem er blos solche Redner namhaft macht, deren Reden ganz oder größtentheils verloren gegangen sind. 21) Dies haben Spengel a. a. O. und Schäfer zu 1460, 7. und 20. angenommen.
22) Vergl. Ballu. I. p. 277. Böckh. I. 239. II. 417. Hier. Wolf. S. 130 fg., doch sagt er: *οὐ μὴν ἀλλ' ὀλίγον ἡμῖν διαφέρει, τίς ὁ εἴτε συλλέξας εἴτε συγγράψας, αὐτὸ μόνον τὸ βιβλίον, ὡς ἔστι, χρηστὸν ἂν εἴη καὶ καλόν*", womit gewiß jedermann übereinstimmt. *Fabric.* bibl. Gr. I. II. c. 26. *Auger.* I. p. 274 sq. Becker Dem. I. S. 35 fg. Lit. S. 59 fg. Wolf Vorles. II. S. 378. Westermann S. 306. 23) Herm. de form. I, 7. p. 294. (III. p. 1485.) p. 298. (II. p. 1469.) p. 296. (III. p. 1488.) II. 8. p. 444. (II. init. ep. III.) *Harpocr.* vv. *ἐφαλτίσατο, Καλαύρεια, ᾠδήν. Aristid.* I. p. 586. II. p. 450. Antir. in *Bekk.* Anecd. p. 77, 16.; 94, 8. (ep. III.) 110, 5. (I. 1468.) 111, 31. (I. 1464, 18.). 24) S. hierüber Becker Lit. S. 61. 25) *Taylor* ad Aesch. Epp. VII. p. 652. R. Prolegg. p. 724. Böckh II. 244. (denn was vom dritten Briefe gilt, gilt gewiß von den übrigen auch). *Clint.* F. H. App. p. 371. n. d. und f. Kießling a. a. O. Dagegen H. Wolf S. 107. Reiske übers. II. 783. *Auger.* II, 2. p. 581. Becker Lit. S. 61. 26) *Schaef.* App. V. p. 722.; vergl. Wolf Vorlesungen. II. S. 378.

Par. 1740 et sv. a. Vol. VII. 8. m. Kpf. Essai sur l'hist. nat. du polype insecte, trad. de l'angl. de H. Baker. Ib. 1744. 8. m. Kpf. Descript. du ventilateur, trad. de l'angl. de E. Hales. Ib. 1744. 8. m. Kpf. Méthode de traiter les plaies d'armes à feu, trad. de l'angl. de J. Ranby. Ib. 1745. 12. Transactions philos. de la société roy. de Londres, années 1736—1746. Ib. 1758. Vol. III. 4. *) (*Baur.*)

DEMOUSTIER, de Moustier, Charles Albert, Mitglied des Nationalinstituts und des Lyceums der Künste zu Paris, geboren den 11. März 1760 zu Villers-Coterets, einem großen Flecken in Valois, in der Isle de France. Von väterlicher Seite ein Abkömmling des großen Racine, von mütterlicher la Fontaine's, hegte er frühe, durch glückliche Talente unterstützt, eine entschiedene Neigung zu den Wissenschaften. Er studirte zu Paris in dem Collegium von Lisieux, aber die Beschäftigungen eines Advokaten, denen er sich einige Zeit widmete, waren ihm bald zuwider, und er machte das Studium der schönen Literatur zu seinem Hauptgeschäfte. Als Professor des republikanischen Lyceums, einer zum Unterricht der Dilettanten bestimmten Anstalt, und Associé des Nationalinstituts hielt er Vorlesungen über die Moral; da er aber von Jugend auf an einem Brustübel litt, das mit den Jahren immer zunahm, so mußte er dieser Beschäftigung bald entsagen. Um sich zu erholen, begab er sich an seinen Geburtsort, starb aber daselbst den 1. März 1801. Er hat in Prosa und Versen, und besonders für das Theater, viel geschrieben, das anfangs ungemeinen Beifall fand, und war überhaupt ein vielgelesener und sehr beliebter Schriftsteller, aber er gehört unter diejenigen, deren Verdienst anfangs überschätzt, in der Folge aber oft unbillig verkannt wurde. Hochgepriesen wurde er, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Teutschland und England, als Verfasser eines angenehm belehrenden mythologischen Werks für Damen, das ganz darauf berechnet war, einem gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen: Lettres à Emilie sur la mythologie. Par. 1786—1798. Vol. VI. 8.; sehr oft im Original und in Nachdrücken neu aufgelegt, am besten Paris, par Renouard. 1804. Vol. VI. in 18. Ib. 1809. Vol. VI. in 18., 12. und 8. und Ib. 1812. Vol. VI. in 18. alle mit Kupfern. Teutsch: von G. J. Schaller. Straßb. 1792. 8.; dann Mannh. 1799. 8.; Leipz. 1799. 8.; am besten unter dem Titel: Griechische und römische Mythen. In Briefen an Emilie. Frei nach dem Franz. des Dem. und Tressan [1]) bearbeitet (von G. A. E. von Rostitz-Jänkendorf). Dresd. 1808. 6 Th. 8. mit (7 Titel-) Kupfern. Das Werk ist mit Geist, Feinheit und Leichtigkeit geschrieben, enthält nichts, was für die weibliche Jugend anstößig und schlüpfrig seyn könnte, und bringt die mythologischen Gegenstände in moderne Beziehung. Die Einkleidung in Briefe erlaubte dem Verfasser eine gewisse einnehmende Vertraulichkeit, und die Abwechselung der Poesie und Prosa verbarg den Zweck der Belehrung. Was am meisten und nicht mit Unrecht an dem Werke getadelt wird, ist Oberflächlichkeit, Ziererei und dasjenige, was man in Frankreich style de madrigal nennt [2]). Weniger Beifall fanden gleich anfangs seine Lustspiele und Opern (die letztern zum Theil ungedruckt), mit denen er mehre Pariser Theater versorgte, gesammelt unter dem Titel: Théatre de Demoustier. 1804. 8.; 1809. Vol. II. in 18. Am bekanntesten sind: Le conciliateur, ou l'homme aimable, comédie en 5 actes et en vers. 1791. 8. Teutsch von F. L. Huber in dem neuen franz. Theater. Les femmes, com. en 3 actes et en vers; an III. in 8. Teutsch von Huber im 3. Th. des n. franz. Theat. Les deux Suisses, opéra en un acte 1792. 8., componirt von Gaveau, und ins Dänische übersetzt Kopenh. 1798. 8. Epicure, opera en 3 act. 1800. 8., componirt von Mehul und Cherubini. Was man an seinen Theaterstücken, die voll (mitunter ziemlich gesuchten) Witzes sind, am meisten vermißt, ist Kenntniß der Welt, der Sitten und des menschlichen Herzens, daher sich die wenigsten auf dem Theater erhalten haben. Von dem Gedicht: Le siége de Cythère. Par. 1790. 8., das aus 18 Gesängen bestehen sollte, erschienen nur 6; vollständig hingegen ist ein anderes Gedicht: La liberté du cloitre. Par. 1790. 8. Nach seinem Tode erschienen: Cours de morale, opuscules en vers et en prose et théatre. Par. 1804. 12. ib. 1809. Vol. V. 18., eine mit Sorgfalt veranstaltete Sammlung [3]). (*Baur.*)

DEMOUSTIER, Pierre Antoine, Ingenieur, Oheim des Vorigen, geboren zu Lassigny den 1. August 1735. Er widmete sich besonders dem Brückenbaue und zeichnete sich darin so rühmlich aus, daß er 1791 zum Oberingenieur des Departements der Seine ernannt wurde. Ein großes und prächtiges Werk, in einem kühnen und reichen Style, das unter seiner obersten Leitung 1787—1791 erbaut wurde, ist die Concordien- oder Ludwigsbrücke zu Paris über die Seine *). Auch die pont des arts, pont de l'île St. Louis und die pont du jardin des plantes wurden unter seiner Oberaufsicht gebaut. Er starb 1803 **). (*Baur.*)

DEMPSTER, Thomas, einer von jenen Gelehrten des 16. Jahrh., die im Besitze einer Masse gelehrter Kenntnisse ein unruhiges und viel bewegtes Leben geführt haben. Er stammte aus einer angesehenen schottischen Familie, und war am 23. Aug. 1759 auf Cliftbog, dem Schlosse seines Vaters, des Baron Thomas von Muresk, geboren, der in seiner Ehe mit Johanna Leslie

---

*) Biogr. univ. T. XI. (von Chaumeton). Sprengel Gesch. d. Arzneik. 4. Th. 262. Ersch gel. Frankr.

1) Der Abbé Tressan (gest. 1809 zu Paris) schrieb: Mythologie comparée avec l'histoire. Lond. Vol. III. 8.

2) Man vergl. Millins Urtheil über dieses Werk in den Annal. encyclop. 1817. T. IV. 186. und die Urtheile teutscher Recensenten: Neue Bibl. d. schön. Wiss. 44. Bd. 1. St. 41. Goth. gel. Zeit. ausl. Lit. 1787. S. 273. Neue allg. teutsch. Bibl. 102. Bd. 332. Jen. Litztg. 1806. II. 73. Allg. Litztg. 1806. III. 253. Leipz. Litztg. 1804. II. 984. 3) Eloge par Campenon et Collin d'Harleville in der Decade philos. an. IX. n. 18. u. im Journ. de Paris. an. IX. n. 165. Intbl. d. allg. Ltztg. 1801. No. 112. Ersch's gel. Frankr. s. v. Moustier. Biogr. univ. T. XI. (von Michaud u. Beuchot).

*) Sie ist beschrieben im XIII. Theile dieser Encykl. S. 157 b.

2) Notice sur sa vie et sur ses oeuvr. par Lamandé. an. XI. 8. Biogr. univ. l. c.

29 Kinder erzeugt haben soll, von denen Thomas das vier und zwanzigste war [1]). Schon im 10. Jahre seines Alters begab er sich nach England und studirte einige Zeit im Pembroke-College zu Cambridge; darauf begab er sich nach Paris. Hier beschäftigte er sich fleißig mit den alten Sprachen und der Rechtswissenschaft, und fand freigebige Gönner, bis ihn die Pest von da fort und nach Löwen trieb. Die Jesuiten schickten ihn (Dempster war katholisch) nebst andern jungen Männern nach Rom, wo ihm aber das Klima wenig zusagte und er also bald nach Douay zurückkehrte. Unterstützt durch ein Jahrgehalt, welches ihm Philipp III. von Spanien und der Erzherzog Albert von Östreich, der Statthalter der Niederlande, ausgeworfen hatten, ward er Magister und lehrte zu Tournay die alten Sprachen. Von da begab er sich wieder nach Paris und ward trotz seiner großen Jugend (er war erst 17. Jahre alt) Professor der alten Sprachen an dem Collège de Navarre, nachdem er kurz zuvor Doctor der Rechte geworden war. Sein unruhiger Geist ließ ihn aber hier nicht lange aushalten, er wanderte nach Toulouse, dann nach Nimes und lehrte auf den Akademien beider Städte die alten Sprachen mit vielem Beifalle. In der letztern Stadt gewann er auch, wie er selbst mit Freude erzählt [2]), den Preis in einer öffentlichen Disputation über eine Stelle aus dem Virgilius (Georg. II, 101.). In Nimes, einer hugonottischen Akademie, vermochte er als Katholik sich nicht lange zu behaupten. Denn daß er daselbst die Religion gewechselt habe und Protestant geworden seyn soll, hat schon Bayle [3]) widerlegt. Von dort aus unternahm er eine Reise nach Spanien, ward dann Lehrer des nachmaligen Bischofs von Marseille, Artus d'Espinay, sah sich aber genöthigt, die Stelle wegen der Streitigkeiten, in die er sich mit den Anverwandten desselben eingelassen hatte, wieder aufzugeben [4]). Nun besuchte er sein Vaterland wieder, fand aber seinen Vater todt und scheint auch sonst mit der Aufnahme daselbst nicht wohl zufrieden gewesen zu seyn, so daß er bald wieder nach Paris zurückkehrte.

Hier übernahm er wieder sein früheres Lehramt in den colléges von Lisieux, Grassins, Plessis und Beauvais, und blieb sieben Jahre in Paris. Die Ursache, um welcher willen Dempster Paris verlassen mußte, ist für ihn und für die Zeit gleich charakteristisch. Grangier, Vorsteher des collège de Beauvais, war verreist und hatte Dempster einstweilen zu seinem Stellvertreter ernannt. Ein Schüler des Collegiums hatte einen andern zum Zweikampf herausgefodert, und dafür zog ihn Dempster zur Rechenschaft. Er nöthigte ihn, die Beinkleider bis zu den Schuhen herunter zu lassen und sich auf die Schultern eines starken Mannes zu setzen, worauf er ihn dann Angesichts der ganzen Klasse mit Schlägen tüchtig bearbeitete. Der Jüngling, hierüber höchlich beleidigt, erschien am folgenden Tage in Begleitung von drei seiner Verwandten von Adel, die zugleich Gardes du Corps des Königs waren, im Collegium, sich zu rächen. Sobald Dempster dies erfuhr, ließ er alle Schüler und Diener des Collegiums sich bewaffnen, ließ die Pferde der Edelleute, die am Thore angebunden waren, tödten und trieb die Edelleute so in die Enge, daß diese sich ihm ergeben mußten. Er schenkte ihnen zwar das Leben, hielt sie jedoch einige Tage lang im Glockenthurme gefangen. Als sie aber frei waren, suchten sie sich an Dempster auf alle Weise zu rächen, und da dieser vernahm, daß Zeugen über sein Leben und seinen Wandel abgehört wurden, so hielt er es doch für das Beste, Paris zu verlassen [5]). Er fand darauf einen Zufluchtsort in England, ja seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm den Titel eines königlichen Historiographen, bis ihn die engländische Geistlichkeit, die in ihm den Katholiken haßte, aus der Umgebung des Königs Jakob I. zu entfernen wußte. So verließ er England, aber nicht allein, sondern in Begleitung seiner schönen Gattin Susanna, die er in England geheirathet hatte, um die Professur der Pandecten auf der Universität Pisa anzutreten. Sein Weg führte ihn über Paris. Aber hier erregte die Tracht seiner Frau, die auf der Straße ihren schönen Hals und Busen [nive ipsa candidiores sagt Erythräus [6])] zu bloß trug, einen solchen Auflauf, daß er sich schnell mit ihr in ein Haus zurückziehen mußte. In Pisa lebte Dempster drei Jahre lang vergnügt und geachtet, nur ein Mißgeschick traf ihn, als seine Frau mit ihrer Einwilligung von einem seiner Schüler entführt wurde. Er ertrug dies als ein Stoiker, wie Bayle urtheilt. Aber auch in Pisa konnte der unruhige Dempster nicht bleiben; er legte seine Stelle nieder und nahm dafür die Professur der alten Literatur in Bologna (bei Bayle steht Boulogne) an, wo er sich so wohl befand, daß er auch einen Antrag zu einer juristischen Professur in Padua mit einer Besoldung von 1000 Thalern von sich wies. Hier und schon früher in Pisa verwendete er auch einen Theil seiner Muße auf die Ausarbeitung seines Werks de Etruria regali, wozu ihn besonders Camillo Guidi, ein Edelmann zu Volaterra, veranlaßte und Cosmus II., Großherzog von Toskana, durch große Versprechungen reizte [7]). In der letzten Zeit seines Lebens litt er viel an Kopf- und Gliederschmerzen, erkrankte bedenklich auf einer Reise in den Hundstagsferien und starb zu Butri unweit Bologna den 6. September 1625.

Dempster hatte bei seinen Zeitgenossen den Ruf eines sehr gelehrten Mannes und den Namen einer Bibliotheca loquens, so wie die Meinung von sich, daß er gar nicht wisse, was Vergeßlichkeit sei [8]). Er besaß ein außerordentliches Gedächtniß, hatte erstaunend viel

1) Jöchers Gelehrt. Lexic. Th. II. S. 81. 2) In den Paralipom. zu *Rosin.* Antiq. Roman. V. 3. p. m. 872. 3) Im Art. Dempster T. I. p. 286. Ausg. vom J. 1720. 4) Nicius Erythräus schreibt daher in seiner Pinacotheca Imagin. Illustr. Viror. p. 24.: Homo factus ad bella et contentiones, quippe qui leviter re vel verbo lacessitus continuo ad arma rixasque decurreret: nullum ferme diem a concertatione vacuum praeterire sinebat, quin videlicet cum aliquo vel ferro decerneret vel, si ferrum minus suppeteret, pugnis rem ageret: quo fiebat, ut esset paedagogus omnibus formidabilis.

5) Erythräus p. 24. 6) Ebendaſ. p. 25. 7) M. ſ. Coke's Vorrede zum erſten Theile der Etruria regalis. 8) *Miräus* de script. Saec. XVI. p. 147.

gelesen und war unermüdlich bei der Arbeit, so daß er 14 Stunden bei derselben unausgesetzt beharren konnte. Die Masse seines Wissens war der Form der Darstellung nachtheilig, wie denn auch die Schärfe des Urtheils und der Durchschauungskraft nicht seine glänzendsten Eigenschaften waren [9]). Trotz der Unruhe seines Charakters war er doch als Mensch nicht unliebenswürdig; man rühmt seine Empfänglichkeit für Freundschaft, seine Offenheit und Geradheit, seine Dienstfertigkeit [10]).

Unter Dempsters Werken steht sein Buch de Etruria regali oben an. Diese Untersuchungen über das alte Etrurien waren im Jahre 1619 von ihm beendigt, blieben aber in der großherzoglichen Bibliothek zu Florenz unbenutzt, bis Thomas Coke dieselben zu Florenz im J. 1723 herausgab und den berühmten Philipp Buonarroti zur Theilnahme und zur Beisteuerung vieler Ergänzungen und Berichtigungen bewog [11]). Das Werk kam erst 1726 ins Publikum [12]) und erregte durch die ausgebreitete und vielumfassende Gelehrsamkeit Dempsters große Aufmerksamkeit [13]). Muß nun gleich die neuere Zeit den Mangel an Urtheil und Kritik an dieser Compilation rügen, so bleibt ihrem Verfasser doch das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Gelehrten wieder auf etruskische Geschichte und etruskische Alterthümer hingelenkt und namentlich toskanische Gelehrte zu anhaltenden Arbeiten über das Alterthum ihres Landes veranlaßt zu haben. Auch Otfr. Müller urtheilt ehrenvoll und gerecht über Dempster in der Vorrede zu seinen „Etruskern."

An Wichtigkeit zunächst stehen dieser Schrift die Zusätze Dempsters zu Roßfelds (*Rosinus*) Antiquitates Romanae. Diese Paralipomena oder Farrago variarum doctarum observationum erschienen zuerst 1613 und finden sich dann in allen folgenden Ausgaben des Roßfeldschen Werkes [14]). Eine große Belesenheit hat Dempster auch hier an den Tag gelegt und zur Vervollkommnung des genannten Werks, wie verschieden dasselbe auch beurtheilt ward [15]), für seine Zeit gewiß viel beigetragen. Das dritte Werk von Bedeutung sind Dempsters Zusätze zu Bened. Accolti's Schrift de bello a Christianis contra Barbaros gesto pro Christi Sepulcro et Judaea recuperandis, die zuerst im J. 1623 erschienen [16]) und Berichtigungen aus gleichzeitigen Schriftstellern enthalten. Seine übrigen Schriften sind: Calendarium Romanum im achten Bande von *Grävius* Thesaur. Antiquit. Roman.; de juramento libri III. (Bononiae 1623. 8.); *Κέφαντος καὶ ὄβελος* in libr. IV. Instruct. (Bonon. 1622. 8.); eine Ausgabe des Claudianus (Flexiae 1607. 8.), deren Anmerkungen viel Ungehöriges enthalten sollen, die aber selbst sehr selten ist; ferner seine Ausgabe des Corippus de laudibus Justini Augusti Minoris (Paris 1610. 8.) [17]), die ohne großen Werth ist. Auch lateinische Briefe und Gedichte von ihm sind gedruckt. Zur Literargeschichte gehören sein Apparatus ad historiam Scotiae oder Catalogus Scriptorum Scotiae (Bonon. 1622.), die Historia Ecclesiastica gentis Scotorum (Bonon. 1627.) und das Menologium Scotiae (Bonon. 1627. 4.). Diese Bücher aber werden für sehr unzuverlässig und ungenau gehalten [18]). Bayle gibt auch an, daß mehre seiner Bücher von der römischen Inquisition verboten worden wären, und setzt hinzu: les emportemens de sa plume étoient fort propres à l'exposer à cette disgrace. (*K. G. Jacob.*)

DEMSUS, wal. Diemschu, Dorf im Großfürstenthum Siebenbürgen, Hunyader Gespansch., Hatzeger Kreis, Demschuscher Bezirk. Dieses unbeträchtliche, ungefähr 7½ Stunde von Deva entfernte, walachische Dorf ist der Alterthümer wegen merkwürdig, welche sich um und bei demselben vorfinden. Die walachische Kirche ist ein, wenn gleich nicht selbst von den Römern, doch wahrscheinlich von den Landeseinwohnern noch vor der Einführung des christlichen Kultus aus römischen Trümmern erbauter Tempel. Überhaupt verdiente diese Gegend von gelehrten Alterthumsforschern genauer untersucht zu werden, um die Überreste früherer kultivirterer Zeiten vor dem zerstörenden Vandalismus der jetzigen Bewohner zu retten. (*v. Benigni.*)

DEMUCHOS, ein Sohn des Philetor, vom Achilles getödtet. Hom. Il. XIX, 421. (*Richter.*)

Demurki s. Tumurki.

DEMUTH ist die Tugend einer mäßigen, bescheidenen, andere Nebenmenschen nicht verachtenden Selbstschätzung, und dem Hochmuth entgegengesetzt. Sie entspringt am natürlichsten aus der Wahrnehmung menschlicher Schwäche und Begrenztheit, die sich nothwendiger Weise aufdringt, sobald sich der Mensch im Verhältniß

9) Homo multae lectionis, sed nullius plane judicii, urtheilt Ussher — wol etwas zu streng — in den Antiquit. Brit. Eccles. cap. 1. 10) *Miräus* l. c. p. 161. Andere Schriften über ihn sind in *Fabricius* Bibliogr. Antiq. p. 57. genannt. 11) *Thom. Dempsteri a Muresk, Scoti*, Pandectarum in Pisano Lyceo Professoris Ordinarii, de Etruria Regali Libri VIII. Nunc primum edi curante *Thoma Coke*, M. Brit. Armig. Tom. I. Florent. 1723. Tom. II. ib. 1726. fol. Cum tabb. aen. maior. 95. praeter minores passim insertas, et cum tab. geographica. Buonaroti's Anmerkungen stehen am Ende des zweiten Bandes. 12) Vergl. *Maffei* Osservazioni letterarie Tom. IV. p. 6. 13) M. s. *Meusel* Biblioth. Histor. Vol. IV. P. I. p. 21—24. 14) Außer der Pariser Ausgabe vom Jahr 1613 wurden diese Anmerkungen gedruckt Genev. 1620. 4. und 1658. 4., zu Köln 1645. und 1662. 4. Dann stehen sie auch in der vollständigsten Ausgabe des Rosinus, die Cornel. Schrevelius zu Leyden 1663. 4. besorgte, so wie in der spätern Ausgabe zu Genf 1668. 4., zu Amsterdam 1685. 4., zu Utrecht 1701. 4. und zu Amsterdam 1743. 4. 15) *Reinesius* Varr. Lect. p. 58. und dagegen *Fabricius* Bibliogr. Antiquar. p. 57.

16) Die neueste Ausgabe ist: *Bened. Accolti* de bello a Christ. contr. Barb. gesto pro Christi Sepulcro et Judaea recuperandis. *Th. Dempsterus*, J. C., Baro a Muresk, Scotus, cum aliis scriptoribus collatos, notis non vulgaribus illustravit; nunc denuo ad exemp'ar Florentinum MDCXXIII. ab innumeris et foedissimis mendis expurgatum, emaculatius recudendos curavit *Henr. Hofsnider* cum indice satis luculento. Groningae (bei Jöcher l. 82. steht Göttingen) 1731. 8. Vergl. Meusel a. a. O. Vol. II. P. 2. p. 199 sq. 17) *Cl. Crescentii Corippi* de laudibus Justini Augusti minoris heroico carmine libri IV. *Th. Dempsterus* recens., lacunas supplevit, mendis expurgavit, commentar. adiecit. His accedit Const. Manassis carmen politicum in Justinum minorem quod nunc primum prodit cum versione metrica *Frd. Morelli*. Paris. apud Petr. Rezé. 1610. 8. 18) *Baillet* Jugem. des Savans p. 188. und Bayle a. a. O.

zu Gott, dem Schöpfer des Universums, betrachtet. Alle Vorzüge, deren sich das Geschöpf bewußt werden kann, sind alsdann eine Gabe Gottes, schätzbar als solche, aber nicht zum eigenen Ruhm und eigner Überhebung, sondern zum Preise und Danke für die Güte dessen, der Himmel und Erde gemacht hat. Der wahrhaft religiöse Mensch wird deshalb auch stets von Herzen demüthig seyn, zumal wenn er bei Erforschung seines Innern findet, wie viel ihm noch zur Vollkommenheit im Gebrauche der Gaben, die ihm Gott verliehen, fehle, und wie sehr er fortwährend nach einer höhern Stufe der Sittlichkeit und Wohlgefälligkeit vor Gott zu streben habe. Es verbindet sich damit die Unterwerfung unter den göttlichen Willen und die Stärke des Ertragens von Leiden und Widerwärtigkeiten, welche die göttliche Vorsehung dem Einzelnen auferlegt. Demuth ist daher ganz besonders eine christliche Tugend und wird in den Sittenlehren der heidnischen Philosophen nicht unter den Cardinaltugenden erwähnt. Der stoische Weise, dessen Bild als das Muster aller menschlichen Vollkommenheit aufgestellt wurde, enthält keine Züge der Demuth, er verläßt sich auf die eigene Kraft, selbst im härtesten Kampfe mit dem Schicksal und bis zum eignen Untergange, dem er gleichmüthig und im Gefühl der Stärke seines über Äußerlichkeiten siegreichen Willens entgegensehen soll.

Demüthige Gesinnung ist keineswegs zu verwechseln mit dem Mistrauen in die eigene Kraft oder mit einer Selbstgeringschätzung, welche auf das Ehrgefühl schwächend einwirken könnte. Letztere rauben der Sittlichkeit ihre Haltung und ihren angebornen Adel. Vielmehr wird der Demüthige im Vertrauen auf Gott sein ihm verliehenes Maß von Kraft gebrauchen und mächtig werden in seinem Geiste, auch die Ehre vor Menschen der höheren Ehre vor dem Auge des Allwissenden und seinem Gewissen unterordnen.

Wenn es in der heil. Schrift heißt: „Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander einer den andern höher als sich selbst" (Phil. 2, 3.); so ist hier die sicherste Grundlage der geselligen Gemeinschaft unter den Menschen angedeutet. Wo die Demuth fehlt und der Hochmuth herrscht, strebt alles feindselig gegen einander, und es wird kein Friede zu finden seyn. Nach der christlichen Ansicht geben weder äußere Vorzüge, als Macht, Reichthum ꝛc., noch auch innere geistige Vorzüge, als Gelehrsamkeit, Redefertigkeit ꝛc. einen höhern Rang im Reiche Gottes, und niemand darf sich dieser Dinge überheben, die ihm ja ohnehin nur als ein Geschenk vom Schöpfer zum Lebensgebrauch verliehen sind. Was also jeder besitzt, wird vom andern werthgeschätzt, jeder wirkt mit dem Maß seiner Gabe zur Verherrlichung des Schöpfers und für die Zukunft, und sein Verdienst wird nicht durch äußern Glanz bestimmt, sondern durch innere Bedeutsamkeit und die gerechte Würdigung eines unsichtbaren Herrschers und Gesetzgebers. Die stille friedliche Gemeinschaft der ersten Christengemeinden gibt ein schönes Beispiel des demüthigen Sinnes, obwol zum Theil auch Eitelkeit und Hochmuth schon allerlei Spaltungen erzeugten, die in der spätern christlichen Kirche noch stärker zum Vorschein kamen.

Ungemein widerlich ist es, wenn eine falsche Demuth sich den Schein der Frömmigkeit geben will und andere dadurch zu täuschen trachtet. Sie geht alsdann über in niederträchtige Schmeichelei und Heuchelei, hinter denen sich Hochmuth und andere Laster verbergen, weil der Hochmuth, so wenig er auch dem sterblichen Menschen ziemt, eine nicht geringe Herrschaft über die Gemüther behauptet; so sind starke äußere Zeichen von Demuth, ein niedergeschlagener Blick, auffallende Vernachlässigung der Kleidung und des Anstandes, eine gesuchte Hingebung an fremde Ansichten und Zwecke dem Menschenkenner verdächtig, und die Tugend der wahren Demuth ist oft in religiösen Orden und Gesellschaften wenig zu finden gewesen, welche doch zur Beförderung derselben gestiftet wurden. Wäre das Demüthige des Betragens blos eine Folge des Gefühls von Schwäche oder Untüchtigkeit, so verlöre es dadurch seinen Werth und seine Achtung.

Als erhabenstes Beispiel der Demuth bei großer Kraft des Geistes, dürfen uns Christus und seine Apostel vorleuchten. Sie könnten die Stifter dieser Tugend auf Erden genannt werden, und wo der Anblick ihres Lebens und Sterbens einen unvertilgbaren Eindruck auf das Gemüth machte, da erscheint unter den übrigen christlichen Tugenden auch diese besonders anempfohlene als Wurzel echter Frömmigkeit und eines gottgeweihten Lebens. (*Köppen.*)

DENAIN, ursprünglich Duonening oder Duhens, Marktflecken des französischen Norddepartements, Bezirk von Douay, auf dem linken Ufer der Schelde, 1½ Stunde von Valenciennes, in dem alten Ostrevant gelegen, hatte ein berühmtes Damenstift, welches 750 oder 764 von dem h. Adalbert, Grafen von Ostrevant, und von seiner Gemahlin, der h. Regina, für Benedictinernonnen, oder eigentlich für ihre zehn Töchter gestiftet wurde. Adalbert vergabte alle seine Güter und namentlich die Grafschaft Ostrevant an sein Gestift, Regina aber, die man für König Pipins Nichte hält, nahm in demselben nach ihres Herren Tode den Schleier. Nicht nur sie selbst und ihr Gemahl, sondern auch ihre zehn Töchter, von welchen die älteste, Reginfredis, des Klosters erste Äbtissin geworden ist, werden als Heilige verehrt. Gegen Ende des 11. Jahrh. gerieth dieses Kloster in argen Verfall, wurde von seinen Bewohnerinnen verlassen und mit weltlichen Chorherren besetzt, bis Graf Balduin III. von Hennegau auf des Bischofs Gerhard II. von Cambray und des Abtes Leduin von St. Waast Bitte, die alte Ordnung der Dinge wiederherstellte und abermals hier eine Jungfrauen-Gemeinde einführte, die er der Regel des h. Benedicts und der Aufsicht der Äbtissin Irmentrudis unterwarf. Wie anderwärts, wurde auch hier allgemach die Regel abgeworfen und aus dem Kloster erwuchs ein weltliches Damenstift. Die Stiftsfräulein, der Zahl nach 18, hatten 8 Ahnen zu beweisen. Sie waren beinahe wie die Damen von Nivelles gekleidet, nur daß sie statt der Halskrause ein Halstuch mit drei schwarzen Schleifen trugen, und außer dem

Chor über den Kleidern an einem schwarzen, goldgestickten Bande eine goldene Medaille mit der h. Reginfredis Bildniß. Ein Gelübde hatten diese Fräulein nicht abzulegen, sie konnten heirathen, wenn sie nur dem Kapitel für empfangene Ehre und Wohlthaten gedankt hatten, mit alleiniger Ausnahme der Äbtissin, deren Gelübde, wie überall, als unauflöslich betrachtet wurde. Die Äbtissin hatte 6000, das Kapitel 14000 Pf. Einkünfte, so daß auf eine einfache Präbende nicht viel über 700 Livres kamen. Alle Präbenden wurden von dem Könige von Frankreich, als Grafen von Hennegau, vergeben, er ernannte auch die Äbtissin aus den drei von dem Kapitel in Vorschlag zu bringenden Individuen. Obgleich die Grafschaft Ostrevant längst verloren war, so empfing dennoch die Äbtissin den Titel einer Gräfin von Ostrevant. Die Stiftskirche war der h. Reginfredis geweihet. In dem Laufe des spanischen Successionskrieges war der Marktflecken Denain von den Alliirten befestigt worden, um die großen Magazine in Marchiennes und folglich die Belagerung von Bouchain und Landrecies zu decken. Villars war entschlossen, um jeden Preis den Entsatz von Landrecies zu bewerkstelligen; weil er aber verzweifeln mußte, die Belagerer in ihrer trefflichen Stellung zu überwältigen, so richtete er sein Augenmerk auf das weniger verwahrte Denain. Als Einleitung diente ihm eine Reihe künstlicher Bewegungen, wodurch er den Prinzen Eugen wegen seiner Stellung vor Landrecies beunruhigte und veranlaßte, mehre Truppen aus der Postirung von Denain abzurufen, um die Hauptarmee zu verstärken. Nachdem dieses erreicht, warf sich Villars am 24. Juli 1712 mit seiner ganzen Macht auf Denain, und sein Angriff war so ungestüm, daß binnen zwei Stunden die Verschanzungen erstiegen und ihre Vertheidiger, 19 Bataillone Infanterie und 1200 Reuter, erschlagen oder gefangen waren. Unter den Gefangenen befand sich der Graf von Albemarle selbst. Dies an sich unerhebliche Ereigniß, dessen Bedeutung aber schon am 30. Juli durch die Einnahme von Marchiennes mit allen seinen Magazinen gar sehr erhöhet wurde, hatte nicht nur die Aufhebung der Belagerung von Landrecies zur Folge, sondern es gingen auch für die Alliirten alle Resultate der mühsamen und glorreichen Feldzüge in den Niederlanden von 1708 an verloren. (*v. Stramberg.*)

DENAISIUS, Peter, den 1. Mai 1561 zu Straßburg geboren, widmete sich dem Studium der Rechte und ging, nachdem er die juristische Doctorwürde erlangt hatte, als Gesandter nach Polen und England. Spätershin ward er als Assessor bei dem Kammergerichte zu Speier angestellt. Er starb den 20. Sept. 1616 zu Heidelberg, mehre juristische Werke hinterlassend, von denen er aber einen Theil kurz vor seinem Tode verbrannt haben soll. Zu diesen Werken gehören: de jurisdictione Camerae Spirensis, de jure meri imperii u. s. w. Auch als Dichter scheint er unter seinen Zeitgenossen beliebt gewesen zu seyn. Er gilt in der Geschichte der teutschen Poesie gewöhnlich als ein Vorläufer von Opitz, der durch ihn zu einem reinen und regelmäßigen Versbau geführt seyn soll. Da eine Sammlung seiner Gedichte nicht vorhanden ist, so läßt sich sein Talent zur Liederpoesie nur aus einem Hochzeitsgedichte beurtheilen *), das von Gewandtheit des Ausdrucks in Sprache und Vers und daneben von echt vaterländischer Gesinnung, weit weniger aber von Phantasie und poetischem Geiste zeugt **). (*Heinr. Döring.*)

DENARIUS, eine römisch-griechische Münze in Silber und in Gold, und zugleich ein Gewicht, wie das wol die ältesten Münzen seyn konnten. Er hatte nicht zu allen Zeiten gleiche Schwere, aber wol gleichen Werth oder gleiche Geltung. Die Finanznoth zwang die Römer, je nachdem Krieg oder Unfälle an den Stat größere Foderungen machten, oder die Schulden der Unterthanen zu drückend wurden, ihn von Zeit zu Zeit immer leichteren Gewichts ausprägen zu lassen. Um das Gewicht und den Werth des Denars in den verschiedenen Zeiten so genau als möglich bestimmen zu können, darf man einen Blick in die alte römische Münzkunde nicht scheuen.

Die ersten römischen Münzen vom König Servius Tullius hatten gerade das Gewicht und den Werth, den ihr Name bestimmte, weil man früher das Metall nicht prägte, sondern wog und größere Summen auch später wog. Der Handelsverkehr machte kleinere Münzen nöthig, und man prägte auf sie einen Stier, ein Lamm u. a. — pecus —; daher ihr Name pecunia [1]). Sie waren von Erz, aes, aes rude, rohes Erz. Das Pfundgewicht, libra, war bisher beim Wägen gewöhnlich gewesen und wurde der Maßstab bei Bestimmung des Gewichts für kleinere Münzen. Sie hießen Asses von Aes, As, und weil man aus einem Pfunde, das 12 Unzien oder 24 Loth hielt, 12 Asses oder zwölfothige Münzen prägte, nannte man diese Asses librales. Der Stoff, aus welchem, und das Gewicht, nach welchem sie gemünzt wurden, gaben ihnen Namen und Werth. Die Übersicht derselben ist hier nöthig. Wenn eine Uncia den zwölften Theil eines As, also zwei Loth enthielt, so enthielt Semiuncia den vier und zwanzigsten Theil eines As, also nur ein Loth. Danach wog

deunx	11	Unzen,	die	gleich	waren	$\frac{11}{12}$	As	oder 22	Lothen,
dextans	10	"	"	"	"	$\frac{10}{12}$	"	" 20	"
dodrans	9	"	"	"	"	$\frac{9}{12}$	"	" 18	"
bes	8	"	"	"	"	$\frac{8}{12}$	"	" 16	"
septunx	7	"	"	"	"	$\frac{7}{12}$	"	" 14	"
semis semissis	6	"	"	"	"	$\frac{6}{12}$	"	" 12	"
quincunx	5	"	"	"	"	$\frac{5}{12}$	"	" 10	"

*) Man findet es abgedruckt in der Samlung der Zürcherischen Streitschriften. Bd. 3. St. 9. S. 7. **) S. *Hippolyti a Collibus* Memoria Denaisiana in *L. C. Miegii* Monumentis pietatis et literarum. Francof. 1702. P. II. p. 109. Claudii Sinceri Leben großer Juristen. Wittenberg 1713. Th. I. S. 98. Morhofs Unterricht in der teutschen Sprache und Poesie. Th. 2. S. 385. Jöchers allgem. Gelehrtenlexikon Th. 2. S. 82. Lindners Nachrichten von M. Opitzens Leben u. Schriften. Th. I. S. 163. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 1. S. 376 u. f. Bd. 6. S. 19. Heinr. Dörings Gallerie teutscher Dichter u. Prosaisten. Bd. 1. S. 217. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 10. S. 45. 51. Raßmanns literar. Handwörterbuch der verstorbn. teutschen Dichter u. s. w. S. 24.

1) *Ovid.* Metam. V. 281. *Plin.* H. N. XXXIII, 3. *Varro* de R. R. II, 1.

triens	4 Unzen,	die	gleich	waren	$\frac{4}{12}$	As	oder	8	Lothen.
quadrans	3	=	=	=	$\frac{3}{12}$	=	=	6	=
sextans (dupondius)	2	=	=	=	$\frac{2}{12}$	=	=	4	=
uncia	1	=	=	=	$\frac{1}{12}$	=	=	2	=

Meist wurde das Erz gewogen, und das Gewicht entsprach dem Werthe. Man nannte es aes grave, bezeichnete damit große Massen ungemünzten Erzes [2]) und unterschied das alte schwere Geld von dem jüngeren leichten [3]). Im ersten punischen Kriege (a. u. 490 — 514) war in Rom der Geldmangel so groß, daß man leichteres prägen mußte und zwar von gleichem Werthe, valor, um die Statsausgaben zu bestreiten und die Schulden zu tilgen. Das As, welches sonst ein Pfund oder 24 Loth gewogen hatte, wurde zu 4 Loth, sextantario pondere, ausgeprägt, so daß von dem in die Münze eingelieferten Erze der Stat fünf Sechstheile gewann und ein Sechstheil wieder gab. Die anderen obengenannten Münzen verloren nach diesem Verhältnisse [4]). Nach dem Eindringen Hannibals ins römische Gebiet (537 a. u.) prägte man das As sogar einlöthig und der Stat gewann abermals die Hälfte. Das Gesetz des Papirius (ungefähr 563 a. u.) setzte das As auf ein halbes Loth herab und es gab Asses *semiunciales*.

Nach diesem Münzfuß richtete sich auch meist der Werth der Silbermünzen, welche fünf Jahre vor dem ersten punischen Kriege (485 a. u.) geschlagen wurden. Der Denar von decem aera — nach Denaren rechnete man früher gewöhnlich, nach Sestertien später — kam an Werthe zehn Pfunden Erz gleich, daher auch sein Name; der Quinar fünf Pfunden — ein halber Denar — und der Sestertius zwei und einem halben Pfund — ein Viertel-Denar. Das reine Silber verhielt sich zum Erz wie 1 zu 10; es stand im hohen Werthe. Deshalb setzte es auch der Volkstribun Livius Drusus durch, daß die Silbermünzen mit dem achten Theil Kupferzusatz ausgeprägt (legirt) wurden. Unter der Dictatur des Quintus Fabius Maximus (537 a. u.) prägte man den Denar — wie früher das As in Erz — zu sechzehn um $\frac{5}{6}$ leichtere Asses aus, gab aber dem Militair den Sold, einen Denar, im alten Werth. Nach Plautus [5]) erhielt der Soldat von 537 a. u. an täglich 3 Asses [6]); nach Veränderung des Denargewichts zu 10 Asses empfing er 5 oder $\frac{1}{3}$ Denar; Julius Cäsar verdoppelte den Sold und so wurden es 10 Asses, also ein Denar [7]). Auf die eine Seite war das Bild einer biga, eines Wagens mit 2 Pferden, oder auch einer quadriga, eines Wagens mit 4 Pferden, und auf der andern die römische Chiffer X geprägt. Von einem spätern Prägesatze der Denare ist nichts bekannt [8]).

Nach dem Gewicht kann auch der wahre Werth bestimmt werden. Dieses war zu verschiedenen Zeiten ein anderes, so auch ihr Werth ein anderer. Unter den Consuln war der Denar schwerer als unter den Kaisern, denarius consularis, imperialis. Zu Augustus Zeit mag er noch wenig an Gewicht verloren haben. Man prägte aus einer Uncia sieben Silberdenare [9]); unter Tiberius und Claudius aus einem Pfunde Silber 84, wie die Griechen 84 Drachmen, die ihnen ganz gleich geschätzt wurden, obgleich noch zwischen beiden ein kleiner Unterschied statt findet [10]). Von Nero bis auf Domitian wurden von einem Pfunde 96, also leichtere Denare geprägt [11]). Gewicht und Reinheit bestimmen ihren Werth. Bis auf Kaiser Severus mag es wol noch nicht zu stark versetzt worden seyn, später aber nur zu stark, um den Statsschatz zu bereichern, vorzüglich unter Septimius Severus, Caracalla, so daß unter Alexander Severus nur ein Theil Silber und zwei Zusatz gerechnet wurden. Von den Zeiten des Kaisers Claudius Gothicus bis zu denen Domitians waren Silbermünzen in Rom selten und verfälscht.

Nach der Cöllnischen Mark, 16 Loth Silber, aus welcher 20 Gulden geprägt werden, möchte bei gleicher Reinheit des Silbers der Denar 5 Gr. $\frac{11}{12}$ Pf. [12]) oder 5 Gr. $1\frac{1}{17}$ Pf. und, um große Summen leichter zu berechnen, zu 5 Gr. und 4 Gr. in verschiedenen Zeiten anzunehmen seyn [13]).

Auch Golddenare prägte man in Rom [14]), wie überhaupt Gold 62 Jahre später (547 a. u.) als Silber aus. Man schätzte den Skrupel Gold 20 Sesterzen gleich, und der Stat gewann bei dem dermaligen Prägesatze 900 Sesterzen. Aus einem Pfunde wurden 40 Denare gemünzt, später etwas leichter, unter Nero 45. Genau läßt sich nicht angeben, wie viel in frühern Zeiten ein Golddenar gewogen, in der spätern ist es möglich. Hartmann [15]) berechnet den Golddenar nach dem dreifachen Werthe des silbernen, nach dem größeren und geringeren Goldwerthe a) von 2 Rthlr. 3 Gr. $2\frac{1}{6}$ Pf. bis 4 Rthlr. 11 Gr. $5\frac{3}{4}$ Pf. (den Silberdenar zu 5 Gr. $1\frac{1}{17}$ Pf. gerechnet); b) von 2 Rthlr. 2 Gr. bis 4 Rthlr. 9 Gr. (den Silberdenar zu 5 Gr.); c) von 1 Rthlr. 16 Gr. bis 3 Rthlr. 12 Gr. (den Silberdenar zu 4 Gr. angenommen). Noch finden sich viele römische Gold- und Silberdenare in Münzkabinetten, vorzüglich in Wien.

Der Denar, als Gewicht betrachtet, erhielt seine Schwere durch ihn als Münze, oder umgekehrt. Das

2) *Servius* ad *Aen.* VI, 862. 3) *Liv.* IV, 41. 60. V, 12. *Senec.* ad *Helvid.* c. 12. 4) *Festus* s. v. aes grave. *Plinius* H. N. XXXIII, 13. 5) *Mostell.* II, 1, 10. 6) *Polyb.* VI, 39 ff. 7) *Sueton.* Jul. Caes. 23. *Wurm*, de ponderib. num. etc. Stuttgard. 1822. p. 23. 8) Volusius Maecianus, ein Rechtskundiger zur Zeit der Antonine, schreibt: Denarius primo asses decem valebat, quinarius dimidium eius, sestertius $2\frac{1}{2}$ asses, nunc denarius sedecim victoriatus et quinarius octo, sestertius quatuor asses valet. *Wurm* l. l. p. 22.

9) *Cornel. Celsus* de re med. V, 17. Sciri volo, in uncia pondus esse septem denariorum. 10) *Plin.* H. N. XXXIII, 9. Böckh Haushaltung. Bd. 1. S. 19. Not. 59. 11) *Galen.* de ponder. ac mens. c. 10. u. 14. Libra habet uncias 12, denarios 96. 12) Die genauere Berechnung des Gewichts und Werthes zu verschiedenen Zeiten giebt Große Metrol. Tafeln. S. 306. 308. Gewöhnlich nimt man den Werth nach Rambach, Potters Archäol. Thl. 3. S. 142. 148. zu 5 Gr. $1\frac{5}{17}$ Pf. 13) H. C. Hartmann Übersicht d. altröm. Münzen. S. 4. berechnet bis 60,000000 Denare. 14) *Plin.* H. N. XXXIII, 13. Die Stelle ist verdorben und hier nur beweisend, wenn das M vor XL, welches die meisten Codd. haben, unecht ist, X aber das Prägezeichen an seine Stelle kommt, wie die Bip. hat. 15) Übersicht S. 15.

römische Pfund wog 96 Denare, der Denar also ein Viertel unsers Lothes, auf einen Denar rechnete man 3 Skrupel [16]). (Hasselquist.)

DENAT, Danet, Marktflecken in dem Bezirk Alby des franz. Depart. Tarn, am Arson, mit 350 Einwohnern. (Lk.)

DENBELI, Benennung einer in Vorderasien ausgebreiteten Völkerschaft von einer eigenthümlichen Religionspartei, welche ein Zweig der Secte der Jesidis ist. Diese Denbelis, ein Sproß des Stammes Jahhjâ, vor Alters Unterthanen eines syrischen Fürsten Namens 'Isa, von da ausgegangen aber und sich in die Dienste eines persischen Königs begebend, von welchem ihnen die Gegend Segmânâbâd in dem heutigen Paschâlik Wân im Districte der Stadt Chawi (Chuwi, Chuwa, Chôi), einer bekannten Stadt im armenischen Theile von Aderbidschân, eingeräumt ward, seitdem vormals und noch jetzt zuweilen Segmânen geheißen, traten erst, nachdem sich noch andere Stämme zu ihnen geschlagen und ihre Anzahl beträchtlich vermehrt hatten, unter dem seiner sprachlichen Abstammung nach bis jetzt unbekannten Namen Denbeli auf, unter welchem sie bis auf den heutigen Tag allgemeiner bekannt sind. Ein Theil von ihnen besaß eine Zeit lang die eben genannte Stadt Chawi; es haben ihnen auch der von Nachdschiwân in der armenischen Provinz Arrân abhängige District Owâtschik, das Thal Kutur und Ibka, der District Suleimânßerât und das Thal Alâkis, unter Nachdschiwân und Schurûr gehörig, zugehört, welche Gegenden, als sie durch oßmanische Kriegsheere verwüstet waren, ihnen von den persischen Königen eingeräumt wurden. Die oßmanischen Sulthâne bestätigten ihnen diese Besitzungen und fügten denselben noch den District Dschâldirân oder Tschâldirân (s. altes und neues Vorder- und Mittelasien. Bd. I. Leipz. 1795. S. 492) hinzu. Fünfhundert Familien vom Stamme der Denbelis hielten bei dem Sulthân Murad IV., als derselbe im Jahre 1635 Erîwân einnahm, während er am Strom Araß (Araxes) sein Lager hatte und nach Tebris aufbrechen wollte, um Ländereien an, und der Sultan räumte ihnen auf ihr Gesuch die verlassenen Dörfer und verwüsteten Ländereien im Districte Arsendschân ein.

Die Denbelis waren, wie schon bemerkt, ursprünglich Jesidis in Hinsicht der Religion, d. i. sie waren Anhänger des Scheich Hadi, sind auch bis heutzutage in dieselbe Kategorie zu setzen, haben sich von den Jesidis nur in einigen Glaubens- und Lebens-Grundsätzen abgezweigt und sind gleich ihren Glaubensverwandten, den reinen Jesidis (welche auch Dawâsin genannt werden und in zahlreichen Stämmen viel weiter über Asien, namentlich besonders in Mesopotamien, auf den nahe an einander grenzenden Bergen Sindschâr und Midiâd oder Dschebel Thôr und anderwärts der mesopotamischen Pflege, desgleichen in ganz Kurdistân, auch in Armenien, im babylonischen 'Irâk und in Syrien, unter Muhammedanern, Juden und Christen ausgebreitet wohnen), weder Muhammedaner, noch Juden, noch Christen, noch Heiden, sondern eine, vermöge ihres jesidîtischen Ursprungs zwar ursprünglich aus dem Islam ausgegangene, aber von diesem, so wie von dem Judenthume und der christlichen Kirche durchaus unterschiedene und getrennte eigene Religionspartei. Den Moßlemen (Muhammedanern) sind sie, wie die Jesidis überhaupt, mit Fluch belegte Freigeister und verhaßte Ketzer, woher auch die Beiden von den Moßlemen gegebene Benennung Jezidi stammt, weil sie beide einen und denselben anti-islamischen Sectenstifter als ihren Glaubensherrn verehren, nach dessen zwischen 'Aker und Moßul (Mauzul) belegenem Grabe sie auch wallfahrten, und weil sie beide den Chalifen Jesid der Dynastie der Ommiaden (Jezid Ben Mo'awiah), welcher mit blutiger Verfolgung gegen die Familie des angeblichen Propheten Muhammed, den Stifter des Islam, wüthete und welchem daher die Moßlemen fluchen, in besondern Ehren halten, auch im Islam als Verehrer des Teufels gelten. Unter diesen Umständen, auch schon deswegen, weil die Muhammedaner, besonders die Sunniten, die 'Oßmanen oder Türken also, in ihren Ländern nur denen freie Religionsübung gestatten, welche göttliche Bücher haben, sind weder die Denbelis noch die übrigen Jesidis geduldet und müssen jene wie diese die Grundlehren ihrer Religion sehr geheim halten. Sie verfahren daher wie die Drusen, daß sie sich hier für Muhammedaner, dort für Christen oder für Juden ausgeben. Diese Verhüllung in strenge Unerkanntheit, wozu sich diese Glaubensgenossen ihrer persönlichen und politischen Sicherheit halber genöthigt finden, auf der einen Seite und auf der andern Seite der Haß der Moßlemen gegen deren anti-islamisches Glaubensbekenntniß, wie gegen alle anderen dergleichen ihnen verhaßte ketzerische Parteien im Schooße des Islâm, wonach den Berichten der muhammedanischen Schriftsteller über das Glaubens- und Sitten-System der Jesidis überhaupt sowol, als der Denbelis, wegen unbegründeter Beschuldigungen und Verläumdungen nicht schlechthin und unbedingt zu trauen ist, auch noch außerdem der Umstand, daß die Reisebeschreiber, den einzigen Otter ausgenommen, die Denbelis von den übrigen Jesidis entweder gar nicht oder nicht genau unterscheiden, sondern von beiden meist nur unter dem Namen Jesidis sprechen; das alles ist Ursache, daß wir sowol von der Religion der reinen Jesidis, als von dem System der Denbelis bis jetzt noch keine befriedigende Kenntniß erlangt haben und auch sobald nicht erlangen werden, also in diesem Punkte irgend ein günstiges Ereigniß erwarten müssen. Das ist inzwischen, außer dem, was bereits angegeben, gewiß, daß die Denbelis wie die Jesidis, deren Zweige sie sind, ihre Grundsätze auf keine schriftliche Offenbarung stützen, keine Heiden d. i. keine Götzendiener sind, eine Vergeltung, Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode glauben, in ihren religiösen Vorstellungen, Grundsätzen und Gebräuchen viel mystisches haben und solches unter gewissen, vornehmlich aus dem Thierreiche entlehnten hieroglyphischen Bil-

16) Große a. a. O. S. 306. 308. Potter Archäol. Thl. 3. S. 142. 148.

dern verstecken, sich gleich den Juden und Muhammedanern der Beschneidung bedienen, sich des Weines und anderer geistigen Getränke enthalten. Daß sie den Teufel anbeten und ihn Tschelebi, d. i. den Herren nennen, und daß sie in nächtlichen Zusammenkünften nach ausgelöschten Lichtern sich ohne Unterschied der Verwandtschaft und des Geschlechts in Wollust vermischen, sind theils aus Mißverständniß, theils aus Bosheit entstandene, nicht nur sie, sondern die Jesidis überhaupt verunglimpfende Beschuldigungen von Seiten ihrer Religionsgegner. Die Denbelis wie die Jesidis wollen blos des Teufels nicht gern gedenken, vermeiden denselben mit Namen zu nennen und seinen Namen nennen zu hören. Ihre nächtlichen Versamlungen aber sind theils den Versamlungen der ersten Christen ähnliche Mysterien, theils sind sie Folge der Verfolgung und der Nothwendigkeit, den Unterricht in der Religion und die eigenthümlichen Religionsgebräuche und heiligen Übungen geheim zu halten. (*Wald.*)

DENBIGH, Grafschaft in Nordwales in England, zwischen 13° 25′ bis 14° 30′ ö. L. und 52° 42′ bis 53° 18′ n. B. gelegen, im N.O. an Flint, im O. an Cheshire und Flint, im S.O. an Shrop, im S. an Montgomery, im W. an Merioneth und im N.W. an Caernarvon grenzend; eine Parzelle, die Gemeinde Careghova, liegt abgesondert zwischen Shrop und Montgomery. Der Flächeninhalt beträgt nach Arrowsmith 31,80 geogr. oder 685 engl., nach Lapie 31,21 oder 670 engl. Q. M., die etwa 410,000 Acres enthalten. Die Landschaft ist zum Theil gebirgig, indem hier das Waleser Gebirg einige seiner höchsten Gipfel aufthürmt; sie öffnet in ihrer Mitte das herrliche Thal von Clwyd, die romantischste und deshalb besuchteste Partie von ganz Wales. Der Boden wird von dem Dee, Conway und Clwyd und deren Seitenflüssen bewässert; der Ellesmere-Canal zieht sich tief in das Land hinein. Die Luft ist rein, aber scharf und kalt, weil die Gebirge einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Die Produkte beschränken sich auf Getreide (Gerste, Hafer und Amelcorn), Kartoffeln, Holz, Rindvieh, Schafe, Fische, Blei und Steinkohlen. Die Zahl der Einwohner betrug im J. 1811 64240, und zwar 31129 männlichen und 33111 weiblichen Geschlechts, im J. 1821 aber 76511 Individuen, welche in 1 Burg- und 6 Marktflecken und 57 Kirchspiele mit 14771 Häusern vertheilt sind und vorzüglich Viehzucht (D. Käse), Fischerei und Wollenzeugweberei betreiben. — Denbighshire, welches zu den Diöcesen von St. Asaph und Bangor gehört, wird in 6 Hundreds abgetheilt und sendet 2 Deputirte in das Unterhaus. Die Hauptstadt der Provinz

Denbigh (53° 12′ Br. 14° 13′ L.) liegt auf einer felsigen Anhöhe in dem fruchtbaren und romantischen Clwydthale an der Istead, einem Arm des Clwyd. Sie ist im Ganzen gut gebaut, hat ein 1280 erbautes festes Schloß, eine Kirche, die aber ¼ M. von der Stadt entfernt steht, 686 Häus. und 3195 Einwohner, welche gute Schuh- und Handschuhmacherarbeiten liefern und 1 Wochen- und 3 Jahrmärkte halten. — Von den Ruinen eines nahen, von Lacy, Grafen von Lincoln, erbauten Felsenschlosses übersieht man das 20 engl. M. lange und 3 bis 8 M. breite Clwydthal mit seinen zahlreichen Landsitzen und Meiereien; südwestlich von der Stadt, in der Pfarrei Clänsillin, erhebt sich der 1714 Fuß hohe, mit schönen Wiesen bedeckte Berg Moelfre, über einen kleinen Landsee, und 4 Stunden westlich von D. bei dem Dorfe Clanssannan öffnet sich das enge und tiefe Alled-Thal, welches von dem gleichnamigen Flusse durchströmt wird, der dem kleinen Gebirgssee Llyn-Alled entquillt. Bei dem Dorfe Thanraidr, eine Stunde südöstlich von Denbigh, bildet der Rhaide einen kleinen Wasserfall. (*Leonhardi.*)

Dender s. Nil.

Denderah s. Tentyra.

DENDERMONDE, Dermonde, Termonde, Tenermonde, lat. *Teneramunda* (51° 3′ Br. 21° 38′ L.), befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der belgischen Provinz Ostflandern, welcher in 10 Kantonen 194785 Einw. enthält. Sie liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend am Einflusse der Dender*) in die Schelde, hat eine von dem Herzoge von Parma, als Gouverneur der Niederlande, erbaute Citadelle, 2 Pfarrkirchen, 2 Hospitäler, 1200 Häus. und 6100 Einw., welche 1 bedeutende Kattundruckerei, 1 Papiermühle, einige Baumwollenspinnereien, Leinwebereien, große Garn- und Leinwandbleichen unterhalten und Handel mit Getreide, Flachs, Hanf und Spitzen treiben. — In der Gegend wird sehr feiner Flachs gebaut. (*Leonhardi.*)

DENDRACHAT, Dendrachates (δενδρῆτις ἀχάτης, δενδράχατης) wurden schon von griechischen und römischen Schriftstellern die später sogenannten Moosachate geheißen, Achate nämlich mit baumartigen „deutlichen" Zeichnungen in ihrem Innern, welche Zeichnungen zwar gewöhnlich unorganischen Ursprunges sind, aber geringentheils auch vegetabilischer Abstammung seyn sollen. Vergl. die Art. Achat, Dendriten und Pflanzen (fossile). (*H. G. Bronn.*)

DENDRELLA, Bory de St. Vincent (Zoophyta). Eine Gattung Infusionsthierchen oder genauer der Psychodien (s. den Art.) aus der Familie der Vorticellarien. Nach dem Erfinder kommen derselben folgende Kennzeichen zu: der Körper kegelförmig, vorn sich in einen Mund oder nackte Mündung, d. h. eine solche, die nicht mit Franzen umgeben ist, öffnend, hinten in einen Stiel auslaufend, der einem durch Verbindung mehrer Individuen entstandenen Stamme aufsitzt. In einer gewissen Epoche ihres Lebens trennen sie sich von diesem Stamme und schwimmen frei im Wasser herum. Diese Thierchen finden sich im Wasser, welches viele Conferven und andere Wasserpflanzen enthält, wurden aber bis jetzt blos in süßem Wasser gefunden. — Ehrenberg erwähnt dieser Gattung nicht, weder in seinem Werke über die Verbreitung der Infusorien, noch in dem seiner Reise gewidmeten (Symbolae physicae. Animalia evertebrata I.). Es scheint überhaupt, als ob sie wol noch man-

*) Dieser von Alost an schiffbare Fluß entspringt 1½ Stunde von der Stadt Leuze (50° 34′ Br. 21° 18′ L.) in dem Bezirk Doornik der Provinz Hennegau.

cher Veränderung und Berichtigung unterliegen dürfte, weshalb wir uns begnügen, die Namen und Synonymen der Arten anzugeben, wie sie im Dict. class. d'hist. naturelle tom. V. angegeben sind, indem wir hinsichtlich der weitern Aufklärung auf den Artikel Infusoria verweisen.

a) Die Stielchen nicht contractil.

1) D. Lyngbyi *Bory*. Echinella geminata *Lyngby* Tent. Alg. Dan. p. 210. p. 70. f. D.

2) D. geminella *Bory*. Vorticella pyraria. *Müller* Inf. 324. pl. 46. f. 1. Encycl. meth. Vers. pl. 25. f. 1.

3) D. stylariorides *Bory*. Vorticella pyraria. *Müller* Inf. pl. 46. f. 2. 4. Encycl. pl. 25. f. 2. 4.

4) D. Mougeotii *Bory*. Kleiner als die beiden vorigen, in Menge auf Conferven fäden. Stamm einfach oder nur mit einem Aste, trägt Kapseln, die manchmal einzeln, manchmal gepaart stehen, aufsitzen und aus einander stehen. Sie scheinen gegen die Öffnung hin aus vier Stücken oder kleinen Klappen gebildet zu seyn, welche vier an der Öffnung undeutlich abgerundete Zähne bilden. Die Bewegung erscheint erst, nachdem sie sich vom Stamme gelöset haben. Das Thierchen dringt dann in den Mucus der Gattung Chaos, wo es seine Bewegung verliert, die man ihm oft durch Befreiung wieder geben kann.

5) D. berberina. Encycl. pl. 26. f. 10—17. Nösel Insectenbel. III. t. 99.

6) D. Bakeri *Bory*. *Baker* Empl. of Microsc. pl. 12. f. 6. 7.

b) Die Stielchen etwas zusammenziehbar.

7) D. Müller *Bory*. Vorticella racemosa. *Müll.* Inf. t. 46. f. 10—11. Encycl. p. 25. f. 16. 17.

(*D. Thon.*)

DENDRIT, Dendrites, heißen zwar gewöhnlich die metallischen Krystallisationen, welche baum-, strauch- und moosartige Gestalten auf Gesteinsflächen im Kleinen nachahmen, doch hat man zuweilen auch wirkliche versteinte Bäume so genannt. (*H. G. Bronn.*)

DENDRITINA ist ein von d'Orbigny aufgestelltes Geschlecht mikroskopischer Polythalamien aus seiner Abtheilung der Siphonifera — Helicostegia — Nautiloidea. Die Kennzeichen sind folgende: die Mündungen sind ästig, meist dendritisch unter einander verbunden, die Schalen sind regelmäßig genabelt, ihre Form nicht verändernd. Aus der hier bezeichneten Beschaffenheit der Mundöffnungen erklärt sich der Name dieses Geschlechtes. Es enthält zwei lebende Arten, deren innere Organisation man aber auch nicht kennt, und eine fossile, nämlich:

1) D. arbuscula *d'Orb.* Ceph. pag. 119. tab. VI. fig. 6. 7. Gypsabguß No. 21. Die Schale ist kaum ½ Linie groß, scheibenförmig, ganz involut, so daß der letzte Umgang nur wenig genabelt ist und etwa 10 Fächer enthält. Die Schale ist nächst dem Nabel am dicksten, und ihre Seiten treten mit geringer Wölbung von da an gegen den schmalen fast scharfen Rücken hin zusammen. Im tertiären Kalksande von Bordeaux fossil.

2) D. Rangii *d'Orb.* Ceph. p. 119. Im Mittelmeere bei Toulon lebend.

3) D. Antillarum *d'Orb.* Ceph. p. 119. Im antillischen Ocean lebend *).

(*H. G. Bronn.*)

DENDRITIS, ein Beiname der Helena, unter dem sie bei den Rhodiern einen Tempel hatte, weil, der Sage nach, die Königin Polyxo sie an diesem Orte überfiel und an einem Baume aufhängte. Paus. III. 19. (S. Helena.)

(*Richter.*)

Dendrium Desv. s. Leiophyllum Pers.

DENDROBIUM. Eine von Swartz gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Orchideen (Gruppe der Epidendreen) und der ersten Ordnung der 20. Linnéschen Klasse. Char. Die unteren Kelchblättchen sind unter sich und mit einem Fortsatz des Befruchtungssäulchens verwachsen, an der Basis mit einem Höcker versehen, das obere ist frei, meist kielförmig, die inneren kleineren stehen aufrecht; das Corollenlippchen ist eben, nagelförmig, mit dem Fortsatz des Befruchtungssäulchens durch ein Gelenk verbunden, in der Mitte mit einer Längsfalte; das Befruchtungssäulchen ist nach vorn concav; die Anthere deckelförmig, gestielt, auf der Spitze des Säulchens; vier, zuletzt wachsartige Pollenmassen sind zu zweien verwachsen (Sw. in Schrad. Journ. 1799. 2. t. 2.). Die Gattungen Pedilonum Blum. und Polystachya Hook. scheinen generisch nicht verschieden. Die bekannten Arten (über 30) wachsen meist parasitisch auf Bäumen in Ostindien, Nepal, Japan, auf Java, den Molucken, Neuholland und den Gesellschaftsinseln (Polystachya Hook. überhaupt im tropischen Theile von Asien, Afrika und Amerika und auf den Mascarenhas). Als besonders schön blühend sind zu nennen: D. speciosum Sw. (Sm. ex. bot. 10. Bot. mag. 3074.) in Neuholland, D. fimbriatum Hook. (ex. fl. 71.), D. Calceolaria Hook. (ex. fl. 184.), D. Pierardi Roxb. (Hook. l. c. 9.) und D. densiflorum Roxb. (Wall. pl. as. rar. I. t. 40.) in Ostindien, D. amplum Lindl. (in Wall. l. c. t. 29.), welches den Übergang zu Bolbophyllum bildet, und D. formosum Wall. (l. c. t. 39.) in Nepal und D. Mirbelianum Gaudich. (in Freycin. voyage, bot. p. 423. t. 38.) auf den Molucken.

Andere, früher zu Dendrobium gerechnete Arten gehören zu den Gattungen: Aëranthes Lindl., Dipodium R. Br., Cybelion Spr. (Jantha Hook.), Cymbidium Sw., Colax Lindl. (Maxillaria R. et P.), Stelis Sw., Pleurothallis R. Br., Bolbophyllum Thouars, Xylobium Lindl., Broughtonia R. Br. und Octomeria R. Br. Von diesen Gattungen sind zwei (Aëranthes und Bolbophyllum) in den bisher erschienenen Theilen der A. E. nicht zu finden, von Broughtonia (s. d. Art.) ist der Charakter nicht gegeben; es soll daher das Nöthige hier folgen:

Aëranthes *Lindl.* Char. Die Kelchblättchen fast gleich, fleischig, eiförmig, lang zugespitzt, an der Basis mit dem Befruchtungssäulchen verwachsen; das Corollenlippchen lanzettförmig, ganzrandig, mit dem Stiele

*) Vergl. *Dessalines d'Orbigny* tableau méthodique de la classe des Céphalopodes (Extrait des Annales des sciences d'hist. natur. 1826. Janv.). p. 119. *Rang* Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques. Paris 1829. p. 107.

des Säulchens durch ein Gelenk verbunden; das Säulchen kurz, drehrund, mit einem häutigen, geflügelten Stiele, nach vorn auf beiden Seiten durch die Narben geflügelt; aus dem Stiele kommt ein kurzer, einwärts gekrümmter, an der Basis geschwollener Sporn hervor; die deckelförmige Anthere steht am Ende des Säulchens; die beiden rundlichen, hohlen, zuletzt wachsartigen Pollenmassen sind mit zwei Drüschen versehen. Die drei bekannten Arten, A. grandiflorus Lindl. (Bot. reg. 817.), A. arachnites Lindl. (Dendrobium Thouars Orch. d'Afr. t. 88.) und A. sesquipedalis Lindl. (Angraecum Thouars l. c. t. 66. 67.) wachsen als Schmarotzerpflanzen auf den mascarenischen Inseln und Madagaskar.

Bolbophyllum *Thouars.* Char. Die äußeren Kelchblättchen frei und offenstehend, oder unter sich verwachsen und fast eine Röhre bildend, die inneren kleiner, lanzett- oder spathelförmig; das Corollenlippchen mit langem Nagel, ganzrandig oder zweitheilig, mit dem Befruchtungssäulchen durch ein Gelenk verbunden; das Säulchen sehr kurz, zweihörnig, vorn concav; die Anthere am Ende des Säulchens, deckelförmig; die beiden, zuletzt wachsartigen Pollenmassen zusammengewachsen. Mehr als zwölf bekannte Arten wachsen meist parasitisch auf den Mascarenhas, Madagaskar, in Sierra Leone, auf Jamaika und in Nepal. Ein oder zwei steife, oft an der Spitze ausgerandete Blätter kommen aus dem oberen Ende einer zwiebelförmigen Anschwellung hervor (daher der Gattungsname), aus deren unterem Theile ährenförmige Blüthen hervortreten (Bolbophyllum Thouars Orch. d'Afr. t. 93—110., Rich. fil. Monogr. des Orch. des îles de Fr. et de Bourb. t. 8. n. 2. 3., Megaclinium falcatum Lindl. bot. reg. t. 989., Epidendrum polybolbon Swartz, Hook. ex. fl. t. 112. und Anisopetalum Careyanum Hook. l. c. t. 149. gehören hieher).

Broughtonia *R. Br.* Char. Die Kelchblättchen ungleich, fast rachenförmig, die vordern an der Basis höckerig; das Corollenlippchen nagelförmig, an der Basis mönchskappenförmig oder röhrig; das Befruchtungssäulchen ungeflügelt, stumpf; die vier, zuletzt wachsartigen Pollenmassen sind zu zweien verwachsen. Die fünf bekannten Arten haben einen ähnlichen Habitus, wie Bolbophyllum. 1) Br. sanguinea R. Br. (in Ait. fil. hort. kew. V. p. 217., Hook. bot. mag. t. 3076., Epidendrum sanguineum Swartz prodr. fl. Ind. occ., Dendrobium Sw. fl. Ind. occ.) wächst auf Jamaika; 2) Br. tetragona Spr. (Syst. III. p. 734., Epidendrum tetragonum Thouars Orch. d'Afr. t. 33. 34.) auf den Mascarenhas; 3) Br. maculata Spr. (l. c. p. 735.), Dendrobium Humb. Bonpl. et Kunth nov. gen. I. p. 359.) am Amazonenstrome; 4) Br. grandiflora Spr. (l. c., Dendrobium H. B. et K. l. c. t. 88.) in Neugranada; und 5) Br. alba Spr. (l. c., Dendrobium Hook. ex. fl. t. 142.) auf Jamaika.

(*A. Sprengel.*)

DENDROCOELA (Zoophyta). So nennt Ehrenberg (Symbolae physicae. Animalia evertebrata I.) die erste Ordnung der von ihm unter den Zoophyten oder Phytozoen aufgestellten Abtheilung Phytozoa turbellaria. Sie ist (a. a. O.) folgendermaßen charakterisirt. Der Nahrungskanal ästig, baumartig; nur eine Mundöffnung, keine deutliche Afteröffnung. Sie enthält die Familie Planariaea mit folgenden Gattungen: Typhloplana, Planoceros, Monocelis, Planaria, Tricelis, Polycelis, Stylochus.

(*D. Thon.*)

DENDROCOLAPTES, Baumhacker, franz. Grimpar oder Pic-Grimpereau. Eine zuerst von Hermann [1]) unter dem vorstehenden Namen unterschiedene, dann von Illiger, Lichtenstein, Temminck, Cuvier und andern angenommene Gattung der Singvögel (Passerinae N.), welche den Gattungen Certhia, Xenops und Anabates, zumal der erstern nahe steht, aber besonders durch gewisse Verhältnisse der Fußzehen und der Schwanzfedern auf das bestimmteste charakterisirt und von jenen unterschieden ist.

Der mittlere und äußere Vorderzeh sind nämlich beide von ganz gleicher Länge und merklich länger als der innere Vorderzeh, welcher wieder den ziemlich kurzen Hinterzeh an Länge etwas übertrifft. Die zwölf mehr oder weniger abgestuften Schwanzfedern aber haben starke, bis zum Ende sehr steife Schäfte, deren theils erst nach außen und dann nach innen oder unten gekrümmte Spitzen die ziemlich weichen Fahnen meist wirklich oder doch scheinbar (indem dann die letzten Äste ganz kurz sind) überragen.

Außerdem zeigen sich hier noch folgende allgemeine Verhältnisse. Die Flügel sind mäßig lang. Von den 19 Schwingen ist die erste etwa so lang als die siebente, die zweite länger als die sechste und kürzer als die fünfte; die dritte, vierte und fünfte hingegen sind die längsten.

Die Federfluren, Pterylae (s. den Art. Certhia), stimmen in der Hauptsache mit denen der übrigen Passerinengattungen überein, aber die Ausbreitung der Spinalflur auf dem Mittelrücken ist sehr gering und bildet keine solchen Seitenecken, folglich keine solche rhomboidalische Figur, wie bei so vielen andern Singvögeln; auch fehlt der Längsspalt in jener Verbreiterung, welcher bei Corvus, Alauda und einigen andern Gattungen gefunden wird.

In der Farbe des Gefieders zeigen alle Arten eine merkwürdige Übereinstimmung. Flügel und Schwanzfedern sind immer einfarbig, rothbraun oder zimmtfarben; Kopf, Hals und Brust aber haben gewöhnlich auf olivenbraunem Grunde helle weißliche oder gelbliche, oft dunkelgesäumte Tropfenflecken oder Schaftstriche, die auf dem Kopfe kleiner sind und bei einigen kleinern Arten mehr oder weniger schwinden oder ganz fehlen.

So erheblich die Übereinstimmung der Arten in den bemerkten Punkten ist, so groß ist ihre Verschiedenheit in Hinsicht desjenigen Theils, auf den die Ornithologen bei Bestimmung der Genera (freilich mit Unrecht) gerade den größten Werth zu legen pflegen, nämlich des Schnabels. Derselbe ist hier nach Verschiedenheit der Arten bald lang, wol sehr lang, bald kurz, bald ganz gerade, bald mehr oder weniger gebogen;

1) Observationes Zoologicae Argentor. 1804. p. 135.

bei einigen ist er sehr schmächtig, bei andern stämmig und stark, bei den meisten ist er schmal gedrückt, bei einer Art aber breiter als hoch, so daß hier in dieser einfachen Gattung die Schnabelformen der Gattungen Certhia, Drepanis, Arachnothera, Xenops, Muscipa, Turdus und Sylvia oder ähnliche zusammen vorkommen. — Es konnte nicht fehlen, daß manche Naturforscher durch jene Verschiedenheit verleitet wurden, hier mehre Genera anzunehmen, was aber nur in Folge unrichtiger Schätzung und nicht zum Vortheil der Wissenschaft geschehen könnte.

Die Nasenlöcher, welche immer dicht an der Schnabelwurzel frei und unbedeckt liegen, sind klein, meist rundlich, sie haben hinterwärts einen wenig merklichen, mit kleinen Federchen besetzten Nasenflügel und innerlich ein kleines, von der untern Muschel gebildetes Tuberkel.

Die Zunge ist immer viel kürzer als der Schnabel, vorn hornig und meist etwas getheilt oder ein wenig ausgezasert.

Diese Vögel sind über den größten Theil von Südamerika, welches ihre ausschließliche Heimath ist, verbreitet. Sie gleichen in ihren Sitten nach Azara's und des Prinzen von Wied Beobachtung sehr den wahren Baumläufern (Certhia), deren Stelle sie so zu sagen in den dortigen Urwäldern vertreten. Sie klettern wie jene an den Baumstämmen, unten anfangend, in die Höhe, indem sie sich dabei auf ihre rigiden Schwanzfedern stützen und emsig nach Insekten und deren Eiern suchen. Die größern hacken auch wol wie Spechte in die Borke. Der Prinz von Wied sah welche Stunden lang an einer Stelle in kletternder Stellung hängen, aber niemals sah er sie frei auf Zweigen sitzen (was sie doch vielleicht, wie unsere Spechte und Baumläufer, mitunter thun mögen). Sie sollen in hohlen Bäumen nisten und weiße Eier legen. Ihre Stimme ist ein bald lauter, bald leiserer spechtartiger Ruf.

Nachdem Büffon [2]) zuerst zwei hieher gehörige Arten abgebildet und beschrieben hatte, welche von Latham und Gmelin aber in zwei verschiedene Genera unter den Namen Gracula scandens und Oriolus Picus gesetzt wurden, haben vorzüglich Azara [3]), Le Vaillant, Illiger, Lichtenstein, Spix [4]) und der Prinz Maximilian von Wied [5]) zur Erweiterung und Vervollständigung der Kenntniß dieser Vogelgattung beigetragen; vor allen Lichtenstein durch eine sehr schätzbare, in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom J. 1818 und 1820 erschienene Monographie, in welcher die erste gründliche Auseinandersetzung und Bestimmung der Arten, deren Zahl schon auf zwanzig und einige gestiegen, gegeben ist. Es sind Vögel ungefähr von den Größen der Drosseln, Staare, Sperlinge und Grasmücken.

Um wenigstens historisch die generischen Trennungen, welche einige Naturforscher, namentlich Swainson und der Prinz von Wied in dieser sehr natürlichen Gattung versucht haben, anzudeuten, so benutzen wir solche als Unterabtheilungen folgendermaßen.

a) Dryocopus *Wied.* Der Schnabel stark, gerade, kaum so lang als die Hirnschale, breiter als hoch; die Spitze beider Kiefern etwas heruntergekrümmt; die Nasenlöcher ritzenförmig. Hieher gehört nur:

Dendrocolaptes turdinus *Lichtenst.* (Abhandl. der Akad. zu Berlin 1818. t. II. f. 1.). Ist 8½ Zoll lang, etwa von der Größe der Singdrossel; der Schnabel mißt 10 Linien. Das Gefieder an Kopf, Hals und Brust wie gewöhnlich olivenbraun, auf dem Kopfe mit feinen gelblichen Schaftstrichen, sonst ohne Flecken.

b) Dendrocolaptes *Wied.* Der Schnabel sehr schmal gedrückt, gerade oder mehr oder weniger sanft gebogen, meist länger als die Hirnschale, die Nasenlöcher rundlich. Hieher gehören die mehrsten Arten, z. B. außer Dendr. longirostris, decumanus, cayennensis, scandens, cyanotus, fumigatus, Merula, obsoletus, tenuirostris, auch

Dendrocolaptes guttatus *Lichtenst.* (Grimpar flambé *Vaillant* hist. nat. des Promerops etc. tab. 30.). Ist 10 Zoll lang, der Schnabel 1 Zoll 7 Linien, fast gerade, sehr länglich messerförmig, die Firste sanft abgerundet, Kehle und Längsflecken des Kopfes, Halses und der untern Theile ockerfarbig.

Dendrocolaptes Picus *Herm.* (Le Talapiot *Buffon* planches enl. 605.). Ist 8¾ Zoll lang. Der Schnabel weißlich, ganz gerade, sehr schmal gedrückt, lanzettförmig, die Firste nämlich nach der Spitze zu ebenso abfallend als die Dille aufsteigend. Kehle, Schuppenflecken am Vorderhals und Brust und Punkte auf dem Oberkopf sind weiß, schwärzlich gesäumt.

c) Xiphorhynchus *Swainson, Wied.* Der Schnabel enorm lang, dünn, sehr bogenförmig gekrümmt; die Zunge sehr kurz, kürzer als der Kinnladenwinkel. Hieher nur eine Art:

Dendrocolaptes trochilirostris *Lichtenst.* (Abh. der Berlin. Akad. t. III.). — Dendr. procurvus *Temminck* planches. col. 28. — Dendrocopus falcularius *Vieillot* Galerie des Oiseaux. t. 175.). Neun Zoll 5 Linien lang, der Schnabel mißt 2 Zoll. Kehle weiß, Kopf, Hals und Brust weiß gestrichelt.

d) Sittasomus *Swainson, Wied.* Der Schnabel kürzer als die Hirnschale, dünn, zugespitzt, die Kieferränder etwas eingezogen, kurz wie der Sylvienschnabel; die Nasenlöcher ritzenförmig, der Hinterzeh etwas länger als bei andern. Hieher gehört:

Dendrocolaptes sylviellus *Temminck* pl. col. 72. Hat 6 Zoll 6 Linien Länge, etwa die Größe eines Hausrothschwanzes (Sylvia Tithys). Kopf, Hals und Rumpf sind olivenfarben ohne alle Flecken. Die Spitzen der rigiden Schäfte der Schwanzfedern stehen sehr hervor und sind sehr auffallend erst nach außen, dann nach unten und innen gedreht. Man könnte den Vogel für eine Sylvia halten, wenn er deren Zehen und Schwanz hätte. — Dendr. Erithacus *Lichtenst.* ist wol derselbe

2) Hist. natur. des Oiseaux. VII. p. 82. Planches enl. 602 u. 621. 3) Voyages dans l'Amerique méridionale Paris 1809. 4) Avium species novae. Monach. 1825—26. 5) Beiträge zur Naturgesch. Brasiliens. III. 2.

Vogel, wird aber weder von Temminck noch vom Prinzen Wied bei sylviellus citirt.

e) Glyphorhynchus *Wied.* Der Schnabel kurz, flach, spitzig, oben gerade, Unterkiefer aufsteigend, wie bei Xenops. Hieher:

Dendrocolaptes cuneatus *Lichtenst.* l. c. t. III. f. 2. Ist die kleinste Art, nur 5½ Zoll lang. Die Kehle, die Seiten des Kopfes und die Vorderbrust sind gelblich-weiß gefleckt. Macht nur in Hinsicht der Schnabelform einen Übergang zu den Steigschnäbeln (Xenops), denn Füße und Schwanzfedern stimmen vollkommen mit denen anderer echten Dendrocolapten überein.

Ich übergehe die von Lesson [6]) aus theils Baumhackerarten gebildeten Genera Picolaptes und Nasica, da das erste auf einer ganz verkehrten Zusammenstellung beruht, das zweite aber nur aus dem Grimpar nasican des Vaillant (Promerops tab. 24.), welcher Dendr. longirostris *Lichtenst.* und schon unter der zweiten Abtheilung genannt ist, überflüssiger oder unzweckmäßiger Weise gebildet ward. (*Nitzsch.*)

Dendrocopus s. Picus.

Dendroid, Dendroides, bedeuten dasselbe, wie Dendrit, Dendrites, s. diese. (*H.*)

Dendrolite und Dendrolith s. Dendrolithus.

DENDROLITHUS, Dendrolith, franz. Dendrolite (von δένδρον und λίθος = arbor und lapis = Baum und Stein), heißen die wirklich in Steinmasse umgewandelten und gewöhnlich noch ihre Holztextur zeigenden fossilen Baumstämme. — Vergl. den Art. Pflanzen (fossile). (*H. G. Bronn.*)

DENDROMETER oder Baummesser, nennt man diejenigen Instrumente, welche man anwendet, um die Höhe und Dicke der Bäume zu messen. Es gibt deren eine so große Menge, bald einfacher, bald künstlicher zusammengesetzt, daß es ganz unmöglich seyn würde, sie alle aufzuführen. Um die Höhe eines Baumes ganz oder zum Theil zu bestimmen, hat man mehre sehr einfache, welche der Foderung, die man gewöhnlich in dieser Hinsicht an sie macht, und wobei es nur auf die richtige Angabe der Fußzahl, nicht auf die Zolle ankommt, ganz vollkommen entsprechen. Weniger ist es bis jetzt noch gelungen, ein Instrument anzugeben, mit welchem man den obern Durchmesser der Stämme bis zu einem halben Zolle bestimmen kann, und was zugleich zur bequemen Anwendung im Forste einfach und transportabel genug wäre. Indessen wird auch ein solches seltener gebraucht als ein Höhenmesser. — Der gewöhnlichste, welcher bei Messung der Bäume und bei Bestimmung ihrer Höhe von den Forstmännern angewendet wird, und der auch ein ziemlich genaues Resultat gibt, ist folgender. Man läßt durch den Tischler ein Bret aus feinem, ganz dürrem Holze fertigen, von dem man nicht zu fürchten hat, daß es sich wirft, welches etwa 5 bis 6 Zoll ins Gevierte hat und ¾ bis 1 Zoll stark ist. Auf dasselbe, ¼ Zoll vom Rande herein, zeichnet man ein Quadrat, und theilt jede Seite desselben in 20 gleiche Theile, welche mit geraden Parallellinien quadratmäßig verbunden sind. Von einem Endpunkte des Quadrats aus findet man die Endpunkte der innern Linien am äußern Rande rechts und links mit den Nummern 10, 20 bis 100 bezeichnet, welche Nummern an den gegenüber liegenden Seiten ebenso angebracht werden können, damit in der Diagonale des Anfangspunktes oben 0 und unten 100 zusammentrifft. Durch den Eckpunkt 0 geht ein vertikales feines Loch, in welches ein seidener Faden mit dem Lothe gezogen und durch einen Knoten oder Stift auf der Rückseite befestigt wird. So lange das Loth nicht im Gebrauche ist, steckt es an der Nebenseite in einer dazu angebrachten Öffnung. Auf der Rückseite sind, ein Zoll von außen herein, 4 vertikale Sägeschnitte, welche als Dioptern dienen, parallel mit jenen Quadratlinien angebracht. In der Mitte befindet sich ein cylindrisches Loch, das aber nicht durchgebohrt seyn darf, in welches ein 3 Zoll langer Zapfen zum Theil eingepaßt wird, der das Bretchen mit dem Stative verbindet und ein vertikales Drehen erlaubt. Dieser Zapfen kann mit einem Faden an das Bretchen befestigt werden. Das dazu gehörige Stativ ist 5 bis 6 Fuß hoch und oben mit einem Loche versehen, um mittelst des Zapfens den Höhenmesser daran befestigen zu können. Soll derselbe gebraucht werden, so wird er zur Vertikalbewegung an dieses Stativ gesteckt, so daß die horizontale Entfernung vom Baume der Baumhöhe ziemlich gleich ist und die Visirlinie möglichst rechtwinkelig auf eine durch den Baum gelegte senkrechte Ebene fällt, und daß die Spitze oder die Grenze der auszumessenden Höhe geschnitten werden kann. Nun wendet man die Ebene des Höhenmessers in die Achse des Baumes, bringt den Lothpunkt oben hin, visirt und dreht so lange, bis die Visirlinie die Grenzen der zu messenden Höhe schneidet. Hierauf wird die horizontale Entfernung vom Stative bis zum Baume gemessen. Diese gefundene Basis nimt man an der Okularseite des Höhenmessers auf dem daselbst gefundenen Maßstab ab, geht von dem gefundenen Punkte mit den innern Linien gleichlaufend herein, bis an das vorher zur Ruhe gekommene Loth und läßt sich von da durch die innern Linien rechtwinkelig herausleiten. So schneidet man in der äußersten Linie den Maßstab, welcher die gesuchte Höhe, vom Horizonte des Instrumentes an gerechnet, in Einheiten angibt, die bei der Basis angebracht wurden. Steht man im Horizonte des Baumes, so wird die Höhe des Stativs noch zur gefundenen Höhe gerechnet, steht man aber über dem Horizonte des Baumes, so wird die über und die unter dem Horizonte des Instrumentes befindliche Baumhöhe, jede für sich, erstere aufwärts und letztere abwärts gemessen; die Basis bleibt dieselbe. Unter dem Horizonte des Baumes darf man, um sich nicht größern unvermeidlichen Fehlern auszusetzen, seinen Standpunkt nie nehmen.

Die verschiedenen Arten von Maßen, welche man braucht, um die Dicke der Stämme abzunehmen, werden wol mit Unrecht Dendrometer genannt.

(*Pfeil.*)

6) Traité d'Ornithologie. p. 811 u. 813. — Centurie Zoologique. t. 82 u. 70.

DENDROMYCES. Unter diesem Namen hat Liboschitz in einer besondern Schrift (Wien 1814, f. 1. 2.) eine Pilzgattung beschrieben, welche nach Fries von Battarrea Pers. (s. d. Art.) generisch nicht verschieden ist. Dendromyces Stevenii *Libosch.*, von Fries (Syst. myc. III. p. 7.) Battarrea Stevenii genannt, ist von Steven an sandigen Orten in der Nähe der Wolga gefunden worden. (*A. Sprengel.*)

Dendrophthoë *Mart.* — S. Loranthus *Vaill.*

DENDROPHYLLIA (von δένδρον und φύλλον = arbor und flos = Baum und Blume), ist ein Korallengeschlecht, welches de Blainville mit vier lebenden und drei fossilen tertiären Arten von Caryophyllia abgetrennt hat. Es begreift in sich: Arten mit baumartigen, innen zelligen oder röhrigen Polypenstöcken, im Gegensatze jener mit einfachen oder büschelförmigen, innen dichten Stücken. Doch muß die Organisation der Polypen selbst das Hauptmerkmal bleiben.

1) D. digitalis *Blainv.* dict. LX. 320. Helicolithe conique *Guett.* III. 513. t. 53. fig. 8. Im jüngern Tertiärkalke der Touraine.

2) D. irregularis *Blainv.* ib. Astroite ramifiée *Guett.* III. 516. tab. 56. fig. 1. Im Tertiärkalke von Dax.

3) D. variabilis *Blainv.* ib. Coralloide branchue ramifiée. *Guett.* III. 519. 520. tab. 57. fig. 3. 6. 7. 9. Im ältern Tertiärkalke von Paris. — (Vergl. *D. de Blainville* Artikel Zoophytes, im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. Vol. LX. (1831) p. 319 — 320.) (*H. G. Bronn.*)

DENDROPOREN sollen fossile Korallen genannt werden, auf deren Oberfläche kleine Poren baumartige Zeichnungen bilden. — Vergl. Krüger urweltliche Naturgesch. der organischen Reiche. I. Quedlinburg u. Leipz. 1825. 8. S. 222. (*H. G. Bronn.*)

DENEB, eigentlich Dseneb, im Arabischen der Schwanz, Name eines Sterns zweiter Größe im Schwanze des Schwans, vollständiger Dseneb el-dedschâdsche, Schwanz der Henne, weil die Araber das ganze Gestirn die Henne nennen. Außerdem nennen ihn die Araber auch El-ridf, d. h. den folgenden. Die vier Sterne des Schwans nämlich, welche die Milchstraße der Breite nach in gerader Linie durchschneiden, nennen sie die vier Reiter, El-ridf ist also der Stern, der ihnen folgt, gleichsam hinten nach reitet. In den alphonsinischen Tafeln lautet dieser Name Arided (so wie der vorige Denebadigege). Für Arided liest der arabisch-lateinische Almagest richtiger Aridef; Scaliger aber nimt das Wort für El rided, das er in einem alten spanisch-lateinisch-arabischen Wörterbuche als den Namen einer wohlriechenden Blume gefunden haben will. S. den Art. Schwan. (*Richter.*)

DENEB ALGEDI, richtiger Dseneb el-dsedi, d. h. der Schwanz des Bockes. So heißt der westliche Stern γ von den beiden Schwanzsternen des Steinbockes. (*Richter.*)

DENEB KAITOS, der Stern β zweiter Größe im Schwanze des Wallfisches. Die Araber gaben nach dem Vorgange des Ptolemäus dem Wallfische einen nördlichen und südlichen Schwanz. Der Stern α am nördlichen hieß Dseneb Kaitos schemâli (der nördliche Schwanz des W.), der Stern β am südlichen Dseneb el-dschenûbi (der südliche Schwanz), und letzterer ist unser Deneb Kaitos. Diesen nennen die Araber auch El-difda el-thâni, den zweiten Frosch, weil bei ihnen der Stern erster Größe am Maule des südlichen Fisches der erste Frosch heißt. Beide Benennungen kommen wol daher, weil sie wahrscheinlich, wie Aratus, beide Sterne in den Wasserguß des Wassermanns setzten. (*Richter.*)

DENEBOLA, der Stern β erster oder zweiter Größe im Schwanze des großen Löwen. Der Name ist aus Dseneb el-ased (Schwanz des Löwen) durch Weglassung der letzten Sylbe entstanden und heißt in den alphonsinischen Tafeln Denebalezeth. Die Araber nennen ihn auch Katib (oder Katab) el-ased, ein Name, der keinen Sinn gibt und daher wahrscheinlich verdorben ist. Vielleicht ist er aus Kalb (Herz) entstanden und durch Versehen vom Regulus zum Stern β gekommen. Ein dritter Name bei den Arabern ist El-sesfa, d. h. der Umschlagende, weil, wenn er in der Morgendämmerung untergeht, die kalte, und wenn er aus den Strahlen der Sonne wieder hervorkommt, die heiße Witterung umschlägt und in die entgegengesetzte übergeht. Das erstere geschieht um den 9ten März, das letztere um den 9ten September. (*Richter.*)

DENEKIA. Eine von Thunberg (Nov. gen. 14. p. 177., Prodr. fl. cap. p. 168.) aufgestellte, sehr zweifelhafte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Eupatorinen der natürlichen Familie der Compositae (Candolle rechnet sie zweifelhaft zu den Labiatifloren, H. Cassini mißbilligt dies, ist aber ebenfalls ungewiß, ob er sie zu seinen Inuleen zählen soll). Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus dachziegelförmig über einander liegenden Schuppen, von denen die innern trockenhäutig sind; die Scheibenblümchen regelmäßig, hermaphroditisch, die Randblümchen weiblich, zweilippig; der Fruchtboden nackt; die Achenien ohne Krone. Da dieser Charakter im Wesentlichen mit dem der Gattung Selloa *Spr.* übereinstimmt, so kann man füglich beide Gattungen mit einander vereinigen. Die einzige Art, welche Thunberg anführt, D. capensis *Thunb.* (l. c., Selloa capensis *Spr.*) wächst am Vorgebirge der guten Hoffnung in der Nähe des Wassers als ein Kraut mit niedrigem, aufrechtem, filzigem, oberhalb ästigem Stengel, abwechselnden, halbstengelumfassenden, ablang-lanzettförmigen, stachlichtstumpfen, ganzrandigen, oben unbehaarten, unten filzigen Blättern und zusammengezogen-rispenförmigen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DENEUVRE, lat. Danubrium, Stadt in dem Bezirk Luneville des franz. Depart. Meurthe, auf einem Berge am linken Ufer der Meurthe, unweit Baccarat, mit einer 1301 von Heinrich von Blament und seiner Gattin Kunegunde gegründeten Collegialkirche, 360 Häusern und 1471 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

Dengolsheim, Weiler, s. Sessenheim.

DENHAM, John, war im J. 1615 zu Dublin geboren. Den ersten Unterricht erhielt er zu London, wohin sein Vater im J. 1617 als einer der Barons of the Exchequer versetzt worden war. Auf der Universität zu Oxford, wo er sich seit dem Jahre 1631 dem Studium der Rechte widmete, ward er nach einem dreijährigen Aufenthalte Bachelor of Arts. Von ausgezeichneten Geistesanlagen gab er keine Proben, galt vielmehr für einen beschränkten Kopf. Eine unglückliche Neigung zum Spiel brachte ihn in Gefahr, von seinem Vater enterbt zu werden. Zwar zeigte er seinen Abscheu gegen diese Leidenschaft in seinem Essay upon gaming, blieb aber seinem Vorsatze so wenig treu, daß er nach dem im J. 1638 erfolgten Tode seines wieder mit ihm ausgesöhnten Vaters mehre tausend Pfund verspielte. Ohne eigentlich fleißig zu seyn und sich vom Spiel trennen zu können, liebte er literarische Studien, übersetzte (1636) das zweite Buch der Aneide und überraschte das Publikum, das ihn von dieser Seite noch nicht kannte (1641) durch sein Trauerspiel: The Sophy, welches auf einem Londoner Liebhabertheater mit Beifall aufgeführt ward. Bald nachher ward er High Sheriff der Grafschaft Surrey und Gouverneur von Farnham-Castle, entsagte indeß dem letzten Amte bald wieder und begab sich zu König Karl I. nach Oxford. Dort ließ er im J. 1643 sein beschreibendes Gedicht Coopers Hill drucken *), das ihn in poetischer Hinsicht sehr vortheilhaft bekannt machte. Auch in Geschäften zeigte er sich brauchbar, als er während der bürgerlichen Unruhen in England dem königl. Hause durch Negociationen und bei Gesandschaftsangelegenheiten Dienste leistete. Unter andern begleitete er den Herzog von York, der damals unter der Vormundschaft Algernons, Grafen von Northumberland stand, im Jahre 1648 von London nach Frankreich und übergab ihn der Königin und dem Prinzen von Wales. Als Gesellschafter des verwiesenen Königs von England lebte er eine Zeit lang in Frankreich, wo er, außer einer poetischen Nachbildung von Cicero's Cato major, mehre Gelegenheitsgedichte verfaßte. Im J. 1652 kehrte Denham wieder nach England zurück. Da das Parlament den größten Theil seiner dortigen Habe hatte verkaufen lassen, suchte und fand er ein Asyl bei dem Grafen von Pembroke zu Witton, wo er ein Jahr hindurch verweilte.

Nach der Restauration gehörte Denham zu den Glücklichen, die für ihre Dienste belohnt wurden. Er ward zum Oberaufseher der königl. Gebäude ernannt und erhielt am Krönungstage Karls II. den Bathor-den. In diese Zeit fällt sein Gedicht: Prudence and Justice und eine metrische Übersetzung der Psalmen Davids. Eine unglückliche Heirath raubte ihm eine Zeit lang den Verstand. Nach seiner Genesung schrieb er seine mit Recht geschätzte Elegie auf Cowley's Tod. Er selbst starb den 19ten März 1668. Seine Werke erschienen zu London im J. 1684 in 8. Sie stehen auch in der Johnsonschen, Bellschen und Anderson schen Samlung. Nach der Ausgabe, welche den Titel führt: Poems and Translations of Sir *John Denham*. London 1704. 8. scheinen die sämmtlichen Werke des Dichters nicht wieder gedruckt worden zu seyn.

Durch sein Gedicht Coopers Hill, dem er seinen poetischen Ruhm hauptsächlich verdankt, ward Denham gewissermaßen der Schöpfer einer neuen Art von poetischen Landschafts- und Naturgemälden. Er erhob die beschreibende Gattung, zu der dies Produkt gerechnet werden muß, zuerst zu einer besondern Dichtungsart, wiewol sich das innere Interesse jenes Gedichtes hauptsächlich auf die didaktischen Stellen gründet, mit denen die Beschreibung durchwebt ist. Der Ton des Ganzen ist geistreich und gefällig, mitunter aber ein wenig witzelnd. Das poetische Gefühl tritt oft hinter der Eleganz des Ausdrucks zurück, durch welche Johnson zu einem sehr schmeichelhaften Lobe hingerissen ward *). Nächst dem Coopers-Hügel ist Denhams Elegie auf Cowley's Tod unbedenklich zu seinen vorzüglichen poetischen Werken zu rechnen. In der komischen Gattung war er nicht glücklich, wie mehre seiner kleinen Gedichte beweisen. Aber auch sein Trauerspiel The Sophy ist schon im Entwurf verfehlt und erhebt sich auch hinsichtlich der Charakterzeichnung nicht über das Mittelmäßige **). (*Heinr. Döring.*)

DENIA, 17° 32′ L. 38° 50′ Br., feste Citadelle mit dem Titel eines Markgrafthums im spanischen Königreiche Valencia, am mittelländischen Meere, mit 2000 Einwohnern, einem Felsenkastell, einer Kirche, zwei Klöstern, fünf Armenhäusern, einem doppelten Hafen, der von einem hohen und festen Thurme beschützt wird, aber einen beschwerlichen Eingang hat und daher nur von wenigen Küstenfahrern besucht wird. Die Einwohner unterhalten Woll- und Leinweberei, führen die Produkte der schönen Huerta aus, besonders Wein,

*) Cooper's Hill (6 Stunden von London), sagt Küttner in seinen Beiträgen zur Kenntniß des Innern von England (Leipzig 1791) ist weder groß noch hoch; allein in einem ganz ebenen Lande braucht man nur eine kleine Anhöhe, um hundert (englandische) Meilen in die Runde um sich zu sehen. Die Aussicht ist ganz in der milden Art und füllt die Sele mehr mit ruhiger Freude, Milde und Wohlseyn, als mit jener erhabenen Größe, die die Schweizerscenen charakterisirt. Neben und von einem Landsitze, über den ich oft meinen Weg nahm, hat man eine so reizende Aussicht, daß selbst Denham, wie mich dünkt, ihr nicht genug Gerechtigkeit hat widerfahren lassen.

*) Denham, sagt der genannte Kritiker, ist deservedly considered as one of the fathers of English poetry. Unter vielen sehr gelungenen Stellen jenes Gedichtes stehe hier, hauptsächlich ihrer epigrammatischen Präcision wegen, der didaktisch-lyrische Ausruf, zu welchem den Dichter die Beschreibung des Themse begeistert:

O could o flow like thee, and make thy stream
My great example, as it is my theme!
Tho' deep, yet clear; tho' gentle yet not dull;
Strong without rage, without o'erflowing full.

**) Nachrichten von Denhams Leben befinden sich bei Gibbon, Johnson, Anderson und andern englandischen Literatoren. Vergl. außerdem Bouterweks Geschichte der Poesie. Bd. 7. S. 436 u. f. Nolte und Idler Handbuch der englandischen Sprache u. Literatur. 3te Auflage. Poetischer Theil. S. 144. u. f. (mit Proben). Baurs neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. Bd. 1. S. 190.

Rosinen (jährlich 12000 Arroben) und Mandeln. Nahe dabei ist eine kleine Insel gleiches Namens. (*H.*)

Denicales feriae s. Feriae.

DENINA, Giovammaria (Johann Maria) Carlo. Unter den vielen Ausländern, Franzosen und Italiänern, welche Friedrich der Große nach Berlin und an die Berliner Akademie berufen hat, nimt Denina einen ehrenvollen Platz ein. Er war unstreitig ein Mann von sehr umfassenden, wenn auch eben nicht gründlichen Kenntnissen und von einer rastlosen Thätigkeit, welche sich bis in sein hohes Alter nicht verleugnet hat. Denina war im J. 1731 zu Revel, einem kleinen Orte in der Nähe von Saluzzo in Piemont geboren und erhielt seine erste Bildung auf der Schule von Saluzzo, von wo er, 17 Jahre alt, nach Turin auf die dortige Universität ging. Schon in seinem 15ten Jahre hatte er sich für den geistlichen Stand entschieden, um eine Pfründe zu erhalten, worauf seine Familie Ansprüche hatte, die er aber dennoch nicht bekam. Nichts desto weniger blieb er seinem Vorsatz treu und empfing die höheren Weihen auf der Universität. Nachdem er 5 Jahr in Turin studirt, wurde er Professer der Humaniora (Philologie) zu Pignerol im J. 1754. Hier ließ er, wie es Sitte war, durch seine Schüler eine von ihm selbst verfaßte Komödie aufführen, welche indeß bei der dortigen Geistlichkeit Anstoß erregte und ihm den Verlust seiner Stelle zuzog. Zwei Jahre später erwarb er den theologischen Doktorgrad zu Mailand und schrieb bei dieser Gelegenheit ein Werk: De studio theologico et norma fidei, Turin 1758, welches ihm eine außerordentliche Professur an der Universität Turin verschaffte. Einen Ruf als Professor der Philologie nach Chambery nahm er nicht an und lebte fortan als Privatgelehrter zu Turin. Hier erschien von ihm im J. 1761 sein Discorso sopra le vicende della letteratura, woran er seit mehren Jahren gearbeitet hatte. Dieses Werk, eins seiner besten, ist oft gedruckt, mehre Male von ihm selbst umgearbeitet und im J. 1785 zu Berlin unter dem Titel Vicende della letteratura in 2 Bänden 8., zuletzt zu Turin 1793 in 3 Bänden 8., wozu im J. 1804 noch ein vierter kam, herausgegeben worden. Er hat mehre seiner kleinern Schriften theils darin verarbeitet, theils als Anhänge mit abdrucken lassen. Man hat davon engländische, französische und teutsche Übersetzungen. Ein Urtheil, welches er darin über Voltaire ausgesprochen, zog ihm einige bittere Ausfälle von diesem reizbaren Dichter zu, worauf er indeß nicht geantwortet hat. Eine Wochenschrift, welche er nach Art des engländischen Spectator, unter dem Titel Il parlamento Ottaviano herauszugeben anfing, ward wegen einiger allzu kühn scheinender Ideen bald unterdrückt. Nunmehr begann er mit großem Eifer sein größtes und unstreitig bestes Werk, die Rivoluzioni d'Italia, wozu er selbst eine Unterstützung vom Könige erhielt. Es erschien zu Turin 1768 — 1770 in 3 Bänden in 4. und wurde ins Teutsche, Französische, Engländische und sogar ins Türkische übersetzt. Der König ernannte ihn dafür zum Professor der griechischen Sprache und der italiänischen Literatur an der Universität zu Turin. Allein er hatte sich durch seine freimüthigen Urtheile über die Mönche den Haß dieser mächtigen Körperschaft zugezogen. Eine Zeit lang zwar schützte ihn der neue, seit dem J. 1773 regirende König Victor Amadeus III., allein die Gelegenheit, ihn zu stürzen, fand sich dennoch bald. Jene den Mönchen anstößigen Ansichten hatte er in einem Werke: Dell' impiego delle persone, weitläuftiger entwickelt, worin er zu zeigen suchte, wie man die unbeschäftigten Mönche zu nützlichen Gliedern des Staats machen könne. Man versagte ihm die Erlaubniß, es drucken zu lassen, und als er, gegen das Gesetz, welches jedem piemontesischen Unterthan verbot, eine Schrift, der in Piemont das Imprimatur verweigert worden, auswärts drucken zu lassen, sein Werk dennoch heimlich in Florenz herausgab, so ward fast die ganze Auflage vernichtet, der Verfasser verlor sein Amt bei der Universität und wurde auf 6 Monate in ein Seminarium nach Vercelli geschickt. Nach Ablauf dieser Strafzeit ward er nach seinem Geburtsort Revel verwiesen. Später, im J. 1803, erschien jene Schrift in Turin in 2 Bänden 8. Erst im J. 1781 erhielt Denina die Erlaubniß, nach Turin zurückzukehren, und gab nun hier im J. 1781 und 1782 die Frucht seiner Arbeiten im Exil, seine Storia politica e letteraria della Grecia in 4 Bänden 8. heraus, welche für die damalige Zeit und für Italien ein achtungswerthes Werk genannt werden muß; es wurde ins Teutsche und ins Spanische übersetzt. Die Verfolgungen, die er erfahren, hatten seinen Ruf ausgebreitet, und er ward, auf den Vorschlag des preußischen Gesandten zu Turin, Herrn von Chambrier, durch den Marquis Lucchesini und den Minister Herzberg Friedrich dem Großen empfohlen, der sich gern eines Mannes annahm, welcher, wie der König sagte, „wegen einiger vernünftiger und bescheidener Phrasen" verfolgt würde. Er lud ihn ein nach Berlin zu kommen und ernannte ihn zum Mitgliede der Akademie mit 1200 Thaler Gehalt. Denina nahm diesen ehrenvollen Ruf an und ward im J. 1782 vom Könige freundlich aufgenommen; später erhielt er noch den Titel eines Legationsrathes und ein Kanonikat in Warschau. Das Band, welches er als Kanonikus trug, hat Veranlassung gegeben, ihn für ein Mitglied der Ehrenlegion zu halten, was er nie gewesen; wol aber beschuldigt man ihn, statt des violetten Bandes, welches er tragen sollte, eigenmächtig ein rothes gewählt und dadurch jenen Irrthum veranlaßt zu haben. In Berlin hat er sehr vieles und meist in französischer Sprache geschrieben. Einen Essai sur la vie et le règne de Frédéric II., welcher ins Italiänische übersetzt worden ist. La Prusse littéraire sous Frédéric II., Berlin 1790 — 1791. 3 Bände. 8., eine sehr schwache Nachahmung der Übersicht der Literatur, welche Voltaire seinem Siècle de L. XIV. angehängt hatte. Zum Ruhme Denina's muß man indeß sagen, daß er vielleicht der einzige jener von Friedrich II. begünstigten Ausländer war, welcher das Teutsche erlernt hatte, so daß er wenigstens im Stande war, teutsche Bücher zu Rathe zu ziehen. Guide littéraire pour dif-

sérens voyages, Berlin 1794—1796. 3 Bände. 8., die Frucht mehrer Reisen durch Teutschland und Italien. Della Russiade, canti X. Berlin 1795, angeblich aus einem griechischen ungedruckten Originale; ein sogenanntes Heldengedicht in Prosa zur Verherrlichung Peters des Großen. Die Franzosen haben dergleichen viele; für Italien war es etwas neues. Es ist später auch in Paris im J. 1799 erschienen und ins Französische unter dem Titel: Pierre le grand, übersetzt worden. Eine Geschichte von Piemont, aus dem Manuscript des Verfassers ins Teutsche übersetzt von Straß, Berlin 1800 — 1805. 3 Bände. 8. Rivoluzioni della Germania. Firenze 1804. 8 Bände. 8. Für die Berliner Akademie hatte er eine Reihe von Abhandlungen vorzüglich über den Ursprung der romanischen Sprachen und ihre Verwandtschaft mit den klassischen, den germanischen und den slawischen Sprachen ausgearbeitet. Aus diesen Aufsätzen bildete er ein größeres Werk: La clef des langues, welches zu Berlin 1804 in 3 Bänden 8. erschien. Dieses Werk, reich an einzelnen glücklichen Beobachtungen, aber höchst mangelhaft und verworren in seiner Anlage, zeichnet sich vor den etymologischen Arbeiten der Franzosen und Italiäner besonders dadurch vortheilhaft aus, daß der Verfasser einige Kenntniß des Teutschen, aber freilich nur des modernen besaß. Er widmete es dem damaligen ersten Konsul Bonaparte und wählte als Motto für die Rückseite des Titels den bekannten Vers: Si canimus sylvas, sylvae sint *Consule* dignae, in welchem er, bei den zwei folgenden Bänden das Consule in Caesare veränderte. Diese Dedikation verfehlte auch ihren Zweck nicht. Napoleon lernte den Verfasser im J. 1804 zu Mainz kennen und berief ihn als Bibliothekar nach Paris, wo er noch ein Tableau historique, statistique et moral de la haute Italie et des Alpes qui l'entourent. 1805. 8.; eine Storia dell' Italia occidentale. 1809. 6 Bände. 8. und einige unbedeutendere Sachen herausgab und im J. 1813 starb. Einen Aufsatz über sein Leben und seine vorzüglichsten Werke findet man in dem Magazin encyclopédique von 1814. (*Blanc.*)

Denira Adans. s. Iva *L.*

DENIS, Michael, wurde am 27sten Sept. 1729 in der damals noch bairischen, jetzt östreichischen Stadt Schärding am Inn geboren und Johann Michael Cosmus getauft; bei der Firmung erhielt er noch den vierten Vornamen Peter. Sein Vater, Johann Rudolph Denis, war ein Rechtsgelehrter und ebenso, wie die Mutter, Maria Anna, von sehr rechtschaffener, frommer Gesinnung. Dabei liebte er ungemein die Bücher, und diese Neigung hatte sich auf den Sohn vererbt, der frühzeitig eine lebhafte Phantasie, reizbare Sinne und die weichste Gemüthsart offenbarte. Neben seinen Büchern waren Blumen, Vögel und Insekten sein liebster Zeitvertreib. Seine Erziehung war ziemlich bigott, aber sonst überaus gelinde, und für jugendliche Fehler das Sitzen auf dem Fußboden die einzige und ausreichende Bestrafung, denn nie zeigte er Widersetzlichkeit, als höchstens durch Thränen, die er auch späterhin bei Kränkungen oder Trennungen sehr reichlich zu vergießen pflegte. Im sechsten Lebensjahre wurde er mit Eltern und Geschwistern auf das Schloß Haidenburg versetzt, wo sein Vater die Oberaufsicht über herrschaftliche Güter und die Verwaltung der Rechtspflege übernahm. Im November 1739 bezog er das Gymnasium der Jesuiten zu Passau und fing hier in Kurzem an, die Alten zu lesen. Unter den Dichtern zog ihn Horaz am meisten an. Bei den in der Schule gewöhnlichen Versübungen entwickelte er ein solches Talent für die lateinische Poesie, daß er den besondern Beifall der Lehrer und die ersten Preise errang. Sobald ihm die teutschen Gedichte von Hofmannswaldau, Tryller, Brockes u. a. bekannt wurden, begann er sie nachzuahmen, ohne vorher in der teutschen Sprachlehre und Rechtschreibung unterrichtet zu seyn. Nach vollendetem Cursus der Philosophie, wobei Aristoteles sein einziger Führer gewesen war, widmete sich der achtzehnjährige Jüngling dem Jesuiterorden und trat am 18ten Oktober 1747 in dem Novizenhause zu St. Anna in Wien in das Novizíat ein. Hier, wo außer ihm noch 67 Novizen versammelt waren, brachte er zwei Jahre zu, gleich abgeschnitten von der Welt und der profanen Literatur, beschränkt auf seinen Rosenkranz und wenige ascetische Bücher, aber nach seiner eigenen Schilderung unter wechselnden geistlichen Beschäftigungen und körperlichen Arbeiten zufrieden und den strengen Pflichten des Ordens mit frommem Eifer sich hingebend. Nach beendigtem Noviziat wurde er als Repetent der hebräischen Sprache in das akademische Collegium zu Wien versetzt, wo er ein Jahr blieb. Er legte sich hier mit dem größten Eifer und Erfolg auf das Hebräische und die damit verwandten Sprachen, und versuchte sich sogar in der hebräischen, mehr aber noch in der lateinischen Poesie. Insbesondere verfertigte er das Schauspiel Gaston in tambischen Versen, welches in seinen lateinischen Gedichten gedruckt ist. Nach Ablauf des Jahres schickte ihn der Provinzial des Ordens nach Gräz, um hier zwei Jahre lang die lateinische Grammatik zu lehren, worauf er zu Klagenfurt ein Jahr lang die Rhetorik vorzutragen hatte. Diese Beschäftigungen führten zu einiger Berührung mit der Welt, zu einigem Selbstgefühl und einer größern Freiheit und Lebensbequemlichkeit, und es gehörte zu den Erziehungsmaximen des Ordens, junge Leute dieser Art bald wieder unter das strenge Joch der Mönchsdisciplin zu zwingen und sie aus Lehrern wieder zu Schülern zu machen. Denis mußte nach dieser Periode des Lehrens vier Jahre lang zu Gräz die Theologie studiren und wurde dann auf ein Jahr nach Judenburg in die strengste klösterliche Abgeschiedenheit und in ein zweites Noviziat versetzt, wo er, wie in dem ersten, die Zimmer zu kehren, bei Tische aufzuwarten und das Küchengeräthe zu reinigen hatte. Zugleich wurde er hier auf die Übung der Selsorge speziell vorbereitet, nachdem er bereits im Jahre 1756 zum Priester geweiht worden war. Nach überstandenem letzten Prüfungsjahre wurde er als Frühprediger nach Presburg versetzt, wo er im Verein mit seinen Collegen auch die sehr weitumfassende Selsorge zu führen hatte. Nach seiner eigenen Ver-

sicherung gab es hier vielfache Gelegenheit, Gutes zu wirken, und er benutzte sie mit Eifer. Seine schwache Brust gestattete ihm aber nicht, die öffentlichen Vorträge noch länger zu halten, und er wurde deshalb im Oktober 1759 als Lehrer an das Collegium Theresianum zu Wien versetzt, eine Erziehungsanstalt für den jungen Adel, welche die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1746 gestiftet und der Leitung der Jesuiten anvertraut hatte. Hier lehrte er viele Jahre unter dem Namen Rhetorik die schönen Redekünste, später auch Literargeschichte und Bücherkunde, ein vorher zu Wien unbekanntes Lehrfach. Er wurde dazu durch den Umstand veranlaßt, daß er im Jahre 1773 nach dem Tode des gelehrten Khell die Aufsicht über die Garellische Bibliothek erhalten hatte, welche durch den jüngern Garelli dem Collegium Theresianum vermacht worden war. Er blieb in diesem Posten auch nach der Aufhebung des Jesuitenordens bis zur Aufhebung des Theresianums *) im Jahre 1784, wo ihn Kaiser Joseph als zweiten Custos bei der Hofbibliothek anstellte. Im Jahre 1791 wurde er unter allgemeiner Zustimmung vom Kaiser Leopold zum ersten Custos und zugleich zum wirklichen Hofrath ernannt, nachdem er bereits im Jahre 1779 von der ihm wohlgewogenen Kaiserin Maria Theresia den Charakter eines kaiserlichen Rathes erhalten hatte. Allgemein geehrt wirkte er hier beinahe noch ein Decennium und genoß die Freude, eine Prachtausgabe seiner Werke in sechs Bänden veranstalten zu können. Er starb an einem schleichenden Nervenfieber am 29sten Sept. 1800, und wurde nach seinem Wunsche auf dem Kirchhofe zu Hütteldorf, zwei Stunden von Wien, begraben, wo er eine von ihm selbst verfertigte einfache Grabschrift in lateinischer Sprache erhielt. Mehre namhafte Dichter, wie Kretschmann, Weiße, Haschka, Anton von Gruber, besangen den Tod dieses höchst achtungswerthen Mannes. Er hat sich um die Literatur überhaupt, besonders aber um die literarische Bildung Östreichs entschiedene Verdienste erworben. Aus allen Kräften wirkte er in seinem zweiten Vaterlande auf Reinigung der Sprache und Verbreitung des guten Geschmacks hin, zwei Dinge, mit denen es bei seinem ersten Auftreten in Östreich noch äußerst schlecht bestellt war. Theils geschah dies durch seine Schriften, wodurch er sich zuerst unter allen östreichischen Dichtern auf dem teutschen Parnaß eine bedeutende Stelle sicherte, theils durch öffentliche Empfehlung der Werke Klopstocks, Gellerts, Hallers und anderer protestantischer Dichter, die man vor ihm nicht gekannt oder als ketzerische Ausgeburten mit scheelen Blicken betrachtet hatte, und von denen er selbst Chrestomathien zum Gebrauch der Jugend zu veranstalten sich nicht scheute. Seine Bemühungen trugen herrliche Frucht, und es bildeten sich unter seiner Anführung und Leitung mehre gute Dichter, an denen es Östreich seitdem nie gefehlt hat. Die ersten teutschen Gedichte, welche er vom Jahre 1760 an bekannt machte, besangen meist vaterländische Begebenheiten, Ereignisse des siebenjährigen Krieges u. s. f. und waren zum Theil eigentliche Gelegenheitsgedichte. Entscheidend für die Richtung seines poetischen Geistes wurde seine Bekanntschaft mit Ossian, der gerade damals (seit 1760) durch Macpherson aus dem Dunkel hervortrat. Er war der erste, welcher die sämmtlichen Gedichte Ossians ins Teutsche übersetzte, und sie erschienen unter dem Titel: Die Gedichte Ossians, eines alten celtischen Dichters, aus dem Englischen übersetzt von Michael Denis, aus der Gesellschaft Jesu. Wien 1768—1769. Drei Theile in 4. und 8. Er wählte für das Ganze, die lyrischen Stellen ausgenommen, die Versart des Hexameters, ein Mißgriff, wozu ihn seine innige Liebe zu Klopstocks Messiade vornehmlich verleitete, und der gewiß entschuldigt werden kann, wenn man erwägt, daß für Übersetzungen ausländischer Dichterwerke ins Teutsche der richtige Takt sich damals erst bildete. Die Übersetzung, obwol an manchen Dunkelheiten, Provinzialismen und sprachwidrigen Ausdrücken leidend, hat ihre großen Verdienste, auch wurde sie in Teutschland mit Liebe aufgenommen und ihr Verfasser sogar in der Klotzischen Bibliothek der schönen Wissenschaften als der erste lebende Übersetzer der Teutschen begrüßt. Er fügte dieser Übersetzung die Anmerkungen Macphersons, Cesarotti's und seine eigenen, ingleichen die Abhandlungen Macphersons und Hugo Blairs über Ossian bei. Von Ossian, Klopstock und Gerstenberg angeregt, nahm seine eigene Poesie jetzt einen bestimmten Charakter an, dem sie bis ans Ende seines Lebens getreu blieb; er bezeichnete seine Lieder als Bardengesang und strebte danach, eine Nachahmung und Erneuerung der alten Bardengesänge zu liefern. Durch eine schwunghafte, kräftige und männliche Sprache, den Ausdruck des Geradsinns, des Heldenmuthes, des Freiheitsgefühls, der einfachen, naturgetreuen Liebe, der kernhaften und unverdorbenen Sitten einer frühern Zeit suchte er den Charakter dieser Gesänge wiederzugeben, von denen uns bekanntlich, sofern von teutschen Barden die Rede ist, keine Proben übrig geblieben sind. Er führte, nach Klopstocks Vorgange, die Mythologie der Edda in seine Gesänge ein und bestritt den Gebrauch der griechischen Mythologie aus historischem und moralischem Gesichtspunkte. Auch den Gebrauch des Reimes wollte er sehr beschränkt wissen. Seine gesammelten Gedichte dieser Art erschienen unter dem Titel: die Lieder Sineds (Anagramm von Denis), des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis, aus der Gesellschaft Jesu. Wien 1772. 8. Der Vorbericht enthält eine mit zu wenig Kritik abgefaßte Abhandlung von der alten vaterländischen Dichtkunst. Unter den Gedichten, von denen viele schon vorher einzeln gedruckt waren, findet man Gesänge an das Haupt der Starken bei den Markmännern (General Laudon), den Obersten der Barden Teuts (Klopstock), den Bardenführer der Brennenheere (Gleim), den Barden Friedrichs (Ramler), den Oberbarden der Pleiße (Weiße) u. s. f.; außerdem Übersetzungen altnordischer Gedichte (die Lehren der Vola, Hagbarth und Sygna, Hakons Leichen-

*) Die Anstalt ist später unter Kaiser Franz I. wieder hergestellt worden.

gesang, Asbiörn Pruda's Sterbelied u. m. a.). So kräftig und schwungvoll auch Denis in diesen Gesängen meistens auftrit, so wollen sie doch nicht recht erwärmen, und die Theilnahme, welche sie anfänglich erweckten, ist im Laufe der Zeit sehr gesunken. Theils ist sein dichterisches Feuer zu erkünstelt, seine Begeisterung das, was man forcirt nennt, theils macht er Ansichten geltend, die für die Dauer nicht haltbar erscheinen, und besingt Gegenstände, deren Interesse nur ein vorübergehendes war, z. B. die Reisen des Kaisers Joseph u. dergl. In der zweiten Auflage erschienen diese Gedichte mit der Übersetzung des Ossian vereint unter dem Titel: Ossians und Sineds Lieder. Wien 1784. Fünf Bände. 4. Sie nehmen darin die beiden letzten Bände ein und sind vermehrt und ebenso wie die Übersetzung des Ossian verbessert, welche letztere Denis mit vieler Mühe nach der Londner Ausgabe von 1773 umarbeitete. In der Vorrede sucht er den Gebrauch des Hexameters bei der Verteutschung des Ossian zu rechtfertigen, auch ist dieser Ausgabe ein Gespräch von dem Werth der Reime und, als Anhang, eine Nachricht von dem Gebrauch des Hexameters in den neuern europäischen Sprachen beigegeben. Keine der eigenthümlichen Ansichten, welche Denis zu verfechten suchte, hat die Probe der Zeit bestanden; weder seine Überzeugung von der Anwendbarkeit des Hexameters bei der Verteutschung Ossians, noch seine Beschränkung des Reims, noch der ausschließliche Gebrauch der altnordischen Mythologie. Doch ist der letztere keineswegs als bloßer Mißgriff anzusehen; er hat vielmehr anregend und belebend gewirkt und manches Schöne hervorgebracht, wie dies auch gleich im Anfange von denen erkannt wurde, die in die Verwerfung der klassischen Mythologie nicht einstimmten, wie namentlich der Beurtheiler von Sineds Liedern in der allgemeinen teutschen Bibliothek Bd. 22. S. 349 fg. Alles, was nicht als Bardengesang gelten konnte, hatte Denis von den Liedern Ossians und Sineds ausgeschlossen, weshalb sein Schüler Joseph von Retzer mit seiner Bewilligung und Mitwirkung eine Nachlese zu Sineds Liedern, Wien 1784. 4. herausgab. Diese enthält sowol lateinische als teutsche Gedichte, unter den letztern Oden, geistliche und didaktische Poesien u. s. f., meistens schon vorher einzeln gedruckt und mit Beifall aufgenommen. Bei der neuen Auflage von Ossians und Sineds Liedern: Wien 1791 — 1792. Sechs Bände in zwei verschiedenen Ausgaben in 4., wovon die Prachtausgabe in groß Quart auf Velinpapier mit Bodonischen Lettern 20 Thaler kostet, wurde die Nachlese als sechster Band mit eingereiht. Auch seine zahlreichen lateinischen Gedichte, worunter sieben Schauspiele, zum Theil biblischen Inhalts, mehre sogenannte epische Gedichte, worunter eins über den Schmetterlingsfang, einige lyrische und viele elegische Gedichte, nebst mehren Inschriften, sammelte Denis und ließ sie unter dem Titel: Carmina quaedam zu Wien 1794 in gr. 4. unter seinem Namen erscheinen. Er behauptet auch unter den neuern lateinischen Dichtern eine vorzügliche Stelle. Seine lateinische Diction ist elegant und durchaus kein Jesuitenlatein. Nicht minder groß aber sind die Verdienste dieses ausgezeichneten Mannes um die Literatur- und Bücherkunde. Unter den Werken seines rastlosen Fleißes in diesem Fache sind vornehmlich zu nennen: Grundriß der Bibliographie oder Bücherkunde. Wien 1774. 8. Grundriß der Literargeschichte. Wien 1776. 8. Einleitung in die Bücherkunde. Erster Theil. Bibliographie. Zweiter Theil. Literargeschichte. Wien 1777. 1778. gr. 4. (Die Einleitung wurde nachgedruckt zu Bingen 1782. 8. und erschien in zweiter rechtmäßiger Auflage. Wien 1795. 1796. gr. 4.). Die Merkwürdigkeiten der k. k. Garellischen öffentlichen Bibliothek am Theresiano. Wien 1780. 4. (Die Bibliothek bestand, nachdem 2314 Bände an die kaiserliche Bibliothek abgegeben waren, noch aus 11000 Bänden, wovon Denis die Drucke aus dem 15ten Jahrh., die zu Wien bis 1560 gedruckten Bücher, die sehr seltenen Werke und die, welche sich durch ihren hohen Preis oder die Menge ihrer Bände auszeichnen, vornehmlich aufführt). Wiens Buchdruckergeschichte bis 1560. Wien 1782. 4. Von diesem wichtigen Werke erschien zugleich eine kürzere Bearbeitung in lateinischer Sprache, und einen Nachtrag dazu gab Denis im J. 1793 in 4. heraus. — Annalium typographicorum V. Cl. *Michaelis Maittaire* Supplementum. Wien 1789. 2 Theile. gr. 4., das wichtigste unter Denis bibliographischen Werken, wodurch er Maittaire's Annalen mit 6311 Artikeln bereicherte. Es verlor an Interesse, als wenige Jahre nachher Panzer seine berühmten Annalen der Typographie herausgab, wozu nächst Maittaire niemand mehr vorgearbeitet hatte, als Denis. Codices Manuscripti theologici bibliothecae Palatinae Vindobonensis latini aliarumque Occidentis linguarum, recensuit, digessit, indicibus instruxit M. Denis. Wien 1799 — 1802. 2 Bände. Fol. Dieses wichtige und kostbare Werk, an dessen Correctur er noch während seiner Krankheit thätig war, wurde erst nach seinem Tode im Druck beendigt. Außerdem verbesserte Denis einen von seinen Amtsvorgänger, Hofrath Kollar, nachgelassenen Commentar über die historischen und einige andere Manuscripte der Wiener Bibliothek und gab ihn unter dem Titel: *Ael. Franc. Kollarii* ad *Petri Lambecii* commentariorum de augusta bibliotheca caes. Vindobonensis libros VIII. Supplementorum liber primus posthumus zu Wien 1790 in Fol. heraus. Ebenso edirte er noch ungedruckte Reden des heil. Augustin aus den Manuscripten der ihm anvertrauten Bibliothek zu Wien 1792. Seine literarische Thätigkeit beschränkte sich nicht auf das Fach der schönen Künste und der Literargeschichte allein. Im Jahre 1776 gab er im Verein mit Ignaz Schiffermüller ein schätzbares systematisches Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend zu Wien in 4. heraus. In eben diesem und dem folgenden Jahre ließ er im Verein mit Mastalier, von Retzer u. a. zu Wien eine Zeitschrift unter dem Namen literarische Monate in 8. erscheinen. Im Jahre 1794 lieferte er unter dem irreführenden Titel: Zurückerinnerungen, eine Reihe ästhetischer Bemerkungen, mit Stellen aus ältern und neuern Schriftstellern belegt, die meist weniger bekannt und sehr glücklich gewählt sind. In eben dem Jahre erschien von

ihm anonym ein kirchliches Gesangbuch für den Bereich des Wiener Erzbisthums. In den beiden folgenden Jahren gab er heraus: Denkmale der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, aus allen Jahrhunderten gewählt und übersetzt. 8 Bände. gr. 8. Jeder Band enthält zwei Abtheilungen, und jede Abtheilung umfaßt drei auf einander folgende Jahrhunderte, so daß die letzte mit dem 18ten Jahrhundert schließt. Im Jahre 1796 erschien von ihm noch: Journal vom wahren Adel, mit den nöthigen Erläuterungen. Wien. 4. Im Jahre 1797 lieferte er unter dem Titel: Lesefrüchte. Wien. 2 Theile. gr. 8. ein angenehmes und nützliches Allerlei in Gestalt eines Wörterbuchs, vornehmlich bibliographischen Inhalts. Mehre kleinere Schriften und Beiträge zu Zeitschriften u. s. f. können hier nicht besonders angeführt werden. Nicht lange vor seinem Tode begann er unter dem Titel: Commentariorum de vita sua Libri V. seine eigene Biographie zu schreiben, vollendete aber nur die beiden ersten Bücher, welche bis zum Jahre 1759 gehen. Sie wurden in seinem literarischen Nachlaß gedruckt, den der Freiherr von Retzer in zwei Abtheilungen, Wien 1801. gr. 4. herausgab. Es erschien davon eine teutsche Übersetzung unter dem Titel: J. M. Denis Jugendgeschichte, von ihm selbst geschrieben. Winterthur 1802. 8., die sich auch im fünften Bande von Johann Georg Müllers Bekenntnissen merkwürdiger Männer befindet. Der Nachlaß, bei dessen Herausgabe nicht genug Strenge obgewaltet hatte, enthält übrigens noch mehre vorher einzeln gedruckte kleine Schriften und Aufsätze, viele Gedichte und Briefe an Denis von Klopstock, Bodmer, Geßner, Gleim, Ramler, Weiße, Göckingk, der Karschin, Kretschmann, Adelung, Heyne, Klotz, Blankenburg, Boie und andern berühmten Männern, doch meist von wenig bedeutendem Inhalt. — Über Denis moralischen Charakter lauten alle Zeugnisse übereinstimmend günstig. Strenge Religiosität ohne Heuchelei und Fanatismus, Gewissenhaftigkeit in Beobachtung seiner Pflichten, Reinheit der Sitten, rastloser Fleiß, Bescheidenheit, Milde, erprobte Treue in der Freundschaft, Vaterlandsliebe und warmer Eifer für die Veredelung der Jugend waren Hauptzüge desselben. Seine Sanftmuth und Herzensgüte erinnerten an Fenelon. Sein Umgang war lehrreich und angenehm. Charakteristisch war bei ihm die äußerste Anhänglichkeit an den Jesuitenorden, auch nach der Aufhebung desselben. Er bedauerte dieses Ereigniß stets und war immer bemüht, den Orden zu vertheidigen. Er hatte diese Vorliebe für den Orden schon auf dem Gymnasium zu Passau gefaßt und war aus freier Neigung in denselben getreten, weil er sah, daß er in den Wissenschaften das meiste leistete. Selbst der Umstand, daß er an demselben Tage geboren war, an dem einst Papst Paul III. die Gesellschaft Jesu bestätigt hatte, war bei ihm nicht ohne Einfluß geblieben. Auch nach der Aufhebung des Ordens war er noch gewissermaßen Jesuit, doch nur die gründliche Gelehrsamkeit und die Strenge in der Erfüllung der Pflichten hatte er von dem Orden behalten, unrühmlichen Nebenwegen blieb er fremd. Er war sehr duldsam und blieb Nicolai's literarischer Freund, als dieser gegen verborgene Jesuiten fast übertrieben eiferte; er schätzte Gleim, den Dichter der Kriegs- und Trutzlieder gegen Östreich hoch, und seine erste Frage an Besucher, die aus dem nördlichen Teutschland kamen, war nach Gleim und Klopstock. Vor allen war jedoch Gellert sein Liebling, und unter allen Gesängen auf den Tod desselben behielt der seinige den Vorzug. Dagegen kannte er von Wieland nur das, was dieser in die Supplementbände seiner Werke verwiesen hatte, und beobachtete über alles aus späterer Periode ein Stillschweigen. In seinem letzten Willen stiftete er eine jährliche Seelenmesse, die auf ewig an seinem Geburtstage in der Pfarrkirche zu Hüttelsdorf gelesen werden sollte, und verwahrte sich dagegen, daß sein Kopf nach seinem Tode in die Hände des Schädellehrers Doktor Gall gerathen möchte *). (*Rese.*)

DENISAEA. So nannte Necker (Elem. I. 306.) eine Pflanzengattung nach dem Franzosen Louis Denis, welcher mit ihm zugleich am pfalzbaierschen Hofe lebte und meteorologisch-botanische Beobachtungen bekannt machte. Phryma dehiscens L. fil., welche die Gattung Denisaea bildete, gehört zu Büchnera L. unter dem Namen B. cuneifolia Thunb. *Dennstedtia*, ein Name, welchen Bernhardi zu Ehren des Verfassers einer Flora von Weimar (Jena, 1808, 8.), Aug. Wilh. Dennstedt, einer Pflanzengattung gab. Swartz vereinigte diese Gattung mit *Dicksonia Herit.* (D. flaccida Sw.). (*A. Sprengel.*)

Denisot s. die Nachträge.

Denisow s. die Nachträge.

DENIZLY (auch Degnizla, Osmanische Stadt in Natolien, gegen 30 Meilen OSO von Smyrna gelegen, hat 30000 Einwohner, Türken, Griechen und Armenier, welche vorzüglich Wein bauen, woraus Rosinen und Syrup bereitet werden. Im J. 1715 wurde die Stadt durch ein Erdbeben zerstört, wobei 12000 Menschen umkamen. (*H.*)

DENK, Hans, ein gelehrter Kenner der latein., griech. und hebräischen Sprache aus der Zeit der Reformation, der wegen Abweichung von dem kirchlichen Lehrbegriffe der Reformirten fälschlich von einigen unter die Zahl der Wiedertäufer gesetzt worden ist; Vadianus, der ihn zu St. Gallen sah, wirft ihm den Wiedertauf nicht vor und nennt ihn einen ausgezeichneten Jüngling, der aber zu heftig und stürmisch sei. Dieses reichte damals hin, jeden, der eine eigne Meinung aufstellte, zu den Wiedertäufern zu zählen, welcher Name überhaupt Schwärmer bezeichnete. Man verdammte ihn besonders wegen Erneuerung der Lehre, daß die Höllenstrafe nicht ewig sei, sondern daß die Verdammten, ja der Teufel selbst zuletzt noch selig werde. — Denk stammte aus Baiern; das Jahr sei-

*) S. über ihn einen doppelten Nekrolog im Leipziger allgemeinen literar. Anzeiger 1801. Nr. 157. und einen andern in der allgem. Zeitung 1800. Nr. 317. Sein bereits angeführtes Leben in seinem literar. Nachlaß. Meusels Lexikon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Bd. 2. S. 326—330. Baaders gel. Baiern. Bd. 1. S. 220—227. Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten von Jördens. Bd. 1. und 6. Sein Bildniß steht vor dem 13ten Bande der allgem. teutschen Bibliothek, vor dem Leipziger Musenalmanach 1778, und vor der letzten Ausgabe seiner Werke; ist auch zu Wien besonders gestochen worden.

ner Geburt ist nicht bekannt; er wird auch zuweilen der Nürnberger genannt, weil er eine Zeit lang zu Nürnberg als Schullehrer lebte. Nachher lehrte er in Straßburg, wo er Ludwig Hetzer (vergl. diesen Artikel) bei Übersetzung der Propheten unterstützte. Bucer, welcher mit ihm über jene Lehre von der Seligwerdung der Verdammten disputirte, vertrieb ihn wieder von Straßburg. Er lehrte einige Zeit zu St. Gallen, dann zu Basel, wo Ökolampadius, sanfter als Bucer, sich in Gespräche mit ihm einließ und ihn zur Aufgebung seiner Meinung soll bewogen haben. Er starb zu Basel 1528. (*Escher.*)

DENKART (Denkungsart) könnte allerdings der Wortbildung nach die von den Denkgesetzen überhaupt abhängige Weise des Denkens bezeichnen; allein in dieser blos logischen Bedeutung wird Denkart nicht gebraucht, sondern vielmehr in der Beschränkung auf das Besondere, so daß dadurch bezeichnet wird die Art und Weise, wie jemand zu denken gewohnt ist. Ohne Grund haben einige zwischen Denkart und Denkungsart so unterscheiden wollen, daß Denkart sich blos auf die Art und Weise zu denken überhaupt (auf das logische Denken) beziehe, Denkungsart aber in Beziehung auf das Ethische stehe, so daß dadurch bezeichnet werde die Art und Weise, wie jemand über freie (sittliche) Handlungen zu denken gewohnt ist. Diese Unterscheidung stützt sich auf gar nichts, und der Sprachgebrauch bestätigt die Annahme von Adelung und Campe, daß Denkart lediglich um des Wohllauts willen, besonders beim Gebrauch des Dichters, aus Denkungsart verkürzt worden sei. Beide bezeichnen demnach eine besondere oder eigenthümliche Art und Weise zu denken, und zwar über freie Handlungen. Sie ist abhängig von dem, was sich jemand als Regel, als Grundsatz dafür festgestellt hat, sei es nun, daß er diese sich selbst gebildet, oder daß sie ihm durch Erziehung, Unterricht, Landessitte eingeprägt worden. Die in einer Zeitperiode zur Allgemeinheit sich ausbreitende Denkart macht das aus, was man den Geist der Zeit nennt. (*H.*)

DENKEN. Wie die Sprache alle geistigen Thätigkeiten nach einer Analogie mit sinnlich Bemerkbarem bezeichnet hat, so auch insbesondere das Denken, und das teutsche Wort dafür trifft ziemlich nahe mit dem lateinischen zusammen. *Cogitare* ist zusammengezogen aus *co-agitare*, zusammenbringen, versammeln; Denken aber stammt ab von *Dagen*, *Tagen*, und die Wurzel ist *Tag*, nicht im physischen Sinne, sondern im Sinne der alten Gerichtssprache, aus welcher auch die Bezeichnungen für Urtheil, Verstand und Vernunft entnommen sind. Tag in diesem Sinne bezeichnet einen zu einer öffentlichen Zusammenkunft bestimmten Tag und diese Zusammenkunft selbst zum Zwecke einer Berathung. Man hat davon noch Tagen („So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen des Lands." Schiller im Tell), Tagsatzung, Vertagen. Aus diesem Tagen, welches bedeutet 1) versammeln, 2) berathen, ist Denken entsprungen. Beim Denken versammelt die Sele Vorstellungen und Begriffe in sich und hält darüber Rath, um es zu einer Erkenntniß (End-Urtheil, Entscheidung) zu bringen, wie in einer vor Gericht verhandelten Sache. Schon hieraus geht hervor, daß zu jedem Denken zweierlei erfoderlich sei. Dieses unterscheidet man als Stoff und Form des Denkens. Jener besteht in den Vorstellungen und Begriffen, welche den Inhalt des Denkens ausmachen, diese in der Art und Weise, die Vorstellungen und Begriffe in ein wechselseitiges Verhältniß mit einander zu bringen. Dieses Bestimmen des Verhältnisses ist nun aber kein blos willkürliches, sondern geschieht nach Gesetzen, die ursprünglich in der Denkkraft liegen, und nach denen diese mit derselben Nothwendigkeit wirken muß, wie die Natur nach den Naturgesetzen. Die Wissenschaft von den Denkgesetzen ist die Logik. (S. diese). (*H.*)

DENKENDORF, ein evangelischer Marktflecken im Oberamte Eßlingen und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg, an der Kersch mit 1315 Einwohnern. Dabei liegt das ehemalige Kloster Denkendorf, welches ums Jahr 1120 von einem Grafen Berthold von Beutelsbach gestiftet worden ist und zum Orden vom heiligen Grabe gehörte. Der Propst des Klosters war von 1360 an Generalvikar des Ordens in Teutschland und bediente sich bischöflicher Insignien. Nach der Reformation war das Kloster Sitz eines niedern Seminars für protestantische Geistliche, bis es 1810 einer Runkelrübenzuckerfabrik Platz machen mußte, die aber bald verunglückte. (*Memminger.*)

DENKINGEN am Andelsbach, katholisches Pfarrdorf und Gerichtsstab in der Grafschaft Heiligenberg, dem großherzoglich badischen Bezirksamte Pfullendorf zugetheilt, ½ T. M. ostsüdlich von der Amtsstadt, auf der Commercial- und Extrapoststraße von Ostrach nach Überlingen, hat ein altes Schloß, den ehemaligen Stammsitz des längst erloschenen Geschlechtes der Edeln von Denkingen am Andelsbach, 1 Kirche, 18 Häuser und 120 Einwohner. Der Ort gehörte bis in die neueste Zeit dem Überlinger Hospitale, an das er schon im J. 1435 zur Hälfte von Rudolf von Neubrunn käuflich gekommen ist. Zum Gerichtsstabe und zur Pfarrei Denkingen gehören nebst Denkingen selbst, die Dörfer Langgassen und Straß, die Weiler Andelsbach und Hilpensberg und der Hof Krähenried, zusammen 300 Einwohner, zur Pfarrei Denkingen noch besonders das Dorf Mettenbuch und die standesherrlichen fürstenbergischen Orte Neubrunn, Ochenbach und Freudenberg, in Allem 570 Seelen. Lehnherr der Kirche ist der Großherzog. (*Leger.*)

DENKINGEN, ein katholisches Pfarrdorf im Oberamte Spaichingen und Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg, mit 980 Einwohnern. (*Memminger.*)

Denkmal s. die Nachträge.

DENKMÜNZE, Gedächtnißmünze, Schaumünze, Medaille, nach alter teutscher Benennung Gedenkpfennig. Zur Erinnerung an wichtige Begebenheiten, zum Andenken berühmter Männer kann es wol kein besseres Denkmal geben als eine Münze, die alsdann den Namen Denkmünze erhält. Pyramiden, prachtvolle Mausoleen und Todtenpaläste, Königen und

Fürsten errichtet, Standbilder, Männern aufgestellt, die um den Stat sich verdient gemacht, Helden, die für das Vaterland kämpften, oder den Siegern in den olympischen Spielen geweiht, so wie Tripoden, den Choragen in Athen, Grabmonumente in mannigfaltigen architektonischen Formen, wie die Römer entstehen ließen, sie alle können in mancher Rücksicht den Denkmünzen nicht gleichgesetzt werden. Die Werke der Baukunst und Bildnerkunst nehmen einen festen Stand ein, an Orten, die nicht allen zugänglich sind; Münzen lassen sich weit umher verbreiten, sie gelangen leicht in die Hand eines jeden, dem ihr Gegenstand interessant ist. Jene Werke erfodern geraume Zeit zu ihrer Vollendung und bedeutenden Aufwand; Münzen verlangen weniger Weitläufigkeit, sind mit geringern Kosten herzustellen. Jene Werke sind vergänglich, die vorübergehenden Tage rauben ihnen das glänzende Ansehen, sie sind der Zerstörung, der Verwüstung durch Menschenhände ausgesetzt; Münzen dauern Jahrhunderte hindurch und pflanzen von Geschlecht zu Geschlecht sich fort. Gehen wir in die Jahre der Vorwelt zurück, wie gering ist die Anzahl, die von jenen Werken übrig blieben, indeß aus sehr frühen Zeiten annoch Münzen das Andenken an die Vergangenheit aussprechen. Und wie die Münzen hiedurch bedeutend im Vortheil stehen, so sind sie es auch, die durch Abbildung verdienstvoller oder berühmter Männer uns anziehen, deren Bilder wir an jenen architektonischen Werken nicht finden, durch Statuen aber nicht zur allgemeinen Kenntniß kommen.

Viele merkwürdige Denkmünzen erhielten sich aus dem Alterthum. Gedenken wir zuvörderst des so ausgezeichneten griechischen Medaillons, in Silber zu Syrakus geprägt, mit dem Kopfe der Proserpina und der Quadriga, die als Preis den Siegern in gymnastischen Spielen ertheilt wurde. Erinnern wir uns an die vielen Gedenkmünzen der Römer. Schon unter denen, die während der Republik geprägt wurden, den Familienmünzen, findet sich keine geringe Anzahl solcher, welche durch ihre Typen die Thaten der Vorfahren derer in Erinnerung bringen, die das Münzwesen unter ihrer Aufsicht hatten. Dieses wurde auch während der Regirung der Kaiser nicht vernachlässigt. Man fuhr fort auf den Münzen der Kaiser ihren Unternehmungen ein Andenken zu stiften, ihre Feldzüge und Siege, ihre Verdienste um den Stat und um Rom, ihre Reisen in die Provinzen, Bauwerke, die sie errichten ließen, eingegangene Bündnisse mit auswärtigen Fürsten, und was nur merkwürdiges in ihrem Leben sich ereignete, in Bildern darzulegen. Die größte Anzahl solcher Münzen zeigen die, welche auf Trajanus und Hadrianus erschienen. Befanden sich unter diesen Münzen, besonders den kaiserlichen, solche, welche die gewöhnliche Größe der Münzen überschritten, Medaillons genannt, die nur als Denkmünzen galten, nicht zum Handel und Wandel dienten; so waren doch auch sehr viele der zum Gebrauch im gewöhnlichen Leben bestimmten Münzen, vornehmlich die ehernen der ersten Größe, mit Typen versehen, welche auf die Thaten der Kaiser Bezug hatten. Und so erfüllten diese Münzen einen doppelten Zweck, als gangbar zu dienen und zugleich die Zeitgeschichte zu verewigen, und, als Denkmünzen, dem Volke stets einen für das Vaterland merkwürdigen Gegenstand in das Gedächtniß zurückzurufen.

Es ist zu verwundern, daß in unsern Zeiten diese Sitte der Alten nicht nachgeahmt wurde. Es gibt in jedem State so manche Begebenheiten, die höchst wichtigen Einfluß auf seine Erhaltung haben, manche ihm vortheilhafte Veranstaltungen bewirken, und diese durch Münzen dem Volke stets vor das Auge zu bringen, würde gewiß Vortheil gewähren. Nicht nur damit das Gute, wie es so oft geschieht, nicht sobald in Vergessenheit geräth, kann dadurch auch der Liebe zum Vaterlande neue Nahrung gegeben werden. Man bedürfte hiezu keiner künstlichen Typen, allegorischer oder symbolischer Darstellungen, die wegen der sorgfältigen Ausführung Kosten verursachen; eine einfache Aufschrift, die Begebenheit bezeichnend, würde hinlänglich seyn.

Auch in den späteren Zeiten des römischen Kaiserthums finden sich noch solche Medaillons, die als Denkmünzen galten, nicht weniger während des Bestandes des byzantinischen Kaiserhofes. Ja selbst noch von dem letzten der byzantinischen Kaiser, Constantinus XIV., Paläologus, hat eine solche Münze in Gold sich erhalten, die Eckhel (Doct. Num. Vet. Vol. VIII. pag. 275.) beschreibt und abbildet, die übrigens noch als die einzige Münze merkwürdig wird, die von diesem Kaiser bekannt ist. Nach diesen Zeiten hörte der Gebrauch von Denkmünzen auf. Die folgenden der Kunst nicht günstigen Jahrhunderte waren um so weniger vermögend, solche Münzen entstehen zu lassen, und das Mittelalter weiß nichts von ihnen. Man zeigt zwar einen Medaillon aus Karls des Großen Zeiten, mit des Kaisers Bildniß und dem von ihm erbauten Dom zu Aachen, von dem *Loon*, hedendaagsche Penningkunde, S. 54. eine Abbildung gibt, die Arbeit aber gibt es deutlich zu erkennen, daß er neueren Zeiten seinen Ursprung verdankt.

Erst das 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung war es, wo man wieder anfing, Denkmünzen zu bilden, und Italien war das Land, das sie zuerst erscheinen ließ. Was sich, nach Köhler, (Münzbelustigungen, Th. XXI, S. 79.) als gewiß annehmen läßt, ist, daß zwischen den Jahren 1423 bis 1457 in Italien solche Münzen wieder aufkamen. Sie wurden damals aber noch nicht geprägt, sondern in Wachs modellirt, dann, durch Hilfe davon gemachter Formen, in Erz gegossen. Die Goldschmiede mochten die ersten seyn, die solche Arbeit fertigten, sie bildeten das Brustbild berühmter Männer in Form einer Medaille, jedoch ohne Rückseite. Eine solche einfache Medaille hat man auf Johann Pico, Herrn zu Mirandola, der als Beförderer von Kunst und Wissenschaft geschätzt wurde, und der im Jahre 1494 starb. Von ihr ist kein Zweifel, daß sie zu seinen Lebszeiten gearbeitet wurde (Köhler a. a. O. Band VI. S. 153. gibt eine Abbildung davon). Eine andere einseitige Münze ist die auf den Cardinal Bembus. Dies

ser Anfang, Denkmünzen zu arbeiten, führte bald weiter, ihnen zwei Seiten zu geben. Vittor Pisano, auch Pisanello genannt, aus dem Veronesischen, war einer der ersten, der solche Schaumünzen in Erz goß, denn im Prägen großer Münzen war man damals noch nicht geübt. Man kennt unter andern von ihm die Medaillons auf die gelehrte Prinzessin Cäcilia Gonzaga zu Mantua, vom Jahre 1447, auf Siegmund Malatesta, vom Jahre 1446, auf dessen Geliebte, Isotta, von demselben Jahre, auf Alphons, König von Neapel. Von Matteus de Pastis ist ein Medaillon bekannt auf Guarino von Verona, vom Jahre 1460. Auch andere Künstler, Andreas von Cremona, Paulus de Ragusio und mehre hatten solche Medaillen gegossen.

Endlich gingen die Künstler weiter und fingen an, die Stempel in Stahl zu schneiden und sie zu prägen. Als die ersten, die hierin als Meister auftraten, werden Johann Cavienus oder Cavinus, Victor Camelius, Benvenuto Cellini, Johann Bernhard e castro Bononiensi und Alexander Cösari, ein Grieche, auch Nicolaus Pisano gerühmt. Von ihnen hat man mehre sehr schätzbare Denkmünzen, die jedoch selten vorkommen. Unter diesen Männern zeichnete sich Cavienus durch Nachahmung antiker Münzen aus, die er den Urbildern vollkommen gleich darstellte, wobei ihn Alexander Bassianus unterstützte, der ihn auf die vorzüglichsten dieser Münzen aufmerksam machte. Seine Hauptarbeiten sind die Münzen der ersten zwölf römischen Kaiser in Grosbronze, doch ahmte er auch andere Medaillen nach. Dies sind die Münzen, die, zu Padua geprägt, gewöhnlich den Namen Paduaner führen. In neueren Zeiten wurde Cavienus wegen dieser Arbeiten als Falschmünzer betrachtet, der die Samler der Münzen dadurch hintergehen und seine Nachbildungen ihnen für echte Münzen geben wollte. Allein es geschieht ihm hiebei Unrecht, und es ist als gewiß anzunehmen, daß er diese Absicht nicht hatte, da er seine Werke nicht heimlich, sondern öffentlich arbeitete, die als sorgfältige und genaue Nachahmungen der Antiken Beifall fanden; doch mochten andere die Münzen des Cavienus dazu misbrauchen, sie für echt auszugeben, weshalb sie dieselben mit mancherlei Arten von Firniß überzogen, um ihnen ein altes Ansehen zu geben. Alle diese italiänischen Münzen, die gegossenen, wie die geprägten, sind von trefflicher Arbeit und nehmen noch jetzt, als Muster solcher Werke, den ersten Rang unter den Münzen neuerer Zeiten ein.

In Frankreich war unstreitig die Denkmünze auf Karl VII., die auf das von ihm in bessern Zustand gebrachte Kriegswesen Bezug hat, vom Jahre 1457, eine der ersten solcher Münzen. Die erste engländische Denkmünze soll 1480 ein engländischer Privatmann in Italien auf die Belagerung der Insel Rhodos durch die Türken haben schlagen lassen. Holland hatte schon frühzeitig Schaumünzen, an denen es vorzüglich aus dem 16. und 17. Jahrhundert reich ist, nicht nur eigentliche Denkmünzen, sondern auch Jettons, die als solche dienten und mit Typen bezeichnet wurden, die sich auf die Geschichte des Landes beziehen.

Was Teutschland betrifft, so weiß man nicht gewiß, zu welcher Zeit daselbst die ersten Denkmünzen geprägt wurden. Es gibt eine solche, mit der Jahrzahl 1415, auf Huß, der damals zu Kostnitz den Flammentod erlitt, allein die Münze, von der wir bei Köhler (Münzbelustigungen Band VII. S. 41.) eine Abbildung finden, läßt augenscheinlich ihre neuere Entstehung erkennen. Sehr wahrscheinlich ist die Medaille auf die Vermählung Kaiser Maximilian I. mit Maria von Burgund, die Tochter Herzog Karls des Kühnen, vom Jahre 1477, die älteste teutsche Schaumünze. Damals fertigte auch Albrecht Dürer einige den Denkmünzen ähnliche Arbeiten, allein nicht in Stahl geschnitten, sondern nur modellirt und von dem Modell abgeformt und in Erz gegossen. Auch waren sie nur einseitig. Man kennt von ihm zwei dergleichen Münzen auf Luther und eine auf eine Pfalzgräfin am Rhein, Susanna.

Es konnte nicht fehlen, daß man bald erkannte, wie durch Schaumünzen am leichtesten das Andenken an vergangene Zeiten erhalten werden könnte. Die Italiäner waren voran gegangen, nicht Fürsten nur und Statsbeamte auf Münzen zu verewigen, sondern auch Männern ein gleiches Denkmal zu setzen, die um Kunst und Wissenschaft sich verdient gemacht. Bald folgten ihnen auch die Teutschen und Franzosen nach, und die Stempelschneider arbeiteten ganze Folgen von Medaillen, welche die Bilder von Kaisern, Königen, Päpsten und berühmten Männern vor das Auge bringen und zugleich in den Typen der Rückseiten, bald durch allegorische Darstellungen, bald nur durch einzelne Aufschriften, an ihre Unternehmungen erinnern. Zeichnen sich diese Schaumünzen durch ihre Bearbeitung aus und erhalten Werth als Kunstwerke, so sind sie auch ein bewährtes Mittel, die Geschichte der Zeit in Erinnerung zu bringen und die Tage der Vergangenheit in das Gedächtniß zurückzurufen.

Christian Wermuth, zu Gotha, hat die Reihe der teutschen Kaiser geliefert, in 225 Stücken, desgleichen 250 Medaillen der Päpste. Lauser, in Nürnberg, gab in 151 Gedenkmünzen die Päpste von Petrus bis zu Benedikt IV. Tobias Wost arbeitete Denkmünzen auf die französischen Könige von Pharamund bis auf Heinrich IV., mit teutschen Aufschriften, ingleichen die Päpste von Urban VI. bis Gregor VIII. Die französischen Könige hat auch Johann Dassier in 66 Münzen, von Pharamund bis auf Ludwig XIV. dargestellt. Übrigens hat man von diesem Künstler die Könige von England von Wilhelm Conquestor bis Georg II. in 34 Stücken, 25 Denkmünzen auf berühmte Männer, andere auf verschiedene Könige, Fürsten, Cardinäle und Bischöfe, so wie auch auf Künstler. Andre Karsten hat auf die Könige von Schweden, von Gustav I. bis Karl XII. Münzen geprägt. Diese sind auch von Hedlinger, von Biörn bis zu Friedrich, in 55 Stücken bearbeitet. Von Hedlingers Arbeiten, die als vorzügliche Kunstwerke anerkannt sind, hat man zweierlei Abbildungen in Kupferstichen, von Haid und von Minhel,

von denen die letztern den erstern vorgezogen werden. Wilhelm Schäfer hat die Kurfürsten von der Pfalz, Ferdinand de St. Urbini die Herzoge von Lothringen auf Münzen abgebildet, der zweite auch eine Reihe von Päpsten in 110 Stücken, und überdies auch für das Haus Orleans, für Spanien, für Kurpfalz Denkmünzen geprägt. Nicolaus Chevalier verewigte die Geschichte Wilhelms III. von England in Münzen. Damer, Kraft, Vestner, Wirth und Widemann widmeten ihre Kunst vornehmlich der Lebensgeschichte der Maria Theresia von Östreich. Unter den französischen Schaumünzen sind die bemerkenswerth, die auf Ludwig XIV. geprägt wurden, welche die Geschichte und Unternehmungen des Königs rühmen, angegeben von mehren Mitgliedern der königlichen Akademie der Wissenschaften, und in Stahl geschnitten von Mauger, Roettiers, Bernard und Rousset. Diese Schaumünzen wurden auch durch Abbildungen und Beschreibung bekannt gemacht. Die erste Ausgabe davon erschien im Jahre 1702 und enthält 286 Medaillen, sie wurde auch ins Teutsche übersetzt zu Baden 1705. Eine nicht nur vollständigere Ausgabe des französischen Werkes, 318 Münzen enthaltend, sondern auch prachtvoller als die erste, kam 1723 zu Paris heraus, in Folio, unter dem Titel: Medailles sur les principaux evenements du regne entier de Louis le Grand, avec explications historiques.

Die Engländer haben in diesem Kunstfache in frühern Zeiten sich am wenigsten gezeigt, späterhin aber folgten sie andern Nationen darin nach, Denkmünzen auf ihre Könige zu prägen. Auch wurde in unseren Zeiten der Anfang mit Denkmünzen auf berühmte Männer gemacht. In Frankreich, Genf, Teutschland hat man nicht unterlassen, noch jetzt verschiedene Folgen von Schaumünzen berühmter Männer und Frauen zu fertigen. Wir bemerken hier nur die schönen von Denon angegebenen Medaillen auf die Feldzüge und Siege Napoleons, geschnitten von Simon, Andriau, Jeuffroy und andern, die nicht nur durch ihre sinnreiche Erfindung der Typen, sondern auch durch geschmackvolle Bearbeitung Werth erhalten. Als ausgezeichnet sind ebenfalls die Schaumünzen zu bemerken, die durch das Institut von Abramson und Loos zu Berlin entstanden, reich an sprechenden Darstellungen, so wie durch zarte Behandlung als Kunstwerke bedeutend.

So eine ungemeine Anzahl solcher Denkmünzen nun auch erschienen, von denen nicht wenige durch die Schönheit des Gepräges sich hervorheben, so sind sie doch nicht immer wegen der Erfindung der Typen der Rückseiten zu rühmen, die Bezug haben auf den geschichtlichen Gegenstand, dem die Münze gewidmet ist, oder auf die Männer, die sie im Andenken erhalten sollen. Häufig finden sich gekünstelte, unverständige Allegorien, die nicht selten in das Gespielte und Geschmacklose übergehen. Dieser Vorwurf trifft auch oft die Aufschriften, die weitläufig und gesucht sind. Hierüber führt schon Horanus in seinen Inscriptionibus et symbolis Klage und verweist auf die antiken Münzen, diese bei beiden, den Typen und den Aufschriften, zum Muster zu nehmen. Auch hierin waren die Italiäner zu den Zeiten der Mediceer die ersten, die diesen Mustern folgten und auf solche Weise treffliche Werke aufstellten, die nachmals auch auf andere Länder Einfluß hatten, in Typen und Aufschriften das rechte Maß zu treffen. Suchen wir in diesem Fache Belehrung, so werden wir in dem Buche von Klotz, Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen, manche Anregung dazu finden. Auch ist die Schrift von Uhlich zu empfehlen, Versuch einer Numismatik für Künstler, welche Hilfsmittel zur Wahl der Typen darbietet und den Weg vorzeichnet zu glücklicher Auswahl der Bilder und Aufschriften, um hierin dem Antiken sich zu nähern. (*Stieglitz.*)

Denkzettel s. die Nachträge.

DENNER, Jacob, geb. zu Hamburg den 20. Sept. 1659, mennonistischer Prediger zu Altona von der Partei der Dumpler oder Immergenten. In seiner Jugend hatte er die Blaufärberei gelernt, weswegen die durch seine Bemühung neuerbaute Kirche seiner Secte in Altona (jetzige Brüderkirche) vom Volke die Blaufärberkirche genannt wurde. Er hatte weite Reisen nach Spanien, Portugal, Italien, Archangel und Moskau gemacht und starb den 17. Febr. 1746. Sein mystischer, aber sanfter und herzlicher Vortrag fand ungewöhnlichen Beifall bei Menschen von verschiedenen Religionsparteien, bei Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niedrigen. Brockes besang ihn nach seinem Tode; andere, z. B. Erdm. Neumeister, verketzerten ihn. Mehre seiner asketischen Schriften sind gedruckt. Bildniß von G. C. Pingeling. (Vergl. J. A. Boltens hist. Kirchennachr. I. S. 337. Nachr. v. d. Charakter u. d. Amtsführung rechtsch. Prediger VI. S. 170.) — Sein Sohn war der berühmte Maler Balth. Denner. (*Dörfer.*)

DENNER, Balthasar, Sohn des Vorigen, ein teutscher Bildnißmaler vom ersten Range, und sowol zu seiner Zeit als ein unübertroffener Meister hochberühmt, als auch in der Geschichte seiner Kunst eines bleibenden Nachruhms und somit hier einer ausführlichen Anführung werth. — Er wurde geboren zu Hamburg am 15. November 1685. In seinem 8. Jahre that er einen schweren Fall, wovon ein gebrechlicher Gang während seines ganzen Lebens die Folge war, zugleich aber wurde dieses frühe Unglück die erste Veranlassung zur Entwickelung seines Talents zur Malerkunst. Weil er nämlich nach seinem Fall wenigstens anfangs viel stillsitzen mußte, vertrieb er sich die Zeit auch mit der Nachzeichnung verschiedener Kupferstiche und zeigte dabei eine so auffallende Geschicklichkeit, daß man urtheilte, er müsse sich der Malerkunst widmen. Auch sein Vater fand dies gerathen und nahm für ihn in seinem elften Jahre einen Lehrmeister an, so gut ein solcher in Altona, wo der Vater damals seinen Wohnsitz hatte, zu haben war. Dieser nur mittelmäßige Lehrmeister hieß Amama, und er unterrichtete seinen jungen Lehrling im Zeichnen und in der Behandlung der Wasserfarben. In einem Alter von etwa vierzehn Jahren

kam dieser gelegentlich nach Danzig und lernte bei einem dortigen Meister, doch nur für eine kurze Zeit, die Malerei mit Ölfarben. Jetzt war er im Stande, sich selbst weiter zu helfen, und malte mit besonderm Beifall einzelne schöne Kopien von historischen und andern Stücken, auch bereits einige Gesichter nach dem Leben. Nun aber kamen seine Eltern auf den Gedanken, daß die Malerei ihm doch schwerlich ein hinlängliches Auskommen sichern würde, und daß er das kaufmännische Fach für sein Berufsleben wählen möchte. Er war seinen Eltern gehorsam und ging 1701 bei einem reichen Onkel in Hamburg als Kaufmannslehrling auf das Komtoir. Obgleich er hier seine Pflichten treu zu erfüllen suchte, so konnte er doch auch nicht unterlassen, sich in Nebenstunden fortdauernd mit dem Pinsel zu beschäftigen. Dies bewog endlich den Vater, der großen Neigung seines Sohnes zu der Malerei nachzugeben und ihm im Jahre 1707 zu erlauben, eine Reise nach Berlin zu machen. In dieser Stadt, wo damals der kunstliebende König Friedrich I. viele vorzügliche Künstler von allerlei Art versammelte, und die wie ein kleines Rom in allen Künsten und Wissenschaften herrlich aufblühte, fand Denner Gelegenheit zu sehr förderlichen Studien in der Akademie, und dadurch sowol, als auch durch den Beifall und das Zureden mehrer Kunstliebhaber und Meister, jetzt einen überwiegenden Anlaß, um seiner merkantilischen Bestimmung ganz zu entsagen und sich ausschließlich der Malerkunst zu widmen. — Und so begann denn von dieser Zeit seine Künstlerlaufbahn als schöner und sehr glücklicher Bildnißmaler, mit immer steigender Geschicklichkeit und immer höherem Ruhme.

Im Jahre 1708 malte er das erste Bildniß für Bezahlung. Im Jahre 1709 portraitirte er den Herzog Christian August, Administrator von Holstein-Gottorf und dessen Schwester mit besonderm Beifall. Er wurde darauf von dem Herzoge nach Gottorf eingeladen und malte daselbst die ganze fürstliche Familie und einige hohe Hofbeamten auf einem Stück, zusammen 21 Bildnisse, unter welchen er auch sein eignes anbrachte, sämtlich zur besondern Zufriedenheit des Herzogs und seines ganzen Hofes. Als nachher der Czar Peter der Große Holstein eroberte, wollte er dieses Gemälde, als ein ausgezeichnetes Siegeszeichen, mit nach Petersburg nehmen, und nur die dringendsten und wiederholten Vorstellungen der herzoglichen Familie vermochten ihn davon zurückzuhalten.

Im Jahre 1712 verheirathete sich Denner mit der Jungfrau Esther Winter aus einer geachteten Familie. Er zeugte mit ihr 6 Kinder, von welchen nur ein Sohn und zwei Töchter ihn überlebten. Sie war ihm eine würdige Gattin und eine treue Gefährtin auf allen seinen nachher gemachten Reisen. Er nahm vorerst seinen festen Wohnsitz zu Altona, jedoch im folgenden Jahre zu Hamburg.

Bald nach seiner Verheirathung verfertigte er das Bildniß des Königs von Dänemark, Friedrichs IV. Im nächsten Jahre (1713) malte er zu Husum die Fürstin von Schleswig in Miniatur, auf verschiedene Art, wie auch einige Herren ihres Hofes. Kaum war er nach Hamburg wieder zurückgekommen, als der russische Fürst Menzikof sich zu Wandsbeck von ihm malen ließ, mit einem so glücklichen Erfolg, daß der Fürst, da nur erst das Gesicht fertig war, ihm mit eigener Hand 100 Dukaten zuzählte. Im Jahre 1714 machte er mit seiner Gattin eine Reise zum Vergnügen nach Amsterdam; doch malte er daselbst auch einige Bildnisse. Im folgenden Jahre war er eine kurze Zeit in London. Im Jahre 1717 portraitirte er zu Husum den König von Dänemark wol zwanzig Mal, wurde auch von demselben nach Kopenhagen eingeladen, wo er sich zehn Monate lang aufhielt und die Bildnisse sehr vieler hohen Personen und großen Herren des Reichs verfertigte, so daß er mit einer reichen Goldernte wieder nach Hause zog.

Aufgefodert durch die regirende Herzogin von Wolfenbüttel malte er daselbst 1720 mehre Male das Bildniß derselben; sodann auch zu Hannover viele engländische Lords und Ladys. Da diese ihn sehr freundlich zu einer Reise nach England einluden, unternahm er eine solche im folgenden Jahre mit Frau und Kindern. Vorher jedoch hatte er für sich den Kopf einer alten Frau gemalt, ein vorzüglich gelungenes, höchst meisterhaftes Bild, das er mitnahm. Er zeigte solches schon auf der Hinreise zu Rotterdam verschiedenen Kunstkennern, auch dem großen Maler van der Werf, und man fand es allgemein unvergleichlich schön. Dieses Gemälde kam nun in London in einen solchen Ruf, daß fast alle Adeliche und Reiche der Stadt, von beiden Geschlechtern, hinkamen, um es zu sehen. Man bot dem Künstler dafür 500 Guineen, doch wollte er es um diesen Preis nicht ablassen. Er wurde aber dadurch allgemein bekannt, und die Folge war, daß viele Herzöge, Grafen und andere Herren des Reichs mit ihren Gemahlinnen sich von ihm malen ließen.

Eine Zeitlang nachher sandte er das genannte Kunstwerk nach Wien an den Kaiser Karl VI., dem es so sehr gefiel, daß er dem Künstler dafür 4700 Kaisergulden, d. i. 3263 Rthlr. und einige Groschen bezahlen ließ. Der Kaiser war anfangs in dieses Wunder der Kunst so verliebt, daß er den Schlüssel zu dem Kasten, worin es sich befand, selbst in der Tasche trug und derselbe nur in seiner Gegenwart geöffnet wurde. Man hat in Holland von Denner ein Bild des Petrus, das in gleicher Manier gemalt ist und woran insbesondere der Kopf und die Hände mit großer Ausführlichkeit bearbeitet sind; doch ist es mit jenem nicht zu vergleichen.

Im Sommer des Jahres 1725 begab er sich mit seiner Gattin und seinen Kindern von London nach Hamburg zum Besuch seiner Eltern und Freunde. Kaum war er daselbst angelangt, als der kaiserliche Gesandte, Graf von Starkenberg, zu ihm kam, mit dem Auftrage des Kaisers, um für denselben nun noch, als ein Gegenstück zu dem kunstvollen Kopf einer alten Frau den Kopf eines Greises zu malen. Denner nahm keinen Anstand, dieses Werk zu übernehmen. Bald nachher kehrte er mit den Seinen nach London wieder zurück; doch war die Reise höchst gefahrvoll und die Folge davon für ihn eine schwere Krankheit. Dann malte er,

neben andern ihm aufgetragenen Bildnissen, den von dem Kaiser verlangten Kopf eines Greises. Der kaiserliche Resident, Baron von Palm, sandte das Gemälde nach Wien, und der Künstler empfing dafür die nämliche Summe, die der Frauenkopf ihm eingebracht hatte. Es war ebenfalls ein hohes Meisterstück, doch wollten Kenner behaupten, daß es die Vollkommenheit des ersten Kopfs nicht ganz erreiche.

Im Verfolg der Zeit glaubte er zu bemerken, daß der Steinkohlendampf in London seiner Gesundheit schädlich würde. Demnach verließ er England und nahm seinen festen Aufenthalt wieder in seiner Geburtsstadt. Bald wurde er in Teutschland zu mehren Kunstarbeiten veranlaßt. Er mußte 1729 nach Blankenburg kommen und daselbst den Herzog und die Herzogin mehre Male portraitiren. Von da ging er nach Dresden, malte den König von Polen, August II. und verkaufte an denselben zwei Kopfstücke für 500 Dukaten. Im J. 1730 ging er von Dresden aus nach Berlin und von dort wieder nach Hamburg. Dann war er ein volles Jahr in Amsterdam und ging auch mit dem Gedanken um, dorthin demnächst seine feste Wohnung zu verlegen. Doch begab er sich vorerst nach Hamburg wieder zurück und malte 1734 den König von Dänemark, Christian VI., der sich damals zu Altona befand. In dem nämlichen Jahre reisete er nach Braunschweig und erhielt von dem Herzog Ludwig Rudolf den Auftrag, für die Galerie zu Salzdahlum ein Gemälde zu verfertigen. Im Jahr 1735 wurde er nach Neustadt im Meklenburgischen eingeladen und portraitirte daselbst mehre Male den Herzog-Administrator von Meklenburg, Christian Ludwig, nebst der ganzen Familie desselben. Auch spielte dort sein kaum 13jähriger Sohn auf der Geige verschiedene Solo's vor der herzoglichen Familie zur Verwunderung der Zuhörer.

In dem nämlichen Jahre ging er wieder nach Braunschweig, um daselbst den Herzog Ferdinand Albrecht und dessen Familie zu malen, doch kam es nicht zur Ausführung, weil der Herzog gerade an dem Tage, da er das erste Mal dem Maler sitzen wollte, plötzlich starb. Nun malte er 1736 zu Altona die Prinzessin Sophie Charlotte, Schwester des Königs von Dänemark, und mehre Statsbediente und Herren des Hofes. Hierauf begab er sich in dem nämlichen Jahre mit Frau und Kindern nach Amsterdam und wohnte daselbst, mit der Verfertigung vieler Bildnisse beschäftigt. Es scheint indeß, daß Denner einen besondern Hang hatte, seinen Wohnsitz oft zu verändern, denn schon nach drei und einem halben Jahre zog er wieder nach Hamburg, um nun daselbst immer zu bleiben, wie seine noch lebenden Eltern dies wünschten. Bald nachher, 1740, mußte er den Herzog von Holstein-Gottorf, Karl Peter Ludwig, nachherigen Kaiser von Rußland, Peter III. zwei Mal in Lebensgröße zu Kiel malen. Von diesem Originalgemälde gingen Copien nach allen Höfen von Europa, insbesondere nach St. Petersburg. Nach diesem malte Denner 1741 zu Plön den Herzog und dessen Familie auf verschiedene Weise.

Durch alle diese ausgezeichneten Kunstprodukte wurde sein Name in ganz Europa so berühmt, daß die Kaiserin Elisabeth von Rußland ihn im J. 1742 nach St. Petersburg einladen ließ, um sie in Lebensgröße zu malen. Sie versprach ihm dafür 1000 Dukaten, freie Reise hin und zurück, alle Kosten seines dortigen Aufenthalts und die möglichsten Bequemlichkeiten und Freiheiten. Dennoch konnte er sich nicht dazu entschließen, diesen vortheilhaften Antrag anzunehmen, obgleich er sonst Reisen nicht scheute und dieses Unternehmen ihm ohne Zweifel den Weg gebahnt hätte, um auf einmal bedeutend reich zu werden. — Es fehlte ihm aber auch im Verfolg nicht an Gelegenheit zur Malerei in der durchlauchtigen Welt. Er malte 1743 den schwedischen Thronfolger, Adolf Friedrich, Herzog von Holstein-Gottorf, der sich zu Hamburg befand, und lieferte von demselben mehre Bildnisse in Lebensgröße und von verschiedener Art. Der hohe Herr kam zu Denner ins Haus und ließ sich während des wiederholten Sitzens durch Denners Kinder mit Vocal- und Instrumentalmusik die Zeit vertreiben.

Im J. 1744 kam der Kurfürst von Cöln nach Hamburg und ließ sich von Denner auf mancherlei Manier, klein und in Lebensgröße, malen, für ein reichliches Honorar. Das Nämliche geschah 1747 mit dem Herzoge von Holstein-Plön, auch in Denners Wohnung und unter der Anhörung einer angenehmen Musik, zur Beschwichtigung der Ungeduld des Fürsten während des Sitzens. In dem nämlichen Jahre war Denner in Braunschweig und malte daselbst die verwitwete und regirende Herzogin auf verschiedene Art, wie auch viele andere Personen am Hofe. Man bewies ihm daselbst eine so große Auszeichnung und soviel Angenehmes, daß er den Entschluß faßte, mit seiner Wohnung von Hamburg weg nach Braunschweig zu ziehen. Doch als er eben im Begriff war, aufzubrechen, übereilte ihn zu Hamburg der Tod, am 14. April des genannten Jahres 1747. Nach andern soll er damals in Rostock gestorben seyn, indem er daselbst mit einem großen Gemälde der herzoglich Meklenburgischen Familie beschäftigt war. — Man könnte sein Leben eine beständige Reise nennen; es war aber auch bis ans Ende ein stets fortdauernder und immer neuer Kunst- und Ruhmgenuß und eine immer strömende Quelle des Reichthums, so daß ihm in dieser Hinsicht wenige seiner Kunstgenossen mögen gleich gekommen seyn. Er hatte drei Könige und eine große Menge fürstliche Personen beiderlei Geschlechts zu ihrer vollkommensten Zufriedenheit gemalt und war von ihnen auch königlich und fürstlich belohnt worden. Die Kunst — hatte ihm reiche goldene Früchte getragen.

Man tadelt an einigen seiner Gemälde eine nachlässige und ungenaue Zeichnung nicht sowol der Bilder als insbesondere der Kleider, welche letztere er manchmal durch Andere malen ließ, und wobei ihm zuletzt seine älteste Tochter, die in Miniatur nicht unverdienstlich malte, an die Hand ging. Der ausgezeichnete Vorzug seiner Bildnisse ist die treffendste Ähnlichkeit, verbunden

mit der schönsten Malerei. Sehr glücklich war er auch in der Darstellung von Früchten und Blumen und andern leblosen Dingen, womit er nach den Umständen seine Bildnisse verzierte. Selbst seine Zeichnungen mit der Bleifeder waren von einer ungemeinen Leichtigkeit und Zartheit.

Von seinen Bildnissen, sowol großen als kleinen, sind noch sehr viele an königlichen und fürstlichen Höfen, wie auch in Holland in angesehenen Familien vorhanden, noch immer als Gegenstände der Bewunderung. Zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehören sein eigenes Bildniß und das seiner Schwester, die sich mit dem Maler Dominico van der Smissen, einem seiner Lehrlinge, verheirathete. Beide sind Bilder mit Händen, die er als zwei Meisterstücke dem damaligen königl. polnisch-sächsischen Kabinetsminister, Grafen v. Brühl, zusandte, und die noch in Sachsen vorhanden sind. Noch trefflicher ist das Bildniß der Frau Heineken aus Lübeck, der Mutter des sogenannten gelehrten Lübecker Kindes. Sie war Denners Freundin, und man ersieht an diesem Bilde den Unterschied, wenn ein Künstler con amore malt, oder wenn er malen muß. Die vorzüglichsten aber von allen Dennerschen Gemälden sind die zwei berühmten, oben angeführten Hauptgemälde dieses Künstlers, die Köpfe eines Greises und einer alten Frau. Sie sind eine wahre Nachahmung der Natur, bis auf die kleinsten Züge und Eigenheiten. Diese zwei Muster von ungemeinem Pinselfleiße werden noch zu Wien in der kaiserlichen Gemälde-Galerie in eigenen Schränken aufbewahrt. Sie sind in Lebensgröße auf Holz gemalt und so kunstvoll, daß man sich von der ganzen mühsamen Feinheit des Pinsels nur durch ein Vergrößerungsglas völlig überzeugen kann [1]).

Zu Denners Ehre ließ der Hofrath Weichmann zu Braunschweig schon 1739 eine Medaille schlagen. Auf dem Avers steht das Bild des Malers, sein Kopf im Profil, mit der Legende: Balth. Denner Hamb. Pict. in suo genere unicus. Und auf dem Revers die Inschrift: Ob multifaria aereque perenniora virtutis fidei artis documenta amico bene merenti f. f. C. F. Weichmann. MDCCXXXIX. Sein Zeitgenosse, der damalige gemüthliche Hamburgische Dichter Brockes nennt ihn in einem Gedicht über die Malerei „einen großen Meister" und eins seiner Gemälde „ein wirkliches Wunder" [2]). Auch in einem eigens an Denner gerichteten Sonett mit der Aufschrift: „Auf den berühmtesten Portrait-Schilderer unserer Zeit" — macht er seiner Kunstfertigkeit die höchsten Lobsprüche und schließt mit den Worten:

Würd' er sein eignes Bild in Lebensgröße malen,
Glaub' ich, da sein Gemäld' mehr als das Leben lebt,
Es ließ sich selbst der Tod durch solche Gleichheit äffen,
Und dürft' aus Irrthum leicht sein Bild statt seiner treffen [3]).

(Dr. *J. Ch. H. Gittermann.*)

---

1) Das ästhetische Urtheil darüber läßt sich aber nicht anders fällen, als nach Lessings Laokoon Abschn. II. (*H.*)

2) Brockes irdisches Vergnügen in Gott. IV. Thl. Hamb. 1735. S. 191. 3) Brockes harmonische Himmelslust im Irdischen. Hamb. 1744. S. 476. — Quellen: *J. van Gool*, Nieuwe Schouburg der Nederlantsche Kunstschilders etc. II. Deel. Gravenhage 1751. 62—82. Eine umständliche Erzählung, welcher eine Selbstbiographie des Künstlers zum Grunde liegt. Auch ist dabei dessen Bildniß, in Kupfer gestochen, auf der Platte B. Nr. 1. — Lettre d'un Amateur de la Peinture — avec Digressions sur la vie de plusieurs Peintres. Dresden 1755. p. 274—281. — Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, (von Humbert und Zalden) Leipz. 1768. S. 36. 37. — Gemälde der k. k. Galerie, (von Joh. Rosa) Wien 1796. 2. Abtheilung. S. 151.

DENNEWITZ, 1) Dorf im königlichen preußischen Regierungsbezirke Potsdam und zwar im landräthlichen Jüterbog-Luckenwaldischen Kreise; zunächst steht es in administrativer Hinsicht unter dem Amte Jüterbog. Dennewitz zählt 180 Einwohner; es hat eine Mutterkirche, welche zur Superintendentur Jüterbog gehört. In eben dieser Stadt befindet sich das jenem Dorfe zunächst liegende Postamt.

2) Schlacht bei Dennewitz am 6. September 1813. Die Unternehmung der Franzosen gegen Berlin unmittelbar nach Aufhebung des Waffenstillstandes im Sommer 1813 war durch die Niederlage bei Großbeeren, welche der Herzog von Reggio (Oudinot) am 23. August erlitten hatte, vereitelt. Die hier agirende französische Armee wurde bis an die Elbe zurückgedrängt. Napoleon aber gab den Plan dennoch nicht auf, nur glaubte er die Führung des Schlages einer geschickteren Hand anvertrauen zu müssen, und übertrug nunmehr dem Fürsten von der Moskwa (Ney) die Oberbefehlshaberstelle. Ney traf am 3. September in Wittenberg ein; am 4. musterte er seine Armee. Sie befand sich in der befestigten Stellung vor Wittenberg und bestand aus dem 4. Armeecorps unter Bertrand, aus dem 7. unter Reynier und dem 12., welches jetzt Oudinot als Untergeneral befehligte, nebst einem Cavalleriecorps unter dem Herzoge von Padua. Ney ergriff sofort die Offensive, er setzte sich in Marsch gegen Zahna und Jüterbog, um Dahme zu gewinnen und von dort Napoleon die Hand zu reichen, welcher damals einen schnellen Marsch aus der Oberlausitz über Luckau gegen Berlin beabsichtigte. Nur die gleichzeitigen Niederlagen der Franzosen in Schlesien und in Böhmen scheinen Napoleon von der Ausführung dieses kühnen Planes abgehalten zu haben. — Als Ney am 5. September vorrückte, stand die verbündete Nordarmee in einem weiten Halbkreise von Coswig bis Luckau ihm gegenüber; die Russen und Schweden bildeten den rechten, die Preußen die Mitte und den linken Flügel dieser ausgedehnten Aufstellung. Das 12. Corps, welches an der Spitze der französischen Armee marschirte, stieß bei dem Städtchen Zahna auf einen vom General Dobschütz befehligten Theil des 4. preußischen Armeecorps. Hier entspann sich ein Gefecht, welches bei der großen Überlegenheit der Franzosen an Truppen und an Geschützen für die Preußen sehr blutig wurde. Diese verloren an 3000 Mann. Dennoch hatten sie im Laufe des ganzen Tages, während eines langsamen und geordneten Rückzuges, ihrem Feinde die Spitze geboten. Unter dem Schutze der Nacht marschirte Dobschütz bis Jüterbog zurück. Die sämtlichen Truppen des 4. preußischen Armeecorps wurden dahin zurückgezogen und dessen Befehlshaber, Graf Tauentzien stieß in dieser Nacht wieder zu ihnen. Derselbe

hatte nämlich vor Anfang des Gefechts bei Zahna sein Armeecorps verlassen, um sich zu einer Unterredung mit dem Kronprinzen von Schweden nach Rabenstein bei Niemeck zu begeben. In der Nacht gerieth er, bei der Rückkehr zu seinen Truppen, zwischen die französischen Vorposten. Nur die seltenste Geistesgegenwart, indem er sich für einen der, der französischen Armee folgenden sächsischen Generale ausgab, rettete ihn. Der General von Bülow, Commandirender des 3. preußischen Armeecorps, welcher nach diesen Vorgängen die offensive Absicht Ney's gegen das 4. preußische Corps erkannte, beschloß, den Feind in die linke Seite und den Rücken zu nehmen. Er rückte zu dem Ende mit seinem Corps, mit Ausnahme der 5. Division, welche auf ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen von Schweden bei Kropstädt stehen blieb, bis Kurzlipsdorf und Eckmannsdorf, wo das Corps hinter sanften Anhöhen in der Nähe der Franzosen, von diesen unbemerkt, bivouaquirte. Die Schweden und Russen gingen bis Lobessen vor; die leichten Truppen der letzteren streiften bis in die Vorstädte von Wittenberg. General von Hirschfeld sollte nach Rabenstein rücken und General von Wobeser Dahme und Luckau besetzt halten. — Das französische Hauptquartier befand sich in der Nacht vom 5. zum 6. September in Zalmsdorf; das 4. Corps ebendaselbst, das 7. bei Lentze und das 12. war etwas vorgeschoben in der Gegend von Seyda. Am 6. September zwischen 7 und 8 Uhr brach die französische Armee auf. Sie marschirte in drei Colonnen. Das vierte Corps von Zalmsdorf über Gölsdorf und Dennewitz sollte um Jüterbog herum nach Dahme gehen. Das 7. Corps erhielt seine Richtung von Zalmsdorf über Gadegast, Scheune nach Rohrdorf und so fort, rechts neben dem ersten. Das 12. Corps hatte Befehl, in seiner Stellung bei Seyde den Abmarsch der beiden andern abzuwarten und denselben noch mehr rechts über Öhne zu folgen. Bei Seehausen und Gölsdorf marschirte das 4. französische Corps in der Nähe des verdeckt aufgestellten 3. preußischen vorüber, ohne dasselbe wahrzunehmen. Der Mangel einer zuverlässigen Reuterei wurde hier ernstlich gestraft. Als General Tauentzien wahrnahm, daß er sich einer vielfach überlegenen Macht gegenüber befand, beabsichtigte er, sich dem Bülowschen Armeecorps zu nähern; doch kaum hatte das 4. Corps diesen Marsch angetreten, so erschien die Spitze des Bertrandschen auf den Höhen jenseits Dennewitz. Tauentzien sah sich daher gezwungen, sich zu formiren, und er stellte seine Truppen auf den Höhen vor den Weinbergen von Jüterbog auf. Inzwischen ging General Bertrand mit seinem Corps in Dennewitz über den sumpfigen Grund des Agerbaches. Jetzt begann ein heftiger Kampf zwischen beiden Armeecorps, der bis um 1 Uhr Mittags unentschieden blieb, obschon die äußerste Anstrengung der Preußen erfoderlich war, um sich gegen den überlegenen Feind zu halten, als um diese Zeit eine Kanonade in der Richtung von Niedergörsdorf sich hören ließ und dem Grafen Tauentzien Unterstützung verkündigte. General Bülow war von Eckmannsdorf über Kaltenborn gegen den rechten Flügel Tauentziens vorgerückt. Er ließ die Höhen bei Niedergörsdorf durch die Brigade Thümen nehmen. Ney, der sich beim 4. französischen Corps aufhielt, befehligte die Division Durutte des 7. Armeecorps zur Sicherung des linken Flügels Bertrands durch Dennewitz vorzurücken. Durutte füllte den Raum zwischen diesem und dem Agerbach bis Niedergörsdorf aus. Auf den erwähnten Höhen bei diesem Dorfe, da wo späterhin das Siegesdenkmal errichtet ist, entspann sich nunmehr ein Gefecht, in welchem von beiden Seiten hartnäckig gefochten wurde. General Reynier erhielt Befehl, mit dem Reste des 7. Corps von Gölsdorf aus den rechten Flügel der Brigade Thümen in Niedergörsdorf anzugreifen. Bevor noch die beiden sächsischen Divisionen (sie gehörten zum 7. französischen Armeecorps) über Gölsdorf hinaus vorrücken konnten, kam die preußische Brigade Krafft, welche ihren Marsch zwischen Wölmsdorf und Niedergörsdorf genommen hatte, ihnen entgegen. Es entspann sich um den Besitz von Gölsdorf sehr bald der blutigste und hartnäckigste Kampf, der auf irgend einem Theile dieses Schlachtfeldes ausgefochten ist. Auch der Prinz von Hessen-Homburg, der bisher außer Gefecht gehalten war, mußte später den General von Krafft mit seiner Brigade in und bei Gölsdorf verstärken. Endlich nach vielfachem Glückswechsel des Gefechtes schienen die Preußen sich im Besitz von Gölsdorf zu behaupten, als den Sachsen das 12. französische und das Cavalleriecorps zur Hilfe erschien. Nun hatten dort 10 preußische Bataillone 47 feindliche zu bekämpfen, während eine zahlreiche Artillerie das von den Preußen besetzte Dorf beschoß. Sie mußten dasselbe nach einem erfolglosen Widerstande verlassen. In diesem entscheidenden Augenblicke — es war 4 Uhr Nachmittags, — entwickelte General von Borstell — gegenwärtig commandirender General am Niederrhein, — seine Brigade hinter Gölsdorf. Er hatte erst um 11 Uhr von Kropstädt abmarschiren können. Mit der größten Eile, welche der sicherste Beweis für sein schönes Bestreben war, ging die 5. Brigade über Kurzlipsdorf und Delichau. Der Kronprinz von Schweden ließ ihm befehlen auf Eckmannsdorf zu marschiren; der General von Borstell, bereits vom Gange der Schlacht unterrichtet, meldete ihm dagegen: den General Bülow zu unterstützen sei seine nächste Pflicht. Er wendete sich mit wahrem Feldherrnblick auf Gölsdorf, gegen des Feindes äußerste Linke. Als so der preußische rechte Flügel auf diese Weise verstärkt wurde, schickte Ney, der sich während der ganzen Schlacht nur am rechten Flügel seiner Armee aufgehalten hatte, dem Marschall Oudinot den Befehl, das 12. Corps zur Unterstützung des 4., welches das Terrain nicht mehr zu behaupten vermochte, auf das linke Ufer des Agerbaches zu führen. Oudinot, obschon die Entscheidung der Schlacht offenbar von der Behauptung von Gölsdorf abhing, gehorchte dem höheren Befehle. Als er bei Rohrbeck ankam, fand er bereits das 4. Corps daselbst in der Flucht begriffen. Inzwischen war der erneuerte Angriff auf Gölsdorf ausgeführt, und die Franzosen mußten es verlassen. Gedrängt von der preußischen Reservecavallerie, so wie von russischer und schwedischer Cavallerie und Artillerie, welche

zur nachgerückten Armee des Kronprinzen gehörte, traten sie ihren Rückzug an. Die Franzosen zogen sich über Ohne, Langenlipsdorf und Boche, großentheils ohne Ordnung, zurück; denn während der zuletzt erzählten Begebenheiten hatte der rechte Flügel und die Mitte der Franzosen nach einander auch Dennewitz und Rohrbeck verloren. Beide Dörfer geriethen in Brand. Die Franzosen wurden, so weit die Dunkelheit und die Ermüdung der Menschen und Pferde es zuließ, noch in dieser Nacht durch die Reuterei und die reitende Artillerie der Verbündeten verfolgt. Die Franzosen bewerkstelligten ihren Rückzug, zum Theil über Dahme, zum Theil auf kürzeren Wegen nach Torgau. Die Marschälle Ney und Oudinot hatten nebst dem General Bertrand vom 6. zum 7. September in Dahme übernachtet. Der General von Wobeser, der von Luckau dorthin gerückt war, überfiel die in Dahme rastenden Franzosen des Morgens um 5 Uhr und nahm daselbst gegen 3000 Mann gefangen, obschon jene drei Feldherrn entkamen. So hatten bei Dennewitz etwa 40000 Preußen nicht nur 76000 Franzosen besiegt, sondern diesen auch 13500 Gefangene und 50 Geschütze abgenommen.

Ney hat durch die Schlacht bei Dennewitz seinen alten Ruhm als tapferer Soldat, aber nicht ebenso sein Feldherrntalent bewährt. Die Anordnungen zum Marsche vor der Schlacht waren getroffen, ohne auf den ihm entgegenstehenden Feind Rücksicht zu nehmen. Die Erreichung des Marschobjectes, Dahme, scheint von ihm allein berücksichtigt gewesen zu seyn. Während der Schlacht waren in Folge jener fehlerhaften Anordnungen seine Kräfte zersplittert, und sogar ein bedeutender Theil derselben, das 12. Armeecorps, kam nirgend vollständig zum Schlagen, weil es auf dem Schlachtfelde unzeitig hin- und hergezogen wurde. Nicht so die beiden preußischen Feldherrn. Tauentzien schlägt sich während eines halben Tages mit großer Tapferkeit und Einsicht gegen einen viel stärkeren Feind. Bülow begnügt sich nicht den ersteren zu unterstützen und den vordringenden Feind aufzuhalten; er hält sich so lange zurück bis der Augenblick eingetreten ist, wo er der Franzosen linke Seite und Rücken fassen kann und diese zu vernichten hoffen darf. Er führt zu dem Ende einen vortrefflichen Echelon-Angriff brigadeweis aus, durch den der Stoß beliebig auf verschiedene Punkte geführt werden kann, während die zurückgehaltenen Echelons immer Reserve der ins Gefecht geschobenen bleiben. Borstell erwarb sich durch sein rechtzeitiges und musterhaftes Eingreifen in jenes Meisterstück preußischer Taktik den Ruhm, diesen wichtigen Sieg zur Entscheidung gebracht zu haben *).

(*v. Gansauge.*)

*) Zu vergl. sind folgende Schriften: Über die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz von einem Augenzeugen (Leipzig und Berlin 1813). Von Plotho Der Krieg in Teutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. (Berlin 1817). II, 164 f. Tableau de la campagne d'automne de 1813 en Allemagne. Par un officier russe. (Paris 1817). pag. 59 seq. Aug. Wagner Plane der Schlachten und Treffen der Jahre 1813—1815. (Berlin 1821). I, 60 f. Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813, von einem königl. sächsischen Generalstabs-Officier (Dresden 1821). S. 254 f.

DENOMBRAMENTUM, Dinumeramentum, zwei gleichbedeutende Ausdrücke des Mittelalters, welche von denumero oder dinumero abzuleiten und daher synonym sind mit denumeratio oder dinumeratio, folglich im Allgemeinen das bezeichnen, was wir Register, Katalog, Verzeichniß nennen. In diesem Sinne werden wenigstens die Ausdrücke denumeratio oder dinumeratio von Julius Paulus in derjenigen Pandektenstelle gebraucht, in welcher er sich mit den verschiedenen Graden der Verwandtschaft und Schwägerschaft beschäftigt [1]), und es leidet hienach keinen Zweifel, daß auch die Wörter denombramentum und dinumeramentum diese Bedeutung haben. Doch werden sie technisch in einem engern Sinne gebraucht und bilden dann einen Kunstausdruck des Lehenrechts, in welcher Beziehung auch das Wort denominatio als ihr Synonymum vorkommt [2]). In diesem engern Verstande ist darunter ein vom Vasallen dem Herrn oder der lehensherrlichen Curie eingereichtes Verzeichniß sämtlicher, mit dem Lehen verbundener Pertinenzien und Gerechtsame zu verstehen [3]). — Der Gebrauch dieser Denombramente (Denombrement) schreibt sich aus Frankreich her, woselbst jeder Vasall, so lange der Lehensnexus dort noch bestand, ein solches Verzeichniß bei der Muthung einzureichen verpflichtet war. Charl. Dümolin sagt unter anderm darüber: „Le vasall, qui a été reçu en foy et hommage par son seigneur, est tenu de bailler son denombrement en forme probante et authentique, escrit en parchemin, passé par devant Notaire, ou tabellion dedans quarante jours, à compter du jour de la dite reception" [4]). Unterließ es der Vasall, das Denombrement innerhalb der feststehenden Frist einzureichen, so konnte der Lehnsherr ihm das Lehen bis zu der Einreichung des Instruments vorenthalten und die Nutzungen des Gutes ziehen, welche ihm jedoch zu restituiren waren, wenn dem Vasallen gerechte Entschuldigungsgründe zur Seite standen. Arglistige Verweigerung des Denombraments konnte mit der Einziehung des Lehens geahndet werden. — Die Sitte der Denombraments ist in Teutschland nichts weniger, als allgemein; allein dennoch ist sie bei vielen Lehenshöfen nachgeahmt und in verschiedenen particulären Lehenrechten ausdrücklich bestätigt worden. Es gilt dies z. B. vom Braunschweig-Lüneburgschen [5]), und ebenso vom Baierschen [6]). Zwar ist es richtig, daß, wie namentlich G. M. Weber behauptet [7]), der Endzweck der Lehensdinumeramente auch durch vollständige und ausführliche Lehenbriefe erreicht werden kann. Indessen werden die einzelnen Lehensstücke doch in den Lehenbriefen selten so genau nach Größe, Beschaffenheit, Lage, Angrenzungen, Accessorien, Pertinenzen angegeben, als in den Denombrements, und darum erschei-

1) L. 10. §. 17. D. de gradib. et affinib. (38, 10.) 2) Vergl. *Du Cange* s. v. denominatio. 3) *G. Schneider* De dinumeramentis et reversalibus feudi §. 5. (in *Ejusdem* Dissertat. Vol. I. Num. 15.) — Responsa Erford. Tom. I. sent. 845. 4) *C. Molinaeus* Consuetud. Paris. Tom. I. 8. 5) Willich's Auszug der Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgschen Gesetze. Bd. 2. S. 493. 6) Baiersch. Lehensedict von 1808. §. 68. 7) Handbuch des in Teutschland üblichen Lehenrechts. Th. 4. S. 223.

nen diese letztern nicht so überflüssig, als mancher anzunehmen geneigt ist. — Gegen den Lehensherrn beweisen die Dinumeramente natürlich nichts, außer wenn sie von ihm gut geheißen sind; dagegen haben sie begreiflich wider den Vasallen und diejenigen, welche an dessen Facta gebunden sind, volle Beweiskraft. Gerade dieses Beweises wegen werden sie denn auch hauptsächlich mit angefertigt, ebenso aber auch, um den Lehensherren zu Erinnerungen Gelegenheit zu geben und künftigen Streitigkeiten über den Umfang des Lehens oder vasallischen Allodiums möglichst zu begegnen. Es ergibt sich hieraus von selbst, daß die Dinumeramente ebenso wol zum Vortheil des Herrn als des Vasallen gereichen. (*Dieck.*)

DÉNON, Dominique Vivant, war zu Chalons an der Saone den 4. Febr. 1747 von adeligen Eltern geboren und kam jung nach Paris unter der Leitung seines Lehrers und nachmaligen Freundes, des Abbé Buisson. Nach dem Willen seiner Eltern sollte er die juristische Laufbahn betreten, an der er selbst jedoch wenig Behagen fand und sich dafür mehr den Vergnügungen, die ihm Stadt und Hof darboten, überließ. Die Munterkeit und Gewandtheit seines Geistes verschafften ihm bald Glück in der Gesellschaft, er gefiel den Frauen, und in einem Lande wie Frankreich ist dies das sicherste Mittel sein Glück zu machen. Seine Verbindungen mit Schauspielerinnen vom Theater françois brachten ihn auf den Gedanken, ein Stück zu schreiben, genannt le bon père, welches auch aufgeführt wurde, und von welchem Le Kain am Tage der Vorstellung sagte: C'est la comedie de ce jeune auteur coulant de rose, qui nos dames ont reçue [1]).

Es ist bekannt, daß Ludwig XV. etwas ausgezeichnet Edles in Gesicht und Gang hatte. Dénon, der sehnlichst wünschte, ihn zu sehen, hielt sich deshalb fleißig in Fontainebleau auf und ward auch wirklich vom Könige bemerkt, der an ihn die Frage richtete, was er wolle? „Sie sehen, Sire," antwortete der junge Mensch, „Wie, entgegnete der König, du hast nichts von mir zu bitten, du hast keinen Wunsch." „Nein, Sire, erwiederte Dénon, ausgenommen den, nicht unter die Wache und Bajonette zu kommen, die mich abhalten, mich Ihnen zu nähern." Dem Könige gefiel diese Antwort, und er erlaubte dem jungen Menschen, die königlichen Gärten und das Schloß zu besuchen, und da er vernahm, daß Dénon die schönen Künste studire, so übertrug er demselben die Aufsicht über ein Kabinet von geschnittenen Steinen, welches er damals auf Veranlassung der Frau von Pompadour anzulegen begonnen hatte. So ward Dénon gentilhomme ordinaire du roi als ganz junger Mensch, und wußte sich besonders durch sein ausgezeichnetes Talent im Erzählen dem Könige lieb zu machen [2]). So geschah es einst, daß ein Höfling im Cirkel zu Versailles den König durch eine gute Erzählung, die er aber schlecht vortrug, zu unterhalten suchte. Da wandte sich Ludwig an Dénon und rief ihm zu: allons, Dénon, racontez-moi cela. Dénon gehorchte, und diese Geschicklichkeit setzte ihn noch fester in der Gunst des Königs und bahnte ihm den Weg zu diplomatischen Beförderungen. Auf die Vorstellungen seiner Eltern verließ er nämlich Paris und ging als Gesandtschaftscavalier zur französischen Gesandtschaft nach St. Petersburg. Seine Neigung zum Vergnügen begleitete ihn auch dorthin, man fand ihn in der guten Gesellschaft ebenso angenehm als in Paris, der Großfürst Paul zog ihn in seine nähere Umgebung, und so erfuhr Dénon mitten unter Festlichkeiten fast alles aus dem russischen Kabinet, was der französischen Regirung interessant seyn konnte. Der Gesandte staunte oft am andern Morgen, wenn ihn Dénon mit den Mittheilungen des vorigen Abends unterhielt, und unterließ nicht, dieses Talent des jungen Mannes nach Möglichkeit zu benutzen.

Nach dem Tode Ludwigs XV. kehrte Dénon nach Frankreich zurück; nach einigen Nachrichten soll dies der Wunsch Katharina's II. gewesen seyn. Hier ward er vom Grafen Vergennes mit einer Mission in die Schweiz beauftragt und besuchte auf der Reise Ferney, um Voltaire zu sehen. Obgleich ihm zuerst der Zutritt verweigert ward, so befreundete sich doch Voltaire bald mit dem acht- und zwanzigjährigen Manne und gestattete ihm sogar ihn zu zeichnen. Dies Blatt und ein anderes: Le dejeuner de Ferney gab zu einer Correspondenz Veranlassung, in welcher sich Voltaire sehr geistreich beklagte, daß Dénon ihn viel häßlicher gemacht habe, als er wirklich sei. In der That hatte Dénon, besonders im untern Theile des Gesichts, das Zusammengefallene und Magere der Formen, welches das Alter mit sich brachte, mehr übertrieben als gemildert [3]).

Dénon verließ die Schweiz, um dem Grafen Clermont d'Amboise nach Neapel zu folgen, wo er sieben Jahre lebte und nach des Grafen Zurückberufung die Functionen eines französischen Geschäftsträgers versah. Hier nahm nun sein Kunstsinn unter dem schönen Himmel Italiens und inmitten der bewunderten Denkmäler des Alterthums eine bestimmte Richtung und leitete ihn zur Anfertigung radirter Blätter. Er verband sich mit dem Abbé St. Non zur Herausgabe der Voyage pittoresque de Naples et de Sicile und übernahm es, die Zeichner zu beaufsichtigen und das Tagebuch der Reise zu schreiben, die er mit dem Abbé antrat. Irrig ist die Angabe [4]), daß er selbst Zeichnungen für diese Reise gemacht habe. Die Vereinigung war indeß von kurzer Dauer, der Abbé gab sein Prachtwerk zu Paris 1788 heraus, dessen Text oft wörtlich aus Dénons Tagebuch geschöpft war, was dieser nicht gut heißen wollte und daher 1788 sein Tagebuch der Reise durch Sicilien und Malta einzeln herausgab. Außerdem lebte er fleißig der Malerkunst und verlangte, als der Tod des Grafen Vergennes — nach andern die Ungunst der Königin

1) Nach Coupins Referat in der Revue Encyclopédique, Julius 1825. und seinem mit Aufsätzen des Verf. im Kunstblatt z. Morgenblatt. 1825. No. 78. 79. 80. 2) Lady Morgans Reise durch Frankreich. II, 150 Übers.

3) Kunstblatt Nr. 78. 4) Bei Norvins in der Biographie des Contemporains. Art. Dénon.

Maria Karoline von Neapel — seiner diplomatischen Laufbahn ein Ende machte, in Paris die Aufnahme in die Malerakademie. Sein radirtes Blatt, die Anbetung der Hirten nach Luca Giordano, verschaffte ihm auch 1787 die Aufnahme. Späterhin hat er selbst Besseres geliefert, und mehre seiner radirten Blätter nach Rembrandt und Paul Potter sind ausgezeichnet, ja Lady Morgan erzählt [5]), daß Wilhelm Hamilton eins von Dénons Stücken für ein gleiches von Rembrandt ausgegeben und von einem Samler einen hohen Preis dafür erhalten habe.

Das Studium der großen Maler zog ihn aber wieder nach Italien, und er lebte nun fünf Jahre lang zu Venedig. Dort glänzte er in den Cirkeln der Gräfin Albrizzi, welche für eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Frauen galt [6]) und gern berühmte Männer um sich versammelte. Dénon hat auch eine Stelle in den „Ritratti" dieser bis in ihr hohes Alter geistig regsamen Frau erhalten, wo sie seinem Charakter, seiner Leidenschaft für die Kunst, seiner Anmuth und Fröhlichkeit die größten Lobsprüche macht, auch jene unschuldige Bosheit, welche das Lächerliche Anderer in ihm aufregt, in Schutz nimt. Als aber die französische Revolution ausgebrochen war, gestattete die venedigsche Regirung dem Franzosen Dénon nicht länger den Aufenthalt in Venedig; er ging also nach Florenz, dann in die Schweiz, ohne jedoch eine ruhige Stätte finden zu können. Mittlerweile waren in Frankreich seine Güter eingezogen und er selbst als Adeliger auf die Liste der Emigranten gesetzt worden. Trotz dieser Achtung hatte er doch den Muth, nach Paris zurückzukehren, wo er sich ohne Hilfsmittel und ohne Freunde befand, bis ihn der berühmte Maler David, der bei den Revolutionsmännern großen Einfluß hatte, aus der Verlegenheit zog. David war damals beauftragt, die Zeichnungen zu den republikanischen Costüms zu machen, die man der Nation geben wollte; er ließ also Dénon von der Liste der Emigranten streichen und wirkte einen Befehl aus, der ihm übertrug, diese Zeichnungen in Kupfer zu stechen [7]). Aus dieser Zeit pflegte Dénon wol ein Abenteuer zu erzählen, welches er mit Robespierre bestanden hatte. Der Wohlfahrtsausschuß hatte ihn vorgefodert, um über den Stand der ihm aufgetragenen Arbeit Rechenschaft abzulegen, und Mitternacht war die Zeit, wo er sich einstellen sollte. Dénon erschien zur bestimmten Stunde, fand jedoch die Thüren verschlossen und hörte aus denselben ein Gelächter hervorschallen, das sonderbar gegen die ernsten Beschäftigungen des Convents abstach. Endlich kommt Robespierre heraus. Dénons unerwarteter Anblick befremdet ihn, und mit donnerndem Tone frägt er den armen Künstler, wer er sei und was er zu dieser Stunde hier thue. Als sich Dénon genannt und zugleich die Ursache angegeben hat, weshalb er hier sei, wird Robespierre ruhiger und läßt Dénon in den Sitzungssaal eintreten, wo er einen Theil der Nacht im Gespräche mit ihm zubringt und sich bemüht, ihm zu zeigen, daß er die Künste liebe und Geschmack und Sitten eines Mannes von gutem Tone habe.

Als die Schreckenszeit vorüber war, fand Dénon in den Gesellschaftssälen von Barras und Talleyrand eine willkommene Aufnahme. In einem derselben lernte er Bonaparte kennen [8]) und ward seitdem einer seiner eifrigsten Anhänger und feurigsten Bewunderer. Als solcher begleitete er ihn auch in seinem ersten italiänischen Feldzuge und ist auch in der Folge stets im vollkommenen Besitze seiner Gunst geblieben. Die Expedition nach Ägypten ward im Jahre 1798 vorbereitet; sie sollte (wie es hieß) auch für Kunst und Wissenschaft thätig seyn, und Dénon, obgleich damals fast funfzig Jahre alt, ging sofort auf den ihm im Zimmer der Madame Bonaparte gemachten Vorschlag ein, den General zu begleiten. Die einzige Bedingung dabei war, daß er in vollkommener Freiheit leben und unumschränkter Herr seiner Zeit seyn sollte.

Nach allen Nachrichten zeichnete sich Dénon nicht weniger durch seinen Muth, als durch seinen Eifer aus. Die Gelehrten, welche die Expedition begleiteten, gaben den Soldaten Stoff zu manchem Witzworte [9]); Dénon konnte aber durch solche nicht getroffen werden, denn er befand sich stets bei den Vordersten und sprengte, seine Zeichenmappe am Schulterriemen, selbst den Führern voran, sobald irgend ein Monument seine Aufmerksamkeit erregte; ein jeder eilte, falls es nöthig war, zu seiner Unterstützung herbei und er fand, seinem eignen Ausdrucke zufolge, Knie, die ihm als Tisch dienten und Körper, die ihm Schatten gaben [10]). So zeichnete er und beobachtete, während die Franzosen sich schlugen, sowol bei Bonaparte's Armee als auf dem Zuge Desaix's nach Oberägypten. Obgleich am Hofe groß geworden und in aller Üppigkeit der verfeinerten Gesellschaft auferzogen, setzte er sich dennoch trotz seiner zarten Leibesbeschaffenheit allen Mühseligkeiten des gefahrvollen Unternehmens aus, durchwanderte die Wüsten, kroch in die Pyramiden und Katakomben, war stets munter, geduldig und ausdauernd, und stellte auf diese Weise, wie Lady Morgan treffend bemerkt hat [11]), ein treues Beispiel der Kraft und Elasticität des echten, französischen Temperaments dar. So lange Bonaparte in Ägypten blieb, war er auch dort, und als der Oberfeldherr seine Truppen verließ, um dem im Innern erschütterten und nach außen hin bedrängten Frankreich zu Hilfe zu eilen, war er unter den Wenigen, die mit ihm zu Frejus am 9. October 1799 an das Land stiegen.

Gleich nach der Rückkehr aus Ägypten begann Dénon seine Samlungen zu ordnen und das große Werk, die Frucht seiner Reise, herauszugeben. Diese Voyage dans la basse et haute Egypte, welche im Jahre 1802 erschien [12]), hat Dénons literarischen Ruhm begründet

5) a. a. O. 152. 6) M. s. über sie Thiersch Reise in Italien I, 118. 7) Kunstblatt Nr. 79. 8) Nach Lady Morgan (S. 153) geschah dies bei Überreichung eines Glases Limonade. 9) M. s. Gourgaud's Denkwürdigk. zur Gesch. Frankreichs unter Napoleon. II, 167. Übers. 10) Ader und Beauvois, Geschichte des Feldzugs der Franzosen in Ägypten S. 156 Übers. 11) a. a. O. 149. 12) Der vollständige Titel ist: Voyage dans la basse et la haut-

und wird ihm auch erhalten, selbst wenn die Kunde des ägyptischen Alterthums noch besser begründet und aufgeklärt werden sollte, als sie schon jetzt durch neuere Reisende geworden ist. Dénon zeigt sich in den Kupfern, die unstreitig der vorzüglichste Theil des ganzen Werkes sind, als ein höchst geschickter und gewandter Zeichner; die todte und die lebende Natur, die Monumente der Jahrhunderte und der Araber, der die Wüste durchstreift, sind mit Treue und Wahrheit dargestellt. Hinsichtlich des Textes gebührt ihm der Ruhm, der erste gewesen zu seyn, der die Aufmerksamkeit des neuen Europa auf Ägypten gezogen hat. Freilich erlaubte ihm der unermeßliche Reichthum an Kunstwerken nur von den einzelnen Abbildungen zu nehmen, und die Mittel eines Privatmannes, wenn er auch von der Regirung begünstigt ward, schrieben doch auch dem Reichthume und der Größe seiner Darstellung engere Grenzen vor [13]). Zur Zeit, als das Werk vollendet ward, ernannte Bonaparte seinen Begleiter und Freund zum Generaldirector der französischen Museen. Diese Ernennung knüpfte das Band der Anhänglichkeit, welches ihn an Bonaparte fesselte, noch fester und gab ihm selbst einen entschiedenen Einfluß auf die Kunst in Frankreich oder vielleicht richtiger auf die Stellung der Kunst zu dem damaligen ersten Consul Bonaparte und zu dem nachmaligen Kaiser Napoleon.

Die italiänischen Feldzüge hatten eine reiche Beute an Gemälden und Bildsäulen geliefert, die nun als Trophäen in den weiten Sälen des Louvre aufgestellt und späterhin durch den aus den übrigen europäischen Ländern zusammengeschleppten Raub vermehrt wurden. Als im Jahre 1802 diese Samlungen im Museum dem Publikum zum Schauen dargeboten wurden, ward Dénon mit Millin, Le Noir, Langlès und andern zu Aufsehern bestellt. Dénon namentlich machte diese Kunstschätze sowol durch seine Gelehrsamkeit als durch die anmuthige Art, mit welcher er sie den Parisern zeigte, sehr populär, und man muß in den Berichten der Mitlebenden lesen, wie stolz er auf diese Menge von Schätzen war, wie sein Gesicht dabei von Heiterkeit strahlte, und wie sehr sich seine Nationaleitelkeit dadurch geschmeichelt fühlte [14]). An den spätern Erwerbungen des Museums hatte Dénon ebenfalls einen wesentlichen Antheil. Denn er war Napoleons Begleiter auf den meisten seiner Feldzüge, um theils selbst die schönsten Gemälde, Kunstwerke und Statuen auszulesen oder bei den Bücherrequisitionen im Auftrage der kaiserlichen Bibliothek zu Paris und nach den ihm von dem gelehrten van Praet gegebenen Notizen alles wegzunehmen, was der Bibliothek in Paris noch fehlte. Es ist unleugbar, daß sich Dénon bei diesen Gelegenheiten mit vieler Gewandtheit benahm, und daß er durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens, durch angenommene Bescheidenheit und durch sein Talent der angenehmen Unterhaltung für den Augenblick sogar gewinnen konnte und anscheinend das Gehässige seines Auftrages zu mildern schien [15]); aber auf der andern Seite ist doch seine Rechtlichkeit sehr problematisch, und man hat wol Grund zu vermuthen, daß ihn der Glanz und die Pracht mancher Kunstwerke und den Wunsch, dieselben in Paris zu haben, gegen den Schmerz der Überwundenen gleichgiltig, ja selbst hart gemacht hat. So soll er in Berlin mit eigener Hand die Gemmen im königlichen Kunstkabinet aus ihren Fassungen gesprengt haben; und es scheint dies nicht allzu unwahrscheinlich, da die Rücksichtslosigkeit der Franzosen in dieser Hinsicht bekannt genug ist. Seine beiden französischen Biographen, Coupin und Norvins, haben diese Raubzüge Dénons gar nicht berührt, ob aus Verdruß über Frankreichs Niederlage, deren Folge die Herausgabe des geraubten Gutes war, oder aus Schonung gegen Dénon, dies vermögen wir nicht zu entscheiden. Der tiefe Unwille indeß und das hartnäckige Bestreben, in den Jahren 1814 und 1815, so viel als möglich von den geraubten Kunstschätzen in Paris zurückzuhalten, bezeugen wenigstens, daß ihm der Ruhm der Napoleonischen Siege höher stand als die Berücksichtigung billiger Ansprüche.

Selbst in Frankreich hat man Dénon der Schmeichelei gegen den Kaiser Napoleon beschuldigt [16]). Wir wollen ihn nicht ganz von derselben frei sprechen; er war unter Napoleon Reichsbaron, Officier der Ehrenlegion, Mitglied des Nationalinstituts geworden und fühlte sich demselben zur Dankbarkeit verpflichtet. Diesem Gefühle sollte auch die Kunst huldigen und auf alle Weise das Andenken des großen Mannes verherrlichen, der nach seiner Ansicht Frankreich glücklich machte. Solche Erinnerungen aber mußten kolossal seyn, und gerade der Geschmack am Kolossalen war auch Napoleons Geschmack. Bourienne und Las Cases haben in ihren Denkwürdigkeiten darüber mehre interessante Details aufbewahrt [17]). Neben diesem Kolossalgeschmack hatte die Kunst überhaupt unter dem Kaiserreiche einen gehei-

---

te Égypte pendant les campagnes du général Bonaparte. Paris, Didot aîné, an. X. (1802). gr. Fol. 2 Bde. mit 141 Kpfrn. Zugleich erschienen kleinere Ausgaben des Textes in einem Quartbande und in drei Duodezbänden, beide mit einem Atlas in Folio. Noch in demselben Jahre veranstaltete Peltier einen Londner Nachdruck (2 Bde in 4. mit Atlas in Folio), in welchem der Text häufig verbessert, neu angeordnet und mit einem Anhange mehrer Berichte und Memoiren von andern Theilnehmern an der Expedition vermehrt worden ist. Aber das Äußere dieser Ausgabe ist mit der Eleganz der Pariser Ausgabe nicht zu vergleichen, und statt 141 Kupfer enthält sie blos 60. Der Atlas dieser Ausgabe wurde in demselben Jahre auch mit einer engländischen Übersetzung (von Millin) dieses neuen Textes ausgegeben. Diese Angaben sind aus Eberts bibliogr. Lexicon Nr. 5995. und aus den Berichtigungen des Herausgebers in seinen Überlieferungen 1, 2. 76 f. entlehnt. — Eine teutsche Übersetzung mit Anmerk. von Dietr. Tiedemann erschien zu Berlin im Jahre 1803. in gr. 8. mit Kupfern. 13) Heerens Worte in den Ideen II, 1. 747. 14) Memoiren der Herzogin von Abrantes VI, 166. 177 Übers.

15) M. vergl. die aus Thümmels Mittheilungen in der Zeitung für die elegante Welt 1832. Nr. 343. gegebenen Auszüge über Dénons Aufenthalt in Berlin. Wenn aber die Lady Morgan a. a. O. S. 154. meint, daß die Franzosen keinen vortheilhafteren Repräsentanten ihres Nationalcharakters hätten in fremde Länder schicken können, als gerade den Baron Dénon, so dürfte dies Urtheil nur einer für Frankreich parteiisch eingenommenen Irländerin nachgesehen werden. 16) Kunstblatt Nr. 79. 17) Bourienne III, 128 f. IV, 28—40. Leipz. Übers. und Las Cases V, 137. VI. 235. der Orig.-Ausg. vergl. mit Böttiger

ligten Typus — er hieß Napoleon und zur Folie diente Frankreich, — von dem sich niemand entfernen durfte, ohne in die Ungnade des Herrn zu verfallen. Denn Napoleon hatte eine Art von classischer Polizei eingesetzt, deren Beruf es war, das Genie zu disciplíniren, wie die andere Polizei dies mit der öffentlichen Meinung that [18]). An diesen Typus hat sich Dénon auch gehalten. Unter den von ihm und nach seinen Plänen errichteten Monumenten verdient die Säule auf dem Vendôme-Platze in Paris die erste Erwähnung. Dénon hatte den Kaiser Napoleon während des ganzen Feldzuges gegen Östreich im J. 1805 nicht verlassen, und unmittelbar nach dem Siege bei Austerlitz, auf der Rückkehr von Austerlitz nach Schönbrunn, schlug er ihm vor, eine Denksäule zur Ehre der Siege dieses Feldzuges zu errichten statt der Departementssäulen, die nach einem frühern Beschlusse in dem Hauptorte eines jeden Departements zum Andenken an die, welche im Kriege „zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Freiheit" gefallen waren, aufgestellt werden sollten. Der Vorschlag ward angenommen, und man ging sogleich an die Ausführung. In vier Jahren war die Arbeit vollendet, und die Säule erhob sich auf dem Vendôme-Platze; die Basreliefs, mit denen Schaft und Fußgestell der Säule bekleidet sind, wurden aus den in diesem Feldzuge erbeuteten Kanonen gegossen und stellen Begebenheiten aus jenem Feldzuge dar [19]). Weit riesenhafter als diese Säule war das Monument, welches Dénon in den letzten Jahren der kaiserlichen Regirung zu errichten beabsichtigte. Auf dem Walle des Pont neuf sollte ein hoher Obelisk errichtet, dann die Häuser, welche den Dauphinsplatz umgeben, abgetragen und dem Justizpalaste gegenüber eine Reihe von Gebäuden im ägyptischen Geschmacke aufgeführt werden. Aber die Rückkehr der Bourbons unterbrach diese Pläne, und statt des Obelisks ward die Bildsäule Heinrichs IV. aufgestellt.

Als Director des Medaillenkabinets ließ Dénon eine große Anzahl Medaillen schlagen, welche das Andenken der von Napoleon erfochtenen Siege von der Schlacht bei Montenotte (am 11. April 1796) bis zum Gefecht bei Montmirail (am 9. Febr. 1814) verherrlichen [20]). Diese Medaillen, 134 an der Zahl, wurden von Andrieux, Droz und andern geschickten Künstlern nach Dénons gelehrten und geistreichen Angaben ausgeführt, der in solchen Fällen eine strenge Beobachtung seiner Vorschriften verlangte und über die Künstler eine Art von Despotie ausübte [21]).

Die Porcellainfabrik zu Sèvres gehörte ebenfalls unter die Verwaltung des Generaldirectors der Museen. In ihr ließ Dénon das sogenannte olympische Tafelgeräth verfertigen, welches Napoleon nach dem Frieden zu Tilsit dem Kaiser Alexander von Rußland schenkte, und an welchem die ausgezeichnetsten Künstler der Hauptstadt, namentlich die so berühmte Mad. Jacquotot [22]), ihre Geschicklichkeit zeigten. In derselben Fabrik ließ Dénon eine Porcellainsäule von beträchtlicher Höhe verfertigen, deren Piedestal mit vier großen Kanonen verziert war, der Schaft aber mit Erinnerungen an die Siegesthaten der französischen Heere.

Als die Herrschaft Napoleons im Jahre 1814 zertrümmert war, behielt Dénon seine sämtlichen Ämter und suchte schon damals so viel als möglich die Schätze seines Central-Museums in Paris zu erhalten. Noch größere Anstrengungen machte er im Jahre 1815 und erschwerte den mit der Zurücknahme der Kunstwerke beauftragten Commissarien ihr Geschäft auf viele Weise. Nur gezwungen gab er oft nach. Da er sich indeß nach Napoleons Rückkehr demselben wieder genähert hatte, so verlor er seine Stelle als Generaldirector, blieb jedoch Mitglied des Instituts. Auf diese Art ward er dem Privatleben wiedergegeben. Der Sorge einer schwierigen Verwaltung überhoben, ward er wieder ganz, was er gewesen war, ein Mann von liebenswürdigem Geist und von leutseligem, einnehmendem Betragen; viel beschäftigt mit der Welt, die sich auch viel mit ihm beschäftigte, und der er mit großer Freundlichkeit und Gefälligkeit die Reichthümer seiner kostbaren Samlung zeigte. „Der Besitzer dieser Samlung, schrieb der bekannte Dibdin [23]) im Jahre 1818, ist in Hinsicht seiner Jahre allerdings un peu passé, aber er hat ein munteres und gesundes Äußere, kleine graue, glänzende Augen und einen wohl gestalteten weißen Kopf. Sein Anzug ist gewöhnlich schwarz und immer der eines Gentleman. Sein Körper ist wohl gebaut und mittlerer Größe, sein Schritt leicht und fest zugleich. In seinem Benehmen hat er viel Einnehmendes." Die Samlung selbst war in sechs geräumigen, luftigen und wohl besetzten Zimmern aufgestellt und bestand aus schönen bronzenen Büsten, phönicischen, ägyptischen und andern orientalischen Curiositäten und aus einer Reihe höchst erlesener Gemälde von berühmten Meistern [24]).

Unter diesen Kunstschätzen lebte nun Dénon seit seiner Zurückgezogenheit. Ihn beschäftigte in den letzten Jahren seines Lebens der Plan, eine Geschichte der

---

gers Anmerkung zum Tagebuche der Frau von der Recke IV, 275 f. Auch die Unterredung Napoleons mit Canova im J. 1810 (s. Morgenbl. 1824. Nr. 309.) gehört hieher. 18) M. s. den Aufsatz von Jal „der Künstler Abendessen" im Buche der 101 Schriftsteller I, 126 f. Übers. 19) Description de la colonne de la grande armée, gravée par Ambroise Tardieu. Paris 1822. Vorrede S. 11. 20) Der ehemalige Palastpräfect Baussset weiß in seinen Denkwürdigkeiten und Anekdoten aus dem Innern des kaiserlichen Palastes (1, 1. S. 72 f. Übers.) zu erzählen, wie Dénon von Napoleon hart angelassen worden sei, als er auf einer dieser Medaillen einen französischen Adler abgebildet habe, der den englándischen Leoparden erwürgt habe. Mit solchen Geschichtchen ist Baussét (wie auch S. 24) sehr freigebig. 21) Viele dieser Medaillen, die nach der Restauration begierig gesucht und nur heimlich verkauft wurden, sind in Kupfer gestochen in dem Werke: Histoire métallique de Napoleon ou Recueil des Medailles et des Monnaies, qui ont été frappées depuis la première campagne de l'armée d'Italie jusqu'à son abdication en 1815. London, Treuttel et Würtz, 1819. 319 S. in 4. mit 60 Kupfertafeln. M. vergl. Allgem. Lit.-Zeitung. 1820. Nr. 311. 22) M. J. über sie das Kunstblatt, Morgenbl. 1821. Nr. 72. 23) In seinem Bibliographical, antiquarian and picturesque tour, Vol. II. p. 454. 24) Die ausführliche Beschreibung s. m. bei Dibdin a. a. O. oder teutsch im Cabinet Übersetzer. a. a. O. S. 76—84, dann in Lady Morgans Reise durch Frankreich. I, 320—327.

Kunst herauszugeben, zu der sich jedoch nur einzelne Notizen unter seinen Papieren gefunden haben. Seine bedeutendste Arbeit aber blieb die Herausgabe seiner reichen Kunstsamlung, die durch Kupferstich und Steindruck vervielfältigt werden sollte, und die auch nach seinem Tode im Jahre 1826 unter folgendem Titel zu Paris in drei Bänden erschienen ist: *Description des objets d'art composant le cabinet du feu Monsieur le Baron Vivant Denon.* Er selbst behielt seine Lebendigkeit und Munterkeit bis zu den letzten Tagen seines Lebens bei und starb, recht eigentlich im fröhlichen Genusse der Gegenwart, den 28. April 1825. Sein Kabinet wurde bald nach seinem Tode öffentlich versteigert.

Denon ist öfters gemalt worden, am schönsten in Email von Augustin. Nach einer Büste von Bosio ist ein sauberer Nachstich von J. Agar gemacht, der im Didotschen Werke (S. 459) als Vignette gegeben ist. Auch bei einigen vom Verfasser verschenkten Exemplaren des Werks über Ägypten findet sich ein schönes Bildniß Denons. Zum Schluß theilen wir noch die Antwort mit, welche er der Lady Morgan auf ihre Bemerkung, daß er in seiner Jugend viel studirt haben müsse, gab[25]). Er antwortete ganz sorgenlos: tout en contraire; je n'ai jamais rien étudié, parceque cela m'a toujours ennuyé; j'ai beaucoup observé, parceque cela m'amusait. Ceux qui en savent plus que moi me conseillent, ce qui fait que ma vie a été remplie, et que j'ai beaucoup joui. Und so tritt uns in der That auch in Denons ganzem Leben das Bild eines heitern und geistreichen Dilettantismus entgegen, im Gegensatze zu seinem Zeitgenossen Millin, der mit liebenswürdigen Formen und vieler Anspruchslosigkeit teutschen Fleiß und teutsche Gründlichkeit vereinigte. (*K. G. Jacob.*)

Denon-Bai s. Fowlers-Bai.

DENSCHTSCHIK heißt im Russischen ein dem Officier aus den Rekruten oder vom Regimente zugegebener Bedienter, dergleichen in Rußland jeder Officier einen oder mehre hat. (*Petri.*)

DENSELETAE (bei *Cic.* in Pison. 34. *Liv.* 39, 53. *Plin.* H. N. 4, 1. — bei *Strabo* 7. p. 220. Δαρδηλίται, bei *Polyb.*, *Dio Cass.* und *Ptol.* Δαρδηλῆται), auch Dentheletae, eine tapfere Völkerschaft im nordwestlichen Thrakien am rechten Ufer des Strymon, von welcher noch bei Ptolemäos der Distrikt südlich von Sophia den Namen führte. (*H.*)

DENSUE (Tinsuë), ein chinesisches Arzneimittel gegen Wassersucht, das in weißen und auch in braunrothen cylindrischen Stängelchen vorkommt von ½ Zoll Dicke und einigen Zollen Länge. Das schmutzig ziegelrothe riecht stark nach Moschus und schmeckt beißend scharf. Specif. Gewicht bei 76° R. 2,675. Mit dem Messer geschabt zeigt es immer eine gelbrothe Masse mit eingestreuten dunklern Punkten, die von nur grob zerriebenen, häutigen Moschustheilen herrühren. Außer diesen enthält die Densuë nach Ficinus (i. d. Zeitschr. f. Natur- und Heilkunde, Dresd. 1825. V, 1. S. 147 ꝛc.) folgende mit Wasser und Weingeist ausziehbare Bestandtheile:

scharfes Harz	0,045	Gran,
schwefels. Ammonium	0,010	"
Extractivstoff	0,005	"
gummiges Extract	0,070	"
	0,180	Gran,

und folgende im Wasser unauflösliche Stoffe:

eisenhaltige Kohle	0,015	Gran,
Braunsteinoxyd	0,075	"
Talkerde	0,015	"
Schwefel	0,019	"
Zink	0,225	"
	0,349	Gran.

Der Verlust von 0,172 möchte in der Feuchtigkeit, den Fasern und Häuten des grob zerriebenen Moschus zu suchen seyn. (*Th. Schreger.*)

DENT. In demselben Sinne, in welchem man in der teutschen Schweiz manche Berge als Horn oder Stock bezeichnet, nennt man in Wallis, in der Waadt, im Kanton Freiburg, in Savoyen und in Piemont einzelne besonders hervorragende Felsspitzen Dents (Zähne). Sie alle hier anzuführen wäre zwecklos, doch mögen folgende gleichsam beispielsweise namhaft gemacht werden:

1) la Dent-blanche, ein begletscherter Bergkoloß an der Grenze der walliser Thäler von Herens (Val de Héremance) und Einfisch (Val d'Anniviers) und des piemontesischen Thals von Tournanche. Im nahen Matter-Thal nennt man ihn das Weißhorn. Sein Gipfel wird auf 13740 Fuß über das Meer berechnet. Er steht westlich von dem niedrigeren Dent-de-Herens und bildet den Mittelpunkt der von ihm auslaufenden Gletscher von Cynal, Finalet und Ferpucle.

2) la Dent-de-Branleyre, nackte Felsen im hohen Hirtenthal Mockawsa[1]), an deren Fuße der Weg von Rougemont in der Waadt nach Charmey und Bülle im Kanton Freiburg führt.

3) la Dent-de-Challant, einer der höchsten Gipfel in den savoyer Alpen gegen Wallis. Er ragt über die ganze Kette empor und dient nach dem helvetischen Almanach für das Jahr 1820. S. 221 den Hirten der benachbarten Thäler als Wetterzeichen.

4) la Dent-de-Chamois, ein Bergstock zwischen dem waadtländischen Bezirke Pays d'en Haut und dem Berner Saanenlande, wo er der Rüblt oder das Rüblihorn genannt wird. Er steht im Angesicht des waadtländischen Dorfes Rougemont an der Südseite des Thales, um mit Carl Victor von Bonstetten zu reden, wie eine Krone von Felsen. „Lange schon, sagt er, der als Landvogt in diesen Gegenden heimisch war[2]), dämmert Finsterniß in dem Thale, und noch glänzt ihr Gipfel; von ihm, wie von einem leuchtenden Körper,

25) II, 155.

1) Le nom de Mockawsa ou Mackawsa est vraiment celtique, et très-bien approprié au local, puisqu'il signifia le Pré de l'eau, de Moc, Moy ou Mac, Mag, un pré, une plaine et Awde, Aii, Ails, de l'eau. *Bridel* Coup d'oeil sur une contrée pastorale des Alpes in Conservateur Suisse. IV. p. 180. 2) Briefe über ein schweizerisches Hirtenland. Basel 1782. S. 13.

fallen alle Farben der Morgenröthe als der Abschiedskuß der untergehenden Sonne auf die Weiden und Heerden zurück. Täglich siebenmal gehet Winters hinter ihm die Sonne auf und unter. So wie sein Fuß umwölkt, oder seine Spitze gefärbt ist, und näher oder ferner, glatt oder uneben scheint, ist er der Kalender des wetterkundigen Hirten."

5) la Dent-de-Herens. Siehe oben 1.

6) la Dent-de-Jaman. Über diesen Berg, der ganz aus Jurakalk mit eingesprengten braunen Feuersteinen besteht, führt ein für Pferde und Fußgänger geeigneter Paß aus dem südlichen Theil des Kantons Freiburg nach Montreux und Vevey in der Waadt. Dieser Übergang erreicht 4572′ über das Meer und bietet eine der herrlichsten Fernsichten dar. Der eigentliche Gipfel des Berges, den Ebel, Stieler u. m. A. zu den Alpen rechnen, während Glutz von Blotzheim (Handbuch für Reisende in der Schweiz. 6. Auflage. Zürich 1830) ihn zum Jura zählt, ist noch 380 Fuß höher als der Paß [3]). Wegen der Benutzung der Alpen (Bergweiden) auf dem Jomen, wie dieser Berg teutsch genannt wird, haben die angrenzenden Gemeinden Montbovon im Kanton Freiburg und Montreux im Kanton Waadt Jahre lang Streitigkeiten mit einander geführet.

7) la Dent-du-Midi, 9802 Fuß über dem Meere, und

8) la Dent-de-Morcles, 8951 Fuß über dem Meere, stehen beide auf der südlichsten Linie der Kalkalpen. Obgleich die Rhone zwischen diesen beiden Bergen fließt und der erste ganz in Wallis bei St. Maurice liegt, während der zweite zwischen den Kantonen Waadt und Wallis sich erhebt, so deuten doch ihre Gestalt, ihre Schichtungsverhältnisse, ihre gegenseitige Lage darauf, daß gewaltsame Wasserströmungen sie in frühern Jahrhunderten von einander getrennt haben [4]).

9) les Dents-d'Oche in den nördlichen savoyer Alpen unweit St. Gingouph. Beide Hörner ragen 5655 Fuß über den Genfersee empor.

10) la Dent-Parrassée, ebenfalls in den savoyschen Alpen. Nach der trigonometrischen Messung des Freiherrn Ludwig von Welden (der Monte Rosa. Wien 1824. S. 30) erhebt sich dieser Berg 11388 Fuß über das Meer.

11) la Dent-ronge, ostwärts von der Dent-de-Morcles und ganz in ihrer Nähe; doch erhebt sie sich nur 8560 Fuß über das Meer.

12) la Dent-de-Vaulion, so genannt nach dem am Fuße dieses Gebirgstockes liegenden ansehnlichen waadtländischen Dorfe Vaulion im Kreise Orbe. Er gehört zur Kette des Jura. Die Aussicht, die der selbst zu Wagen viel besuchte, 4476 Fuß über das Meer ragende Gipfel dieses Berges darbietet, wird zu den ausgedehntesten in der Schweiz gerechnet. Sie umfaßt die Alpen vom Titlis bis in die Dauphinée, die Kantone Waadt, Freiburg, Neuchâtel und einen Theil der Franche-Comté.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DENTALINA. So heißt bei d'Orbigny (1826) eine Unterabtheilung seines Foraminiferengeschlechtes Nodosaria in Beziehung auf dessen äußere Formenverwandtschaft zu Dentalium. Es enthält unter 14 auch 4 fossile Arten aus jüngerem Tertiärsande Italiens. S. Nodosaria (*Dessalines d'Orbigny*, tableau methodique de la classe des Céphalopodes [extrait des Annales des sciences d'histoire naturelle, Janvier 1816.] p. 89 — 90.).

(*H. G. Bronn.*)

Dentalites s. die Nachträge.

DENTARIA *Lobel.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cruciferae und der dritten Ordnung (zweiten Ordnung nach Linné) der 15ten Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch aufrecht, die Schote zusammengedrückt, lanzettförmig, in den langen, fadenförmigen Griffel übergehend, mit ebenen, nervenlosen, von der Basis aufspringenden Klappen; die ungeränderten Samen sind in einer Reihe an sehr kurzen, breiten Nabelsträngen befestigt; das Würzelchen des Keimes ist anliegend. Die 16 bekannten Arten sind perennirende Kräuter mit dicker, fleischiger, knotiger, durch Schuppen gleichsam gezähnter Wurzel (daher der Gattungsname) und mit einfachen wirbelförmig beisammenstehenden, oder gebreiten und gefünften, oder gefiederten Blättern. Kraut und Wurzeln sind, wie bei vielen Kreuzblumenpflanzen, von scharfem, stechendem Geschmacke; die Wurzel (Rad. Dentariae s. Antidysentericae) mehrer Arten wurde ehedem gegen Unterleibsbeschwerden empfohlen. Sie sind im mittleren und südlichen Europa (z. B. D. trifolia *Kit.* hung. t. 139., D. polyphylla *Kit.*

8) La Dent-de-Jaman est un massif triangulaire, totalement détaché de toutes les Alpes voisines; on n'a point mesuré sa hauteur; mais à vue d'oeil, elle est d'environ 150 toises plus élevée que le chemin d'Allière qui passe au pied, dans un paturage nommé le plan de Jaman. Ce plan, d'après la mesure prise en Juillet 1788, par feu Mr. le professeur de Saussure est de 575 toises audessus du niveau du lac, ce qui feroit pour la sommet de la Dent 725 toises, soit 4350 pieds. Comme cette Dent s'apperçoit de très-loin, parcequ'elle est comme une sentinelle en avant de la première chaine des Alpes, qu'elle est connue des gens du pays et des étrangers qui l'escaladent souvent, et qu'elle commande un passage des longtems pratiqué, tu ne seras peut-être pas faché, que je t'y arrête un moment. Elle est toute composée de bancs calcaires, la plupart parallele à l'horison, qui sont surtout visibles à l'angle méridional, où l'on pourroit les compter. On n'arrive au sommet que par le flanc opposée au lac, la pente est très-rapide, il est vrai, mais cependant praticable, puisqu'elle est gazonnée, et qu'on la fauche tous les deux ans. La cime de la Dent est un joli plateau, où l'on ne court aucun danger. — Deux des côtés du triangle de la Dent-de-Jaman sont à-peu-prés taillés à pic: on assure cependant que des hommes hardis ont atteint le sommet par un des angles, appelé dans le pays la raye du Midi, par ce qu'il sert d'horloge naturelle, quand le soleil l'éclaire, pour déterminer la milieu du jour cet. *Philippe Bridel* Coup d'oeil sur les Alpes du Canton de Vaud im Conservateur Suisse VI. p. 169. 4) Sie haben einst ein einziges zusammenhängendes Gebirge ausgemacht, welches durch gewaltsame Begebenheiten quer durchrissen worden ist. Ihre Füße bestehen aus Urgebirge, auf welchem die Kalksteinstöße, nach N.W. senkend, aufgesetzt sind. In einer Höhe von 7870 Fuß zeigt sich an beiden eine mächtige Lage versteinerter Muscheln und über jener eine Schicht Eisenstein. Ebels Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. 3. Aufl. III. S. 445. Vergl. auch den Artikel Bex. Ebel a. a. O. II. S. 266.

t. 160. und D. glandulosa *Kit.* t. 272., Sturm Teutschl. Fl. I, 45.), in Sibirien, am Kaukasus und in Nordamerika einheimisch. Im nördlichen Europa kommt nur eine Art vor, die sich auch in Mittelasien findet: D. bulbifera *L.* (Cardamine *R. Br.*), mit abwechselnden Blättern, von denen die untern gefiedert, die mittleren gedreit und die obersten einfach sind, mit lanzettförmigen, gesägten Blättchen, Knöllchen in den Blattachseln und weißen oder blaßrothen Blüthentrauben. Liebt bergige, schattige Laubwälder. Die Schoten schlagen in der Regel fehl; statt derselben entwickeln sich die kleinen Knollen in den Blattachseln, welche leicht abfallen und die Art fortpflanzen. Abb. Schkuhr Handb. T. 183., Engl. bot. t. 309. (*A. Sprengel.*)

Dente, Fluß, s. Inde.

DENTELLA. Eine von J. R. Forster (Char. gen. p. 26. t. 13.) aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen (Gruppe der Hedyotideen) und aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch fünftheilig, mit pfriemenförmigen Fetzen; die Corolle trichterförmig, mit dreizähnigen Fetzen des Saumes; die Staubfäden kürzer als die Corolle; die Narbe gespalten; die Kapsel kugelig, zweifächerig, vielsamig. Forster fand nur eine Art: D. repens *Forst.* (Oldenlandia repens *L.*, Lam. ill. t. 118.), ein Sommergewächs mit kriechendem, sehr ästigem, unbehaartem Stengel, gegenüberstehenden, meist gestielten, ablangen, ganzrandigen, glatten Blättern, sehr kleinen, spitzen Afterblättchen und abwechselnd in den Blattachseln stehenden, meist ungestielten Blüthen; wächst in den Sümpfen Ostindiens und Neucaledoniens. Hiezu fügte Roth eine neue Art: D. erecta *Roth.* (Nov. sp. 140.), ein ostindisches Sommergewächs mit aufrechtem, hin- und hergebogenem, krummhaarigem Stengel, meist ungestielten, abwechselnden, lanzettförmigen, feingesägten, wellenförmigen Blättern und gestielten Blüthen. Diese Art unterscheidet sich aber durch freien Kelch, dreispaltigen Griffel, drei vielsamige Früchte und abwechselnde Blätter ohne Afterblättchen nicht nur von der Gattung Dentella, sondern auch von der Familie der Rubiaceen (Schlechtend. Linnaea. IV. p. 150. 151.). (*A. Sprengel.*)

Dentellaria s. Plumbago *L.*

DENTES FOSSILES. Die Dentes Draconis fossiles, Drachenzähne, der Oryktographen des 17ten Jahrhunderts, insbesondere jene aus den Karpathischen Drachenhöhlen, stammen von Höhlenbären ab (vergl. Ursus spelaeus).

Dentes orbiculati et scutellati wurden in derselben Zeit etwa rundliche und ovale Gaumenzähne von Fischen, insbesondere der Geschlechter Cyclodus, ? Sphaerodus und Pycnodon Agassiz genannt.

Dentes serpentum, Schlangenzähne, auch Glossopetrae u. s. w. genannt, gehören keinen Reptilien, sondern Fischen aus dem Genus Squalus an. S. den Artikel Zähne (fossile). (*H. G. Bronn.*)

Dentidia *Lour.* s. Plectranthus *Herit.*

Dentilla s. Senegambien.

DENTIPORA. Unter diesem Namen stellt Blainville diejenigen Oculina-Arten des Lamarckschen Systemes zusammen, welche anastomasirende Äste, nur zehen große, entfernt stehende Strahlen in den Sternzellen und röhrig-stachelige (statt strahlig-gestreiften) Zwischenräume zwischen den Zellen haben; auch rechnet derselbe die fossile Madrepora coalescens *Goldf.* Petref. t. VIII. fig. 6. a. b. aus gothländischen Bergketten dazu, welche uns aber keineswegs alle Charaktere dieses Genus zu besitzen scheint, indem weder die zehn Strahlen, noch die röhrigen Stacheln zwischen den Zellen des anastomasirenden Polypenstockes wahrzunehmen sind. Vielleicht daß beide durch Verwitterung zerstört worden. — *De Blainville* Art. Zoophytes, im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. LX. 347—348. Goldfuß Abbildung und Beschreibung der teutschen Versteinerungen. Heft I. (1826) 22. tab. VIII. fig. 6.). (*H. G. Bronn.*)

DENTRECOLLES, François Xavier, geb. zu Lyon 1664, ein Jesuit, ging als Missionär nach China, und erwarb sich hier in kurzer Zeit so viel Kenntnisse von der chinesischen Sprache, daß er nicht lange nach seiner Ankunft zu Yao-tcheou, einer Stadt ersten Ranges in der Provinz Kiang-si, eine Missionsschule eröffnen konnte. Sein milder und einnehmender Charakter, verbunden mit der seinen Ordensbrüdern eignen Klugheit und Gewandtheit, gewannen ihm die Achtung und Zuneigung mehrer gelehrten Chinesen, sowie der Land- und Stadtbewohner, und begünstigten seine Arbeiten so, daß er nach acht Jahren zum allgemeinen Superior der französischen Mission in China ernannt wurde. Als solcher gründete er mit Überwindung vieler und großer Schwierigkeiten Missionen in den meisten Provinzen des Reiches. Nachdem er 13 Jahre diese wichtige Stelle bekleidet hatte, ward er nach Pekin als Superior an das dortige Ordenshaus der Jesuiten berufen. Hier starb er den 2. Juli 1741. In Folge früherer, übermäßiger Anstrengungen litt er während seiner letzten Lebensjahre an einer Entkräftung, die ihm nicht gestattete, das Zimmer zu verlassen. Er ertrug dies mit der rühmlichsten Geduld und Ergebung und versah seine Amtsgeschäfte, so weit er es vermochte, bis zum letzten Lebenshauche. Dentrecolles gab in chinesischer Sprache eine große Anzahl Schriften heraus, welche sämtlich die Vertheidigung, Empfehlung und Verbreitung des Christenthums bezwecken. Mehre Briefe von ihm befinden sich in den Lettres édifiantes. In zweien derselben gibt er merkwürdige, auch jetzt noch beachtungswerthe Aufschlüsse über die Verfertigung des chinesischen Porzellans. Es befanden sich nämlich unter den Neubekehrten zu Yao-tcheou mehre, die entweder selbst Porzellan verfertigten, oder einen starken Handel damit trieben, und das veranlaßte öfters die Missionäre, sich nach dem stark bevölkerten Marktflecken King-te-ching in der Provinz Kiang-si zu begeben, wo allein das schöne Porzellan verfertigt wird. Was er nun selbst sah, von seinen Mitarbeitern und jenen christlichen Chinesen über diesen wichtigen Zweig der Industrie erfuhr, das verglich er mit chinesischen Schriften, die davon handeln, und theilte das Resultat davon, dessen Richtigkeit er verbür-

gen zu können behauptet, in seinen Briefen mit. In andern redet er von der Einimpfung der Kinderblattern und weiset durch auszugsweise mitgetheilte chinesische Schriften nach, daß dieselbe damals schon über 100 Jahre unter den Chinesen bekannt gewesen sei. In noch andern verbreitet er sich über verschiedene unter den Chinesen übliche Künste, z. B. die Verfertigung künstlicher Blumen, falscher Perlen u. s. w. In der Geschichte China's vom Pater Duhalde befinden sich mehre interessante Abhandlungen über verschiedene Gegenstände von Dentrecolles, auch ein Auszug seines Werkes über die Münzen, unter der Dynastie Song geschlagen. Auch hat Duhalde, in dem den Jesuiten dedicirten 25sten Theile der Lettres édifiantes, alte Ausgabe, ausführlichere Nachrichten über Dentrecolles Leben mitgetheilt. (*Franke.*)

DENTUMOGER, nennt der älteste ungrische Geschichtschreiber Anonymus Belae Regis Notarius das Land, in welches sich ein Theil der Magyaren oder Ungern (von den Griechen anfangs Σαβαρτοιασφαλοι *), Sabartoiasphaloi, oder nach der damals schon üblichen neugriechischen Aussprache Sawartiasphali, später Türken genannt, doch so, daß der erste Name jenen blieb, die sich nach der persischen Grenze gezogen hatten) aus ihren Ursitzen um das Jahr 818 wendete und von daher um das Jahr 884 die weitere Reise nach Dacien und in das heutige Königreich Ungarn antrat. Der Anonymus berichtet, daß dieses Dentumoger zwischen dem Flusse Don und dem schwarzen Meere lag, viel Zobel, Gold, Silber und Edelsteine (?) enthielt und niemals unter der Herrschaft der byzantintschen Kaiser gestanden habe. Die alte Chronik des Turoczi führt aber drei Länder als die alten Wohnsitze der Magyaren vor ihrer Wanderung in das heutige Ungarn an: Bostardia, Dencia, Magaria. Der gelehrte Jesuit P. Georg Pray vermuthet nicht ohne Grund in seinem Werke: Dissertationes historico-criticae in Annales veteres Hunnorum, Avarum et Hungarorum (Viennae 1775. Fol. p. 245.) Seite 76, daß in dem Dencia und Magaria jenes Altungarn, Dentumoger des Anonymus liege, Bostardia aber das Land der Bakshiren im asiatischen Rußland sei. Der Name Dentumoger scheint aus Moger oder Magyar und Dent (wahrscheinlich dem Namen eines magyarischen Stammes) zusammengesetzt zu seyn, ungeachtet ihn einige ungrische Geschichtsforscher etymologisch durch dönto Magyar (der umstürzende oder alles zu Boden werfende Magyar, von dönteni) erklären. Die in Altungarn oder Großungarn, oder in Dentumoger zurückgebliebenen und von da zum Theil nach der persischen Grenze ausgewanderten Magyaren unterhielten lange Zeit durch Botschaften und Handel eine Verbindung mit den Magyaren in Dacien und Ungarn. Diese wurde zwar im elften Jahrhunderte unterbrochen, allein sie wurde im J. 1237 durch Missionarien aus Ungarn erneuert, jedoch zu spät, denn die asiatischen Magyaren hatten sich kurz zuvor den Mogolen unterworfen und konnten ihren Landsleuten in Europa keine Dienste mehr leisten. Die mogolischen Oberherren ließen ihnen ihre monarchische Verfassung. Im J. 1323 trat ihr König Jretanni zur römisch-katholischen Kirche über *). (*Rumy.*)

DENUNCIANT, Denunciatio. Denunciant heißt in der Gerichtssprache diejenige Person, welche den Richter oder eine zur Verfolgung von Verbrechen angeordnete Behörde von der Wirkung eines solchen oder von dem etwanigen Thäter in Kenntniß setzt und dadurch zur Einleitung eines rechtlichen Verfahrens Veranlassung gibt. Man darf ihn nicht mit dem Ankläger (accusator) verwechseln, welcher als wirkliche Partei einem Angeschuldigten gegenüber auftrit, dabei die Vertretung des öffentlichen Interesse mit eigner Gefahr und Verantwortlichkeit für die Dauer einer Strafprocedur übernimt, während der Denunciant lediglich nur bösen Willen oder Fahrlässigkeit bei seiner Angabe zu vertreten hat, sowie die Richtigkeit seiner aus eigner Wahrnehmung gemachten Mittheilungen, insofern er zugleich die Stelle eines Zeugen einnimt. Nach den verschiedenen Prinzipien des Strafverfahrens, die sich im Wesentlichen auf zwei zurückführen lassen, nämlich auf das accusatorische und inquisitorische, ist die Rolle und Stellung des Denunciants bald weniger, bald mehr bedeutend und hervortretend. Da, wo der Skat jeden mündigen Statsbürger zur Verfolgung eines Verbrechens als Ankläger zuläßt, oder wo er wenigstens einen solchen vorerst constituirt und beauftragt, kann freilich immer schon von außergerichtlichen Denunciationen die Rede seyn, sie mögen nun einem Privatmanne oder einer öffentlichen Behörde gemacht werden. Dabei wird jedoch häufig die Person des ursprünglichen Denuncianten ganz verschwinden, während im inquisitorischen Verfahren, welches der Richter von Amtswegen einleitet, eine Denunciation größtentheils die Basis desselben bildet, und wegen der daran sich knüpfenden Folgen eine vorzügliche Berücksichtigung verdient. Sehen wir nun zuvörderst auf das historische Recht, so finden wir im Alterthume, wo das accusatorische Prinzip überhaupt das vorherrschendere war, dem Rechtsverhältniß eines Denuncianten nur in einzelnen Beziehungen größere Aufmerksamkeit gewidmet. Bei den Athenern kommen die Denunciationen (μηνύσεις und einiges Ähnliche, wie z. B. die προβολαί, ἐπαγγελίαι und εἰσαγγελίαι) fast lediglich nur in Beziehung auf unmittelbare Stats- und Religionsverbrechen vor, und es gab darüber schon manche bemerkenswerthe Bestimmung, weshalb es jedoch genügen möge, auf die Bearbeitungen des attischen Prozesses zu verweisen [1]; ebenso

*) Dieses Wort kömmt zweimal bei Constantinus Porphyrogeneta vor, scheint aber dennoch verschrieben zu seyn. Pray findet darin die Namen der Saviren und Taliren, Feßler die magyarische Benennung Szabados felei (oder felek), das heißt freie Stämme; Professor Gregor Dankowßky zu Preßburg stellte vor kurzem die Conjectur auf, man müsse Σαβαρ ἤτοι ἀσφαλοι lesen, so daß Σαβαρ so viel als ἀσφαλοι oder ἀσφαλεῖς bedeuten würde. Wahrscheinlich ist Σαβαρ mit dem Namen der Saviren ein und derselbe.

*) S. den Missionsbericht in Pray's Annales veteres Hunnorum, Avarum et Hungarorum. p. 316 sq. und über Jretanni's Übertrit zur römisch-katholischen Kirche: Raynaldi Annales eccles. Tom. XIII. p. 69.

1) Meier-Schömann att. Proz. S. 112. 281. 564 f.

wurden bei den Römern die Privatangaben benutzt, um Majestätsverbrechen auf die Spur zu kommen, oder dem Fiscus zum Besitz der ihm verfallenen Güter zu verhelfen; doch nöthigte der schändliche Misbrauch, welcher damit getrieben wurde, selbst die spätere sonst so fiscalische Gesetzgebung, dem Treiben der Delatoren, wenigstens in der zweiten gedachten Beziehung, bestimmte Grenzen und sogar harte Strafbestimmungen entgegenzusetzen [2]). Andererseits wurden unter den Kaisern besondere Polizeibeamte unter dem Namen der Curiosi, Stationarii, Nunciatores, Irenarchae, mit der Verpflichtung angestellt, für die Entdeckung und Ergreifung statsgefährlicher Verbrecher zu sorgen, welche sie sodann mit besondern Berichten oder Protokollen (Elogia, Notoria genannt) den competenten Criminalrichtern überlieferten [3]). Eine ähnliche Einrichtung findet sich sogar im fränkischen Reiche seit Karl dem Großen, indem die Grafen und Centenarier angewiesen wurden, tüchtige Unterbediente anzustellen, um auf Verbrechen Acht zu geben und sie zur Anzeige zu bringen [4]); einzelne königliche Verordnungen legten sogar den freien Reichsgenossen die Verbindlichkeit auf, gewisse Verbrechen anzugeben [5]). In dieser Zeit entwickelte sich nun in der abendländischen Kirche sowol, wie in dem fränkisch-teutschen Reiche ein sehr bestimmtes Rügesystem, wenn gleich im Übrigen das Anklageverfahren bei weltlichen wie bei geistlichen Gerichten die Regel bildete. Es entstanden nämlich unter dem Einfluß der Kirche eigene Sendgerichte (iudicia synodalia), welche der Bischof in seiner Diöces von Zeit zu Zeit hielt, und wobei aus der Gemeinde sieben glaubwürdige Männer (testes synodales) gewählt und vereidet wurden, um alle, zur bischöflichen Cognition geeignete Laiensünden anzuzeigen und zur Bestrafung zu bringen [6]). Alle christlichen Einwohner des Sprengels waren sendpflichtig (Sachsensp. 1, 2.). Ebenso gab es auch bei den weltlichen Gerichten in Frankreich wie in Teutschland Schöffen und andere Personen, welche bestimmte Verbrechen und Frevel rügen und demnächst die Klage gegen den Schuldigen weiter verfolgen mußten. Vorzüglich war dies bei den Fehmgerichten der Fall; ja es finden sich sogar Beispiele, daß alle Dinggenossen bei den jährlichen Rügegerichten die dahin gehörigen Fälle eidlich angeben mußten [7]). Indeß war dies keine durchgängige Einrichtung, die auch an manchen Orten ihrer Gehässigkeit wegen ausdrücklich aufgehoben wurde, worin sich wieder der sittlich abgemessene Charakter jener Zeit in einem vortheilhaften Lichte zeigt. Obgleich nun diese Send- und Rügegerichte an manchen Orten sich bis in das jetzige Jahrhundert erhalten haben, so sind sie doch jetzt allenthalben abgeschafft, oder stillschweigend abgekommen, und ein anderes System ist an die Stelle des sonst üblichen Anklage- und Rügeverfahrens getreten, wenigstens das vorherrschendere geworden, wobei Denunciationen und Denunzianten eine sehr erhebliche Rolle spielen, und worüber nur noch einiges Nähere bemerkt werden soll.

In einer bestimmten technischen Bedeutung kommt das Wort denunciatio, denunciare zuerst im kirchlichen Prozeßrecht vor. Die Schrift gebot (Matth. 18, 15 — 17.): „Sündiget dein Bruder an dir, so gehe hin und strafe ihn zwischen dir und ihm allein. Hört er dich nicht, so nimm noch einen oder zwei zu dir, hört er die nicht, so sage es der Gemeinde. Hört er die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner." Die älteste Kirche befolgte dies wörtlich. Später trat an die Stelle der Anzeige bei der Gemeinde nach vorheriger charitativa monitio oder brüderlicher Privatermahnung, die Anzeige bei den kirchlichen Obern; man nannte sie denunciatio evangelica, die Folge gegen den geständigen Denunciaten war eine Kirchenbuße [8]). Als demnächst Innocenz III. den inquisitorischen Prozeß ausbildete, behielt er zwar noch jene denunciatio evangelica bei, indeß wurde ihr nun auch die Wirkung beigelegt, daß sie, wenn der Denunciat den Vorwurf leugnete, nun als Grundlage und Veranlassung einer wirklichen amtlichen Untersuchung (inquisitio), deren Voraussetzung sonst eine öffentliche Berüchtigung war, dienen konnte [9]). Mit der völligen Aufnahme und Einführung des Systems amtlicher richterlicher Untersuchung wegen vorgefallener Verbrechen bei den weltlichen Gerichten Teutschlands und sonst, ist denn auch die Denunciation als Veranlassung eines solchen Verfahrens mit anerkannt worden. Die davon geltenden Grundsätze sind kürzlich diese:

Ein Recht zur Denunciation eines Verbrechens hat natürlich jeder im öffentlichen Interesse. Blos in einzelnen Fällen beschränken es manche Gesetze, indem sie aus Rücksichten auf Privatwohl nur gewissen Personen die Befugniß, auf Bestrafung des Schuldigen anzutragen, ertheilen, woraus denn von selbst folgt, daß jede Denunciation eines dritten Unbefugten unberücksichtigt bleiben muß. Ein anderes ist die Frage: wer zur Anzeige eines Verbrechens verpflichtet sei? Selten hat man, auch aus dem nicht positiven Standpunkte, eine Pflicht aller Statsgenossen gegen den Stat behauptet, jedes zur Kenntniß eines Einzelnen gelangende Verbrechen zur Bestrafung anzuzeigen, und eine unbefangene Betrachtung der menschlichen Verhältnisse kann unmöglich der Annahme einer solchen allseitigen, unbedingten Verpflichtung günstig seyn. Es würde zu viel Raum erfodern, wollten wir das, was hier in Betracht kommt, in allen erheblichen Nüancen erörtern; will man aber nicht dem State alles rein menschliche Seyn aufopfern und selbst die moralische Freiheit ihm unterordnen, so kann man nur zu dem Resultat gelangen, daß die Anzeige eines Verbrechens zum Zweck der Bestrafung dem Gewissen und der Freiheit eines jeden Einzelnen zu überlassen sei [10]); nur der höchste Despotismus, er bestehe in einer Statsform, unter welcher er

Platner Proz. und Klagen d. Attiker. I. S. 353 f. Heffter Athen. Gerichtsverf. S. 234 f. 2) Vergl. den Tit. des Theod. und Just. Cod. de delatoribus. 3) *Jac. Godofr.* ad l. 4. C. *Theod.* de curiosis. Biener Beitr. zur Gesch. des Inquis. Proz. S. 12 f. 4) Capit. I. 802. c. 25. 5) Biener a. a. O. S. 130 f. 6) Biener a. a. O. S. 28 f. 7) Biener a. a. O. S. 134 f.

8) Biener S. 17. *J. H. Boehmer* Jus eccl. Prot. t. IV. ad V. 1. §. 91. sq. 9) Biener a. a. O. S. 57 f. Mittermaier teutsches Strafverf. §. 110. 10) Vergl. auch *J. H. Boehmer* Exerc. ad Pand. 97. c. 1.

wolle, könnte den Statsangehörigen eine unbedingte allseitige Denunciations-Zwangspflicht auferlegen. Dem State selbst muß es vielmehr überlassen bleiben, Beamte anzustellen, mit der Verpflichtung, auf vorfallende Verbrechen zu achten und selbige zur Anzeige zu bringen; er kann überhaupt jedem Statsdiener in seinem Kreise diese Verbindlichkeit auferlegen; ja es ist gewiß auch durch innere Nothwendigkeit gerechtfertigt, wenn der Stat bei gewissen Verbrechen, die seiner eigenen moralischen oder äußern Existenz in hohem Grade gefahrbringend sind, von jedem Wissenden eine Anzeige bei Strafe fodert; er mag endlich immerhin darauf hinwirken, lebendigen Gemeinsinn an der Handhabung des Rechts zu wecken, damit er auch von Privatpersonen hierin unterstützt werde; aber nicht zu billigen ist es schon, wenn er hiezu den Geldreiz benutzt, die Denuncianten belohnt, wiewol dies freilich zu keiner Zeit, weder im Alterthume noch jetzt, etwas Ungewöhnliches gewesen ist. Übrigens muß man von der Denunciantenpflicht nach vollbrachtem Verbrechen und zum Zweck der Bestrafung wol den Fall unterscheiden, wenn jemand ein von einem andern beabsichtigtes Verbrechen vor oder bei der Ausführung in Kenntniß bringt und selbiges nicht durch eine rechtzeitige Anzeige an den Bedrohten oder bei der Obrigkeit zu verhindern sucht. Hier wird, ohne die Unmöglichkeit seiner Verhinderung, meist ein strafbarer, böser oder lässiger Wille anzunehmen seyn; indeß gehört dies nicht sowol in die juristische Lehre von der Denunciation, als vielmehr von der verbrecherischen Beihilfe und Begünstigung. Was nun die positiven Rechte und Gesetzgebungen in ersterer Beziehung betrifft, so findet darunter wenig Gleichförmigkeit Statt, indem die eine bald mehr, bald weniger als die andere die Anzeigepflicht ausdehnt. Das gemeine teutsche Recht kennt eine solche hauptsächlich nur bei den Verbrechen, welche in feindseligen Unternehmungen gegen den Stat oder Souverän bestehen, desgleichen bei der Münzfälschung und Blasphemie [11]); das östreichische Gesetzbuch (I, 55. 193.) blos bei Hochverrath, und wenn die Obrigkeit wegen eines Verbrechens wirklich bei Jemandem nachforscht; das französische Gesetz hingegen fodert die Anzeige bei allen Verbrechen gegen öffentliche Sicherheit, Leben und Eigenthum eines Individuums, wenn man davon Zeuge gewesen ist (Code d'instr. crim. Art. 30.); das bairische Gesetzbuch vom J. 1813. Art. 87 und 88. endlich straft die Nichtanzeige jedes schwereren, wenigstens mit Zuchthausstrafe bedrohten Verbrechens, wenn dadurch der Gang der Gerechtigkeit erschwert oder vereitelt worden ist. Am liberalsten ist die preußische Gesetzgebung, indem sie zwar Verhinderung jedes vorsetzenden Verbrechens wider die Sicherheit des Stats, Leben, Gesundheit oder Vermögen eines Menschen, bei schon begangenen Verbrechen aber lediglich getreue Mittheilung der Wissenschaft auf Erfodern der Obrigkeit, und außerdem die Angabe des Orts entführter Personen, oder entwendeter Sachen bei Strafe gebietet (A.L.R. f. d. pr. Staten. II, 20. §. 80. f. 117. 131. Crim.-Ordn. von 1805. §. 7. 10. 11.). Diese positiven Bestimmungen sind übrigens noch mancherlei Modificationen unterworfen. So namentlich wird fast in allen ältern und neueren Gesetzgebungen gebührende Rücksicht auf verwandtschaftliche und andere innige Verhältnisse genommen, bei deren Vorhandenseyn man wegen unterlassener Denunciation gegen den Schuldigen straflos oder doch minder strafbar wird [12]); auch folgt aus der Anerkennung der Satzungen der christlichen Kirche im State, daß kein Beichtvater zur Mittheilung eines Beichtgeheimnisses gezwungen, also auch nicht für die Nichtanzeige desselben straffällig werden kann [13]); und ein Gleiches nimt man endlich mit Recht hinsichtlich des Defensors an, dem sein in Untersuchung befindlicher Client nachtheilige Umstände als ein Geheimniß anvertraut hat [14]).

Die Form, in welcher Denunciationen gemacht werden, ist im Allgemeinen gleichgiltiger. Um ihnen Werth beizulegen und ein weiteres Verfahren darauf bauen zu können, kommt es vornehmlich darauf an, ob der Angeber eine glaubwürdige Person ist. Deshalb kann auch niemals eine anonyme Denunciation ein näheres Einschreiten gegen eine bestimmte Person rechtfertigen [15]), sondern allein die Behörden zu weitern Nachforschungen und Erkundigungen veranlassen. Andererseits kann auch dem Denuncianten nicht etwa unbedingte Verschweigung seines Namens zugesichert werden, da der Angeschuldigte und selbst der erkennende Richter oder die controllirende Behörde ein sehr bestimmtes Interesse haben kann, die Person des Angebers zu erfahren; es darf also nur unter dieser Beschränkung dem Denuncianten gewillfahrt werden [16]). Ist die Denunciation aufgenommen, so bleibt zwar die weitere Einleitung und Fortsetzung der Sache lediglich dem Richteramt anheim gegeben; der Denunciant ist, wie schon bemerkt, nicht etwa Ankläger, hat also keine weitern Verbindlichkeiten wie dieser zu erfüllen, er kann auch sogar als Zeuge wegen seiner eigenen Wissenschaft mit vernommen und vereidet werden; doch ist natürlich die Glaubwürdigkeit seiner Aussage sehr bedingt durch das persönliche Interesse, welches er am Ausgang der Untersuchung hat, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß er, im Fall einer wahrheitswidrigen Angabe, nach Maßgabe seiner Schuld nicht nur für die Kosten und Schäden der Richter und Denunciaten verantwortlich, sondern auch, im Fall wissentlich unwahrer Angaben wegen Calumnie straffällig wird [17]). — Eine besondere Gestaltung des strafrechtlichen Verfahrens auf Denunciation ist der sogenannte Denunciations- oder Rügenprozeß, der in den sächsischen, preußischen und schwarzburgischen Ländern hauptsächlich wegen Injurien und zum Theil auch wegen anderer geringerer Vergehun-

11) Vergl. Martin Lehrb. d. Criminalr. §. 242.

12) J. H. *Boehmer* l. c. c. 2. §. 6. c. VI. §. 4. Tittmann Handb. d. Strafrechtswissensch. §. 112. ed. 2. Östreich. Gesetzb. I. §. 196. Bairisches G. Art. 79. 89. 13) Ob nicht hier Grenzen zu stellen sind, ist keineswegs ganz außer Streit. *Boehmer* l. c. cap. 3. §. 1 sq. Mittermaier Strafverf. §. 63. und das. Angef. Tittmann §. 734. 14) In Baiern, Frankreich und England bestimmt anerkannt. Mittermaier a. a. O. 15) Mittermaier §. 110. 16) Vergl. preuß. Criminalordn. §. 118. Code d'instr. crim. art. 358. Tittmann §. 736. 17) Tittmann und Mittermaier a. a. O.

gen Statt findet, wo der Denunciant zugleich neben der Strafe sein Privatinteresse geltend macht und also insofern wenigstens als wirkliche Partei mithandelt [18]). Ebenso ist auch nach gemeinem teutschem Rechte der Denunciant wegen seines Privatinteresses dem Criminalverfahren beizutreten befugt, wodurch ein sogenannter Adhäsionsprozeß entsteht [19]). Nach französischem Rechte kann der Verletzte in gleicher Art nicht allein eine sogenannte plainte statt der Denunciation eingeben, die dann den Untersuchungsrichter sofort zur Untersuchung berechtigt, sondern er kann auch nachher bei der weitern Verhandlung der Sache als Civilpartei sein Privatinteresse mit verfolgen [20]). In wie weit einer solchen Partei nach gemeinem teutschem Rechte eigene Rechtsmittel gegen ein dem Denunciaten günstiges Urteil zustehe, ist nicht außer Zweifel [21]). (*Heffter.*)

DENUSCHKA, eine russische Kupfermünze vom Werth eines halben Kopeken, d. i. 1½ Pfennig. Sie ist auch in den teutschen Ostsee-Provinzen im Umlauf. (*Petri.*)

DENYS, St. Den Grad von Bedeutung, zu dem sie sich bei der Nähe von Paris hat erheben können, verdankt diese Stadt der berühmten Benediktinerabtei, deren Stiftung gewöhnlich dem Könige Dagobert I. zugeschrieben wird. Es ist indessen durch eine Urkunde aus dem 43sten Jahre Clotars II. (627) gewiß, daß damals schon hier ein Kloster unter dem Abte Dudo bestand, zu dessen Gunsten die edle Frau Theotrudis eine Schenkung machte. Wenn aber auch Dagobert nicht als der erste Begründer des Klosters gelten kann, so ist doch ausgemacht, daß es unter seinen Händen eine ganz andere Gestalt gewann, daß er es mit Reichthümern überhäufte und über dem Grabe des heil. Dionysius eine diesem Reichthume angemessene, an mehren Stellen mit Silber gedeckte Kirche erbauen ließ. Immerhin mag er also wenigstens als der Stifter der Abtei betrachtet werden, und er fand auch in derselben, gleich den mehrsten der folgenden Könige, seine Ruhestätte. Das Kloster, auch für Dagoberts Sohn Clodwig II., der Gegenstand der sorgfältigsten Zuneigung, gerieth unter den spätern Merovingern allmälig in Verfall; als gegen das Jahr 750 Fulrad zu dessen Regirung berufen wurde, befand sich ein großer Theil der Güter in weltlichen Händen. Des Hausmeisters Pipin mächtige Vermittelung setzte den Abt in den Stand, sie nach und nach wieder herbeizuschaffen, und vielleicht war es nur Dankbarkeit, durch welche Fulrad bewogen wurde, sich zugleich mit dem Bischofe von Würzburg, dem heil. Burkhard, der schwierigen Sendung an den Papst Zacharias zu unterziehen (Herbst 750) und diesem die Frage vorzulegen: quis eorum juste rex debeat dici et esse, is qui securus domi sedeat, an ille, qui curam totius regni et omnium negotiorum molestias sufferat. Als Papst Stephan III. vier Jahre später nach Gallien kam, um den Beistand des neuen Königs anzurufen, besuchte er auf längere Zeit die Abtei St. Denys, und es gefiel ihm, in den herrlichsten Privilegien seine Dankbarkeit für die empfangene Gastlichkeit auszudrücken. Nach denselben sollten der Abt oder seine Nachfolger so viele Klöster, als ihnen gefällig seyn würde, unter dem Schutze des heil. Stuhles stiften dürfen. Der Abt sollte nicht wider seinen Willen zum Bischof geweihet werden; er sollte sich einer eigenthümlichen Fußbekleidung, und für seinen Zelter eines Schmuckes bedienen, der, wie es scheint, nur den vornehmsten Herren zukam. Dieser Vorzug wurde auch für so bedeutend gehalten, daß er lediglich auf des Königs ausdrückliches Begehren nur dem einzigen Fulrad zugestanden wurde, und daß der Papst verordnete, daß nach Fulrads Tode diese Zierrathen mit ihm zu Grabe gelegt werden sollten. Endlich erlaubte Stephan, daß der Abt nach eigner Wahl in seiner Abtei einen Bischof (dem Kapellenbischof mancher Höfe vergleichbar) haben könne, dem die bischöflichen Verrichtungen, sowol in dem Hauptkloster, als in den davon abhängenden Filialklöstern, aufliegen sollten. Diesen Wohlthaten die Krone aufzusetzen, unternahm König Pipin den Bau einer neuen Kirche, er wurde aber durch seinen Tod unterbrochen und erst von Karl dem Großen im J. 775 vollendet. Die Einweihung dieser Kirche wurde mit aller erdenklichen Pracht vollzogen und durch die Schenkung ansehnlicher Besitzungen in Luzarches und Messi besiegelt, obgleich der Monarch erst im vorigen Jahre die große Schenkung seines Vaters bestätigt hatte. Durch dieselbe erhielt das Kloster die Güter Faverolles und Noron, samt einem Theile des Waldes von Iveline und der darin befindlichen Hirsche und Rehe, deren Häute zum Einbinden der Bücher in der Klosterbibliothek, und deren Fleisch zur Labung der Kranken dienen sollte, daß es demnach scheint, es sei in der damaligen Zeit den Mönchen das Fleischessen untersagt gewesen. Der Abt Fulrad starb im J. 784, nachdem er durch sein Testament d. d. Herstal 777, sein ganzes, zum Theil im Elsaß und Breisgau belegenes Eigenthum dem Kloster zugewendet, auf demselben die von ihm, mehrentheils in dem Kirchsprengel von Metz gestifteten oder erneuerten Klöster, nämlich Salone, St. Bilt, St. Cucuphas, Arberting, Adalogne, Leberau und St. Alexander unterworfen hatte. (In einem gleichen Verhältnisse zu St. Denys stand auch die nachmals so berühmte Abtei St. Michel bei Verdun.) Fulrads Nachfolger, Meginher, erhielt vom Papste Adrian I. im Jahre 786 die Bestätigung des von Stephan III. verliehenen Privilegiums über die Bestellung eines Klosterbischofs, und von König Offa von Mercia das Eigenthum des Hafens von Landowic mit allen seinen Einkünften. Es war des Klosters erste Erwerbung außerhalb der Grenzen des fränkischen Reichs, zu der aber bald noch anderweitige Erwerbungen in England und Spanien sich gesellten. Noch ausgedehntere Besitzungen aber hatte das Kloster in mehren Provinzen Teutschlands, auch durch Schenkung Karls des Großen in dem Veltlin. Vielleicht war es eine Folge dieses so schnell angewachsenen Reichthums, daß bereits zu Ende des 8ten Jahrhunderts die Klosterzucht in Verfall gerieth, die Mönche die Kutte ab-

18) Winkler Anl. zur Führung des Injur. Proz. nach sächs. Rechten. Leipzig 1801. Tittmann a. a. O. §. 921. 19) Mittermaier a. a. O. §. 205. 20) Code d'instr. crim. art. 63 f. Mittermaier a. a. O. 21) Spangenberg im neuen Arch. f. Criminalr. XI. S. 57 f.

warfen und sich in weltliche Chorherren umformten. Vergeblich bemühete sich Hilduin, der vom J. 815 an als Abt vorkommt, einem so beklagenswerthen Übelstande abzuhelfen; weder des Kaisers Befehle, noch die Verordnungen des Pariser Conciliums vom J. 829 konnten ihn zum Ziele führen, bis er endlich einen der Chorherrn, den später als Erzbischof von Rheims so berühmten Hinkmar bestimmte, das Ordenskleid anzulegen und sich den Regeln der Klosterdisciplin zu unterwerfen. Dieses Beispiel wurde sodann von der ganzen Gemeinde nachgeahmt. Nicht ohne Grund war Hilduin der Meinung, daß der Verfall des Klosters großentheils von dem Geize und der Härte früherer Äbte, welche ihren Untergebenen selbst das Nothwendige versagten, herrühre; um sein Werk für die Zukunft zu sichern, nahm er daher eine Theilung der Klostergüter vor, die eine Hälfte wurde für den Tisch des Abtes, die andere dem Convent gewidmet, und jedem Gute, jeder Pachtung, eine besondere Bestimmung gegeben. Von dem Ertrage des einen sollten die Brüder gespeiset oder gekleidet, von einem andern die Kranken gepflegt, von einem dritten die Gebäulichkeiten unterhalten, von einem andern außerordentliche Ausgaben bestritten werden. Überhaupt wurden für den Convents- und Fremdentisch 2100 Modii Weizen und 2500 Modii Wein, für den Gesindetisch 900, nach einer spätern Übereinkunft 1300 Modii Roggen samt dem nöthigen Bier, dann 300 Modii Gemüse, 35 Modii Fett, 35 Sestertien Butter u. s. w. angewiesen, daß demnach nicht zu zweifeln ist, es sei das Kloster schon damals das reichste in Gallien gewesen. Unter dem Abte Ludwig im J. 862 wurde dieser Theilungsvertrag modifizirt. Statt der 1300 Modii Roggen für den Gesindetisch samt 300 Modii Gemüse, 20 Modii Fett (die andern mußte der Abt fortwährend in natura geben), 200 Modii Salz, 500 Modii Seife und 200 Blöcke Eisen für Sensen und Heugabeln, übertrug der Abt das Eigenthum verschiedener Herrschaften und Güter an den Convent. Statt der 2500 Modii Wein (zu 16 Sestertien), blieb der Convent im Besitze gewisser Weingüter, nur daß der Abt versprach, die 2500 Modii zu ergänzen, wenn der Ertrag der Weinlese nicht hinreichen sollte. Die 2100 Modii Weizen (zu 120 Pfund) mußte er nach wie vor geben. Einige Jahre früher war Ludwig von den Normännern gefangen worden, und das Kloster mußte ihn mit 680 Pfund Gold und 3250 Pfund Silber lösen, auch diesem ungeheuren Lösegelde noch einige leibeigene Familien hinzufügen. Im J. 855 wurde das Kloster selbst von diesen Barbaren heimgesucht und aller seiner Kostbarkeiten beraubt; nur die Reliquien waren durch die Mönche in Sicherheit gebracht worden. Im J. 867 nach Ludwigs Tode bemächtigte sich Karl der Kahle des Klosters, und der abendländische Kaiser fand es nicht unter seiner Würde, neben andern Titeln auch den eines Abtes von St. Denys zu führen. Nach ihm erscheinen als weltliche Äbte der König Eudo, der Graf Robert von Paris (912), Hugo der Starke, Roberts Sohn, und endlich Hugo Capet. Letzterer fand sich veranlaßt, die Abtei an ihre rechtmäßigen Eigenthümer zurückzugeben, und ließ sie durch den Abt Odilo von Cluny in allen Beziehungen wieder herstellen. Zu Anfange des 12ten Jahrhunderts, und namentlich unter dem berühmten Abte Süger, war das Stift abermals in große Unordnung gerathen, denn Süger, stets in weltliche Händel verflochten, war nur um die Erhebung und um die splendide Verwendung seiner Einkünfte besorgt. Endlich machte ihn der heil. Bernhard aufmerksam auf die Last der Verantwortlichkeit, mit welcher er auf diesem Wege sein Gewissen beschwere, und Süger, gerührt von der wahrhaft christlichen Ermahnung, begann mit gleichem Eifer für seine und für seiner Untergebenen Besserung zu wirken. Sein Beispiel vornehmlich riß die Mönche mit sich fort, daß St. Denys bald als Muster für alle Klöster gelten konnte, und nicht nur geistiger, sondern auch weltlicher Segen ergoß sich in Strömen auf die fromme Gemeinde. Niemals hatte sie sich im Wohlstande befunden, wie unter Sügers Leitung, und unaufhörlich war er besorgt, diesen Wohlstand zu erhöhen. Das Priorat Argenteuil und andere veräußerte Güter wurden durch seine Bemühungen wieder herbeigeschafft. Die 22 Klosterherrschaften befreiete er von den tyrannischen Anfoderungen der Vögte oder mächtiger Nachbarn. Er erwarb das Priorat zu Chaumont en Vexin und gründete ein ähnliches zu Essone. Um alle Rechte seiner Gemeinde zu bewahren, veranstaltete er eine große Hirschjagd in dem Walde von Yveline, zu der ihn mehre Große der Nachbarschaft und viele der Klostervasallen begleiteten. Acht Tage hauste das glänzende Jagdgefolge unter Zelten. Das erlegte Wild wurde nach St. Denys geschafft und theils im Krankenhause oder an dem Fremdentische verbraucht, mehrentheils aber unter die Stiftsvasallen getheilt. Nachdem Süger, der Vater des Vaterlandes, wie man ihn nannte, 29 Jahre seinem Kloster, und während Ludwigs VII. Kreuzzug als Regent dem Königreiche vorgestanden, starb er im J. 1151. Sein Nachfolger Eudo II. von Deuil wurde im J. 1156 von König Alfons VIII. von Leon, dem er den Arm des heil. Eugenius überbracht hatte, mit dem Priorat Fornalos beschenkt, hatte aber viel Ungemach von den Leibeigenen seines Klosters, die ihre Freilassung erzwingen wollten, zu erdulden. Wilhelm II. erhielt im J. 1176 vom Papst Alexander III. den Gebrauch der Pontificalien. Matthäus von Vendôme wurde vom König Ludwig IX., als dieser seinen zweiten Kreuzzug antrat, zum Regenten des Königreichs bestellt. In dem Bürgerkriege vom J. 1411 wurde die Abtei geplündert; ein Gleiches widerfuhr ihr durch die Engländer in den Jahren 1419 und 1455. Im J. 1528 erhielt sie ihren ersten Commendator in der Person des Kardinals Ludwig von Bourbon-Vendôme, (starb im J. 1556.) auf welchen in gleicher Eigenschaft der Kardinal Karl von Bourbon (Karl X., starb im Jahre 1590.) der Kardinal Karl II. von Bourbon-Condé (starb im Jahre 1594.) der Kardinal von Richelieu, der Prinz von Conty, der Kardinal Mazarin u. a. folgten. Unter dem Kardinal Karl I. von Bourbon im J. 1562 wurde die Abtei von den Hugenotten geplündert, beinahe aller Kostbarkeiten beraubt und an ihren Gebäuden schwer beschädigt; die Räuber, die auch die kostbare, an Manuscripten besonders reiche Bibliothek vernichtet oder verbracht hatten, würden wol noch weiter gegangen seyn,

hätte nicht der Prinz von Condé, der St. Denys liebte, weil er daselbst erzogen war, zwölf der Rädelsführer hängen lassen. Beinahe ebenso unglücklich war das J. 1590, wo die Ligisten das bleierne Kirchendach wegnahmen, der Herzog von Nemours, durch Beschluß des Statsraths vom 28. Mai, einen auf 20000 Rthlr. geschätzten Rubin und ein goldnes von Süger geschenktes Kreuz, 19 Mark schwer, verkaufen ließ und sogar der Pariser Stadtrath über 215 Mark Silberwerk eigenmächtig verfügte. Im J. 1686, oder genauer durch päpstliche Bulle vom 23. Februar 1691, wurde die Abtswürde (man zählt überhaupt 72 Äbte, wovon, wahrlich ein seltner Fall, auch nicht einer als heilig verehrt wird) aufgehoben und das damit verbundene Einkommen, etwa 100000 Pfund jährlich dem königlichen Damenstifte in St. Cyr zugetheilt. Auf die Abtei selbst, die längst schon durch den Großprior regirt wurde, hatte dieses Ereigniß keinen Einfluß; wichtiger war für sie eine Verordnung des Concils von Trident, welche den unmittelbar dem heiligen Stuhle unterworfenen Klöstern auferlegte, sich in Congregationen zu vereinigen, wenn sie sich nicht der Visitation des Ordinarius unterwerfen wollten. Dem Convent in St. Denys schien es am gerathensten, sich selbst zum Haupte einer Congregation aufzuwerfen, denn auf diese Weise glaubte er an seinen Gebräuchen, oder auch Mißbräuchen, nur nach Belieben abändern zu dürfen. Emissarien wurden ausgesendet, um die benachbarten Klöster zur Theilnahme an dem Project einzuladen. Neun, Corbie, die große und berühmte Mutter von vielen teutschen Corvey, St. Magloire zu Paris, St. Père zu Chartres, Bonneval, Coulombs, Josaphat, Beaulieu, St. Lomer zu Blois und Montier-en-Der gingen darauf ein. Es wurden Statuten entworfen und, weil sie nur allgemeine, die Gewohnheiten der einzelnen Klöster nur wenig antastende Regeln vorschrieben, einstimmig angenommen. Der Associationsvertrag wurde zu Paris im Priorat St. Lazare am 6. März 1607 unterzeichnet, noch im nämlichen Monat von dem Könige genehmigt, am 5. September n. J. von dem Parlament einregistrirt und im J. 1614 von Papst Paul V. als Congregation von St. Denys bestätigt. Am 21. Oktober 1607 trat das Generallapitel zum ersten Male in St. Denys zusammen und wählte den Großprior von St. Denys, Nicolaus Hesselin, zum General der Congregation. Hesselin starb 1613, sein Nachfolger, als General und Großprior, Dionys von Rubentel, im Jahre 1620. Gleichzeitig mit Rubentel starben auch der Generalvicarius und der Syndicus, so daß die Congregation sich ohne Vorstand befand. Zwar trat das Generalcapitel im J. 1621 zusammen, um die erledigten Stellen wieder zu besetzen, allein der Stoß war zu heftig, als daß ihn eine an sich so unhaltbare Maschine hätte überleben können. Eines der Glieder der Congregation, die Abtei St. Magloire, wurde 1628 den Oratorianern übergeben, und die übrigen Klöster schlossen sich nach und nach der Congregation des h. Maurus an, St. Denys namentlich im J. 1633, womit sich demnach die individuelle Geschichte dieser Abtei schließt.

Der Abt von St. Denys, so lange ein solcher bestand, hatte das Recht zu Sitz und Stimme in dem Pariser Parlament, auch in ältern Zeiten mehre zu Lehen ausgegebene, nachmals aber wieder eingezogene Hofämter, insbesondere die des Kämmerers, Marschalls und Mundschenken; er übte alle geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit in der Stadt St. Denys und ihrem Bezirke, so daß er vermöge besonderer Privilegien sogar Wucherer, Falschmünzer und, was noch außerordentlicher, auch Majestätsverbrecher zu bestrafen hatte. Ihm war auch das Begnadigungsrecht und das Münzregale verliehen. Nach einem Register vom J. 1411 hatte er, die Kanonikate und kleinern Beneficien ungerechnet, 18 Priorate und 80 Pfarreien zu vergeben. Auch in der neuern Zeit, nachdem so vieles verloren oder zerstört worden, konnte die Abtei immer noch als die reichste und glänzendste des Königreichs gelten, insbesondere hatte der in fünf großen Schränken aufbewahrte Schatz keinen seines Gleichen, zumal hier die Arbeit nicht selten noch ungleich kostbarer war, als der kostbare Stoff. Die Kirche, gleich allen großen gothischen Kirchen, das Werk verschiedener Zeitalter, bildete demungeachtet ein vollendetes, nach allen seinen Theilen im vollendetsten Einklange stehendes Ganzes. Das Portal rührte noch von Karl dem Großen her, war also ungleich älter, als die von Süger im J. 1140 vollendete Hauptreparatur; der Bau der eigentlichen Kirche hatte mit dem J. 1231 begonnen, das Chor wurde im J. 1281 vollendet. In dieser Kirche hatten die Könige von Frankreich ihr Erbbegräbniß und zum Theil kunstreiche oder prachtvolle Monumente; der Ehre, neben diesen Königen zu ruhen, waren nur wenige ausgezeichnete Männer, wie Duguesclin und Turenne, theilhaftig geworden. Wie der revolutionäre Fanatismus die Kirche sowol, als die königlichen Gräber mißhandelte, ist bekannt, sowie das, was Napoleon für ihre Wiederherstellung gethan. So lange die Abtei bestand, wurde in dieser Kirche an einigen Festtagen die ganze Messe, an andern Festen nur die Epistel und das Evangelium griechisch gesungen. An den Sonntagen und den Hauptfesten des Jahres pflegten auch die Mönche, die noch nicht die Priesterweihe empfangen hatten, unter dem Hochamt, und zwar unter beiderlei Gestalten, zu communiciren; ein uraltes Herkommen, das außerdem nur in Cluny beobachtet wurde. Endlich wurden in früheren Zeiten auch die Königinnen in der hiesigen Stiftskirche gekrönt. In allem haben 25 Königinnen, wovon Maria von Medicis die letzte gewesen, diese Ehre empfangen. Die modernen Klostergebäude waren nach de Cottes Zeichnungen aufgeführt. (v. *Stramberg.*)

DENYS (Denis) St. Diesen Namen führen außerdem, ohne Zusatz: 1) Hauptstadt der Insel Bourbon (s. diese) auf der Nordküste von Afrika mit mehr als 4000 Einwohnern; Sitz des Gouverneurs; hat eine gute Rhede. — 2) Städtchen in Languedoc, Departement Aude; — 3) Flecken im Depart. Lozère. — Mit Zusatz: 4) Denis d'Anjou, Flecken im Depart. Mayenne, mit 2100 Einw. — 5) Denis de Gastines, in demselben Depart., mit mehr als 3000 Einw. —

6) Denis de Jargeau, Städtchen im Depart. Loiret, an der Loire. — 7) Denis le Gast, Städtchen in der Normandie, Depart. la Manche. (*H.*)

DENYS, Jacob, geb. zu Antwerpen um das Jahr 1647 und von Erasmus Quellinus in der Malerei unterrichtet, reiste jung nach Italien, wo er in Rom und Venedig die berühmten Malereien studirte. Nicht zufrieden wie seine Landsleute, welche ihre Eigenthümlichkeiten mit nach Italien brachten, ohne sie daselbst abzulegen, empfand er wahr das Schöne, welches er hier vorfand, und wußte es sich bleibend anzueignen, und dadurch begründete er seinen Ruf; Fürsten wünschten Werke von seiner Hand zu besitzen. In Florenz malte er die Bildnisse der fürstlichen Familie. Da er sich aber früher für Mantua verbindlich gemacht hatte, mußte er, obgleich ungern, dahin zurückkehren und die Paläste des Fürsten mit Malereien verzieren. Nachdem er sich 14 Jahre in Italien aufgehalten, konnte er der Sehnsucht, sein Vaterland zu sehen, nicht mehr widerstehen, und so kehrte er, geehrt und reich, dahin zurück und wurde von den Künstlern zu Antwerpen und den Angesehenen der Stadt wie im feierlichen Triumph empfangen. Er starb bald nach seiner Rückkehr. — Der gröste Theil seiner Gemälde befindet sich in Italien, doch sind sie auch in Holland und an andern Orten nicht selten. Seine Zeichnung ist fein und richtig, der Pinsel leicht und keck, und mehr die römische als niederländische Schule ist sichtbar. S. *Descamps.* T. 3. p. 210. vergl. Fiorillo Gesch. d. Malerei in Teutschl. T. 3. p. 234. (*A. Weise.*)

DENZLINGEN, auch Langendenzlingen wegen seiner Ausdehnung genannt, großes katholisches Pfarrdorf an der Glotter in der badenschen Markgrafschaft Hochberg, schon aus dem frühesten Mittelalter unter dem Namen Densilinga urkundlich bekannt und von Kaiser Otto I. im J. 947 dem berühmten Gotteshause Einsiedeln geschenkt, jetzt dem großherzogl. Oberamte Emmendingen zugetheilt, liegt auf der großen, unter dem Namen der Bergstraße berühmten Poststraße nach der Schweiz, ¾ T. M. beinahe südlich von seiner Oberamtsstadt und fast ¾ M. nördlich von Freiburg. Es hat 1 Kirche, 1 Schule, 185 Wohnhäuser, 192 Nebengebäude und mit dem zu seiner Gemeinde und Pfarre gehörigen Mauracher und Stecken-Hof über 1100 Einwohner. Überdies ist es noch merkwürdig wegen seiner fruchtbaren Gemarkung und besonders seines reichen Lehat- und Repsbaues, wegen guter Viehzucht, seiner Chalcedon-, Jaspis- und Granitbrüche, welcher letztere sich durch glänzende schwarze und weiße Farbe, und eingesprengten Schwefelkies auszeichnet. — Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, hielt hier am 27. Julius 1638 vor der Schlacht bei Wittenweyer Heermusterung. (*Leger.*)

DEO, ein alter Name der Demeter (s. d. Art.). Auch ihre Tochter Proserpina hieß so, mit dem Beisatze νέα, die jüngere; alsdann war Demeter Δηὼ παλαιὰ, die ältere. (*Spanheim.* ad Callim. H. in Cer. 133). (*Richter.*)

DEOBRIGA. Ptolemäos (2, 6.) nennt zwei Orte dieses Namens in Hispanien. Der eine lag im Lande der Vettonen, welche auf beiden Seiten des Tagus gegen die Grenze von Lusitanien wohnten. Da aber Ptolemäos allein den Ort nennt, so läßt sich die Lage desselben nicht genauer bestimmen. — Bedeutender scheint die zweite Stadt dieses Namens gewesen zu seyn. Sie lag im Gebiete der Autrigonen, welche zu dem cantabrischen Volksstamme gehörten und nach Plinius (H. N. III, 4.) auf beiden Seiten des oberen Iberus, also in dem westlichen Theile der jetzigen Provinz Alava und dem östlichen von Burgos saßen. Dieses Deobriga ist deswegen bekannter geworden, weil es auf der großen Straße von Asturica (Astorga) nach Burdigala (Bordeaux) lag. (Itiner. Antonini p. 453 und 454.) Nach dem Itinerarium lag es 26 Millien von Virovesca, welches in dem heutigen Briviesca wieder erkannt wird. Deobriga kann daher nicht ganz die Stelle des jetzigen Miranda de Ebro eingenommen haben, denn dieses liegt etwas weiter entfernt von Briviesca. (*L. Zander.*)

DEOBRIGULA war nach Ptolemäos (2, 6.) eine Stadt der Murbogi, welche wahrscheinlich die Turmodigi des Plinius (H. N. III, 4.) und des Orosius (6, 21.) sind und daher in der Provinz Burgos gewohnt haben müssen. Deobrigula lag nach dem Itiner. Anton. p. 454. gleich wie Deobriga auf der Straße von Asturica nach Burdigala, aber zugleich auch auf der von Asturica nach Tarraco, denn beide Straßen trennten sich erst in Virovesca, von welchem Orte es nach dem Itinerarium 32 Millien westlich entfernt war. Deswegen glaubt Mentelle (Geogr. comp. Esp. mod. p. 336.), daß es an der Stelle von Burgos gesucht werden müsse, doch mag es nach dem angegebenen Maß des Itinerars etwas weiter westlich gelegen haben. (*L. Zander.*)

DEOBUND, bedeutende Stadt in der Prov. Delhi, 5 g. M. von Saharanpur, 29° 40′ n. Br. 77° 40′ ö. L. von Gr. Die Häuser sind von Ziegelsteinen, meistens von Brahmanen bewohnt; der Handel ist ziemlich lebhaft. (*Palmblad.*)

DEODAND, ein technischer Ausdruck des engländischen Rechts, bedeutet jedes Ding, welches die unmittelbare Ursache des Todes eines Menschen wird, und dessen Werth an den König verwirkt ist, um zu frommen Zwecken verwendet zu werden. Einige beschränken das Deodand zwar auf Thiere, so z. B. Blackstone (Handb. des engländischen Rechts im Auszuge von Gifford; übers. von Coldiz. Schleswig 1822. Bd. I. S. 149. 150.); andere dehnen es hingegen auch auf leblose Gegenstände aus, wie Rees (in seiner Encyklopädie s. v. Deodand.). Die letztere Ansicht scheint den Vorzug zu verdienen, da sie gerade in denjenigen ältern Schriften, welche von den engländischen Juristen besonders hochgeachtet werden, gebilligt wird (*Fleta* Lib. I. cap. 25. *Bracton* Lib. II. Tract. 2. cap. 5.). Vermuthlich bezog sich indessen das Deodand ursprünglich gleichwol lediglich auf Thiere, so daß dann seine Ausdehnung auf leblose Gegenstände erst in späterer Interpretation ihren Grund haben würde. Allem Anscheine nach hängt dies mit Folgendem zu-

sammen, woraus zugleich erhellen wird, weshalb man das, was man Deodand nannte, gerade mit eben diesem Namen belegte.

Wer die Veranlassung zum Tode irgend eines vernünftigen Geschöpfes wird, greift damit in die von Gott (oder den Göttern) gegründete Weltordnung auf arge Weise störend ein, und ist darum Gott (oder den Göttern) verfallen. Diese Idee fand sich namentlich bei den Römern, wie das bekannte „Sacer esto!" bezeugt, noch deutlicher aber aus Dionysius von Halikarnaß [1]) und Festus sich ergibt [2]). Der todeswürdige Verbrecher, und also auch der Mörder, wurde (so berichten sie), irgend einem Gotte, besonders der Unterwelt, zum Tode devovirt, welchem mit Leib und Leben verfallen, er nunmehr ungestraft dem Tode preis gegeben werden konnte. Dieselbe Idee fand sich auch, bis noch in ziemlich neue Zeiten, in unserem Criminalrechte, indem der Richter bei Hegung des hochnothpeinlichen Gerichts, nachdem er am Schlusse der auf der Richtstelle Statt findenden Feierlichkeiten die Umstehenden zur Lösung des Verbrechers erfolglos aufgefodert hatte, dem Verbrecher zurief: „Ach! will dich niemand erlösen, so erlöse dich Gott der Allmächtige;" sodann aber das Bluturtheil sprach, den Stab über dem Missethäter zerbrach und den Verbrecher mit den Worten: „Nun helf dir Gott; ich kann dir nicht ferner helfen!" zur Vollziehung des Urtheils übergab (*Wehner* Practic. juris observat. select. s. v. Hohegericht. edit. Schilter. Argentor. 1701. pag. 222.) —. Die nämliche Idee herrscht, was hier für uns besonders wichtig wird, im mosaischen Rechte ebenfalls. Gott selbst, so lehrt Moses in der Genesis X. v. 5. 6., hat gesagt: „Ich will eures Leibes Blut rächen, und wills an allen Thieren rächen, und will des Menschen Leben rächen an einem jeglichen Menschen, als der sein Bruder ist. Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden." Denn indem hienach der Bluträcher an dem Mörder die Rache vollzieht, erscheint er als Werkzeug Gottes, dessen Gebote er vollführt. Der Verbrecher war also dem Höchsten verfallen.

Allein, wie aus der mitgetheilten Stelle der Genesis hervorgeht, rächt Gott das vergossene Menschenblut nicht blos an dem schuldigen Menschen, sondern auch an dem Thiere, welches den Tod eines Menschen veranlaßt hat. Auch dieses Thier ist daher Gott verfallen. Recht deutlich spricht sich hierüber eine andere Stelle in den Büchern Moses aus, worin es heißt: „Wenn ein Ochse einen Mann oder ein Weib stößet, daß er stirbet, so soll man den Ochsen steinigen und sein Fleisch nicht essen" (Exod. XXI. 28.). Dies heißt, um es in römischer Idee wiederzugeben, nichts anders als: „Sacer esto!" oder, um in dem Sinne des teutschen Criminalrechts zu sprechen: „Das Thier wird Gott befohlen!" d. h., wie der Engländer sich ausdrückt, „es ist ein Deodand;" denn daß dieses letztere Wort sich aus dem Latein des Mittelalters herschreibt und durch „Deo dandus" aufzulösen ist, leuchtet von selbst ein.

Die Idee des engländischen Deodand ist nun aber gerade aus dem mosaischen Rechte hergeflossen. Germanisch ist sie nicht. Zwar ist der an und für sich wol sehr natürliche Satz, daß der Eigenthümer zum Ersatz des durch seine Sachen verursachten Schadens verpflichtet sei, in den Quellen des germanischen Rechts allerdings anerkannt worden. So z. B. heißt es in der Lex Salica. Tit. 38. „Si quis homo a qualibet *pecude* domestica fuerit occisus, — medietatem compositionis dominus ipsius quadrupedis cogatur exsolvere: ipsum vero quadrupedem, qui est auctor criminis, pro medietate compositionis restituat requirenti [3]);" — in den Gesetzen des Lombardenkönigs Rotharis cap. 145. aber: „Si quis magistrum — conduxerit, — ad domum aut casam sibi faciendam, — (et) si cadens *arbor*, aut *lapis* ex ipsa fabrica occiderit aliquem extraneum, aut quodlibet damnum fecerit; — ille, qui conduxit, ipsum damnum sustineat [4])." Der Herr muß also sowol für den von seinen Thieren, als auch für den durch sein sonstiges Eigenthum verursachten Schaden einstehen; auch, wie aus der angeführten Stelle der Lex Salica und aus andern Quellen sich ergibt, den Anverwandten des Getödteten das verletzende Thier überlassen; „wahrscheinlich (wie J. Grimm in seinen teutschen Rechtsalterthümern S. 664. sagt) damit die Anverwandten des Getödteten das verhaßte Thier umbringen könnten, mit dessen lebendigen Besitz ihnen gewiß nicht gedient war." Allein von einem „Deo dare," als einer germanischen Idee, findet sich in den Quellen des teutschen Rechts nichts.

Die Idee des Deodand im engländischen Rechte muß daher einen andern Ursprung haben; und daß sie sich nun aus dem mosaischen Rechte herdatirt, läßt sich durch Verweisung auf die angelsächsischen Gesetze des Königs Älfred ziemlich bestimmt darthun. Die Gesetze dieses Königs zerfallen nämlich in zwei Theile, in engländische und mosaische Gesetze; unter den letztern aber befindet sich im cap. 21. die oben aus der Genesis Mosis mitgetheilte Sanction wörtlich wiederholt.

Hieraus wird zugleich die obige Behauptung, daß sich das Deodand ursprünglich auf Thiere beschränkt haben möge, näher begründet, da Moses nur von Thieren spricht, und eben so das aus ihm entlehnte Gesetz Älfreds. Späterhin wurde jedoch das Deodand auch auf leblose Gegenstände ausgedehnt; eine Abänderung, die sich dagegen freilich aus dem germanischen Rechte herzuschreiben scheint, da es dem Vorstehenden zufolge ein Satz des germanischen Rechts war, daß der Eigenthümer auch für den Schaden einstehen müsse, der durch seine leblose Habe verursacht worden.

1) II. p. 84. *Ἔθος γὰρ Ῥωμαίοις, ὅσους ἐβούλοντο νηποινεὶ τεθνάναι, τὰ τούτων σώματα θεῶν ἀπειλητίνι, μᾶλλον δὲ τοῖς καταχθονίοις, κατονομάζουσι.* 2) S. v. Sacrae: Homo sacer is est, quem populus judicavit ob maleficium, neque fas est, eum immolari: sed qui occidit, parricidii non damnatur: Ex quo quivis homo malus atque improbus sacer appellari solet.

3) Vergl. auch Leg. reg. Rotharis cap. 880 sqq. L. Burgundion. Tit. XVIII. cap. 1. L. Alemannor. Tit. 102. 103. 4) Vergl. Leg. Rothar. cap. 138. 144. sqq. Desgleichen Kulderup-Rosenvinge Grundriß der dänischen Rechtsgeschichte; übersetzt von Homeyer. §. 64: Not. A.

Das Deodand war also Gott verfallen und wurde darum, wie das mosaische und ältfredische Gesetz bezeugen, ursprünglich vernichtet; das Thier getödtet, der Baum niedergerissen. Der innere Zusammenhang erfodert, daß hiebei die Geistlichkeit, d. h. derjenige Stand, welcher Gottes sichtbarer Vertreter auf Erden war, mitwirkte. Ihr fiel das Deodand eigentlich anheim, dessen verfluchtes Daseyn sie im Namen Gottes zerstörte oder zerstören ließ. — Ein solches Verfahren mochte rohen Zeiten vollkommen entsprechen, mußte aber späterhin als zwecklos erscheinen. Abgesehen davon, daß die Vernichtung des Deodands dem Eigennutze der Geistlichkeit nicht genehm gewesen seyn könnte; so mußte es doch auch in die Augen fallen, daß man durch Verwendung des unheilbringenden Gegenstandes zu frommen Zwecken, namentlich zur Erkaufung von Seelenmessen für das Heil des plötzlich Hingerafften, dem Gebote Gottes besser nachkam, als durch Zerstörung eines Dinges, welchem man die Tödtung des Menschen vernünftiger Weise doch nicht zurechnen konnte. So geschah es, daß man das Deodand abschätzte und seinen Werth „ad pios usus" verwandte. In dieser Gestalt kommt es bereits bei den engländischen Schriftstellern des Mittelalters, z. B. bei Bracton a. a. O. vor. Im Laufe der Zeit wurde daraus eine Quelle königlicher Einkünfte, unter Verpflichtung des Königs zur frommen Verwendung des ihm zugefallenen Sachwerthes, namentlich zur Vertheilung unter die Armen.

Dies ist nun die Bedeutung des heutigen Deodands in England. — Eine Eigenthümlichkeit dieses heutigen engländischen Rechts ist zuvörderst dies, daß kein Deodand zu entrichten ist, wenn ein Kind, welches noch nicht zu den Jahren reiferen Verstandes gelangt ist, durch das Herabfallen von einem stillstehenden Wagen oder einem Thiere, welches nicht in Bewegung ist, getödtet wird; wogegen die Sache verwirkt ist, wenn ein solcher Unfall, unter gleichen Voraussetzungen, einen Erwachsenen trifft. Einige finden den Grund dieser Verschiedenheit darin, daß ein Kind noch unfähig ist, für sich selbst zu sorgen und sich gehörig in Acht zu nehmen; andere darin, daß das Kind, aus Mangel an reifer Überlegung, als unfähig zu einer wirklichen Sünde angesehen wird und deshalb keines Deodands bedarf, damit Sühnmessen mit demselben erkauft würden. — — Der bezeichnete Rechtssatz gilt aber, wie bemerkt, nur, wenn jemand durch seinen Fall von etwas Stillstehendem, Bewegungslosem, oder außer Bewegung Befindlichem den Tod findet. Wäre dagegen jemand, einerlei ob er Kind oder Erwachsener sei, durch ein Thier, aus dessen eigener Bewegung, oder durch einen über ihn wegrollenden Wagen getödtet, so ist das Deodand in jedem Fall zu entrichten. Der Grund hievon wird darin gefunden, daß dergleichen Unfälle wenigstens zum Theil der Unachtsamkeit und Nachlässigkeit des Eigenthümers zuzuschreiben sind und er eigentlich nur deshalb mit solcher Verwirkung bestraft wird. „Omnia, quae movent ad mortem, sunt Deo danda," sagt Bracton a. a. O. — — Bemerkenswerth ist außerdem, daß, wenn etwas außer Bewegung Befindliches den Tod eines Menschen veranlaßt, nur derjenige Theil desselben, welcher als die unmittelbare Ursache davon erscheint, verfallen ist. Wird daher jemand durch das Herabfallen von einem Wagenrade getödtet, so ist nur das Rad Deodand. Befindet sich die Sache in Bewegung, so wird nicht blos der verletzende Theil des Ganzen, sondern alles als Deodand angesehen, was sich mit jenem Theile bewegt; mithin nicht blos alles, wozu er sich eben als Theil verhält, sondern auch alles, was sonst noch zur Verschlimmerung der Wunden beiträgt, wie z. B. die Ladung, welche das Gewicht des Wagens erhöhet. — Bei dem allen bleibt es bedeutungslos, ob der Eigenthümer bei der Tödtung betheiligt gewesen sei oder nicht. — Das Deodand muß übrigens der Ober-Jury präsentirt und sein Werth von dieser ermittelt werden; sonst kann es vom Könige oder seinem Anwalt nicht in Anspruch genommen werden. — Für Unfälle auf hoher See ist kein Deodand zu entrichten, da dies außer der Jurisdiction des gemeinen Rechts liegt. Wenn aber jemand aus einem Boote oder Schiffe ins Flußwasser stürzt und ertrinkt, so sind eigentlich Schiff und Ladung dem Gesetz als Deodand verfallen; doch pflegen die Geschwornengerichte gegenwärtig diese Verwirkung dadurch zu mildern, daß sie blos eine Kleinigkeit, oder auch nur einen Theil des Ganzen als das betrachten, was die Ursache zum Tode gewesen sei. — Im Übrigen wird das Deodand auch dann entrichtet, wenn der Tod nicht sogleich nach dem Unfall erfolgt ist, vorausgesetzt nur, daß er binnen Jahr und Tag eingetreten sei. Innerhalb dieser Zeit ist der Gegenstand selbst dann verwirkt, wenn er auch bereits unmittelst verkauft seyn sollte. Nach Verlauf jener Frist ist der Anspruch auf das Deodand verjährt. — Die Güter und Besitzthümer eines Selbstmörders werden allgemein für Deodand gehalten und sind der Krone verfallen. — Inzwischen sind die Deodanden und überhaupt was verwirkt wird, sowie auch Wracks, gefundene Schätze, königliche Fischereien, Bergwerke, weggeworfene Diebessachen und verlaufene Thiere gegenwärtig größtentheils vom Könige an die Gutsherrn oder an Gemeinheiten verliehen. (*Dieck.*)

DEODAT, St., Abt zu Blois, geboren zu Bourges, begab sich schon in früher Jugend in ein Kloster und eiferte in aller Mönchsfrömmigkeit, die ihn später antrieb, auf Bewilligung seiner Vorgesetzten als Einsiedler zu leben. Der fränkische König Chlodwig beschenkte ihn einst bei einem Besuche so reichlich, daß er ein Kloster gründen und 40 Mönche um sich versammeln konnte. Man schreibt ihm viele Wunder zu, weshalb er auch nach seinem im 6. Jahrhunderte erfolgten Tode kirchlich verehrt wurde am 24. April.

Ein anderer St. Deodat war Priester zu Nola in Campanien unter dem Kaiser Valentinian, der ihn seines Amtes entsetzen und verweisen ließ, weil er beschuldigt worden war, die Kirchengüter schlecht verwaltet zu haben. Ein gefährlicher Traum, der den Kaiser um des Verbannten willen ängstete, brachte ihn dahin, daß er den Mann wieder zurückberief und ihn sogar zum Bischof erhob, in welcher Würde er 473 im 80. Jahre starb.

Weil er den Teufel aus einer Frau trieb, hat ihm die Kirche am 27. Juni einen Feiertag verordnet. (*G. W. Fink.*)

DEODAT, St., Bischof zu Nevers, von vornehmen fränkischen Eltern stammend, verließ seinen Sitz und begab sich mit einer Anzahl Mönche in die Vogesen, wo er einige Klöster anlegte, die er der Bewohner der Umgegend wegen wieder aufgeben mußte. In einer andern Gegend des wasgauischen Gebirges, im galiläischen Thale (Vallis Galilaea), erbaute er sich eine einsame Zelle. Hier fand ihn einst der König Childerich, der ihm hinlängliche Ländereien zum Erbauen eines Klosters schenkte, das erst nach dem Thale, in der Folge aber nach seinem Namen, das Kloster des heil. Deodat oder St. Dié genannt wurde. Sein heiliges Leben machte ihn nach seinem im J. 729 erfolgten Tode sehr wunderthätig, weshalb ihm der 19. Juni zu seinem Feiertage verwilligt wurde.

Deodat oder Deusdedit, ein Niederteutscher und endlich Kardinal, vertheidigte Gregor VII. gegen Heinrich IV. und wider den Gegenpapst Clemens III. und starb als Legat in Spanien 1099. Die übrigen dieses Namens, so viele wir davon kennen, sind in keiner Hinsicht nur einiger Beachtung werth. (*G. W. Fink.*)

DEODATUS, der Taufpathe des ersten ungrischen Königs, Stephans des Heiligen, als er von dem Prager Bischof Adalbert zu Gran getauft wurde. Er kam unter dem ungrischen Herzog Geysa aus Apulien nach Ungern, trug viel zu dessen Bekehrung zum Christenthum bei und war dann sein treuer Gehilfe bei der Ausbreitung des Christenthums in Ungern. Wahrscheinlich war er der Lehrer Stephans in dessen Jugend. Stephan nannte ihn gewöhnlich Tata, das heißt Vater *). Er erbaute die Burg und den Flecken Tata oder Dotis in der Komorner Gespanschaft, und da er ohne Erben starb, vermachte er Dotis den dasigen Benedictinern. (*Hamy.*)

DEODHUR, Stadt im Guzerat und der Gegend Kakeeze, 24° 1′ n. Br., 71° 35′ ö. L. von Greenw., Sitz eines Häuptlings, der im J. 1820 eine Truppe von 74 Reitern und 123 Fußgängern besaß †). (*Palmblad.*)

DEOGHUR. So heißt 1) ein großer Bezirk in der Provinz Gundwana, zwischen 20 — 21° n. Br. und zerfällt in Deoghur über den Ghatts und D. unter den Ghatts. Das erstere ist ein Hochland im Vindhiagebirge, an das Nerbuddathal gegen N., an die Ebenen von Nagpur gegen S. stoßend, mit (1825) 64 Städten, 2011 Dörfern, einer Bevölkerung von 572792 Menschen, 6000 engl. Q. M. im Umfang, das Ganze ein Einkommen von 1,626607 Rupien gebend. Deoghur unter den Ghatts ist ein welliges Land, von verschiedenen Jochen des Vindhiagebirgs durchzogen, übrigens offen und von mehren Flüssen bewässert, worunter Wurda und Wyne Gunga. Es hatte im J. 1824 1241 Dörfer, war von 145363 M. bewohnt und warf 258221 Rupien ab *). — 2) Eine Stadt in der Provinz Gundwana, 21° 43′ n. Br. 78° 85′ ö. L. — 3) Eine Stadt in der Prov. Allahabad 26° 5′ n. Br., 78° 3′ ö. L. — 4) Ein Paß in Udeipur in Radschputana. — 5) Eine Stadt in Bengalen, in dem Districte Birbhum, 24° 32′ n. Br. 86° 40′ ö. L., öfter Baidyanath genannt. Sie ist als ein Wallfahrtsort berühmt; der Gegenstand der Andacht ist ein Lingam, der in einer Pagode steht, und worüber in den Purannas eine Wundergeschichte erzählt wird. Die Pilger bringen Gangeswasser von den heiligen Prayaga's in kleinen Glasflaschen mit, welches sie über den Lingam ausgießen, gehen darauf um das Bild herum, werfen sich sodann nieder und ergießen sich in Gebeten und Wünschen; andere bleiben so lange da liegen und fasten, bis sie einen glücklichen Traum gehabt haben. (*Palmblad.*)

DEOGRATIAS, Bischof zu Carthago, war auf des Kaisers Valentinian III. Anregung im J. 452 zu seinem Amte gekommen, da die Stadt schon 13 Jahre der Vandalen wegen ohne Bischof gewesen war. Als nun der Gründer des afrikanischen Vandalenreichs, Geiserich, in der Folge Rom plünderte und eine Menge, auch sehr vornehme, Gefangene nach Carthago schleppte, bot der Bischof alles auf, die Gefangenen aus der Sclaverei zu befreien. Zur Loskaufung derselben verwendete er auch die Kirchenschätze und schickte die Gesunden unentgeldlich nach ihrem Vaterlande zurück. Die Kranken verpflegte er bestens. Weil für die bedeutende Zahl derselben nicht hinreichendes Unterkommen in Privathäusern zu finden war, gab er den Kranken zwei Kirchen ein und stand ihnen in geistlichen und weltlichen Dingen sehr fleißig bei. — Die rechtgläubigen Schriftsteller geben aber den Arianern schuld, daß sie ihn deshalb heftig verfolgt, ja ihm sogar nach dem Leben getrachtet hätten. Er starb jedoch eines natürlichen Todes im J. 456. (*G. W. Fink.*)

DEOÏS bei *Ovid* Met. VI, 11., Benennung der Proserpina als Tochter der Deo. (*Richter.*)

DEOLA, befestigte Stadt in der Prov. Malwa, District Kantul, 24° 20′ n. Br. 74° 44′ ö. L. von Gr., 1170 F. über dem Meer, in einer Gebirgsgegend. (*Palmblad.*)

DEOLS oder Bourg-Dieu, Städtchen des französischen Indredepartements, Bezirk von Châteauroux, wird durch die Indre von der Stadt Châteauroux getrennt, zählt nicht völlig 1600 Menschen und ist nur in historischer Hinsicht durch seine vormaligen Besitzer, die Fürsten von Déols, merkwürdig. Dieses Geschlecht, dem einst ganz Niederberry unterthänig gewesen, soll zum Ahnherrn einen vornehmen Römer, den Senator Leocadius haben, und dieser Leocadius selbst soll unter seinen Voreltern den h. Epagatus zählen, der, zu Rom aus consularischem Geschlechte geboren, einer der berühmtesten Märtyrer von Lyon geworden ist. Des h. Epagatus Segen ruhte auf seinem Enkel, Leocadius ließ sich samt seinem Sohne Lusor taufen, wurde der Erbauer des Städtchen Déols und fand seine Ruhestätte in der dasigen St. Stephanskirche, wo seines Sohnes Monument

*) Alte hatten dafür, daß Deodatus zum Andenken an diese Benennung den von ihm erbauten Orte Tata (Dotis) diesen Namen gab; allein es ist wahrscheinlicher, daß die Magyaren aus dem Namen Deodatus oder Theodatus die Benennung Tata bildeten.

†) *Hamilton*, East-Ind. Gazett. I, 502.

*) *Hamilton*, East-Ind. Gazett. I, 502.

von weißem Marmor mit erhabenen Figuren, die, wie es scheint, eine Löwenjagd darstellen, noch auf den heutigen Tag gezeigt wird. Daß aber des Sohnes Monument sich besser wie das des Vaters erhielt, wird dadurch erklärbar, daß Lusor als ein Heiliger verehrt wird und in dem Brevier von Bourges, Monat November, seine Stelle gefunden hat. Es ist auch kaum zu zweifeln, daß er oder sein Vater Leocadius der Ahnherr der Fürsten von Déols gewesen, nur ruhet einiger Zweifel auf der Zeit ihres Wirkens. Die Legende läßt den Leocadius bereits geraume Zeit vor dem J. 260 auftreten; wir möchten vielmehr annehmen, daß er der Periode angehört, in welcher die Franken ihre siegreichen Waffen in die früher unberührten Bezirke der Bituriges und Arverni trugen, daß diese Eroberer, nach ihrer gewöhnlichen Politik, mit ihm capitulirten und ihm, dem mächtigen, vielleicht schon früher mit der Herrschaft bekleideten Eingebornen, gewisse Districte als ganz freies, unabhängiges Eigenthum (Allodium) überließen. Ein solches Allodium blieb das Fürstenthum Déols bis zum Erlöschen seiner Beherrscher; es hatte der Krone keine Dienste zu leisten und foderte erst in den letzten Zeiten von seinen Insassen die anderwärts schon längst eingeführten Lehendienste. Ebbo oder Elbo, einer von Leocads Nachkommen, stiftete im J. 920 zu Déols eine prachtvolle Abtei Benedictinerordens und eine zweite zu St. Gildas; ein anderer, Ralph I. der Freigebige, gab seinen Wohnsitz in Déols auf, um die Abtei zu erweitern, und erbaute dagegen auf dem entgegengesetzten Ufer der Indre eine Burg, nach ihm Château-Raoul oder Roux genannt, um welche sich nach und nach eine bedeutende Stadtgemeinde gebildet hat. Odo von Déols gründete im J. 999 das Collegiatstift St. Sylvan zu Levroux. Ralph der Kahle, ein Vater von mehren Söhnen, gab an einen derselben, an Ebbo II. die Stadt la Châtre. Dieser Ebbo, welcher im J. 1175 das Collegiatstift St. German zu la Châtre errichtete, gilt für den Ahnherren der Barone von la Châtre. Dionysia, die Erbin der Hauptlinie des Hauses Déols und als solche Eigenthümerin von Châteauroux, Déols, Aigurande, Argenton, St. Sépère, Levroux, le Châtelet, vermählte sich im J. 1187 oder 1197 mit Andreas von Chauvigny, und die von Chauvigny blieben mehr wie drei Jahrhunderte im Besitz des reichen Erbes. Die Abtei St. Salvator, welcher einst selbst die Burg des Fürsten von Déols weichen müssen, bestand aber noch länger und wurde überhaupt von 36 Äbten regirt, der letzte, Jakob Leroy, starb 1560; 1567, im Laufe der bürgerlichen Unruhen, wurde die Kirche gewaltsam zerstört, aber erst unter Papst Urban VIII. im J. 1613, erfolgte die Aufhebung der Abtei. Die Pracht ihrer Ruinen erregt noch heute Erstaunen; in diesen Ruinen steht die von der Nachbarschaft hoch verehrte und häufig besuchte Capelle, Notre-Dame des miracles, an welcher der Prinz von Condé, Heinrich Julius, im J. 1709 einige Chorherren stiftete. Das Wunder, von welchem die Capelle den Namen trägt, ereignete sich am 29. Mai 1187. (*v. Stramberg.*)

DEONARII. Unter diesem Namen werden hin und wieder Ketzer aufgeführt, die vielleicht nur der Feder eines dichtenden Inquisitoren-Hauptes ihr Daseyn oder richtiger papiernes Dastehen zu verdanken haben. Etwas Begründeteres weiß man nicht von diesen angeblichen Leuten; mindestens ist uns nirgends etwas vorgekommen, was vom Leben, Glauben und Wirken dieser unkirchlichen Partei mit einiger Zuversicht handelte. Manche meinen, sie stammeten von den Manichäern, andere von den Paulicianern und noch andere rechnen sie den Deisten zu. Wer Genaueres über sie zu berichten weiß, wird etwas Neues sagen. (*G. W. Fink.*)

DEORUM CURRUS — *Θεῶν ὄχημα.* — In dem Periplus des Hannon wird ein hohes Gebirge an der westlichen Küste von Afrika mit diesem Namen belegt, und seitdem führen es Plinius (H. N. 5, 1. 6, 36.), Mela (3, 9, 5.) und Ptolemäos (4, 6.) an. Die in dem Periplus beschriebene Seereise der Carthager wurde nur noch drei Tagereisen über den Punkt, von welchem man dieses Gebirge erblickte, fortgesetzt. Daher hängt die Bestimmung der Gegend, wo dieses Gebirge auf der Westküste von Afrika zu suchen sei, von der Frage ab, wie weit überhaupt jene Entdeckungsreise reichte. Da nun die Beantwortung derselben bisher noch immer sehr verschieden ausgefallen ist und der Natur der Sache nach wol ausfallen mußte (vergl. in dieser Rücksicht den Artikel Hannons Periplus im II. Theile der II. Section der allgem. Encyklopädie), so wurde auch das Gebirge Götterwagen an sehr verschiedenen Stellen gesucht. Gosselin (recherches sur la geographie T. I. p. 228.) nimt die Lage dieses Gebirges zwischen dem Cap de Ger und der Mündung des Flusses Nun an. Mit ihm stimmt der neueste Herausgeber der Geographi graeci minores Gail (T. I. p. 147.) fast überein, denn er läßt die Fahrt nur ein wenig südlicher bis zum Cap Bojador gehen. Mannert aber (Geographie der Gr. u. Röm. Thl. 10. Bd. 2. S. 510.) weist dem Gebirge seinen Platz etwas südlich von der Mündung des Gambia-Flusses an, mithin zwischen dem Cap Verde und Cap Roxo. Vossius dagegen und d'Anville stellten die Meinung auf, daß das Gebirge Götterwagen kein anderes als die Sierra Liona seyn könne; Rennel in der geography of Herodotus ungefähr ebenso, nämlich 12 Meilen von Sierra Liona bei Cap Sagres zwischen der Bai von Bissao und der von Scherbro. Und diese Ansicht, das Gebirge in der Gegend von Sierra Liona zu suchen, scheint allerdings die annehmlichste zu seyn. (Das Weitere vergl. im Artikel Hannons Periplus.) (*L. Ziemlich.*)

DEORUM INSULAE oder fortunatae insulae führt Plinius (H. N. 4, 36.) sechs an der Zahl dem Vorgebirge der Arrotreben gegenüber an. Diese Arrotreben oder Autabren (Strab. 3. p. 147. 153. 154.) wurden bald zu Lusitanien, bald zum tarraconensischen Hispanien gerechnet, wohnten aber am Vorgebirge Nerium, jetzt Cap Finisterrae. Dort finden sich aber jetzt keine Inseln, die man für die von Plinius bezeichneten halten könnte, denn die nördlich vom Minho liegenden Inseln Cicä (jetzt Cies), Aunios (jetzt Ons) und Corticata (jetzt Salvora) werden von Plinius (H. N. 4, 34.) besonders genannt und können also nicht damit gemeint seyn. Ptolemäos (2, 6.) führt unter denselben Namen *Θεῶν νῆσοι* nur zwei Inseln auf und scheint sie zu-

gleich viel südlicher anzusetzen, nämlich zwischen den Mündungen des Minho und Douro, wo sich leider aber auch keine Inseln finden. Diese Unsicherheit und offenbaren Irrthümer in der Bestimmung der Lage dieser Götterinseln haben wahrscheinlich ihren Grund in der Unbekanntschaft der Römer mit jenen Gegenden. (*L. Zander.*)

DEORUM PORTUS — *Θεῶν λιμήν.* — Strabon (17. S. 829) führt 600 Stadien von Siga, der ehemaligen Hauptstadt des Königs der numidischen Massäsylier Syphax, also in Mauritania Cäsariensis, dem jetzigen Algier, diesen Hafenort an. Da nun Siga mit ziemlicher Sicherheit in der Nähe der Mündung des jetzigen Flusses Tafna oder Tremesen gelegen hat, so läßt sich danach schon einigermaßen die Lage von Deorum portus angeben. Ferner setzt das Itinerarium Antonini die Entfernung vom sigensischen Hafen bis zum portus divini, wie es dort heißt, mit 95 Millien = 760 Stadien an. Dazu gibt dasselbe Itinerarium in der Richtung von Westen nach Osten die Entfernung bis zum portus magnus auf 86 Millien an. Es wird also der portus Deorum zwischen dem 15. und 16. Grad nördlicher Länge gelegen haben, und d'Anville hält daher den jetzigen Mers el Kibir dafür. Indessen setzt Ptolemäos an die Stelle des portus Deorum den portus magnus und umgekehrt. Mannert nimt daher mit Recht an, daß bei Ptolemäos die Ordnung der aufgeführten Orte gestört ist, zumal da der Geographus Ravennas (3, 8.), der bei Küstenorten fast immer der Peutingerischen Tafel folgt, die im Itinerarium angegebene Folge bestätigt. Tzschucke (ad Mel. 1, 5, 3. p. 142.) irrt also, wenn er behauptet, daß der Ravennate dieselbe Ordnung wie Ptolemäos befolge. Woher der Ort seinen Namen habe, wird nirgends angeführt. Nicht bedeutend zwar an sich, war er jedoch ohne Zweifel wichtig, und daher seine häufige Anführung; denn nach dem Itinerarium endigte die große Landstraße von Osten her bei portus Deorum, und von dort nach Tingis bestand nur eine Wasserverbindung an der Küste (Itiner. Anton. p. 9. A Tingi litoribus navigatur usque ad portus divinos). Der angegebene Unterschied in den Entfernungen bei Strabon und in dem Itinerarium rührt also wol nur daher, weil die Küstenfahrt nicht gleich war. (*L. Zander.*)

DEPARCIEUX, Antoine, (nicht de Parcieux, wie ihn z. B. die Histoire de l'académie nennt), ein besonders um die politische Arithmetik verdienter Mathematiker, geboren im J. 1703 in der Gegend von Nimes. Seine Eltern waren arme Landleute, welche wenig für seine Erziehung thun konnten; aber da der junge D. bald treffliche Anlagen zeigte, so nahm sich ein Gönner seiner Familie seiner an und brachte ihn an die Schule zu Lyon, wo er sich durch seine schnellen Fortschritte in der Mathematik auszeichnete. Als er späterhin nach Paris kam und keine andern Hilfsmittel als seine Talente besaß, sah er sich genöthigt, sein Brod mit Anfertigung von Sonnenuhren zu verdienen. Die Genauigkeit, womit er hiebei zu Werke ging, machte seine Arbeiten gesucht und verschaffte ihm bei seiner großen Genügsamkeit eine Art Wohlstand; allein D. strebte nach einem höhern Ziel und trat bald im Gefühle seiner Kraft mit Glück als Schriftsteller auf. Seine Werke sind der Reihe nach folgende: 1) Tables astronomiques. 1740. in 4. 2) Traité de trigonométrie rectiligne et sphérique, avec un traité de gnomonique et des tables de logarithmes. Paris 1741. in 4. 3) Essai sur les probabilités de la durée de la vie humaine 1746. in 4. 4) Réponse aux objections contre l'essai etc. 1746. in 4. 5) Additions à l'essai etc. 1760. in 4. Die drei eben genannten Werke gehören zu den frühesten wahrhaft wissenschaftlichen Versuchen über diesen Theil der politischen Arithmetik und sind noch jetzt von Wichtigkeit. 6) Mémoires sur la possibilité et la facilité d'amener auprès de l'Estrapade, à Paris, les eaux de la rivière d'Ivette. 1763. in 4., wieder aufgelegt mit Zusätzen im J. 1777. Der Zweck, welchen dieses Project hatte, ist späterhin durch den Kanal de l'Ourcq erreicht worden. — Im J. 1746 nahm die Pariser Akademie der Wissenschaften unsern D. zum Mitgliede auf, und für ihre Memoiren hat er bis zu seinem am 2. September 1768 erfolgten Tode viele interessante Aufsätze geliefert, die sich meistens auf Mechanik und Hydraulik beziehen. An seinem moralischen Charakter lobt Grandjean de Fouchy durch Sanftmuth gemilderte Lebendigkeit, strenge Wahrheitsliebe und große Uneigennützigkeit. Sein Eifer für das gemeine Beste verdiente ihm den Beinamen citoyen philosophe, den Voltaire ihm beigelegt, welcher sich in seinem Homme aux quarante écus an D's. Rechnungen hält. Deparcieux war königlicher Censor und Mitglied der Akademien zu Paris, Berlin, Stockholm, Metz, Lyon und Montpellier *). (*Gurtz.*)

DEPAREA. Eine von Fries (Obs. myc. II. p. 364.) aufgestellte Gewächsgattung aus der Gruppe der Markpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der letzten Linnéschen Klasse. Die beiden Arten, welche Fries zuerst hieher rechnete D. frondicola Fr. (l. c. p. 365. t. 5. 6., Xyloma concentricum Pers. syn.) und D. quercina Fr. (l. c.) bilden auf noch grünen Blättern der Eichen, Zitterpappeln und anderer Bäume mißfarbige Flecke, welche aus eingetauchten, dunkeln Punkten bestehen. Später wurden noch andere Arten gefunden. Da man aber nie Keimkörner (Sporidien) bemerkte, so zweifelt Fries (Pl. homon. p. 123.) selbst an der Selbständigkeit der Gattung Deparea. Die meisten ihrer Arten sind entweder unausgebildete Formen anderer Pilze, z. B. der Gattungen Rhytisma Fr., Dothidea Fr. u. a., oder vielleicht auch nur krankhafte Erzeugnisse der Blätter selbst. Neuerdings hat Fries (Syst. II. p. 527.) Deparea, dem Habitus nach, als Abtheilung der Gattung Sphaeria aufgeführt. (*A. Sprengel.*)

Deparia *Hook.* et *Grev.* s. Saccoloma *Kaulf.*

DEPARTEMENT, I. in der Statistik, ist ein französischer Regirungsbezirk, dessen oberste Behörden

*) Eloge de M. Deparcieux von *Grandjean de Fouchy* in der Hist. de l'acad. des sciences. Année 1768. *Vincens Saint-Laurent* in der Biogr. univ. T. XI.

unmittelbar unter den Ministerien stehen. Es besteht bald aus einem Bruchtheile einer alten Landschaft, — so wurden die Bretagne wie die Normandie unter 5 Departemente, die Provence, Dauphiné und Franche Comte in je 3 vertheilt, — bald aus mehren, wie aus Lyonnois, Forez und Beaujolois ein Departement gebildet. Diese Departementseintheilung folgte auf den praktischen Plan von Necker [1]), die ständische Verfassung in den alten Landschaften zu bethätigen und allgemein durchzuführen, und sie ward ein wirksames revolutionäres Mittel. Man beschloß sie am 4. Nov. 1789 nach dem Vortrage von Sieyes und bildete 83 Departemente mit gleichmäßiger Verwaltungsordnung, die sich so ausbildete [2]). An der Spitze derselben stehen die Präfecten mit bureaukratischer Gewalt, doch nicht ohne Controle von Polizeicommissären, und haben die bischöflichen Stühle, die Gerichte und Steuerdirection, auch für Geldaufbringungen, Rechnungsabnahme und Verbesserungsvorschläge die Departementsräthe zur Seite, für die letzteren werden die Mitglieder auf den Wahlversammlungen vorgeschlagen [3]). Durch diese Einrichtungen wurden eine Menge von Landstädten zu Regirungssitzen und der neuen Ordnung geneigt gemacht, und ein viel und fest verkettetes und doch leicht und scharf bewegliches Verwaltungsnetz über Frankreich gezogen, das sich aus Paris und großentheils mit Parisern in gleichmäßigem Takte und voller Kraft handhaben ließ. Aber zugleich ward der landschaftliche Verband dadurch zerrissen, die Vergliederung der einzelnen Völkerschaft geschwächt und gelähmt, der Bau von landschaftlichen Rechten und Familieninteressen umgestürzt und der Hauptstadt das entschiedene Übergewicht gegen die Landschaften gegeben [4]). Die in sich getrennten Landschaften waren mit sich in Widerstreit gesetzt, und die Regirung hatte nicht mehr vergliederte Völkerschaften, sondern bloße Verwaltungsgebiete mit neuen Namen nach Bergen und nach Flüssen zu behandeln. Aber die Völkerschaften suchten dennoch die verlorene Gemeinschaft wieder zu erlangen und wurden von der Hauptstadt nicht ohne Blut in Gehorsam gehalten. Die demokratischen Formen, welche in den Departementen verblieben, waren ein bloßer Flitter, um den geharnischten Arm der Verwaltung, die sich nach dem Winke der Regirung bewegte und besonders in den Jahren 181½ bewies, zu welchen Anstrengungen der Volkskraft sie treiben konnte [5]). Die Rückwirkung fehlte indeß auch hier nicht; sobald man nach dem Frieden in den Departementen [6]) wieder freier athmete, äußerte sich auf verschiedene Weise ein Streben nach Selbständigkeit und landschaftlicher Vereinigung. Eine der alten Provinzen fand nach der andern ihren Geschichtschreiber, und Capefigue [7]) bezweifelte in weitläufigen Untersuchungen über die völkerschaftlichen Verschiedenheiten und landschaftlichen Eigenthümlichkeiten, über die errungenen und verlorenen, aber nicht aufgegebenen ständischen Freiheiten, die Haltbarkeit des Departementswesen, oder setzt wenigstens die Ausgleichung des Spröden und sich gegenseitig Abstoßenden noch auf Jahrhunderte hinaus. In den Kammern und den Zeitungen ward ein neues Gemeinegesetz gewünscht und gefodert, die übertriebene Centralisation beklagt und bekämpft und in den letzteren auch ein Plan gegeben, um eine neue landschaftliche Vergliederung mit selbständiger Verwaltung herzustellen. In den Departementen selbst gestaltete sich manches in diesem Sinne [8]), aber im Süden anders als in dem Norden, und wenn die bald hier bald dort ausgebrochenen Unruhen auch andern Anlaß gehabt haben, so scheint dabei doch der theilweise Antrieb zu dem natürlichen Verbande aus dem künstlichen wirksam gewesen zu seyn. Hieraus ergibt sich der wissenschaftliche Vorwurf, welcher sich den französischen Verwaltungsgebieten machen läßt, daß sie der natürlichen und völkerschaftlichen Vergliederung nicht angepaßt, sondern vielmehr theilweise dagegen gerichtet, und nicht sowol für seine Bevölkerung als für die Regirung berechnet sind, und daß die Verwirrung der alten Gebiete nicht gründlich gehoben, die neuen aber weit schutzloser sind. Sie sind indeß nun in sich so eng verbunden, daß eine Abtrennung sehr schwer halten möchte, auch hat man nur selten Abänderungen zugestanden, und das so eben 1833 verhandelte Gemeinegesetz läßt die Rechtsverhältnisse gleichfalls in ihrer bisherigen Stellung und Richtung. Übrigens sind die Präfecten zum Theil gar nicht blöde gewesen, zu sagen, wie es in ihrem Departemente aussieht; nach den mémoires statistiques sur les départements, rédigés par MM. les préfets et publiés par ordre etc. Paris, ch. Testu. (Vergl. die Art. Französische Verwaltung u. Präfectur, so wie Delegation.)

II. In der Statsdienstlehre bedeutet Departement eine durch die Geschäftsvertheilung bestimmte Geschäftsabtheilung, ein Dienstfach. Da der Theilungsgrund entweder von den Sachen oder den Personen genommen werden kann, so ist das Departement entweder ein reales oder persönliches. Der Theilungsgrund für die Realdepartemente kann wieder verschieden seyn, und er ist für den Statsdienst im Allgemeinen auch verschieden gewählt. In Asien theilt sich die Regirung meistens in das äußere und das innere Departement, und die Minister derselben sind die Hilfsbeamten eines ersten

1) Sur l'administration des finances. 2, 160 sq.
2) Vergl. Almanac royal. 1791 mit dem Alm. Imp. von 1812 und die Geschichte der Revolution von Thiers 3, 167. u. *Peuchet* description topogr. et statistique de la France.
3) Die erste Einrichtung war demokratisch; die Departementsverwaltung, die Bezirksverwaltung und die Gemeineverwaltung wurden berathenden und ausübenden Räthen anvertraut, die beide wählbar waren. Die untere Verwaltungsstufe war von der obern abhängig, hatte aber in ihrem Wirkungskreise gleiche Rechte mit derselben.
4) Das Departement, worin die Hauptstadt liegt, hatte allein eine Bevölkerung von 650000 Einwohnern, während andere kaum 125000 Einw. zählten. Für dasselbe gilt auch jetzt das allgemeine Departements- und Municipalgesetz nicht, sondern es hat seine besondere Verfassung.
5) *Bosse* essai sur l'histoire de l'économie pol. 2, 144 sq.
6) Ihre Anzahl war bis auf 130 gestiegen und verminderte sich durch die Landabtretungen bis 86 wieder.
7) Histoire de Philippe Auguste et histoire constitutionelle et administrative depuis Philippe Auguste.
8) Die Abgeordneten der Provinzen hielten zusammen, namentlich die Elsasser wegen des Vierzollers.

Ministers, in der Türkei des Großwessirs. Die Sachen dieser beiden Departemente stehen in der engsten Beziehung zu einander und lassen doch kaum einen Zweifel, was davon zu dem einen oder dem andern Departemente gehört. Jedes äußere Statsinteresse setzt ein inneres voraus, und jedes innere Hauptinteresse hat den Dienst des auswärtigen Departements nöthig. Die beiderlei Sachen sind gleich wichtig; der eine Minister hat also nicht Ursache, auf den andern eifersüchtig zu seyn; sie müssen einander unterstützen, wenn ihre Sachen gut gehen sollen, und werden auch dadurch zusammen gehalten, daß die Sachen in dem einen Departement ganz verschieden von dem andern behandelt seyn wollen und ein Übergreifen und Einmischen nicht vertragen. Insofern endlich jeder Minister für sein Departement und gegen den andern strebt, finden ihre Meinungen die Ausgleichung in der Entscheidung des ersten Ministers. In Europa hat man vor Alters die Regirungsdepartemente nach der Geschäftsvertheilung auf einem Herrenhofe an den Hofmeister, Kämmerer, Stallmeister, Kellner, Jägermeister u. dergl. m. mit späterer Zuziehung des Kanzlers gemacht und dann den Theilungsgrund nicht sowol von der Grundform der Geschäftsberathung mit monarchischem Stempel, oder von drei Räthen mit immer entscheidender Stimme des Vorsitzenden, sondern von der subjektiv verschiedenen, für die Verwaltungssachen erforderlichen Geschäftskenntniß genommen, und Ministerien für Justiz, Finanzen, innere Verwaltung, Kriegswesen und auswärtige Verhältnisse, auch weiter für das Fürstenhaus, Kirchenwesen, Schulsachen, Seewesen, Kolonien, Handel, Schatz, Kriegsverwaltung und Polizei u. s. w. angeordnet. Wie die Ministerien eingetheilt und vergittert seyn mögen, jedes derselben begreift zwei Departemente, das der Verwaltung und das der Vorrechnung. Die weitere Einrichtung der Departemente hängt von den Umständen ab, und sie mag kollegialisch oder bureaukratisch seyn, so gilt von ihr, was von den Departementen der Unterbehörden gilt. Bei den Gerichten erscheinen zwei Hauptdepartemente, das eine für die Civilsachen, das andere für die Strafsachen. Die Studien, die Übung und das Verfahren, welche sie erfodern, weichen so von einander ab, daß sie auch persönlich, so viel thunlich, zu trennen sind. Die Land- und Stadtsachen begründen ferner eigene Departemente, wie die vormundschaftlichen Sachen, die noch besser gleich den Pfandbuchsachen außergerichtlich behandelt werden, und wenn in dem Gerichtskreise verschiedene Landrechte gelten, so bilden sich aus den Gebieten derselben ebenso viele Lokaldepartemente. Die Strafsachen zerfallen ihrer Natur nach in das Criminal- und Polizeidepartement, und ein eigenes Untersuchungsdepartement ist vortheilhaft. Bei den Verwaltungsbehörden bilden sich so viele Departemente, als sie Sachen in ungleichartiger Form und Ordnung zu behandeln, in ihren widerstreitenden Interessen auszugleichen, zu vermehren und doch auch zu verbrauchen haben, und daneben die Departemente für Controle und Rechtssachen. Es wäre unfruchtbare Mühe, die Departemente bei den so oder anders gestalteten Behörden weiter durchzugehen; die Artikel über diese geben auch über jene die nähere Auskunft. Die Hauptfrage ist hier, wo man es unmittelbar mit den Sachen und Personen, oder wenigstens nicht blos mit den Beamten zu thun hat, soll man technische oder lokale Departemente haben? Die in sich einigste und kräftigste Verwaltung wäre allerdings, wenn ein Rath der sämtlichen Verwaltungsdisciplinen mächtig seyn und alle Verwaltungssachen in einem Bereiche, der sich übersehen ließe, leiten könnte. Da es aber solche Räthe nicht gibt, so muß jener Grundsatz auf die getheilten Disciplinen beschränkt werden, und bestimmen sich nach denselben die Lokaldepartemente. Ist jener Grundsatz richtig, so ist die Vereinigung der Polizei- und Domänensachen in ein Departement nicht so unverträglich, als man neuerdings wol geglaubt hat, und die Bauern mancher Länder haben sich dabei auch bekanntlich gut gestanden. Dagegen kann es nur nützlich seyn, den an die Spitze gestellten Unterschied zwischen dem Verwalten und Vorrechnen in seiner Strenge durchzuführen und die Departemente des Einnehmens und Erwerbens von den Departementen des Ausgebens und Verbrauchens, also der eigentlichen Domänensachen von den Magazinsachen, der Holzzucht von der Holzverwerthung, die Forstdepartemente überhaupt von dem Jagddepartement, die Bauten von dem Baurevisionswesen, die Steuerhebung von der Steuerrechnungsabnahme, die Gemeinesachen von den Aushebungssachen, die Kirchensachen von der Kirchengutsverwaltung u. dergl. m. getrennt zu halten. In den gemischten Behörden endlich, worin zugleich richterlich und verwaltungsmäßig verfahren wird, ergeben sich die beiden Hauptdepartemente dadurch von selbst. Diese Behörden traf sonst der gerechte und große Vorwurf wenigstens zum Theil, daß sie in richterlichen Formen verwalteten. Dann wollte man sie gar nicht mehr dulden, wenn man auch nicht unbedingt die in Frankreich aufgestellte Lehre annahm, einer müsse verwalten, mehre aber richten. Indeß sprach die Erfahrung zu laut, daß in der ersten oder untersten Hand das richterliche und verwaltende Verfahren am besten vereinigt bleibe, um sie überall überhören zu können; und man kommt auch dort schon auf sie zurück, wo man sich von ihr entfernt hatte. Selbst der neueste Schriftsteller, welcher mit besonderem Scharfsinn und Fleiß die Trennung zwischen Justiz und Verwaltung durchführt, und in beiden nicht den gleichen Stammbegriff des Wirthschaftens in seiner doppelten Richtung und Form für das Bestehende einerseits und für das Entstehende andererseits erkennt, Pfeiffer in seinen rechtlichen Ausführungen erklärt sich doch für die Zuträglichkeit der persönlichen Vereinigung von Gerichts- und Verwaltungssachen *). Läßt sich nun eine solche Vereinigung erreichen, obgleich die richterliche Behörde von der verwaltenden getrennt

*) Vollgraff, die historisch-statsrechtlichen Grenzen moderner Statsgesetzgebungen. S. 131. Wo man der Allverwaltungstendenz huldigt, ist Trennung der Justiz von dieser Allverwaltung durch alle Instanzen nothwendig. Wo dagegen die Verwaltung nichts als die Handhabung der gewöhnlichen historischen Orts- und Lokal-Sicherheits-Polizei ist, kann sie in unterster Instanz recht gut und ohne alle Gefahr den Justizämtern überlassen bleiben.

bleibt, wie dieses namentlich bei allen Städten der Fall ist, die den Namen verdienen, und doch auch das Maß einer übersehbaren Gemeine noch nicht überschritten haben, wenn der Vorstand derselben den Vorsitz in ihrem Rathe und Gerichte führt, so kann daraus doch wol nur Vortheil und kein Nachtheil entstehen.

Ein persönliches Departement ist der angewiesene Geschäftskreis eines Beamten, der für die Sache, nicht blos für seine Arbeit verantwortlich ist; ob er bureaumäßig oder kollegialisch arbeitet, macht keinen Unterschied. Die Anweisung dieses Geschäftskreises ist die Sache des Vorstandes der Behörde, und bedarf in der Regel keiner höheren Genehmigung. Der allgemeine Grundsatz für die Departementsvertheilung ist, daß die Mitglieder gleichmäßige Arbeit und daran ihr volles Tagewerk erhalten *). Sie setzt eine richtige Beurtheilung der Geschäftsmänner und der Arbeit, welche die Sachen machen, voraus; und die letztere ist noch schwerer als die erstere. Man muß überschlagen, wie viel Zeit und Mühe die gründliche Bearbeitung der Sachen kostet, und dazu muß man nicht blos mit ihnen umgegangen seyn, sondern auch Rechnungstakt haben. Mißgriffe darin kommen theuer zu stehen, sie veranlassen oberflächliche Arbeit, Rückstände, Geschäftsstockung und Schaden aller Art. Eine ungleiche Departementsvertheilung erregt Mißmuth, wenn sie für die beschwerten Mitglieder nicht auf geeignete Weise ausgeglichen wird, sollte es auch nur durch freundliche Worte seyn. Es kommt ferner darauf an, jedem das Departement zu geben, welches für ihn am besten paßt; ob auf diese Weise verschiedenartige Realdepartemente vereinigt werden, ist gleichgiltig, wenn er dafür nur der rechte Mann ist. Der Vortheil der Stetigkeit der Departemente bedarf keiner Ausführung, und eine unnöthige Umwechselung der Departemente, oder einzelner Sachen und Vorträge aus denselben kann ganz andere Nachtheile haben, als daß die Zeit für den Dienst verloren geht, welche der neue Referent zum Orientiren braucht; denn es ist weder für die Regirung, noch die betheiligten Privatpersonen gleichgiltig, ob mit alter Kenntniß von den Sachen und Leuten, oder aus bloßer Aktenkenntniß gearbeitet, vorgetragen und gestimmt wird, und über ein oft wanderndes Departement verflüchtigt sich die Verantwortlichkeit, wenn auch nicht manche Aktenstücke im Laufe bleibe sollten. Bei der Gerichtsverwaltung, die man der strengeren, schärferen Formen wegen den mathematischen Theil der Verwaltung nennen könnte, hat man ein Mittel zur Bestimmung der persönlichen Departemente, welches alle Parteilichkeit oder Nebenrücksicht davon entfernt. Es ist die Vertheilung der Sachen unter die Mitglieder nach dem Anfangsbuchstaben des Namens von dem Kläger ꝛc. Die reichen und die armen Buchstaben an Eigennamen sind in dem Alphabete so gleich vertheilt, daß fast ebenso viele Eigennamen von A bis L als von M bis Z und wiederum von A bis E wie von F bis L und von M bis R als von S bis Z vorkommen. Die Sachen gehen nicht bei den Gerichten wie bei der Verwaltung in einem Zuge fort, sondern unter sich verbandlos zu und ab, sie können also nach dem Buchstaben vertheilt, und so am gleichmäßigsten vertheilt werden, weil der geübteste Präsident nicht zu beurtheilen vermag, welche Arbeit eine Sache in ihrer Entwickelung veranlassen wird; und mathematischer kann sich die Unparteilichkeit bei der Sachvertheilung doch wol nicht erweisen, als wenn das Gesetz, die Buchstabenordnung, den Referenten bestimmt. Ausschließlich wird indeß so die gerichtliche Sachvertheilung nicht geschehen können; was würde z. B. aus den Ablösungssachen werden, wenn sie auf diese Weise an Referenten von den entgegengesetztesten Meinungen geriethen? Die Buchstaben scheinen die Regel zu bilden, und die Realdepartemente, welche unter Umständen rathsam werden, die Ausnahmen davon zu begründen. Das persönliche Departement gibt das Recht und die Pflicht, für alles zu sorgen, was darunter begriffen ist, und die nächste Verantwortlichkeit darüber. Gewährt es in der Verwaltung mehr Freiheit als bei den Gerichten, so erfodert es dagegen auch, daß der verwaltende Departementschef seine Sachen sowol technisch als juristisch zu beurtheilen verstehe, und sie nur in offenbar zweifelhaften Fällen an die Sachverständigen abgebe. Prozesse, versteht sich, hat er nicht zu führen, läßt er aber das, was er von seinem Departemente in technischer und rechtlicher Beziehung verstehen soll, in andern Departementen arbeiten, so hat er kein persönliches Departement, sondern eine Pfründe, und ist

Sedis inane pondus, fruges consumere natus.

Hat und thut er dagegen seine volle Arbeit, so kann er füglich zwei Expedienten und ebenso viele Schreiber beschäftigen; das Nachtheiligste, in unserer Zeit besonders, scheint zu seyn, wenn die Unterbedienten die eigentlichen Geschäftsmänner sind, und das wird auch dadurch wol nicht ausgeschlossen, daß man dazu Unstudirte nimt und sie nicht in die Departemente aufrücken läßt. (*v. Bosse.*)

DEPEDELEN, Marktflecken im türkischen Ejalet Rumili, Sandschak Avlona, am Volina, Geburtsort des bekannten Ali Pascha, der von diesem Orte, zum Unterschiede, auch Dependeleni Ali Pascha genannt wurde. (*H.*)

DEPERDITEN (Deperdita, von perdere verlieren) nennt man in Ungern in der Geschäftssprache und im gemeinen Leben jenen Verlust durch die wohlfeilern Preise (als die Marktpreise sind), für welche die Städte und Comitate das Militär verproviantiren müssen, welchen Verlust die Contribuenten (das ist die Bürger und Bauern, denn die Edelleute zahlen in Ungern keine Contribution) der ständischen Kasse (Cassa domestica) ersetzen müssen. Nach einem im J. 1751 auf dem ungrischen Reichstage durch das neue Militärreglement [1])

*) v. Jakob, die Statsfinanzwissenschaft. 2. 741. v. Malchus, der Organismus der Behörden.

1) S. das Novum Regulamentum militare (ein altes antiquirtes Regulamentum militare steht in dem Corpus Juris

festgesetzten Preise verproviantirt nämlich das Königreich Ungern alle die zahlreichen Regimenter, die durch das Land vertheilt sind oder durchmarschiren, und liefert z. B. die 2 Pfund schwere Portion Commißbrod für 2 Kreuzer, die 6 Pfund schwere Portion Hafer für 4 Kr., die 8 Pfund schwere Portion Heu für 2 Kr. ꝛc., der Marktpreis mag nun höher oder niedriger seyn (welches letztere seit einer langen Reihe von Jahren nicht mehr der Fall ist). Natürlich muß im ersten Falle, wenn das Comitat oder die Stadt dem einquartirten Militär die Naturalien (z. B. Brod, Fleisch, Heu, Hafer ꝛc.) wohlfeiler anrechnen muß, als es dieselben gekauft hat, besonders in theuern Jahren (wie lange Zeit in den Bankozettel-Zeiten der Fall war), einen bedeutenden Verlust erleiden, und daher der Name Deperdita. Zu den Deperditen gehören, außer der Lieferung der Naturalien um bestimmte wohlfeile Preise, auch der wohlfeile Vorspann für Militärpersonen [2]), der Bau und die Erhaltung der Militärquartiere (Kasernen), die nöthige Holzlieferung für das Militär ꝛc., abgesehen von demjenigen, was der Bürger und Bauer da, wo keine Kasernen sind, dem einquartirten gemeinen Soldaten entweder ganz unentgeldlich geben muß, als da sind gemeinschaftliches Feuer (zum Wärmen und Kochen) und Licht und das Nachtlager (wenigstens Stroh, einen Polster und eine Decke) und für den Kavalleristen auch die Pferdestreue, oder des lieben Hausfriedens wegen freiwillig und aus bloßer Gewohnheit darreicht (namentlich Gemüse und Salz nebst dem nöthigen Küchengeschirr). Wie viel die Deperditensumme in Ungern jährlich im Durchschnitt beträgt, ist den Statistikern nicht offiziell bekannt; man nimt aber an, daß sie sich wenigstens ebenso hoch beläuft, als die Contributionssumme [3]). Mittelst dieses wohlfeilen militärischen Verpflegereglements ist das k. k. Kriegscommissariat in den Stand gesetzt, weit mehr Regimenter in und durch das Königreich Ungern zu verpflegen, als in den übrigen Ländern des östreichischen Kaiserstats, wo die Etappen schon im J. 1748 von Maria Theresia abgeschafft wurden [4]). (*Rumy.*)

DEPESCHE oder verschlossenes Geschäftsschreiben in weiterer Bedeutung, woraus der Depeschenmeister, welcher die Versiegelung und Beförderung der Ausfertigungen besorgt, sich erklärt, bezeichnet in der engern, gewöhnlichen Bedeutung einen diplomatischen Erlaß, gleichviel, ob ihn der Fürst an seines Gleichen oder an seinen Gesandten, oder der Gesandte an seinen Fürsten, oder ein Diplomatiker an den andern abgehen läßt. Der expedirende Sekretär in den auswärtigen Angelegenheiten heißt deswegen auch wol Depeschensekretär. Von dem Inhalte der Depesche ist in diesem Artikel nicht zu handeln, und daß sie sauber gefaltet und gut verpackt seyn muß, versteht sich von selbst. „Ihre Depesche mit vielem Sande habe ich erhalten", antwortete ein Fürst seinem Gesandten; aber der Gebrauch des Sandes ist noch mehr um deswillen abzurathen, damit nicht gerade in den eiligsten Fällen, wie geschehen, das Tintenfaß statt des Sandfasses gebraucht werde. Die Adresse kann entweder direkt oder indirekt seyn, die letztere wählt man, wenn man will, daß nicht bekannt werde, an wen die Depesche eigentlich gerichtet werde; und die Adresse lautet dann entweder auf einen der gewöhnlichsten Namen, wie Schmid und Müller, oder im Umschlage auf einen unterrichteten Dritten, z. B. ein Handelshaus. Die direkte Adresse erfodert das amtliche Siegel, um bei dem Empfänger nicht den Verdacht zu erregen, daß die Depesche falsch oder ihr Geheimniß verletzt sei; bei der indirekten Adresse kann dagegen das amtliche Siegel nachtheilig seyn, aber sein Mangel erleichtert auch das Unterschieben einer falschen Depesche von dritter Hand *). So

---

Hungarici) sub Diaeta anni 1751 concinnatum ac per Sacr. Caes. Reg. Majestatem approbatum. p. 35. Fol. Neue unveränderte Auflage. Ofen 1808. Ein fruchtbarer deutlicher Auszug daraus in ungrischer Sprache wurde auf Kosten des Biharer Comitats zu Großwardein, unter dem Titel: A' magazinalis Commissariusok' Instructioja (Instruktion für die Magazin-Commissäre), 1804. (32 S. 8.) gedruckt und mit 2 Mustertabellen versehen. 2) Bis zum J. 1751 leistete das Land dem Militär den Vorspann unentgeldlich. Als aber in diesem Jahre von den Reichsständen die Contribution erhöhet wurde, befahl die Königin Maria Theresia dagegen, dem Bauer jeden vierspännigen Zug, den er dem in Bewegung gesetzten Militär künftig leisten würde, auf jeder Station mit 48 Kr. zu vergüten; die Militärperson aber, welche im öffentlichen Dienste reiste, versehen mit einer Assignation eines Commissärs, sollte dasselbe mit einem Gulden thun. — Gefällige Commissärs in Ungern verschaffen auch Civilpersonen solche Assignationen der Militärvorspann pr. 1 Fl., und auch dem Verfasser dieses Artikels wurden solche wohlfeile Assignationen ohne sein Verlangen zu Theil. 3) Zu Anfange des Jahres 1772, als Polen das erste Mal getheilt wurde und die Theuerung in Europa allgemein, folglich das Futter auch in Ungern im guten Preise war, verursachten 32 in Ungern liegende Regimenter an Deperditen eine Summe von mehr als drei Millionen Gulden Conventionsmünze. In der Folge wurde diese Deperditensumme durch das Steigen der Naturprodukte und den vermehrten Durchmarschen der Truppen durch Ungern unstreitig größer. Dennoch suchte Kaiser Joseph II., als er durch ein Intimat vom 5. Sept. 1786 die bisherige Landesverpflegung des Militärs in Ungern aufhob und dem Ärarium selbst die Versorgung der damals in Ungern cantonirenden 14 Kavallerieregimenter und 56 Infanteriecompagnien auftrug, an jährlichem Ersatze für die bisher üblichen Deperditen nicht mehr als eine halbe Million Gulden Conventionsmünze nebst 120000 Fl. Conventionsmünze Quartiergeld. Mit dieser unstreitig großmüthigen und für die Bürger und Bauern des Königreichs Ungern sehr wohlthätigen Änderung waren aber die Stände damals nicht zufrieden (ex praejudicio antiquitatis?), und so wurde bald nach des weisen Josephs II. Tode die Cassa concurrentialis (so hieß die Einnahme von jenen 620000 Gulden zum Ersatze der Deperditen und der Quartiergelder) abgeschafft und die lästige alte Verpflegeordnung durch ein Intimat vom 11. Jan. 1791 wieder eingeführt. Nach einem Circulare vom 13. Oktober 1806 hatte der gütige Kaiser und König Franz I. die Gnade, den Contribuenten in Ungern im Marktpreise dasjenige ersetzen zu lassen, was sie damals mehr als im J. 1803 dem Militär zu leisten hatten; durch ein späteres Circular-Intimat vom 27. Nov. 1810 kam es aber davon wieder ab. 4) S. Schwartners Statistik von Ungern. Bd. II. S. 337—340. Der bekannte publicistische und kosmopolitische Schriftsteller Gregor von Berzeviczy eifert in seinem Werke de indole et conditione rusticorum in Hungaria (Leutschau 1806) ebenso sehr gegen die Deperditen als gegen die Roboten (Frohnen) der ungrischen Bauern.

*) Fleury de Chabeulon erzählt davon ein Beispiel in seinen Mémoires 3. S. 6. Je me rendis sans obstacles à l'au-

wol nach allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen, als auch insbesondere nach bestimmten Statsverträgen sind die Regierungen gegenseitig verpflichtet, die Versendung der Depeschen, sei es durch die Post, sei es durch Courriere, ungestört geschehen zu lassen, und es ist eine schwere Beleidigung, sich der Depeschen eines States heimlich oder gewaltsam zu bemächtigen **). Die heimliche Verletzung des Depeschengeheimnisses, wenn sie auch Spuren nachlassen sollte, ist aber nicht erweislich genug, um Beschwerden zu begründen; die wichtigsten Depeschen, wie die eiligen, werden daher durch Courriere versandt und gelangen so in drei Tagen hundert Meilen weit an ihre Bestimmung, ohne daß unterwegs ein Aufenthalt an den Grenzzöllen oder auf den Postämtern Statt findet. Dazu wird aber erfodert, daß der Courier sich als solcher durch Schild oder Paß ausweist. Die Depeschen werden dem persönlich abgegeben, an den sie gerichtet sind und welcher sie annimt, wenn es damit dem Anscheine nach seine Ordnung hat, wo nicht, den Umständen nach geschäftsmäßig verfährt. Bedenklich ist es, Depeschen durch Länder gehen zu lassen, mit denen man in Krieg verwickelt zu werden droht, wenn von dort auch nur dem Feinde Bundeshilfe geleistet werden sollte, ohne Vertragsgewähr für die Sicherheit der Depeschen auch auf den Kriegsfall zu haben, weil eine öffentliche Versendung alsdann dort wenigstens leicht erschwert werden kann, die Verletzung einer heimlichen aber überall keine Beschwerde begründet. Im Kriege selbst hält man sich berechtigt, die Depeschen des feindlichen States aufzufangen und zu erbrechen, wo man sie findet, und daraus zu veröffentlichen, was man will. Vergl. den Courier nach seinen Pflichten in v. Mosers kl. Schr. IV, 2. (*v. Bosse.*)

DEPHLEGMATION, Entwässerung, ist ein chemischer Scheidungsprozeß, durch welchen eine Flüssigkeit von dem ihr außerwesentlichen Wassergehalte (Phlegma, s. unten) mittelst Verdampfens oder Destillirens befreiet wird. (*Th. Schreger.*)

Dephlogisticiren s. Phlogiston.

DEPLOYREN, wird von dem Entfalten einer Kolonne gesagt, wenn die darauf abzweckende Bewegung auf, mit der Fronte gleich laufenden Linien geschieht. Die hinter einander stehenden Züge machen bei der Infanterie links, oder rechtsum, gehen dann im Geschwindschritt gerade vor sich hin, bis an den Punkt, wo sie nach dem Aufmarsch zu stehen kommen, um hier durch die entgegengesetzte Wendung in das Allignement einzurücken. Wird links aufmarschirt, so treten zugleich die Zugführer an die linken Flügelleute ihrer Züge und bleiben in der Stelle des linken Flügelmannes vom Vorderzuge stehen, bis ihr Zug bei ihnen vorbei ist, worauf sie rechtsum! Augen links! und Halt! kommandiren. Eine nach der Mitte formirte, geschlossene Angriffskolonne deployirt immer nach beiden Seiten, indem sich die drei Züge vor den Fahnen rechts, und die drei Züge hinter denselben links herausziehen.

Sollte eine rechts abmarschirte Kolonne wegen der Beschaffenheit des Terrains oder plötzlichem Erscheinen des Feindes rechts aufmarschiren, so geschieht es auf die nämliche Weise, ohne auf die dadurch veränderte Ordnung der Züge (die Inversion) Rücksicht zu nehmen. Wenn man jedoch die letztere beibehalten will, so muß der hinterste Zug der Kolonne stehen bleiben, während alle übrigen rechts, oder linksum machen und ihre Stelle verlassen. Sobald jener frei wird, geht er gerade vor in das bestimmte Allignement, wohin ihm die übrigen ebenfalls folgen. Auf dieselbe Weise erfolgt das Deployren auf einen bestimmten Zug, der geradeaus in das Allignement einrückt, während die vor ihm stehenden — wenn rechts abmarschirt ist — mit rechtsum, die hinter ihm befindlichen aber mit linksum sich herausziehen. — Bei der Kavallerie geschieht das Deployren auf dieselbe Weise, nur daß hier die Wendungen rechts oder links nicht einzeln, sondern zu dreien oder vieren gemacht werden, und diese kleinen Abtheilungen nachher wieder gehörig einschwenken.

Der Deployrschritt ist der schnellere Marsch der Infanterie, der auch der Geschwindschritt heißt und bei dem in einer Minute 120 Schritte gemacht werden. (*v. Hoyer.*)

DEPONENS heißt in der lateinischen Sprache ein Verbum, welches zwar die Form, aber nicht die Bedeutung oder Construction eines Passivums hat und so gleichsam die Natur des Passivums ablegt. So zwar lautet die Erklärung, wenn man auf den Namen Deponens sieht; achtet man aber auf den Gebrauch, so wird jedes Verbum von passiver Form ein Deponens genannt, von welchem es keine entsprechende active Form gibt, wie z. B. vesci, essen, ein Deponens heißt, das ihm ganz entsprechende pasci, weiden, dagegen Passivum, weil es zwar ein Activum pascere, aber kein Activum vescere gibt. Fragt man aber, warum man nicht auch ein solches Verbum Deponens nennt, welches mit der activen Form eine passive Bedeutung und Construction verbindet, oder dessen activer Form kein Passivum entspricht, so ist die Ursache darin zu suchen, weil fast alle Activa auch intransitiv gebraucht werden und in dieser Bedeutung kein Passiv erfodern, der Begriff des Passives aber eine active Form voraussetzt. Man ist in der Bestimmung eines Deponens so wenig von philosophischen Begriffen ausgegangen, daß man dabei nur auf die Form des Präsens achtet, und demnach zwar reverti, zurückkehren, dessen Perfect eine active Form reverti hat, ein Deponens nennt, aber audere, wagen, dessen Perfect eine passive Form ausus sum hat, ein Neutro-Passivum, wie vapulare, Schläge bekommen, welches mit der activen Form durchaus passive Bedeutung und Construction verbindet, ein Neutrale-Passivum. Man kann aber dem Ge-

berge des Trois Rois à Bâle où devait descendre M. Werner; il était déjà arrivé. Je lui annonçai que j'avais été chargé par quelqu'un de Paris de causer avec lui; il me fit voir son bordereau de ralliement; je lui montrai *de loin* celui dont j'étais porteur, car je savais qu'il ne valait rien. Il avait été écrit de mémoire par notre prisonnier: le véritable était resté entre les mains de M. *Fouché*.

**) v. Martens précis du droit des gens. §. 250.

brauche nach die Deponentia der lateinischen Sprache, in welcher sie ihres blos formalen Begriffes wegen allein zu berücksichtigen sind, in zwei Klassen theilen: in solche, deren Activ blos außer Gebrauch gekommen ist, und in solche, bei denen gar kein Activum vorausgesetzt zu werden braucht. Von jener Art, deren es nur wenige gibt, ist z. B. nasci, geboren werden, und mori, sterben; die Verba der letzten Art aber, zu welcher die meisten Deponentia gehören, sind nichts anderes, als was die Griechen Media, oder besser Reflexiva und Reciproca nennen.

Der Begriff eines lateinischen Deponens konnte nur in einer Sprache entstehen, in welcher man zwischen einer activen und passiven Form unterschied; es ist aber ein großer Irrthum, wenn man eine solche Unterscheidung in der Sprache wesentlich glaubt. Jedes Volk folgt in der Unterscheidung der Verbalformen seiner eigenen Ansicht; statt daß die lateinische Rednersprache alles auf ein actives und passives Verhältniß bezog, unterschied die griechische Dichtersprache ursprünglich zwischen einer transitiven und reflexiven Form, aus welcher sie erst später ein Passiv bildete, während sich die teutsche Verstandessprache mit der Unterscheidung einer intransitiven und transitiven Form begnügte, nach welcher sie späterhin sowol das Activ als das Passiv verschieden conjugirte, da das intransitive gejagt seyn ebenso wol dem activen gejagt haben, als das intransitive geplagt seyn dem passiven geplagt werden zur Seite steht. Wie die transitive Form der griechischen Sprache τύπτω für τύπτομι aus der Verbindung der Stammwurzel mit dem Urpronomen μι, σι, τι hervorging: so die reflexive τύπτομαι aus der Verbindung derselben Wurzel mit den alten Dativen der Pronomina μαι, σαι, ται, aus welchen der Accusativbegriff eines Reflexivs sich erst später entwickelte. Der Lateiner verschmähte die letztere Bildungsweise und formte aus der ursprünglichen Verbalform auf o durch den Ansatz eines r ein Passiv auf or, gebrauchte diese Passivform aber auch in allen denjenigen Fällen, in welchen der Grieche die Reflexivform anwandte; und so entstand das lateinische Deponens, wie sequor für ἕπομαι. Die ältern Schriftsteller der Römer betrachteten auch die Deponentia den griechischen Reflexiven so ganz analog, daß Livius Andronicus in seiner Übersetzung der Homerischen Odyssee ἔννεπε durch insece wiederzugeben wagte, als ob dieses eine transitive Form von insequi sei. Dabei kann es jedoch nicht befremden, wenn der Lateiner eine active Form wählt, wo der Grieche die reflexive vorzog, wie sentio für αἰσθάνομαι, oder umgekehrt eine passive Form, wo sich der Grieche mit der activen Form begnügt, wie horior für ὀρνύω, meditor für μελετάω.

Der Lateiner hat Deponentia nicht nur in allen Conjugationsformen, sondern auch in den meisten Arten abgeleiteter Verba, wie fruniscor von fruor, sector von sequor, fateor von for für φαρίζω, modulor von modulus, potior von potis. Oft gibt es dergleichen abgeleitete Formen ohne ein Deponens der Stammform, wie proficiscor von proficio, imitor vom verlornen imor, woher imago kömmt, und neben fateor die verneinende Form infitior für infitias eo. Häufig sind die Zusammensetzungen mit Präpositionen Deponentia, während es die einfachen Wörter nicht sind, wie expergiscor von pergo, reminiscor von memini, deliscor von fatisco; besonders Zusammensetzungen mit ad, wie aspernor von sperno, assentior und assentor für assentio. Zuweilen gibt es sogenannte Verba abundantia in activer und passiver Form bei einerlei Bedeutung, wie adulo und adulor, palpo und palpor, woraus es sich erklärt, daß ein Verbum das eine Tempus in activer, das andere in passiver Form hatte, wie assentior, assensi, und umgekehrt gaudeo, gavisus sum. Man muß sich jedoch hüten, hiezu auch solche Verba zu zählen, neben welchen ein Participialadjectiv eine andere Bedeutung erhält, wie pransus neben prandeo, prandi, prandere, und coenatus neben coeno, coenavi, coenatum, coenare, wohin auch perosus neben odi und iratus neben irascor gehört, selbst juratus, beeidigt, obgleich juratus sum für juravi gebräuchlich ist. Wie vertens von verto, gleich versans von versor, eine Reflexivbedeutung erhält: so erhalten viele Participia der Vergangenheit von Deponentien eine passive Bedeutung, wie meditatus, die sich jedoch auf das Perfect meditatus sum nicht anwenden läßt. Die Participia auf ndus haben der Regel nach nur passive Bedeutung, wie hortandus und audendus; doch gehören dahin nicht die Participialadjective auf undus oder bundus, wie oriundus und moribundus, secundus von sequi. Wenn aptus passiv ist, während adeptus activ gebraucht wird, so liegt der Grund darin, daß adipiscor ein Deponens ist, während das Stammwort apio ein Activ war. Von manchem Deponens, wie von nanciscor, hat sich die Stammform ganz verloren; von andern, wie obliviscor, läßt sie sich kaum noch in andern Ableitungen, wie oblivio, erkennen.

So viele Willkür auch im Gebrauche des Deponens herrscht, so zeigen doch die Ableitungen auf ari, wie aquari, sich Wasser holen, piscari, sich Fische fangen, recordari, bei sich beherzigen, den ursprünglichen Begriff des griechischen Reflexivs, welchen man aber auf alle Handlungen der Sele übertrug, wie arbitror von arbiter, conari, sich unterfangen, selbst fari, loqui, fateri, sich aussprechen; daher auch experior neben comperio und reperio. Wie im Griechischen dergleichen Verba einen Accusativ zu sich nehmen, der aus der ursprünglich adverbialen Bedeutung in ein reines Object übergeht: so auch im Lateinischen, wie sortiri aliquid, sich etwas erlosen; viele Deponentia erlauben aber keinen Zusatz dieser Art, wie oriri für ὄρεσθαι, sich erheben, oder nehmen einen solchen Casus zu sich, welchen der Begriff ihrer Stammwurzel erfodert, wie potiri rerum, zur Herrschaft gelangen, oblivisci alicujus rei oder aliquid, blandiri alicui, uti aliqua re, χρῆσθαί τινι. Manche Wörter der letzten Art sind aber reine Passiva, mag sich das Activ verloren haben, wie von vesci, oder noch vorhanden seyn, wie von delectari. Während sich in diesen Wörtern der ursprünglich passive Begriff nicht verkennen läßt,

so bleibt doch laetari, sich freuen, ein reines Reflexiv, dessen Ablativ von den Stammwort laetus abhängt, wie bei dignari von dignus. Bemerkenswerth aber ist es noch, daß die Desiderativa nur als Zustandsverba betrachtet wurden und keine Deponentia zuließen, während doch fio, werden, von fuo, seyn, wenigstens im Infinitive fieri zum Deponens ward, und potior von potis sum durchaus als Deponens behandelt wurde. In der vierten Conjugation, deren Verba meist ein Streben wonach ausdrücken, sind überhaupt die Deponentia so selten, daß nicht nur sentio für αἰσθάνομαι active Form behielt, sondern auch assensi gewöhnlicher war als assensus sum, und daher auch assentio aufkam. Quint. Inst. I, 5, 13. (*Grotefend.*)

DEPONENT heißt in der juristischen oder forensen Sprache jeder, der vor Gericht oder einer andern Statsbehörde eine Aussage mündlich ablegt. Dies ist nun entweder die Aussage (depositio) einer Partei, oder eines Angebers, oder eines Zeugen, oder Kunst- und Sachverständigen, und von dieser verschiedenen Qualification hängt natürlich auch die Form, sowie der Werth der Aussagen ab. (*Hefftter.*)

DEPONTANUS. Senes depontani, ein Ausdruck von solchen, welche ihr Stimmrecht verloren haben, zunächst Alters halber, indem sie bereits das sechszigste Jahr erreicht, die also bei der feierlichen Abstimmung des Volkes, — wenn die auf dem Campus Martius versammelten Centurien auf den Stegen oder Brücken (Pontes) über gezogene Gräben in die Umzäunung (septum, ovile) traten, wo der die Wahl dirigirende Magistrat nebst seinem zu Besorgung der Wahlgeschäfte nöthigen Unterpersonale saß, und wo sie ihre Stimme abgaben, — nicht zu den Brücken in das Ovile zugelassen wurden, sondern, wenn sie sich herzudrängten, von der Brücke entfernt oder herabgeworfen wurden, also keine Stimme abgeben konnten, weil sie ihres Stimmrechtes verlustig waren. Daher der Ausdruck Depontanus und Senes depontani s. Festus s. v. p. 117 und p. 504 ed. Dac. s. v. Sexagenarii nebst Cicero Pro Rosc. Amerin. 35. und das Programm von Wagner: Quid sit Sexagenarium de ponte. Lunaeburg 1831. 4. (*Bachr.*)

DEPORTATION, Verbannung, eine Criminalstrafe. I. Bei den Römern. Wir besitzen eine Stelle aus dem Herennius Modestinus, die sich außer den Pandekten erhalten hat und die Strafe der Verbannung, sowie sie bei den Römern bestand, mehrfach erläutert. Nichts destoweniger ist sie bis auf diesen Augenblick von den Rechtslehrern, die über diese Strafe gehandelt haben [1]), völlig unbenutzt geblieben, und so dürfte es wol nicht unzweckmäßig seyn, diese Stelle mit einigen Erläuterungen hier mitzutheilen.

Derjenige, dessen Entdeckung wir sie verdanken, ist der berühmte Philolog Caspar Barth, welcher in seinen Adversarien [2]) Bruchstücke aus einem noch nicht edirten Werke des Isidorus, nämlich dessen differentiis mitgetheilt hat.

Barths Worte sind:

Quod nunc sequitur ad ICtos pertinet, et est insigne fragmentum *Herennii Modestini*, cujus nomen sagaciter adoptati solonus, cum ita scriptum cascae literae prae se ferrent.

„Inter eum, qui in insulam relegatus est, et eum, qui deportatur, magna est differentia, ut ait Orenius [3]); primo, quia relegatum bona sequuntur, nisi fuerint adempta alio modo. Deportatum non sequuntur, nisi palam ei fuerint concessa. Ita fit in relegato mentionem bonorum non homini possit deportato noceat. Item distant etiam in loci qualitate, quod cum relegato humanius transigitur, deportatis vero hae solent insulae adsignari, quae asperrimae, quaeque sunt paullo minus summo supplicio comparandae."

Haec est scriptura membranarum, in qua, quod mendosum est, ita debet reduci in suum ordinem:

„Ita in relegato si mentio non fit bonorum, homini prosit, deportato noceat." [4]).

Clara res sic erit!

Zur Erläuterung dieser merkwürdigen Stelle mögen nun folgende Bemerkungen dienen.

Die älteste Art der Verbannung bei den Römern war die *aquae et ignis Interdictio*, vorzugsweise *Exilium* genannt [5]); unstreitig die allerbedeutendste unter den Verweisungsstrafen, die den Verlust der Civität, des connubii und commercii nach sich zog; der Verbannte mußte Rom und Italien verlassen, verlor das Recht der Testamentifaction [6]), auch wurde sein Vermögen, wenigstens in der Regel confiscirt.

An die Stelle des Exils trat unter der Kaiserregirung die *deportatio*, und es kam außerdem eine mildere Art der Verbannung unter dem Namen der *relegatio* auf.

Die Deportation vernichtete alle Folgen der Civität, zog in der Regel die Confiscation des Vermögens [7]) nach sich und geschah auf immer (in perpetuum) [8]). Sie bewirkte endlich Verbannung an einen bestimmten Aufenthaltsort.

Die Relegation dagegen entzog dem Relegirten die Civität nicht, er behielt das connubium und commercium, sowie die davon abhängenden Rechte [9]),

---

1) Selbst von den neuesten, wie z. B. Rosshirt Lehrbuch des Criminalrechts nach den Quellen des gemeinen teutschen Rechts (1821.) §. 64. Schweppe römische Rechtsgeschichte. §. 603. 604. Ausg. II. Auch Dirksen Bruchstücke aus den Schriften der römischen Juristen. Königsb. 1814. 8. kennt dieses Bruchstück nicht; wol aber findet es sich erwähnt und einigermaßen erläutert in *Petri Pauli Justi* Specimen observationum criticarum. Viennae 1765. 4. p. 20—22. 2) Libr. XXXIX. c. 14. De Isidori differentiis adscripta non pauca et emendata atque illustrata etiam. p. 1782—1784. 3) Zu lesen: *Herennius*, nämlich *Modestinus*; ohne Zweifel aus seinen Differentiarum libris IX, die in den Pandekten vorkommen. 4) Justi text: Ita fit, ut in relegato mentio bonorum homini noceat, deportato prosit. 5) fr. 2. D. XLVIII. 1. *de publ. jud.* — Vergl. über diese Strafen im Allgemeinen *Cujac.* Observ. et Em. L. XIII. c. 10. 6) fr. 7. § 5. D. XLVIII. 20. *de bonis damnatorum.* 7) c. 8. C. IX. 49. *de bonis damnatorum.* 8) fr. 17. §. 1. D. XLVIII. 19. *de poenis.* 9) fr. 14. fr. 18. §. 1. D. XLVIII. 22. *de interd. et releg.*

ihm verblieb in der Regel sein Vermögen [10]); sie konnte auf eine Zeit lang [ad tempus] [11]) geschehen; auch bewirkte sie nicht einmal eine Verbannung an einen bestimmten Aufenthaltsort, sondern bestand oft nur darin, daß dem Relegirten der Aufenthalt an einem gewissen Orte oder in einer gewissen Provinz verboten wurde, wogegen er, außer den verbotenen Orten, sich willkürlich jeden andern Ort zum Aufenthalt wählen konnte.

Die oben aufgeführte Stelle aus Herennius Modestinus hebt nun den Unterschied zwischen Deportation und Relegation, vorzugsweise in Bezug auf die Vermögensverhältnisse und auf den Aufenthaltsort hervor.

In Bezug auf die ersten bemerkt sie, daß das Vermögen des Deportirten in der Regel dem Fiscus verfiel, wenn nicht ihm einige Theile desselben ausnahmsweise gelassen wurden, daß dagegen der Relegirte in der Regel sein Vermögen behielt, wenn nicht ausnahmsweise einige Theile desselben für den Fiscus eingezogen wurden, und da diese Ausnahmen in dem Verbannungsdecrete ausdrücklich angegeben werden mußten, so heißt es in jener Stelle ebenso wahr als schön: ita fit, ut in relegato mentio bonorum homini *noceat*, deportato *prosit*.

In Rücksicht des letztern bezeugt sie, daß den Deportirten ein solcher Aufenthaltsort angewiesen worden, der sich als schädlich für die Gesundheit und unwirthbar erwiesen habe, so daß der Aufenthalt fast einer Todesstrafe gleich zu setzen gewesen sei, wogegen den Relegirten ein angenehmerer und gesunderer Aufenthaltsort vorgeschrieben worden sei.

Seit August schickte man die Verbannten auf Inseln, in einiger Entfernung vom Continent; die Deportirten nach den rauhern unfreundlichen, wie Sardinien, wohin z. B. Nero den berühmten Rechtsgelehrten Cassius Longinus deportiren [12]) ließ, damit er dort desto eher sterben möge; die Relegirten nach der angenehmern Insel Cyprus.

Auch nach der großen Oase in Afrika wurde verbannt, und da sich dieselbe gleichsam als eine Insel im Sandmeere darstellt, so nannte man diese Verbannung eine relegatio *quasi* in insulam [13]).

Nach dem heutigen peinlichen Rechte ist die Deportation eine besondere Art der Landesverweisung (s. dies. Art.), verbunden mit der Verstrickung, d. h. mit der Nöthigung, sich an einem bestimmten Orte aufzuhalten; gewöhnlich wird sie mit Anhaltung des Verbrechers zur öffentlichen Arbeit an dem Orte der Verstrickung verbunden. Man hielt die Deportation gewöhnlich für ungerecht, sie ist aber rechtlicher, als die Landesverweisung, da sie nicht den Verbrecher in die Verlegenheit setzt, keinen Aufenthaltsort zu finden, welcher ihm doch durch die Deportation angewiesen wird. Liegt der Ort, wo sich der Verbrecher aufhalten soll, außer dem Statsgebiet, so bedarf es eines vorhergegangenen Vertrags mit dem fremden State, Behufs der Aufnehmung des Verbrechers. Dieser Umstand macht die Vollziehung dieser Strafe für alle diejenigen Staten, welche keine auswärtigen Colonien haben, schwer, und so ist sie in Teutschland wenig in Gebrauch gekommen. In Preußen wurde sie seit dem Jahre 1802 gegen unverbesserliche Diebe, Räuber, Brandstifter und Verfälscher gesetzlich eingeführt, indem in dieser Hinsicht mit Rußland ein Vertrag geschlossen war, um dieselben in Siberien zu benutzen (Vergl. Paalzow Magazin der Rechtsgelahrtheit in den preußischen Staten. 1801. Abschn. II. Nr. 2.). Indessen scheint man auch in Preußen in den neuesten Zeiten von dieser Strafe keinen weitern Gebrauch zu machen. Eher ist es vorgekommen, daß, z. B. in Mecklenburg, in Zuchthäusern verwahrte Verbrecher, mit ihrer Zustimmung, den Agenten fremder Staten, z. B. Brasiliens, abgeliefert sind, um in fremde Welttheile transportirt und von dem fremden State benutzt zu werden. (*Spangenberg.*)

DEPOSITENBANK ist unter: Bank, abgehandelt, und die neuere Literatur hat darüber nichts nachzutragen ergeben. Murhard rechnet in der Theorie des Handels I, 363. zu dem Nutzen der Depositenbank auch „die Sicherheit der hinterlegten Werthe. In der Bank droht Feuersgefahr und Diebstahl denselben weit weniger, als in den Privatwohnungen der Eigenthümer." Als Zweck oder aus dem Zwecke der Bank läßt sich ein solcher Nutzen aber wol nicht entnehmen; man würde Depositenbanken haben, wenn man das Geld darin auch nicht sicherer als zu Hause hielte. Das Wichtigste in dieser Hinsicht scheint zu seyn, daß in den Pariser Friedensverhandlungen die privatrechtliche Natur solcher Bankgelder anerkannt, und die Hamburger Bank wegen der daraus im Kriege entnommenen Gelder, wenn auch nicht vollständig, entschädigt worden.

Erleichtert wird übrigens das Bankgeschäft durch die Richtigkeit und Stetigkeit des Feingehalts der Münzen, welche sodann ohne Weiteres zu bestimmtem Werthe angenommen werden können. Auch in dieser Hinsicht sind die so eben zu Neapel geglückten Verbesserungen zur Bestimmung des Feingehalts auf dem nassen Wege beachtenswerth, wonach dort mittelst Verordnung im Jahre 1833 eine neue Münzevaluation erlassen worden. (*v. Bosse.*)

DEPOSITENBUCH, s. Depositum. Die aufsehende Behörde muß von Zeit zu Zeit das Depositenbuch sich vorlegen lassen, mit dem daraus gezogenen Depositenverzeichniß und dieses mit den Depositengeldern vergleichen.

Depositengelder: wegen der gerichtlichen, s. Depositum, wegen der in Banken gezahlten, s. Bank. Die Rückzahlung der gerichtlichen erfodert ein decretum de solvendo.

Depositenkasse. (S. Depositum und Bank.) Die gerichtliche pflegt unter mehren Schlössern gehalten zu werden, deren verschiedene Schlüssel verschiedene Personen haben. Da mehre Depositen nicht abgefodert

10) fr. 1. fr. 4. fr. 14. D. *eod.* Vergl. *Bachii* Trajan. p. 209 sq. 11) fr. 7. §. 2. D. eod. 12) *Tacit.* Annal. XVI. 9. 13) fr. 7. §. 5. D. *eod.* (Ulpian.) Vergl. hiebei: Joh. Val. Franke über ein Einschiebsel Tribonians beim Ulpian, die Verbannung nach der großen Oase betr. Kiel 1819. 8.

werden, sondern in Kasse verbleiben, so bildet sich dadurch ein Kassenbestand, wovon sich die Eigenthümer nicht ausweisen lassen, und worüber, nach erlassener Edictalcitation, zu Statszwecken verfügt wird. Veruntreuungen aus der Depositenkasse muß dagegen auch bekannten Rechten nach der Stat ersetzen, wenn es der Schuldige nicht zu thun vermag. (*v. Bosse.*)

Depositenschein s. Depositum.

DEPOSITIO. Mit diesem Ausdruck [1]) wird im Kirchenrechte diejenige Kirchenstrafe bezeichnet, wodurch ein (verbrecherischer) Geistlicher seines Amtes und des Rechtes zur Vollziehung der geistlichen Functionen für immer beraubt wird [2]); es ist also darunter zu verstehen, was man sonst Amtsentsetzung (remotio ab officio) nennt. Da, wie aus jenem Begriffe folgt, in der Deposition immer zugleich die Erklärung enthalten ist, daß der Bestrafte zu geistlichen Ämtern sowie zur kräftigen Vornahme der mit solchen Ämtern verbundenen Verrichtungen schlechthin unwürdig sei; so liegt darin eigentlich immer auch eine Verstoßung des Verbrechers aus seinem Grade oder eine Degradation. Doch unterscheidet das heutige Kirchenrecht gleichwol zwischen dieser und der Deposition; — nicht so das ältere. Nach der alten Disciplin wurde vielmehr der Deponirte schon als solcher stets auch aus dem geistlichen Stande heraus und in den Laienstand zurückgestoßen [3]). Hievon kam man indessen ab, nachdem sich die Lehre von dem unauslöschlichen Charakter, den die Ordination erzeuge, bestimmter entwickelt hatte. Seitdem blieb der Removirte, seiner Absetzung ungeachtet, ordentlicher Weise geistlichen Standes, obwol freilich unwürdig zur Vollziehung der Klerikalfunctionen (heutige Deposition); und nur ausnahmsweise, wenn nämlich die Removation unter bestimmten, für die verschiedenen Stufen der Hierarchie in den Kirchengesetzen genau vorgeschriebenen Feierlichkeiten ausgesprochen war [4]), hatte sie auch die Aufhebung des geistlichen Standes selbst zur Folge (heutige Degradation). — Dies sind nun die in der katholischen Kirche noch jetzt giltigen Grundsätze. Was die protestantische Kirche betrifft, so erkennt sie den Character indelebilis der Geistlichkeit bekanntlich nicht an, und darum sollte von ihren Anhängern eigentlich auch ganz so, wie man es in den frühesten christlichen Zeiten that, zwischen Deposition und Degradation nicht unterscheiden werden. Indessen machen sie diesen Unterschied doch auch; nur ist er kein so specifischer, wie der katholische, da der deponirte protestantische Geistliche seinen besondern Stand ebenso einbüßt, als der degradirte. Der ganze Unterschied beruht bei den Protestanten blos darauf, daß die Degradation immer zugleich infamirend ist [5]), was von der einfachen Deposition nicht gilt. — Darin stimmt aber das Kirchenrecht beider Confessionen wieder überein, daß auf Degradation zunächst nur dann erkannt wird, wenn der Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen seyn würde [6]); doch kann nach kanonischem Rechte auch in dem Falle darauf erkannt werden, wenn der Geistliche mit peinlichen Strafen zu belegen wäre [7]). — Mit der Degradation werden im Corpus juris canonici namentlich bedroht: offenkundige Häresie, Verfälschung päpstlicher Sendschreiben (Breven, Bullen), Meuchelmord [8]). — Das Recht der Zuerkennung solcher Blutstrafen, wie sie den Degradirten treffen, legt sich selbst der katholische Iudex ecclesiasticus nicht bei [9]). Daher übergibt er den Verbrecher, nach ausgesprochener Verstoßung desselben in den Laienstand, dem weltlichen Criminalrichter zur Bestrafung [10]). Ebenso verhält es sich um so mehr auch bei den Protestanten [11]). — Ob deren Consistorien oder Synoden eine Jurisdictio coercitiva zustehe, ist bekanntlich Quaestio facti. Steht sie ihnen aber zu, ein Satz, der nach gemeinem Rechte zu bejahen ist; so sind sie es, welche umgekehrt die der Degradation entgegenstehende Strafe der Deposition, wenigstens der Regel nach, zu erkennen haben. Nach kanonischem Rechte gebührt dieses Recht den (katholisch) geistlichen Gerichten ausschließlich [12]), welches ihnen auch in den neuesten Partikularrechtsquellen ausdrücklich zugestanden ist [13]). — Keine Deposition kann übrigens ohne vorgängiges Urtheil des ordentlichen Richters erfolgen und das Urtheil wiederum nicht anders, als auf den Grund einer unter Beobachtung der gehörigen Formalien geführten Untersuchung [14]); immer aber wird vorausgesetzt, daß der Deponirte sich eines Vergehens, und zwar eines schweren Vergehens, schuldig gemacht habe [15]). (*Dieck.*)

DEPOSITIO in juristischer Beziehung: überhaupt die Handlung, vermittelst welcher ein beweglicher Gegenstand zu unentgeltlicher Verwahrung übergeben wird *). Vorzugsweise jedoch kommt in dieser Bedeutung das Wort bei dem besonderen Falle zur Sprache, wenn der Verpflichtete eine schuldige Summe zu zahlen, oder eine bewegliche Sache zu übergeben bereit ist und durch Weigerung, Abwesenheit oder sonst von Seiten des Berechtigten daran verhindert wird. Hier kann der Verpflichtete von seiner Verbindlichkeit durch Deposition sich gänzlich befreien, indem er nämlich das zu Übergebende, nach dem heutigen Gebrauche, entweder im Gerichte, oder an dem Orte zur Abfoderung niederlegt, welchen ihm, auf sein Nachsuchen darum, der compe-

1) Vergl. über die Lehre von der Deposition insbesondere: *J. H. Boehmer* Jus ecclesiast. Protestant. Lib. V. Tit. 37. §. 97 seq. 2) Cap. 18. X. de vita et honestat. clericor. (3. 1.) cap. 4. X. de clerico excomm. (5. 27.) 3) Can. 18. D. 55. can. 52. D. 50. can. 6. 9. 10. D. 54. 4) Can. 4. C. 15. qu. 7. Cap. 2. in 6to de poenis. (5. 7.) Concil. Trident. Sess. 13. cap. 4. de reform. 5) *J. H. Boehmer* l. c. §. 107. Hier werden zwei, an protestantischen Geistlichen vollzogene Degradationen, aus den ergangenen Acten, näher beschrieben.

6) Cap. 2. in 6to. de poenis (5. 7.) cap. 27. X. de verbor. signif. (5. 40.) *J. H Boehmer* loc. laud. 7) Cap. 10. X. de judiciis (2. 1.) cap. 1. X. de raptorib. (5. 17.) 8) Cap. 9. X. de haereticis (5. 7.) cap. 7. X. de crimine falsi (5. 20.) cap. 1. in 6to. de homicid. (5. 4.) 9) Cap. 4. X. de raptorib. (5. 17.) 10) Novell. 123. cap. 21. vergl. auch die in Note 4. 5. 6. angeführten Texte. 11) *J. H. Boehmer* loc. laud. 12) Vergl. die Stellen in den vorstehenden Anmerkungen. 13) Vergl. z. B. Preuß. Landr. Th. II. Tit. 11. §. 126. 14) Can. 1. 5. C. 15. qu. 7. cap. 7. X de restitut. spoliat. (2. 13.) 15) Can. 38. C. 16. qu. 7. Concil. Trident. Sess. 24. cap. 6. de ref.

*) cf. z. B. *Ulpian* in fr. 1. §. 2. Digest. depositi vel contra (16, 3.).

tente Richter angewiesen hat **). (Vergl. den folgenden Artikel Depositum). (*Dr. K. W. Schmidt.*)

Depositionsschein s. Depositum.

DEPOSITUM bezeichnet in den römischen Rechtsbüchern nichts weiter, als einen beweglichen Gegenstand, welcher jemandem zu keinem anderen Zwecke, als zu unentgeltlicher Verwahrung übergeben ist [1]). Erst durch Überlieferung der Sache entsteht zwischen dem Geber, deponens, depositor, auch depositarius genannt [2]), und dem Empfänger, apud quem res deposita est, depositarius, ein Rechtsverhältniß, welches daher einen der vier Contracte ausmacht, in denen, nach römischem Sprachgebrauche, re contrahitur obligatio. Vor wirklich erfolgter Einhändigung der Sache ist also kein Depositum vorhanden, wenn gleich ein Depositionsschein bereits ausgestellt seyn sollte [3]). Durch die Annahme wird nun der Empfänger zu redlicher Aufbewahrung des ihm Anvertrauten verpflichtet, welches er auch nicht zu seinem Gebrauche verwenden darf, sofern ihm dieser nicht ausdrücklich vom Deponenten verstattet seyn sollte. In letzterem Falle, der bei Sachen, die ihrer Gattung nach in Betracht kommen (sogen. res fungibiles), besonders wichtig ist, nennen die Neueren das Depositum ein depositum irregulare, welches übrigens schon als vorhanden angenommen wird, wenn eine Geldsumme unversiegelt übergeben ist. Fodert der Geber das Depositum zurück, so ist der Depositar verbunden, dasselbe ihm selbst, aber keinem Andern, der etwa Ansprüche darauf machen möchte, ungesäumt zurückzugeben und zwar an dem Orte, an welchem es dann gerade sich befindet. Retention ist dem Depositar nicht verstattet, wenn gleich ihm gegen den Deponenten Forderungen zustehen sollten. Dieser ist jedoch verbunden, jenem nicht nur die etwa veranlaßten Kosten zu erstatten, sondern ihn auch, wegen der durch das geringste Versehen seinerseits ihm zugefügten Nachtheile, schadlos zu halten, und kann im Weigerungsfalle deshalb mit der actio depositi contraria belangt werden. Der Depositar dagegen haftet dem Deponenten nur, wenn er bei der Aufbewahrung einer Arglist oder groben Fahrlässigkeit sich schuldig gemacht haben sollte. Dahin gehört auch, wenn er die Ablieferung der ihm anvertrauten Sache ohne Grund verweigert, oder den stattgehabten Empfang derselben ableugnet. Nur für solche Verletzungen des ihm geschenkten Vertrauens haftet er dem Deponenten, nicht aber für denjenigen Nachtheil, welchen er durch geringe Versehen bei der Aufbewahrung der Sache veranlaßt, indem, nach der Ansicht der römischen Juristen, allen auf solche Weise ihm zugefügten Schaden der Deponent selbst dadurch verschuldet hat, daß er keinem sorgsameren Menschen sein Gut anvertraute. Überdies hat der Depositar nicht den geringsten Vortheil von der blos zum Besten des Deponenten übernommenen Verwahrung, und kann auch schon deshalb nur gehalten werden, dem ihm zugewandten Vertrauen zu entsprechen. Entgegnet er diesem aber mit Untreue, so steht dem Deponenten die actio depositi directa gegen ihn zu, welche bei der, im Alterthume einer anvertrauten Sache beigelegten Heiligkeit und der allgemein verbreiteten religiösen Scheu vor einem Treubruch dieser Art [4]), eine um so strengere Verfolgung erhielt. Der mit dieser Klage belangte und der Untreue überwiesene Depositar wurde nämlich mit Infamie belegt [5]) und daneben, nach den zwölf Tafeln, in der ältesten Zeit zur Strafe des Dupli verurtheilt [6]). Das Prätorische Edict beschränkte jedoch nachher die letztere auf den Fall, daß die Sache in einer durch Kriegs-, Feuers- oder Wassergefahr entstandenen Verwirrung niedergelegt worden [7]), und bestimmte, daß ferner blos in einem solchen Falle, bei erwiesener Untreue, die Verurtheilung in das Duplum Statt finden solle. Im Justinianischen Rechte wird diese Strafe allein noch auf böswilliges Ableugnen eines unter jenen Umständen erhaltenen Depositi bezogen [8]). Die Neueren nennen das letztere ein depositum miserabile und sind über die heutige Anwendbarkeit der Verurtheilung in das Duplum verschiedener Meinung. — Mit dem gewöhnlichen, oder depositum simplex, wie es in der Praxis genannt zu werden pflegt, fällt oft das sogenannte Sequestrum zusammen. Man versteht hierunter eine Sache, die zum Zweck der Verhinderung einer zu befürchtenden Rechtsverletzung einem andern (Sequester) in Verwahrung gegeben ist. Die Übertragung heißt sequestratio und kann entweder von einer richterlichen Verfügung ausgehen, oder auf dem Willen mehrer Personen beruhen, die nicht gerade streitende Parteien zu seyn brauchen. In jenem Falle nennt man die Sequestration necessaria, in diesem voluntaria, und betrachtet das daraus hervorgehende Rechtsverhältniß in beiden Fällen ganz ebenso, wie beim Depositum, wenn nämlich sonst alle erfoderlichen Eigenschaften des letzteren hier vorhanden sind. — Besonders wichtig ist nun noch das aus einem späteren Rechtsgebrauche hervorgegangene gerichtliche Depositum (depositum iudiciale, depositum iuris). Im Alterthum nämlich waren die Tempel herkömmlich allgemeine Aufbewahrungsorte. Der Stat legte hier namentlich wichtige Dokumente, besonders die auf eherne Tafeln gegrabenen Statsverträge nieder, und auch der Privatmann glaubte seine Urkunden und andere werth-

---

**) fr. 7. §. 2. Digest. de minorib. (4, 4.) C. 6. 9. 19. Codicis de nauris (4, 32.).

1) Quellen für diese Lehre: *Justin.* Instit. III, 14. (15.) §. 3. Digest. Lib. XVI. Tit. 3. Cod. IV 34. *Pauli* Sentent. recept. II, 12. Collatio legum Mosaic. Tit. 10. Mehr oder minder ausführliche Erörterungen findet man in der Menge von Commentaren über obige Abschnitte des Corpus juris, so wie in neueren, das römische Recht systematisch behandelnden Lehrbüchern, namentlich in denen von Hugo, Thibaut, Schweppe, Mackeldey u. s. w. 2) cf. *Ulpian.* in fr. 7. §. 2 und 3. Digest. 16. 3. 8; fr. 26. §. 2. Digest. (16. 3.). Für den Beweis einer wirklich stattgehabten Übertragung ist jedoch der Depositionsschein von größester Wichtigkeit. Vergl. C. 14. §. 1. Cod. de non num. pecun. (4. 30.).

4) *Herod* Lib VI. Cap. 86. *Juvenal.* Satyr. 13. 10. *Plin.* Epist. Lib X. Ep 97. 5) fr. 1 fr. 6 §. 6. Digest. de his qui not. infam. (3. 2.). C. 10. Cod. de depos. (4. 34.) 6) Collat legum Mosaic. Tit. 10. §. 7 in fin 7) fr. 1. §. 1. Digest. Depos. (16. 3.). 8) *Justin.* Instit. §. 26. de action. 4. 6.

volle Sachen nicht sicherer aufgehoben, als wenn er diese, durch Deposition im Tempel, unter den Schutz einer Gottheit stellte [9]). So waren vorzugsweise denn Verpflichtete, welche durch Deposition ihrer Verbindlichkeit sich entledigen wollten (siehe den vorhergehenden Art.), rechtlich gehalten, die zu überliefernden Gegenstände im Tempel niederzulegen [10]). Nach dem heutigen Gebrauche nun aber können diese häufig vorkommenden Depositionen allein im Gerichte vorgenommen werden, woselbst auch gewöhnlich Vormünder und Curatoren einer Vermögens- oder Concursmasse die von ihnen aufgenommenen und nicht sofort verzinslich unterzubringenden Gelder zur Verwahrung niederlegen müssen. Außerdem gehören zu den sogenannten depositis iuris noch die gerichtlichen Testamente, desgleichen die bei den obengenannten Sequestrationen vorkommenden und endlich die bei gerichtlichen Inventuren vorgefundenen Sachen. In allen diesen Fällen werden die Gegenstände, wenn sie Dokumente, Baarschaften und Pretiosen sind, auf Antrag des Deponenten, oder, wie im letzteren Falle, von Amtswegen in einem eigen dazu bestimmten, verschließbaren Behältnisse, welches im Gerichtslokale sich befindet und Depositenkasten genannt wird, zur Verwahrung niedergelegt. Der Richter hat die Sache, zur Bescheinigung der Umstände, in welchen dieselbe sich befindet, zu besichtigen, Baarschaften aber nachzuzählen, dieses alles in einem bei der Deposition aufzunehmenden Protokolle genau anzugeben, sodann die Gegenstände in Gegenwart des Deponenten und, falls dieser ein Schuldner ist, mit Zuziehung des Gläubigers zu versiegeln und so in dem Depositenkasten zu verwahren. Über die stattgehabte Deposition wird dem Deponenten, welcher eine bestimmte Depositionsgebühr entrichten muß, der Depositionsschein ertheilt. Das Gericht ist verpflichtet, ein Depositenbuch zu halten, in welches alle bei demselben eingegangene Depositа einzutragen sind. Dasselbe pflegt so eingerichtet zu seyn, daß auf der einen Seite die Einnahme, auf der gegenüberstehenden die Ausgabe aufgeführt wird und unter beiden, oder auch in einer beide Seiten verbindenden Rubrik die betreffenden Acten, Decrete und Protokolle angegeben werden. (*Dr. K. W. Schmidt.*)

DEPOT im Kriegswesen, ein jeder Aufbewahrungsort von Waffen, Bekleidungsvorräthen, oder Ersatzmannschaften für den im Kriege bei der Armee vorfallenden Verlust, die montirt und exerzirt zu ihren Regimentern abgehen; daher Depotcompagnien oder Bataillone. — Montirungsdepot enthält alle zur Bekleidung der Soldaten nöthige, sowol rohe als verarbeitete Gegenstände. Artilleriedepot besteht nächst dem Geschütz mit seinen Laffetten, Munitionswagen und übrigem Zubehör, als Ladezeuge, Geschirrsachen, Maschinen zur Lastenbewegung u. dgl., auch aus der zur ersten Ausrüstung bestimmten, fertigen Munition und allem, was zur Wiederherstellung des Beschädigten, wie zum Ersatz des ganz Abgehenden erfodert wird. Hier finden sich daher auch die Werkstätte und Handwerker zu diesem Behuf, als Schmiede, Schlosser, Büchsenmacher, Flaschner, Stellmacher, Tischler, Sattler, Riemer u. dergl. Der Materialiendepot in Festungen heißt auch wol der Bauhof, wo sich die zum Festungsbau nöthigen Geräthe und Materialien: Steine, Kalk, Sand, Bauholz u. s. w. befinden, nebst einer Schmiede und einer Schlosserwerkstatt und dem Bureau des Aufsehers (Bauschreibers), der über alles Vorhandene Buch und Rechnung führt, um eine stete Übersicht von dem Angeschafften sowol als dem Verbrauchten, ebenso gut als von den eingegangenen und ausgegebenen Baugeldern zu haben. Wenn es die Ortslage erlaubt, ist mit dem Materialiendepot auch ein Zimmerplatz verbunden, wo das Holz zu den Fortificationsgebäuden und Dachstühlen behauen und abgebunden werden kann. Bei der Belagerung einer Festung enthält der Materialiendepot das Schanzzeug und die zusammengebrachten Belagerungsbedürfnisse an Schanzkörben, Faschinen von verschiedener Länge, Pfählen, Sandsäcken — theils leeren, theils gefüllten, — die Hurten, das Holzwerk zu den Stückbetten und Pulverkammern, die Minenhölzer u. dergl. jedes in Haufen von dem übrigen abgesondert, so daß die Arbeiter ohne Verwirrung nach den besondern Haufen kommen und das Nöthige für den täglichen Bedarf empfangen können. Sie versammeln sich zu dem Ende im Depot und werden nach ihrer verschiedenen Bestimmung zu Eröffnung der Laufgräben, zu dem Batteriebau, zu den Sappen ꝛc. abgetheilt. Es darf daher nicht an hinreichendem Raume (mindestens 1200—1800 Quadratschritt) fehlen; denn es müssen hier auch eine Anzahl bespannter Wagen zu dem Transport der Faschinen und Schanzkörbe und der Munition bereit stehen, wozu die Wege rückwärts abgesteckt und ausgebessert sind. Das Geschütz wird besser durch Menschen aus dem Park nach den Batterien gebracht, weil das Anfahren desselben mit Pferden in der Nacht zu viel und mancherlei Zufällen unterworfen ist. Hinter dem Depot, doch noch in dem Umfange des Depots, befinden sich die Schmiedewerkstätte, um das unbrauchbar gewordene Schanzzeug und Minirgeräthe sogleich wieder in brauchbaren Stand zu setzen. Man siehet leicht, daß der Depot so nahe als möglich an dem Anfange der Laufgräben (einige 100 Schritt hinter denselben oder 1200—1600 Schritt von der Festung), liegen muß, jedoch durch die Beschaffenheit des Terrains: vorliegende Anhöhen, Gebüsche, Meierhöfe u. dgl., ihrer Ansicht und folglich ihrem Feuer entzogen. Diesem ausgesetzt zu seyn, könnte den größten Nachtheil bringen; während anderntheils eine zu große Entfernung von den Belagerungsarbeiten das Herbeibringen der nöthigen Materialien erschweren und dadurch die Arbeit verzögern würde. Noch weiter entfernt ist der Artilleriepark, am weitesten die Pulverniederlage, dem feindlichen Wurfgeschütz völlig unerreichbar. Noch vorwärts des Depots hingegen, am Eingange der Tranchée, werden die etwa vorhande-

9) *Plaut.* Aulul. Act. 4. Scen. 2. v. 1—8. — fr. 77. §. 26. Digest. de legatis II. (lib. 31.). 10) *Cicero* ad Atticum. 5. Ep. 21. fr. 7. §. 2. Digest. de minorib. (4, 4.) fr. 5. D. famil. herciscund. (10. 2.) fr. 1. §. 36. u. 37. D. Depos. (16. 3.) fr. 64. de fideiuss. (46. 1.) fr. 5. D. ad Leg. Jul. peculat. (48. 13.) Const. 19. Cod. de usur. 4. 32.

sten Gebäude zur Aufnahme der Verwundeten und zum neren Verband derselben, für das fliegende Lazareth eingerichtet. Fehlen die dazu tauglichen Gebäude, so werden Bretthütten erbaut und mit einer Anzahl Lagerstellen versehen. Die Zugänge von hier nach der ersten Parallele dürfen jedoch nicht von der Festung gesehen und beschossen werden können. (*v. Hoyer.*)

DEPPEA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen (Gruppe der Hedyotideen, aber einsamige Fruchtfächer, wie bei den Spermacoceen) und aus der ersten Ordnung der vierten Linnéschen Klasse, haben Chamisso und Schlechtendal (Linnaea V. p. 167.) so genannt nach dem Reisenden Deppe, welcher mit Schiede nach Mexiko ging, um dort naturhistorische Gegenstände zu sammeln, und welcher gegenwärtig noch dort lebt. Char. Der Kelch vierzähnig, mit kurzen, dreieckigen Zähnen; die Corolle fast radförmig, glatt, mit elliptischen Lappen; die Staubfäden sehr kurz, mit linienförmigen, aus der Corolle hervorstehenden Antheren; der Griffel länger als die Antheren, mit dicker Narbe; die Kapsel häutig, elliptisch, mit den Kelchzähnen gekrönt, zweifächerig, mit einsamigen, aufspringenden Fächern; die Samen sitzen an der mittleren Scheidewand fest. Die einzige Art, D. erythrorrhiza Ch. et Schl. (l. c. p. 168., D. hedyotidea Cand. prodr. IV. p. 618.), fanden Deppe und Schiede an schattigen Orten in Mexiko. Es ist ein kleiner Strauch mit gestielten, elliptischen, an beiden Enden zugespitzten, oben und am Rande etwas haarigen Blättern, dreieckigen, hinfälligen Afterblättchen und gestielten, drei- bis vierstrahligen Afterdolden am Ende der Zweige und in den Blattachseln. Wurzel, Holz und innere Rinde sind roth; die Blume gelb. (*A. Sprengel.*)

DEPRESSION, bei der Artillerie: die Richtung des Geschützes aus der Höhe in die Tiefe, daher der Elevation entgegengesetzt. Die Laffetten gestatten bei der gewöhnlichen Einrichtung der Laffette und Richtmaschine keinen größern Winkel als 8—10 Grad unter den Horizont zu richten; auf hohen Bergfestungen ist dies jedoch nicht hinreichend, und es ward in der Belagerung von Gibraltar durch den engländischen Artillerielieutenant Köhler eine besondere Depressionslaffette erfunden, deren doppeltes Rähmengestelle sich hinten zwischen 2 eisernen Stützen hoch und niedrig stellen läßt, um das Geschütz durch untergeschobene Keile in der ihm gegebenen Senkung zu erhalten. Auf dem Rähmen, der sich vorn um einen Drehbolzen bewegen läßt, liegt ein nach der Form des Rohres oben ausgeschnittener Block auf 4 niedrigen Rädern, vermittelst der das Geschütz seinen Rücklauf hat. Die Bedienung des Geschützes auf diesem Gerüste ist leicht und kann bei der vier- und zwanzigpfündigen Kanone bequem von 4 Mann verrichtet werden. (*v. Hoyer.*)

DEPTFORD, Stadt in der engl. Grafsch. Kent, dicht neben Greenwich und Southwark, an dem Einflusse des Flüßchens Ravensworth in die Themse, mit 19862 Einw., 3642 Häus. und 2 Kirchen: St. Niclas, ein altes Gebäude, welches im Jahre 1697 größten Theils erneuert wurde, und die 1730 erbaute schöne St. Pauls-kirche. Es sind hier große Schiffswerfte für die königliche Flotte, nebst weitläufigen Magazinen, und mehre Privat-Docken; auf der Stelle, welche jetzt das Arbeitshaus von St. Niclas einnimt, stand früher das von Peter dem Großen, während er auf den hiesigen Schiffswerften arbeitete, bewohnte Haus. Der Ort besitzt 2 große Seehospitäler, worin 300 Seeleute mit Weibern und Kindern unterhalten werden, eine gute Freischule und in der Umgegend große Gemüsegärten. (*Leonhardi.*)

DEPUTATION, die Abordnung eines oder mehrer zur Besorgung eines gemeinschaftlichen und öffentlichen Geschäfts für die betreffende Gesamtheit, also die beschlossene, bevollmächtigte und ernannte Deputation, oder die dazu ernannten Abgeordneten selbst, z. B. Reichsdeputation, Gerichtsdeputation, Steuerdeputation und Deputation von Stadt und Land, von Danksagenden oder Klagenden; wie sie sei und was ihr besonderer Zweck sei, ihr allgemeiner Zweck ist, daß von einzelnen mündlich oder schriftlich ein Geschäft Namens aller dazu Befugten besorgt werde, welches von allen nicht besorgt zu werden braucht, und zwar in oder bei einer öffentlichen Behörde. Dadurch unterscheidet sich die Deputation als Mittelglied, welches bald der einen, bald der andern Seite angehört, von der Delegation, dem Geschäftsbefehle, und von dem Mandate, dem Geschäftsvertrage. In dieser Hinsicht läßt sich sagen, der Fürst delegirt und der Senat deputirt; und sind auch die niederländischen, schweizerischen und hanseestädtischen Gesandten vormals Deputirte genannt. Aus dem Begriffe von der Deputation ergibt sich ferner, daß ihr nicht mehr Rechte übertragen werden können, als der Abordnende besitzt und übertragen darf, daß sie ihm verantwortlich für die Ausübung ihrer Geschäfte ist, und daß sie ihr Verfahren auch gegen dritte zu vertreten hat. Sollen von diesen Rechtsgrundsätzen Ausnahmen Statt finden, so müssen sie auf besondern gesetzlichen Bestimmungen beruhen. Eine Deputation kann schon an sich der ärgste Mißbrauch seyn, wenn sie z. B., wie so häufig im Mittelalter geschah, für und an einen Gegenkönig erfolgt, oder wenn das Recht und das Gericht dadurch verstört wird, wenn unter dem Namen einer Gerichtsdeputation ein außerordentliches Gericht die Sachen und besonders die peinlichen dem verfassungsmäßigen Rechtsgange entzieht. Sie kann sowol durch Überschreitung als Versäumniß, aber oft noch mehr dadurch fehlen, daß sie sich in gelehrte Ausführungen oder leere Streitigkeiten, die querelles allemandes, hilflos vertieft, wie unsern Reichsdeputationen nicht selten begegnet ist. Sie darf auch in den Formen nicht fehlen und durch unvorsichtiges Benehmen keine Gefährde veranlassen, also z. B. nicht öffentlich hervortreten, wenn sie vorhersieht, daß ein Zug von Ruhestörern sich ihr anschließen werde.

Mehr davon im Allgemeinen zu sagen, würde unverständlich seyn, bevor die Arten der Deputationen nicht betrachtet sind. Sie werden nun entweder I. von der Statsgewalt oder II. von den Unterthanen angeordnet.

I. Von der Statsgewalt.

1) Für die Gesetzgebung. Hat die Regirung weder Ständeversamlung noch einen Statsrath für die Arbeiten der Gesetzgebung zur Seite, so sind Deputationen von Mitgliedern derselben und den betreffenden Oberbehörden und Sachverständigen das bewährteste Mittel, um die Gesetze vorzubereiten und zu entwerfen. Sie werden von der Regirung gewählt und gelertet und lassen erwarten, daß ganz in dem Sinne derselben und mit praktischer Einsicht gearbeitet werde. Zu ihnen gehört die Gesetzcommission zu Petersburg und die Versamlung von den erfahrenen Männern für die Verfassungsberathung der dänischen Lande. Wird den untergeordneten Regirungsbehörden aufgegeben, durch ähnliche Deputationen die Verordnungen zur Ausführung der Gesetze entwerfen zu lassen, so kann dadurch die Vollziehung erleichtert und gesichert, dazu williger gemacht und Willkürlichkeit abgewandt werden; aber es erfodert Aufsicht, damit nicht die Verantwortlichkeit der vollziehenden Behörde geschwächt und das Gesetz entkräftet werde, wie denn manches durch die übereinstimmende Meinung der Unterbeamten endlich gerade in seinem entgegengesetzten Sinne angewendet ist. Hat die Regirung einen Statsrath zur Seite, so erleichtert sie das Geschäft, wenn sie durch eine Deputation von ihren und seinen Mitgliedern, die man gewöhnlich Commission nennt, die Gesetzentwürfe vorbereiten läßt, und hat sie eine gesetzgebende Versamlung zur Seite, so ist zweckdienlich, auch Mitglieder von derselben zuzuziehen. Über die nothwendigen Deputationen oder Commissionen zur vorbereitenden Berathung der Gesetzentwürfe, welche an die Stände gelangt sind, sowol die blos ständischen als die gemeinschaftlichen mit der Regirung s. die Artikel Ständeversamlung im Allgemeinen und bei den verschiedenen Ländern. Ebenso über die Regirungsdeputirten, welche in der Ständeversamlung selbst sitzen und das Regirungsinteresse wahren, entweder als stimmfähige Mitglieder, wie der Lordkanzler im engländischen Oberhause, oder ohne Stimmrecht, wie der kurhessische Landtagscommissär.

2) Für das Gerichtswesen. Die gesetzgebende Gewalt kann das ganze Gerichtswesen verändern, sie kann also auch Gerichtsdeputationen anordnen und ihnen Sachen, Untersuchungen und Entscheidungen, statt der ordentlichen Gerichte, ausnahmsweise übertragen, insofern ein unveränderliches Grundgesetz nicht entgegensteht, welches zu wünschen ist. Die oberstrichterliche Gewalt ist keine gesetzgebende, sie kann also am wenigsten die eben erwähnten Gerichtsdeputationen anordnen, weil sie damit ein Ausnahmegesetz geben würde, wenn ihr das Recht zu einer solchen Anordnung nicht von der gesetzgebenden Gewalt verliehen ist. Dagegen darf sie vermöge des in ihr liegenden Aufsichtsrechts über die Gerichte alle die Gerichtsdeputationen veranlassen, welche nach dem gesetzlich bestimmten Gerichtsverfahren zulässig und den Umständen angemessen sind, und die Regirung darf also dieselben, wie unabhängig die Gerichte seyn mögen, insofern anordnen, als sie blos Sache der Präsidenten und ihrer Verwaltung sind, weil in Verwaltungssachen der Vorgesetzte für den Untergebenen eintreten kann. So hängt es z. B. von der Regirung ab, zu bestimmen, daß und welche Gerichtsmitglieder, Recusationen vorbehalten, mit dem Vortrage über Gemeinheitstheilungen und mit den örtlichen Besichtigungen und den Vergleichsstiftungen in diesen Rechtssachen beauftragt werden sollen, und daß und welche Sachverständige dabei zugezogen werden mögen. Ebenso hat sie das Recht zu bestimmen, welchen Gerichtsmitgliedern eine Untersuchung anvertraut werden solle, und sie erfüllt nur eine Pflicht, wenn sie nach Verhältniß der vermehrten Geschäfte die Zahl der Richter, wenn auch blos für bestimmte Geschäfte und Zeit, vermehrt. Ob sie weiter gehen und die Sachen von einem Gerichte an das andere verweisen könne, hängt, wie schon erörtert, von der Gerichtsverfassung ab, die eine solche Abweichung von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen aber klar und unzweifelhaft enthalten muß, und spricht sie dafür, doch immer blos im engsten Sinne verstanden seyn will. Die Gerichte selbst haben das Recht, Deputationen anzuordnen für die Sachen, wofür das ganze Gericht nicht verantwortlich zu seyn braucht und die Bearbeitung seiner einzelnen verantwortlichen Mitglieder genügt, als zur Vernehmlassung und Vergleichung in einem Ablösungsgeschäfte, oder zur Klarmachung eines verwickelten Rechnungswesens, oder zum Untersuchungsverfahren in einer weitläufigen peinlichen Sache. Die wichtigste Vorfrage ist sodann, ob das Gericht oder sein Vorstand die Deputation anordnen kann, wenn die Geschäftsordnung darüber in Zweifel läßt? Es scheint Sache des Vorstandes zu seyn, wenn die Deputation in dem üblichen Geschäftsgange ihre Maßnahme hinlänglich findet; und es scheint Sache des Gerichts zu seyn, wenn sie der besondern Anweisung bedarf, weil alsdann Bestimmungen erfoderlich sind, wofür das Gericht verantwortlich ist, z. B. welche Regeln bei den Vergleichsvorschlägen zu bäuerlichen Ablösungen zu befolgen, nach welchen Grundsätzen ein Rechnungswesen zu ordnen, auf welche Verdachtsgründe Verhaftungen nöthigenfalls vorzunehmen seien, und weil das Gericht in diesem Falle nicht blos für die Bestimmungen, sondern auch für die Ausführung von Seiten der Deputation und nächst ihr verantwortlich ist. Muß es also die Deputation anweisen, so muß es sie auch wählen und dem Rechte nach die Hilfsarbeiter nicht minder, die sie nöthig haben mag. Da das Obergericht das Untergericht nicht vertreten kann, so hat es als solches das Recht nicht, Deputationen dem Untergerichte zu veranlassen, sondern es ist auf den Rath dazu beschränkt, wenn die Sachen an dasselbe gelangen und es zu ihrer weitern Behandlung eine Deputation angemessen erachtet. Geht sein Recht weiter, so gründet es sich nicht auf seine richterliche Befugniß, sondern auf die ihm beigelegte Regirungsgewalt, das Aufsichtsrecht. Die Gerichtsdeputation ihrerseits hat keine andere Geschäftsordnung und andere Entscheidung, als von dem Gerichte zu befolgen, dem sie angehört, bei dem sie ihre Berichte und Acten vorlegt, und von dem in ihren Sachen schließlich verfahren wird.

3) Für die Verwaltung sind die Deputationen von ganz anderer Art und von nicht so spröder Natur als für die Gerichte. Sie lassen sich besonders vortrefflich benutzen, um in der Verwaltung die den Collegien eigene Festigkeit und Beharrlichkeit in den Grundsätzen mit der Behendigkeit und Kraft zu verbinden, welche der für sich stehende Geschäftsmann den Sachen gibt, an denen er seine Lust und Ehre hat. Man hat bei den Regierungscollegien theils ständige, theils zeitige Deputationen; ständige besonders zu Rechnungs- und Kassensachen und zu Geschäften, wobei mehre Behörden gemeinschaftlich zu thun haben, als Rekrutirung u. dgl. m.; zeitige zu allen vorübergehenden Geschäften, welche für sich zu behandeln nützlich erscheint, und wozu sich dann die rechten Leute, sei es collegialisch oder von einem Vorstande abhängig, auch Ehrenmitglieder mit eigentlichen Geschäftsmännern vereinigen lassen. Die Regierung hat das Recht, in dem ganzen Bereiche ihrer Verwaltungen Deputationen zu ernennen und ihnen einen selbständigen Wirkungskreis anzuweisen; das letztere können die Unterbehörden nicht ohne Genehmigung der Regierung, aber sie dürfen einer Deputation so viele Befugnisse beilegen, als ihre einzelnen Mitglieder besitzen. Die übrigen nur unter der Aufsicht der Regierung stehenden Behörden, die standesherrlichen, städtischen u. s. w. haben gleiche Befugniß. Eine Verwaltungsdeputation kann hienach in ihrem Wirkungskreise mehr Gewalt haben als der Behörde, woraus ihr erstes Mitglied erwählt ist, darüber zusteht, wenn sie von der Regierung selbst eingesetzt ist, und sie nimt oder gibt die Befehle nach der Stellung, welche ihr in der Stufenordnung der Verwaltungsbehörden angewiesen ist. Sie ist zunächst der ihr unmittelbar vorgesetzten Behörde für die richtige Behandlung und Ausführung der Sache verantwortlich, und wird dieselbe verfehlt, so kann sie die Schuld nicht auf mangelhafte Anweisung schieben, wenn sie nicht bei Zeiten Gegenvorstellung gemacht hat; denn wer eine Verwaltungssache übernimt, erklärt stillschweigend, daß er sie mit den erfoderlichen Mitteln durchzuführen vermöge, und daß er für die Herbeischaffung der Mittel Sorge tragen wolle. Er thut aber weniger als dafür nicht zu sorgen, wenn er nicht einmal berichtet, daß ihm diese Mittel fehlen. Es ist dieses desto schärfer ins Auge zu fassen, je schwerer sonst durch Mißbrauch die Deputationen auf den Sachen und ihre Diäten auf den Kassen ruhen können. In wiefern Regierungsdeputirte bei genossenschaftlichen Verwaltungen zutreten, hängt von besondern Gesetzen ab, wie bei den Zünften von dem Reichsschluß von 1781, oder von Übereinkünften, wie bei Versicherungsanstalten, oder von letzten Willen, wie bei Stiftungen.

II. Deputationen von den Unterthanen sind sowol den Personen als den Sachen nach von der mannigfaltigsten Art, sie gehen von den Prinzen der regierenden Familie bis zu den Bergknappen und den Fischweibern, von Friedensanträgen bis zur Brodbitte hinab, denn wer gemeinschaftlich bitten und vortragen darf, der darf auch deputiren. Bei den Deputationen der Unterthanen kommt zu den Abordnenden und Abgeordneten nothwendig eine dritte Person und zwar die öffentliche, an welche die Deputation gerichtet wird.

1) Von den Abordnenden läßt sich der allgemeine Begriff nicht bestimmter geben, als daß sie willensfähig seyn müssen. Sie wählen entweder ihre Abgeordneten selbst oder blos die Wähler zu dem Wählen; s. die Artikel Urversammlung, Wahlmann, Wähler. Auch kann ihr Wahlrecht durch Gesetz oder Herkommen auf Personen oder Behörden übertragen seyn, wie z. B. die Landstandschaft auf städtische Behörden, oder ohne und wider ihren Willen in den Besitz von Fremden kommen, wie sich im heiligen römischen Reiche bei dem Säcularisiren und Mediatisiren nicht selten begeben. Es trägt sich auch zu, daß die Abordnenden an ihre Abgeordneten Deputationen senden, z. B. an Parlamentsglieder u. d. m. Dem strengen Rechtsbegriffe nach ist eine Abordnung nur dann giltig, wenn sie einstimmig beschlossen wird; da sich dieses aber nach aller Erfahrung nicht oft und nur zu häufig in den nützlichsten Sachen nicht erreichen läßt, so wird die Abordnung für rechtsgiltig gehalten, wenn sie von der Mehrzahl der Stimmberechtigten beschlossen worden, ohne daß die Minderzahl Widerspruch einlegt. Die Nichtstimmenden sind für den Beschluß der Stimmenden nicht verantwortlich, und die Abwesenden zählen für die Stimmenmehrheit nicht zu, wenn darüber nichts ausgemacht ist. Mehr läßt sich über das vielgestaltete Abordnungswesen im Allgemeinen nicht sagen.

2) Die Abgeordneten übernehmen ein öffentliches Geschäft, sie sind für seine richtige Ausrichtung ihren Abordnenden, wegen des Mißbrauchs bei ihrer Geschäftsführung der Obrigkeit verantwortlich, wenn nicht ausdrückliche gesetzliche Bestimmungen, wie großentheils für ständische Abgeordnete, dieses Rechtsverhältniß verändern. Frei von der Verantwortlichkeit, wie die bürgerlichen Abgeordneten im römischen Senate, die Tribuni plebis, ist jetzt niemand. Von welcher Art das Geschäft des Abgeordneten sei, es ist in seiner Rücksicht ein Verwaltungsgeschäft, und daraus folgt, daß es die rechtlichen Grundsätze zur richterlichen Beurtheilung der Geschäftsführung von Verwaltungsdeputationen theilt.

3) Sein Gegenstand muß in der Rechtszuständigkeit der Abordnenden, oder den gesetzlichen Befugnissen der Abgeordneten begriffen seyn und kann sowol auswärtige als innere Sachen betreffen.

4) Die Person oder Behörde, an welche die Abordnung ergeht, kann das Statsoberhaupt selbst seyn, und wie zugängig dasselbe von Rechtswegen allen Bittenden ist, so erfodert seine Würde, daß die Zulassung von Deputationen ihre Schranken habe, welche zwar wol nur in China feststehen, aber doch überall und immer, wenn auch nach Zeit und Ort noch so veränderlich, in der Anstandsordnung oder Etikette vorhanden sind. Dasselbe gilt in gehaltener Abstufung von den Behörden, welche seine Stelle vertreten. Sie und alle übrigen Behörden dürfen nur Deputationen zulassen, welche ihren Geschäftskreis betreffen, und schließt er amtliche Verhandlungen mit Auswärtigen aus, so schließt er auch die

Annahme auswärtiger Deputationen aus, z. B. von einer städtischen Behörde an die andere. Die streitigste Grenzlinie ist über den erlaubten und unerlaubten Antrag zu Deputationen an auswärtige Behörden und seine Ausführung. Es kann nicht von dem die Rede seyn, was die Nothwendigkeit in einem eroberten Lande gebietet, sondern was in der gewöhnlichen Statsordnung gegründet ist. Wenn der Minister des Auswärtigen ohne Vorwissen des Statsoberhaupts einen Unterhändler an eine feindliche Macht sendet, oder ein Heerführer eine ähnliche Verbindung anknüpft, so weicht er von der Ordnung ab, kann es aber in der besten Absicht thun und vollkommen gerechtfertigt erscheinen, doch wiederum auch Hochverrath begehen. Von beiden Fällen sind viele Beispiele bekannt. Über den Antrag eines ständischen Mitgliedes, Friedensverhandlungen ohne Vorwissen des Statsoberhaupts zu veranlassen, ist in der bekannten Sache des Schatzrathes v. Berlepsch verschieden geurtheilt. Ist die Amtsbefugniß das Erlaubte und ihre Überschreitung das Unerlaubte, so gibt es zwischen beiden nur das zeitig Genehmigte oder das unbedingt Gleichgiltige, und für beides sind die Statsbehörden von den übrigen zu unterscheiden; jene bedürfen zu Deputationen an Auswärtige der Genehmigung, und ohne dieselbe ist ihre dortige Zulassung auch mit dem guten Einverständniß zwischen den Staten nicht ganz übereinstimmend; diese bedürfen zu Glückwünschung, Danksagung oder Fürbitte u. dgl. der Genehmigung nicht, z. B. eine Deputation von Geistlichen an ihren neuen auswärtigen Bischof, von einer Stadt wegen verliehener Gerechtsame, oder von einer Gemeinde wegen Patronatsverpflichtungen. Es braucht hienach nicht noch besonders ausgeführt zu werden, daß auch für die einfachsten Unterthanen das Deputationsrecht nicht ohne alle Schranken seyn wird.

Es ist das Deputationsrecht eines der wichtigsten Rechte, die es gibt, aber auch des gefährlichsten Mißbrauchs fähig, und die Aufsicht der Statsgewalt ist darüber unentbehrlich. Wie die Statsgewalt vertheilt seyn mag, sie bildet entweder ein Ganzes, oder ist in der Auflösung begriffen. Ist sie in ihrer Thätigkeit, so ist auch das Aufsichtsrecht über das Deputationswesen, wo es sich finden mag, in seiner Wirksamkeit, um darin Freiheit und Ordnung zu gewähren. Es sind dazu vielerlei Mittel und Wege versucht, und es ist leicht zu sagen, was nicht seyn soll; aber noch nicht gesagt und auch wol nach den verschiedenen Lagen verschieden zu beurtheilen, wie das Aufsichtsrecht ausgeübt werden soll, um den Verbesserungsgeist nicht zu gefährden und das erworbene Gute zu sichern. Der Bundestag hat unterm 28. Juni 1832 die Niedersetzung einer Commission aus seiner Mitte auf 6 Jahre beschlossen, welche von den ständischen Verhandlungen in den teutschen Bundesstaten Kenntniß zu nehmen und, insofern sie mit den Bundespflichten in Widerspruch stehen würden, davon Anzeige zu machen hat. Die verschiedene Weise der Aufsicht in den Ständeversamlungen ist schon oben angeführt. Die ständischen Deputationen verhandeln theils mit, theils ohne Regirungsbeamten; in dem letzten Falle ergibt sich aber aus ihrem Zweck, daß der Regirung die Auskunft über den Stand der Verhandlung nicht vorenthalten werde. Das Aufsichtsrecht derselben über die Gerichtsdeputationen übt sie in Maß und Ordnung gleich wie über die Gerichte aus, denen sie angehören. Daß die Regirung das unbedingte Aufsichtsrecht über alle Verwaltungsdeputationen ihrer Unterbehörden hat, versteht sich von selbst, und bei den städtischen schreitet sie gleichfalls ein. Sie braucht überhaupt das Bestellen und Auftreten keiner Deputation außer Acht zu lassen, und unter Umständen kann die geringste bedenkliche Folgen haben; ohne Noth bedenklich seyn, hat aber die bedenklichsten Folgen; deshalb läßt sich nur nach den Umständen beurtheilen, ob es gerathen sei, gemeinschaftliche Deputationen von Gemeinden ꝛc. zu verbieten oder zu gestatten, die Anzahl der Mitglieder zu bestimmen oder frei zu lassen, und öffentliche Versamlungen zu Adressen und Abordnungen zu verbieten oder zu veranlassen. — Eine eigene Schrift über das ganze Deputationswesen gibt es nicht. Die Schriften über die teutschen Reichsdeputationen sind zwar nun antiquarisch, enthalten aber doch viel Kern. S. Häberlins Handbuch des t. Statsrechts. *Pütter* Instit. iuris publ. Gönners t. Statsrecht. Von der Einwirkung des teutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetze u. Rechtspflege seiner Gliederstaten handelt Behr; vergl. die Lehrbücher des Statsrechts von Klüber u. Schmidt. Mit Sieyes Abhandlungen: Ce qui est le tiers état und Moyens d'exécution läßt sich denn der Anfang von der langen Reihe französischer Schriften über die Wahlen und Verhältnisse der Abgeordneten: sur les électeurs, et les députés, et les chambres machen, denen sich Chateaubriand insofern entgegengestellt, als er die Rechtsfolgen der Julirevolution bestreitet und zwischen der gesellschaftlichen und rechtlichen Ordnung (l'ordre social et politique) unterscheidet. Die Seitenstücke zu dieser Literatur sind die Schriften über die engländische Reform. Die neueste teutsche Schrift über Gerichtsdeputationen ist: die Selbständigkeit des Richteramtes ꝛc. von Klüber. Über Verwaltungsdeputationen handelt selbst Berg in seinem Polizeirechte nicht in einem besondern Abschnitte, gibt aber für die einzelnen Sachen praktische Nachweisung. (*v. Rotteck.*)

DEQUEVAUVILLE, François, geb. zu Abbeville im J. 1745, der vorzüglichste Schüler von Daullé, war ein guter Figurenstecher, aber noch vorzüglicher in Landschaften. Zu der Voyage pittoresque d'Italie des Abbé de St. Non, wie auch zu der Description générale et particulière de la France, lieferte er mehre Arbeiten. (*A. Weise.*)

DERA GHAZI KHAN, ein kleiner Bezirk zwischen Indus und Baludschistan, das seinem Landesherrn, dem Könige von Kabul, etwa 5 Lack Rupien abwirft. Die gleichbenannte Stadt ist fast ebenso groß wie Multan [1]), liegt aber (1809) großentheils in Trümmern; doch war sie 1821 volkreich [2]), von Durrahnen und

1) Elphinstone Reise Th. 2. S. 266. 2) *Frazer* Travells in Khorasan.

Kaufleuten bewohnt. Lage 29° 50′ n. Br., 70° 20′ ö. L. von Greenw. (*Palmblad.*)

DERA ISMAEL KHAN, Hauptstadt der Provinz Damaun oder Deman in Afghanistan, an der Westseite des Indus, 31° 50′ n. Br., 70° 33′ ö. L. von Gr. Sie liegt in einem großen Haine von Dattelbäumen, etwa 300 F. †) vom Indus. Sie hat eine verfallene Mauer aus ungebrannten Backsteinen von etwa 1½ Meile im Umfange. Die Einwohner sind hauptsächlich Baludschen, obgleich auch einige Afghanen und Hindus darunter waren; in der Umgegend, einer großen Ebene, treiben Horden von wandernden Hirten, Baludschen und Dschatten herum. Seit 1809, wo die engländische Gesandtschaft sich hier einige Wochen aufhielt, ist diese Gegend nicht mehr besucht worden. (*Palmblad.*)

Deradiotes s. Deiradiotes.

DERAE, *Δέραι*, Pausan. 4, 15. war ein Ort in Messenien, dessen Lage sich nicht bestimmen läßt, der aber durch die unentschiedene Schlacht, welche in seiner Nähe zwischen den Spartiaten und Messeniern beim Ausbruche des zweiten messenischen Krieges im Jahre 682 vor Chr. Geb. oder Olymp. 24, 3. geliefert wurde, berühmt geworden ist. In diesem Treffen zeichnete sich nämlich Aristomenes, der Held des nachfolgenden Krieges, so glänzend aus, daß ihm von den Messeniern die Königswürde angetragen wurde, die er jedoch ausschlug und sich nur zum Oberfeldherrn ernennen ließ. (*L. Zander.*)

DERBE [1]), ein befestigter Ort in Lykaonien (Strabo 12. p. 188. Act. Ap. 14, 16.), zur Seite Isauriens, nahe bei Ikonium und Lystra gelegen. Stephanus nennt Derbe ein Kastell Isauriens nach der spätern Ausdehnung des letzteren. Erst durch den Tyrannen Antipater Derbetes, den Freund des Cicero (ad fam. 13, 73), wird Derbe bekannt, welches er zum Sitz gewählt hatte; ihm folgte sein Mörder Ampntas (Strabo a. a. O.). Hier predigten unter steten Lebensgefahren Paulus und Barnabas das Evangelium, nachdem sie von Ikonium hatten entfliehen müssen (Act. 14, 6. 20). Der Tradition nach ist Timotheus, der Jünger des Paulus, aus Derbe, was jedoch durch Act. 16, 1. 20, 4. nicht hinlänglich sicher gestellt ist. (S. Künöl zu beiden Stellen.) In späterer Zeit verschwindet Derbe wieder bis auf wenige Spuren seiner Existenz. (*Tuch.*)

DERBEND, enges festes Thor auf tatarisch und persisch, bei den Arabern besonders Abulfeda, der diese Stadt nach Azizi alt, vielberühmt und an Denkmälern reich nennt, Bab al abwab Pforte der Pforten *), auch eisernes Thor, Bab al Hadidi genannt, dicht am kaspischen Meer gelegen, unter 41° 52′ N. B., vor dem Jahre 1806 noch Sitz eines eigenen, von den Russen aufgehobenen Chanats, schon unter Peter dem Großen erobert, bei dessen Triumphzug in Moskau der Silberschlüssel der Eisenthore von Derbend vorgetragen wurde.

Hier war die kaspische Pforte, von welcher in fast gerader Linie westlich über den kaukasischen Isthmus jene von Strabo erwähnte Mauer ablief, von der man heut zu Tage noch Spuren bis an den Fluß Alason antrifft **). Die Stadt, welche dermalen nach Gamba 7000 Einwohner hat [zwei Drittheile Perser, 600 Armenier und 300 Juden nebst einigen Arabern aus der alten Zeit] ***), bildet ein terrassenförmiges, schmales Viereck, wovon der oberste Theil die von den Russen wiederhergestellte Festung, welche von dem mittleren Haupttheil durch eine Quermauer mit einem starken mit Eisen beschlagenen Thor getrennt ist; der untere Theil dient zur Viehweide. Ungeachtet jetzt Derbend sich wenig zum Handel im Großen eignet (da es keinen sichern Hafen und Ankergrund mehr hat und die Schiffe in einer Entfernung von mehren Werften dem Winde ausgesetzt stehen), so zeichnen sich doch die Einwohner durch Verfertigung von baumwollenen Zeuchen, durch Safran- und Weinbau aus. Der Wein ist hellroth, die Traube süß, 15 russische Pfunde kosten im September nicht mehr als 10 Kopeken Silber. Aber der Wein wird schlecht und in zu geringer Menge gebaut, ungeachtet bei besseren Anlagen ein großer Theil des südlichen Rußlands damit versehen werden könnte. An der Nordseite von Derbend ist ein Begräbnißplatz voller Leichensteine mit alten, besonders arabischen Inschriften, bei denselben das Mausoleum von vierzig Helden, welche bei der Eroberung Daghestans durch die Araber fielen. Hieher wandern viele Pilgrimme. Die Juden, welche 3 Werste von Derbend ein großes Dorf erbaut haben, verrichten hier ihren Gottesdienst in den Synagogen sitzend; sie sprechen und kleiden sich tatarisch und sind wol eines Ursprungs mit den Schirwanschen, die man aus der Gefangenschaft Salmanasars ableitet. Nach andern sind sie alle vom Stamme Benjamins. (Vergl. außer Olearius, Hanway und Bruce, der hier 1000 Leichensteine zählte, Reineggs, Güldenstädt, Steven in den geogr. Ephem. 1814. Bd. 45., und *Gamba* Voyage dans la Russie meridionale. T. I. et II. Paris 1827). (*Rommel.*)

†) „100 yards," also nicht „100 Ellen," wie in der teutsch. Übersetzung. Th. 1. S. 48. steht.

1) *Δέρβη* bei Strabo, Ptol. 5, 6. und im N. T. Nur Hierokles (S. 675. ed. *Wesseling*) schreibt *Δέρβαι*, an dessen Richtigkeit Mannert Geogr. der Gr. u. R. Th. 6, 1. S. 208. (2te Ausg.) zweifelt. Außerdem berichtet Stephanus, daß man auch *Δέρβεια* oder *Δέρβη* (s. Gronovs Collationen S. 797.) spräche. Auch sollen einige *Δέρβεια* gesprochen haben, welches auf Lykaonisch den Wachholderstrauch bedeuten soll. Man sieht übrigens in allen Formen leicht die Weiterbildung einer Grundform.

*) Vergl. Abulfedae Opus Geogr. edid. Reiske in Büschings Magazin. Th. 5. **) Vergl. *Bayer* de muro Caucaseo in s. Dissertat. ed. *Klotz* und *St. de la Croix* Memoires historiques et geogr. sur les pays situes entre la mer noire et la mer Caspienne. Paris 1796. Vergl. Ritters Erdkunde. Th. II. Abth. V. an verschiedenen Orten, besonders S. 852. ***) Vergl. überhaupt über die alte Geschichte Derbends besonders aus der arabischen Periode die Auszüge, welche Reineggs in seiner Beschreibung des Kaukasus aus dem Derbend-Nameh gibt (wovon sich ein türkisch-tatarisches Exemplar auf der Göttingenschen Bibliothek befinden muß), und Ritters Erdkunde. Th. II. Abth. V. In dem vollständigen Handb. der Erdbeschreibung von Hassel, Abth. IV. Bd. 1. S. 742. (Weimar. 1821.) wird das Gebiet von Derbend fälschlich Derbend-Nameh genannt.

DERBEND, ein perſiſches, aus dem Perſiſchen auch ins Tatariſche übergegangenes Wort, bedeutet im Allgemeinen einen engen Paß, engen Weg zwiſchen Bergen, engen Durchgang durch das Gebirge, beſonders am Feindeslande, engen und beſchwerlichen Weg aus einem in das andere Land, wo der Durchgang leicht erſchwert werden kann, auch Meerenge; als Name eines bewohnten Ortes eine wohlbefeſtigte Stadt, insbeſondere an der See, ein feſtes Schloß oder feſte Burg, Kaſtell, Citadelle, Feſtung, jede Grenzfeſtung, an der See oder am Strom belegen, nicht ſelten, wie das gleichdeutige Wort Bender, einen Haven und Seehandelsplatz, Portus, Emporium. Man findet daher in der Geographie von Mittelaſien mehre Orte, welche Derbend benannt ſind. So hörte z. B. Tavernier die Stadt Mûkân oder Mâghân in der perſiſchen Provinz Schirwân alſo benennen. Derbend in der Landſchaft Transoxanien oder Mâwârranahr findet ſich zwiſchen Termed und Dſcheghâniân [1]). Die vorzügliche, am allermeiſten unter dem Namen Derbend bekannte und berühmte Seeſtadt und Feſtung iſt aber Derbend am kaſpiſchen Meere am Fuße des Kaukaßus in der Provinz Schirwân, 41° 52′ n. Br. Zu dieſer Angabe der Polhöhe ſtimmen die Carte générale de la Georgie et de l'Armenie, Petersb. 1739, die Karte Armeniens von Zannoni, die Karte des Kaukaßus von Reineke u. a. m. Es iſt inzwiſchen in Zukunft noch eine gefliſſentliche genaue Höhenmeſſung an Ort und Stelle zu erwarten, da mehre gute Karten, z. B. die Malcolmiſche und die nach Malcolm und Morier gezeichnete, die Stielerſche, die Güldenſtädtſche vom Kaukaßus und die in neugriechiſcher Sprache entworfene von Batatzi, bis um einen ganzen Grad nördlicher abweichen, wogegen die Angaben arabiſcher und perſiſcher Geographen theils noch höher, wie z. B. Bakowi (43° 5′), theils tiefer herabſteigen, wie z. B. das Ayeen Acheri im Vol. III. (41° 0′). Daß die Angaben der öſtlichen Länge, in Ermangelung genauer mathematiſcher Berechnung, und je nachdem der erſte Meridian angenommen iſt, verſchieden ausfallen, verſteht ſich von ſelbſt, hinſichtlich der arabiſchen und perſiſchen Angaben insbeſondere, da einige dieſer morgenländiſchen Erdbeſchreiber vom littore maris Atlantici, andere von den Dschezâir el châledât (den Insulis fortunatis) rechnen.

Dieſes Derbend iſt da erbaut, wo uns die Alten die kaſpiſchen Pforten bezeichnen, welche das Gebirge Kaukaßus im Weſten des kaſpiſchen Meeres durchbrechen und aus dem nördlichen Gebirge in die ſüdliche Ebene und Küſte am Meere führen, von Ptolemäos Pylae Albaniae, bei der Quelle des Fluſſes Kaſius, ſonſt auch Pylae Sarmaticae und Portae Iberiae, ingleichen Pylae oder Portae Caucasiae genannt ſind und von den Portis oder Pylis Caspiis in Südoſt des kaſpiſchen Sees unterſchieden werden, welche den Alten noch bekannter und berühmter waren und gemeiniglich Pylae Mediae, Pylae Hyrcaniae, Pylae Bactriae hießen. Denn in der Nähe des kaſpiſchen Meeres trugen mehre enge Päſſe in den Gebirgsländern den Namen der kaſpiſchen Pforten, vorzugsweiſe aber außer der kaſpiſchen Pforte, von welcher wir zu ſprechen haben, der eben genannte, eine Tagereiſe von Rhagä, dem heutigen Rei, belegene Paß zwiſchen Medien und Aria der Alten (Choraßân) in dem Lande der Parther. Dieſe Päſſe waren mit eiſernen Thoren verſehen und mit Wachen beſetzt, den Streifereien nomadiſcher Völker vorzubeugen und die Verbindungen der Satrapen des Reiches zu Empörung weniger gefährlich zu machen, indem man ſich auf dieſe Weiſe in den Stand ſetzte, der Vereinigung ihrer Truppen wirkſame Hinderniſſe in den Weg zu legen. Unſer Derbend, die kaukaßiſche Pforte, wird daher von den Arabern nicht nur Bâb el abwâb d. i. die Pforte der Pforten, welches der gebräuchlichſte Name dieſer Stadt und Feſtung iſt, ſondern auch Bâb el hadîd, d. i. die eiſerne Pforte genannt, und von den Türken und Tataren in derſelben Bedeutung Demir kapû, oder, jedoch unrichtig ausgeſprochen und geſchrieben, Demir kapi. Alle dieſe Namen aber, Derbend nicht ausgenommen, ſowie die Benennung Serir el ahab, von welcher unten geredet werden ſoll, ſind Namen aus neuern Zeiten des Zeitalters nach Chr. Geb. Aus dem höheren Alterthum wird in den Berichten der Griechen und Römer, außer den oben erörterten Pylae Caspiae ꝛc., kein beſonderer Eigenname der Stadt und Feſtung bemerkt. Denn Albana ſcheint eine nahe Stadt an derſelben Küſte zu ſeyn; und von Pylae Caspiae iſt Derbend, der anfangs erörterten allgemeinen Bedeutung des Wortes gemäß, nur die pärſiſche und neuperſiſche Überſetzung. Inzwiſchen hat ſich eine zwar ſchon von Anquetil du Perron berührte, aber bisher unbeachtet gebliebene und noch nicht gehörig aufgeklärte uralte Benennung bis auf unſere Tage erhalten. Sie ſoll am Schluſſe dieſes Artikels beſonders vorgeführt werden.

Für alle Länder im Weſten und Oſten des kaſpiſchen Meeres iſt Derbend ſeit den allerälteſten Zeiten der unentbehrliche Stapelplatz der Waren und Güter geweſen, ſowie es in geographiſch-ſtatiſtiſchem Betracht die Grenzſcheide, die Pforte oder das Thor zwiſchen den Ländern Irâns und Turâns, d. i. den Ländern außer Irân, war. Auch in den ſpätern Zeiten noch, und bis jetzt, iſt der Handel im Großen und das Fabrikweſen daſelbſt, ſo weit es nach dem Standpunkte des Handels und der Manufaktur in den neuern und in den gegenwärtigen Zeiten, auch nach Beſchaffenheit des Örtlichen und andern Umſtänden ſeyn kann, den Nachrichten zufolge, wenigſtens was Seidenwaaren und Baumwollenwaaren betrifft, nicht unbeträchtlich, nächſtdem auch der Vertrieb mit Safran und mit Wein bemerkenswerth, indem man in der Umgegend und Nachbarſchaft einen ſtarken Safranbau unterhält und auch den Weinbau mit Nutzen betreibt. Die Stadt hat ei-

1) In Mirchonds Geſch. der Samaniden, Kap. 18., wo unter andern dieſes Derbends erwähnt iſt, wird es von Wilken mit dem Beinamen Barchasi aufgeführt, Derbend Barchasi, welches ein Irrthum iſt, da die richtige Textesart, wie mehre Codices bezeugen, bewerelusel lauter und dieſes Wort nicht zu Derbend, ſondern zu dem folgenden Worte tewekkûl bezogen werden muß.

nen weiten geräumlichen Haven, der aber nach dem Urtheile aller Seefahrer für unsere Zeiten kaum den Namen verdient und der schlechteste an der ganzen kaspischen See ist, nicht allein in Rücksicht des Aus- und Einladens der Boote an dem Ufer, sondern auch wegen des steinigen und unreinen Grundes auf der Rhede, indem außer Booten kein Fahrzeug in Entfernung von einer Werst der Stadt sich nähern kann. Die Wellen des Meeres bespülen zuweilen die Mauern der Stadt. Sie ist an der Anhöhe erbaut und lehnt sich an das Gebirge, welches nach Westen hin als hoher Fels aufsteigt, worauf das feste Schloß errichtet ist. Den Fels, an dessen Abhang die Stadt erbaut ist, nennt Ibn Haukal Adeib, und zu seiner Zeit versammelten sich die Einwohner jährlich ein Mal auf der Höhe desselben und zündeten Feuer daselbst an, die feindlichen Nachbarn zu schrecken. Die auf der Höhe errichtete Citadelle, wodurch der Zugang so schwierig wird, daß ein zahlreiches Kriegsheer durch die bloße Besatzung zurückgeschlagen werden mag, ist durch eine sehr enge und tiefe Felskluft getrennt, deren Wände fast senkrecht abwärts laufen. Die sehr alte, im Verlauf der vormaligen Zeiten nach dem jedesmaligen Bedürfniß in gutem Stande erhaltene und in den neuern Zeiten wiederhergestellte, und daher Nârîn kal'a oder Nârîn kalasi (die neue oder die erneuerte) benannte Bergveste macht den höchsten und kleinsten Theil der Stadt aus, welcher von dem mittlern Theile, dem Hauptheile, der eigentlichen Stadt, mittelst einer quer gezogenen Mauer geschieden, sich mit diesem Theile durch ein stark mit Eisen beschlagenes Thor verbindet. Der untere Theil der Stadt, gegen den kaspischen See, noch innerhalb der Festungsmauer ist Weideplatz. Das in der nördlichen Mauer befindliche Hauptthor, Bâb el abwâb, was der Stadt zunächst die arabische Benennung (s. oben) verliehen hat, wird wegen seines alterthümlichen, trefflichen Baues vor den andern als merkwürdiges Denkmahl des Alterthums bemerkt. Nicht weniger sind die starken, mit Thürmen gezierten Mauern der Stadt, in welchen sich die Thore derselben befinden, ein großartiges Werk der alten Baukunst. Ein Fluß fließt durch die Stadt, und ehemals waren in derselben auch schöne Wasserleitungen, welche aber in neuerer Zeit verfallen sind. Nur unzulänglich ist sie mit Brunnen versehen, was öftern Streit zwischen jüdischen und muhammedanischen Einwohnern verursacht hat.

In Verbindung mit den an vielen Stellen 10 Fuß dicken und 5 Faden hohen Mauern der Stadt und Festung Derbend ward in uralten Zeiten ein kühnes Werk des Baumeisters, eine große, lange, starke und dicke, den Mauern der Stadt an Breite und Höhe gleiche, oder solche in beider Hinsicht noch übertreffende, von Derbend aus in den Öffnungen des Kaukasusgebirges, welches zwar an sich selbst eine unübersteigliche Vormauer abgibt, Persien und die Länder am Euphrat gegen die Einfälle der nordischen Volksstämme zu sichern, durch Berge und Thäler nach Westen bis zum schwarzen Meere (dem Pontus Euxinus der Alten) laufende Mauer errichtet um die Länder der großen asiatischen Monarchie von den nordwestlich und nördlich hausenden, unsteten, rohen Chosarstämmen zu scheiden, d. i. hier auf der Westseite des kaspischen Meeres den Hyperboreern oder nordischen Nationen, welchen die Morgenländer den vieldeutigen mythisch-ethnographischen Namen Jâdschûdsch und Mâdschûdsch (Gog und Magog) beilegen, den Übergang abzuschneiden, ihnen den Weg in die mittäglichen Theile zu wehren. Diese große, in den morgenländischen Schriften unter den Benennungen Sedd Eskender, d. i. Mauer oder Wall Alexanders, Sedd Jâdschûdsch ù Mâdschûdsch, d. i. Mauer oder Wall gegen Gog und Magog, berühmte Mauer [2]), wovon die Überreste bis diesen Tag vorhanden sind, war, wie es uns die vorhandenen Überreste bestätigen, gleich den mit ihr in Verbindung gesetzten Stadtmauern von großen, mit eisernen und durch eingegossenes Blei gefesteten Klammern zusammengefügten Quadersteinen einer festen Steinart erbaut, in gewissen größern Entfernungen mit eisernen Thoren, ebenso in beträchtlichen Zwischenräumen mit spitzigen oder pyramidenförmigen Wachthürmen, hin und wieder sogar mit nahe liegenden oder auch auf der Mauer selbst errichteten Festungswerken versehen, zu solcher Befestigung und Verstärkung aber ohne Zweifel nach und nach im Verlaufe der Zeit gediehen, wozu sonderlich die parthischen und persischen Könige, sowie zu ihrer Erhaltung und von Zeit zu Zeit nöthigen Ausbesserung oder Wiederherstellung das meiste beigetragen haben sollen. Namentlich wird es von Jesdegird, Sohn Behrâms und von dem Chosrû Nûschirwân dem Gerechten gepriesen, daß jener die an vielen Stellen zerfallene Mauer wieder herstellt und ergänzt, dieser solche Wiederherstellung und Ergänzung, insonderheit durch einen ziemlichen Strich der dagheſtânischen Landschaft Tabaßerân (nach Maßûdi 40 Farßangen weit bis zur Stadt gleiches Namens) fortgesetzt, ja diese große Mauer sogar eine Meile weit in die See geführt habe; wie denn auch nach neuerer Nachricht die derbendische Stadtmauer sich aus dem Meere erhebend befunden wird, wohin sie sich nach Maßûdi eine arabische Meile weit (nach Bakûvi's Angabe 7 Farßangen der Seeküste entlang gegen einen unzugänglichen Berg) erstreckt. Schon in hohen Zeiten muß die Mauer der Zerstörung oder dem Verfall ausgesetzt gewesen seyn, da sie in frühen Zeiten bereits von Zeit zu Zeit des Ausbesserns und der theilweisen Wiederherstellung bedurfte. Eines Theils wirkte bei ihrem unstreitig sehr hohen Alter der Zahn der Zeit, andern Theils mag sie wiederholt durch die gewaltsamen Einbrüche der Skythen und anderer nordischen Völker gelitten haben und schon im hohen Alterthume endlich bis auf die einzelnen Reste zerstört worden seyn. Aus gleicher Ursache, theils Zerstörung durch Kriege

2) Öfter und der ursprünglichen Bedeutung von Gog und Magog (s. die Übersetzung des Koran. Halle 1828. S. 253. die Anmerkung c.) angemessener, wird unter Sedd Jâdschûdsch ù Mâdschûdsch eine ebenso berühmte Mauer in Ostasien verstanden, nämlich die große Mauer oder Feste des tschinesischen Reichs gegen die tatarischen Streifzüge.

und Streifereien, theils Verfall durch Vernachlässigung, übrigens auch bei veränderter und vervollkommneter Kriegsverfassung eingetretener Zwecklosigkeit halber, aus anderseitigen natürlichen Gründen, in dem spätern Zeitalter des Chalifats, hernach der türkischen Herrschaft und der unruhigen Regirungen der muhammedanischen Perser, erklärt es sich von selbst, daß es auch den Wiederherstellungen dieser Mauer in der parthischen und der saßanisch-persischen Epoche nicht günstiger ergangen ist und sich deswegen nun auf unsere Tage nur sparsame Überbleibsel erhalten haben. Demungeachtet sind die noch vorhandenen Überbleibsel theils einige noch ganz unversehrt erhalten, als wären sie erst neu erbaut, theils andere nur halb oder nur etwas zerfallenes Mauerwerk, ein großer Theil freilich bis auf ärmliche Bruchstücke ganz zerstört. Die neuern Nachrichten von den noch vorhandenen Überresten finden sich in mehren Reisebeschreibungen, ausführlicher aber von Gmelin, welcher im J. 1770 im Auftrag der russischen Regirung die anderthalb Meilen von Derbend entfernten, vorhin erwähnten t'abaßeranischen Ruinen der Mauer besuchte (Reise durch Rußland zur Untersuchung der drei Naturreiche, Petersb. 1774. B. 3.), und aus der Beschreibung des Hospodars der Moldau Demetrius Kantemir, der mit Bewilligung Peters des Großen im J. 1772 auf Entdeckung solcher Überreste der großen derbendischen Mauer ausreiste, und oben über Derbend eine Strecke derselben sechs Werste lang dergleichen Überreste zu Gesicht bekam, von Bayer in der Abhandl. de Muro Caucasio (Commentt. Acad. scientiarum Petropolit. Bd. 1. und in den Opusculis. p. 94 sq.) gegeben und durch einen Kupferstich veranschaulicht.

Die Errichtung der großen Mauer wird von den Morgenländern nach einer sehr alten Überlieferung oder Sage dem Alexander zugeschrieben, den sie Eskender nennen und ihm bekannter Maßen den Beinamen Dû'lkarnain geben. Man muß aber nicht wie gewöhnlich und wie selbst die meisten muhammedanischen Schriftsteller Alexander den Großen verstehen, sondern einen weit ältern Eskender, welcher ebenfalls den Beinamen Dû'lkarnain führt [3]), und von dem einige Perser glauben, daß er Dschemschîd sei.

Wir kehren zu der Stadt und Festung zurück. Die stark bevölkerte Stadt liegt in der Landschaft Dâghestân oder Tâghestân, welche aber ein Theil der Provinz Schirwân ist, deren Umfang sich vom Flusse Kur (dem Cyrus der Alten) bis Derbend ausdehnt. Derbend selbst ist als die Hauptstadt von Schirwân betrachtet, und das Gebiet der Stadt als der vornehmste District der ganzen Provinz. Die vormalige Chânschaft Derbend umgreift mehre einzelne Gebiete der Provinz. Der Chân hatte gewöhnlich seinen Sitz in der Citadelle der Stadt. Die Geschichte dieser Chânschaft liegt außer dem Bereiche des gegenwärtigen Artikels; wir können blos bemerken, daß sie die Fortsetzung der (Sec. VI.) von Nûschirwân gestifteten Satrapie oder Statthalterschaft von Schirwân war, deren Fürsten den Titel Schirwân schâh erhielten. Seit Nûschirwâns Zeit entstand auch die Benennung der Stadt Derbend, ihres Gebiets und der ganzen Statthalterschaft Schirwân, Serîr eld'ahâb oder Serîr eld'ehêb, d. i. der goldne Thron, weil Nûschirwân den Statthaltern der neugestifteten Satrapie in Rücksicht der Wichtigkeit ihres Postens, da sie das Reich an der damals bedenklichsten Grenze zu bewachen und zu beschützen hatten, das Vorrecht ertheilte, auf einem goldnen Sessel Recht zu sprechen.

Da Chosrû Nûschirwân, nicht der Erbauer oder erste Begründer der Stadt und Festung Derbend, wofür ihn die meisten muhammedanischen Geschichtschreiber zu halten scheinen, indem das Wort, welches in den orientalischen Sprachen bauen, aufbauen bedeutet, zugleich gebraucht wird, wenn die Rede blos von Wiederherstellung, von Erweiterung, Verschönerung ꝛc. ist, nicht seyn kann: fragt es sich, wer der wirkliche Erbauer oder erste Gründer dieser wichtigen Stadt und Festung gewesen? und zu welcher Zeit des hohen Alterthums dieselbe erbauet worden? Diese Fragen lassen sich nicht mehr bestimmt beantworten, weil uns die Nachrichten hierüber fehlen. So viel jedoch ist gewiß, daß die Erbauung dieser Stadt und Feste an dem in der That vornehmsten der im höchsten Alterthume bekannten engen Pässe am kaspischen Meere als das Werk einer Zeit im höchsten Alterthume anzunehmen ist, welches nicht nur aus der einstimmigen National-Überlieferung von der Errichtung der großen derbendischen Mauer durch den ältern Eskender Dû'lkarnain zu erhellen, sondern auch sich durch den Umstand zu bestätigen scheint, daß, wenn wir auch die Benennung Derbend, als nicht nur neupersisches, sondern zugleich der Pârsi-Mundart zugehörendes Wort, weit über das Zeitalter Nûschirwâns hinaufrücken, doch der ursprüngliche und wahre Eigenname der Stadt und Festung sich in den Nachrichten der griechischen und lateinischen Berichterstatter von dem medisch-persischen Alterthume nicht aufbehalten hat, und sich folglich sehr geraume Zeit, und zwar vermöge des Wechsels der Volks- und Stats-Verfassung des medisch-persischen Reichs, aus dem einheimischen Sprachgebrauche verloren haben muß. Wohl könnte man eben daher, daß den Alten weder Stadt und Feste noch Name derselben bekannt geworden, da ihnen doch ein paar andere Städtenamen an diesem Küstentheile des kaspischen Meeres bekannt wurden, sie auch den Paß kannten, an welchem Derbend erbaut ist, daß ferner auch keiner der orientalischen Geschichtschreiber einen frühern Erbauer Derbends nennt als Nûschirwân, und daß die Errichtung der großen kaukasischen Mauer und die sten Wiederherstellungen derselben, die ja für sich allein bestehen konnte, die erst spätere Erbauung einer festen Stadt in jener Gegend gerade voraussetzen oder doch wahrscheinlich machen dürfte, wohl könnte man aus diesen Umständen folgernd vielmehr das Gegentheil von dem, was bis hieher vom hohen Alterthume Derbends behauptet ist, annehmen, so daß ein älterer Eigenname dieser festen Stadt nicht vermißt würde. Allein alle diese Umstände, welche die Annahme unterstützen möch-

3) Von diesem Alexander oder Eskender Dû'lkarnain s. die Übersetzung des Korân S. 251. ff. in den Anmerkungen.

ten, sind, nach Ergebnissen und Erfahrungen in ähnlichen Fällen erwogen, nicht zureichend die Annahme zu beweisen, und zufällig hat sich uns dagegen zur Stütze der obigen Behauptung jener bisher vermißte, ursprüngliche Eigenname der Stadt Derbend wieder entdeckt, und ganz der Erwartung gemäß in der Ur- und Stammsprache der medisch-persischen Nation, der Grundlage der ältesten Haupt-Mundart Zend (Send). Es ist der Name Tschinewad (im Send Tschenvetô), den die Stadt und Feste von ihrer Örtlichkeit am engen Passe in der umfänglichen Landschaft des obern oder nördlichen Medien's, der Landschaft Tschin, dem Lande der ersten Kultur des Reichs, und von ihrer Lage und Bestimmung am kaspischen See, als vornehmster Stapelplatz der Waaren und Güter auf der ältesten Handelsstraße von Vorder- und Mittelasien nach Ost- und Hinterasien, empfing. Die Leser werden die umständlichere, wortforschliche und historisch-geographische Erörterung dieser Benennung, im Zusammenhange mit der Aufhellung des zugleich frühe erloschenen Landschaftnamens Tschin, in des Unterzeichneten nächst erscheinender vollständiger teutschen Übersetzung und Erläuterung des ferdußischen Schähnämeh finden, welche ihrer Bestimmung gemäß die wichtigsten geographischen, topographischen, historischen und archäologischen Gegenstände des medisch-persischen und des gesamten asiatischen Alterthums auf das sorgfältigste untersucht und dargelegt enthalten, und mancherlei irrige Ansichten in diesem Felde der Wissenschaft berichtigen und beseitigen wird. (*Wahl.*)

DERBETEN, einer der 4 Hauptzweige der Kalmüken, oder, wie sie sich selbst nennen, der Ölöten, d. h. der Abgesonderten, Abtrünnigen. Sie trennten sich von ihrem ursprünglichen Volksstamme und zogen der mongolischen Unruhen wegen aus der östlichen Soongarei in die westliche, in die Gegend des Irtüsch, Ischün und Tobolflusses, worauf sie sich in zwei Haufen theilten. Ein Theil schlug sich zu den Soongaren und hatte mit diesen einerlei Schicksal, dieser wurde mit in die gänzliche Auflösung derselben verwickelt; der andere zog mit den Torgoten (ebenfalls einem kalmükischen Volksstamme) im 17. Jahrhunderte nach Rußland, mehr westlich, gegen den Jaik (jetzt Ural) bis an die Wolga und den Don, wo er sich völlig niederließ und der russischen Oberherrschaft unterwarf. Schon 1673 begaben sich 5000 Zelte oder Familien unter den Chan der Torgoten, der damals am Ural stand, und huldigten Rußland. In der Folge wollten die derbetischen Fürsten nicht mehr unter den Torgoten stehen und gingen nach dem Tode des Chan Ajuka 1723 mit 14000 Zelten oder Familien über den Don. Späterhin besorgte die russische Regirung, daß der derbetische Chan Lawa Donduk sich unter den Schutz des Chans der Krimm begeben möchte; dieses veranlaßte eine abermalige Versetzung der Horde an die Wolga zu den Torgoten. An der berüchtigten Flucht dieses Volkes im Jahre 1770 nahmen die Derbeten keinen Theil, weil sie von den Torgoten unterjocht zu werden fürchteten, sondern blieben unter ihrem Fürsten Zendan ruhig an den Ufern der Wolga, wo sie noch jetzt ihren Wohnsitz haben. Vergl. Storch Gemälde des russ. Reichs. B. 1. Georgi Beschr. aller Nationen d. russ. Reichs, u. Makinowitz geogr. Wörterb. d. russ. Reichs. (*J. C. Petri.*)

DERBIKES, Δέρβικες (Strab., Ktes., Diod., Mela), Δερβίκαι (Ptol.), Δερκέβιοι (Dionys., Aviен., Priscian.), Dervicae (Athic.). Nach Stradon (11. S. 514. vergl. mit S. 508.) und Plinius (H. N. 6. 18.) saß diese skythische Völkerschaft in Hyrkanien an der südöstlichen Küste des kaspischen Meeres, womit auch Stephanos von Byzantion übereinstimmt, wenn er sie Nachbarn der Hyrkanier seyn läßt. Danach sind ihre Wohnsitze in der jetzigen Provinz Chorasan und Turkmanenland anzunehmen. Indeß setzen Ptolemäos (6, 10.) und Plinius sie zugleich an den Fluß Oxos, und zwar der letztere auf beide Ufer desselben. Der Oxos (jetzt Amu) fließt aber gegenwärtig in den Arolsee und nicht in das kaspische Meer, wie die Alten geglaubt zu haben scheinen. Daß der sehr bedeutende Strom seinen Lauf geändert habe, oder wenigstens einen zweiten Arm einst zum kaspischen Meere entsandte, wird wiederholt bezeugt (S. Ritters Erdkunde). Demnach mag Plinius Angabe guten Grund haben. Nichts desto weniger bleibt zu glauben übrig, daß hier eine Verwechselung des Oxos mit dem Ochos (jetzt Tedschien) obwalte, und daß an dessen Mündung in die südöstliche Bucht des kaspischen Meeres die Derbiker wohnten. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Erzählung des Ktesias. Der ältere Kyros griff auch die Derbiker, die vom Könige Amorrhäos regirt wurden, an und unterwarf sie. Sie standen aber im Bunde mit den Indern und wurden von diesen unterstützt, namentlich mit Elephanten. Saßen die Derbiker schon damals am kaspischen Meere, so muß diese Bundesgenossenschaft mit einem sehr entfernten Volke auffallen und unwahrscheinlich werden. Es läßt sich dieser Schwierigkeit nur dadurch begegnen, daß man ihnen in Kyros Zeitalter ihre Wohnsitze viel weiter südöstlich, vielleicht am oberen Oxos, anwies und daß man annimt, sie seien späterhin an das kaspische Meer hinabgezogen. Über ihre Sitten, die sowol an die Skythen, als an die Inder erinnern, finden wir (vergl. Strab. 11, S. 520. Älian. v. h. 4, 1. dazu Mela 3, 7, 3. Valer. Max. 7, 8, 4. *Plut.* de Alex. fort. 1.) folgendes: Sie verehrten die Erde, opferten aber und aßen nichts Weibliches. Männer über 70 Jahre alt, schlachteten sie und die nächsten Verwandten verzehrten das Fleisch; alte Frauen aber erdrosselten sie und begruben sie; die aber unter siebzig Jahren Gestorbenen wurden nicht verzehrt, sondern begraben. Verbrechen, auch kleinere Vergehen, bestraften sie mit dem Tode. (*L. Zander.*)

DERBORENTZE, Lacs de. Als im Jahre 1749 eine Strecke des Gebirges der Diablerets, das zwischen Wallis und dem Pays de Vaud sich bis 10092 Fuß über dem Meere erhebt [1]), einstürzte und die Lizerne, ein in den Rhone fließender Bergstrom, in ihrem Laufe hemmte, bildete sich der Derborentzer-See südlich

1) Helvetischer Almanach für d. J. 1820. Zürich. S. 19, 28, 36,

unter den Sennhütten von Cheville im walliser Zehnten Conthay. Mit Recht nennt ihn Bridel den jüngsten See in der Schweiz [2]). Er beschreibt meisterhaft den düstern Eindruck, den diese kleine, mit Felsentrümmern umgebene Wasserfläche auf das Gemüth des Alpenwanderers hervorbringt [3]). In ähnlichen schaurigen Umgebungen befinden sich zwei ebenfalls fischlose Seen gleiches Namens, wovon der kleinste [4]) östlich von dem eben genannten und der andere nordostwärts unweit der Sennhütten von Vaugey liegt. Wahrscheinlich sind auch sie im J. 1749 entstanden. Diese drei Seen liegen 4340 bis 4480 Fuß über dem Meere. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Derby (Geogr.), s. die Nachträge.

DERBY, Jacob Stanislaus, Graf von, geb. 1596, stammte aus einer alten Familie. In den bürgerlichen Kriegen, welche England unter Karl I. und II. erschütterten, zeichnete er sich durch eine unerschütterliche Anhänglichkeit an diese unglücklichen Monarchen und durch eine bewundernswürdige Tapferkeit aus. Er focht in den meisten Schlachten, welche Karl I. gegen sein aufrührerisches Parlament und dessen Anhänger lieferte, und zog sich dadurch den Haß derselben in so hohem Grade zu, daß sie in den Vergleichspunkten, die sie dem Könige zur Beilegung der obwaltenden Streitigkeiten vorschlugen, ihn wiederholt von der bewilligten Amnestie ausschlossen. Als Karl nach der verlornen Schlacht bei Naseby im Juni 1645 von England nach Schottland floh, zog sich Derby mit seinen Parteigängern auf die Insel Man, die ihm gehörte, zurück und hielt sich hier bis nach dem Tode des Königs, 1650, wo Karl II., der seinen Einfluß in Lancashire kannte, ihn zu sich beschied. Derby schlug sich mit 600 Reutern gegen eine Übermacht von 3000 zu ihm durch, erhielt aber in diesem hitzigen Gefechte 26 Wunden. Nach der verlornen Schlacht bei Worcester ließ ihn Karl in eine Meierei in Staffordshire bringen, wo er gleich darauf gefangen genommen wurde. Man stellte ihn vor ein Kriegsgericht, dem er bekannte, daß er sich bemüht, zu Gunsten Karls II. einen Aufstand in Lancashire zu bewirken. Obgleich er Begnadigung beim Parlamente nachsuchte, ward er doch den 15. Oktober 1651 zu Bolton enthauptet. Auch seine Gemahlin, Charlotte de la Tremouille, theilte seine politischen Grundsätze und seinen unbeugsamen Muth. In dem bürgerlichen Kriege unter Karl I. vertheidigte sie das Schloß von Latham, wo sie sich mit ihren Kindern befand, 4 Monate lang gegen die Truppen des Parlaments und nöthigte dieselben zum Abzug. Als sie später auf Karls I. Befehl das Schloß räumen mußte, zog sie sich auf die Insel Man zurück und hielt sich hier noch nach dem Tode ihres Gatten, bis die Bewohner sich gegen sie empörten und sich ihrer und ihrer Kinder bemächtigten. Sie gab der Nothwendigkeit nach, aber hatte, wie Hume sagt, den Ruhm, die letzte Person der drei Königreiche zu seyn, welche sich den siegreichen Waffen des Parlaments unterwarf. Bis zur Wiedereinsetzung Karls II. wurde sie in gefänglicher Haft gehalten und starb 1664. (*Franke.*)

DERE, *Δήρη* (Ptol. 4, 7), *Δειρή* (Strab. 16, S. 769), *Δείρη* (Agathem. 1, 3), war ein Vorgebirge mit einem Städtchen gleiches Namens an der äthiopischen Küste im Lande der Ichthyophagen, oder an der jetzigen Straße Bab-el-Mandeb. Die Hellenen nannten das Vorgebirge Deire (d. h. Hals), weil es eine schmale, weit vorgestreckte Landspitze ist. Ihm gegenüber an der arabischen Küste wurde das Vorgebirge Poseideion genannt (Ptolem. 6, 7.). Auf dem Vorgebirge Deire oder Dere lag ein Städtchen; daher Ptolem. *Δήρη πόλις ἐν ἄκρᾳ* anführt. Nach Plinius (H. N. 6, 34.) hieß die Stadt eigentlich Berenike Epidires, d. h. Berenike auf dem Halse, um sie von andern gleichnamigen Orten zu unterscheiden. Er drückt sich also aus: Est enim sita in cervice longe procurrente, ubi fauces Rubri Maris VII. M. D. passuum ab Arabia distant. Diese Angabe der Breite jener Straße wird durch Arrian. (peripl. p. 14.), Strabon und Agathemeros, die 60 Stadien geben, bestätigt. (*L. Zander.*)

DERECTARIUS. Daß man hierunter einen Dieb zu verstehen habe, ist gewiß; denn es wird dieser Ausdruck, der übrigens nur viermal vorkommt [1]), von Ulpian erläutert durch: „qui in aliena coenacula se dirigunt furandi animo [2])." Ebenso gewiß ist es außerdem, daß der Derectarius ein qualificirter Dieb sei, da Ulpian von ihm sagt, er sei „plus quam fur puniendus," d. h. härter zu bestrafen, als der gewöhnliche Dieb. Dagegen ist es völlig ungewiß, was für eine besondere Art von Dieben man sich darunter zu denken habe. Es sind hierüber eine Menge von Hypothesen aufgestellt worden. An diesem Orte würde es jedoch ungehörig seyn, die verschiedenen Meinungen zu kritisiren. Der Verfasser des vorliegenden Artikels hat über das Derectariat eine eigne Abhandlung geschrieben, auf welche er füglich verweisen kann [3]). Es reicht hin, die verschiedenen Hauptansichten kurz zu erwähnen.

Einige verstehen unter dem Derectarius einen Dieb durch Einbruch [4]); andere einen Dieb, der sich einschleicht [5]); wieder andere meinen, der Derectarius sei

2) „Il date donc de 1749 et c'est le plus jeune sans contredit des lacs de la Suisse" Conservateur Suisse II. 153. III. 246. 260. 3) Conservateur Suisse II. 156—163. S. 159. sagt er: „dans tout ce paysage rien ne m'a plus frappé que le lac de la Derborentze ..... c'est pour emprunter une phrase anglaise ..... une beauté couchée dans le sein de l'horreur. Ce lac, qui peut avoir dans sa forme irrégulière mille pas de long sur une largeur fort inégale, est entouré d'un côté d'une ceinture de rocs culbutés, et présente, de l'autre, des rives plus unies; l'ombre des sapins le noircit à droite de ses reflets, et la Lizerne, qui tombe d'un glacier supérieur, s'y précipite avec bruit par une dernière cascade. Aucun poisson ne l'habite encore; seulement quelques oiseaux de montagne passent dessus en sifflant. Jamais bateau n'en sillonna les eaux écumeures; seulement quelque arbre entraîne par les torrents y flotte au gré des vents ....." 4) Ce second lac n'est proprement qu'un marais encaissé dans une vase stérile et sablonneuse. Conservateur Suisse II. p. 161.

1) L. 7. D. de extraordinar. criminib. (47. 11.) L. 1. §. 2. D. de effractorib. (47. 18.) *Jul. Paulus* Sentent. recept. Lib. V. Tit. 4. §. 8. *Basilic.* Lib. LX. Tit. 28. §. 1. 2) L. 7. D. cit. 3) C. F. Dieck historische Versuche über das Criminalrecht der Römer. Halle 1822. S. 183. ff. 4) *Strykii* Dissertat. Vol. I. Num. 3. cap. I. §. 20. 5) *Matthaei* de

ein Dieb von Profession [6]). Da das Grundlose aller dieser Behauptungen aufs einleuchtendste nachgewiesen wurde, so hypothesirte man, in den gedachten vier Stellen werde entweder ein Verbrecher gemeint, der aus dem obersten Stockwerke eines Hauses, aus einer Dachstube, entwende, oder um des Stehlens willen eingehe [7]); — oder jemand, der sich in ein Zimmer begebe, um den zur Entwendung günstigen Augenblick abzuwarten [8]); — oder ein bestimmter Sklav, der die Entwendung an dem Eigenthum der bei seinem Herrn eingemietheten Inquilinen begangen habe [9]). — Der Verfasser dieses Artikels meinte, unter Derectariat sei der von Hausgenossen an einander verübte Diebstahl zu verstehen [10]); allein er hat mit seiner Hypothese ebenfalls vor dem Recensenten (Mittermaier) keine Gnade gefunden. Dieser erwiedert vielmehr: „Abgesehen davon, daß im Geiste des römischen Criminalrechts kein Grund ist, zu glauben, daß die Römer das Stehlen der Hausgenossen an einander als besonders geschärft betrachtet haben sollten, läßt sich noch weniger glauben, daß man diesem Falle die Ehre erwiesen haben sollte, einen eignen Namen für diese Diebe zu ersinnen, so wenig wir in unserer Sprache den Fall auszeichnen; denn das Wort Hausdieb bezeichnet etwas anderes [11])." — So lange nicht neue Quellen aufgefunden sind, möchte es vergebliche Mühe seyn, über den Derectarius etwas mehr, als eine gewagte, zu nichts führende Hypothese aufzustellen. — Schließlich noch die Bemerkung, daß das Wort gewöhnlich Directarius geschrieben wird. Diese Lesart findet sich nun zwar in einigen Handschriften des Julius Paulus [12]); allein in den bessern Handschriften und Ausgaben steht Derectarius. Gerade für diese Lesart ist auch das florentinische Pandektenmanuscript und ebenso die Basiliken, worin das Ulpianische Derectarii wiedergegeben ist durch: οἱ δερεκτάριοι. Für den Philologen dürfte diese Bemerkung, so unerheblich die Abweichung immerhin ist, doch nicht ohne alles Interesse seyn. Scheller sieht das Wort directarius als Adjectivum an; in den vier Stellen, worin es vorkommt, steht es aber lediglich zur Bezeichnung eines Substantivums. (*Dieck.*)

DEREMMA oder Daremma, bei Ptolemäos (5, 18.) ein Ort im südlichen wüsten Theile Mesopotamiens, welchen der Geograph — wie aus einer anderen Stelle desselben Kapitels zu schließen ist — an den Fluß Saokoras (Maska bei Xenophon) setzte. Wie weit dies gegründet ist, läßt sich bei dem Mangel näherer Nachrichten über diesen Theil des Landes nicht ermitteln, aber um so weniger verbürgen, da Ptolemäos ganze Ansicht von Saokoras mancherlei Schwierigkeiten gegen sich hat. S. d. Art. (*Tuch.*)

DERENCSÉNYI, Emrich, Commandant der Festungen von Tata (Totis) und Komorn, Erzschatzmeister des Königreichs Ungern und endlich Ban von Dalmatien, Kroatien und Slavonien. Im Jahre 1493 kämpfte er mit Berhard Frangepan in der unglücklichen Schlacht gegen den türkischen Pascha von Bosnien, Jakup. Frangepan ergriff die Flucht; vergeblich suchte ihn Derencsényi durch patriotische Ermahnungen und Erinnerung an seine vorige Tapferkeit zurückzuhalten. Mit den wenigen Treuen, die zurückgeblieben waren (worunter Nikolaus und Johann Frangepan), stürzte sich nun der Ban D. in das dichte feindliche Heer und erlegte viele Türken, bis ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, worauf er noch zu Fuße lange Zeit kämpfte und mehre Türken zusammenhieb, bis ihn endlich die Feinde fingen und seinen Sohn, der ihn vertheidigte, tödteten. Mit ihm fingen sie auch Nikolaus Frangepan, den Johann Frangepan aber tödteten sie. Tausende von den Türken waren in diesem hartnäckigen Kampfe gefallen, aber noch mehre Ungern. Den gefangenen Ban D. führten die Türken mit hinter den Rücken zusammengebundenen Händen zu dem Pascha von Bosnien, der sein trauriges Loos dadurch verbitterte, daß er bei jedem Nachtmahl das abgehauene Haupt seines Sohnes auf den Tisch stellen ließ. Dann führte man ihn nach Constantinopel und stellte ihn dem türkischen Sultan Bajazet vor, vor welchem der unglückliche Held seine kühnen und trotzigen Mienen nicht verleugnete. Bajazet behielt ihn in einer ziemlich erträglichen Gefangenschaft. Der Papst Alexander, der seine Tapferkeit und sein Unglück vernommen hatte, verwendete sich bei Bajazet um die Erhaltung seines Lebens. Nach Einigen starb er nach einer dreimonatlichen Gefangenschaft an der Pest, nach Andern an Gift; nach Andern löste der Bischof Thomas Bakács (Bakutsch) ihn, den Nikolaus Frangepan und andere Gefangene für 100000 Gulden (damals eine sehr große Summe, aber der Bischof war sehr reich) aus. Seine Gemahlin Ursula war die jüngere Schwester des Palatins Stephan Zápolya.

2) Derencsényi, Nicolaus, Commandant des Gegenkönigs Johann Zapolya, dessen Anhänger er stets war, in dem Zipser Schlosse. Im Jahre 1527 zog er gegen die von Zapolya abgefallenen Gölnitzer aus, zog aber den kürzern. Dagegen that er an andern Orten den Anhängern des Königs Ferdinand I. viel Schaden. Deswegen foderte der Zipser Propst, Johann von Horvath, nicht nur dem Könige Ferdinand treue Zipser, sondern auch die Zehner in der Scharoscher Gespanschaft im Jahre 1528 auf, ihm das Zipser Schloß zu entreißen. (*Hunyady.*)

DERENDINGEN, ein evang. Pfarrdorf im Oberamte Tübingen und Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg mit 608 Einwohnern. Hier sind gute Mühlsteinbrüche. (*Memminger.*)

DERESER, Thaddaeus Anton, war den 11. März 1757 zu Fuhr, einem Dorfe im Würzburgischen, unweit Volbach geboren. Seine philosophischen und theologischen Studien vollendete er in Würzburg und Heidelberg. Im J. 1780 empfing er zu Mainz die Priesterweihe. In Heidelberg lehrte er Philosophie und Theologie und seit dem J. 1783 Exegese, besonders des alten Testaments, an der Universität Bonn. Im J. 1786 ward er Doctor der Theologie und 1791 Pros

---

criminib Lib. XLVII. Tit. 9. §. 4. 6) Dabelow über den Directariat. S. 101. ff. 7) Feuerbach civilistische Versuche. S. 165. ff. 8) Grolle über den Begriff des Directariats. S. 22. 46. 9) *Pernice* de furum genere, quod vulgo directariorum nomine circumfertur. p. 38. 10) Dieck a. a. O. S. 298. ff. 11) Allgemeine (Hallische) Literaturzeitung. Jahrg. 1823. S. 24. 12) Jus civile antejust. Tom. I. pag. 440. Not. p.

fessor an der Universität zu Straßburg [1]). Mit dieser Stelle war die eines Regens im Seminarium verbunden. Während der französischen Revolution traf ihn, da er den ihm abgefoderten Eid nicht leisten wollte, das Loos zehnmonatlicher Verhaftung. Nur durch Robespierre's Sturz entging er der Gefahr, sein Haupt unter der Guillotine zu verlieren. Seit dem J. 1796 lebte er in stiller Zurückgezogenheit zu Mannheim, bis er im nächsten Jahre in Heidelberg als Professor der orientalischen Sprachen auftrat. Dort las er auch seit dem J. 1799 über Homiletik und Katechetik. Wie sehr man seine gründliche Gelehrsamkeit schätzte, beweisen mehre Anträge zu auswärtigen Beförderungen. Dem Rufe als Professor nach Klagenfurth (1801) folgten 1803 zwei andere nach Königsberg in Preußen und nach Gießen [2]). Durch erhöhte Besoldung sah er sich an den damaligen Markgrafen von Baden gefesselt, der ihm auch 1805 den Charakter eines geistlichen Raths verlieh. Im folgenden Jahre ward Dereser, an Klüpfels Stelle, Professor der Dogmatik zu Freiburg, wo er auch die orientalischen Sprachen und Exegese lehrte. Ein neuer Wirkungskreis wies sich ihm im J. 1810 als katholischer Stadtpfarrer zu Carlsruhe. Dort war er unermüdet thätig für die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens. Er leitete den Gesangunterricht und die katechetischen Übungen. Auf die kirchlichen Verhältnisse der katholischen Filialorte Durlach, Gottesau und Mühlburg gewann er durch zweckmäßige Verordnungen einen günstigen Einfluß, und sein freimüthiger Charakter zeigte sich im Kampfe gegen Intoleranz von einer liebenswürdigen Seite. Gleichwol zog ihm eine Rede, welche er bei der Todtenfeier des Großherzogs Karl Friedrich von Baden (1811) hielt, Mißdeutungen zu, die ihn nöthigten, Carlsruhe zu verlassen. Auf höheren Befehl vor ein Verhör gestellt, schloß er die ruhige und freimüthige Widerlegung aller gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen mit den Worten: „Pharisäer, Sadducäer und Herodianer fanden selbst in den Reden Jesu anstößige Stellen. Auf solche Leute nimt der rechtschaffene Lehrer so wenig Rücksicht, als Jesus Christus Rücksicht darauf nahm."

Die im J. 1811 ihm angetragene Stelle eines Lehrers der alten Sprachen in Constanz lehnte Dereser ab. Er unternahm um jene Zeit eine Reise in die Schweiz und ward noch im J. 1811 Professor der Theologie am Lyceum zu Luzern und zugleich Regens des dortigen Klerikalseminariums. Für den Eifer und Beifall, mit welchem er beide Stellen versah, sprach ein von der Regirung des Kantons ihm ausgestelltes Belobungsdecret. Aber die Freude, gleichzeitig Mitglied der Studiendirection geworden zu seyn, trübte ihm der Neid der schweizerischen Geistlichkeit, die es nicht ertragen konnte, einen Fremden mit höherer Besoldung, als sie selbst empfing, in ihrem Lande angestellt zu sehn. Die Grundsätze, welche Dereser predigte, schienen der päpstlichen Nuntiatur zu frei und gefährlich. Seit es bekannt geworden war, daß er früher an der Universität Bonn gelehrt, das teutsche Brevier verfaßt und zur Zeit des Emser Congresses für teutsche Kirchenfreiheit geschrieben hatte, bemühten sich der Auditor und Secretär des Nuntius, ihn von seinem Posten zu verdrängen. Besonders ungünstig für Dereser wirkte das Gerücht, daß er mehren emigrirten französischen Geistlichen untersagt habe, in ihren Probepredigten die Protestanten als Ketzer zu bezeichnen, und daß er bei einer homiletischen Erklärung der Stelle Matth. 13, 24—30. unter dem Unkraute nicht die Lutheraner und Calvinisten, sondern die lasterhaften Menschen aller Confessionen habe verstanden wissen wollen. Gegen die Beschuldigung, seinen Zöglingen den Indifferentismus gepredigt zu haben, rechtfertigten ihn die sämtlichen Alumnen selbst, als sie von dem Generalcommissar einzeln vernommen wurden. Das bischöfliche Generalvicariat zu Constanz glaubte zwar die in einer Flugschrift von der Kantonsregirung erhobenen Zweifel an Deresers Rechtgläubigkeit und an der Zweckmäßigkeit seiner Vorlesungen für nichtig erklären zu müssen; seine Gegner unterließen gleichwol nichts, ihn in den Ruf eines Ketzers zu bringen. Im Jahre 1813 berief der Erzbischof und Fürst Primas, von Deresers Unschuld überzeugt, ihn an seine Landesuniversität, und der gelehrte Bischof von Besançon, Graf Lecoz, lud ihn zu sich für sein Seminarium. Den ihm anvertrauten Posten behauptete Dereser unter Verleugnungen jeder Art. Selbst die Lebensgefahr, welche ihm bei einer im Februar 1814 zu Luzern ausgebrochenen Revolution drohte, konnte ihn nicht bewegen, seine Stelle niederzulegen. Um so überraschender und niederschlagender war es für ihn, als der Stadtrath zu Luzern ihm in einem Schreiben vom 1. März 1814 plötzlich seine Entlassung bekannt machte, ohne einen Beweggrund anzuführen. Als Dereser einen solchen verlangte, erhielt er zur Antwort: „eine souveräne Regirung lasse sich mit Fremden und Particularen in keine Discussionen ein."

Seitdem wählte Dereser Heidelberg zu seinem Aufenthalte, theils in der Stadt, theils auf dem Lande wohnend, und unermüdet Nutzen stiftend durch seine das Gemüth lebhaft erregenden Kanzelvorträge und andere geistliche Amtsverrichtungen. Eine günstige Wendung nahm sein Schicksal nicht. Auch in Breslau, wohin er von dem Königl. Preuß. Ministerium im Dezember 1815 als Domherr und Professor der Dogmatik und Bibelexegese berufen worden war, hatte er noch manchen Kampf zu bestehen. Oft äußerte er den Wunsch, nach Bonn oder nach Baiern versetzt zu werden. Er sah sich gleichwol getäuscht in der Hoffnung, eine Stelle an dem neu organisirten erzbischöflichen Domkapitel zu Freiburg zu erhalten. Der Tod ereilte ihn den 16. Juni 1827, als er von einer Reise nach Würzburg, scheinbar erheitert und gestärkt, wieder nach Breslau zurückkehrte.

Ein lebhafter Vortrag, nicht gewöhnlicher Ideenreichthum und gründliche Kenntniß in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens unterstützten den Ton edler Freimüthigkeit, der in seinen Predigten herrschte. Als einen scharfsinnigen Exegeten zeigte er

1) S. die Beilage zum 10. Stück der Würzburger gel. Anzeigen. 1792. S. 99. u. f. 2) S. die oberteutsche Allgem. Lit.-Zeit. 1803. 1. Hälfte. S. 558. u. 1887.

sich in mehren Schriften und Commentaren über das alte Testament, in Übersetzungen des Jesaias, Jeremias, Ezechiel und anderer Propheten. Seine hebräische Grammatik, im J. 1813 in lateinischer Sprache geschrieben, empfahl ihn als Etymologen. Was er zur Verbesserung katholischer Schulen gewirkt, für die er auch ein zweckmäßiges Gebetbuch schrieb, kann ihm nie genug nachgerühmt werden. — Ein Bildniß von Dereser befindet sich vor dem 71. Bande der neuen allgemeinen teutschen Bibliothek [3]). (*Heinr. Doering.*)

DERFFLINGER, Georg, der brandenburgische Generalfeldmarschall, war im März 1606 im Lande ob der Enns geboren. Er war noch ein Jüngling, als sein Vater, einer jener großen, patriarchalischen, frommen und unterrichteten Bauern, deren Art sich noch in dieser Provinz erhalten hat, ohne Zweifel in Gefolge des Bauernaufstandes von 1625, mit seinen nächsten Angehörigen exuliren mußte, während andere Derfflinger im Lande sitzen blieben. Darum kommt auch noch 1760 ein Derfflinger als Capitular zu Kremsmünster vor. Der junge D. trat, gleich andern östreichischen Exulanten, als Gemeiner in schwedische Dienste, und hatte es im J. 1635 bereits bis zum Obristlieutenant zu Roß gebracht. Er war es, der auf Banners Zug nach Sachsen mit nur 200 Pferden die viermal stärkern Sachsen aus Halle und der Moritzburg vertrieb. Im J. 1637 zog er unter des Obristen Pfuhl Befehlen nach Thüringen; bei Meiningen bestand er ein hartes, doch siegreiches Gefecht mit der feindlichen Reuterei, aber bei Hettstädt wurde er von dem Obristen Druckmüller überfallen und gänzlich geschlagen. Mit nur 60 Reutern entrann D. dem Gemetzel. Im J. 1638 wurde er zum Obristen befördert, und sein kühner Muth, sein gerader Sinn, sein zutrauliches Wesen, machten ihn bald zum Liebling der ganzen Armee. Als sie im J. 1641 im Begriffe stand, wegen rückständigem Sold zu rebelliren, war es eigentlich nur D., der die Meuterer im Zaume hielt und den Untergang der protestantischen Sache verhütete; er mußte aber auch, nachdem die Ruhe wieder hergestellt, im Auftrage der Armee mit dem Obristen Mortagne nach Hamburg reisen, um die so oft angekündigten Gelder in Empfang zu nehmen. Ihm allein vertrauten nämlich die Soldaten, daher er auch gleich darauf, abermals in ihrem Auftrage, dem neuen Befehlshaber Torstenson nach Stralsund entgegengehen mußte, um dessen Zorn gegen die ungehorsame Armee zu entwaffnen. Torstenson gefiel der unerschrockene Fürsprecher und er ließ ihn nicht nur den Zweck seiner Sendung erreichen, sondern beehrte ihn auch auf der Stelle mit einem weitern Auftrage, der nichts Geringeres bezweckte, als den Fürsten von Siebenbürgen, Georg I. Rakotzy, in das Bündniß gegen den Kaiser zu ziehen. D. und sein Gefährte, der Obrist Plettenberg, durchreiseten als abgedankte, anderweitige Dienste suchende Officiere das südliche Polen, erreichten ohne Hindernis den siebenbürgischen Hof und kamen nach wohl und schnell verrichtetem Geschäfte auf gleiche Weise zurück, so daß D. schon wieder an der zweiten Leipziger Schlacht Antheil nehmen konnte. Es stand an diesem Tage sein Regiment auf dem von Wittenberg geführten rechten Flügel des zweiten Treffens, welcher zuerst den Sieg entschieden hatte. Darum wurde auch D. an die Königin Christina abgesendet, um ihr mündlich über die Schlacht zu berichten, und von ihr nicht nur sehr gnädig empfangen, sondern auch zum Generalmajor ernannt. Während Torstensons Einfall in Mähren, der wenigstens zum Theil im Interesse der östreichischen Emigranten unternommen worden zu seyn scheint, war D. vorzüglich thätig; ihm war die Belagerung eines wichtigen Postens, der Stadt Leipnik, aufgetragen (1643), sie mußte sich, ungeachtet des langwierigen und muthigen Widerstandes der Bürgerschaft, ergeben und wurde von dem Überwinder sehr unbarmherzig behandelt. Nach dem Frieden fiel D., gleich andern schwedischen Generalen, in die Reduction; er nahm seinen Aufenthalt in der Heimath seiner Gemahlin, in der Mark Brandenburg und lebte in stiller Ruhe großentheils in Berlin, bis die kriegerischen Aussichten den Kurfürsten zu einer bedeutenden Vermehrung seiner Kriegsmacht bestimmten. Jetzt, im J. 1654, trat D. als Generalmajor von der Cavallerie in brandenburgische Dienste, und schon im J. 1656 fand er in dem Zuge gegen Polen die erwünschte Gelegenheit, seine Kriegserfahrung zu bewähren. Unter andern nahm er mit stürmender Hand das durch seine Lage an einem See und zwischen Morästen ungemein feste Kloster Priment und die Stadt Bomst, wo 600 Polen ihr Leben einbüßten. Zum Lohne wurde er noch im n. J. zum Generallieutenant von der Cavallerie und am 20. Juni 1657 zum wirklichen geheimen Kriegsrath ernannt. Brandenburg verließ indessen die schwedische Allianz und schickte selbst eine Armee unter dem Feldmarschall von Sparre nach Jütland, die Schweden zu bekämpfen. Auch D. stand bei diesem Heere und hatte so wesentlichen Antheil an der allmäligen Vertreibung der Schweden, so wie an den spätern, nicht minder günstigen Ereignissen in Pommern, daß der Kurfürst nicht umhin konnte, ihn im J. 1658 zum Generalfeldzeugmeister, mit monatlich 600 Rthlr. Tractament und 70 Rthlr. Service, dann 67 Rthlr. für die Kanzleikosten, zu ernennen. Am 18. Februar 1670 empfing D. seine Ernennung als Generalfeldmarschall, und er diente als solcher zum erstenmale in dem kurzen, von Friedrich Wilhelm den Holländern zum Besten unternommenen und durch den Frieden von Vossem beendigten Kriege. Nach dem Frieden wurde sein aus 600 Reutern und 400 Dragonern bestehendes Regiment durch die Entlassung der Dragoner theilweise reducirt, er selbst mußte sich eine Herabsetzung seines Gehalts auf 300 Rthlr. monatlich, gefallen lassen. Indessen darf man hierin keine Ungnade suchen; D. genoß nach wie vor das

---

3) S. Felders Gelehrtenlexikon der katholischen Geistlichkeit. Bd. 1. S. 156. u. f. Meusels gel. Teutschland. 5. Ausgabe. Bd. 4. S. 35. u. f. Bd. 13. S. 267. u. f. Bd. 12. S. 404. u. f. Bd. 22. 1. Liefrg. S. 398. v. Sieboldts artistisch-literarische Chronik von und für Franken. 1808. S. 109. u. f. Heinr. Döring die teutschen Kanzelredner des 18. u. 19. Jahrhunderts. S. 28. u. f. Den neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. 5. Th. 2. S. 612. u. f. Seebode's kritische Bibliothek. 1828. Nr. 1. Leipziger Lit.-Zeit. 1828. Nr. 55.

vollkommene Vertrauen seines Herrn, und diesem allein und dessen mächtiger Verwendung an dem kaiserlichen Hofe hatte er seine Erhebung in den Reichsfreiherrnstand, d. d. 10. März 1674, zu verdanken. In eben dem J. 1674 ging der Feldmarschall als Gesandter nach Holland, um einen Allianz- und Subsidientractat abzuschließen; sodann mußte er seinem Kurfürsten in den Feldzug an den Oberrhein folgen. Die vereinigte brandenburgische und kaiserliche Armee ging über den Rhein und breitete sich durch den ganzen Elsaß aus, wurde aber doch zuletzt mit Schande zurückgewiesen, wiewol D. mehrmals Gelegenheit gefunden hatte, seinen hellen Blick und seinen unternehmenden Geist zu bethätigen.

Mittlerweile hatte sich ein Feind anderer Art erhoben. Die Schweden, durch Frankreich und sein Gold verblendet, brachen in die Mark Brandenburg ein, während die brandenburgischen Truppen ruhig in ihren Winterquartieren in Franken lagen. Ende Mai 1675 verließ der Kurfürst die Ufer des Mains und schnell hatte er Magdeburg erreicht. Am 11. Juni wurde in seiner Gegenwart Kriegsrath gehalten, um einen Operationsplan gegen die Schweden zu verabreden. D. war der Meinung, die Feinde, die sich ganz sicher wähnten, unvermuthet zu überfallen. Seine Meinung wurde gebilligt. In der Nacht des 12. Juni ging der Kurfürst mit 5600 Reutern, 1000 Mann Infanterie und 13 Kanonen über die Elbe, zunächst um sich des festen Passes Rathenow zu bemeistern. Der Marsch wurde durch anhaltenden Regen erschwert, so daß die Reuterei erst am $\frac{15.}{25.}$ Juni mit Tagesanbruch vor Rathenow anlangte. Während Kanne und Kanofsky oberhalb der Stadt die Havel passieten, um von der Landseite einzudringen, wurden Derfflingers Dragoner zu einem Angriffe auf die Havelbrücke und das Thor commandirt. Der Feldmarschall selbst näherte sich, scheinbar in wilder Hast, mit einiger Mannschaft der ersten, mit einem Corporal und 6 Gemeinen besetzten Brücke und gab sich und seine Leute als eine geschlagene schwedische Partei an. Auf sein hastiges Zureden ließ man ihn, nach einigem Weigern, ein, worauf die Wache sogleich niedergemacht wurde. Der Verwegene drang weiter vor bis an die große Brücke, die er mehrentheils abgeworfen fand. Die aufgeschreckten Feinde empfingen ihn mit einem heftigen Feuer, welches besonders den nachrückenden Dragonern verderblich wurde; noch dauerte auf diesem Punkte das Gefecht, als Kanne und Kanofsky von der einen, Götze und Dönhof von der andern Seite in die Stadt eindrangen und sich des Havelthors bemächtigten. Schnell wurde die abgebrochene Brücke wieder aufgelegt; die brandenburgischen Reuter verbreiteten sich in der Stadt, und von der ganzen Besatzung entkamen nur 3 oder 4 Mann. Unterdessen lief die Nachricht ein, daß die feindliche Armee von Brandenburg und Pritzerbe aufgebrochen sei, um in der Richtung von Fehrbellin ihren Rückzug anzutreten. Damit seine Beute ihm nicht entgehe, war der Kurfürst sogleich entschlossen, auch ohne Infanterie, die noch 10 Meilen zurück war, zu schlagen. Der Kriegsrath zwar, der am 17. Juni zusammentrat, um diesen Entschluß zu besprechen, war anderer Meinung und hielt ein solches Unternehmen für allzukühn, ja für unausführbar, doch D. stimmte mit dem Kurfürsten, und so erfolgte die berühmte Schlacht bei Fehrbellin, welche großentheils durch die von D. ausgeführte Occupirung der Sandhügel bei Linum entschieden wurde. Auch nach der Schlacht in der Verfolgung der fliehenden Feinde entwickelte D. eine bewundernswürdige Thätigkeit. Der Kurfürst aber nicht zufrieden, den ungerechten Angriff auf eine so glänzende Art abgewiesen zu haben, beschloß, ihn durch einen Einfall in Pommern zu vergelten. Greiffenhagen, Wollin, Wildenbruch und Wolgast wurden nach einander genommen, und der Kurfürst empfand solche Zufriedenheit über die hiebei von dem Feldmarschall geleisteten Dienste, daß er ihm am $\frac{16.}{26.}$ October 1675 die vormalige Comthurey Wildenbruch zu Lehen verschrieb, gleichwie er ihm bereits am $\frac{6.}{16.}$ Juli, wegen seines Verhaltens in der Schlacht bei Fehrbellin, 20000 Rthlr. angewiesen hatte. Das J. 1676 eröffnete der schwedische General Mardefeld mit einem Angriffe auf Wolgast; ein zweiter Sturm sollte eben versucht werden, als D. mit seiner aus Mecklenburg und der Prignitz zusammengezogenen Reuterei, und verstärkt durch einige kaiserliche und dänische Truppen, sich über Tribsee und Dammgard einen Weg bahnte, gleich einem Wolkenbruch über das Belagerungsheer vor Wolgast fiel (22. Januar 1676) und den vollständigsten Sieg erfocht. Dieses Ereigniß bahnte den Weg zu fernern Eroberungen; Stettin selbst, welches noch nie erobert worden, mußte sich nach der tapfersten Vertheidigung am 27. December 1677 ergeben, und D., nachdem er die Ehre gehabt, dem triumphirenden Einzuge des Kurfürsten beizuwohnen, erhielt, worauf er schon seit dem 9. Juli 1677 die Anwartschaft hatte, die Statthalterschaft von Vor- und Hinterpommern, samt dem Obergouvernement der pommerschen Festungen; seine Bestallung ist vom 26. Mai 1678. Zum Gehalte empfing er jährlich 2800 Rthlr., außer verschiedenen Deputaten. Damit dachte der Feldmarschall, der eine Abnahme seiner Kräfte verspürte, seine Laufbahn zu beschließen, und wirklich bat er den Kurfürsten, ihm den Rest seiner Tage zu schenken, damit er sich in der Stille zu der großen Reise in die Ewigkeit anschicken könne. Aber Friedrich Wilhelm war nicht gesonnen, sobald noch seiner wichtigen Dienste sich zu begeben. „Wir geben Euch aber selber," heißt es in dem Rescript vom $\frac{11.}{21.}$ März 1678 „vernünftig zu ermes-
„sen, wann ihr jetzo, da noch alles in crisi stehet, und
„der Krieg expertger alß vormahlen zu erlangunge ei-
„nes heylsamen friedens fortgesetzt werden muß, quiti-
„ren solthet, ob ihr nicht eure so wohl erworbene Ehre
„beflecken, und Euch bei aller Welth eine blâme zuzie-
„hen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alther verlies-
„hen, aber auch dabei eine gesunde Leibes-constitution.
„Wir hergegen seynd nebst einem auch ziemblich hohen
„Alther vielen beschwerlichen Kranckheiten unterworffen,
„und hätten tausend mahl mehr Ursache Uns nach der
„Ruhe zu sehnen; jedennoch wellen unser Vorhaben,

„zu einer beständigen Beruhigunge so vieler tausend „Seelen angesehen ist, seynd Wir entschlossen, auch den „rest unserer Kräfte darahn zu setzen, und unsere ei„gene persohn nicht eher der schweren Krieges-Last zu „entziehen, biß solcher vorgesetzter Zwegk erlanget seyn „wird. Bei solcher bewendnus nuhn, und da wir „Euch kennen, ihr auch bereits bei Uns viel sauer und „süßes gekostet habet, so ist es ja besser, daß ihr auch „bey uns bis ans Ende außharret, und nachdem ihr den „Sahmen werffen helffen, auch der Früchte genießet; „welches mit Göttlicher Hülffe nach geendigter bevorste„hender Campagne geschehen kann.“ So treuherzigen und gnädigen Worten war nicht zu widerstehen, und freudig folgte D. seinem Herrn in den neuen Feldzug. Bei dem Angriffe auf Rügen, den 10. September 1678, führte er das Mitteltreffen; er war unter den ersten, welche am 13. September den Boden der Insel betraten, und sogleich mußte Königsmark seinen schweren Arm fühlen. Zweihundert Schweden geriethen in Gefangenschaft, der Rest warf sich in die alte Fehrschanze, um sich von dannen nach Stralsund in Sicherheit zu begeben. Dazu ließ ihnen D. keine Zeit. Am 14. September mußte auf sein Geheiß Schöning mit 500 Mann die Schanze auf der Wasserseite angreifen, während er selbst sie in der Fronte bedrohte. Noch war auf Schönings Seite nichts entschieden, als D. einen Theil seiner Reuterei absitzen und stürmen ließ; glücklich wurde die Schanze erobert. Einige hundert Schweden blieben auf dem Platze, 700 Mann wurden gefangen und 250 Pferde mit der sämtlichen Artillerie erbeutet. D., der nur 40 Mann verloren hatte, ging sogleich auf die neue Fehrschanze los, allein sie wurde, gleichwie die Insel Dänholm, schon nach den ersten Kanonenschüssen übergeben. Das von allen Seiten eingeschlossene Stralsund fiel nun ebenfalls nach einem scharfen Bombardement am $\frac{15.}{25.}$ October, Greifswalde am $\frac{6.}{16.}$ November; die Schweden waren hiemit vom teutschen Boden vertrieben und der Krieg schien beendigt in Ermangelung eines Schlachtfeldes, auf welchem sich die Streitenden treffen könnten, als es ruchbar wurde, daß 16000 Schweden unter Horn verwüstend in Preußen eingedrungen seien. Schnell war Friedrich Wilhelm zu einem Winterfeldzuge entschlossen. D. ging ihm voraus, aber die Schweden wollten ihn nicht erwarten, und hätte nicht der Kurfürst den kühnen Marsch über das gefrorne kurische Haf gemacht, um einen Landweg von 8 Meilen zu ersparen, so würde weder er noch sein Feldmarschall einen Schweden zu Gesicht bekommen haben. Dessen bedurfte es aber auch nicht, denn das schwedische Heer war vollkommen zu Grunde gerichtet. In dem nicht lange darauf erfolgten Frieden von St. Germain verlor nun zwar D. seine Herrschaft Wildenbruch, er erlangte dagegen die Ruhe, die er sich schon längst gewünscht hatte, nur daß er die Statthalterschaft von Hinterpommern und dem Fürstenthum Kammin beibehielt, auch Obergouverneur aller Festungen, General en chef über sämtliche kurfürstliche Truppen, geheimer Kriegsrath, Gouverneur von Küstrin und Inhaber dreier Regimenter, eines Cürassier-, Dragoner- und Infanterieregiments, blieb. Diese Ruhe konnte ihm jedoch die zerstörten Kräfte nicht wiedergeben, er mußte sich häufig, um seiner Gesundheit zu pflegen, auf seinen Gütern aufhalten und konnte daher nur selten den geheimen Rathssitzungen beiwohnen. Diese Umstände waren es wol hauptsächlich, welche nach vielen Zweifeln und Zögerungen *) den Kurfürsten veranlaßten, den französischen Marschall von Schomberg in seine Dienste zu nehmen und ihn zum Statthalter in Preußen und zum General über sämtliche Truppen zu bestellen. Er machte dieses dem Feldmarschall am 19. April 1687 in den gnädigsten Ausdrücken bekannt, gleichwol konnte D. nicht umhin, in seiner Antwort vom 20. April einige Empfindlichkeit auszudrücken, daß ihm die Oberaufsicht über die Armee und weiter nichts entgehen sollte. Indessen ergab er sich in das Unvermeidliche, um noch acht Jahre in stillem Frieden zu verleben; er starb im 89. Jahre seines ruhmvollen Alters den 4. Februar 1695, Mittags zwischen 12 und 1 Uhr und wurde, seinem Willen gemäß, ohne alles Gepränge, in der schönen, von ihm erbauten Kirche zu Gusow zur Erde bestattet. In der Abdankungsrede, so ihm der Prediger zu Gusow, Salomon Sannovius, über Psalm 91, V. 15. 16. gehalten, und die im Drucke vorhanden ist, wird seiner Thaten nicht im mindesten erwähnt; er hatte das so befohlen, und es macht dieser Befehl auf eine sehr lobenswerthe Eigenschaft des Feldmarschalls aufmerksam. Er war bescheiden und anspruchslos. Außerdem war er ein biederer, zuverlässiger, ehrliebender und frommer Mann, der mit Recht seinem Kurfürsten versichern konnte, er habe ihm so treu mit seinem Leibe, als Gott mit seiner Sele gedient. Seine derbe Fröhlichkeit, die ihm wol von den sonnigen Alpen der Heimath gefolgt war, gewann ihm aller Herzen, wenn sie gleich zu Zeiten in dem an sich immer noch sehr derben Zeitalter auffiel. Den Krieg hatte er, gleich der großen Mehrheit seiner Zeitgenossen, nur handwerksmäßig erlernt, aber er besaß in hohem Grade den Instinkt des Kriegs, und dieser Instinkt, sein natürlicher Scharfsinn, seine Entschlossenheit, sein freudiger Muth, setzten ihn in den Stand, große Dinge auszuführen. Auf die Bildung der brandenburgischen Armee hat er den größten Einfluß geübt; den Ritterssinn, den sie länger als irgend eine Armee bewahrte, den esprit de corps, der bis zum J. 1806 eine ihrer Hauptstärken ausmachte, hatte ihm zuerst der alte Feldmarschall, der östreichische Plebejer, eingeimpft. D. liebte auch die Künste, besonders die Bau- und Gartenkunst, wovon das durch ihn erbaute, schöne und zu seiner Zeit prächtige Haus am Cölnischen Fischmarkte No. 4. zu Berlin und seine Anlagen zu Gusow redende Beispiele sind. Dieses Gusow, früher der Familie von Schaplow gehörig, hatte er, samt dem anstoßenden Platikow, 1649 um 24000 Rthlr. erkauft; bei seinem Tode wurden beide Güter zusammen auf 130000

*) „Le Prince d'Orange,“ schreibt Schomberg selbst in dieser Angelegenheit, „voit comme moi, que ce qui passe par l'esprit des Docteurs de cette cour (de Berlin) est rempli de beaucoup d'incertitudes.“

Rthlr. gewürdigt. Außerdem besaß er noch in dem nämlichen Lebusischen Kreise die Güter Kleffin, Hermersdorf und Wulkow, dann in der Neumark das wichtige, 1684 erkaufte Schildberg und endlich in Preußen das herrliche Quittainen mit den vielen dazu gehörigen Dörfern; ein Besitz, um dessentwillen er sich am 25. August 1642 das preußische Indigenat ertheilen ließ. Die Mittel zu so vielen Erwerbungen, so wie zu Anschaffung eines großen baaren Vermögens fand D. theils in der sparsamen Verwendung eines großen Diensteinkommens, theils in Geschenken seines Herrn, vielleicht auch auswärts, wenn anders der dänische Gesandte an dem Berliner Hofe, der von Ahlefeld, kein Verleumder ist. Denn es schreibt Ahlefeld an seinen König (Lünigs teutsche Reichs-Canzellen, S. 73): er hoffe die Generals (zu Berlin) und sonderlich Derfflingern, dessen Geist über die andern dominire, auf seine Seite zu bringen, zu dessen Ende er keine Zusagen oder Versprechen spare, quia Berolini ut Romae omnia sunt venalia. — D. hatte sich zweimal vermählt, 1) im J. 1646 mit Margaretha von Schaplow, und 2) mit Dorothea von Görtzken. Die einzige Tochter erster Ehe, Beate Louise, wurde 1674 an den Generallieutenant Kurt Hildebrand von der Marwitz verheirathet. Aus der zweiten Ehe kamen 6 Kinder: 1) Friedrich, von dem unten; 2) Karl, ging als Volontär mit den brandenburgischen Truppen nach Ungern und blieb vor Ofen im J. 1686. 3) Louise, verm. an den Generallieutenant Joachim Baltzer von Dewitz auf Hoffelde. 4) Amilia, vermählt an den Obristen Hans Otto von der Marwitz. 5) Charlotte, vermählte sich den 8. Mai 1683 mit dem Generalmajor Johann von Ziethen. 6) Dorothea, blieb unvermählt.

Friedrich, Freiherr von Derfflinger, des Feldmarschalls älterer Sohn, war zu Gusow den 1. April 1663 geboren, studirte mit seinem jüngern Bruder 1676 zu Frankfurt und Tübingen, durchreisete Frankreich, Holland, England, Italien, selbst Malta, ward den 24. October 1688 Obristlieutenant bei dem Infanterieregiment Markgraf Philipp und den 15. September 1689 Obrist. Nach dem Feldzuge von 1691 nahm er den Abschied, weil sein hochbetagter Vater ihn um sich zu haben wünschte; einige Jahre nach dessen Ableben trat er jedoch neuerdings in Kriegsdienste. Er erhielt ein Dragonerregiment und wurde am 10. December 1704 Generalmajor und am 27. Februar 1713 Generallieutenant von der Cavallerie, während seine Dragoner in reitende Grenadiere umgewandelt wurden. Das Regiment behielt er aber nach wie vor. Er starb den 29. Januar 1724 in dem Rufe eines gottesfürchtigen, gütigen und mildthätigen Mannes, der sich vorzüglich um die Aufnahme seiner Güter verdient gemacht. Durch seines Vaters Testament waren ihm nämlich alle unbeweglichen Güter zugefallen, und er hatte sie durch die Erwerbung der in dem Königsbergschen Kreise der Neumark in der Nähe von Schildberg gelegenen Güter Theeren, Kerkow und Krausenche noch vermehrt. Kinder hatte ihm seine Gemahlin, Ursula Johanna von Osterhausen, vermählt den 17. Juni 1695, gest. zu Berlin im März 1740, nicht geboren; sein großes Vermögen fiel daher an die Schwestern oder ihre Kinder, mit Ausnahme der Güter Kerkow und Krausenche, welche Friedrichs Witwe dem Waisenhause in Züllichau vermacht hatte *).

(*v. Stramberg.*)

Dergh s. Shannon.

DERHAM, William, geb. zu Stowton bei Worcester den 16. Nov. 1657, erhielt, nachdem er bereits mehre andere Stellen versehen hatte, die Predigerstelle zu Upminster in Essex, wo er den 5. April 1735 starb. Die geringe Entfernung dieses Ortes von London und die Einträglichkeit seiner Stelle, zumal seitdem Georg I. ihm ein Kanonikat in Windsor dazu verliehen hatte, begünstigten beide seine Neigung zu dem Studium der Naturwissenschaften, die er auf vielfache Weise beförderte. Wie sein Eifer zu beobachten und zu forschen nie ermüdete, beweisen die vielen Beiträge, die er viele Jahre hindurch zu den Philosophical Transactions geliefert hat. Eine seiner frühesten Schriften ist aus dem Gebiete der Mechanik: der künstliche Uhrmacher, eine Abhandlung von Taschen- und andern Uhren, worin auch den langsamsten Köpfen die Kunst, Zahlen nach allen Arten der Bewegungen auszurechnen, begreiflich gemacht, die Art, ein Uhrwerk zu verändern, Glockenspiele zu verfertigen und sie auf Noten zu setzen, die Bewegung der Pendeluhren zu berechnen und zu berichtigen, gezeigt wird. In der Vorrede erklärte er: er hoffe für diese unschuldige Frucht der Mußestunden seiner Jugend von Gott und der Welt leicht Entschuldigung zu finden, ungeachtet sie einen von seinem Berufe etwas entfernten Gegenstand betreffe. Diesem seinen Berufe lebte er mit der größten Gewissenhaftigkeit treu, wußte aber sein Naturstudium in die engste Verbindung damit zu bringen, indem er durch die Betrachtung der Natur auf die Weisheit und Güte ihres Urhebers hinleitete. Aus seinen im J. 1711 und 1712 in Boyle's Stiftung für junge Studirende gehaltenen Naturpredigten entstanden seine: Physikotheologie, oder Beweis des Daseyns und der Eigenschaften Gottes aus den Werken seiner Schöpfung (London 1713 und die 8te A. 1732); seine Astrotheologie, Beweis von dem Daseyn und den Eigenschaften Gottes aus der Betrachtung des Himmels (London 1714. neueste A. 1765); und Christotheologie, Beweis des göttlichen Ansehens der christlichen Religion. Die beiden ersten dieser Schriften sind in fast alle europäische Sprachen übersetzt und haben zur Belebung der Naturwissenschaften und des religiösen Sinnes nicht wenig beigetragen. Außerdem erwarb D. sich ein bedeutendes Verdienst durch die Herausgabe der Schriften des trefflichen Naturforschers J. Ray (s. diesen) und der Philosophical Experiments and Observations of . . Dr. *Robert Hooke* (Lond. 1726.) (*H.*)

DERIMHER, aus Dor o Meher, Ort der Barmherzigkeit, ein Name, welchen gegenwärtig die *Alpenser* ihren großen Tempeln geben und dadurch dieselben von den kleinern, den Dadgahs (Orten der Gerech-

*) Sein Leben von Anton Balthasar König erschien anonym zu Stendal 1786. 8. mit seinem Bildniß. Vergl. Kohlers Münzbelustigungen. Th. 3. S. 121 ff. Pauli's Leben großer Helden. Th. 9. S. 1—28.

tigkeit), wo man nur das Izeschne betet, unterscheiden. Eigentlich gestattete die Religion des Zoroaster keine Tempel im Sinne der Griechen. Auch versichern Strabo und Herodot, die Perser opferten in freier Luft auf hohen Bergen, ohne eigentliche Tempel und Altäre; sie hielten es, wie die Germanen, für unschicklich, die Gottheit in bestimmte Räume einzuschließen. Dagegen sprechen arabische und persische Schriftsteller von Pyräen oder Feuertempeln, wie man das Wort zu übersetzen pflegt, welche Zoroaster eingeführt hatte und die jetzt den Namen Derimher tragen. Das waren aber auch nicht eigentliche Tempel, sondern nur umschlossene Örter mit einem tragbaren Herde oder Altare, wo das heilige Feuer brannte, dieses aber durch eine Umgebung und Überdeckung gegen die Einflüsse der Witterung geschützt. Das Volk versammelte sich in solchen Pyräen, um in Gegenwart des heiligen Feuers die Schriften ihres Religionsstifters vorlesen zu hören. In Surate befindet sich ein solcher, vor etwa 100 Jahren aus Holz und Erde erbaueter, und von andern Häusern wenig verschiedener Versamlungs- und Betort. Es ist ein längliches, mit Mauern umgebenes Viereck, das in 2 Theile, den östlichen und westlichen, gesondert ist. Der Vorhof ist unbedeckt und führt zu einem Orte, wo das Gebet verrichtet wird. Hier ist eine mit einem Teppich verdeckte, hölzerne Tafel. Links ist eine kleine viereckige Kapelle, welche Ateschgah, Ort des Feuers, genannt wird. Auf der Nord- und Westseite ist Gitterwerk. Die Decke ist ein hölzernes Gewölbe, der Boden aber von Stein. In der Mitte ist der Stein Adoscht, auf dem das Ateschdan oder Feuergefäß steht, und mitten auf der Asche, womit dasselbe bis zum Rande angefüllt ist, brennt das Feuer Aderan. Holz und Räucherwerk legt man in Vertiefungen, die in der Mauer angebracht sind, oder in Schränke. In der Decke sind Öffnungen, um den Rauch durchzulassen; das Dach aber hängt von allen Seiten über, damit die Sonne nicht auf die Öffnungen scheine. Auf dem Boden stehen kupferne, mit Wasser angefüllte Gefäße, um den Stein Adoscht und das Untergestelle des Ateschdan damit zu waschen. An den Wänden sind Stangen von Bambus gezogen, an denen die Kleider der Priester hängen. Vor dem Feuer aber ist ein Bret angebracht, um dem Priester, der das Amt verrichtet, zum Schutze zu dienen. Wenn im Ateschgah das Feuer Aderan brennt, so können alle Parsen, Männer und Weiber, wenn sie vorher sich gereinigt haben, es durch das Gitter sehen, Gebete an dasselbe richten und Räucherwerk anzünden lassen. Das Feuer Behram aber dürfen nicht einmal die Herbeds sehen. Zwei oder drei Mobeds sind bestellt, um Tag und Nacht auf das Feuer Acht zu haben. An fünf bestimmten Tageszeiten legen sie Holz an und sagen das Gebet Ateschbehram. Alsdann bedecken sie Nase und Mund mit dem Penom, damit der Hauch das Feuer nicht verunreinige, und an den Händen tragen sie Handschuhe, Daschians genannt. In der Provinz Kirman verrichtet man das Gebet mit dem Antlitz gegen Süden gekehrt; in Indien aber stellt man sich von Mitternacht bis Mittag gegen Osten und von Mittag bis Mitternacht gegen Westen, weil sich dann die Sonne in der Ost- oder Westhälfte der Himmelskugel befindet. Im Ateschgah tragen die Mobeds keine Schuhe, sondern legen sie vorher ab und ziehen eine Art Sandalen oder Pantoffeln an, die sich immer im Ateschgah befinden. Links vom Eingange des Ganzen ist das Izeschneh-kaneh, d. h. der Ort, wo Izeschne gebetet wird. Dieser Ort ist mit Steinen gepflastert und begreift ein oder mehre Arvisgahs in sich, d. h. viereckige Plätze von 5 Fuß in Länge und Breite. Ein solcher Arvisgah muß 90 Fuß von jedem bewohnten Orte abliegen und eine solche Lage haben, daß der Amt haltende Priester keinen Menschen sieht. In demselben ist ein Stein, der dem Dschuti oder dienstleistenden Priester zum Stuhle dient, wenn er Izeschne betet. Links bei demselben ist ein steinernes oder hölzernes Pult, auf dem die liturgischen Bücher liegen. Die beim Opfer gebräuchlichen Werkzeuge werden auf den Stein Arvis gelegt. Auf einem etwas höheren Steine steht das Arvand, ein mit Wasser gefülltes und bedecktes Gefäß. Noch ein anderer Stein dient dem Dschuti zum Stuhl, wenn er die Darunsfeier verrichtet; dabei ist ein kleines Ateschdan und neben demselben ein Stein, auf dem der Raspi oder Gehilfe des Dschuti seinen Sitz nimt. Auf zwei andere Steine werden vier Stücke von einer Baumwurzel und das Rauchwerk gelegt. Auch im Izeschneh-kaneh befinden sich Stangen von Bambus zum Aufhängen der Kleider der Mobeds. Durch eine Thür desselben hat man eine Aussicht auf einen Brunnen und einen viereckigen Baumgarten von kleinen Bäumen, so wie auf das mit Weinstöcken bekleidete Gitter. Während des Amtes darf kein gemeiner Parse in das Arvisgah kommen, auch nicht einmal der Mobed ohne Penom. Außer dieser Zeit aber können sie hineingehen, nur nicht den Stein Arvis berühren. Der innere Raum des großen Platzes ist mit Granaten, Tamarinden und Dattelpalmen bepflanzt, mit Blumen geschmückt und dient zu Spaziergängen. In der Mitte sind Tische und Bänke zum Sitzen und Unterhalten. Endlich enthält er auch Zimmer für die Mobeds. Bedeckt ist nichts als der Ateschgah, das Izeschneh-kaneh und der Ort, wo die Parsen ihre Andacht verrichten. S. Anquetils du Perron Reisen nach Ostindien; t. II. S. 720. (*Richter.*)

DERIS, 1) Handelsniederlage auf dem thrakischen Chersones an der Mündung des Flusses Melas, unfern der Stadt Lysimachia. — 2) Bei Ptol. Derrhis, Vorgebirge und Hafen in Marmarika; jetzt Deras, in Tripolis. (*H.*)

DERIVATA heißen in der Sprachlehre alle abgeleiteten oder Sproßwörter, welchen man die Stamm- oder Wurzelwörter unter der Benennung Primitiva entgegensetzt. Weil man aber diese letztere Benennung häufiger im relativen als absoluten Sinne nimt, so pflegt ein und dasselbe Wort, was in einer Beziehung abgeleitet zu nennen ist, in einer andern Beziehung als Stammwort zu erscheinen. Im absoluten Sinne gibt es nur eine geringe Zahl von Urlauten,

welche, sofern sie selbst von keinem andern Worte hergenommen, aber die Urquelle einer großen Menge anderer Wörter sind, recht eigentlich primitive Stammwörter genannt zu werden verdienen. Wenn man aber diese Benennung auf alle diejenigen Wörter ausdehnt, deren Abstammung von einem andern Worte nicht sofort in die Augen fällt, oder besondern Schwierigkeiten ausgesetzt zu seyn scheint; so muß man die Stammwörter im relativen Sinne, welche absolut gefaßt nur Sproßwörter zu seyn pflegen, von den Stammwörtern im absoluten Sinne, welche man am besten Wurzelwörter nennt, sorgfältig unterscheiden. Sofern jedoch dieses geschieht, ist es am besten, ein jedes Wort nur insofern Sproßwort zu nennen, als es von einem andern hergeleitet wird, Stammwort dagegen, sofern ein anderes Wort von ihm abstammt. Hiedurch bestimmt sich zugleich das Gesetz für die Derivation oder Ableitung der Wörter, daß man von dem nächsten Stammworte, dieses selbst wieder als Sproßwort eines entferntern Stammwortes betrachtend, nur stufenweise bis zur Wurzel aufsteigen und demnach in den Wörterbüchern bei jedem Worte nur das nächste, nicht aber ein entfernter liegendes Stammwort, mit Übergehung der dazwischen liegenden Sproßwörter, angeben müsse. So kann man rego zwar als Stammwort von rector angeben; aber von regnator ist das nächste Stammwort regno, welches zuvor auf regnum und rex zurückgeführt werden muß, ehe man auf rego kömmt. Denn wer bei regnator mit Überspringung der Mittelglieder sofort rego als Stammwort angäbe, würde auch bei gens und natio, wie bei γῆ oder γαῖα, geo oder gao als ersten Wurzellaut angeben müssen und dadurch unverständlich werden. Führt man aber natio zunächst auf nascor oder gnascor zurück, welches sich zu geno oder gigno, wovon gens abstammt, wie μιμνήσκομαι zu μένω oder μίμνω verhält, so wird man ohne Schwierigkeit von geno, als dem gemeinsamen Stamme der Wörter gens und natio, zum Wurzellaute geo oder gao hingeleitet. Am meisten wird sich aber von der Nothwendigkeit dieser Regel derjenige überzeugen, welcher den Unterschied der Derivate aus Compositen und der eigentlichen Composite oder Decomposite kennt. Denn wer succenseo als Zusammensetzung aus sub und censeo betrachten wollte, würde weder die Bedeutung, noch die Formation dieses Wortgebildes zu erklären im Stande seyn. Beides begreift sich aber leicht, sobald man das Wort als ein Derivat von succensus, wie denseo von densus, betrachtet, und succensus scil. ira erst wieder von succendo herleitet, ehe man die Zusammensetzung aus sub und cando für καίω angibt. Wenn hier gleich das Particip succensus als ein Derivat des Verbes succendo angegeben ist, so wird doch gewöhnlich die Conjugation sowol als die Declination samt der Motion der Geschlechtsformen und der Steigerung des Adjectives von der Derivation abgesondert, obwol man bei der Declination sowol als Conjugation wieder eine Sproß- und Stammform zu unterscheiden hat. Dagegen theilt man die Derivate gewöhnlich nach den Wörterklassen ab, von welchen sie stammen, wiewol man nur den von einem Nomen abgeleiteten Wörtern den besondern Namen Denominativa, wie den von Verben abgeleiteten die Benennung Verbalia gegeben hat. Beide Gattungen von Derivaten haben wieder mehre Unterabtheilungen, deren einzelne Benennungen hier um so eher übergangen werden können, da sie doch das Ganze nicht erschöpfen. (*Grotefend.*)

DERIVATIONSRECHNUNG oder Ableitungsrechnung ist im Allgemeinen die Methode, eine Function einer oder mehrer veränderlichen Größen so zu entwickeln, daß die einzelnen Glieder der entwickelten Function nach einem und demselben bestimmten Gesetze aus einander hergeleitet werden, so nämlich, daß das dritte Glied auf dieselbe Art aus dem zweiten, das vierte aus dem dritten u. s. f. hergeleitet wird, als das zweite aus dem ersten hergeleitet worden ist. In dieser ganz allgemeinen Bedeutung hat Arbogast, Professor der Mathematik in Straßburg, die Rechnung aufgefaßt, in dem 1800 (An. VIII.) ebendaselbst erschienenen großen Werke „Du Calcul des derivations“ par *L. F. A. Arbogast.* 404 pagg. in 4. vorgetragen und auf verschiedene schwierige Untersuchungen mit großem Scharfsinne angewandt. In einem viel speciellern Sinne hat Lagrange in seiner im J. 1797 herausgegebenen „Theorie des fonctions analytiques“ (neue Ausg. Paris 1813) und in den zur Erläuterung dieses Werkes dienenden „Leçons sur le calcul des fonctions“ (neue Ausg. Paris 1806) die Methode aufgefaßt. Indem nämlich Lagrange in jenem Werke, einem der ausgezeichnetsten, welches der menschliche Geist je hervorgebracht hat, sich bestrebt, alle Resultate, die man bis dahin durch die Differential- und Integralrechnung erhalten hatte, ohne die Hilfe des Unendlichkleinen, der verschwindenden Größen, der Theorie der Grenzen und Fluxionen (s. d. Art. Differentialrechnung, Fluxion, Grenze, Unendlich) herzuleiten, gründete er seine Theorie auf ein ganz neues Princip, über dessen Zulässigkeit wir uns ausführlicher in dem Artikel Differentialrechnung werden aussprechen müssen. Dies besteht nämlich darin, daß, wenn fx eine beliebige Function einer unabhängigen veränderlichen Größe x, also irgend einen Ausdruck bezeichnet, der von dieser veränderlichen Größe auf eine bestimmte gegebene Weise abhängig ist und zugleich mit derselben constant bleibt oder sich verändert, und wenn f(x + h) dieselbe Function einer andern veränderlichen Größe x + h bezeichnet, wobei h von x ganz unabhängig ist, daß dann f(x + h) in einer nach den ganzen und positiven Potenzen von h fortschreitenden Reihe wird entwickelt werden können, deren erstes Glied fx selbst ist; also in Zeichen, es ist:

$$f(x+h) = fx + p.h + q.h^2 + r.h^3 + \text{etc.}$$

In dieser Reihe nennt nun Lagrange die auf eine bestimmte Weise von fx abhängigen, von der unbestimmten Größe h aber unabhängigen Coefficienten p, q, r. . . derivirte oder abgeleitete Functionen von x, und die Methode, nach welcher dieselben aus der ursprünglichen Function fx und dann aus einander hergeleitet werden, heißt dann Derivations- oder Ableitungsrechnung.

Hieraus ergibt sich erstens, daß die Ableitungsrechnung im Sinne Lagrange's mit der Differentialrechnung und sein Princip mit dem Taylorschen Lehrsatze

(s. d. Art.) in der allernächsten Beziehung steht, und zweitens, daß sie zwar nur ein specieller Fall von Arbogast's Derivationsrechnung ist, daß aber, wie gar nicht schwer gezeigt werden kann, alle Operationen dieser letzteren sich doch in letzter Instanz auf die Operationen der ersteren reduciren, so daß sie, was hier das Wesentliche zu seyn scheint, sich zwar in formaler, aber keineswegs in reeller Hinsicht von einander unterscheiden. — Wir wollen nun von der Manier, wie sowol Lagrange als Arbogast die abgeleiteten Functionen erhält und mit denselben rechnet, einen kurzen Begriff zu geben versuchen.

Es sei also

$$f(x+h) = fx + ph + qh^2 + rh^3 + \text{etc.}$$

und es kommt nunmehr darauf an, die Abhängigkeit der bis jetzt noch unbekannten Quantitäten p, q, r.. von der Function fx und von einander zu bestimmen. Man lasse zu dem Ende x um eine beliebige Quantität k wachsen, die von ihr und von h unabhängig ist, so daß x + k aus x und folglich f (x + h + k) aus f (x + h) wird. Da man aber auch f (x + h + k) aus f (x + h) erhält, wenn man h + k an die Stelle von h setzt, so muß man dieselben Resultate erhalten, mag man in der Reihe $fx + ph + qh^2 + rh^3 + \text{etc.}$ h + k an die Stelle von h, oder x + k an die Stelle von x setzen. Diese einfache Bemerkung führt zur Bestimmung der Größen p, q, r u. s. f. Setzt man nämlich zuerst h + k an die Stelle von h, so wird die genannte Reihe

$$fx + p(h+k) + q(h+k)^2 + r(h+k)^3 + \text{etc.}$$

Entwickelt man nun jedes einzelne der Binomen h + k, $(h+k)^2$, $(h+k)^3$,.. nach dem binomischen Lehrsatze, setzt aber von jedem nur die beiden ersten Glieder hin, weil dies vollständig hinreicht, um das gesuchte Gesetz zu finden, so erhält man

$$\begin{aligned} &fx + ph + qh^2 + rh^3 + \text{etc.} \\ &\quad + pk + 2qhk + 3rh^2k + 4sh^3k + \text{etc.} \end{aligned}$$

Nun setze man zweitens x + k an die Stelle von x, so werden die Quantitäten fx, p, q, r,... welche sämtlich Functionen von x sind, nach dem zu Grunde gelegten Satze folgende Formen annehmen:

$$fx + f'x.k + \text{etc.}, \quad p + p'k + \text{etc.}, \quad q + q'k + \text{etc.}, \quad r + r'k + \text{etc.}$$

u. s. f., Formen nämlich, welche blos andeuten, daß das erste Glied jeder der zu entwickelnden Functionen von x + k dieselbe Function von x ist, daß das nächstfolgende in die erste Potenz von k multiplicirt ist u. s. f., und in welchen f'x, p', q', r'... unbekannte Functionen von x bezeichnen. Behält man also blos die in die erste Potenz von k multiplicirten Glieder bei, so wird f (x + h + k) jetzt folgende Form annehmen

$$\begin{aligned} &fx + ph + qh^2 + rh^3 + \text{etc.} \\ &\quad + f'x.k + p'hk + q'h^2k + r'h^3k + \text{etc.} \end{aligned}$$

Da nun diese beiden Entwickelungen für jeden beliebigen Werth von h und k gleich seyn müssen, so sind die Coefficienten der in k, hk, h^2k, h^3k u. s. f. multiplicirten Glieder besonders einander gleich. Man hat nämlich nach Weglassung der in beiden Entwickelungen offenbar gleichen Glieder.

$$\begin{aligned} &pk + 2qhk + 3rh^2k + 4sh^3k + \text{etc.} \\ &= f'x.k + p'hk + q'h^2k + r'h^3k + \text{etc.} \end{aligned}$$

Wird nun durch k dividirt und dann h = o gesetzt, was erlaubt ist, weil dieser Quantität jeder beliebige Werth beigelegt werden darf, ohne daß die von h und k unabhängigen Coefficienten p, q, r, s... f'x, p', q', r',... hiedurch afficirt werden, so erhält man

$$p = f'x.$$

Hiedurch heben sich in der letzten Gleichung die beiden ersten Glieder gegenseitig auf, und man kann durch h durchdividiren; dies gibt:

$$\begin{aligned} &2q + 3rh + 4sh^2k + \text{etc.} \\ &= p' + q'h + r'h^2k + \text{etc.} \end{aligned}$$

Nimt man in dieser Gleichung abermals h = o an, so erhält man

$$2q = p',$$

und auf dieselbe Weise dann

$$3r = q'$$
$$4s = r'$$

u. s. f.

Nun bemerke man, daß fx und p dadurch, daß x + k für x gesetzt wurde, resp. in fx + f'x.k + etc., p + p'k + etc. übergingen. Nennt man also f'x die abgeleitete Function von fx, so muß man p' die abgeleitete Function von p und auf gleiche Weise q' von q, r' von r' u. s. f. nennen. Nun war p = f'x; also ist p', d. h. die abgleitete Function von p, die abgeleitete Function von der abgeleiteten Function von x; diese wollen wir, der Einfachheit halber, durch f''x bezeichnen und die zweite abgeleitete Function von x nennen, im Gegensatz zu f'x, welches man gegenwärtig die erste abgeleitete Function von x wird nennen müssen, so daß nunmehr p' = f''x ist. Hieraus folgt nunmehr

$$q = \frac{p'}{2} = \frac{f''x}{2};$$

q' aber ist die erste abgeleitete Function von q, also von $\frac{f''x}{2}$; diese werde durch $\frac{f'''x}{2}$ bezeichnet, und f'''x die dritte abgeleitete von fx genannt; hiedurch hat man also

$$q' = \frac{f'''x}{2}.$$

Auf dieselbe Weise folgt nun

$$r = \frac{q'}{3} = \frac{f'''x}{2.3}, \text{ und hieraus } r' = \frac{f^{IV}x}{2.3}$$

$$s = \frac{r'}{4} = \frac{f^{IV}x}{2.3.4}, \quad " \quad " \quad " \quad " \quad " \quad s' = \frac{f^{V}x}{2.3.4}$$

u. s. f. Substituirt man nun diese Werthe von p, q, r, s,.. in die vorausgesetzte Entwickelung von f (x + h), so erhält man

$$f(x+h) = fx + f'x.h + f''x.\frac{h^2}{1.2} + f'''x.\frac{h^3}{1.2.3} + f^{IV}x.\frac{h^4}{1.2.3.4} + \text{etc.}$$

eine Reihe, welche zeigt, daß der Coefficient von $\frac{h^2}{1.2}$ auf dieselbe Weise aus dem von h, der von $\frac{h^3}{1.2.3}$ aus dem von $\frac{h^2}{1.2}$, der von $\frac{h^4}{1.2.3.4}$ aus dem von $\frac{h^3}{1.2.3}$ gebildet wird, u. s. f., als der Coefficient von h aus fx selbst gebildet worden ist, so daß es blos noch darauf ankommt, zu zeigen, auf welche Weise die erste derivirte

Function $f'x$ zu bilden ist, um auch die zweite, die dritte derivirte Function u. s. f. bilden zu können.

Diese erste derivirte Function $f'x$ bilden zu lehren, wird demnach das erste Geschäft der Derivationsrechnung seyn. Um uns nicht in zu große Weitläufigkeiten zu verlieren, wollen wir für fx nur zwei einfache Functionen x^m und a^x setzen und zeigen, auf welche Weise ihre abgeleiteten Functionen zu erhalten sind.

Ist erstlich $fx = x^m$, wobei x als veränderlich, m hingegen als beständig angenommen wird, so hat man $f(x+h) = (x+h)^m$. Nun aber ist bekanntlich (s. den Art. Binomischer Lehrsatz) $(x+h)^m = x^m + mx^{m-1}h + \frac{m(m-1)}{1.2}x^{m-2}h^2 + \text{etc.}$; und folglich ist die erste abgeleitete Function $f'x$ von x^m, d. h. der Coefficient von h in der Entwickelung von $(x+h)^m = mx^{m-1}$. Hieraus folgt denn leicht $f''x = m(m-1)x^{m-2}$, $f'''x = m(m-1)(m-2)x^{m-3}$ u. s. f.

Ist zweitens $fx = a^x$, wobei abermals x als veränderlich, a hingegen als constant vorausgesetzt wird, so ist $f(x+h) = a^{x+h} = a^x \cdot a^h$. Nun sei $a - 1 = b$, also $a = 1 + b$, und folglich $a^h = (1+b)^h = 1 + hb + \frac{h(h-1)}{1.2}b^2 + \frac{h(h-1)(h-2)}{1.2.3}b^3 + \text{etc.}$

Man bemerkt leicht, daß der Coefficient der ersten Potenz von h, wenn man die einzelnen Produkte $h(h-1)$, $h(h-1)(h-2)$, ... nach Potenzen von h entwickelt, folgender Größe gleich ist:

$$b - \frac{b^2}{2} + \frac{b^3}{3} - \frac{b^4}{4} + \text{etc.}$$

Bezeichnet man dieselbe also durch A, so daß

$$A = a - 1 - \frac{(a-1)^2}{2} + \frac{(a-1)^3}{3} - \frac{(a-1)^4}{4} + \text{etc.}$$

ist, so sind die beiden ersten Glieder von a^h, $= 1 + Ah$, also die beiden ersten Glieder von a^{x+h}, $= a^x + Aa^xh$, und daher die abgeleitete Function $f'x$ von a^x, $= Aa^x$. Hieraus folgt nun leicht $f''x = A \cdot Aa^x = A^2a^x$, $f'''x = A \cdot A^2a^x = A^3a^x$ u. s. f.; und wenn man diese Werthe von fx, $f'x$, $f''x$, ... in den obigen allgemeinen Ausdruck für $f(x+h)$ setzt, so ist

$$a^{x+h} = a^x \cdot a^h =$$

$$a^x\left(1 + Ah + \frac{A^2h^2}{1.2} + \frac{A^3h^3}{1.2.3} + \frac{A^4h^4}{1.2.3.4} + \text{etc.}\right)$$

woraus, wenn durch a^x dividirt und das Zeichen h mit x verwechselt wird,

$$a^x = 1 + Ax + \frac{A^2x^2}{1.2} + \frac{A^3x^3}{1.2.3} + \frac{A^4x^4}{1.2.3.4} + \text{etc.}$$

folgt. Die hier durch A bezeichnete Quantität läßt sich jedoch noch auf eine andere Weise definiren. Nimt man nämlich in der letzten Reihe $Ax = 1$, also $x = \frac{1}{A}$ an, so hat man

$$a^{\frac{1}{A}} = 1 + 1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{2.3} + \frac{1}{2.3.4} + \text{etc.}$$

so daß immer $a^{\frac{1}{A}}$ eine constante Quantität ist; bezeichnet man die Summe der letzten Reihe durch e, so findet man $e = 2{,}71828..$, und folglich $a^{\frac{1}{A}} = e$, oder $a = e^A$.

Nimt man von beiden Theilen dieser Gleichung die Logarithmen in demjenigen Systeme, dessen Grundzahl e, d. h. für welches $\log e = 1$ ist, so hat man $\log a = A$; und folglich, wenn $fx = a^x$, so ist $f'x = Aa^x = a^x \log a$. Die Logarithmen, deren Grundzahl e ist, heißen aber bekanntlich natürliche oder hyperbolische Logarithmen (s. den Art. Logarithmus), und demnach ist die erste abgeleitete Function von a^x dieser Quantität selbst, multiplicirt in den natürlichen Logarithmus von a, gleich.

Für niemanden, der mit den Elementen der Differentialrechnung vertraut ist, brauchen wir übrigens zu bemerken, daß die abgeleiteten Functionen nichts anderes sind als die auf einander folgenden Differentialquotienten von fx, und daß es nur die Bezeichnungs- und die Herleitungsart der Grundformeln und die Art, wie dieselbe auch bei geometrischen und mechanischen Untersuchungen angewandt wird, nicht aber die Rechnungsart mit den bereits erhaltenen Formeln ist, wodurch sich die Lagrangische Derivationsrechnung von der Differentialrechnung unterscheidet. — Wer sich genauer mit dem Geiste jener Rechnung bekannt machen will, wird Lagrange's oben angeführte Werke nachlesen müssen. Um nun auch von der Bezeichnungs- und der Rechnungsart, deren sich der Arbogastische Derivationscalcul bedient, einen anschaulichen Begriff zu geben, wird es am zweckmäßigsten seyn, dieselbe gleich an einem bestimmten Beispiele zu erläutern. Es sei also die vieltheilige Größe $\alpha + \beta x + \gamma x^2 + \text{etc.}$ gegeben, und es werde verlangt, eine unbestimmte Function φ derselben nach Potenzen von x zu entwerfen, so daß

$$\varphi(\alpha + \beta x + \gamma x^2 + \text{etc.}) = A + Bx + Cx^2 + \text{etc.}$$

werde. Welches sind die Werthe von A, B, C...., die offenbar nur von α, β, γ... und der Function φ abhängen können? Um diese Aufgabe zu lösen, geht Arbogast von dem Taylorschen Lehrsatze aus, den er auf folgende Art schreibt:

$$F(\alpha + x) = F\alpha + \frac{DF\alpha}{1}x + \frac{D^2F\alpha}{1.2}x^2 + \frac{D^3F\alpha}{1.2.3}x^3 + \text{etc.}$$

Hier zeigt $DF\alpha$ eine Operation an, durch welche der Coefficient von x aus $F\alpha$ zu erhalten ist; $D^2F\alpha$ zeigt dann die Wiederholung derselben Operation an $DF\alpha$, $D^3F\alpha$ an $D^2F\alpha$ u. s. f. an, und diese Operationen heißen Derivationen, die erhaltenen Coefficienten, die natürlich nichts anders als die successiven Differentialquotienten von $F\alpha$ bedeuten können, derivirte Größen. Aber derselben Bezeichnungsart bedient sich auch Arbogast, und dies ist ein wesentlicher Umstand bei seiner Methode, auf eine allgemeinere Art bei der Entwicklung eines Polynomiums, indem er nämlich

$$\varphi(\alpha + \beta x + \gamma x^2 + \text{etc.}) =$$

$$\varphi\alpha + \frac{D.\varphi\alpha}{1}x + \frac{D^2.\varphi\alpha}{1.2}x^2 + \text{etc.} \qquad (1)$$

setzt, wo das Derivationszeichen D mit einem Punkte dahinter eine zusammengesetzte oder verwickelte Derivation bezeichnet, und anzeigt, daß diese sogenannten Derivationen der zweiten Art aus den einfachen Derivationen von $\varphi\alpha$ und β, γ, ... zu bilden sind. Auf welche Weise, soll so eben gezeigt werden. Man betrachte zu-

erſt die zuſammengeſetzte Größe $\beta + \gamma x + \text{etc.}$ als eine eintheilige; wird ſie alſo durch π bezeichnet, ſo hat man eine Function der zweitheiligen Größe $\alpha + \pi x$ nach dem Taylorſchen Lehrſatze zu entwickeln, welches

$$\varphi(\alpha+\pi x) = \varphi\alpha + \frac{D\varphi\alpha}{1}\pi x + \frac{D^2\varphi\alpha}{1.2}\pi^2 x^2 + \text{etc.} \quad (2)$$

gibt. Betrachtet man die gegebene Reihe hingegen als eine vieltheilige, ſo hat man für die Function φ derſelben die obige Reihe (1). Subſtituirt man nun in der zweiten Reihe für die Potenzen von πx ihre entwickelten, nach den Potenzen von x fortſchreitenden Werthe, ſo erhält man die Coefficienten der einzelnen Potenzen von x in der erſten Reihe. Statt aber dieſe Potenzen von πx nach dem polynomiſchen Lehrſatze (ſ. d. Art.) zu entwickeln, wie alſo etwa die Analyſis bei ihrer gewöhnlichen Verfahrungsart oder die Combinationslehre verfahren würde, wendet Arbogaſt ein ganz aus dem Geiſte ſeiner Methode entnommenes Verfahren an. Er ſetzt nämlich

$$\pi = \beta + \frac{D.\beta}{1}x + \frac{D^2.\beta}{1.2}x^2 + \text{etc.}$$
$$\pi^2 = \beta^2 + \frac{D.\beta^2}{1}x + \frac{D^2.\beta^2}{1.2}x^2 + \text{etc.}$$
$$\pi^3 = \beta^3 + \frac{D.\beta^3}{1}x + \frac{D^2.\beta^3}{1.2}x^3 + \text{etc.}$$

Subſtituirt man nun dieſe Reihen in die Gleichung (2), ſammelt die in die einzelnen Potenzen von x multiplicirten Glieder und vergleicht das Reſultat mit der Reihe (1), ſo ergeben ſich die Coefficienten dieſer letztern Reihe auf folgende Weiſe:

$$\left.\begin{aligned} &D.\varphi\alpha = D\varphi\alpha.\beta \\ &\frac{D^2.\varphi\alpha}{1.2} = D\varphi\alpha.D.\beta + \frac{D^2\varphi\alpha}{1.2}.\beta^2 \\ &\frac{D^3.\varphi\alpha}{1.2.3} = D\varphi\alpha.\frac{D^2.\beta}{1.2} + \frac{D^2\varphi\alpha}{1.2}\frac{D.\beta^2}{1} + \frac{D^3\varphi\alpha}{1.2.3}\beta^3 \\ &\text{u. ſ. f.} \end{aligned}\right\} - (3)$$

Es kommt alſo nur noch darauf an, die auf einander folgenden Derivationen von β, β^2, β^3 ... zu erhalten. Zu dem Ende wiederholt Arbogaſt das bereits angewandte Verfahren, indem er β als das erſte Glied des Polynomiums $\beta + \gamma x + \delta x^2 + \text{etc.}$ betrachtet, aber nunmehr den Vortheil hat, für die Function φ blos die auf einander folgenden Potenzen von β ſetzen zu können. Iſt nämlich $\varphi\beta = \beta^n$, ſo ſind die einfachen Derivationen von β die Differentialquotienten in Beziehung auf β, alſo

$$D\varphi\beta = n\beta^{n-1},\ D^2\varphi\beta = n(n-1)\beta^{n-2},$$
$$D^3\varphi\beta = n(n-1)(n-2)\beta^{n-3},$$

u. ſ. f. Iſt folglich $n = 1$, ſo iſt $D\varphi\beta = 1$, und alle folgenden einfachen Derivationen verſchwinden. Wenn folglich in den Gleichungen (3) γ für β geſetzt und $\varphi\beta = \beta$ angenommen wird, ſo erhält man

$$D.\beta = \gamma;\ \frac{D^2.\beta}{1.2} = D.\gamma;\ \frac{D^3.\beta}{1.2.3} = \frac{D^2.\gamma}{1.2},\ \text{u. ſ. f.}$$

Nimt man gegenwärtig $n = 2$, ſo iſt $D\varphi\beta = 2\beta$, $D^2\varphi\beta = 2.1$; $D^3\varphi\beta$ und alle folgenden einfachen Derivationen aber verſchwinden; wenn folglich abermals γ für β geſetzt und $\varphi\beta = \beta^2$ angenommen wird, ſo nehmen die Formeln (3) folgende Geſtalt an:

$$D.\beta^2 = 2\beta\gamma;\ \frac{D^2.\beta^2}{1.2} = 2\beta.D.\gamma + \gamma^2;$$
$$\frac{D^3.\beta^2}{1.2.3} = 2\beta.\frac{D^2.\gamma}{1.2} + D.\gamma^2 \text{ u. ſ. f.}$$

Nun kann man fortfahren, $\varphi\beta$ nach einander $= \beta^3$, β^4 u. ſ. f. zu ſetzen, und man wird die zuſammengeſetzten Derivationen dieſer wie der vorigen Potenzen durch die Derivationen von γ ausgedrückt erhalten. Um nun zu dieſen zu gelangen, braucht man in den eben erhaltenen Reſultaten überall ſtatt β, γ... nur γ, δ... zu ſetzen, woraus ſich dann wieder die Derivationen von δ auf ähnliche Weiſe ergeben u. ſ. f.

Dies wird einen ungefähren Begriff von Arbogaſts Verfahren geben. Wer ſich genauer über daſſelbe unterrichten will, wird ſein oben angeführtes Werk nachleſen müſſen. Einen guten Begriff von demſelben erhält man auch durch eine akademiſche Schrift von Hindenburg: Functionum polynomiorum evolutionem per series, adhibito calculo derivationum nuperrime invento, ad substitutiones in substitutiones deducere, et in combinatorias tandem, quibus nullo modo carere potest, operationes et involutiones facillimas desinere. Lipsiae 1801. In derſelben ſucht Hindenburg gegen Arbogaſt, der ſeiner Methode in Abſicht auf Rechnungsweiſe und Bezeichnung wol nicht ohne Recht vor der Combinationsrechnung den Vorzug gegeben hat, dieſer denſelben zu vindiciren, und er kommt auf dieſen Gegenſtand in einer von ihm herausgegebenen Samlung von Abhandlungen verſchiedener Gelehrten (über combinatoriſche Analyſis und Derivationscalcul von Hindenburg. Leipzig 1803) zurück. Die letzte Abhandlung jener Samlung: „Derivationscalcul und combinatoriſche Analyſis in Beziehung auf einander" hat denſelben Zweck wie die angeführte Diſſertation. (*H. F. Scherk.*)

DERIVAZ, Peter Joseph (auch de Rivaz), ein als Mathematiker und Mechaniker, zugleich aber auch als Geſchichtsforſcher merkwürdiger Schweizer, geb. den 29. März 1711 aus einem adeligen Geſchlechte zu St. Gingoulph im Unterwallis. Frühe entwickelte ſich ſeine Neigung für die mathematiſchen Studien, und ſeine Fortſchritte waren ſehr ſchnell; aber vorzügliche Anlagen geſtatteten ihm auch gleichzeitig, ſich mit der Geſchichte und den Alterthümern mit Erfolg zu beſchäftigen. Seine Nachforſchungen über die Geſetze der Bewegung, über die verſchiedene Schwere der Metalle und über die Wirkungen ihrer Miſchungen, führten ihn auf wichtige Verbeſſerungen der Uhren. Im J. 1740 übergab er dem berühmten Daniel Bernoulli eine Uhr zur Prüfung, welche ſich ſelbſt aufzog. Im J. 1748 wies er mehre Uhren der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris vor, die ſich vermittelſt einer von ihm erfundenen neuen Art der Hemmung (Echappement) durch einen bis dahin von andern Künſtlern noch nicht erreichten Grad von Genauigkeit auszeichneten. Er hatte ſich beſonders auch bemüht, den Einfluß der Wärme und Kälte auf die Uhren zu compenſiren. Sein röhrenförmiges Pendel beſtand aus einer eiſernen Röhre, worin eine Röhre von einem andern Metalle, deſſen Ausdehnung das Doppelte von derjenigen des Eiſens betrug, ſteckte, und welche die Verlängerung

und Verkürzung der erstern compensiren sollte. Zwar ist dieses Pendel seither nicht recht anwendbar befunden worden; indessen erhielt es den Beifall der Akademie, wodurch ihm ein Privilegium für solche Pendel zu Theil ward. Dagegen erhoben sich dann die Uhrmacher zu Paris, und der durch die Verbesserung der Seeuhren berühmte Peter Leroy machte ein Mémoire pour les horlogers de Paris (1750. 4.) gegen ihn bekannt, worin er zu zeigen sucht, daß die Uhren von Derivaz keine Vorzüge vor denjenigen haben, welche zu Paris durch die dortigen Arbeiter verfertigt werden. Derivaz antwortete darauf in Reponse à un mémoire contre les découvertes en horlogerie (1751. 4. Ein Auszug daraus findet sich in den Mémoires de Trévoux vom J. 1751). Es kam zwischen ihm und den Uhrmachern zu Paris zu einem Prozesse über dieses Privilegium; allein der Ausspruch des Parlaments bestätigte ihm dasselbe. Auch in der Hydraulik erwarb er sich Verdienste. Unter seiner Leitung gelang im J. 1752 die Wegschaffung des Wassers aus einem Bergwerke in Bretagne. Für die Steinschneidekunst erfand er ein neues Werkzeug, wodurch das Graviren in den härtesten Edelsteinen sehr erleichtert und vervollkommnet wurde. Im J. 1760 wurde er bei einem Besuche, den er von Paris aus in die Schweiz machte, von der Regirung von Bern über Verbesserungen bei Ausbeutung der Salzquellen zu Bern zu Rathe gezogen. Die Denkschrift, die er darüber abfaßte, erhielt Hallers vollen Beifall. Der König von Sardinien berief ihn hierauf zur Direktion der Salzwerke in Tarentaise, und er hielt sich nun meistens zu Moutiers auf, wo er den 6. August 1772 starb. (Über seine Verdienste um die Verbesserung der Uhren sind zu vergleichen *Berthoud* Essai sur l'horlogerie, 2. 130. *Lepaute* traité d'horlogerie, und Ebend. Art. Equation in der franz. Encyklopädie, und Journal Helvetique. 1739. Juill. p. 79—1753. p. 509.).

Seine historischen Forschungen betrafen vorzüglich die ältere Geschichte Savoyens und der romanischen Schweiz. Im Journal Helvetique, welches zu Neuchatel herauskam, findet man von ihm im Jahrgange 1749: Eclaircissemens sur l'histoire du martyre de la legion Thebéenne, servans de reponse aux écrivains, qui ont prétendu la rendre douteuse, et spécialement à un savant Génevois, qui a proposé ses doutes dans le Journal Helvetique 1746. Joseph Derivaz, sein Sohn, Generalvicarius zu Dijon, gab dann diese Eclaircissemens weiter ausgeführt besonders heraus: Eclairc. sur le mart. de la Legion Theb. et sur l'époque de la persécution des Gaules sous Diocletien et Maximien. Paris 1779. Die Schrift bezieht sich auf die bekannte Legende von der thebäischen Legion, welche Maximianus in Ägypten geworben und dann nach Gallien zur Unterdrückung eines Aufruhrs geführt haben soll; der Name wird von Theben in Ägypten abgeleitet, und die ganze Legion soll aus Christen bestanden haben; der Führer wird Mauritius genannt und von ihm der Name der Stadt St. Maurice in Wallis abgeleitet. Als die Legion nun bei Octodurus in Wallis den Eid bei den Göttern leisten und die Opfer verrichten sollte, habe sie es verweigert, worauf Maximianus dieselbe bei Agaunum, welches für das jetzige St. Maurice gehalten wird, zwei Mal habe decimiren, und da auch dies vergeblich war, die ganze Legion habe umbringen lassen. Flüchtlinge dieser Märtyrerlegion seien dann in verschiedene Gegenden von Helvetien gekommen, wie Ursus und Victor nach Solothurn, Felix und Regula nach Zürich. Die Begebenheit wird ans Ende des dritten oder in den Anfang des vierten Jahrhunderts gesetzt. Die erste Nachricht von derselben gibt die Passio S. S. Mauritii et sociorum ejus, Autore S. Eucherio, Episcopo Lugdunensi, welche man in verschiedenen Samlungen (bei Ruinart, Chifflet, Arnaud, d'Andilly, le Cointe, in der Bibliotheca Maxima Patrum und in den Actis Sanctorum b. 22. September) findet. Wenn diese Schrift echt ist, so rührt sie aus der Mitte des fünften Jahrhunderts her. Sie muß aber von derjenigen unterschieden werden, welche Surius den Actis Sanctorum unter dem Namen des Eucherius einverleibt und Baronius beim J. 297 aufgenommen hat, denn diese ist offenbar verfälscht; sie scheint von einem Mönche zu St. Mooz herzurühren und kann nicht vor dem 7ten Jahrhundert abgefaßt seyn. — Indessen finden auch bedeutende Zweifel gegen die sogenannte echte Legende des Eucherius Statt. Spanheim hat zuerst Zweifel dagegen erhoben. Dann griff sie Dubourdieu (französ. Prediger zu London, st. 1721) in einer engländischen Dissertation an, welche im J. 1696 erschien, und von welcher er im J. 1705 zu Amsterdam eine französische Übersetzung herausgab. (Dissertation historique et critique sur le martyre de la Légion Thebéenne, avec l'histoire du martyre de cette Légion attribuée à S. Eucher.) Es folgte dann eine Menge von Streitschriften für und wider die Wahrheit der ganzen Geschichte, von denen Haller in der Bibliothek der Schweizergeschichte (Bd. 8. §. 1543 u. fg.) ein ausführliches Verzeichniß gibt. Unter den Vertheidigern der Legende nimt Derivaz einen vorzüglichen Rang ein. In der oben angeführten Schrift, von welcher man im Journal des Savans (April 1780 und Juni 1781) einen Auszug findet, sucht er die Echtheit der Legende des Eucherius zu beweisen und setzt ihren Ursprung ums Jahr 432; die von Surius herausgegebene Legende setzt er ins Jahr 524 und schreibt sie einem Mönche zu. Man findet in dem Werke von Derivaz sorgfältig bearbeitete Fastes des Empereurs Dioclétien et Maximien und eine Table chronologique des lois signées par Diocletien et Maximien. Der Genfer Gelehrte, gegen welchen die Schrift hauptsächlich gerichtet war, ist Baulacre, von welchem in der Bibliotheque raisonnée (Bd. 36.) eine Abhandlung erschienen war (Lettre d'un Bibliothecaire de Genève sur le martyre de la legion Thebéenne), worin er die ganze Geschichte für eine Fabel, die Akten des Eucherius für verfälscht erklärte und die Legende von St. Mauritius ableitet, welcher mit 70 Soldaten in Apamene in Griechenland war. (Man findet diese Abhandlung teutsch in den Samlungen zur Kirchengeschichte und theologischen Gelehrsamkeit. Bd. 3. 4. 275 fg.) Es ist hier nicht der Ort, die Gründe für und wider die Wahrheit der Legende anzuführen, deren übrigens weder Eusebius noch Lactantius auch nur mit einem Worte gedenken. Derivaz hat sie so gut vertheidigt, als

es bei einer so verdächtigen Grundlage möglich war; aber die Gegengründe behalten auch nach Allem, was zur Vertheidigung geschrieben worden, das Übergewicht. — Man hat ferner von Derivaz das Leben verschiedener Äbte von Agaunum. Besonders wichtig aber wäre die Bekanntmachung der von ihm in Handschriften hinterlassenen Histoire de la royale maison de Savoie (ein Auszug findet sich in Art de vérifier les dates 1787, III. 612.), wegen der großen Menge von Urkunden, welche Derivaz in mehren Klöstern von Dauphiné, Savoyen und Wallis gesammelt und zum Theil diesem Werke einverleibt hat. Außerdem besitzt seine Familie noch eine große Menge von ihm gesammelter Urkunden, welche für die Geschichte der burgundischen Könige, sowie der Grafen zu Genf, Vienne u. s. w. wichtige Beiträge liefern würden. (*Escher.*)

Derjâ i deschț s. Deschț Erzen.

DERJÂTSCHE, kleines Meer, persische Benennung jedes Landsees, Binnensees, Teichs, Lachen, Sumpfs, Pfuhls; jedes natürlichen Wasserbehälters, jedes Weihers oder Fischteiches, jeder Land-Salzfluth, jedes Land-Salzsees (Verkleinerungsform des Wortes Derjâ, welches das Meer, die See, den Ocean bedeutet, auch bei großen Strömen oder Flüssen angewendet wird). Der Sprachgebrauch im Persischen bezeichnet mit diesem Worte bis heute vorzugsweise unter den Binnenseen in der Provinz Färß oder Farßistân (der Landschaft Persis der Alten) den See Bachtegân (Siedor-See, weil die Sonnenstrahlen aus seinem salzigen Wasser ein gutes weißes Salz auskochen und dieses in hinreichendem Vorrathe fördern, um die ganze Landschaft damit zu versehen), den größten Binnensee der Landschaft, welcher sich in der Kûreh (dem Kanton) Istachar oder Istachar (dem umfänglichen Distrikte von Persepolis der Alten) an den Grenzen der Provinz Kermân befindet, südöstlich der Stadt Schirâs belegen ist und zwanzig Farßangen im Umfange hat. S. altes und neues Vorder- und Mittelasien, Bd. 1. (Leipz. 1795.) S. 690. Auch gewisse künstliche Wasserbehälter oder Wasserbecken namentlich für Springbrunnen und bei Wasserkünsten werden Derjâtsche genannt. Vergl. *Chardin* Voyage en Perse, der Ausgabe von *Langlès*, Vol. VIII. p. 52. und 101. (*Wahl.*)

DERKENNOS, ein alter König von Lauretum beim Volke der Aboriginer (Virg. Aen. XI., 850). Servius will ihn Sterkenius nennen, doch sehe man Heyne zu dieser Stelle. (*Richter.*)

DERKETO, Δερκετώ, eine syrische Göttin, die vornehmlich in Askalon und Joppe (*Diod.* II., 4.; *Selden* de Dis Syr. II., 3.; *Graev.* ad *Lucian.* t. I. T. IX. p. 880. Bip.), aber wol auch an anderen Orten verehrt und bis zu den Hüften als Weib, von da an aber als Fisch vorgestellt wurde. Ihr Tempel zu Askalon war nahe an einem See, wie Diodor l. c. berichtet, der ferner erzählt, sie habe einst die Aphrodite beleidigt und diese ihr zur Strafe eine heftige Leidenschaft gegen einen reizenden Jüngling unter den Priestern oder, nach Andern, gegen den Kapstros, den Sohn der Amazonenkönigin Penthesilea (Casaub. ad Suet. Jul. Caes. c. 22.), eingeflößt, mit dem sie eine schöne Tochter gezeugt habe. Aus Schaam habe sie den Geliebten getödtet, das Kind im öden Gebirge ausgesetzt, sich selbst aber in den See gestürzt, wo sie in einen Fisch verwandelt worden sei. Deswegen äßen die Syrer keine Fische und verehrten sie vielmehr göttlich. Das ausgesetzte Kind sei nun von Tauben ernährt und dann von einem Hirten Simmias (Simma) gefunden und als Tochter aufgenommen worden. Von den Tauben habe er ihr den Namen Semiramis beigelegt. Diese Erzählung berichte Ktesias. — Nach Hygin fab. 197. fiel einst ein Ei von außerordentlicher Größe vom Himmel in den Euphrat; Fische trugen es ans Land, und Tauben brüteten es aus. Aus demselben ging die Liebesgöttin hervor, die durch ihre Bitten den Jupiter bewog, die rettenden Fische an den Himmel zu versetzen. Dies wäre der Grund, warum die Syrer die Fische göttlich verehrten. Noch ein anderer Mythos will, in dem großen See bei Hierapolis (Bambyke, Mabog) sei einst ein großer Fisch sichtbar geworden, der die Derketo, als sie einst des Nachts hineingefallen, aus dem Wasser gerettet habe; diese Derketo sei die in Hierapolis verehrte große Göttin (die Dea Syria), und der Fisch der südliche am Himmel, der die Urne des Wassermanns austrinkt; seine Kinder seien die Fische des Thierkreises. *Ctes.* ap. Eratosth. Catast. c. 38. und *Hyg.* Poet. Astron. II, 41. Dagegen wollte man nach *Amaseas* und *Xanthos* ap. Athen. VIII, 37. in Lydien wissen, der Lydier Mopsos habe einst den Frevel einer grausamen Königin Atergatis, die alle Fische allein essen wollte und deswegen ihren Unterthanen den Genuß derselben untersagte, dadurch bestraft, daß er sie mit ihrem Sohne Ichthys (d. h. dem Fische) in den See bei Askalon gestürzt habe, wo sie von Fischen gefressen worden sei. Nach Diogenes Erythräos aber bei *Hyg.* Poet. Astron. II, 30. kam einst Venus, begleitet von ihrem Sohne Eros, zum Euphrat. Da erblickte sie plötzlich den Giganten Typhon und, von Furcht ergriffen, stürzten sich beide in den Fluß und nahmen Fischgestalt an. Auch das soll der Grund seyn, warum die Syrer keine Fische essen, aus Furcht, die Göttin zu beleidigen.

Aus diesen verschiedenen Mythen ergibt sich nun offenbar, daß die Fische in Syrien ein weit verbreitetes religiöses Symbol waren, daß man an mehren Orten ein Wesen verehrte, welches halb weiblich halb fischartig vorgestellt wurde, daß dieses Wesen mit der Liebesgöttin in naher Verbindung stand oder auch diese selbst war, daß daher auch Tauben mit zu seinen Symbolen gehörten, daß es in Askalon und auch wol anderswo den Namen Derketo führte, endlich daß es wol mit der syrischen Göttin zu Hierapolis, mit einer andern Göttin Atergatis, selbst vielleicht mit der phönikischen Astarte (der Venus Urania) im Grundbegriffe eins seyn möge. Zuerst möchte wol die Identität der Derketo und Atergatis einleuchten. Strabo (XVI. p. 1132. Almel. Tom. VI. p. 465. Tzsch.) berichtet, man habe der Göttin Athara auch den Namen Atergatis gegeben und Ktesias nenne sie Derketo. Ebenso sagt Hesychios v. Ἀτταργάτις, der

alte Lydier Xanthos habe die Athara mit dem Namen Atergatis bezeichnet und ihren Sohn Ἰχθύς, d. h. Fisch, genannt. In der That scheint Derketo nur das abgekürzte, der Vorschlagssylbe beraubte Atergatis zu seyn. Dieser letztere Name kommt aber auch in noch andern Formen vor. Er heißt: Attargathe, Adergatis, Adargides, Adirdage, Artaga, Argathis, Arathis. Nimt man die Form Adirdag, Artaga, so scheint es kein Zweifel, daß man hier eine Zusammensetzung aus אַדִּיר, groß, gewaltig, mächtig und דָּג Fisch, erblickt, daß also Adirdag den großen, göttlichen Fisch bedeute. Dies stimmt dann mit der Gestalt der Derketo vollkommen überein; das menschliche Antlitz auf dem Fischrumpfe würde dann den Begriff des Göttlichen und Erhabenen besonders ausdrücken. Aus Adirdag könnte leicht durch Umkehrung der Laute Adirgad werden, wie im Teutschen aus Fisch, Schiff geworden ist, wofür auch das spricht, das κῆτος im Griechischen ein Seeungeheuer, einen großen Meerfisch bezeichnet und wol aus dem semitischen Gad statt Dag entsprungen seyn möchte. Sickler in den Hieroglyphen p. 74. und 75. ist dagegen geneigt, den Namen Adirgad von אַדִּיר und גַּד, Glück, abzuleiten, und erblickt so in der Atergatis eine mächtige, vermehrende, reich machende Glücksgöttin, indem er hinzufügt, das Prädikat des Bereicherns habe man durch die Fischgestalt angedeutet, weil דָּג, Fisch, wegen der Paronomasie mit דָּגָה, sich vermehren, vervielfältigen, diesen Begriff anzeige. Creuzer glaubt (Symbol II, 65), daß Athara der eigentliche Name dieses Götterwesens sei, und daß aus demselben die übrigen Namen sich entwickelt hätten. Dem sei wie ihm wolle, so bleibt das fest stehen, daß Derketo oder Atergatis eine fischgestaltete Göttin war. Von einer solchen Hieroglyphik gibt es im Morgenlande noch mehr Spuren. Wir erinnern zuerst an den Fischgott Dagon der Philister zu Asdod, der nach 1. Samuel 5. V. 4. oberwärts menschlich, unten ein Fisch war. Bellermann (über phönikische Münzen. St. II. Nr. 28. S. 15.) erklärt Dagon aus דָּג, Fisch, mit der intensiven Anhängungssylbe on, also ein Fisch κατ' ἐξοχήν. Doch leiten andere den Namen von דָּגָן (Dagan), Getreide ab und finden also in ihm einen Getreidegott, bei dem folglich der Begriff des Getreidereichthums wiederum durch die Fischgestalt angedeutet wäre. In der That nennt Philo von Byblos ihn Silon, d. h. Getreide, wofür aber andere lieber Sidon, d. h. Fisch, nach Isidor. Orig. I, 1. lesen wollen, weil ihnen die Fischgestalt zu wesentlich scheint. Indessen werden wir unten für den Namen Silon noch eine andere Erklärung finden, und bemerken hier nur noch, daß der Name Dagon hier gewöhnlich männlich genommen wird, aber auch bisweilen weiblich vorkommt, wie denn überhaupt in den Religionen Asiens viele Gottheiten androgynischer Natur sind. Weiblich gedacht möchte also wol Dagon von der Atergatis und Derketo eben nicht verschieden seyn. Auf die Fischgestalt in Joppe spielt auch der bekannte Mythos von der Besiegung des Seeungeheuers Ketos durch Perseus an, welche nach Plinius H. N. V. c. 14. bei Joppe vorgefallen seyn soll. Vielleicht ließe sich selbst das Verschlingen des Propheten Jonas durch einen Fisch hieher ziehen, da dieses ebenfalls nach Joppe versetzt wird und wol gewiß nichts anders als ein Ausdruck der hieroglyphischen Sprache des Morgenlandes ist. Aber weiter östlich finden wir noch eine merkwürdige Fischhieroglyphe, den babylonischen Oannes (oder Oes (Ὼής) nach Hellad. ap. Phot. p. 874.), der nach Berosos bei Apollodor in Chron. (s. Fragm. p. 408. ed. Heyn.) und Alexander Polyhistor als ein Fisch mit zwei aus dem Schwanze hervortretenden Menschenfüßen (vielleicht auch mit einem Menschenantlitz) jeden Morgen aus dem erythräischen Meere (also von Osten her) auftauchte und mit menschlicher Stimme die Einwohner unterrichtete und ihnen bessere Sitte und Kultur brachte, jeden Abend aber wieder in das Meer zurückkehrte. Man wollte auch von 4 Oannes wissen, die in verschiedenen Perioden als Lehrer und Wohlthäter der Menschen erschienen; einer von ihnen soll vor der Fluth gekommen seyn und den Namen Odakon gehabt haben. Diesen hält Selden für den Dagon der Philister, und dies stimmte mit der obigen Erklärung von Dagon, der Fisch κατ' ἐξοχήν, wohl überein. Ja gehen wir noch weiter nach Osten zurück, so erblicken wir auf der Insel Java in den alten Tempelruinen von Singa Sari das Bild einer Jungfrau, die sich in einen Fisch endet, und in Indien das Fischavatar des Wischnu, der vielleicht mit dem alten Buddha der Gangesländer einerlei ist. Dieser Gott nämlich erscheint, als die Erde durch eine Wasserfluth zerstört werden sollte, dem frommen Könige Sattavrata als ungeheurer Fisch, befiehlt ihm die Arche zu bauen und rettet ihn vermittelst derselben nebst seinen Freunden aus der verderbenden Fluth, tödtet den Riesen, der die Vedas verschlungen hat, holt das heilige Gesetzbuch aus seinem Bauche wieder hervor und gibt es den Deweta's zurück, damit sie des göttlichen Wortes nicht länger entbehren möchten. In diesem Avatar wird der Gott auf indischen Denkmalen in der Zwitterform, halb Mensch, halb Fisch, vorgestellt, gerade wie der Gott Dagon oder die Göttin Derketo. Denn auch Wischnu ist androgynisch, erscheint in mehren Mythen auch weiblich und bezeichnet dann seine Offenbarung in seiner Gattin Lakschmi oder Sri, der reizenden Tochter des Meeres und dem Urtypus, aus dem die Liebesgöttin der Westländer sich bildete. Es scheint daher, daß dieses Avatar auch die Veranlassung zu den westlichen Fischgottheiten gegeben habe, zunächst zum Oannes, der, wie Fisch-Wischnu, als Menschenbildner in Babylon auftritt, und dann in weiblicher Form zur Göttin Derketo oder Atergatis und dem Dagon zu Asdod. Aber eine Fischgottheit scheint auch die sogenannte syrische Göttin zu Hierapolis ursprünglich gewesen zu seyn, von der Lukianos de Dea Syria einen ausführlichen Bericht gibt. Denn Strabon XVI. p. 748. bemerkt ausdrücklich, daß man zu Hierapolis die Atergatis verehrt habe, die aber, wie wir schon wissen, mit der Derketo einerlei ist. Zwar unterscheidet Lukianos dieselbe ausdrücklich von der Derketo, denn diese sei Fischweib und jene ganz Weib ohne alle Fischtheile, daher auch Schaubach ad Eratosth. Catast. c. 38. die Göttin von Hierapolis, die Atergatis und die phönikische

Astarte lieber für einerlei halten und die Derketo ganz davon trennen will, wogegen wieder andere die Atergatis und Derketo zwar für dasselbe Wesen nehmen, aber von beiden die syrische Göttin unterscheiden. Salmas. Exercitt. Plin. p. 405. A. Allein die Zeit, wo Lukianos die Bildsäule der letztern Göttin sah, ist eine sehr späte, und die Darstellung wahrscheinlich ein Werk der geschmackvollern griechischen Kunst, da des Seleukos Gemahlin Stratonike den Tempel neu gebaut hatte. Es könnte also wol die frühere Bildsäule die alte Symbolik noch gezeigt haben, und dies wird dadurch sehr wahrscheinlich, daß in dem Cultus der syrischen Göttin Anspielungen genug auf Fische und auf die große Fluth vorkommen. Auch haben wir oben gesehen, daß Ktesias die syrische Göttin für die Derketo erklärt, und Lukianos selbst meldet, daß nach einigen die Königin Semiramis den Tempel zu Mabog ihrer Mutter Derketo zu Ehren erbaut habe, obgleich er selbst dieser Meinung keinen Beifall geben will, da er die Fischgestalt der Derketo nicht mit der Bildung der syrischen Göttin in Einklang bringen kann. Nach dem Berichte desselben hatte das Bild der Göttin so mannigfaltige Attribute, daß sie verschiedene Gottheiten der Hellenen vorstellen konnte. Im Ganzen, sagt er, ist sie Here, aber man kann in ihr auch eine Athene, Selene, Rheia, Aphrodite, Artemis, Nemesis und Moira oder Schicksalsgöttin erkennen. In der einen Hand hält sie einen Zepter, in der andern einen Spinnrocken; auf dem Haupte trägt sie eine Strahlenkrone und einen Thurm, um den Leib aber den Gürtel der Venus Urania. Außerdem ist sie ganz mit Goldblechen behangen, die mit kostbaren weißen, wasserblauen und feuerfarbenen Edelsteinen besetzt sind; überhaupt ist sie mit Sardonyxen, Hyazinthen und Smaragden, den Geschenken der Andächtigen aus Ägypten, Indien, Äthiopien, Medien, Armenien und Babylon, gleichsam überdeckt. Auf dem Haupte strahlt ein Stein, der in der Nacht den ganzen Tempel erleuchtet und selbst bei Tage ganz feurig erscheint; man nennt ihn deswegen die Lampe *). Auf Münzen erscheint die Göttin auch wie die Phrygische Rhea-Kybele mit dem Löwengespann. S. Frölich Tentam. num. p. 256. Ihr Tempel lag mitten in der Stadt auf einem Hügel zwischen zwei Mauern, von denen die eine noch alterthümlich war. Er hatte zwei Abtheilungen, eine öffentliche für die Laien und eine heilige für die Priester. In der letztern war die Bildsäule. Außerdem befand sich in derselben auch die Bildsäule des Zeus, d. h. eines Gottes, dem Lukianos diesen Namen gibt, den aber, wie er hinzufügt, die Syrer ganz anders nennen. Höchst wahrscheinlich war es der Sonnengott und der ungenannte Name vielleicht Bel oder ein gleichbedeutender. Noch befanden sich im Tempel die Bildsäulen des Atlas, des Hermes, der Ilithyia und des Apollo, dann noch ein ganz besonderes goldenes Bild, dessen Gestalt weiter nicht beschrieben wird, und das man schlechtweg das Semeion, das Zeichen, nannte. Jährlich ward dieses in einem feierlichen Aufzuge nach einem in der Nähe befindlichen See getragen, und Apollo bestimmte die Zeit, wann dies geschehen sollte. Dieser Apollo gab überhaupt Orakel, und die seltsame Art, auf welche dies geschah, zeigt deutlich, wie leicht das Volk von den Priestern sich täuschen ließ, und wie absichtlich diese solchen Trug veranstalteten. Auch die andern Bildsäulen bewegten sich von selbst, wie das Volk glaubte, schwitzten, ertheilten Orakel u. s. w. Kaum möchten diese syrischen Priester an Virtuosität in solchen Künsten von denen des römischen Cultus in manchen Ländern übertroffen worden seyn. Der Tempel war der heiligste des Landes, und Andächtige strömten aus allen benachbarten Provinzen in Menge dahin und brachten reiche und kostbare Geschenke. Eine Sage erzählte, nach der allgemeinen Fluth sei am Orte des Tempels eine ungeheure Kluft entstanden, in welche sich alles Wasser der Sündfluth verlaufen habe. Deswegen habe Deukalion hier ein Heiligthum errichtet. Eine andere Sage aber will, die babylonische Semiramis habe ihrer Mutter Derketo zu Ehren den Tempel erbauet; noch eine andere nennt den Lydier Attis als den Stifter, der den Cultus der Rhea-Kybele hieher verpflanzt habe. Ist auch auf diese Sagen gerade nicht viel zu bauen, so möchte sich doch wol das hohe Alterthum des Dienstes der Göttin daraus ergeben, so wie eine mehrmalige Erneuerung des Tempels, in Rücksicht deren Wieland drei Epochen annimt, die erste bald nach der Fluth, die zweite unter der Herrschaft der Semiramis, die dritte endlich unter der Regirung des Seleukos. Nach Lukianos stand unter andern Bildsäulen von Königen und Priestern außerhalb des Tempels links von demselben auch die Statue der Semiramis, mit der rechten Hand nach dem Tempel hinweisend. Diesen Gest erklärte eine Sage bei den Syrern: Es habe diese Königin ihren Unterthanen befohlen, sie allein als ihre Göttin zu verehren und dem Dienste der andern Götter, insbesondere dem der Juno, zu entsagen. Dafür hätten sie die Götter mit Krankheiten und Schmerzen gestraft, bis sie Reue gefühlt, sich selbst als bloße Sterbliche erkannt und den Cultus der Juno zu erneuern befohlen habe. Es könnte in dieser Sage wol eine Andeutung liegen, daß der Urcultus der Göttin von Mabog eine Zeit lang durch den Dienst einer andern, obgleich verwandten, Göttin Semiramis verdrängt und dann wieder hergestellt worden sei. Lukianos selbst will von allen diesen Sagen nichts wissen und meint vermöge des hellenischen Stolzes, alles Fremde von sich selbst abzuleiten, die in Hierapolis verehrte Göttin sei die Here und Bakchos der Erbauer ihres Tempels; dies zeigten die Menge ausländischer Kleinodien, indische Edelsteine, Elephantenzähne u. dergl., die der Gott aus Äthiopien mitgebracht habe, und eine Inschrift auf zwei ungeheuren Phallen des Inhalts: „Diese setze ich Bakchos Dir, meiner Stiefmutter, Here.“ Las man wirklich diese Worte, so waren sie gewiß erst nach der dritten Erneuerung des Tempels darauf gekommen. Doch könnten sie insofern einige Gewähr leisten, wenn man bedenkt, daß Dionysos mit seinem orgiastischen Dienste wol kein

*) Wieland hat wol nicht Unrecht, wenn er vermuthet, daß dieser angebliche Stein nichts als ein hohles Glas oder ein hohler Krystall mit einer darin befindlichen wirklichen Lichtflamme war, die Tag und Nacht brannte. Der Kopfschmuck der Göttin konnte den Betrug leicht verbergen, um so mehr, da kein Ungeweihter nahe hinzutreten durfte.

anderer als der indische Schiwa war, und daß mit dessen Cultus auch wol der der Göttin von Mabog aus Indien selbst nach Westasien gekommen seyn mochte.

Die Priesterschaft des Tempels war sehr zahlreich. Mehr als 300 eigentliche Priester sah Lukianos einst bei einem Opfer beschäftigt. Sie trugen weiße Kleider und auf dem Kopfe Hüte zum Schutze gegen die Sonne. An ihrer Spitze stand ein Oberpriester, der seine Würde ein Jahr lang behielt und durch Purpurkleid und goldene Tiara sich auszeichnete. Außerdem gab es noch eine Menge heiliger Personen, Trompeter, Pfeifer, fanatische, wie Rasende sich geberdende Frauen, Gallen (Kastraten) u. s. w. Man feierte orgiastische Feste, wobei sich die Andächtigen unter Trommelschlag und Flötenton blutig geißelten, ja selbst in heiligem Wahnsinn vor den Augen des Volks sich des Männlichen beraubten. Mit dem Abgeschnittenen in der Hand liefen sie in der Stadt umher, warfen es in ein beliebiges Haus, gingen hinein und mußten nun von dem Hausherrn mit vollständiger weiblicher Kleidung und dem dazu gehörigen Schmucke versehen werden. Es war nämlich Sitte, daß alle Gallen sich weiblich kleideten; sie hatten ja der Göttin zu Ehren ihr Geschlecht abgelegt oder wollten auch dadurch auf das Androgynische der hier verehrten Naturkraft hindeuten. Zwischen solchen Kastraten und schwärmerischen Frauen bestand zugleich eine Art leidenschaftlicher Liebe. Luc. de D. S. sect. 22, 43, 50 sq. Dieser Orgiasmus stimmte in der That ganz mit dem Phrygischen überein und zeigt, daß der Cultus beider Göttinnen wol einen gemeinschaftlichen Ursprung hatte und der mit ihnen verbundene Begriff wesentlich derselbe war. Unter den Festen der syrischen Göttin gibt Lukianos drei als die vorzüglichsten an:

1) Das Fest der Fackel oder des Scheiterhaufens. Man fällte eine große Anzahl Bäume, errichtete im Vorhofe des Tempels daraus einen Scheiterhaufen, zündete denselben an und verbrannte darauf, was die Andächtigen von Thieren, Kleidungsstücken, goldenen und silbernen Kleinodien der Göttin zum Opfer darbrachten. Zugleich wurden die Götter des Tempels von Priestern um die Flamme herumgetragen. Eine Menge Volks versammelte sich dazu aus allen Gegenden, und jeder Fremde brachte Bilder seiner eigenen Götter mit, um ihnen durch die Zeremonie eine höhere Weihe zu geben.

2) Die Prozession zu dem See. Dies war ein nahe am Tempel liegender Teich, in welchem eine große Menge heiliger Fische gefüttert wurde. Einige davon waren sehr groß, hatten eigene Namen und kamen heran geschwommen, wenn man sie rufte. Vorzüglich war einer darunter, der mit einem Gewinde von goldenen Blumen geschmückt war. Luc. de D. S. und Aelian. H. An. 12, 2. Mitten im Teiche war ein steinerner Altar, der immer mit Blumen bekränzt war, und auf dem immerwährend Weihrauch brannte. Täglich sah man Andächtige zu demselben hinschwimmen und ihn mit frischen Blumen ausschmücken. Bei der Prozession nach diesem Teiche wurden die Götterbilder des Tempels zu demselben getragen und zwar die Here (nämlich die Hauptgöttin des Tempels) zuerst, damit sie eher als Jupiter die Fische sähe, weil diese sonst auf der Stelle starben. Dann kam auch Zeus und wollte sie sehen, aber die Göttin stellte sich ihm entgegen, hielt ihn zurück und vermochte ihn durch Bitten, wieder umzukehren. Dieser Bericht spricht so offenbar für die ursprüngliche Symbolik der Göttin, daß wol kein Zweifel übrig bleibt, ihre ältere Gestalt als fischähnlich anzunehmen und sie so mit der Derketo zu Askalon und Joppe zu identifiziren. Was der bessere Geschmack in ihrer Bildung verändert hatte, das suchte nun der Cultus darzustellen, und darum hielt man in dem heiligen Teiche ihr geweihete Fische, welche die Priester abgerichtet hatten, und die nun dem Volke als heilige, vom göttlichen Hauche belebte Gegenstände der Verehrung erschienen. In ihrem Benehmen zeigte sich die Göttin als Beschützerin der nur im feuchten Elemente leben könnenden Geschöpfe; sie schützte sie vor dem brennenden Strahl des Sonnengottes, ihres Gemahls, der das Feuchte aufzehrt und dem darin Lebenden den Untergang bringt. Sie zeigt sich so selbst als das Prinzip des Feuchten, des Wassers, aus dem alle Dinge wurden, und dies wurde gewiß ursprünglich durch die Fischgestalt angedeutet, wie sie der indische Wischnu in demselben Sinne zeigt.

3) Das Wasserschöpfen aus dem Meere, welche Zeremonie Deukalion selbst zum Andenken der großen Fluth angeordnet haben sollte. Andächtige zogen an das 20 Meilen entfernte Meer, füllten jeder ein Gefäß mit Wasser und ließen es versiegeln. Keiner durfte es wagen, dieses Siegel selbst zu erbrechen, sondern sobald der Zug an den Teich des Tempels gekommen war, so nahm ein heiliger Hahn, der am Teiche wohnte, jedes Gefäß in Empfang, besah und löste das Siegel und erhielt für seine Mühe ein gewisses Geld, welches dem Tempel jährlich eine große Summe einbrachte. War das Siegel gelöst, so trug jeder sein Wasser in den Tempel und goß es als Libation vor der Bildsäule der Göttin aus, worauf es in die Öffnung des erwähnten Schlundes floß, die aber jetzt nur eine kleine Spalte im Felsboden war, so daß wol das Volk sich wundern mußte, wie alles mitgebrachte Wasser darin Raum finden konnte. Diese Zeremonie hatte also nicht nur überhaupt Beziehung auf Wasser, sondern, der ausdrücklichen Angabe nach, auch auf jene große Begebenheit, die einst die Erde mit Wasser bedeckte. So hatte sich einst, sagte man, das Wasser der Sündfluth in die Erde verlaufen, wie es jetzt mit dem herbeigebrachten Meerwasser geschieht. Die Göttin ward den Menschen wieder gnädig, und daß die Öffnung noch immer alles herbeigebrachte Wasser fassen kann, ist ein Zeichen ihrer fortdauernden Gnade und ihres Schutzes gegen eine neue Überfluthung. Die Göttin erscheint also auch als eine Retterin aus der Sündfluth; sie hatte den Deukalion (wie Lukianos mit hellenischem Munde den oder die Geretteten nennt) gerettet, und dankbar hatte er ihr zu Ehren den Tempel erbaut und das Fest gestiftet. Sie ist also wieder der rettende Fisch Wischnu; sie ist aber auch die ins Wasser gestürzte Derketo (die überfluthete Erde), welche der große Fisch rettet. Etwas sonderbar scheint es, daß ein Hahn das Siegel der Gefäße untersucht und löst. Lukianos sagt ausdrücklich ἀλεκτρυὼν ἱερός. Diese Lesart hat man verbessern wollen und geglaubt, Lukianos habe γαλλὸς ἱερός geschrieben,

ein Abschreiber aber, der bei γάλλος an gallus, den Hahn, dachte und sich wunderte, warum das lateinische, nicht das griechische Wort stehe, habe dies vermuthliche Versehen berichtigen wollen und dafür ἀλεκτρυών gesetzt. Es wäre also ein heiliger Kastrat gewesen, der das Siegel besehen und gelöst hätte. Da indessen sich nirgends eine Spur von einer Corruption des Textes findet, auch Lukianos der Gallen anderswo ausdrücklich erwähnt, dem Abschreiber aber dieses recht wohl erinnerlich seyn mußte; so möchte doch wol an einen wirklichen abgerichteten Hahn zu denken seyn, welchem Vogel das Alterthum überhaupt etwas Göttliches und Prophetisches zuschrieb. Die Sache mußte auch dem Volke um so wunderbarer vorkommen, wenn ein Hahn das Siegel mit dem Schnabel abriß, als wenn dies ein wirklicher Priester that. Noch bemerkt Lukianos, daß das Erblicken oder Berühren eines Todten unrein machte, daß man allerlei religiöse Reinigungszeremonien hatte, daß mehrerlei Thiere geopfert werden konnten, nur nicht Schweine, welche den Syrern ein Gräuel oder ihnen heilig wären und daher auch nicht gegessen würden. Unter den Vögeln waren die Tauben am heiligsten; sie konnten überall ihrer Nahrung nachgehen, und keiner durfte es wagen, sie zu stören oder zu verletzen.

Fragen wir nun nach dem allgemeinen Begriffe, welchen man mit dem unter dem Namen Derketo, Atergatis, syrische Göttin und vielleicht auch Astarte verehrten weiblichen Götterwesen verband, so scheint uns die Darstellung desselben in Hierapolis, wie sie Lukianos beschreibt, die beste Auskunft zu geben. Der Künstler, scheint es, wollte durchaus keine individuelle Göttin darstellen, sondern eine Gottheitskraft, die viele andere unter sich begriff. Darum war sie denn im Ganzen zwar eine Juno, aber auch eine Athene, Selene, Venus, Artemis, Nemesis und Moira. Er wollte also unstreitig jene höchste weibliche Naturkraft symbolisiren, die alles gebiert und das männliche erzeugende Princip durch Liebesreiz an sich fesselt, die Anfang und Ende alles Lebens in sich begreift. Sie ist als die Beginnerin alles Daseyns die erste Schicksalsgöttin, die den Lebensfaden spinnt; sie ist die Geburtsgöttin Ilithyia, die sich auch mit in der Umgebung der syrischen Göttin befand; sie ist Mond und Erde, Selene, Artemis und Rhea-Kybele; sie ist die flüssige Urmaterie, die im Gegensatze mit der männlichen Feuer- und Lichtkraft des Urgeistes als Nacht und Dunkel erscheint, obgleich an und für sich selbst auch Licht ist, und so in der weiblichen Feuerkraft Athene personificirt wird. Dieser Begriff wurde zuerst in den fernen Ostländern, namentlich in der alten Brama- und Buddhäreligion gebildet und folgte dann dem Zuge, den die Verbreitung des Menschengeschlechts und der Cultur von Osten nach Westen nahm, von Volk zu Volk bis zu den Westküsten Asiens und den Ostküsten Europa's und Afrika's. In Indien erscheint diese weibliche Naturkraft unter den Namen Maja, Bhawani, Parwati, Lakschmi und andern und tritt mit der männlichen erzeugenden Gottheitskraft in ein eheliches Verhältniß. Das dem Menschen sichtbare Bild der letztern ist die Sonne, die sinnliche Anschauung der erstern aber der Mond und die Erde. Doch nicht nur aus der Natur der Sache folgt diese Verpflanzung; ein indischer Purana erzählt auch ausdrücklich, wie der orgiastische Dienst des Mahadewa und seiner Gemahlin Parwati, mit dem Symbole des Phallos und der Taube, von Indien aus nach dem Euphrat und bis zum Mittelmeere gewandert sei, wo namentlich Askalastan (Askalon) als der Ort genannt wird, wo Parwati unter dem Namen Semirama (d. h. Semiramis) einen Gottesdienst erhält, ihr Gemahl aber zum Sonnengotte Bel oder Baal wird. Diese Semiramis nun ist der Derketo Tochter, d. h. sie ist eine Modification dieses Begriffs. Sie wird von Tauben genährt, Gemahlin des Ninus, d. h. des Fisches, vom syrischen Nuno, womit man die Fische am Himmel bezeichnete, und wird zuletzt selbst zur Taube. Tauben waren das Symbol der Liebe und der Fruchtbarkeit, und darum ist Semiramis insbesondere die Liebesgöttin, aber auch Derketo ist es, denn sie trägt den Gürtel der Venus Urania. Insofern ist diese auch eins mit der ägyptischen Athor, die als Liebesprincip auch die Taube zum Symbol hat, aber zugleich auch die allgemeine, Alles hervorbringende Naturkraft als Nacht und Urwasser bezeichnet. Strabo nennt die syrische Göttin Athara und drückt sich so aus, als ob dies der eigentliche Name derselben sei. Casaubonus will dafür Asthara lesen, um den Namen mit Astarte, Astaroth, zu identificiren. Aber neuere Ausleger haben die alte Lesart wieder beibehalten, und Creuzer glaubt, daß dieses Athara mit dem ägyptischen Athor zusammenhängen könnte und der eigentliche Name der Göttin sei, aus dem sich die andern später gebildet hätten. Nach einer andern Meinung könnte Athara mit dem ägyptischen Namen der Getreideart Doura in Verbindung stehen und eine Getreidegöttin anzeigen. Aber wenn auch diese Function unter den Gaben der alles gebärenden Naturkraft mit begriffen ist, so lehrt doch schon die Bildung der syrischen Göttin bei Lukianos, ja selbst die gewöhnliche Vorstellung der Derketo, daß an diese besondere Individualität nicht zu denken sei. Vielleicht trifft auch Ritters Idee ziemlich die Wahrheit, wenn er bei Athara an das indische Avatar, contrahirt Autar denkt, womit überhaupt die Herabkunft eines Gottes ins Fleisch, insbesondere des Wischnu, bezeichnet wird. Athara-Derketo wäre dann die erste Inkarnation des Gottes als rettender Fisch aus der Sündfluth.

Im Allgemeinen bezeichnen daher Astarte, Atergatis oder Derketo und die syrische Göttin allerdings einerlei Grundbegriff, die alles gebärende und zur Liebe reizende Naturkraft, die in Ägypten als Athor-Isis, bei den Griechen als Aphrodite, Here, Ilithyia u. s. w. erscheint; aber die besondern Beziehungen dieser Kraft machen den Unterschied und verursachten eine abweichende Symbolik. Bei der Astarte und Isis tritt als Hauptsymbol das Kuh- oder Stierhaupt hervor, um sie als Mond, als Gattin des Sonnengottes, zu bezeichnen und dadurch insbesondere mit der indischen Bhawani-Parwati im Wesentlichen zu identificiren; bei der Derketo aber und ursprünglich auch bei der syrischen Göttin, obgleich die spätere Bildung der letztern wiederum das Allgemeine mehr hervor hob und sie durch den leuchtenden Stern auf dem

Haupte auch als Mond zu charakterisiren scheint, ward die Fischgestalt das Hauptsymbol und bezeichnete sie als das Fischavatar des Wischnu. Auch im Fischsymbol liegt die Bezeichnung der Fruchtbarkeit, aber zugleich nicht minder eine Anspielung auf das alte Dogma: alles Feste hat sich aus dem Flüssigen gebildet; die Erde ist aus dem Wasser hervorgegangen. Dies war der Fall sowol bei der ursprünglichen Bildung der Erde, als bei dem neuen Hervortreten des festen Landes aus der verderbenden Wasserfluth. Beide Begebenheiten wurden in Mythen und der bildlichen Symbolik oft mit einander verschmolzen, und so bezeichnete denn das Fischsymbol sowol das erste als das zweite Auftauchen der Erde aus dem Wasser. Mit diesem war zugleich der Anfang der Cultur verbunden, und darum ist Wischnu als Fisch ebenso wol wie jener babylonische Dannes der erste Lehrer und Stifter der Menschen. Jener holt die vom bösen Dämon geraubten und verschlungenen Weda's aus dessen Bauche wieder hervor und verkündet das göttliche Gesetz dem König Satiavrata. Dieser taucht als Lehrer und Gesetzgeber der Babylonier aus dem östlichen Meere auf. Es heißt dieser Dannes auch Oes, und dies erklärt Scaliger durch den aus dem ersten Ei Gebornen. Ebenso ist auch Derketo aus dem vom Himmel in den Euphrat gefallenen Ei entstanden. Dies ist das erste Ei, aus dem sich Erde und Himmel nach indischer und orphischer Vorstellungsart bildete, es ist die aus dem Urfeuchten hervorgegangene Welt. Diese Begriffe lagen also vornehmlich im Fischsymbole, und darum ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Asdodische Dagon, männlich gedacht, Wischnu-Dannes, weiblich aber mit der Derketo einerlei ist. Dieser Dagon heißt auch Siton, Getreidegott. Will man dafür nicht Sidon lesen, so ließe sich die Benennung nach Dupuis (Orig. de tous les Cultes III, 928.) auch astronomisch aus der Verbindung erklären, in der die Jungfrau am Himmel als Ährenleserin mit den Fischen steht, welche zu eben der Zeit untergehen, wann die Jungfrau aufgehet und umgekehrt. Aber im Ganzen erklärt dies doch wenig. Ritter in seiner Vorhalle S. 70 denkt dagegen an eine andere Ableitung. Dagon als Odakon ist ihm nämlich Buddha (Odakon statt Bodakon), der auch den Namen Sitte oder Siddha führt, welcher mit Buddha gleichbedeutend ist, ja sogar noch höher steht; denn, wie die Ceylonesen sagen, Buddha ist der Name des Gottes auf der Erde, im Himmel aber heißt er Santu Sitte, der heilige Sitte. War also ein Name des Dagon auch Siddha, so konnte ein Grieche leicht daraus Siton machen und an einen Getreidegott denken, ohne daß diesen die Einwohner von Asdod wirklich anzeigen wollten. In Ceylon findet auch die babylonische Erzählung vom Dannes ihr Gegenstück. Einst, heißt es, betrachteten die Einwohner die aus dem Meere aufsteigende Sonne und sahen aus derselben eine schöne majestätische Gestalt hervorgehen. Ehrfurchtsvoll eilten alle ihr entgegen und baten um ihren Unterricht. Ich bin, antwortete sie, ein Sohn der leuchtenden Sonne und von Gott gesendet, um über die Völker zu herrschen. Als sie nun sich anbetend niederwarfen und Gehorsam gelobten, ward er ihr Lehrer, Wohlthäter und König, der lange und glücklich sie beherrschte. Es war ein Buddha, der so zu den Ceylonesen herniederstieg, und ein solcher war denn auch jener Dannes, ebenfalls ein Sonnensohn, denn mit der aufsteigenden Sonne erhob er sich aus dem erythräischen Meere. Ist auch jene Tradition auf Ceylon erst in unsern Zeiten bekannt geworden, so trägt sie doch in sich selbst ebenso die Kennzeichen eines hohen Alterthums, wie jene vom Dannes. Als lehrender Fisch erschien dieser den Bewohnern, und sein Andenken lebt vielleicht noch am Himmel in dem Sternbilde des südlichen Fisches, wo er gleichsam noch als Stern erster Größe am Maule desselben glänzt. Zwar melden die von den Griechen aufgenommenen Mythen nichts davon, daß er der Dannes sei, aber wenn sie ihn überhaupt für den großen Fisch, d. h. für den Fisch κατ' ἐξοχήν erklären, für den Fisch, der im See erschien und die Derketo rettete: so möchte er auch vom Dannes nicht verschieden seyn, um so mehr, da dies Sternbild bei seinem Aufgange den Babyloniern ebenfalls aus dem erythräischen Meere aufzusteigen scheint. Dannes trit nach der Fluth als erster Lehrer auf, wie er es vor derselben that; er ist daher auch der aus dem Wasser Rettende und trinkt am Himmel den Wasserstrom aus, den der Wassermann (Deukalion) aus seiner Urne ausgießt. So berichtet auch die indische Schöpfungslehre vom Brama: er trank die Wasser des Meeres, in welchem die Welt versammelt lag und sah diese aus dem Feuchten emporsteigen. Diesen Satz sollte also wol jene Himmelshieroglyphe versinnlichen. Eine andere Erklärung der beiden Sternbilder gibt *Schaubach* ad Eratosth. Catast. p. 119. Die Bilder des Wassermannes und des südlichen Fisches, sagt er, waren ursprünglich zusammen verschmolzen und bezeichneten den fischgestalteten Dannes; die schöne Kunst der Griechen aber trennte das Monstrum in zwei Gestalten und bildete sowol die menschliche, als die fischartige jede für sich in zwei abgesonderten Bildern. Solche Trennungen der Symbole waren allerdings bei den freisinnigen Griechen nicht ungewöhnlich, aber doch scheint mir die Trennung mehr eine ursprüngliche zu seyn, da die Idee eines rettenden Fisches uralt und über weite Länderstriche von Indien aus bis ans Mittelmeer verbreitet war.

Lukianos erwähnt noch im Tempel zu Hierapolis eines Bildes, dem er den Namen Semeion, das Zeichen, gibt, und das bei der Prozession nach dem See mit dahin getragen wurde, ja vielleicht einen wesentlichen Akt bei derselben ausmacht, da ein Orakelspruch des Apollo die Zeit verkünden muß, wenn das Semeion seinen Weg antreten soll. Es muß also in einer wichtigen Beziehung zur Göttin stehen. Zu bedauern ist, daß er uns nichts Näheres davon mittheilt. Es ist, sagt er, von den übrigen Bildsäulen ganz und gar verschieden, hat keine eigene bestimmte Form, sondern ist aus allerlei Götterformen zusammengesetzt. Die Syrer geben ihm auch keinen besondern Namen, sondern nennen es blos das Zeichen, wissen auch nichts Zuverlässiges von seinem Ursprunge und seiner Gestalt zu sagen. Einige legen ihm eine Beziehung auf den Dionysos, andere auf den Deukalion, noch andere auf die Semiramis bei und mei-

nen, es stelle diese vor, weil es auf dem Scheitel eine goldene Taube trägt. Vielleicht war dies Bild gerade älter, als alle übrigen im Tempel, vielleicht das ursprüngliche der Göttin mit Attributen, die auf Wasser, Fische und Phallos hindeuteten. Vielleicht auch war es ein Androgyn, wie das weltzeugende Princip im Orient oft vorgestellt wird. Wegen seines Alterthums wußten die Priester vielleicht selbst nichts Bestimmtes mehr von demselben zu sagen.

Zu bemerken sind noch die Phallen im Vorhofe des Tempels zu Mabog, über welche Lukianos einiges berichtet. Sie hatten eine ungeheure Größe, um die Macht des zeugenden Princips recht deutlich auszudrücken. Ihre Höhe stieg bis 180 Fuß, denn die jetzige Lesart τριηκοσίων ὀργυιέων, welche 1800 Fuß angibt, ist wol offenbar verdorben und Palmers Verbesserung τριήκοντα ὀργυιέων, 30 Klafter, d. h. 180 Fuß, gewiß die richtige. Dergleichen Phallen waren ein Hauptsymbol im orgiastischen Dienste des Schiwa und der Parwati. Nach Lukianos wurden dieselben jährlich zweimal von einem Priester bestiegen, der sich 7 Tage lang auf der Spitze derselben aufhielt, um, wie man glaubte, die Götter zu bitten, daß sie Segen und Glück über Syrien herabsenden möchten. Einige, die vielleicht in ihnen nur Thürme erblickten, meinten aber auch, ihr Besteigen bezöge sich auf die Fluth, weil die Menschen, um sich zu retten, auf die höchsten Bäume und Berge geklimmt wären. Während der Priester oben war, legten Andächtige Gold, Silber und andere Geschenke am Fuße des Phallos auf die Erde nieder, nannten ihren Namen und gingen wieder fort. Ein dabei stehender Priester rief dem obern den Namen zu, und dieser betete nun für den Geber unter dem Schalle eines hellklingenden Instruments zu den Göttern. Der Priester auf dem Phallos war zwar mit den nöthigen Bedürfnissen versehen, durfte aber nicht schlafen, denn, wenn er dies thäte, sagte man, käme ein Skorpion und mißhandelte ihn mit seinen Stichen. (*Richter.*)

Derkus s. Philias.

DERKYLLIDAS (Dercyllidas). Gegen das Ende von Xenophons berühmtem Rückzug hatte Sparta auf Ersuchen der ionischen Städte, welche die Partei des jüngeren Kyros ergriffen gehabt und nun des Tissaphernes Rache fürchteten, diesem und dem Pharnabazos den Krieg erklärt und unter Thimbrons Anführung ein Heer nach Jonien gesendet, zu welchem noch 6000 Mann von Xenophons Heere stießen. Da dieser Feldherr aber den Erwartungen schlecht entsprach, so wurde dem Derkyllidas, ausgezeichnet in der Kriegsbaukunst und der Statswissenschaft und ein unternehmender Krieger, der Oberbefehl des Heeres übertragen. Da er gegen beide Satrapen zugleich sich zu schwach fühlte, so wußte er anfänglich den einen abzuhalten, um über den andern desto größere Vortheile zu gewinnen, was ihm auch gelang; und als nachher beide sich doch vereinigten, zogen sie, ungeachtet ihrer bedeutenden Übermacht, doch dem Versuche des Kriegsglückes einen Vergleich vor, wohl wissend, mit welchem Gegner sie es zu thun hatten. Bevor es aber noch hiezu kam, benutzte er die Zeit eines Waffenstillstandes, um nach dem thrakischen Chersones überzusetzen. Um diesen gegen die verheerenden Einfälle der Thrakier zu sichern, ließ er eine lange Mauer durch die Landenge von einem Meere zum andern ziehen, vertheilte das Land unter die Truppen und beförderte den blühenden Zustand dieses Landes (*Xenoph.* H. gr. B. 2. 3. *Diod.* XIV.). Zu der Zeit, als Konon die Lakedämonier zur See schlug, befand er sich zu Abydos, welches er, so wie den Chersones, für Sparta behauptete. Man gab ihm den Beinamen Sisyphos, ohne Zweifel wegen seiner schlauen, listigen Anschläge. Anstatt Sisyphos bei Xenophon lieset man freilich bei Athenäos (XI, 14.), der den Ephoros als Gewährsmann anführt, Σκύθος (anstatt Σκύθης? der Scythe) und Σκύφος (der Becher), und ihm folgt Eustathios (Od. 15, 82.); beide Lesarten aber entsprechen dem, was man sonst von Derkyllidas weiß, nicht. (Vergl. Morus zu *Xen.* H. gr. 3, 1, 6.) — Ein anderer Derkyllidas muß es gewesen seyn, den die Spartaner an Pyrrhos, als dieser ihnen den Kleonymos zum König aufdringen wollte, absendeten, und der auf des Königs Drohungen erwiederte: Bist du ein Gott, so sind wir ohne Furcht, denn wir haben dich nicht beleidigt; bist du aber nur ein Mensch, so sind wir so gut als du. (*H.*)

DERKYNOS, ein Sohn des Neptun und Bruder des Alebion. Beide Brüder entführten dem Herkules im Lande der Liguren einige von Geryons Rindern, worüber es zu einem harten Kampfe mit dem Heros kam, der nur dadurch siegte, daß ihm, als es ihm an Pfeilen fehlte, Jupiter auf seine Bitten eine Wolke von Steinen zu Hilfe sandte. Mit diesem neuen Geschosse gewann er denn den Sieg. Zum Andenken der Begebenheit zeigte man noch in spätern Zeiten zwischen Massilien und der Rhone ein mit ungeheuern Steinen belegtes Feld. (*Apollod.* II, 5. 10.; *Strabo* L. IV.; *Dion. Hal.* I, 41.; *Hyg.* Poet. Astron. II, 6.; *Tzetz.* Chil. II, 34.) (*Richter.*)

DERMAPTERA (Entomologie). Mehre englände Entomologen *) betrachten die Familie der Ohrwürmer (Forficulariae *Latreille*) als eine eigene Ordnung der Insekten und legen ihr obigen Namen bei. Sie unterscheidet sich allerdings von den übrigen Familien der Orthopteren dadurch, daß die Flügel, nicht blos der Länge nach, sondern wie bei den Koleopteren auch der Quere nach gefaltet sind; aber dieser Unterschied möchte die Aufstellung einer besondern Ordnung um so weniger rechtfertigen, als diese Familie auch mehre ungeflügelte Arten enthält. Latreille hat in seinem letzten Werke **) diese Ordnung ebenfalls aufgenommen. (*Germar.*)

Dermasea *Haw.* s. Saxifraga *Lam.*

DERMATIN, ein neues Mineral aus den Serpentinbrüchen von Waldheim in Sachsen, das zu den weichen, opalähnlichen Gebilden gehört, zu Breithaupts Porodinen. Es hat wenig Fettglanz, eine schwärzlichgrüne oder braune Farbe, muscheligen Bruch, gibt ein gel-

*) *Leach* zoolog. Miscell. Vol. III. pag. 57—60. *Kirby* and *Spence* introd. to Entomol. Vol. V. pag. 370. *Mac Leay* Horae entomologicae. **) Cours d'Entomologie Paris 1832.

bes oder gelblichgrünes Strichpulver und nach dem Anhauchen einen bitterlichen Geruch, fühlt sich sehr fettig an und hängt nicht an der Zunge. Die Härte ist = 3, und das specif. Gewicht = 2,136. Es enthält sehr viel Wasser, wird vor dem Löthrohre schwarz, härtet, zerklüftet sich und frittet etwas. Wahrscheinlich ist es eine Verbindung von Erdhydraten. (*Th. Schreger.*)

Dermatocarpon *Eschw.* s. Endocarpon *Hedw.*

DERMBACH, 1) Weimarisches Amt im Eisenachischen mit 784 Häusern und gegen 5000 Einwohnern. — 2) Stadt in diesem Amte mit 157 Häusern, einer katholischen Kirche und gegen 1300 Einwohnern. Es werden hier viele Pfeifenköpfe aus Maserholze geschnitten. (*H.*)

DERMESTES, Speckkäfer. Käfergattung von Linné zuerst aufgestellt, welcher darunter alle Käfer mit geknopften Fühlern, gewölbtem, ungerandetem Halsschilde und kleinem, herabgebogenem Kopfe, mithin auch die jetzigen Gattungen Tillus, Apate, Bostrichus, Coryneles, Lyctus u. a. begriff. Nach Latreille und den neuern Schriftstellern sind die Kennzeichen der Gattung Dermestes folgende: Fühler kurz, mit dickem, kurzem, dreigliederigem Endknopfe, kürzer als das Halsschild; Kopf klein, fast senkrecht, bis an die Augen vom Halsschilde eingeschlossen, mit sehr kurzen Tastern; Halsschild quer gewölbt, an den Seiten niedergebogen, ungerandet; Hinterkörper so breit als das Halsschild, die Seiten gerade, hinten stumpf gerundet, der Unterleib platt; Beine kurz; Schenkel ziemlich dick; Schienen gerade, ungezahnt, mit feinen kurzen Borsten besetzt, an der Spitze mit zwei kurzen Stacheln versehen; Tarsen mit fünf ungelappten Gliedern und nicht zum Einschlagen in die Schienen eingerichtet.

Es leben diese Thiere, die nicht leicht die Länge einiger Linien übersteigen, vorzüglich in faulenden oder getrockneten animalischen Substanzen, doch werden auch einige an faulenden vegetabilischen Körpern getroffen. Ihr Körper ist auf der Unterseite gewöhnlich dicht mit weißen Schuppen besetzt, ihre Oberseite düster, matt, mit feinen Härchen oder auch theilweise mit Schüppchen bekleidet. Ihre Larven sind langgestreckt, auf jedem Leibringe oben mit einer dunkleren, schildförmigen Membran bedeckt, mit einzelnen langen Borsten, die an der Spitze dichter stehen, und leben in verschiedenen Substanzen, wie sie auch besonders den Naturaliensamlungen, aufbewahrtem Fleische ꝛc. nachgehen und dadurch oft Schaden anrichten *). Der Koth, den sie von sich geben, besteht aus vielen ungleichen Körnern, welche sich zu einem Faden an einander reihen. Sie häuten sich oft, ehe sie zu Nymphen werden.

Man kennt ungefähr funfzehn Arten dieser Gattung, von denen manche, wie z. B. Dermestes lardarius, vulpinus, in den entlegensten Welttheilen zugleich vorkommen.

Am nächsten verwandt ist die Gattung Attagenus *Latr.*, unterscheidet sich jedoch durch eine längere Fühlerkolbe, etwas kürzern, mehr länglich eiförmigen Körper, und die Larven haben am After einen langen Haarbüschel **). Ihre Lebensweise kommt mit denen der Speckkäfer überein, doch findet man die vollkommenen Insekten auch häufig auf Blumen. Die gewöhnlichste Art ist Attagenus pellio *Auct.*, schwarz, die Schnur der Fühler und die Tarsen rothbraun, auf jedem Deckschilde nahe der Naht ein weißer haariger Punkt. (*Germar.*)

DERMESTINI *Latr.* (Dermestidae *Leach*), Käfergruppe, mit fünf Gliedern an allen Tarsen, Fühler mit einem fast dichten Endknopfe, Körper walzig, unten platt, mit unbewaffneten Beinen und freien Tarsen. Es gehören dahin die Gattungen Dermestes, Attagenus, Megatoma, Trogoderma und Globicornis. (*Germar.*)

Dermobranchiata s. die Nachträge.

Dermochelys s. Testudo.

Dermodium *Link* s. Licea *Schrad.*

DERMOPTERA, Pelzflatterer. Indem Illiger die Säugthiere, welche im Besitze einer ganz ausgebildeten Flughaut und eines vollkommenen Flugvermögens sind, zu einer Ordnung unter dem Namen Volitantia (Flatterfüßer) zusammenstellt, subdivid rt er diese Ordnung wiederum in zwei Familien, die von ihm Dermoptera und Chiroptera genannt werden. Die erste enthält nur die Gattung Galeopithecus; eine Gattung, die sich den Makis nähert, von Linné auch zu diesen (als Lemur volans) gestellt wurde und von allen Fledermäusen, welche unter den Chiropteris begriffen werden, allerdings in so vielen erheblichen Punkten sich unterscheidet, daß jene Subdivision allerdings nöthig war. Da aber der Charakter der Familie Dermoptera mit dem der Gattung Galeopithecus zusammenfällt oder in ihm enthalten ist, so ist es hinlänglich, auf diese Gattung zu verweisen. (*Nitzsch.*)

DERMORHYNCHI (scil. Natatores), Hautschnäbler. So bezeichnet Vieillot die sehr natürliche und ausgezeichnete Familie der entenartigen Schwimmvögel, für welche ich den Namen Unguirostres, Nagelschnäbler vorgeschlagen und gebraucht habe [1]). Dieselbe Gruppe ward von Illiger, der sie zuerst unterschied, Lamellirostres, von Cuvier Lamellirostres, von Dumeril Prionorhynchi, von Leach, Bote und Brehm Anatidae genannt.

Sie wird schon durch folgende äußerliche Merkmale leicht kenntlich: Der Schnabel dieser Vögel ist gerade, mäßig lang oder kurz, im Ganzen mehr flach als schmal gedrückt und größtentheils mit einer weichen, nervenreichen, empfindlichen Haut bekleidet, welche aber an der stumpfen Spitze beider Kiefer in einen harten, hornartigen Nagel übergeht und an den Kieferrändern innerlich harte Zähne oder durch Furchen gesonderte, lamellenartige Erhöhungen bildet. Die Nasenlöcher sind offen, seitlich stehend, elliptisch, nicht röhrenförmig, immer durch-

*) Über die Verwandlung und Lebensweise der Speckkäfer vergl. Frisch Beschr. v. allerl. Insekt. VII. pag. 22. tab. IX. Degeer Abhandl. zur Gesch. d. Insekt. IV. pag. 114. tab. VII.

**) Frisch a. a. O. tab. VIII.

[1]) S. z. B. Nitzsch Observ. de avium arteria carotida communi Halae 1829, wo eine überall meiner auf anatomische Untersuchungen gegründeten Anordnung der Vögel gegeben ist.

hend (perviae). Der Kopf klein, höher als breit, hinten nicht breiter als in der Mitte. Der Hals von verschiedener Länge. Der Rumpf lang. Die Flügel spitz durch die Handschwingen, deren erste die längste ist. Die Füße meist kurz, immer vierzehig, die drei vordern Zehen durch Schwimmhaut verbunden, die fast immer vollständig ist und bis zum Nagelgliede geht. Der Hinterzeh ist kurz und frei, höher stehend, öfters mit einem Hautlappen gesäumt. Die Läufe schmalgedrückt, vorn, wie oben die Zehen, geschildert, an den Seiten aber netzartig geschuppt. Die Schwingenzahl differirt von 25 bis 34. Die Zahl der Schwanzfedern ist gewöhnlich 14 oder 16, doch auch 18, 20 bis 24. Der Schwanz ist abgerundet oder stufig, meist kurz.

Die Konturfedern des Rumpfs bilden breite, federreiche, durch Raine (Apteria N.) eingeschränkte Fluren (Pterylae N.[2]). Zwischen je vier Konturfedern steht wenigstens eine Dune; auch sind die Raine durchaus mit Dunen besetzt. Die Spinalflur (pteryla spinalis) ist ohne Absatz, nimt ziemlich die Breite des Rückens ein, hat im Interscapulio eine Längsspalte und enthält ziemlich kleine anliegende, wenig gekrümmte Federn. Die beiden Unterfluren (pterylae gastraei), welche im Bereiche des Rumpfs meist sehr gekrümmte, elastische, rundliche, dicht an einander schließende Federn enthalten, sind so breit, daß sie den Unterkörper so gut wie ganz einnehmen und nur einen sehr schmalen Längsrain zwischen sich lassen; sie haben nur einen sehr kleinen Seitenast. Die Schulterfluren (pterylae humerales) sind sehr, die Lendenfluren (pter. femorales) aber gar nicht ausgebildet. Die eigentlichen Hautfedermuskeln, welche bei den Luft- und Erdvögeln meist wenig deutlich sind, zeigen sich zwar bei den Nagelschnäblern nicht ganz so vollkommen entwickelt als bei den Steganopoden, namentlich als beim schottischen Tölpel (Dysporus bassanus), wo diese kleinen Muskelbündel zuerst meine Aufmerksamkeit erregten, aber dennoch sind sie auch hier oft sehr gut an der Haut des Rumpfs, besonders der Brust, zu erkennen. Sie gehen da von der Fleischseite der Haut zu den inwendig hervor stehenden Spulen der Konturfedern oder vielmehr zu deren Hautscheiden. Jede dieser Federn wird durch 4 oder 5 solcher kleinen Muskeln bewegt, und da man in jeder Unterflur, z. B. einer Anas ferina, vom Ende des Halses bis zum After wol 1000 Konturfedern und eben so viel in der Spinalflur zählt, so kann man am ganzen Rumpfe füglich 12000 Federmuskeln annehmen. Wir finden demnach schon an der Haut eines Vogel eine viel größere Anzahl von Muskeln als nach Lyonets Zählung die in dieser Hinsicht so bewunderte Cossusraupe überhaupt besitzt.

Die Bürzdrüse auf dem Schwanze ist wie gewöhnlich bei Schwimmvögeln von ansehnlicher Größe und herzförmiger Gestalt; jede Hälfte hat ein längliches, röhrenförmiges Becken, welches die absondernden Kanäle aufnimt und für sich nach außen mündet; daher der gemeinschaftliche, mit Bisedern besetzte Zipfel äußerlich zwei Öffnungen zeigt. Das Öl dieser Drüse wird sehr reichlich abgesondert und vielleicht von wenigen Vögeln so fleißig mit dem Schnabel ausgedrückt und zum Einölen der Federn benutzt als gerade von diesen.

In Hinsicht des Knochengerüstes zeigen sich zumal folgende charakteristische Übereinstimmungen dieser Gruppe. Das Thränenbein hat bei übrigens ziemlich verschiedenen Verhältnissen immer einen freien, absteigenden Fortsatz, welcher von keinem Flügelfortsatz des Riechbeins berührt wird. Der Schläfdorn, welcher sehr ansehnlich ist und von dem Schuppenbeine und dem großen Keilbeinflügel gebildet wird, nähert sich mehr oder weniger dem absteigenden Theile des Thränenbeins, verbindet sich aber nur sehr selten mit demselben, um einen völlig geschlossenen Orbitalrand zu bilden, wie ich nur bei Anas autumnalis, clangula und Cereopsis Novae Hollandiae gefunden. Über dem Hinterhauptsloche befinden sich zwei Hautinseln in der Hirnschale (dergleichen auch bei manchen Sumpfvögeln z. B. Schnepfenvögeln und dem Phoenicopterus vorkommen), jedoch fehlen sie den Schwänen.

Die Gaumenbeine sind gerade, meist schmalgedrückt; der Vomer von bedeutender Größe und Höhe. Die Flügelbeine (auch untere Keilbeinflügel, Verbindungsbeine u. s. w. genannt) breit, schulterblattähnlich, was eben Herissant veranlaßt hat, diese Knochen danach ossa omoidea zu benennen; sie reiben mit einer dritten Gelenkfläche den Körper des Keilbeins (wie bei Catharles, Eulen, Schnepfenvögeln ꝛc.), aber es ist diese dritte Gelenkung der vordern bisweilen so nahe, daß sie übersehen oder zu ihr gezogen werden kann. Der hintere Fortsatz der Unterkieferäste bildet eine schmalgedrückte, oft lange und sichelförmig aufwärts gebogene Lamelle. Der Gabelknochen ist von der Seite gesehen sehr gekrümmt; seine obern beiden Enden bilden ziemlich lange, schmächtige, der Richtung der Schulterblätter folgende Spitzen. Die schmalen, bogenförmigen Schulterblätter sind am Ende stumpf abgerundet. Das Brustbein groß, lang, ziemlich gleich breit, doch meist hinten breiter, mit einfachen, tiefen Buchten am Abdominalrande (welche da bisweilen durch eine Knochenleiste geschlossen werden) und einer mäßig großen, vorn meist spitzwinkeligen Crista. Die Rippen sind in Zahl und Länge verschieden nach den Gattungen und Arten. Bisweilen kommen hintere falsche Rippen von sonderbarer Art vor, nämlich völlige Inselrippen, die weder mit der Wirbelsäule noch mit dem Brustbeine in der geringsten Verbindung stehen. Das Becken ist groß, lang, im Hintertheile flach gewölbt. Hinter dem ischiadischen Loche und zwischen dem Schaambeine und Sitzbeine bleiben meist häutige Räume. Die Schaambeine sind sehr lang, grätenförmig und mit ihrem die Sitzbeine überragenden Theile sehr nach unten im Bogen und gegen einander gekrümmt, zugleich am Ende merklich verbreitert. Der Daumen der Vorderglieder hat eine mehr oder weniger vollkommene Kralle; auch findet man am großen Finger gewöhnlich noch ein drittes spitzes Glied. Der Oberarmknochen ist häufig, der Oberschenkelknochen aber niemals luftführend; übrigens

2) S. den Artikel Certhia.

herrscht in Hinsicht der Grade der Pneumaticität des Skeletts eine große Verschiedenheit in dieser Familie.

Unter den Muskeln dieser Vögel sind die, welche die Kiefer bewegen, durch sehr bedeutendes Volumen (besonders bei Gänsen) ausgezeichnet. An den Vordergliedern ist der Musculus patagii communicans N., welcher mit dem langen Kopf des M. biceps brachii oder von demselben entspringt und zur langen elastischen Sehne des Flughautspanners geht, — an den Hintergliedern der M. gracilis femoris Tiedem., welcher so vielen Vögeln gänzlich fehlt, hier aber ganz besonders stark ist, bemerkenswerth.

Die empfindenden Organe anlangend, so sind die Fäden des fünften Nervenpaares, welche sich in die Haut des Schnabels vertheilen, von besonderer Stärke und Entwickelung. Die obern Muscheln des Geruchsorgans sind ausgebildeter als bei vielen Vögeln, auch die mittlern sind ansehnlich, aber die untern, welche zumal bei vielen Passerinen und dem indischen Kasuar eine so zusammengesetzte, gleichsam labyrinthische Form und bedeutende Größe haben, sind hier wie bei den meisten Wasservögeln. gar wenig ausgebildet, indem sie aus einer einfachen oder nur mit einer Nebenkante versehenen, knorpeligen Lamelle bestehen. Sehr merkwürdig war es mir, in dieser Familie, freilich aber nur bei einer einzigen Art, eine ganz besondere Erweiterung des Geruchsorgans wahrzunehmen. Bei Anas clangula geht nämlich jede Nasenhöhle in eine enorm große, über den ganzen Oberkopf sich verbreitende, wahre, knöcherne Stirnhöhle (sinus frontalis) über; eine Anordnung, die ich constant bei mehren männlichen und weiblichen Individuen derselben Entenart und bei allen, die ich untersuchte, sonst aber bis jetzt bei keinem Vogel weiter gefunden habe.

Die Nasendrüse der Nagelschnäbler kommt in sehr verschiedenen Graden der Größe und Ausbildung vor. Sie liegt zwar immer über den Augen; bei einigen aber nimt sie nur den obern Orbitalrand der Stirnbeine ein, indem sie denselben gleichsam verbreitert und über die Augen hin etwas fortsetzt, oben auf der Fläche der Stirnbeine aber wenig oder nicht aufliegt. So ist es zumal bei den eigentlichen Enten, als Anas sponsa, acuta, querquedula, moschata und den Mergis. Bei andern breitet sie sich mehr über die Stirnbeine hinterwärts aus in einigermaßen nierenförmiger Gestalt, wie z. B. bei Anas Tadorna, clangula, fuligula; Cygnus Olor, musicus; Anser cinereus, Bernicla, aegyptiacus. Bei wieder andern aber belegt sie als ein dickes Polster, theils in eine tiefe Grube eingesenkt und mit der der andern Seite in gerader Linie dicht zusammenstoßend, die ganze obere Fläche der Stirnbeine. Dies fand ich vorzüglich bei Cereopsis Novae Hollandiae; Anser Bernicla; Anas mollissima, fusca, nigra, marila und glacialis.

Die Augen dieser Vögel sind ziemlich klein. Ihr Querdurchmesser übertrifft etwas den Höhendurchmesser. Die Hornhaut ist wenig gewölbt. Die Krystallinse hinten sehr, vorn wenig erhaben. Die Choroidea löst sich oft deutlich in zwei Blätter, von denen das innere hauptsächlich vom Pigment gebildet wird. Den Fächer fand ich meist niedrig; er besteht aus 9 bis 14 Falten (bei Anser aegyptiacus zeigte derselbe in beiden Augen eine ganz ungewöhnliche, auffallende Gestalt, nämlich einen tiefen, quadratförmigen Ausschnitt). Die Nickhaut hat den gewöhnlichen, hier besonders deutlichen Kragenumschlag ihres Randes. Dem untern Augenliede scheint (wie z. B. auch den Eulen, Reihern) die innere Knorpelplatte zu fehlen. Die Harder'sche Drüse bildet einen gekrümmten, länglich-rundlichen Lappen. Sie ist von sehr ansehnlichem Volumen, während die äußere Thränendrüse die gewöhnliche geringe Größe, eine rundliche Gestalt und gekörnte Oberfläche hat.

Die äußere Ohröffnung ist klein. Auch die Bogengänge des Labyrinths sind alle von geringer Größe; der hintere ist sehr nach hinten gestellt und dem hintern Theile des obern so genähert, daß sie einander gewöhnlich berühren.

Sehr eigenthümlich ist die Bildung der Zunge sowol in Hinsicht ihrer äußern Form als von Seiten ihres Knochengerüstes. Sie ist meist sehr massig, so groß als es nur die Mundhöhle zuläßt, ziemlich gleichbreit, oben und unten meist weich bekleidet, an den Seitenrändern, wenigstens hinterwärts, mit einer gewöhnlich doppelten Reihe kurzer Wimpern und einzelnen harten Zähnen besetzt, vorn stumpf und abgerundet; hinten hat sie verschieden gruppirte, weichere Zähne, aber keine deutlichen Pfeilecken. Diese Pfeilecken fehlen auch dem Zungenkern ganz und gar. Derselbe besteht aus einer einfachen, länglichen, flachen, unten der Länge nach gehöhlten, hinten und vorn schmälern Knochenplatte, welche vorn in einen schmalen Knorpel übergeht. Der Zungenbeinkörper hat einen unbeweglichen, an der Spitze knorpeligen Griffel.

Dem Gaumen fehlt die Stufe oder Querleiste, aber sein hinterer zweilappiger Rand ist, so wie die Fläche wenigstens zum Theil, und der Rand der länglichen, durch den Vomer sehr sichtbar getheilten Choanen mit weichhornigen Spitzen besetzt.

Der Schlund ist ziemlich gleich weit. Der Vormagen mit vielen dicken Schleimdrüsen besetzt, er zeigt zwei oder drei undeutliche Juga oder höhere Partieen auf der innern Fläche. Der Magen, außer bei Mergus, wo er nur schwachfleischig ist, ein enorm starker Muskelmagen, dessen derbe, glänzende, auf beiden Seiten befindliche Sehnenschicht oft verdoppelt oder in eine obere oder äußere, meist henkelartig gelöste, und eine untere oder innere getheilt ist. Der Darmkanal ist von sehr verschiedener Länge. Die innere Fläche ganz oder größtentheils zottig. Die Blinddärme sind meist lang, doch bei Anas nigra und Mergus albellus kurz oder sehr kurz. In der Mitte der Darmlänge bemerkt man fast immer das überhaupt bei Wasservögeln so sehr häufig vorkommende Darmdivertikel. Die Bursa Fabricii hat, wenn sie vorhanden ist, zwei oder mehre innere dicke Längsfalten. Die Milz ist klein, übrigens von verschiedener Gestalt. Die Leber wenig ausgezeichnet; der rechte Lappen, wie gewöhnlich größer, die Commissur am hintern Rande oft eingeschnitten oder in Läppchen ge-

theilt. Die Gallblase wol immer vorhanden, oder nur zufällig fehlend. Das Pankreas nimt sehr gewöhnlich die Länge der Darmschlinge ein, in der es liegt. Es besteht aus mehren Lappen, ist aber meist nicht völlig in zwei getrennte Massen zerfallen und hat, wie es scheint, gewöhnlich nur zwei, selten drei Ausführungsgänge.

Das Herz ist nicht groß, aber meist dick und ziemlich kurz. Die Vorhöfe haben bei den viel tauchenden eine ansehnliche Weite. Es sind wie bei den meisten Schwimmvögeln immer zwei, wie gewöhnlich dicht neben einander und vorn am Halse von Muskeln verdeckt, in die Höhe laufende Kopfschlagadern vorhanden.

Die Luftröhre zeigt große Verschiedenheit, besonders im Bau des untern Endes, welches bei den Männchen sehr vieler Nagelschnäbler in eine große knöcherne, öfters aber mit häutigen Fenstern versehene Pauke von verschiedener Form erweitert ist. Die Bronchialmuskeln oder eigenen Muskeln des sogenannten untern Kehlkopfs fehlen ohne Ausnahme gänzlich. Die Bronchien werden an der innern häutigen Seite durch einen Querriegel verbunden.

Die Nieren zeichnen sich durch Größe und Länge aus; sie haben einen sehr kleinen vordern und sehr großen hintern Lappen, aber nicht immer einen deutlich abgetheilten mittlern, der dann auch klein ist. (Bei einer Anas sponsa sah ich anomal die vordern und mittlern Lappen, das heißt die ganze vordere Portion beider Nieren, gänzlich fehlen.)

Den Eierstock habe ich nie anders als einfach, auf der linken Seite gefunden, auch niemals ein Rudiment eines rechten Oviductus wahrgenommen. Die ovalen Hoden schwellen zur Begattungszeit bei einigen zu enormer Größe an, besonders der linke, der wie bei andern Vögeln gewöhnlich etwas größer ist. Vor allen übrigen Schwimmvögeln sind diese durch eine sehr lange, mit einer Rinne und vielen Querfalten versehene, weiche, umstülpbare Ruthe ausgezeichnet, welche, wenn sie außer Thätigkeit ist, in einer Tasche zwischen dem Ende des Mastdarms und einem starken, diesen umgebenden Ringmuskel eingezogen liegt. Sie hängt den männlichen Hausenten gleich nach vollzogener Begattung wol noch eine Zeitlang aus dem After so weit heraus, daß sie auf der Erde nachschleppt. Auch bei einem Weibchen der Anas clangula, welche einen vollkommenen Eierstock und Oviduct hatte, fand ich eine sehr deutliche, der männlichen vollkommen ähnliche, aber viel kleinere, etwa 8 Linien lange Ruthe. Ob eine solche weibliche Ruthe anderweit in dieser Gruppe vorkommt, weiß ich nicht.

Die Familie der Haut- oder Nagelschnäbler ist sehr verbreitet. Man findet deren in allen Welttheilen und unter den verschiedensten Breitengraden. Sie halten sich zur Brutzeit hauptsächlich an süßen Gewässern, ausserdem aber, besonders im Herbst und Winter, häufiger an Seeküsten auf. Viele sind Zugvögel und wandern regelmäßig, indem sie theils in kleinen oder großen Gesellschaften und wohl in Winkelreihen geordnet über Länder und Meere fliegen. Sie schwimmen viel, tauchen auch mehr oder weniger. Ihr Flug ist gut und anhaltend; ihr Gang schlecht und unbehende. Sie treten nur mit den Zehen auf und halten den Rumpf wagerecht oder etwas aufgerichtet. Ihre Nahrung besteht in Pflanzen, deren Blättern, Samen und Wurzeln, auch in kleinen Thieren verschiedener Art, besonders Insekten, Würmern, Mantelthieren, Fischen und Amphibien. Sie tasten mit dem nervenreichen, fühlenden Schnabel im Wasser nach Futter und sondern die kleinen, ihnen zur Nahrung dienenden Körper von demselben mittelst der Zähne der Kieferränder, die jene zurückhalten und das zugleich aufgenommene Wasser zwischen sich hindurchlassen, fast wie die Bartenwalle oder Balänen mit ihren Barten thun.

Die Männchen sind größer und zum Theil ganz anders und schöner gefärbt als die Weibchen. Sie leben in Monogamie, aber nur die Weibchen bauen das Nest und brüten die stets ungefleckten, meist zahlreichen Eier aus. Die ausgebrüteten Jungen haben ein dichtes Dunenkleid, sind auch gleich zum Laufen, Schwimmen, Tauchen und Futtersuchen geschickt, werden jedoch eine Zeitlang von der Mutter oder beiden Eltern geführt und zum Futter angewiesen.

Die Mauser der einen ist einfach, bei vielen aber erfahren wenigstens die Männchen eine zweite, in welcher sie meist ein unansehnliches, dem der Weibchen ähnliches Federkleid auf kurze Zeit erhalten.

Diese Familie entspricht den Linnéschen Gattungen Anas und Mergus, wozu noch die später entdeckte Cereopsis kommt. Die erste Gattung (Anas) aber vereinigt eine so große Anzahl von Arten und so mannigfaltige Bildungen, daß, obgleich auch Latham und Temminck die Linnéische Bestimmung annehmen, doch schon Brisson die Trennung derselben in drei, nämlich in Anas, Cygnus und Anser für nöthig erachtete, worin ihm Bechstein, Meyer u. A. gefolgt sind. Neuerdings ist jene Gattung, zumal von Leach, Boie, dem Prinzen Karl Buonaparte, Vigors und Brehm in noch weit mehre Genera zerfällt worden. Es scheint aber, um der dionymischen Nomenclatur der Arten nicht einen großen Theil ihres Werthes und Nutzens zu entziehen, gerathener, in dieser Familie es bei der Annahme der Gattungen Cereopsis, Anser, Cygnus, Anas und Mergus bewenden zu lassen und die weitern Sonderungen nur als Unterabtheilungen zu benutzen. (*Nitzsch.*)

DERMOSPORIUM. Eine von Link (Berl. Mag. VII. S. 32. T. 1. F. 4.) gestiftete Gewächsgattung aus der Gruppe der Staubpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der letzten Linnéschen Klasse. Bei dieser Gattung sind die Sporidien kugelig, ziemlich groß, zu einer Haut verbunden, welche das halbkugelige Lager bekleidet, während bei der nahe stehenden Gattung Epicoccum *Link* die Sporidien einzeln auf das schwarze Lager gestreut sind. Die einzige bekannte Art, D. flavicans *Link* (l. c., Nees Syst. F. 25., Epicoccum Spr. syst. IV. p. 563.) kommt auf faulem Holze vor, steht haufenweis beisammen, sieht gelblich

aus und ähnelt den Eiern des Molkendiebes (Phalaena Bombyx chrysorrhoea *L.*). (*Sprengel.*)

DERN, in der Aussprache Dehren, Kirchdorf des nassauischen Amtes Limburg, zwischen Limburg und Runkel, auf dem rechten Ufer der Lahn gelegen, zählt in 161 Familien 670 Einwohner und war ursprünglich ein Bestandtheil der Grafschaft Dietz, auch als solcher der Hauptort des Derner Zents, zu welchem noch die Ortschaften Niederhadamar, Offheim, Dietkirchen, Ober- und Niederweyer, das Kloster Beselich, Ahlbach, Niederahlbach, Steinbach, Niederdiefenbach, Malmeneich und das nach 1564 eingegangene, dicht vor Limburg belegene Dörflein Craich gehörten. Auch die Burg bei Dern, ein sehr merkwürdiges, seit kurzem erneuertes Alterthum, war der Grafen von Dietz unmittelbares Eigenthum und wurde nach der Theilung von ihnen mit ihren Vettern, den Grafen von Weilnau, gemeinschaftlich besessen. Am 14. Februar 1299 trug Graf Heinrich II. von Weilnau, gegen Empfang von 100 Merk, den Pfennig zu 3 Heller gerechnet, dem Grafen Gerhard von Jülich seine Burg Dern zu Lehen auf, und nicht viel später kam eine Portion von dem Dietzischen Antheil an Dietrich von Runkel, mit welchem sodann Graf Gottfried von Dietz und die Grafen von Weilnau einen Burgfrieden abschlossen. Im J. 1317 verpfändeten Graf Heinrich II. von Weilnau und sein Bruder Reinhard ihren Antheil an der Burg an Sigfried von Runkel, den Propst zu Gemünden, und als Sigfried am 12. November 1326 alle seine Weilnauischen Pfandschaften an Graf Gerlach von Nassau übertrug, behielt er ausdrücklich den Pfandbesitz von Dern zurück. Im J. 1377 zählt auch dessen Brudersohn, Dietrich von Runkel, unter seinen übrigen Schlössern die Burg Dern auf. Am 13. Juli 1453 verkaufte Gottfried von Epstein seinen Antheil an der Grafschaft Dietz, und namentlich auch das halbe Schloß Dern, an den Grafen Philipp von Katzenellenbogen. Diese verschiedenen Veräußerungen scheinen den Anlaß gegeben zu haben, daß die Burg nach und nach von dem Zent und von der Grafschaft Dietz abgesondert wurde und in das Eigenthum einer adeligen Familie überging, die zwar nicht, wie Humbracht und seine Abschreiber fabeln, von Dietgerus oder Theodo, dem angeblichen Stifter der Collegiatkirche in Dietkirchen, abstammt, die aber doch schon im 12. Jahrhundert in Dern ansässig war. Heinricus Frio de Derno kommt in verschiedenen Verträgen über eine bei dem Kloster-Eberbachschen Hofe in Hadamar gelegene Wiese, vor und nach dem J. 1194, theils als handelnde Person, theils als Zeuge vor. Friedrich von Dern lebte 1272, und 1278 Johann von D. und seine Hausfrau Gertrudis, denn Friedrichs Witwe Demodis mit ihrem Sohne Gottfried kommen in einer Urkunde vom grünen Donnerstage 1288 vor. Peter Frey von Dern soll, nach Humbrachts Angabe, gegen Ende des 13. Jahrhunderts Stifter des Klosters Gnadenthal im Rheingau geworden seyn; da es nun aber im Rheingau kein Gnadenthal, sondern nur ein Gottesthal gibt, welches aber keineswegs eine Stiftung derer von Dern ist, so wird wol eigentlich das Cistercienser-Nonnenkloster Gnadenthal im Lahngau, welches nicht gar weit von Dern entlegen, und von dessen Ursprunge alle Nachrichten fehlen, gemeint seyn. Friedrich und Krafft, die Freien von Dern, lebten 1323 zu Limburg. Im J. 1352 erkauften die Freien von Dern (durch den Beinamen Frei, der dem Geschlechte unabänderlich geblieben ist, wollte dasselbe sich ohne Zweifel von andern der Ministerialität unterworfenen Familien unterscheiden) wiederkäuflich um 1350 Mark, des Grafen Johann von Nassau zu Hadamar Wein- und Fruchtgefälle in Dietkirchen. „Anno 1367 auf St. Petri Abend Vincula zu der Haber-Erndte," so erzählt die Limburger Chronik, „da erstach ein Freie von Dern todt Juncker Johann, eines Graffen Sohn von Dietz, auff der Burg zu Dern, daß er von Stund an blieb. Und war ein junger Mann unter dreißig Jaren von guter Läng. Hatte ein länglicht Angesicht mit einer hohen Nasen, und ein schlecht Haar mit einem hohen Zopff, als gewöhnlich in der Zeit war. Und derselbe Johann wäre ein Graff zu Dietz worden, hätte er gelebt. Und das ward in eine andere Hand geschossen, als hernach geschrieben stehet. Derselbige Freie hieß Friedrich, ein strenger Ritter von fünfftzig Jaren, und war ein rechter Freye, geboren von all seinen vier Anchen, und ward gefangen zu Dern auff dem Hauß, und gen Dietz geführet. Und Graff Gerhard von Dietz, Juncker Johanns Bruder, thäte ein Landgericht bescheiden gen Reckeforst. Und ward dem vorgenannten Freyen sein Haupt abgeschlagen, und ward begraben von Stund an zu Limpurg zu den Barfüßern. Also solt du sehen, wen du schlägest. Alsdann Salomon spricht: iremens ira nulli parcit. Nun solt du wissen die Phosionomie und wahre Gestalt des Freyen. Der Freye war ein vierschrötiger Mann mit einem greißen Krüllen, ein breitlicht Antlitz mit einer flachen Nasen. Auch hatte der vorgenannte Freye von Dern einen Bruder, der hieße Juncker Crafft, der war ein Chorherr zu St. Gereon in Cölln*), derselbe ward erschossen in Westphalen." Der unglückliche Friedrich war mit der Gräfin Adelheid von Wittgenstein verheirathet. Nach einer ziemlich allgemein angenommenen Sage soll sein Vergehen Gelegenheit gegeben haben, den Derner Zent, als welcher bisher der Freien Eigenthum gewesen, zum Vortheile der Grafschaft Dietz einzuziehen; es wird diese Sage aber hinlänglich durch das, so wir von der Burg berichtet haben, widerlegt. Im J. 1418 bekennen Johann, Frey von Dern, Hans von Hönberg, sein Tochtermann, Kraft und Friedrich die Freien, Johanns Söhne, daß sie erblich und ewiglich an Kurfürst Ludwig zu Pfalz um 2100 Gulden Speierer Währung verkauft haben, ihr „Huß, Hofraide und Gesesse zu Fridelsheim" bei Wachenheim, mit allen Rechten und Zugehörungen; Johann Frey von Dern unterfertigt den Verein Trierischer Herren und Edlen vom 10. Mai 1456. Im J. 1496 vermählt sich Johann Frey von Dern mit Anna Münch von Lindau, welche ihm, als die Erbin ihrer Linie, bedeutende Güter im Rheingau, besonders zu Eltvill, zubrachte. Jo-

*) Nicht aber Domherr. In den Dom zu Cöln wurde nur hoher, niemals aber ritterbürtiger Adel aufgenommen.

hanns Bruder, Friedrich, erscheint 1490 und 1500 als Amtmann zu Creuznach und war mit Maria von Randeck, Wilhelms Tochter, der letzten ihres Geschlechtes, verheirathet. Als derer von Randeck Nachfolger hielt er sich für berechtigt, die Altarpfründe zu Dautenheim bei Alzey zu vergeben, was ihm aber von Seiten des pfälzischen Lehenhofs nicht gestattet wurde. Kunigunde, Freiin von D., starb als Äbtissin auf dem Rupertsberge den 26. Mai 1611, Hans Ernst als Domherr zu Mainz und Würzburg, Kapitular des Ritterstiftes zu St. Alban binnen Mainz und Vicedom zu Bingen im J. 1684. Im Mannsstamme erlosch das Geschlecht am 24. October 1787 in der Person von Franz Alexander Casimir (er ruhet in Eltvill); die letzte Tochter, Maria Johanna, Freiin von D., wurde im J. 1753 an Adolf Wilhelm Franz von Greifenklau verheirathet. Die Burg zu Dern mit sämtlichen dazu gehörigen Höfen, Gütern und Gerechtsamen zu Dern, Ahlbach (800 Morgen), Offheim, Steeten, Niederdiefenbach und Niedererbach, dann die Besitzungen im Rheingau wurden längere Zeit von denen von Greifenklau allein besessen, kamen sodann theilweise auch an die von Dalberg und von Sturmfeder und wurden endlich an den heutigen Eigenthümer, an Herrn Trombetta in Limburg, verkauft. Das Wapen der Freien von Dern bestand in einem getheilten Schilde, dessen oberes Drittel Gold, das übrige blau ist; in dem blauen Felde erscheinen drei silberne Korngarben 2. 1. Diesem Wapen nach wären sie mit den Dugel von Carben eines Herkommens gewesen. Noch müssen wir bemerken, daß die Freien Burgmänner zu Hohenstein waren und von dem Erzstifte Mainz unter andern auch das bei Gladbach gelegene Dorf Hausen und von dem Erzstifte Trier die Burg und den Flecken Hartenfels, mit aller Hoch-, Ober-, Recht und Gerechtigkeit, sodann als Burglehen zu Limburg ein Haus und Hof auf dem Berge zu Limburg samt dem Forstlande zu Offheim zu Lehen trugen, auch daß sie das Amt eines obersten Erbforstmeiers des Derner Zents bekleideten. — Neben den Freien hauseten in frühern Zeiten in Dern noch andere adelige Familien, als die von Dern schlechtweg, zu denen wol der 1323 als ein Limburger Edelbürger vorkommende Hiltmann Reitze von Dern, der wohlgeborne Knecht, gehören mag, ferner die von Braunsberg, die Imhof, die Schneiß. Die von Braunsberg waren hier bis zu ihrem Erlöschen begütert.

(*v. Stramberg.*)

DERNA, Darnis bei Ptolemäos, eine ziemlich bedeutende Stadt am mittelländischen Meere und am Fuße des Plateaus von Barka in Afrika, in 32° 46′ N. und 22° 40′ 44″ östlich von Greenwich liegend und zu dem Gebiete von Tripolt gehörig. Das ganze zu der Stadt gehörige Gebiet ist eine fruchtbare Ebene am Strande eines Meerbusens, welche in Westen vom Cap Bon Andrea, in Osten von einer Felsenreihe begrenzt wird, welche den ganzen Meerbusen im Kreise umlagert. In diesen abgeschlossenen Küstenräumen ist ein paradiesischer Garten voll Oliven, Weinreben, Feigen, Citronen und Orangen, unter denen die Musa paradisiaca mit großer Üppigkeit wächst. Zwischen diesen reichen Gruppen von Fruchtbäumen liegen die Wohnungen der Stadt. Die Straßen derselben sind regelmäßig, aber die Häuser sind niedrig und schlecht, aus Lehm und kleinen Steinen aufgeführt, ungeachtet die Gegend treffliche Bausteine besitzt. In der Mitte der Stadt, welche von andalusischen Mauren nach ihrer Verjagung aus Spanien erbaut wurde, liegt das Castell des Deys. Die Stadt hat großen Überfluß an Lebensmitteln; Fleisch und Milch bringen die Hirten vom benachbarten Gebirge, Getreide und Früchte liefert die Ebene in Menge. Viele Bienen, welche trefflichen Honig bereiten, halten sich in den Klüften der Felsen auf. Die Zahl der Bewohner ist etwa 7000, doch wird diese Zahl oft durch die Pest, welche von Umzüglern dahin gebracht wird, sehr vermindert.

Vor einigen Jahren hatten die nordamerikanischen Staten den Plan gehabt, hier eine Colonie zu errichten und die Stadt dem Pascha mit Gewalt zu entreißen; sie verließen den Ort bald wieder, aber ihre Batterie mit 7 Kanonen ist noch übrig. Der Mangel eines guten Hafens und die Schlechtigkeit der Rhede, auf welcher die Ankertaue von den Felsen zerschnitten werden, machen jede Colonisation von Europäern unmöglich. (Nach Ritters Erdkunde I. 951.)

(*L. F. Kämtz.*)

DERNBACH, weiland berühmte, längst aber bis auf einige Überbleibsel der Grundmauern verschwundene Burg, zwischen Herborn und Herborn-Seibach im Nassauischen gelegen, war das Stammhaus eines durch die Ausdehnung seiner Besitzungen und durch die Zahl seiner Mitglieder gleich mächtigen Rittergeschlechts. Johann Giselbert und Bernhard von Ternbach erscheinen unter den Zeugen der Urkunde vom 29. Julius 1249, worin die Gebrüder von Hohenfels ihre Burg Hohenfels der Landgräfin Sophie von Hessen lehnbar machen. Johann der ältere von D., Ritter, lebte 1255 und 1260. Arnold von D. kommt als Kanonikus zu Wetzlar vor, von 1253 bis 1285. Sein Bruder Bernhard verkaufte mit seiner Gemahlin Sophie und seiner Söhne Eckard, Konrad und Johann (der vierte, Arnold, war Chorherr zu St. Alban in Mainz) Bewilligung im Mai 1270 an die Wetzlaer Bürger, Konrad Reto und Hermann Münzmeister, gewisse Güter zu Lützellinden, die zwar sein ältester Sohn Eckard, Kanonikus zu Wetzlar, am 30. Junius 1271 wieder einlöst, aber durch sein Testament vom 2. Oktober 1278 seiner Stiftskirche zuwendet. Am 22. März 1280 war dieser Eckard bereits verstorben, wie dieses aus einer Urkunde von diesem Tage erhellet, worin seine Brüder, Konrad von D. Ritter, und Johann von D., genannt Ruchschade, auf die Güter in Lützellinden verzichten, unter Bezeugung der Gemeinen in Dernbach, nämlich der Brüder Giselbert und Johann von D., des Heinrich von D., des Bernhard, zugenannt Kolb und des Giselberts Sohn Friedrich. Hermann von D. lebte 1262. Johann und Konrad von D. Ritter, Johann und Heinrich von D. erscheinen in einer Urkunde von 1270. Giselbert von D., Burgmann zu Fetzberg und Kalsmunt lebte im J. 1270 und 1284. Konrad von D., Rektor der Pfarrei Andernach, vergleicht sich am 21. April 1279 mit der Abtei Arnstein wegen einer Pension von 12 Mark, die er von der Kirche zu Winden zu beziehen hatte. Unter den Zeu-

gen wird auch ein Ritter Gerhard von D. genannt. Am 16. März 1291 befreien Giselbert von D. und Emmerich von Wolfskeel den Hof, den Marquard von Nuvern (Nauborn) in dem Dorfe Nauborn bei Wetzlar besaß, von allen Diensten, zu welchen ihnen dieser Hof wegen ihres Gerichtes verpflichtet war, so daß er fortan als eine vollkommene Stadelhube gelten soll. Am 22. Febr. 1299 entsagen Trudwin von Derimbach und sein Sohn, auch Trudwin genannt, zu Gunsten des Klosters Altenberg ihren Ansprüchen an die Güter zu Hulsbach und Ansbausen. Im J. 1302 kommt Heinrich von D. als Kanonikus zu Wetzlar vor; er ist ohne Zweifel eine Person mit dem Heydenrikus de Derenbach, der im J. 1314 als Stiftsdechant genannt wird und im Jahre 1326 das Zeitliche gesegnete. Die steigende Bedeutung des Geschlechts machte ihm die Oberherrlichkeit der Nassauischen Grafen lästig; sich derselben wo möglich zu entziehen, überließen die von Dernbach durch Kaufbrief vom 7. November 1309 ihre Burg Dernbach, mit 50 ihrer Leibeigenen in der Herbermark, dem Landgrafen Otto von Hessen, der sie dagegen zu seinen Burgmännern zu Dernbach bestellte und sich anheischig machte, eine Stadt bei Dernbach anzulegen und die Burg niemals an die Grafen von Nassau kommen zu lassen. Auch behielten sich die von D. ihre Kirchensätze zu Offenbach und Burg, wozu später noch die Patronate zu Eisemroth und Hirzenhain gekommen sind, ausdrücklich bevor. Ihrerseits versprachen sie, den Kaufschilling zum Ankaufe von 20 Mark jährlicher Einkünfte zu verwenden, als welche sie von Hessen zu Lehen nehmen wollten. Bei dieser Verhandlung konnten die Grafen von Nassau unmöglich ruhige Zuschauer bleiben. Graf Heinrich zerstörte das von den Hessen noch weiter befestigte Dernbach und legte auf der hessischen Grenze eine neue Burg, den Dringenstein, an. Weitere Feindseligkeiten wurden zwar einstweilen durch einen von dem Bischofe von Münster, dem Grafen von der Mark und Wittgenstein und von dem kaiserlichen Landvogte Eberhard von Breuberg errichteten Vergleich (Montag nach Johanni 1312) verhütet, der eigentliche Anlaß des Streites konnte aber erst durch die Hauptvergleiche vom Freitag vor Pfingsten 1333 und vom Dienstag nach Jakobi 1342 gehoben werden. Die Dernbacher mußten an den Grafen Heinrich alle ihre Herrschaft und Rechte zu Herborn und in der Herbermark, an Gerichten, Gebäuden, Fischerei und Wildbahn, die Waldungen Hörre, Eberhard, Schuppach und Schelderwald, ihren Waldmedum, die Bergwerke, Zölle, Mühlen, dann ihre sämtlichen Leibeigenen in Heinrichs Landen für 4000 Mark Pfennige überlassen. Sie behielten nur den Kirchensatz zu Offenbach, 5 Bauernhöfe zu Dernbach, 2 zu Monzenbach, 2 zu Bilken, 2 zu Offenbach, einen zu Stippach in der Sinner Gemarkung und einen zu Merkenbach. Die Bewohner dieser Höfe blieben zwar schatzungs-, bede- und dienstfrei, mußten aber dem Landgeschrei und Glockenschall folgen und den Gerichten im Lande gehorsam seyn, oder mit andern Worten, sich der Botmäßigkeit des Landesherrn unterwerfen. Die von D. selbst mußten in Beitreibung ihrer Gülden und Zinsen bei des Grafen Amtleuten Hilfe suchen; nur wenn diese verweigert ward, durften sie selbst pfänden. Die Dernbacher konnten nun, zumal da es ihnen an einem festen Sitze im Lande fehlte, — denn ihre während des Krieges mit Hessen einigermaßen wiederhergestellte Burg wurde bald aufs neue und vollständig zerstört, — gegen die Grafen nicht mehr aufkommen, viel weniger ihnen gefährlich werden, und im J. 1486, Freitag nach Jubilate, trat Heiderich von D. gegen eine geringe Abfindung alle seine einzelnen Leibeigenen völlig an den Grafen Johann V. von Nassau-Dillenburg ab; die Bewohner seiner Höfe, obgleich ihm das Grundeigenthum blieb, untergab er nun gänzlich, mit Aufhebung der alten Verträge, dem Besteuerungsrechte und der Dienstbarkeit der Grafen. Nach und nach kamen die Höfe selbst als völliges Eigenthum an die Unterthanen, und nachdem zuletzt auch, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts, die Offenbacher Pfarrcollatur an Nassau-Weilburg gerieth, hörte alle Verbindung der Dernbache mit Nassau auf. Sie waren vollkommen Hessen geworden, wie dieses auch ihre Urkunden von der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts an zu erkennen geben. Dagegen bestanden fortwährend Lehenverhältnisse mit Sayn und Trier, durch die sich zwar Bernhard von D. nicht hindern ließ, den Erzbischof Werner zu befehden und ihm von Hartenfels eine bedeutende Beute abzujagen, wie dieses der Sühnebrief vom Freitage nach Ostern 1397 erzählt. Volprecht von D. war einer der Schiedsrichter, welche am 26. April 1347 eine Theidigung zwischen Mainz und Hessen wegen der dem Erzstifte entrissenen Veste Neustadt zu Stande brachten. Am 15. Junius 1364 bekennt Johann von D., daß Herr Hermann von Trefurt von ihm gelöset habe das Gericht Wittelsbergk (unweit Amöneburg und Marburg) „mit allen Rechten und Nuzen, die darzu horen, in aller der Maß, als er das von dem Irlauchten Fürsten, Herren Heinrichen zu Hessen, bis dahin ingehabt, vor zweihundert und fünfthalb Pfund Heller und dreißig Heller." Elisabeth von D. kommt im J. 1395 als Äbtissin zu Wetter, Anna im J. 1506 als Meisterin des Klosters zu Homberg vor.

Konrad von D. (1372—1390), ein Bruder jenes Wigand, der am 15ten Sept. 1399 als Domherr zu Mainz verstarb, war mit der Gräfin Margaretha von Solms verheirathet und wurde durch seine Söhne Otto und Heinrich der Stammvater der beiden Hauptlinien des Geschlechts. Die von Heinrich abstammende jüngere Linie verblieb stets im Adelstande; ihr gehört an Albrecht von D., Amtmann zu Dillenburg, im J. 1565. Ferner Georg von D., der mit Sabina von Berlepsch verheirathet war *). Sein Sohn Johann Albrecht war mit Veronica von Gottfart, sein Enkel Hans Georg mit Anna Maria von Breidenbach, sein Urenkel Kaspar Friedrich in erster Ehe mit Agnes Rebekka von Buseck verheirathet. Kaspar Friedrichs Sohn, Ludwig, kurpfälzischer Dragonerhauptmann, hinterließ aus seiner zweiten Ehe mit einer von Nordeck zu Rabenau einen Sohn und eine Tochter. Aus Kaspar Friedrichs anderer Ehe kamen zwei

*) Wir geben diesen Theil des Stammbaumes umständlich, weil er in Humbrachts Tafel 158. so ausgezeichnet mangelhaft dargestellt ist.

Söhne, Johann Daniel und August. Johann Daniel, der im J. 1672 als fürstl. Eisenachscher Rath und Hofmeister zu Altenkirchen vorkommt, war mit Agnes von Bünau, aus dem Hause Droysig, verheirathet, und Vater eines Sohnes, des Georg Heinrich. — August vermählte sich mit Johanna Helena Louise von Breidenbach, genannt Breidenstein, und wurde Vater von 2 Kindern. Der Sohn Ludwig Christian stand in Hessenkasselschen Diensten als Hauptmann von der Garde, die Tochter Anna Sophia Maria Charlotte, geb. den 20. Mai 1709, vermählte sich den 19. Julius 1731 mit dem gräfl. Lippeschen Stallmeister Friedrich Ludwig von Buseck. Daneben bestand noch ein anderer Zweig dieser jüngern Linie, als dessen Stammvater Hans Philipp, Gemahl der Anna Margaretha von der Grün, betrachtet werden muß. Sein Sohn Hans Albert war mit Katharina von Clauer zu Wehren, sein Enkel Philipp Karl mit Anna Katharina von Oberg verheirathet. Dieses Sohn, Karl Siegmund, Hessendarmstädtischer Kammerjunker und Obrister zu Fuß, geb. 1679, vermählte sich den 2. August 1717 mit Elisabeth Anna Schenk von Schweinsberg und wurde Vater von mehren Kindern, worunter ein Sohn Ludwig Karl August Reinhard, so den 22. Januar 1734 geboren.

Die ältere Hauptlinie stammt, wie wir gehört haben, von Konrads Sohn Otto (1394 und 1400) ab. Einer der Enkel dieses Otto, Hans, starb im J. 1465 als Dechant des ritterlichen Stiftes zu St. Alban in Mainz, ein anderer, Heinrich, der im J. 1450 und 1470 vorkommt, war mit einer von Scheuernschloß verheirathet und Vater von Hans von D., dessen Beiname Grauel der ganzen Linie geblieben ist. Dieses Hans Enkel, Peter (er lebte im J. 1560), vermählte sich mit Klara Clauer von Wehren, Peters und der Anna von Wahlen Tochter, und wurde ein Vater von 9 Kindern. Die jüngste Tochter Margaretha wurde die Gemahlin des kurmainzischen Statthalters auf dem Eichsfelde, nachmaligen Reichsvicekanzlers Leopold von Stralendorf, der auf die Erhöhung des Dernbachschen Hauses großen Einfluß gehabt zu haben scheint. Ein Sohn Otto starb unverheirathet als fürstl. Fuldischer Marschall und Rath, ein anderer, Wilhelm, als des teutschen Ordens Ritter und Comthur zu Kapfenberg und Öttingen. Der vierte Sohn Balthasar war dem geistlichen Stande gewidmet und Großdechant zu Fulda, als nach seines Großoheims, des Abtes Wilhelm Clauer, Tode die Wahl seiner Collegen ihn am 25. Januar 1570 zur Regirung dieser fürstlichen Abtei berief. Kaum von Papst und Kaiser in der neuen Würde bestätigt, überbrachte ihm der Weihbischof zu Erfurt, Nikolaus Elgard, ein Schreiben des Papstes Pius V., worin es ihm zur Pflicht gemacht wurde, alles Ernstes die Ausrottung der Ketzerei in dem abteilichen Gebiete zu betreiben. Einer solchen Auffoderung hätte er kaum bedurft; bereits im J. 1571 entbot Balthasar einige Jesuiten aus Würzburg zu sich, im folgenden Jahre wurde ihr Gymnasium eröffnet, und nachdem also der Weg gebahnt, die heranwachsende Generation für den alten Glauben zu gewinnen, begann der offene Kampf mit den Reformatoren, die sich im Besitze der meisten Kirchen des Landes befanden. Sie mußten an vielen Orten weichen, doch blieb ihr Anhang bedeutend, und sie wurden bald dem Regenten gefährlich durch ihre Vereinigung mit Mißvergnügten anderer Art. Balthasar, der sich keineswegs über die Ursachen des reißenden Fortganges der Reformation täuschte, war nicht nur bedacht, diese Reformation zu bekämpfen, sondern beinahe noch mehr beflissen, jene Ursachen wegzuräumen. Zu dem Ende drang er auf eine gänzliche Reform seiner Klerisei, insbesondere der eigentlichen Abtei, und es bildete sich sofort darin eine bedeutende Opposition, die im Verein mit den übrigen Mißvergnügten ihn zwang, zu Hamelburg am 22. Junius 1576 seine Abdankung zu unterzeichnen. Das hiebei beobachtete Verfahren war aber so tumultuarisch und rechtswidrig, daß der Kaiser ohne Weiteres die Verhandlung kassirte, den Streit selbst aber an den Reichshofrath verwies. Er wurde, wie leicht zu erachten, sehr weitläufig, der Kaiser bestellte den Teutschmeister zum Sequester des Fürstentums, zum Unterhalte des Abtes aber widmete er nebst einer Pension das Amt Bieberstein. Endlich, nachdem das Fürstenthum vom J. 1578 an durch zehn verschiedene teutschmeisterische Statthalter regirt worden, ein Umstand, der allein hinreicht, die Natur dieses Regiments zu charakterisiren, erfolgte am 7. August 1602 der kaiserliche Spruch, wodurch Balthasar vollkommen gerechtfertigt und restituirt wurde. Am 16. Sept. n. J. hielt er seinen feierlichen Einzug in Fulda, und sogleich wurde das Reformationsgeschäft mit erneuertem Eifer vorgenommen. Im J. 1603 wurde die Bürgerschaft des Städtchens Hamelburg in den Schooß der Kirche, dem sie seit dem J. 1524 entfremdet gewesen, zurückgebracht; im folgenden Jahre geschah dasselbe zu Fulda. Nicht so bald war das Bekehrungsgeschäft von etwa 20000 Selen vollendet, als Balthasar eine neue Arbeit unternahm; eine grausame Hexenverfolgung begann auf sein Geheiß. Sie wüthete noch, als der Fürst in der Kirche von einem Stickhusten befallen wurde, der am nächsten Tage, den 16. März 1606, seinem Leben ein Ende machte. Der fünfte von Peters Söhnen, Melchior von D., kaiserlicher Rath, fürstl. Fuldischer Marschall und Amtmann zu Brückenau und Rockenstul, wurde in seiner Ehe mit Anna Katharina von Schutzbar, genannt Milchling, ein Vater von 14 Kindern, von denen uns doch nur die Söhne Otto Wilhelm, Kaspar Melchior und Peter Philipp interessiren. Kaspar Melchior, geb. im J. 1605 und mit Anna Dorothea von Rumrod verheirathet, hinterließ drei Söhne, Otto Heinrich, Johann Friedrich und Kaspar Friedrich. Kaspar Friedrich lebte in kinderloser Ehe mit Franziska von Buseck, Johann Friedrich starb als Domherr zu Würzburg, Otto Heinrich als Kapuziner; auch er hatte früher eine Domprädende zu Würzburg besessen. Peter Philipp, der jüngste von Melchiors Söhnen, geb. den 1. Julius 1619, erhielt im J. 1651 eine Domprädende zu Bamberg und eine zweite im J. 1643 zu Würzburg, gelangte auch zu solchem Ansehen unter seinen Collegen, daß der Bischof Melchior Otto von Bamberg ihn

zu seinem Geheimen Rathe, der Bischof Philipp Valentin zum Vicedom in Kärnthen ernannte. Die Art und Weise, wie er diesem wichtigen Posten, der zugleich die schönste Pfründe des Bambergischen Doms war, vorstand, bahnte ihm den Weg zu fernern Ehren, denn am 21. März 1672 wurde er zum Bischof von Bamberg, im J. 1673 zum Domprobst in Würzburg, und am 27. Mai 1675 zum Bischof von Würzburg erwählt. Er starb, nachdem er in Bamberg 11, in Würzburg 8 Jahre nicht ohne Ruhm regirt und für seine Familie die Herrschaft Waldenstein in Kärnthen, dann Arnfels in der Steiermark erworben hatte, auf der Marienburg zu Würzburg den 22. April 1683. Vorzügliches Lob verdient seine standhafte Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, die Kaiser Leopold zuerst mit einem Freiherrendiplom für ihn und seine Brüder, dann mit der Grafenkrone für ihn und seinen Neffen Johann Otto belohnte. Dagegen aber haftet auf Peter Philipps Persönlichkeit ein unauslöschlicher Flecken. Als Vicedom in Kärnthen verliebte er sich in eine von Herzfeld, die aber dem jugendlich schönen Kornet Peter Ekhard von Peckern den entschiedensten Vorzug gab. Der Kornet gefiel auch andern Damen, insbesondere einer Frau von Polheim, die, wie es scheint, kein Geheimniß aus ihren Empfindungen machte, aber für ihr Geständniß eine unerwartet frostige Aufnahme fand. Die beleidigte weibliche Eitelkeit verband sich mit der Eifersucht des Vicedoms zum Verderben des arglosen Kornets. Dernbach ließ ihn durch seine Bauern auf der Landstraße auffangen und nach dem Schlosse Waldenstein unweit Wolfsberg bringen, wo der Unglückliche Hungers sterben mußte. Noch vor wenigen Jahren war das Verließ, welches der Schauplatz dieser Unthat gewesen, sichtbar, gleichwie die von dem sterbenden Kornet in die Wand eingekratzte Inschrift:

O Richter! richte recht!
Du bist Herr, und ich dein Knecht.
Wie du mirst richten mich,
So wird Gott richten dich.

Peter Eckhard von Peckern, Kornet. 1669.

Des Bischofs Bruder, Otto Wilhelm, Freiherr von Dernbach, geb. 1611, war fürstl. Würzburgscher Rath und Oberamtmann zu Arnstein und starb im J. 1670, aus seiner Ehe mit Anna Katharina Magdalena Echter von Mespelbrunn, der Erbin von Breitensee bei Römhild, zwei Söhne und eine Tochter hinterlassend. Die Tochter Anna Maria wurde im J. 1676 an Georg Philipp Kottwitz von Aulenbach verheirathet. Der jüngere Sohn, Philipp Wilhelm, Graf von D., Domherr zu Bamberg und Würzburg, starb plötzlich zu Wien den 25. August 1685. Der ältere Sohn, Johann Otto, geb. im J. 1649, war Domherr zu Würzburg, resignirte aber und wurde k. k. Kammerherr und Rath bei der inneröstreichischen Regirung, auch fürstl. Würzburg. Geheimer Rath, Obristhofmeister und Amtmann zu Kitzingen, Dettelbach und Stollberg. Am 21. Mai 1676 wurde er samt seinem Bruder in die Steyerische Landsmannschaft eingeführt, auch bekleidete ihn sein Oheim mit dem durch das Aussterben des Landgrafen von Leuchtenberg erledigten Erbobermarschallamte der Würzburgischen Kirche. Durch seine Vermählung mit Anna Maria Voit von Rieneck, des Freiherrn Georg Adolph Fuchs von Wiesenthaid Witwe, die von ihrem ersten Gemahle, als dem letzten Sprößlinge seiner Linie, die Herrschaft Wiesenthaid ererbt hatte, brachte er diese wichtige Besitzung an sein Haus, und nachdem er am 24. März 1678 in den Reichsgrafenstand erhoben worden, erhielt er auf kaiserliches Vorschreiben, d. d. Linz 2. Febr. 1680, durch Beschluß des fränkischen Kreises vom August 1681 Sitz und Stimme beim Kreise, sowie im fränkischen Grafencollegium; die Rubrik Wiesenthaid wurde zugleich in der Matrikel des Kantons Steigerwald gelöscht und dagegen in die Reichsmatrikel mit 4 Fl. für einen Römermonat eingetragen. Die Gräfin von Dernbach starb indessen kinderlos im J. 1690, worauf Johann Otto am 16. April 1691 zu einer zweiten Vermählung mit der Gräfin Maria Katharina von Lengheim schritt. Die beiden Kinder dieser Ehe, ein Sohn und eine Tochter, starben in der Wiege, die Gräfin folgte ihnen am 18. April 1695, und der Graf vermählte sich im nämlichen Jahre 1695 in dritter Ehe mit Maria Eleonora Charlotte, Gräfin von Hatzfeld. Das einzige Kind dieser Ehe, Maria Charlotte, starb im J. 1696, der Graf aber den 29. Mai 1697, als der letzte seiner Linie. Es beerbte ihn seine Witwe, die sich im J. 1701 zum zweiten Male mit dem Grafen Rudolf Franz Erwein von Schönborn vermählt hat. Auf diese Weise ist sowol die Reichsherrschaft Wiesenthaid mit den ganz oder theilweise dazu gehörigen Ortschaften Kirchschönbach, Jankendorf, Azhausen, Schwarzenau, Abtschwind, Michelbach, Obersambach, Dingolshausen und Gessdorf, als auch die große Herrschaft Arnfels, in dem Marburger Kreise der Steiermark und Waldenstein, in dem Klagenfurter Kreise von Kärnthen, an die Grafen von Schönborn gediehen. — Die von D. führten im blauen Felde 3 goldene, mit den Spitzen zusammenstoßende und von 12 silbernen Schindeln begleitete Herzen. (v. *Stramberg.*)

DERO. Eine Gattung rothblüthiger, kiemenloser Ringelthiere, welche Oken unter obigem Namen von den Naiden abgesondert hat, mit denen sie von O. Fr. Müller, Gmelin und ganz neuerlich noch von Cuvier verbunden ward. Sie unterscheidet sich auch von den echten Naiden nur durch den Mangel der Augen und durch fingerartige Fortsätze am Hinterende, welche Fortsätze Müller und Oken für Kiemen zu halten geneigt sind. Eine (vielleicht die einzige) Art, Dero digitata *Oken.*, ward von O. Fr. Müller (in dessen Werke: von Würmern des süßen und salzigen Wassers. S. 90. t. V. f. 1—3.) zuerst unter dem Namen der blinden Naide ausführlich beschrieben und abgebildet, nachher aber von demselben (in Zoologiae Danicae prodromus. p. 219) *Naïs digitata* genannt. Sie ist linienförmig, von oben und unten platt, etwa 5 Linien lang und $\frac{1}{2}$ Linie breit. Der fingerförmigen Fortsätze auf dem verbreiterten Hinterende sind sechs, nämlich zwei an jeder Seite und zwei am

Ende. Der Kopf ist etwas zugespitzt, übrigens sehr einfach, nicht abgesetzt noch sonst ausgezeichnet; der Mund auf der Unterfläche desselben einen Querspalt darstellend. Der Körper hat einzelne lange Seitenborsten, wie Nais proboscidea und elinguis, denen sie auch in den kurzen Borstenhaufen (den sogenannten Füßen) an der Bauchfläche des Vordertheiles, in der Form des Nahrungskanals, der Gefäße und in der Vervielfältigungsweise durch vorbereitete Quertheilung ähnelt. Sie lebt im Grundschlamm süßer Gewässer, in dem sie mit dem Vordertheil verborgen ist, so daß sie nur mit dem gefingerten Hinterende in das freie Wasser ragt.

Müllers sehr mangelhaft beobachtetes „Blumenthier (s. Würmer des süßen und salzigen Wassers. S. 99. tab. 5. f. 4 — 7) scheint ein verwandter Wurm zu seyn, welcher aber acht fingerförmige Fäden und außerdem vier Lappen an dem aus dem Schlamm hervorgestreckten Theile zeigte. (*Nitzsch.*)

DERODON, David (auch de Rodon), ein durch außerordentliche Gewandtheit in allen Künsten der Dialektik berühmter Franzose, welcher im J. 1664 zu Genf starb. Allgemein wurde ihm damals in dieser Beziehung der Rang vor den geschicktesten scholastischen Philosophen und Sophisten eingeräumt. Man erzählt, daß ein anderer gewandter Dialektiker, der, ohne ihn zu kennen, sich in eine Disputation mit ihm eingelassen hatte, endlich, durch Derodons Schlüsse völlig in die Enge getrieben, ihm zurief: Es Diabolus aut Derodo. Ort und Zeit seiner Geburt sind ungewiß; nur so viel weiß man, daß er aus dem südlichen Frankreich, entweder aus Dauphiné oder Orange, stammte. Er war Professor der Philosophie zu Die, Orange und Nimes und lehrte unter starkem Zulaufe, daher auch seine philosophischen Schriften sehr starken Absatz fanden, besonders seine Philosophia contracta. Seine übrigen philosophischen Schriften sind: Metaphysica (Arausioni 1659). Logica restituta (Genev. 1659). Compendium Logicae (1663). De existentia Dei (1661). De Atomis (Genev. 1662). Disputatio metaphysica de ente reali (Nimausi 1662). Zusammengedruckt unter dem Titel: Opera philosophica (Genev. 1664). Seine Philosophie beschränkte sich aber nicht blos auf metaphysische Gegenstände, auch als Physiker zeichnete er sich in damaliger Zeit aus und folgte darin Gassendi's System von den Atomen. — Er soll anfänglich reformirter Religion gewesen, im Jahre 1630 aber zum Katholicismus übergetreten seyn und bei diesem Anlaß eine Rechtfertigungsschrift herausgegeben haben: Quatre raisons pour lesquelles on doit quitter la religion prétendue réformée (Paris 1631. 12.) Indessen scheint dieser Übertritt mehr wie ein Jugendfehler zu betrachten und in einem Alter geschehen zu seyn, wo die Einbildungskraft noch das Übergewicht hatte. Später, bei reiferer Prüfung, kehrte er zur reformirten Kirche zurück, und man kann ihn in dieser Rücksicht mit Bayle und Gibbon vergleichen. Der Zeitpunkt seiner Rückkehr ist indessen unbekannt, aber seine Schriften und die Angriffe seiner Gegner beweisen denselben unwidersprechlich. Großes Aufsehen machte folgende Schrift, die er im J. 1645 unter dem falschen Druckorte Frankfurt, eigentlich aber zu Orange herausgab: Disputatio de Supposito, in qua plurima hactenus inaudita de Nestorio tanquam orthodoxo et Cyrillo Alexandrino aliisque Episcopis in Synodo Ephesina tanquam haereticis. Mit großer Heftigkeit erhebt sich Derodon hier gegen Cyrillus und die Synode von Ephesus im J. 431., wegen der gegen Nestorius ausgesprochenen Verdammung, der die Benennung Θεοτόκος, Mutter Gottes, von der Maria verwarf. Derodon behauptet, daß Nestorius die wahre orthodoxe Lehre von den zwei Naturen in Christo vertheidigt, Cyrillus und sein Anhang hingegen sich der Ketzerei schuldig gemacht und die Veranlassung zu der Ketzerei des Eutyches, der den Unterschied der Naturen in der Person Christi aufhob, gegeben habe. (Den Streit, der über Derodon in Beziehung auf diese Behauptungen zwischen den holländischen Theologen Saurin und Jurieu Statt fand, findet man bei Bayle unter Rodon.) Bayle berichtet, daß Derodon hierin einem Edelmanne aus der Provence, Gilles (Ägidius) Gaillard folgte, der zur reformirten Religion übergetreten war und sich ins Fürstenthum Oranae zurückgezogen hatte. Er führt dann aus einem Briefe von Sorbiere an Gerhard Johann Vossius (vom 3. Nov. 1646) Folgendes an: Illi (Aegidio Gaillardo) nuper venit in mentem nescio quid circa Nestorium, quasi perperam in Ephesina Synodo fuerit livore Cyrilli haereseos insimulatus damnatusque; eaque de re edidit librum, cui titulus est de Supposito. In der Biographie universelle (Tom. XI. 125) wird bemerkt, Bayle scheine zwei verschiedene Bücher de Supposito angenommen zu haben, das eine von Gaillard, das andere von Derodon; zu diesem Irrthum habe ihn der Brief von Sorbiere verleitet. Dieser Tadel der Art, wie sich Bayle ausdrückt, ist begründet, nur fällt die Schuld nicht auf Sorbiere, welcher Gaillard nicht für den Verfasser, sondern nur für den Herausgeber hält und den Verfasser nicht zu kennen scheint. Er fügt nämlich noch bei: cujus vero (libri), ut puto, copiam sibi fecit optimus reverendusque Curcellaeus. Der Brief von Sorbiere ist der 432ste unter den Briefen an G. J. Vossius. — Derodons Buch wurde übrigens verdammt und auf Befehl des Parlaments zu Toulouse verbrannt, daher es zu den literarischen Seltenheiten gehört. Noch weit größeres Aufsehen machte ein anderes Werk von Derodon, dessen Inhalt der Titel: Tombeau de la Messe, hinlänglich bezeichnet; den Ton sieht man aus Folgendem: er nannte die Messe La Dame de toute la cour Romaine, à qui il vouloit oter les alimens et lui couper les deux jambes, et après lui avoir fait rendre la coupe, quelle avoit dérobée au peuple, il lui donnoit le coup de mort, et qu'il la mettoit dans le tombeau, qui étoit le sépulcre des hérésies et des idolatries Romaines. Es erschien zu Genf 1654. 8.; dann wieder ebend. 1662. 8., und zu Amsterdam 1682. 12. Derodon wurde wegen dieser Schrift durch ein Edikt vom 29. Jan. 1663 aus Frankreich verbannt und floh nach Genf, wo er

im J. 1664 starb. Nach der Biographie universelle wäre er dort noch als Professor angestellt worden. Senebier sagt indessen nur: où il enseigna la philosophie, ohne einer wirklichen Anstellung zu erwähnen; hingegen war von seiner Anstellung an der Akademie zu Lausanne die Rede, wie sich aus folgender Stelle in den Fragmens extraits des Registres du conseil d'état de Genève unterm 21. Nov. 1663 zeigt: Messieurs les pasteurs déclarent que David de Rodon est très capable de remplir à Lausanne la place de professeur de Morale. Es findet sich aber keine Spur, daß er zu dieser Stelle gewählt worden. — Außer den schon angeführten Schriften hat man noch von ihm: Dispute sur l'Eucharistie. Genève 1655. 8. — Quatre raisons, qui traitent de l'Eucharistie, du Purgatoire, du Péché originel et de la Prédestination. 1662. 8. — Dispute de la Messe ou discours sur ces paroles: Ceci est mon corps. Nimes 1662. 8. — Discours contre l'Astrologie judiciaire. 1663. 8. — La lumiere de la raison opposée aux ténebres de l'impieté. Genèv. 1665. 8. — In Atheos et Dei contemptores tractatus singularis. Deiae 1638. — L'Athéisme convaincu. 1649. 8. — Les inconstans. Genèv. 1672. 8. Unrichtig wird ihm die Schrift La Messe trouvée dans l'écriture beigelegt, welche im J. 1647 erschien, aber wahrscheinlich Lukas Zanſſe zum Verfasser hat. (*Escher.*)

Derosnesches Salz s. Morphin und Opian.

DERR (Deer, Deir, Dier, Der), eine der bedeutendsten Städte Nubiens, im Wady Nuba in 22° 44′ 31″ N. und 32° 51′ 15″ östlich von Greenwich am rechten Ufer des Nils in einem Winkel liegend, wo sich dieser auf einige Stunden plötzlich nach Osten wendet. Sie ist die Residenz eines der Kascheffs von Nubien, dessen Haus das schönste war, welches Light von Cairo bis hieher gesehen hatte; auch findet man hier auf dem Wege nach Süden seit Philä die erste Moschee. Alle Europäer, welche durch diesen Ort zogen, fanden sehr viele Schwierigkeiten, welche der Fortsetzung ihrer Reise vom Gouvernement entgegengesetzt wurden. Der Ort hat etwa 200 Häuser, von denen aber die meisten elende Hütten sind. Datteln, welche in der Nähe in großer Menge wachsen, sind Haupthandelsartikel; ganze Schiffsladungen gehen nach Ägypten. Die meisten Einwohner sind Türken, Nachkommen der bosnischen Soldaten, welche Sultan Selim hieher geschickt hatte; die Bewohner der Umgegend sind echte Nubas, welche nubisch und auch arabisch sprechen. Sie haben durchaus keine Negerphysiognomie, sind aber ganz dunkelfarbig, haben sehr dickes aber kein wolliges Haar, das sie dick mit Fett pomadisiren.

Es sind hier Überreste eines Tempels, welchen Belzoni für einen Oristempel hält, und von welchem Gau auf der 50. Tafel seiner neuentdeckten Denkmäler von Nubien eine Abbildung gegeben hat. Dieses Denkmal liegt hinter dem Orte am Felsenabhange und ist nach Burckhardt von sehr hohem Alter, lange vor den Tempeln von Karnac und Gourne erbaut. Der gruftähnliche Tempel ist ganz in Sandstein eingehauen. Durch den majestätischen Porticus, welcher zum Pronaos führt, trit man in den Tempel. Die 6 Pfeiler des Pronaos sind 14 Fuß hoch, und vor ihnen sitzen Kolosse mit der hohen Mitra. Viele Basreliefs sind wie die Statuen gemalt. In der innern Wand der Cella ist eine Thür mit dem geflügelten Globus. Diese leitet in das Adyton, in welchem vier sitzende Figuren ausgehauen sind, so daß ihre Rücken noch mit dem Felsen zusammenhängen. Zu beiden Seiten scheinen Gräber gewesen zu seyn. Das Innere des Tempels ist voller Basreliefs. (*Burckhardt* Travels p. 18. *Belzoni* Narrative p. 300. Ritter Erdkunde I, 631.) (*L. F. Kämtz.*)

DERRHA, Δέρρα Stephan., Δέρριον Pausan. 3, 20. war ein Flecken in Lakonien am östlichen Abhange des Taygetos-Gebirges. Es befand sich daselbst ein Bildniß der Artemis Derrhiatis unter freiem Himmel, und daneben eine Quelle mit Namen Anonos. Der in dem Heiligthume dieser Gottheit aufgeführte Gesang und Tanz hieß Kalabis, das Fest selbst aber deswegen Kalabidia. (Hesych. und Phavorin. s. v., Athen. 14, 27. 56.)

Eine zweite Stadt Derrha lag nach Plinius 4, 17. in Makedonien am thermäischen Meerbusen, wofern sich Plinius in dieser Angabe nicht irrt und der Ort nicht vielmehr auf der Halbinsel Sithonia am toronäischen Meerbusen gelegen hat, wofür der Name eines Vorgebirges zu sprechen scheint. (*L. Zander.*)

DERRHIATIS, ein Beiname der Artemis vom lakonischen Orte Derrhion. (*Paus.* III, 20.) (*Richter.*)

DERRHIMA kennt blos Ptolemäos (5, 15.) als einen Ort Syriens, welchen er in Chalybonitis ansetzt. Nach ihm muß er nordwestlich, aber nahe bei Rhesapha (dem im arabischen Zeitalter bekannteren Rozapha) gelegen haben. Sehr unsicher vergleicht Mannert (Geogr. der Gr. u. R. Th. 6, 1. S. 414.) das jetzige Daiba (richtiger Taiba), worüber vergl. Büsching Asien S. 554. 555. (*Tuch.*)

DERRHIS, Δέρρις Strabon 7. p. 330, Ptolem. 3, 13, Stephan. s. v. Τορώνη, war ein Vorgebirge an der Landzunge Sithonia in Makedonien, dem Vorgebirge Kanastron gegenüber, so daß beide den toronäischen Meerbusen abschnitten. Daß es nicht für gleich zu achten sei mit dem von Herodotos (7, 122.) genannten Vorgebirge Ampelos, wie Palmerius (exercitation. p. 302.) wollte, setzt Ptolemäos außer Zweifel, der beide aufführt. Es wurde also die südöstliche Spitze von Sithonia Ampelos und die südwestliche Derrhis genannt. (*L. Zander.*)

DERRHIS Lour. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Dalbergieen der natürlichen Familie der Leguminosen und aus der letzten Ordnung der 17. Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch röhrig, gefärbt, fünfkerbig; die Blättchen der Schmetterlingscorolle haben fadenförmige Nägel; die Staubfäden zu einem Bündel verwachsen; die Hülsenfrucht häutig (daher der Gattungsname: δέρρις Decke, Haut), ablang, zusammengedrückt mit einem ablangen, ebenen Samen. Die beiden bekannten Arten sind unbehaarte, kletternde Sträucher mit weißen Blüthen. 1) D. pinnata Lour. (Fl.

coch. p. 525.) mit gefiederten, vielpaarigen Blättern und seitlichen, vielblumigen Blüthenstielen. In den großen Wäldern Cochinchina's. Die fleischigen, röthlichen Wurzeln werden mit Arekanüssen und Betelblättern von den Cochinchinesen gekaut. 2) D. trifoliata Lour. (l. c.) mit gedreiten Blättern und langen, in den Blattachseln stehenden Blüthentrauben. In den Wäldern China's, in der Nähe von Canton. (*Sprengel.*)

DERRIÈRE-MOULIN. So heißen keineswegs zerstreute Häuser in der Pfarr- und Meierei von la Chaux-de-Fonds in der Souveränität von Vallengin, wie Leu im helvetischen Lexikon VI, 57. es behauptet. Ebenso unrichtig wäre es, mit Holzhalb im Supplement zu dem Leuschen Werke II, 27. zu sagen, daß ein kleines Dorf am Neuenburger See diesen Namen führe. Weder das eine noch das andere entspricht der Wirklichkeit, sondern Derrière-Moulin heißt eine eigene Lehnsherrschaft der Grafschaft Neuchatel in der Schweiz, die erst im vorigen Jahrhundert an den Lehnsherrn, den Fürsten von Neuenburg, zurückkehrte. Sie ist ungefähr eine Viertelstunde lang und sieben bis acht Minuten breit und, bis auf einen an den Neuenburger See stoßenden Streif, kann man sie als von der Freiherrschaft Gorgier umgeben betrachten. Es gibt darin ein Dutzend zerstreut liegender Wohnungen. Diese gehören zur Pfarrgemeinde St. Aubin, zur Ortsbürgerschaft (Communauté) Gorgier in Ansehung aller die niedere Polizei betreffenden Gegenstände und in Rücksicht des eigentlichen Gerichtsstandes zu der Mairie von Bevaix, von welcher die Herrschaft durch das Lehn zu Chaffagne getrennt wird. Die Einwohner treiben vorzüglich Weinbau. — Siehe Essai descriptif sur la Jurisdiction de Bevaix. Par M. Moïse *Matthey-Doret*. Neuchâtel 1801. in 8.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DERSAEI, Δερσαῖοι Herod. 7, 110, Thucyd. 2, 101, Δερσαῖοι Steph. Byz., waren eine thrakische Völkerschaft, welche auf der Nordseite des Gebirges Pangäos, eines südöstlichen Armes des Skomios, zwischen den Flüssen Strymon und Nestos wohnte. Thukydides zählt die Dersäer zu den freien thrakischen Völkerschaften, d. h. zu denen, die den mächtigen Odrysen am südlichen Abhange des Hämos nicht unterworfen waren.

(*L. Zander.*)

DERSCHAU, Christoph Friedrich von, zuletzt Präsident der königlich-preußisch-ostfriesischen Regirung zu Aurich, wurde geboren 1714, den 12. Januar, zu Königsberg in Preußen, wo sein Vater, Albrecht Friedrich v. D., Vicepräsident des preußischen Hofgerichts und Erbherr auf Sausgarten und Supplitten, und seine Mutter eine geborne von Nägelein war. Die Familie von Derschau stammt aus dem Städtchen Dirschau oder Derschau, polnisch Tczow oder Tczeno in der preußischen Herrschaft Pomerellen, etwa zwei Meilen von Marienburg, westwärts an der Weichsel gelegen. Hier sollen die Uranherren der Familie unter dem Namen der Dirschowen schon vor der Einführung des Christenthums gewohnt haben und nachher zum Christenthum übergegangen seyn, auch die Verbreitung desselben in dortiger Gegend mit befördert haben. Die Familie galt daselbst im Verfolg der Zeit als adelig berühmt, bis im Anfange des 17. Jahrhunderts die zu derselben gehörenden Brüder Johann, Reinhold und Bernhard von dem Kaiser Rudolph II. förmlich in den Adelstand erhoben wurden. Ein Nachkomme des letzteren war unser Derschau [1]). Seine Eltern ließen ihn anfangs durch einen Hauslehrer unterrichten; dann besuchte er die öffentliche Schule und studirte demnächst auf der Universität zu Königsberg die Philosophie, Mathematik und Rechtswissenschaft, verwandte auch einen besondern Fleiß auf die Erlernung der französischen und englandischen Sprache, und zwar auf die letztere ohne einen Lehrmeister, weswegen er die Aussprache derselben nicht kannte, sie aber dennoch vollkommen verstand und auch so, wie sie geschrieben wird, fertig sprechen konnte. — Unter dem damals berühmten Professor Kuntzen, der zugleich sein Freund war, vertheidigte er als Respondent eine philosophische Dissertation: de aeternitate mundi impossibili. Nach vollendeter akademischer Laufbahn begab er sich erst nach Berlin und ging dann in den Jahren 1735 und 36 über Dresden, Cassel, Wezlar und Frankfurt am Main nach Holland. Auf dieser Reise besuchte er vorzüglich die Universitäten und machte Bekanntschaft mit vielen Gelehrten an denselben. Von Holland reiste er über Brüssel nach Paris, wo er sich in Familienangelegenheiten bis zum Anfang des Jahres 1739 aufhielt. Er mußte daselbst einen schwierigen Prozeß betreiben und beendigte ihn nach Wunsch. Zugleich lernte er in Paris verschiedene Gelehrte persönlich kennen und kam in nähere Bekanntschaft mit den berühmtesten Mitgliedern der Akademie und der Sorbonne. Auch war er ein fleißiger Besucher des dortigen Theaters. Als er nach Berlin wieder zurückgekommen war, sah er einst einem Manöver zu, das sein Onkel, der Generalmajor Christian Reinhold von Derschau mit seinem Regiment in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm II. anstellte. Derschau war ein junger Mann von ansehnlicher Gestalt und wohlgebildet, und so entging er der Bemerkung des Königs nicht, dessen Augen immer nach dergleichen Gegenständen umherspäheten. Der König säumte nicht, sich sogleich gerade bei seinem Onkel nach ihm zu erkundigen, und da er darüber Auskunft erhielt, erklärte er augenblicklich, daß ein so wohlgebildeter Edelmann sich für den Civildienst nicht eigene. Er befahl nun, daß Derschau näher heran treten sollte und ernannte ihn auf der Stelle zum Fähnrich bei dem Regiment seines Onkels, des Generalmajors von Derschau in Spandau. Als im folgenden Jahr der große König Friedrich II. den preußischen Thron bestiegen hatte und bald die Reihe seiner Großthaten begann, machte

1) Schon vor ihm waren aus seiner Familie einige gelehrte Männer hervorgegangen, namentlich: Bernhard von Derschau, oder Derschovius, wie er sich nannte, Doctor der Theologie, Consistorialassessor und Prediger in Königsberg, Verfasser mehrer theologischer Schriften, gest. 1639. — Reinhold von Derschau, ebenfalls Doctor der Theologie und Prediger in Königsberg, gest. 1671; und Reinhold von Derschau, Doctor der Rechte und Senior der Juristenfacultät zu Königsberg, kurfürstlich-brandenburgischer Hof- und Appellationsrath, auch Schriftsteller, gest. 1667.

Derschau die ersten Feldzüge des schlesischen Krieges mit und nahm an mehren berühmten Auftritten desselben, unter andern auch an der Schlacht bei Mollwitz, Theil. Doch nöthigte ihn eine erhaltene Wunde, im Jahr 1742 seinen Abschied nachzusuchen.

Friedrich, dessen durchdringendes Auge in ihm die besondere Tüchtigkeit zu einem brauchbaren Geschäftsmann erkannt hatte, ernannte ihn jetzt (1742) zum Consistorialrath und Assessor bei der Oberamts-Regirung zu Glogau. Nachher, da der Großkanzler von Cocceji die Justizreform im Preußischen bewerkstelligte, wurde er 1749 als geheimer Regirungsrath nach Cleve versetzt, und von dort endlich 1751 als Regirungs- und Consistorialpräsident nach Aurich in Ostfriesland befördert. Hier vermählte er sich im Jahr 1759 mit der Gräfin Juliane Sophie von Wedel, ältesten Tochter des Grafen Anton Franz von Wedel, eines wackern und sehr einsichtsvollen Mitgliedes der Ritterschaft von Ostfriesland und Herrn der dortigen Herrlichkeiten Gödens und Eyenburg. Die sonst harmonische und glückliche Ehe blieb kinderlos, und Derschau's Gemahlin starb 1774.

Während des siebenjährigen Krieges fielen zu drei wiederholten Malen die Franzosen feindlich in Ostfriesland ein, und insbesondere zog daselbst im Jahr 1761 der französische General, Marquis von Conflans, mit der Brand- und Mordfackel durch das Land. Bei dieser besonders barbarischen Invasion war es vorzüglich der Präsident Derschau, der mit großer Lebensgefahr die Stadt Aurich, die der wüthende Franzose mit seiner Horde besetzt hatte und anzünden lassen wollte, von ihrem Untergange rettete. Da die Feinde von dannen zogen, wurde er und der Beamte des Amts Aurich als Geiseln mitgenommen, und Conflans drohete unterwegs, sie erschießen zu lassen; doch wurde Derschau, da die Franzosen bald wieder aus Ostfriesland abzogen, auf sein Ehrenwort entlassen, indem auch die andere Geisel entwischt war. Nachher schloß er zu Emden eine Convention mit dem französischen General Wurmser über die Contribution, die das Land aufbringen mußte. Wie sehr er sich dadurch und überhaupt durch seine Weisheit und muthige Thätigkeit bei den französischen Invasionen in Ostfriesland um dieses Land verdient gemacht hat, erzählt umständlich Wiarda in seiner ostfriesischen Geschichte, insbesondere im 9. Theil derselben. Derschau verdient deswegen für immer ein dankbares Andenken des ostfriesischen Volks.

Schon nicht lange nach dem Verlust seiner Gemahlin bat er den König, wegen körperlicher Schwäche, die noch von der im schlesischen Kriege erhaltenen Wunde herrührte, um seine Dienstentlassung, erhielt sie aber erst auf wiederholtes Ansuchen, da ein siebenzigjähriges Alter und insbesondere eine immer mehr zunehmende Harthörigkeit an der Wahrnehmung seiner Geschäfte zu sehr hinderten, im Jahr 1785 mit einer Pension. Von nun an lebte er auf seinem Landgute Wilhelminenholz bei Aurich, einem vormaligen fürstlich-ostfriesischen Lusthause, in stiller Abgeschiedenheit und Ruhe, jedoch in beständiger literarischer und religiöser Beschäftigung. Auf den Umgang mußte er fast ganz verzichten, da ihm zuletzt das Gehör völlig fehlte. Er starb auf seinem Landsitz im hohen Greisenalter nach einer Krankheit von fünf Tagen sehr ruhig den 19. December 1799.

Derschau war ein gründlicher Gelehrter, bewandert und einheimisch in mehren wissenschaftlichen Gebieten. Er sammelte sich eine ansehnliche Bibliothek, die bei seinem Tode aus 14000 Bänden bestand und mehre kostbare und höchst seltene Werke enthielt. Er vermachte sie in seinem Testamente der königlichen Regirung zu Aurich in der Absicht, dadurch den Grund zu einer öffentlichen Bibliothek zu legen, die indeß daraus bis jetzt noch nicht entstanden ist. Auch brachte er ein werthvolles Münzkabinet, besonders von alten römischen Münzen zusammen, das er ebenfalls der genannten Regirung vermachte. Sein literarisches Streben wurde auch auswärts anerkannt; er war Ehrenmitglied der gelehrten Gesellschaften zu Königsberg, Duisburg und Bremen.

Als Geschäftsmann auf einem ausgezeichneten Posten, war er durch seine großen Kenntnisse in den Rechtswissenschaften und in der Staatskunst, durch eine wohlbenutzte, vielseitige Erfahrung, durch Fleiß und Ordnung und durch ein vorzügliches savoir faire seines Fachs vollkommen mächtig. Der große König Friedrich gab ihm mehre Winke, daß er wünsche, ihn ins Ministerium zu ziehen; doch bezeugte Derschau dazu keine Geneigtheit, indem er besorgte, dann seine wissenschaftlichen Beschäftigungen weniger fortsetzen zu können. Als Chef der höchsten Justizbehörde des Landes bewies er einen unablässigen Diensteifer, oft bis zu einer gewissen Strenge, und eine unbestechliche, nie wankende Gerechtigkeitsliebe. Sonst war er als Mensch leutselig, herablassend und großmüthig, bereitwillig, sich der Hilfsbedürftigen anzunehmen, auch sehr wohlthätig gegen Nothleidende und Arme. Der Colonie zu Plaggenburg bei Aurich schenkte er zu einer Schule eine angemessene Geldsumme, und für die Schule der Colonie Moordorf, so wie für die dortigen Armen, sorgte er noch in seinem Testamente.

Zu den ausgezeichneten und musterhaften Zügen seines Charakters gehörte eine lebendige und zugleich verständige Religiosität. Gern besuchte er den öffentlichen Gottesdienst, so lange sein Gehör es ihm gestattete, und feierte mit der Gemeinde das heilige Abendmahl, letzteres auch immer noch, da er fast nichts mehr hören konnte. Zu Hause beschäftigte er sich täglich mit geistlicher Lectüre und eigenen Ausarbeitungen von religiöser Tendenz. Als Gegenstand und Mittel einer frommen Contemplation ließ er sich schon sechszehn Jahre vor seinem Tode seinen Sarg verfertigen. Zur Beförderung der häuslichen Andacht bearbeitete er, in Verbindung mit einem würdigen Geistlichen in Aurich, ein Erbauungsbuch, unter dem Titel: Betrachtungen und Gebete, das zu Aurich 1794 auf seine Kosten gedruckt wurde, und wovon er 600 Exemplare unter der geringern Volksklasse austheilen ließ. Ebenso verschenkte er auch an unbemittelte Personen andere Erbauungsbücher, insbesondere die von Seiler, und das sehr schätzbare An-

dachtsbuch, das der verewigte, höchst verdienstvolle ostfriesische Generalsuperintendent Coners, unter dem Titel: Überlegungen, Gebete und Lieder, Aurich 1796, zum Besten der ostfriesischen Predigerwitwenkasse herausgab. So war Derschau's Leben ein rechtschaffener Wandel in edler, gemeinnütziger Thätigkeit und in der Furcht Gottes.

In dem Gebiete der Gelehrsamkeit und allgemeinen Bildung interessirten ihn besonders die schönen Wissenschaften. Er hatte Sinn und Talent für die Dichtkunst. Mit derselben beschäftigte er sich seit seinen frühern Jahren bis ins späteste Alter, und machte sich auch durch mehre gedruckte Poesien bekannt. Er gehört für Ostfriesland zu den wenigen, die daselbst wirklich die Weihe der Musen empfingen, und er erweckte in diesem sonst materiell sehr gesegneten Lande, wo die meisten seiner gedruckten Gedichte verfaßt sind, und wo man bis dahin nur einen trockenen und matten Singsang gehört hatte, durch die schöneren Töne seiner Leyer eine neue ästhetische Sensation und einen feineren, höhern Geschmack. Zwar wollte er seine Gedichte nur „als Unterhaltungen eines von Geschäften ausruhenden Geistes" betrachtet wissen, auch gehören sie nicht zu den Meisterstücken der Poesie; aber doch schließen sie sich an die ersten besseren Versuche der teutschen Dichtkunst rühmlich an. Die meisten haben einen moralisch-religiösen Charakter; man trifft aber auch in allen auf mehre einzelne, sehr schöne und gelungene Stellen, die echtes Dichtertalent verrathen, dem nur eine gewisse Heitere und ein etwas leichterer Aufschwung fehlt. In mehren derselben herrscht eine besondere Energie, ein Korn des Ausdrucks und Fülle der Gedanken. Er verfaßte auch verschiedene kleinere geistliche Lieder, von welchen einige sich durch einen frommen Adel und eine stille Erhabenheit der Gedanken vortheilhaft auszeichnen, so daß sie vor manchen andern neuern religiösen Gedichten einen Platz in den neuen Gesangbüchern verdienten. Der verdienstvolle Dr. Rambach hat in seine Anthologie christlicher Gesänge[2]) eins dieser Lieder aufgenommen und hätte leicht noch ein paar andere, als ebenso schöne Proben, hinzufügen können.

Eine besondere Merkwürdigkeit Derschau's, in Ansehung seines Rufs als Dichter, ist unstreitig der ausgezeichnete Beifall, den eins seiner Gedichte bei Friedrich dem Großen fand, und weswegen er von diesem zu den vorzüglichen teutschen Dichtern seiner Zeit gezählt wurde. In der bekannten, nicht sehr günstigen Schrift des großen Königs: Über die teutsche Literatur, findet sich in der teutschen Übersetzung, Berlin 1780. S. 9, nachdem einige wenige teutsche Schriftsteller aus dem Gebiet der Ästhetik angeführt sind, folgende Stelle: „Ich will zu den Herren, die ich genannt habe, noch einen Ungenannten hinzusetzen, von dem ich reimlose Verse gesehen habe. Die Kadenz und Harmonie derselben entstand aus der Abwechselung der Daktylen und Spondäen; sie waren voll von Verstand, und mein Ohr wurde sehr angenehm durch einen Wohllaut der Töne geschmeichelt, dessen ich unsere Sprache kaum fähig geglaubt hatte. Ich möchte behaupten, daß diese Art von Versification sich am besten für unsere Sprache schicke und sehr große Vorzüge vor dem Reim habe. Wollte man sich Mühe geben, sie dadurch vollkommener zu machen, so würde man es wahrscheinlich hierin weit bringen." — Das Gedicht, das der große König hier so ehrenvoll würdigt, ist eine Ode, die Derschau bald nach seinem Antrit in Aurich auf die zu Emden im J. 1751, unter Friedrichs Auspicien, errichtete ostindische Handelscompagnie gedichtet hat. Sie steht gedruckt in seinem Andenken für meine Freunde, Aurich 1772. S. 195—200.

Derschau hatte sich in dem zu seinem Landsitz Wilhelminenholz gehörigen Gehölze, nicht weit von seinem Wohnhause, einen kleinen, mit Bäumen besonders umpflanzten Hügel zu seiner Begräbnißstelle ausersehen. In demselben wurde nach seinem Tode ein Gewölbe ausgemauert und darin die Hülle des edlen Greises beigesetzt. Sein Grab bezeichnet ein Stein, mit folgender, von ihm selbst verfaßten Inschrift:

„Hier ruhet Christoph Friedrich von Derschau, geboren d. 12. Januar 1714, gestorben d. 19. December 1799.
Im Leben bemühete er sich, niemandem Unrecht zu thun, seinen Verstand zu erleuchten, seine Sele zu retten.
Lebender! Dies Grabmal verlangt von dir kein Mitleid. Aber wer diesen Leichenstein, oder diese Todtenasche wegnimt oder stört, oder wegzunehmen oder zu stören befiehlt, der verlebe seine Tage in steter Unruhe! Er werde von Schrecken und Reue gequält! Er sei der Einzige, dem der Verstorbene jemals geflucht hat."

Derschau wurde sowol während seiner ganzen Dienstzeit, als auch nachher, in Ostfriesland allgemein verehrt, und insbesondere auch von denen, die als Mitglieder des Regirungscollegiums, oder als Untergeordnete mit ihm in näherer Verbindung standen, als ein ausgezeichneter Mann und edler Charakter anerkannt und innig hochgeachtet. Die häusliche Dienerschaft pflegt manchmal in ihrem Dienstherrn den großen und guten Mann zu vermissen; von Derschau aber sprachen alle diejenigen, die ihm dienten oder gedient hatten, nur mit Ehrfurcht. Die allgemeine Achtung gegen den verdienstvollen Mann wurde ausgesprochen in einem lateinischen Gedicht, das bei der Niederlegung seines Amts in den ostfriesischen Mannigfaltigkeiten, Aurich 1785. S. 217 gedruckt erschien *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

2) V. Band. Hamburg 1832. S. 275.

3) Derschau's Schriften sind zwar auch von Meusel angeführt, doch nicht alle. Sie sind größtentheils ohne Versetzung seines Namens gedruckt worden. Folgendes ist ein vollständiges Verzeichniß derselben: 1) Die schon oben angeführte philosophische Dissertation. 2) Pylades und Orestes. Ein Trauerspiel. Zuerst gedruckt Liegnitz 1747, nachher aufgenommen in: Andenken für meine Freunde. Der Besuch des Theaters in Paris hatte den Verfasser veranlaßt, sich in diesem Drama zu versuchen. Es wurde nach seiner ersten Erscheinung auf mehren Theatern mit Beifall gegeben und insbesondere auch in Wien zu der Geburtstagsfeier der Kaiserin Maria Theresia, in Gegenwart des Hofes, wo die Monarchin es günstig aufnahm. 3) Der Tempel der Gerechtigkeit. Halle 1758. Der zweite Theil 1777. 4) Lutheriade. Halle 1760. Die zweite Ausgabe erschien Halle 1781, unter dem veränderten Titel: Die Reformation. Eine dritte Ausgabe Aurich 1797, mit

DERSHAWIN, Gabriel Romanowitsch, russischer wirklicher Geheimerath, Ritter des Wladimir- und Annenordens, Mitglied der gelehrten Gesellschaften des Reichs, wurde am 3. Juli 1743 in Kasan geboren. Erst im elterlichen Hause, dann im Stadtgymnasium erzogen, trat er 1762 als Gemeiner der Preobrashenskischen Garde in Militairdienste, wurde 1774 Lieutenant und gegen Pugatschew beordert, ging 1777 mit dem Range eines Collegienraths in Civildienste, diente anfänglich im Senat, darauf in der Expedition der Reichseinkünfte, wurde 1784 wirkl. Statsrath und als solcher zuerst Gouverneur von Olonetz, dann von Tambow, von wo 1791 die Kaiserin Katharina II. den durch seine literarisch-poetischen Arbeiten immer bekannter und beliebter werdenden Mann mit dem Titel eines Statssekretärs in ihre Nähe und an den Hof zog, — und nun reichten 10 Jahre hin, denselben bis zum Minister zu erheben. Im J. 1793 wurde er Senator, im folgenden Jahre Präsident des Commerzcollegiums, 1800 Reichsschatzmeister und wirkl. Geheimerath, 1802 endlich Minister der Justiz, welches Amt er jedoch mit dem Gesuche um gänzliche Verabschiedung im J. 1803 niederlegte. Seine Bitte wurde ihm gewährt und von dem Ausdrucke der dankbar-wohlwollenden Gesinnungen Kaiser Alexanders begleitet. — Dershawin, der Geschäfts- und Statsmann, gehörte zu den Biedermännern, die thätig, redlich, zugänglich und theilnehmend sind, unverändert bleiben, wie sehr sie auch das Glück begünstigt, entgegen nehmen, was sie nicht zurückweisen dürfen. Ihn zeichnete daneben eine nie verläugnete Originalität aus, die auch auf sein äußeres Wesen übergegangen war, — am schicklichsten aber wol nur dem Dichter hätte angehören sollen. — Dershawin, der Dichter, war ganz Genie und ganz Originalität, denn ihn hatte weder das Studium der Alten erwärmt, noch kannte er die Reife und Richtung des goldenen Dichterjahrhunderts, in dem er lebte und mitsang; ihm blieb das meiste fremd, was außerhalb Rußland erklang, und um so ausgezeichneter, anziehender und werther erscheint der Mann, der neben Dienstverhältnissen, wie die genannten, noch so viel Muße und Munterkeit des Geistes zu erübrigen wußte, um seine Lyra mit immer eigenthümlicher und frischer Anmuth fleißig tönen zu lassen. — Reich an poetischer Schönheit, obgleich nicht immer frei vom so geheißenen Reflexionstone sind seine Oden, (die vorzüglichsten vielleicht folgende: an Gott, an Felice, der erste Nachbar, die Quelle, der Wasserfall, der Herbst, die Großen) und anakreontischen und lyrischen Gesänge (unter letztern, gleichsam des Dichters Schwanengesang, die lyrisch-epische Hymne auf die Vertreibung der Franzosen aus dem Reiche. Petersb. 1813. 4. Verteutscht von Götze. Riga 1814. 8.). Nicht minder reich an glücklichen Gedanken und Schmuck der Darstellung sind endlich Dershawins dramatische Arbeiten (das Trauerspiel Frodi und Mariamna, das heroische Drama Pojarsky) und seine Prosa (vorzüglich: die schöne Rede bei Eröffnung der Volksschule in Tambow. Petersb. 1786. 8. und Betrachtungen über die lyrische Dichtungsart. Petersb. 2 Thle. 8.) — Seit 1803 in heiterer Ruhe lebend, stiftete er im Monat März des Jahres 1811 eine Gesellschaft der Liebhaber der russischen Sprache in seinem Hause in St. Petersburg, und genoß in diesem gemüthlichfreien und gelehrten Vereine der ausgezeichnetsten Männer der Residenz seine letzten Lebensjahre. Er starb, 73 Jahre alt, d. 8. Juli 1816 auf seinem Gute Swanka am Wolchow und wurde in Nowgorod begraben. Seine sämtlichen Schriften erschienen zuerst vollständig: Petersburg 1807 ff. in 5 Theilen gr. 8. (1. Theil Gedichte, von denen 1793 zu Leipzig 8. ein kleiner Theil übersetzt erschien. — 2. Theil lyrische Gedichte von 1795 bis 1808. — 3. Theil Oden. — 4. Theil dramatische Werke. — 5. Theil lyrische Gedichte von 1808 bis 1816.) Vergl. Shin Otetschestwa 1816. N. 29. 37. und Sopikow russische Bibliographie. Bd. 1. S. 311 ff., wo diejenigen Gedichte und Abhandlungen, welche früher besonders gedruckt worden, verzeichnet sind. (*v. Wichmann.*)

DERTINGEN, 1) evangel. lutherisches Pfarrdorf, dem Fürsten von Löwenstein gemeinschaftlich und zum großherzogl. badenschen Stadt- und Landamte Wertheim gehörig, über $\frac{5}{4}$ t. M. östlich von der Amtsstadt und über $\frac{1}{2}$ M. in derselben Richtung vom linken Mainufer, an der Nordgrenze des Großherzogthums gegen das Königreich Baiern gelegen, mit Weinbau, Ackerbau und Viehzucht, sehr wohlhabenden Einwohnern und einer Bevölkerung von 840 Menschen, worunter sich etwa 20 Katholiken und 50 Juden befinden. Die Bevölkerung hat seit zwanzig Jahren um mehr als hundert Individuen zugenommen. — Dieses Dorf ist ein uralter Bestandtheil der Grafschaft Wertheim, den einst die Grafen Rudolf und Eberhard von Wertheim im J. 1355 dem Eichstätter Bischoffe Berchtold, einem gebornen Burggrafen von Nürnberg, zu Leben auftrugen, weil dieser den Kirchensatz zu Eichel, ein bischöfl. Eichstättisches Lehen, dem Karthäuserkloster Neuenzell bei Wertheim überlassen hatte. Als aber Graf Michael V. von Wertheim, der letzte dieses uralten Hauses, im J. 1556 starb und der Eichstättische Bischof Eberhard II., ein Herr von Hirnheim, in diesem Dorfe, als einem dem Hochstifte heimgefallenen Lehen, die Huldigung der Unterthanen

---

dem ersten Titel: Lutheriade. 5) Andenken für meine Freunde. Aurich 1772. Ist eine Samlung größerer und kleinerer Gedichte Dershau's. 6) Über die Verminderung der Kriege. Dessau 1782. Diese Schrift las auch der große König mit Beifall. 7) Betrachtungen eines Greises über die Religion. Aurich 1785. Die zweite Ausgabe Aurich 1797. 8) Neue Muthmaßungen über die Bilder an der Kirche zu Marienhafn (in Ostfriesland). Aurich 1787. 9) Kleine theologische Aufsätze eines Laien. Mit einer Vorrede des Generalsuperintendenten Jani zu Stendal. Stendal 1792. 10) Fortsetzung der kleinen theologischen Aufsätze. Oldenburg 1796. 11) Letzte Blicke eines Greises in die Welt und Ewigkeit. Oldenburg 1796. 12) Über Gleichheit, Freiheit und Demokratie. Aurich 1799. — Quellen: Wiarda's ostfriesische Geschichte. 9. Theil. Aurich 1798. S. 81. Ehrendenkmal, dem Präsidenten von Dershau errichtet von F. J. Müller. Aurich 1800. Ostfriesische Mannigfaltigkeiten. Aurich 1785. S. 391. Westphälischer Anzeiger für 1801. No. 39. S. 621 u. f. Pallas. Eine ostfriesische Jahresschrift für 1802. S. 68—75.

annehmen wollte, nahm es Ludwig, Graf von Stollberg, im Namen seiner Tochter, Witwe des genannten letzten Grafen von Wertheim, in Anspruch und kaufte dasselbe endlich im J. 1559 vom Hochstifte Eichstätt auf Vermittelung des Bischofs Melchior von Würzburg um 7650 rhein. Gulden. Durch Anna, die dritte Tochter Grafen Ludwigs von Stollberg, welche an Grafen Ludwig II. von Löwenstein vermählt war und Erbin ihrer beiden ältern Schwestern wurde, kam Dertingen, so wie die ganze Grafschaft Wertheim, an das durchlauchtige Haus seiner jetzigen standesherrlichen Besitzer. (*Leger.*)

2) Ein evangel. Marktflecken, getheilt in Unter- und Oberdertingen, im Oberamte Maulbronn und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg, an der Kreich mit 1720 Einwohnern. (*Memminger.*)

DERTONA, war nach Plinius (H. N. 5, 7.) und Strabon (5, p. 217.) eine beträchtliche Stadt Liguriens. Auch Ptolemäos (3, 1.) führt sie an und nennt sie eine Stadt der Tauriner, woraus erhellt, daß sich zu der Zeit das Gebiet der Tauriner über den Padus hinaus ausdehnte. Wichtig wurde der Ort, wie Strabon bemerkt, durch die Straße, welche durch dieselbe von Genua nach Placentia führte. Dertona lag aber gerade auf der Mitte dieser Straße, denn von beiden Orten war sie nach Strabon 400 Stadien oder 10 geographische Meilen entfernt. (Vergl. Itinerar. Antonini. p. 288.) M. Ämilius Scaurus, der im J. 639 d. St. Rom mit den Ligurern gekämpft hatte, legte einige Jahre später als Censor die nach ihm benannte Kunststraße — via Aemilia Scauri — an. Diese Straße schloß sich bei Pisä an die aurelische an und führte durch die Meeralpen längs der Küste hin auf Vada Sabatia (Savona), zugleich aber auch von Genua aus über Dertona am Padus hin auf Placentia. Da nun Dertona von Plinius und Vellejus Paterculus (1, 15.) eine Colonie genannt wird, so ist es mehr als wahrscheinlich, wenn gleich Vellejus behauptet, die Zeit dieser Ansiedelung sei zweifelhaft, daß schon bei der ersten Anlage der Straße durch Ämilius Scaurus dort eine Militärcolonie angesiedelt wurde, denn die kriegerischen Ligurer machten den Römern immer viel zu schaffen, und erst unter Augustus wurden sie völlig bezwungen. Es war aber die Lage von Dertona sehr günstig, um von dort aus jeder Bewegung des unruhigen Volkes schnell zu begegnen. Sie heißt jetzt Tortona, und ist noch immer eine nicht unbedeutende Stadt. (*L. Zander.*)

DERTOSA, *Δέρτωσα* Ptolem. 2, 6., *Δερτῶσσα* Strab. 3. p. 159. 160., eine Stadt Hispaniens am Iberus im Gebiete der Ilercaonen und zu Strabons Zeit auch eine römische Colonie, weshalb sie auf Münzen unter den Namen Julia Ilergavonia Dertosa und Colonia Julia Augusta Dertosa vorkommt, scheint der Hauptort der Ilercaonen gewesen zu seyn. Es war dort die Überfahrt über den Iberus auf der großen Straße von Narbo in Gallien nach Neu-Karthago, und daher gewann die Stadt bald einige Bedeutung, so daß Livius (23, 28.) sie opulentissima und Plinius (H. N. 3, 4.) die Dertosani celeberrimi civium Romanorum nennt. Sie heißt heutiges Tages mit geringer Veränderung Tortosa. (*L. Zander.*)

DERUSIAEI, *Δηρουσιαῖοι* Herodot 1, 125., waren ein Stamm des persischen Volks, welcher den Ackerbau betrieb. Sie werden von Herodotos zwischen den Panthialäern und Germaniern genannt, ebenfalls Ackerbau treibenden, persischen Volksstämmen. Darf man aus dieser Ordnung, worin sie genannt werden, einen Schluß ziehen, so würden sie in der Nähe des heutigen Karmanien gesessen haben müssen; aber da kein anderer Schriftsteller ihrer gedenkt, so läßt sich hierüber freilich nicht entscheiden. (*L. Zander.*)

DERWAN, Herzog der Sorben. Nachdem im J. 527 das thüringische Reich von den Franken und Sachsen zertrümmert worden war, hatte der slavische Volksstamm der Sorben seine Wohnsitze zwischen der Saale und der Elbe auf eine friedliche Weise von den Sachsen erlangt, indem diese sie den sorbischen Einwanderern gegen einen jährlichen Zins einräumten [1]). Darauf verließen um das Jahr 561 die östlichen Sachsen, sich nach Italien wendend, ihre Heimath, die nun die Franken in Besitz nahmen und somit auch Grundherrn des sorbischen Gebietes wurden. Doch schon im J. 571 fielen die Avaren in Thüringen ein und machten sich die Sorben, bald darauf auch die übrigen Slavenvölker westlich von der Oder zinsbar. Sie bedrückten aber die ihnen unterworfenen Völker auf eine so schonungslose Weise, daß diesen das Joch unerträglich wurde, und zu gleicher Zeit, im J. 623, sich die Böhmen oder Czechen und die Sorben gegen sie empörten. Die Böhmen wählten den Samo, die Sorben den Derwan zum Oberhaupte, und beide erkämpften glücklich ihre Unabhängigkeit gegen die Avaren. Nun aber machten die Franken auf die Oberherrlichkeit über die Slavenvölker Anspruch, und es entstand deshalb im J. 630 ein Krieg zwischen dem Frankenkönige Dagobert und dem Könige der böhmischen Slaven Samo, in welchem der letztere siegte und die Unabhängigkeit seines Reiches erstritt. Dadurch aufgemuntert kündigte auch Derwan den Franken den Gehorsam auf, doch da er sich allein ihnen nicht gewachsen fühlte, so trat er in den Lehnsverband mit Böhmen [2]), wodurch der lange und blutige fränkisch-sorbische Krieg veranlaßt wurde. Wann Derwan gestorben, ist nicht bekannt, doch lebte er im J. 640 nicht mehr, weil damals zwei Söhne eines verstorbenen Sorbenfürsten, wahrscheinlich die seinigen, sich um die Herrschaft stritten [3]). (*Rauschnick.*)

DERWENTWATER, einer der schönsten Seen der romantischen Landschaft Cumberland, wird von dem Derwentflusse gebildet. Er mag ungefähr 10 englänische Meilen im Umfange haben und bietet mehre kleine Inseln dar, die nicht wenig den Reiz dieses Wasserspiegels und des prachtvollen, ihn umgebenden und von dem Skiddaw beherrschten Gebirg-Amphitheaters erhö-

1) *Adam. Bremens.* hist. ecclesiast c. 4. 2) *Fredegar.* Chron. c. 68. 3) L. A. Gebhardi Geschichte der Sorben im 34. Theile der allgem. Weltgeschichte.

ben. Eine dieser Inseln diente dem H. Herbert zum Aufenthalte und hat von ihm ihren Namen empfangen, nachdem er auf derselben im J. 627 und zwar, wie er sich es erbeten, an einem Tage, in derselben Stunde, wie sein Freund, der H. Cuthbert, sein Leben ausgehaucht hatte. Eine andere dieser Inseln, die Lordsinsel, zeigt noch einige Überbleibsel von der Burg der Ritter, später Grafen von Derwentwater. Thomas von Derwentwater erlangte für sein Dorf Keswik von König Eduard I. die Marktgerechtigkeit. Johanns, des letzten der Ritter von D. Tochter, Margaretha, wurde unter der Regirung König Heinrichs V. an den Ritter Nicolaus Radcliffe verheirathet. Ihre Nachkommenschaft erwarb bedeutende Besitzungen in Cumberland und Northumberland, und Franz Radcliffe von Diston (in Northumberland unweit Hexham, wo der Devil in den Tyne mündet) wurde am 7. März 1688 von König Jakob II. zum Grafen von Derwentwater, zum Viscount Radcliffe von Langley und zum Baron von Tyndale ernannt. Dieser erste Graf von Derwentwater starb im April 1696; sein Sohn und Nachfolger Franz war mit Maria Tudor, einer natürlichen Tochter König Karls II. von der Maria Davis, verheirathet und starb den 29. April 1705 (seine Witwe im Nov. 1726) mit Hinterlassung von vier Kindern, Jakob, Franz und Karl, dann der Maria Tudor. Der älteste Sohn Jakob ist der durch sein tragisches Ende so bekannt gewordene dritte Graf von Derwentwater. Verwandt mit dem verbannten Königshause Stuart, gleich seinem Vater ein eifriger Katholik, und auch noch angetrieben durch seine Gemahlin, des Ritters Weebs Tochter, die eine enthusiastische Jakobitin, war er, als Mar am 6. Sept. 1715 zu Castleton in Braemar Namens Jakobs III. das königliche Banner aufpflanzte, sogleich bereit, sich dem kühnen Beginnen anzuschließen. Er wurde von den nächsten Behörden aufgefodert, Bürgschaft für seine Unterwürfigkeit zu stellen, blieb nun dort, sollte mit Gewalt auf der Lordsinsel aufgehoben werden, entkam aber, worauf er sich einige Tage bei seinen Freunden in Northumberland verborgen hielt, bis eine Generalberathung der Jakobiten der nördlichen Grafschaften von England im Hause des Fenwick von Bowell gehalten werden konnte. Hier, wo sich auch der hochherzige Thomas Forster von Bamborough eingefunden hatte, wurde, weil einmal der Anklage auf Hochverrath nicht mehr zu entgehen, einmüthig beschlossen, sich zu einer bewaffneten Schaar zu vereinigen und zu versuchen, was das Schicksal Günstiges zuwenden möchte. Forster erschien zuerst mit etwa 20 Berittenen in dem Gefilde von Greenrig in Northumberland. Bei der Hügelreihe, die Wasserfälle genannt, traf ihn der Graf von Derwentwater mit seinem Gefolge von Anverwandten, Dienern und Pächtern. Der Insurgenten waren jetzt 60, alle wohl beritten; sie zogen nach der kleinen Stadt Rothbury, und von da nach Warkworth, wo sie den König Jakob III. ausriefen. Am 10. Okt. 1715 erreichten sie Morpeth, wo neue Verstärkungen bei ihnen eintrafen und ihre Zahl auf 300 Reuter erhöheten; mehr Mannschaft brachten sie niemals zusammen, Fußvolk gar nicht, indem sie weder Waffen noch Sold geben konnten und daher den guten Willen des Landmannes unbenutzt lassen mußten. Dieser Mangel an Fußvolk machte es den Insurgenten unmöglich, sich, wie es doch vorzüglich in ihrem Plane und Interesse gewesen, der Stadt Newcastle zu bemächtigen, sie mußten vielmehr eine retrograde Bewegung machen, um sich mit den Schotten, die Viscount Kenmure über die Grenze geführt hatte, zu vereinigen. Am 19. Okt. trafen die beiden Insurgentenschaaren vor Rothbury zusammen, und der Anblick der Engländer war nicht geeignet, große Hoffnungen bei ihren Nachbaren zu erwecken. Jene, großentheils Edelleute, waren beritten auf flüchtigen Pferden, zu Wettrennen und Jagden, aber keineswegs zur Schlacht geschaffen, es fehlte ihnen an Kriegssätteln, an Kinnketten und vor Allem an Schwertern und Pistolen, daher auch, als sie in Wooler einrückten, der Commandirende rief: „Ihr Herren, die ihr ein gutes Schwert habt, wollt es blank ziehen", worauf einer aus der Menge, und eben nicht zur Unzeit, antwortend die Frage aufwarf: „und was sollen die thun, die keins haben?" — Viele Zeit, den durch diese Lage der Dinge geweckten Betrachtungen nachzuhängen, war glücklicher Weise nicht vorhanden, denn so eben traf die Nachricht ein, daß neue Hilfstruppen aus Schottland unter dem Brigadier Macintosh im Anzuge begriffen seien, und es war vor Allem dringend, sich mit ihnen zu vereinigen. Kenmure, Derwentwater und Forster setzten demnach ihren Marsch gegen Norden fort, und jenseit Kelso wurde die Vereinigung bewerkstelligt. Die gesamte Macht der Insurrection auf diesem Punkte bestand in 600 Reutern und 1400 Hochländern, und konnte allerdings zu einer wirksamen Diversion verwendet werden. Allein über die Art und Weise derselben wußten die Führer sich nicht zu vereinigen; die Schotten brachten einen Zug nach ihrem Vaterlande über Dumfries, Ayr und Glasgow in Vorschlag, um auf diese Weise den Herzog von Argyle zu zwingen, die feste Stellung bei Stirling, durch die sich Mar so lange hatte im Schach halten lassen, aufzugeben. Die Engländer, und vorzüglich Derwentwater, riethen zu einem Marsch nach Süden und zu einem Angriffe auf Newcastle, welches als das Kohlenmagazin von London so wichtig sei, wobei man zugleich den Vortheil haben würde, die wohlgesinnte Bevölkerung von Northumberland und Cumberland und vorzüglich die zahlreichen Vasallen des Hauses Derwentwater zu bewaffnen. Vom 22. bis zum 27. Okt. wurde über diese verschiedenen Vorschläge gestritten, bis der zweite, wegen der Annäherung des feindlichen Generals Carpenter, nicht mehr ausführbar war. Jetzt endlich fand Forster Gelegenheit, die Stimmen im Kriegsrathe für eine Mittelstraße zu gewinnen. Es wurde beschlossen, der von Carpenter angebotenen Schlacht auszuweichen und längs der mittlern und westlichen Grenzen von Schottland nach Lancashire zu ziehen, wo man auf eine allgemeine Bewegung zu Gunsten der guten Sache rechnen zu können glaubte. Trotz des heftigen Widerspruchs

der Hochländer, von denen sogar 400 nach Hause gingen, setzte das kleine Heer sich in Marsch; es zerstreute ohne Anstrengung die Milizen von Westmoreland, Lancashire und Cumberland, die wol einen Haufen von 12000 Mann ausmachten, fand aber nirgends die Begeisterung für König Jakob, von der noch kürzlich so viel Rühmens gemacht worden. In Lancaster erst erhielt man die gewisse Kunde, daß die Einwohner von Manchester mit Ungeduld der Ankunft der Jakobiten entgegen sähen und bereits beschäftigt seien, sich ihnen zum Besten zu bewaffnen. Freudig verließen die Insurgenten Lancaster, um über Preston gegen Süden vorzudringen und solchergestalt zu ihren Freunden in Manchester zu gelangen. Preston ward von ihnen besetzt, und ihr Vortrab unter dem tapfern Johann Farguharson von Invercauld drang bis an die Brücke von Warrington, die hier den Übergang über den Ribblefluß verstattet. Allein auf dem jenseitigen Ufer hatte sich bereits General Willis, der für König Georg in Cheshire kommandirte, festgesetzt, und dieser thätige General sah sich alsbald durch die ihm von allen Seiten zuströmenden Verstärkungen in den Stand gesetzt, die Offensive zu ergreifen, ehe noch Carpenter, der in Eilmärschen aus Northumberland anrückte, sich mit ihm vereinigt haben konnte. Die Brücke von Warrington zu vertheidigen, schien den Insurgenten nicht thunlich, sie zogen es vielmehr vor, den Angriff in der Stadt Preston selbst abzuwarten, zu welchem Ende sie in unglaublicher Geschwindigkeit den offenen Ort mit vier Schanzen eingeschlossen hatten. Diese Grundarbeiten hatte der Graf von Derwentwater geleitet und zu Stande gebracht; um die Soldaten durch sein Beispiel zur Arbeit anzufrischen, hatte er sich bis auf das Kamisol entkleidet und die Schaufel zur Hand genommen, während er zugleich allen seinen Arbeitsgenossen seine Freigebigkeit empfinden ließ. Am 12. November wurden alle vier Schanzen zu gleicher Zeit bestürmt, aber auf allen Punkten fanden die Angreifer den hartnäckigsten Widerstand. Sie mußten sich zurückziehen, nachdem der Kampf bis tief in die Nacht fortgesetzt worden; aber demungeachtet blieb den Siegern, die sich jetzt auch gegen Carpenter vertheidigen sollten, nichts übrig, als zu kapituliren, oder vielmehr sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Sie wurden mit beispielloser Härte behandelt und erst, nachdem sie alle Brutalität der Soldaten empfunden, in gewisse Kategorien abgetheilt, um ihrem endlichen Schicksale entgegen geführt zu werden. D. insbesondere und die übrigen Gefangenen von Auszeichnung wurden nach London abgeführt und fanden bei ihrer Ankunft auf Veranstaltung der Regirung nicht nur von dem Pöbel, sondern auch von der vornehmen Bürgerschaft einen Empfang, wie ihn kaum die rohesten Barbaren ihren Gefangenen bereiten. Eine Anklage auf Hochverrath wurde gegen den Grafen von D. und den Lord Widdrington, dann gegen die schottischen Grafen von Ruthsdale, Winton und Carnwouth, gegen Viscount Kenmure und Lord Nairne angestellt, und alle, bis auf den Grafen von Winton, traf der Urtheilsspruch, schuldig. Derwentwater und Kenmure wurden am 24. Februar 1716 hingerichtet. Jener, ein Mann von angenehmem Umgange, gastfrei und edelmüthig, tapfer und menschenfreundlich, sprach auf dem Blutgerüste gegen das über ihn verhängte Urtheil und freute sich, für seinen politischen Glauben zu sterben. Sein Leichnam wurde mit großem Pomp nach Northumberland abgeführt; doch bewegte sich der Trauerzug nur bei Nacht. Bei Tage rastete er in katholischen Kapellen, um den überall angeordneten Trauerämtern beizuwohnen. So erreichte man endlich Dilstonhall, dessen Ahnengruft sodann die sterblichen Reste des unglücklichen Edelmanns aufnahm. Seine unermeßlichen Besitzungen wurden zum Vortheile des Hospitals von Greenwich eingezogen. Seine Gemahlin überlebte ihn nur wenige Jahre. Auch sie hatte verhaftet werden sollen, als die Häscher zu Anfang der Unruhen die Lordsinsel durchsuchten; sie entkam ihnen aber durch einen verzweifelten Sprung über eine Felsenkluft des Walling-Crag, an dem Derwentsee, die von diesem Sprunge bis auf den heutigen Tag the Lady's Leap genannt wird. Die Gräfin ruht zu Löwen und neben ihr der einzige Sohn, den sie geboren, Jakob Radcliffe, Graf von Derwentwater, der als ein Jüngling von 19 Jahren, ein heimathloser Flüchtling, den 11. Januar 1732 starb. Sein Oheim Karl, des zweiten Grafen von D. jüngster Sohn, nahm hierauf den gräflichen Titel an. Karl hatte als Mitschuldiger des Bruders Schicksal theilen sollen, war aber aus dem Gefängnisse von Newgate entschlüpft. Zu Ende des Jahres 1745 oder Anfangs 1746 ward er an Bord eines französischen Kriegsschiffes mit andern Offizieren gefangen genommen. Das Schiff war mit Waffen und Kriegsgeräthe beladen und nach der Küste von Schottland für die Insurgenten bestimmt. Karls Fall war sehr einfach. Vor der Kings Bench wurde ihm bewiesen, daß er derselbe Radcliffe sei, der frühere Rebellion wegen verurtheilt, die Flucht ergriffen hatte. Die Jury erkannte ihn des Todes schuldig, und ob er gleich an seine Stellung in französischen Diensten appellirte und behauptete, kein britischer Unterthan, auch nicht jener Karl Radcliffe, sondern der Graf von Derwentwater zu seyn, so mußte er dennoch am 8. Sept. 1746 das Blutgerüste besteigen. Seine edle, anmuthige und doch ernste Haltung erweckte allgemeine Theilnahme. Später im Sept. 1749 bewilligte der König der Witwe aus den confiscirten Gütern des Hauses für sich 170, und für jedes ihrer Kinder 100 Pfund Sterling jährlich. Diese Witwe, Charlotte Livingston, Gräfin von Newburgh gestorb. den 4. Aug. 1755, hatte 7 Kinder geboren. Der älteste Sohn, Jakob Bartholomäus, geb. zu Vincennes den 23. Aug. 1725, hatte den Vater auf der verhängnißvollen Fahrt nach Schottland begleitet, wurde aber in Betracht seiner Jugend begnadigt. Er succedirte seiner Mutter als dritter Graf von Newburgh, in Aberdeenshire, als Viscount Kinnaird (diesen Titel hatte er bei ihren Lebzeiten geführt), und als Baron Livingston von Flacraig, vermählte sich im J. 1749 mit des Ritters Anton Kemp von Slindon in Sussex einziger Tochter und Erbin

Barbara Kemp und starb den 2. Januar 1786, sein Sohn Anton Jakob, vierter Graf von Newburgh den 29. November 1814. Dieser war mit Anna Webb verheirathet, hatte aber keine Kinder, daher ihm in den Gütern und Titeln sein Vetter Franz Eyre succedirte; dieser heutige Graf von Newburgh ist der Sohn von Maria Radcliffe, der jüngsten Tochter des im J. 1746 enthaupteten Grafen von Dewentwater, die sich am 11. Februar 1755 mit dem Ritter Franz Eyre von Warksworth und Hassop vermählte und am 27. Aug. 1798 das Zeitliche gesegnete. — Die confiscirten Güter von Derwentwater trugen bereits zu Ende der siebziger Jahre 20000 Pfund Sterling jährlich ein. Ihr Werth wird besonders erhöhet durch die reichen, dazu gehörigen Gruben von Wasserblei, die schon in einem Jahre 90000 Pfund Ausbeute gegeben haben. Aber freilich wird, um den Markt nicht mit wohlfeiler Ware zu überschwemmen, nur von Zeit zu Zeit, vormals nur von 7 zu 7 Jahren gearbeitet. Auch Kupfererz gibt es auf diesen Gütern. Das Kupferbergwerk bei Newlands wurde zu der Königin Elisabeth Zeiten von Thomas Shurland und von Daniel Hochstetter, einem Augsburger, betrieben. Hochstetter hatte in seinem Gefolge eine Colonie teutscher Bergknappen, welche sich auf der Vicarsinsel niederließen. (*v. Stramberg.*)

DERWISCH heißt im Persischen: arm; die Muhammedaner bezeichnen mit diesem Worte ihre Mönche, deren Entstehung man bis auf die Zeit des Propheten zurückführt, in welcher Abubekr und Ali als die ersten Stifter von Mönchsorden genannt werden. Die Anzahl solcher Orden beläuft sich im osmanischen Reiche auf einige dreißig, von denen aber die vorzüglichsten folgende sind: 1) die Nakschbendi, deren Orden von Nakschbendi, welcher gleichzeitig mit Osman, dem Gründer des Reiches, lebte, gestiftet worden. Ihre Obliegenheit besteht blos in dem Hersagen einiger Gebete, die sie in Gemeinschaft und in öffentlichen hiezu bestimmten Sälen verrichten. 2) Die Mewlewi, gestiftet von dem berühmten mystischen Dichter Mewlana Dschelaleddin Ar-Rumi. Ihr Orden ist daher auch vorzugsweise der Orden der Mystiker. Während ihres Kreistanzes, welcher symbolisch die Harmonie der Sphären darstellt, singen sie die Gedichte ihres Stifters unter Flötenbegleitung ab. Sie haben ein Kloster in Ghalata. 3) Die Begtaschi, gestiftet von Hadschi Begtasch, welcher die Janitscharen einsetzte, weshalb die Derwische dieses Ordens bei den Janitscharen in vorzüglichem Ansehen standen. Sie sind der eigentliche Bettelorden, dessen Mitglieder überall die Vorbeigehenden in Gottes Namen um Almosen ansprechen. 4) Die Kadri, gestiftet im Jahre der Hedschra 561 (1165 n. Chr.) von Abdolkadir Gilani. Auf ihrem Kopfbunde sind die Worte: Es ist kein Gott außer Gott, ausgenäht. Dieses haben sie gemein 5) mit den Chalwetti, gestiftet im J. d. Hedschra 800 (1397). Ihr Stifter, der Scheich Omer Chalweti, hat seinen Namen von der gänzlichen Abgeschiedenheit und Zurückgezogenheit (Chalwet), die er seinen Jüngern zur Pflicht machte. Diese sind die eigentlichen Einsiedler unter den Derwischen, die sich öfters ein Fasten und Zurückgezogenheit von 40 Tagen auferlegen. 6) Die Rufaai, gestiftet von Seyyid Ahmed Rufayi, der 578 (1182) in einem Walde zwischen Bagdad und Bassora starb. Diese, so wie 7) die Sadys, gestiftet 736 (1319), stehen in besonderm Rufe wunderthätiger Kraft, den sie durch allerhand Gaukeleien zu erhalten suchen. Jene, um zu zeigen, daß ihnen das Feuer nicht schade, treiben Taschenspielerkünste mit glühendem Eisen und durch konvulsivische Bewegungen; diese geben vor, vor dem Gifte der Schlangen gesichert zu seyn, und treiben Taschenspielerkünste mit den Schlangen, wie die Psyllen der Alten.

Jeder Stifter eines solchen Ordens hat demselben eigene Regeln und einen auszeichnenden Charakter gegeben, der sich auch auf die Kleidung und vorzüglich auf die Kopfbedeckung erstreckt. In jedem Orden unterscheiden sich dadurch auch die Derwische von den Scheichs, ihren Obern, die immer aus den Ältesten eines Klosters genommen und vom Ordensgeneral (Reisol Meschaich, Haupt der Scheichs), deren jeder an der Grabstätte des Ordensstifters residirt, dazu eingesetzt werden. Die Scheichs tragen Kleider von weißem oder grünem Tuch, im Winter mit Pelze gefüttert. Wenige Derwische tragen Tuch, die meisten schwarzes oder weißes Abba, eine Art sehr groben Kamelots, der in verschiedenen Städten Anatoliens verfertigt wird. Die Kadri tragen auch Stiefeln und Turban von schwarzem Abba. Die Mewlewi haben hohe, cylinderförmige, die Rufaai kurze, aus Filz gemachte Mützen; der Turban der andern Derwische heißt Tadsch, Krone, und ist 14 — 18streifig gefaltet. Alle lassen sich Bart und Schnurrbart wachsen; mehre Orden lassen auch das Haupthaar lang wachsen, zum Andenken dessen, was der Prophet selbst that. Alle tragen in der Hand einen Rosenkranz von 33, 66, oder am liebsten 99 Korallen, um die Namen Gottes (deren hundertster Allah ist) daran abzubeten, was sie mehrmals des Tages auf die jedem Orden eigene Weise zu thun verpflichtet sind.

Die Statuten fast aller Orden erfodern, daß jeder Derwisch täglich die sieben geheimnißvollen Worte oder Namen Gottes, die auf die sieben Himmel, sieben Erden, sieben Meere, sieben Planeten, sieben Farben, sieben Töne und sieben Metalle anspielen, mehrmals wiederhole. Mittelst dieser geheimnißvollen Worte wird die Einweihung der Derwische in den meisten Orden vollzogen. Der Einzuweihende wird in die Versammlung der Brüder, worin der Scheich den Vorsitz hat, eingeführt. Dieser faßt seine Hand und sagt ihm das erste Wort der Weihe: La ilah illalah — es ist kein Gott außer Gott, — dreimal ins Ohr und befiehlt ihm, diese 101, 151 oder 301 Mal täglich zu wiederholen. Der Aufzunehmende verspricht hierauf Gehorsam gegen die Vorschriften des Scheichs, in vollkommener Zurückgezogenheit zu leben und alle seine Träume dem Scheich, der hienach die Grade der Würdigkeit des Candidaten beurtheilt, getreulich zu berichten. Somit beginnt sein Novizlat, während dessen der Scheich

dem Novizen in Zwischenräumen von mehren Wochen die übrigen geheimnißvollen Worte mit dreimaligem Hauche ins Ohr sagt. Diese Worte sind: Jallah! o Gott! ein Ausruf, der die Allmacht anzeigt; Ja hu! o Er! (der da ist) zur Bezeichnung seines ewigen Seyns; Ja Hakk! o Allwahrer! Ja Haji! o Allebender! Ja Kajum! o Allbeständiger! Ja Kahhar! o Allrächender! Mit der Mittheilung dieses letzten Wortes ist die Novizenzeit vollendet, in 6 bis 10 und bisweilen mehren Monaten. Dies ist bei den verschiedenen Orden verschieden; bei den Mewlewi muß der Noviz auch 1001 Tag Küchendienste thun und heißt deshalb Kara Kullukdschi, Küchenjunge. Sonst heißt der Noviz Kotschek.

In jedem Kloster, wo die Derwische Wohnung und Nahrung erhalten, befindet sich ein einfacher, von Holz erbauter Saal zu den Religionsübungen, die theils in Gebeten, theils in Tänzen bestehen, aber bei den verschiedenen Orden verschieden sind. Fast überall wird jedoch damit angefangen, daß der Scheich die sieben geheimnißvollen Worte spricht und dann einige Stellen des Koran singt, wo bei jeder Pause die Derwische bald mit Allah, bald mit Hu einfallen. Diese Derwische sitzen mitten im Saal in einem Kreise auf den Fersen, die Ellenbogen fest an einander geschlossen, und alle machen gleichmäßig kleine Bewegungen mit dem Kopfe und Leibe. In einigen Gesellschaften werden diese sitzend angefangenen Bewegungen gehend fortgesetzt, mit abgemessenen Schritten, bußfertiger Miene und verschlossenen oder zur Erde gerichteten Augen. Diese Andachtsübungen heißen Mukabele, Gottes Anschaun, oder Tewhid, Preis der Gottheit. Davon sind verschieden die kreisförmigen Tänze anderer Orden, Dewr genannt, deren Gesetzmäßigkeit von vielen bestritten wird, die sich aber, aller Verbote unerachtet, erhalten haben. Am meisten zeichnen sich die Rufaai dadurch aus, die auch allein dabei Gebrauch von glühendem Eisen machen. Ihre Andachtsübungen umfassen fast alle Gebräuche der andern Orden und sind gewöhnlich in fünf Auftritte getheilt, die über drei Stunden dauern. In dem letzten Auftrit verwandelt sich die Erschöpfung der Derwische in eine Art von Verzückung, die sie Haleth nennen. In diesem religiösen Wahnsinne bedienen sie sich der Probe des glühenden Eisens. Mehre vorräthige Säbel und spitze Eisen werden glühend gemacht und dem Scheich überreicht, welcher einige Gebete hersagt, den Stifter des Ordens anruft, einige Male auf die glühenden Eisen bläßt, sie ein wenig zum Munde führt und sodann den Derwischen übergibt, welche dringend darum bitten. Diese nehmen diese Eisen, sehen sie zärtlich an, nehmen sie zwischen die Zähne und lassen sie im Munde abkühlen. Die, welche solche glühende Eisen nicht erhalten, stürzen auf die noch an der Wand hängenden Säbel los, ergreifen sie mit Wuth und durchbohren sich die Seite, Arme und Beine. Mittelst der Wuth dieser heiligen Schwärmerei und des erstaunlichen Muthes, aus welchem sie sich ein neues Verdienst in den Augen der Gottheit machen, ertragen alle die Heftigkeit des Leidens stolsch und sogar mit Fröhlichkeit. Unterliegen einige demselben, so werfen sie sich ihren Mitbrüdern in die Arme, aber ohne das mindeste Zeichen des Schmerzes zu verrathen. Gleich darauf durchläuft der Scheich den Saal, besieht die Verwundeten, bläßt auf ihre Wunden, benetzt sie mit Speichel, sagt Gebete her und verheißt baldige Heilung; und — wie man sagt — soll man auch nach 24 Stunden kaum die Narben der Wunden mehr bemerken. Vernünftige glauben nicht an diese Wunderkraft der Scheichs, sondern an gewisse Künste, um die Täuschung bei den Zuschauern — denn diese Andachtsübungen sind öffentlich — und zum Theil bei den Derwischen selbst zu unterhalten.

Die eifrigsten unter den Derwischen legen sich noch freiwillig die härtesten Bußübungen auf. Einige schließen sich in ihre Zellen ein, um dem Gebete und der Betrachtung ganze Stunden lang obzuliegen; andere bringen ganze Nächte damit zu, daß sie die Worte Hu, Allah, La Ilah illalah aussprechen; und während der sieben für heilig gehaltenen Nächte *) nehmen mehre die unbequemsten Stellungen an, um den Schlaf zu verscheuchen. Sie sitzen so, daß ihre Füße auf der Erde aufstehen, die Hände auf die Kniee gestützt, Hals und Füße aber mit einem ledernen Riemen zusammengebunden sind, um in dieser Stellung bleiben zu müssen; andere binden ihre Haare an ein an der Decke befestigtes Seil. Diese besondere Bußübung nennt man Tschillé.

Der berühmte persische Dichter Saadi sagt in seinem Gulistan: „Du trägst deiner Regel gemäß einen sehr weißen Rock und ein Buch mit sehr schwarzem Einband; auch hast du große Sorgfalt, deine Ärmel in Ordnung zu legen. Aber ich rathe dir, daß du vor allen Dingen deine Hände und deine Begierden von den Dingen dieser Welt zurückziehest: thust du dies vollkommen, so liegt wenig daran, ob deine Ärmel lang oder kurz sind.“ Viele Derwische aber, welche die strengsten Übungen ihres Ordens beobachten, führen dabei eine ausschweifende Lebensart und geben dem Volke ein ärgerliches Beispiel. Die schlimmsten darunter sind die reisenden Derwische, die man Seyyah nennt. Deren gibt es drei Klassen; die der ersten Klasse reisen auf Befehl ihrer Obern, um die Geschenke mildthätiger Leute für ihren Orden einzusammeln; eine zweite Klasse besteht aus Derwischen, die, wenn man sie gleich ihres schlechten Betragens wegen aus dem Orden ausgestoßen hat, doch die Tracht desselben beibehalten und von Stadt zu Stadt laufend ihren Unterhalt erbetteln. Die dritte Klasse besteht aus ausländischen Derwischen, aus der Tatarei, Indien u. s. Zu ihnen gehören auch die Kalender (Calendérys), deren Stifter der aus Andalusien gebürtige Araber Jussuff war, der den Beinamen Kalender, d. i. reines Gold, annahm und seinen Anhängern gab, um damit auf die Reinheit des Herzens und

*) Diese 7 heiligen Nächte sind: 1) die Nacht der Geburt des Propheten, 2) der Empfängniß desselben, 3) die Nacht seiner Himmelfahrt; 4) die Nacht des Entsetzens, in welcher die Engel, die jedem Menschen zur Seite stehen, ihre Bücher über dessen gute und böse Handlungen, und der Todesengel sein Verzeichniß abgibt; 5) die Nacht der unaussprechlichen Geheimnisse, in welcher tausend geheime und unsichtbare Wunder geschehen sollen; 6) u. 7) die Nächte, die den zwei Beiramsfesten vorangehen.

Freiheit von aller irdischen Befleckung, die er fodere, hinzudeuten. Als Pflicht legte er ihnen auf, nur vom Almosen zu leben, gewöhnlich barfuß zu gehen und den strengsten Andachtsübungen sich zu unterziehen, um sich die Gnade des Himmels, und besonders der Verzückung, Erleuchtung und vollkommene Heiligkeit zu verdienen. Diejenigen, welche darauf Anspruch machen, werden auch Melamijeh genannt, ein Name, der den Derwischen aller Orden gegeben wird, die sich durch überzählige gute Werke, Offenbarungen und übernatürliche Gnade auszeichnen. Unter diesen aber hat es von jeher die meisten Fanatiker gegeben, die nicht selten entsetzliches Unheil gestiftet und viele Meuchelmorde veranlaßt haben. Außer den wirklichen Derwischen lassen sich noch viele andere Leute aus allen Klassen in diese Brüderschaften einschreiben, besonders viele Große in den Orden der Mewlewi. Manche verbinden sich sogar mit mehren Orden. Die Klöster sind durch fromme Vermächtnisse dotirt; jede Gemeinde aber gibt den Derwischen nur Essen und Wohnung; für Kleidung und übrige Bedürfnisse müssen sie selbst sorgen, weshalb mehre unter ihnen eine Kunst oder ein Handwerk treiben. Außer den Bektaschis darf kein Derwisch betteln; aber auch ohne zu betteln entsteht ihnen die Freigebigkeit des Volkes nicht. Die Derwische können verheirathet seyn und haben dann die Erlaubniß, für sich zu wohnen, nur müssen sie wöchentlich ein- oder zweimal im Kloster schlafen, vornehmlich die Nacht vor ihren Tänzen und öffentlichen Andachtsübungen; nur bei dem Orden der Mewlewi darf kein Verheiratheter eine Nacht im Kloster bleiben. (Muradgea d'Ohsson allgem. Schilderung des othomanischen Reichs übersetzt von C. D. Beck. Bd. 2. S. 515—557. In der Originalausgabe finden sich alle hiezu gehörigen Abbildungen. — v. Hammer, des osman. Reichs Statsverfassung u. s. Bd. 2. S. 495—412. Irrig sind hier S. 406 u. 409 die Sadys als Kadri angegeben. Herbelots orient. Bibl.) (*H.*)

DERXENE bei Plinius (H. N. 5, 20, Ξερξήνη bei Strabon (XI. p. 528.) und Stephanos von Byzantion — (die letztere Form wahrscheinlich die richtigere, wenn man des Stephanos Bemerkung, daß der Name von Xerxes abzuleiten sei, wie Kambysene von Kambyses, Glauben beimessen darf) — war ein Distrikt in Kleinarmenien an beiden Seiten des obern Euphrats, also vielleicht in der jetzigen Provinz Erzerum. Nach Antiochos des Großen Niederlage durch Scipio bei Magnesia, 189 vor Chr. Geb., machte sich sein Statthalter Zadriadris von Sophene unabhängig vom syrischen Reiche, und erweiterte seine Herrschaft durch Eroberung mehrer Landschaften, worunter auch Xerxene war. Seine Dynastie erhielt sich in Kleinarmenien bis in die Zeit des Vespasianus.

(*L. Zander.*)

Des s. D.

DESAGUERO, 1) südamerikanischer Fluß, der aus dem See Titicaca in Peru hervorgeht, seinen Lauf südlich nimt und in den See Paria einmündet. Noch sieht man über diesem Flusse die Brücke von Binsen, welche der fünfte Yuka von Peru herstellte, um sein Heer auf das jenseitige Ufer zu bringen. Die Anwohner fanden sie so nützlich, daß sie dieselbe alle sechs Monate sorgfältig ausbessern. — 2) s. Rio Colorado. (*H.*)

Desaigne s. Dezaigne.

DESAIX, Ludwig Karl Anton de Veygoux *), stammte aus einer alten Familie der Provinz Auvergne. Geboren wurde er am 17. Aug. 1768 zu St. Hilaire d'Ayat, einem adeligen Gute unweit der Stadt Riom, das seiner Mutter durch Erbschaft gehörte. Seit mehren Geschlechtsaltern hatten Desaix's Vorfahren im Militärdienste gestanden; diesem wurde auch er bestimmt und der Schule zu Effiat, einem Städtchen derselben Provinz, schon in frühen Jahren übergeben. Durch sanfte Vertraulichkeit, durch alle Eigenschaften eines guten Herzens gewann er hier allgemeine Zuneigung; seine Mitschüler pflegten von ihm zu sagen: „er ist ein guter Kamerad.“ Für die Wissenschaften zeigte er Liebe und glückliche Anlagen. Eifrig beschäftigte er sich mit Allem, was auf die Kriegskunst Bezug hat, doch am meisten zog ihn die Geschichte an. Er entglühte bei den Erzählungen von denjenigen Helden der Vorzeit, die durch persönlichen Muth, durch besonnene Ausführung kühner Pläne, aber zugleich durch unerschütterliche Redlichkeit und durch freudige Aufopferung für ihr Vaterland unsterblichen Ruhm erworben; seine Ideale wurden Aristides, Leonidas und Epaminondas. Fünfzehn Jahre alt, kam er als Unterlieutenant in das Infanterieregiment Bretagne. Unter den jungen Offizieren zeichnete er sich aus durch ernstes, gesetztes Betragen und durch den Fleiß, mit dem er fortwährend (später auch noch im Getümmel des Krieges) dem Studium der Wissenschaften oblag.

Der Umwälzung des französischen States in der Zeit der constituirenden Versamlung (1789—1791) war Desaix zugethan; es stimmte mit seiner Gesinnung vollkommen überein, daß die Geburt keine Vorrechte geben, daß die Willkür eines üppigen Hofes beschränkt und der Übermuth der Gewalthaber gezügelt werden sollte. Aber die Gräuel des 10. August 1792, der Umsturz des Thrones, die Schreckensherrschaft des Pariser Stadtrathes und bald darauf des Nationalconventes erfüllten ihn mit tiefem Unmuthe. Jedoch glaubte er, unter allen Umständen dem Vaterlande treu bleiben zu müssen; als viele seiner Standesgenossen auswanderten, achtete er nicht die Auffoderungen und Drohungen, durch die ihn bisherige Kameraden mit wegziehen wollten.

Beim Herannahen des Krieges (1792) war sein Regiment in das Elsaß zur Rheinarmee gerufen. In dieser blieb er ununterbrochen, bis zwischen Frankreich und Östreich die Friedenspräliminarien zu Leoben (1797) geschlossen wurden. Seine Tüchtigkeit wurde gleich an

*) Die Quellen der folgenden Darstellung sind: Der Moniteur, Jomini Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, und Martin Histoire de l'expédition française en Egypte.

fangs erkannt; Prinz Victor Broglio, der (1792) zu Straßburg befehligte, nahm ihn zum Adjutanten; General Custine setzte ihn als Hauptmann in den Generalstab. Bei den Kämpfen auf dem linken Rheinufer zwischen Mainz und Straßburg (1793) stieg Desaix durch Unerschrockenheit und Thätigkeit, durch Klarheit des Geistes und Klugheit der Rathschläge rasch empor. Wenn es für den Offizier am schwierigsten ist, unter harten Unfällen und allgemeiner Verwirrung seine Wirksamkeit zu behaupten, zumal bei französischen Truppen, die, dem Nationalcharakter zufolge, den Eindrücken des Augenblickes sich mit Heftigkeit hingeben; so zeigte Desaix sich in glänzendem Lichte, als die Östreicher unter Wurmser, von den Preußen unter dem Herzog von Braunschweig unterstützt (im October 1793), die Weißenburger Linien eroberten, und die Franzosen unter dem ganz unfähigen Carlen, vorn bestürmt, in den Seiten umgangen, von Hunger bedrängt, von Furcht vor Verrath entmuthigt, bis nach Straßburg zurückwichen. Trotz dem Mißtrauen gegen adelig Geborene ernannten die zum Heere gesendeten Bevollmächtigten des Convents den 23jährigen Desaix zum Brigadegeneral. Zu derselben Zeit erhielt Pichegru den Oberbefehl über die Rheinarmee. Die Feinde sollten aus dem Elsaß vertrieben, die Weißenburger Linien wieder erobert und das belagerte Landau entsetzt werden. Die Armee rückte wieder vor; Desaix führte die Vorhut, er zuerst erfocht wieder Vortheile; er vorzüglich erweckte in dem Heere wieder Muth und Vertrauen; immer an der Spitze der Schlachthaufen, zugleich unermüdlicher Soldat und umsichtiger Feldherr, siegte er in einer Reihe von Gefechten, bis er (am 26. Dec. 1793) den östlichen Endpunkt der Weißenburger Linien, das feste Lauterburg, erstürmte. Da wichen die Östreicher aus den übrigen Werken jener Linien und, noch vor Ende des Jahres, auf die rechte Rheinseite, die Preußen von Landau nach Mainz hin zurück. In dem Kampfe um Lauterburg von einer Flintenkugel im Gesichte verwundet, wollte Desaix sich nicht entfernen, nicht einmal sich verbinden lassen, bis er die in Verwirrung gerathenen Schlachthaufen wieder geordnet hatte. Von diesem Tage an nannten ihn die französischen Soldaten „den Krieger ohne Furcht und ohne Tadel.“ Auch ist er dem „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel“ an Tapferkeit und Bescheidenheit, an Uneigennützigkeit und Menschlichkeit zu vergleichen.

Durch den erworbenen Ruhm wurde der vormalige Edelmann bei der Revolutionsregierung doppelt verdächtig; der Wohlfahrtsausschuß verfügte zweimal Desaix's Absetzung, aber beide Male widersetzte sich Pichegru, ohne daß Desaix von dem Beschlusse erfuhr. Als ein Bevollmächtigter des Convents den dritten Befehl überbrachte, foderten die Soldaten mit lautem Geschrei, den General ihnen zu lassen, der immer zum Siege sie führe. Klüglich gab der Bevollmächtigte nach. Weder durch die Ungerechtigkeit jenes Befehls, noch durch das lebensgefährliche Mißtrauen des Wohlfahrtsausschusses, noch dadurch, daß Desaix um die Freilassung seiner eingekerkerten, von ihm innigst geliebten Mutter vergeblich bat, wurde sein Eifer im Dienste des Vaterlandes geschwächt.

Im Feldzuge des J. 1794 befehligte Desaix als Divisionsgeneral den rechten Flügel der Rheinarmee, über welche, seit Pichegru (im Februar) abberufen war, Michaud, ein braver Officier, aber kein Feldherr, den Oberbefehl führte. Gegenüber stand das preußische Heer, jetzt unter dem Feldmarschall Möllendorf, und ein östreichisches unter dem Herzog von Sachsen-Teschen. Während der Kampf hauptsächlich um Kaiserslautern sich drehte, focht Desaix, im Zusammenhange mit den übrigen Heerhaufen, dicht am Rheinstrome. Nachdem Preußen und Östreicher (im October) über den Fluß zurückgedrängt waren, befahl der Wohlfahrtsausschuß die Belagerung des stark befestigten Mainz, dessen Verbindung mit dem rechten Rheinufer und mit dem östreichischen Heere damals nicht abzuschneiden war. Die zu dem Unternehmen beorderten Generale, unter denen Desaix sich befand, machten vergebliche Vorstellungen; der Wohlfahrtsausschuß bestand auf seinem Beschlusse. Jene begnügten sich, damit das östreichische Heer nicht durch die Festung hervorbrechen könnte, vor ihr Verschanzungen anzulegen, die sich bogenförmig 2 Meilen lang ausdehnten.

Bei der härtesten Kälte, bei den Mühen der Schanzarbeiten, bei täglichen Kämpfen mit der Besatzung, hatten die französischen Soldaten den drückendsten Mangel zu tragen. Ein Viertel des Belagerungsheeres lag beständig in den Hospitälern, und die Hälfte desselben kam um. Hier, wie überall, theilte Desaix mit den Soldaten Gefahren, Beschwerden und dürftige Kost.

Pichegru, der im J. 1795 wieder die Rheinarmee befehligte, schickte im Spätsommer, statt mit deren größtem Theile über den Strom zu setzen, nur ein Paar Divisionen unter dem General Dufour bei Mannheim hinüber. Zwar nahmen die Franzosen diese befestigte Stadt; aber, als Dufour zwischen die beiden östreichischen Heere, von denen das eine unter Clairfait am Mittelrhein, das andere unter Wurmser am Oberrhein stand, gegen Heidelberg rückte, wurden die Franzosen geschlagen und bis in die Nähe Mannheims zurückgetrieben, Dufour selbst gefangen genommen. Desaix, über den Rhein gesendet, das kleine Heer zu befehligen, rettete am 18. October, als Wurmser mit weit überlegener Macht angriff, durch rechtzeitigen Gebrauch der Reuterei den Rückzug unter die Kanonen der Festung. Nachdem Clairfait (29. Oct.) die französischen Verschanzungen vor Mainz durchbrochen und das Belagerungsheer, das den linken Flügel der Rheinarmee bildete, in die Flucht geschlagen hatte, wurde Desaix auf die linke Seite des Rheins zurückgerufen und mit dem Befehl über die Vorhut beauftragt. Er deckte den Rückzug nach Landau und Pirmasens, zu welchem (im November) die ganze, durch Mangel und Unfälle entmuthigte Rheinarmee genöthiget wurde.

Im J. 1796 sollten drei französische Heere, das am Oberrhein (die Rheinarmee), das am Niederrhein (die sogenannte Sambre- und Maasarmee) und das in Ita-

lien, gegen die östreichischen Lande vordringen. Das erste sollte an der Donau, das zweite am Main, das dritte am Po hinziehen. Die Führung des ersten erhielt, statt Pichegru, Victor Moreau, das zweite befehligte Jourdan, das dritte Bonaparte. Über die beiden östreichischen Heere am Rheine nahm Erzherzog Karl den Oberbefehl. Von Moreau wurde Desaix beauftragt, den ersten Heerhaufen der Rheinarmee bei Straßburg über den Strom hinüberzuführen. Die Anstalten, dem Feinde das Vorhaben zu verbergen und den Erfolg zu sichern, wurden auf musterhafte Weise getroffen. Gegen Morgen des 24. Juni landete Desaix auf dem rechten Ufer des Rheins und erstürmte noch an demselbigen Tage, sobald eine hinlängliche Zahl übergeschifft war, die beiden Redouten, welche die Östreicher bei Kehl aufgeführt hatten. Am 28. Juni schlug er den östreichischen General Sztarray bei Renchen. Als die ganze Rheinarmee auf die rechte Seite des Stromes gekommen war, übergab Moreau ein Drittel derselben, den linken Flügel, der Führung Desaix's. Durch Schwaben, über den Lech, bis an die Thore von München, drang die Rheinarmee vor. Nach der Niederlage, die Jourdan durch Karl bei Würzburg erlitt, auf der linken Seite und im Rücken bedroht, führte Moreau sein Heer in fester Haltung hinter den Oberrhein zurück. Bei dem Vordringen und auf dem Rückzuge wetteiferten alle Unterbefehlshaber, sich auszuzeichnen. Keiner von ihnen erwarb so viel Ruhm wie Desaix *). Er hatte Theil an den Siegen Moreau's. Mit seinem Flügel allein (am 1. Sept.) bei Langenbruck (in Baiern) vom Grafen Latour angegriffen, siegte er gegen überlegene Macht. Desaix's fester Muth trug viel zu der Ordnung bei, mit der die Rheinarmee sich aus der Mitte Baierns bis an die Westgrenze Teutschlands zurückzog. Nicht blos wegen kriegerischen Thaten verdient Desaix Achtung und Ehre, sondern auch wegen der Redlichkeit und Milde, die er vor Anderen in diesem Feldzuge bewies. Seit Jahren erhielten die französischen Generale höchst dürftigen Sold; als sie in Feindes Lande kamen, die noch nicht durch den Krieg erschöpft waren, suchten sie sich an Lieferungen und erbeuteten Kassen zu bereichern; Desaix hielt sich rein von Unterschleif und Erpressung; so arm, wie er gekommen war, kehrte er aus Teutschland zurück.

Auf dem rechten Ufer des Stromes waren noch zwei feste Punkte im Besitz der Rheinarmee, Kehl und der Brückenkopf von Hüningen. Diese beiden Thore, durch welche die Franzosen leicht wieder in Teutschland einbrechen konnten, wollte ihnen der Erzherzog entreißen; dann sollte ein beträchtlicher Theil seiner Truppen aus Teutschland nach Italien ziehen, wo die Östreicher mit großen Verlusten weit zurückgedrängt waren. Gegen Ende Octobers vereinigte Karl das eine seiner Heere fast ganz zum Angriff auf Kehl. Die Verschanzung des Ortes beträchtlich zu erweitern, hatte Moreau zwar angeordnet, doch der Bau war noch nicht beendigt und in der kurzen Zeit nicht mit gehöriger Festigkeit aufgeführt. Freilich hing Kehl durch Brücken mit Straßburg zusammen. Um die Östreicher hier so lange wie möglich zu beschäftigen, übergab Moreau die Vertheidigung des Platzes dem General Desaix. Während die Östreicher drei Wochen lang sich nur damit beschäftigten, den Ort mit einem Bogen von Schanzen einzuschließen, benutzte Desaix die Frist mit unermüdlicher Thätigkeit, die angefangene Befestigung auszuführen. Als nachher die Laufgräben eröffnet waren, brachen am Morgen des 22. Novembers aus Kehl 19000 Franzosen hervor, geführt von Desaix und von Moreau selbst, der zu diesem Ausfalle von Straßburg herüber gekommen war; sie erstürmten einige der östreichischen Schanzen und zerstörten einen beträchtlichen Theil der Angriffswerke; in dem Kampfe wurde unter Desaix das Pferd getödtet, und er erhielt eine starke Quetschung am Beine; mit eroberten Kanonen und mit Gefangenen zogen die Franzosen in die Festung zurück. Auch als das östreichische Geschütz die Rheinbrücke zerstört hatte, verzögerte Desaix durch häufige Ausfälle und durch jedes andere Vertheidigungsmittel die Fortschritte des Feindes. Fast 100000 Kanonenschüsse geschahen auf die leichtgebaute Festung, und 25000 Bomben würden in den Ort geworfen, in welchem kein steingewölbtes Gebäude sich befand. Kein Außenwerk wurde ohne blutigen Sturm von den Belagerern genommen, manches erst nach mehren Stürmen behauptet. Endlich, als auch der innerste Wall zerfurcht war, schloß Desaix (am 9. Januar) eine Capitulation; frei zog die Besatzung ab mit allem Geschütz und brennenden Lunten, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen. Über zwei Monate war das östreichische Heer hier aufgehalten; es hatte 15000 Mann verloren und einen Schutthaufen gewonnen. In Italien aber siegte Bonaparte bei Rivoli (am 14. Januar) in entscheidender Schlacht.

Im J. 1797 setzte die Rheinarmee aufs neue über den Strom. Dieses Mal war der Übergang um vieles schwieriger als im vorigen Jahre, denn an den Stellen, wo leicht gelandet werden konnte, hatten die Östreicher Geschützbetten angelegt. (Der Hüninger Brückenkopf war von ihnen bald nach Kehls Eroberung genommen.) Wieder wurde Desaix von Moreau beauftragt, den ersten Heerhaufen hinüber zu führen. Er landete (am 20. April) bei dem Dorfe Diersheim in der Nähe von Kehl. Zweimal eroberten die Franzosen das Dorf; zweimal wurden sie wieder hinausgetrieben. Sie erstürmten es zum dritten Male. Aber schneller als eine beträchtliche Verstärkung herübergeschifft werden konnte, zog sich eine größere Zahl Östreicher aus der Umgegend zusammen. Sztarray sendete, indem er den Angriff von vorn erneute, zugleich einen Haufen dicht am Strome hin, die Gelandeten im Rücken zu fassen. Diesem Haufen zog Desaix an der Spitze zweier Bataillone über einen morastigen, mit Gesträuch bewachsenen Boden entgegen, griff ihn mit Ungestüm an und warf ihn zurück. Dabei erhielt Desaix einen Schuß durch den Schenkel.

*) *Jomini*, Nouv. édit. T. IX. p. 221. „Desaix se couvrit de gloire à toutes les affaires, surtout à Geisenfeld, à Biberach et à Heydenheim.“

Die französischen Soldaten stehen im Begriffe, den Östreicher, der ihren Führer verwundet hat, zu tödten; ihn zu retten, geht Desaix mit schmerzvoller Anstrengung zu ihm und erklärt ihn für seinen Gefangenen. — Noch an demselbigen Tage wurde eine Brücke geschlagen, auf der die französische Armee herüber zog. Schon zwei Tage vorher waren zu Leoben zwischen Frankreich und Östreich Präliminarien geschlossen; es folgte der Friede von Campo-Formio.

Für den Zug nach Ägypten überließ das Directorium der französischen Republik Bonaparten die Wahl der Generale, die unter ihm befehligen sollten. Er nahm dazu auch Desaix. Ihn bestimmte er zum Führer der Vorhut. Bei der Einnahme von Malta eroberte Desaix (am 10. Juli 1798) das Fort St. Julien, das allein ernstlichen Widerstand leistete. Am 8. Juli brachen die Franzosen von Alexandrien auf nach Kairo. Vier Tage lang zogen sie fort durch eine Wüste, in der heißesten Jahreszeit, immer getäuscht in ihren Hoffnungen, Wasser zum Löschen des brennenden Durstes zu finden. Manche sanken verzweifelnd und sterbend zu Boden. Am Morgen des vierten Tages umschlossen Reutergeschwader von Mamluken und Arabern den Vortrab. Desaix manövrirte gegen sie, daß sie bald wieder in der Ferne der Wüste verschwanden. Am Abend desselbigen Tages erreichten die Franzosen den vom Verschmachten rettenden Nil.

In den beiden Treffen, die Bonaparte auf dem weiteren Marsche nach Kairo gegen die Mamluken lieferte, konnte, bei der großen Überlegenheit der Franzosen an Zahl und Kriegskunst, der Sieg nicht zweifelhaft seyn. Das erste der beiden Treffen wurde damit begonnen und entschieden, daß Desaix das Dorf Schebreiß eroberte, in welchem der Feind, seine linke Seite zu decken, einige Batterien aufgeführt hatte. Am Tage nach dem zweiten Treffen, das von den Pyramiden benannt ist (am 22. Juli), zogen die Franzosen in Ägyptens Hauptstadt ein. Desaix erhielt von Bonaparte einen reich mit Diamanten besetzten Dolch, auf dem die Worte eingegraben standen: „Eroberung Malta's; Schlacht bei Schebreiß; Schlacht bei den Pyramiden.“

Mit Eroberung des südlich von Kairo belegenen Landes wurde Desaix von Bonaparte beauftragt. Jene Stadt ist nur 25 geographische Meilen vom mittelländischen Meere entfernt; von ihr erstreckt sich Ägypten noch hundert Meilen weiter gegen Süden. Einem, zwar in mehren Schlachten geschlagenen, aber noch unbesiegten Feinde sollte das weite Land entrissen werden. Die Mamluken bildeten die schönste und tapferste Reuterei, da jeder Einzelne nur zum Kriege erzogen und mit seinem arabischen Pferde wie zu einer Person verwachsen war. Ihr Oberhaupt, Murad, war rüstig, kühn und gewandt, unerschütterlichen Muthes, von großer Gewalt über die Gemüther und in Auffindung neuer Hilfsmittel unerschöpflich. Nach der Niederlage, die er bei den Pyramiden erlitt, hatte er im südlicheren Ägypten Mamluken und Araber zu einem neuen Heere gesammelt. Gegen ihn zog (im September) Desaix, am Nile aufwärts, mit vielen Beschwerden; denn in diesem Monate sind die Felder noch von der Überschwemmung des Stromes bedeckt. Bei dem Dorfe Sediman, auf der Grenze des Bezirks von Fajum, südwestlich von Kairo, stand Murad, als Desaix am Morgen des 7. Octobers, ein Treffen zu liefern, heranrückte. Murads Heer bestand aus 4000 Mamluken und 8000 Arabern; Desaix's kleines Heer zählte nicht einmal 3000 Mann und hatte weder Reuterei noch Geschütz. Er hatte es in ein großes Viereck geordnet und dessen schwächste Punkte, die vorderen Winkel, den ersten Ungestüm eines feindlichen Anfalls zu brechen, durch zwei kleinere Vierecke, jedes von 200 Mann, gedeckt. Um die feindliche Stellung anzugreifen, mußten die Franzosen durch eine Niederung ziehen. Kaum sind sie hineingekommen, als die Mamluken von der Höhe herab- und gegen alle vier Seiten des kleinen Heeres heansprengen. Das kleine Viereck rechts, am heftigsten angefallen, erliegt der Zahl und der Wucht; zertrümmert zieht es sich in das Hauptviereck zurück. Vor dessen Gewehrfeuer weichen die Mamluken nicht, aber die Reihen mit vorgesteckten Bajonetten sind für sie unüberwindlich. Mamluken, denen die Pferde getödtet sind, kriechen auf dem Bauche heran, die Gegner in den Leib und in die Beine zu hauen; sie werden von den Bajonetten durchbohrt. Murad zieht die Reuterei zurück und deckt eine Batterie auf; das Geschütz schleudert um so größeres Verderben in die französischen Reihen, da sie tief hinter einander zusammengedrängt stehen; es wankt ihr Muth; dieser Augenblick droht Flucht und Niederlage. Da befiehlt Desaix, der unerschrocken und ruhig alles überschaut, den Grenadieren, mit dem Bajonett die Batterie der Mamluken zu nehmen; sie wird erobert; die Feinde, durch die Kühnheit erschreckt, biegen ein und verschwinden. Diesem Siege folgte die Besitznahme des Bezirks von Fajum.

Noch gebot Murad über das ganze lange Oberägypten; auch kam aus andern Ländern ihm Hilfe. Ein großherrlicher Ferman, im September und October durch die muhammedanischen Völker bekannt gemacht, stellte die Franzosen als Verächter jeder Religion, als Tempelräuber, als Betrüger und Meineidige dar. Dem General Bonaparte sei von der Regirung des französischen Volkes anbefohlen, die Schwachen niederzumetzeln, die Starken durch Gewebe des Truges zu umstricken, bis er sie völlig in seine Gewalt gebracht habe; dann alle Gläubigen, nur mit Ausnahme der jungen Mädchen und Knaben, zu tödten, Mekka und die Kaaba, Medina und das Grabmal des Propheten, Jerusalem und alle Moscheen zu zerstören, auszurotten von der Erde den Islam. Alle dessen Bekenner foderte der Ferman auf, gegen „die wüthenden Hunde“ zu ziehen; Gott verheiße den Sieg; bald würden die Feinde des Glaubens in die Flammen der Hölle gestürzt seyn. Dadurch wurden gegen die Franzosen nicht allein die Ägypter aufgeregt; auch aus Mekka und aus andern Orten Arabiens schifften Schaaren herüber; sogar Nubier zog Murad heran. Desaix, dessen Heerhaufen zu schwach war, nur den Besitz von Fajum und die Verbindung mit dem Nile zu sichern, ließ in Beniſuef, einer

Stadt auf dem linken Nilufer, 15 Meilen südlich von Kairo, eine Redoute erbauen, begab sich zu Bonaparten und kam mit einer Verstärkung von 300 Mann zu Fuß, 1200 Reutern und einer Anzahl Kanonen zurück. Ohne Zögern unternahm er mit 4000 Mann eine zahlreiche Bevölkerung, die unter einem tüchtigen Führer in den Waffen stand, über 80 Meilen weit, bis an des Landes äußerste Grenze zu durchziehen und zur Unterwerfung zu bringen. Die Christen in Ägypten, auf deren Zuneigung die französischen Eroberer etwa rechnen konnten, sind ein gebeugtes, muthloses Geschlecht und machen nur den zwanzigsten Theil der Einwohner aus.

Von Benisuef rückte Desaix in das Nilthal, das sich von dieser Stadt aufwärts bis an die Südgrenze Ägyptens erstreckt. Wenige Stunden breit wird es begrenzt im Osten durch die Felsen eines steilen Gebirges, im Westen durch den Rand eines sandigen Hochlandes. Im Nilthale, auf beiden Seiten des Stromes, doch mehr auf dem linken Ufer, reihen sich Städte und Dörfer an einander; in den Thälern des östlichen Gebirges leben nomadische Araber; westlich in der Wüste liegen einige Oasen, gleich Inseln im Meere.

Es war am Abend des 17. Decembers, als Desaix von Benisuef aufbrach; er zog am linken Ufer des Nils vorwärts gegen Süden; Lebensmittel, Schießbedarf, Kleidungsstücke, wurden von Fahrzeugen auf dem Strome getragen. Murad, eine Schlacht vermeidend, wich weiter und weiter zurück; denn die Überlegenheit der französischen Waffen in geschlossenem Kampfe hatte er hinreichend erfahren. Unermüdet eilte Desaix ihm nach, Schlacht suchend; denn nur durch größere Gefechte konnte er hoffen, des Gegners Kräfte zu brechen und den Besitz des Landes zu sichern. Am 30. December zu Girgeh ankommend, hatte das französische Heer in 13 Tagen nicht weniger als 45 Meilen zurückgelegt. In Girgeh sah sich Desaix zu rasten genöthigt. Dem raschen Zuge hatten nämlich die Schiffe nicht nachgekonnt, weil in dieser Jahreszeit die Fahrt auf dem Nile stromaufwärts von keinem Nordwinde begünstigt und vom niedrigen Wasserstande erschwert wird. Das Ausbleiben der Fahrzeuge war den Soldaten besonders wegen des Mangels an Schuhen empfindlich, da am Tage, obgleich im December und Januar, die Hitze des Sandes ihre nackten Fußsohlen brannte. Nicht einmal eine Nachricht von der Flotte war zu dem Heere gekommen. Da in seinem Rücken die muhammedanischen Einwohner wieder zu den Waffen gegriffen hatten, so vermuthete Desaix, und zwar mit Recht, die Schiffe würden auch durch Angriffe aufgehalten. Er schickte deshalb am 1. Januar 1799 seine Reuterei unter Davoust rückwärts am Nile hinab. Sie sprengte Reutergeschwader der Araber in die Flucht, hieb Schaaren bewaffneter Bauern nieder, traf die Schiffe bei Siut, 15 Meilen unterhalb Girgeh und geleitete sie aufwärts. Erst am 19. Januar, 3 Wochen später als das Heer, langten sie in Girgeh an. Indessen wurde Murad durch Mamluken des südlichen Ägyptens und durch den ganzen Schwarm der Mekkaner verstärkt. Mit der großen Übermacht glaubte er eine neue Schlacht wagen zu dürfen. Kaum von Murads Anrücken benachrichtigt, eilte Desaix ihm entgegen. Am Morgen des 23. Januars beim Dorfe Samanhud erblickten einander die feindlichen Heere. Desaix ordnete das seinige in drei Vierecke, das mittlere bestand aus der Reuterei, die beiden auf den Flügeln aus dem Fußvolk; das Geschütz stellt er in die vordern Winkel des mittlern Vierecks. Unterdessen hat Murads Reuterei in weitem Raume das französische Heer rings umzogen. Auf das Viereck zur Linken stürmen die Mekkaner und anderes Fußvolk, auf das zur Rechten die Mamluken. Schlag auf Schlag feuert das französische Geschütz und Fußvolk; die Feinde sinken, sie weichen zurück. Den Augenblick erfassend, befiehlt Desaix seiner ganzen Reuterei, gegen die Mamluken zu sprengen. Dem Stoße zu stehen wagen sie nicht; sie werfen sich in die Flucht und reißen das übrige Heer mit sich fort.

Rastlos verfolgt flohen die Mamluken unter Murad am Nile weiter hinauf. Am 2. Febr. kam Desaix nach Siene, an Ägyptens südliche Grenze. Murad, unbesiegten Geistes, dachte nicht an Unterwerfung; er entschwand mit den Seinen in die Öde des nubischen Landes. Die Grenze zu bewachen übertrug Desaix dem General Belliard; er selbst wandte sich rückwärts.

Noch nicht beendigt war der Kampf mit den in die Flucht getriebenen Feinden. Nach dem Treffen bei Samanhud waren einige Mamluken-Beis mit ihren Leuten und die Mekkaner auf die rechte Seite des Nils und in das Gebirge gegangen. Nachdem sie die da weidenden Horden der Araber bewogen hatten, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, zogen sie aus dem Gebirge wieder hervor. Ein Theil der Mamluken unter dem Bei Mohammed besetzte die Stadt Siut auf der Westseite des Stromes; wohin sie kamen, bewaffneten sich aufs neue die Bewohner des Nilthals. So war das kleine Heer, das Desaix bis zum Wendekreise des Krebses geführt hatte, von der französischen Hauptmacht abgeschnitten, in derselben Zeitpunkte, wo Bonaparte mit deren Hälfte nach Syrien zog. Murad, durch Nubier verstärkt, kam mit 7 bis 8000 Streitern auf den ägyptischen Boden zurück, indem er, von Belliard nicht wahrgenommen, Siene umging. Desaix zu Kusi, einer Stadt in der Mitte der langen Milstrecke zwischen Siene und Siut, machsam auf Alles, bemerkte, daß Murad, am Rande der Wüste hineilend, sich mit den Mamluken, die Siut besetzt hatten, vereinigen wollte. Durch Eilmärsche kam Desaix ihm zuvor und überwältigte im Augenblicke ein bewaffnetes Dorf vor Siut; Mohammeds Mamluken flohen aus der Stadt über den Nil zurück, und Murad, von ihnen abgeschnitten, in die große Oase der libyschen Wüste. Belliard, den Desaix, nach Siut aufbrechend, in die Gegend von Kusi beordert hatte, schlug in einem blutigen Treffen unweit Kenneh (etwas unterhalb Kusi) die Mekkaner und diejenigen Mamluken, die sich bei ihnen befanden. Die Mekkaner zogen sich nordwärts im Nilthale zurück; die einzelnen Mam-

---

*) Jomini, T. XI. p. 233. „Après cette brillante affaire, on Desaix ne perdit que quelques hommes.“

lukenhaufen vereinten sich in der Kulta, einem Thale des Gebirges. Bei ihrer genauen Bekanntschaft mit allen Schlupfwinkeln und Wegen, waren bisher die Mamluken leicht den nachsetzenden Franzosen entgangen und plötzlich bald hier, bald dort wieder zum Vorschein gekommen; sie hatten beharrlich neue Feinde aufgereget, welche das Heer neckten und die Zufuhren auffingen. Desaix, von Siut wieder in Kenneh angelangt, benutzte das Beisammenseyn der Mamluken, schnitt durch die Stellung, die er am Gebirge nahm, von ihnen die Mekkaner ab, schickte den letzteren die Reuterei unter Davoust nach und machte Anstalt, gegen die ersteren in die Kulta zu dringen. Die Mekkaner wurden von den französischen Besatzungen im Nilthale und von dem nacheilenden Davoust aufgerieben; doch die Mamluken entschlüpften (im Mai 1799) nach Nubien. Kurze Zeit nachher kamen viele einzelne zurück und ergaben sich der Gnade des Siegers.

Nach vier Monaten ununterbrochener Anstrengungen und Kämpfe hatte Desaix das reiche Nilthal erobert. Dieser Erfolg war nicht allein durch Kriegskunst herbeigeführt; ein Großes hatte dazu Desaix's Rechtlichkeit und Milde mitgewirkt. Durch diese Eigenschaften gewann er zuerst die christlichen Einwohner, allmälig auch die Muhammedaner. Mehr als die Reihe seiner Siege ehrt ihn der Name des gerechten Sultans, den die Ägypter ihm gaben.

Desaix glaubte nicht von den Waffen ruhen zu dürfen, so lange Murad ungebändigt und Kosseir unbesetzt war. Diese Hafenstadt in der Mitte der ägyptischen Küste am rothen Meere belegen, war, da Bonaparte Suez besetzt hielt, der einzige offene Landungsplatz für eifrige Moslemin aus Arabien, von denen schon wiederholte Züge herübergekommen, den Kampf um Ägypten verlängert hatten, von denen vielleicht neue Schaaren versuchten, den Franzosen das eroberte Land zu entreißen. Sich auf dieser Seite sicher zu stellen, erschien um so dringender, da gegen die Mitte des Mai Engländer sich vor dem Hafen gezeigt hatten, deren Regierung, die Franzosen wieder aus Ägypten zu vertreiben, thätiger war, als der eifrigste Moslem. Ohne Verzug schickte deshalb Desaix den General Belliard mit einer Karavane von 360 Mann durch das Gebirge dahin; noch vor Ende des Mai war Kosseir besetzt. Nun befreundeten sich mit den Franzosen die Beduinen des Gebirges, und der Oberscherif von Mekka bat durch Gesandte Desaix um Freundschaft und für den Handel zwischen Arabien und Ägypten um Schutz. — Größere Vorbereitungen bedurfte der Zug nach der Oase, in die Murad seine Zuflucht genommen. Fünf und zwanzig Meilen weit ist sie durch glühendes Sandmeer vom Nilthale getrennt. Desaix war im Begriffe, den furchtbaren Weg selbst anzutreten, als er die Nachricht erhielt, Murad habe, gelockt durch einen neuen Aufstand in Unterägypten, die große Oase verlassen und sich dorthin begeben.

So konnte Desaix ungestört dem Triebe seines Herzens folgen, durch eine wohlwollende Verwaltung die Wunden zu heilen, die lange schon die Mamlukenherrschaft, zuletzt der Krieg dem Lande geschlagen hatte. Alle Stunden, die ihm diese Sorge übrig ließ, wandte er an, die wunderbaren Denkmale der Baukunst und Bildnerei zu erforschen, die, im grauesten Alterthume errichtet, für das neuere Europa bis zu Desaix's Zuge nach Oberägypten von dichtem Schleier bedeckt lagen. Ein Paar der Gelehrten und Künstler, die aus Frankreich nach Ägypten mitgenommen waren, hatten sich Desaix's Zuge in die südlichern Theile des Landes angeschlossen, und als Nachricht von den in Oberägypten gefundenen Alterthümern nach Kairo gekommen war, machten die übrigen jener Männer (im August 1799) sich auf den Weg, vom lebhaftesten Eifer getrieben, die Gegenstände mit eigenen Augen zu sehen, sie an Ort und Stelle zu untersuchen, von ihnen genaue Kenntniß und sorgfältige Abbildungen nach Frankreich hinüber zu bringen. Ihrem Streben war Desaix auf jede Weise förderlich, indem er ihnen theils, was er selbst erkundet hatte, mittheilte, theils die nöthigen Hilfsmittel verschaffte und für unsichere Orte kriegerische Bedeckung gewährte.

Murad wandte sich, als seine Hoffnungen in Unterägypten gescheitert waren (um die Mitte Augusts), wieder in das Nilthal, die Einwohner aufs neue in Aufstand zu bringen; in denselben Tagen versuchten 2 engländische Fregatten, vom rothen Meere her an der ägyptischen Küste zu landen und Kosseir zu nehmen. Die Engländer wurden von der französischen Besatzung zurückgewiesen; und Murad fand in dem Lande, das Desaix beruhigt hatte, keinen Anhang; er war genöthigt, mit den wenigen ihm übrig gebliebenen Leuten in die Wüste zu flüchten. Da er auf ihr bald hier, bald dort in das bewohnte Land einbrach, so versah Desaix zwei Abtheilungen seines kleinen Heeres mit Dromedaren; von diesen schnellen und ausdauernden Thieren getragen, vermochten die Soldaten leicht, dem Feinde überall, wo er sich zeigte, entgegen zu treten.

Als Bonaparte am 23. Aug. insgeheim Ägypten verließ, um nach Frankreich zurückzukehren, übertrug er durch ein hinterlassenes Schreiben den Oberbefehl dem General Kleber. Das französische Heer war von 32000 Mann auf 20000 zusammengeschmolzen, die Kasse leer, der Kriegsbedarf erschöpft, der Soldat elend bekleidet, die Sterblichkeit furchtbar gewachsen; laut verlangten die Krieger nach Heimkehr; Bonaparte hatte von den Einwohnern so viel wie möglich erhoben; ein zahlreiches Türkenheer unter dem Großvezier zog durch Syrien heran *).

In diesen mißlichen Umständen einen so ausgezeichneten Feldherrn, wie Desaix, nützlicher anzuwenden, als zur Verfolgung des flüchtigen Murad, rief Kleber ihn aus dem Nilthale ab und gab ihm den Befehl über einen Theil der Truppen, die den anrückenden Türken begegnen sollten. Räthlicher jedoch,

*) *Martin*, T. II. p. 11—22. Vergl. *Jomini*, T. XIII. p. 373—375.

als mit gesunkener Kraft und ohne Hoffnung auf Hilfe den Kampf zu bestehen, erschien es, einen Vertrag zu schließen, wenn ein solcher ohne Verletzung der französischen Waffenehre zu erlangen war. (Schon Bonaparte hatte, einige Zeit vor seiner Abreise, der Pforte Friedensanträge gemacht.) Mit der Unterhandlung beauftragte Kleber den General Desaix und den Obereinnehmer Poussielgue. Sie begaben sich ins Lager des Großwessirs bei El-Arisch (auf der ägyptisch-syrischen Grenze). Der Vertrag kam am 24. Januar 1800 zu Stande und bedang dem französischen Heere, für die Räumung Ägyptens in drei Monaten, ungehinderte Rückkehr nach Frankreich mit Waffen und Gepäck, Zahlung von 3 Millionen Franken und Darleihung von Schiffen zur Überfahrt. Die Franzosen ahneten nicht, das Kabinet von St. James werde einem Vertrage die Zustimmung versagen, der durch einen britischen Commodore, Sidney-Smith, vermittelt war.

In dem hinterlassenen Schreiben hatte Bonaparte gesagt, es sei Wille der Regirung, daß Desaix ihm bald nach Frankreich folge. Was er Wille der Regirung nannte, war sein eigener Wunsch. Unter allen Generalen, die ihn nach Ägypten begleitet hatten, war Desaix der einzige, den er in jeder Hinsicht achtete. Bonaparte hatte die Absicht, ihn durch Verheirathung mit seiner Stieftochter Hortensia an sich zu knüpfen *). — Mit dem Auftrage, den zu El-Arisch geschlossenen Vertrag der französischen Regirung zu überbringen, reiste Desaix am 3. März von Alexandrien ab. An der Küste Frankreichs angelangt, vernahm er, daß Bonaparte, damals erster Consul, mit einem Heere nach Italien gezogen war. Ungeduldig in der Quarantaine, schrieb Desaix an Bonaparte die Bitte, ihn in das Heer aufzunehmen: „ob er dem Vaterlande als General oder als Soldat diene, gelte ihm gleich; aber ein Tag, wo er dem Vaterlande nicht diene, sei von seinem Leben abgeschnitten." Sogleich berief ihn der erste Consul durch ein eigenhändiges Schreiben zur Armee in Italien. Am 11. Junius kam Desaix bei dem Heere an, das zwischen Alessandria und Tortona stand; am folgenden Tage übernahm er das Kommando der Reserve. Ungewiß über den Weg, den die Östreicher eingeschlagen hatten, sandte Bonaparte ihn mit einer Division am Abend des 13. Jun. ab, zu erkunden, ob auf der Straße nach Novi sich Feinde befänden. Aber von Alessandria her griff am Morgen des 14. Junius der östreichische Obergeneral Melas Bonapartens bei Marengo an. Dieser schickte Eilboten ab, Desaix herbeizurufen. Nachmittags war das französische Heer in fluchtartigem Rückzuge begriffen, als gegen 4 Uhr Desaix mit der Division bei ihm eintraf. Während Bonaparte durch seine zurückweichenden Haufen hinreitet und sie zu ermuthigen sucht, wirft sich Desaix an der Spitze eines leichten Fußregiments mit gefälltem Bajonett den Grenadieren entgegen, die den Mittelpunkt der verfolgenden Östreicher bilden. Die beiden andern Fußregimenter der Division schließen sich an jenes an. Von einer der ersten Kugeln, welche die Östreicher auf die Heranstürmenden schießen, wird Desaix tödtlich getroffen. Der Fall des geliebten Führers entflammt die 3 Regimenter zur Rache; *wüthend* durchbrechen sie die feindliche Linie; eine französische Reuterschaar, welche Desaix's Fußvolk rechts gefolgt ist, schwenkt sich den Grenadieren in die Seite und in den Rücken; Zach, der an Melas Stelle die Östreicher befehligt, wird mit seinem Generalstabe gefangen. So führte Desaix's muthiges Vordringen den Sieg bei Marengo herbei. Seine letzten Worte waren: „Sagt dem ersten Consul, daß ich mit dem Bedauern sterbe, nicht genug gethan zu haben, um bei der Nachwelt zu leben." — Das Tribunal sprach in einer Botschaft an die Consuln: „Das Heer hat einen seiner Helden verloren; Desaix's Tod ist für den Stat ein Unglück unter den größten Trophäen."

Der Leichnam wurde einbalsamirt und im Hospiz auf dem großen Bernhard beigesetzt. Vier Denkmale sind Desaix errichtet worden; das eine an seiner Begräbnißstätte, auf Bonapartes Anordnung; das zweite zu Paris auf dem Dauphinenplatze, durch Unterzeichnung; das dritte auch zu Paris auf dem Platze der Siege, nach einem Statsbeschlusse; das vierte, Kehl gegenüber, auf einer Halbinsel, von der Rheinarmee.

Desaix Wuchs war schlank. Aus seinem Antlitz sprach Seelenruhe und Nachdenken; in seinen Augen lag Wehmuth; doch sie strahlten Freude bei einem großen Gedanken, bei Erwähnung einer edeln That, beim Anblick der schönen Natur oder eines Kunstwerks. In seinem Äußern, wie in seiner ganzen Lebensweise, herrschte die höchste Einfachheit. Auf den Feldzügen wurde er an die gefährlichsten Posten gestellt; nie wankte sein Muth, nie verließ ihn die Umsicht. Unter allen Generalen, die in den Kriegen der französischen Statsumwälzung berühmt geworden sind, übertraf ihn keiner an Unerschrockenheit; er übertraf aber alle an uneigennütziger und edler Gesinnung. (*Friedr. Brömmel.*)

DESAN, der zweite Fluß im Range nach dem Ken i Bundelkundier, entspringt in einer Gebirgsgegend im Vindhiagebirg und ist daher unschiffbar, läuft 220 engl. Meilen und mündet sich bei Tchundwar in Betwa ein. (*Palmblad.*)

Desatir s. die Nachträge.

DESAULT, 1) Peter Joseph, wurde am 6. Febr. 1744 zu Magny-Vernais, einem Dorfe bei Lure in der Franche-Comté, geboren. Seine Eltern ließen, obwol sie nur ein kleines Eigenthum besaßen, ihren zahlreichen Kindern eine sehr sorgfältige Erziehung geben. Peter Joseph genoß den ersten Unterricht im Lateinischen bei einem Privatlehrer in Lure, welcher ihn so weit brachte, daß er mit dem 12. Jahre im Jesuitencollegium angenommen wurde. Hier zog ihn vorzugsweise die Mathematik so sehr an, daß er in seinem 17. Jahre zu Borelli's schwerem Buche de motu animalium einen Commentar schrieb, welcher später verloren gegangen ist. Nach Beendigung seiner philosophischen Vorstudien wand-

*) Schlosser, Archiv für Geschichte und Literatur. Bd. III. im ersten Aufs.; vergl. Vorrede.

te er sich zur Chirurgie, gegen den Wunsch seines Vaters, der ihn lieber den geistlichen Stand hätte wählen sehen. Bei seinem ersten Lehrmeister, der nichts mehr als ein Barbier seines Geburtsdorfes war, verweilte D. nur kurze Zeit. Dagegen blieb er drei Jahre in Befort, wo er in der dortigen chirurgischen Schule Gelegenheit hatte, die gelehrte Sprache seiner Kunst zu erlernen und merkwürdige Fälle im Militärhospitale zu beobachten.

Im Jahre 1764 kam D. nach Paris, wo er unter den großen, damals lebenden Lehrern Anatomie und Chirurgie mit außerordentlichem Eifer trieb, die berühmten Krankenhäuser fleißig besuchte und nebenher, aus Geldmangel, einigen seiner Mitstudenten Unterricht in der Mathematik gab.

Im Winter 1766, nach einer langwierigen Krankheit, die er sich durch unablässiges Arbeiten zugezogen, begann D. öffentliche Vorlesungen über Anatomie zu halten. Diesen folgte im nächsten Sommer ein vollständiger Cursus der Chirurgie. Schon damals fand er großen Beifall, weil die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, die Trefflichkeit seiner Lehrart, der Feuereifer, der ihn belebte, seine Zuhörer hinriß, obgleich damals, wie auch später, Beredsamkeit ihm gänzlich fehlte und eine fehlerhafte Aussprache seinen Vortrag unangenehm machte. Bei diesem Erfolge war es nicht zu verwundern, daß seine Neider alles aufboten, den jungen Mann außer Thätigkeit zu setzen. Sie stützten sich dabei auf das Gesetz, wonach nur die Facultätsmitglieder und die Professoren der chirurgischen Schule von St. Côme öffentliche Vorlesungen über medicinische Gegenstände halten durften. Dieses Hinderniß half ihm sein Gönner, der berühmte Louis, beseitigen, der ihn zu seinem Repetenten ernannte und sogar selbst zuweilen seinen Vorträgen beiwohnte. D. wurde in diesen Vorlesungen, die er bis an seinen Tod fortsetzte, der Schöpfer der pathologischen Anatomie in Frankreich, wobei er alle Abbildungen und Wachsabgüsse verwarf und stets zur eignen Anschauung aufforderte.

So hatte D. sich seit mehren Jahren den Ruf eines trefflichen Lehrers erworben, als eine wichtige Erfindung auch seine Talente für praktische Chirurgie, an denen man zu zweifeln anfing, darlegte. Es war dies eine neue, jetzt allgemein angenommene, Art des Verbandes beim Schlüsselbeinbruche, dessen regelmäßige Heilung man früher für unmöglich gehalten hatte. Hierauf folgten eine Menge anderer Entdeckungen und Verbesserungen, die D. den Namen des ersten Chirurgen seiner Zeit erwarben. So erfand er ein eigen geformtes Messer (Coupe-bride oder Kiotome), welches er zur Lösung eingesackter Blasensteine und der Stricturen im Mastdarme, auch zur Exstirpation krankhafter Mandeln gebrauchte. Sehr passend waren seine Instrumente zum Unterbinden der Arterien und der Nasenpolypen. Mit großer Gewandtheit bediente er sich in vielen Fällen elastischer Sonden. Er ist als der Erfinder der Laryngotomie in dem Falle zu betrachten, wenn ein fremder Körper im Kehlkopfe selbst steckt. Er vollzog den Kaiserschnitt, freilich unter besonderen Umständen, einmal mit glücklichem Erfolge (K. Sprengel Gesch. d. Chir. I. S. 393.). Gut war auch seine Methode, die Hasenscharte zu operiren, die Hoden auszurotten und die Speichel-, Thränen- und Mastdarmfisteln, so wie Fracturen und Luxationen zu heilen. Besonders lobenswerth aber ist die Vorsicht und Menschlichkeit, die ihn, was bei einem französischen Wundarzte um so mehr zu bewundern ist, abhielt, anders als in den dringendsten Fällen zu amputiren oder gar zu trepaniren. Weniger Beifall fand sein Verfahren bei Augenoperationen (W. Spr. Gesch. d. Chir. II. S. 105 – 107), bei Ansetzung künstlicher Nasen (er zog nämlich silberne Nasen, oder dergleichen von gummirter Leinwand und Papier mâché den organischen Tagliacozzi's vor; W. Spr. a. a. O. S. 212.) und bei der Heilung des Wolfsrachens (durch Zusammenbinden der zunächst stehenden Zähne; W. Spr. a. a. O. S. 357).

Durch die abermalige großmüthige Unterstützung von Louis wurde D. in den Stand gesetzt, sich nach Vertheidigung einer Dissertation über das von Louis verbesserte Hawkinssche Gorgeret beim Steinschnitte (De calculo vesicae extrahendo, praevia ope instrumenti emendati Hawkinsiani. Par. 1776.) in das chirurgische Collegium aufnehmen zu lassen, worauf ihn auch die königl. Akademie der Chirurgie erst zum Mitgliede und dann in den engern Ausschuß wählte. Im Jahre 1782 ernannte man D. zum Hauptwundarzt an der Charité, und sechs Jahre später erhielt er die Oberaufsicht des Hôtel-Dieu.

Hier entwickelte nun D. eine fast beispiellose Thätigkeit. Er hatte sein eignes Haus und war verheirathet; dennoch schlief er jede Nacht im Hôtel-Dieu. Jeden Morgen der erste an den Krankenbetten, versammelte er gegen acht Uhr seine Schüler um sich, um die klinischen Übungen nach einer Methode zu leiten, welche jetzt in den besten Anstalten dieser Art eingeführt ist. Selten wurden diese Lehrstunden vor Mittag geschlossen, wo dann eine ausgebreitete Privatpraxis seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Gegen 6 Uhr Abends kehrte er in das Hôtel-Dieu zurück, machte den zweiten Krankenbesuch und hielt dann wieder Vorlesungen über Anatomie und Operationslehre. Freilich fanden die barmherzigen Schwestern, welche in Frankreich die Kranken der öffentlichen Anstalten pflegen, die Öffentlichkeit der Operationen anstößig; laut murrten manche untergeordnete Wundärzte des Hôtel-Dieu über die zu große Anstrengung, welche D. von ihnen verlange; auch beklagten sich wol einige seiner Amtsgenossen über seine Neuerungssucht und seinen ungemessenen Ehrgeiz. Allein der große Nutzen, den D. stiftete, seine eigenen rastlosen Bemühungen und die wohlwollende Behandlung, welche er den Kranken und seinen Schülern zu Theil werden ließ, machten endlich alle jene Klagen und Anfeindungen verstummen, und bald strömten nicht blos aus allen Theilen Frankreichs, sondern aus allen civilisirten Ländern junge Aerzte nach Paris, um Desault und das vorzüglich durch ihn musterhaft eingerichtete Hôtel-Dieu kennen zu lernen.

Während der Unruhen der Revolution, welche ihn

auch, jedoch nur auf drei Tage, in das Gefängniß des Luxembourg brachten, gab D. mit seinen Schülern ein Journal heraus, welches wichtige Beobachtungen aus seiner Klinik mittheilte, wurde 1792 Mitglied des Gesundheitsausschusses der Armee, und 1794 Professor der chirurgischen Klinik an der neugeschaffenen Sanitätsschule. Als der Dauphin im Gefängnisse des Temple krank wurde, behandelte Desault ihn mit der größten Sorgfalt, bis er selbst am 1. Juni 1795 einem heftigen Fieber unterlag. Es fehlte nicht an Gerüchten, welche den Tod D's. mit dem bald folgenden Ableben seines Freundes Chopart, welcher den Dauphin nach ihm behandelte, mit dem frühen Ende dieses Prinzen selbst in Verbindung brachten und auf Vergiftung hindeuteten. Allein dergleichen heimliche Ermordungen lagen wol kaum im Charakter der damaligen Zeit. Auch hat die Leichenöffnung, wenigstens bei D., zur Genüge die natürliche Ursache des Todes nachgewiesen.

D. war ausgezeichnet als Lehrer, genial, gewandt und menschlich als Wundarzt. Er verbarg unter einer rauhen Hülle ein wohlwollendes und gefühlvolles Herz, so daß ihn seine Schüler den wohlthätigen Murrkopf (le bourru bienfaisant) zu nennen pflegten.

Eigene Werke hat D., außer der oben erwähnten Dissertation und einer Abhandlung für die Akademie der Chirurgie, nicht geschrieben. Das gleichfalls angeführte Journal (J. de chirurgie, Vol. 1—4. Par. 1791—1795. 8.) wurde von seinen Schülern redigirt. Zu der Herausgabe von *Chopart* et *Desault* Traité des maladies chirurgicales et des opérations, qui leur conviennent (Vol. 1. 2. Par. 1779. 8.) hat D. nichts beigetragen. Wol aber sind seine Vorlesungen in mehren Werken von anderen herausgegeben worden: *Hyac. Gavard* Traité d'ostéologie (Vol. 1. 2. Par. 1791. 8.); *P. J. Des.* Lezioni sopra le malattie delle vie urinarie; trad. da G. G. Concini (Pavia 1794. 4.), später erst franz. von Xav. Bichat (Paris 1799. 1813. 8.); *P. J. D.* Cours théorique et pratique de clinique externe ou extraits de ses leçons rédigés par J. J. G. Cassius (Vol. 1. 2. Par. 1803. 8.), endlich die vorzüglichste Samlung: *P. J. D.* Oeuvres chirurgicales publiées par X. Bichat (Vol. 1—3. Par. 1798. 1813. 8.). — (Die Lebensumstände nach den Angaben Descuret's in der Biogr. médic. Tome III. p. 432—444.)

2) Ein anderer Arzt dieses Namens, Peter Desault, genoß im ersten Viertel des 18. Jahrh. einen großen Ruf als praktischer Arzt zu Bordeaux. Geboren zu Arzac im Béarn (1675), studirte er anfangs zu Pau, dann zu Bordeaux, wo er Doctor wurde und zuletzt in Paris unter Duverney und Tournefort. Hier besuchte er vier Jahre lang die großen Krankenhäuser und trat in genaue Verbindung mit Bouvart, Falconet und andern berühmten Ärzten. Im Jahre 1704 ließ er sich in das Collegium der Ärzte von Bordeaux aufnehmen und starb daselbst unvermählt, wahrscheinlich im J. 1735. Man hat von ihm mehre kleine Abhandlungen: Nouvelles découvertes concernant la santé et les maladies les plus fréquentes. Par. 1727. 12.; Diss. sur les maladies vénériennes etc.; avec deux dissertt., l'une sur la rage et l'autre sur la phthisie. Bord. 1733. 12.; Diss. sur la goutte etc. Par. 1725. 12. Ibid. 1728. 12.; Diss. sur la pierre des reins et de la vessie etc. Par. 1736. 12.). Er widersetzte sich zuerst der Methode, die Lustseuche, welche er sonderbarer Weise wie die Hundswuth von Würmern herleitete, durch Speichelfluß zu heilen, und wandte dagegen Mercurialeinreibungen, Bäder und Abführungsmittel an. Gegen Nieren- und Blasensteine empfahl er das Wasser der Heilquellen von Barèges als Getränk, in Douchen, Einspritzungen und selbst in Klystiren. (*Sprengel.*)

DESBILLONS, François Joseph Terrasse, ein bekannter Fabeldichter, wurde zu Chateau neuf sur le Cher in der Provinz Berry am 25. Januar 1711 geboren. Im 16. Lebensjahre trat er in den Jesuitenorden und beschäftigte sich frühzeitig mit der lateinischen Dichtkunst. Er diente dem Orden fünf Jahre als Lehrer in den untern Classen, dann sechs Jahre als Lehrer der Beredsamkeit in verschiedenen Collegien, in welcher Zeit er auch seine Fabeln schrieb. Hierauf wurde er als Lehrer der Theologie im Collegio Ludwigs des Großen zu Paris angestellt, konnte aber, weil das Studium der Theologie zu Paris gänzlich im Verfall war, in diesem Amte nicht wirken; er sagte von sich selbst, er sei nur einen Tag Professor gewesen, habe eine Stunde gelesen und einen Zuhörer gehabt. Nach der Aufhebung seines Ordens, für den er sehr eingenommen war, lebte er eine Zeit lang bei Freron und zuletzt außer seinem Vaterlande zu Mannheim, wo er von dem Kurfürsten Karl Theodor die Stelle eines Hofkaplans erhielt und allgemein geachtet am 19. März 1789 starb. Er vermachte seine im Fach der klassischen Literatur höchst ausgezeichnete Bibliothek von mehr als 13000 Bänden den Lazaristen. Sein Testament war in Senaren abgefaßt, wie sich denn unter seinen Händen alles zu lateinischen Jamben gestaltete. Er hat sich einen bedeutenden Ruf durch seine lateinischen Fabeln erworben, in denen er der Zierlichkeit des Phädrus nicht ohne Erfolg nachstrebte. In dem gelungenen lateinischen Ausdruck besteht ihr größtes Verdienst, denn die Erfindung ist meistens entlehnt und der Begriff der Fabel sehr weit genommen. Nebenbei empfahl sie auch ihre Unverfänglichkeit für das jugendliche Alter, und sie erlangten deshalb in den katholischen Schulen ein großes Ansehn und verdrängten an vielen Orten den Phädrus. Die erste Ausgabe erschien zu Glasgow 1754 kl. 8. und enthielt nur fünf Bücher, welcher Ausgaben zu Paris 1756 und zu Oxford 1757 folgten. Mit fünf Büchern vermehrt erschienen sie zu Paris 1759 und zu Augsburg 1763, und wiederum mit fünf neuen Büchern Mannheim 1768. 2 Bde. gr. 8. mit Kupfern. (Neue Auflage 1793) und Paris 1769. gr. 12. Nach dem Tode des Verfassers folgten noch zwei Bücher unter dem Titel: Miscellanea posthuma. Mannheim 1792. 8. Die Anzahl aller Fabeln steigt über 500. Man hat von denselben noch mehre Ausgaben, unter andern von Bonaventura Andres. Würzburg 1789. 2 Bde. 8. Auch sind sie ins Französische und ins Teutsche übersetzt worden.

Außer den Fabeln lieferte Desbillons noch eine gute Ausgabe des Thomas a Kempis 1780, eine Ausgabe des Phädrus, Mannheim 1786, und einige andere literarische Arbeiten *). (*Rese.*)

DESBOULMIERS, Jean Augustin Julien, geb. zu Paris 1731 und gest. daselbst 1771, Officier bei der Cavallerie, versuchte sich vielfach als Belletrist, wenigstens nicht ganz unglücklich. Unter seinen vielen Romanen und Erzählungen fand den meisten Beifall seine Samlung von Erzählungen unter dem Titel: De tout un peu ou les Amusemens de la Campagne (Amsterd. 1766—68. 2 Bde. 12.) und sein auch ins Schwedische übersetzter Roman: L'education de l'Amour (Amst. 1770. 2 Bde. 12.). Für die Bühne arbeitete er zwei komische Operetten. Für die Geschichte der Bühne ist nicht uninteressant seine Histoire anecdotique et raisonnée du Théatre italien, depuis son rétablissement en France (1768. 7 Bde. 12.). Diese Bühne war geschlossen worden 1697, weil man ein Stück La fausse Prude auf Frau von Maintenon bezogen hatte, und wurde 1716 wieder eröffnet, der Ankündigung zu Folge „im Namen Gottes, der heil. Jungfrau, des heil. Franz von Paula und der Selen im Fegefeuer." Von da beginnt B's. Geschichte, welcher bald darauf folgte seine Histoire de l'Opera comique (1768. 2 Bde. 12.) S. über ihn Nécrologe de France, 1772. und *Ersch*, la France lit. I, 376. (*H.*)

DESCAMPS, Jean Baptiste, geb. zu Dünkirchen 1714, zeigte schon in früher Jugend große Neigung zur Malerei, worin sein mütterlicher Oheim Louis Coypel ihm den ersten Unterricht ertheilt hatte, und er folgte dieser Neigung, wie sehr sein Vater sie auch zu unterdrücken suchte, der ihn späterhin auch hinderte nach Rom zu gehen, was der Sohn, nachdem er die Werke der niederländischen Meister studirt hatte, so sehr wünschte. Nur nach Paris zu gehen ward ihm erlaubt, wo er ein Schüler von Largillière wurde. Eben im Begriff nach England zu gehen, um Vanloo an den für den den Hof übernommenen Arbeiten zu helfen, zogen einige Freunde ihn nach Rouen, wo er eine Zeichnenschule anlegte. Im J. 1766 überreichte ein Unbekannter der Akademie eine goldene Medaille, 200 Livres an Werth, für denjenigen, dessen Schrift über den Nutzen der freien Zeichnenschulen in Hinsicht auf die Handwerke die Akademie den Preis zuerkennen würde. Die Schrift von Descamps sur l'utilité des établissemens des écoles gratuites de dessein en faveur des Metiers (übersetzt in der N. Bibl. d. sch. Wiss. Bd. 6. St. 2. Schwed. von J. Lanner, Stockh. 1778. 8.) erhielt den Preis. Er selbst wurde Director einer solchen Zeichnenschule. Als Künstler zog er den historischen Gemälden einfache Darstellungen häuslicher und ländlicher Scenen vor, und eine dieser Darstellungen gab die Veranlassung, ihn zum Mitglied der königl. Malerakademie zu ernennen. Auch erhielt er den Titel eines königl. Malers. Überall bewies er einen gebildeten Geschmack und großen Eifer für seine Kunst, wenn er gleich nicht zu einem Künstler ersten Ranges sich erhob. Diderot sagte sogar von ihm: on dit, que vous vous mêlez de litterature; Dieu veuille, que vous soyez meilleur en belles-lettres qu'en peinture. Gewiß ist es, daß er seinen Ruf hauptsächlich seinen schriftstellerischen Arbeiten verdankt. Sein Werk: les Vies des Peintres flamands, allemands et hollandois (Paris 1755—63. 4 Bde. 8. mit Bildnissen der Künstler) kam bald in die Hände aller Kunstkenner, Liebhaber und Künstler und verdient mit Achtung genannt zu werden, obschon es unvollständig und besonders in Ansehung teutscher Künstler nicht genau genug ist. Diesem Werke folgte seine Voyage pittoresque de la Flandre et du Brabant (Par. 1769. 8.). Der teutsche Übersetzer (J. Jak. Volkmann, Lpzg. 1771. 8.) sagt: „Man hat bisher die Nachrichten, wo ein Bild von diesem oder jenem Meister anzutreffen ist, aus vielen Büchern zusammen suchen müssen. Diesem Mangel hat Descamps abgeholfen und zugleich den Reisenden ein bequemes Handbuch geliefert, mit welchem in der Hand sie die Bilder betrachten und ihren Geschmack, da sie richtig beurtheilt sind, danach bilden können. Seine Urtheile sind desto richtiger, da sie mit einem praktischen Auge und von einem Künstler gefällt sind, der selbst Hand anlegt und nicht blos durch Bücher gelehrt worden. Da er diese Reise zweimal in der Absicht gethan, so kann man sich desto mehr darauf verlassen." — Descamps starb, geliebt von seinen Schülern und geachtet von allen, die ihn kannten, am 30. Juli 1791. Sein Sohn, der die durch des Vaters Tod erledigte Stelle zu Rouen erhielt, schrieb im J. 1807 eine Notice historique über seinen Vater, und die Akademie zu Rouen ließ 1808 das Éloge de Descamps von Sesmaisons als gekrönte Preisschrift ihren Memoiren einverleiben. (*H.*)

DESCARTES, René (Renatus Cartesius), geboren zu la Haye in Touraine den 31. März 1596, stammte aus einer angesehenen adeligen Familie [1]). Schon sehr früh gab er Zeichen seines nachdenklichen Verstandes. Von seinem achten Jahre an wurde er in dem Jesuitencollegium zu la Fleche erzogen, wo er über 8 Jahre blieb. Er zeigte hier Geschmack für die Dichtkunst und für die Mathematik; die Physik aber und die Philosophie, welche ihm gelehrt wurden, erregten nur Zweifel in ihm, wiewol es scheint, daß sie doch großen Eindruck auf ihn gemacht haben, und er es noch in späterer Zeit für gut hielt, den philosophischen Lehrplan, wie er zu la Fleche vorgetragen wurde, zu durchlaufen [2]). Da er nun in Zweifeln sich fand über die Erkenntnisse, welche er am meisten schätzen zu müssen glaubte, so zog er sich eine Zeit lang ganz von den Studien zurück und lebte anfangs im Schooße seiner Familie mit Leibesübungen beschäftigt, nachher

*) Sein Leben französisch von Maillot de la Treille. Straßburg 1790. 8. Teutsch von B. Andres bei der Ausgabe seiner Fabeln (s. oben).

1) Sein Leben hat Baillet, ein Verehrer seiner Lehre, beschrieben in einem sehr weitläufigen Werke mit allen historischen Belegen. La vie de Mr. Descartes etc. Paris 1691. 2 Bde. 4. Ich habe nur den Auszug dieses Werkes, vom Verfasser besorgt, vor mir. La vie de Mr. Descartes etc. reduite en abrége. Paris 1693. 12. Aus ihm entnehme ich die meisten Angaben über sein Leben. 2) *Ren. Cartes* epist. II, 90.

aber zu Paris, wohin man ihn geschickt hatte, um die Welt kennen zu lernen. Hier überließ er sich einige Zeit dem Vergnügen und faßte besonders eine Leidenschaft für das Spiel, brach aber plötzlich, nachdem ihn sein ältester und treuester Freund, der Pater Maria Mersenne verlassen hatte, alle seine Bekanntschaften ab und lebte ein paar Jahre in der Einsamkeit einer Vorstadt von Paris verborgen, besonders den mathematischen Studien. Von neuem durch zudringliche Freunde in dieser Beschäftigung unterbrochen, beschloß er in seinem 21sten Jahre sich den Waffen zu widmen. Descartes scheint damals in einem Zustande der Ungewißheit über seinen Beruf sich befunden zu haben, indem er zwar von den Wissenschaften sich angezogen fühlte, aber doch in ihnen die Befriedigung nicht fand, welche er suchte, und welche er nun im praktischen Leben zu finden hoffte. Dieser Zustand dauerte bei ihm sehr lange; er selbst schildert uns denselben, so wie er ihm in seinem gereifteren Alter erschien, und als wenn er auf einmal ohne Schwankungen entgegengesetzter Richtung verlaufen wäre, was doch gewiß nicht der Fall war. Deswegen kann diese Schilderung nicht für treu gelten, sie gewährt uns aber doch einen lehrreichen Blick in die Entwickelung seines innern Lebens, wenn wir bei Auffassung derselben von den eben erwähnten Mängeln seiner Darstellung absehn. Descartes gesteht, daß er durch seine ersten Bemühungen um die Wissenschaften sich wenig in dem gefördert sah, was er von ihnen erwartete. Das Verständniß der alten Sprachen schien ihm zwar sehr wünschenswerth, aber er meinte, zu lange und zu tief mit den Alten sich zu beschäftigen, möchte ihn nur den Bestrebungen seiner Zeit entfremden; die Rhetorik und Poetik konnte er nicht sehr achten, weil er glaubte, daß Beredsamkeit und Dichtkunst mehr eine Gabe der Natur, als der Wissenschaft sei; der Mathematik hing er besonders mit Liebe an, wegen der Gewißheit und Evidenz ihrer Lehren, aber da er damals ihren wichtigsten Nutzen, nämlich ihre Anwendung auf die Naturwissenschaften, noch nicht kannte, so verwunderte er sich, daß auf so sicherem Grunde kein herrlicheres Gebäude erbaut sei, sowie umgekehrt die Vorschriften der Moral, wie sie aus den alten Schriftstellern gezogen werden können, einem herrlichen Palaste, welcher auf Sand gebaut, ihm vergleichbar schienen; vor der Theologie hatte er Ehrfurcht, aber theils vertrauete er darauf, daß auch ohne gelehrte Kenntniß der christlichen Religion der Weg zur Seligkeit uns offen stehe, theils hielt er dafür, weil die geoffenbarten Wahrheiten die Fassungskraft des menschlichen Verstandes überstiegen, daß es einer besondern göttlichen Gnade bedürfe, um an die Erklärung und Untersuchung derselben sich zu wagen; in der Philosophie endlich, fand er, werde nichts gelehrt, über welches nicht nach beiden Seiten gestritten werden könne, so daß sie wol die Fähigkeit übe, über alles zu nicht geringer Bewunderung der Schwächern auf wahrscheinliche Weise zu sprechen, aber doch kein sicheres Ergebniß gewähre, und da die übrigen Wissenschaften auf Philosophie erbaut wären, so dürfe man auch nicht erwarten, in ihnen etwas Festes und Sicheres zu finden. Das, was er suchte, war eine gewisse und einleuchtende Erkenntniß alles dessen, was zum Leben nützlich ist. Da er dieses in der Schule nicht fand, so faßte er den Entschluß, künftig keine Wissenschaft zu suchen, welche er nicht in sich selbst oder in der Anschauung der Welt finden könnte, und zu diesem Zwecke entschloß er sich eben, einige Jahre beim Heere und auf Reisen zuzubringen. Denn er glaubte, daß die Urtheile der Menschen im thätigen Leben, weil sie hier bald durch den Erfolg ihre Bestätigung oder ihre Widerlegung finden müßten, richtiger seyn würden, als die leeren Erfindungen eines müßigen Gelehrten in seiner Studirstube [3]). Zuerst wandte er sich nun nach Holland, wo er unter dem Prinzen Moritz als Freiwilliger diente, aber während des Waffenstillstandes keine Gelegenheit fand, im Kriegswesen Erfahrungen zu machen. Als er in Breda in Garnison stand, wurde seine Liebe zur Mathematik wieder erweckt durch ein Problem, welches öffentlich zur Lösung aufgestellt worden war, und er verfaßte nun einige kleine Werke, von welchen erst nach seinem Tode der Traktat über die Musik in sehr unvollkommener Gestalt erschienen ist [4]). Mit der Waffenruhe, in welcher er lebte, unzufrieden, begab er sich nach Teutschland, wo er der Kaiser-Krönung zu Frankfurt im J. 1619 beiwohnte und darauf an die baierschen Truppen sich anschloß. Als er mit diesen im Fürstenthum Neuburg an der Donau im Winterquartiere lag, zog er sich in die Einsamkeit zurück, und in der Überlegung, daß doch auch die Meinungen des praktischen Lebens keine Übereinstimmung böten, schien ihm der Fehler aller Wissenschaften, mit Ausnahme der Mathematik, darin zu liegen, daß sie nur ein Werk vieler Menschen wären, welches eben deswegen auch nicht zur Einheit hätte gelangen können. Die einzige Hilfe sah er darin, selbst nur von sich ausgehend zu forschen, indem er allen Vorurtheilen entsagte [5]). Über seine ersten selbständigen Forschungen jedoch gerieth er fast in mystische Entzückungen; er hatte Erscheinungen, mit welchen er ein religiöses Gefühl verband; er gelobte eine Wallfahrt nach Loretto. Den Grund der Wissenschaften suchte er in der Philosophie, in deren bisheriger Behandlung ihm jedoch nichts sicher oder fruchtbar erschien, denn die Regeln der Logik über das Schlußverfahren fand er zwar brauchbar, wenn es darauf ankomme, das, was man schon wisse, andern vorzutragen, aber nicht das, was man noch nicht wisse, zu erfinden. In seinem 23sten Jahre jedoch, in welchem er damals war, hielt er sich noch für zu schwach, sichere Grundsätze der Philosophie zu finden, auch fand er es schwer, sich sobald von allen Vorurtheilen zu befreien, welche er in seiner Jugend eingesogen hatte. Daher gedachte er noch einige Zeit in der Laufbahn zu bleiben, in welcher er sich eben befand. Zunächst nahm er nun Theil an den Unternehmungen des dreißigjährigen Krieges. Er war in

3) De methodo init. 4) Compendium musicae im 4ten Bande seiner Werke. Amstelod. 1668. 4. 5) De methodo l. l.

der Schlacht am weißen Berge bei Prag, diente dann unter den Befehlen des Grafen Bucquoy in Ungern mit Auszeichnung und kehrte endlich durch Schlesien, Polen und den Norden von Teutschland und zur See, wo er aus einer dringenden Lebensgefahr durch Muth und Geistesgegenwart sich rettete, über Holland und die spanischen Niederlande nach seinem Vaterlande zurück. Jetzt im J. 1622, da er großjährig war, setzte ihn sein Vater in den Besitz seines mütterlichen Vermögens, welches für ein seinem Stande gemäßes Leben hinreichte. Mehre Jahre hindurch scheint er nun geneigt gewesen zu seyn, ein öffentliches Amt zu erkaufen und sich zu verheirathen. Wir wissen nicht, woran diese Pläne sich zerschlugen, können jedoch ahnen, daß ein Haupthinderniß in seiner Neigung zu einem unabhängigen, wissenschaftlichen Leben gelegen habe. Nachdem er eine Zeit lang in Paris und in einigen andern Theilen Frankreichs sich aufgehalten hatte, machte er noch eine Reise durch die Schweiz und das südliche Teutschland nach Italien, wo er seine Gelübde zu Loretto löste. Im J. 1625 war er wieder zu Paris, wo er viel mit der Dioptrik sich beschäftigte. Obgleich er damals noch kein wissenschaftliches Werk herausgegeben hatte, stand er doch durch Lösung schwieriger Probleme und durch andere Mittheilungen nach der Sitte jener Zeit in dem Rufe eines großen Mathematikers. In einem Anfalle von Verdruß über die störenden Besuche, welche ihm dieser Ruf zuzog, begab er sich zu der Belagerung von Rochelle, bei welcher er als Freiwilliger Dienste that. Bald nach seiner Rückkehr nach Paris befand er sich in einer gelehrten Gesellschaft beim päpstlichen Nuntius Bagni, wo ein gewisser de Chandoux einen Vortrag neuer Meinungen über die Philosophie hielt, welcher großen Beifall fand. Vom Kardinal Berulle über seine Meinung befragt, äußerte er, daß man in diesen Untersuchungen zu viel der Wahrscheinlichkeit nachgebe, durch welche alles gerechtfertigt werden könne, und auf Verlangen gab er hievon der Gesellschaft mehre Beispiele. Als man hierauf mehr in ihn drang, bekannte er, daß er wol eine Methode besäße, die Philosophie so genau zu beweisen, wie die Mathematik, und nun wurde es ihm besonders von dem Kardinal wiederholt zur Pflicht gemacht, diese Methode öffentlich mitzutheilen. Es scheint, daß er jetzt erst den festen Entschluß faßte, den Wissenschaften und besonders der Philosophie und ihrer Anwendung auf das Leben gänzlich sich zu widmen. Wenigstens führte er von jetzt an das Leben eines durch seinen Stand und sein Vermögen unabhängigen Gelehrten. Um ungestörter sein Werk ausführen zu können, begab er sich nach Holland, wo er bald hier, bald dort seinen Wohnsitz nahm und selbst nur wenigen seiner Freunde im Geheim seinen Wohnort bekannt machte. Er fing nun zuerst im J. 1629 an, seine Meditationes philosophiae auszuarbeiten, welche er aber erst nach langer Unterbrechung vollendete. Seine Studien bezogen sich meistens auf die Erforschung der Natur durch Versuche und Beobachtungen, deren Gesetze er alsdann durch Hilfe der Mathematik zu finden suchte. Er studirte fleißig die Dioptrik, die Meteorologie, die Anatomie, die Medizin, die Chemie, die Mechanik, zuweilen versuchte er auch von diesen Studien eine Anwendung auf das Moralische zu machen. Nur selten wurde er in seinen Beschäftigungen durch kurze Reisen nach England, Niederteutschland und Dänemark, oder durch die Belagerung von Breda unterbrochen. Er entwarf einen kurzen Abriß seiner Physik unter dem Titel de mundo, in welchem er weitläufiger nur über das Licht gehandelt hatte. Diese Schrift unterdrückte er aber, weil die Verfolgungen des Gallilei ihn schreckten. Die erste Frucht seiner Arbeiten, welche er drucken ließ, war eine Schrift, in welcher er seine Methode beschrieb und ihre Anwendung auf die Dioptrik, Meteorologie und Geometrie zeigte [6]). In Folge dieser Schrift wurde er in mancherlei gelehrte Streitigkeiten verwickelt, besonders über Mathematik und Physik, und da der Streit mit dem Mathematiker Robesval heftiger geführt wurde, als er wünschte, erneuerte er einen schon einmal gefaßten Entschluß, sich ganz von der reinen Mathematik zurückzuziehen. Sein Ruf breitete sich nun schnell aus. Einem Plane, mit seinem Freunde, dem Mathematiker Mydorge, nach England zu ziehen, war er nicht abgeneigt, doch scheiterte er an den bald darauf ausbrechenden Unruhen in England. Eine Einladung des Kardinals Richelieu, der ihn unter vortheilhaften Bedingungen an den französischen Hof ziehen wollte, lehnte er ab. In Holland faßte seine Philosophie, auch durch freundschaftliche Mittheilungen verbreitet, besonders auf der Universität zu Utrecht festen Fuß. Hier bereitete ihm aber auch der unruhige Trieb seines Schülers Regius, welcher in Philosophie und Medizin die Meinungen des Cartesius verbreitete, einen Streit, welcher ihm vielen Verdruß verursachte. Es war der berühmte streit- und herrschsüchtige Theolog Voetius, welcher hier an der Spitze der Gegner seiner Philosophie stand, ihn des Atheismus beschuldigte und ihm und seiner Philosophie, nicht durch die besten Künste, Feinde zu erregen suchte. Descartes wurde nun in eine Reihe von Streitigkeiten verwickelt, in welchen man nach der Art der damaligen Zeit auch die geistliche und weltliche Macht auf seine Seite zu bringen suchte. Descartes, zu solchen Streitigkeiten nicht geneigt, hatte sie zu vermeiden gesucht; als sie jedoch nicht mehr zu vermeiden waren, griff er, sehr empfindlich für seinen gelehrten Ruf, seine Gegner heftig an und verschmähte es auch nicht, durch seinen Einfluß beim Statthalter der vereinigten Provinzen ihnen Schweigen auferlegen zu lassen. Von einer mehr wissenschaftlichen Art waren andere Streitigkeiten, welche er bei der Herausgabe seiner philosophischen Hauptschrift [7])

6) Discours de la methode pour bien conduire sa raison et chercher la verité dans les sciences etc. à Leyde 1636. 4. In das Lateinische übersetzt, mit Ausnahme der Geometrie, und von Cartesius durchgesehen und verbessert erschien diese Schrift 1644. 7) Meditationes philosophiae primae, ubi demonstratur existentia dei et immortalitas animae. Amstelod. 1641. 4. Immortalitas ist ein Druckfehler für immaterialitas. Eine französische Übersetzung durchgesehen und verbessert von Descartes erschien 1643.

einleitete. Er hatte diese durch den Pater Mersenne über ein Jahr vor ihrem öffentlichen Erscheinen vielen ausgezeichneten Gelehrten Europa's mitgetheilt, um ihre Bemerkungen zu hören. Ihre Einwürfe und seine Beantwortungen wurden der Schrift beigefügt. Seine Hauptgegner waren hier Hobbes, Gassendi und der Pater Arnaud vom Port Royal. Descartes war im voraus zu sehr von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt, um die Einwürfe, die ihm gemacht wurden, gehörig schätzen zu können; er suchte meistens nur durch Änderung in der Darstellungsweise seine Meinungen deutlicher darzulegen und gab hiebei das einflußreiche Beispiel einer in der Form ganz mathematischen Demonstration philosophischer Lehren [8]). Am hartnäckigsten war sein Streit mit Gassendi, mit welchem er sich auch nicht ganz versöhnen konnte. Nachdem er im J. 1644 eine Reise nach Frankreich gemacht hatte, gab er seine principia philosophiae heraus [9]), in welchen er kurz die Grundsätze seiner Philosophie wiederholte, vorzüglich aber ihre Anwendung auf die Naturwissenschaft zeigte. Um dieselbe Zeit unterrichtete er auch die Prinzessin Elisabeth von der Pfalz in seiner Philosophie und trat bald darauf in einen Briefwechsel mit der Königin Christine von Schweden. Bei einer abermaligen Reise nach Frankreich erhielt er vom Könige einen Jahrgehalt, sah sich aber bei einer dritten Reise dahin in noch glänzendern Erwartungen, welche man ihm erregt hatte, getäuscht. Inzwischen hatte sein Briefwechsel und sein Ruhm in den Wissenschaften der Königin Christine den Wunsch erregt, von ihm in seiner Philosophie unterrichtet zu werden; sie ließ ihn nach Schweden berufen, wohin er im Jahre 1649 abging, nachdem er seine Schrift des passions de l'ame zum Druck fertig zurückgelassen hatte [10]). In Schweden genoß er die Gunst der Königin, welche er in der Philosophie unterrichtete, zu deren Lobe er auch französische Verse verfaßte, in einem hohen Grade, aber nur kurze Zeit, denn als er noch damit beschäftigt war, auf den Befehl der Königin seine noch ungedruckten Schriften für den Druck zu sammeln [11]), raffte ihn eine Krankheit weg, deren Ausbruch dem übeln Einflusse des fremden Klima, deren unglückliches Ende aber seinem Ungehorsam gegen die Vorschriften seines Arztes zugeschrieben worden ist. Er starb am 11. Febr. 1650.

Aus dem Leben des Descartes leuchtet es nicht undeutlich hervor, wie die Berührungen, in welche ihn seine Geburt und seine äußern Verhältnisse mit der vornehmen Welt gebracht hatten, auch auf seine gelehrte Laufbahn einen entschiedenen Einfluß übten. In seinen gelehrten Streitigkeiten zeigte er eine gewisse vornehme Zurückhaltung, eine große Schonung der Verhältnisse; durch eine kluge Nachgiebigkeit, durch Schmeicheleien, wie sie der vornehmen Sitte nicht unerlaubt schienen, suchte er sich Freunde zu machen und überhaupt die Überlegenheit zu gebrauchen, welche ihm sein Stand über seine Gegner gab. Vieles hievon kann man auf die Sitten seiner Zeit schieben; anderes einem Manne verzeihen, der die Überlegenheit seines Geistes unter seinen Umgebungen fühlen durfte; aber man wird doch nicht übersehen dürfen, daß auch in seiner literarischen Wirksamkeit eine zuweilen kleinliche Eitelkeit sich zeigt, welche neben dem Ehrgeize, als Reformator in den Wissenschaften zu glänzen, einherläuft. Seine Moral war die Moral seines Standes, über welchen er sich nur durch gründlichere, wissenschaftlichere Studien zu erheben suchte. So hatte er es sich auch zur Regel gemacht, sowol in der Religion, gegen welche er Ehrfurcht bewies, ohne übrigens ein tiefes Gefühl für dieselbe zu äußern, als in den gesellschaftlichen Verhältnissen der gemeinen Sitte zu folgen [12]), und ein ruhiges Temperament scheint ihm bei diesem Vorsatze wenige Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu haben.

Seine Schriften sind unter einem Gesamttitel zusammengestellt [13]), aber nicht mit Benutzung aller Hilfsmittel neuerdings herausgegeben worden. Auch die neueste Ausgabe [14]) befriedigt nicht alle wissenschaftlichen Anfoderungen, indem sie nur die französischen Ausgaben oder Übersetzungen zusammengefaßt hat, ohne die ursprüngliche Fassung und die spätern Verbesserungen zu berücksichtigen. Der Styl in seinen französischen Schriften ist für die damalige Zeit lobenswerth; nachlässiger ist sein lateinischer Styl. Die Methode seiner wissenschaftlichen Darstellung leidet an Unbestimmtheit und nicht selten an Mangel eines sichern Fortschreitens.

Descartes trat als ein entschiedener Reformator in den Wissenschaften auf, und besonders auch in der Philosophie, welche er als den Grund aller Wissenschaften betrachtete. Sein reformatorisches Bestreben aber ging davon aus, daß er in der Philosophie seiner Zeit keine Übereinstimmung der Grundsätze und der Überzeugungen fand. Anstatt nun durch eine kritische Sichtung der vorgefundenen Meinungen, ein Geschäft, welches er für unendlich hielt, eine sichere Bahn sich zu brechen, zog er es vor, alle frühere Philosophie bei Seite zu werfen und mit dem Zweifel an allen bisher aufgefaßten Meinungen zu beginnen. Sein Zweifel ist besonders gegen die Gewißheit der sinnlichen Erkenntnisse gerichtet. Denn wenn diese uns täuschen könnten und alle Erkenntnisse doch entweder in den Sinnen oder durch die Sinne ihren Ursprung hätten, so würde dadurch alle Erkenntniß unsicher. Nun ist aber die Sinnentäuschung nicht zu leugnen, und es könne daher auch nicht mit Sicherheit ohne weitere Untersuchung unsere Er-

8) Responsio ad secundas objectiones. p. 74 sq. nach der Ausgabe Renati Descartes opera philosophica. Francof. 1692. 4. 9) Amst. 1644. 4. In das Französische übersetzt und von Carteſius durchgesehen und verbessert. Paris 1647. 4. 10) Amst. 1649. 4. 11) Sie sind später von Clerselier und la Forge herausgegeben worden. Das Wichtigste davon sind seine Briefe, welche Amsterdam 1668. 3 Vol. 4. herauskamen.

12) De methodo III. p. 12. 13) *Ren. Cartesii* opera mathematica et philosophica. Amst. 1692—1701. 9 Bde. 4. 14) Oeuvres de Descartes publiées par Victor Cousin. Par. 1824—26. Tom. II. 8.

kenntniß für wahr gehalten werden. Zwar könnte man sagen, alle Sinnentäuschung, auch die Täuschungen des Wahnsinns und des Traumes, beruhe nur darin, daß die einfachen Vorstellungen, welche unsere Einbildungskraft nicht zu ersinnen vermöchten, von dieser auf eine unrichtige Weise verbunden würden, so daß immer noch die Wahrheit der einfachen Vorstellungen übrig bleiben würde; allein wenn auch von den einfachen Vorstellungen nicht gezweifelt werden könne, daß sie uns durch einen wirklichen äußern Eindruck zum Bewußtseyn gekommen wären, so ließe sich doch zweifeln, ob nicht ein mächtiges Wesen, ob nicht ein Gott sie uns willkürlich erregte, nur um uns zu täuschen [15]).

Nach diesen Zweifeln sucht nun Descartes ein Prinzip auf, gegen welches kein Zweifel aufgebracht werden könne. Er glaubt dies Prinzip in der berühmten Formel gefunden zu haben: ich denke, also bin ich. Unter dem Denken versteht er alle Arten des Bewußtseyns [16]); der Akt des Bewußtseyns ist ihm also das, wovon in der philosophischen Begründung der Wissenschaft ausgegangen werden müsse. Er betrachtet ihn als eine unmittelbar gewisse Thatsache, und will deswegen jene Formel nicht als einen Schluß angesehen wissen; sie ist ihm vielmehr der Ausdruck einer einfachen Anschauung des Geistes und durch das natürliche Licht, welches keinen Zweifel zulasse, uns offenbar [17]). Dieses Prinzip läßt ihm deswegen keinen Zweifel zu, weil selbst im Zweifel das Seyn des Zweifelnden vorausgesetzt wird und an diesem Seyn des Zweifelnden und Denkenden also nicht gezweifelt werden kann. Darin kann kein mächtiges Wesen, kein Gott mich betrügen. Wir können zweifeln, ob die Vorstellungen, welche wir haben, wahr sind oder uns täuschen, wir können aber nicht daran zweifeln, daß wir sie haben und in ihnen sind. Damit ist die Thatsache eines wahren Seyns hingestellt, und Descartes bemerkt ausdrücklich, daß es auf die Erkenntniß eines solchen Seyns ankomme in unserm wissenschaftlichen Streben, nicht aber auf die Auffassung gewisser allgemeiner Begriffe, wie der Begriffe des Denkens, des Seyns, der Gewißheit u. s. w., welche selbst, wie er sich ausdrückt, vor der Auffassung jenes obersten Grundsatzes der Philosophie von uns gedacht werden müßten, weil wir sonst die Grundsätze gar nicht würden denken können [18]). Es frägt sich nun aber, was für ein Seyn ist in dem Grundsatze gesetzt: ich denke, also bin ich. Descartes sucht diese Frage dadurch zu beantworten, daß er von dem Begriffe des Ich alles das entfernt, was nur in einer ungewissen Meinung mit ihm verbunden wird, und nur das in ihm fest hält, was ohne allen Zweifel mit ihm verbunden werden muß. Zu meinem Ich pflegte ich wol in meiner Meinung Körper und Geist zu rechnen; an der Existenz meines Körpers kann ich jedoch zweifeln, sowie an allem dem, was mir durch die Sinne zukommt, aber nicht an meinem Denken. Daher muß ich dies als das Wesen meines Ich betrachten; ich bin ein denkendes Ding, ein Geist, oder wie sonst ich das denkende Ding nennen will. Dieses Bewußtseyn des Denkens ist der Anfang aller Erkenntniß; in ihm liegt, daß gewisse Vorstellungen und Empfindungen in mir vorkommen, ohne daß daraus unmittelbar gefolgert werden dürfte, daß diesen Vorstellungen und Empfindungen etwas Wahres außer mir entspräche; sie sind unmittelbar als wahr anzuerkennen nur als Akte meines Denkens. Von dem Seyn eines Körpers aber könnte ich nur die Erkenntniß haben durch die Vorstellungen und die Gedanken, welche ich in mir finde [19]).

So lange wir also nichts anderes setzen, als gewisse Vorstellungen in uns, auch gewisse allgemeine Begriffe und Grundsätze, nach welchen wir so oder so uns zu denken gezwungen finden, so lange ist kein Irrthum möglich; sobald wir aber aus unsern Vorstellungen, unsern allgemeinen Begriffen und Grundsätzen auf die Existenz äußerer Dinge zu schließen anfangen, welche jenen gemäß seyn müßten, tritt der alte Zweifel wieder ein, ob nicht ein mächtiges Wesen dieselben in uns hervorbringe und über das, was außer uns seyn möchte, uns täusche. Um nun diesen Zweifel zu prüfen, untersucht Descartes die Meinung, welche wir über ein solches höheres Wesen haben, und geht hiebei darauf aus, einen Beweis für das Daseyn Gottes zu finden. Dieser hängt nun natürlich von gewissen allgemeinen Grundsätzen ab, welchen eine objective Bedeutung gegeben werden muß, wenn sie dazu dienen sollen, das Seyn Gottes zu beweisen, und wenn Descartes auf eine methodische Weise seinen Beweis begründen sollte, so mußte er zuvor die objective Gewißheit jener Grundsätze nachweisen. Hierin finden wir jedoch seine Darstellung schwankend, welches in der Natur seines Zweifels liegt. Denn da alle Vorstellungen, welche über uns hinausgehen, von der Macht eines höhern Wesens abhängig gemacht werden, so mußte auch die objective Giltigkeit aller solcher Vorstellungen von der Untersuchung über die Macht und den Willen dieses Wesens abhängig bleiben. Hierin finden wir den Gang der Darstellung gegründet, welchen Descartes in seiner letzten philosophischen Schrift wählte, nämlich vor aller Feststellung der Grundsätze das Daseyn Gottes zu beweisen, während er in seinen frühern Schriften erst die objective Wahrheit der Grundsätze festzustellen suchte, um dann aus diesen das Daseyn Gottes zu beweisen. Er beruft sich hiebei darauf, daß der Grundsatz: ich denke, also bin ich, nur deswegen nicht bezweifelt werden könne, weil er in einem klaren und bestimmten Gedanken, welcher durch das Licht der Vernunft einleuchte, aufgefaßt worden, und meint daraus die Folgerung ziehen zu dürfen, daß jeder klare und bestimmte Gedanke wahr sei [20]). Es leuchtet ein, daß beide Vorstellungsweisen

15) Medit. de pr. phil. med. I.; princ. ph. I. 1—5.; de meth. IV. in. 16) Princ. ph. I. 9. 17) Med. de pr. ph. II.; med. III. p 15.; resp. ad sec. obj. p. 65. Prima quaedam notio est, quae ex nullo syllogismo concluditur; neque etiam cum quis dicit, ego cogito, ergo sum sive existo, existentiam ex cognitione per syllogismum deducit, sed tanquam rem per se notam simplici mentis intuitu agnoscit. Respons. ad quartam obj. p. 124. 18) Princ. ph. I, 10.

19) Dies ist der wesentliche Inhalt der med. II.; vergl. de meth. IV. in pr. ph. I, 8—12. 20) Vergl. med. III. in. de methodo IV. p. 18. Anders de pr. ph. I, 14.

die Schwierigkeiten nicht lösen, in welche Descartes durch seinen allgemeinen und unbestimmten Zweifel sich verwickelt hatte.

Es sind mehre Beweise, welche Descartes für das Daseyn Gottes aufstellt, und willkürlich oder wenigstens ohne Angabe der Gründe verändert er die Ordnung derselben, indem er bald den sogenannten ontologischen Beweis allen übrigen voranstellt, bald denselben allen übrigen und außer Zusammenhang mit den übrigen auf eine fast unbegreifliche Weise folgen läßt [21]). Seine Beweise beruhen sämmtlich darauf, daß in uns der Begriff einer vollkommenen Substanz oder Gottes gefunden werde. In dem ontologischen Beweise aber suchte Descartes zu zeigen, daß in diesem Begriffe auch der Begriff des nothwendigen Seyns liege, so daß, um uns nach unserer Weise auszudrücken, der Satz: Gott ist nothwendig, ein identischer Satz seyn würde. Daß aber in dem Begriffe Gottes das nothwendige Seyn liege, erschließt er daraus, daß Gott seinem Begriffe nach das Ding sei, welchem alle Vollkommenheiten zukommen; nun aber sei das Seyn eine Vollkommenheit, und also müsse ihm auch das Seyn zukommen. Bei andern Dingen könne man das Seyn (existentia) und das Wesen (essentia) unterscheiden, deswegen wären sie aber zufällige Dinge, in Gottes Wesen aber liege sein Seyn, und ihm komme daher nothwendiges Seyn zu [22]). Genauer, als dieser Beweis, scheint uns mit der ganzen Ansicht des Descartes sein zweiter Beweis zusammenzuhängen, welcher von der Betrachtung anhebt, daß ein jeder Begriff in uns als eine Wirkung angesehen werden müsse. Nun könne aber eine Wirkung nicht größer als ihre Ursache seyn; denn aus dem Nichts werde nichts, und es könne also aus dem Kleinern auch nicht das Größere werden; so müsse also auch ein jeder Begriff in uns eine Ursache haben, welche ihm an Vollkommenheit wenigstens gleich komme. Hieraus folge dann, daß die Ursache des Begriffs von dem vollkommenen Wesen, welchen wir in uns finden, weder in uns liegen könne, weil wir die Vollkommenheiten nicht in uns haben, die in jenem Begriffe ausgedrückt sind, noch auch in irgend einem unvollkommenen Wesen aus demselben Grunde, und es müsse also zugegeben werden, daß sie nur in einem vollkommenen Wesen, in Gott selbst liegen können. Um diesen Beweis zu unterstützen, müht sich Descartes zu zeigen, daß unser Begriff von Gott oder von dem unendlichen Wesen nicht blos aus der Negation des Endlichen hervorgegangen sei. Das, worauf er sich hiebei beruft, ist, daß die Erkenntniß, daß in uns etwas unvollkommen sei, nur daraus hervorgehen könne, daß vor der Erkenntniß des Unvollkommenen als eines solchen ein Begriff des Vollkommenen uns beiwohne, an dem wir die Unvollkommenheit des Andern erkennen; der Begriff des unendlichen Seyns sei in uns nothwendig früher als der Begriff des Endlichen, denn um das Endliche zu denken, müßten wir von dem allgemeinen Begriffe des Seyns erst etwas abschneiden [23]). Der dritte Beweis des Descartes schließt sich an den zweiten an und soll zur Verstärkung desselben dienen; er stützt sich aber auch auf dieselbe Vorstellungsweise, welche im ersten Beweise herrscht. Descartes nämlich meint, der eben gegebene Beweis scheine deswegen vielen nicht einleuchtend, weil wir davon kein Bewußtseyn hätten, wie der Begriff Gottes in uns bewirkt worden sei; sie könnten deswegen wol meinen, sie hätten diesen Begriff in sich selbst hervorgebracht. Um solche Menschen zu überführen, müsse man sie fragen, woher sie denn ihren Ursprung hätten sammt dem Begriffe von Gott, welcher in ihnen sich vorfände. Sollte der Mensch von sich selbst seyn oder sein Daseyn sich gegeben haben, so würde er unstreitig auch alle die Vollkommenheiten sich gegeben haben, welche er kenne, und welche er sich habe geben können. Er kenne aber die Vollkommenheiten Gottes und würde also auch diese sich gegeben haben, wenn er gekonnt hätte. Nun ist ferner nach den Grundsätzen des ersten Beweises [24]) das Seyn eine Vollkommenheit, und zwar ist es eine größere Vollkommenheit als alle übrigen, weil die übrigen nur Accidenzen des Seyns sind; wer aber die größere Vollkommenheit sich geben kann, der kann auch die kleinere Vollkommenheit sich geben; wenn also der Mensch die größere Vollkommenheit, das Seyn, sich hätte geben können, so würde er auch die kleinere Vollkommenheit und alle Vollkommenheiten, welche Gott zukommen, sich haben geben können und wirklich sich gegeben haben. Da dies nun nicht sei, so müsse der Mensch von einem Andern seyn, als von sich selbst. Die Kraft dieses Beweises werde dadurch nicht geschwächt, daß jemand annehmen möchte, der Mensch sei von Ewigkeit her gewesen; denn wer auf die Natur der zeitlichen Dauer achte, der werde finden, daß die verschiedenen Momente der Zeit nicht so mit einander zusammenhängen, daß aus dem einen nothwendig das andere folge, sondern die Erhaltung eines Dinges verlange dieselbe Kraft, welche die Erschaffung desselben, und der Mensch besitze ebenso wenig die Macht sich selbst zu erhalten, als sich selbst sein Daseyn zu geben. Daher müsse er anerkennen, daß er von einem Andern sei, als er selbst ist. Dieses Andere aber müsse entweder von sich selbst seyn und also auch alle Vollkommenheiten sich gegeben haben, oder es müsse von einem Dritten sein Daseyn haben; da es aber kein Fortschreiten der Ursachen in das Unendliche geben könne, so müsse man einmal in der Aufsuchung der Ursachen auf ein Ding kommen, welches sein Seyn von sich habe, und welches mithin alle Vollkommenheiten besitze oder Gott sei [25]).

Alle die Grundsätze, von welchen diese Beweise ausgehen, werden nicht aus dem obersten Grundsatze, dem cogito, ergo sum, abgeleitet; sondern Descartes beruft sich mehrmals darauf, daß sie durch das natürliche Licht

21) Dies letztere in der med. V., nachdem schon in der med. III. die übrigen Beweise für das Daseyn Gottes vorangegangen waren; später veränderte Desc. diese Ordnung schon in der resp. ad obj. sec. und dann in den pr. phil. 22) Med. V. p. 28; pr. phil. I, 14—16.

23) Med. III. p. 16 seq; resp. ad sec. obj. p. 78. prop. 2.; pr. ph. I, 17—19.; de meth. p. 18.; ep. tom. I, 119, 5.

24) Vergl. hiemit eine etwas abgeänderte Form des ontologischen Beweises, in welcher die Verwandtschaft beider Beweise am deutlichsten hervortritt. Resp. ad prim. obj. p. 54. 25) Med. III. p. 19 seq.; de princ. ph. I, 20, 21.; de meth. p. 19.

offenbar wären, welchem wir trauen müßten, da es keine andere Fähigkeit der menschlichen Sele geben könnte, welche die Wahrheit der durch das natürliche Licht offenbaren Sätze ableugnen dürfte [26]). Man sieht hieraus, wie wenig es dem Descartes mit seinen allgemeinen Zweifeln Ernst war; er nimt von diesen Zweifeln sogleich alles das aus, was wir in uns selbst als allgemeine Wahrheit setzen, und seine Zweifel richten sich uneigentlich nur gegen die Wahrheit der Erkenntnisse, welche wir von der Außenwelt zu haben glauben.

Um diese Zweifel zu lösen, untersucht er nun weiter, was in dem Begriffe Gottes liege. Seine Untersuchungen hierüber sind fragmentarisch, wenig umfassend und dienen meistens nur dem angegebenen Zwecke. Den Begriff Gottes in uns betrachtet er als eine uns eingeborne Idee, welche Gott uns eingepflanzt habe, gleichsam als ein Zeichen, daß wir seine Geschöpfe sind, als eine Idee daher, welche von uns nicht weiter einen Zusatz erfahren könne [27]). Er streitet dabei gegen die Behauptung der Philosophen, daß nichts in unserem Verstande sei, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen; denn offenbar sei in uns der Begriff unseres Ich oder der vernünftigen Sele und der Begriff Gottes, ohne daß je eine sinnliche Wahrnehmung derselben Statt gefunden habe [28]). Von seinen Lehren über die Eigenschaften Gottes bemerken wir nur, daß er Gott als den vollkommenen Geist betrachtet, welcher durch eine einige, immer gleiche und einfache Thätigkeit alles zugleich erkennt, will und vollbringt. Die sinnliche Empfindung, weil sie ein Leiden in sich schließe, spricht er ihm ab; ebenso das körperliche Seyn, weil es theilbar sei. Das unendliche Seyn (infinitum) kommt Gott allein zu und ist von dem unbestimmten Seyn (indefinitum) des Raumes, der Theilbarkeit desselben, der Zahl u. s. w. zu unterscheiden. Er hält das Unendliche für unerkennbar dem menschlichen oder endlichen Geiste und gibt daher zu, daß uns vieles, was unsere Fassungskraft übersteige, ja was sogar mit der klaren und deutlichen Erkenntniß unserer Vernunft nicht übereinzustimmen scheine, über Gott offenbart werden könne. Gott ist als das unendliche Wesen ewig, allmächtig, allwissend, die Quelle aller Güte und aller Wahrheit, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge; von ihm hängen alle Dinge so ab, daß sie auch nicht das kleinste Moment der Zeit ohne ihn seyn können. Die Erhaltung der Welt ist nichts anderes als eine fortgesetzte und continuirliche Schöpfung; alle Dinge existiren nur durch die beständige Beihilfe (concursus, assistentia) Gottes. Hiebei steht auch der Satz, welcher für die spätere Entwicklung der Philosophie von großer Bedeutung war, welcher aber bei Descartes nur ganz verloren vorkommt, daß nämlich Gott allein Substanz sei, weil unter Substanz nichts anderes verstanden werden könne, als ein Ding, welches so ist, daß es kein anderes Ding zu seinem Seyn bedarf. Descartes, welcher doch die Substantialität der Dinge in der Welt nicht leugnen will, hilft sich nur mit der nichtssagenden Ausflucht, daß den endlichen Dingen der Begriff der Substanz in einem andern Sinne zukomme, als Gott; die geschaffenen Dinge seien Substanzen in dem Sinne, daß sie nur des göttlichen Beistandes zu ihrer Existenz bedürften [29]).

Das wichtigste, wie Descartes selbst sagt, von den Attributen Gottes ist ihm, daß er vollkommen wahrhaft ist und der Geber alles Lichts, daß er daher uns nicht könne betrügen wollen, denn der Wille zu betrügen setze Schwäche oder Bosheit voraus. Hieraus wird gefolgert, was in der That schon früher vorausgesetzt war, daß durch das Licht der Natur nichts aufgefaßt werden könne, was nicht wahr wäre. Daß aber etwas wirklich durch das Licht der Natur aufgefaßt worden, davon findet Descartes das Kennzeichen darin, daß es von uns klar und deutlich gedacht werde, ein Kennzeichen der Wahrheit, welches freilich von Descartes selbst nur ganz unbestimmt genommen wird. Den Grund aller unserer Erkenntnisse fand er in Gott, weil in Gott alle klaren und deutlichen Ideen liegen und wahr seyn müßten. Er behauptete deswegen auch, alles sei nur darum wahr, weil Gott es gewollt habe; hätte er es anders gewollt, so würde es anders wahr seyn; da sein Wollen aber mit seinem Denken eins sei, so sei es eben nur wahr, weil er es wolle oder denke [30]). Er dachte sich daher auch eine Ableitung aller unserer Erkenntnisse aus Gott, weil Gott die Ursache aller Dinge sei, und also die vollkommenste Wissenschaft erreicht werden würde, die Erkenntniß der Wirkungen aus den Ursachen, wenn wir aus der Erkenntniß Gottes die Erklärung der geschaffenen Dinge abzuleiten vermöchten [31]). Dieser Gedanke hat denn freilich keinen weitern Erfolg in seiner Lehre, und es ist auch nur als eine Einseitigkeit seiner und überhaupt der wissenschaftlichen Neigung seiner Zeit anzusehen, wenn er dagegen die Erklärung der Natur aus den Endursachen verwirft, weil wir uns nicht so viel anmaßen dürften, der Rathschläge Gottes kundig zu seyn [32]).

Setzte nun Descartes, daß die Wahrheit unserer Gedanken darin beruhe, daß Gott unsere Ursache und die Ursache unseres Denkens sei, so trat ihm die Schwierigkeit entgegen, zu erklären, wie wir doch irren könnten. Denn nicht nur die klaren und deutlichen Erkenntnisse, in welchen kein Irrthum ist, rühren danach von Gott her, sondern auch die dunkeln und verworrenen Vorstellungen, in welchen ein Irrthum vorkommen kann, haben diese Quelle. Descartes nahm hier zunächst den Ausweg, zu zeigen, daß der Irrthum, sofern er etwas Negatives, ein Nichterkennen der Wahrheit ist, in uns deswegen eine Stelle habe, weil wir zwischen Gott, dem vollkom-

26) Med. III. p. 15. Nam quaecunque lumine naturali mihi ostenduntur, — nullo modo dubia esse possunt, quia nulla alia facultas esse potest, cui aeque fidam ac lumini isti, quaeque illa non vera esse possit docere. 27) Med. III. p. 21. 28) l. l.; de meth. p. 20.

29) Princ. ph. I, 21—23; 51; 52; 76; de meth. p. 19; med. III. p. 20; resp. ad sec. obj. p. 77. 30) Pr. ph. I, 29; med. III. p. 21; IV. p 22; de meth. p. 21; 22. Unde sequitur, ideas nostras sive notiones, cum in omni eo, in quo sunt clarae et distinctae, entia quaedam sint atque a deo procedant, non posse non in eo esse veras. Ep. I, 112; 115. 31) Princ. ph. I, 24. 32) Ib. 28; med. IV. p. 23.

menen Seyn, und dem Nichts mitten inne stehen. Im Begriff des geschaffenen Verstandes liege es, daß er endlich sei und nicht allwissend. Doch genügt dies ihm selbst nicht, weil der Irrthum nicht blos eine Negation, sondern eine Privation, die Beraubung eines Wissens sei, welches gewissermaßen in uns seyn sollte. Es stört ihn überdies hiebei die Betrachtung, daß Gott uns wol hätte in unserer Art vollkommen machen sollen, und daß er es wol hätte bewirken können, daß wir niemals uns irrten. Dagegen bemerkt er aber, daß der Irrthum von zwei Ursachen abhänge, von dem Verstande und von dem Willen, welche überhaupt die beiden möglichen Arten des Denkens wären. Den Verstand sieht er als das Vermögen an, Begriffe aufzufassen; in den Begriffen an sich aber sei kein Irrthum, denn in ihnen werde noch nichts bejaht oder verneint, da doch der Irrthum nur im Bejahen oder Verneinen bestehe. Descartes geht hierin so weit, daß er weder Wahrheit noch Falschheit in den Begriffen anerkennt und den Begriff einer Chimäre hierin ganz dem Begriffe einer Ziege gleich setzt und daher nur in der Form des Urtheils Wahrheit oder Irrthum möglich findet, weil sie das Seyn oder Nichtseyn eines Dinges aussage. Das Bejahen oder Verneinen im Urtheil sieht er nur als eine Thätigkeit des Willens an, und deswegen werde zu einem jeden Urtheile auch ein Wollen verlangt. Das Wollen aber ist frei und, wie Descartes sich ausdrückt, gewissermaßen unendlich, indem es alles wollen kann; es verhält sich indifferent gegen die Erkenntniß des Guten und des Bösen, und es muß diese Freiheit und Indifferenz des Willens als eine Vollkommenheit angesehen werden, welche wir von Gott empfangen haben. Die Lehre des Descartes über diesen Punkt ist sehr wenig wissenschaftlich ausgebildet. Er bemerkt, daß es allerdings eine größere Vollkommenheit des Willens sei, wenn er durch den Gedanken des Guten sich bestimmt finde, als wenn er ganz unentschieden und gleichgiltig gegen die Vorstellung sich verhalte, sucht aber doch eben in dieser Unentschiedenheit und Gleichgiltigkeit die eigentliche Freiheit. Er konnte auch nicht unbemerkt lassen, daß die Freiheit des menschlichen Willens mit der unendlichen Macht Gottes und der Vorherbestimmung aller Dinge in Widerspruch zu stehen scheine, sucht sich aber dadurch zu helfen, daß er nicht sowol einen scheinbaren Widerspruch zwischen beiden Begriffen anerkennt, als nur zugibt, daß wir ihre Übereinstimmung nicht begriffen. Den Grund hievon sucht er darin, daß wir die Unendlichkeit Gottes nicht zu fassen vermöchten und daher nicht einsehen, wie Gott dies bestimme und doch unsern Willen frei lasse; darum aber dürften wir die Freiheit des Willens nicht leugnen, weil wir sie selbst in uns erführen und sie zu den am meisten uns eingebornen Begriffen gehöre. Nun erkläre aber die Freiheit des Willens die Entstehung des Irrthums; denn obgleich wir nicht irren wollten, so wollten wir doch oft einer Vorstellung beistimmen, welche etwas Falsches enthalte, indem uns selbst das Verlangen nach der Wahrheit zum Urtheilen fortreiße, noch ehe wir im Stande wären, richtig zu urtheilen. Aber vor diesem Irrthume könnten wir uns nur dadurch bewahren, daß wir in allen Fällen unser Urtheil zurückhielten, in welchen wir etwas nicht klar und deutlich erkannt hätten [33]).

Es gehört zu der verworrenen Darstellungsweise des Descartes, daß er nun erst, nachdem er die Quelle des Irrthums und das Mittel, ihn zu vermeiden, nachgewiesen zu haben glaubt, vollkommen den klaren und deutlichen Perceptionen zu vertrauen scheint, welche aus natürlichem Lichte uns bewohnen, den Begriffen und Lehren der Mathematik, so wie anderer Wissenschaften, von welchen er behauptet, daß sie uns nicht durch Erfahrung bekannt geworden, sondern ursprünglich in uns vorhanden gewesen wären. Um dies genauer zu bestimmen, unterscheidet er die Vorstellung (imaginatio) von dem reinen Gedanken (pura intellectio), ohne aber diesen Unterschied genau zu bestimmen, besonders darin, daß der reine Gedanke die wesentliche Thätigkeit des Geistes sei, durch welche er sich auf sich selbst wendet und eine der in ihm liegenden Ideen auffaßt, während die Vorstellung dem Geiste nicht wesentlich sei, sondern ihm fehlen könne, ohne daß er aufhören würde, Geist zu seyn, woraus denn folge, daß sie von einem andern, vom Geiste verschiedenen Dinge abhängig sei. Dasselbe, was von der Vorstellung, gilt auch von der sinnlichen Empfindung; denn wir machen die Erfahrung, daß sie ohne unsere Beistimmung uns entsteht und auch nicht willkürlich von uns hervorgebracht werden kann. Es sind daher die Vorstellungen und die sinnlichen Empfindungen leidende Zustände in uns, welche ein Thun eines Andern voraussetzen. Das Andere aber könnte entweder Gott oder ein höheres, unkörperliches Wesen, oder auch ein Körper seyn, welchen ich klar und deutlich als ein ausgedehntes Ding von dem Geiste oder dem ausgedehnten Dinge unterscheide, und dessen Modificationen die sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen darzustellen scheinen. Würden aber die Empfindungen und die dadurch hervorgebrachten Vorstellungen uns von Gott unmittelbar erregt, oder ließe auch Gott nur zu, daß ein höheres, nicht körperliches Wesen uns diese Empfindungen und Vorstellungen erregte, so würde uns Gott mittelbar oder unmittelbar betrügen, und da dies nicht seyn kann, so bleibt nichts übrig, als daß sie von einer körperlichen Substanz uns erregt werde, und daß mithin eine körperliche Substanz ist [34]).

Daraus jedoch, daß eine körperliche Substanz ist, welche uns die sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen erregt, folgt nicht, daß alles von den Körpern wahr ist, was wir ihnen durch unsere Empfindung veranlaßt beilegen, sondern nur das kommt der körperlichen Substanz in Wahrheit zu, was wir von ihr klar und deutlich denken. Dies ist aber die Ausdehnung in den drei Dimensionen des Raumes, welche ebenso das Attribut der körperlichen Substanz bildet, wie das Denken das Attribut der geistigen Substanz. Denn alles, was einem Körper beigelegt werden kann, setzt die Ausdehnung voraus und ist nur eine Art der Ausdehnung, und alles, was einem Geiste beigelegt werden kann, setzt das Den-

33) Med. III. p. 14; IV. p. 22 seq.; pr ph. I, 31—43; ep. I, 8; 9; 10; 112. p. 320. 34) Med. V. p. 27; p. 80; VI. p. 81 seq.; pr. ph. II, 1; de pass. an. 1—4; 17; 21.

ken voraus und ist nur eine Art des Denkens. Diese Ansicht von beiden einander entgegengesetzten Arten der Substanz setzt Descartes mit dem Satze in Verbindung, daß einer jeden Substanz nur ein wesentliches Attribut zukomme [35]). Zwischen diesem Attribut und der Substanz, welcher es zukommt, findet nur in unserer Vorstellung ein Unterschied Statt [36]), weswegen auch die Substanz eines Körpers von seinem Raume nicht unterschieden ist, denn der Begriff des Raumes setzt nur das im Allgemeinen, was der Begriff der Ausdehnung im Besondern [37]), woraus die Folgerung gezogen wird, daß es keinen leeren Raum geben könne [38]). Außer diesem wesentlichen Unterschiede zwischen dem Körper und dem Geiste findet Descartes einen andern ebenso wesentlichen auch darin, daß der Körper in das Unendliche theilbar ist, der Geist dagegen trotz den verschiedenen Fähigkeiten, welche er besitzt, nur als eine untheilbare Einheit betrachtet werden könne, woraus ihm auch die Unsterblichkeit der Sele zu fließen scheint [39]).

Wie sehr nun aber auch Descartes beide Substanzen, den Geist und den Körper, von einander unterscheidet, so meint er doch, daß uns die Natur nichts ausdrücklicher lehre, als daß wir ein jeder einen Körper haben, mit welchem wir so innig verbunden und gleichsam vermischt sind, daß unser Geist mit ihm eine gewisse Einheit bilde, denn sonst würden nicht gewisse Arten des Denkens aus der Affection eines Körpers hervorgehen [40]). Die Schwierigkeiten, welche darin liegen, daß, wie Descartes es aufzufassen scheint, aus der Verbindung zweier Substanzen, unseres Geistes und unseres Körpers, eine Substanz bestehe, hat er kaum berührt. Er nimt nur, von gewissen physischen Untersuchungen ausgehend, an, daß die Sele zwar mit dem ganzen Körper vereinigt sei, weil dieser ein zusammenhängendes und gewissermaßen untheilbares Ganzes bilde und die unausgedehnte Sele kein Verhältniß zu den Theilen des Körpers, sondern nur zu seiner ganzen Zusammensetzung haben könne, daß aber doch ein Theil des Körpers im Gehirn sei, mit welchem sie auf eine mehr besondere Weise verbunden sei, als mit dem übrigen Körper, indem sie denselben unmittelbar bewege und von ihm unmittelbar afficirt werde [41]), und besonders darauf legt er ein großes Gewicht, daß dieser Theil des Gehirns nur eingliedrig sei und daher der Einheit der Sele entspreche, überdies aber sehr beweglich sei und daher leicht Eindrücke empfangen könne von entgegengesetzter Art, theils vom Körper, theils von der Sele [42]). Wie dabei die Nichtkörperlichkeit der Sele bestehen könne, darüber gibt er nur sehr dunkle Vorstellungen, welche darauf hinauszulaufen scheinen, daß er die Sele als eine von dem Körper verschiedene, doch in ihm vorhandene Kraft sich dachte [43]).

Außer dem Körper aber, welcher mit meiner Sele verbunden ist, werde ich ebenfalls von der Natur belehrt, daß noch andere Körper sind, welche ihn afficiren und durch die Sinne uns eine Kenntniß von sich mittheilen, obgleich die Art, wie sie sind, von der Art der Perceptionen, welche sie in uns erregen, sehr verschieden seyn kann [44]). Bei der Betrachtung dieser körperlichen Dinge muß man festhalten, daß nur in der Ausdehnung das wesentliche Attribut des Körpers bestehe, und daß daher alle Arten des Körpers nur Arten der Ausdehnung seyn können. Wir müssen uns also von dem Vorurtheile lossagen, daß den Körpern Farbe, Wärme und andere Qualitäten zukommen; denn alle diese Qualitäten werden nur alsdann von uns klar und deutlich gedacht, wenn wir sie als Arten unseres Denkens denken, und wenn wir setzen, daß etwas in den Körpern ist, welches uns eine solche Empfindung erregt, ohne daß wir doch wüßten, was in ihnen diese Empfindung uns errege [45]). Die Empfindungen der Sinne und die Vorstellungen von den äußern Dingen, welche aus ihnen uns entstehen, sind uns nur dazu von Gott gegeben, damit wir ihnen gemäß über die Schädlichkeit oder Nützlichkeit der Dinge urtheilend praktisch uns zu diesen auf eine gewisse Weise verhalten, nicht aber damit wir daraus eine Erkenntniß über ihre Natur schöpfen sollen [46]).

Auf diesen Begriff der körperlichen Substanz sich stützend, sucht nun Descartes nach gewissen allgemeinen Grundsätzen die Natur zu erklären. Er sieht die körperliche Welt als in das Unbestimmte ausgedehnt an, weil wir keine Grenzen ihrer Ausdehnung uns denken können [47]); er betrachtet dieselbe als eine Einheit, weil alles von derselben Materie erfüllt sei, deren Natur in nichts als in der Ausdehnung bestehe [48]). Die Eigenschaften derselben beständen nur darin, daß sie theilbar sei und ihren Theilen nach beweglich und mithin auch aller der Affectionen fähig, welche aus der Bewegung ihrer Theile fließen können [49]). Da er keinen leeren Raum annimt, auch die Verdichtung und Verdünnung im eigentlichen Sinne verwirft, so behauptet er, alle Bewegung müsse sich kreisförmig durch die ganze Welt fortpflanzen [50]). Als erste und allgemeine Ursache der Bewegung aber sieht er Gott an, welcher eine gewisse Quantität der Bewegung zugleich mit dem Körperlichen erschaffen habe und dieselbe Quantität auch durch seinen gewöhnlichen Beistand immer in der Welt erhalte, weil er, der Unveränderliche, auch auf unveränderliche Weise in der Welt wirken müsse [51]). Secundäre und besondere Ursachen der Bewegung aber sind die einzelnen bewegten Körper, welche andern Körpern ihre Bewegung auf mechanische Weise mittheilen, indem ein jeder Körper in demselben Zustande bleibe, in welchem er ist, und daher der Bewegung und Veränderung Widerstand leiste, wenn er nicht durch äußere Ursachen verändert oder bewegt werde [52]). Es ist offenbar, wie alle diese Principien darauf ausgehen, alles Natürliche nur zu einem mathematisch Begreifs

35) Pr. ph. I, 53; II, 4. 36) Ib. I, 68; II, 9. 37) Ib. II, 10—12. 38) Ib. II, 16. 39) Med. VI. p. 38; pr. ph. II, 22; de meth. p. 31. 40) Med. VI. p. 36; pr. ph. II, 2. 41) De pass. an. 30; 31; pr. ph. IV, 189. 42) De pass. an. 31; 32; 47; ep. II, 40; 50. 43) Ep. I, 29; 32.

44) Med. VI. p. 36. 45) Med. VI. p. 36 seq.; pr. ph. I, 66—70; de Meth. p. 25. 46) Med. VI. p. 39; pr. ph. II, 3. 47) Princ. ph. II, 21. 48) Ib. 22. 49) Ib. 23. 50) Ib. 33. 51) Ib. 36. 52) Ib. 37; 43.

lichen zu machen und jede andere Erklärung der Natur außer der mathematischen abzuweisen, wie dies auch Descartes ausdrücklich erklärt [53]). Seine Physik geht darauf aus, die ganze Welt als eine Maschine zu beschreiben [54]), und er geht hierin so weit, daß er nicht nur den menschlichen Körper für eine sehr künstliche Maschine erklärt, sondern auch alle die Thätigkeiten der menschlichen Sele, welche er Passionen derselben nennt, d. h. die sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen, die Vergesellschaftung derselben, die Erinnerung, die sogenannten unwillkürlichen Thätigkeiten der Einbildungskraft, die natürlichen Begehrungen, die Affecte und Leidenschaften allein von der Wirkung dieser Maschine abhängig macht und nur zugibt, daß diese natürlichen Wirkungen auch gewisse Thätigkeiten des Willens begleiten, welche frei und gänzlich von den natürlichen Wirkungen verschieden sind [55]). Daß diese Neigung, alles in der Welt nur als ein Mechanisches sich zu denken, in ihm vorherrschend war, spricht sich auch in seiner Meinung aus, daß die Thiere nur Maschinen sind, welche Meinung er doch nur schwach aus der Erfahrung zu bestätigen weiß, daß die Thiere keine Sprache haben und nur von den besondern Anregungen ihrer Maschine, aber nicht von der allgemeinen Vernunft und Einsicht regirt würden [56]).

Man kann sich nicht wundern, daß bei dieser vorherrschenden Richtung Descartes der Moral nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat, obwol er nicht verkannte, von welchem Werthe die Gegenstände derselben für unser Leben seien. Wenn wir die sehr unbestimmten Lebensregeln, welche er in der Schrift über die Methode entwirft, ausnehmen, so hat er nur gelegentlich, besonders in einigen Briefen, über das Sittliche sich erklärt. Doch sind einige Gedanken, welche mit seinen allgemeinen philosophischen Ansichten zusammenhängen, wegen des Einflusses, welchen sie auf die spätere Philosophie geübt haben, von Wichtigkeit. Nach seiner Ansicht von der Welt überhaupt konnte er nur der Überzeugung leben, welche er freilich nicht überall festgehalten hat, daß wir auf die Ereignisse der äußern Natur gar keinen Einfluß hätten, weswegen er denn die Macht des Menschen nur darin suchte, daß er seine Gedanken bilde [57]). Und auch nicht einmal diese sind ganz in unserer Gewalt, sondern sie hängen großentheils von den sinnlichen Eindrücken ab und von den uns angebornen Ideen. Aber eben darin suchte Descartes die Freiheit des menschlichen Geistes, daß er die angebornen Ideen sich zum Bewußtseyn bringen und klare und deutliche Erkenntnisse sich auszubilden vermöchte und dadurch der Gewalt der Affecte sich entzöge, daß er seine Gedanken von diesen trenne und in sich selbst eine feste Erkenntniß über das Gute und Böse ausbilde. Als das Gut, nach welchem der Mensch streben müsse, sah er die Seligkeit der Sele an, welche in ihrer Zufriedenheit mit sich selbst bestehe. Bei dieser könnten wir uns trösten über die äußern Dinge, welche unsern Wünschen nicht gemäß seyn möchten, indem wir überlegten, daß alles, was uns treffe, der Wille Gottes sei und mit unvermeidlicher Nothwendigkeit geschehe. Die Affecte der Sele, welche von äußern Gegenständen uns erregt würden, hätten aber keine zwingende Gewalt über uns, unsere Zufriedenheit zu stören, sondern wir vermöchten sie zu mäßigen durch klare und deutliche Gedanken und so, selbst unter den Affecten der Traurigkeit, eine intellectuelle Freude zu genießen, indem wir einsähen, daß alle Bewegungen der Sele, welche von außen kommen, ihr nicht zu schaden vermöchten. Auf solche Weise glaubte er die Tugend der Stoiker mit der Glückseligkeit des Epikur vereinigen zu können [58]).

Man sieht, die Philosophie des Descartes ist nicht sehr verwickelt, weder sehr reich an neuen Gedanken und schlagenden Wendungen, noch sehr tief in die Gründe der Wissenschaft eingehend. Sie hat ihren glänzenden Erfolg theils der Popularität ihrer Lehre zu danken, theils den schmeichelnden Hoffnungen, welche sie der wissenschaftlichen Neigung der damaligen Zeit erregte. Die Hauptrichtung dieser Zeit in der Wissenschaft strebte nach einer durch Erfahrung und Mathematik begründeten Erkenntniß der Natur; es fand sich in ihr aber auch noch eine Empfänglichkeit für die theologischen Ideen, welche durch die Bedeutung der kirchlichen Bewegungen in dieser Zeit rege erhalten wurde. Diese beiden Elemente vermischen sich in den bedeutendsten Philosophen dieser Zeit, in Baco, in Hobbes, in Gassendi, und so finden sie sich auch in Descartes. Doch ist bei ihm kaum ein Anfang ihrer organischen Verbindung zu finden, und offenbar hat das erstere ein bedeutendes Übergewicht vor dem zweiten. Der Erforschung und mathematischen Erklärung der Naturerscheinungen hat er die meiste Zeit und den größten Fleiß gewidmet; die mannigfaltigsten Versuche, Beobachtungen, scharfsinniges Nachdenken und künstliche Hypothesen werden dieser Seite der Forschung zugewendet; aus ihr geht seine ganze Ansicht von der Welt hervor. Wie geringfügig erscheinen dagegen seine Forschungen über Gott, über sein Verhältniß zur Welt und über die vernünftige Sele, von welcher man überdies nicht weiß, wie man sie mit seiner mechanischen Ansicht von der Welt vereinigen soll, indem die Lehren von der übernatürlichen Offenbarung, von der unmittelbaren Einwirkung und von der Gnade Gottes, so wie von der Wirksamkeit unseres Willens in der Natur weder mit der Unveränderlichkeit Gottes, noch mit der beständig sich gleichbleibenden Quantität der Bewegung stimmen wollen. Descartes gesteht selbst,

---

53) Ib. 64. Nam plane profiteor, me nullam aliam rerum corporearum materiam agnoscere, quam illam omnimode divisibilem, figurabilem et mobilem, quam geometrae quantitatem vocant et pro objecto suarum demonstrationum assumunt, ac nihil plane in ipsa considerare praeter istas divisiones, figuras et motus, nihilque de ipsis ut verum admittere, quod non ex communibus illis notionibus, de quarum veritate non possumus dubitare, tam evidenter deducatur, ut pro mathematica demonstratione sit habendum. Med. VI. p. 35. 54) Princ. ph. IV, 188. 55) Ib. IV, 190; de pass. an. besonders der erste Theil: de homine; de meth. p. 29. 56) De meth. p. 30. Descartes sagt sogar, das Blut sei die Sele der Thiere. Ep. II, 10. 57) De meth. p. 14; de pass. an. 146.

58) Princ. ph. IV, 190; de pass. an. 48—50; 144—148; 161; 221; 222; ep. I, 1; 4; 5; 6; 8; 11.

daß er es nicht für gut halte, in die methaphyſiſchen Betrachtungen ſich ſehr tief einzulaſſen, weil ſie von der Erforſchung des Sinnlichen abzögen; es ſei genug, die einmal aus den metaphyſiſchen Principien gezogenen Schlüſſe im Gedächtniſſe feſtzuhalten [59]). Und in der That, ſeine Methaphyſik, wie ſehr er ſich auch anſtellt, ſie von Grund aus und gegen jeden Zweifel geſichert feſtſtellen zu wollen, ſie iſt nur wie die Erinnerung an eine vergangene, faſt veraltete Zeit. Wir können uns nämlich nicht davon überzeugen, daß Descartes ſeine Grundſätze und Beweiſe ſo rein aus ſich geſchöpft habe, wie es nach der Darſtellung ſeiner Lehre ſcheinen möchte. Denn alle ſeine Unterſcheidungen von Subſtanz und Attribut und Accidens, von Weſen und Exiſtenz, von zufälligem Seyn der Geſchöpfe und nothwendigem Seyn Gottes und dergleichen mehr, ſie ſind ganz in der Weiſe der Scholaſtiker. Daß in dem Selbſtbewußtſeyn des Ich der Grund aller Gewißheit liege, daß das Weſen der Sele in dem Denken, das Weſen des Körpers in der todten Ausdehnung beſtehe, die Zurückführung der Vollkommenheit auf das Seyn, die Lehre, daß zur Erkenntniß des Endlichen die Erkenntniß des Unendlichen gehöre, der ontologiſche Beweis und jener merkwürdige, von Descartes gar nicht benutzte Satz, daß die weltlichen Dinge nicht in demſelben Sinne Subſtanzen ſeien, wie Gott, alles dies finden wir, zuweilen in ganz ähnlich lautenden Sätzen, bei Anſelmus und bei Auguſtinus [60]). Nicht als wenn wir meinten, daß Descartes aus den Schriften dieſer Männer ſelbſt geſchöpft hätte, denn dieſe Literatur war ihm wenig zugänglich; aber er ſchöpfte zuerſt aus dem Unterrichte ſeiner Lehrer in la Fleche, dann aus der Tradition der ſcholaſtiſchen Lehre, welche zu ſeiner Zeit noch ziemlich lebendig war. Wir finden daher, daß ſeine Leiſtungen in der Philoſophie nicht eben in neuen Gedanken beſtehen, auch nicht in einer geſchickten Zuſammenſtellung ſchon früher gefundener Wahrheiten; doch iſt er unſtreitig von großem Einfluſſe auf die Philoſophie der nächſt folgenden Zeit geweſen; denn durch ihn iſt ein Theil der philoſophiſchen Bildung der ältern Zeit auf die neuere übergegangen, und je mehr ſich hienach bei ihm die Richtungen der ältern Zeit mit den Neigungen der neuern Zeit kreuzten, um ſo mehr war er auch geeignet, zu weitern Forſchungen anzuregen. (*H. Ritter.*)

DESCARTES, als Mathematiker und Phyſiker. Man kann vielleicht über den Rang zweifelhaft ſeyn, welcher dem Descartes und ſeinem Syſteme in der Geſchichte der Philoſophie zu ertheilen iſt, da die meiſten Lehren deſſelben, Erzeugniſſe einer bloßen Einbildungskraft, welche Natur und Erfahrung widerlegt haben, verſchwunden ſind, ohne eine Spur von ſich zu hinterlaſſen, wenn wirklich ein geiſtig Erzeugtes ohne Spur verſchwinden kann, und wenn die Vernichtung des Zwangs des Ariſtotelismus nicht vielleicht mehr werth iſt, als die Erfindung eines neuen Syſtems. Über den Rang aber, der demſelben eminenten Geiſte in der Geſchichte der Mathematik und Phyſik ertheilt werden muß, hat nie ein Zweifel Statt gefunden, und ſo lange jene Geſchichte die Kenntniß von dem Zuſtande ihrer Wiſſenſchaften vor und nach Descartes aufbewahren wird, wird ſie immer urtheilen müſſen, daß nicht viele ihm gleich, die wenigſten größer als er geweſen ſeien. — Eine kurze Darſtellung deſſen, wie Descartes die Wiſſenſchaft gefunden, und was er geleiſtet hat, wird dieſes Urtheil hinlänglich beſtätigen. Beginnen wir mit der Algebra.

Schon vor ſeiner Zeit hatte man in dieſer faſt ganz der neuern Zeit angehörenden Disciplin der Mathematik bedeutende Fortſchritte gemacht; denn die Auflöſung der Gleichungen der vier erſten Grade war gefunden, und es iſt bekannt, daß man noch heut zu Tage in der allgemeinen Auflöſungskunſt der Gleichungen nicht viel weiter gekommen iſt; man müßte denn dies als einen Fortſchritt anſehen wollen, daß man nunmehr weiß, man könne nicht weiter kommen. Aber die Bezeichnung, die man vor ihm faſt allgemein anwandte, war ſo beſchwerlich und ſo wenig der Natur der Sache angemeſſen, daß ſie den Fortſchritten, namentlich der Analyſis, das größte Hinderniß in den Weg legte. Denn da das Weſen der Analyſis vorzüglich darin beſteht, die abſtracten Beziehungen verſchiedener Quantitäten auf eine beſtimmte Art auszudrücken und auf eine einfache Weiſe dem Verſtande darzulegen, ſo kömmt auf eine geſchickte Bezeichnung mehr an, als man irgend glauben möchte, und es iſt ſchon häufig geſchehen, daß durch die Bezeichnung allein neue Sätze, die vorher dem größten Scharfſinne entgangen waren, mit Leichtigkeit gefunden worden ſind. Nun aber wurden z. B. nach der alten Bezeichnungsart vor Descartes die ſucceſſiven Potenzen einer Quantität für die zweite und dritte Potenz manchmal durch ein perſpektiviſches Quadrat und einen ſolchen Kubus bezeichnet, von andern durch ein einem Buchſtaben vor- oder übergeſetztes Q und C, und für die höhern Potenzen entweder durch Wiederholung der perſpektiviſchen Quadrate und Kuben, der Q und C, oder durch Wiederholung der Quantität ſelbſt, deren Potenz genommen werden ſollte. Daß bei einer ſolchen unwiſſenſchaftlichen Bezeichnungsart an eine Theorie der Potenzen nicht gedacht werden konnte, ſieht man jetzt, wo wir die beſſere Bezeichnung haben, leicht ein. Descartes ſubſtituirte nun allen dieſen Zeichen ein anderes, welches beſtimmt und klar die Begriffe feſthielt und, was vor Allem wichtig iſt, mit welchem man rechnen konnte. Er ſetzte nämlich, wie wir es noch heut zu Tage thun, eine Ziffer rechts oben an die zu potenzirende Quantität und bezeichnete die verſchiedenen Potenzen durch die verſchiedenen Werthe derſelben, wobei indeſſen bemerkt werden muß, daß ſchon Herigone kurz vorher daſſelbe gethan hatte. Da jedoch Descartes in den ſeltenſten Fällen angibt, ob er einen Satz, den er vorträgt, oder eine Bezeichnung, die er angibt, ſelbſt erfunden, oder von Andern entlehnt hat, ſo läßt ſich nicht leicht entſcheiden, wer hier das Prioritätsrecht hat. Auf gleiche Weiſe führte Descartes die noch beſtehende Gewohnheit ein, die gegebenen Größen durch die erſten, die unbekannten durch die letzten Buchſtaben des Alphabets zu bezeichnen. Wie klar ſeine Begriffe waren, geht

59) Ep. I, 30. 60) Man vergl. nur *August.* de trin. IX, 8; *Anselm.* monol. 25; prosl. 2.

z. B. daraus hervor, daß, obgleich er die negativen Wurzeln einer Gleichung sehr unpassend falsche Wurzeln nannte, weiter sehend als Cardan, dem sie nur erdichtete (fictae) waren, er sie doch ganz richtig dadurch erklärte, daß hiedurch Linien angezeigt würden, die eine entgegengesetzte Lage in Beziehung auf diejenigen haben, welche durch die wahren Wurzeln bezeichnet würden. Ein anderes großes Verdienst hat sich Descartes durch die Entwickelung der Methode der unbestimmten Coefficienten erworben, die dann einen so außerordentlichen Einfluß auf die analytischen Entwickelungen und auf die Auflösung einer großen Menge von Aufgaben gehabt hat, indem er von derselben eine klare und deutliche Anwendung auf die Auflösung der Gleichungen vom vierten Grade machte, wobei man jedoch erinnern muß, daß ihn die Methode, die Ferrari bei derselben Gelegenheit angewandt, und die auch Vieta befolgt hatte, auf dieselbe führen konnte. Descartes stellt sich nämlich vor, daß der erste Theil einer auf Null gebrachten Gleichung vom vierten Grade das Produkt aus zwei Factoren vom zweiten Grade ist, denen er unbestimmte Coefficienten gibt, und welche er sich als die ersten Theile zweier auf Null gebrachten Gleichungen vom zweiten Grade denkt. Durch die Vergleichung der Glieder des Produkts mit den in dieselben Potenzen der unbekannten Größe multiplicirten Gliedern der aufgegebenen Gleichung gelangt er zu einer Gleichung, die wie eine vom dritten Grade behandelt werden kann, und aus welcher sich die unbekannten Coefficienten ergeben. Descartes setzt hinzu, daß man die Methode auch bei Gleichungen von höherem Grade anwenden könne, doch zeigt er nicht auf welche Weise; hätte er es versucht, die Rechnung auszuführen, so würde er gefunden haben, was später Lagrange mit so großem Scharfsinne gezeigt hat, daß man hiedurch auf höhere Gleichungen kommt, als die vorgegebenen sind, sobald diese den fünften Grad übersteigen.

Noch haben wir endlich von der wichtigsten algebraischen Entdeckung Descartes zu sprechen. Er bemerkte nämlich, daß in jeder algebraischen Gleichung so viele wahre (positive) Wurzeln seyn könnten, als Abwechselungen der Vorzeichen zwischen den einzelnen Gliedern der Gleichung da sind, und so viele falsche (negative), als Folgen gleicher Vorzeichen. Hat die Gleichung lauter reelle Wurzeln, so besitzt sie in der That so viele positive Wurzeln als Abwechselungen, und so viele negative als Folgen der Vorzeichen; sind aber mehre Wurzeln imaginär, so muß Descartes Satz dahin eingeschränkt werden, daß die gegebene Gleichung nicht mehr positive Wurzeln haben kann, als Zeichenwechsel, und nicht mehr negative Wurzeln, als die Anzahl der unmittelbaren (d. h. der durch kein fehlendes Glied unterbrochenen) und der durch eine gerade Anzahl fehlender Glieder unterbrochenen Zeichenfolgen, addirt zu der Anzahl der durch eine ungerade Menge fehlender Glieder unterbrochenen Zeichenwechsel in der gegebenen Gleichung beträgt. So hat Gauß den Satz in Crelle's Journal der reinen und angewandten Mathematik, 3ter Band, 1stes Heft. S. 3. ausgesprochen und ungemein leicht bewiesen. Descartes scheint jedoch zuerst an die imaginären Wurzeln nicht gedacht und ihn also unbedingt angenommen zu haben. Er führt ihn nämlich als eine Folgerung aus dem Satze von der Entstehung der Gleichungen durch die Multiplication aus einfachen zweitheiligen Factoren an; wenn aber jede der Wurzeln durch einen Buchstaben bezeichnet wird, so bleibt die Einschränkung, daß alle Wurzeln möglich seyn müssen, sehr leicht unbeachtet. Auch lassen sich seine eigenen Worte wol nur so deuten, daß er die uneingeschränkte Richtigkeit des Satzes habe aussprechen wollen. Sie sind: On connoit aussi de ceci, combien il peut y avoir de vrayes racines et combien de fausses en chaque équation. Als ihm Roberval, mit welchem er auch sonst noch oft genug in Streit gerieth, durch ein Beispiel die Unrichtigkeit des Satzes zeigen wollte, erwiderte er, daß er nicht behauptet habe, es wären so viele wahre und so viele falsche Wurzeln vorhanden, sondern es könnten so viele da seyn; auch beruft er sich deswegen, da die angeführte Stelle offenbar nichts von den imaginären Wurzeln enthält, auf eine andere Stelle seiner Geometrie, wo er von denselben spricht. Diese aber enthält auch nichts von der Einschränkung des Satzes auf lauter mögliche Wurzeln. — Descartes erwähnt nach seiner Art nicht, ob er selbst oder ein anderer den Satz gefunden habe. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß er ihn selbst gefunden hat. Zwar gibt sich Wallis, einer der ausgezeichnetsten Mathematiker, und dem die Analysis sehr viel zu verdanken hat, aber ein parteiischer Geschichtschreiber in seiner historischen Abhandlung der Algebra, die größte Mühe, um die Erfindung dieses sogenannten „Satzes von den Vorzeichen" für seinen Landsmann Thomas Harriot in Anspruch zu nehmen, und er hat es erreicht, daß lange Zeit der Satz der Harriotsche Lehrsatz genannt wurde und noch jetzt oft so genannt wird; aber die einfachste Prüfung zeigt, daß Harriot den Satz unmöglich erfunden haben kann. Denn erstlich findet er sich nicht in seinem zehn Jahre nach seinem Tode erschienenen Werke, dessen Titel ist: Artis analyticae Praxis, ad aequationes algebraicas nova, expedita et generali methodo resolvendas. Londini 1631. 180 pagg. in Fol. Zweitens weiß Harriot nichts von negativen Wurzeln, oder setzt sie ganz bei Seite, was auch ein neuerer Engländer Horsley, Herausgeber von Newtons Werken, freimüthiger als Wallis eingesteht. Denn in einer Anmerkung zur Arithmetica universalis sagt er ausdrücklich: Harriotus de numero radicum nil plane sani habet. Vir magnae quidem diligentiae, sed mediocris ingenii, ea fere in Algebraicis intellexit, quae a Cardano et Vieta acceperat, et radices, sicut illi fecerant, cuilibet aequationi totidem tribuit, quot illa *positivas* habeat, *negativarum ne in ullo quidem casu ratione habita*, utpote quas semper inutiles judicavit, cum earum naturam minime perspexisset. Und an einer andern Stelle: Harriotus, qui arcte adeo ad lumen connivebat, ut quantitates — c, — d, aequationum, quae ex illis procreatae essent, radices esse constantissime negaret, qui fieri potuit, ut ille intelligeret coefficientium genesin e radicum multiplicatione? Dazu kommt, daß auch nicht einmal der Satz, daß eine Gleichung so viele positive Wurzeln habe, als Abwechselungen der Vorzeichen vor-

kommen, bei Harriot gefunden wird und kaum einmal vorkommen konnte, da er gewohnt ist, das absolute Glied der Gleichung immer auf die eine Seite des Gleichheitszeichens allein zu stellen, ein Beweis, wie wenig er darauf gab, alle Glieder auf eine Seite zu stellen, worauf hier alles ankommt. Wallis läßt sich durch seine Leidenschaftlichkeit gegen die französischen Mathematiker, besonders gegen Vieta und Descartes, selbst verleiten, erstens zu behaupten, dieser, von dem er doch nicht leugnen kann, daß er den Satz zuerst vorgetragen habe, möge ihn wol aus der bloßen Ansicht der von Harriot aufgestellten einzelnen Fälle abstrahirt haben, was eher ein Lob für Descartes als für Harriot wäre, und zweitens, den Satz selbst herabzuwürdigen und seine Wichtigkeit wie seine Anwendbarkeit in ein falsches Licht zu stellen. Wie falsch er aber hierin geurtheilt hat, ist erst jetzt ganz offenbar geworden. Denn die neueste und bei weitem die beste und schnellste Methode zur Auflösung der numerischen Gleichungen, die nämlich, welche Fourier in seinem Werke: Analyse des équations determinées, première partie. Paris 1831. vorgetragen hat, beruht in ihren Principien großentheils auf dem Descartesschen Satze, den er freilich auf das geschickteste zu benutzen und auszudehnen verstanden hat.

Das Bisherige betraf Descartes rein-algebraische Entdeckungen. Wir kommen nunmehr zu einer andern Entdeckung, welche, wenn irgend eine, geeignet ist, seinen erfinderischen Scharfsinn zu zeigen, und durch die er die Mathematik auf eine Weise gefördert hat, die nicht blos alle Hoffnungen der Alten bei weitem übertraf und viele ihrer mathematischen Arbeiten unnütz machte, sondern auch von deren Folgen man kaum heut zu Tage einen gehörigen Begriff sich machen kann. Wir meinen die Anwendung der Analysis auf die Geometrie. Bedenkt man in der That, welches der Zustand der Geometrie im Jahre 1637 war, wo die französisch geschriebene Geometrie des Descartes erschien, und welche Fortschritte sie 50 Jahre später vermittelst der von ihm angegebenen oder angeregten Methoden gemacht hatte; bedenkt man, daß man hiedurch nicht blos eine unzählige Menge krummer Linien und Flächen und ihre Eigenschaften kennen gelernt hatte, sondern daß man nunmehr auch im Allgemeinen Tangenten an dieselben ziehen, sie rectificiren und quadriren, complaniren und kubiren konnte, daß man nunmehr erkannte, wie Linien vom verschiedensten Aussehen mit einander verwandt seien und viele Eigenschaften mit einander gemein haben könnten; bedenkt man endlich, um Alles mit einem Male zu sagen, daß Leibnitz, der eine der beiden Erfinder der Differentialrechnung, auf dieselbe durch geometrische Betrachtungen kam, die er mit analytischen verband: so wird man die Wichtigkeit von Descartes Erfindung gehörig schätzen lernen und zugeben, daß durch dieselbe die Geometrie aus dem Zustande der Kindheit, in welchem sie während des ganzen Alterthums, trotz des unendlichen, auf geometrische Forschungen von den Alten verwandten Scharfsinnes, und während des ganzen Mittelalters eigentlich geblieben war, erst heraustrat. Zwar waren schon vor Descartes geometrische Aufgaben mit Hilfe der Algebra aufgelöst worden, wie die Werke von Regiomontanus, Tartalea und Bombelli zeigen; aber diese Auflösungen, in welchen man in jedem besondern Falle bloße Zahlen für die bekannten Linien, und Buchstaben für die unbekannten gesetzt und gesucht hatte, die bestimmten Gleichungen, auf welche jede dieser Aufgaben führte, mittelst algebraischer Kunstgriffe in jedem einzelnen Falle besonders aufzulösen, waren keineswegs auf eine regelmäßige und allgemeine Methode der Anwendung der Algebra auf die Geometrie gegründet. Der einzige Unterschied war der, daß man gegenwärtig durch die Rechnung bestimmte, was die Alten durch ihre Constructionen mit größerer Eleganz bestimmt haben würden. Mit viel größerem Rechte könnte man Vieta den Vorgänger des Decartes nennen, da dieser von der innigen Beziehung, in welcher Geometrie und Analysis zu einander stehen, schon viel bestimmtere Begriffe hatte und z. B. einsah, daß bei jeder Gleichung vom dritten Grade, welche bekanntlich entweder eine reelle Wurzel und zwei imaginäre, oder drei reelle Wurzeln hat, die reelle Wurzel im ersten Falle durch die Verdoppelung des Würfels, und die drei reellen Wurzeln im zweiten Falle durch die Dreitheilung des Winkels (s. den Art.) gefunden werden. Descartes Entdeckung aber ist von einer viel höhern Art. Er sah nämlich ein, daß die Natur jeder krummen Linie sich durch eine gewisse Relation zwischen den gegebenen und zwei veränderlichen Linien, den Coordinaten (s. den Art. Coordinate), deren eine er die Abscisse, die andere die Ordinate nannte, müßte definiren lassen. Um diese Relation zu finden, braucht man nur irgend eine der die Linie charakterisirenden Eigenschaften durch eine algebraische Gleichung darzustellen; z. B. daß der Kreis eine Linie ist, deren sämtliche Punkte von einem in der Mitte befindlichen gleich weit entfernt seien, oder daß die Ellipse eine Linie ist, deren sämtliche Punkte die Eigenschaft haben, daß die Summe der Entfernungen jedes derselben von zwei festen gegebenen Punkten immer gleich groß bleibe u. s. f. Ist auf diese Weise die krumme Linie vermittelst einer einzigen sie charakterisirenden Eigenschaft durch eine Gleichung dargestellt, so vertrit diese Gleichung die Stelle einer vollständigen Definition der Linie; sie schließt nämlich alle, auch die verborgensten Eigenschaften der Linie in sich, und um dieselben zu entwickeln, bedarf es nur algebraischer Verwandlungen und Auflösungsmethoden. So kann man also z. B., wenn einmal das Gesetz, nach welchem eine krumme Linie beschrieben worden, gegeben und in eine Gleichung gebracht ist, ihren Lauf im Raume verfolgen, ihre Tangenten, ihre Normalen, ihre begrenzten oder unbegrenzten Schenkel, ihre gänzlich umschlossenen Theile, ihre Wendungs- und Rückkehrpunkte, ihre Spitzen, die Lage ihrer Krümmungskreise, mit einem Worte alle ihre charakteristischen Eigenschaften durch bloße Rechnung aus der Gleichung herleiten. So kann ferner eine und dieselbe Gleichung vom zweiten Grade zwischen den beiden veränderlichen Coordinaten, welche noch beständige Größen enthält, die drei Kegelschnitte zugleich darstellen, und nur durch die besondern Werthe, die man den beständigen Größen gibt, oder durch die Verhältnisse, die zwischen ihnen Statt finden,

wird es bewirkt, daß die Gleichung eine jener drei Linien, die Ellipse, Parabel oder Hyperbel besonders darstellt. Im Besitze dieser allgemeinen Methode konnte nunmehr Descartes geometrische Fragen vollständig auflösen, welche dem ganzen Alterthume entweder zu schwer gewesen waren, oder von denen es nur eine unvollkommene Auflösung für einige besondere Fälle hatte geben können. Dies zeigte er gleich im Anfange seiner Geometrie an einer bei den Alten berühmt gewordenen Aufgabe, gleichsam als wollte er von da ausgehen, wo die Alten stehen geblieben waren. Die Aufgabe war folgende: bei einer beliebigen Anzahl der Lage nach in einer Ebene gegebener gerader Linien einen Punkt zu finden, von dem man ebenso viele andere Linien, immer eine an jede der gegebenen unter gegebenen Winkeln ziehen kann, unter der Bedingung, daß das Produkt zweier auf diese Weise gezogenen Linien zu dem Quadrate der dritten ein gegebenes Verhältniß habe, wenn nur drei Linien, oder zu dem Produkte aus den beiden andern Linien habe, wenn vier Linien gegeben sind; daß das Produkt aus dreien von ihnen ein gegebenes Verhältniß zu dem Produkte aus den beiden übrigen und einer dritten gegebenen Linie habe, wenn fünf Linien, oder zu dem Produkte aus den drei übrigen habe, wenn sechs Linien gegeben sind u. s. f. Schon Euklides und Apollonius, wie man aus der Vorrede des Pappus zu dem siebenten Buche seiner mathematischen Samlungen und aus Apollonius großem Werke über die Kegelschnitte ersehen kann, haben eingesehen, daß es nicht einen einzigen solchen Punkt gebe, sondern unzählig viele auf einer krummen Linie liegende Punkte den Bedingungen der Aufgabe Genüge leisteten, und daß namentlich der geometrische Ort des gesuchten Punktes für drei oder vier gegebene Linien ein Kegelschnitt wäre. Für mehr als vier Linien war ihnen aber der Ort nicht bekannt; sie wußten blos, daß der Ort kein Kegelschnitt sei. Aus der Analyse des Descartes folgt nun mit großer Leichtigkeit, daß der Ort des gesuchten Punktes eine Linie vom dritten Grade ist, wenn fünf oder sechs, daß er vom vierten Grade ist, wenn sieben oder acht Linien gegeben sind u. s. f.

Descartes blieb nun nicht bei der Methode, die er gefunden hatte, stehen, sondern machte von ihr vielfältige Anwendungen. Eine der sinnreichsten und für seine Zeit, in welcher die Geometrie als der wesentlichste Theil der Mathematik angesehen und eine Auflösung um desto mehr geschätzt wird, in je näherem Zusammenhange sie mit geometrischen Untersuchungen stand, erfolgreichsten, war die Umkehrung seiner Methode, indem er nunmehr vermittelst der Geometrie ebenso algebraische Fragen auflöste und namentlich die Wurzeln bestimmter gegebener Gleichungen suchte (eine Operation, die man Construction der Gleichungen nannte), als er vorher geometrische Fragen auf algebraischem Wege aufgelöst hatte. Er verband nämlich zwei verschiedene, auf ein und dasselbe Coordinatensystem bezogene Gleichungen krummer Linien, deren eine die Coordinaten x und y, die andere x und z hat, so mit einander, daß er $z = y$ setzte; hiedurch fand er die Punkte, welche in beiden krummen Linien zugleich liegen, also ihre Durchschnittspunkte; da man aber nunmehr zwei Gleichungen für die beiden unbekannten Größen x und y, welche die Coordinaten der Durchschnittspunkte vorstellen, hat, so kann man durch Elimination der einen von ihnen x eine bestimmte Gleichung für die gemeinschaftliche Ordinate y in den Durchschnittspunkten erhalten. Vergleicht man diese Gleichung mit der gegebenen, so lassen sich die zur Zeichnung der beiden krummen Linien nöthigen unveränderlichen Linien dadurch bestimmen; die Ordinaten ihrer Durchschnittspunkte sind dann die Wurzeln der gegebenen Gleichung. Auf diese Weise hat Descartes im dritten Buche seiner Geometrie zuerst die geometrische Auflösung der Gleichungen vom dritten und vierten Grade durch den Kreis und die Parabel gelehrt, nachdem er im ersten Buche gezeigt hatte, daß zur Construction der Wurzeln der Gleichungen vom zweiten Grade die gerade Linie und der Kreis hinreichen. Auch zeigte er, wie die Gleichungen vom fünften und sechsten Grade durch die Durchschnitte eines Kreises mit einer Linie vom dritten Grade der parabolischen Conchoide aufgelöst werden könnten, und gab überhaupt durch diese Untersuchungen den nachfolgenden Mathematikern Veranlassung, sich viel mit der geometrischen Auflösung der Gleichungen zu beschäftigen und namentlich die Construction der Gleichungen vom dritten und vierten Grade auf mancherlei Weise abzuändern. Übrigens machte Descartes zwischen den Curven in der Hinsicht, ob sie zur Auflösung geometrischer Fragen angewandt werden dürfen, einen wesentlichen Unterschied. Er wollte nämlich blos diejenigen Curven angewandt wissen, welche durch continuirliche Bewegungen so beschrieben werden können, daß nicht blos einzelne Punkte, sondern irgend welche sich geometrisch finden lassen. In dieser Hinsicht mochte er auch, wenigstens wenn man den Zustand der Wissenschaft zu seiner Zeit in Erwägung zieht, Recht haben. Wenn er nun aber fortfährt und blos die algebraischen Curven (d. h. diejenigen krummen Linien, deren Gleichung eine blos algebraische ist, worin also nur Potenzen und Produkte der Coordinaten, verbunden mit den unveränderlichen Größen, vorkommen) als geometrische gelten lassen will, alle übrigen aber mechanische krumme Linien nennt, weil die nicht algebraischen, die zu seiner Zeit bekannt waren, als die archimedische Spirallinie und die Quadratrix, durch abgesonderte Bewegungen beschrieben werden, die kein genaues meßbares Verhältniß gegen einander haben, so muß man ihm vom heutigen Standpunkte aus darin sehr Unrecht geben. Denn gegenwärtig wird man mechanische Curven nur diejenigen nennen können, die ursprünglich durch ein mechanisches Gesetz oder durch eine mechanische Bewegung entstanden sind, wie z. B. die Kettenlinie, die elastische Linie u. s. f., während man alle diejenigen krummen Linien für geometrische wird erklären müssen, deren sämtliche Punkte nach einem gemeinschaftlichen geometrischen Gesetz bestimmt werden.

Von allen Aufgaben aber, die Descartes in seiner Geometrie auflöste, ist ihm die nützlichste und allgemeinste, und es machte ihm keine, wie er selbst gesteht, so viel Vergnügen, als seine im 2ten Buche mitgetheilte Methode, Tangenten an krumme Linien zu ziehen, deren

Gleichung eine algebraische ist. Dies ist auch kein Wunder. Denn schon lange hatte man eingesehen, daß man häufig durch den Zug der Tangenten die wichtigsten Aufschlüsse über die Natur einer krummen Linie erhalten könnte, und er mußte daher, da die alten Geometer die Lage der berührenden Linien blos durch Hilfe der Geometrie bestimmt hatten, bald nach der Erfindung seiner Methode darauf bedacht seyn, die Berührenden durch allgemeine analytische Methoden zu bestimmen. Seine Methode ist nun freilich, wenn man sie mit den spätern, und namentlich den durch die Differentialrechnung dargebotenen vergleicht, noch unbequem, aber als einer der ersten Versuche immer dankenswerth und merkwürdig. Sie gibt nämlich die Tangenten vermittelst der Senkrechten an den Berührungspunkten, d. i. der Normalen. Er stellt sich nämlich vor, daß man aus einem in der Axe der krummen Linie beliebig angenommenen Punkte einen Kreis beschreibt, welcher die krumme Linie wenigstens in zwei Punkten schneidet. Er sucht eine Gleichung, welche die Örter der Durchschnittspunkte enthält, und nimt darauf an, daß der Halbmesser des Kreises abnimt, bis beide einander immer näher kommende Durchschnittspunkte in einen zusammenfallen. Hiedurch fallen die beiden zusammengehörigen Halbmesser in einen zusammen, der Kreis wird ein berührender und der Halbmesser in dem Berührungspunkte die Normale an denselben. In der Folge trug Descartes einen bequemeren Weg, die Berührenden zu ziehen, in einem seiner Briefe vor (Epist. T. III. p. 175.). In dieser nimt er außerhalb der krummen Linie in der Verlängerung der Axe einen Punkt an, um welchen er eine gerade Linie sich drehen läßt, welche die krumme wenigstens in zwei Punkten schneidet. Darauf sucht er eine Gleichung, welche die Entfernungen des Einschnittspunktes dieser Linie in die Axe von den Fußpunkten der Ordinaten der beiden Durchschnittspunkte als Wurzeln enthält, und indem er nach der Methode der unbestimmten Coefficienten die Form der Coefficienten dieser Gleichung so bestimmt, daß sie zwei gleiche Wurzeln enthalten, so fallen beide Durchschnittspunkte in einen zusammen, und die schneidende Linie verwandelt sich in eine berührende. Auf diese letztere Methode war er wol durch Fermats Methode, dieselbe Aufgabe zu lösen, geführt worden. Fermats Methode hatte sehr viele Ähnlichkeit mit seiner Methode, die größten und kleinsten Werthe der Functionen zu bestimmen, oder vielmehr beide sind Anwendungen eines allgemeinen Verfahrens, die Grenze des Verhältnisses zweier Größen zur Bestimmung ihrer Relation zu gebrauchen. Dadurch, daß Fermat auf diesen Umstand Gewicht legte, war Descartes zu einem Mißverständnisse derselben verleitet worden, indem er glaubte, eine Berührende solle die größte unter allen geraden Linien seyn, die von einem Punkte an die convexe Seite einer Curve gezogen werden könnten. Hiedurch entwickelte sich ein Streit zwischen Descartes und den Anhängern Fermats, über welchen man das Genauere in dem 47sten bis 54sten Briefe des ersten, in Genty's Preisschrift über Fermat und in Montucla's Gesch. der Mathematik Th. 2. S. 138 ff. der 2ten Ausgabe nachlesen kann. Fermat selbst hat übrigens niemals die hohe Achtung, welche er vor Descartes Genie hegte, geleugnet und dadurch eben so sehr sich selbst, als seinen Nebenbuhler geehrt.

Eine besondere Methode mußte Descartes ersinnen, um Tangenten an die Cycloiden zu ziehen, da auf diese, als auf eine mechanische krumme Linie, die bereits für geometrische Curven bekannten Methoden nicht anwendbar waren. Die Cycloide, welche durch ihre zahlreichen und anziehenden geometrischen und mechanischen Eigenschaften berühmt geworden ist, nahm nämlich damals die Kräfte der Mathematiker so sehr in Anspruch, daß fast kein großer Name unter denselben diesen Untersuchungen fremd geblieben ist. Als demnach Roberval im Jahre 1634 den Inhalt der Cycloide mit dem Inhalte des erzeugenden Kreises verglichen und gefunden hatte, daß jener das dreifache des letztern ist, als er ferner die körperlichen Räume, welche von ihr durch ihre Umwälzung um die Grundlinie oder die Axe erzeugt werden, so wie den Schwerpunkt des Flächenraums derselben Linie und der auf beiden Seiten der Axe gelegenen Stücke dieses Flächenraums bestimmt hatte, und diese neuen Aufgaben dem Fermat und Descartes vorlegte, so durfte dieser, der in einem steten, durch Eifersucht erregten Streite mit Roberval lebte, welcher sich fortwährend Mühe gab, den Descartes als einen elenden Plagiarius darzustellen, nicht zurückbleiben, und er legte daher die Aufgabe vor, die Berührenden an die Cycloide zu ziehen, die für Roberval zu schwer war, von Fermat aber allgemein gelöst wurde. — Noch um andere krumme Linien und vermittelst derselben um die weitere Ausbildung der Geometrie überhaupt hat Descartes sich bedeutende Verdienste erworben. Wir wollen hier nur das Vorzüglichste herausheben. Er quadrirte mit Fermat und Roberval sowol die gemeine apollonische Parabel, als auch die Parabeln höherer Ordnung; auch bestimmte er den Inhalt und den Schwerpunkt der Körper, welche von allen diesen krummen Linien durch Umdrehungen um die Abscisse oder Ordinate gebildet werden. Da auf diese Weise bereits krummlinige Figuren mit geradlinigen verglichen waren, so muß man sich um so mehr wundern, wie Descartes, durch metaphysische Spekulationen irre geleitet, zweifeln konnte, daß überhaupt der Umfang irgend einer krummlinigen Figur mit einer geraden Linie verglichen werden könne (Geometria p. 39.). Um desto wichtiger war die kurz nachher (um das Jahr 1650) fast zu gleicher Zeit von Wilhelm Neil, van Heuraet und Fermat gefundene Rectification der semikubischen Parabel, d. i. derjenigen Parabel, in welcher die Quadrate der Ordinaten sich wie die Kuben der Abscissen verhalten, und die zugleich die Evolute der gewöhnlichen Parabel ist, wodurch jene Spekulationen durch die That widerlegt wurden. — Ferner kam er bei der Untersuchung, wie die Fläche, auf welcher ein schwerer Körper überall dasselbe relative Gewicht behalten solle, gekrümmt seyn müsse, auf die logarithmische Spirale, indem er sie als eine Linie definirt, welche stets mit den aus einem festen Punkte, dem Mittelpunkte oder Pole, gezogenen geraden Linien einen und denselben Winkel macht. Andere Mathematiker, welche von dieser Untersuchung benachrichtigt

müſſen, wenn ſich nur mit Beſtimmtheit darthun ließe, daß das angeführte Geſetz wirklich von ihm gefunden worden ſei. Aber Huygens behauptet in ſeiner Optik ausdrücklich (Opp. T. IV. p. 2.), er habe gehört, daß Descartes in Holland die Handſchrift zu der unedirt gebliebenen Schrift de natura lucis des als junger Mann im J. 1626 geſtorbenen Willebrord Snellius geſehen und aus derſelben das erwähnte Geſetz entnommen habe. Verhält ſich die Sache wirklich ſo, wie es in der That den Anſchein hat, da unbezweifelt feſt ſteht, daß Snellius das Geſetz ſelbſt entdeckt hat, ſo muß der größte Theil des Verdienſtes der Descartesſchen Dioptrik für Snellius in Anſpruch genommen werden. Faſt ebenſo wenig begründet ſind Descartes Anſprüche auf die erſte richtigere Erklärung über die Urſache des Regenbogens, die er in ſeiner Schrift über die Meteore mitgetheilt hat. Denn da er weder Antonius de Dominis noch Kepler anführt, von welchen man annehmen muß, daß er ihre Erklärungen deſſelben Phänomens gekannt habe, ſo kann man nicht wiſſen, welcher Theil von der Verbeſſerung jener Erklärung ihm als eigenthümlich zuzuſprechen iſt.

(*H. F. Scherk.*)

DESCENDENZ heißt der Inbegriff der von einem beſtimmten Dritten abſtammenden Individuen. Die einzelnen zu dieſer Deſcendenz (Nachkommenſchaft) gehörigen Perſonen heißen Deſcendenten (Nachkommen). Es werden ihnen die Seitenverwandten (Collateralen) entgegengeſetzt, d. h. diejenigen, welche zu einander nicht, wie die Deſcendenten zu ihren Aſcendenten (Eltern, Großeltern u. ſ. w.), in dem Verhältniß der Erzeugten zu den Erzeugern ſtehen, ſondern welche vielmehr gemeinſchaftlich von einem Dritten abſtammen, wie Geſchwiſter, Geſchwiſterkinder u. ſ. w. Die Seitenverwandten eines Individuums bilden zugleich deſſen Seitenlinie (linea transversa s. obliqua); wogegen die gerade Linie (linea recta) durch diejenigen Perſonen gebildet wird, die ſich als Erzeuger und Erzeugte zu einander verhalten. Dieſe Linea recta zerfällt in auf- und abſteigende Linie (superior; inferior), je nachdem ſie von den Deſcendenten zu den Aſcendenten hinauf-, oder von dieſen zu jenen hinabgeführt wird. (*Dieck.*)

DESCENSION oder Abſteigung eines Sterns, ein in der älteren Aſtronomie gebräuchliches Wort, iſt ein Bogen des Äquators, welcher zwiſchen dem Frühlingsnachtgleichenpunkte, von welchem an die Grade des Äquators gezählt werden, und entweder zwiſchen dem durch den Stern gehenden Abweichungs- oder Declinationskreiſe, oder dem mit dem Sterne zugleich untergehenden Punkte des Äquators liegt. Im erſten Falle heißt die Abſteigung eine gerade, descensio recta, und iſt alſo mit der geraden Aufſteigung ganz einerlei; im zweiten Falle heißt die Abſteigung eine ſchiefe, descensio obliqua. Zieht man die gerade Aufſteigung von der ſchiefen ab, ſo erhält man die Deſcionaldifferenz, welche auf der nördlichen Halbkugel für nördliche Sterne poſitiv und für ſüdliche negativ iſt. (*H. F. Scherk.*)

DESCHAMPS, Jacques, geb. 1677 zu Virummerville in der Diöces von Rouen, wurde Doctor der Sorbonne und Pfarrer zu Dangu in der Normandie, und ſtarb den 1. October 1759. Er hinterließ im Manuſcript ein Werk, das nachmals unter dem Titel gedruckt wurde: Traduction nouvelle du prophète Isaïe, avec des dissertations préliminaires et des remarques, 1760. in 12. Die Überſetzung iſt mehr ſchön als wörtlich; der Verfaſſer hat nicht nur öfters paraphraſirt, ſondern ſich auch willkürliche Umſtellungen in der Reihenfolge der Verſe erlaubt. (*Franke.*)

DESCHAMPS, François-Michel Chrétien, geb. zu Montmorency in der Diöces von Troyes 1683, geſtorben d. 10. November 1747. Er war anfangs zum geiſtlichen Stande beſtimmt, vertauſchte ihn aber mit dem Soldatenſtande, verließ auch dieſen wieder und ging zur Finanzpartie über. Von den fünf Tragödien, die er ſchrieb, wurden mehre nie gedruckt, ja nicht einmal aufgeführt. Den meiſten Beifall erhielt Caton d'Utique, welche 1715 aufgeführt und gedruckt wurde, auch 12 Vorſtellungen erlebte. Gegen Voltaire ſchrieb er: la Religion, defendue contre l'épître à Uranie. (*Franke.*)

DESCHAMPS, Jos. Franz Ludwig, ward geboren zu Chartres den 14. März 1740. Als Kind war er ſo ſchwächlich, daß man ihm ein ſehr kurzes Leben prophezeihte. — Anfangs wollte er ſich dem geiſtlichen Stande widmen; allein er kam in ſeinem 19. Jahre nach Paris und wohnte öfters den Krankenbeſuchen und chirurg. Operationen des berühmten Moreau bei, und von jetzt an ſtrengte er alle ſeine Kräfte an, um ein ſo großer Wundarzt zu werden, als er ward. Im J. 1764 wurde er in die von Houſet ſo reich dotirte école expérimentale aufgenommen und trug mehre Jahre nach einander den erſten Preis davon. Er ward Mitglied des Collegiums und der K. Akademie der Chirurgie, im folgenden Jahre erſter Wundarzt der Charité, nachdem er 15 Jahre den zweiten Platz eingenommen hatte.

Schon lange arbeitete er an einem Werke über den Steinſchnitt, deſſen Schule die Charité ſeit Tolets Zeiten war. Dieſes Werk, welches die Franzoſen noch jetzt für das belehrendſte und vollſtändigſte über dieſen Gegenſtand halten, erſchien 1796 zu Paris.

Als Deschamps zu altern anfing, ward Boyer ſein Adjunct, der ihn wie ſeinen Vater ehrte. Durch Corviſarts Vermittelung wurde er einer der vier conſultirenden Wundärzte mit einem großen Jahrgehalte und beſondern Auszeichnungen. Im hohen Alter litt er an Geiſtesſchwäche und ſtarb den 8. Decbr. 1824 im 85. Jahre ſeines Lebens. Er hinterließ einen Sohn, welcher unter andern mehre Überſetzungen aus dem Engländiſchen geliefert hat. Von dem Vater ſind noch folgende Schriften bekannt: J. F. L. Deschamps Beobacht. u. Bemerk. üb. d. Unterbindung der verwundeten Hauptſchlagadern, und beſonders über das Aneurysma der Kniekehlenſchlagader; a. d. Frz. nach der 2. Ausg. von C. B. N. Gottlob Schreger. Fürth 1808. 8. m. K. — Deſſen Abhandl. üb. d. Krankheiten der Naſenhöhle und ihrer Nebenhöhlen; a. d. Frz. von C. F. Dörner. Stuttg. 1805. 8. (*Th. Schreger.*)

DESCHAMPS, Claude-François, geb. den 10. April 1745, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und

zeigte, während er seine Studien auf dem Seminar machte, sehr glückliche Anlagen für denselben. Er wurde Abbé und Capellan der Kirche Orleans; indessen nöthigten ihn die Anfeindungen der Jesuiten, einen Dienst aufzugeben, den er später nie wieder übernehmen mochte. Der Anblick eines von Geburt an Taubstummen, der durch Petrère hatte sprechen lernen, ergriff ihn so mächtig, daß er von dem Augenblicke an seine eigentliche Bestimmung gefunden zu haben meinte. Alles, Vermögen, Talent, selbst seine Existenz widmete er der Erziehung der Taubstummen und wählte seine Zöglinge, denen er zugleich Unterhalt und Unterricht gab, vorzugsweise aus der niedern Volksklasse. Er lehnte alle Anerbietungen zu einer höheren, sorgenfreien Stellung standhaft ab, lebte zurückgezogen und starb im Januar 1791 fast unbekannt der Welt, aber desto mehr bedauert von seinen Freunden und vorzüglich von seinen Zöglingen. Wir besitzen von ihm: 1) Lettre à M. de Sailly, capitaine de cavalerie, sur l'institution des sourds-muets. Paris 1777. 2) Cours élémentaire d'éducation des sourds-muets. Paris, Debure, 1779. in 12., von welchem sich eine günstige Anzeige im Journal des savans, April 1779. befindet. Dagegen erschienen in demselben Jahre: Observation d'un sourd-muet sur le Cours élémentaire de l'instituteur. Hierauf antwortete Deschamps in seinem 3) Lettre à M. de Belle-Isle etc., pour servir de reponse à ces Observations etc. 1780. Der Streit bewegt sich hauptsächlich darum, daß Deschamps die sogenannte Zeichensprache zur Unterweisung der Taubstummen verwirft und als Hauptmittel für dieselbe die Beachtung der Bewegungen vorzieht, welche die deutliche Aussprache der Worte erfodert. 4) De la manière de suppléer aux oreilles par les yeux, pour servir de suite au Cours élémentaire etc. Paris, Debure, 1713. in 12. (*Franke.*)

DESCHAMPSIA. So nannte Palisot de Beauvois zu Ehren des Arztes zu St. Omer, Deschamps, eines der Naturforscher, welche die Expedition zur Aufsuchung Lapeyrouse's begleiteten, eine Pflanzengattung (P. B. agr. p. 91. t. 18. f. III.), für welche Link später den Namen Campella gebraucht hat. Hieher rechneten die genannten Schriftsteller diejenigen Arten der Grasgattung Aira L., deren untere Corollenspelze eine gerade Granne hat. Zu den bekannten Arten, Aira caespitosa L. (Deschampsia P. B. l. c., Campella Link.), welche durch ganz Europa an sumpfigen Orten vorkommt, und Aira juncea Vill. (Deschampsia P. B.), in Spanien, Frankreich und Nordamerika einheimisch, fügte Robert Brown eine neue Aira arctica Spr. (Deschampsia brevifolia R. Br.) von der Melville's-Insel. (*Sprengel.*)

DESCHKIN, eine vormalige Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Orel. Sie ist wegen ihres guten Landungsplatzes merkwürdig, hat 75 Häuser, 1 Kirche und etwa 500 Einwohner, welche außer der Landwirthschaft auch etwas Handel und Schifffahrt treiben. Es sind hier 11 Salzmagazine, aus welchen einige andere Städte und Dörfer mit Salz versehen werden. (*J. C. Petri.*)

Deschna s. Deszna.

DESCHT, das persische Wort für Ebene und Wüste, oder Einöde und Wildniß, Feld, Flachfeld (Flachfeld), Steppe, Heide, Wiese; als Ebene und Wüste, in beiden Bedeutungen, im Besondern Landstrich, wo nomadische Stämme unter Zelten hausen, als Wüste aber insonderheit, wenn es daselbst entweder ganz an Wasser gebricht, oder der Landstrich nicht hinlänglich damit versehen ist. Es ist dieses persische Wort auch in das Armenische übergegangen, wo es dascht geschrieben und ausgesprochen wird. In der persischen Sprache selbst urstammt es aus der ältesten medisch-persischen Sprache auf die gesammten Hauptmundarten derselben. Denn in der Hauptmundart Zend (Send), der Sprache des Send-Awestâ, ist es deschta und in der Pehlevi-Mundart dascht, daschte, daschtih oder daschti, ebenso in der durch das Neupersische erloschenen Mundart Pârsi dascht oder descht. Übrigens sind im Sanskrit ohne allen Zweifel die in gleicher, und nur durch verwandte Nebenanzeigen vermehrter Bedeutung häufig vorkommenden Wörter und Wortformen dhisht'ja, disch und dischja, dischas und dischâ, descha aus einer und derselben Wurzel.

Descht, Name einer Stadt, s. Descht bejâdh.

Descht ist auch ein bergiger Distrikt zwischen den Städten Ardebîl und Tebrîs in Aderbîdschân benannt, welchen Kurden bewohnen. (*Wahl.*)

Descht Ardschen oder Arzhen s. Descht Erzen.

DESCHT ARRADSCHÂN, auch Descht Arraghân, das Gebiet der alten und berühmten Stadt Arradschân oder Arraghân, ein Distrikt in der Ebene an der Küste des persischen Meerbusens vom Vorgebirge Bang bis nach der Ebene der Seehandelsstadt Büschîr (s. Deschtistan), indem das Gebiet der benannten, landeinwärts gelegenen Stadt in diese Ebene eingreift. (*Wahl.*)

DESCHT BEJÂDH oder bejâż (ausgesprochen Bejâs, mit scharfem, gelindem s), eine vor Zeiten berühmte Stadt im südwestlichen Theile der Provinz Chôrasân, die sonst auch schlechthin Descht benannt ist, im vierten Klima der orientalischen Geographen gelegen. Nach dieser Stadt ist zugleich die Wüste Miâna, welche sich an der südwestlichen Grenze der Provinz Kômeß oder Kômeß in die Landschaft Köhestân erstreckt, ebenfalls Descht bejâdh oder bejâż benannt. (S. Altes und N. Vorder- und Mittelasien. B. 1. [Leipz. 1795]. S. 840 und die zu diesem Buche gehörige Charte des pers. Reichs.) (*Wahl*)

DESCHT BÎ DAULET. Die dürre und wasserlose Wüste, welche die Landschaft Sind am Indus von dem Gebiete von Kandahâr trennt, so trocknen und festen Bodens und so tief liegender Quellen, daß die Wässerung des Landes mittelst Ziehbrunnen (Wassermaschinen, dergleichen man bei Shaw [Travels p. 337], Kämpfer [Amoen. exotic. p. 681] und Niebuhr [Reiseb. Bd. I. S. 148 ff.] beschrieben und abgebildet findet) unmöglich ist und die Reisenden außer Stand sind, sich mit Wasser zu versehen. Descht bî daulet d. i. nach dem Sprachgebrauche des Wortes daulet im

Arabiſchen und Perſiſchen unſelige, unholde, unfreundliche, unheimliche; unbewohnte, unbeherrſchbare, von Statsverfaſſung ausgeſchloſſene; auch überhaupt ungeheure Ebene oder Wüſte. Dieſelbe Benennung findet ſich daher nächſtdem wegen des allgemeinen Sinnes derſelben

2) auch der großen, waſſerloſen, drei Tagereiſen langen und ſehr beträchtlich breiten Sandwüſte, nordöſtlich von Herât in Chôraſân zwiſchen Balch und Bochârâ, geeignet, welche ſich bis zur Grenze der Provinz Chowâresm und bis nach K'arehk'ilpâk', dem Eingange in die Wüſte Deſcht K'aptſchâk', erſtreckt und auf der andern Seite die Grenzſcheide zwiſchen Bochârâ und Meruſchâhldſchân bezeichnet; ſich namentlich weſtwärts und oſtwärts dem Gebiete der am dieſſeitigen Strande des Oxusſtromes belegenen Stadt Tſchârdſchû, und zwar oſthin ſüdwärts in Entfernung von 12 Tagereiſen bis zu der Stadt Balch, weſthin nordwärts in Entfernung von 8 Tagereiſen bis an die Grenze von Chowâresm erſtreckt, und ältern Angaben zufolge von Tſchârdſchû bis nach Meru wenigſtens 44 Farſangen, d. i. 70 bis 80 franz. Meilen im Umfang haben muß. Ebenſo iſt die Benennung

3) der großen dürren und waſſerloſen hindoſtâniſchen Sandwüſte oder wüſten Ebene geeignet, welche, von Sandbergen durchbrochen, ſich zwiſchen dem Indus in der Landſchaft Sſind weſtwärts dem Sſindſtrome, und oſtwärts dem Steppenfluſſe Bâh und Paddarfluſſe, ſüdlich an das Küſtenland des indiſchen Oceans, nördlich aber bis an Multân und Pendſchâb erſtrecket. Findet ſich dieſe letztere Wüſte, die große hindoſtâniſche Sandwüſte, von europäiſchen Geographen unter der Benennung Descht by Daleb, ſo ſoll es wol vielmehr Descht bî dâlâb oder Descht bî dâliet d. i. unwäſſerbare, waſſerloſe Wüſte, in welcher auch durch Waſſermaſchinen (dûlâb oder dâliet) kein Waſſer gefördert werden kann, oder in eben dem Sinne vielleicht Descht bîdahleh heißen (dahleh gleichbedeutend mit dûlab und dâliet); da ſelbſt daulet wegen ſeiner Grundbedeutung circuitus wol fähig iſt, auf das Räderwerk der Waſſermaſchinen hinzudeuten, und die Benennung, ſei ſie dieſe oder jene, allemal als allgemeine Benennung jeder großen unwirthbaren Wüſte geeignet iſt. (*Wahl.*)

Descht by Daleb (?) ſ. Descht bî daulet.

DESCHT ERZEN oder Arzen (Erſen, Arſen) auch Erzân oder Arzân (Erſân, Arſân), imgleichen Erzhen (Erſhen) und Arzhen (Arſhen) (zh oder ſh = dem franzöſiſchen j), von Engländern auch Descht Arjun, descht Argin geſchrieben. Der Name einer fruchtbaren Ebene der Provinz Fârß oder Fârßiſtân, wo viele der beſten perſiſchen Pferde gezogen werden. Dieſe Ebene erſtreckt ſich in der vormaligen Kûrah (dem vormaligen Kanton) Schâpûr, nordöſtlich, auf dem Wege von der Stadt Kâſerûn nach der Hauptſtadt Schîrâs, allernächſt dem 14 engl. Meilen von Kâſerûn belegenen Berge Pirsen (Kûel ï Pir ï zen), welcher zu dieſer Ebene führt, zwiſchen dieſem Berge und der Stadt Schîrâs. Die Ebene hat einen kleinen fiſchhaltenden See ſüßes Waſſers, welcher von Ibn H'aukal derjâi descht benannt iſt. Von Câzerûn (Kâſerûn) bis zu dieſer Ebene werden 18 engl. Meilen gerechnet, und 39 von da nach Schîrâs. In demſelben vormaligen Bezirk der Provinz Fârß, der kûreh ſchâpûr, erhält auch der fiſchreiche See in der Nähe von Kâſerûn den gleichen Namen Erzen oder Arzen ꝛc. Auch eine Stadt und ein dabei befindlicher See in Armenien iſt Erzen oder Arzen (Erſen, Arſen) benannt. (S. A. u. N. Vorder- u. Mittelaſien. Bd. I. [Leipz. 1795]. S. 691.) (*Wahl.*)

DESCHTÎ, Benennung des ebenen Küſtenſtriches am perſiſchen Meerbuſen von Büſchîr oder Abûſchehr bis an die Stadt und den Hafen Kunk oder Kong. (*Wahl.*)

Descht ï Arradſchân cet. ſ. Descht Arradſchân.

Descht ï bejâdh cet. ſ. Descht bejâdh.

Descht ï Erzen cet. ſ. Descht Erzen.

Descht ï Kaptſchâk ſ. Descht Kaptſchâk.

DESCHTÎBÂN, 1) Ort und Ebene in der Provinz Fârß oder Fârßiſtân, und zwar im Diſtrikte der Hauptſtadt Schîrâs, dieſelbe fruchtbare Ebene, welche bereits oben angezeigt iſt (ſ. Descht Erzen oder Erzan). 2) Name eines Ortes und einer Ebene in Turkeſtân im nordöſtlichen Aſien jenſeits des Sih'ûn oder Jaxartes. 3) Name eines Fleckens im Gebiete von Iſpahân. 4) Name eines Städtchens zwiſchen Tebris und Nachdſchiwân im armeniſchen Aderbîdſchân. (*Wahl.*)

DESCHTISTÂN hat gleiche allgemeine Bedeutung mit descht und iſt insbeſondere die Benennung der Ebene an der Küſte des perſiſchen Meerbuſens von dem Vorgebirge Bang bis nach der Ebene der Seehandelsſtadt und des Hafens Büſchîr oder Abûſchehr. (*Wahl.*)

DESCHT KAPTSCHÂK oder Descht K'iptſchâk' heißt die von den morgenländiſchen Geographen in das ſechſte Klima geordnete, ganze, weite Ebene, welche ſich vom fernen nördlichen Oſten Aſiens aus nach Weſten hin über dem kaſpiſchen Meere und bis zu den Grenzen des Pontus Euxinus oder ſchwarzen Meeres erſtreckt, oder die Ebenen und Wüſten von Turkeſtân, und im weiteſten Sinne die große Tatarei überhaupt. Auch in einem engern Sprachgebrauche bezeichnet dieſe Benennung einen namhaften Strich Landes in Turkeſtân. Der Eigenname dieſes weitumfänglichen, großentheils von viehzuchttreibenden, nomadiſchen Tataren und Mongholen bewohnten Wüſten- und Ebenen-Bereichs ſchreibt ſich der orientaliſchen Überlieferung und authentiſchen Urkunden zufolge aus hoher Zeit vor Chriſtus Geburt her, von einem der allerälteſten Stämme oder Geſchlechter, deſſen Anherrn der uralte mongholiſche König Oghûſchân, welcher die ganze Völkerſchaft der öſtlichen Türken und der Tataren, beide durch ſeine Siege unter einer Herrſchaft vereinigte, da er ihn durch einen glücklichen Zufall als verlaſſenen Säugling in einem hohlen Baume entdeckte, worein ihn ſeine Mutter nach der Entbindung auf freiem Felde verborgen hatte, an Kindes Statt an ſich nahm und ihm den Namen K'aptſchâk' oder K'iptſchâk' beilegte, weil dieſes Wort im Tatariſchen Baumrinde bedeutet. (*d'Herbelot* B. Or. t. Cabgiak.) (*Wahl.*)

DESCOURTIS, Charles Melchior, geb. zu Paris im J. 1753, war ein Schüler von Janinet, arbeitete in Farbentuschmanier, welche Art, durch die Platte colorirte Bilder zu drucken, mehr für den Laien anziehend, in der neuesten Zeit fast völlig aus dem Kunsthandel verschwunden ist. (*A. Weise.*)

DESCUREA. So nannte Guettard zu Ehren des Arztes zu Etampes, Franz Descurain, welcher ihm Beiträge zu seinem Werke über die Pflanzen von Orleans und Etampes lieferte, eine Pflanzengattung, welche sich bei Adanson unter dem Namen Sophia findet. Es ist dies Sisymbrium Sophia L., eine in ganz Europa gemeine Pflanze, welche von Sisymbrium durch den langen, schlaffen Kelch, die sehr kleinen Corollenblättchen und sechs kleine Drüsen zwischen den Staubfäden abweicht. (*Sprengel.*)

DESEINE, François, ein französischer Buchhändler, geboren zu Paris, machte mehre Reisen nach Italien, ließ sich zu Rom nieder und starb daselbst 1715. Er gab heraus: 1) Description de la ville de Rome, en faveur des étrangers. Lyon 1690. in 4. oder 4 Theile in 12. Das Werk besteht aus drei Theilen; der erste gibt die Beschreibung vom alten, der zweite die vom neuen Rom, und der dritte enthält einen Bericht über die Ceremonien des römischen Hofes. 2) Nouveau voyage d'Italie, contenant une description exacte de toutes les provinces, villes et lieux considerables, et des îles qui en dépendent. Lyon 1699. 2 Theile in 12. Das Werk ist in Form einer Reisebeschreibung abgefaßt, der Verfasser behauptet in der Vorrede, daß es das vollständigste aller damals vorhandenen sei; er spricht aber wenig darin von den Sitten und Gebräuchen der Italiäner. 3) Rome ancienne et moderne. Leyde 1713. 30 Theile in 12. Eine beträchtlich vermehrte Ausgabe des zuerst angeführten Buches. Er hat 24 Jahre daran gearbeitet und es mit einer großen Anzahl sehr gut gestochener Kupfer ausgestattet. (*Franke.*)

DESENZANO (Dezenzano), ein schöner, großer und wohlgebauter Flecken am Gardasee mit 3400 Einwohnern, die wegen der von Brescia nach Verona führenden Straße und ihrer vortheilhaften Lage einen starken Handel treiben und wöchentlich einen stark besuchten Kornmarkt halten. Außerdem treiben sie viel Fischerei und bauen den vino santo. Zur Zeit der cisalpinischen Republik war Desenzano der Hauptort des vom Gardasee oder Benaco benannten Departements; jetzt gehört es zu der mailändischen Delegation Brescia. (*H.*)

DESERICIUS, Joseph Innocenz, ein Piarist, geb. zu Neutra 1702, unterrichtete zu Raab den Klerus seines Ordens in den theologischen Wissenschaften, ging dann nach Rom als Generalassistent seines Ordens und sammelte in den päpstlichen Bibliotheken Materialien zu seinem Commentar von dem Ursprung und den Vorfahren der Ungern (de initiis ac majoribus Hungarorum. 4 Bde. Fol.). Er starb 1765 zu Waizen (Vácz). Von ihm ist auch eine Geschichte des Bisthums und der Stadt Waizen. 1763. Seinen ärgerlichen Streit mit dem Jesuiten Georg Pray erzählt umständlich *Horanyi* Memoria Hungarorum scriptis editis notorum. Thl. I. S. 502—515. (*Joh. Genersich.*)

DESERTA BOJORUM, Plinius (3, 27.), ἡ Βοΐων ἐρημία Strabon (7, S. 292). Nach Strabon berührten den Bodensee die Rhäter in geringer Entfernung, in größerer die Helvetier und die Vindelicier, und die Wüste der Bojer bis zu den Pannoniern hin. In dem letzten Zusatze liegt ohne Zweifel ein Irrthum von Seiten Strabons zum Grunde, denn es läßt sich durchaus nicht darthun, daß diese Wüste eine solche Ausdehnung gehabt habe, und Strabon selbst läßt in andern Stellen keinen Zweifel übrig, daß er hier irrte, und daß er nur darum, weil er von einer Wüste der Bojer im südlichen Germanien und von einer andern in Illyris hörte, beide mit einander in Verbindung stehend glaubte. Es werden nämlich unter dem Namen Wüste der Bojer zwei ganz verschiedene und um so weniger mit einander zu verwechselnde Districte aufgeführt, als der Name Bojer bei beiden ganz verschiedene Völker bezeichnet, die nichts als den Namen mit einander gemein hatten. Zuvörderst müssen wir nach Strabons Anleitung die Wüste der Bojer im südlichen Baiern suchen. Diese Gegenden lagen verödet und menschenleer, aber ungewiß ist, seit welcher Zeit. Den ersten Anlaß zu dieser Verödung gaben wahrscheinlich die germanischen Völkerzüge, die mit dem großen Stoß der Cimbern und Teutonen begannen. An sie schlossen sich nämlich auch schon die Bojer an, und darin mag die erste Verminderung ihrer Macht ihren Grund gehabt haben. Später finden wir sie in Verbindung mit den Helvetiern, nachdem sie zuvor ins Noricum eingefallen waren und Noreja berennt hatten (Caes. b. Gall. 1, 5.). In Cäsars Zeit muß aber das Bojerland an der Donau schon verödet gewesen seyn, denn dahin zielt die Nachricht, welche Cäsar über die Sueven erhielt, daß diese es für den größten Ruhm achteten, wenn um ihre Grenzen her menschenleeres Gebiet liege, und von einer Seite sollten gegen 600 Millien öde seyn (Caes. b. Gall. 4, 3.). Dies waren die deserta Bojorum, wenn gleich die Ausdehnung übertrieben angegeben wurde. So lag das Land aber auch noch in der Zeit des Augustus, als seine Stiefsöhne Tiberius und Drusus an der Donau Krieg führten, wie aus Strabon (7. S. 292.) erhellt.

Der andere Landstrich, welcher unter dem Namen deserta Bojorum angeführt wird, lag, wie Strabon mit Bestimmtheit sagt, in Illyris, das ist, wie wir aus Plinius (H. N. 3, 27.) wissen, im jetzigen Ungern in der Gegend des Plattensees. Diese Bojer standen aber durchaus in keiner Verbindung und in keinem Verkehr mit dem großen bojischen Volksstamm in Germanien, sondern es waren Überbleibsel jener gallischen Bojer, die sich im nördlichen Italien niedergelassen hatten, darauf aber, bald nach dem zweiten punischen Kriege, von den Römern geschlagen und zum Theil aus Italien vertrieben, sich an der Donau neben den Tauriskern, welche schon Polybios in Verbindung mit den Bojern nennt (Polyb. 2, 28.), niedergelassen hatten (Strab. 5. p. 213.). Dort saßen sie noch in Cäsars Zeitalter neben den Tauriskern unter einem gemeinschaftlichen Könige Critasirus

(Strab. 7. p. 304, 313.), geriethen aber mit den Daciern und Geten und deren Könige Borebistas, der eine so bedeutende Macht gewann, daß selbst Cäsar gegen ihn auf einen Feldzug sann (Strab. 7. p. 298.), in Krieg und wurden in demselben völlig vertilgt, ihr Land aber zu einer bloßen Viehweide, also verödet (Strab. 5. p. 213.). In diesem Zustande blieb der District, bis der Kaiser Claudius nach Plinius Angabe (H. N. 3, 27. Noricis junguntur lacus Geiso [der Plattensee], deserta Bojorum; jam tamen colonia Divi Claudii Sabaria et oppido Scarabantia Julia habitantur) in dieser Wüste die Colonie Sabaria gründete *). (*L. Zander.*)

Desertion s. Entweichung, Militärverbrechen und Versäumnis.

Deses s. D.

DESESSARTS, Jean Charles, war im J. 1729 zu Bragelogne in der Champagne geboren. Er widmete sich zu Tonnere und zu Paris den schönen Wissenschaften, späterhin aber der Medicin. Zu Rheims erlangte er die Doctorwürde und lebte hierauf zu Villers-Cotterets, späterhin zu Noyon als praktischer Arzt. Sein Eifer um die geschickte Behandlung mehrer epidemischen Krankheiten und die darüber der medicinischen Facultät zu Paris mitgetheilten Berichte verschafften ihm eine Einladung nach Paris. Dort ward er im Juli 1769 Doctor der Medicin, im nächsten Jahre Professor der Chirurgie und 1774 der Pharmacie. Er gehörte zu den ersten und thätigsten Mitgliedern der königl. Gesellschaft der Medicin, welche Lasone und Vicq-d'Azyr gegründet hatten. Eine Lungenentzündung beschleunigte den 13. April 1811 den Tod dieses geschickten Arztes, der sich auch durch einige Schriften bekannt machte. Zu diesen gehören besonders sein Traité de l'education corporelle des enfans en bas age, ou Reflexions pratiques sur les moyens de procurer une meilleure constitution aux citoyens. Paris 1760. 8. (Teutsch von J. G. Krünitz. Berlin 1765. 8.). Diesem Werke verdankte er den schmeichelhaften Beinamen eines Medecin des Enfans. Nach seinem Tode erschien noch: Recueil de discours, memoires et observations de medicine clinique. Paris 1811. 8. *). (*Heinr. Döring.*)

DESESSARTS, Nicolas Lemoyne, geb. zu Coutances den 1. Nov. 1744, gest. das. den 5. Oct. 1810, war erst Advokat und dann Buchhändler in Paris. Er ist theils als Herausgeber von Anderer Werken, theils als Verfasser eigener, juristischer, belletristischer und literarhistorischer, bekannt. Seine belletristischen Schriften fanden am wenigsten Eingang. Von seinen juristischen sind zu nennen die Causes célebres, von 1773—1789. 196 Bde. 12.; das Dictionnaire historique et judiciaire, contenant les anecdotes piquantes et les jugemens fameux des tribunaux de tous les temps et de toutes les nations (1778—1784; 9 Bde. 8.); Procès fameux (1786—1789. 10 Bde. 12.). Während der Zeit der Revolution gab er heraus: la vie et les crimes de Robespierre et de ses principaux complices (1798. 3 Bde. 18.), welchem als viertes Bändchen folgten les crimes du duc d'Orleans (Egalité) et son procès (1802). Von seinen literarhistorischen Werken ist sein Nouveau Dictionnaire bibliographique portatif (1798. 8.) noch unter dem Mittelmäßigen; den meisten Ruf verschafften ihm seine Siècles literaires de la France, ou Nouveau Dictionnaire historique, critique et bibliographique de tous les écrivains français, morts et vivants, jusqu'à la fin du 18me siècle (1800—1801. 6 Bde. 8. mit einem Supplementbande 1803). Über dieses Werk gerieth er in Streit mit einem der sorgfältigsten teutschen Bibliographen, mit Ersch, welcher damals die France litteraire herausgab. Der Streit wurde in dem Magazin encyclopédique (Bd. 3 u. 4.) geführt (vergl. auch die Vorrede zu Ersch's erstem Nachtrag zu seiner France litteraire), aber selbst französische Literatoren entschieden sich für Ersch, wie sie denn auch erklären, daß in dem Werke ihres Landsmanns zwar einige, aber nur wenige, Artikel von Wichtigkeit, dagegen aber zahlreiche Auslassungen und Unrichtigkeiten sich finden. (*H.*)

DESFAUCHERETS, Jean Louis Brousse, geb. zu Paris 1742, gest. das. den 18. Febr. 1808. Da das Vermögen, welches sein Vater, ein Parlamentsadvokat, ihm hinterließ, ihn unabhängig machte, so folgte er seiner Neigung zur dramatischen Poesie, welcher er auch nach dem schmählichen Falle seines ersten Stücks: L'Avare cru bienfaisant (1784) nicht entsagte. Großentheils war das Auszischen dieses Stücks Rache, die man an dem Dichter nahm, der die Stücke Anderer stets allzuscharf beurtheilt hatte. Die erfahrne Demüthigung witzigte ihn, und er gewann fortan Gunst und Freunde, die er sich auch unter den schwierigsten Umständen der Revolution erhielt. Sein vorzüglichstes Stück ist le mariage secret, welches 1786 mit dem größten Beifall aufgenommen wurde und seitdem auf dem Repertorium

*) Herr Rumy hat über diese Stelle Folgendes mitgetheilt: Scarabantia ist das heutige Steinamanger (Szombathely, lateinisch auch heut zu Tage Sabaria genannt), nicht Sárvár nach Cellarius; Scarabantia die heutige Stadt Odenburg (Soprony), nach Cellarius und einigen andern Csapring (Tschapring), welche Ortschaft auch in der Nähe von Odenburg ist, Julia oder Juliobona, das heutige Wien. Die deserta Bojorum sind also in der Umgebung der Städte Steinamanger und Odenburg zu suchen. Das mächtige Volk der Bojer verbreitete seine Sitze und Städte von dem ersten Laufe der Donau und von dem Bodensee auf der Westseite gegen Osten fort, an beiden Seiten des Donaustroms, gegen Süden bis an die Gebirge, welche Tyrol von Baiern trennen. Mannert irrt, indem er in seiner „Germania, Rhätia, Noricum, Pannonia" (2. Ausg. S. 480) behauptet, daß die Sitze der Bojer auf der Ostseite sich vielleicht bei der Mündung der Ems (soll heißen Enns) endigten, und hinzufügt: „Das östlichere Österreich gehörte ihnen schwerlich, und auf keine Weise reichte ihre Ausdehnung nach Ungern." Die deserta Bojorum (deren Mannert keine Erwähnung macht) und andere Thatsachen streiten gegen diese Behauptung. Eine ausführliche Untersuchung über die deserta Bojorum und den Aufenthalt der Bojer in Pannonien steht in dem ersten Bande von *Rumy* Magyar Emlékezetes Irások (Monumenta Hungarica), 2. Ausg. Pesth 1817. S. 375—392 in der Geschichte des Neusiedler-Sees oder Fertö (Teiso) und dessen Umgebung, die im Auszuge in André's Hesperus 1819 in teutscher Sprache erschien. Der teutsche Name der Stadt Odenburg (öde Burg) muß auch von den desertis Bojorum abgeleitet werden, wie in dem angeführten Werke bewiesen wird. (*H.*)

*) S. Gallerie historique des contemporains. Bruxelles 1818. T. IV. p. 179. 899.

sich erhalten hat. Auch späteren fehlte der Beifall nicht, wenn er auch nicht immer so ausgezeichnet war. Es fehlte ihm an hinlänglichem Beobachtungsgeiste für Charakterstücke, und glückliche Situationen; Züge geistreicher Satyre, ein lebhafter, schlagender Dialog und feiner Scherz müssen bei den meisten seiner Stücke für die Fehler des Plans entschädigen. Zwei seiner Stücke: La Pièce en repetition und das Vaudeville: Arioste gouverneur, ou le Triomphe du génie arbeitete er in Gemeinschaft mit Roger, und das Vaudeville Portrait de Fielding mit dem Vicomte Segur und mit Desprez. Während der Revolution bekleidete er mehre öffentliche Stellen, ward aber in der Schreckensperiode den Machthabern verdächtig, zog sich zurück und trat erst in günstigerer Zeit wieder in den Dienst des States. Seine 1790 erschienene Schrift: Compte rendu concernant l'administration de Paris, beweist seine Tüchtigkeit zur Geschäftsführung, bei welcher er sich ebenso einsichtsvoll als bieder gezeigt hat. (*H.*)

DESFONTAINES, Pierre François Guyot, geb. zu Rouen 1685, gest. zu Paris 1745. Er war in einem Jesuitencollegium erzogen und gebildet worden und trat selbst in den Orden, welchen er indeß 1715 wieder verließ, und von der Zeit an sich mit Journalistik und Kritik der Schriftsteller seiner Zeit beschäftigte. Zuerst ward er 1724 ein thätiger Mitarbeiter an dem sehr herabgekommenen Journal des savans, und gab später, theils allein, theils in Verbindung mit Fréron und andern, eigne Zeitschriften heraus, wie den Nouvelliste de Paris 1731, die Observations sur les écrits modernes und die Jugemens sur les écrits nouveaux 1745. Sein Urtheil war oft treffend und scharf, oft aber auch ließ er sich von persönlichen Rücksichten und selbst durch Bestechungen zu den gröbsten Ungerechtigkeiten verleiten. Dadurch zog er sich die Feindschaft vieler, ganz vorzüglich aber des reizbaren Voltaire zu, gegen den er sich in den Observations doch nur einige sehr bescheidene und nicht ungegründete Kritiken erlaubt hatte. Von diesem Augenblick an verfolgte ihn Voltaire mit einem unversöhnlichen Hasse, welcher keine Gelegenheit unbenutzt ließ, nicht blos die Schriften des Abbé herabzuwürdigen, sondern auch seinen persönlichen Charakter und seine Sitten im höchsten Grade verdächtig zu machen. Fast in allen seinen Schriften, in Briefen, in Vorreden, in Prosa und in Versen ergießt sich Voltaire, oft in den pöbelhaftesten Schmähungen, über den unglücklichen Journalisten, welcher seinerseits, wenn auch freilich mit schwächeren Waffen und mit geringerem Glück, es nicht an Beschuldigungen seines Gegners fehlen läßt. Außer diesen Streitschriften, deren Andenken längst erloschen wäre, wenn sie sich nicht in den Werken Voltaires erhalten hätten, hat man von Desfontaines noch eine Übersetzung von Gullivers Reisen aus dem Engländischen, Paris 1727, und eine Übersetzung der Werke Virgils in Prosa, Paris 1743, in 4 B. — Eins seiner besten Werke, das Dictionnaire néologique, Paris 1726, worin er eifrig für die Reinheit und Correctheit des französischen Ausdrucks ficht, ist 1756 zum siebenten Male wieder aufgelegt worden.

Ein anderer **Desfontaines**, dessen Lebensumstände völlig unbekannt sind, war ein Zeitgenosse von Pierre Corneille und hat 13 längst vergessene Tragikomödien und Tragödien und drei ebenso verschollene Romane geschrieben. (*Blanc.*)

DESFONTAINIA. So nannten Ruiz und Pavon nach dem noch lebenden Akademiker und Professor der Botanik zu Paris, **René Desfontaines** (Verfasser der Flora Atlantica, Par. 1800. 2 Voll. 4. und anderer trefflicher Schriften) eine Pflanzengattung. Da aber Labillardière schon früher eine Gattung Fontanesia gestiftet hatte, so vertauschte Persoon den Namen Desfontainia mit Linkia. (S. den Art.) (*Sprengel.*)

DESFORGES. Es sind zwei Schriftsteller dieses Namens bekannt. Der eine, **Paul Desforges Maillard**, ward 1699 in der Bretagne geboren und starb 1772 als Mitglied mehrer Provinzialakademien Frankreichs. Seine Celebrität beruht fast einzig und allein auf einer List, deren er sich mit großem Glück bediente, um wenigstens eine Zeitlang Aufsehen zu erregen. Er hatte sich vergeblich um einen von der französischen Akademie ausgesetzten poetischen Preis beworben, und der damalige Mercure de France wollte auch das durchgefallene Gedicht nicht aufnehmen. Nun kam er auf den Gedanken, dem Herausgeber des Mercure, der ihn so schnöde abgewiesen, einige kleine Gedichte unter dem Namen eines Fräulein Malcrais de la Vigne zu senden, welche dieser nicht allein begierig aufnahm, sondern auch einen galanten Briefwechsel mit der vermeinten Dichterin begann. Viele andere, besonders auch Voltaire, schlugen den nämlichen Weg ein und feierten die neue Muse in ihren Gedichten. Der ganze Zauber verschwand aber, als Desforges das Incognito aufgab, und er wurde nun ebenso verspottet, als man ihm früher geschmeichelt hatte. Man hat außer den Poésies de Mlle Malcrais de la Vigne, Paris 1735. in 12. noch einige Poésies françoises et latines sur la prise de Berg-op-zoom 1748; Les Arbres, eine Idylle, 1751 und Oeuvres en vers et en prose, Amsterdam 1759. 2 B. 12. von ihm.

Der andere, **Pierre Jean-Baptiste Chousard Desforges**, ward in Paris 1746 geboren und starb ebendaselbst 1806. Er erhielt eine gute Erziehung und sollte Medicin studiren, was er aber aufgab, um Maler zu werden. Auch dieser Beschäftigung bald überdrüssig und, nachdem sein Vater, ein wohlhabender Porzellanhändler, um sein ganzes Vermögen gekommen, sah er sich genöthigt, Schauspieler zu werden, wozu er auch von Kindheit an die meiste Anlage gezeigt hatte. Er trieb sich nun eine Zeitlang in mehren größeren Städten Frankreichs umher und ging endlich mit seiner Frau 1779 nach Petersburg, wo er in einer glänzenden Lage bis 1782 blieb. Nachdem er aus Rußland zurückgekommen, betrat er zwar das Theater nicht mehr, schrieb aber Vieles für die verschiedenen Theater zu Paris, namentlich mehre kleinere Opern, wovon Grétry einige in Musik gesetzt hat, wie l'épreuve villageoise. Die meisten seiner dramatischen Arbeiten, 24 an der Zahl, haben nur einen sehr vorübergehenden Beifall

gefunden; das beste darunter ist Tom Jones à Londres, eine Komödie in 5 Acten und in Versen, welche 1782 erschien, und Le sourd ou l'auberge pleine in 3 Acten in Prosa, vom Jahre 1790. Später hat er noch 5 Romane geschrieben, wovon indeß nur der erste: Le poète, ou mémoires d'un homme de lettres écrits par lui même 1798. 4 B. in 12. einiges Aufsehen erregte, und zwar durch die selbst in der französischen Literatur fast unerhörte Frechheit, womit er wol größtentheils die Abenteuer seines eigenen Lebens auf die schamloseste Weise schildert. (*Blanc.*)

Desforgia s. Forgesia *Juss.*

Desfül s. Dezfül.

DESGODETS, Architekt, geb. zu Paris 1653 und gest. daselbst den 10. Mai 1728. Schon frühzeitig entwickelte er bedeutende Anlagen für seine Kunst und erhielt als 19jähriger Jüngling die Erlaubniß, den Sitzungen der königl. Akademie der Baukunst beizuwohnen. Zwei Jahre später sollte er als königl. Pensionair auf die Akademie zu Rom gehen, ward aber auf seiner Seereise von Frankreich nach Italien von algierischen Seeräubern gefangen und erst nach 16 Monaten befreit. Nun begab er sich nach Rom, wo er die antiken Gebäude zu seinem besondern Studium machte. Die Frucht desselben war sein auch jetzt noch schätzbares Werk: Les édifices antiques de Rome dessinés et mesurés très exactement (Par. 1682. 1779. Fol.), welches auf königliche Kosten gedruckt und mit vielen Kupfern von Edelink, Leclerc, Lepautre und andern berühmten Meistern verschönert wurde. Nach der Vollendung machte Colbert dem Künstler ein Geschenk mit der ganzen Auflage. Kurz darauf ward er Aufseher der königl. Gebäude zu Chambord, dann im Bezirk von Paris; 1699 Mitglied der Bauakademie und 1719 an Delahires Stelle Professor an derselben. Mehre seiner gehaltenen Vorlesungen hat Goupy 1748 mit Anmerkungen begleitet herausgegeben. (*H.*)

DESHAYES, Louis Baron de Courmenin, Rath und Haushofmeister Ludwigs XIII., wurde von diesem zu mehren Gesandtschaften gebraucht. Die erste war im J. 1621 nach der Levante, um einen Consul in Jerusalem anzustellen und wegen des heiligen Grabes mehre Aufträge zu besorgen; die zweite im J. 1624 war nach Dänemark. Von beiden Reisen erschienen Beschreibungen, von der ersten auf Befehl des Königs: Voyage du Levant, fait pour le commandement du roi en 1621 par le Sieur D. C. (Par. 1826. 4. 2. vermehrte Ausg. 1629; 3. Ausg. 1643). Sie enthält viele sehr interessante Details, und Chateaubriand hat daraus in seiner Reise von Paris nach Jerusalem die ganze Beschreibung des heiligen Grabes, als die genaueste und vorzüglichste von allen, entlehnt. In dem Atlas von Duval finden sich zwei auf diese Reise von Deshayes bezügliche Karten. Die Voyages au Danemark, enrichis d'annotations par P. M. L. (Par. 1664. 12.) enthält bemerkenswerthe Berichte über Christian IV. und dessen Hof; Schade, daß die dänischen und teutschen Namen fast bis zum Unkenntlichen entstellt sind. Deshayes vereinigte sich in der Folge mit den Feinden des Cardinals Richelieu, wurde in Teutschland, wo er auf den Schmuck der Königin Mutter Geld aufnehmen wollte, verhaftet, nach Languedoc gebracht, wo sich der Hof befand, und 1632 zu Beziers enthauptet. (*H.*)

DESHAYES (Deshays), Jean-Baptiste, geb. zu Rouen im J. 1729, Maler, empfing den ersten Unterricht in seiner Kunst von seinem Vater, dann in Paris von Colin de Vermont und Restout. Durch mehre Preise, die er von der Akademie erhielt (besonders Joseph und Potiphars Gemahlin) ward er Boucher bekannt. Nachdem er im J. 1751 den ersten Preis in der Akademie erhalten hatte, ward er in die königl. Zeichnenschule aufgenommen, und kam nun unter Vanloo's Leitung, unter welcher er Loth und seine Tochter, Psyche in Ohnmacht, und Cephalus von Aurora entführt, ausführte. Hierauf ging er nach Rom, wo er ein Jahr lang in tiefer Schwermuth versunken lebte, dann aber sich ermannte und nun das Versäumte eifrig nachholte. Nach seiner Rückkunft in Frankreich vermählte er sich mit einer Tochter Bouchers. Im J. 1758 ward er in die Akademie aufgenommen und überreichte dieser sein Gemälde: Venus, die Hektors Leichnam der Verwesung entzieht. Unter seinen Gemälden zeichnet man aus: Jupiter und Antiope, den Grafen von Commünges; und unter seinen Altarblättern insbesondere: das Märtyrerthum des h. Andreas und den sterbenden h. Benedict. Fiorillo (III, 372.) urtheilt, daß Deshayes Werke, wenn auch nicht der höchste Maßstab an sie zu legen sei, doch zu den besten gezählt werden können, die damals erschienen. „Er componirte große Scenen mit Leichtigkeit und hatte einen gefälligen Styl. In dieser Hinsicht nennen wir sein großes Gemälde: die Vermählung der heiligen Jungfrau. Allein die einzelnen Theile führte er nicht sorgfältig aus." Leider wurde er seiner Kunst eben zu der Zeit entrissen, wo sein Studium und ein ausgebildeter Geschmack ihn zu einer höheren Vollendung gebracht haben würden. In Folge eines unglücklichen Sturzes starb er zu Paris den 10. Febr. 1765. Von Cochin dem Sohne sind erschienen: Lettres sur la vie de Deshays. 1765. 12. (Vergl. Augnis in der Biographie univers. und Fiorillo a. a. O.) (*H.*)

DESHOULIÈRES, Antoinette du Ligier de la Garde, geboren zu Paris im J. 1633 oder 1634, gest. 1694, eine der liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit, ebenso ausgezeichnet durch ihre Schönheit als durch ihre Tugend, ihren Geist, ihre Bildung und ihre Talente. Sie erhielt eine beinahe gelehrt zu nennende Erziehung und verstand Lateinisch, Italiänisch und Spanisch. In ihrem 18ten Jahre heirathete sie den H. Deshoulières und lebte, wenn auch in sehr beschränkten Vermögensumständen, mit ihm glücklich bis an seinen Tod. Er hatte sich in den damaligen Unruhen der Fronde an den Prinzen von Condé angeschlossen und war mit ihm nach den Niederlanden gegangen, wohin ihm seine Frau bald folgte, welche eine Zeit lang an dem Hofe von Brüssel bewundert ward, dann aber, man weiß nicht warum, im J. 1657 als Gefangene nach Bilvorde ge-

bracht wurde. Ihr Mann wagte es, 8 Monate nachher, mit Hilfe einiger Soldaten, sie halb mit List, halb mit Gewalt zu befreien, und kam glücklich mit ihr nach Frankreich, wo sie seitdem in den glänzendsten Kreisen und in Verbindung mit den geistreichsten Männern ihrer Zeit lebte; nur machte ihre Freundschaft für Corneille sie ungerecht gegen Racine, dessen Phädra sie in einem parodischen Sonett lächerlich zu machen suchte. Was ihren Gedichten, wovon die ersten im Mercure galant im J. 1672 erschienen, und wovon sie gegen das Ende ihres Lebens im J. 1687 selbst eine Sammlung veranstaltete, einen eigenthümlichen Reiz gibt und sie höchst vortheilhaft vor allen lyrischen Produkten ihrer Zeit auszeichnet, ist eine sanfte Melancholie, ein wahres und tiefes Gefühl der Nichtigkeit des menschlichen Lebens und mehr Liebe für die Natur, als man in den meisten französischen Dichtern findet. Doch gilt dies eigentlich nur von 3 bis 4 kleinen Gedichten, welche sie Idyllen genannt; es waren die, welche les moutons, le ruisseau, les oiseaux, les fleurs überschrieben und die einzigen sind, welche man jetzt noch mit Vergnügen lesen mag, obgleich die immer wiederkehrende Vergleichung jener Wesen mit dem Menschen und seinen Schicksalen theils etwas schiefes und unpassendes, theils etwas ermüdendes hat. Ein Brustkrebs, woran sie viele Jahre litt, ehe sie dem Übel unterlag, mag wol am meisten dazu beigetragen haben, die sonst in französischen Dichtern so seltene wehmüthige Stimmung in ihr zu erwecken, welche in jenen Gedichten und in ihren ebenfalls in Versen geschriebenen réflexions morales herrscht.

Die übrigen Gedichte in der Samlung ihrer Werke als Eglogues, épitres, odes, mansons, madrigaux, rondeaux, stances und airs sind von sehr geringer Bedeutung, zum Theil höchst prosaisch. Noch weniger Glück haben ihre dramatischen Versuche, zwei Tragödien, eine Komödie, eine Oper, gemacht. In den Ausgaben ihrer Werke, wovon die besten Paris 1747. 2 Bde. 12. und 1799. 2 Bde. 8. sind, findet man gewöhnlich noch einige Gedichte ihrer Tochter, Antoinette Thérèse Deshoulières, welche an demselben Übel litt, wie ihre Mutter, und im J. 1718 unverheirathet starb; sie sind aber mit denen der Mutter auf keine Weise zu vergleichen. (*Blanc.*)

Desiderata s. Desiderius II.

DESIDERI, Ippolito, geb. zu Pistoja 1684, Jesuit, wurde im J. 1712 als Missionar nach Tibet gesendet. Seinen Weg durch Kaschmir nahm er gerader, und man lernt deshalb durch ihn Gegenden kennen, durch welche engländische Reisende nicht kommen. Als er in Latak, der Hauptstadt eines zu Butan gehörigen Reiches, ankam, hielten ihn König und Hof für einen europäischen Lama und sagten ihm dann, daß ihre heilige Schrift mit der seinigen übereinstimme. Er studirte die Landessprache und begab sich dann nach Lassa, wo er vom J. 1716—1727 blieb. In Folge von Klagen der Kapuziner gegen ihn ward er da zurückberufen, und er starb zu Rom im J. 1733. Man hat von ihm einen Brief in dem zwölften Bande der Lettres édifiantes, und einen in Zaccaria's Bibliotheca Pistoviensis p. 185. Um Länderbeschreibung war es ihm nicht zu thun; er hielt sich hauptsächlich an die Übereinstimmungen, die er zwischen der christlichen und tibetanischen Religion zu bemerken glaubte. (*H.*)

DESIDERIUS I., Herzog von Toulouse, lebte in der letzten Hälfte des 6. Jahrhunderts und war als einer der mächtigsten Großen bei allen Statshändeln der Frankenkönige betheiligt. Seine Abkunft ist nicht nachzuweisen, doch wird er ein Mann vornehmen Stammes genannt [1]), und wahrscheinlich war er mit dem Merowingischen Königshause verwandt. Seiner Tapferkeit wegen stand er in hohem Ansehen, doch besonders werth gehalten wurde er von König Chilperich zu Soissons, Chlotar I. Sohn, dessen vertrauter Rath und oberster Feldherr er war. Als Chilperich im J. 577 seinen Sohn Merowich gegen König Guntram von Burgund mit einem Heere sandte, gab er ihm den Desiderius als Rathgeber bei, der auch den eigentlichen Befehl des Heeres führte. Er eroberte Tours und Poitiers, wurde aber bei Limoges von dem burgundischen Feldherrn Mommulus in der Art geschlagen, daß er 5000 Mann auf dem Platze ließ und selbst nur mit Mühe entkam [2]). Noch ein zweites Mal ward er geschlagen, dann aber besiegte er den Feldherrn Ranowald und eroberte eine Menge dem Könige Guntram gehöriger Städte und verleibte sie den Gebieten des Königs Chilperich ein [3]). Obgleich stets dem Könige Chilperich ergeben, zeigte er doch wenig Anhänglichkeit an dessen Familie, wovon wol die lasterhafte Fredegunde die Ursache seyn mochte. Als Chilperich im J. 584 ermordet wurde, befand sich dessen Tochter Raguntis, die mit dem Thronfolger des Westgothenreiches Reccared vermählt werden sollte, auf der Reise nach Spanien und führte große Schätze mit sich. Sie ließ solche in Toulouse zurück, und als die Nachricht von Chilperichs Tode daselbst anlangte, nahm Desiderius die Schätze in Beschlag, legte sie unter Siegel und ließ sie, wie es scheint, zum Vortheil des States durch eine Wache bewahren [4]). Darauf stiftete Desiderius mit dem burgundischen Feldherrn Mommulus und dem austrasischen Herzog Boso nebst andern Großen eine Verschwörung, um den Gundobald, einen unehelichen Sohn des Königs Chlotar, zum Könige des gesammten Frankreichs zu machen; allein die Könige Childebert von Austrasien und Guntram von Burgund hielten treu zusammen, und da Herzog Boso aus Eigennutz sich der Schätze Gundobalds bemächtigte, so mißlang dieser Plan, obgleich Gundobald schon einen Theil des fränkischen Reiches unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte [5]). Desiderius verließ zuerst und freiwillig Gundobalds Partei und trat auf die Seite des Königs Guntram, dessen gefährlichster Gegner er bis dahin gewesen war. Guntram wußte den Werth eines solchen Anhängers zu schätzen und begünstigte ihn auf alle mög-

1) *Rob. Gaguini* Comp. Franc. gest. L. II. f. XI. 2) *Gregor. Tur.* L. V. c. XIII. 3) *Gregor. Tur.* L. VI. c. 12. 4) *Gregor. Tur.* L. VII. c. 9. 5) v. Bunau's teutsche Kaiser- und Reichshistorie. Th. II. S. 128 u. f.

gefunden; das beste darunter ist Tom Jones à Londres, eine Komödie in 5 Acten und in Versen, welche 1782 erschien, und Le sourd ou l'auberge pleine in 3 Acten in Prosa, vom Jahre 1790. Später hat er noch 5 Romane geschrieben, wovon indeß nur der erste: Le poète, ou mémoires d'un homme de lettres écrits par lui même 1798. 4 B. in 12. einiges Aufsehen erregte, und zwar durch die selbst in der französischen Literatur fast unerhörte Frechheit, womit er wol größtentheils die Abenteuer seines eigenen Lebens auf die schamloseste Weise schildert. (*Blanc.*)

Desforgia s. Forgesia *Juss.*

Desfül s. Dezfül.

DESGODETS, Architekt, geb. zu Paris 1653 und gest. daselbst den 10. Mai 1728. Schon frühzeitig entwickelte er bedeutende Anlagen für seine Kunst und erhielt als 19jähriger Jüngling die Erlaubniß, den Sitzungen der königl. Akademie der Baukunst beizuwohnen. Zwei Jahre später sollte er als königl. Pensionair auf die Akademie zu Rom gehen, ward aber auf seiner Seereise von Frankreich nach Italien von algierischen Seeräubern gefangen und erst nach 16 Monaten befreit. Nun begab er sich nach Rom, wo er die antiken Gebäude zu seinem besondern Studium machte. Die Frucht desselben war sein auch jetzt noch schätzbares Werk: Les édifices antiques de Rome dessinés et mesurés très exactement (Par. 1682. 1779. Fol.), welches auf königliche Kosten gedruckt und mit vielen Kupfern von Edelink, Leclerc, Lepautre und andern berühmten Meistern verschönert wurde. Nach der Vollendung machte Colbert dem Künstler ein Geschenk mit der ganzen Auflage. Kurz darauf ward er Aufseher der königl. Gebäude zu Chambord, dann im Bezirk von Paris; 1699 Mitglied der Bauakademie und 1719 an Delahires Stelle Professor an derselben. Mehre seiner gehaltenen Vorlesungen hat Goupy 1748 mit Anmerkungen begleitet herausgegeben. (*H.*)

DESHAYES, Louis Baron de Courmenin, Rath und Haushofmeister Ludwigs XIII., wurde von diesem zu mehren Gesandtschaften gebraucht. Die erste war im J. 1621 nach der Levante, um einen Consul in Jerusalem anzustellen und wegen des heiligen Grabes mehre Aufträge zu besorgen; die zweite im J. 1624 war nach Dänemark. Von beiden Reisen erschienen Beschreibungen, von der ersten auf Befehl des Königs: Voyage du Levant, fait pour le commandement du roi en 1621 par le Sieur D. C. (Par. 1826. 4. 2. vermehrte Ausg. 1629; 3. Ausg. 1643). Sie enthält viele sehr interessante Details, und Chateaubriand hat daraus in seiner Reise von Paris nach Jerusalem die ganze Beschreibung des heiligen Grabes, als die genaueste und vorzüglichste von allen, entlehnt. In dem Atlas von Duval finden sich zwei auf diese Reise von Deshayes bezügliche Karten. Die Voyages au Danemark, enrichis d'annotations par P. M. L. (Par. 1664. 12.) enthält bemerkenswerthe Berichte über Christian IV. und dessen Hof; Schade, daß die dänischen und teutschen Namen fast bis zum Unkenntlichen entstellt sind. Deshayes vereinigte sich in der Folge mit den Feinden des Cardinals Richelieu, wurde in Teutschland, wo er auf den Schmuck der Königin Mutter Geld aufnehmen wollte, verhaftet, nach Languedoc gebracht, wo sich der Hof befand, und 1632 zu Beziers enthauptet. (*H.*)

DESHAYES (Deshays), Jean-Baptiste, geb. zu Rouen im J. 1729, Maler, empfing den ersten Unterricht in seiner Kunst von seinem Vater, dann in Paris von Colin de Vermont und Restout. Durch mehre Preise, die er von der Akademie erhielt (besonders Joseph und Potiphars Gemahlin) ward er Boucher bekannt. Nachdem er im J. 1751 den ersten Preis in der Akademie erhalten hatte, ward er in die königl. Zeichnenschule aufgenommen, und kam nun unter Vanloo's Leitung, unter welcher er Loth und seine Tochter, Psyche in Ohnmacht, und Cephalus von Aurora entführt, ausführte. Hierauf ging er nach Rom, wo er ein Jahr lang in tiefer Schwermuth versunken lebte, dann aber sich ermannte und nun das Versäumte eifrig nachholte. Nach seiner Rückkunft in Frankreich vermählte er sich mit einer Tochter Bouchers. Im J. 1768 ward er in die Akademie aufgenommen und überreichte dieser sein Gemälde: Venus, die Hektors Leichnam der Verwesung entzieht. Unter seinen Gemälden zeichnet man aus: Jupiter und Antiope, den Grafen von Commünges; und unter seinen Altarblättern insbesondere: das Märtyrerthum des h. Andreas und den sterbenden h. Benedict. Fiorillo (III, 372.) urtheilt, daß Deshayes Werke, wenn auch nicht der höchste Maßstab an sie zu legen sei, doch zu den besten gezählt werden können, die damals erschienen. „Er componirte große Scenen mit Leichtigkeit und hatte einen gefälligen Styl. In dieser Hinsicht nennen wir sein großes Gemälde: die Vermählung der heiligen Jungfrau. Allein die einzelnen Theile führte er nicht sorgfältig aus." Leider wurde er seiner Kunst eben zu der Zeit entrissen, wo sein Studium und ein ausgebildeter Geschmack ihn zu einer höheren Vollendung gebracht haben würden. In Folge eines unglücklichen Sturzes starb er zu Paris den 10. Febr. 1765. Von Cochin dem Sohne sind erschienen: Lettres sur la vie de Deshays. 1765. 12. (Vergl. Auguis in der Biographie univers. und Fiorillo a. a. O.) (*H.*)

DESHOULIÈRES, Antoinette du Ligier de la Garde, geboren zu Paris im J. 1633 oder 1634, gest. 1694, eine der liebenswürdigsten Frauen ihrer Zeit, ebenso ausgezeichnet durch ihre Schönheit als durch ihre Tugend, ihren Geist, ihre Bildung und ihre Talente. Sie erhielt eine beinahe gelehrt zu nennende Erziehung und verstand Lateinisch, Italiänisch und Spanisch. In ihrem 18ten Jahre heirathete sie den H. Deshoulières und lebte, wenn auch in sehr beschränkten Vermögensumständen, mit ihm glücklich bis an seinen Tod. Er hatte sich in den damaligen Unruhen der Fronde an den Prinzen von Condé angeschlossen und war mit ihm nach den Niederlanden gegangen, wohin ihm seine Frau bald folgte, welche eine Zeit lang an dem Hofe von Brüssel bewundert ward, dann aber, man weiß nicht warum, im J. 1657 als Gefangene nach Vilvorde ge-

bracht wurde. Ihr Mann wagte es, 8 Monate nachher, mit Hilfe einiger Soldaten, sie halb mit List, halb mit Gewalt zu befreien, und kam glücklich mit ihr nach Frankreich, wo sie seitdem in den glänzendsten Kreisen und in Verbindung mit den geistreichsten Männern ihrer Zeit lebte; nur machte ihre Freundschaft für Corneille sie ungerecht gegen Racine, dessen Phädra sie in einem parodischen Sonett lächerlich zu machen suchte. Was ihren Gedichten, wovon die ersten im Mercure galant im J. 1672 erschienen, und wovon sie gegen das Ende ihres Lebens im J. 1687 selbst eine Samlung veranstaltete, einen eigenthümlichen Reiz gibt und sie höchst vortheilhaft vor allen lyrischen Produkten ihrer Zeit auszeichnet, ist eine sanfte Melancholie, ein wahres und tiefes Gefühl der Nichtigkeit des menschlichen Lebens und mehr Liebe für die Natur, als man in den meisten französischen Dichtern findet. Doch gilt dies eigentlich nur von 3 bis 4 kleinen Gedichten, welche sie Idyllen genannt; es waren die, welche les moutons, le ruisseau, les oiseaux, les fleurs überschrieben und die einzigen sind, welche man jetzt noch mit Vergnügen lesen mag, obgleich die immer wiederkehrende Vergleichung jener Wesen mit dem Menschen und seinen Schicksalen theils etwas schiefes und unpassendes, theils etwas ermüdendes hat. Ein Brustkrebs, woran sie viele Jahre litt, ehe sie dem Übel unterlag, mag wol am meisten dazu beigetragen haben, die sonst in französischen Dichtern so seltene wehmüthige Stimmung in ihr zu erwecken, welche in jenen Gedichten und in ihren ebenfalls in Versen geschriebenen réflexions morales herrscht.

Die übrigen Gedichte in der Samlung ihrer Werke als Eglogues, épitres, odes, mansons, madrigaux, rondeaux, stances und airs sind von sehr geringer Bedeutung, zum Theil höchst prosaisch. Noch weniger Glück haben ihre dramatischen Versuche, zwei Tragödien, eine Komödie, eine Oper, gemacht. In den Ausgaben ihrer Werke, wovon die besten Paris 1747. 2 Bde. 12. und 1799. 2 Bde. 8. sind, findet man gewöhnlich noch einige Gedichte ihrer Tochter, Antoinette Thérèse Deshoulières, welche an demselben Übel litt, wie ihre Mutter, und im J. 1718 unvertheirathet starb; sie sind aber mit denen der Mutter auf keine Weise zu vergleichen. (*Blanc.*)

Desiderata s. Desiderius II.

DESIDERI, Ippolito, geb. zu Pistoja 1684, Jesuit, wurde im J. 1712 als Missionar nach Tibet gesendet. Seinen Weg durch Kaschmir nahm er gerader, und man lernt deshalb durch ihn Gegenden kennen, durch welche engländische Reisende nicht kommen. Als er in Lataf, der Hauptstadt eines zu Butan gehörigen Reiches, ankam, hielten ihn König und Hof für einen europäischen Lama und sagten ihm dann, daß ihre heilige Schrift mit der seinigen übereinstimme. Er studirte die Landessprache und begab sich dann nach Lassa, wo er vom J. 1716—1727 blieb. In Folge von Klagen der Kapuziner gegen ihn ward er da zurückberufen, und er starb zu Rom im J. 1733. Man hat von ihm einen Brief in dem zwölften Bande der Lettres édifiantes, und einen in Zaccaria's Bibliotheca Pistoviensis p. 185. Um Länderbeschreibung war es ihm nicht zu thun; er hielt sich hauptsächlich an die Übereinstimmungen, die er zwischen der christlichen und tibetanischen Religion zu bemerken glaubte. (*H.*)

DESIDERIUS I., Herzog von Toulouse, lebte in der letzten Hälfte des 6. Jahrhunderts und war als einer der mächtigsten Großen bei allen Statshändeln der Frankenkönige betheiligt. Seine Abkunft ist nicht nachzuweisen, doch wird er ein Mann vornehmen Stammes genannt [1]), und wahrscheinlich war er mit dem Merowingischen Königshause verwandt. Seiner Tapferkeit wegen stand er in hohem Ansehen, doch besonders werth gehalten wurde er von König Chilperich zu Soissons, Chlotar I. Sohn, dessen vertrauter Rath und oberster Feldherr er war. Als Chilperich im J. 577 seinen Sohn Merowich gegen König Guntram von Burgund mit einem Heere sandte, gab er ihm den Desiderius als Rathgeber bei, der auch den eigentlichen Befehl des Heeres führte. Er eroberte Tours und Poitiers, wurde aber bei Limoges von dem burgundischen Feldherrn Mommulus in der Art geschlagen, daß er 5000 Mann auf dem Platze ließ und selbst nur mit Mühe entkam [2]). Noch ein zweites Mal ward er geschlagen, dann aber besiegte er den Feldherrn Ranowald und eroberte eine Menge dem Könige Guntram gehöriger Städte und verleibte sie den Gebieten des Königs Chilperich ein [3]). Obgleich stets dem Könige Chilperich ergeben, zeigte er doch wenig Anhänglichkeit an dessen Familie, wovon wol die lasterhafte Fredegunde die Ursache seyn mochte. Als Chilperich im J. 584 ermordet wurde, befand sich dessen Tochter Rasuntis, die mit dem Thronfolger des Westgothenreiches Reccared vermählt werden sollte, auf der Reise nach Spanien und führte große Schätze mit sich. Sie ließ solche in Toulouse zurück, und als die Nachricht von Chilperichs Tode daselbst anlangte, nahm Desiderius die Schätze in Beschlag, legte sie unter Siegel und ließ sie, wie es scheint, zum Vortheil des States durch eine Wache bewahren [4]). Darauf stiftete Desiderius mit dem burgundischen Feldherrn Mommulus und dem austrasischen Herzog Boso nebst andern Großen eine Verschwörung, um den Gundobald, einen unehelichen Sohn des Königs Chlotar, zum Könige des gesammten Frankreichs zu machen; allein die Könige Childebert von Austrasien und Guntram von Burgund hielten treu zusammen, und da Herzog Boso aus Eigennutz sich der Schätze Gundobalds bemächtigte, so mißlang dieser Plan, obgleich Gundobald schon einen Theil des fränkischen Reiches unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte [5]). Desiderius verließ zuerst und freiwillig Gundobalds Partei und trat auf die Seite des Königs Guntram, dessen gefährlichster Gegner er bis dahin gewesen war. Guntram wußte den Werth eines solchen Anhängers zu schätzen und begünstigte ihn auf alle mög-

1) *Rob. Gaguini* Comp. Franc. gest. L. II. f. XI.
2) *Gregor. Tur.* L. V. c. XIII. 3) *Gregor. Tur.* L. VI. c. 12. 4) *Gregor. Tur.* L. VII. c. 9. 5) v. Bunau's teutsche Kaiser- und Reichshistorie. Th. II. S. 128 u. f.

liche Weise. Auch vertraute er ihm in dem Kriege gegen den König der Westgothen Reccared den Heeresbefehl an. Da aber Guntram seinem Großneffen Childebert ein Gebiet mit der Stadt Alby wieder abtrat, worin Desiderius einen großen Theil seines Vermögens stehen hatte, so fürchtete er die Rache wegen seiner früher gegen das Heer König Sigberts, des Vaters Childeberts, bewiesenen Feindschaft. Er brach daher im J. 587 mit aller seiner beweglichen Habe, von seiner Gemahlin Tetradia begleitet, nach dem Gebiete von Toulouse auf, vertheilte seine Schätze an seine Gemahlin und an seine Söhne und rüstete sich zum Kampfe mit den Gothen. Er begab sich mit dem Grafen Austrowald nach Carcassone und von da in den Kampf gegen die Gothen. Diese wurden in die Flucht geschlagen und Desiderius verfolgte sie. Als er aber, nachdem die Pferde vom Nachsetzen ermüdet, mit einem kleinen Gefolge nach der Stadt zurückkehrte, wurde er nebst allen, die bei ihm waren, von den Bürgern ermordet, so daß kaum einer entrann, um was geschehen zu melden [6]). (*Rauschnik.*)

DESIDERIUS II., der letzte König des selbständigen longobardischen Reiches, hatte unter Astulf das Amt eines Dux, wie es scheint von Tuscien, bekleidet. Er befand sich wenigstens in diesem Dukate, als der genannte König nach mannigfaltigen Streitigkeiten und Kriegen mit dem römischen Bischof und den Franken im J. 756 in Folge eines Sturzes auf der Jagd starb. Dort ließ er sich alsbald zum Könige ausrufen, fand aber eine bedeutende Gegenpartei, welche sich Rachis, dem Bruder Astulfs, anschloß [1]); denn dieser strebte von neuem nach der Krone, die er früher freiwillig mit der Mönchskutte auf Monte Cassino vertauscht hatte. Desiderius suchte sich durch Anschließen an Papst Stephan II. zu behaupten und versprach deshalb die Städte, welche Astulf, gegen die mit Pipin geschlossene Übereinkunft, in seiner Gewalt behalten hatte, nämlich Osimo, Ankona, Umana, Bologna, Ferrara und Faenza dem Papste zu übergeben und den Vertrag in allen Theilen zu vollziehen [2]). Nachdem Stephan durch seinen Bruder den Diakonus Paul, den Rath Christophorus und den fränkischen Abgeordneten Fulrad einen Vertrag mit Desiderius geschlossen, bewog er durch seine geistliche Autorität und durch die Drohung, fränkische Hilfe herbeizurufen, Rachis ins Kloster zurückzukehren [3]). Im J. 757 war Desiderius unbestrittener König der Longobarden. Nicht lange aber dauerte das gute Verhältniß des neuen Königs mit dem natürlichen Feinde der Longobarden, dem Papste. Den ersten Anlaß zu Zwistigkeiten gab das Verhältniß der Herzogthümer Spoleto und Benevent, welche unter Begünstigung des heiligen Vaters nach Unabhängigkeit vom longobardischen Könige strebten. Im J. 756 schen hatten die Spoletiner ohne des Königs Bewilligung einen Dux, Namens Alboin, erwählt [4]). Darob ergrimmt, weigerte sich Desiderius, die noch zurückgehaltenen Städte Bologna, Osimo, Imola und Ankona zu übergeben. Indeß starb Stephan im J. 757, und es folgte ihm sein Bruder Paul, der gleich das freundschaftliche Verhältniß mit Pipin zu befestigen suchte [5]). Desiderius aber zog (im J. 757 und 758) gegen die widerspenstigen Herzöge, plünderte im Durchzug römische Ortschaften, nahm den Herzog Alboin von Spoleto mit seinen Großen gefangen, setzte an seine Stelle Gisulf, zog dann gegen Benevent, dessen Herzog Luitprand nach Otranto floh, und gab das Herzogthum seinem Schwiegersohn Arichis [6]). Zugleich trat er in Verbindung mit dem griechischen Kaiser. Auf der Rückkehr besuchte er den Papst in Rom und trat in neue Unterhandlungen, welche endlich im J. 760 unter Pipins Einfluß dahin führten, daß die Zwistigkeiten ausgeglichen wurden. Der Papst erhielt die verlangten Städte. Commissarien des Papstes, Desiderius und Pipins untersuchten und entschieden die Ansprüche beider Parteien [7]). Ein friedliches Verhältniß dauerte bis zum Tode Pauls (767). Während desselben schien Desiderius durch die Vermählung seiner Tochter Luitberga an den Herzog von Baiern, Tassilo, seinem Reiche eine neue Stütze gewonnen zu haben.

Wie nun damals die Wahl des römischen Bischofs oft gewaltsam und tumultuarisch geschah, so drang nach Pauls Tode ein römischer Großer, Toto, Dux von Nepi, mit seinen Brüdern in die Stadt und erhob den einen von ihnen, Konstantin, auf den heiligen Stu l. Gezwungen gab ihm, obgleich einem Laien, der Bischof Georg von Palestrina die Weihe [8]). Ein Jahr dauerte, von der Christenheit anerkannt, seine Verwaltung. Aber zwei römische Große, der Primicerius Christophorus und sein Sohn Sergius, mit der Wahl unzufrieden, flohen zu Theodicius, Herzog von Spoleto, der sie an Desiderius wies. Dieser in der Hoffnung, so Einfluß auf den römischen Stuhl zu erhalten, begünstigte ihr Unternehmen. Mit spoletinischen Kriegern drangen sie in Rom ein. Trotz anfänglichen Mißlingens kamen sie doch durch Toto's Ermordung in den Besitz der Stadt. Konstantin und sein Bruder Passivus wurden gefangen genommen, schrecklich gemißhandelt und geblendet. Von den Siegern erhob nun ein longobardischer Priester Waldipert eigenmächtig einen gewissen Philippus aus dem Kloster St. Vito auf den heiligen Stuhl. Dieser wurde jedoch bald von Christophorus und Sergius gestürzt und in sein Kloster zurückgeschickt. Einmüthig wählten die Geistlichen, die Ritterschaft und das Volk Stephan III., einen sicilia-

6) *Gregor. Tur.* L. IX. c. 45.

1) *Anastas.* de vit. Roman. Pontif. bei *Murat.* tom. III. p. I. p 171 sq. cf. Anonymi Salunitani Chron. bei *Murat.* t. II. p. II p. 178 sq. 2) Epist. VIII. in vit. Rom. Pontif. bei *Murat.* t. III. p. II. p. 108. 3) *Anastas.* d. v. R. P. *Mur.* t. III. p. I. p. 172.

4) Epist. VIII. in vit. Rom. pontif. *Murat.* t. III. p. II. p. 109 5) Epist. XIII. in vit. Rom. pont. *Murat.* t. III. p. II. p. 118. 6) Epist. XIV. XV. XXI. in vit. Rom. pont. *Murat.* t. III. p. II. p. 120. 122. 123. 138. — *Camilli Peregrini* hist. princip. Longob. *Murat.* t. II. p. I. p. 238. 7) Ep. XXVI. XXIX. in vit Rom. pontif. *Murat.* t. III. p. II. p. 148. 152. 8) *Anastas.* d. vit. Rom. pont. *Mur.* t. III. p. I. p. 174. — Epist. XCVIII. in vit. Rom. pont. *Murat.* t. III. p. II. p. 172 sq.

nischen Priester. Waldipert, dem man vorwarf, er habe Rom in longobardische Gewalt bringen wollen, büßte durch Verlust seiner Augen. Die Longobarden, deren sich Christophorus und Sergius als Werkzeuge hatten bedienen wollen, wurden verjagt. Der neue Papst blieb in völliger Abhängigkeit von diesen beiden Großen. Davon befreiete ihn, durch eine Gegenpartei, an deren Spitze der Cubikularius Paul Afiarta stand, angetrieben und unterstützt, Desiderius. Unter dem Vorwand eines Gebetes kam er mit einem Heere nach Rom und foderte die Auslieferung des Christophorus und Sergius. Der Papst wollte sie retten, indem er sie auffoderte, in ein Kloster zu gehen; allein sie fielen in die Hände der Longobarden und wurden, ihren Feinden überliefert, geblendet. Christophorus starb nach wenigen Tagen in Folge der Mißhandlungen. Sergius schmachtete noch lange im Kerker. Diese Ereignisse, in denen Desiderius als Befreier des Papstes von einer unerträglichen Tyrannei auftrat, stellten sein Verhältniß zu demselben so, daß Stephan ihn in einem Briefe an König Karl seinen vortrefflichen Sohn (excellentissimum filium) nennt, der ihm das Leben gerettet habe [9]). Doch gaben die vom Longobarden erhobenen Ansprüche auf Ersatz der Unkosten, welche ihm die Vertreibung Konstantins verursacht, bald Anlaß zu neuen Streitigkeiten.

Während dieser Vorgänge schienen aber die Verhältnisse des longobardischen Reiches eine ganz neue Richtung bekommen zu müssen, als im J. 769 Bertha, die Mutter der fränkischen Könige Karl und Karlmann, eine Verbindung des eigenen und des longobardischen Königshauses durch eine Doppelheirath zwischen Karl und Desiderius Tochter Desiderata, und zwischen Desiderius Sohne und Mitregenten Adelchis und Karls Schwester herbeizuführen versuchte. Nichts natürlicher, als daß Desiderius gern einwilligte, um dadurch in Italien freie Hand gegen den Papst zu erhalten; aber gerade, was des Reiches Größe und Macht zu befestigen schien, beschleunigte seinen Sturz. Die Vermählung des Adelchis kam nicht zu Stande. Dagegen wurde die Verbindung der Desiderata mit Karl vollzogen, nachdem dieser seine erste Gemahlin verstoßen. Den Papst traf diese Nachricht wie ein Donnerschlag. Zu spät schrieb er einen Brief an Karl und Karlmann, in welchem er sie in der leidenschaftlichsten Sprache auffoderte, sich nicht zu beflecken durch eine Verbindung mit dem scheußlichen Stamme der Longobarden, die gar nicht unter die Völker gezählt würden, von denen, wie man gewiß wisse, die Aussätzigen herstammten [10]). Wenn gleich diese Mahnung zu spät ankam, so bediente sich dennoch Karl ihrer bald. Kaum ein Jahr vermählt, wurde er der Desiderata überdrüssig und schickte sie dem Vater zurück (im J. 771). Im folgenden Jahre (772) starb Karlmann, seit längerer Zeit in Spannung mit dem Bruder. Seine Witwe Gerberga mit zwei Söhnen und dem Herzoge Autchar floh, von einem bedeutenden Gefolge begleitet, zum Könige der Longobarden, während Karl sich von den Vasallen Karlmanns huldigen ließ. Dadurch entstand natürlicher Weise Erbitterung zwischen Desiderius und seinem ehemaligen Schwiegersohne. Diese benutzte klug der kühne Nachfolger des im J. 772 gestorbenen Stephan III., Hadrian I., der Sohn eines angesehenen römischen Großen, Theodatus [11]). Gleich bei seinem Regirungsantritt empfing er die Gesandten des Desiderius, die Herzöge Theodinus von Spoleto, Tanno von Ivrea und Prandolf stolz und zurückhaltend. Da sie vortrugen, wie Desiderius den Frieden mit dem römischen Bischof zu erhalten wünsche, antwortete er, er hoffe mit der ganzen Welt in Frieden zu leben, aber ihrem treulosen Könige könne man nimmer trauen. Als Bedingung eines guten Verhältnisses verlangte er zunächst Erfüllung aller frühern Versprechungen. Indeß sandte er dennoch, um sich der longobardischen Partei zu entledigen, den unter seinem Vorgänger übermächtigen Afiarta und den Notarius Stephanus an Desiderius. Dieser aber, durch Hadrians Benehmen beleidigt, besetzte kaum zwei Monate nach der Erhebung desselben Faenza, Ferrara und Comacchio, um ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft zu bewegen und von ihm zu erhalten, daß er die Söhne Karlmanns zu Königen salbe. Afiarta, welcher trotz der begonnenen Feindseligkeiten zu dem longobardischen Könige kam, verhieß die Zusammenkunft zu bewirken, wenn er auch den Papst an Stricken herbeischleppen müsse. Aber Hadrian weigerte sich und war hart wie Diamant [12]). Auf seinen Befehl wurde bei der Rückkehr Afiarta in Ravenna verhaftet, wider seinen Willen aber hingerichtet; dadurch tief gekränkt ließ nun Desiderius seine Schaaren vordringen, Sinigaglia, Montefeltre, Urbino und Eugubium besetzen. Bis Otricolo kamen die Longobarden. Durch verschiedene Gesandtschaften, die aber immer Zurückerstattung der dem heiligen Stuhle entrissenen Städte foderten, hielt Hadrian den Widersacher auf. Dem Gesandten des Desiderius, Andreas, antwortete er, daß er, sobald der König die Städte zurückgebe, zu Pavia oder Ravenna, Perugia oder Rom, oder wo jener wolle, mit ihm zusammenkommen werde; thue er es nicht, so möge Desiderius sie wieder besetzen. Ohne Erfüllung dieser Foderungen aber werde der König nie sein Angesicht erblicken [13]). Mittlerweile sammelte er ein Heer aus Tuscien, Campanien, Perugia und der Pentapolis, und sandte an König Karl um Hilfe. Zugleich ließ er die Kirchen von St. Peter und Paul aller Kleinodien und alles Schmuckes entblößen und verschließen und die Stadt befestigen. Als aber endlich Desiderius mit seinem Sohne Adelchis, mit der Witwe und den Söhnen Karlmanns und dem Herzoge Autchar gegen Rom zog, da griff der heilige Vater zu dem äußersten Mittel. Er sandte zum Könige die Bischöfe Eustratius von Al-

9) Epist. XLVI. in vit. Rom. pontif. *Mur* t. III. p. II. p. 183. 10) Epist. XLV. in vit. Rom. pont. *Mur.* t. III. p. I. p. 178 sq.

11) *Anastas.* d. vit. Rom. pont. *Mur* t. III. p. I. p. 179. 12) *Anastas.* l. l. p. 181. 13) *Anastas.* l. l.

bana, Theodosius von Tivoli und Andreas von Palestrina, die ihn mit dem Bannfluche bedroheten, wenn er nicht das Gebiet St. Peters verlasse. — Und alsbald zog der König von Viterbo, wo er sich eben befand, in sein Land zurück; denn nachdem fränkische Gesandte umsonst Desiderius durch Unterhandlungen zur Zurückgabe der Städte zu bewegen gesucht, nachdem sie umsonst in Karls Namen für Erfüllung der Foderungen 14000 Solidi geboten, hatte Karl einen Zug nach Italien beschlossen und im Herbste des Jahres 778 sein Heer in Genf versammelt [14]). Darum eilte der König der Longobarden nach den Pässen der Alpen. In zwei Abtheilungen zogen die Franken über das Gebirge, die eine unter Karls Oheim Bernhard über den Mont Joux, fortan Bernhardsberg genannt, die andere größere den König an der Spitze, über den Mont Cenis. Wie aber diese Abtheilung hinabstieg nach dem Thale von Susa, da fand sie die engen Klausen vom longobardischen Heere besetzt, es schien unmöglich, den Durchzug zu erzwingen. Karl erneuerte darum die Unterhandlungen, er bot noch einmal die oben genannte Summe für die Zurückgabe der Städte; ja er foderte, als dies abgeschlagen wurde, von Desiderius nur drei Söhne angesehener Longobarden als Geiseln. Aber dieser, der Stärke seiner Stellung vertrauend, wies das Begehren ab. Schon wollten die Franken, am Erfolge des Unternehmens verzweifelnd, sich zurückziehen, als Verrath das bewirkte, was Gewalt nicht vermochte. Die genauere Kenntniß der treulosen Umtriebe im longobardischen Heere fehlt uns. Anselmus, Abt und Stifter des Klosters Nonantola, dem 1144 Mönche in verschiedenen Klöstern untergeben waren [15]), stand an der Spitze der gegen Desiderius feindlich gesinnten Partei. Ein Diakonus Martin aus Ravenna scheint unter seinem Einfluß den Franken einen Pfad gezeigt zu haben, auf dem sie des Feindes Stellung umgingen [16]). Gewiß ist, daß Desiderius und sein Sohn Adelchis durch Verrath genöthigt wurden, mit dem treugebliebenen Theile des Heeres sich zurückzuziehen. Der König warf sich in die feste Hauptstadt Pavia, Adelchis schloß sich mit Gerberga und ihren Söhnen und dem Herzoge Autchar in Verona ein [17]). Die übrigen Städte ergaben sich ohne Widerstand. Die Bewohner von Spoleto und Rieti, von denen schon früher ein Theil, statt an die Alpen zu ziehen, sich dem Papste unterworfen, huldigten demselben jetzt sämtlich. Das gleiche thaten die Orte Castello Fabio, Osimo, Fermo und Ankona; Karl aber rückte ungehindert bis vor Pavia vor und schloß diese Stadt, bald auch Verona ein. Bis in den Frühling währten die Belagerungen. Im April ging Verona an die Franken über, nachdem es dem kühnen Adelchis gelungen war, sich zu flüchten. Er ging nach Constantinopel, von wo er mit rastloser Thätigkeit, obwol umsonst, das Reich der Longobarden dem fränkischen Joche zu entreißen suchte. Gerberga mit ihren Kindern und Autchar kamen in fränkische Gefangenschaft. Einige Wochen nach Verona mußte auch Pavia, wo Hunger und Seuchen wütheten, sich ergeben. Unglücklicher als der Sohn, fielen Desiderius und seine Gemahlin Ansa in die Hände des Feindes. Sie wurden erst nach Lüttich, dann nach Corvey gebracht, wo sie, ungewiß wann, ihr Leben beschlossen [18]). Keinen Glauben scheint die Nachricht zu verdienen, daß Karl den unglücklichen Schwiegervater blenden ließ [19]). Mit Pavia's Fall endete das selbständige Reich der Longobarden.

Schwerlich wird der unbefangene Forscher bei dem letzten Könige die Schuld finden. Die Lage des longobardischen Reiches, das im Innern nicht fest organisirt, den griechischen Kaiser, den römischen Bischof und die Franken zu natürlichen Feinden hatte, war eine schwierige. Das Streben der Könige mußte auf Ausdehnung der Herrschaft über ganz Italien gehen; dies Ziel hat Desiderius rastlos und mit ungewöhnlicher Thätigkeit verfolgt. Ging er dabei, weniger glücklich als seine Vorgänger, zu Grunde, so muß man bedenken, daß erst seit kurzem die enge Verbindung zwischen dem Papste und den fränkischen Herrschern eingetreten war, und daß dem Desiderius allein Karl der Große mit gewaltigerer Macht, als seine Vorfahren besaßen, gegenüberstand. Nicht zu vergessen ist dabei, daß seine Geschichte von Feinden geschrieben ist, und daß namentlich die verrätherischen Umtriebe in seinem eigenen Lande in Dunkel gehüllt sind. (*W. Vischer.*)

DESIGNATORES. Eine Klasse von Unterbeamten in Rom, welche bei den Leichenbegängnissen, zumal den großen, wie sie bei den Vornehmen Roms Statt fanden, wo oft manche Tausende das Gefolge einer solchen Leiche bildeten, die gehörigen Anordnungen hinsichtlich des Zugs und der Erhaltung der Ordnung bei demselben zu treffen hatten, die selbst zur Ausführung dieser Anordnungen Diener zu ihren Diensten hatten, welche selbst unter dem Namen Lictores und Accensi vorkommen, offenbar wegen der Ähnlichkeit ihres Geschäfts mit dem dieser Behörden. Insbesondere erstreckte sich auch die Sorge dieser Designatoren auf die feierlichen Leichenspiele, wo sie ebenfalls, von solchen Dienern umgeben, das Ganze anzuordnen und zu leiten hatten. (Vergl. *Cic.* de Leggl. II, 24. ad Attic. IV, 2.) Auch bei den Schauspielen kommen Designatores vor, zunächst mit der Bestimmung, die Zuschauer nach Rang und Stand in ihre Plätze einzuweisen und jeden über die Sitze entstehenden Streit zu verhüten, also die Ordnung im Theater aufrecht zu erhalten. Zur Ausführung dieses Geschäftes waren ihnen gleichfalls eigene Diener beigegeben, die ebenfalls Lictoren genannt werden. (S. *Plaut.* Poen. Prolog. 18.) Der Ausdruck designatores kommt offenbar von designare, was nicht sowol, wie Donatus zu *Terent.* Adelph. I, 2, 7. angibt, die Bedeutung hat rem novam facere (daher Designatores bei Leichenspielen: „quod in ludis funebribus

14) *Anastas.* l. l. p. 184. 15) Opuscul. de fundatione monast. Nonant. *Mur.* t. I. p. II. p. 193. 16) Agnelli lib. pontif. II. *Mur.* t. III. p. I. p 177. 17) *Anastas.* l. l.

18) Annal. Bertin. *Murat.* t. II. p. I. p. 497. *Einhard.* Annal. bei *Pertz* mon. hist. Germ. p. 181. 19) S. D. Chron. Noval. *Mur.* t. II. p. II. p. 720.

multa fiunt nova et spectanda!!“), sondern, wie das alte Schol. zu *Horat.* Ep. I, 7. 6. angibt, ordinare bedeutet. (S. über das Ganze Th. Schmid zu *Horat.* Epist. I, 7. 6. pag. 168.) (*Bähr.*)

DESINOS, ein tapferer Trojaner, der dem Hektor die Waffen des Achilles vom Patroklos erbeuten half. (*Hom.* Il. XVII, 216.) (*Richter.*)

Desirade s. Guadeloupe.

DESLANDES, André-François Boureau, 1690 geboren zu Pondicheri, wo sein Vater mit der Tochter des Gouverneurs, des Chevalier Martin, vermählt war*), kam in früher Jugend nach Frankreich, widmete sich den Wissenschaften und trat nachher in mehren Fächern derselben als Schriftsteller auf. Das erste, was er herausgab, waren Landaesii poemata (Lond. 1713), wovon eine dritte Ausgabe 1752 unter dem Titel: Poetae rusticantis litterarium otium erschien. Seine lateinischen Verse, sagt Villenave in der Biogr. univers., sind nicht ohne Verdienst, aber in Sittsamkeit besteht ihr Verdienst nicht. Schriftstellerischen Ruf erhielt er durch seine Histoire critique de la Philosophie, ou l'on traite de son origine, de ses progres et de diverses revolutions, qui lui sont arrivées jusqu'à notre tems (Amst. 1737. 3 Bde. 12. M. Ausg. 1756. 4 Bde. 12. Übers. — nur ein Band — Leipz. 1770. 8.). Eine kritische Geschichte der Philosophie sucht man jedoch hier vergebens; man findet überhaupt mehr Geschichte der Philosophen, als der Philosophie. Zu einer Zeit aber, wo auch Bruckers großes Werk noch nicht erschienen war, fand ein solches, welches eine unterhaltende Auswahl mit Leichtigkeit der Darstellung in der beliebten französischen Sprache verband, um so mehr Eingang und reichte hin, seinem Verfasser die Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften zu verschaffen. In seinem Vaterlande war er Generalcommissär der Marine, erst zu Rochefort, dann zu Brest, und es erschienen von ihm mehre Schriften über Marine, Handel, die Geschichte derselben, Schiffsbau u. s. w. Außerdem schrieb er über Physik und Naturgeschichte, Romane und Gedichte. Eine seiner Schriften: Pygmalion, ou la Statue animée (angebl. London 1741) wurde von dem Parlament zu Dijon, ihrer materialistischen Tendenz wegen, zum Feuer verurtheilt, und das Urtheil am 14. März 1742 vollzogen. Seine Reflexions sur les grands hommes, qui sont morts en plaisantant (Amst. 1714. 12. Dritte verm. Ausg. 1732. 16.), sollten ihn zugleich als schönen und als starken Geist zeigen, als starker aber bewies er sich bei seinem eignen Sterben nicht, indem er da seine Freigeisterei abschwor. Er starb, nachdem er sich vorher von allen Geschäften zurückgezogen hatte, zu Paris den 11. April 1757. Das Urtheil, daß seine Schriften einen Mann von Geist, aber keinen scharfsinnigen Schriftsteller zeigen, ist sehr gegründet. In seinem Styl ist er gesucht, kostbar und bisweilen sprachunrichtig, daß Voltaire einst beim Lesen einer Schrift von ihm entrüstet ausrief: Parle donc français, bourreau! (*H.*)

DESLANDES, de Houdan, Oberstlieutenant unter Ludwig XVI., Brigade-Chef zu Anfange der Revolution, gestorben 1807, hinterließ ein Gedicht La Nature sauvage et pittoresque (Par. 1808), welches bei vieler Unkorrektheit reich an schönen Stellen ist. (*H.*)

DESMANTHUS. Eine durch Willdenow (Sp. pl. IV. p. 1044.) von Mimosa getrennte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen (Gruppe der Mimoseen) und aus der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Char. Polygamische Blüthen; der Kelch fünfzähnig; fünf von einander gesonderte, oder zusammengewachsene, spathelförmige Corollenblättchen; die unteren Blüthen ohne Corollenblättchen und geschlechtslos mit fehlschlagenden, breiten, häutigen Staubfäden; fruchtbare Staubfäden zehn, selten fünf; die Hülsenfrucht ungegliedert, vielsamig (*Kunth.* Legum. t. 35. *Cand.* Leg. t. 67.). Die 19 bekannten Arten theilt Candolle (Legum. XII., Prodr. II. p. 444.) in drei Sectionen.

I. *Neptunia* Lour. Mit ablangen, vier- bis sechssamigen, an der Basis auf der einen Seite breiteren Hülsenfrüchten und petaloïdischen, unfruchtbaren Staubfäden. Die hieher gehörigen sechs Arten sind niederliegende, einjährige und perennirende, tropische Kräuter (bisweilen Wasserpflanzen) mit doppelt-gefiederten, durch Berührung reizbaren Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthenähren: 1) D. lacustris *W.* (l. c., Mimosa lacustris *Humb.* et *Bonpl.* pl. aequ. I. t. 16., Mimosa aquatica *Pers.*) in Südamerika; 2) D. natans *W.* (l. c. Mimosa natans *Roxb.* corom. II. t. 119., Neptunia oleracea *Lour.* fl. coch.) in Ostindien und Cochinchina; 3) D. stoloniser *Cand.* (l. c.) in Senegambien; 4) D. polyphyllus *Cand.* (l. c.), dessen Vaterland unbekannt ist; 5) D. triqueter *W.* (l. c. Mimosa triquetra *Vahl* symb., M. natans *L.* fil.) in Ostindien; 6) D. plenus *W.* (l. c., Mimosa plena *L.*, Mill. ic. t. 182. f. 2., *Banks* rel. Houst. t. 23.) in Mexiko.

II. *Desmanthea* Cand. Mit linienförmigen, 10- bis 15samigen Hülsenfrüchten, meist fadenförmigen, unfruchtbaren Staubfäden und oft geschlechtslosen Blüthen ohne Corollen. Die sieben Arten dieser Abtheilung sind tropische Kräuter und Staudengewächse mit doppelt-gefiederten, gegen Berührung unempfindlichen Blättern: 7) D. depressus *Humb.* (in *Willd.* sp., *Kunth*, mim. p. 115. t. 35., Mimosa *Poir.* enc.) in Peru und auf Guadeloupe; 8) D. diffusus *W.* (l. c., Mimosa pernambucana *L.*, *Plukn.* t. 307. f. 3.) in Cumana; 9) D. leptophyllus *Humb.*, *Bonpl.* et *Kunth.* (Nov. gen. VI. p. 264.) ebenda; 10) D. virgatus *W.* (l. c., Mimosa *L.*, *Jacqu.* hort. vind. t. 80.) in Ostindien; 11) D. strictus *Bertol.* (Vir. bon. 1824. p. 49., Mimosa angustisiliqua *Lam.* enc.) auf den karaibischen Inseln; 12) D. puncta-

*) Sein Vater starb als Generalcommissär der Marine zu St. Domingo. Von ihm ist die selten gewordene Schrift, die der Sohn zu Nantes (angeblich Cöln) 1731 herausgab: Remarques historiques, critiques et satyriques d'un cosmopolite, tant en prose qu'en vers. Der Sohn gab aus den Papieren seines Vaters und dessen Schwiegervaters heraus: Histoire de Constance, premier ministre du Roi de Siam. S. hierüber Falcon.

tus *W.* (l. c., Mimosa *L.*, *Commel.* hort. amst. I. t. 31.) in Westindien; 13) D. tenellus *Cand.* (l. c. p. 445.), wahrscheinlich in Ostindien.

III. *Dichrostachys* Cand. Mit linienförmigen, zusammengedrehten oder sichelförmigen Hülsenfrüchten. Die unfruchtbaren Staubfäden lang und linienförmig, die fruchtbaren mit Antheren, welche an der Spitze ein meist gestieltes Drüschen tragen. Die sechs bekannten Arten sind tropische (nicht amerikanische) Sträucher mit oft dornigen Ästen, feinbehaarten, doppelt-gefiederten, an der Basis drüsigen Blättern und ablang-cylindrischen, zweifarbigen Blüthenähren: D. divergens *W.* (l. c. — *Bruce* itin. 5. t. 6.) in Abyssinien; 15) D. leptostachys *Cand.* (Legum. XII.) in Senegambien und Sierra Leone; 16) D. callistachys *Cand.* (Prodr. l. c.), dessen Vaterland unbekannt ist; 17) D. trichostachys *Cand.* (Leg. XII. t. 67.) in Senegambien; 18) D. cinereus *W.* (l. c., Mimosa *L.*, *Burm.* zeyl. t. 2., *Roxburgh* corom. II. t. 174., Acacia *Spr.* syst.) in Ostindien; 19) D. nutans *Cand.* (Prodr. p. 446., Mimosa *Pers.* syn.) in Senegambien. (*Sprengel.*)

DESMARESTIA. So nannte Lamouroux (Thalass. p. 25 t. 2. f. 1., Ann. du Mus. XX. t. 8. f. 1.) eine Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Algen nach G. A. Desmarest, Professor der Zoologie an der Thierarzneischule zu Alfort. Die Gattung D. stimmt mit Sporochnus *Ag.* (s. d. Art.) überein. (*Sprengel.*)

Desmatodon *Brid.* s. Trichostomum *Hedw.*

Desmia *Lyngb.* s. Sporochnus *Ag.*

DESMIDIUM *Ag.* Eine Gewächsgattung aus der Gruppe der Diatomeen der natürlichen Familie der Algen und aus der letzten Linnéschen Klasse der vierten Ordnung. Sie wird charakterisirt durch einfache, grüne, schleimige, quergestreifte Fäden und hell durchscheinende, gekerbte Ecken der Glieder, welche letztere zuletzt sich halb von einander lösen, wodurch die Fäden halbgefiedert erscheinen. (*Grev.* crypt. sect. t. 292. 293.) Agardh rechnet zwei Arten hieher, von denen aber die zweite zweifelhafte nach seiner Meinung vielleicht zu der zweideutigen Gattung Gloeonema *Ag.* gehört. 1) D. Swartzii *Ag.* (Syst. alg. p. 9., Diatoma Swartzii *Ag.* Svensk. bot. t. 491. f. 1—3., *Lyngb.* Hydrophyt. t. 61. A., Conferva dissiliens Engl. bot. t. 2464.) mit zuletzt halbgefiederten Fäden, durch welche ein grüner Längsstreifen läuft, und deren Glieder mit zwei Zähnen versehen sind. In stehendem Wasser, in Schweden, Dänemark und England. 2) D. tenax *Ag.* (l. c.); die Fäden sind fest, hell durchscheinend und mit gelblich-grünen, linienförmigen, parallel neben einander liegenden Körperchen gefüllt. An der Insel Dalarön unter Conferven. (*Sprengel.*)

DESMOCERUS. Käfergattung von Dejean *) errichtet, aber noch nicht charakterisirt, aus der Familie Cerambycini. Die unterscheidenden Merkmale sind: Kopf vorgestreckt, walzig, kaum breiter als der Vorderrand des Halsschildes; Fühler halb so lang als der Körper, die ersten Glieder stark keulenförmig, die letzten walzig; Beine mäßig lang, die hintersten etwas länger. Es ist nur eine, in Nordamerika einheimische Art, Desmocerus cyaneus (Stenocorus cyaneus *Fabr.*) bekannt, welche Knoch **) ausführlich beschreibt und abbildet. (*Germar.*)

DESMOCHAETA *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Amaranteen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Die Blüthen stehen knäuelförmig zu dreien beisammen, indem ebenso viele Büschel von fehlschlagenden, in haarförmige Organe verwandelten Blüthen dazwischen stehen; der Kelch ist fünfblättrig; das häutige Becherchen, welches die Staubfäden trägt, fünftheilig; die Antheren zweifächerig; der Griffel einfach mit knopfförmiger Narbe; die Schlauchfrucht einsamig. Die sieben bekannten Arten sind tropische Kräuter, Staudengewächse oder Sträucher: 1) D. atropurpurea *Cand.* (Catal. hort. monsp. p. 102., *Jacqu.* eclog. t. 96., Pupalia *Juss.* Achyranthes lappacea *L.*) in Ostindien; 2) D. flavescens *Cand.* (l. c., *Jacqu.* l. c. t. 75., Achyranthes patula *L.*, echinata *Retz.*, styracifolia *Lam.*) ebenda; 3) D. prostrata *Cand.* (Achyranthes *L.*, Cyathula geniculata *Lour.* (?), *Rumph.* amb. VI. t. 11.) in Ostindien und an der Westküste von Afrika; 4) D. micrantha *Cand.* (Achyranthes prostrata *β. Lam.*, *Plukn.* almag. t. 82.) auf den Mascarenhas und in Ostindien; 5) D. tormentosa *Spr.* (Syst. I. p. 818., Achyranthes *Roth.*) in Ostindien; 6) D. repens *Spr.* (Achyranthes *Roth.*) ebenda; 7) D. achyranthoides *Kunth.* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. II. p. 210.).

Die Gattung Cladostachys *Don*, welche Candolle zu Desmochaeta rechnete, ist wohl unterschieden. Char. Der Kelch zurückgeschlagen, fünfblättrig; die Staubfäden sind an der Basis frei; der Griffel fehlt; drei fadenförmige, zurückgerollte Narben; die Kapsel vielsamig. Die einzige bekannte Art, Cl. frutescens *Don* (Prodr. fl. nep. p. 76., Blitum *Rumph.* amb. V. t. 83. f. 2., Achyranthes muricata *L.*, Desmochaeta *Cand.*, Celosia *Spr.* cur. post., Chamissoa *Spr.* syst.) ist ein ostindischer, ästiger, unbehaarter Strauch mit abwechselnden, eiförmigen, spitzen Blättern, rispenförmigen Blüthenähren und knäuelförmig-zusammenstehenden, an der Basis borstigen Kelchen. (*Sprengel.*)

Desmochaunosis s. Gelenke.

DESMODIUM. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen (Gruppe der Hedysareen) und aus der letzten Ordnung der 17. Linnéschen Klasse. Unter diesem Namen haben Desvaux (Journ. de bot. III. p. 122. t. 5. f. 15. 22.) und Candolle (Legum. VI.) die meisten Arten der Gattung Hedysarum abgesondert. Desmodium *Desv.* hat zum Charakter: einen mit zwei Stützblättchen versehenen, fast zweilippigen Kelch mit gespaltener Oberlippe und dreitheiliger Unterlippe; einen rundlichen Wimpel der Schmetter-

*) Catalogue de la collection de Coléoptères. Paris 1821. pag 111.

**) Neue Beiträge zur Insektenkunde. Leipz. 1801. S. 148. tab. VI.

lingscorolle, stumpfen Kiel, der kürzer als die Segel ist; eine Gliederhülse, welche aus mehren zusammengedrückt-flachen, an beiden Nähten convexen oder an einer Naht geraden Gliedern besteht. (Dagegen wird die nun beschränkte Gattung Hedysarum Dioscor. *L.* so charakterisirt: der Kelch fünfspaltig mit linien-pfriemenförmigen, gleichen Fetzen; der Wimpel groß, der Kiel schief abgestutzt, länger als die Segel. Im Übrigen stimmen beide Gattungen überein, nur daß bei Hed. die Glieder der Hülsenfrucht stets auf beiden Nähten convex sind). — Candolle (Prodr. II. p. 325—339) führt 135 Arten (exotische einjährige oder perennirende Kräuter und Staudengewächse) auf, von denen aber 15 noch nicht hinlänglich bekannt sind. Er theilt sie in drei Sectionen.

I. *Eudesmodium* Cand. Mit lederartigen, nicht aufspringenden, fast elliptischen, an beiden Enden abgestutzten Gliedern der Hülsenfrucht, gedreiten Blättern und in den Blattachseln stehenden, dolden- oder traubenförmigen Blüthen: 1) D. umbellatum *Cand.* (l. c. p. 325; Hedysarum *L.* — S. d. A. N. 69.) in Ostindien, auf den Mascarenhas und Madagaskar; 2) D. australe *Cand.* (l. c., Hedysarum umbellatum *Forst.* prodr., H. australe *Willd.* sp.) auf Tanna und Neukaledonien; 3) D. lutescens *Desv.* (l. c., Zornia Steud. nomencl., Hedysarum Poir. enc. — S. d. A. N. 8.) in China.

II. *Pleurolobium* Cand. Die Glieder der Hülsenfrucht häutig, fast viereckig, die untere Naht convex und aufspringend; die Blätter einfach oder gedreit mit sehr kleinen Seitenblättern. Unter den sieben hieher gehörigen Arten, welche auf Ostindien beschränkt sind, befindet sich auch das wegen der spontanen Bewegung seiner Blätter höchst merkwürdige D. gyrans *Cand.* (l. c., Hedysarum *L. fil.* S. d. A. N. 12.).

III. *Chalarium* Cand. Die Glieder der Hülse häutig, nicht aufspringend, elliptisch oder kreisrund, selten ablang, auf beiden Nähten convex, oder auf der oberen gerade, an beiden Enden verschmälert. Mehr als 100 Arten, welche zu dieser Abtheilung gezählt werden, haben einfache oder gedreite Blätter und lange, schlaffe, mit Stützblättchen versehene Blüthentrauben. Sie sind in Amerika, Afrika, auf den Mascarenhas und besonders im südlichen Asien einheimisch. — Einige neue Arten aus Amerika sind in der Zeitschrift Linnaea (V. p. 585.) beschrieben; eine große Anzahl aus Ostindien und Nepal befindet sich in den Sammlungen der englisch-ostindischen Compagnie, von denen nur wenige, z. B. D. dubium *Lindl.* (Bot. reg. t. 967., Bot. mag. t. 2960.), D. nutans *Wallich* (Bot. mag. t. 2867.) und D. pendulum *Wall.* (Pl. asiat. I. p. 81. t. 94.) bekannt gemacht sind.

Die übrigen Gattungen, in welche Hedysarum nach Candolle's Ansichten zerfällt (so daß bei Hed. nur noch 34 Arten verbleiben) sind, außer den schon früher anerkannten Zornia *J. F. Gmel.*, Onobrychis *Tournef.* und Lespedezia *Michx.* folgende: Adesmia *Cand.*, Alysicarpus *Neck.*, Lourea *Neck.*, Uraria *Desv.*, Manna *Don.* (Alhagi *Tournef. Cand.*), Nicolsonia *Cand.*, Dicerma *Cand.*, Taverniera *Cand.* und Eleiotis *Cand.* Über Adesmia und Alysicarpus soll das Nöthige hier beigefügt werden.

Adesmia Cand. (Ann. des sc. nat. IV. p. 94., Legum. VII. t. 48—50). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Hedysareen der natürlichen Familie der Leguminosen und aus der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch fünfspaltig, mit spitzen, fast gleichen Fetzen; der Wimpel der Schmetterlingscorolle umfaßt anfangs die übrigen Blättchen, der Kiel ist an der Spitze krumm-abgestutzt; die gegliederte Hülsenfrucht ist zusammengedrückt mit ziemlich gerader oberer und buchtig-gelappter unterer Naht und mit fast kreisförmigen, einsamigen, zuletzt sich ablösenden Gliedern; die Samen sind zusammengedrückt, nierenförmig-kreisrund. Da dies die einzige Gattung aus der Gruppe der Hedysareen ist, welche freie (nicht unter sich verwachsene) Staubfäden hat, so ist der Name (ἄδεσμος, ungebunden) sehr passend gewählt. Die neun Arten, welche Candolle (Prodr. II. p. 318. 319.) anführt, sind südamerikanische Kräuter mit abgebrochen gefiederten Blättern, deren Stiel in eine Borste ausläuft, mit lanzettförmigen Afterblättchen und einblumigen, achselständigen Blüthenstielen, welche durch Fehlschlagen der oberen Blätter eine Traube bilden. 1. *Patagonium* Schrank (Münch. Denkschr. 1808. S. 91.). Zehn Staubfäden; die vier bis acht Glieder der Hülsenfrucht scharf anzufühlen oder feinbehaart, häutig: 1) A. muricata *Cand.* (l. c., Patagonium hedysaroides *Schrank* l. c., Hedysarum muricatum *Jacqu.* ic. rar. t. 568., S. d. A. Hedysarum N. 85., Hed. pimpinellaefolium *Poir.* enc., S. d. A. Hed. N. 87.); 2) A. Smithiae *Cand.*; 3) A. hispidula *Cand.* (Aeschynomene *Lag.* nov. gen. et sp., Hedysarum *Spr.* syst., S. d. A. Hed. N. 93.); 4) A. dentata *Cand.* (Aeschynomene *Lag.*, Hedysarum *Spr.*, S. d. A. N. 92.); 5) A. bicolor *Cand.* (Hedysarum *Poir.*, S. d. A. N. 88.); 6) A. pendula *Cand.* (Hedysarum *Poir.*, S. d. A. N. 91.); 7) A. punctata *Cand.* (Hedysarum *Poir.*, S. d. A. N. 86.). — II. *Chaetotricha* Cand. Fünf bis zehn Staubfäden, die Hülsenfrucht zweigliederig, mit lederartigen, runzlig-aderigen, federig-borstigen Gliedern: 8) A. papposa *Cand.* (Ann. l. c. mit Abb., Aeschynomene *Lag.*, Hedysarum *Spr.*, S. d. A. N. 94.); 9) A. longiseta *Cand.* — Hiezu kommen drei neue, von Bertero in Chili gefundene: A. arborea (ein Strauch), vesicaria und viscida *Bert.* (Mercurio chileno, *Silliman* Journ. XIX. p. 63 ff.)

Alysicarpus Neck. (Elem. n. 1315., *Desv.* Journ. III. p. 120. t. 4. f. 8.). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Hedysareen der natürlichen Familie der Leguminosen und aus der letzten Ordnung der 17. Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch stehenbleibend, glockenförmig, fünfspaltig, mit gleichen, lanzettförmigen Fetzen; die Schmetterlingscorolle klein; die Hülsenfrucht besteht aus mehren geschlossenen, einsamigen, auf beiden Nähten gleichen, drehrunden oder zusammengedrückten, zuletzt sich ablösenden Gliedern. Die sieben bekannten

Arten sind tropische, meist perennirende Kräuter mit einfachen, ganzrandigen Blättern, trockenhäutigen After- und Stützblättchen und gelben oder rothen Blüthentrauben. 1) A. bupleurifolius *Cand.* (Prodr. II. p. 352., Hedysarum bupleurifolium *L.*, S. d. A. N. 105., *Roxb.* corom. II. t. 194., Bot. mag. t. 1722., H. gramineum *Retz.* obs., S. d. A. N. 104., *Wendl.* hort. herrnh. I. t. 5., H. cochinchinense *Schrank* hort. monac. III. t. 23.) in Ostindien; 2) A. vaginalis *Cand.* (l. c. p. 353., Hedysarum *L.*, S. d. A. N. 100., *Burm.* ceil., t. 49. f. 1.) in Ostindien und Senegambien; 3) A. nummularifolius *Cand.* (l. c., Hedysarum *L.*, S. d. A. N. 99., *Petiv.* gazoph. t. 26. f. 1.) in Ostindien und auf den Mascarenischen Inseln; 4) A. moniliser *Cand.* (l. c., Hedysarum *L.*, S. d. A. N. 66., *Burm.* ind. t. 52. f. 3.) ebenda; 5) A. glumaceus *Cand.* (l. c., Hedysarum glumaceum *Vahl* symb., Hed. violaceum *Forsk.*) im glücklichen Arabien; 6) A. styracifolius *Cand.* (l. c., Hedysarum *L.*, S. d. A. N. 95.) in Ostindien und auf den Mascarenhas; 7) A. rugosus *Cand.* (l. c., Hedysarum *Willd.* sp.) in Guinea.

(*Sprengel.*)

DESMONCUS. Eine von Martius aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Palmen und aus der ersten Ordnung (Androgynia) der 21. Linnéschen Klasse. Char. Eine doppelte Scheide umgibt die ungestielten Blüthen, von denen die männlichen einen dreispaltigen Kelch, eine dreiblättrige Corolle und sechs Staubfäden, die weiblichen Kelch und Corolle krugförmig und drei ungestielte Narben haben. Die Steinfrucht ist einsamig; die Nuß mit drei senkrechten, sternförmig gestellten Öffnungen, in denen der senkrechte Embryo liegt. Die beiden von Martius entdeckten Arten sind brasiltsche Palmen. 1) *D. polyacanthus* Mart. (Gen. et sp. palm. t. 68.) mit rückwärts stachlichten Blüthenscheiden und Strunke, mit am Ende geschweiftem Laube, fadenförmigen, zurückgeschlagenen, fehlschlagenden Blättchen und sechszähniger weiblicher Corolle. 2) *D. orthacanthus* Mart. (l. c. t. 69.) mit unbewehrten Blüthenscheiden, an der Basis des Strunkes stehenden, geraden, langen Dornen, lanzettförmigen Blättchen, deren lange, borstig auslaufende Spitzen gewunden sind, und dreizähniger weiblicher Corolle. (*Sprengel.*)

DESMOND, ireländisch Deswown, ein Landschaftsname von sehr wandelbarer Bedeutung. Ursprünglich und unter der Herrschaft des mächtigen Stammes Macarthy begriff er alles Land von dem Cap Clare bis an den Shannon, namentlich auch das sogenannte Königreich Cork. In dieser Begrenzung ist Desmond gleichbedeutend mit South-Munster. Später, als die Fitzgeralde den Macarthys den westlichsten Theil ihrer Besitzungen abdrangen und eine ihrer Linien, die der Grafen von Desmond (creirt 1329), zu einer Macht und Bedeutung gelangte, wie sie kaum ein Geschlecht in Ireland besessen, reducirte sich der Name Desmond auf dieses Grafen wichtigstes Besitzthum, oder auf die Pfalzgrafschaft Kerry. Endlich begriff er nur mehr das Land zu beiden Ufern des Bantrybusens, etwa von dem Hafen Kenmare bis an den Meerbusen von Roß; in dieser eingeschränkten Bedeutung, die ungefähr dem Umfange der in die Grafschaft Cork einbezirkten Baronien Carbery, Bear und Bantry gleichkommt, ist Dunmanaway die Hauptstadt von Desmond. — Auch die Schicksale der Beherrscher von Desmond sind wandelbar gewesen. Die Macarthys, die Nachfolger der alten Velaborii und Iverni, mußten den Fitzgeralden weichen und verschwanden beinahe gänzlich in den Tagen des Glanzes des Hauses Desmond, bis sie durch die Politik der Königin Elisabeth neuerdings gehoben wurden. Die nämliche Politik vernichtete das Haus Desmond, und die Parlamentsacte vom J. 1582, welche der Grafen Eigenthum (574628 Acres) einzog, unterdrückte zugleich auch ihren Titel. Er wurde nach einigen Jahren zu Gunsten der Prestons erneuert, aber Richard Preston, Graf von Desmond, starb bereits im J. 1628 ohne männliche Nachkommenschaft, und der Titel ging vermöge Anwartschaft vom J. 1622 an den Lord Georg Fielding über. Der heutige Graf von Desmond, Basil Percy Fielding, ist der siebente aus diesem Hause (für welches man eine Abkunft von den Grafen von Habsburg-Rheinfelden erträumt hat), man glaube aber nicht, als hätten die Fitzgeralde darum ihrem Anspruche entsagt; er hat sich vielmehr bei ihnen bis auf den heutigen Tag fortgeerbt, und namentlich machte sich in der Revolution von 1745 unter den Anhängern des Hauses Stuart ein Karl Fitzgerald, Graf von Desmond, bemerkbar.

Hier ist auch der Ort, von der berühmten Gräfin Katharina von Desmond, die so oft den Pinsel englänbischer Maler beschäftigt hat, zu sprechen. Sie wurde unter der Regirung Eduards IV. an Jakob Fitzgerald, den vierzehnten Grafen von Desmond, verheirathet, überlebte alle die schrecklichen Glückswechsel ihres Hauses und starb, über 140 Jahre alt, im J. 1614. Sie behielt alle ihre Kräfte bis in ihr spätestes Alter, und war daher noch im 140. Jahre vermögend, von Bristol nach London zu reisen, um sich von dem Hofe eine Unterstützung zu erbitten, deren sie in ihren kläglichen Umständen so sehr bedurfte. Sie bekam zwei- oder dreimal neue Zähne, wenigstens sagt Bacon von ihr in seiner Lebens- und Todesgeschichte, ter per vices dentiisse. — Die Geschichte der Grafen von Desmond s. in dem Art. Fitzgerald. (*v. Stramberg.*)

DESMONTES, Vater der Menalippe, der diese seine Tochter blenden und ins Gefängniß werfen ließ, weil sie vom Neptun schwanger war. Ihre Söhne Äolos und Böotos brachten ihn ums Leben. (*Hyg.* f. 186.) (*Richter.*)

DESMOPHORA nennt Stephens *) eine Schmetterlingsgattung, die er nicht näher beschreibt, und wohin er als einzige Art die Noctua cataena *Sowerby* **), die in England einheimisch ist, bringt.

(*Germar.*)

Desmorhexis s. Gelenke.

*) Systematic catalogue of british insects. Lond. 1829. Vol. II. pag. 109. **) *J. Sowerby* British Miscellany. London 1806. I. tab. 14.

Desmos *Lour.* ſ. Unona *L. fil.*

DESMOSOMUS. Eine von Perty *) errichtete Käfergattung aus der Familie der Curculioniden und der Abtheilung der Langrüſſler mit gebrochenen Fühlern. Die Kennzeichen ſind: Rüſſel ſehr lang, dünn, gebogen, die Fühler in der Mitte eingeſetzt, fein, die Schnur ſiebengliederig, ihr erſtes Glied verlängert; Augen eingeſenkt; Halsſchild am Hinterrande kaum geſchweift, ſo breit wie die Deckſchilde; Schildchen klein, kreisrund; Beine ſehr lang und dünn, an der Einlenkung weit von einander abſtehend, die Schenkel vor der Spitze mit einem Zahne, die Schienen an der Spitze geſtutzt, die Tarſen breit, gelappt. Der ganze Körper hat einen langgezogen-elliptiſchen Umriß, iſt oben platt, unten gewölbt und ſchließt zunächſt an Cholus *Germ. Schönh.* an. Die einzige bekannte Art iſt D. longipes *Perty*, oben braun, mit drei gelbweißen Längsbinden, welche über Halsſchild und Deckſchilde laufen, unten weiß beſchuppt, mit zwei ſchwarzen Längsbinden. Kommt in Bahia vor und iſt ohne Rüſſel 8 Linien lang. Vielleicht gehört Linus attenuatus *Fabr.* auch in dieſe Gattung.

(*Germar.*)

DESMOULINS, Camille, einer jener Revolutionscharaktere, welche den Aufſtand des Volkes zwar nicht unmittelbar hervorgerufen — (denn nicht die Menſchen aus der letzten Hälfte des 18. Jahrh., ſondern alte Mißbräuche, Leidenſchaften und Vorurtheile, die unumſchränkte Gewalt der Regirung, despotiſche Miniſter, habſüchtige Günſtlinge, ein übermüthiger Adel und das Ränkeſpiel der Maitreſſen haben die Revolution gemacht) — aber, den unter der Aſche glimmenden Funken der Anarchie nährend, durch Wort, Schrift und That befördert und zu der Grauen-erregenden Vollendung gebracht haben, iſt 1762 zu Guiſe in der Picardie geboren, wo ſein Vater die Stelle eines Statthalters des königl. Amtmanns vertrat. Ohne Vermögen und in der kleinen Provinzialſtadt ſelbſt ohne Gelegenheit zur Fortbildung fiel es dem Vater ſchwer, ſeinem vielverſprechenden Sohne eine gute Erziehung zu geben. Er ließ aber kein Mittel unverſucht und wendete ſich, nach mancherlei Fehlbitten, endlich auch an das Chorherren-capitel von Laon, von welchem er nebſt einem kleinen Stipendium eine Freiſtelle im Collège de Louis-le-Grand zu Paris auf mehre Jahre für ſeinen zärtlich geliebten Camille erhielt. Bald machte ſich der geiſtvolle Knabe ſelbſt bei den an jeſuitiſche Zucht und Frömmelei gewöhnten Lehrern beliebt, und konnte man gleichwol das Prädicat: „Puer ingeniosus sed insignis nebulo," welches die h. Väter dem jüngern Crébillon beilegten, auf ihn anwenden, ſo waren doch ſeine Studienzeugniſſe voll Anerkennung ſeiner Fähigkeiten und literariſchen Leiſtungen. Beſonders hatte er ſich in der Prüfung beim Abgange zur Hochſchule durch einen nicht nur völlig fehlerfreien, ſondern ſogar eleganten Styl in ſeiner Mutterſprache und durch eine ungewöhnliche Leichtigkeit im lateiniſchen Versbau ausgezeichnet. Viel hat man in den Denkſchriften der franzöſiſchen Statsumwälzung von ſeiner Schulfreundſchaft mit Maximilian Robespierre geſprochen und des Bundes erwähnt, den dieſe zwei ſelenverwandten Männer mit ſeltener Harmonie des Geiſtes und Herzens ſchon in früheſter Kindheit geſchloſſen haben ſollten, zu Schutz und Trutz und zur Verfechtung der gegenſeitig oft beſprochenen demokratiſchen Jugendträume. Neuere Forſchungen haben aber dargethan, daß Robespierre und Desmoulins, obwol ziemlich von einem und demſelben Alter, niemals die gleiche Schule beſucht, ſondern erſt nach Vollendung der Univerſitätsſtudien beim Eintrit in den politiſchen Geſchäftskreis ſich näher an einander angeſchloſſen haben. Camille verließ die Schule mit einem feurigen, aus dem innerſten Quell ſeines Buſens ſtrömenden Abſchiedsgedichte an die Lehrer und Schulgenoſſen, deſſen die „Année littéraire" vom J. 1784 mit vielem Ruhme gedenkt, und wovon nur folgende Verſe, die bei Schilderung der Bruderliebe ſeine demokratiſchen Anſichten an den Tag legen, hier eine Stelle finden:

Là, du patricien la hauteur est bannie
Et la seule noblesse est celle du génie —
Je vis avec ces Grecs et ces Romains fameux,
J'étudie une langue immortelle comme eux,
J'entends plaider encore dans le barreau d'Athènes,
Aujourd'hui c'est Eschine, et demain Démosthènes.

Der Hang zur Schwärmerei, welcher in ihm die Liebe zur Dichtkunſt weckte, ward aber von dem klugen Vater, der aus ſeinem Sohne recht frühe einen Geſchäftsmann bilden wollte, durch die Einführung in die bürgerliche Welt gemindert und ſehr bald verwiſcht. Aus Liebe zum Vater widmete er ſich mit gleichem Eifer der Rechtswiſſenſchaft. In dieſem Felde eröffnete ſich ihm eine um ſo glänzendere Bahn, als zu der nämlichen Zeit, wo er unter die Zahl der Pariſer Sachwalter aufgenommen ward, auf Neckers Betrieb die Urverſammlung des franzöſiſchen Volkes Statt fand, und ſein feuriger, zu jedem thatkräftigen Unternehmen mit Muth und Ausdauer gewaffneter Geiſt in dem vielſeitigen Hin- und Herwogen der politiſchen Meinungen einen neuen Aufflug gewann. Voll glühender Einbildungskraft, den Grundſatz der Freiheit und Gleichheit mit Begeiſterung umfaſſend und geſtachelt von dem Sporn der Ehrbegierde mußte er natürlich die Sache des Vaterlandes und der franzöſiſchen Nation, welche durch den Schwur im Ballſpielſaale zu Verſailles geheiligt worden war, mit Enthuſiasmus ergreifen. Seit dem 12. Julius 1789 kündigte er ſich den Pariſern als Apoſtel des Volksthums an, dem von nun an alle ſeine Kräfte gewidmet waren, und für das er auf dem Blutgerüſte ſein Leben hingab. Bei der erſten großen Verſammlung im Garten des Palais Royal ſchwang er ſich auf einen Tiſch, hielt, obwol ſtotternd von Natur, mit hinreißender Beredſamkeit eine Rede an das Volk, gab ſomit das Signal zu dem in Paris damals ſo weit getriebenen demokratiſchen Apoſtolat und pflanzte, der Erſte, das grüne Feldzeichen auf, welches zur Erkenntniß und Vereinigung der Patrioten diente, und

*) Delectus animal. articulat. Brasil. pag. 81. tab. 16. fig. 11

dessen nachmals in den Jahrbüchern Frankreichs mit so großem Ruhme gedacht ward. „Bürger, rief er, wir haben keinen Augenblick zu verlieren; ich komme so eben von Versailles, Necker ist abgesetzt, und dieser Gewaltstreich ist zugleich die Sturmglocke zu einer neuen Bartholomäusnacht für alle Freunde des Vaterlandes. Diesen Abend noch kommen die Schweizertruppen vom Marsfelde, um uns zu erdrosseln. Es bleibt uns nichts übrig, als die Waffen zu ergreifen und Feldzeichen zu wählen, uns dadurch zu unterscheiden und zu erkennen. Welche Farbe wollt ihr? Grün, die Farbe der Hoffnung? oder jenes Blau des Cincinnatus, die Farbe der transatlantischen Freiheit und des amerikanischen Volksthums?" Als sich die meisten für „grün" aussprachen, fuhr er fort: „Freunde! der Wurf ist gefallen. Seht wie dort die Schergen der Königsgewalt mit gierigen Blicken auf mich lauern. Schon strecken sie den Arm aus, mich zu fangen. Ich will wenigstens nicht lebendig ihre Beute werden!" Zwei Pistolen aus der Tasche ziehend rief er laut: „Alle guten Bürger folgen meinem Beispiele!" Die Rede hatte ihren Zweck nicht verfehlt. „Zu den Waffen! zu den Waffen!" ertönte es von allen Seiten. Die Werkstätten der Büchsenmacher, Schwertfeger und Waffenschmiede wurden erbrochen und am 13. der Zeughof und die Vorrathskammern des Invalidenhauses gestürmt. Am 14. fiel das Bollwerk der verhaßten Zwingherrschaft, wo so manches unschuldige Opfer der Maitressenlaune und Fürstenwillkür durch jene scheußlichen Lettres de Cachet verschmachtet war, — die Bastille. Der Tribun des Palais Royal war als gemeiner Soldat einer der ersten unter den Stürmenden und verkündete hoch von den Trümmern herab, wie im Sehergeiste, den Franzosen Freiheit und Gleichheit. Mehr bedurfte es nicht, seinen Namen durch ganz Frankreich bekannt und ihn in Paris zum Abgott des Volkes zu machen. Jetzt vertauschte er Schwert und Pike mit der Feder, um in seinen Flugschriften die Bevorrechtung der Stände anzugreifen, die Feinde der Revolution zu entlarven und den neuen Grundsätzen mit fanatischer Wuth das Wort zu reden. Kein Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen, schien ihm unerlaubt. In Gegenwart des Hofes und des damals noch allmächtigen Adels überließ sich der wilde Desmoulins auf einem selbstgewählten Kampffelde, das man ihm unaufhörlich streitig machte, jeder Tollheit seines gährenden Kopfes, um als Apostel der Statsumwälzung eine der ersten Stellen einzunehmen. Wenn gleichwol, nach dem einstimmigen Zeugnisse französischer Schriftsteller, seine von Natur großmüthige Sele berufen zu seyn schien, entsetzt über den Trümmerhaufen der Volkswuth ein: „Halt! nicht weiter!" auszurufen, so konnte doch in dem Kampfe auf Leben und Tod der Gnadenruf der Menschheit vor dem Getöse der Leidenschaft nicht bis an sein Ohr dringen und sein Herz in Anspruch nehmen. Weichheit erschien als Schwäche. Der Volkssturm machte unbeugsam und gab Männer dem Vorwurfe der Grausamkeit Preis, deren Gemüth bis dahin niemals einer blutdürstigen Regung zugänglich gewesen. Er fürchtete sich nicht, dem Drange der Umstände weichend, mit Catilina verglichen und mit dem Namen eines „Blutmenschen" gebrandmarkt zu werden. Er glaubte sich durch die Begeisterung einer ihm zur andern Natur gewordenen, angebornen Unbändigkeit entschuldigt. Die berüchtigte Rede an die Pariser im Namen der Laterne, zu deren Generalanwalt er sich selbst erhob, kann uns einen Begriff von der Erbitterung geben, welche in jenen Schreckenstagen, das bessere Gefühl verleugnend, die Stimme der Menschheit vor dem Wuthgeschrei der Volkssprache verstummen ließ. Seine Schriften aus jener Epoche sind: 1) La France libre; 2) La Lanterne aux Parisiens; 3) Les révolutions de France et de Brabant; 4) La Tribune des Patriotes. Das Palais Royal, sagt er unter andern in seiner Laternenrede, ist der Herd, wo das Feuer des Patriotismus geschürt wird, der Mittelpunkt aller Bürgertugenden, das „Stell dich ein" aller Ehrenmänner Frankreichs, welche ihre Provinz verlassen, um dem großen Beispiele der Revolution beizuwohnen und dabei die Hände nicht in den Schooß zu legen. Für die Pariser ist es die Gerichtsstelle. Da hat man nicht nöthig, stundenlang auf den Präsidenten zu warten. Man trägt seine Meinung vor, man stellt einen Antrag, findet er Beifall, schwingt sich der Redner auf einen Stuhl oder einen Tisch. Wird er nun beklatscht, so zieht er als Triumphator nach Hause, wird er ausgelacht, so schleicht er im Verborgenen von dannen. So geschah es auch in Rom. Die Pariser sind die Römer der neuern Zeit. Das Palais Royal gleicht dem alten Forum! — In seiner „France libre" S. 57. legte Desmoulins sein republikanisches Glaubensbekenntniß ab und erklärte offen, daß die Volkssouverainität und die daraus entspringende Volksregirung oder die Demokratie die einzige Verfassungsart sei, welche der französischen Nation und jedermann, der des Namens „Mensch" nicht unwerth befunden, gezieme. — Die Fehler Ludwigs XVI., sein natürlicher Widerwille gegen Ungehorsam und Anmaßung, verbunden mit der Zögerung, sich aufrichtig der Sache seines Volkes anzuschließen, welches ihn der unumschränkten Machtvollkommenheit beraubte, die er doch „von Gottes Gnaden" als Geschenk des Himmels erhalten zu haben wähnte, die unklugen Rathschläge der Höflinge, die verfassungswidrige Opposition seiner mit gleichen Vorurtheilen aufgewachsenen Nachbaren, alles dieses unterstützte die Keckheit der Republikaner und verlieh den Schriften, Worten und Handlungen Desmoulins und seiner Genossen den Charakter eines ansteckenden Fiebers. Seine Blätter wurden verschlungen und der Verfasser von den einflußreichsten Mitgliedern der constituirenden Versamlung aufgesucht. Im Jahre 1790 verband er sich mit Mirabeau und Péthion und schloß mit dem ältern Robespierre eine brüderliche Freundschaft. Zu jener Zeit schrieb sein Vater an ihn: „Ich höre viel von deinem Glücke und deinem Einflusse erzählen, lieber Sohn! Wenn ich gleichwol für solchen Ruhm nicht unempfänglich bin, so überwiegt dennoch die Besorgniß um deine Freiheit und dein Leben meine

Freude." Camille entschuldigte sich in einem langen Antwortschreiben, welches er in seine Zeitschrift einrücken ließ. Man bemerkt darin die Worte, welche zu mancherlei Bemerkungen Anlaß gaben und späterhin, als der Verfasser des „Vieux Cordelier" von dem Gefängnisse des Luxemburgs auf das Blutgerüste geschleppt wurde, vielfachen Anklang fanden: „Eine Frau aus der Hefe des Volks, heißt es, welche sich betrunken stellte, redete mich an, indem sie ein Papier aus ihrem Busen hervorzog, auf dem ein Name geschrieben stand, den sie für mich sehr gefährlich und furchterregend wähnte, und mir dasselbe unter vielen gemeinen Ausdrücken mit den Worten überreichte: „„Nimm dich vor dem Luxemburg in Acht!"" allein ich fürchte weder den Luxemburg noch die Tuilerien." Mirabeau selbst hielt den Feuerkopf für so verdienstvoll und wichtig, daß er ihn zu sich nach Versailles rief, ihm eine Wohnung in seinem Hause anbot und kein Mittel unversucht ließ, den allen Leidenschaften bis zum Übermaß fröhnenden jungen Mann an seinen Triumphwagen zu fesseln. Dem Systeme des Helvetius treu, ward die Jagd nach Vergnügungen aller Art und nach Abwechselung der Genüsse die Richtschnur seines Lebens und mehr oder weniger der Hebel seiner Handlungen. Als mehre Republikaner mit der lakonischen Kürze auch spartanische Entbehrung und Sitte unter sich einführen wollten, lachte sie Desmoulins aus und sagte: auch ich will der Demokratie huldigen, das Fest der Freiheit feiern, — aber bei Méot. Dies war damals der beste Speisewirth in Paris, bei welchem Desmoulins, der Kapuziner Chabot, Fabre d'Eglantine und andere, die üppigsten, eines Lucullus nicht unwürdigen Gastmähler hielten. Von dem allgewaltigen Mirabeau sprach D. mit jener Verehrung, die ein abergläubisches Gemüth für einen Zauberer empfindet. „Er schmeichelte mir durch seine Achtung, rührte mich durch seine Freundschaft, meisterte mich durch sein Genie und riß mich durch die großen Eigenschaften seiner unergründlichen Sele hin. Ich betete ihn an!" Nichts desto weniger gestand er auch, daß Mirabeau viel auf sein Urtheil und seine Federkritik gegeben, welche damals in den gelesensten Blättern Frankreichs von Dieppe bis Marseille seine Blitze versendete. Es ist übrigens aus andern Denkschriften der Umwälzungszeit bekannt, daß der Held des 20. Junius 1789 mehr als einmal seinen Geheimschreiber von seinem 2 Stunden von Paris entfernten Landsitze an D. schickte und ihn beschwor, irgend ein Blatt in seinem Journale zu unterdrücken, oder wenigstens aus Rücksicht auf ihre Freundschaft abzuändern, wogegen er ihm nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für alle Zukunft seine Dienste anbot. In dieser Zeit heirathete er Demoiselle Duplessis, nach der Behauptung einiger die natürliche Tochter des Abbé Terrad, welche ihn die höchsten Freuden häuslichen Glückes kennen lehrte und mit der wärmsten Liebe zu ihrem Gatten die Frauen so eigenthümliche schwärmerische Hingebung für Freiheit und Vaterland vereinigte, und ihm deshalb als Muster heroischer Frauentugenden vor Augen schwebte. Einige Umstände aus der Geschichte seiner Vermählung mögen hier eine Stelle finden, obgleich das Werk, aus dem sie geschöpft sind, — l'histoire des événéments arrivés sur la parvisse de Saint-Sulpice pendant la révolution, — nicht frei von Übertreibung ist und dem Vorwurfe der Parteilichkeit nicht entgehen kann. Der Pfarrer (Herr von Pancemont) fragte ihn, ob er Katholik sei. — Wozu diese Frage? — Wenn Sie nicht katholisch wären, könnte und dürfte ich Ihnen das Sakrament der Ehe nicht ertheilen. — Nun ja denn, ich gehöre der katholischen Kirche an. — Nein! mein Herr! Sie sind nicht katholisch, denn Sie haben in einer ihrer Zeitschriften gesagt, daß die mohammedanische Religion ebenso große Vorzüge habe, als die christliche. — Sie lesen also auch meine zerstreuten Blätter? — Von Zeit zu Zeit. — Sie wollen mich also durchaus nicht trauen, Herr Pfarrer? — Nicht eher, als bis Sie sich in Gegenwart des Notars mit feierlichem Eide zur katholischen Religion bekennen. — Letzterer schrieb die Unterredung Wort für Wort nieder, um sie der geistlichen Oberbehörde zur Entscheidung vorzulegen. Mirabeau gab den Bescheid: „man könne den Glauben nur nach der äußerlichen Bethätigung desselben beurtheilen." Als Desmoulins dies dem Geistlichen mittheilte, rief letzterer aus: seit wann ist Herr von Mirabeau ein Kirchenvater? — Ah! ah! Mirabeau ein zweiter Hieronymus oder Augustin! Ich werde ihm dies erzählen, überzeugt, daß keine Zumuthung in der Welt ihm drolliger vorkommen wird. Der Pfarrer beharrte jedoch auf seiner Foderung, daß D. seine Gottlosigkeit feierlich abschwören und in dem nächsten Blatte seiner Zeitschrift alle religionsspöttischen Äußerungen widerrufen zu wollen versprechen müsse, ehe er mit seiner Braut vor den Altar treten dürfe. Der Eid wurde geleistet und Desmoulins in Gegenwart Robespierres, Péthions und Montesquious, ehemaligen Stallmeisters von Monsieur, getraut. Auch Mirabeau hatte Zeuge seyn wollen, allein Geschäfte hielten ihn ab. Bei der ernststrengen Ermahnung des Priesters ergoß sich das weiche Gemüth Camilles in Thränen. Als Robespierre dies bemerkte, raunte er ihm ins Ohr: „Weine doch nicht, ehrloser Heuchler!" In der That war diese Rührung nur Verstellung; denn die Religionsspöttereien kamen häufiger als zuvor und noch weniger verblümt in den geistreich skizzirten Flugschriften zum Vorschein. — Nachdem aber das große Umwälzungswerk seine ersten Triumphe gefeiert, und der König, zur Nachgiebigkeit gezwungen, Annäherungsschritte gethan hatte, um dem Willen des Volkes zu genügen, widerrief Desmoulins in öffentlichen Blättern manchen Grundsatz, den er als Hauptanwalt der Laterne ausgesprochen. Derselbe Mann, der am 13. Juni 1789 an der Spitze der Pikenmänner in die Werkstätte des Bildhauers Curtius gedrungen war, die Büsten Neckers und des Herzogs von Orleans wegnahm und sie im Triumphe, von der jubelnden Menge begleitet, durch die Straßen von Paris trug, wagte jetzt sogar das Wort „Milde" (Clemence) auszuspre-

chen. „Man ist betrübt," sagte er, „die Laterne so häufig angewendet zu sehen. Es gibt kein größeres Übel, als wenn das Volk sich mit solchen Spielen vertraut macht. Mit der gleichen Kaltblütigkeit ruft jetzt der Pöbel: „„zur Guillotine!"" mit welcher der türkische Kaiser die seidene Schnur versendet." Nicht lange darauf sagte er in einer Nummer der Révolutions de France et de Brabant: „Ich habe längst mein Amt als Procureur général de la lanterne niedergelegt. Nach meinem Dafürhalten darf diese Würde, wie die der Dictatur, nicht länger als einen Tag dauern, oft sogar nur eine Stunde." Doch die Hartnäckigkeit der Feinde der Revolution ließ ihn nicht lange in Täuschung über die geheuchelte Entsagung und Vaterlandsliebe, welche kein Opfer zum Wohle Frankreichs zu scheuen vorgab. Die Flucht des Königs und dessen Protestation gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung verleiteten ihn nochmals zu den heftigsten Verwünschungen gegen den Hof und zu den überspanntesten Grundsätzen, die nur der wüthendste Demokrat aufzustellen im Stande war. Als es in der gesetzgebenden Versamlung zur Sprache kam, ob man dem Könige das alleinige Recht der Sanction zugestehen und die Volksvertretung in zwei Kammern theilen wolle oder nicht, bediente man sich der Feder D'S., um mit allgemeinem Aufstande in den Provinzen zu drohen und allen den Abgeordneten den Brand ihrer Schlösser anzukündigen, welche es wagen würden, für die königl. Rechte zu stimmen. Malouet, über solche Frechheit erzürnt, klagte Desmoulins mehre Male als Brandstifter vor der Versamlung an und brachte es endlich dahin, daß er dem Chatelet (dem Gerichte für Hochverräther) übergeben wurde. Er aber reichte Berufung ein, und seine Freunde unterstützten sein Gesuch. Malouet erhob sich bei Verlesung desselben in der Versamlung mit den Worten: „Getraut sich jemand, meiner Anklage zu widersprechen, so bin ich bereit ihn zu überführen, und zu beschämen." „Ja! ich wage es!" rief Desmoulins, der sich auf der Tribune befand. Diese Kühnheit machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Tausend Stimmen verlangten die Haft des Unverschämten; allein Robespierres Schutz und Vertheidigung rettete ihn.

Dadurch noch kühner gemacht, schloß er sich von nun an auch an den gewaltigen Danton an, ward dessen Sekretär und Geistesadjutant und mit demselben Urheber des blutigen 10. August 1792. Über sein Benehmen in den Schreckenstagen des September schwebt noch ein Dunkel. Die Einen — und zwar der größte Theil der gleichzeitigen Schriftsteller — behaupten, er sei dabei besonders thätig gewesen; die Andern hingegen rühmen seine Milde und können es nicht glauben, daß der Redacteur des „Vieux Cordelier," der der erste unter den Schreckensmännern die Stimme der Menschlichkeit ertönen ließ, der den Abbé Legris-Duval dem Dolche seiner Mörder entriß, daß der Vertheidiger Arthur Dillons und hundert anderer wegen blossen Verdachts in den Jahren 1793 und 1794 eingekerkerter Personen, Miturheber und Mitvollstrecker jenes furchtbaren Complotts habe seyn können, wodurch die entmenschten Tiger tausend und tausend unschuldige Opfer in den Gefängnissen würgten und ganz Paris mit Blut überschwemmten. Aus Mangel an authentischen Zeugnissen ließe sich bei dem milderer Regungen fähigen Patrioten eine solche Grausamkeit nur durch den Umstand erklären, daß bei der Annäherung des Herzogs von Braunschweig, der durch sein Manifest die Franzosen zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefodert hatte, der alte Geist in dem Procureur général de la lanterne erwachte und er sich mit Danton verantwortlich hielt für die Freiheit seines Vaterlandes. Es scheint bei dessen Gefühlsreizbarkeit diese Annahme nicht unzulässig zu seyn, wenn er gleichwol in der Folge, zu einer Epoche, wo die Republik vom Blute ihrer wahren und vermeinten Feinde trunken war, den neuen Stat mit Saturn verglich, der seine eigenen Kinder verzehrte. Trotz häufiger Mißkennung ward er nebst Robespierre und Danton von der Pariser Section in den Convent gewählt. Hier machte er sich nur einige Male als Redner bemerkbar, sei es, daß seine Grundsätze immer mehr der Mäßigung huldigten, sei es, daß der angeborne Fehler des Stammelns ihm den Muth benahm. Dennoch stimmte er für den Tod des Königs, welchen er zwei Jahre zuvor den redlichsten Mann des Königreichs genannt hatte, so daß damals selbst die eifrigsten Patrioten, Desmoulins Beispiel folgend, die freisinnigen Erklärungen Ludwigs XVI. mit Enthusiasmus aufnahmen und den Privattugenden eines Monarchen Gerechtigkeit wiederfahren ließen, der nur durch die seiner Geburt, seiner Erziehung und seinem Range anklebende Schwäche gefehlt hatte, und deshalb auch nur wegen der ränkevollen Politik des Hofes sich von der constitutionellen Dreieinigkeit: „Nation, Gesetz und König" lossagten. Camille, obgleich der Bergpartei (la montagne) angehörig und Ankläger Brissots, theilte nicht den Haß der meisten Jakobiner gegen die Girondisten. Oft sprach er in den Klubs gegen persönliche Anfeindung von der einen und der andern Seite, und betrauerte lebhaft die dadurch nothwendig erfolgende Zerrüttung der Republik zum Besten der Monarchie. Dieser Eifer für häusliche Friedensstiftung machte ihn zum Anhänger Dantons, der damals beide Parteien der Versamlung zu versöhnen sich bemühte. Als aber der Starrsinn einiger Girondisten jeden Versuch dieser Art scheitern machte, fühlte Desmoulins bei dem Todesurtheil so vieler Opfer seine angeborne Großmuth in sich erwachen, begab sich in den Jakobinerklub, wo er zu den Anführern gerechnet wurde, und schlug die Begründung eines Gnadengerichts (tribunal de Clemence) vor. Es ist auffallend, daß die erste Regung von Menschlichkeit und der Aufruf zu milder Gerechtigkeitspflege auf diese Weise von einer Gesellschaft des Volks ausging, die aus den eifrigsten Revolutionsmenschen bestand, und die schon beim Zusammentritt sich vorgenommen hatte, das Rad der Umwälzung in möglichst schnellen Lauf zu bringen; doch der Charakter der Hauptpersonen rechtfertigt diesen anschei-

nenden Widerspruch. Camille und Danton waren abwechselnd bald nachsichtsvoll, bald unversöhnlich, je nachdem politische Rücksichten sie zwangen, der Stimme des Herzens mehr oder weniger Gehör zu geben. Der Wohlfahrtsausschuß schien anfangs nicht abgeneigt zu seyn, auf den Zuruf zur Mäßigung einzugehen, um sich dadurch die Cordeliers zu verbinden und mit diesen gemeinschaftlich die ochlokratische Partei der Hefe des Volkes zu bekämpfen, an deren Spitze der fürchterliche Hebert stand. Letzterer hatte nämlich nicht nur Desmoulins, sondern auch Philippeaux und Fabre d'Eglantine angeklagt, die allgemeine Brodnoth, welche damals in Paris herrschte, veranlaßt zu haben. Als aber die Anarchisten gestürzt waren, trennte sich Robespierre gänzlich von den Dantonisten und sprach sich heftiger als je zuvor für das Schreckenssystem aus, dem er bald nicht nur alle Feinde, sondern sogar auch die zweifelhaften Freunde der Republik zum Opfer darbringen werde. Voll der nämlichen Gesinnungen, welche ihn zur Vertheidigung des Abbé Maury und des Generals Dillon bewogen hatten, gab D. jetzt seinen „Vieux Cordelier" heraus, worin er zur Mäßigung und vernünftigen Handhabung der Gesetze auffodert. „Ich glaube noch heute," sagte er darin, „was ich damals im Monat Julius 1789 glaubte und ohne Scheu in meinem „„befreiten Frankreich"" (France libre) S. 57. aussprach, daß die Demokratie die einzige passende Verfassung für Frankreich sei. Ich glaube noch stets, daß unsere Freiheit in der Unverletzbarkeit der Rechtsgrundsätze, in Bruderliebe und jener heiligen Gleichheit bestehe, welche die Tugenden des patriarchalischen Zeitalters auf Frankreichs Boden verpflanzt. Ich bin daher auch überzeugt, daß der Wohlfahrtsausschuß aus guten Gründen die Bildsäule der Freiheit verschleiert halte, damit die Göttin ihre himmlischen Gaben nicht alle auf einmal aus dem Füllhorn des Glücks auf uns niedergieße, sondern uns nach und nach daran gewöhne und des hohen Genusses würdiger mache. Es war gewiß nothwendig, den Schrecken an die Tagesordnung zu bringen und von dem Recepte des h. Geistes Gebrauch zu machen, der da sagt: „„Die Furcht ist der Anfang der Weisheit."" Die Freiheit besteht gewiß nicht im Elend und in der Armuth, wie uns Roland und Guadet durch ihre Löcher am Ellenbogen des Kleides weiß machen wollten. Ich glaube noch an das, was ich in meiner Geschichte der Brissotisten gesagt habe, daß nämlich die Republik allein das von der Monarchie oft gegebene, aber nie gehaltene Versprechen von dem „„Huhn im Topfe für Jedermann"" zu halten im Stande sei, aber auch nur dann, wenn sie sich selbst verleugnet und jeden Ehrgeiz unterdrückt."

Nach der Bekanntmachung des Gesetzes vom 22. Prairial, welches man auch das Gesetz des Grafen Merlin nennen kann, und das alle Gefängnisse von Paris mit Schlachtopfern gefüllt hatte, war er der einzige, welcher schriftlich auszusprechen wagte: „Soll ich die Freiheit definiren und mein Leben für meine Überzeugung in die Schanze schlagen? Wohl! Da öffnet die Kerker und gebt den 200000 Bürgern die Freiheit wieder, die ihr des bloßen Verdachtes wegen eingesperrt habt!" Zwei seiner treuesten Freunde von der Schulzeit her beschworen ihn, Zunge und Feder zu zügeln, und warnten vor Robespierre. „Ich will das Ruhmgebäude des stolzen Narren über den Haufen stoßen und ihn den Augen der Nachwelt ganz nackt darstellen." Seine heroische Frau pflichtete ihm bei und sagte scherzend, indem sie das Frühstück auf den Tisch setzte: „Wer nicht der Meinung meines Mannes ist, bekommt nichts von meiner Chokolade." Vergebens warnte Villate durch dreifachen Besuch an einem Tage. Desmoulins glaubte sich, wie alle Jakobiner, in dem Hochgefühle, daß sie die Volksfreiheit begründet hatten, unverwundbar und stützte sich auf die Dankbarkeit des Volks. Wie schwach aber die Säulen dieser Hoffnung waren, beweiset seine Verhaftung in der Nacht des 31. März 1794. Er wurde nämlich mit Lacroix, Hérault de Sechelles, Danton, Fabre d'Eglantine und Philippeaux angeklagt, als letzte Parteigänger des Königthums den Umsturz der Regirung beabsichtigt zu haben. Seinen Sturz schrieb man lange Zeit dem Hasse St. Just's zu, den er ehemals in einem Briefe an den General Vilson, der in den Straßen von Paris vertheilt worden war, mit den Worten angegriffen hatte: „An St. Just's Gang und ganzer Haltung sieht man deutlich, daß er sich für den Grundpfeiler und Schlußstein der Republik hält und daß er den Kopf mit solcher Ehrfurcht auf den Schultern trägt, als schlösse er ein heiliges Sacrament ein." Um dieser Behauptung noch mehr Gewicht zu geben, fügte man hinzu, der Freund und unzertrennliche Gefährte Robespierres habe darauf erwiedert: „Desmoulins soll mir den seinigen noch wie der h. Dionysius tragen!" Doch bemerkt der Verfasser eines kurzen Lebensabrisses C. D's. in der Samlung der Mémoires sur la révolution (livr. 20.) daß man dem St. Just in dieser grausamen Antwort die Gabe des Witzes beigemessen habe, der ihm doch gänzlich fremd war, den aber Camille in so hohem Grade besaß. Das Wahre ist, daß St. Just in der Anklageakte gegen jene fünf Männer, welche er im Wohlfahrtsausschusse von der Tribune herab verlesen, gerade Desmoulins am schonendsten behandelte und ausdrücklich erwähnte, er sei weder ein böser Mensch, noch ein schlechter Bürger, noch ein Feind der Republik gewesen, sondern habe sich nur, wie Philippeaux, von Fabre d'Eglantine und Danton als Werkzeug hochverrätherischer Plane mißbrauchen lassen. Letzteren aber klagte er besonders des schändlichen Verbrechens der Falschheit in der Freundschaft an und erklärte, daß er Camille, dessen Fähigkeiten er sich in Ermangelung eigener bedient, der entehrendsten Laster heimlich beschuldigt und ihn auf diese Weise selbst gestürzt habe. Was man ihm hauptsächlich zum Verbrechen machte, war die Enthüllung der Grausamkeiten, welche die Abgeordneten in den Provinzen (Collot, d'Herbois, Charrette, Carriere, Jos. Le Bon u. A.) verübten, und sein bitterer Tadel dagegen. Desmoulins blieb nur kurze Zeit im Luxemburg, wohin er

chen. „Man ist betrübt," sagte er, „die Laterne so häufig angewendet zu sehen. Es gibt kein größeres Übel, als wenn das Volk sich mit solchen Spielen vertraut macht. Mit der gleichen Kaltblütigkeit ruft jetzt der Pöbel: „„zur Guillotine!"" mit welcher der türkische Kaiser die seidene Schnur versendet." Nicht lange darauf sagte er in einer Nummer der Révolutions de France et de Brabant: „Ich habe längst mein Amt als Procureur général de la lanterne niedergelegt. Nach meinem Dafürhalten darf diese Würde, wie die der Dictatur, nicht länger als einen Tag dauern, oft sogar nur eine Stunde." Doch die Hartnäckigkeit der Feinde der Revolution ließ ihn nicht lange in Täuschung über die geheuchelte Entsagung und Vaterlandsliebe, welche kein Opfer zum Wohle Frankreichs zu scheuen vorgab. Die Flucht des Königs und dessen Protestation gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung verleiteten ihn nochmals zu den heftigsten Verwünschungen gegen den Hof und zu den überspanntesten Grundsätzen, die nur der wüthendste Demokrat aufzustellen im Stande war. Als es in der gesetzgebenden Versamlung zur Sprache kam, ob man dem Könige das alleinige Recht der Sanction zugestehen und die Volksvertretung in zwei Kammern theilen wolle oder nicht, bediente man sich der Feder D's., um mit allgemeinem Aufstande in den Provinzen zu drohen und allen den Abgeordneten den Brand ihrer Schlösser anzukündigen, welche es wagen würden, für die königl. Rechte zu stimmen. Malouet, über solche Frechheit erzürnt, klagte Desmoulins mehre Male als Brandstifter vor der Versamlung an und brachte es endlich dahin, daß er dem Chatelet (dem Gerichte für Hochverräther) übergeben wurde. Er aber reichte Berufung ein, und seine Freunde unterstützten sein Gesuch. Malouet erhob sich bei Verlesung desselben in der Versamlung mit den Worten: „Getraut sich jemand, meiner Anklage zu widersprechen, so bin ich bereit ihn zu überführen, und zu beschämen." „Ja! ich wage es!" rief Desmoulins, der sich auf der Tribune befand. Diese Kühnheit machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Tausend Stimmen verlangten die Haft des Unverschämten; allein Robespierres Schutz und Vertheidigung rettete ihn.

Dadurch noch kühner gemacht, schloß er sich von nun an auch an den gewaltigen Danton an, ward dessen Sekretär und Geistesadjutant und mit demselben Urheber des blutigen 10. August 1792. Über sein Benehmen in den Schreckenstagen des September schwebt noch ein Dunkel. Die Einen — und zwar der größte Theil der gleichzeitigen Schriftsteller — behaupten, er sei dabei besonders thätig gewesen; die Andern hingegen rühmen seine Milde und können es nicht glauben, daß der Redacteur des „Vieux Cordelier," der der erste unter den Schreckensmännern die Stimme der Menschlichkeit ertönen ließ, der den Abbé Legris-Duval dem Dolche seiner Mörder entriß, daß der Vertheidiger Arthur Dillons und hundert anderer wegen blossen Verdachts in den Jahren 1793 und 1794 eingekerkerter Personen, Miturheber und Mitvollstrecker jenes furchtbaren Complotts habe seyn können, wodurch die entmenschten Tiger tausend und tausend unschuldige Opfer in den Gefängnissen würgten und ganz Paris mit Blut überschwemmten. Aus Mangel an authentischen Zeugnissen ließe sich bei dem milderer Regungen fähigen Patrioten eine solche Grausamkeit nur durch den Umstand erklären, daß bei der Annäherung des Herzogs von Braunschweig, der durch sein Manifest die Franzosen zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefodert hatte, der alte Geist in dem Procureur général de la lanterne erwachte und er sich mit Danton verantwortlich hielt für die Freiheit seines Vaterlandes. Es scheint bei dessen Gefühlsreizbarkeit diese Annahme nicht unzulässig zu seyn, wenn er gleichwol in der Folge, zu einer Epoche, wo die Republik vom Blute ihrer wahren und vermeinten Feinde trunken war, den neuen Stat mit Saturn verglich, der seine eigenen Kinder verzehrte. Trotz häufiger Mißkennung ward er nebst Robespierre und Danton von der Pariser Section in den Convent gewählt. Hier machte er sich nur einige Male als Redner bemerkbar, sei es, daß seine Grundsätze immer mehr der Mäßigung huldigten, sei es, daß der angeborne Fehler des Stammelns ihm den Muth benahm. Dennoch stimmte er für den Tod des Königs, welchen er zwei Jahre zuvor den redlichsten Mann des Königreichs genannt hatte, so daß damals selbst die eifrigsten Patrioten, Desmoulins Beispiel folgend, die freisinnigen Erklärungen Ludwigs XVI. mit Enthusiasmus aufnahmen und den Privattugenden eines Monarchen Gerechtigkeit wiederfahren ließen, der nur durch die seiner Geburt, seiner Erziehung und seinem Range anklebende Schwäche gefehlt hatte, und deshalb auch nur wegen der ränkevollen Politik des Hofes sich von der constitutionellen Dreieinigkeit: „Nation, Gesetz und König" lossagten. Camille, obgleich der Bergpartei (la montagne) angehörig und Ankläger Brissots, theilte nicht den Haß der meisten Jakobiner gegen die Girondisten. Oft sprach er in den Klubs gegen persönliche Anfeindung von der einen und der andern Seite, und betrauerte lebhaft die dadurch nothwendig erfolgende Zerrüttung der Republik zum Besten der Monarchie. Dieser Eifer für häusliche Friedensstiftung machte ihn zum Anhänger Dantons, der damals beide Parteien der Versamlung zu versöhnen sich bemühte. Als aber der Starrsinn einiger Girondisten jeden Versuch dieser Art scheitern machte, fühlte Desmoulins bei dem Todesurtheil so vieler Opfer seine angeborne Großmuth in sich erwachen, begab sich in den Jakobinerklub, wo er zu den Anführern gerechnet wurde, und schlug die Begründung eines Gnadengerichts (tribunal de Clemence) vor. Es ist auffallend, daß die erste Regung von Menschlichkeit und der Aufruf zu milder Gerechtigkeitspflege auf diese Weise von einer Gesellschaft des Volks ausging, die aus den eifrigsten Revolutionsmenschen bestand, und die schon beim Zusammentritt sich vorgenommen hatte, das Rad der Umwälzung in möglichst schnellen Lauf zu bringen; doch der Charakter der Hauptpersonen rechtfertigt diesen anschei-

nenden Widerspruch. Camille und Danton waren abwechselnd bald nachsichtsvoll, bald unversöhnlich, je nachdem politische Rücksichten sie zwangen, der Stimme des Herzens mehr oder weniger Gehör zu geben. Der Wohlfahrtsausschuß schien anfangs nicht abgeneigt zu seyn, auf den Zuruf zur Mäßigung einzugehen, um sich dadurch die Cordeliers zu verbinden und mit diesen gemeinschaftlich die ochlokratische Partei der Hefe des Volkes zu bekämpfen, an deren Spitze der fürchterliche Hebert stand. Letzterer hatte nämlich nicht nur Desmoulins, sondern auch Philippeaux und Fabre d'Eglantine angeklagt, die allgemeine Brodnoth, welche damals in Paris herrschte, veranlaßt zu haben. Als aber die Anarchisten gestürzt waren, trennte sich Robespierre gänzlich von den Dantonisten und sprach sich heftiger als je zuvor für das Schreckenssystem aus, dem er bald nicht nur alle Feinde, sondern sogar auch die zweifelhaften Freunde der Republik zum Opfer darbringen werde. Voll der nämlichen Gesinnungen, welche ihn zur Vertheidigung des Abbé Maury und des Generals Dillon bewogen hatten, gab D. jetzt seinen „Vieux Cordelier" heraus, worin er zur Mäßigung und vernünftigen Handhabung der Gesetze auffodert. „Ich glaube noch heute," sagte er darin, „was ich damals im Monat Julius 1789 glaubte und ohne Scheu in meinem „„befreiten Frankreich"" (France libre) S. 57. aussprach, daß die Demokratie die einzige passende Verfassung für Frankreich sei. Ich glaube noch stets, daß unsere Freiheit in der Unverletzbarkeit der Rechtsgrundsätze, in Bruderliebe und jener heiligen Gleichheit bestehe, welche die Tugenden des patriarchalischen Zeitalters auf Frankreichs Boden verpflanzt. Ich bin daher auch überzeugt, daß der Wohlfahrtsausschuß aus guten Gründen die Bildsäule der Freiheit verschleiert halte, damit die Göttin ihre himmlischen Gaben nicht alle auf einmal aus dem Füllhorn des Glücks auf uns niedergieße, sondern uns nach und nach daran gewöhne und des hohen Genusses würdiger mache. Es war gewiß nothwendig, den Schrecken an die Tagesordnung zu bringen und von dem Recepte des h. Geistes Gebrauch zu machen, der da sagt: „„Die Furcht ist der Anfang der Weisheit."" Die Freiheit besteht gewiß nicht im Elend und in der Armuth, wie uns Roland und Guadet durch ihre Löcher am Ellenbogen des Kleides weiß machen wollten. Ich glaube noch an das, was ich in meiner Geschichte der Brissotisten gesagt habe, daß nämlich die Republik allein das von der Monarchie oft gegebene, aber nie gehaltene Versprechen von dem „„Huhn im Topfe für Jedermann"" zu halten im Stande sei, aber auch nur dann, wenn sie sich selbst verleugnet und jeden Ehrgeiz unterdrückt."

Nach der Bekanntmachung des Gesetzes vom 22. Prairial, welches man auch das Gesetz des Grafen Merlin nennen kann, und das alle Gefängnisse von Paris mit Schlachtopfern gefüllt hatte, war er der einzige, welcher schriftlich auszusprechen wagte: „Soll ich die Freiheit definiren und mein Leben für meine Überzeugung in die Schanze schlagen? Wohl! Da öffnet die Kerker und gebt den 200000 Bürgern die Freiheit wieder, die ihr des bloßen Verdachtes wegen eingesperrt habt!" Zwei seiner treuesten Freunde von der Schulzeit her beschworen ihn, Zunge und Feder zu zügeln, und warnten vor Robespierre. „Ich will das Ruhmgebäude des stolzen Narren über den Haufen stoßen und ihn den Augen der Nachwelt ganz nackt darstellen." Seine heroische Frau pflichtete ihm bei und sagte scherzend, indem sie das Frühstück auf den Tisch setzte: „Wer nicht der Meinung meines Mannes ist, bekommt nichts von meiner Chokolade." Vergebens warnte Villate durch dreifachen Besuch an einem Tage. Desmoulins glaubte sich, wie alle Jakobiner, in dem Hochgefühle, daß sie die Volksfreiheit begründet hatten, unverwundbar und stützte sich auf die Dankbarkeit des Volks. Wie schwach aber die Säulen dieser Hoffnung waren, beweiset seine Verhaftung in der Nacht des 31. März 1794. Er wurde nämlich mit Lacroix, Hérault de Sechelles, Danton, Fabre d'Eglantine und Philippeaux angeklagt, als letzte Parteigänger des Königthums den Umsturz der Regirung beabsichtigt zu haben. Seinen Sturz schrieb man lange Zeit dem Hasse St. Just's zu, den er ehemals in einem Briefe an den General Vilson, der in den Straßen von Paris vertheilt worden war, mit den Worten angegriffen hatte: „An St. Just's Gang und ganzer Haltung sieht man deutlich, daß er sich für den Grundpfeiler und Schlußstein der Republik hält und daß er den Kopf mit solcher Ehrfurcht auf den Schultern trägt, als schlösse er ein heiliges Sacrament ein." Um dieser Behauptung noch mehr Gewicht zu geben, fügte man hinzu, der Freund und unzertrennliche Gefährte Robespierres habe darauf erwiedert: „Desmoulins soll mir den seinigen noch wie der h. Dionysius tragen!" Doch bemerkt der Verfasser eines kurzen Lebensabrisses C. D's. in der Samlung der Mémoires sur la révolution (livr. 20.) daß man dem St. Just in dieser grausamen Antwort die Gabe des Witzes beigemessen habe, der ihm doch gänzlich fremd war, den aber Camille in so hohem Grade besaß. Das Wahre ist, daß St. Just in der Anklageakte gegen jene fünf Männer, welche er im Wohlfahrtsausschusse von der Tribune herab verlesen, gerade Desmoulins am schonendsten behandelte und ausdrücklich erwähnte, er sei weder ein böser Mensch, noch ein schlechter Bürger, noch ein Feind der Republik gewesen, sondern habe sich nur, wie Philippeaux, von Fabre d'Eglantine und Danton als Werkzeug hochverrätherischer Plane mißbrauchen lassen. Letzteren aber klagte er besonders des schändlichen Verbrechens der Falschheit in der Freundschaft an und erklärte, daß er Camille, dessen Fähigkeiten er sich in Ermangelung eigener bedient, der entehrendsten Laster heimlich beschuldigt und ihn auf diese Weise selbst gestürzt habe. Was man ihm hauptsächlich zum Verbrechen machte, war die Enthüllung der Grausamkeiten, welche die Abgeordneten in den Provinzen (Collot, d'Herbois, Charrette, Carriere, Jos. Le Bon u. A.) verübten, und sein bitterer Tadel dagegen. Desmoulins blieb nur kurze Zeit im Luxemburg, wohin er

zum Troste Youngs Nachtgedanken und Herveys Betrachtungen mitgenommen hatte, während Herault de Sechelles à la Galoche spielte, Real in Voltaires Pucelle las und die übrigen Gefangenen sich durch fröhliche Gesänge die Zeit vertrieben. Auf die Frage, wie alt er sei, gab er dem Präsidenten des Tribunals zur Antwort: „Ich bin gerade so alt, als der Sansculotte Jesus Christus, das heißt 33 Jahre, ein unheilbringendes Alter für Statsumwälzer." Anfänglich war er ruhig und vertheidigte sich mit Klarheit. Bald aber, als er sein Todesurtheil vernahm (es war der 5. April 1794), bewährte sich St. Just's Meinung, der ihm Charakterstärke absprach. Als man ihn ins Gefängniß zurückrufen wollte, verfiel er in einen verzweiflungsvollen Zustand, griff die Schergen an, indem er sich schäumend vor Wuth mit den Nägeln und Zähnen zur Wehre setzte. Bis zu seinem Tode blieb er in einem ähnlichen Zustande und geberdete sich, mit Ausnahme der Stunde, wo er vom Luxemburg aus an seine Gattin Lucile schrieb und ihr bei dem Abschied von diesem Leben seine Kinder Horace und Annette empfahl, unausgesetzt wie ein Rasender. Nur als der Karren vor dem Kerker hielt, ward er ruhiger. Mit zerstörtem, tiefbetrübtem Gesichte sagte er zum Gefängnißwärter Benoit: „Ich gehe zum Schaffot, weil ich über das Schicksal der Unglücklichen einige Thränen vergossen habe; mein einziger Kummer bei meinem Tode ist, daß ich ihnen nicht helfen konnte." Als er das Schreckensinstrument erblickte, rief er aus: „Dies ist also der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit! Die Ungeheuer, welche mein Blut fodern, werden mich nicht lange überleben!" — Seine Gattin, welche einige vergebliche Versuche, ihn zu befreien, gemacht hatte, wurde als in die sogenannte Kerkerverschwörung eingeweiht, verhaftet und wenige Tage nach ihm durch das nämliche Fallbeil hingerichtet. Sie sah dem Tode mit weit mehr Ruhe und Gelassenheit entgegen als ihr Mann und starb als „Heldin der Freiheit," wie sie die Anhänger des 9. Thermidor in der Folge zu nennen pflegten.

Außer einer großen Menge Pamphlets und einzelner Flugblätter schrieb Desmoulins: 1) Les révolutions de France, 1789. 2) Le vieux cordelier 1794. (Von diesem merkwürdigen Journale sind nicht mehr als 6 Nummern erschienen). 3) Discours de la lanterne aux Parisiens, 2e édition, corrigée et augmentée, en France, an I. (1792). 8. 4) La France libre. 1798. 8. 5) Satires, ou Choix des meilleurs pièces de vers qui ont précedés et suivi la révolution. Paris, an. I. 8. 6) Opuscules de Camille Desmoulins. Marseille, Strasbourg et Paris 1790. 8. 7) Histoire des Brissotins, ou fragmens de l'histoire sécrète de la révolution et des six premiers mois de la république. 1793. 8. Diese Schrift ist ins Engländische übersetzt worden und hat 1794 eine 2. Aufl. erlebt. — Von ihm rührt das Wort Brissotisten, Brissotins (von dem Conventsmitglied Brissot de Warville) und Girondisten, Girondins (von dem Depart. der Gironde) her, und nicht wenig hat er nebst dem Journalisten Morande durch seine Satyren zu dem Sturze derselben beigetragen. (*Falkenstein.*)

DESORMEAUX, Joseph Louis Ripault, geboren zu Orleans den 3. November 1724, besuchte das dortige Jesuitencollegium und ging hierauf nach Paris. Hier fing er an, historische Studien zu betreiben, welche bald seine ausschließliche Beschäftigung wurden. Der Prinz von Condé ernannte ihn, da er die Biographie seines Großvaters herausgegeben, zu seinem Bibliothekar, hierauf zum Generalprofoß der französischen und fremden Infanterie und wirkte ihm 1772 das Diplom eines Historiographen des Hauses Bourbon aus, als welcher er sich auch bethätigte. Schon 1771 war er Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften geworden, der er mehre Memoiren, die Geschichte Frankreichs betreffend, mittheilte, von welchen einige in den Annalen dieser Akademie abgedruckt sind. Treu der Familie, welcher er so viel verdankte, sah er mit tiefem Schmerze das Unglück, in welches die Revolution von 1789 dieselbe stürzte, und starb den 21. März 1793. Wir besitzen von ihm nachstehende Werke: 1) Histoire des Conjurations. T. IX. und X., eine Fortsetzung der Schrift von Duport-Dutertre, zu der er sich erst nach langem Widerstreben entschloß, da die frühern Theile in ihrer Anlage und Ausführung gleich schlecht sind. 2) Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne et de Portugal, 1758. 5 Thle. in 12. Die gute Aufnahme, welche dieses noch jetzt in Frankreich geschätzte Werk fand, veranlaßte ihn zur Abfassung des folgenden, welches für sein bestes gilt: 3) Histoire du Maréchal de Luxembourg, précedée de l'histoire de la maison de Montmorency. 1764. 5 Thle. in 12. 4) Histoire de Louis de Bourbon, prince de Condé. 1766—68. 4 Thle. in 12. Eine teutsche Übersetzung davon erschien zu Potsdam 1783. 5) Histoire de la maison de Bourbon, 1772—88. 5 Thle. in 4. Der 5. Theil endet mit der Regirung Heinrich III. Die Revolution verhinderte die Vollendung des Werkes. — Man tadelt an Desormeaux, daß ihm kritischer und philosophischer Geist fehle, daß er sich in unendlichen Abschweifungen verliere, oft mehr Lobredner als Geschichtschreiber sei; doch findet ein gewandter Schriftsteller bei ihm wenigstens reiche Materialien zu ebenso nützlichen als unterhaltenden geschichtlichen Werken, an denen es besonders der französischen Literatur mangelt. (S. Mémoires de l'académie des Inscriptions. T. L. p. 682.) (*Franke.*)

Desoxydation und Desoxygenation, s. Oxydation.

DESPLACES, Louis, geb. zu Paris im J. 1682, gehört zu den ausgezeichnetsten Kupferstechern seiner Zeit. In der Zeichnung hat er gleiche Verdienste mit Audran, allein erreichte diesen nicht völlig in Hinsicht des malerischen Reizes. Die Lagen seiner Schattirungen sind mit Geschmack und Überlegung angeordnet, und der geschickte Künstler ist überall zu erkennen, der mit fester sicherer Hand den Grabstichel mit der Radirnadel zu vereinigen verstand. Ein Beweis, wie sehr man diesen Meister zu würdigen verstand, ist, daß er für das Werk von Crazet und andere bedeutende Herausgaben von Kupferstichen gearbeitet hat. Seine Arbeiten sind be-

trächtlich und mehrentheils in großem Format ausgeführt. Er starb im J. 1739. (S. *Bardon.* T. 2. p. 221.) (*A. Weise.*)

DESPOINA, *Δέσποινη*, die Herrscherin, Königin. 1) Beiname der Aphrodite. *Eurip.* Phoen. 633. 2) Name der Proserpina als Tochter der Demeter und des Poseidon. Man verehrte sie in Attika, Böotien und anderwärts, vorzüglich aber nach Pausanias in Arkadien. Hier war im Tempel der Demeter die Göttin auf einem Throne sitzend vorgestellt, in der einen Hand eine Fackel haltend und die andere gegen die Despoina ausstreckend, die in der Hand einen Zepter und auf den Knien die mysteriöse Kiste hatte. Neben Demeter stand Artemis mit einer Fackel und zwei Schlangen; im Eingange zum Tempel aber nochmals Artemis Hegemone (die Führerin), ebenfalls mit Fackeln. *Paus.* VIII, 37. Vor dem Tempel hatte Despoina mit Demeter einen gemeinschaftlichen Altar, und an den Wänden der Halle waren Herakles mit dem Dreifuße, die Moiren und der Moiragetes (der Parzenführer) nebst Nymphen und Panen. Wir haben über die Despoina schon im Art. Demeter gesprochen, bemerken aber hier noch die Erläuterungen, welche Kanne in seiner Myth. d. Gr. S. 139 ꝛc. darüber gibt.

Wir sehen hier offenbar einen Cultus arkadischer Mysterien, nach eleusinischen gebildet. Persephone heißt als Gemahlin des Aides Despoina, die Herrin, denn *δεσπότης* hieß der Hausherr und *δέσποινη* die Hausfrau. Das Bildwerk des Tempels stellt vor, wie Artemis-Hekate die Persephone der Mutter aus der Unterwelt mit Fackeln zuführt. Artemis-Hekate war aus den orphischen Mysterien und so vielleicht der ganze Mythos, daß Persephone wieder auf die Oberwelt kommt. (Man sehe in dieser Beziehung unter Demeter, wie Kanne ursprünglich die Persephone nimt.) In der orphischen Mythologie war Artemis, Hekate und Persephone einerlei und auch wieder verschieden. Als einerlei mit Hekate herrschte Persephone auch auf der Oberwelt, denn diese hat Gewalt über und unter der Erde, und so kam sie einen Theil des Jahres wieder zu ihrer Mutter. In dieser Identität mit Persephone war Hekate von Artemis Eileithyia getrennt; aber als ihr Prädikat in anderer Hinsicht wird sie ihr dienend und leuchtet ihr als *θεὰ φωσφόρος* in die Oberwelt, so wie sie wieder als Prädikat der Artemis dieser untergeordnet ist. Die Arkadier, sagt Pausanias, nennen die Despoina als Beiwort von Demeter; gleichwol sind sie sowol in jener Vorstellung selbst als durch die *συμβώμια* zwei Personen. Aber ebenso hieß auch Demeter in Argolis selbst Chthonia, und dies war doch eigentlich ihre Tochter. Beides ist daraus zu erklären, daß es Cultus der Mysterien war, in denen auch diese Göttinnen identisch und zugleich verschieden waren. Persephone war verschieden von Demeter als ihre Tochter und mit ihr identisch, weil sie ebenfalls die Natur selbst war, insofern sie im Winter todt und in der Unterwelt ist, also eine Demeter *χθόνια*, eine Unterirdische, und *δέσποινα*, des Aides Gemahlin. Die beiden Schlangen in der Hand der Artemis sind ebenfalls aus orphischer Mythologie. Die Demeter ist hier Rheia, denn sie hat einen Daktylos bei sich, den Herakles. Nach den Orphikern aber verwandelte sich Rheia-Demeter in eine Schlange, um den Umarmungen des Zeus zu entgehen. Zeus that es auch und erzeugte mit ihr die Persephone (*Athen.* leg. pr. Christ. p. 78; vergl. Demeter), und Persephone und Demeter sind der Gegenstand dieser Vorstellungen. Als ferner sich beide Schlangen umarmten, machten sie den Knoten des Herakles (ebend.), und dieser ist als Daktylos in derselben Vorstellung. Dann kamen die beiden Schlangen als Symbol an den Heroldsstab des Hermes, und dieser Hermes ist der Moiragetes in derselben Scene, nämlich als Inhaber der weissagenden Moiren; dies lehrt der (pythische) Dreifuß, den Herakles hat, dessen Knoten er als Symbol am Stabe trägt. Aber Hermes kommt auch als Gott in Arkadien in diese Scene, wie die Pane und Nymphen, und, da Despoina hier aus der Unterwelt heraufgeführt wird, als Psychagogos, der die Selen in und aus dem Schattenreiche führt, und mit ihm die Moiren, weil er nur als Psychagog bei der Nekromantie die wahrsagenden Schicksalsgöttinnen hat und wahrscheinlich durch eben diesen orphisch-arkadischen Cultus. Eben diese Zusammenstellungen des Pan, der Moiren, des Moiragetes und der Demeter waren bei den Telpusiern und Phigalensern zum deutenden Mythos geworden. Die Göttin hatte bei ihnen den Beinamen *μέλαινα*, die Schwarze, d. h. die Trauernde, und saß in einer Höhle am Berge Elaion. Pan fand sie, sagte es dem Zeus und dieser schickte die Moiren, um sie trösten zu lassen. (Ceres ist hier offenbar die trauernde Erde, die in der dunkeln Winterhöhle sitzt, aber Pan, der hier als das erste Frühlingszeichen, der Widder, gedacht werden kann, wie in einem andern Mythos, wo er in Gestalt eines weißen Widders die Luna in einen Wald lockt und sie umarmt, wo offenbar die Befruchtung des Mondes durch die Sonne im Frühlinge und somit auch der Erde angedeutet werden soll, bewegt den Jupiter, sie durch die Moiren herausführen zu lassen, d. h. mit dem Fortgange der Jahreszeiten wird die im Winter erstarrte Erde wieder befruchtet und mit dem fröhlichen Grün der Pflanzenwelt geschmückt.) Ebendaselbst sprach man von einem verloren gegangenen alten Bilde der Demeter, für welches, als eine Pest entstanden, der Künstler Onatas ein neues verfertigt habe. Dies neue, nach dem Muster des alten geformt, stellte die Demeter als weibliche Figur mit Schlangen und einer Pferdemähne vor, denn sie hatte dem Poseidon Hippios ein Pferd geboren (s. Demeter). Auch hier ist orphische Vorstellungsart: Poseidon befruchtet die Erde; er ist Gott der Pferdezucht, und die durch ihn befruchtete Erde gibt den Pferden Weide; also durch beide Götter ist und lebt diese Thierart. Als Göttin der Erde trug sie daher das Symbol einer Taube in der einen und als Poseidons Gemahlin in der andern Hand einen Delphin. (*Richter.*)

DESPORTES, Philipp, Geistlicher und Dichter, geb. zu Chartres 1546. In seiner Jugend ging er mit einem vornehmen Geistlichen nach Rom, wo er sich mit der italiänischen Literatur vertraut machte; später be-

gleitete er den Herzog von Anjou (Heinrich III.) nach Polen, wo er es indeß nur 9 Monate aushielt. Nach seiner Thronbesteigung in Frankreich blieb ihm Heinrich III. sehr gewogen und überschüttete ihn mit reichen Pfründen, so daß er zuletzt eine jährliche Einnahme von 10000 Rthlr. hatte; das Erzbisthum Bordeaux wollte er indeß nicht annehmen. Gegen Heinrich IV. war er anfangs feindlich gesinnt, versöhnte sich aber mit ihm und erfreute sich auch der Gunst dieses Monarchen. Er starb 1606. Seine Stelle in der französischen Literatur muß ihm zwischen Ronsard und Malherbe angewiesen werden. Glücklich wußte er die Härten und Wunderlichkeiten zu vermeiden, in welche der erstere durch eine thörichte Nachahmung der Alten gerathen war. Er hatte ein glückliches Gehör für die Sprache und war einer der ersten, welcher die seitdem herrschend gewordene Regel aufstellte, daß der Sinn des einen Verses nicht in den folgenden übergreifen dürfe, was den Franzosen als Fehler erscheint und von ihnen enjambement genannt wird. Die neuere romantische Schule hat zwar auch diese Regel verschmäht und übertreten; es ist aber noch sehr zu bezweifeln, ob sie mit dieser Neuerung durchdringen wird, da der französische Vers, aller rhythmischen Elemente entblößt und mit seinen schwach klingenden Reimen, einer solchen mechanischen Hilfe, um nur überall als Vers erkannt zu werden, kaum entbehren kann. Malherbe, welcher mit Recht als der wenn auch pedantische Gründer der neueren französischen Dichterschule betrachtet wird, hat durch größere Correctheit und Energie der Gedanken den Ruhm Desportes verdunkelt. In jüngeren Jahren hatte Desportes Liebesgedichte geschrieben, worunter sich viele Nachahmungen aus dem Italiänischen, besonders dem Ariost, und aus dem Lateinischen finden; diese Oeuvres galantes sind 1575 in 4. und später noch oft gedruckt. In späteren Jahren stimmte er einen ernsteren Ton an und hat unter andern die Psalmen poetisch übersetzt, wovon zuerst 60 im J. 1591 in 4., dann 100 im J. 1598 und endlich alle 1603 in 8. erschienen. Auch dieses Werk hat mehre Ausgaben erlebt, doch nicht über das J. 1624 hinaus. (*Blanc.*)

DESPORTES, François, geb. zu Champigneule, einem Dorfe in der Champagne im J. 1661, ging schon in seinem 12. Jahre nach Paris, wo er sich unter Nicasius Bernaert, einem niederländischen Maler, ausbildete. Anfangs malte er Thiere, Blumen, Früchte und Kräuter, sogar Deckenstücke und Theaterverzierungen; später verband er sich mit Claude Audran, die Arbeiten im Schlosse zu Anet und der Menagerie zu Versailles auszuführen, und zeigte hier durch Wahrheit und leichte Ausführung seine Geschicklichkeit. Kurz nach seiner Verheirathung 1692 folgte er einem Rufe nach Polen, wo er den König Sobiesky, dessen Gemahlin und viele Große malte. Wieder auf Verlangen des Königs von Frankreich zurückgekehrt, wurde er im J. 1699 Mitglied der königlichen Malerakademie. Das Gemälde, welches er zu seiner Aufnahme ausführte, stellt den Künstler selbst als Jäger, mit Hunden und Wildpret umgeben, dar. Er besaß überhaupt ein großes Talent zu der Schilderung lebendiger Thiere und lieferte für den König und die Prinzen eine große Anzahl Gemälde in dieser Art. Oft begleitete er erstern auf seinen Jagden, um gleich zu Pferde die mannigfaltigen Scenen der Jagd nach der Natur aufzuzeichnen, um sie hernach um so wahrer in seine Gemälde überzutragen. Seine Färbung ist ganz Natur, die Luftperspective vortrefflich, und bei allem Fleiße in der Ausführung sind seine Gemälde doch leicht und geistreich behandelt. Er starb zu Paris 1745. Sein Sohn und Neffe lernten unter seiner Leitung, bildeten sich aber unter Rigaud zu geschickten Bildnißmalern aus. (S. d'Argensville Übers. Thl. 4. S. 429.)

(*A. Weise.*)

DESPOTISMUS heißt jeder willkürliche, durch keine Gesetze und Einschränkungen geregelte Gebrauch von Gewalt. Die Menschen haben einen eigenthümlichen Hang zu demselben und lieben den Ausspruch des Dichters: sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas. Daher denn despotische Handlungen in allen Verhältnissen zum Vorschein kommen, in der Familie, der Männer gegen die Weiber, Kinder, Sklaven; in den Schulen, der grämlichen Lehrer gegen unruhige Schüler; in der Kirche, der hohen Geistlichkeit gegen die niedere und gegen die Laien; im Stat, der Regenten gegen ihre Unterthanen.

So groß, wie die Neigung zum Despotismus, ist der Widerwille gegen jede despotische Herrschaft von Seiten der Unterdrückten. Das natürliche Gefühl eigner Selbständigkeit, Persönlichkeit, und Würde freier Vernunftbestimmung menschlicher Handlungen empört sich gegen fremden Zwang und gegen Abhängigkeit von der Willkür eines Andern; Weiber, Kinder, Sklaven klagen über den strengen Hausherrn, die Schüler über Launen des Schulregenten, die niedere Geistlichkeit und die Laien über die obersten Kirchenhäupter und die Unterthanen über den Druck der Regirung und ihrer Verfügungen.

Alles aber nur, sobald mit steigender Bildung des Geistes gewisse Vorstellungen von persönlicher Gleichheit und einem darauf gestützten Rechte sich unter den Völkern entwickeln. Dann wird es als Beleidigung des ursprünglichen Menschenrechtes betrachtet, daß einer den andern als Sklaven besitze und beliebig mit ihm verfahre, dann fodern die Abhängigen in der Familie, in der kirchlichen Gesellschaft und im State gewisse Gesetze, nach denen der Einfluß des Mächtigen bleibend geregelt seyn soll, und wodurch sie selber mit ihrem Willen neben ihm gleichfalls etwas gelten.

Sowol in der älteren als neueren Zeit war der Despotismus im Morgenlande heimisch, und die ganze Denkweise der Völker scheint kaum einen andern Zustand zu kennen und zu erwarten. Vielweiberei ist schon ein Zeichen und Beförderungsmittel desselben in den Familien, Sklavendienst noch mehr, und weil der Stat und die kirchliche Gemeinschaft als ein vergrößertes Familienband betrachtet werden kann, zeigt sich in ihnen dasselbe, wie in jenen. Eine gewisse Gesetzlichkeit kann dabei sehr wohl Statt finden, denn auch der Despotismus gibt Gesetze und verlangt deren Befolgung, nur sind die Gesetze nicht von

dem Standpunkte persönlicher Würde aller Gesellschaftsglieder ausgehend, sondern verletzen dieselbe in vielen Rücksichten, und die ausübende Gewalt achtet sich ohnehin nicht durch sie gebunden, überschreitet die Vorschriften alter Gesetze und macht neue. Zu Zeiten gibt es wol Auflehnungen von Seiten der Unterdrückten, allein entweder werden sie durch despotische Macht besiegt und mit Grausamkeit bestraft, oder, wenn sie gelingen, übt die siegende Partei einen gleichen Despotismus wie den vorigen, so daß dieser nicht untergeht, sondern nur die Personen wechseln. Morgenländische Revolutionen und Kriege geben das Bild eines solchen Wechsels, und wie sehr auch dabei die Unterdrückten leiden, haben sie dennoch keine Hilfe als in Ergebung und Gewohnheit; der Sklave gehorcht einem Herrn oder dem andern, die Weiber lassen sich einsperren von ihren Männern und buhlen um deren Gunst, die Sultane beherrschen ihr Reich wie ihren Palast, und auf ihrem Winke beruht Wohl und Wehe der Beherrschten. Montesquieu hat bemerkt, eins sei dennoch im Stande, den Despotismus einzuschränken, nämlich religiöse Vorschrift, und wenn durch ihr strenges Gebot die Willkür sich zähmen und in ein rechtliches Gleis einschränken ließe, möchte in ihr ein Heilmittel des Schlimmen liegen; in der That aber bezieht sich ihr Einfluß meistens auf die Beobachtung gewisser Gebräuche und wirkt viel seltener auf Mäßigung der Leidenschaften und Zügelung einer unbändigen, rasch sich entschließenden Macht.

Die Geistesbildung der Völker des Abendlandes strebte entscheidender dem Despotismus entgegen und bewirkte dadurch einen Zustand, in welchem die rechtliche Gleichheit der Individuen gesicherter erscheint. Schon in den heidnischen Staten Griechenlands entwickelten sich Vorstellungen von bürgerlicher Gleichheit, von einer Theilnahme des Volkswillens an der Ausübung der Macht, welche die Willkür des Einzelnen als etwas Unleidliches entfernt wissen wollte. Zwar blieb die Sklaverei in den häuslichen Verhältnissen, allein in den öffentlichen kämpfte der Gedanke von bürgerlicher Freiheit gegen Despotismus. Er lag den Revolutionen und Kriegen zum Grunde, war nicht immer glücklich in seinen Bestrebungen, mußte oft verstummen vor dem Machtgebot einzelner Tyrannen, aber kehrte wieder und fand doch zuweilen einen ihm angemessen scheinenden Ausdruck in manchen Regirungsformen und gesetzlichen Einrichtungen. Seit der Entstehung des Christenthums hat dieses dem Despotismus entgegengewirkt, zwar nicht unmittelbar Macht durch Macht besiegend oder einschränkend, sondern durch den Geist der Liebe und die höhern Hoffnungen eines unsichtbaren Reichs der Gerechtigkeit und Güte. Weil alle Menschen als solche zu demselben berufen, also gleich sind vor Gott, mußte die Sklaverei allmälig verschwinden oder eine mildere Gestalt annehmen, die Monogamie verbesserte das häusliche Verhältniß der Geschlechter, und selbst die Persönlichkeit schwacher Kinder gewann religiöse Hochachtung. Zwar näherte sich die äußere Gestaltung der Kirchenherrschaft in spätern Jahrhunderten oft dem Despotismus oder versuchte eine Gestalt desselben anzunehmen, aber nie waren doch die Umstände so günstig, um alle Gegenwirkungen zu überwinden und vollständig das Ziel zu erreichen. Selbst die Kämpfe der weltlichen Macht mit der geistlichen, wie nachtheilig auch für die Ruhe des bürgerlichen Zustandes sie wurden, gaben doch stets Gelegenheit zu Rechtsfragen, erhielten die Vorstellungen persönlicher Freiheit wach und ließen das Streben nach der letztern samt den Kämpfen gegen uneingeschränkte Willkür nicht untergehen. Daher zeigt die Geschichte des Abendlandes eben diese Kämpfe mehr oder minder glücklich gegen Despotismus, der verschiedentlich immer wieder auftaucht, aber nie vollkommen die Gedanken seines Gegentheils unterdrücken kann und eine gewisse Gesetzlichkeit und Einschränkung seines Verfahrens anzunehmen hat.

Aus dieser Richtung ist die französische Revolution des 18. Jahrhunderts hervorgegangen, eine gesetzmäßige Freiheit und Gleichheit suchend, die in richtigem Verstande das Wohlseyn, Glück und Bestehen europäischer Staten bedingen, und wovon die morgenländische Welt kein lebendiges Bewußtseyn kennt. Inzwischen bringt die Gewaltsamkeit der Revolutionen gegen irgend einen Despotismus leicht einen zweiten, der dann in Frankreich gekommen, anfangs in der Gestalt von Demagogenwillkür, später als Alleinherrschaft eines glücklichen Kriegers. Seit dem Untergange der letztern, gegen welche alle Gemüther sich erhoben, ist der alte Kampf wiedergekehrt, dessen Aufhören in einzelnen Staten wol nur durch eine glückliche Einsicht und Lösung des europäischen Völkerstrebens herbeigeführt werden kann, und vor wiederkehrenden Revolutionen und deren traurigen Folgen zu sichern im Stande ist. Anhänger des Despotismus meinen, der Kampf gegen Willkür lasse sich durch einen Sieg über die Gegner beendigen, man müsse gewaltsame Maßregeln gebrauchen, um die Gewalt unantastbar hinzustellen und Gedanken der Freiheit zu unterdrücken; inzwischen möchte diese Aufgabe etwa damit zusammenfallen, die abendländische Geschichte in eine morgenländische zu verwandeln.

Fehlerhaft wird das Wesen des Despotismus in der Beschaffenheit von Regirungsformen gesucht, etwa in der monarchischen oder aristokratischen Form, wo dann die demokratische vermuthlich ohne Despotie angenommen würde. Despotismus kann vielmehr in jeder dieser Formen herrschend seyn, und oft in der demokratischen am meisten. Unausbleiblich wird er eintreten, wenn statt irgend einer bestehenden gesetzlichen Ordnung durch Umsturz derselben Anarchie entsteht, und er wird von dieser fast als ein Heilmittel hervorgerufen; gleichwie empörte Winde und Meereswogen nur durch ein Machtwort des herrschenden Gottes zur Ruhe gelangen. Wo in abendländischen Staten das Leben und Eigenthum der Bürger durch unabhängige Gerichtshöfe gesichert ist, welche nach Gesetzen ohne Unterschied der Person das Urtheil sprechen, da können in mancherlei Beziehung willkürliche Befehle und Kränkungen Klagen veranlassen, deren Abstellung zu wünschen steht; aber von gänzlicher Willkürherrschaft und einem vollendeten Despotismus

wäre dieser Zustand doch entfernt. Ihn in allen Beziehungen rechtlicher und gegen Willkür gesicherter hinzustellen, ist die Aufgabe unserer Zeit; gleich wichtig den Herrschern wie den Beherrschten; jenen nämlich für die sichere ungefährdete Herrschaft, diesen für den Genuß gesetzmäßiger Ordnung und den Lohn eines ruhigen Gehorsams. (*Köppen.*)

DESPOTO DHAG, einst Rhodope, der südöstliche Arm des Balkan, der von 41° 32′ L. und 42° 10′ Br. von dem nordöstlichen Arme, der den Namen Balkan (einst Hämus) beibehält, sich trennt und an den Küsten des ägäischen Meeres zu verflächen scheint. Nach den Charten von Reichard und Palma fällt ein westlicher Arm, der Karasu (einst Pangäus), Taschus gegenüber in das Meer. (*H.*)

DESPRÈS, Louis, bekannter unter dem lateinischen Namen Prateus, Professor der Rhetorik an der Pariser Universität, war der Herausgeber des Juvenal, Persius und Horaz in der Reihe der Ausgaben in usum Delphini. Die beiden ersten Dichter erschienen in einem Bande zuerst 1684 in 4., dann öfters in 8.; Horaz erschien 1691 und dann öfter. (*H.*)

DESPREZ, Louis Jean, Maler und Bildhauer, geb. zu Lyon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, gest. 1804 zu Stockholm, hatte Theil an des Abbé de St. Non malerischer Reise durch Neapel. In Rom lernte ihn der König von Schweden Gustav III. kennen und zog den talentvollen Künstler nach Stockholm. Seine Decorationen zu der Nationaloper Gustav Wasa erregten Bewunderung, wie sie auch der Palast zu Haga erregt haben würde, wenn nicht der Krieg mit Rußland die Ausführung desselben verhindert hätte, der ihm dagegen Veranlassung zu einer seiner reichsten Compositionen, der Seeschlacht in den Skären, gab. Auf einige Zeit ging er nach London und kehrte nach Schweden zurück. Er arbeitete viel und mit großer Leichtigkeit. Seine Compositionen zeugen von einer reichen Einbildungskraft; er hat eine große Manier, die bei der Ausführung um das Feine wenig besorgt ist. Eine Reihe geistreicher Caricaturen und verschiedene nördliche Costumes hat Elias Martin zu Stockholm nach ihm gestochen. (*H.*)

DESROCHES, Madelène, geborne Neveu, ward zu Poitiers 1530 geboren. Sie und ihre einzige Tochter Cathérine Desroches, welche die Mutter nie verlassen wollte und daher unverheirathet blieb, waren zu ihrer Zeit durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihre anmuthigen Verse berühmt. Die ausgezeichnetsten Männer, Pasquier, Scaliger, Rapin, Harley u. a. suchten ihren Umgang. Beide, Mutter und Tochter, starben im J. 1587 an einem Tage an der Pest. Von ihren Oeuvres poétiques ist die erste Samlung Paris 1578 in 4., die zweite Poitiers 1583 in 4., und beide zusammen Rouen 1604, 2 B. in 12. erschienen. Man findet darin eine Nachahmung von Claudians Raub der Proserpina; Tobie, eine Tragikomödie; Episteln, Oden, Sonette u. s. w. Sehr selten ist eine kleine Samlung von Gedichten, Paris 1584 in 4., theils dieser beiden Damen, theils mehrer damals lebender Dichter, in französischer, italiänischer, spanischer, lateinischer und griechischer Sprache auf einen Floh, der sich auf den Busen des Fräulein Desroches gesetzt hatte. (*Blanc.*)

DESSÄTAIA (die zehente), eine kleine Festung in der russischen Statthalterschaft Jekaterinoslaw, auf der Krimmschen Linie am rechten Ufer der Berestowa. (*J. C. Petri.*)

DESSALINES, Johann Jakob, war ein auf der Goldküste geborner Neger und der Sklave des freien schwarzen Grundbesitzers und Töpfers Dessalines auf dem französischen Antheil von St. Domingo, dessen Familiennamen er nach üblichem Gebrauche annahm. Die Natur hatte ihn mit großem Scharfsinn, unbezwingbarem Muthe und unbezähmbarem Thätigkeitstriebe, wie mit einem dauerhaften, zur Ertragung der kriegerischen Beschwerden geeigneten Körper ausgestattet; daher konnte ihm eine ausgezeichnete Rolle bei dem Befreiungskampfe auf der Insel und der Gründung des Negerstates nicht entgehen, wiewol er aller intellektuellen Bildung so völlig entbehrte, daß er weder lesen noch schreiben konnte, und als er schon an der Spitze des States stand, nur mit Mühe seinen Namen unterzeichnen lernte. Übrigens besaß er alle Tugenden und Laster der Bewohner der Tropenländer, deren heftige Leidenschaften durch keine geistige Bildung gemäßiget, durch keine Grundsätze der Moral im Zaume gehalten werden. Er war zu gleicher Zeit umgänglich, großmüthig, freigebig, dankbar für empfangene Wohlthaten, aber auch launenvoll, habsüchtig, eitel, verschwenderisch, rachsüchtig, wollüstig und bis zur höchsten Unmenschlichkeit grausam und blutdürstig. Als durch die Beschlüsse der französischen Nationalversamlung vom 25. Mai 1790 und 15. Mai 1791, welche den Farbigen in den Colonien gleiche Rechte mit den Weißen zuerkannten, der grauenvolle Kampf hervorgerufen worden war, der diese blühende Colonie länger als ein Jahrzehend in eine große Mördergrube verwandelte, erhielt Dessalines ein glänzendes Feld für seine Thätigkeit und die Gelegenheit, aus dem Dunkel des Sklavenstandes auf den Schauplatz wichtiger Begebenheiten handelnd aufzutreten. In dem Kampfe der Schwarzen für und wider die französische Regirung blieb sein kriegerisches Talent nicht unbemerkt, und der Negergeneral Jean François erhob ihn zu seinem Adjutanten. Dieser stand damals an der Spitze der Schwarzen, die um ihre Unabhängigkeit kämpften und sich mit Spaniern gegen die Franzosen vereinigt hatten, doch erhielt er in dem bei den Negern in hohem Ansehn stehenden, talentvollen Toussaint Louverture einen gefährlichen Nebenbuhler, der nicht unter ihm dienen wollte und deshalb mit seinen Anhängern zu den Franzosen übertrat, nachdem diese den Schwarzen alle nur mögliche Freiheiten zugesichert hatten. Toussaint behauptete nun unbestritten den ersten Rang unter den Häuptern der Neger, und Dessalines, der sich ihm anschloß, wurde von ihm als Divisionsgeneral angestellt. Als solcher kämpfte er mit dem glücklichsten Erfolg gegen den Mulattengeneral Rigaud, der das Interesse seiner Stammgenossen gegen die Neger und gegen die

französische Regirung vertheidigte. Dessalines erwarb sich durch seine Unerschrockenheit und durch rasche und kraftvolle Ausführung der ihm übertragenen Unternehmungen großes Vertrauen bei Toussaint, der sich seiner besonders da gern bediente, wo er Strenge walten lassen und durch Schrecken siegen oder die Gemüther im Zaume halten wollte; mit unverkennbarer Vorliebe übernahm Dessalines die Ausführung der blutigsten Befehle und vollbrachte sie mit der schauderhaftesten Grausamkeit. Das war unter andern auch der Fall, als sich die Mulatten im J. 1801 mit den Franzosen gegen die Neger vereinigten. Toussaint, der sie bekämpfte und, nachdem er die Oberhand behalten, eine Amnestie bekannt gemacht hatte, sah sich in seiner Erwartung, das Vertrauen der Farbigen zu erhalten, getäuscht; die Vornehmsten von ihnen, im Süden der Insel wohnend, nahmen die Flucht, und nur die Ärmern und Weiber und Kinder blieben zurück. Um die Kraft der Mulatten für immer zu lähmen und sie von jeder Verbindung gegen die Schwarzen abzuschrecken, sandte Toussaint den Dessalines gegen sie, der mit unersättlichem Blutdurst, begleitet von einer Schaar Henker, die Wohnungen durchzog und die Unglücklichen mit dem Schwerte oder dem Strick hinrichten oder zu Tode peitschen ließ; da ihm aber dieses Morden zu langsam schien, so ließ er die schaudervollen Noyaden von Nantes nachahmen. Mehr als 10000 Mulatten wurden bei dieser Gelegenheit auf seinen Befehl umgebracht, und da erst, nachdem eine solche Anzahl von Opfern gefallen war, that Toussaint der Wuth dieses Tigers durch einen Befehl Einhalt. Als nach dem Frieden von Amiens der erste Konsul den General Leclerc zur Wiedereroberung der Insel sandte, erhielt Dessalines aufs neue Gelegenheit, Beweise seiner Tapferkeit abzulegen. Er hatte den Oberbefehl im Westen der Insel; als die Franzosen gelandet und vorgedrungen waren, da machte er ihnen durch seine kühnen Bewegungen, indem er bald floh, bald unerwartet angriff, bald sich mit seinem Heerhaufen zerstreute, bald ihn wieder zusammenzog und da erschien, wo ihn der Feind am wenigsten erwartete, am mehrsten zu schaffen. Hunger, Durst und die unglaublichsten Beschwerden der Eilmärsche durch unwegsame Gebirge ertrug er mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und fügte dem Feinde unersetzliche Verluste zu. Ganz besonders zeichnete er sich durch die Vertheidigung von St. Marc gegen den General Boudet aus. Er vertheidigte diese Stadt und ihre Zugänge, floh und erschien wieder und wüthete überall mit Feuer und Schwert, wo er sich erblicken ließ. Die Franzosen trafen auf ihrem Wege dahin nur brennende Wohnungen oder die Schutthaufen verbrannter Pflanzungen; alle Häuser der Weißen wurden in Flammen gesetzt und die unglücklichen Besitzer ermordet. Als er St. Marc nicht länger halten konnte, ermordete er alle Weiße darin und ließ die Stadt anzünden. Ein ihm gehöriges, prachtvoll geschmücktes Haus setzte er mit eigener Hand in Flammen; diejenigen Weißen, die er nicht auf der Stelle umbringen lassen konnte, und alle, die er auf seinem Rückzuge antraf, schleppte er mit sich und ließ sie zu Mirebalais und Petit-Rivière niedermetzeln. Vierhundert wurden in Mirebalais, 700 in Verettes umgebracht. Die Franzosen übten auf eine schauderhafte Weise das Vergeltungsrecht und ließen alle Neger, die in ihre Hände fielen, niedermetzeln; und als Dessalines das Begraben der getödteten Feinde verbot, damit die Rache der Neger den Weißen durch die Menge der Schlachtopfer recht in die Augen fallen sollte, da ahmten ihm die Franzosen auch darin nach. Den Oberfeldherrn Toussaint unterstützte er in allen Unternehmungen auf die kraftvollste und umsichtigste Weise. Als Leclerc die Unmöglichkeit einsah, die Schwarzen durch Waffengewalt zu überwältigen, da machte er ihnen Friedensanträge, die zuerst bei Christoph, dann auch bei Dessalines Gehör fanden. Unter diesen Umständen mußte auch Toussaint nachgeben, und der Friede kam den 1. Mai 1802 zu Stande. Die Schwarzen behielten ihre Freiheit, die Offiziere Toussaints ihre Grade in dem französischen Heere und der französische Generalcapitän behielt zwar die Regirung des Landes, doch unter sehr beschränkenden Bedingungen. Toussaint trat nun vom Schauplatz des öffentlichen Lebens zurück. Dessalines, der sich durch die Plünderungen der Weißen nun schon ein unermeßliches Vermögen erworben hatte, erhielt die Polizeiaufsicht über den südlichen Theil der Insel und blieb General in den Diensten der französischen Republik. Der Friede mit den Schwarzen hatte den Beifall des ersten Konsuls nicht. Listig ließ er Toussaint gefangen nehmen und nach Frankreich bringen, wo der heldenmüthige Befreier St. Domingo's in einem Kerker starb. Zu dieser Gefangennehmung soll auch Dessalines aus Eifersucht gerathen haben, doch sind keine Beweise vorhanden. Nach der Entfernung Toussaints wollte Leclerc die Schwarzen entwaffnen, dieses veranlaßte unruhige Bewegungen unter den Negern, die von den Franzosen aufs unmenschlichste bestraft wurden, wodurch dann eine neue Empörung veranlaßt ward. Eine Neffe Toussaints, Belair, war das Haupt derselben, Dessalines rückte gegen ihn aus, lockte ihn zu einer Unterredung zu sich, ließ ihn hinterlistig gefangen nehmen und sandte ihn in Ketten nach dem Cap. Dann ließ er 300 Schwarze, die dem Belair gefolgt waren, umbringen. So zeigte er nun gleiche Grausamkeit gegen seine Stammverwandte wie früher gegen die Weißen. Bald darauf erklärte sich aber Christoph gegen die Franzosen, und nun folgte auch Dessalines. Unterdeß war das durch Krankheiten und den Krieg geschmolzene Heer der Franzosen wiederum durch eine neue Truppensendung verstärkt und, in die Stelle des verstorbenen Leclerc, Rochambeau zum Befehlshaber ernannt worden. Dieser zeigte sogleich eine maßlose Tyrannei. So ließ er auch unter andern einen geschätzten Feldherrn der Schwarzen Maurepas, der aber auf Seite der Franzosen war, zu sich einladen und auf eine martervolle Weise nebst seiner ganzen Familie hinrichten. Diesen Mord zu rächen machte Dessalines einen Eilmarsch, nahm ein Corps Franzosen gefangen, ließ 500

Galgen aufrichten und auf jedem derselben einen Franzosen aufhängen. Rochambeau's unmenschliche Grausamkeit brachte endlich auch den Süden der Insel, der bis dahin ruhig gewesen war, gegen ihn in die Waffen, und diese Empörung wünschten die Engländer zu benutzen, die im Juli 1803 mit einer Escadre an den Küsten von St. Domingo erschienen. Den Franzosen war nun die Communication mit ihrem Vaterlande unterbrochen, sie waren in Folge der Empörungen auf der Insel beinahe allein auf die Capstadt eingeschränkt, welche nun Dessalines einschloß. Er wollte mit den Engländern gemeinschaftliche Sache gegen die Franzosen machen; sein Anerbieten wurde zwar nicht angenommen, doch gewährte ihm der Befehlshaber der englänbischen Flotte mancherlei Unterstützungen. Die Belagerung der Capstadt währte bis in den November. Da Dessalines, nachdem er die Franzosen geschlagen, sich schon in den Besitz der Außenwerke gesetzt hatte und sich zu einem Sturme rüstete, so übergab Rochambeau endlich am 19. Nov. 1803 Cap François mit allen Kriegs- und Mundvorräthen und wurde auf englänbischen Schiffen nach Frankreich übergeführt. Zum großen Verdrusse Dessalines nahmen aber die Engländer die französischen Kauffahrtheischiffe in Schutz und verhinderten deren Verbrennung. Als auf diese Weise Frankreichs Macht auf St. Domingo völlig vernichtet war, erließ Dessalines als Oberbefehlshaber einen Aufruf an die Einwohner von St. Domingo, wodurch er ihnen die Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Rechte verhieß. Ein zweiter Aufruf vom 22. November 1803, der auch von Christoph und dem Mulatten Clairvaux unterzeichnet war, erklärte die völlige Unabhängigkeit der Insel und die Freiheit aller Einwohner. Die feierliche Unabhängigkeitserklärung wurde von allen Feldherrn des Heeres am 1. Januar 1804 unterzeichnet, zugleich der alte Name der Insel Hayti wieder ins Leben gerufen und Dessalines auf Lebenszeit zum Generalgouverneur mit der Gewalt, Gesetze zu geben, Krieg und Frieden zu schließen und seinen Nachfolger zu bestimmen, ernannt. Der neue Regent zeigte gleich anfangs einen großen Eifer für das Aufblühen des jungen Freistates und erließ einen Aufruf zur Rückkehr an die bei den ersten Unruhen nach dem Festlande von Amerika ausgewanderten reichen Landeigenthümer, denen er Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums verhieß. Um aber auch den Unbemittelten die Rückkehr zu erleichtern, zahlte er den amerikanischen Schiffen 40 Dollar für jeden nach Hayti zurückgebrachten eingebornen Schwarzen oder Farbigen. Im Widerspruch mit der Emanzipation der Schwarzen bot Dessalines der Regirung von Jamaika an, ihr die Häfen von Hayti für den Sklavenhandel zu öffnen und den Engländern ein ausschließliches Privilegium darauf einzuräumen. Er hatte dabei die Absicht, das durch den Krieg sehr verminderte Heer aus gekauften Sklaven zu ergänzen, da die durch die gräulichen Verheerungen geschmolzene männliche Bevölkerung keine neuen Truppenstellungen erlaubte. Bei der Capitulation von Cap François war den auf der Insel zurückbleibenden französischen Einwohnern Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums feierlich verbürgt worden, und obwol ihnen auch der freie Abzug gestattet war, so blieben doch die mehrsten zurück, um ihr meistens in Grundstücken bestehendes Vermögen zu retten. Kaum hatte Dessalines die nöthigsten Anordnungen in der Regirung des Stats getroffen, als er durch einen wüthenden Aufruf Volk und Heer von Hayti zur Vertilgung aller auf der Insel lebenden Franzosen aufsoderte. Er hatte auf ein allgemeines Blutbad gerechnet, da aber das Volk, des Mordens satt, seine Absicht nicht erfüllte, so erließ er einen Befehl, daß eine gerichtliche Untersuchung gegen die Franzosen verhängt werden sollte, ob sie Mitschuldige der von Leclerc und Rochambeau an den Schwarzen verübten Grausamkeiten wären. Da auch diese Maßregel den gewünschten Erfolg nicht hatte, so überfiel Dessalines mit Militärcommando's diejenigen Städte, worin Franzosen wohnten und ließ sie ohne Unterschied des Alters und Geschlechts niedermetzeln; nur allein die Priester und Wundärzte blieben bei dieser Schlachterei verschont, und nur wenige retteten sich durch eine schleunige Flucht. Um auch diese seiner Rache zu opfern, ließ der Unmensch in den öffentlichen Blättern bekannt machen, daß das Blutvergießen geendet habe und die entflohenen Franzosen auf dem öffentlichen Platze zu Cap François sich einfinden sollten, um Sicherheitskarten zu empfangen. Kaum waren sie aber erschienen, so wurden sie auf den Richtplatz abgeführt und erschossen. Diese Unmenschlichkeit wurde von dem Volke und den Feldherrn gemißbilligt, doch nur wenige erdreisteten sich, ihren Abscheu laut werden zu lassen, und diese erlitten dafür harte Strafe. Weit entfernt, seine wilde Grausamkeit beschönigen zu wollen, rühmte sich das Ungeheuer vielmehr derselben als eines Beweises seiner Gerechtigkeit und bemühete sich Toussaints Andenken zu verunglimpfen, weil dieser schonend gegen die Weißen verfahren war. Gleich nach der Beendigung dieses Blutbades zu Ende April 1804 brach Dessalines auf, um den ehemaligen spanischen Antheil von St. Domingo zu unterwerfen. Eine Anzahl Franzosen behauptete sich in der Stadt St. Domingo, und die Bewohner des spanischen Antheils schlossen sich an die Franzosen an und versagten, aufgewiegelt von ihren Priestern, den Schwarzen den Gehorsam. Dessalines machte große Rüstungen, verstärkte alle militärischen Punkte und erließ dann eine drohende Auffoderung an die Bewohner des ehemals spanischen Antheils, sich ihm zu unterwerfen. Als sie darauf nicht achteten, ging er am 14. Nov. 1804 über den Molo von Port de Paix, durchzog die westlichen und südlichen Provinzen, um darin die während des Krieges zerstörte Ordnung herzustellen, und darauf rückte er in den spanischen Theil der Insel ein und belagerte St. Domingo. Er hatte auf den Beistand der Sklaven gerechnet, doch sie erregten nicht, wie er gehofft, einen Aufstand gegen ihre Herren, auch war St. Domingo keine so leichte Eroberung, als er geglaubt hatte. Als noch überdem seewärts eine französische Verstärkung anlangte, da hob Dessalines die Belagerung auf und kehrte in sein Gebiet zurück, um

einen andern wichtigen Plan, den er längst vorbereitet hatte, auszuführen. Er führte nämlich eine neue Statsverfassung in Hayti ein, verwandelte die Republik in eine Monarchie und ließ sich am 8. Dec. 1804 auf dem Marsfelde von Port au Prince feierlich unter dem Namen Johann Jakob I. zum Kaiser des haytischen Reiches krönen. Die Verfassung, die von 23 der vornehmsten Einwohner von Hayti, doch sicher nicht ohne Dessalines Einfluß entworfen worden war, schien zwar sehr liberal und die Rechte der Statsbürger sichernd, allein dem Kaiser war eine solche Gewalt eingeräumt, daß es ihm nicht schwer werden konnte, in allen Fällen ganz nach eigenem Willen zu handeln. Er hatte das Recht, Gesetze zu geben, die öffentlichen Beamten zu ernennen und zu entlassen, die öffentlichen Einnahmen und Ausgaben festzusetzen, die Münze zu ordnen, mit fremden Mächten Verträge abzuschließen, über Krieg und Frieden zu entscheiden, über das Heer, dessen Oberbefehlshaber er war, unbedingt zu verfügen, endlich Verbrecher zu begnadigen oder ihre Strafe zu mildern. Im Statsrath hatten überdem alle Divisions- und Brigadegenerale, die allein von ihm abhingen, Sitz und Stimme; wo wäre noch eine Schranke gewesen, die Willkür des neuen Herrschers zu begrenzen, da ihm die Verfügung über alle Statskräfte zustand und das Heer allein von seinem Willen abhing? Und in der That hat nicht leicht ein Despot rücksichtsloser und eigenmächtiger gewaltet, als Johann Jakob I. auf Hayti. Zwar ließ er es nicht an manchen zweckmäßigen Anordnungen fehlen, doch diese waren nicht in Folge eines wohlwollenden Gemüthes und des Pflichtgefühles, sondern seines Vortheils wegen, und um als Herrscher und Gesetzgeber zu glänzen, entstanden. Zur Aufnahme des Landbaues und Herstellung der Pflanzungen wurde allerdings manches Heilsame verfügt, auch gab der Kaiser zur Erhaltung und Vermehrung der Bevölkerung mehre Gesetze, bei welchen nur die große Willkür und schonungslose Strenge gegen die Auswanderer tadelnswerth war. Für die Unterrichtsanstalten ward auf eine rühmliche Weise gesorgt; einen Hauptgegenstand der Thätigkeit des neuen Regenten machte die Einrichtung und Vervollkommenung des Militärs aus und ein umfassender und wohldurchdachter Vertheidigungsplan, um den Stat gegen die Angriffe von außen her zu schützen. Überhaupt war das militärische Talent Dessalines sein einziges Verdienst, welches aber seine unbezähmbare Grausamkeit und seine unersättliche Wollust nicht gut machen konnte. Kaum hatte er sich auf seinem Throne befestigt, als er seinen ungeregelten Leidenschaften freien Zügel ließ. Er umgab sich mit einer kaiserlichen, das Verhältniß seines kleinen Reiches weit übersteigenden Pracht, doch fehlten ihm die Mittel dazu nicht, denn er hatte durch die Einziehung der Güter der Weißen unermeßliche Schätze gesammelt. Seine Eitelkeit war unbeschreiblich, seine Kleidung gewöhnlich mit schimmerndem Schmuck überladen; dabei wollte er als ein geschickter Tänzer glänzen und hatte stets einen Tanzmeister bei sich, der ihm, so oft es die Zeit erlaubte, Unterricht ertheilen mußte. Obgleich seine zweite Gattin eine der schönsten und zugleich hochgebildetsten Negerinnen war, die durch ihre Klugheit und milden Sitten einen gewissen Einfluß über ihn behauptete, so unterhielt er doch 20 erklärte Beischläferinnen, für die aus dem öffentlichen Schatze für jede jährlich 20000 Piaster gezahlt werden mußten. Sein Geiz war so groß, daß er die Soldaten, die doch die Hauptstützen seiner Macht waren, ohne Kleidung und ohne Sold ließ, obgleich es ihm an Geld nicht fehlte. Am unerträglichsten war aber seine Grausamkeit. Im Anfange seiner Regirung befriedigte er seinen Blutdurst nur an den Weißen, doch bald dehnte er seine Grausamkeit auch auf seine eigenen Stammgenossen aus. Stets wurde er von einem heftigen Argwohn beunruhigt; sein Verdacht fiel bald auf diesen, bald auf jenen, und wer ihm irgend gefährlich schien, fiel als ein Opfer seines Argwohns. Kein Mensch in seinem Gebiete war seines Lebens mehr sicher, selbst hohe Offiziere ließ er ohne alle Untersuchung hinrichten. Um dem Wüthen dieses Ungeheuers ein Ende zu machen, verschworen sich endlich die Feldherrn seines Heeres, überfielen ihn am 17. Oktober 1806 und tödteten ihn durch einen Säbelhieb. Sein Tod erregte unter dem Volke eine allgemeine Freude †).

(*Rauschnick.*)

DESSAU *), vor dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau die kleinste, jetzt die bedeutendste der vier Hauptstädte Anhalts, liegt unter 51° 56′ 6″ nördl. Br. und 29° 56′ 46″5 östl. Länge, am linken Ufer der Mulde, etwa ¼ Stunde vor deren Ausfluß in die Elbe und in der nächsten Entfernung ½ Stunde von diesem Strome. Seit der letzten Theilung Anhalts (1603) ist Dessau die beständige Residenz der Fürsten von Anhalt-Dessau, aber schon früher, seit Erbauung des Schlosses im J. 1341, war es ein gewöhnlicher Wohnsitz anhaltscher Fürsten. Von der Erbauung und der ältesten Geschichte der Stadt ist wenig bekannt, und von dem Bekannten nicht alles sicher; wahrscheinlich ist Dessau, wie mehre benachbarte Städte, von Flamändern unter Albrecht dem Bären angelegt, und die älteste Form des Namens (Dissouwe, vielleicht von Dießen und Aue) teutschen, nicht wie der Name der meisten benachbarten Ortschaften, slavischen Ursprungs; erst im J. 1213 wird die Stadt und zwar gleich als Stadt urkundlich erwähnt, und zu bemerken ist, daß die ältesten städtischen Urkunden in niederteutscher Mundart sind, welche aus den hiesigen Gegenden schon seit drei Jahrhunderten verdrängt ist. Ein Kloster hatte Dessau nie, aber eine Schule, die unabhängig von der Geistlichkeit bestand, schon vor dem J. 1313, und diese ist die äl-

†) Histoire politique et statistique de l'île d'Hayti, St. Domingue, écrite sur des Documens officiels et des notes communiquées par Sir James Barskett dans les Antilles, par M. Placide-Justin. Paris 1826.

*) Vergl. meine Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt (Dessau 1833.), den Art. Anhalt. Thl. IV. S. 115 ff. und Rodes Wegweiser. Heft 1 u. 2. Einen Plan von Dessau hat man vom Schulrath Vieth (1809), ein neuer Plan von dessen Sohne Heinrich Vieth wird noch in diesem Jahre erscheinen.

teste bekannte in ganz Anhalt. Im J. 1405 wurde das Schloß bei einer Belagerung halb zerstört; am 19. Aug. 1467 soll die ganze Stadt nebst dem Schlosse, die Kirche und eine Thorbude ausgenommen, ein Raub der Flammen geworden seyn; viele wohlhabende Einwohner sollen sich daher in andere Städte begeben haben und ihre Stelle durch mancherlei fremdes Volk ersetzt worden seyn; aber diese ganze Erzählung bedarf gar sehr einer neuen Prüfung. Gewiß ist, daß die alte Stadt sehr klein war, daß dieselbe in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zwei Vorstädte erhielt und daß sich die Volkszahl seitdem vermehrte. Aber erst unter dem Fürsten Leopold erhob sich die Stadt zu dauerndem Ansehn; er brach die alten Mauern ab, erweiterte die Stadt um das Doppelte, zog neue Anbauer herbei, und die Bevölkerung mehrte sich um so stärker, seitdem die Israeliten (1686) eine Synagoge, und die Lutherischen (1690) eine Kirche auf eigene Kosten bauen zu dürfen, Erlaubniß erhalten hatten; jene machten bald ein Zehntel, diese aber viel über die Hälfte der gesamten Bevölkerung der Stadt aus. Überdies verschönerte der Fürst sowol als seine Söhne die Stadt durch ansehnliche Gebäude; aber weit mehr that sein Enkel Leopold Friedrich Franz in seiner langen Regirung, und durch dessen Enkel, den jetzt regirenden Herzog Leopold Friedrich, hat die Stadt ihre jetzige Gestalt und Schönheit erlangt.

Dessau erstreckt sich der Länge nach von Süden nach Norden und wird von der östlichen Seite von der Mulde, von den drei andern von Mauern eingeschlossen, sein Umfang beträgt etwa ½ Stunde, seine Länge 450 Ruthen. Es hat 5 Thore und 1 Pforte, 5 Plätze, 32 Straßen und Gassen, und, außer mehren einzelnen Häusern in der Umgebung, 3 Vorstädte; die Eintheilung der Stadt selbst in die Altstadt, Neustadt und Vorstadt auf dem Sande, besteht schon lange nicht mehr und ist, wie vieles andere, was die Dessauischen Lande betrifft, nur noch in den geographischen Büchern zu finden. Die Anzahl der Einwohner wurde um das J. 1800 (gewiß zu hoch) zu 9500 in mehr als 900 Häusern angegeben; nach der Zählung im J. 1817 befanden sich in der Stadt selbst 946 Häuser mit 9136 Einwohnern (worunter 807 Juden); nach der genauen Zählung vom J. 1831 aber enthielt es mit Einschluß der Umgebungen 1006 Häuser mit 10611 (und zwar 4930 männlichen und 5681 weiblichen) Einwohnern, worunter 763 Juden. — Merkwürdige Gebäude sind das herzogliche Schloß an der Mulde, dessen linker Flügel gewiß noch von dem J. 1341 herrührt, während der rechte Flügel und der nicht vollendete Haupttheil im J. 1748 bis 1751 erbaut worden sind; es enthält das wichtige hochfürstl. Gesamtarchiv, das Hausarchiv, ein Theater, und unter andern Kunstsammlungen eine kleine Gemäldegalerie, welche aber nicht den vierten Theil der sämtlichen herzogl. Gemälde (etwa 1600 Stück) umfaßt. In der Nachbarschaft liegen das Orangeriehaus, die Marställe und die sehenswerthe Reitbahn. Außerdem tragen das Schloß der Herzogin Mutter, die Häuser der Prinzen, das Theater, die Gebäude der Hauptschule und der Amalienstiftung u. s. w. viel zur Schönheit der Stadt bei, welche in der Cavalier- und Franzstraße eine Straße hat, wie sie schwerlich eine Stadt von Dessaus Größe aufweisen kann. Am kleinen Markt, dem Rathhause gegenüber, war sonst das sogenannte kleine Schloß, welches eine Zeit lang von der (chalkographischen) Kupferstechergesellschaft benutzt, aber im J. 1826 abgebrochen wurde. Dessau hat 3 evangelische (vor der Vereinigung im J. 1827 2 reformirte und 1 lutherische) Kirchen, unter denen die Schloßkirche, welche die fürstliche Gruft und sehenswerthe Gemälde von beiden Kranachs enthält, besonders merkwürdig ist, eine katholische Kirche (seit 1807) und eine Synagoge; die Armenanstalten, unter denen der Leopoldsdank und die Amalienstiftung auszuzeichnen, sind sehr zahlreich. (Das Zucht- und Zwangsarbeitshaus für das ganze Herzogthum ist in Zerbst.) Die Lehranstalten, welche von etwa 1800 Kindern besucht werden, sind zweckmäßig eingerichtet; es sind eine Hauptschule nebst einem Seminar zur Bildung von Landschullehrern (seit 1779 eins der ersten in Teutschland) in dem ehemaligen F. Moritz'schen Palast, eine Töchterschule, die St. Johannis- und St. Georgenschule, das Luiseninstitut (eine Erwerbschule), eine jüdische Schule (Franzschule seit 1799), neben welcher früher ein jüdisches Gymnasium bestand, welches seit 1825 mit der Franzschule vereinigt und zu einem Seminar für künftige Lehrer eingerichtet wurde, und außerdem (seit 1822) eine Erziehungsanstalt für Töchter aus den höhern Ständen. Es ist bekannt, welchen Einfluß Dessau durch die Gründung des Philanthropins (1774—1785) und die neue Einrichtung der Schulen des ganzen Landes (1785—88) auf das Unterrichtswesen Teutschlands gehabt hat. Auch für die Bildung des Körpers durch geregelte Leibesübungen ist durch die Anlegung eines Übungsplatzes im J. 1829 gesorgt worden.

Zu den gelehrten und Kunstanstalten gehören noch die herzogliche Bibliothek nebst der Pastoralbibliothek (20000 Bände) seit 1820, 2 Buchhandlungen, 2 (3) Buchdruckereien und 1 Steindruckerei; besonders aber zeichnen sich jetzt die musikalischen Anstalten aus. Das wohleingerichtete Theater (1798—1800 erbaut und seit einigen Jahren heizbar gemacht) faßt 1000 Menschen, das schöne (s. 1820 erbaute) Vordergebäude enthält einen geschmackvollen Konzertsaal; die zahlreich und gut besetzte Kapelle, die Singakademie und das Singchor gewähren viele musikalische Genüsse; außerdem besteht seit einigen Jahren eine vom Kapellmeister Friedrich Schneider gegründete musikalische Lehranstalt, welche schon stark besucht wird.

Dessau ist, als die Residenz des Herzogs, der Sitz sämtlicher höhern Behörden und des Justizamtes. Die Nahrungsquellen sind außer den gewöhnlichen städtischen Gewerben ein starker Getreidemarkt, zwei große Wollhandlungen, 1 Wollspinnerei mit einer Dampfmaschine, 1 Hutfabrik, 1 Tabaksfabrik, sehr bedeutende Gärbereien und Tuchweberei. Frühere Fabriken sind meist wieder eingegangen, auch der Handel ist nicht mehr so beträchtlich wie früher und wie er der guten Lage der Stadt nach seyn könnte, namentlich hat der Verkehr

durch die Verlegung der Poststraße sehr gelitten, auch die Juden machen nicht mehr so bedeutende Geschäfte wie sonst. Die jüdische Gemeinde, welche in der Verfassung ihres Gottesdienstes und der Einrichtung ihrer Schulen den andern teutschen Juden vorangeschritten ist (schon 1808 wurden in der Synagoge teutsche Vorträge gehalten), hat mehre milde Vereine. Noch sind zu erwähnen die große herzogl. Mühle, die größte in Anhalt (bei welcher sonst der sehr ergibige Lachsfang war), das Friedrichenbad, das Badehaus in der Mulde und der berühmte Gottesacker. Die ganze Umgegend von Dessau ist gartenähnlich verschönert, zu nennen sind hier an besondern Anlagen: der Georgengarten, Burgkühnau, das Luisium und der Sieglitzer Berg. Bei Dessau führt eine schöne Brücke und ein Steg über die Mulde, über die Elbe jetzt eine fliegende Brücke (bis 1806 eine Brücke); auf der zweiten Hälfte des Weges dahin befinden sich 7 Brücken, worunter eine zweite Brücke über die Mulde dicht vor deren Ausfluß ist.

Das Justizamt Dessau macht einen schmalen Landstrich an der Mulde von der Elbe bis zur Fuhne aus, liegt zwischen den Ämtern Qualendorf gegen Westen und Oranienbaum nebst den Stadtgebieten von Raguhn und Jeßnitz gegen Osten, und enthielt im J. 1818 in 1 Stadt, 14 Dörfern (2 Pfarrdörfer, 5 Kirchdörfer und 7 Dörfer ohne Kirche), 1 Vorwerk und vielen einzelnen Häusern 13274, im J. 1830 aber 15262 Einw.; ohne die Stadt hatte das Amt im J. 1818. 4036 und 1830. 4651 Einwohner.

Das Herzogthum Anhalt-Dessau besteht aus sechs getrennt liegenden Landestheilen und enthält auf 17 Q.M. in 2 größern und 6 kleinern Städten, 2 Marktflecken, 101 Dörfern und 5 Vorwerken nach der Zählung von 1830. 57629 (27471 männl., 30158 weibl.) Einwohner, darunter 1614 Juden. In den Städten und Flecken wohnten 31492, auf dem Lande 26137 Menschen. Das Land ist stärker bevölkert als die beiden andern Anhaltischen Herzogthümer, da auf die Q.M. 3390 Einw. kommen. Nach der jetzigen Eintheilung (seit 1819) besteht das Herzogthum aus 7 Ämtern und 2 Städten unter Rathsgerichtsbarkeit, wozu noch einige Vasallendörfer im Lande jenseit der Elbe kommen. Es sind also

1) Das Amt Dessau. 2) Das Amt Oranienbaum. 3) Die Stadt Raguhn. 4) Die Stadt Jeßnitz. 5) Das Amt Qualendorf. 6) Das Amt Gröbzig. 7) Das Amt Sandersleben. 8) Das Amt Groß-Alsleben. 9) und 10) Das Amt Zerbst nebst den Vasallendörfern. Außerdem hat der Herzog sehr bedeutende mittelbare Besitzungen im Preußischen, unter denen Walter-Rienburg zwischen den Anhalt. Ämtern Zerbst und Dornburg, und die von F. Leopold seit 1721 erworbenen Güter am Pregel in Ostpreußen auszuzeichnen sind. Übrigens vergl. meine Beschreibung des Landes Anhalt-Dessau. 1833. S. 163—376. (*H. Lindner.*)

DESSA-Û (Δεσσαού), ein Flecken im jüdischen Lande, wo Simon, Judas Bruder, den Nikanor, den Feldherrn des Demetrius, angriff, der aber der Schlacht durch einen Vertrag auswich. 2 Makk. 14, 16. Nähere Bestimmungen über die Lage des Ortes sind nicht vorhanden. (*Tuch.*)

DESSENEER, einsame, alterthümliche Burg der belgischen Provinz Limburg (vormals Fürstenthum Lüttich), unweit der von Hasselt nach Tongern führenden Straße, bildete mit dem Marktflecken Cortesheim oder Cortresum und dem Dorfe Wintershove eine sehr bedeutende Freiherrschaft, deren wir zwar eigentlich nur gedenken, weil sie das Stammhaus und Erbgut des im 30jährigen Kriege so berühmten k. k. Feldmarschalls, Wilhelm von Lamboy, gewesen, nachdem sie einer seiner Altvordern, Gandolf von Lamboy, mit Christiana von Desseneer erheirathet. Von den Lamboy kam die Herrschaft an die Grafen von Renesse, und von diesen durch Heirath an die von Kanemburg, in deren Händen sie sich noch heute befindet. Cortresum, in ältern Zeiten der Grafen von Hoorn Eigenthum, hatte ein kleines Collegiatstift, dessen Pfründen von der Herrschaft vergeben wurden. (*v. Stramberg.*)

DESSENIA. Unter diesem Namen, wahrscheinlich gewählt zu Ehren des holländischen Arztes Bernhard Dessenius von Kronenburg, welcher um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu Köln lebte (Verfassers der Schrift: De compositione medicamentorum, zuerst Frankf. 1555. Fol.), findet man bei Adanson (Fam. des pl. II. p. 285.) die Linnésche Pflanzengattung Gnidia. (*Sprengel.*)

DESSNA, der größte Nebenfluß des Dneprs auf seinem linken Ufer, der Mündung von West nach Ost, entspringt im Gouvernement Orel, fließt frei, nimt den Karatschev, Sossa, Sem, Svopa und Beresna auf und ergießt sich 6 Werste unterhalb Kiew in den Dnepr. (*H.*)

DESSOLLES, Johann Joseph Paul Augustin, wurde zu Auch im Departement des Gers am 3. October 1767 in einer altadeligen Familie geboren. Durch seine Eltern war er mit den angesehensten Geschlechtern der Gascogne verwandt; einem Oheim, welcher eine geistliche Würde in genannter Stadt bekleidete, verdankte Dessolles eine sorgfältige Erziehung. Frühzeitig in Militärdienste getreten, finden wir ihn 1792 als Capitain in der Legion des Montagnes in der Westpyrenäen-Armee. Nachdem er Adjutant des General Reynier, und dem Generalstabe attachirt gewesen war, sah er sich, als Adeliger, verabschiedet, doch fast gleichzeitig wieder angestellt und schon 1793 zum Generaladjutanten ernannt. In dieser Charge wohnte er 1796 dem italiänischen Feldzuge unter Bonaparte mit Auszeichnung bei. Im J. 1797 beauftragt, die Friedensbedingungen von Leoben nach Paris zu bringen, nahm er seinen Weg durch das südliche Teutschland und traf Moreau, als dieser den Rhein überschritt. Noch in demselben Jahre wurde er zum Brigadegeneral befördert. Als solcher focht er 1799 in der italiänischen Armee. Am 17. März war Lecourbe durch das Gefecht bei Finstermünz im Innthal in Verlegenheit gerathen. Zu dessen Unterstützung rückte Dessolles in Veltelline vor, besetzte am genannten Tage Bormio und an dem darauf folgenden nach Übersteigung des 6500 Fuß hoch gelegenen Wormser Joches St. Maria. Dieser unerwartete Marsch veranlaßte die bei Münster stehende östreichische Abtheilung, nach Taufers zurückzugehen.

Verschanzungen, am Ufer des Vallerole aufgeführt und mit 16 Geschützen besetzt, versperrten hier das Thal, in welchem der Weg von Münster nach Taufers fortläuft. Dessolles hatte nur 5000 Mann und keine Artillerie bei sich. Die Östreicher waren stärker. Dessen ungeachtet griff er diese am 25. März an. In dem damals wasserleeren Bette des Rammbachs ließ Dessolles die Stellung der Östreicher, von diesen unbemerkt, umgehen und gleichzeitig ihre Fronte angreifen. Der Erfolg dieser Unternehmung war so vollständig, daß hier etwa nur 500 Östreicher entkommen seyn mögen. Dessolles besetzte nach diesem Siege Gluras, und öffnete sich so den Weg in das Etschthal, während Lecourbe nun über Finstermünz im Unterengadin weiter vordringen konnte *). Dessolles wurde für diesen Sieg zum Divisionsgeneral ernannt. Er diente hierauf während dieses Jahres als Chef vom Generalstabe des Obercommando's der italiänischen Armee, in welcher Zeit er zu Moreau, der dieselbe vom April bis August 1799 befehligte, in ein vertrauteres Verhältniß getreten zu seyn scheint. Zu Ende des Jahres 1799 befehligte Dessolles die Truppen in Ligurien (Genua). Im Frühjahr 1800 wurde er, auf Moreau's Verlangen, Chef des Generalstabes der Rheinarmee. Durch seine Leistungen in der Schlacht bei Hohenlinden, in den Gefechten bei Vöcklebrück und bei Linz, so wie bei den Übergängen über den Inn und die Salza, wurde sein militärischer Ruf weit verbreitet. Im December 1801, also nach Abschluß des Lüneviller Friedens, übertrug der damalige erste Consul dem General Dessolles die Theilnahme an der Militärabtheilung des Statsraths und an der hiemit verbundenen Verwaltungspartie. Dessolles, welcher der Moreauschen Partei zugethan war, lehnte diese Ernennung ab. Dessen ungeachtet versuchte Bonaparte den General Dessolles, der sich inzwischen mit der Tochter des General Dampierre vermählt hatte, an sein Interesse zu fesseln, indem er denselben zum Großofficier der 1804 gestifteten Ehrenlegion, und 1805 sogar zum Gouverneur des Palastes zu Versailles ernannte. — Im J. 1803, als es darauf ankam, Moreau's Freunde aus der Nähe von Paris entfernt zu halten, sah sich Dessolles nach Hannover geschickt, um dort den Befehl einer Division unter Mortier zu übernehmen. Nach dessen Abberufung führte Dessolles den Oberbefehl in diesem Lande, welcher inzwischen nicht lange darauf dem Marschall Bernadotte übertragen wurde. Dessolles trat an die Spitze seiner Division zurück. Die verschiedenen Behörden und Corporationen in und außer der Armee beeilten sich, bei Eröffnung des Processes gegen Moreau dem ersten Consul Glückwunschadressen einzusenden. Dessolles gehörte zu den wenigen, welche verschmäheten, sich durch solchen Schritt Vortheile zu verschaffen. Er soll deshalb Bonaparte verdächtig geworden seyn und erhielt nach einiger Zeit den Befehl, sich nach einem kurzen Aufenthalte in Paris in das Lager von Boulogne zu begeben. Die Ernennung zum Chef des Generalstabes unter Marschall Lannes, welche ihm im J. 1805 angetragen wurde, lehnte er ab und zog vor, vom Dienste entfernt, auf seinem Landgute bei Auch zurückgezogen zu leben. Als sich im J. 1808 der Kaiser Napoleon durch das südliche Frankreich nach Spanien begab, erhielt Dessolles den Befehl, sich jenem in Agen vorzustellen, und hier wurde ihm damals das Commando über ein Armeecorps in Spanien von Napoleon übergeben. In dieser Stellung zeichnete er sich vorzüglich im August 1809 bei Toledo, am 18. Nov. 1810 in der Schlacht bei Ocane und beim Übergange über die Sierra Morena aus. Seiner Verwaltung wurden darauf die Königreiche Cordova und Jaen anvertraut. Hier, wie früher während der kurzen Verwaltung von Hannover, gewann er durch Billigkeit, Menschlichkeit und Güte die Herzen und das Vertrauen der Einwohner. Im J. 1810 zog er sich abermals aus dem Dienste und aufs Land zurück, da seine Ansichten mit Napoleons System nicht im Einklange waren. Dennoch wurde er im J. 1812 zum Chef des Generalstabes bei der Armee des Vicekönigs von Italien ernannt, nahm indeß nach der Eroberung von Smolensk seine Entlassung, angeblich zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit. Er lebte nun bis zur Restauration zurückgezogen auf einem Landsitze bei Paris, wie es scheint, in Verbindungen mit Talleyrand. Am 31. März 1814 wurde er von der provisorischen Regirung zu Paris zum Befehlshaber der Nationalgarde dieser Stadt und der Linientruppen der 1. Militärdivision ernannt. In dieser Stellung erklärte er sich in der vom Kaiser Alexander in der Nacht vom 5. zum 6. April angeordneten Versamlung, gemeinschaftlich mit Talleyrand, gegen die Einsetzung der von Napoleon in Vorschlag gebrachten Regentschaft, an deren Spitze die Kaiserin Maria Louise stehen sollte. Dieser Umstand hatte großen Einfluß auf Alexanders Entscheidung für die Rückberufung der Bourbons nach Frankreich. Sobald diese erfolgte, ward der General Dessolles vom Grafen d'Artois zum Mitgliede des provisorischen Statsraths und von Ludwig XVIII. unmittelbar nach dessen Ankunft in seinem Vaterlande zum Statsminister und Pair von Frankreich ernannt. Zugleich wurde ihm die Leitung sämtlicher Nationalgarden, unter dem Titel eines Major-Général des Grafen von Artois, des Chefs derselben, übertragen. Als solcher erklärte er sich, nach Napoleons Landung an den Küsten Frankreichs im März 1815 in einer Proclamation an die Nationalgarden gegen diesen. Während der 100 Tage lebte er als Privatmann zurückgezogen auf seinem Landsitze bei Paris. Im Juli 1815 trat er wiederum in die Pairskammer ein und übernahm von neuem seine Functionen beim Oberbefehl der Nationalgarden. Gleichzeitig ernannte ihn der König zum Mitgliede des geheimen Raths. Da er sich jedoch dem ultraroyalistischen Reactionssystem, zu dem sich die Regirung theilweise hinneigte, nicht anschließen und zu dem damals in den Nationalgarden in Gang gebrachten Epurationssystem die Hand nicht bieten wollte, so legte er sein Commando nieder und erhielt den Herzog von Reggio (Oudinot) zum Nachfolger. Als Mitglied der Pairskammer zeigte er sich dem constitutionellen System stets getreu und nahm an deren Geschäften, namentlich bei den Verhandlungen

*) Der von Dessolles abgefaßte amtliche Bericht über das Gefecht bei Taufers befindet sich im Moniteur, l'an VII.

über das neue Rekrutirungsgesetz lebhaften Antheil. Im übrigen lebte er auf dem Lande, bis der Herzog von Richelieu 1818 durch Decazes, welcher damals noch die Macht seines Einflusses klug zu verbergen strebte, vom Statsruder entfernt wurde. Am 29. Dec. übernahm er die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, so wie den Vorsitz in dem von Decazes gebildeten Ministerium. Zugleich erhob ihn damals Ludwig XVIII. zum Marquis.

Inzwischen war die demokratische Partei durch das Wahlgesetz von 1817 bedeutend verstärkt, was durch das Resultat der Wahlen von 1819 für die Deputirtenkammer besonders deutlich hervortrat. Decazes, welcher diese Richtung zeither kräftig unterstützt hatte, fing an (und mit ihm de Serre und Portal) für die Sicherheit der Monarchie bei der fernern, schnellen Entwickelung liberaler Institutionen zu fürchten. Dessolles dagegen, mit Gouvion St. Cyr und Louis, hoffte noch immer die gemäßigten Liberalen, auf den Grundlagen der Charte und des Wahlgesetzes von 1817, zum Schutze einer dauerhaften Freiheit und Wohlfahrt Frankreichs zu vereinigen. Decazes zeigte sich geneigt der aristokratischen Partei, welche dem Unterliegen nahe zu seyn und daher in Zukunft nicht leicht gefährlich werden zu können schien, Unterstützung zu bringen. Er ergab sich jetzt dem sogenannten Schaukelsystem (Système à bascule). Eine Abänderung des Wahlgesetzes schien ihm nach den bereits in der Pairskammer stattgehabten Verhandlungen mit wenig Schwierigkeiten verbunden, zumal da er auf den Beistand seiner Freunde in der hohen Kammer rechnen durfte. Vergeblich suchten die Mitglieder des Ministeriums sich unter einander zu verständigen. Dessolles, Gouvion St. Cyr und Louis blieben dem streng constitutionellen System getreu. Da Decazes das Vertrauen des Königs im vollen Maße besaß, so traten seine drei Gegner am 20. Nov. 1819 aus dem Ministerium, und Decazes selbst erhielt nach Dessolles den Vorsitz in demselben, so wie Pasquier das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Dessolles blieb Statsminister und wurde im J. 1820 zum Commandeur des heil. Geistordens ernannt. Jedoch wurde er, da er sich seit der Bildung des Ministeriums Villele der schärferen Opposition zugesellte, im J. 1822 aus der Liste der Statsminister gestrichen. Betrauert von Vielen starb Dessolles zu Paris am 2. Nov. 1828.

Er hat den Ruhm eines geschickten und unterrichteten Generals, so wie den eines einsichtsvollen, uneigennützigen Statsmannes hinterlassen. Für seine Talente, darf man glauben, würde er häufig einen ausgedehnteren Wirkungskreis gefunden haben, wenn er einen solchen stets hätte suchen wollen *). (*v. Gansauge.*)

DESTÂN, geographisch, der Name eines Ortes im Gebiete von Sfamarkandz historisch, Destân abgekürzt aus Destân i zend oder Destan zend, nach der ältern Sends und Pehlewyform Destân ve zend und Destân o zend, Beiname des Zâl oder Zâlzer (Sâl, Sâlder), berühmten Fürsten und Helden der Reichspehlewanie (medischpersischen Reichserzritterschaft) Sfistân und Sâbleſtân aus dem Zeitalter der Pischdâd, d. i. ersten Königsfolge in der Geschichte der babylonisch-assyrisch-medisch-persischen Monarchie. Er erhält, der uralten medischpersischen Nationalsage von seiner wundersamen Geburt und dem Zeitraum seiner Kindheit und Jugend zufolge, den Beinamen durch den Greif Sfimórgh auf dem Gebirge Albors, wohin ihn sein Vater Sfâm sogleich nach der Geburt hatte aussetzen lassen, als er nach seiner vom Greif genossenen Erhaltung und Pflege mit dem Eintrit in das Jünglingsalter durch wunderbare Fügung seinem Vater Sfâm wiedergegeben ward. Die Veranlassung und Bedeutung dieses Beinamens, welchen Sâl, nachmals Vater eines noch weit berühmter gewordenen Fürsten und Helden, des Rustem, erhielt, lesen wir in dem großen epischen Dichtungswerke des Ferdûsy, dem Schâhnâmeh, in folgenden acht Verszeilen:

Tschunîn guſt Sîmorgh bâ pôr ï Sam
Keh î dîdeh rendsch ò neschîm ù kenâm
Turâ perverendeh jekî dâjeh em
Hemet dâjeh em nîz sermâjeh em.
Nihâdem turâ nâm ï Destân ve zend
Keh bâ tû peder kerd destân ve bend.
Bedîn nâm tschûn bâzy gerdy zidschây
Begù tât chuwânend bel rehnumây.

Aus dieser ganzen Stelle hebt der höchst ärmliche Auszug aus dem großen Meisterwerke historischer Dichtung in dem Heldenbuche von Iran (Berlin 1820. Bd. 1. S. 73) als ein quid pro quo blos die erste, dritte und fünfte Zeile aus. Die Poëms of Ferdosi *translated from the persian by* Joseph Champion, Vol. I. Lond. 1788, in welchen der ferdusische Text fast überall sonst in einem Ocean poetischer Zuthat und Umschreibung ersäuft ist, S. 320 geben nur die fünfte und sechste Zeile wieder. Es folge daher die vollständige, getreue teutsche Übersetzung mit der dazu gehörigen Textesnote aus der nächst zu erwartenden Herausgabe einer mit erläuternden Textesanmerkungen und einem ausführlichen Commentar ausgestatteten, metrischen Übersetzung des ganzen ferdusischen Werks: (Epos VII. Ges. 1. v. 303 bis 310.)

Zu Sfâms Sohne sprach sie, die Simórgh:
Des Nests Theilnehmer Du, der nestlichen Sorgen Zeuge!
Ich habe Dir als Amme das Leben erhalten,
Noch jetzt bin ich Pflegemutter Dir und treuliche Stütze.
Ich habe Dir gegeben den Namen Destân ve Send,
Weil heimliches Tast' an verübte der Vater an Dir *).
Bei diesem Namen, kehrst Du, verabschiedet von hier,
Zur Heimath zurück, heiß die Führer auch dich rufen.

(*Wahl.*)

*) Noch ist sein an Ergebnissen und Leistungen reiches Leben nicht in verdienter Vollständigkeit dargestellt. Materialien hiezu finden sich in der Biographie des hommes vivants. T. II., in den Zeitgenossen 5. Bd. und an a. O.

*) Der Vater Dir durch die befohlene Aussetzung nach dem Leben trachtete, Dein Umkommen beabsichtigte. Denn Destân ve Zend, Destân o Zend, oder nach neupersischer gewöhnlicher Form Destân i Zend, bedeutet Lebensantastung oder Lebensantast, listiger Anschlag aufs Leben eines Andern. Nach der Form in den beiden ältesten Mundarten, der Sprache Send und der Sprache Pehlewy, ist Destân ve Zend oder Destân

Destillat s. Destillation.

DESTILLATION, Abziehen, Überziehen, Übertreiben, Abstraction, destillatio, distillation, distillazione, ist eigentlich nichts anders als Abdampfung in verschlossenen Gefäßen, wobei man den in Dampf verwandelten, abgetrennten Stoff wieder sich abkühlen läßt und in der Vorlage verdichtet, als eine liquide Flüssigkeit oder, wie den Schwefel ꝛc., in kleinen festen Theilchen (sogenannten Blumen) sammelt, in welchem letzten Falle die Destillation Sublimation heißt. Oder die flüchtigen Theilchen bleiben auch bei der Destillation Dunst, ohne weder liquid, noch fest zu werden, wie dies allen großartigen Stoffen eigen ist. — Der ganze Prozeß, auf den der Luftzug keinen geringen Einfluß hat, beruht auf Zersetzung durch Wärme, wobei aber nicht nur Materien geschieden, sondern auch oft mit einander vereinigt werden, und überhaupt ihr Zustand oder ihre Zusammensetzung eine Veränderung erleidet. In dieser Rücksicht wird z. B. eine Säure oder andere Flüssigkeit über einer in einem Destillirgefäß befindlichen Substanz abgezogen oder destillirt. — Eine neue Destillation, welcher man oft die ersten Destillate unterwerfen muß, heißt Rectification. Im luftverdünnten Raume erfolgen die Destillationen äußerst rasch und bei niedriger Temperatur, wenn nur die Vorlage oder das Auffanggefäß (Recipient) für das Destillat relativ kälter liegt. Dagegen gehen sie in einem lufterfüllten Raume unter dem Siedepunkte nur sehr langsam vor sich. Auch in ärztlicher Hinsicht empfiehlt sich die Destillation im luftleeren Raume, wozu Howitz in neuerer Zeit einen eigenen Apparat erfunden hat (in Schweiggers Journal der Chemie und Physik. 1825. Neue Reihe XI.). Vergl. oben Dampf.

Wenn man einen Stoff im Destillirgefäß mit einer Flüssigkeit übergießt, die dann darüber abgezogen wird, so heißt dies eine feuchte Destillation, zum Unterschied der trockenen oder zerstörenden, bei der man nichts Liquides zusetzt. So zersetzt sich mittelst dieser letzten eine ternäre, nicht als Ganzes verdampfbare Verbindung, in einer Retorte für sich erhitzt, in kohlensaures Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff-, bisweilen auch in Ölgas, ferner in Wasser, brenzliches Öl, Essigsäure, oft auch in eine andere Säure und in Kohle. Eine quaternäre Verbindung liefert außerdem noch bei der trockenen Destillation Ammonium, das sich mit der Kohlen- und Essigsäure eint, wenig Blausäure, bisweilen auch Stickgas, und die rückständige Kohle ist stickstoffhaltig. Viele organische Verbindungen verdampfen hiebei zum Theil unzersetzt, indem sie von den durch die Zersetzung des einen Theils entstandenen Gasarten und Dämpfen noch unter ihrem Siedepunkte in Dampfform aufgenommen und übergeführt werden. (Vergl. Etwas über den Prozeß der Destillation, von D. A. G. Lenkin. Gött. 1799. 8. — Die allerneuesten Fortschritte der Destillirkunst, von A. von Lamberti. Dorpat 1809. I. II. Heft ꝛc. Das Ganze der Destillirkunst, prakt. bearbeitet von C. W. Schmidt. Neue Auflage. Königsberg 1823. Mit 1 Kupf. 8. — J. Berzelius Lehrb. der Chemie. IV. 2, siehe den Art. Destilliren. Auszugsweise in Erdmanns Journ. für techn. und ökonom. Chemie. 1832. XIII. 3. S. 320 ꝛc. — Über die Destillation mit Hilfe des Dampfes siehe den Artikel Dampf.)

(*Th. Schreger.*)

DESTILLATIONSGEFÄSSE oder Destillirgefäße, vasa destillatoria. Alle müssen 1) eine schickliche, der Natur der zu destillirenden Stoffe sowol, als des Destillats daraus ganz angemessene Construction haben. — Will man sehr zusammengesetzte Körper, welche durch die Wärme leicht verändert werden und höchst flüchtige Bestandtheile enthalten, der feuchten Destillation übergeben, so bedient man sich des sogenannten Brennzeugs, und zwar vorzugsweise jenes mit einem Wasserbade. Diese Destillationsart heißt die aufwärts steigende (Destillatio per ascensum) (s. Destillationsgeräthschaft), weil dabei die Dämpfe gerade in die Höhe steigen und sich im obern Theile des Brennzeugs, dem Hute oder Helme ꝛc., verdichten (vergl. Destillirblase, Destillirkolben ꝛc.). Auf diese Art lassen sich bequem alle Materien übertreiben, welche flüchtig genug sind, um bei einem Wärmegrade,

---

o Zend gleichgeltend dem neupersischen und pârßischen Destân ï Zend, indem die Partikel eve, ve, o in beiden ältesten Mundarten in, ad, super, erga, contra bedeutet; überdies, besonders in Pehlewy, auch dem Bindehilfslaute ï oder ë (der Jzâfet, wie sich die Grammatiker ausdrücken) im Pârßy und dem Neupersischen entspricht, d. i. Zeichen des Genitiv- und Ablativ ist. Tâst'an, Untast, Antastung von tasten, antasten, wie im Neupersischen destân *insidiae* von dest oder dast, welches bekanntlich die Hand bedeutet, und in der Mehrzahl *destân* die Hände; so auch in Send daste und in Pehlewy dast. Destân, *insidiae*, also der Hauptbestandtheil des eigennamlichen Beinamens Destân ve Zend, nämlich Destân (Send: dastéénè oder dastéenché, wörtlich *manu exiens*, *manu oriundus*) objectum insidiis infestatum. Dieser Gleichlaut des persischen Wortes destân bei zwiefacher Bedeutung durfte als eine der Erzählung wesentliche Paronomasie in der Übersetzung nicht verloren gehen.

Die alte Sage über die ganze Geschichte der Helden Sâm, Sâl und Rustem ist nach der einfachen reinen Überlieferung in dem ferdußischen Schâhnâmeh allein enthalten. Was von diesen Fürsten und Helden in so vielen spätern neupersischen Dichtungen und Romanen sehr vermehrt und ausführlicher erzählt wird, ist späterhin im muh'ammedanischen Zeitalter fabelhaft ausgesponnen, großentheils in offenbarem Widerspruch mit der reinen alten Sage, überhaupt aber im Geiste kühner, oft geschmackloser Übertreibung erdichtet. Wenn auch der Name des Rustem zuweilen mit dem Worte Destân verbunden wird, so geschieht dieses, weil Rustem Sohn des Sâl ist, und Rustem Destân ist nichts weiter als Rustem der Sohn des Destân oder Zâl. Eine andere Erklärung, welcher auch d'Herbelot (Bibl. Or. t. Rostam) folgt, daß Rustem Destân Rustem der Geschichte zu übersetzen sei und so viel besage als der in der Geschichte oder Überlieferung berühmte und hochgefeierte Held Rustem, gründet sich darauf, daß man destân auch als abgekürzte Form des Wortes dâsitân gebraucht findet, welches Sage, Geschichte, Erzählung, Fabel, Mährchen bedeutet, und kann diese Erklärung in der alten reinen Sage, wie sie bei Ferdusy vorliegt, nur von einem spätern Rustem als geltend betrachtet werden, um denselben bei gleichem Heldenruhm als des ersten Rustem Sproß und zu dessen Geschlecht oder Familie gehörig zu unterscheiden. Denn der Name des Sohnes Sâls Rustem ging mit Verlust der besondern Eigennamen auf alle nachfolgende in der Reichspehlewanie Sistân und Sâblestân regirende Dynastien über, oder mit andern Worten, die dem ersten Rustem nachfolgenden Reichspehlewanen der medischpersischen Geschichte führten alle den Stammnamen Rustem als erbliche Auszeichnung fort.

der nicht über die Siedehitze des Wassers geht, aufzusteigen, namentlich die Riechstoffe, alle wesentlichen Öle, der Weingeist, das Wasser ꝛc. — Aber zur Destillation von Substanzen, deren flüchtigste Bestandtheile nur bei einem den Siedepunkt des Wassers übertreffenden Wärmegrade aufsteigen können, muß man eine Retorte wählen (s. diesen Artikel), weil sich diese sowol im Sandbade, einem Schmelztiegel ꝛc. mit feinem Streusande gefüllt, als im freien Feuer bequem brauchen läßt. Sie ist so eingerichtet, daß die Dämpfe nur seitwärts durch deren Hals herausgehen können, weshalb diese Art der Destillation die seitige oder schräge, Destillatio ad latus s. obliqua genannt wird (s. Destillationsgeräthschaft). Es dient solche vorzugsweise zur Gewinnung aller nicht wesentlichen Öle, der schweren Säuren, des Essigs, des Ammonium aus dem Salmiak oder aus thierischen Materien, die nicht gefault haben, des Queckſilbers aus den Queckſilbererzen, oder aus reinem Queckſilberoxyd ꝛc. Die älteste, jetzt nur noch beim Theerbrennen, Spießglanzausschmelzen übliche Destillationsart ist die unterwärts gehende, Destillatio per descensum (s. Destillationsgeräthschaft), wobei die Hitze oberwärts an die zu destillirenden Stoffe gebracht wird, damit deren flüchtige Bestandtheile in ein Untersetzgefäß herabsteigen müssen.

2) Die Destillirgefäße müssen geräumig seyn, um dem zu destillirenden Körper Oberfläche und für seine Dämpfe Spielraum genug zu geben;

3) müssen sie da, wo die Dämpfe sich in Tropfen verwandeln sollen, möglichst kalt gehalten werden;

4) muß man den Boden vom Bauche des Destillirgefäßes vor dem durch die Aschenraumthüre eindringenden kalten Luftzuge zu schern suchen.

5) Um, bei zu rascher Entwickelung und Ausdehnung der Dämpfe, das Zersprengen der Glasretorten zu verhüten, muß man diese, im freien Feuer liegend, gehörig beschlagen (s. oben Beschlag, chemischer), außerdem tubuliren oder die Recipienten mit einer verschließbaren Öffnung oder das Ganze mit Sicherheitsröhren versehen, durch welche nöthigenfalls die sich anhäufenden Dämpfe entweichen können.

6) Wo, wie bei der mit Verpuffung begleiteten Destillation, Luftzutritt in die Gefäße dringend nothwendig ist, läßt sich in den Kolben ꝛc. vermittelst eines Ventilators wol ein Luftzug anbringen. Da aber die hier immer neu hinzutretende Luft von Zeit zu Zeit einen Theil der Dämpfe auflösen muß, so wird die Destillation nur um so unvollkommener.

Als allgemeine und wesentliche Regel bei Destillationen gilt folgende: man darf nur den für jegliche Substanz, welche destillirt soll, erfoderlichen Wärmegrad anwenden und den Prozeß gehörig und vorsichtig leiten, am wenigsten übereilen, weil überhaupt die Scheidung flüchtiger Stoffe von feuerbeständigen um so genauer erfolgt, je langsamer sie geschieht, und weil zugleich dadurch das Zerspringen der Gefäße vermieden wird, welchem gläserne und irdene bei zu starker Erhitzung wie bei zu raschem Temperaturwechsel überhaupt oft ausgesetzt sind, und welches nie unterbleibt, wenn die Dämpfe zu geschwind und in weit größerer Menge aufsteigen, als daß sie von ihrer Verdichtung in den Gefäßen zurückgehalten werden könnten. Vorzüglich verursachen die Gasarten, welche sich sehr ausdehnen, und jene Dämpfe, welche sich schwierig verdichten, diesen ebenso unangenehmen als oft gefährlichen Vorfall, gegen den selbst Sicherheitsöffnungen nicht immer genug schützen. Oder man ist genöthigt, einen großen Theil der flüchtigen Stoffe ungenutzt verloren gehen zu lassen, wo sie nicht in besondern Zwischengefäßen oder Gasrecipienten aufgefangen werden können. (Vergl. Chemical Manipulation etc. By *Michael Faraday*. London 1827. teutsch, Weimar 1828. 8., mit Abbild. 7ter und 16ter Abschn. J. Berzelius Lehrb. der Chemie. IV, 2. Artikel Destilliren, auszugsweise in Erdmanns Journal für techn. und ökonom. Chemie. 1832. XIII, 3. S. 320 ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

DESTILLATIONSGERÄTHSCHAFT oder Destillirgeräthschaft, zusammengesetzte (Brennzeug), apparatus destillatorius. Es gibt mancherlei Arten derselben, die entweder durch ihre Form, oder durch die Materie, woraus sie bestehen, von einander unterschieden sind. Die neuesten bildet ab und beschreibt das Laboratorium, Weimar 1828. I—X. Heft ꝛc.

1) Die Vorrichtung zur Destillation durch ein Seihezeug oder Filtrum gehört unter die ältesten, sowie

2) der Apparat zur absteigenden oder unterwärts gehenden Destillation, die schon Galenus beschreibt. Er besteht aus einem Gefäße, das die trockenen Materialien enthält, mit einem durchlöcherten Bleche bedeckt, und umgekehrt auf ein anderes in die Erde gegrabenes, leeres Gefäß gestürzt ist. Nach dicht verklebten Fugen wird um das obere Gefäß Feuer angemacht, und das Destillat geht in das untere Gefäß über. So brennt man noch heut zu Tage den Theer, schmelzt das Spießglas aus, scheidet das Queckſilber aus dem Queckbrei ꝛc. Zu dergleichen Destillationen im Kleinen dient ein Gefäß mit enger Halsmündung, die auf das untere aufrecht stehende paßt. Das obere, worein man durch eine Öffnung im Boden die Materialien trägt, und erste fest verschließt, schaut durch die Rostöffnung eines eigenen Ofens und ist hier mit Feuer umgeben; das untere liegt kalt und nimt das Destillat auf.

3) Die Anstalt zur aufsteigenden oder geraden Destillation*), welche Sylvius schon kannte, wo Flüssigkeiten übergetrieben werden, die bei einem geringern oder doch nicht stärkern Wärmegrade, als das siedende Wasser hat, in Dünsten aufsteigen, z. B. Weingeist, Äther, Öle, Wasser ꝛc. besteht gewöhnlich

a) aus einer kupfernen Destillirblase (s. diesen

*) Die neueste Destillationsmethode der Art, wobei sich eine niedrigere Temperatur und deshalb nur solche Wärme, die sonst verloren geht, wie z. B. Sonnen-, Ofen-, Kamin-, ja selbst thierische Wärme benutzen läßt, ist die Howitz'sche (s. nächste Note), wo in dem Apparate eine Art Luftleere hervorgebracht wird, indem die Luft erst durch Dampf herausgetrieben und die Communication mit der Atmosphäre nachher durch einen Hahn abgebrochen wird, dergleichen Verhältnisse in einem gewöhnlichen Destillirapparate nicht Statt finden.

Artikel); die eisernen halten nicht so lange aus, lassen sich weniger gut reinigen und schwieriger erhitzen. Von noch kürzerer Dauer sind die russischen hölzernen Blasen, durch deren Fugen sich noch überdies Vieles verflüchtigen kann. Auch erkalten sie leichter als metallene Blasen;

b) aus dem Helme oder Hute (s. diesen Art.);

c) aus dem Recipienten (Vorlage) und der Kühlgeräthschaft (s. diese Art.).

Da die Öffnung einer gewöhnlichen Branntweinblase zu eng ist und sie selbst zu viel Gewölbe hat, woran sich ein großer Theil der kaum aufgestiegenen Dämpfe sogleich wieder in Tropfen verdichtet, die in das Gefäß zurückfallen und immer durch neue Feuerung in Dunstgestalt aufgetrieben werden müssen, so läßt sich leicht berechnen, wie viel bei einer solchen hier und da noch üblichen Destilliranstalt schon an Zeit und Brennmaterial verschwendet wird, des unangenehmen Geschmacks und Geruchs nicht einmal zu gedenken, den die Destillate bei so starker Nachfeuerung, wodurch noch überdies der untere Theil der Blase immer mehr geheitzt wird als der obere, leicht annehmen können. Diesen allen ist durch die neuesten Destillirapparate, namentlich den Evansischen (s. in Dinglers Journ. rc. XXII. S. 406, nebst Abbild. XXVIII. 2. S. 116 rc. Tab. III.); den Tritton'schen (s. in Schweiggers neuem Journ. d. Chemie rc. XXVIII. 3. Taf. II. Fig. 4. — vergl. Destillirblasen) möglichst abgeholfen worden. Bei leicht aufsteigenden Flüssigkeiten bedient man sich auch wol der gläsernen Helme mit einer Tropfrinne. Die Kühlanstalt fällt hier gewöhnlich weg und die Destillation wird im Sand- oder Wasserbade vorgenommen.

4) Zur schrägen oder seitigen Destillation dienen die Retorten (s. diesen Art.), und als Vorlagen die Kolben (s. Destillirkolben) mit oder ohne Vorstoß und Zwischenflaschen nebst dem sogenannten Destillirknecht, worauf der Recipient gewöhnlich in einem Strohkranze liegt. Bei Destillationen an der Sonne wurden vormals um den Bauch der Retorte mehre große Krystallglaskugeln gelegt, die das Sonnenlicht concentrirt dem Destillirgefäß mittheilten. Zu eben der Absicht setzte man dieses auf einen ausgehöhlten Marmorstein in die Mittagssonne. — Die Fugen an allen diesen zusammengesetzten Destillirapparaten verschließt man mit eigenen Kitten oder Klebwerken (s. diesen Artikel) *).

(*Th. Schreger.*)

*) Vergl. die verschiedenen Constructionen der Destillirapparate älterer und neuerer Zeit in meiner kurzen Beschr. der chem. Geräthsch. rc. m. K. Fürth 1802. 8. I. S. 268 rc., in *Le Normand* l'art du distillateur à Paris 1817. II. und in Dingler's polytechn. Journ. rc. II. 4. S. 377. — Die sehr zweckmäßige Vorrichtung, um mit einem Feuer eine ununterbrochene Destillation zu bewerken, von Conr. Streiff s. bei Dingler IV. 12. Tab. VIII.; die Hare'sche mit Pleischl's Verbesser. s. in Buchner's rc. Repertor. der Pharm. XV. 1. — Howitz Apparat für die Destillationen mit Luftzug s. in Schweigger's Journ. für Chemie und Physik. 1824. XI. 3. S. 297. Vorrichtungen zu größeren Destillirapparaten von Rud. Brandes s. in Stolze's Berlin. Jahrb. für die Pharm. XXVII. 1. S. 60 rc. Kleinere s. bei Dingler a. a. O. 1825. VIII. 1. S. 87 rc. — Beindorf's kleinen sehr einfachen und zweckmäßigen Koch- und Destillirapparat s. in Geiger's Magazin für Pharm. 1829. April. S. 60 rc. Fig. IV rc.; bei Buchner a. a. O. 1830. XXXIII. 3. und in Brandes Archiv Bd. XVI.; Wurzer's Destillirapparat zu See- und Landreisen s. bei Buchner a. a. O. 1829. XXXII. 1. Er hat bedeutende Vorzüge vor dem Desormeszilleschen u. a. — Vorzüglich ist auch L. Gall's verbesserter Dampfdestillirapparat, s. dessen Beschreibung und Abbildung. Trier 1829. 8.; vergl. das Branntweinbrennen mittelst Wasserdämpfen, von A. Kölle, geprüft und beleuchtet von L. Gall. Trier 1830. 8. — Lampadius verbesserter Apparat zum Abdestilliren des Quecksilbers aus Amalgamen und Erzen (s. in Erdmann's Journ. für techn. und ökonom. Chemie, 1831. XI. 4. S. 387. Tab. V.). — Jeffer's in Frankfurt a. M. Dampfdestillationsapparat s. im allgem. Anzeiger der Deutschen. 1831. Nr. 283. S. 3825. — Gnamm's Brenn- und Destillirapparat mit Abbild. Quedlinburg 1832. 8. — Vergl. J. Berzelius Lehrbuch der Chemie. IV. 2. Artikel Destilliren; auszugsweise bei Erdmann a. a. O. 1832. XIII. 3. S. 320.

DESTILLIRBLASEN

(Branntweinblasen, Brennblasen), vesicae destillatoriae, sind chemische Gefäße aus Kupfer- oder geschlagenem Eisenblech rc. zur Destillation des Branntweins und Weingeistes, zur Auskochung der Vegetabilien, zu Extracten. Sie müssen hoch genug, gleichweit, cylindrisch, weithalsig, oder noch besser ohne Hals, der die Dämpfe in ihrem Aufsteigen ohnedies hindert, und im Boden etwas convex seyn. Ihr oberer Rand sei etwas ausgebogen, damit der Helm, welcher einen Zoll tief in sie hineinragt, mit seinem vorspringenden Ringe darauf ruhe. Manche Destillirblasen haben oben in ihrem Gewölbe einen verschließbaren Tubulus, um etwas nachzugießen, und auch wol noch zur Seite einen Hahn, der durch die Ofenmauer geht, um rückständige Flüssigkeiten bequem ausleeren zu können. In dieser äußern Blase kann noch eine kleinere zinnerne eingeschlossen seyn, wenn man aus dem Wasserbade destilliren will.

Um das Anbrennen des Branntweingutes zu verhüten, befestigte de Vanne auf dem Boden der Blase ein Eisen, worauf ein eiserner Zapfen steht, welcher bis über den Helm hervorragt und hier in eine Kurbel ausgeht, um damit den Zapfen umzudrehen. An diesem sind nicht weit von dem ersten Eisen zwei Flügel von Holz so angebracht, daß sich der untere von oben nach unten krümmt und der untere Theil des obern mit dem obern des untern Flügels gleich und nach rechts zu steht. Durch die Bewegung der Flügel wird die Maische immerfort im Schweben erhalten, daß sich ihre gröbern Theile nirgends anlegen können [1]).

Zur Ersparniß des Brennmaterials und zur Gewinnung eines wohlschmeckenden Destillats gehen aus dem Boden des Rumfordischen Destillirkessels Scheidewände herab, welche Feuerkanäle bilden, worin die Flamme um den Kessel spielt. Die Feuerstätte ist ein flacher gemauerter Herd, dessen ganz ebener Rost auf der Oberfläche liegt. Da, wo der Eingang zum Feuer seyn und die Flamme aus einem Gange in den andern überstreichen muß, und wo sie in den Rauchfang steigt, sind für diese Durchgänge die Scheidewände unterbrochen [2]). Neuere Destillirblasen sind die Carlosche [3]),

1) S. *Rozier* Observ. T. II. P. I. Teutsch in Crell's chem. Ann. VI. 1780. 2) S. Gilbert's Annalen der Physik. IV. 2. S. 283. 3) S. Buchner's Repertor. für die Pharmacie. VII. 1. 1819.

Elglundische) u. a. [4]). Auch kann jeder Backofen zu einer Branntweinblase dienen, durch die sich die aus dem Brodteige entwickelten Dünste in Weingeist verwandeln (s. allgem. landwirthschaftliche Zeitung. 1831. Nr. 38. S. 305.). (*Th. Schreger.*)

DESTILLIRKOLBEN, Cucurbitae, Cucurbites, sind chemische Gefäße von verschiedener Größe und Gestalt, aus Glas, Metall, Stein- oder Thonmasse, welche, mit ihrem Helme oder Hute bedeckt, zum Destilliren dienen. Sie haben einen senkrecht aufstehenden kürzern oder längern Hals, der sich allmälig verengt. Ihr Bauch ist mehr oder weniger rund, kürbisähnlich oder platt ꝛc. Nach ihrer Größe theilt man sie ein in **Scheidekolben**, als die kleinsten von einigen Zollen bis zu 1 Fuß im Durchmesser der Kugel, in **gewöhnliche Kolben** von etwa 1 Fuß u. m. im Durchmesser, und in **Herrenkolben**, deren Kugel über 2 Fuß im Durchmesser hat, und von denen die größten **Ballons** heißen.

Tubulirte Kolben sind solche, die zu oberst ihres Bauchs seitwärts zum Eintragen der Substanzen eine offene Röhrenmündung haben, welche sich mit einem Stöpsel schließen läßt.

Kolben von weißem Glase sind zur genauern Beobachtung ihres Inhalts die schönsten, jene von grünem Glase aber dauerhafter.

Solche Kolben, die im freien Feuer stehen, oder einen sehr hohen Hitzgrad aushalten sollen, verwahrt man gegen das Zerspringen durch einen zweckmäßigen Beschlag (s. d. Art. Beschlag). (*Th. Schreger.*)

DESTILLIRKRÜGE oder Kruken, Cuines, nennt man in Frankreich eine Art kurz- und krummhalsiger steinerner Flaschen, worin das Scheidewasser u. a. Säuren im Großen destillirt werden. Zu Vorlagen außerhalb des länglichten Ofens (der sogenannten Galeere) dienen ebenso geformte Gefäße, deren Hals blos so weit ist, daß er den Hals der als Retorte dienenden Kruke aufnehmen kann. Die teutschen Destillirkruken unterscheiden sich durch ihren cylindrischen Bauch und geraden Hals. Auch bedienen wir uns zu den obigen Arbeiten der steinernen Retorten, vorzüglich der Waldenburgischen ꝛc. (S. Demachy's Laborant im Großen, a. d. Franz. v. Sam. Hahnemann. I. Taf. I. Fig. 1 dd.) (*Th. Schreger.*)

DESTOUCHES, Philippe Néricault, geb. zu Tours im J. 1680. Über die Jugendjahre dieses bekannten dramatischen Dichters hat man keine sichern Nachrichten, sondern nur sehr von einander abweichende Gerüchte. Nach einigen soll er, um nicht Jurist zu werden, seiner Familie entlaufen seyn und sich mehre Jahre mit einer Schauspielertruppe herumgetrieben haben, bis ihn der französische Gesandte in der Schweiz, Herr Puysieux, in Solothurn kennen lernte, lieb gewann und für das diplomatische Fach ausbildete. Nach andern dagegen soll er in Paris die Schulen mit Auszeichnung besucht, dann eine Zeitlang als Freiwilliger in den teutschen Feldzügen mitgefochten und, während der Winterquartiere, in Hüningen die Bekanntschaft des H. v. Puysieux gemacht haben. Gewiß ist nur, daß er durch diesen Mann in eine Laufbahn gebracht worden, worin er sich großen Beifall erwarb und, wenn das Schicksal ihn mehr begünstigt hätte, zu den wichtigsten Ämtern hätte emporsteigen können. Als er aus der Schweiz zurückgekehrt war, schickte ihn der damalige Regent von Frankreich (der Herzog von Orleans) mit dem nachmaligen Kardinal Dubois nach England, wo er längere Zeit als Geschäftsträger blieb und sich die Zufriedenheit des Prinzen im höchsten Grade erwarb; allein der baldige Tod des Regenten vernichtete seine Hoffnungen, und er zog sich nun auf ein kleines Landgut bei Melun zurück, wo er seine letzten Jahre verlebte, mit literarischen Arbeiten aller Art, auch mit eifriger Bekämpfung des Unglaubens beschäftigt. Den Antrag, eine Sendung nach Rußland zu übernehmen, wies er von sich. Schon als er noch in der Schweiz war, fing er an für das Theater zu arbeiten. Sein erstes Stück war der Curieux impertinent in 5 Acten und in Versen, wozu er den Stoff aus einer bekannten Novelle des Cervantes entlehnt hatte. Dieses und einige folgende Stücke wurden bald auch in Paris mit Beifall gegeben und verschafften ihm den Eintrit in die Akademie, in welcher er 1723 den Dichter Campistron ersetzte. Unter den Stücken, welche nicht allein gleich bei ihrem Erscheinen mit Beifall aufgenommen worden, sondern sich auch zum Theil bis jetzt auf der Bühne erhalten haben, nimt unstreitig der Philosophe marié, in 5 Acten und in Versen, den ersten Rang ein. Es ist das beste, was Destouches jemals gemacht, und wahrscheinlich hat er es aus seinen eignen Lebenserfahrungen geschöpft, da er in England eine katholische Dame heirathete und aus Gründen, die uns unbekannt sind, seine Ehe eine Zeitlang verheimlichen wollte oder mußte. Nächstdem kann man noch zu seinen bessern Producten zählen: le Glorieux, worin er zuerst das Komische mit dem Pathetischen verbindend, sich der später Mode gewordenen, traurigen Gattung des comique larmoyant näherte, und die kleine, aber recht heitere, erst nach seinem Tode erschienene Posse la fausse Agnès, in 1 Act, in Prosa. Die meisten übrigen Stücke, worunter le triple mariage, l'obstacle imprévu, le dissipateur die besten seyn möchten, sind wol für immer von der Bühne verschwunden. Überhaupt kann man Destouches kaum einen höheren als etwa den dritten oder vierten Rang unter den älteren französischen Lustspieldichtern einräumen. Molière's einfache Wahrheit, Anschaulichkeit und echt komische Kraft erreicht er fast nie, und selbst Regnard und Lesage übertreffen ihn bei weitem an Erfindung und komischer Laune. Mit Ausnahme der vorhin erwähnten bessern Stücke sind seine meisten sogenannten Charakterstücke, wie l'ingrat, l'irrésolu, le médisant, l'ambitieux et Vindiserette, l'homme singulier und mehre andere schwach und verfehlt, da die meisten dieser Charaktere eher sittlich empörend als komisch zu nennen sind, und auch die Darstellung derselben wenig Kraft und Leben hat. Dazu kommt noch, daß er sich häufig zur Entwickelung seiner Fabeln alter längst

4) S. bei Gilbert a. a. O. 1820. 2. S. 172. Taf. II. Fig. 1. — In Dingler's polytechn. Journ. II. 4. S. 377. 5. S. 392. XXXV.

abgedroschener Mittel, Verwechselungen der Personen, Wiedererkennungen, plötzliches Eintreffen todt geglaubter Personen u. s. w. bedient, wie man sie nur in einigen der schwächsten Stücke Moliere's findet. Die beste Ausgabe der Werke Destouches ist die von seinem Sohne besorgte, Paris 1757. 4 B. in 4. Mehre andere sind in den Jahren 1758, 1772 und in neuerer Zeit erschienen. In einer Stereotypausgabe, Paris 1810 in 2 B., sind nur die besten Stücke aufgenommen worden. (*Blanc.*)

DESTUR, auch Destur Mobed, in der persischen Religion ein Priester aus der ersten Klasse oder dem ersten Grade des Priesterstandes. Es gab nämlich 3 Grade der Athornes oder Priester: Herbed, der gemeine Priester, Mobed, der Gesetzgelehrte und Destur oder Destur Mobed, der Gesetzverständige, der den tiefern, innern Sinn der Gesetze kennt. Der erste von diesem letztern Grade, also der erste der ganzen Hierarchie, hieß Desturan Destur. Er war als solcher Haupt der Desturs in einer Stadt, einer Provinz, oder im ganzen Reiche, erklärte die schwersten Punkte der Gesetze und entschied in letzter Instanz in Gewissensfällen. Ihm gebührte der zehnte Theil der Einkünfte eines Parsen. (*Richter.*)

DESVAUXIA. So hat Robert Brown (Desvauxia Prodr. fl. N. H. p. 252.) eine Pflanzengattung nach dem Herausgeber des Journal de botanique (Vol. I—V. Paris 1808—1814. 8.) N. A. Desvaux genannt, welche Labillardière schon früher (Nov. Holl. I. p. 7. t. 1.) unter dem Namen Centrolepis (s. d. A.) beschrieben hatte. Da aber der ältere Name (κέντρον, λέπις) nur auf einige Arten (welche den Fruchtboden mit Spreublättchen besetzt haben) paßt, so hielt R. Brown es für nöthig, ihn zu verändern. Zu den neun bei R. Brown verzeichneten Arten hat Gaudichaud (Voy. de Freycinet, bot. p. 419.) eine neue, D. longifolia, gefügt. Alle Arten sind kleine Gräser von dem Ansehn eines Scirpus, sie bilden Rasen, wachsen nur in Neuholland und Van Diemensland und geben nach Bartling (Ord. nat. p. 86.) den Typus einer von den übrigen Restiaceen abweichenden Gruppe (Desvauxicae, zu denen außer Desvauxia die Gattungen Aphelia und Alepyrum *R. Br.* gehören), welche den Übergang zu den Cypereen bildet. (*Sprengel.*)

DESZNA 1) Marktflecken am Sebes im Borosjenöer Bezirk der Arader Gespanschaft Ungerns, mit einem Eisenhammer. In der Nähe sind Goldwäschereien. — 2) Deßna, Teschen, Herrnstadt im Taborer Kreise Böhmens, mit 160 Häusern und einem gerühmten Gesundbrunnen und Bade; dabei das Schloß Rothlhota. (*Leonhardi.*)

DETACHEMENT bezeichnet in der militärischen Kunstsprache einen vom Hauptcorps abgesonderten Theil desselben — eine Entsendung, Nebencorps — welches bestimmt ist, durch seine Unternehmungen und Leistungen die Absichten des Hauptcorps vorzubereiten, zu erleichtern oder herbeizuführen. Das Operationsobject eines Detachements wird daher nur ein Theil des Operationsobjectes des Hauptcorps seyn, oder die Erreichung desselben vorbereiten. Detachements sind, wie die Kriegführung im Allgemeinen, offensiver und defensiver Natur. Zu den letzteren gehören sämtliche Entsendungen, welche zur Sicherheit eines Corps angeordnet werden; die sogenannten Avant-, Arriergarden und Seitensicherungsanstalten. Offensiv dagegen sind diejenigen Detachements, welche vom Hauptcorps abgetrennt werden, um den Feind anzugreifen. Dies geschieht gewöhnlich, um, nachdem die Kräfte des Feindes getrennt sind, den Hauptangriff auf denselben um so erfolgreicher auszuführen. Beide Arten der Kriegführung gehen, wie im Kriege überall, abwechselnd in einander über. Ja es gibt Detachements, welche den doppelten Charakter schon in ihrem Entstehen in sich tragen, z. B. viele Recognoscirungen. Erwägt man, daß jeder einem Feinde, der seine Absichten zu verhüllen versteht, gegenüber stehende Commandirende einem im Dunkel der Nacht forschend Suchenden gleicht, so ist leicht zu begreifen, wie viele Anlasse der Krieg zur Absendung von Detachements gibt, Behufs des Erforschens und Überraschens. Nichts scheint oft in den Augen des Ungeübten den Zweck des Krieges, die Erreichung des Sieges, so sehr zu sichern, als häufiges Detachiren; dennoch beruht diese Annahme auf einem Irrthume. Wenige, richtig angeordnete Erkundigungsdetachements leisten mehr als viele, deren Gang von einem geistlosen, pedantischen Mechanismus vorgeschrieben ist. — Ebenso wenig billigen die Regeln der Kriegskunst, daß man stets da detachirt, wo man feindlichen Detachements begegnet. Weil es im Gegentheil Hauptmaxime der Kriegführung ist, daß man im Allgemeinen und in den besonderen Fällen der Stärkere an Zahl zu seyn bemüht seyn muß, so gehört es zu den wichtigsten Grundsätzen der Strategie und der Taktik, nur da zu detachiren, wo es wirklich nothwendig wird, und in so geringer Stärke, als die Natur des zu erreichenden Zweckes es immer gestattet. Dies scheint allerdings der oberste Grundsatz bei Anordnung von Detachements zu seyn, denn Zersplitterung ist die Mutter der Niederlagen.

Detachirung soll gewöhnlich die Handlung bezeichnen, durch welche Detachements angeordnet und entsendet werden. (*v. Gansauge.*)

DETARIUM. Eine von Jussieu (Gen. p. 365.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen (aber in mehren Punkten, namentlich in der Bildung der Frucht, abweichend und nach Candolle, Légum. mém. XIII., Prodr. II. p. 521., mit Cordylia *Lour.* eine abgesonderte Gruppe, Detarieae, bildend) und aus der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse. Ihr Charakter besteht in einem vierspaltigen Kelche, fehlender Corolle, abwechselnd kürzeren Staubfäden und einer Steinfrucht mit dicker Schale, welche einen einzigen, in mehliger Masse liegenden Samen enthält. Die einzige, noch wenig bekannte Art, D. senegalense *J. F. Gmel.* (Syst. III. p. 700.) wächst in Senegambien als ein Baum mit unpaar-gefiederten, unten zottigen Blättern und traubenförmigen Blüthen. (*Sprengel.*)

DETENTION heißt in der Rechtssprache jedes Innehaben einer Sache, ohne daß dabei auf die besondere Absicht des Inhabers irgend gesehen wird. Auch

derjenige detinirt, welcher gar nicht weiß, daß er eine bestimmte Sache inne hat; ebenso natürlich derjenige, welcher dies weiß und zugleich die Absicht hat, den Gegenstand der Innehabung sich zuzueignen. In diesem letztern Falle wird der Inhaber insbesondere Besitzer (possessor), so wie das mit jener Absicht verbundene Innehaben Besitz (possessio) genannt. Dieser Besitz ist, nach den verschiedenen Arten, die davon unterschieden werden, die Quelle mannigfaltiger, höchst wichtiger Rechte. Dagegen führt die Detention an und für sich keine Wirkungen mit sich. Zufälligerweise sind indessen gewisse Wirkungen allerdings damit verknüpft. So z. B. hat der Inhaber (detentor) das Retentionsrecht gegen denjenigen, welcher die detinirte Sache zurückfodert, aber gewissen Ansprüchen, die der Detentor an ihn hat, noch nicht nachgekommen ist. Auch hat er das Recht der Selbstvertheidigung gegen Jeden, der ihm das Object der Innehabung mit Gewalt entziehen will u. s. w. (*Dieck.*)

Determinismus s. Willensfreiheit.

DETERN, ein Flecken in Ostfriesland, im Amte Stickhausen, in der südöstlichen Ecke desselben, nahe an der oldenburgischen Grenze, auf einem veredelten Sandboden belegen, ziemlich lang, zum Theil reinlich und wohlgebaut, mit einer Straße, die in der Länge hindurch geht. Die Einwohner sind Bauern und Handwerker, insgesamt 629, die in 113 Häusern wohnen [1]). An der Südseite des Orts, etwas östlich und sehr nahe an demselben vereinigen sich zwei Flüßchen, die durch kleine Deiche begrenzt aus dem benachbarten Herzogthum Oldenburg herkommen, und von welchen das südliche das Basseler-Tief, und das östliche das Aper-Tief genannt wird. Nach ihrer Zusammenkunft bei Detern bilden sie zusammen ein etwas größeres, ebenfalls mit einem Deich eingefaßtes Flüßchen, das ursprünglich die Jümme hieß, nun aber von den Anwohnern schon seit sehr langer Zeit die Ems genannt wird, weil es, nachdem es vorher mit dem Fluß Loda sich vereinigt hat, endlich unweit der Stadt Leer mit der wirklichen Ems zusammenfließt. Auf diesem Flüßchen ist bei Detern ein ziemlich lebhafter Verkehr durch Frachtschiffe, die insbesondere mit Torf aus dem Oldenburgischen nach Ostfriesland fahren. Auch ist wegen der dort zusammen- und vorbeikommenden Gewässer die Lage des Orts etwas gesenkter und niedriger, als die nördlich daran grenzende Sandgegend, sowie dadurch der dortige ursprüngliche Sandboden aus der Zeit, als jene Gewässer noch ohne Deich waren, mit angeschwemmter Marscherde vermischt und veredelt wurde und somit fruchtbarer, wie auch wol cultivirt und für den Ackerbau und die Viehweide sehr ergiebig ist. An der Westseite des Orts stehen zwei ansehnliche Windmühlen. In der Mitte desselben befindet sich eine schöne lutherische Kirche, die im Jahre 1806 statt der vorigen sehr alten und den Einsturz drohenden neu erbaut ist; nur steht sie nicht an der Straße und fällt wenig ins Auge. An derselben fungirt ein Prediger, der gewöhnlich auch Superintendent ist über einen Theil der Kirchen des Stickhauser Amtes. Zur Parochie gehören noch einige umliegende Dörfer, auch die vormalige Grenzveste Stickhausen, jetzt der Sitz des benannten Amtes, so daß die Seelenzahl der ganzen Kirchgemeinde aus etwa 1060 Menschen besteht. Unmittelbar bei Detern nördlich befindet sich eine mineralische Quelle, die daselbst schon im Anfange des 18ten Jahrhunderts bekannt war und damals auch von vielen mit Erfolg benutzt wurde, jetzt aber nicht beachtet wird und fast ganz in Vergessenheit gerathen ist [2]). — Detern hatte in früherer Zeit, bis ins 15. Jahrhundert, seine eigenen Häuptlinge, von welchen der letzte, Popko Inema, 1432 seine Burg an die Brüder Edzard und Ulrich Cirksena, die Stifter des nachherigen gräflich- und fürstlich-ostfriesischen Hauses und damals sehr reiche und mächtige Häuptlinge an mehren ostfriesischen Örtern, durch Tausch abstand [3]). Die Häuptlingsburg daselbst hieß die Slötelborg oder Schlüsselburg und stand in der jetzigen Mitte des Orts, wo nun ein offener Platz mit einem daran stehenden Wirthshause befindlich ist. Sie scheint 1435 noch vorhanden gewesen zu seyn und ist wahrscheinlich bald nachher, da (1453) ganz Ostfriesland unter die Herrschaft des Ulrich Cirksena kam, abgetragen worden. Man will nach alten Akten dafür halten, daß zu Detern in jener Zeit der ostfriesischen Häuptlinge noch eine Burg vorhanden gewesen sei, die Gripenburg genannt.

Eine besondere Berühmtheit hat dieser Ort in der ostfriesischen Geschichte wegen mehrer in der Fehdezeit der Häuptlinge daselbst vorgefallenen Schlachten. Im Jahre 1399 bestanden bei und in Detern der damalige Erzbischof von Bremen und andere westphälische Bischöfe nebst dem Grafen von Oldenburg ein sehr blutiges Gefecht mit dem ostfriesischen Häuptlinge Reno thom Brook und dessen Bastardbruder Witzeld, wobei letzterer getödtet wurde. Im Jahr 1426 erfocht bei Detern der tapfere ostfriesische Häuptling Fokko Ukena mit etwa 1000 kühnen und starken, schlagfertigen Bauern einen vollkommenen Sieg über ein Heer von 11000 Mann, womit der Erzbischof von Bremen und die Grafen von Oldenburg, Hoya, Teklenburg, Diepholz und Ritberg in Ostfriesland eindringen wollten. Im folgenden Jahre machte der oldenburgische Graf Dietrich einen Raubzug nach Detern, ohne daß ein Widerstand vorhanden war, und brannte es nieder. Endlich im Jahre 1516 erlitt der ostfriesische Graf Edzard I. bei Detern eine sehr bedeutende Niederlage durch die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und deren Verbündete [4]).

Der Name des Orts rührt wahrscheinlich her von dem altfriesischen Worte diot, diet oder deidt, ein Volk, eine Völkerschaft oder Geschlecht, und von herna, herne (noch jetzt im Plattteutschen hörn) eine Ecke, oder Win-

1) Ubbelohde, Statistisches Repertorium über das Königreich Hannover. Hannover 1823. 2. Abth. S. 37.

2) Verf. hat über diese und zwei andere ostfriesische Mineralquellen weitere Nachricht gegeben im bannöverschen Magazin. 1819. Nr. 82. S. 987. 3) *Beninga*, Chronyk van Oostfriesland. Emden 1723. p. 231. — *Emmii* Rer. frisic. historia. Lugd. 1616. Lib. XXII. p. 339. 4) Wiarda's ostfriesische Geschichte. I. Band. S. 361. 429. 433. II. Band. S. 290.

kel, auch Gegend an der Grenze. Ein historischer Grund des Namens läßt sich nicht nachweisen. Aber das alte Friesland bildete dort eine Ecke gegen die südostwärts angrenzenden Sachsen. Vielleicht zielt also dies Wort auf die dortige Grenze des alten Frieslandes und soll so viel heißen als ein Grenzort des Volkes, eine Ecke oder ein Winkel an der Grenze des Landes. (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DETESTATIO SACRORUM. Dieser Ausdruck ist aus der Verbindung der gentes in Rom und den Rechten und Verpflichtungen der einzelnen Geschlechter zu erklären. Wer nämlich in eine andere gens übertrat, indem er von einem Andern arrogirt wurde, wozu bekanntlich die Einwilligung der Curien in Anwesenheit des Pontifex gehörte, übernahm damit alle die Leistungen und Verpflichtungen, also auch die kirchlichen (sacra gentilicia), welche dieser gens oblagen, und mußte dies aufs feierlichste angeloben. Mit diesem Übertritt in eine andere gens und mit der Übernahme der sacra dieser gens war nun auch das feierliche Lossagen von der gens, der er früher angehörte, und von den sacris dieser gens verbunden. Und dies feierliche Lossagen von der gens ist es wahrscheinlich, was der Ausdruck *Detestatio Sacrorum* bezeichnen soll, da in *detestari* immerhin die Bedeutung: etwas von sich abweisen, und zwar auf eine förmliche, nachdrückliche Art, liegt. S. v. Savigny in d. Zeitschr. f. geschichtl. Rechtswissenschaft. Bd. II. H. 3. S. 401 f.; vergl. mit *Ch. G. Schwarz* de sacrorum detestationibus. Altorf 1726. 4. Weil damit nicht blos gewisse kirchliche Verrichtungen, Darbringung von Opfern und andere Leistungen der Art verbunden waren, sondern auch die Bestimmung mancher rechtlichen Verhältnisse, zunächst testamentarischer, damit zusammenhing, so erklärt sich dadurch hinreichend die Bedeutung dieser Detestatio, und wir begreifen, wie einer der gelehrtesten Juristen seiner Zeit, Servius Sulpicius, eine eigene Schrift *De detestandis sacris*, aus welcher Gellius (Noct. Att. VI, 12. vergl. XV, 27.) eine Stelle des zweiten Buchs anführt, abfassen konnte. Vergl. auch Cic. pr. Dom. 14. und de Legg. II, 19. (*Baehr.*)

Detmold s. Lippe.

Detonation s. Verpuffung.

DETRÉ, französischer Jesuit, geb. 1668, gestorb. 1730, wurde im J. 1706 als Missionar in das spanische Amerika gesendet, im J. 1713 zum General-Superior aller Missionen am Maranon und im J. 1727 zum Rektor des Collegiums von Cuença ernannt. Nachdem er sich mit den Sprachen der Eingebornen bekannt gemacht hatte, übersetzte er den Katechismus in die Sprache von 18 Völkerschaften. Die von dem Pater Fritz aufgenommene Karte des Maranon sendete er nach Europa. Ein interessanter Bericht von ihm über die wilden Stämme am Maranon steht im 23sten Theile der Lettres édifiantes. (*H.*)

DETREKÖ (Blasenstein), ein Fürstl. Pálfyisches, Schloß und Kastell, beide auf zwei hohen Bergen, 400 Schritte von einander entfernt, im Preßburger Comitat des Königreichs Ungern, eine Stunde von Stampfen. Einst gehörten mehre Ortschaften dazu, und es wurde eine Grafschaft genannt. Bei dem ersteren befindet sich eine sehenswerthe, 60 Klafter tiefe Tropfsteinhöhle, in welcher die Einbildungskraft die wunderbarsten Gebilde zu erblicken wähnt. Auf dasselbe brachte auch Peter Bakits die schöne Susanna Révay in Sicherheit, die er aus Holitsch, wie sicher sie auch daselbst ihr Gemahl verwahrte, zu entführen wußte, und weshalb gegen ihn der Reichstag vom J. 1608 (Art. 26.) einen Fiscalprozeß erklärte, aber der vom J. 1625 (Art. 49.) wieder aufhob. (*Gamauf.*)

DETRIANUS *), ein römischer Architekt unter Adrian, baute die nach Adrian genannte Brücke und versetzte eine kolossale Statue Nero's von dem Platze, wo sie stand und ein Tempel aufgebaut werden sollte, mit Hilfe von 24 Elephanten an einen andern. (*Schinke.*)

DETRIS. Unter diesem Namen führt Adanson (Fam. des pl. II. p. 131.) eine Pflanzengattung an, welche nach dem kurzen Charakter und dem Synonym Aster africanus flore coeruleo Hort. par., Cineraria amelloides *L.* ist. H. Cassini hat dieselbe Gattung seiner Gattin, Agathe Niencourt, zu Ehren Agathaea genannt (Bull. de la soc. phil. Décembr. 1816., Nov. 1817. p. 183.). Er trennt sie von Cineraria Dodon. *L.* wegen der Bildung des Griffels der hermaphroditischen Blümchen, wonach sie zu seiner Gruppe der Astereen gehört, während Cineraria nach ihm eine Senecionee ist. Der Griffel der Zwitterblümchen theilt sich nämlich bei beiden Gruppen in zwei Schenkel, welche bei den Senecioneen halbdrehrund, unbebaart, an der Spitze abgestutzt und bärtig sind und sich zurückschlagen (*Cass.* opusc. I. p. 322.), während sie bei den Astereen unterhalb halbdrehrund, oberhalb halbkonisch und außen feinbehaart sind und sich mit den Spitzen zangenförmig nach innen biegen (doch nur kurz vor und während der Befruchtung, später biegen sich die Spitzen nach außen). — Dieser Unterschied ist aber theils überhaupt zu unwesentlich, theils dauert, wie bemerkt, die nach Cassini charakteristische Zangenform der Griffelschenkel nur kurze Zeit, theils bemerkt man auch bei andern Arten der Gattung Cineraria (z. B. C. platanifolia *Desf.* und C. trachyphylla *Spr.*) eine ähnliche Bildung, so daß es unnöthig scheint, die Gattung Agathaea von Cineraria zu trennen. H. Cassini rechnet zwei Arten hieher, welche beide strauchartig und (die zweite wahrscheinlich) am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch sind: 1) A. coelestis *Cass.* (l. c., Dict. des sc. nat. I. Suppl. p. 77 mit Abb., Opusc. I. t. 6., Cineraria amelloides *L.*, Bot. reg. t. 249., Detris *Adans.* l. c.) mit gegenüberstehenden Blättern; em in Glashäusern häufig gezogener Strauch. 2) A. microphylla *Cass.* (l. c., Dict. des sc. nat. III. Suppl. p. 63.) mit abwechselnden Blättern; nach trocknen Exemplaren in Jussieu's und Desfontaine's Herbarien bestimmt und noch zweifelhaft. (*Sprengel.*)

*) Sein Name wird sehr verschieden angegeben, bald Dentrianus und Dexterianus von *Saumaise* zu *Spartian.* in vit. Adrian. c. 19., bald Demetrianus von *Casaubonus*, bald Decrianus von *Grüter*.

DETRIUS (Daetrius), Brandanus, ein gelehrter und verdienstvoller Theolog des 17. Jahrh., wurde geboren zu Hamburg den 4. Juni 1607. Sein Vater war daselbst Schreib- und Rechenmeister und wurde ihm im J. 1626 durch den Tod entrissen. Er nahm hierauf seinen Aufenthalt zu Eimbeck bei dortigen Anverwandten und besuchte die dasige Schule so lange, bis er im J. 1630 die Universität Helmstädt beziehen konnte. Nachdem er hier bereits drei Jahr sich den theologischen Studien gewidmet hatte, begleitete er seinen Lehrer, den Dr. Calixtus, auf einer Reise nach Weimar zu dem Herzoge Ernst dem Frommen. Dieser verlieh ihm auf Calixtus Empfehlung ein Stipendium für drei Jahr; weswegen er seine im J. 1636 unter Calixtus gehaltene Dissertation: de corpore et sanguine Domini in s. eucharistia reapse praesente, aus Dankbarkeit dem Herzoge zueignete. Im J. 1636 wünschte Hugo Grotius als königl. schwedischer Abgesandter bei dem französischen Hofe für seine Hausgenossen einen lutherischen Prediger aus Calixtus Schule zu haben. Dätrius kam dazu in Vorschlag und wurde von Grotius unter der Bedingung angenommen, daß er sich in seinen Vorträgen über das heilige Abendmahl allgemeiner Ausdrücke bedienen und solches ihm und seiner Hausgenossenschaft privatim reichen sollte. Dätrius ließ sich hierauf am 9. März 1636 in Helmstädt ordiniren und reisete über Holland nach Paris. Er fand daselbst eine besondere Achtung bei den Gelehrten und eine vorzügliche Freundschaft und Liebe bei den dortigen Glaubensgenossen. Doch erfoderte seine Lage eine große Vorsicht und Behutsamkeit, weil er immer mit Katholiken umgeben und auch Grotius selbst von einer andern Confession war. Doch genoß er, wenigstens anfangs, dessen besondern Beifall. Grotius nennt ihn in einem Briefe vom 25. October 1636 an seinen Bruder Wilhelm Grotius juvenem optimum ex Calixti disciplina. Sodann schreibt er in einem andern Briefe vom 12. December desselbigen Jahres: Brandanus et moribus et moderatis sententiis mirum in modum se mihi probat. Weil aber Grotius ein Mann war, der von manchen Dingen in der Religion ganz eigene Ansichten hatte und von der damals vorherrschenden Denkweise vielfach abwich, auch im J. 1688 eine Dissertation herausgab, de s. coenae administratione ubi pastores non sunt, et an semper communicandum per symbola?, so konnte Dätrius nicht länger ohne öfteren Wortwechsel sich bei Grotius aufhalten und verließ ihn im Julimonat des gedachten Jahres. Er wandte sich jetzt nach Helmstädt, wo man ihn sogleich zum Prediger der Klosterpfarre Wehnde bestellte und er schon am 27. August daselbst eingeführt wurde. Noch in dem nämlichen Jahre, am 10. December, wurde er von dem Herzoge Georg von Braunschweig-Lüneburg als dessen Hofprediger nach Hannover berufen. Von hier verlangte ihn der Graf Ulrich II. von Ostfriesland im J. 1643 zu seinem Hofprediger und Generalsuperintendenten über die lutherischen Gemeinden des Landes. Indem er diesen Ruf annahm, suchte er zuvor zu Helmstädt die theologische Doctorwürde nach und vertheidigte unter Calixtus seine Inauguraldissertation de baptismo, die nachher von dem aus der protestantischen Kirche zum Katholicismus übergegangenen Bartholomäus Nihusius in einer Missive über die Taufe des Johannes, die zu Mainz im J. 1644 gedruckt ist, angegriffen wurde. Dätrius trat seine Stelle am 6. April des gedachten Jahres zu Aurich an. Er erwarb sich in Ostfriesland ein besonderes fortwirkendes Verdienst durch eine neue und verbesserte Einrichtung der lateinischen Schule zu Aurich, die er dem Grafen Ulrich vorschlug und ihn dazu veranlaßte. Bis dahin hatte die dortige lateinische Schule, die zwar ursprünglich schon im J. 1542, und nicht sehr lange nach der Reformation gestiftet war, nur einen Rector zum einzigen Lehrer, der außer der lateinischen Sprache auch das teutsche ABC und so weiter lehrte und Kinder von allerlei Gattung zu unterrichten hatte. Jetzt aber erhielt die Schule drei Klassen, mit einem Rector, Conrector und Cantor. Dies geschah nach Dätrius Vorschlägen und Anleitung im J. 1646, und der neu eingerichteten Anstalt wurde, zur Ehre des Beförderers, der Name der Ulrichsschule beigelegt [1]).

Dätrius blieb nicht lange auf seinem wichtigen Posten in Ostfriesland. Bereits im J. 1646 wurde er als Superintendent nach Braunschweig berufen, und von da 1662 als Oberhofprediger des Herzogs August und als Director des Consistoriums nach Wolfenbüttel. Nicht lange nachher erhielt er noch die Würde des Abts vom Kloster Riddagshausen. Als solcher starb er 1688 am 22. November nach einer Krankheit von 16 Wochen, worin er oft mit frommer Sehnsucht betete: dimitte Domine servum tuum! Sein Nachfolger im Amte, Dr. Justus Cellarius, hielt ihm eine Leichenpredigt über Matth. 7, 13. 14. Er war, nach Heinrich Meibom's d. J. Urtheil in einer Inschrift unter seinem in Kupfer gestochenen Bildniß, ein talentvoller Mann, ein großer Gelehrter, von einem reifen Urtheil und vorzüglicher Beredsamkeit, und zugleich ein frommer und wackerer Prediger [2]). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

---

1) Das Gebäude derselben ist unter der königl. hannoverschen Regirung über Ostfriesland in den Jahren 1820 und 21 neu und größer gebaut, und die Schule in ein Lyceum verwandelt, das den Namen Ulrico-Georgica, mit 6 Lehrern erhalten hat. — Ein Mehres davon habe ich gemeldet in Wachlers theologischen Nachrichten. 1823. S. 107 u. f. 2) Quellen: Die oben angeführte Leichenpredigt über ihn von Cellarius, Helmstädt 1689. Rathmeiers braunschweigische Kirchengeschichte. 4. Th. S. 588 u. f. *Moller*i Cimbria literata. Tom. I. p. 186. Blumii braunschweigisches Predigergedächtniß. S. 7. 8. Reerstemius ostfries. Predigerdenkmal. Aurich 1796. S. 50—54. Funcks ostfries. Chronik. 6. Theil. Aurich 1786. S. 102. — In Jöchers Gelehrtenlexikon von 1750 ist Dätrius zweimal aufgeführt, einmal unter diesem Namen, und dann wieder als Detrius. — Außer mehren Predigten hat er herausgegeben: Andr. Hyperii, Theol. Marpurg. Tractatus tres theologici, I. Dissert. de Feriis bachanalibus quodve apud Christianos locum habere nullo modo debeant. II. Historia quae legitur 2 Macc. 12. de donariis Hierosolymam missis ad sacrificium, pro expiandis mortuorum peccatis. III. Verba 1 Cor. 15, 29. de baptismo pro mortuis. — junctim denuo publicati. 1664. — Epistola de judicio extremo ad p. G. Schottelium Consil. Guelph. 1668. — Desid. Erasmi Dissert. de bello numquam bello, cum epist. Detrii ad

DETROIT (Br. 42° 25′, L. 294° 38′), Hauptstadt des Gebiets Michigan in Nordamerika, der Sitz des Gouverneurs und des obern Gerichtshofs. Sie liegt an der Straße Detroit, welche den St. Clairsee mit dem Eriesee verbindet, und bildet ein regelmäßiges Viereck, das durch ein Fort, mit einer beständigen Garnison von 168 Mann, gedeckt ist, hat ein Gouvernementsgebäude, ein Rathhaus, ein Markthaus, ein Arsenal, ein großes Warenhaus, eine schöne kathol. und eine presbyt. Kirche, eine Bank, eine Akademie, eine Druckerei, ein Zuchthaus, 260 gut gebaute Häuser und (1819) 1110 Einwohner, welche, begünstigt durch einen Hafen, nicht unbedeutenden Handel mit Newyork, Ohio und den Militärposten an den Seen treiben. Im J. 1818 belief sich die Tonnenzahl der zum Hafen gehörigen Schiffe auf 849, der Werth der Ausfuhr auf 138660, der Einfuhr auf 31222 Guld. (Nach Hassels Erdbeschr. der v. St. v. N. A. S. 685.) (*Leonhardi.*)

Detrusor urinae und Detrusorium s. Druckinstrumente.

DETTENHAUSEN, ein evangel. Pfarrdorf im Oberamte Tübingen und Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg mit 860 Einwohnern. Der Ort gehörte ehemals den Pfalzgrafen von Tübingen, von welchen er im J. 1280 dem Kloster Bebenhausen geschenkt wurde. (*Memminger.*)

DETTENHEIM, uraltes katholisches Pfarr- und Rheindorf, 2½ teutsche Meilen westlich von Bruchsal und ¼ M. südwestlich von Philippsburg, war schon im 8. Jahrh. ein angesehener Ort, wo das berühmte Kloster Lorsch an der Bergstraße in den Jahren 788, 789, 791 und anderen, bedeutende Güterschenkungen erhielt [1]). Es lag in dem alten rheinfränkischen Anglachgaue [2]), wird aber von den Urkundenschreibern auch in den Ufgau gesetzt [3]), der sich hier in den Anglachgau erweiterte [4]). Im 13. Jahrh. wird es als ein Bestandtheil des Kurfürstenthums der Pfalz erblickt und war bis zur Auflösung dieses Kurfürstenthums der einzige Ort, der aus dem Oberamte und der Fauthey Germersheim außer dem Speiergaue und diesseit des Rheines umgeben von Badischem Gebiete lag [5]). Die Kirche, dem Apostel Jakob gewidmet, war schon vor der Reformation eine Pfarrei und gehörte zum Speierschen Landkapitel Graben [6]). Im J. 1765 wurde sie neu erbaut und zum Landkapitel Philippsburg geschlagen. Noch im J. 1812 bestand das Dorf mit seiner Kirche, mit 80 Häusern und einer Bevölkerung von 470 Einwohnern, die sich größtentheils mit dem Fischfange und der Schifffahrt auf dem Rheine nährten, auch von alten Zeiten her eine Rheingoldwäscherei trieben, wo in 7 Jahren etwa 390 Kronen geläuterten Goldes eingingen und den Arbeitern seit dem J. 1767 für die Krone 2 Gulden 48 Kr., seit dem Jahre 1798 aber 3 Gulden rheinisch bezahlt wurden. Allein der Ort hatte durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich den größten Theil seiner Gemarkung, nämlich 533 Morgen Wald, 132 Morgen Acker, 361 Morgen Wiesen und 54 Morgen Fischgewässer verloren, und seine diesseitige Feldmark enthielt nur noch 408 Morgen Acker und 98½ Morgen Wiesen; überdies fing um das J. 1812 der Rhein an, die Häuser des Dorfes selbst zu untergraben. Man sah sich daher genöthigt, seine Einwohner und Gebäude nach Altenbürg bei Bruchsal zu verpflanzen, woraus dort das jetzt bedeutende Dorf Karlsdorf entstanden, hier aber nur ein Hof des alten Namens Dettenheim, der nun zur Gemeinde des Fleckens Graben gehört, zurückgeblieben ist.

(*Th. Alfr. Leger.*)

DETTENSEE, Hohenzollern-Siegmaringensches Dorf auf dem rechten Ufer des Neckars, zwischen Sulz und Horb, ist nur darum merkwürdig, weil es vom Kaiser Leopold I. zu einer gefürsteten Grafschaft erhoben worden, zu Gunsten von Johann Ferdinand, dem ersten Fürsten von Portia, als welcher auf diese Art sich als ein wirklicher, mit unmittelbaren Reichslanden versehener Reichsfürst constituiren wollte. Die Sache war aber, entweder wegen des Widerspruchs der altfürstlichen Häuser oder der Reichsritterschaft, ohne Folgen, und die Herrschaft blieb dem Ritterkanton Neckar steuerbar, wie sie es unter den frühern Besitzern, den Spechten von Hubenhofen, gewesen. Durch Kauf gelangte sie im J. 1701 an die helvetische Abtei Muri, deren Abt eben die reichsfürstliche Würde erlangt hatte. Es gehören zu der Herrschaft, außer Dettensee, auch noch die Ortschaften Dettingen, Dießen, Glatt, Dürrenmettstetten und Neckarhausen, heut zu Tage wird sie aber gewöhnlich und namentlich in dem Reichsdeputationsschlusse von 1803, durch welchen sie an Hohenzollern-Siegmaringen kam, die Herrschaft Glatt genannt. Nur der Fürst von Portia führt noch den unfruchtbaren Titel eines gefürsteten Grafen von Dettensee.

(*v. Stramberg.*)

DETTINGEN [1]). Groß- und Kleindettingen sind zwei Dörfer des schweizerischen Kantons Aargau, wovon das erste, das 870 Einwohner zählt, auf dem rechten, das andere aber auf dem linken Ufer der Aar liegen. In der Kriegsgeschichte des Jahres 1799 hat Kleindettingen einige Bedeutung gewonnen, weil der Erzherzog Karl mit einer Macht von nahe an 60000 Mann am 17. August des eben erwähnten Jahres hier den Übergang über die Aar erzwingen wollte. Obgleich zu diesem Zwecke

---

Aug. Frider. Duc. Brunsw. edita 1672. — Luther, Melanchthonis, aliorumque judicia de personis in certis gradibus matrimonio jungi divina lege prohibitis, speciatim quod non liceat viro, uxoris suae defunctae sororis filiam ducere. 1677. — Euchologia Christiana, ex Psalmo 20. — Philadelphia Christiana, ex Psalmo 138.

1) Codicis Laurisham. diplomatici cartae MMMDXLIV, MMMDXLV, MMDIX et MCCCIV. 2) Ejusd. Codicis carta MMDIX.; vergl. Kremer in Gesch. des Rhein-Franciens, S. 94. 3) Ejusd. Codicis carta MMMDXLIV. 4) Kremer in d. W. S. 81—83. 5) Widder in geograph. histor. Beschreibung des Kurfürstenthums Pfalz, II, S. 439—440. 6) *Wurdtwein* subsid. diplomatic. Tom. X. p. 328.

1) In dem amtlichen Verzeichniß der Bezirke, Kreise, Pfarren, Gemeinden, Ortsbürgerschaften, kleinen Ortschaften und Höfe des Kantons Aargau. Aarau 1820. 4. wird der Name „Dettingen“ geschrieben. Großdettingen bildet eine eigene Gemeinde und Ortsbürgerschaft der Pfarre und des Kreises Klingnau, während Kleindettingen zur Gemeinde Böerstein in der Pfarre und dem Kreise Leuggern gehört. Beide Ortschaften liegen im Bezirke Zurzach.

das Dorf eingeäschert ward, so mußten dennoch die Östreicher mit Verlust abziehen, ohne den Übergang bewerkstelligen zu können. Fast alle schweizerischen Schriftsteller schreiben den unglücklichen Erfolg des für den Feldzug entscheidend gewordenen Versuches der Tapferkeit ihrer Landsleute zu. Ja, in Robert von Glutz-Blotzheims Handbuche für Reisende in der Schweiz. (6te Aufl. Zürich 1830. S. 175.) wird mit dürren Worten gesagt: „Einige wenige schweizerische Schützen machten durch ihre Unerschrockenheit und Sicherheit im Treffen das Schlagen einer Schiffbrücke unmöglich." Man vergleiche damit die Angaben des Erzherzogs Karl in seiner meisterhaften Schilderung dieses Feldzuges, die des damaligen französ. Artillerie-Brigadechef Dedon [2]) und die des Herrn Raoul-Rochette [3]), um eine Menge anderer zu verschweigen. Der zweite hier angeführte Schriftsteller war auch, wie der Erzherzog, ein Augenzeuge an Ort und Stelle, und sein sachkundiges Urtheil erscheint um so unparteiischer, als er in den den Östreichern feindlichen Reihen focht. Nun sagt er aber ausdrücklich a. a. O. S. 45.: „Néanmoins, quoique cette position fût faiblement gardée, et que nous n'eussions pas eu le moindre soupçon de ce projet, il n'en échoua pas moins, autant par l'effet des mauvaises dispositions faites pour le passage, que par la difficulté de faire tenir les ancres à cause du fond de rocher d'une partie du lit de la rivière." (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DETTINGEN am Bodensee, kathol. Pfarrdorf, 2 teutsche Meilen nördlich von Constanz und uralter Ort, der schon in Karls des Großen Schenkungsurkunde für das Kloster Reichenau vorkommt. Später erscheint er als Stammsitz eines der zwei alten, nun erloschenen, schwäbischen Rittergeschlechter, die sich von Dettingen nannten und deren Wapenschilde man im Weigelschen Wapenbuche (Th. 2. Tab. 89 und 92.) abgebildet findet. Die unsrigen am Bodensee sind Wapengenossen jener Ritter von Tettingen, die jenseit des Rheines im Zürichgaue oberhalb Klingenau und Tegerfeld zu Tettingen an der Aar saßen. Sie sind ohne Zweifel desselben Geschlechtes und wahrscheinlich ihre Stammwurzel. Sie führten einen dreimal in die Länge von Gold und Schwarz mit abwechselnden Tinkturen getheilten Schild und kommen in Urkunden des 12. und 13. Jahrh. vor. Im J. 1362 kam Dettingen samt seiner Veste und aller Zugehör um die Kaufsumme von 1300 Pfund an des teutschen Ordens Commende Meinau und mit dieser im J. 1806 an Baden. Gegenwärtig ist es mit 292 Einwohnern, die von Ackerbau, Viehzucht, Wein- und Obstbau leben, dem großherzogl. Bezirksamte Constanz zugetheilt, und seine Zugehörungen sind: der Weiler Wallhausen, Hof und Jägerhaus Rhonhausen, der herrschaftliche Schupflehenhof Mühlhalden mit zwei Fischweihern, einer herrschaftlichen Bestandssäge und einer Getreidemühle, der Hof Burg auf einer angenehmen Anhöhe am See, wo man noch die Ruinen des festen Schlosses sieht, das einst die Ritter von Dettingen bewohnten, endlich der herrschaftliche Pachthof und die ehemalige Sennerei Weier, zusammen eine Bevölkerung von 433 Einwohnern, die seit 30 Jahren kaum um 15 Individuen gewachsen ist. Alle sind katholisch, ausgenommen 9 Mennoniten, welche die Bevölkerung des Hofes Weier ausmachen.

(*Th. Alfr. Leger.*)

DETTINGEN, im Würtembergischen, 1) ein evangel. Marktflecken im Oberamte Urach und Schwarzwaldkreise an der Erms, mit 2530 Einwohnern. Der Ort hatte ehemals ein Chorherrnstift mit dem Familienbegräbniß der Grafen von Achalm. — 2) ein katholisches Pfarrdorf im Oberamte Rottenburg und Schwarzwaldkreise, mit 735 Einwohnern. — 3) Dettingen am Schlohtberg, ein evangel. Marktflecken im Oberamte Kirchheim und Donaukreise, mit 2040 Einwohnern. In alten Zeiten gehörte der Ort den Edeln von Mansperg.

(*Memminger.*)

DETWA, ein fürstl. Eszterházyscher Marktflecken im Sohler Comitate in Niederungern, mit 6333 slawischen Einwohnern, wovon gegen 3435 Menschen in beinahe eine Meile vom Orte zerstreuten Wohnungen leben und sich vom Ackerbau und der Viehzucht ernähren. Der um Georgi auf einer großen Ebene bei Detwa Statt findende Schafmarkt versammelt viele Käufer und ist in statistischer Hinsicht höchst merkwürdig. Wenn aber v. Csaplovitz im „Hesperus" erinnert, daß die Ebene, auf welcher dieser Handel vor sich geht, Tálye heißt, so ist dies dahin zu berichtigen, daß nicht die Lokalität, sondern das Geschäft selbst unter Tálye verstanden wird. Bekanntlich kaufen um diese Zeit auch die Fleischhacker in Compagnie mehre hundert Schafe. Da diese gleich nach geschlossenem Kaufe unter die einzelnen Mitinteressenten vertheilt (slawisch talowar) werden, so bezeichnet man unter obigem Worte die Theilung selbst.

(*Zipser.*)

DEUCALION. So nennt Stscheglоff ein Trilobitengeschlecht, in welches er den Trilobites Esmarckii (= Entomostrarites crassicauda *Wahlenb.* = Asaphus cr. *Al. Brongn.* = Cryptonymus Rosenbergii, Cr. Wahlenbergii, Cr. Rudolphii, Cr. Parkinsonii *Eichw.*) stellt. Vergl. den Art. Trilobites und Asaphus. v. Leonhard Zeitschr. für Mineralogie. 1828. I. 126. Note.

(*H. G. Bronn.*)

DEUDORIX, Theutrich, ein Sikambrer, Sohn des Bätoris, des Bruders Melons, der die Sikambrer zu der Zeit anführte, als Augustus dem Tiberius, an des Drusus Stelle, den Oberbefehl des Heeres gegen die Teutschen gab, in welchem Feldzuge die Sikambrer nach Gallien verpflanzt wurden. Was hiebei mit Melon und Bätoris geschah, wird nirgends gesagt. Vierundzwan-

2) S. „Entreprise de l'Archiduc Charles pour passer l'Aar et reprendre l'offensive" in des Verfassers Relation détaillée du passage de la Limat, effectué le 8. vendémiaire an 8. etc. Avec deux Cartes topographiques, gravées par *Tardieu*. Paris de l'imprimerie de Didot jeune. An IX. (1801) 8. p. 42. 3) Histoire de la Révolution helvétique, de 1797 à 1803. Paris MDCCCXXIII. gr. 8. S. 388. sagt der Verfasser: „Le 17. août fut marqué pour le passage de l'Aar, opération importante, qui en conduisant tout d'un coup les Autrichiens sur les derrières et sur les communications de leur adversaire, pouvait leur ouvrir une vaste carrière, mais qui échoua par l'incapacité des officiers chargés de l'établissement des ponts." Er beziehet sich dabei auf des Erzherzogs Karls Campagne de 1799. Tom. II. p. 102—123.

zig Jahre darauf aber wird des letztern Sohn Deudorix unter denen genannt, die bei dem Triumphe des jüngern Germanicus nebst Thusnelde, der Gemahlin Hermanns, und deren dreijährigem Sohne Thumelikо mit zur Schau aufgeführt wurden (Strabo VII.). (*H.*)

DEUKALION, *Δευκαλίων* Strab. 9. p. 435, wurde eine kleine Insel genannt, welche im Hintergrunde des pagasäischen Meerbusens (jetzt Meerb. von Volo) neben dem Vorgebirge Pyrrha lag. (*L. Zander.*)

DEUKALION, *Δευκαλίων*. 1) Der Sohn des Prometheus und angeblich der gemeinschaftliche Stammvater der Hellenen, ja aller Menschen, die nach der Fluth die Erde bevölkerten. Die Mutter wird verschieden angegeben (s. *Prideaux* ad *Marm. Oxon.* p. 337., *Munker* u. *v. Staveren* ad. *Hyg.* f. 153.), bald **Pandora**, bald **Klymene** (die Berühmte), **Asia, Hesione** und **Axiothea** (*Hyg.* f. 153. *Apollod.* 1, 7. 2. Schol. Il. 1, 10. *Herod.* IV, 45. *Tzetz.* ad Lycophr. 1283. Schol. Apollon. 1, 444. Etym. M. *Steph. Byz.* v. Asia. *Eustath.* ad *Dion. Per.* 620. Vergl. *Creuz.* Fragm. Hist. p. 153 sq. *Wessel.* und *Valck.* ad *Her.* p. 800. *Herm.* ad Hymn. Hom. Apoll. 250. p. 26.). Nach Einigen war er auch ein Sohn des Heliphron und der Jophassa. Der Hauptmythos von ihm ist die nach ihm benannte Fluth in Hellas, in den Sagen mit der allgemeinen Fluth identifizirt, welche das erste Menschengeschlecht vertilgte. Apollodor a. a. O. erzählt: Deukalion herrschte in der Gegend von Phthia (in Thessalien) und hatte zur Gemahlin die Pyrrha, Tochter des Epimetheus und der Pandora, welche die Götter als das erste Weib *) gebildet hatten. Da nun Zeus das eherne Geschlecht der Menschen (Anspielung auf die 4 Zeitalter der Dichter; das eherne Geschlecht also wol die נְפִילִים [Nephilim des Moses, die Riesen, die gewaltthätigen Tyrannen, aus der Verbindung der Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen entstanden; die Asurs oder Rakschasa's der Hindu's]) vertilgen wollte, so baute Deukalion auf den warnenden Rath des Prometheus einen Kasten (*λάρναξ*, Kiste, Gefäß, daher auch Schiff), versah ihn mit dem Nöthigen und bestieg ihn mit der Pyrrha. Zeus aber ließ vielen Regen vom Himmel herabströmen, so daß der größte Theil von Hellas überschwemmt wurde und alle Menschen umkamen, wenige ausgenommen, die sich auf die höchsten Berge flüchteten. Neun Tage und neun Nächte fuhr Deukalion auf dem Meere umher und landete endlich am Parnassos; und als nun der Regen aufgehört hatte, so ging er aus dem Kasten heraus und opferte dem Zeus Phyxios (dem Erretter). Zeus aber schickte den Hermes zu ihm und ließ ihn fragen, was er wolle; da wünschte er denn, daß wieder Menschen werden möchten. Nun befahl ihm Zeus, Steine über seinen Kopf zu werfen. Aus den Steinen, welche Deukalion warf, wurden Männer, aus denen der Pyrrha aber Weiber. Deswegen hießen die Völker *λαοί* von *λᾶας*, ein Stein. Dies letztere ist offenbar eine etymologische Fabel, entstanden aus der Lautähnlichkeit von *λαός*, Volk und der bei Grammatikern vorkommenden Form *λάος*, Stein. Ovid (met. 1, 252 etc.) schmückt die Erzählung mehr aus: Zeus will erst die Erde verbrennen, erinnert sich aber an einen Orakelspruch, daß einst Erde und Himmel durch Feuer verzehrt werden sollen, und wählt nun die Überschwemmung. In Äols Grotte verschließt er alle Winde, die Wolken und Regen verscheuchen, und befiehlt nur dem Regen bringenden Südwinde zu wehen. Auf feuchten Schwingen, die Stirn in dichten Nebel gehüllt und Bart und Haare triefend, fliegt er daher, drückt die Wolken zusammen und läßt die Platzregen hernieder stürmen. Auch Poseidon beut dem Zorne seines Bruders die Hand, erschüttert mit seinem Dreizack die Erde, daß jede verborgene Quelle hervorstürzt, und befiehlt den Strömen, über die Ufer zu steigen. Da werden denn Felder, Häuser, Tempel und Menschen überdeckt und hinweggeschwemmt, und die Erde ist ein uferloses Meer. Vergebens suchen die Sterblichen sich zu retten; sie erklimmen Hügel, aber die Fluth erreicht sie doch; sie rudern auf Schiffen, aber sie sterben aus Mangel an Nahrung. Die Nereiden sehen staunend ihre Welt mit Häusern, Palästen und Hainen erfüllt; Delphine springen auf Baumästen umher, Wolf und Schaf schwimmen friedlich neben einander, die Vögel stürzen mit ermüdeten Schwingen in die Fluth, da nirgends ihr Fuß ruhen kann u. s. w. Die Landung des Deukalion geschieht bei Hygin am Ätna, bei Servius (ad *Virg.* Ecl. 6, 41.) am Athos, bei noch Andern in Dodona, doch stimmen für den Parnaß die meisten Angaben. Diese Verschiedenheiten erklären sich daher, daß man die Überschwemmung bald für eine partielle, hier oder dort vorgefallene, bald für eine allgemeine erklärte. Aus demselben Gründe ließ man auch das Wasser bald da, bald dort in einen Erdschlund wieder verlaufen, z. B. bei Athen (wol wegen Verwechselung mit der ogygischen Fluth), wo Deukalion dem Jupiter Phyxios einen Tempel erbaut haben soll, der, wie man glaubt, eben der gewesen, den der Kaiser Hadrian unter dem Namen des olympischen Jupiter wieder erneuerte (Paus. 1, 18.). Bei eben diesem Tempel zeigte man auch Deukalions Grab. Lukianos (de Dea Syria) läßt dagegen das Wasser in einen Schlund bei Hierapolis verschwinden (s. Derketo). Eben dieser erzählt bei der Überschwemmung noch andere Umstände, die aus den alten Sagen über die allgemeine Fluth, namentlich aus der hebräischen, von ihm aufgenommen zu seyn scheinen. So erwähnt er un-

*) So auch *Pindar.* Nem. VI, 1. und daselbst die Scholien. Pausanias 1, 24, 7. (vergl. Wolf zu *Hes.* Theog 590.) sagt ebenfalls, Hesiodos und andere Dichter berichteten, Pandora sei das erste Weib gewesen, und vor ihr habe das Geschlecht der Weiber nicht existirt. Insofern angenommen wurde, daß durch die Fluth die Hellenen, d. h. die Menschen, vertilgt seien und von Deukalion und Pyrrha alle folgenden Menschen abstammten, war Pandora, die Mutter des Deukalion oder der Pyrrha, allerdings das erste Weib. Auf das untergegangene Geschlecht nahm man nicht Rücksicht, oder dachte sich dieses als ein Geschlecht von titanischen Halbgöttern, die des Weiblichen nicht bedurften. Oder da sich überhaupt an Pandora die Idee des ersten Sündenfalls knüpft, so wäre es nicht unwahrscheinlich, daß man in der That mit ihr den Begriff des ersten Weibes, wie ihn Moses und andere orientalische Völker faßten, verbunden habe. Es wären also in ihr zwei Ideen verschmolzen: die Mutter der Menschen nach der Fluth und die Mutter der Menschen überhaupt.

ter andern, daß Deukalion seine Weiber und Kinder und von allen Thieren ein Paar mit in den Kasten genommen habe, und daß nach Jupiters Willen alle diese verschiedenen Geschöpfe in der größten Eintracht bei einander gelebt hätten. Zum Andenken des Verlaufens der Fluth sei in Hierapolis der Gebrauch des Wassertragens entstanden (s. Dercketo). Aber auch in Athen soll Deukalion das Fest der Hydrophorien zum Andenken der im Wasser Umgekommenen eingesetzt haben (*Plut.* Sulla). Plutarch (de sollertia animal. c. 28.) berichtet, daß Deukalion eine Taube habe ausfliegen lassen, um zu erforschen, ob das Wasser verschwunden sei. Unstreitig auch eine aus dem orientalischen Mythos geschöpfte Sage. Nach Apollon. Arg. III, 1087. fragte Deukalion die Themis um Rath, wie die Erde wieder bevölkert werden könnte. Diese gab ihm und der Pyrrha den bekannten Orakelspruch, die Gebeine ihrer Mutter hinter sich zu werfen, welchen sie endlich nach langem Nachsinnen zu deuten vermochten. So auch *Ovid.* met. I, 321. Das *Etymol. M.* hat dagegen über die Bildung der neuen Menschen die eigene Sage: Zeus habe dem Prometheus und der Athene befohlen, Bilder aus Schlamm zu formen und den Winden, ihnen Leben einzuhauchen, eine Wendung, die wol dem hebräischen Mythos von der Bildung des ersten Menschenpaares ihr Daseyn verdankt. — Deukalion herrschte nun über die neu entstandenen Menschen, entweder zu Lykorea auf dem Parnaß (*Prideaux* ad *Marm. Par.* p. 337.), oder im lokrischen Opus (*Pind.* Ol. 9, 65.) oder in Kynos, einer Stadt in Lokris (*Apollod.* fr. p. 387. Schol. Theocr. XV, 141.), oder in Thessalien, vornehmlich in Phthiotis (Schol. Apollon. Arg. III, 1086. *Strab.* IX. p. 660. *Apollod.* I, 7. 2. und dazu die Scholien. *Conon.* Narr. 27.), oder in Attika (*Paus.* I, 18.). Mit der Pyrrha erzeugte er den Hellen, den Amphiktyon und die Protogeneia (*Apollod.* l. c.), nach Einigen auch die Melantho (*Ovid.* met. VI, 120.), die vom Neptun den Delphos gebar.

Sehr wahrscheinlich sind Deukalion, Pyrrha und ihre Erzeugten allegorische Personen. Deukalion wird von δεύω, bewässern und ἅλς, das Meer, abgeleitet und bedeutet also das überschwemmte Land; Pyrrha von πῦρ, Feuer, kann auf vulkanische Ausbrüche deuten, an denen Thessalien in alten Zeiten reich gewesen zu seyn scheint, daher man auch hieher die Phlegräischen Gefilde und den Gigantenkampf versetzte, um die Wuth des vulkanischen Feuers zu schildern. Nach Rhianus hieß auch Thessalien in den ältesten Zeiten Pyrrha, das Feuerland. In seinen südwestlichen Gegenden, in dem Gebiete des alten Hellas, das nach Dodona zu und an dem Acheloos lag, ereignete sich nach Aristoteles (meteor. I, 14.) die Deukalionische Fluth im Lande der Graïer, Selli, Helli, die in der Folge Hellenen hießen. Es besteht nämlich Thessalien aus einer weit gedehnten, ringsum von Bergen eingeschlossenen Ebene. Es war voller Seen und Sümpfe und der Peneus der Hauptfluß desselben, in den sich die übrigen Flüsse, wie der Apidanos, Onochonos, Enipeus und Pamisos ergossen und so ihre Gewässer durch eine einzige enge Bergschlucht, die Mündung des Peneus, zwischen den Gebirgen des Olympos und Ossa hindurch dem Meere zuführten. Erdbeben und vulkanische Eruptionen verschlossen vielleicht einst diese Öffnung und verwehrten den Abfluß; anhaltende Regengüsse vermehrten das Wasser, die Ebene ward überschwemmt, und was von den Bewohnern sich nicht auf die Berge retten konnte, verlor das Leben. Endlich bahnte sich der Druck des Wassers, vielleicht durch neue Erdbeben unterstützt, wieder einen Ausweg und zerriß den Zusammenhang des Ossa und Olympos, wodurch denn die jetzige Mündung des Peneus und das Thal Tempe sich bildete. Die Ehe des Wassermannes und der Feuerfrau bewirkte also, daß das Land wieder trocken wurde. Einen der Häuptlinge der pelasgischen Stämme hatte die Fluth nach dem Parnaß getrieben. Er sammelte hier, was von Lokrern, Lelegern und Graïker's oder Helli's *) sich auf die Berge gerettet hatte, und vereinte sie unter seiner Herrschaft. Ihn nannte man nun den Deukalion, den Wassermann, weil er der aus dem Wasser Gerettete war, und die um ihn versammelten Völker bekamen den Namen Hellenen von den alten Helli oder Selli; sie wurden daher als sein Sohn Hellen personifizirt, so wie unter dem Namen Amphiktyon (vielleicht eigentlich Amphiktion), die Umwohner, Grenznachbaren, die sich ihm zugleich unterwarfen; die Tochter Protogeneia aber, die Erstgeborne, sollte das versammelte Volk als die ersten Bewohner bezeichnen. Von Bergen waren die Geretteten herabgekommen, also von Felsblöcken und Steinen, und darum waren sie die aus Steinen Entstandenen.

Es ist aber Deukalion ein Sohn des Prometheus, des Vorhersehenden, Vorherüberlegenden, daher dessen, der ihm den Kasten zu bauen befiehlt, weil er die Fluth vorhersieht. Deukalion ist also selbst der vorhersehende, der weise überlegende Verstand, der die der Fluth vorangehenden Zeichen kennt und danach seine Maßregeln nimt, um sich zu retten. Im Prometheus aber ist er der Asiate, der vom Kaukasos Gekommene, oder aus Skythien (denn Lukianos nennt ihn ausdrücklich den Skythen, und Äschylos versetzt ihn wahrscheinlich ebenfalls dahin); eben daher kamen überhaupt die ersten Bewohner von Griechenland. Vermittelst dieser Abstammung scheinen sich die orientalischen Sagen von der allgemeinen Fluth an jene partielle in Thessalien geknüpft zu haben. Sie waren mit dem Völkerzuge aus den Urssitzen des Menschengeschlechts mit herüber gekommen und vermischten sich in der Folge mit den Sagen von der spätern Fluth. Darum werden denn auch durch Deukalions Überschwemmung alle Menschen vertilgt, und er wird der Stammvater eines neuen Geschlechts. Ritter (in seiner Vorhalle S. 445 ꝛc.) erinnert auch an ein altes indisches Gedicht, Hari-Vansa genannt, welches die Geschichte eines Deo-Kal'yun erzählt. Er ist ein Gegner des braminischen Krischna, daher ein dämonischer Heros; seine Begleiter sind die Völker der Schneegebirge,

*) Der Name Helli könnte füglich die an Wassern, in feuchten Gründen Wohnenden bedeuten, von ἕλος, Sumpf, stehendes Wasser, feuchte Niederung. Dann könnte sich gerade der Name Hellenen von jener Wasserfluth herschreiben und Hellen um so eher Sohn des Deukalion seyn.

die Saken, Darada's, Parada's und andere; sie verderben allesamt durch Feuer und Wasser, und diese Zerstörung ward der Paralaya, der großen Weltzerstörung, gleich geachtet. Diese Sage hält man mit einer andern aus Menu's Gesetzbuche übereinstimmend, nach der unter mehren für unrein gehaltenen Völkern auch die Yavanen (in welchen man die Jonier, überhaupt die Griechen findet, vergl. 1 B. Mos. 10, 2.) nach Westen zu aus Indien vertrieben werden. Das Kalyun in der gemeinen Sprache ist im Sanskrit Kalayawana. Nun bekommt zwar Kalyun in den Büchern der Braminen nicht den Ehrennamen Deva, weil er Krischna's Widersacher ist, aber seine Anhänger, heißt es, machten ihn zu einem Gott, nannten ihn also Deva-Kala-Yavana oder in der gemeinen Sprache Deo-Kal-Yun. Sein Vater war ein aus Mahadewa Geborner, Namens Garga, und dieser hatte im Sanskrit den Beinamen Pramathesa, d. h. Herr der fünf Sinne, d. h. ein sich selbst Beherrschender, ein Weiser, Verständiger. Es wäre semit nicht unmöglich, daß in der Sage von Deukalion und Prometheus wirklich indische Überlieferungen sich vorfänden, die nur nachher im Vaterlande der Hellenen weiter ausgebildet und localisirt worden wären. Nähere Bekanntschaft mit der indischen Literatur wird darüber einst noch entscheiden. Nach *Hegesianax* b. *Hyg.* Poet. Astron. II, 29. und *Nigidius* b. Schol. Germ. war Deukalion im Wassermann unter die Gestirne versetzt. S. Derketo.

2) Ein Sohn des Minos und der Pasiphaë oder der Kreta (*Apollod.* III, 1. 2. *Diod.* V, 79.), nach Andern des Asterios Sohn und der Kreta, der Tochter des Halimon. Hygin (f. 175.) rechnet ihn mit zu den kalydonischen Jägern und f. 14. zu den Argonauten. Er zeugte den Idomeneus (*Hyg.* fab. 97. Od. XIX, 178 sq.), desgleichen die Kreta und von einer Beischläferin den Mylos. *Apollod.* III, 3. 1.

3) Ein Sohn des Herakles und einer Tochter des Thespios. *Hyg.* f. 162.

4) Ein Troer, den Achilles erlegte. Il. XX, 442.

5) Ein Sohn des Abas und Enkel des Melampus, aus des Kretheus Geschlecht und mit Jason verwandt.

6) Nach Val. Flacc. (1, 366.) ein Bruder desjenigen Amphion, der Sohn des Hyperesios und der Hypsa war, vielleicht derselbe, dessen Hellanikos nach Schol. Apollon. Arg. III, 1085. gedenkt. (*Richter.*)

DEURHOFF, Willem, ein merkwürdiger, philosophisch-theologischer Selbstdenker zu Amsterdam, geboren daselbst im März 1650. Sein Vater, ein dortiger Bürger und Ladenhändler, war Abraham D. und seine Mutter, Johanna Sengverd, eine Vatersschwester des Professors Senguerdius zu Leyden. Er war kein eigentlicher Literat, hatte auf keiner Universität studirt oder gelehrte und fremde Sprachen erlernt, vielmehr war er ein Korbmacher, der fortwährend dieses Handwerk betrieb und davon lebte. Nebenher aber und blos von seinem eigenen Genius geleitet, studirte er in seinen abendlichen Ruhestunden die Wissenschaften, und legte sich insbesondere auf das Studium der Philosophie und Theologie. Mit einem vielbegabten, hellen und durchdringenden Verstande verband er eine brennende Wißbegierde und einen rastlosen Fleiß. In der Philosophie studirte er die Systeme des Descartes und Spinoza, doch hielt er sich vorzüglich an Descartes, dessen neue Philosophie damals noch in ihrer ersten Blüthe stand, und dessen klare Grundsätze und einfache Methode überall im Gebiete der Wissenschaften eine heilsame Gährung der Geister hervorbrachten und selbst in Holland bei verschiedenen Theologen einen vorzüglichen Beifall fanden. Doch war Deurhoff kein blinder Nachfolger des Descartes, vielmehr ging er in manchen Stücken von ihm ab und betrat ganz seine eigene Bahn, oder er glaubte, daß Manches in der Philosophie des Descartes sich noch schärfer bestimmen ließe und einfacher dargestellt werden könnte. So verbesserte er unter andern die sechs ersten metaphysischen Behauptungen desselben und brachte sie auf fünf zurück. Er gehörte zu denjenigen Cartesianern, die man Occasionalisten genannt hat (s. diese).

Durch fortgesetztes Nachdenken bildete er sich ein eigenes philosophisch-theologisches System, auf Verstandesprincipien gegründet. Es betraf insbesondere diejenigen Religionswahrheiten, die auch ohne eine nähere göttliche Offenbarung erkennbar sind und bei der heiligen Schrift vorausgesetzt werden. Über dieses System hielt er des Abends in seinen Feierstunden Vorlesungen für alle Lernbegierigen, die daran Theil nehmen wollten. Auch machte er sonst seine Grundsätze öffentlich bekannt, indem er nach und nach folgende sechs, sich auf einander beziehende Bücher, in 8. gedruckt, zu Amsterdam herausgab.

1) Beginselen der Waarheid en Deugd (Anfangsgründe der Wahrheit und Tugend). Amsterd. 1684. — In dieser Schrift zeigt er unter andern das Daseyn Gottes und die Lehre von der Dreieinigkeit, soviel davon erkennbar und klar ist, die freie und unabhängige Schöpfung Gottes und die Erhaltung alles dessen, was außer Gott besteht; das Selbstbestehen der denkenden Natur und das Entstehen aller vernünftigen Seelen. 2) Voorleeringe van de heilige Godgeleerdheit (Vorschule der heiligen Gottesgelahrtheit). 1687. — Hier widerlegt der Verfasser alle Einwendungen der Atheisten, insbesondere des Spinoza, gegen die Möglichkeit einer freiwilligen Offenbarung Gottes. Er zeigt die Möglichkeit dieser göttlichen Offenbarung, mit Angabe der erforderlichen Kennzeichen derselben, wobei zugleich die Katholiken, wie auch Hobbes und Socin widerlegt werden. 3) Grondvesten van den Christelyken Godsdienst (Grundlagen der christlichen Religion). 1690. — In diesem Buche sucht Deurhoff darzuthun, daß alle Fundamente der Religion in der christlichen gefunden werden. Er beweiset den göttlichen Ursprung der heiligen Schrift mit festen, klaren und vorzüglichen Gründen und gibt eine Darstellung der Gottesgelahrtheit, wobei er den ersten Theil derselben, der von den Rathschlüssen Gottes im Allgemeinen und in besonderer Hinsicht handelt, näher entwickelt. 4) Bespiegelingen van de heilige Godgeleerdheit (Wissenschaftliche Betrachtungen der heiligen Gottesgelahrtheit). 1697. — Dieses Werk enthält den

Anfang einer wissenschaftlichen Betrachtung und Auseinandersetzung oder Erklärung der Wahrheiten, die in der heiligen Schrift niedergelegt sind, insbesondere von der Schöpfung der Welt, von dem Falle der ersten Menschen und ihrer Verbannung aus dem Paradiese. 5) Toegang tot de hoogste Wetenschap (Zugang zu der höchsten Wissenschaft). 1699. — Hier wird gehandelt von den Gnadenwerken Gottes und mehren theologischen Lehrstücken, nämlich von der Gerechtigkeit Gottes und Nothwendigkeit der Versöhnung, von dem Mittler und der thatsächlichen Mittheilung der Gnade an die sündhaften Menschen durch die Gründung des geistlichen Lebens und die innere Berufung, sodann von dem Glauben und der Heiligung in den verschiedenen Zeitperioden bis zur Erscheinung Christi auf Erden. 6) Volmaaktheit van de leere des geloofs (Die vollendete Lehre des Glaubens). 1702. — In dieser Schrift bringt Deurhoff die Lehre von Gott und deren Erkenntniß in ein System, erklärt die Zukunft Christi auf Erden, redet über sein Leben, seinen Tod, seine Auferstehung, seine Himmelfahrt und seinen Eingang in das Heiligthum und leitet die Rechtfertigung, die Wiedergeburt und die Annahme der Menschen zur Kindschaft Gottes und völligen Unsterblichkeit ab — von der Vereinigung mit Christus in Gott.

Diese Schriften, die nach und nach einzeln erschienen und zum Theil bald vergriffen waren und wieder aufgelegt werden mußten, gab der Verfasser im J. 1715 in zwei Theilen in 4. zusammen heraus. Sie sind sehr selten.

Außerdem schrieb er während der ersten Herausgabe dieser Schriften eine Abhandlung über die Erlösung des Menschen (van des menschen verlossinge), die unter seinen Freunden in der Handschrift herumging, jedoch durch öfteres Abschreiben unvollständig und fast entstellt wurde. Diese ließ er ebenfalls im J. 1694 gedruckt erscheinen. Sie wurde aber von dem reformirten Kirchenrath zu Amsterdam mit Mißbilligung angesehen, und der Verfasser, der zu dem kirchlichen Bereich desselben gehörte, darüber vielfach in Anspruch genommen und angefochten, wogegen er sich indeß auch öffentlich verantwortete in einer eigenen Schrift: De goede zaak van Willem Deurhoff, of Geloofs-onderzoek van den Eerwaarden Kerkenraad van Amsterdam. 1695.

Auch von andern wurde er wegen seiner besondern Behauptungen angegriffen. Gegen die oben angeführte erste und zweite Schrift schrieb ein Candidat, Johannes Duker, ein Werkchen unter dem Titel: Geopende Deure tot de heilige Godgeleerdheit. Amsterd. 1687. Deurhoff antwortete darauf in einem Büchlein, betitelt: Overtuigende Kracht der Waarheit. 1688. Dann traten mit besonderen Schriften gegen ihn auf der Doctor Buchius, der Professor van Thil und der Buchhändler Halma, gegen welche Deurhoff sich vertheidigte in einem Werkchen, betitelt: Volslagen alhangkelykheit aller schepselen van de eeuwige oorzake. Amsterd. 1702. Andere Angriffe, namentlich eines Jakobus Koelman, in dessen Vergif van de Cartesiaansche Philosophie, und eines Jakobus Schüts, wies er zurück in einem Anhange zu der oben angeführten Abhandlung über die Erlösung des Menschen.

Außerdem wurde er von dem damaligen Prediger zu Amsterdam, nachherigem Professor zu Leyden, Tako Hajo van den Honert, des Spinozismus beschuldigt. Deurhoff hatte nämlich in seinen Beginselen der Waarheid en Deugd von den Reformirten behauptet, daß sie wegen ihrer Meinung von dem absoluten Dekret und von der unwillkürlichen Weltschöpfung Gottes Spinozisten wären. Diese Beschuldigung nun gab van den Honert in seinen waarachtigen Wegen Gods, edit. 1706. p. 51—173. ihm zurück, weil er eben auch in jener Schrift gelehrt hatte, daß nur eine Intelligenz oder denkende Substanz vorhanden sei, und daß die Seelen aller Menschen, auch die eines Petrus und Paulus, nicht als besondere Geister, sondern als Modifikationen der allgemeinen, denkenden Substanz oder All-Sele, zu betrachten wären. Diese Idee gehört aber eigentlich und zunächst nicht dem Spinoza, sondern schon andere haben sie vor ihm vorgetragen. Auch sagt Colerus, der Biograph Spinoza's, in Vita Spinozae. p. 93. ausdrücklich, daß Deurhoff ein starker Gegner desselben gewesen sei. Er selbst widerlegte van den Honerts Beschuldigung in einem Briefwechsel mit seinen Freunden, den er unter dem Titel: Noodzakelykheid en onverschilligheit der werkinge Gods, 1707. herausgegeben. Da jener wieder darauf antwortete, vertheidigte er sich abermals in einem Aufsatze: Godvruchtigheid der ouden, die er seiner Erklärung des 73. Psalms beifügte. — Noch erschien von ihm ein anderer Briefwechsel, Amsterdam 1692 und 1693, mit Willem van Blyenburgh, Rathsverwandten in Dortrecht, und mit Heinrich Brink, über die Natur und die Wirksamkeit der Geister, Engel und Teufel, in Beziehung auf den damals darüber entstandenen Streit durch Balthasar Bekker. — Eine durch Styl und Inhalt besonders ausgezeichnete Schrift Deurhoffs ist noch seine Verklaring van den tweeden Zendbrief van den heiligen Apostel Petrus. Amsterd. 1713. Er schildert darin in sehr klaren und lebendigen Zügen das Bild eines Christen in seinem Glauben, in seiner Hoffnung und Liebe, und entwirft zugleich eine kräftige und ernsthafte Darstellung der Zukunft Christi zum Gericht.

Deurhoff war ein tiefdenkender, freisinniger Kopf, der in der Philosophie und Theologie seinen eigenen Weg gehen wollte und somit in seinen theologischen Ansichten von der Lehre der herrschenden Kirche in Holland, zu deren Mitgliedern er gehörte, vielfach abweichen mußte. Seine Vorstellung der Trinitätslehre war ungefähr die sabellianische. Die Unsterblichkeit der Sele an sich räumte er zwar ein, leugnete sie aber in Verbindung mit dem Körper gedacht. Überhaupt enthalten seine Schriften viele sonderbare, auffallende und ganz eigene Gedanken, die über dem Horizonte seines Zeitalters stehen und einen höheren, genialischen Schwung seines Geistes beurkunden. Er war ein in eigner Kraft stehendes und brennendes Licht in jener dunkeln, nebelvollen Zeit, und bei dem starren, eisigen Dogmatismus seines Vaterlandes. Seine Grundsätze

fanden zwar vielfachen Widerspruch, doch auch Beifall, insbesondere bei einem Theil der Mennoniten zu Amsterdam, der schon damals eine liberalere Denkungsart hegte und selbst zu Socins Meinungen hinneigte. Einige Prediger derselben machten Gebrauch von Deurhoffs Lehren und verbreiteten sie ohne Geräusch, doch nicht ohne Anfechtung von andern Predigern ihrer Kirchengesellschaft, die einer zweiten, weniger aufgeklärten Gemeinde derselben in Amsterdam angehörten. Mit seinem vorzüglichen Scharfsinn und unbefangenen Verstande vereinigte Deurhoff eine lautere und aufrichtige Frömmigkeit und bethätigte sie in seinem Leben durch Worte und Werke bis ans Ende. Auf seinem Sterbebette war er ruhig und getrost und bezeugte die zuversichtlichste Hoffnung eines bessern Lebens. Er starb zu Amsterdam den 10. October 1717 *). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DEURIOPOS, Δευριοπος *Strab.* 7, p. 326. 327. *Livius* 39, 53. war ein District in der Landschaft Päonien am Flusse Erigon (jetzt Bistritza), der sich in den Axios ergoß. Die Gegend gehörte also zu Obermakedonien und hatte die Städte Bryanion, Stymbara und Alalkomenä, oder vielleicht richtiger Alkomenä, denn unter diesem Namen führt Stephanos eine illyrische Stadt an. Die Deurioper werden von Strabon neben den bekannteren Lynkastern genannt und waren ohne Zweifel wie diese illyrischen Stammes. Als die Römer Makedonien bezwungen und in vier Provinzen zerschnitten hatten, so gehörten die Deurioper zu dem vierten District, und durch des Kaisers Constantinus Eintheilung des Reichs zu Macedonia secunda oder salutaris in der Präfectur Illyricum. (*L. Zander.*)

Deunx s. As.

DEUSDEDIT oder Deodat (Papst), aus Rom gebürtig, Sohn des Subdiakonus Stephanus, im Jahre 615 zum Bischof von Rom erwählt, welche Würde er bis zum Jahre 618 bekleidete. Er zeichnete sich als Papst wenig aus, so daß man nichts weiter von ihm zu erzählen weiß, als daß er einen Aussätzigen durch die Wunderkraft eines Kusses von seiner Krankheit geheilt haben soll [1]). Mit Unrecht ist ihm früher die Verordnung zugeschrieben worden, daß, wenn Vater und Mutter bei ihrem Kinde Pathenstelle vertreten, deren Ehe als aufgehoben zu betrachten sei [2]). (*Voigt.*)

DEUS EX MACHINA ist zur sprüchwörtlichen Redensart geworden, womit man das ganz unerwartete, gar nicht vorauszusehende Eintreten irgend einer Person oder eines Ereignisses in eine verwickelte Handlung, gerade im entscheidenden Augenblicke, zur Beförderung des Glückswechsels, bezeichnet. Diese Bezeichnung schreibt sich von dem Theaterwesen der Alten her. Der Deus ex machina ist die Theatergottheit, welche, wenn sie erscheinen sollte, in einer Maschine, einer Art von Gondel, an Seilen herabgelassen wurde. (S. *Böttiger* Prolus. Deum ex machina in re scenica veterum illustr. Weimar 1800.) Hievon konnte jedoch an sich jene Bedeutung des Deus ex machina nicht entstehen, denn Gottheiten erschienen auf der Bühne nicht blos zu dem angegebenen Behuf. Jene Bedeutung gründet sich vielmehr darauf, daß man Gottheiten als Nothbehelf gebrauchte, um einen Knoten, den man nicht zu lösen vermochte, dadurch zu zerhauen, wozu bei unseren Dichtern die Onkels aus Ostindien sehr beliebt sind. Man löset dadurch eine Verwickelung überraschend durch ein scheinbares oder wirkliches Wunder auf, anstatt sie auf natürlichem Wege zu lösen. (*H.*)

Deuteria s. Theodebert.

Deuteronomium s. Moses.

DEUTICHEM, Deutikom, Dotekum, (Br. 51° 58′ 16″ L. 23° 55′ 47″), Cantonsstadt in der niederländischen Provinz Geldern, an der alten Yssel, mit 1500 Einwohnern, verfallenen Festungswerken und einer berühmten Bomben- und Kugelgießerei, welche das Material hauptsächlich aus dem Bezirk Zütphen bezieht. (*Leonhardi.*)

DEUTLICH, DEUTLICHKEIT. Deuten heißt: Zeigen, Weisen; die Ableitungssylbe Lich: Gleich, Ähnlich. Deutlich bezeichnet diesemnach das, was einem Vorgezeigten, Vorgewiesenen gleich ist; was man also ganz und genau zu erkennen veranlaßt ist. Was man ganz und genau erkennt, an dem faßt man auf und unterscheidet seine Merkmale. Daher gehört in der Kunstsprache der Logik zur Deutlichkeit, daß man sich der Merkmale eines Gegenstandes bewußt sei und sie von einander unterscheiden könne. Die Logik gebraucht Deutlichkeit im Gegensatz von Klarheit. Man nennt eine Vorstellung, einen Begriff klar, wenn man sich dabei dessen, was vorgestellt wird, was der Begriff in sich begreift, so bewußt ist, daß man dasselbe von andern unterscheiden kann. Der Gegenstand der klaren Vorstellung, des klaren Begriffs ist uns jedoch nur im Ganzen kenntlich, wir unterscheiden ihn von andern nur nach gewissen Hauptmerkmalen. Die Vorstellung, der Begriff werden aber deutlich genannt, wenn man sich der sämtlichen einzelnen Merkmale derselben bewußt ist und dem zufolge den Gegenstand nach allen seinen Merkmalen unterscheiden kann. Um einen deutlichen Begriff zu erhalten, muß man klare Vorstellungen auch von allen Merkmalen haben. Um sich einen Begriff deutlich zu machen, muß man ihn entwickeln, d. i. die Merkmale desselben einzeln darlegen. Dies nennt man auch Zergliederung, Auflösung des Begriffs; die vollständige Auflösung gibt die Erklärung. Die auf diese Art gewonnene Deutlichkeit nennt man auch die analytische, zum Unterschiede von der synthetischen, welche die Theilvorstellungen (die einzelnen Merkmale) zu der Einheit des Begriffes zusammenfaßt. Wie wichtig beides für das richtige Denken sei, leuchtet von selbst ein. — Das deutlich Gedachte soll nun aber auch in deutlicher Rede vorgetragen werden. Wir denken mit Worten, und dies macht die Sache bisweilen schlimm. Freilich sollte man mit dem Schüler im Faust meinen: „doch ein

*) Quellen: *Hoogstraten*, allgemeen historisch etc. Woordenboek. IV. Deel Amsterd. 1727. p 76. — *Bruckeri* Historia critica Philosophiae. Tom. IV. Pars 2. Lips. 1744. p. 291. 705 720 — Fuhrmann Handwörterbuch der christlichen Religions- und Kirchengeschichte. 1. Band. Halle 1826. S. 597.

1) *Platina* p. 82. 2) Bower Gesch. der Päpste. B. IV. S. 37.

Begriff muß bei dem Worte seyn;" der Teufel aber ist gleich mit der Antwort da:

Da eben, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.

Sowol die bloße Schönrednerei als die Scheinwisserei verfallen häufig in diesen Fehler. Jedem, dem es wahrhaft darum zu thun ist, daß seine Rede etwas sage, kann man keinen besseren Rath geben, als diesen: Mit Worten mußt du denken, mit Worten reden; gestatte daher keinem den Eintrit in deine Gedanken, mit dem du nicht einen wenigstens klaren Begriff verbindest. — Wer diesen Rath nicht befolgen kann oder will, der hat schon den ersten Schritt zu dem hinüber gethan, was Göthe sehr treffend durch Nebeln und Schwebeln bezeichnet hat. Dieses wird hauptsächlich befördert durch Kunstwörter, deren Entwickelung man unterlassen hat, durch den Gebrauch abstrakter Ausdrücke, die man in concreto nie beachtet hat, durch die Lässigkeit, sich mit einem figürlichen Ausdrucke zu begnügen, anstatt das eigentliche Wort zu suchen, und durch unterlassene Aufhebung der Zweideutigkeit in Worten, insofern sie im Worte selbst liegt. Klopstock sagt: „Wie einer spricht, so denkt er. Er gibt durch die Wahl der Worte den Zuhörern gleichsam einen Maßstab, mit welchem sein Denken gemessen werden soll. Der Untersucher wird finden, daß der Maßstab sicher ist, und daß er sich damit nicht vermißt. Habt den Maßstab stets in der Hand; ich wiederhole es, er ist sicher, und ihr könnt durch seine Hilfe die unrichtigen Denker am leichtesten aufdecken." Nächst der Wahl der Worte ist aber auch die Beschaffenheit der Wortfügungen überhaupt, die Genauigkeit der Wortfolge und die Richtigkeit der Bezeichnung aller Verhältnisse durch Wortbiegung zu berücksichtigen. Die einzelnen Wörter, als Zeichen von Vorstellungen und Begriffen, haben Bedeutung; die Fügung der Worte nach ihrer Bedeutung zu einem Ganzen schließt den Verstand der Rede in sich; der Gedanke gibt sich allein dadurch zu erkennen. Zu einer deutlichen Rede gehört daher, daß die Bedeutung der Wörter streng gewählt sei und in der Wortfügung der Gedanke sich leicht erkennen lasse.

Kant unterschied eine logische und ästhetische Deutlichkeit und erklärte nach der besondern Bestimmung, die er dem Wort Ästhetik gab, diese letztere für Deutlichkeit in der Anschauung. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche würde die ästhetische Deutlichkeit diejenige seyn, wie sie sich für die schönen Redekünste eignet. Diese erfodern allerdings nicht überall die logische Deutlichkeit, am wenigsten als vollständige Zergliederung der Begriffe; alle Gedanken in denselben aber müssen Klarheit haben. Dunkelheit würde den Verstand zu einer Anstrengung auffodern, durch welche der Zweck der schönen Rede vernichtet würde. Man sehe hierüber den Artikel Dunkelheit. (*H.*)

DEUTO soll nach einer sehr jungen Nachricht *) ein Steinschneider gewesen seyn. Wann? läßt sich nicht bestimmen. Die Alten nennen keins seiner Werke. Seinen Namen führt man auch verändert *Λεύκων*, Leukon, an *). (*Schincke.*)

Deutsch s. Manuel.

DEUTSCHMANN, Johann, geb. den 10. Aug. 1625 zu Jüterbock, im ehemaligen Fürstenthume Querfurt, studirte zu Wittenberg, wurde daselbst im J. 1652 Adjunkt der philosophischen Fakultät, und nachdem er in den Jahren 1655—1657 eine gelehrte Reise durch Teutschland, Dänemark und Holland gemacht hatte, außerordentlicher, und im J. 1662 ordentlicher Professor der Theologie zu Wittenberg, wo er den 12. Aug. 1706 starb. Er war einer der heftigsten Gegner Speners und der pietistischen Schule und zugleich einer der berühmtesten gelehrten Kämpfer seiner Zeit. Man wird oft von dem Paradoxen seiner Thesen überrascht; aber er war nie um die Vertheidigung auch der seltsamsten verlegen, indem er aus der Metaphysik seines Jahrhunderts einen unerschöpflichen Reichthum von Distinctionen zu schöpfen wußte. Er war sehr vom Steine geplagt, und man sagt, daß die heftigsten Schmerzen ihn auf der Stelle verlassen hätten, sobald er nur in einen lebhaften theologischen Streit verwickelt worden wäre. Seine Schriften stehen vollständig im Jöcher verzeichnet; wir geben sie nur summarisch an. Größtentheils bestehen sie in Disputationen. Theologia positiva. — Apologia Aug. Confessionis. — Consilia theologica Wittenbergensia 1669. Fol., die er nebst Quensted sammelte und ordnete. Examen controversiarum Socinian. Disput. XX. Consideratio libr. symb. s. symbolographia, Disp. IX. Controversiarum papisticarum examen, Disp. XXV. Articulorum fidei secund. ordinem artic. Smalcaldicor. repetitio, Disp. XXX. De attributis div., Disp. IX. De mysterio SS. Trinit., Disp. X. Analysis accurata et Exegesis compendii theol. *Leonhardi Hutteri.* Witteb. 1709. 8.; außerdem noch Streitschriften gegen Spener, Calixt ꝛc. und eine Menge einzelner Dissertationen und Programme, z. B. Biblicum Abelis Theologiae compendium. Witteb. 1709., Theologia positiva Adami Protoplasti, ibid. 1709. 4. — S. Ranft's Leben der kursächsischen Gottesgelehrten. (*Franke.*)

DEUTZ, Tuicium, Städtchen des Regirungsbezirkes und Landkreises Köln, wird durch eine Schiffbrücke mit dem gegenüber liegenden Köln in Verbindung gesetzt, und zählt in 306 Häusern 2524 Selen, die sich von Feld- und Gartenbau, von einigen Fabriken, Handwerken, Handel und Schifffahrt ernähren. Kaiser Konstantin erbaute hier eine Brücke über den Rhein und bei derselben zu deren Vertheidigung ein Kastell, welches keineswegs, wie man gewöhnlich versichert, auf Veranlassung des Erzbischofs Bruno von Köln im J. 957 oder 964 zerstört wurde. Es wurde dasselbe vielmehr im J. 1002 von dem Erzbischofe Heribert in ein Kloster verwandelt. Später erbauten sich die Vögte dieses Klosters, die Grafen von Berg, ein anderes Schloß, von welchem aus die Gegend lange beunruhigt wurde, bis Erzbischof Heinrich von Mülenark den Bau im J. 1230 gewaltsam wegnahm und

*) *Jongius* Catal. Mus. Bat. p. 153.

*) *Sillig* Catal. p. 184.

schleifen ließ. Den fortwährenden Ansprüchen der Grafen an das Eigenthum des Ortes selbst zu wehren, umgab ihn Heinrichs Nachfolger, Erzbischof Konrad, mit einer Mauer und 18 Thürmen. Im J. 1376 wurde das Städtchen durch die Bürger von Köln verwüstet, und im J. 1445 durch den Herzog Johann I. von Kleve verbrannt, nachdem er besonders von der Judengemeinde große Schätze erpreßt. Ein gleiches Schicksal hatte dasselbe im Jahre 1632, als es, ungeachtet der neu errichteten Festungswerke, von dem schwedischen General Baudissin überrumpelt wurde. Nochmals wurde Deutz im J. 1673 von den Kaiserlichen erobert und sodann nach dem Nimweger Frieden aller Festungswerke beraubt. Gegenwärtig und zwar seit dem J. 1816 sind sie wiederhergestellt.

Die größte Merkwürdigkeit von Deutz ist die vormalige Benediktinerabtei zu U. L. F. und St. Heribert. Sie verdankt ihren Ursprung einer Verabredung des Kaisers Otto III. mit dem Kölnischen Erzbischofe Heribert. Sie versprachen sich zu Ehren der Himmelskönigin ein Kloster zu begründen, entweder in körperlicher oder nur in geistiger Gemeinschaft, so zwar, daß, wenn einer von ihnen vor Lösung des Gelübdes abgerufen werden sollte, der andere dennoch dasselbe zu vollführen und seinen abgerufenen Genossen der Früchte seines frommen Werkes theilhaftig werden zu lassen habe. Die Ahnung des nahenden Todes, die, wie es scheint, den Kaiser ergriffen hatte, ging bald in Erfüllung. Otto starb im J. 1002, und kaum war ihm in Aachen die letzte Ehre erwiesen worden, als Heribert sich aufmachte, um das gemeinschaftliche Werk zu beginnen. Eine passende Stelle fand sich in dem alten Kastell von Deutz, und der Bau des Klosters wurde mit so ungewöhnlicher Thätigkeit betrieben, daß dasselbe noch im J. 1003 von seinen Bewohnern bezogen werden konnte, nachdem Heribert am 16. Februar n. J. ihrem Vorsteher, dem Abte Volpert, den Hof in Rade, pro remedio animae meae vel etiam dilectissimi senioris mei, Ottonis imperatoris augusti, zu Eigenthum übergeben hatte. Aber auch noch in ebendem Jahre 1003 stürzte die allzu eilfertig erbaute Kirche, welche eben, nach abgehaltener Mette, von den Klostergeistlichen verlassen worden, so vollständig zusammen, daß auch nicht ein Stein auf dem andern blieb. Heribert ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, verschaffte sich einen erfahrenern Baumeister, und bald erstand die Kirche schöner aus ihren Ruinen. Auch das Kloster kam schnell in Aufnahme, denn der fromme Abt Volpert besaß die Kunst, sich und seine Gemeinde Gott und den Menschen wohlgefällig zu machen. Die Kirche in Kierse, unweit der Volme, wurde ihm von Benno, einem edeln Manne, geschenkt. Der Graf von Deutz, Arnold, und seine Hausfrau Uda gaben eine Mark jährlich und den Zehnten von sechs Lehen. Heribert, der Freiherr von Ehrenbreitstein, schenkte Güter in Mühlheim (Thal Ehrenbreitstein) und die Fähre über den Rhein, an deren Statt in neuerer Zeit eine Schiffbrücke die Verbindung zwischen Koblenz und Ehrenbreitstein unterhält; die Witwe Eveza schenkte das Dorf Zündorf samt der Kirche, Wezelinus, ein kölnischer Dienstmann, die Güter in Merheim, Stockem und Güterswick. Sogar der ruchlose Graf Balderich von Opladen und Houburg, der Stiefvater des h. Meinwerk von Paderborn, und dessen noch sträflichere Gemahlin Adela brachten Geschenke dar, namentlich den Hof in Antweiler, welchem der Stifter Heribert zwei andere Höfe in Eschweiler und Budberg und später, am 24. Februar 1008, die Kirche und den Hof in Odendorf hinzufügte. Auf diese Art wurde die anfangs zweifelhafte Existenz der neuen Stiftung nach und nach gesichert, und jetzt erst am 3. Mai 1018 fertigte Heribert für sie den förmlichen Stiftungsbrief aus, worin außer den bereits genannten Gütern auch noch das Kastell zu Deutz selbst mit seinen Thürmen und Gräben, die Zehnten der benachbarten Ortschaften Kalk, Vingst, Rolshoven, Soll und Westhoven, der Zehnte zu Remagen, die Höfe in Windense, Wich, Werthinge, Hdingen, Rinwich, Vellepe und Eltingen, die Höfe und Kirchen in Leichlingen, Hattingen und Wald, die Höfe in Ninove, Schluckenthove, Eilpe, Lichte, Lune, Viesch, Gladebeche, Heumar, Langeln und Bilke, ein Hof und Weingut zu Wadenheim, die Kirche und der Hof Behn unweit Sinzig, Weingärten in Bacharach, die Burg zu Bürgel, die Kirche und Zehnten zu Unce, Anrode, Settene und Unna als klösterliche Besitzungen aufgeführt werden. Drei Jahre später den 13. April 1021 starb der Abt Volpert, der auch die Klöster St. Pantaleon in Köln und Gladbach regirt hatte, genau also 30 Tage nach seinem Freunde, dem h. Heribert, wie dieser es, unmittelbar nach seinem Ableben, in einem nächtlichen Traumgesichte dem Abte verheißen hatte. Die Abtei blühte jedoch herrlich fort, zumal der neue Erzbischof Piligrin seines Vorgängers Neigung zu derselben geerbt zu haben schien; namentlich erhielt sie von ihm die Kirche in Heringen bei Hamm mit mancherlei Gütern und Gefällen zu Bönen, Derne, Waldorf, Hillen, Wattenscheid, Herbidden und Affalterbach, die Zehnten zu Buchheim und Westhoven, einen Zins von 7 Talenten Dortmunder Münze, um für die Brüder Oberkleider anzuschaffen u. s. w. Auch erweiterte Piligrin die allzu enge Klosterkirche um ein beträchtliches. Nicht weniger zählt das Kloster Piligrins Nachfolger Hermann II., den h. Anno und Sigwin, dann die Kaiser Heinrich II., Konrad II., Heinrich IV. und Lothar II. unter seine vorzüglichsten Wohlthäter. Konrad II. insbesondere gab drei mansos in loco Hernin, in pago Tuizichgowe; die Veranlassung zu Heinrichs IV. Freigebigkeit wurde die Genesung seines Sohnes, des nachmaligen Kaisers Heinrich V., die auf des h. Heribert Fürbitte erfolgt war. Unter den Äbten haben sich noch ausgezeichnet Rudolf II., der auch zugleich die Abteien Cornelismünster und Werden regirte und sogar von einigen Domherren in Osnabrück zu ihrem Bischofe ausersehen war; er starb aber an Gifte um das Jahr 1089, bevor er seine Wahl durchsetzen konnte. — Der selige Rupert, den Erzbischof Friedrich im J. 1120 zum Abte bestellte. Er war, wie er selbst berichtet, mit zu geringen Fähigkeiten geboren, und gelangte nur durch eine besondere Gnade der heil. Jungfrau zu ausgezeichneter Gelehrsamkeit, von der seine zahlreichen Schriften, Paris 1638. 2 Bde. Fol. noch heute zeugen. Unter andern schrieb er vitam S. Heriberti und de incendio Tuitiensi. Dieser Brand, der sich am 25. Aug. 1128 ereig-

nete, gab dem Abte Gelegenheit, sich auch Verdienste anderer Art durch den Wiederaufbau der eingeäscherten Klostergebäude zu erwerben. Er starb reich an guten Werken in einem Alter von 44 Jahren den 11. Februar oder 4. März 1185. — Gerlach, der zwölfte Abt, wurde von Papst Eugenius III. eingesetzt, nachdem der bisherige Abt Rudolf III. durch seine schlechte Haushaltung das Kloster beinahe zu Grunde gerichtet hatte. Er schaffte die verlornen Güter wieder herbei, erwarb neue, verbesserte die Klosterzucht, die Einrichtung des Gottesdienstes und den Chorgesang und starb im J. 1161. — Johann von Xanten, in Deutz der 19te und auch in St. Trond Abt, ein salbungsreicher Prediger, starb den 22. Sept. 1228. — Werner erwarb durch Vertrag vom Sept. 1295 von dem Grafen Adolf von Berg tauschweise gegen die Kirche zu Burg bei Opladen, das Patronat der Pfarrkirche zu Remagen. — Wilhelm Laner von Breidbach, der 30ste Abt, aus dem noch blühenden rheinländischen freiherrlichen Geschlechte, trat der Bursfelder Union bei, reformirte nach ihren Ansichten mit gleichviel Festigkeit und Erfolg im J. 1491 die ganze Abtei und starb nach 39jährigem Regiment den 10. Okt. 1492. — Aber auch an widrigen Schicksalen hat es der Abtei nicht gefehlt. Bei der Verwüstung des Städtchens durch die Bürger von Köln, im J. 1376, wurde sie von Grund aus zerstört. In dem truchsessischen Kriege hatte sie eine baiersche Besatzung eingenommen; die Truchsessischen in Bonn wollten dieses nicht dulden, und nachdem ihr erster Angriff am 6. Aug. 1583 abgeschlagen worden, erschienen sie 6 Tage später mit solcher Macht, daß des Kommandanten Ranuccini Widerstand hinter elenden, zum Theil aus Fässern errichteten Bollwerken nur als Tollkühnheit betrachtet werden kann. Doch vertheidigte er sich beinahe den ganzen Tag hindurch, bis seine gesamte Mannschaft nicht überwältigt war, sondern in den Flammen, die nach und nach das weitschichtige Gebäude verzehrten, den Tod gefunden hatte. Die Mauern ließ hernach ein ehrsamer Rath der Stadt Köln, damit sie dem Feinde nicht zu einem Bollwerke dienten, niederreißen, und die Klostergeistlichen, die sich später wieder einfanden, mußten sich für ihren Gottesdienst mit der Pfarrkirche behelfen, bis auch diese, gelegentlich von Baudissins feindlichem Angriffe, am 21. September 1632 in die Luft flog. — Ein zeitlicher Abt führte folgenden Titel: N. Abt des Gotteshauses U. L. F. und St. Heriberti zu Deutz, Benediktinerordens, Bursfelder Congregation, Herr zu Gleich, Leichling, di Skum, Eschweiler, Langel, samt angehörigen Orten, der Stadt Unna und in Hamm Archidiakonus. Die Einkünfte betrugen an 80000 Gulden jährlich. Unter den Kostbarkeiten des Kirchenschatzes war besonders ein silberner Sarg mit den Gebeinen des heil. Heribert zu bemerken. — Die Bürgermeisterei Deutz enthält in den Ortschaften Deutz, Kalk, Poll, Rolshoven und Vingst, die auch die alleinigen Bestandtheile des vormaligen kurkölnischen Amtes Deutz ausmachten, 897 Häuser und 3478 Einwohner, worunter 209 Juden. (*v. Stramberg.*)

DEUTZERGAU, Tuizichgowe, ein Gau der Ripuarier auf dem rechten Rheinufer, empfing seine Benennung von dem römischen Kastell in Deutz und möchte in seiner Begrenzung wol so ziemlich mit dem kölnischen Dekanat Deutz übereinstimmen. Hienach hätte er nördlich und östlich die Wipper, südlich die Agger und den Auelgau, westlich den Rhein zu Grenzen gehabt, und würde er ungefähr den Mittelpunkt des nachmaligen Herzogthums Berg ausgemacht haben. Diese Lage mag es seinen Gaugrafen nicht wenig erleichtert haben, nach und nach um ihr in diesem Gau belegenes Stammschloß (Altenberg) die Grafschaft oder das spätere Herzogthum Berg zusammenzubringen. Die Geographie dieses Gaues liegt aber noch ganz im Dunkeln und kann nur aus den Schätzen des Düsseldorfer Archivs erläutert werden. Das Chronicon Gottwicense kennt ihn nur dem Namen nach und weist ihm daher eine ganz falsche Lage an. Das dort genannte Ratmarsheim in pago Tuzicgowe möchte wol Rath, unweit Bensberg, sowie das in einer Urkunde Kaiser Konrads II. vom J. 1025 genannte Hernin das heutige Heerweg zwischen Mühlheim und Wipperfürth seyn.

(*v. Stramberg.*)

DEUTZIA. So nannte Thunberg aus Dankbarkeit gegen Joh. Deutz, Schöffen von Amsterdam, welcher nebst einigen andern angesehenen Holländern ihm die Mittel zu seiner Reise nach Japan darbot, eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse und nach Candolle (Prodr. IV. p. 16.) aus der Gruppe der Hydrangeen der natürlichen Familie der Saxifrageen (nach Blume aus der Familie der Caprifolien). Char. Der Kelch unter dem Fruchtknoten glockenförmig, fünfspaltig, mit eiförmigen, stumpfen, aufrechten Lappen; fünf oder sechs ablange, stumpfe Corollenblättchen stehen auf dem Fruchtboden; die linienförmigen, unterhalb der Spitze ausgerandeten, zwei- oder dreispaltigen Staubfäden stehen unter dem Fruchtknoten und tragen kugelige Zwillingsantheren; die Griffel sind fadenförmig, mit keulenförmigen Narben; die Kapsel ist dreieckig, mit den Griffeln gekrönt, dreifächerig, dreiklappig, an der Basis aufspringend, mit mehrsamigen Fächern. Die einzige Art, welche Thunberg auf Bergen in Japan fand, D. scabra *Thunb.* (Diss. nov. gen. p. 19 — 21. t. 1. fl. jap. p. 185. t. 24., *Gärtn.* fil. carpol. p. 30. t. 184. f. 4., *Lam.* ill. t. 30.) ist ein sehr ästiges, klafterhohes Bäumchen mit gegenüberstehenden, eiförmig-ablangen, langzugespitzten, sternförmig-steifbehaarten, feingesägten Blättern und am Ende der Zweige stehenden, rispenförmigen, weißen Blüthen. Die scharfbehaarten Blätter dieses Baums, welchen die Japanesen Joro nennen (*Kämpf.* am. ex. p. 854.), werden zum Poltren hölzerner Geräthschaften benutzt. Hiezu kommen drei neue Arten aus Nepal in den Samlungen der engländisch-ostindischen Compagnie, D. staminea *R. Br.*, D. Brunoniana *Wallich* und D. corymbosa *R. Br.*, welche noch nicht beschrieben sind. (*Sprengel.*)

DEVA, Δεύα oder richtiger Δηοῦα ποταμοῦ ἐκβολαί Ptolem. 1, 3. ist der jetzige Fluß Dee in Schottland, der auf der Ostküste bei New-Aberdeen mündet, wie der Name selbst zur Genüge beweist. Ptolemäos (1, 3.) führt aber auch noch Δηοῦα ποταμοῦ ἐκβολαί

an der südwestlichen Küste Schottlands, zwischen dem Meerbusen Jena (Ἰηνᾶ εἴσχυσις) und dem Flusse Novius, an; und auch dieser Fluß führt noch jetzt den Namen Dee. Wohl zu unterscheiden sind beide von dem Meerbusen Seteia (Σετηΐα εἴσχυσις Ptol. 1, 3.), welches die Meeresbucht ist vor der Mündung des Flusses Dee bei Chester. (*L. Zander.*)

DEVA, Itinerar. Anton. p. 469. 482., Δηούα Ptol. 1, 3. — in Erasmus Ausgabe fehlerhaft Δηούανα — wird als eine Stadt des alten Britannien im Gebiete der Cornavier, und zwar 8 Meilen südöstlich vom Ästuarium Seteia aufgeführt. Sie war das Standquartier der legio XX. victrix, und ist nach dieser Bemerkung bei Ptolem. und dem Itinerar., sowie nach den Maßangaben die jetzige Stadt Chester, da denn die dort gefundenen Inschriften diese Legion wirklich nennen. (*L. Zander.*)

DEVA, Dacopolis, Diemrich, walachisch Djeva, Marktflecken und Bergschloß im Großfürstenthum Siebenbürgen, Hunyader Gespanschaft, diesseitigen Maroscher Cirkel, Devaer Bezirk. — Dieser volkreiche, von Ungern, Walachen und einigen Bulgaren bewohnte Marktflecken liegt am linken Ufer der Marosch und wird von der aus Siebenbürgen nach dem Banat führenden Hauptpoststraße durchschnitten. Hier ist der Sitz des Offizialats der Hunyader Gespanschaft, eines königl. Dreißigstamts und eines Postamts. Außer einer katholischen, reformirten und griechischen nicht unirten Pfarrkirche befindet sich hier auch ein Franziskanerkloster. Das alte, jetzt aufgelassene Schloß, welches auf einem nahen, ziemlich hohen, beinahe ganz einzeln stehenden, zuckerhutförmigen Berge liegt, war in frühern Zeiten einer der festesten Plätze Siebenbürgens und wird bald als sicherer Zufluchtsort, bald als Statsgefängniß in der Landesgeschichte erwähnt. Am Fuße des Berges ist eine Schanze befindlich, welche noch dermalen in gutem Stande erhalten wird und die Wohnung des Kommandanten, eine kleine Kaserne, das Militärverpflegungsmagazin und Backhaus umschließt. Der Wein und das Obst, welche in dieser Gegend erzeugt werden, sind von vorzüglicher Güte. (*v. Benigni.*)

DEVA, Villa der spanischen Provinz Guipuscoa, an der Mündung des gleichnamigen Küstenflusses in die gleichnamige Bucht; hat einen kleinen Hafen und Fischerei. (*H.*)

DEVADASI oder Devataschi, in Indien eine Göttersklavin, d. h. ein Mädchen, das einem Gotte eigenthümlich geweihet wird. Haafner in seiner Landreise ꝛc. Bd. 1. S. 68. theilt darüber die ausführlichsten Nachrichten mit. Nach demselben zerfallen die Daschi's, Sklavinnen, in zwei große Abtheilungen, in Devadaschi's, die der Gottheit eines Tempels geweihet sind, und in Daatscheri's, welche einzelne Gesellschaften bilden, im Lande umherziehen, durch Tanz und Gesang unterhalten und dabei das Gewerbe öffentlicher Mädchen treiben, was aber bei den Hindus nichts verächtliches ist. Diese letztern mögen insbesondere die seyn, welche unter dem Namen der Bayaderen bekannt sind, den man wol nicht von dem portugisischen Balladeiras, sondern von der gewöhnlichen Anrede an Frauen: Bhayatri, Bhiru, du Furchtsame, Keusche, abzuleiten hat, so daß auch diese in frühern Zeiten eine bessere Bestimmung gehabt haben mögen. Die Devadaschi's zerfallen wieder in zwei Ordnungen: 1) solche, die sich dem Dienste des Wischnu oder Schiwa gewidmet haben, und 2) solche, die sich den niedern Gottheiten, dem Indra, Kartikeya u. s. w. weihen. Die erstern wohnen innerhalb des Tempelbezirks ihrer Götter und dürfen denselben ohne Erlaubniß des Oberpriesters nicht verlassen. Die zweite Klasse dagegen hat die Erlaubniß, nach Belieben in Städten und Dörfern zu wohnen. Beider Geschäft besteht darin, die Siege und Thaten ihrer Götter zu besingen, allen ihren Festen beizuwohnen und vor den Götterbildern zu tanzen, sowol im Tempel, als bei öffentlichen Prozessionen; ferner die Blumenkränze zu winden, womit die Götterbilder geschmückt werden, die Blumensträuße zu binden, deren man sich bei Opfern und Auszierung der Altäre bedient, den Tempel und die Zellen der Priester im innern Hofe rein zu halten und überhaupt alle weiblichen Arbeiten für dieselben zu verrichten. Auch müssen sie die Wolle reinigen, aus der die Kleider der Götter gewebt werden, die Farben zubereiten, womit deren Stirn bemalt wird, die Lampen im Tempel putzen, mit Öl und Dochten versehen, sie anzünden und die Hefen dieses Öles aufbewahren, mit welchen Brandopfer angezündet werden. Die Dienerinnen im Tempel des Wischnu müssen auch die Affen füttern, die daselbst zu Ehren des Hanuman unterhalten werden. Diese Mädchen, welche aus den gemischten und niedern Kasten stammen, treten als Kinder in diese Art Orden. Sie müssen schön, gut gewachsen, frei von allen körperlichen Gebrechen und Krankheiten und unentstellt von Blattern seyn; auch dürfen sie noch nicht mannbar und nicht verlobt seyn. Wollen Eltern eine Tochter diesem Dienste widmen, so melden sie es dem ersten Priester des Tempels, dem sie geweihet werden soll. Dieser untersucht nun das Kind und setzt dann einen schriftlichen Kontrakt auf, worin die Eltern auf alle Rechte an dasselbe Verzicht leisten und ihn unterschreiben. Darauf wird das Mädchen feierlich geschmückt und an einem glücklichen Tage und zu einer guten Stunde im Triumphe nach dem Tempel geführt. Hier empfangen es die schon vorhandenen Devadaschi's aus den Händen der Eltern, baden es in dem zum Tempel gehörigen Teiche, legen ihm ganz neue Kleider an und schmücken es mit den dem Tempel gehörigen Juwelen. So stellt nun der Priester das Mädchen dem Gotte vor und läßt es ein Gelübde nachsprechen, wodurch es sich zeitlebens seinem Dienste widmet. Nun wird, zum Zeichen, daß die Gottheit das Gelübde angenommen habe, der Blumenkranz ihres Bildes dem Mädchen um den Hals geworfen, und es muß etwas von der Milch trinken, mit der das Götterbild gewaschen wurde. Darauf durchbohrt ein Priester mit einem Pfriemen ein Ohrläppchen des Mädchens, womit denn die Einweihung vollendet ist. Die Neuaufgenommene wird nun in Al-

lem unterrichtet, was zu ihrem Stande gehört, im Lesen und Schreiben, in Musik, Gesang, Tanz und den Geschichten der Götter, vorzüglich des Gottes, dem sie angehört; auch lernt sie Hymnen und Lobgesänge und liest Bücher, die ihr zu lesen erlaubt sind. Auf diese Art werden sie die gebildetsten unter allen Hindufrauen. Unter gewissen Einschränkungen ist es ihnen erlaubt, ihre Reize Andern Preis zu geben. Die eigentlichen Devadascht's sind verpflichtet, ihre Liebhaber nur aus den beiden ersten Kasten zu wählen. Wird der Umgang einer solchen mit einem Sudra entdeckt, so wird ihr das Haar abgeschoren, der Körper mit Eselsurin gewaschen und beide Ohrläppchen abgeschnitten, endlich wird noch der entblößte Rücken von einem Tschantala mit Ruthen gepeitscht; der Sudra aber wird der Hälfte seiner Mannheit beraubt und aus dem Lande gejagt. Die Klasse der Daatscheri's steht der der Devadascht's zwar am Range nach, ist aber viel zahlreicher, unabhängiger und reicher. Sie müssen, wenn sie die Reihe trifft, in den Tempeln dieselben Dienste verrichten und alle bei öffentlichen Prozessionen zugegen seyn, wofür sie einen bestimmten Gehalt an Reis u. s. w. bekommen. Aber sie haben die Erlaubniß, auf Hochzeiten oder andern Festen der Reichen die Gesellschaft durch Tanz und Gesang zu erfreuen, wofür sie reichlich beschenkt werden. Ihre Liebhaber sind gewöhnlich aus der Kaste der Waisyas, die reicher und freigebiger als die Bramanen sind. Daher haben manche solcher Mädchen einen Schmuck von Gold und Diamanten 8 bis 10000 Rupien an Werth. Umgang mit Männern aus den unreinen Stämmen aber, so wie mit Christen und Muhammedanern ist ihnen verboten. Ihre reizende Kleidung und verführerischen Tänze werden von allen Reisenden gerühmt, aber auch ihre Uneigennützigkeit und Treue gegen den gewählten Liebhaber. Man hat sogar Beispiele, daß sie bei dem Tode desselben sich mit verbrannt haben. Ungegründet sind die Beschuldigungen, daß der Oberpriester jedes Tempels zuerst die neue Devadascht umarmte und die Braminen überhaupt die Gunst dieser Mädchen an Andere verkauften. An dergleichen Zwang ist durchaus nicht zu denken.

Man findet diese Einrichtung mit Tempeldienerinnen in der ganzen Halbinsel südlich vom Ganges und auf der ganzen Westküste bis Guzerate; dagegen gibt es keine Spur davon nördlich und östlich vom Ganges in dem alten Lande der Hindus. As. Rech. Vol. I. p. 166. 167. In den Ländern, wo man sie antrifft, herrschte sonst die Lehre des Buddha, und in den Anciennes relations des Indes etc. berichtet ein im 9. Jahrh. n. Chr. in diesen Gegenden reisender Araber, daß Mütter, wenn sie eine schöne Tochter hätten, sie ihrem Gotte Bod widmeten. Vielleicht stammt also die Anstalt aus dem Buddhaismus her und wurde nur nach dessen Verdrängung von den Bramanen beibehalten. Auch findet man in den bis jetzt bekannten epischen Gedichten der alten Hindus dieser Tempelmädchen nirgends erwähnt, obgleich sich öfters dazu Gelegenheit gefunden hätte. Sonst aber trifft man sie in allen Buddhistischen Ländern, z. B. in Ceylon, Pegu, Siam ꝛc., auch in Japan, wie Kämpfer berichtet (Reise. B. I. S. 245; II. S. 46 ꝛc. 246 u. 308.). (*Richter.*)

DEVAGUEL, bei den Hindus der Name der Halbgötter und guten Genien. (S. Deweta.) (*Richter.*)

DÉVAI, Matthias, einer der ersten und thätigsten Förderer des Protestantismus in Ungern. Sein eigentlicher Name war Biro. Er nannte sich aber lieber nach seinem Geburtsorte Déva, im Hunyader Comitate Siebenbürgens, den Dévaer, oder mit ungrischer Endung, Dévai; und dieser Name verblieb ihm. — Von vielleicht der ganzen ersten Hälfte seines Lebens ist nichts weiter bekannt, als daß er ein Mönch war, und daß auch in seine Zelle die Kunde von dem allen drang, was dort zu Wittenberg seit dem Jahre 1517 ein anderer Mönch begann, und daß er davon inniglich ergriffen sein Kloster und sein Vaterland verließ [1]). — Es mag im J. 1527 oder 1528 gewesen seyn, als er, wahrscheinlich schon ein Mann bei 30 Jahren, nach Erdöd, im Szathmárer Comitate Ungerns, kam. Der Ort gehörte damals Caspar Drágfi, Obergespan der Comitate Mittel-Szolnoik und Kraszna und einzigem Sohne des jüngst bei Mohács gebliebenen ungrischen Schatzmeisters und obersten Landrichters Johann Drágfi. Sein Burgpfarrer Andreas Batizi, stand schon auf Luthers Seite; so gelang es Dévai bald, diesen Herrn so für die Sache des Reformators zu gewinnen [2]), daß er sich unverhohlen für sie erklärte und ihre mächtige Stütze in der ganzen Umgegend ward. — Von Erdöd wanderte Dévai in das benachbarte Abaujvárer Comitat, dessen Obergespan damals Peter Perény war, der erste unter allen Großen Ungerns, der dem Werke Luthers huldigte und dasselbe allenthalben auf seinen ausgebreiteten Besitzungen an der Bodrog, wie an der Drau und Temes begünstigte. Auch ihn hatte Dévai Gelegenheit in seinem Glauben zu bestärken und zur Beharrlichkeit zu ermuntern. — Im J. 1529 zog er nach Wittenberg [3]), um aus dem Munde der Heroen des Lutherthums selbst noch nähern Aufschluß über ihr Werk zu erhalten. Er wohnte dort in Luthers Hause und aß von Luthers Tische, und erwarb sich seine wie Melanchthons Achtung in so hohem Grade, daß sie ihm darüber die unzweideutigsten Beweise gaben [4]). — Nach seiner Rückkehr von Wittenberg nahm er im J. 1530 die Stelle eines ungrischen Predigers zu Kaschau an und streute dort wie in der Umgegend der neuen Lehre Samen mit vielem Erfolge aus. Doch währte seine Wirksamkeit daselbst nicht lange. Auf Betrieb des Franziskanermönchs Gregor Szegedy, der zu Paris studirte und den stolzen Titel eines Doctors der Sorbonne führte, und auf Betrieb des Wiener Bischofs Johann Faber, an welchen dieser sich gewendet, ließ König Ferdinand I.

1) *Wagner* Analecta Scepus. P. II. p. 165, wo unter dem Monachus profugus, wie man anderswoher weiß, Dévai zu verstehen ist. 2) *Pázmáni Hodegus* p. 218. 3) *Bartholomaeides* Memoriae Ungarorum, qui in Alma condam Universitate Vitebergensi a tribus proxime concludendis seculis studia in ludis patriis coepta confirmarunt. Pestini 1817. (p. 336. 8 maj.) p. 7. 4) S. ihre weiter unten angeführten Briefe.

schon im nächsten Jahre (1531) den Befehl zu seiner Verhaftung und Absendung nach Wien ergehen, und es wurde der Befehl Donnerstag vor Martini vollzogen und hätte bald blutige Auftritte herbeigeführt, weil sich die Bewohner Kaschau's den geliebten Lehrer nicht wollten nehmen lassen [5]). — In Wien war Dévai's Loos wider alle Erwartung milde, und noch in demselben Jahre (1531) erfolgte seine Entlassung aus dem dortigen Gefängnisse. Ob aber dies seiner wackern Vertheidigung in Betreff der sieben und zwanzig Irrlehren, welche ihm Faber vorhielt, und die er zu Kaschau sollte verbreitet haben [6]), oder aber irgend einem andern Umstande zuzuschreiben sei, weiß man nicht. — Er nahm nun seinen Weg nach Ofen, wo der Gegenkönig Johann von Zápolya sein Hoflager hatte und wo er hoffte mehr Sicherheit zu finden, weil dieser König großentheils von Siebenbürgern umgeben war. Doch es wußten die Mönche auch hier ihn in den Kerker zu bringen, und er würde aus demselben auf den Scheiterhaufen haben wandern müssen, wenn es nicht durch der Umstände wunderbare Fügung wäre vereitelt worden. Es saß in demselben Kerker der königliche Hufschmid, der, wenn des Königs Leibpferd, das er bei der Anheftung eines Hufeisens vernagelte, nicht genesen würde, mit dem Tode sollte bestraft werden. Das Pferd genas, und dem Schmid wurde die Freiheit angekündigt. Aber er wollte davon durchaus keinen Gebrauch machen, wenn sie nicht auch sein Mitgefangener erhielte, der in dem Kerker sein Lehrer und sein Tröster war. Gerührt durch so dankbare Anhänglichkeit, gewährte ihm Zápolya seinen Wunsch, und Dévai erhielt gleichfalls die Freiheit [7]). — Nun verweilte er noch ein Paar Jahre in Ofen, immer thätig und wirksam für das Glaubenswerk, dem er sich gewidmet hatte. Er führte demselben immer mehr Anhänger zu, namentlich auch die beiden Pröpste Franz Bátzi von Zyppsen und Emerich Bebek von Stuhlweißenburg, die sich am Hofe Zápolya's aufhielten. Jetzt schrieb er auch jene zwei Abhandlungen, die, ob sie gleich nicht im Druck erschienen, sondern nur in schriftlichen Exemplaren herumgingen, doch so viele Bekenner dem alten Glauben entzogen, daß der schon gedachte Szegedy sie durch seine Rudimenta salutis (Wien 1535. 4.) zu widerlegen für Pflicht hielt. Die eine führte den Titel: de dormitione Angelorum, die andere handelte vom Glauben der Rechtfertigung, Gnade und andern Gegenständen der christlichen Lehre. — Als Zápolya sein Hoflager von Ofen nach Großwardein verlegte (1534), verließ auch Dévai jene Stadt und begab sich wieder in das Gebiet König Ferdinands nach Schärwär zu Thomas Nádasdy, dem nachmals so berühmten Palatin des Reichs, und trug das meiste dazu bei, daß aus dem Manne der größte Förderer des Lutherthums im linken Donaukreise ward. Er verfaßte auch daselbst im folgenden Jahre (1535) gegen Szegedy's Rudimenta salutis zwei Schriften, die eine unter dem Titel: Confutatio Apologiae cujusdam Gregorii Szegediensis, Ordinis S. Francisci, super quadam sententia Matthiae Dévai editae, per eundem Dévai Hungarum, und dem obigen Propst Bebek gewidmet; die andere unter dem Titel: Apologia quarundam propositionum, summam doctrinae Christianae continentium, contra indoctas censuras indocti Gregorii Szegediensis, und dem obigen Propst Bátzi zugeeignet. — Mit diesen zwei Schriften ging Dévai entweder noch zu Ende des Jahres 1535, oder zu Anfang des folgenden nach Wittenberg, um daselbst ihren Druck zu veranstalten, fand aber dazu schon in Nürnberg, wo er wegen eingetretener Unpäßlichkeit länger verweilen mußte, Gelegenheit. Er machte da mit dem Prediger Veit Dietrich (Vitus Theodoricus) Bekanntschaft, und dieser besorgte im Jahre 1537 den Druck der zwei Schriften, welchen er auch noch die ganze Prüfung beifügte, die Faber zu Wien mit Dévai vornahm, und die dieser in Nürnberg in die Feder dictirte, so gut als es das Gedächtniß gestattete. Sie hat den Titel: Articuli, in quibus Matthias Dévai Ungarus Viennae a Reverendo Patre Joanne Fabro damnatus est, non eo prorsus ordine, quo examinatus est, sed quem memoriae beneficio tenere potuit, conscripti [8]). — Mit einem schönen Empfehlungsschreiben Melanchthons an Nádasdy [1537. 7. Oct.] [9]) kehrte Dévai zu Ende des letztgedachten Jahres (1537) von Wittenberg wieder nach Schärwär zurück und nahm wahrscheinlich an all den Anstalten Theil, welche dort um diese Zeit zur Förderung der evangelischen Lehre getroffen und betrieben wurden. Dann waren es aber auch seine letzten Bemühungen für das Lutherthum. Er neigte sich von da immer mehr und mehr zu Zwingli's Lehre hin, und es mußte bald ganz unverhohlen geschehen seyn, weil die Prediger des Schäroscher Comitats schon im J. 1543 deshalb einen Klagebrief an Luther schrieben und darauf von ihm im nächsten Jahre (1544, 21. April) zur Antwort erhielten, er könne es kaum glauben, daß mit Dévai eine solche Veränderung sollte vorgegangen seyn; wenn es aber doch so wäre, so dürften sie versichert seyn, daß wenigstens er dazu keine Veranlassung gegeben habe [10]). — Wer sie aber gegeben habe, und ob es vielleicht gar durch eine persönliche Bekanntschaft mit dem schweizer Reformator selbst geschehen sei, ist leider ebenso wenig bekannt, als warum gerade jene Prediger sich deshalb beklagten. Überhaupt verschwindet von der Zeit an, als der Wechsel bei dem Manne eintrat, fast jede weitere Spur seines Lebens und Wirkens, und alles, was sich hie und da darüber findet, ist nur Vermuthung oder Möglichkeit. Das Wahrscheinlichste möchte noch seyn, daß er wirklich Prediger und Senior zu Debreczin gewesen sei, der niemandem zum Predigtamte gelangen ließ als nur solche, die mit ihm einerlei Meinung waren. Wol weiß man dort darüber nichts [11]), aber dies wiegt doch

5) *Wagner* Analecta Scepus. l. c. 6) *Lampe* Hist. Eccl. Reform. p. 20. 7) *Matthaeus Skaritza* in vita Stephani Szegedini (1568). p. 2.

8) Sie findet sich, wie schon gesagt, auch bei *Lampe* l. c. abgedruckt. 9) *Ribini* Memorab. Eccl. Aug. Conf. in Hung. P. I. p. 40. 10) *Ribini* l. c. p. 60. 11) Magyar

die gute Quelle noch nicht auf, in welcher sich die Nachricht findet [12]). Hingegen für sein Predigerthum in Pápa, von welchem man gleichfalls sehr zuversichtlich spricht [13]), hat man bis jetzt durchaus keinen haltbaren Grund. Wann vollends, oder wo, und auf welche Art der Mann gestorben sei, den man Ungerns Luther nannte, und der mit den ersten Männern des Reichs in so vielfacher Berührung stand, darüber findet sich nirgends auch nur die leiseste Vermuthung. — Außer seinen schon angeführten Schriften ist noch von ihm eine ungrische Hymne vorhanden, welche die Hauptsumme des Glaubens enthält und in das Gesangbuch der reformirten Gemeinden Ungerns aufgenommen ist [14]). Sie besteht aus so viel Strophen als sein Tauf- und Zuname Buchstaben enthält und außerdem noch einer. Die erstern beginnen der Reihe nach mit einem dieser Buchstaben, die letzte mit f, welches das fecit anzeigen soll.

(*Gamauf.*)

Devalvation s. Münzen.

DEVAPRAYÀGA *), in dem Volksdialekt Deoprag. Im Sanskrit wird eine Stelle, wo zwei oder mehre Flüsse zusammenströmen, Prayàga genannt; unter allen den Stromvereinen, die von den Hindus verehrt werden, sind die fünf am oberen Ganges die heiligsten, und unter diesen fünf wird dieser für den allerheiligsten gehalten. Dieser „göttliche" (das bedeutet das Wort Deva) Stromverein, der unterste von jenen fünfen, wird durch die zwei hier zusammenlaufenden Hauptquellflüsse des Ganges, Bhagirathi Ganga und Alakananda Ganga, gebildet, jener hier 112 F., dieser 142 F. breit; unmittelbar nach der Vereinigung ist der Ganges 240 F. breit und sehr reißend. Hier, im Winkel des Zusammenflusses, ist der heilige Badeort, wo drei Badebecken in den Felsen gehauen sind, die von unzähligen Pilgern benutzt werden. Felsenstufen führen hinauf zu einer Stadt, die etwa 100 F. über dem Wasser steht; die Häuser sind überhaupt zwei Etagen hoch, von großen Quadern gebaut und mit grobem Kalk verbunden. Sie enthielt im J. 1808 über 200 Häuser, meistens von Brahmanen bewohnt, zu deren Unterhalt 25 Ortschaften in der Umgegend Abgaben zahlen. An der höchsten Stelle steht ein pyramidalischer Tempel, dem Raghunath oder Ramatschandra geweiht, von ungeheuren Felsen ohne Cement gebaut, etwa 60 Fuß hoch. Drinnen verehrt man eine Bildsäule aus schwarzem Steine gehauen und in ihren unteren Theilen roth bemalt. Noch etwa 700 F. höher thürmt sich der Fels herauf. Lage: 30° 9′ n. Br., 78° 33′ ö. L. v. Greenw.

(*Palmblad.*)

DEVARIS, (Devarius), Matthäus, geb. auf der Insel Corfu gegen das Ende des 15. und gest. zu Rom in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. unter Papst Pius IV., in einem Alter von 70 Jahren. Seine Familie bekannte sich zu dem lateinischen Ritus und sendete ihn in seinem achten Jahre nach Rom, wo er in die griechische Schule, welcher Laskaris vorstand, aufgenommen wurde. Nachdem er aus dieser geschieden war, wurde er Bibliothekar des Cardinals Ridolfo, dem er zugleich die griechischen Schriftsteller vorlas. In dieser Zeit verfertigte er seinen reichhaltigen Index zu der römischen Ausgabe des Commentars über Homer von Eustathius (Rom 1542—50), wegen welcher mühsamen, gelehrten Arbeit Papst Paul III. ihm eine Pension ertheilte und ihn zum Corrector der griechischen Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek ernannte. Nach des Cardinals Ridolfo Tode leitete er drei Jahre lang die Erziehung des nachmaligen Cardinals Marco Antonio Colonna, und kam alsdann in das Haus des Cardinals Alessandro Farnese, in welchem er starb. Bleibenden literarischen Ruhm hat er sich erworben durch seine Schrift de graecae linguae particulis (Rom 1587. 4.), welche nach seinem Tode sein Neffe Peter Devaris herausgab. Matth. Gesner sagte davon: vehementer amo Matth. Devarii librum de particulis graecae linguae, qui est doctissimus et praeclare declarat, quam particulae vim habeant in connexione, in explicatione; quam restringendi, excipiendi cet. (*Isagoge.* II. §. 1154). Die römische Ausgabe ist sehr selten; eine neue, mit Anmerkungen begleitete, besorgte Jo. Gott. Fr. Reußmann (Leipz. 1775 u. 1793. 8.). — S. *Saxii* Onomast. IV, 610. (*H.*)

DEVARSCHIS, göttliche Heilige, eine Benennung der Rischis bei den Hindus. (S. Rischi.) (*Richter.*)

Devaux, Devauxia s. Desvauxia.

DEVAYAGNA oder Dewa-Jagna, das göttliche Opfer, eine Benennung des heiligen Opfers Homam (s. dieses) bei den Hindus. (*Richter.*)

DEVECSER (sprich: Devetscher), ein ungrischer Marktflecken des Weißprimer Comitats in Ungern, am Fuße des Berges Schomlyo, in dessen Nähe der berühmte Schomlauer Wein vortrefflich gedeiht, mit 1800 Einwohnern, einer kathol. Kirche und einem verfallenen Schlosse, das einst der Familie Csoron gehörte und ihr das Prädicat gab. (*Gamauf.*)

DEVELOPPEMENT, in der Baukunst, die einzelnen Risse zu einem Gebäude, um die innere Beschaffenheit und Austheilung der Stockwerke durch Grundrisse, Durchschnitte und Ansichten zu erläutern. In der

---

Ország Historiája (Geschichte des Königreichs Ungern), von Esaias Budai. 2. Bändchen. S. 87—95. 12) Matricula XXIV. Regalium, abgedruckt in *Wagneri* Analecta Scepus. P. II. p. 189—277 †). 13) A' Pápai Reformáta Szent Ecclesiának rövid Historiája, von Franz Toth. Komorn 1808. 8. 14) Unter dem Titel: Minden embernek illik ezt megtudni.

†) Ich bin im Stande, darüber noch eine andere, ebenso lautere Quelle, nämlich die alte Leutschauer Chronik von Caspar Hain, zu citiren, in welcher bei dem Jahre 1539 ausdrücklich gesagt wird: „Anno 1539 hat gelebet Herr Leonhardus Stöckel von Bartfeld, ein Schüler Lutheri, welcher die fünf freien Städte (in Oberungern: Kaschau, Leutschau, Eperyes, Bartfeld und Zeben) zur augsburgischen Confession gebracht. Ihm ist gefolget Johann Honter, Transilvanus, der zugleich Superintendent dieses Tracts (zu Kronstadt in Siebenbürgen) gewesen. Der dritte, der in Ungern die augsburgische Confession auszubreiten anfing, war Matthias Dévay, Hungarus et Pastor Debrecinensis Ecclesiae. (*Rumy.*)

*) *Raper* Survey in As. Res. T. XI. Webb. das. *Hamilton* East India Gazetteer. T. I. p. 504. Ritter Erdkunde Thl. 1. S. 697.

Kriegskunst, die Aufmärsche aus der Colonne, um sich in Schlachtordnung zu stellen. (*v. Hoyer.*)

DEVELTUS, Δευέλτος κολωνία *Ptolem.* 3, 11. Develton cum stagno, quod nunc Deultum vocatur veteranorum *Plin.* 4, 18; auf Münzen Colonia Flavia Deultum, welches, mit Plinius Worten verglichen, zu erkennen gibt, daß Vespasianus dort eine Colonie römischer Veteranen gründete. Der Name kommt aber späterhin oft corrumpirt vor, z. B. bei Ammianus Marcell. (31, 8.) Dibaltum. Nach Plin., Ptolem. und dem Iiner. Ant. p. 229. lag die Stadt in Thrakien und gehörte nach Hierokles (p. 635.) zur ἐπαρχία Αἱμιμόντου d. h. des Hämosgebirges, welche das heutige Rum-Ili einnahm. Da sie 24 Millien südwestlich von Anchialos lag, so wird sie ungefähr in der Gegend des jetzigen Meerbusens von Burgas gestanden haben, wo sich noch jetzt ein Ort Zagora oder Sagara finden soll. Sie lag aber auf der großen Straße, die über den Hämos führte, und war daher nicht ohne Bedeutung. Die Gothen eroberten sie im J. 377 nach Chr. Geb., wie Ammian. erzählt, darauf die Bulgaren im J. 812 (*Theophan.* p. 442), an welche sie in der Folge im J. 860 von den Griechen, mit dem am Hämos gelegenen Landstriche, abgetreten und unter dem Namen Zagora Hauptstadt wurde (*Zonaras* II. p. 125, 60.). (*L. Zander.*)

DÉVÉN, Divény, Dévin, Theben, slaw. Dewoina, Dowina [d. h. Mädchenburg] *), ein teutscher Marktflecken in Niederungern diesseit der Donau, Preßburger Gespanschaft, im Bezirke jenseit des Gebirges, nahe am Einflusse der March in die Donau, unter dem Berge Kobel, in einer reizenden Gegend, eine Meile von Preßburg entfernt, mit einem alten, von den Franzosen im J. 1809 größtentheils demolirten Schlosse, einer eigenen kathol. Pfarre, einem königl. Wasser-, Grenz-, Dreißigstamte, 208 Häusern, 1470 kathol. und 10 evang. luther. Einwohnern, gehört nebst den benachbarten Dörfern Ratschdorf (Récse), Neudorf (Dévén oder Divény Ujfalu) und Kaltenbrunn (Hidegkút) der gräfl. Pálfyschen Familie, und von dem Marktflecken hat die ganze Herrschaft ihren Namen. Die Einwohner sprechen dieselbe teutsche Mundart mit den Preßburgern und nähren sich größtentheils von dem Wein- und Obstbau. Es wächst hier vieles und gutes Obst, besonders große Kirschen. Die Felsenburg Dévén, von welcher man eine herrliche Aussicht auf die Donau und die March, den nahe liegenden Berg Kobel, auf die über der Donau liegenden Ortschaften Teutsch-Altenburg und Wolfsthal, über das Marchfeld mit dem herrlichen kaiserl. Lustschlosse Schloßhof an der March und den entfernteren Schneeberg in Österreich hat, ist aus sehr verschiedenartigen, in dieser Gegend nicht vorkommenden Steinarten, z. B. aus grobkörnigem, mit röthlichem Quarze versetztem Granit, erbaut. Über den Ursprung dieser alten Felsenburg hat man mehre Sagen. Eine leitet den Namen von dem slawischen Worte Dewoina oder Dewina (serbisch Dewojka), welches eine Jungfrau oder ein Mädchen bedeutet, ab und gibt die Tochter eines slawischen Herzogs für die Gründerin aus. Wahrscheinlich nennt man auch das Dévén gegenüber auf dem rechten Donauufer gelegene, alte Wolfsthaler Schloß (jetzt auch nur eine Ruine), magyarisch Leányvár (d. h. Mädchenburg), teutsch Gottenburg (Göttinburg), weil es mit dem Schlosse Dévén einerlei Ursprung hatte. Vielleicht kommt aber die Benennung von dem slawischen Namen der Göttin Venus, Dewoina, Dewa, Dewinna (gleichsam vorzugsweise: das Mädchen) her. Nach einer andern Sage verdankt es seinen Ursprung den Römern, die einst in dieser Gegend, namentlich in Carnuntum (zwischen Petronell und Teutsch-Altenburg) hausten. So viel ist gewiß, daß die Burg Dévén bereits um das Jahr 864 zu den bedeutendsten festen Plätzen von Großmähren (Murahania) gehörte. Um diese Zeit flüchtete sich dahin der slawische Herzog Ratislaw (Wratislaw, serbisch Radoslaw) mit seinen Schätzen, nachdem ihn der teutsche Kaiser Ludwig besiegt hatte. Nach einer langwierigen Belagerung ergab er sich dem Sieger und zwar unter sehr nachtheiligen Bedingungen. Unter Stephan I., oder Heiligen, kam das Schloß unter die Bothmäßigkeit der ungrischen Könige, nachdem die March zur westlichen Grenze von Ungern bestimmt worden war. Im J. 1233 wurde das Schloß, samt dem Marktflecken, von den Truppen des östreichischen Herzogs Friedrich verbrannt; 1272 von dem böhmischen Könige Ottokar, der den ungrischen König Bela besiegte (dessen Enkelin Kunigunde von Machovien oder Matschau er bald darauf heirathete) eingenommen, doch kam es nach dem Frieden wieder zu dem Königreiche Ungern. Zu Anfang des 16. Jahrh. ward es ein Eigenthum der mächtigen Grafen von St. Georgen und Pösing. Ferdinand I. schenkte das Schloß dem Palatin Stephan Báthory, um ihn für seinen Verlust, den er als Gegner der Zapolyaschen Partei erlitten hatte, zu entschädigen. Hier starb dieser große Mann im J. 1535, nachdem er an dem damals verfinsterten Himmel seines Vaterlandes als ein Stern erster Größe gestrahlt hatte. Als einer seiner Nachfolger sich zu der Partei des siebenbürgischen Fürsten Bocskay geschlagen hatte, kam das Schloß an den Fiscus, ex nota infidelitatis, und wurde wieder ein Eigenthum der ungrischen Krone. Im J. 1621 nahm es der tapfere östreichische Feldherr Bouquoy, nach einer kurzen Belagerung, der Partei des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen weg, und Ferdinand III. schenkte es nebst dem dazu gehörigen Marktflecken, nach dem Frieden, dem um den Stat und sein Vaterland höchst verdienten ungrischen Reichspalatin Paul von Pálfy. Im J. 1683 wurde es von den nach der Kaiserstadt Wien ziehenden Türkenhorden vergeblich belagert. Seit dem Anfange des 18. Jahrh. gerieth es immer mehr in Verfall und wurde endlich nicht mehr bewohnt. Im J. 1809 zerstörten es die Franzosen vollends, als sie die ungrische Grenze überschritten *). (*Rumy.*)

*) Der teutsche Name Theben ist durch bloße Corruption des ungrischen und slawischen Namens entstanden und hat mit Theben in Griechenland nichts als den gleichen Klang gemein.

*) Der gelehrte und geschmackvolle ungrische Geschichtsforscher

DEVENTER, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in der niederländischen Provinz Over-Yssel, welcher in den vier Cantonen Deventer, Hardenberg, Ommen und Raelte 41570 Einwohner enthält. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend am rechten Ufer der Yssel, welche hier die Schipbeek aufnimt, und über welche eine Schiffbrücke führt, ist mit vernachlässigten Festungswerken umgeben und hat 6 Thore, 4 öffentliche Plätze und enge Straßen; ein im J. 1630 gestiftetes Gymnasium, 6 Kirchen, darunter die Hauptkirche mit geschätzten Glasmalereien, eine Synagoge, 1200 Häuser und 9621 Einwohnern, welche starke Leinweberei, Bierbrauerei und eine Eisengießerei unterhalten. Jenseit der Yssel ist die aus Alleen bestehende, öffentliche Promenade de Werp. — Deventer, lat. Daventria oder Davonturum, war früher eine freie Reichs- und Hansestadt und hatte Münzgerechtigkeit. Papst Paul IV. errichtete hier im J. 1559 ein Bisthum, welches aber schon im J. 1591 wieder einging, nachdem die Stadt durch den Prinzen Moriz den Spaniern wieder abgenommen worden, in deren Gewalt sie im J. 1589 durch Verrätherei des Commandanten Stanley gekommen war. Sie ist der Geburtsort des berühmten Philologen J. Gronov, des Heinrich und Jacob von Deventer, Eberhard Bronchorst u. A.; Thomas a Kempis lehrte und starb in dieser Stadt. (*Leonhardi.*)

DEVENTER, das Bisthum, ist eines derjenigen, welche König Philipp II. in den Niederlanden neu begründete, in der Absicht, dem weitern Verfalle der katholischen Kirche entgegen zu wirken. Er widmete zu der bischöflichen Tafel die Propsteien an den Collegiatstiftern zu Deventer, Zütphen und Oldenzeel, und das bei Zwol gelegene, von regulirten Chorherren Augustinerordens besessene Priorat St. Agnes oder Berg-Klooster (in welchem Thomas a Kempis lebte und starb), verwandelte das bisherige Collegiatstift zu St. Liebinus in ein Domstift und untergab der geistlichen Gerichtsbarkeit des neuen Bischofs die Städte Deventer, Zwol, Campen, Vollenhoven, Zütphen, samt der Reichsgrafschaft Bentheim, wie dieses alles in der Erectionsbulle des Papstes Paul IV. vom J. 1559 auseinandergesetzt und bestätigt ist. Der erste Bischof, Johannes Mahusius, ein Franziskanermönch, resignirte wegen Leibesschwachheit, lebte seitdem in dem Franziskanerkloster zu Oudenarde, wo er im J. 1572 von den Hugonotten grausam gemißhandelt wurde, und starb im J. 1577. Sein Nachfolger Ägidius du Mont, ernannt im J. 1570, war früher Provinzial der brabantischen Franziskanerprovinz gewesen und starb ebenfalls im J. 1577. Ihm folgte durch Verleihung vom J. 1589 Gisbert Coeverinx, Dombechant zu Herzogenbusch, der jedoch niemals zur Possession gelangen konnte und auch die kurze Reihe der Bischöfe von Deventer beschloß. Im Jahre 1655 trennte der Papst Alexander VII. von der verwaiseten Diöcese die Grafschaft Bentheim, welche seitdem dem Münsterschen Kirchsprengel angehörte. In den Tagen seiner Blüthe hatte das Bisthum, welches dem Erzbischofe von Utrecht unterworfen war, 4 Collegiatstifter und 62 Klöster gezählt. (*v. Stramberg.*)

DEVEREUX (nach der in England seit langer Zeit und allgemein angenommenen Schreibart, obgleich es wol ursprünglich d'Evreux geheißen haben mag), ansehnliches, obwol von den großen Grafen von Evreux in der Normandie nicht abstammendes Haus, in welchem die Würde eines ersten Viscount von England erblich ist. Als der Ahnherr des Hauses wird ein Robert d'Evreux betrachtet, den man unter den Gefährten Wilhelms des Eroberers aufzählt. Walther Devereux, der mit des Lord Wilhelm Ferrers von Chartley einziger Tochter und Erbin verheirathet war, auch um ihrentwillen in das Parlament vom J. 1461 berufen wurde, fiel für Richard III. in der Schlacht bei Bosworth im J. 1485. Sein Sohn Johann, Lord Ferrers von Chartley, gest. im J. 1497, war mit Cäcilia, der Schwester und Erbin von Heinrich Bourchier, dem Grafen von Eu und Essex, verheirathet und brachte durch diese Vermählung unter andern die Baronie Bourchier an sein Haus. Dieses Sohn Walther, Lord Ferrers und Bourchier, gest. im J. 1558, wurde am 2. Febr. 1549 zum Viscount Hereford creirt und vermählte sich in erster Ehe mit Maria Grey, des Marquis Thomas von Dorset Tochter, und zum andern Male mit Margaretha, der Tochter von Robert Garneys auf Kenton in Suffolk. Aus der zweiten Ehe stammen die noch heute blühenden Viscounts von Hereford. Der Sohn der ersten Ehe, Richard, starb vor dem Vater, jedoch mit Hinterlassung eines Sohnes, Walther, der dem Großvater in der Eigenschaft eines Viscount von Hereford succedirte. Als die Königin von Schottland, um ihren Verkehr mit dem Herzoge von Norfolk zu erschweren, nach Coventry gebracht wurde, erhielt Walther den Auftrag, sie gemeinschaftlich mit den Grafen von Shrewsbury und Huntingdon zu bewachen. Seine Genauigkeit in der Erfüllung dieses Auftrags machte ihn der Königin so angenehm, daß sie ihn am 4. Mai 1572 zum Grafen von Essex ernannte. Der neue Graf, der nicht allein nach Ehre geizte, fiel auf den Gedanken, sein Glück durch Eroberungen in Ireland zu verbessern. Er entwarf den Plan zu einer Expedition nach Ulster, wo unter den O'Neales einige Unruhen ausgebrochen waren, und unterstützt durch verschiedene Höflinge, welche ihn von London zu entfernen wünschten, gelang es ihm, die Königin für sein Projekt zu gewinnen. Nachdem er sich erboten, die Hälfte der Unkosten zu tragen, und zu dem Ende seine Güter um eine Summe von 10000 Pfund an die Königin verpfändet, wogegen er sich die Hälfte der zu machenden Eroberungen als ein Kronlehen und die Erbmarschallswürde von

---

und Topograph Freiherr Aloys von Mednyanszky zu Veßele lieferte im 10ten Hefte des Tudományos Gyüjtemény (Wissenschaftliche Sammlung) 1820 eine interessante Beschreibung und Geschichte des Schlosses Diósgyör, nebst einer Ansicht des Schlosses in Kupfer, wie es noch im J. 1807, vor der Zerstörung durch die Franzosen existirte. Unter Adolf Kunkel's 264 Donauansichten (Text in topographischer, historischer, ethnographischer und pittoresker Hinsicht von Dr. Kunly. Wien, 1826. Fol.) kommen Nr. CXXVI. und CXXVII. zwei schöne Ansichten der heutigen Trümmer des Schlosses nach der Demolirung vor (samt einer Beschreibung von Kunly S. 19. und 20.).

Irland zusagen ließ, wurden bedeutende Streitkräfte zu seiner Verfügung gestellt. Seine Absicht war es, sich sogleich einzuschiffen, allein seine Gegner, besonders Leicester, wußten die Ausfertigung seiner Vollmachten auf mancherlei Art aufzuhalten. Als er endlich im J. 1573 in Clanhughboy landete, hatten die Stämme, auf deren Mitwirkung er geglaubt zählen zu können, sich eines andern bedacht, und ganz Ulster war gerüstet, sich der Fremdlinge zu erwehren. Dessen ungeachtet, und obgleich der Vicekönig alles mögliche versuchte, um das Unternehmen rückgängig zu machen, und obgleich es sich ergab, daß Essex nicht weniger in der Zahl als in der Beschaffenheit seiner Truppen betrogen worden, machte er einige Fortschritte. Die mitgebrachten Vorräthe waren aber bald aufgezehrt, neue nirgends aufgetrieben, und die kleine Armee, die sich auch in der Irländer Kriegsmanier und ihre unaufhörlichen Plackereien nicht zu finden wußte, äußerte ein höchst bedenkliches Mißvergnügen; insbesondere gingen alle Freiwilligen von Adel, die sich mit Essex eingeschifft hatten, und auf denen seine Stärke eigentlich beruhte, unter mancherlei Vorwänden nach Hause. Ohne Mittel, den Krieg fortzusetzen, blieb dem Grafen nichts übrig, als der Königin seine traurige Lage zu schildern, und sie war im Begriffe ihn zurückzurufen. Leicesters Meinung war dies aber keineswegs, und am Ende erhielt Essex den Befehl, in Irland auszuhalten und dem Vicekönige gegen die Rebellen im Süden beizustehen. Wirklich gelang es ihm, von dem unruhigen Brian Mac-Murchad und von dem mächtigen Grafen von Desmond Unterwerfung zu erzwingen, und mit erneuerter Lust kehrte er nach dem Norden zurück, um an der Colonisation von Ulster zu arbeiten. Der offenen Gewalt nicht mehr vertrauend, suchte er durch trügerische Unterhandlungen zum Ziele zu gelangen. Felim, einer der mächtigsten Häuptlinge unter den O'Neals, ließ sich berücken. Den Friedensvertrag zu besiegeln, lud ihn Essex zu einem festlichen Schmause. Der Irländer fand sich ein mit einem glänzenden und zahlreichen Gefolge (im J. 1574); noch kreiselte der fröhliche Becher, als Bewaffnete in den Saal stürzten und im Angesichte des irländischen Fürsten alle seine Begleiter niedermachten. Er selbst, seine Gemahlin und sein Bruder wurden nach Dublin gebracht und daselbst in Stücke geschnitten. Vergeblich hatte sich indessen Essex mit der namenlosen Schmach solcher Treulosigkeit belastet, sein Werk wollte nicht vorwärts schreiten; übersättigt von Widerwärtigkeiten aller Art legte er sein Commando nieder, um es alsbald wieder auf Befehl der Königin zu übernehmen. Das Glück schien ihm günstiger zu werden; als er eben die schottischen Ansiedler in Ulster überwunden, wurde er abgesetzt. Mit Mühe erhielt er die Erlaubniß, eine Reise nach England zu machen, aber kaum dort angelangt, erhielt er die Weisung, nach Irland zurückzukehren, um sein leeres Marschallamt auszuüben. Er gehorchte, erkrankte alsbald und starb, nur 36 Jahre alt, zu Dublin im J. 1576 an einer wahrscheinlich durch Kummer erzeugten Dysenterie. Die öffentliche Meinung hielt ihn jedoch für vergiftet und nannte als seinen Mörder den Grafen von Leicester; auch, was nicht zu übersehen, wurde ungewöhnliche Mühe angewendet, um der Königin und dem geheimen Rathe zu beweisen, daß Essex eines natürlichen Todes gestorben sei. Seine Witwe Lätitia, des Sir Franz Knollis Tochter, die schon früher ein Liebesverständniß mit Leicester unterhalten, heirathete ihn in zweiter Ehe, fiel aber darin in der Königin Ungnade, und niemals, selbst nicht in den Tagen der höchsten Gunst ihres Sohnes, konnte sie der eifersüchtigen Elisabeth Verzeihung erhalten. Nach Leicesters Tode heirathete Lätitia den Ritter Christoph Blount. In ihrer Ehe mit Essex hatte sie vier Kinder geboren. Walther der jüngere Sohn, ein kühner Kriegsmann, blieb in der Normandie im J. 1590; die ältere Tochter Penelope wurde an Robert Rich, Baron von Lee, und nach dessen Tode an Karl Blount, die jüngere, Dorothea, an den Ritter Thomas Perrot, und nach dessen tragischem Ende an Heinrich Percy, den Grafen von Northumberland, verheirathet.

Der ältere Sohn Robert, Graf von Essex, zählte noch nicht 10 Jahre, als er den Vater verlor. Im J. 1584 folgte er seinem Stiefvater in den holländischen Feldzug. Später wurde er durch denselben der Königin vorgestellt, und diese ward sogleich durch des Grafen Jugend, Geschicklichkeit und Geist geblendet, obgleich sein Äußeres nicht sonderlich vortheilhaft war, denn er war vorwärts gebückt, nachlässig im Anzuge und ging und tanzte ohne Grazie, Nachtheile, die durch ein Paar wunderschöne Hände nicht aufgewogen werden konnten. Die Königin ernannte ihn zum Stallmeister, gab ihm beim Erscheinen der unüberwindlichen Armada, obwol er das 21ste Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, die wichtige Stelle eines Generalkapitains der Reuterei, zeigte, als sie das Lager bei Tilbury besuchte, ihre Vorliebe für ihn mit Gepränge Angesichts des ganzen Heeres und belohnte seine unblutigen Dienste mit dem Hosenbandorden. Nach Leicesters Tode trat Essex als erster Günstling an dessen Stelle; die Königin begehrte seine beständige Anwesenheit am Hofe, und ihre Nachsicht für seine Launen machte ihn selbst zum Sklaven aller Leidenschaften. Allein der Umgang mit dem alten Weibe hatte wenig Reiz für den jungen Flüchtling, und die Begierde nach Ruhm, vielleicht auch nach Beute — denn er war bereits 22000 Pfund schuldig — lenkte seine Blicke auf die vor Plymouth versammelte Flotte. Ohne der Königin sein Vorhaben mitzutheilen, verschwand er plötzlich vom Hofe und an Bord des Swiftsure ging er am 8. April 1589 in See, so daß der Graf von Huntingdon, dem der Befehl geworden, den Ausreißer zu verhaften und gefangen zu den Füßen der Monarchin zurückzubringen, unverrichteter Dinge den Rückweg nach London antreten mußte. Freilich hatte er seinen Auftrag den Befehlshabern der Flotte, Norris und Drake, mitgetheilt, allein diese wußten nichts, oder wollten nichts von Essex wissen; unmöglich konnten sie aber, als der Swiftsure sich ihnen an der Küste von Portugal zugesellte, Angesichts des Feindes einen rüstigen Streiter von sich weisen. Am

13. Mai wurde bei Peniche gelandet, nachdem Essex zuerst mit dem Degen in der Faust in die Brandung gesprungen, und das Castell ward sofort genommen; ein ähnliches Wagestück bestand er vor Lissabon, wo er bis an das Thor vordrang und, freilich ohne Erfolg, Einlaß foderte. Ebenso erfolglos war überhaupt der ganze Feldzug, und als Essex nach dessen Beendigung an den Hof zurückkehrte, fand er seinen Platz in der Königin Gunst halb und halb durch Walther Raleigh und Karl Blount eingenommen. Jenen trieb er sofort nach Ireland. Gegen Blount und die goldene Schachkönigin, die dieser als Zeichen der Gunst von der Monarchin empfangen und am Arme trug, ergoß er sich in mancherlei Spottreden. Blount foderte Genugthuung; sie schlugen sich, Essex ward am Schenkel verwundet, die Eitelkeit der Königin ließ sie glauben, ihre Schönheit sei die Ursache des Zwistes gewesen, und ihre Neigung für den ältern Liebhaber erwachte in ihrer ganzen Stärke. Bald fand sich auch eine Gelegenheit, die Stärke dieser Neigung zu erproben. Essex hatte sich des nach England geflüchteten spanischen Statssecretairs Antonio Perez angenommen, und auf dessen Aussage hin den Leibarzt Roderigo Lopez, einen Juden, einer Verschwörung gegen das Leben der Königin bezüchtigt. Cecil mußte die Sache untersuchen und konnte nicht umhin, den Juden unschuldig zu finden. Essex erhielt wegen seiner Voreiligkeit einen scharfen Verweis, ging voll Ingrimm nach Hause und verließ sein Zimmer nicht, bis die Königin durch wiederholte Sendungen und Entschuldigungen die Beleidigung wieder gut gemacht hatte. Nicht zufrieden mit diesem Triumphe und angespornt durch Verdruß und durch die Hoffnung die Cecils zu beschämen, betrieb Essex nochmals die Untersuchung, und mit vieler Mühe brachte er gegen Lopez und zwei andern Portugisen eine nicht unwahrscheinliche Anklage auf Hochverrath zu Stande. Die Unglücklichen mußten sterben, damit der Liebling Recht behalte. — Bei der Belagerung von Rouen im J. 1691 befehligte Essex die engländischen Hilfstruppen in Heinrichs IV. Lager, ermüdet aber durch den langsamen Gang der Operationen und unwillig, daß seine dem Ligistischen Commandanten zugesendete Herausfoderung unbeachtet geblieben, ließ er sich für seine Person noch vor Ankunft des Entsatzes durch seine Königin abrufen. Im J. 1592 wurde er in den geheimen Rath aufgenommen. Im J. 1596, als Spanien mit einer neuen Flotte drohte, waren es vornehmlich Essex und der Admiral Howard, welche die Königin bestimmten, dem Feinde durch Aussendung einer Flotte, durch Zerstörung seiner Häfen, Werfte, Schiffe und Magazine, zuvorzukommen. Essex erhielt das Commando der Landtruppen, um aber seinen Ungestüm in Schranken zu halten, ward ihm ein Kriegsrath zur Seite gegeben, den er bei jeder wichtigen Vorfallenheit zu Rathe ziehen sollte. Nach vielem Schwanken und Zaudern, theils durch den heimlichen Widerstand der Cecils, theils durch die Unbeständigkeit der Königin veranlaßt, lief die Flotte am 1. Junius 1596 von Plymouth aus. Sie zählte 150 Segel mit 14000 Mann an Bord, worunter 1500 als Volontairs dienende Edelleute. Am 20. Junius warf sie Anker an dem Eingange des Hafens von Cadiz, in dem sich eben 15 Kriegsschiffe und etwa 40 Kauffahrer befanden. Schon am folgenden Morgen drangen die Engländer trotz des Feuers der Forts und der Strandbatterien in den Hafen selbst ein, und nach einem verzweifelten Gefechte ward die Mehrzahl der feindlichen Schiffe vernichtet oder genommen. Eine Stunde später hatte bereits der Graf von Essex, mit gewohnter Schnelligkeit, zu Puntal 1500 Mann ans Land gesetzt und gerades Weges gegen die Stadt geführt. Eine kleine Schaar, die zum Widerstande Miene gemacht, wich bei seiner Annäherung und gelangte, da die Thore verschlossen waren, durch eine Bresche in die Stadt. Essex folgte den Flüchtenden auf der Ferse, sie warfen sich in die Häuser und machten ein mörderisches Feuer, aber der Graf erreichte dessen ungeachtet den Marktplatz, wo sich der Admiral Howard und noch eine andere Abtheilung, welche durch ein Thor eingedrungen waren, mit ihm vereinigten. Jetzt war jeder Widerstand vorüber, und am folgenden Morgen ward eine Capitulation geschlossen, welche den Einwohnern gegen Erlegung von 120000 Kronen Schonung des Lebens zusagte, die Stadt aber samt allen darin befindlichen Kaufmanns- und sonstigen Gütern der Raubgier der Sieger Preis gab. Der Raub selbst wird von einigen auf vier, von andern auf acht Millionen Silberdukaten berechnet, und der Charakter der engländischen Soldaten zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seiner ganzen Wildheit, obgleich Essex alles that, was in seinen Kräften stand, um derselben Einhalt zu thun. Namentlich schickte er bei 3000 Nonnen und Frauen, denen er sogar erlaubt haben soll, ihre Kleinodien und Kleider mitzunehmen, unter Escorte nach Puerto Sancta Maria. — In dem Kriegsrathe erhob sich nun die Frage, was ferner zu beginnen. Essex schlug unter andern vor, in das Innere von Andalusien einzudringen; dann erbot er sich, wenn man ihm nur 4000 Mann lassen wolle, die Insel von Cadiz zu behaupten. Beide Anschläge wurden als zu verwegen verworfen, und die Truppen mit dem besten Theile der Beute eingeschifft, nachdem man die Stadt bis auf zwei Kirchen in Asche gelegt hatte. Aber auch während des fernern Laufes der Flotte konnte der Kriegsrath sich ebenso wenig zu neuen Unternehmungen verständigen, und nach vielem Zanke und einer zwecklosen Landung in Algarbien kehrte die Expedition nach Plymouth zurück, ehe sie noch volle 10 Wochen auswärts gewesen. Der Fall von Cadiz war der härteste Schlag, der noch den König von Spanien betroffen; er hatte 13 Kriegsschiffe und ungeheure Vorräthe eingebüßt, die stärkste Festung des Reichs lag in Trümmern, die Schwäche des vermeinten Kolosses war vor aller Welt Augen aufgedeckt, während Englands Macht sich in ihrer ganzen Größe gezeigt hatte. Wirklich wurden auch die Sieger von ihren Landsleuten mit Triumphgeschrei und Jubel begrüßt; nur bei der Königin fanden sie einen kalten, ungnädigen Empfang.

Seit dem Augenblicke, wo Essex zum ersten Male

am Hofe erschien, hatte ihn Burleigh mit Eifersucht angesehen. Als Alter und Gebrechlichkeit diesen Statsmann mahnten, es sei die Zeit gekommen, sich von den Geschäften zurückzuziehen, suchte er, wie natürlich, seinen Platz und Einfluß seinem Sohne, Robert Cecil, zu verschaffen. Essex war der einzige, der ihm hiebei hinderlich werden konnte; er suchte daher dessen Einfluß insgeheim zu untergraben, während er äußerlich die größte Ergebenheit für ihn heuchelte, und die Königin, vielleicht um zu zeigen, daß ihr Günstling sie nicht beherrsche, gab seinem Widersacher häufig Gehör und bewilligte zwar gewöhnlich, was Essex für sich, doch nie was er für andere begehrte. Kaum war Walsingham verstorben, so schlug Burleigh seinen Sohn Robert Cecil, Essex aber zuerst den unglücklichen Davison und dann den Thomas Bodley für die erledigte Stelle vor. Unter dem Vorwande, den Frieden zwischen beiden Parteien zu erhalten, wählte Elisabeth keinen, sondern ersuchte Burleigh, provisorisch die Geschäfte zu führen, wobei sie ihm erlaubte, sich seinen Sohn als Gehilfen beizugesellen. Die Absicht des alten Fuchses, wie ihn Essex nannte, war klar, doch hatte der Graf Einfluß genug, um des jungen Cecil Ernennung sechs Jahre lang hinzuhalten. Kaum aber war die Expedition nach Cadiz ausgelaufen, so unterzeichnete Elisabeth das Dekret, und die Höflinge, welche das Übergewicht der Cecils nicht mehr bezweifelten, suchten die Königin dem abwesenden Günstlinge vollends zu entfremden. Seine Liebschaften und Ausschweifungen, seine Anmaßung, sein Eigensinn und Jähzorn wurden mit Übertreibung geschildert und heuchlerisch beklagt. Cadiz hieß eine leichte, nur durch die Flotte bewirkte Eroberung, von der Raleigh das ganze Verdienst habe. Inwiefern sie die Königin überzeugten, ist ungewiß, als aber Elisabeth hörte, die Beute sei nicht für die Schatzkammer aufbewahrt, sondern vertheilt worden, ließ ihr Geiz sie nicht mehr an des Grafen übler Aufführung zweifeln, und sie erklärte, wenn sie bisher seinen Willen gethan, so solle er jetzt den ihrigen thun lernen. Als die beiden Oberbefehlshaber in Plymouth eintrafen, wurde ihnen von wegen der Königin eröffnet, die Expedition koste ihr bereits 50000 Pfund (auch Essex hatte aus seinem Vermögen, oder vielmehr aus seinem Credit eine bedeutende Summe darauf verwendet), sie werde sich daher keinen fernern Ausgaben unterziehen, sondern ihnen, welche wüßten, was aus der Beute geworden, komme es zu, Geld zur Bezahlung der Matrosen und Soldaten herbeizuschaffen. Auf diese sonderbare Mittheilung eilte Essex sogleich an den Hof; da er aber wußte, wie unvortheilhaft man ihn der Königin geschildert hatte, fand er für gut, eine ganz neue Rolle, die eines Heiligen nach puritanischem Zuschnitte, einzustudiren. Der fröhliche, wollüstige Essex nahm ein ernstes, gesetztes Wesen an; jene, denen die Öffentlichkeit seiner Liebschaften anstößig gewesen war, wurden durch die ausschließliche Aufmerksamkeit, die er seiner Gemahlin widmete, überrascht, und sein regelmäßiges Erscheinen, seine inbrünstige Andacht bei Predigt und Gebet erbaute oder belustigte vielleicht seine ehemaligen Gesellen. Dessen ungeachtet weigerte die Königin, wenn sie auch wider Willen ihre Freude über die Rückkehr des Lieblings äußerte, sich hartnäckig, seine Rechtfertigung unter vier Augen anzuhören; täglich mußte er vielmehr im Rathe vor ihr erscheinen und sich Punkt für Punkt verantworten. Er behauptete, er und seine Collegen hätten gethan, was in ihren Kräften stand, sie hätten der Königin zwei Gallionen und über 100 metallene Geschütze gebracht; wenn sie ihren Antheil an der übrigen Beute vermisse, so müsse sie sich an die durch den Lord Schatzmeister ernannten Commissarien halten, die trotz öfterer Ermahnung ihre Pflicht verabsäumt hätten; er für seine Person sei bei allen Gelegenheiten durch seine Collegen im Kriegsrathe, die Creaturen der Cecils, überstimmt worden, welche sich insbesondere seinem Vorschlage, in den Gewässern von Terceira die spanische Silberflotte aufzufangen, widersetzt hätten. Eben langte die Nachricht an, diese Flotte sei, zwanzig Millionen Dukaten reich, in Spanien angelangt. Augenblicklich richtete sich der Zorn der Königin auf des Grafen Widersacher und deren Beschützer, jedermann suchte sich mit dem Beklagten zu versöhnen, und selbst Burleigh, der die Königin überredet hatte, ihr gehöre das von den Bürgern von Cadiz erpreßte Lösegeld, nahm nunmehr Partei für Essex. Des Günstlings Triumph konnte nicht vollständiger seyn, zumal Burleigh wegen dieser Abtrünnigkeit von seiner Gebieterin die härteste Behandlung erfahren mußte; aber von den Geschäften konnte er den Robert Cecil nicht verdrängen. Dieser war fleißig und verständig, ein Meister in der Kunst zu schmeicheln und stets bereit, seine Ansicht der höhern oder „göttlichen Beurtheilung seiner Monarchin" zu opfern. Essex hingegen war unruhig und eigensinnig, konnte er nicht mit Gründen und Bitten durchdringen, so beschuldigte er die Königin der Unfreundlichkeit, er verließ den Hof und hütete unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit das Bett, und obwol Elisabeth mehrmals beschloß, seinen Eigensinn zu brechen, gab sie jedesmal nach, aus eitler Furcht, sein Herz zu brechen. Außerdem war noch ein Punkt vorhanden, der ihn in Gefahr setzte, die Gunst seiner Gebieterin zu verlieren. Die Welt, die an seine Frömmigkeit nicht glaubte, nannte ihn, vielleicht mit Unrecht, den begünstigten Liebhaber einer verheiratheten Dame von hohem Range, und die Königin selbst hatte sich überzeugen müssen, daß er mit einer ihrer Hoffräulein, mit der schönen Bridges, verkehre. Die Schuldige empfing ihre Züchtigung von der Königin eigner Hand (1. Dec. 1596), aber Essex wurde begnadigt und scheint wenigstens für die Zukunft vorsichtiger geworden zu seyn, wozu ihn vielleicht auch die von Persons herausgegebene Conferenz über den nächsten Erben der engländischen Krone bestimmt haben mochte. Dieses Buch war dem Grafen dedicirt worden, mit solchem Lobe seiner vielen Tugenden, daß die Königin selbst Eifersucht darüber empfand, zumal Essex von wegen seiner Eltermutter, die von Thomas von Woodstock, dem Herzoge von Glocester, abstammte, unter den Kronprätendenten aufgezählt war. Was dieserhalb zwischen ihm und der Königin vorging,

ist nicht bekannt, aber am 8. November 1596 bemerkte man, daß er bleich und nachdenkend von ihr schied. Zu Hause angekommen, schien er sehr krank, und er hütete, obgleich die Königin ihn Tags darauf besuchte, bis zum 12. November das Bett.

Unter diesen Umständen war es ihm wol nicht unerwünscht, daß die Nachricht von neuen Zurüstungen in den spanischen Häfen auch von Seiten Englands neue Anstrengungen erheischte. Es wurde eine Flotte von 140 Schiffen, ein Heer von 8000 Mann dem Grafen übergeben; unter seinen Befehlen standen der Lord Thomas Howard und Walther Raleigh. Er war nicht mehr an einen Kriegsrath gebunden, die Cecils hatten, wie er glaubte, die Zahl seiner Freunde vermehrt, und er sah nichts vor sich als Sieg und Ruhm. Unglücklicherweise war das Wetter ungünstig; Essex in seiner Ungeduld jammerte über den Verzug, die karge Königin über die Vermehrung der Kosten; um das Hinderniß zu überwinden, nahmen beide ihre Zuflucht zum Gebete, der Wind wurde nordöstlich, und Elisabeths Demuth schrieb diese günstige Veränderung der brünstigern Andacht ihres Günstlings zu. Allein Essex sollte in dieser Expedition nichts als Unglück erfahren. Die Flotte hatte kaum 40 Meilen zurückgelegt, als sie durch einen Sturm zurückgetrieben wurde (9. Juli 1597), der vier Tage anhielt. Mit gewohnter Hartnäckigkeit kämpfte der Graf gegen Sturm und Wellen, bis sein Schiff ein Wrack geworden. Die ihn begleitenden Volontairs hatten den Seedienst gekostet, die meisten schlichen sich nach Hause, so wie man zu Plymouth anlangte. Die Ausbesserung der Flotte hätte Kosten verursacht, zu denen die Königin sich nicht verstehen wollte. Essex segelte wieder ab, aber mit weniger Schiffen und unter veränderter Bestimmung. Er erreichte die Azoren, nahm Graciosa und Florez, während Raleigh ohne Befehl *) ein Gleiches mit Fayal that; aber die Silberflotte, auf die es allein abgesehen war, entkam, begünstigt durch des Grafen Unbekanntschaft mit dem Seedienste, nach Terceira, und die Engländer mußten mit vier unbedeutenden Prisen und mäßiger Beute den Heimweg antreten. Von Plymouth ging Essex an den Hof, wo die bittersten Vorwürfe seiner harrten. Er habe, sprach die Königin, nichts gethan, um die Kosten der Expedition zu vergüten, vielmehr ihre Schätze vergeudet, seine Instructionen verkannt und den tapfern Raleigh mißhandelt. Schmollend verschloß sich Essex in sein Haus zu Wanstead unweit London, und seine Beschwerden, so wie die fruchtlosen Bemühungen der Monarchin, ihn zu beruhigen, unterbrachen für mehre Wochen den Gang der Statsgeschäfte. Elisabeth ließ sich zu dem Bekenntnisse herab, alle gegen den Grafen erhobenen Beschuldigungen seien grundlos; das war ihm aber nicht genug. Er verlangte Genugthuung dafür, daß die Stelle eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster an Robert Cecil statt an eine seiner Creaturen vergeben worden, und daß dem Lord Admiral in dem Patente, welches denselben zum Grafen von Nottingham ernannte, aller Ruhm wegen der Einnahme von Cadiz zugetheilt worden. In seinem Unwillen erbat er sich die Erlaubniß zum Zweikampfe mit Nottingham oder einem von dessen Söhnen, und nur durch seine Ernennung zum Lord Marschall (18. Dec. 1597), welche ihm den Rang vor dem Lord Admiral verschaffte, durch ein Geschenk von 7000 Pfund Cochenille und durch einen vortheilhaften Contract für den Verkauf einer noch größern, in den königlichen Magazinen deponirten Quantität, ließ er sich beruhigen. Diese Unterhandlung hatte vornehmlich Cecil geleitet, der im Begriffe, seine Gesandtschaft nach Frankreich anzutreten, den Grafen nicht als seinen Feind zurücklassen wollte, und wirklich erreichte er seinen Zweck. Essex wurde des Cecil Freund, wachte während Roberts Abwesenheit für dessen Interesse und führte zugleich die Geschäfte des Statssecretariats. Die Frage, ob England dem Frieden von Vervins beitreten solle, trübte zuerst diese Einigkeit, Essex sprach im geheimen Rathe mit gewohnter Heftigkeit für den Krieg, die Cecils priesen den Frieden; in der Hitze der Discussion mahnte der Lord Schatzmeister an die Schlußworte des Psalms 55: „die Blutgierigen werden ihr Leben nicht zur Hälfte bringen.“ Er machte keinen Eindruck, wenn gleich viele in diesen Worten eine Prophezeiung erblickten, die früh genug in Erfüllung ging. Die Ernennung eines Lord Lieutenants für Ireland veranlaßte noch ernstlichere Debatten. Dem Rathe der Cecils folgend, wollte die Königin dieses Amt an den Oheim des Grafen, an Wilhelm Knollys geben, Essex hingegen verlangte es für Georg Carew. In der Discussion sagte ihm Elisabeth beißende Worte, statt der Antwort kehrte er ihr verächtlich den Rücken. Ihres Zorns nicht mächtig, gab sie ihm eine derbe Ohrfeige und hieß ihn zum Teufel gehen. Essex griff an sein Schwert, aber der Lord Admiral legte sich ins Mittel, und jener stürzte hinaus und schwur, einen solchen Schimpf hätte er von ihrem Vater nicht geduldet und er werde ihn noch viel weniger von einem Könige im Unterrocke dulden. Der Krieg war demnach erklärt, und Hof und Nation sahen dem Ausgange neugierig entgegen. Essex begehrte Genugthuung für den Schlag, Elisabeth Abbitte wegen seiner Vermessenheit. Die Monate Julius und August vergingen, ohne daß von einer Seite ein versöhnender Schritt gethan wurde. Im September wurde der Graf ernstlich, vielleicht auch nur scheinbar krank; die Königin wurde sanfter, so lange sie ihn in Gefahr wußte, kehrte aber auch gleich nach seiner Genesung zu ihren starren Gesinnungen zurück. Des Grafen Freunde beschworen ihn, der Monarchin nachzugeben. Dazu rieth auch der Siegelbewahrer Egerton in einem langen Briefe, dem jener aber noch weitläufiger antwortete, er sei entschlossen, nicht nachzugeben und die Folgen abzuwarten. Dennoch kam eine Aussöhnung zu Stande, und am 6. November kehrte Essex an den Hof zurück. Er schien wieder in Gnaden zu stehen, aber in Elisabeths Herzen war die Liebe dem Hasse gewichen;

*) Nach seiner Instruction hatte Raleigh hiedurch den Tod verdient, und Esser wurde aufgefodert, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. „Ich würde es thun,“ antwortete der Graf in echtem Rittersinne, „wenn er mein Freund gewesen wäre.“

fortan ließ sie seiner Verwegenheit und seinem Ehrgeize die Zügel schießen und ihn dem Verderben zu rennen.

In den weitern Berathungen über den Zustand von Ireland zeigte Essex durch seine Einwendungen gegen die Ernennung jedes andern, daß er die Stelle eines Lord Deputy für sich wünschte, obwol er es unter seiner Würde hielt, darum zu bitten. Seine Feinde, begierig ihn vom Hofe zu entfernen, suchten seinen Ehrgeiz zufrieden zu stellen, und die Königin ward nach langem Widerstreben vermocht, alle seine Foderungen zu bewilligen (März 1599). Es wurde ihm eine Schuld von 8000 Pfund erlassen, und das Dreifache dieser Summe als Geschenk hinzugefügt; eine Armee von 18000 Mann, die besten Truppen des Reichs, wurde seinem Commando untergeben, und seine Vollmachten waren ausgedehnter, als sie einer seiner Vorgänger gehabt, namentlich erhielt er die Befugniß, alle Verbrecher und Verräther ohne Ausnahme zu begnadigen, nach eigenem Ermessen Krieg zu führen oder Frieden zu schließen und nach eigner Wahl die Offizierstellen zu vergeben. Selbst seine Instructionen waren nach seinen eigenen Angaben abgefaßt; vor allem sollte er mit sämtlichen disponiblen Truppen gegen Tyrone ziehen und wo möglich die Provinz Ulster, den Herd des Aufruhrs, unterwerfen. Oberflächlichen Beobachtern schien es, als habe er in der königlichen Gunst seinen alten Platz wieder eingenommen, und bei dem Aufbruche entließ ihn Elisabeth wirklich mit Zeichen von Wohlwollen. Allein sie war noch immer gegen ihn gestimmt; einige seiner Officiere wurden angewiesen, ihr über sein Benehmen getreulich Bericht zu erstatten, und seine Feinde im Rathe lächelten über die Hast, mit der er in die Schlinge stürzte. In Ireland angekommen, gab er seinem Freunde, dem Grafen von Southampton, das Commando der Reuterei, obgleich ihm die Königin dieses, aus persönlichem Grolle gegen Southampton, ausdrücklich untersagt hatte, und kaum konnte er durch zwei sehr ernsthafte Schreiben der Monarchin dahin gebracht werden, daß er diese Handlung entschiedenen Ungehorsams zurücknahm. Ebenso wenig schien Essex geneigt, seiner schriftlichen Instruction wahrzunehmen. Gegen die allgemeine Erwartung richtete er seinen Marsch nach Munster, er drang, obwol er einige ungünstige Gefechte mit den O'Moores zu bestehen hatte, bis Limerick, nahm im Vorbeigehen Cork und Waterford und kehrte längst der Küste nach Dublin zurück (30. Juli 1599). Der Einnahme zweier Schlösser und der trüglichen Unterwerfung einiger Häuptlinge hatte er drei Monate, die günstige Jahreszeit und den besten Theil seines Heeres geopfert. Die Königin wollte seine Rechtfertigung nicht hören, die verlangten Verstärkungen nicht bewilligen, und er empfing den entschiedenen Befehl, den Zug gegen Ulster anzutreten. Am 24. August stieß er mit nur 3000 Mann, mehr war ihm nicht geblieben, an den Ufern des Brenny auf Tyrone. Statt zu schlagen, trafen sich beide Heerführer zu einer geheimen Unterredung, in welcher allerdings mehr von den Interessen des Grafen, als von denen der Königin gehandelt worden zu seyn scheint. Den Tag darauf fand eine öffentliche Conferenz Statt, und es ward ein während des Winters von 6 zu 6 Wochen zu erneuernder Waffenstillstand abgeschlossen, unter der Bedingung, daß der Graf die nicht allzu bescheidenen Foderungen des Häuptlings von Tyrone an die Königin befördere. Dieser den Verheißungen des Grafen so sehr widersprechende Ausgang des Feldzugs entzog ihm vollends die Gunst seiner Monarchin. Wenn die Nichterfüllung ihrer Erwartungen ihren nur scheinbar schlummernden Zorn wieder erweckte, so flößte die Unwissenheit dessen, was zwischen ihrem Deputy und Tyrone vorgegangen, ihr zugleich Verdacht gegen dessen Treue ein. Aber er ließ ihr keine Zeit, über diesen Gedanken zu brüten. Am 28. September, als sie eben aufgestanden, aber noch nicht angekleidet war, öffnete sich die Thüre ihres Schlafgemachs und Essex lag zu ihren Füßen. Er bat, ihm seine unerwartete Ankunft zu verzeihen und dieselbe dem Eifer für ihren Dienst beizumessen, welcher ihn aus Ireland herbeigeführt habe, um seiner Gebieterin den wahren Zustand des Königreichs vor Augen zu legen. Elisabeth wußte nicht, ob sie zürnen oder sich freuen sollte. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse, und freudig beurlaubte sich Essex. Seinem Freunde sagte er, in der Fremde habe er viele Stürme, daheim aber völlige Windstille getroffen. Gegen Mittag wurde er zur Audienz gelassen, was ihn in seinem Irrthume bestärkte, allein am Abend brach das Ungewitter aus. Er bekam Stubenarrest, und nach einigen Tagen wurde er dem Siegelbewahrer übergeben, um unter dessen Aufsicht in freier Haft zu bleiben.

Seine plötzliche Rückkehr war durch einen zornigen Brief verursacht worden, den er den Einflüsterungen seiner Nebenbuhler zuschrieb. Sein erster Gedanke war gewesen, mit 2000 Reutern nach Wallis zu überschiffen, nach London zu eilen und seine Widersacher vom Hofe zu verjagen, allein auf Zureden des Grafen von Southampton und des Christoph Blount, der aus dem Buhlen seiner Mutter ihr Eheherr geworden war, entsagte er dem gefährlichen Plane und beschloß, wie einst Leicester, durch sein unerwartetes Erscheinen am Hofe die Umtriebe seiner Feinde zu vereiteln. Allein Elisabeth ließ diesen Kunstgriff nicht zweimal gelingen. Ihre Härte hatte mit den Jahren zugenommen, und die Vorstellungen von Robert Cecil, von dem Grafen von Nottingham, von Lord Cobham und Walther Raleigh erhielten ihren Zorn lebendig, und sie ließ ihn nicht nur an dem Grafen, sondern auch an allen seinen Begleitern aus. Ganz anders aber als der Hof, ließ des Volkes Stimme sich über den Grafen vernehmen. Man beklagte sein Unglück und tadelte die blinde Strenge der Königin, Essex ward in Predigten und Flugschriften vertheidigt; mehre Prediger waren so kühn, für ihn in der offenen Kirche zu beten, und sogar in dem Palaste wurden Schmähschriften gegen jene, die man für seine Feinde hielt, verbreitet und angeheftet. Durch diese Äußerungen der öffentlichen Meinung beunruhigt, wollten Cecil und Nottingham sich das Verdienst erwerben, die Königin zu besänftigen, allein sie war unerschütterlich, und Fürbitten schärften nur ihren Rachedurst. Zwar äußerte sie, sie

wolle Besserung und nicht sein Verderben, aber erst nachdem sie die Richter befragt und mit Leidwesen erfahren hatte, eine Klage auf Hochverrath sei nicht einzuleiten. Alle Bitten seiner Freunde, alle seine Demüthigungen wurden verächtlich aufgenommen, und keiner seiner Verwandten, auch nicht seine Gemahlin, erhielt Erlaubniß, ihn zu besuchen. Der Kummer warf ihn auf das Siechbett, allein die Königin hielt seine Krankheit für Verstellung, bis man sie überzeugte, daß kaum noch Hoffnung vorhanden sei, den Kranken zu retten. Jetzt schickte sie ihm eine von ihrer eigenen Hand bereitete Suppe, und mit thränenden Augen betheuerte sie, daß sie ihn selbst besuchen würde, wenn es ihre Ehre erlaubte. Gleich Wolsey ward der Graf durch den Sonnenblick der königlichen Gunst in das Leben zurückgerufen, und gleich ihrem Vater verfiel die Königin zurück in ihren Widerwillen, je mehr es sich mit dem Kranken besserte. — So spannte des Grafen Schicksal Monate lang die Aufmerksamkeit des Hofes. Elisabeth konnte zu keinem Entschlusse gelangen, aber ebenso wenig nährte der Graf, wenn er auch Erlaubniß erhalten, als ein Gefangener sein eignes Haus zu bewohnen, die Hoffnung eines günstigen Ausgangs. Die Heftigkeit seiner Schwester, der Lady Rich, die sogar einen Brief, den sie seinetwegen an die Königin geschrieben, in Umlauf brachte, zwang diese endlich, ihrer eigenen Rechtfertigung wegen, dem Grafen durch eine Commission von 18 Gliedern den Prozeß machen zu lassen; doch sollte das Verfahren geheim gehalten und die Entscheidung nur ein Gutachten genannt werden. Essex wurde hauptsächlich dreier Vergehen angeklagt: der Vernachlässigung des Kriegs gegen Tyrone, der entehrenden Conferenz und des Vertrags mit diesem Rebellen und der unbefugten Rückkehr nach England, worauf er verurtheilt ward, seiner Ämter als Geheimer Rath, Lord Marschall und Befehlshaber der Artillerie entsetzt zu werden, und so lange es Ihrer Majestät gefalle, Hausarrest zu haben. Er fügte sich in sein Schicksal mit einer Demuth, welche die Commissarien und die Königin rührte, brachte seine Zeit fortan in Andachtsübungen zu und erklärte, die Zähren der Reue hätten die Flamme seines Ehrgeizes ausgelöscht, er habe der Welt auf ewig Lebewohl gesagt, und wenn er die königliche Gunst noch suche, so geschehe es um keiner irdischen Absicht willen, sondern damit er aus diesem Leben scheiden könne, versöhnt mit ihr, die er als das Ebenbild des Allmächtigen verehre. Elisabeth begann einen Blick des Mitleids auf den reuigen Sünder zu werfen, sein Obriststallmeisteramt wurde ihm nicht entzogen, er wurde der Aufsicht der Hüter enthoben, mit der Weisung jedoch, den Hof zu meiden und sich als Gefangener auf Ehrenwort anzusehen.

Unterwürfigkeit und Zerknirschung waren lediglich eine Maske, unter welcher Essex das Toben seiner Leidenschaften und die verschiedenartigsten Entwürfe barg. Seine Freunde suchten ihn zur Flucht nach dem Auslande zu bereden; entschlossen antwortete er, nie werde er im Exil leben, er wolle seine vormalige Größe wieder erlangen oder in dem Versuche untergehen. Weit mehr schmeichelte ihm das Project, das man ihm kaum in Irland hatte ausreden können, sich mit Gewalt der Person der Königin zu bemächtigen und seine Feinde aus dem Rathe zu stoßen. Zu dessen Ausführung bewarb er sich um die Mitwirkung des Königs von Schottland und des Vicekönigs Mountjoy von Ireland. Gab letzterer seine Einwilligung, so nahm er sie doch gleich zurück, als die Nothwendigkeit nicht mehr bestand, sein Leben zu wagen, um jenes des Freundes zu retten; seit dem Gutachten der Commissarien war Essex nicht mehr bedroht, durch das Henkerbeil zu sterben. Entmuthigt durch diesen Abfall, machte der Graf nochmals den Versuch, sich der Königin zu nähern. Ein ihm verliehenes Monopol auf süße Weine ging mit Michaelis 1600 zu Ende. Er bat um dessen Erneuerung, erhielt aber die Antwort, es solle zuvörderst der Ertrag ausgemittelt werden, auch pflege man unbändige Pferde durch Verminderung des Futters zu zähmen. Er bat zum zweitenmale, und Elisabeth ernannte eine Commission, das Monopol für sie selbst auszuüben. Der Graf wartete bis zum 17. November, dem Jahrestage ihrer Krönung. An diesem Tage empfing sie von ihm einen demüthigen, rührenden Brief, der wohl berechnet war, ihre Liebe wieder anzufachen, wenn ein Funken davon sich in ihrer Brust erhalten hatte. Der Brief blieb unbeachtet, der Unglückliche, des letzten Bretes, woran er sich in seinem Schiffbruche anklammerte, verlustig, überließ sich den Eingebungen seiner Verzweiflung. Zeither hatte er in Zurückgezogenheit und Stille gelebt, jetzt stand Essexhouse jedem offen, und es herrschte darin eine gastfreie Lebensart, die der Lage und den Finanzen des Besitzers gleich wenig angemessen schien. Seine Feldzüge hatten ihn bereits mit vielen Edelleuten vom Kriegsstande in Verbindung gesetzt, diese Verbindungen bemühete er sich jetzt durch Liebkosungen und Freundschaftsbezeugungen noch inniger zu machen; seine ehemaligen Dienstboten und Clienten wurden vom Lande hereingerufen, und verwegene, dürftige Abenteuerer vermehrten ihre Zahl. In der Stille buhlte er um das Zutrauen der Katholiken, hauptsächlich aber baute er auf die Puritaner, denen er öffentlich schmeichelte, und deren Sitten er vollständig angenommen zu haben schien. Ihre eifrigsten und berühmtesten Prediger fanden sich täglich in Essexhouse ein, beteten und predigten für die Familie, zogen aber zugleich ganze Scharen von Fanatikern herbei, während andere Theologen auf des Grafen Geheiß die Frage untersuchten, ob es bei schlechter Statsverwaltung dem Unterthan nicht erlaubt sei, den Souverain zu zwingen, daß er nach den Gesetzen regire? Endlich war er bemühet, seine Verbindungen mit dem Könige von Schottland zu erneuern. Aber Jakob zögerte nach seiner Weise; die Verschwornen, die, um allen Verdacht abzulenken, gewöhnlich in Drurohouse unter des Grafen von Southampton Vorsitz ihre Zusammenkünfte hielten, verloren viele Zeit in fruchtlosen Berathungen, und das Zuströmen des Volks nach Essexhouse erregte allgemach die Aufmerksamkeit der Minister, die durch eine von Heinrich Nevil gemachte geheime Mittheilung noch mehr geschärft wur-

de. Essex wurde vor den geheimen Rath beschieden (7. Februar 1601), antwortete aber dem Secretair Herbert, der ihm diesen Befehl überbrachte, er fühle sich zu unwohl, um das Zimmer zu verlassen; einige Minuten nachher mahnte ihn ein anonymes Schreiben, unverzüglich für seine Sicherheit zu sorgen, und darauf folgte die Nachricht, die Wachen im Palast und in dessen Umgebungen seien verdoppelt worden. Es galt also, einen schleunigen Entschluß zu fassen. Noch in der Nacht ließ er seine Freunde zu sich entbieten, und als der Morgen sie versammelt hatte, eröffnete er ihnen, es bestehe ein Anschlag auf sein Leben, und bat sie, ihn zur Königin zu begleiten, deren Schutz er anzuflehen gedenke. Es war Sonntag; um 10 Uhr Morgens sollten sich der Lord Mayor, die Aldermänner und Zünfte zu St. Paul versammeln, dann wollte Essex nach beendigter Predigt unter sie treten und sie auffodern, ihm in den Palast zu folgen. Ein unerwarteter Besuch hinderte ihn, dieses Experiment mit seiner Popularität vorzunehmen. Kurz vor 10 Uhr wurde ihm gemeldet, der Siegelbewahrer Egerton, der Graf von Worcester, der Intendant des königlichen Hauses, Knollys, und der Lord Oberrichter hielten vor dem Thore und begehrten Einlaß. Er ließ ein Pförtchen für sie öffnen, doch mußte ihr Gefolge zurückbleiben. Egerton fragte um die Ursache der lärmenden Versamlung, in die man ihn hier einführe. Essex antwortete mit lauter Stimme: „Es besteht ein Anschlag gegen mein Leben, man hat auf meinen Namen falsche Briefe geschrieben und Meuchelmörder geworben, mich im Bette zu tödten. Wir haben uns vereinigt, um unser Leben zu vertheidigen, da meine Feinde nicht anders zu befriedigen sind als durch mein Blut." Darauf entgegnete Cobham: „Beweiset das, wir werden es treulich berichten, und die Königin wird unparteiische Gerechtigkeit üben." Egerton bat, Essex möge seine Beschwerden insgeheim vorbringen, allein mehre Stimmen riefen: „Sie betrügen Euch, Mylord, sie richten Euch zu Grunde. Ihr verliert die Zeit." Egerton bedeckte sich und befahl der Versamlung im Namen der Königin, die Waffen abzulegen und sich nach Hause zu begeben; doch Essex trat sofort in das Haus, die Lords folgten ihm, aber der Haufen schrie: „Schlagt sie todt, behaltet sie als Geiseln, werft das große Siegel zum Fenster hinaus." Man führte sie durch zwei von Büchsenschützen bewachte Zimmer in eine Hinterstube, wo sie der Graf ersuchte, sich eine halbe Stunde zu gedulden. Er kehrte in den Hof zurück, zog sein Schwert und stürzte hinaus in die Straße, begleitet von den Grafen von Rutland und Southampton, den Lords Sands und Mounteagle und ungefähr 80 Edelleuten, denen sich später noch etwa 200 andere, darunter der Graf von Bedford und Lord Cromwell, anschlossen. Zu Ludgate wurde der Zug eingelassen, nachdem Essex der Wache betheuert hatte, er wolle nur sein Leben vor den Nachstellungen Cobhams, Raleighs und Consorten retten; aber er fand die Straßen leer, die Zusammenkunft zu St. Paul war unterblieben, und die Bürger hielten sich in Folge eines Befehls des Lord Mayor ruhig zu Hause. Mit dem Rufe „für die Königin, meine Gebieterin" drang der Graf bis zum Hause des Sheriffs Smith, auf den er vor allen bauen zu können glaubte. Aber Smith hatte sich unsichtbar gemacht; der unglückliche Essex erkannte, daß sein Plan gescheitert war, und zog sich, unfähig seine Bewegung zu verbergen, in ein einsames Zimmer von Smiths Hause zurück, um sich nothdürftig zu fassen.

Am Hofe besaß er so viele Freunde, daß die Minister nicht wußten, wem sie trauen, was sie beginnen sollten. Unbedeutende Sicherheitsanstalten wurden von ihnen getroffen, allein es dauerte lange, bis sie sich entschließen konnten, von der sichtlichen Verlegenheit ihres Gegners Vortheil zu ziehen. Gegen zwei Uhr endlich wagte sich Lord Burleigh in Begleitung eines Herolds und von einer andern Seite der Graf von Cumberland in die Stadt, sie riefen Essex als einen Verräther aus, setzten einen Preis von 1000 Pfund auf seine Verhaftung und boten allen Mitschuldigen volle Begnadigung. Mittlerweile hatte der Graf mit enttäuschten Hoffnungen und vermindertem Gefolge Smiths Behausung verlassen; Lord Burleigh wich vor ihm, aber die Wache am Ludgate trieb ihn zurück; er ging daher nach Queenhithe und von da mit 60 Gefährten zu Wasser nach Essexhouse. Hier ward sein Kummer zur Verzweiflung gesteigert. Sein Vertrauter, Gorges, hatte die verhafteten Lords, die als Geiseln so nützlich werden konnten, entlassen. Essex begann nunmehr sein Haus zu befestigen, allein binnen wenigen Minuten war es von den Königlichen unter dem Lord Admiral umringt. Vom Garten aus wurde mit Essex und Southampton, die sich auf dem Dache eingefunden hatten, parlamentirt. Des Grafen Vorschläge wurden verworfen, doch gewährte man ihm eine Frist von zwei Stunden, um die Weiber wegzuschaffen; gegen 6 Uhr, nachdem das Geschütz angekommen, wurde die Auffoderung wiederholt. Sands rieth zu einem Ausfalle, der im schlimmsten Falle einen ritterlichen Tod gewähren würde, aber Essex, der noch sein Leben zu retten hoffte, ergab sich unter der Bedingung, daß er vor seinen ordentlichen Richtern sich verantworten dürfe. Am andern Morgen wurde er mit den übrigen Häuptern der Verschwörung nach dem Tower gebracht, und einige Tage später, den 19. Februar, mußte er mit Southampton vor dem Gerichtshofe der Pairs, dem Lord Buckhurst als Steward präsidirte, erscheinen.

Essex eröffnete die Debatten, indem er gegen die Anwesenheit mehrer Pairs, die er als seine persönlichen Feinde betrachten müsse, protestirte. Diese Einrede ward verworfen. Die Anklage selbst ward vorgenommen; sie beschuldigte die Delinquenten, die Entthronung und den Tod der Königin bezweckt zu haben, und wurde mit großer Heftigkeit von den Kronadvokaten durchgeführt. Essex erwiederte, er wolle nicht um sein Leben sprechen, das verlohne sich der Mühe nicht, aber er habe seine Ehre zu retten. Nie habe er daran gedacht, der Königin zu nahe zu treten. Daß er die Waffen ergriffen und die Bürger zu Hilfe gerufen, werde durch die Nothwendigkeit entschuldigt. Cobham und Raleigh hätten ihm nach dem Leben getrachtet; wie wenig Schutz

in einem solchen Falle die Autorität der Königin gewähre, beweise Greys Angriff auf den Grafen von Southampton, und er habe daher der Gewalt nur Gewalt entgegensetzen können. Die Kronadvokaten bemerkten dagegen, die Verschwornen hätten in Drurylhouse vorgeschlagen, sich der Person der Königin zu bemächtigen und sie zu zwingen, nach des Grafen Willen zu regiren. Der Einfall in die Stadt sei das Resultat jenes Projects gewesen, wie dieses durch Zeugen bewiesen werden könne. Die Erwähnung von Drurylhouse schien den Grafen zu beunruhigen. Er hatte jedes verdächtige Papier vernichtet und fest auf die Verschwiegenheit seiner Mitschuldigen gebaut. Auch faßte er sich bald, und als ihm der Zeuge Gorges entgegengestellt wurde, zwang er diesen zu dem Bekenntnisse, daß nichts der Königin Nachtheiliges sei beabsichtigt worden. Überdem bemerkte er, gehe es ihn nicht an, was in Drurylhouse verhandelt worden, er sei ja niemals dort gesehen worden. Im Verfolge des Processes warf man dem Grafen vor, gesagt zu haben, das Reich sei verhandelt und verkauft. Er rechtfertigte sich damit, daß Robert Cecil, der eigentliche Herrscher, behauptet habe, die Thronfolge gebühre der Infantin von Spanien. Cecil, der die Verhandlungen belauschte, stürzte aus seinem Verstecke hervor und begehrte, der Graf solle für diese Äußerung seinen Gewährsmann nennen oder gestehen, daß er ein Verläumder sei. Essex weigerte sich dessen, ließ aber doch fallen, daß Southampton dasselbe gehört habe. Southampton wurde aufgefodert, zu sprechen, und nannte nach langem Bedenken den Sir Robert Knollys, den Oheim von Essex. Während Knollys gerufen ward, erhob sich Eduard Coke und beschuldigte den Grafen der Heuchelei und Irreligion, weil er sich für einen Protestanten ausgebe und doch seinem Stiefvater Blount, einem bekannten Katholiken, Duldung versprochen habe. Essex wies die Beschuldigung als ganz ungegründet ab; er habe als Protestant gelebt und werde als solcher sterben; Blount habe kein Versprechen von ihm erhalten, jedoch betrachte er es nicht als einen wesentlichen Bestandtheil des reformirten Glaubens, Katholiken ihrer Religion wegen zu tödten. — Knollys hatte sich mittlerweile eingefunden, wollte aber von Cecil gehört und seinem Neffen erzählt haben, die Thronfolge gebühre der Infantin nicht nach Cecils, sondern nach des bekannten Schriftstellers Doloman Meinung. Der Graf erwiederte, kurz, er habe ihn ganz anders verstanden. „Euer Mißverständniß," fiel Cecil ein, „entsprang aus eurer Abneigung gegen den Frieden. Euer Ehrgeiz strebte danach, daß jeder Kriegsmann Euch als seinen Patron verehre, und darum suchtet Ihr mich und die Räthe, die des Krieges Ende wünschten, als Söldner Spaniens darzustellen."

Noch einstündiger Berathung erklärten die Pairs beide Gefangene für schuldig. Essex sprach: er werde weder um Gnade bitten, noch Gnade ausschlagen; obwol die Lords ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes schuldig befunden, glaube er doch, daß sie ihn im Innern losgesprochen und hoffe demnach, daß sie sich für das Leben seines Mitgefangenen verwenden würden, der hauptsächlich nur aus Freundesliebe gefehlt habe. Der Lord Steward sprach das Urtheil, und Essex bemerkte, als er abtrat, sein Leib hätte der Königin bessere Dienste leisten können, doch solle geschehen nach ihrem Gefallen; bringe sein Tod ihr Vortheil, so sei es gut. Er bat um den Besuch seines Lieblingspredigers Ashton, sprach einige Worte der Entschuldigung zu den Räthen, die er hatte verhaften lassen, und bat die Lords Morley und Delaware um Verzeihung, daß er ihre dem Complott ganz fremden Söhne in seine Gefahr verwickelt hatte. Im Tower empfing er den Besuch des Dechants Dove von Norwich, der ihn ermahnte, sich durch ein offenes Bekenntniß seiner Schuld mit dem Allmächtigen zu versöhnen. Er entgegnete, was er gethan, sei keine Beleidigung Gottes. Die Weigerung, vor dem Rathe zu erscheinen, rechtfertigte er durch das Beispiel Davids, welcher der Vorladung Sauls nicht gehorchte, und sein Amt als Lord Marschall, meinte er, gebe ihm die Befugniß, die in der Regirung obwaltenden Mißbräuche abzustellen. Aber Ashton, der, wie man glaubt, von Cecil unterrichtet worden, führte eine härtere Sprache und bedrohte den Grafen mit der Rache eines allwissenden Richters, wenn er nicht ein vollständiges, aufrichtiges Bekenntniß ablege. Des Grafen stolzer Sinn ward gebrochen. Er ließ den Siegelbewahrer, Schatzmeister, Admiral und den Lord Burleigh zu sich bitten, um ihre Verzeihung zu empfangen; legte ein aufrichtiges Geständniß aller seiner ehrgeizigen Entwürfe ab, verrieth die Geheimnisse derer, die er verführt hatte, sein Wagestück zu theilen, und bekannte den Gegenstand seiner Unterhandlung mit dem Könige von Schottland. Das Bekenntniß füllte 4 Bogen aus, doch hat man dessen Richtigkeit in Zweifel gezogen, und des Unglücklichen Leidensgefährten klagten, er habe sich und ihnen Verbrechen aufgebürdet, die nie begangen worden. — Die Blicke des Publikums waren nunmehr auf Elisabeth gerichtet. Einige behaupteten, sie werde es nicht über das Herz bringen, den Liebling zu tödten, die Liebe werde den Haß besiegen; andere, sie dürfe nicht, denn aus Rache könnte er auf dem Blutgerüste Geheimnisse offenbaren, die der Ehre einer jungfräulichen Königin nachtheilig wären. Aber seine Feinde waren gewandt, und während sie sich im Hintergrunde hielten, ließen sie gewisse Frauen handeln, über deren Schwäche der Graf in früherer Zeit gesiegt hatte, und die sich jetzt dadurch rächten, daß sie die Erbitterung der Königin lebendig erhielten. Durch diese Frauen hörte sie Geschichten von seiner Lüderlichkeit, Anmaßung und Undankbarkeit gegen seine Wohlthäterin, die er „ein altes, an Leib und Sele gleich schiefes Weib" genannt hatte. Diese Beleidigung ihrer „göttlichen Schönheit" machte den tiefsten Eindruck auf die Eitle; dazu kam die Hartnäckigkeit, mit der er sich weigerte, um Gnade zu bitten, und beides machte sie unempfindlich für die Entschuldigungen, Bitten und Thränen seiner Freunde. Sie unterzeichnete den verhängnißvollen Befehl. Am 25. Februar 1601 gegen 8 Uhr Morgens ward Essex zu dem im Hofraum des Towers

errichteten Schaffot geführt. Ihn begleiteten drei Geistliche, deren Worte, nach seinem eigenen Ausdrucke, sein Herz umgepflügt hatten. Niemals hatte sich ein armer Sünder demüthiger oder reuiger bezeigt. Er bekannte seine zahlreichen Übertretungen der Gebote Gottes, aber als er von seinem Verbrechen gegen die Königen sprechen sollte, suchte er vergebens Worte für seine Gefühle. Er nannte es „eine große Sünde, eine blutige Sünde, eine himmelschreiende, abscheuliche Sünde, wegen deren er Gott und seine Monarchin um Verzeihung bitte." Ob er noch auf Gnade hoffte, ist ungewiß, man bemerkte aber, daß er seiner Gattin, Kinder und Freunde gar nicht erwähnte, daß er von Niemand Abschied nahm und beim Niederknieen zum Gebet große Gemüthsbewegung verrieth. Der erste Streich benahm ihm alles Gefühl, der dritte trennte sein Haupt vom Rumpfe.

So starb in dem Alter von 33 Jahren der hochfahrende, ritterliche Essex. Bei seinem ersten Erscheinen vor Elisabeth hatte er die Abneigung zu bekämpfen, mit der sie den Sohn einer Frau betrachten mußte, die ihre glückliche Nebenbuhlerin um Leicesters Herz gewesen war. Diesem Vorurtheile hatte er keineswegs eine ausgezeichnete körperliche Bildung entgegen zu setzen, aber er besaß eine Freimüthigkeit, eine Verachtung jeglicher Verstellung, ein Ungestüm der Empfindung, der ihn im Gespräche sein ganzes Inneres ausschütten ließ, und diese Eigenschaften blendeten die ältliche, an die behutsame, abgemessene Sprache der Höflinge gewöhnte Königin. Sie wollte seine unausgesetzte Gegenwart am Hofe und übernahm es, seinen Geist zu bilden; aber der Schüler unterfing sich, die Lehren seiner Meisterin zu bestreiten, und der Muth, mit dem er sich gegen ihre Zurechtweisungen auflehnte, zwang sie zum Beifall. In jedem Zwiste siegte seine Beharrlichkeit, und die besiegte Gebieterin überschüttete ihn mit Liebkosungen und Gunstbezeugungen, um den Schmerz zu vergüten, den sie ihm verursacht. Daraus bildete er sich ein System, welches zwar einige Jahre gelang, aber am Ende ihn auf das Blutgerüst führte. Er hielt sich nämlich überzeugt, die Königin sei nicht zu leiten, aber mit Gewalt zu treiben; Demuth könne ihre Hartnäckigkeit nicht mildern, wol aber Widerstand sie brechen. Essex besaß, ein seltener Fall bei Günstlingen, zu gleicher Zeit die Liebe der Monarchin und des Volkes. Dieses kannte nur die schimmernden Züge in des Grafen Charakter, seine Leutseligkeit und Freigebigkeit, seinen ritterlichen Muth und Ruhmdurst, seinen beharrlichen Widerstand gegen die heimtückische Politik der Cecils. Sein letztes Vergehen sogar wurde minder seiner eigenen Leidenschaftlichkeit, als den sein offenes, argloses Gemüth bearbeitenden geheimen Agenten seiner Feinde zugeschrieben. Um diese Ansicht zum Schweigen zu bringen, ward ein amtlicher Bericht über seinen Verrath bekannt gemacht, und ihm darin mit Berufung auf seine und seiner Mitschuldigen Geständnisse das Vorhaben zur Last gelegt, sich auf den Thron zu schwingen. Allein die Beschuldigung fand keinen Glauben, und die Popularität der Königin, die längst im Abnehmen gewesen, schien mit ihrem Günstlinge begraben zu seyn. Es ist auch ausgemacht, daß sie selbst bald die bitterste Reue wegen ihrer Strenge empfand, obgleich die Geschichte von dem Ringe, den Essex der Gräfin von Nottingham anvertraut haben soll, um ihn der Königin zu überliefern, der aber nicht an sie gelangte, billig als ein Mährchen betrachtet wird.

Essex war mit des berühmten Statssekretairs Walsingham Tochter, Franziska, die er als Philipps Sidney Witwe kennen gelernt hatte, verheirathet, und die Gesellschaft dieser geistreichen, hochgebildeten Frau war seine einzige Erheiterung in der letzten, traurigen Periode seines Lebens. Nach seinem Tode schloß sie ein drittes Ehebündniß mit dem Grafen von Clanricard. In ihrer Ehe mit Essex hatte sie drei Kinder geboren. Franziska die ältere Tochter wurde an Wilhelm Seymour, den Herzog von Sommerset, Dorothea an Heinrich Shirley von Staunton-Harold, und nach dessen Tode an Wilhelm Stafford von Blatherwick verheirathet. — Der Sohn Robert II. erhielt vom König Jakob I. im J. 1603 die Wiederherstellung der von seinem Vater verwirkten gräflichen Würde *), und Jakob schien nicht ungeneigt, an dem verwaisten Kinde Vaterstelle zu vertreten. Er war nur 14 Jahre alt, als der König ihn mit Franziska Howard, der Tochter des Lord Kammerherrn Suffolk, verheirathete.

Gleich nach der Trauung ging der Graf auf die Universität, und von da nach dem festen Lande, die 13jährige Gräfin aber blieb unter der Aufsicht ihrer Mutter, die mehr für die äußere als für die moralische Bildung ihrer Tochter sorgte. Lady Essex ward der Stolz des Hofes; an Schönheit, Witz und Annehmlichkeiten war sie sonder Gleichen. Als aber ihr Gemahl nach vierjähriger Abwesenheit zurückkehrte, empfing sie ihn mit sichtlichen Zeichen von Abneigung, und wenn sie ja zuweilen mit ihm lebte, so geschah es jedesmal nur auf ausdrücklichen Befehl ihres Vaters. Ihr Zusammenseyn mit Essex war kurz; er klagte über die Kälte seiner Frau, sie verlebte ihre Zeit in Thränen und Jammer, und endlich erzeugten diese Zwistigkeiten bei beiden Theilen einen entschiedenen Widerwillen gegen einander. Die Gräfin hatte am Hofe viele Anbeter, unter denen sich auch der Prinz von Wallis, Heinrich, und König Jakobs Liebling, der Viscount von Rochester, Robert Carr, befanden. Letzterer war der Begünstigte, und bei einer ihrer verstohlenen Zusammenkünfte ward beschlossen, sie solle die Scheidung von Essex verlangen und den Viscount heirathen. Politische Rücksichten bewogen ihren Vater und ihren Oheim, den Plan zu billigen; der König sah mit Freuden darin ein Mittel, der Feindschaft zwischen seinem Günstlinge und den beiden Ministern ein Ende zu machen, und Essex selbst ergriff willig die Gelegenheit, sich von einer bösen Frau zu trennen. Der Vorwand der Ehescheidung, wie er dem von dem Könige angeordneten Delegations-

*) Die sehr verschuldeten Güter waren nicht konfiscirt worden. Sie lagen mehrentheils in Herefordshire. Das wichtigste dieser Güter war das Städtchen Welly.

hofe vorgetragen ward, beruhete auf des Grafen Unfähigkeit, die Pflichten der Ehe zu erfüllen, und er bekannte, daß er in Ansehung der Gräfin sich seiner Unfähigkeit bewußt, obgleich er in Ansehung anderer Frauen nicht davon überzeugt sei. Um jeden Irrthum zu vermeiden, ließ der Gerichtshof durch geschworne Frauen ein Visum repertum aufnehmen, Behufs dessen aber, wie die Welt versicherte, an der Gräfin Stelle ein junges Mädchen untergeschoben ward. Nach solchen Untersuchungen, die König Jakob selbst mit der Wärme und Parteilichkeit eines Advokaten förderte, wurde die Ehescheidung ausgesprochen, und am 4. Nov. 1613 ließ sich die Geschiedene dem Günstlinge antrauen. Später, nachdem das Liebespaar von dem rächenden Schicksale ereilt worden, verwandelte sich die sträfliche Liebe in den tödtlichsten Haß. Carr und seine Gemahlin lebten viele Jahre in einem Hause, ohne sich zu sehen oder zu sprechen.

Dem Grafen von Essex scheint der scandalöse Hergang nicht nur den Hof, sondern selbst den Aufenthalt in England unangenehm gemacht zu haben. Er diente viele Jahre auf dem festen Lande, zuerst in den Niederlanden unter dem Prinzen Moriz, und erwarb sich nicht nur einen reichen Schatz von Kriegserfahrung, sondern auch im hohen Grade die Zuneigung der Soldaten, so daß er bereits als einer der bedeutendsten Männer des Reichs betrachtet werden mußte, als ihn Karl I. im J. 1639 zum Generallieutenant bei der gegen die Schotten bestimmten Armee ernannte. Sein Benehmen in diesem Posten vermehrte gar sehr die Popularität, gleichsam ein väterliches Erbtheil, deren er sich durch ganz England erfreute, mochte aber für den König keine Aufmunterung seyn, ihn auch in dem Feldzuge von 1640 zu gebrauchen. Aus Empfindlichkeit darüber scheint Essex im Vereine mit Bedford, Holland, Hampden und andern nicht wenig beigetragen zu haben, die Schotten zu einem Einfalle in England zu ermuthigen, sowie er auch mit 11 andern Pairs die Bittschrift an den König vom 22. Sept. 1640, worin sie die Beschwerden der Nation vortrugen und ein Parlament als das einzige Mittel zur Abhilfe angaben, unterzeichnete. Dieses Parlament war aber kaum versammelt, als Essex, Bedford, Say und Kimbolton sich an die Spitze des Oberhauses stellten und die zahlreichen Freunde, die der König darin hatte, gänzlich paralysirten. Vergeblich wurde Essex mit einigen andern Gliedern der Opposition in den königlichen geheimen Rath aufgenommen, vergeblich wurde er zum Oberkammerherrn ernannt, er blieb des Hofes entschiedener Gegner, wirkte, selbst auf die Gefahr, sich mit Bedford zu veruneinigen, aus allen Kräften für Straffords Untergang und ließ sich, als endlich das Zeichen zum tödtlichen Kampfe gegeben wurde, von dem Parlamente zum Lordgeneral mit einem täglichen Solde von 10 Pfund ernennen. Am 12. Julius 1642 empfing er das feierliche Versprechen der Lords sowol als der Gemeinen, in dem bevorstehenden Freiheitskampfe mit ihm zu leben und zu sterben, und am 9. August wurde er durch eine königliche Proclamation, falls er nicht innerhalb 6 Tagen zu seiner Pflicht zurückkehren würde, zum Verräther erklärt. Es würde ihm ein Leichtes gewesen seyn, diese leere Förmlichkeit durch Vernichtung der geringen Macht, die sich um den König in Nottingham versammelt hatte, zu vergelten; aber das Parlament hatte keine Befehle gegeben, und auf eigene Verantwortlichkeit wollte Essex nicht handeln. Er begnügte sich demnach, die zerstreuten Corps an sich zu ziehen und auf diese Art in und um Northampton eine Macht von 15000 Mann zu versammeln. Jetzt endlich erhielt er den Befehl, die Personen des Königs, des Prinzen von Wallis und des Herzogs von York nöthigenfalls mit Gewalt aus den Händen der Elenden zu befreien, von denen sie umgeben wären, allen denen, die innerhalb 10 Tagen zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, gänzliche Verzeihung anzubieten und dem Könige eine Bittschrift zukommen zu lassen, des Inhalts, daß er sich von seinen bösen Rathgebern trennen und sich wieder auf die Treue seines Parlaments verlassen möge. Von Northampton rückte Essex gegen Worcester vor (23. September), wurde aber sofort durch des Königs kühnen Marsch nach London hin zurückgerufen. Er folgte dem Könige und langte am Abend des 22. Oktobers in dem Dorfe Keinton bei Shipton an, während die Royalisten in einer kleinen Entfernung zu Edgecoat Rast hielten. In dieser Stellung kam es am andern Mittage zu einem hitzigen Treffen, gewöhnlich die Schlacht von Edgehill genannt, dessen Ehre beide Theile sich zuschrieben, dessen Vortheile aber der König erntete. Essex zog sich nach Coventry zurück, wurde aber bald von dem Parlamente zur Vertheidigung der von den königlichen Streifparteien bedrohten Hauptstadt herbeigerufen. Die Londoner Stadtmiliz vereinigte sich mit seinen Truppen, und an der Spitze von 24000 Mann, die er jetzt unter seinen Befehlen vereinigte, hätte man wol ein Unternehmen von Bedeutung von ihm erwarten dürfen. Indessen, und obgleich sich die beiden Heere einen ganzen Tag hindurch im Gesichte standen (14. Nov.), wagte keins anzugreifen, und der König zog sich am Ende über Reading nach Oxford zurück. Den Feldzug des Jahres 1643 eröffnete Essex mit der Belagerung von Reading, die Stadt capitulirte nach Verlauf von 10 Tagen. Allein das Ungemach der kurzen Belagerung hatte die Gesundheit der Soldaten zerstört, und Sterblichkeit und Desertion verminderten täglich ihre Zahl. Essex sah sich gezwungen, statt die in Vorschlag gebrachte Belagerung von Oxford zu betreiben, 6 Wochen in seinen neuen Quartieren zu Reading zu verweilen. Diese Unthätigkeit machte ihn den Zeloten, denen seine vornehme Herkunft allein ein Greuel war, noch verdächtiger, und sie begannen ihre ganze Neigung auf Wilhelm Waller, den stürmischen und glücklichen Krieger, zu wenden. Während man die Truppen unter Essex in einem Zustande von gänzlicher Entblößung schmachten ließ, ward für Waller ein unabhängiges Heer von 8000 Mann gebildet und für dessen Bedürfnisse beinahe mit Verschwendung gesorgt.

Allein der Erfolg zeigte, daß Wallers Fähigkeiten überschätzt worden waren. In dem Laufe einer Woche focht er zwei Schlachten, eine bei Bath, die andere bei Devizes; die erste war hartnäckig, aber unentschieden, die zweite blutig und unglücklich. Essex, der kaum noch 5000 Mann unter seinen Fahnen zählte, wagte es nach diesem Ereignisse nicht, seine bisherigen Standquartiere zu Thame und Aylesbury noch länger zu behaupten, sondern zog sich in die Nähe von London. Der Anblick seines entmuthigten Häufleins weckte urplötzlich die Hoffnungen der Friedenspartei. Die Lords, diesen Augenblick wahrnehmend, schickten den Gemeinen sechs Beschlüsse zu, welche die Grundlage einer neuen Unterhandlung mit dem Könige bilden sollten, und ihre Anträge wurden in Erwägung gezogen, bis es den Unruhestiftern durch ihre gewöhnliche Taktik gelang, die gesamte Bevölkerung der Stadt für die Fortsetzung des Krieges zu begeistern. Das Geschrei der Menge verscheuchte die Furchtsamen aus dem Hause, und bei der Fortsetzung der Verhandlungen über die Beschlüsse der Lords erhielt die Kriegspartei eine Majorität von 7 Stimmen. Dessen ungeachtet dürften ihre Gegner noch gesiegt haben, wenn sie sich nur, wie ursprünglich gerathen worden war, zum Heere begeben und den Schutz des Grafen von Essex angesprochen hätten. Allein Lord Say und Pym kamen ihnen zuvor und besänftigten durch Entschuldigungen und Verheißungen den Unwillen des Generals. Sie erboten sich, seine Verläumder zu bestrafen, bezeigten ein grenzenloses Vertrauen auf seine Ehre und versicherten, Gelder, Kleidungsstücke und Rekruten seien bereit, um sein Heer wieder in Stand zu setzen. Essex ward gewonnen und benachrichtigte seine Freunde, er könne sich mit gutem Gewissen nicht gegen das Parlament, von dem er seine Bestallung habe, erklären. Alles wurde auch wirklich aufgeboten, um seine Foderungen zu befriedigen; nur Waller war nicht aus seinem Commando zu verdrängen, ja er mußte sogar, auf wiederholte Auffoderung des Parlaments, diesem gefährlichen Nebenbuhler die Vertheidigung der neuerrichteten Befestigungswerke von London anvertrauen, wiewol er seinerseits niemals dahin gebracht werden konnte, in dem zu dem Ende erlassenen Befehle den verhaßten Namen zu nennen. Der leergelassene Raum ward jedoch auf einen Beschluß des Hauses der Gemeinen ausgefüllt.

Essex verließ sodann die Hauptstadt, um den Entsatz von Gloucester zu bewerkstelligen. Die Sache ward von den meisten Kriegsverständigen für unmöglich gehalten; aber alle Versuche der Royalisten, durch ihre überlegene Cavallerie des Grafen Marsch zu hindern, mißlangen, und am 5. Sept. 1643 verkündete das Losbrennen von 4 Kanonen auf den Hügeln von Presbury seine Ankunft. Die Belagerer verschwanden und Essex, nachdem er wenige Tage damit zugebracht hatte, seine Truppen zu ergänzen und den Platz zu verproviantiren, trat den Marsch in der Richtung gegen London wieder an. In Tewkesbury, seiner ersten Station, rastete er 5 Tage, während deren er das Gerücht verbreitete, er werde sich gegen Worcester wenden. Durch einen forcirten Marsch erreichte er aber vielmehr Circenster und hiedurch den doppelten Vortheil, daß er unangefochten das offene Land durchzog und sich der bedeutenden Magazine dieser Stadt bemeisterte. Als er sich aber in Fortsetzung seines Marsches dem Städtchen Newbury näherte, fand er das königliche Heer in Bereitschaft, ihm den Durchmarsch streitig zu machen. Er mußte also eine Schlacht liefern (20. Sept.), so sehr er gewünscht hätte, sie zu vermeiden. Von beiden Seiten wurde mit vielem Muthe gefochten. Die Cavallerie des Parlaments wurde mehrmals geworfen, aber gegen den Wald von Piken, den ihnen das Fußvolk entgegen hielt, konnten die Cavaliere nichts ausrichten. Beide Heere brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und am Morgen setzte Essex seinen Marsch durch die Straßen von Newbury fort, ohne von der feindlichen Cavallerie, die seinen Nachtrab umschwärmte, sonderliche Notiz zu nehmen. Er hatte allerdings gesiegt, wenn auch die Action bei Newbury zweifelhaft geblieben war. Nachdem er aber einen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt gehalten, suchte er um die Erlaubniß an, sein Commando niederzulegen und auf das Festland zu reisen. Denen, welche ihm diesen Gedanken ausreden wollten, setzte er das Mißtrauen, mit dem er behandelt, und die Beleidigung, welche ihm durch die an Waller verliehene Autorität angethan worden war, entgegen. Verschiedene Auskunftsmittel wurden angegeben, aber der General fühlte seinen Vortheil; seine Eifersucht ließ sich nicht durch Schmeichelei oder Unterwürfigkeit beseitigen, und Waller war nach langem Kampfe genöthigt, sein Commando aufzugeben. Übrigens sahen sich beide Theile ebenso sehr durch die späte Jahreszeit, als durch den bei Newbury erlittenen Verlust genöthigt, die Winterquartiere zu beziehen. Diese Waffenruhe suchte das von dem Könige in Oxford versammelte Parlament zu benutzen, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. An den Grafen von Essex wurde (30. Januar 1644) ein von allen Mitgliedern beider Häuser unterzeichnetes Schreiben gerichtet, worin sie ihn auffoderten, denen, „von welchen er bestellt worden," ihren angelegentlichen Wunsch bekannt zu machen, daß von beiden Seiten Bevollmächtigte ernannt würden, um über einen Vergleich zu unterhandeln. Essex erwiederte, nachdem er zuvor Instruktionen eingeholt, er könne ein Schreiben nicht überliefern, welches weder der Aufschrift noch dem Inhalte nach die Autorität des Parlaments anerkenne. Ebenso fruchtlos waren die von dem Könige selbst eingeleiteten Versuche, und es blieb nichts übrig, als nochmals die Entscheidung des Kriegsglückes anzurufen. Die Armee des Grafen war auf 20000 Mann gebracht worden; im Begriffe, London zu verlassen, bat er die Versammlung der Gottesgelehrten, für den glücklichen Erfolg seiner Waffen einen Bet- und Fasttag zu halten. Sein Plan war es, den König einzuschließen oder in Oxford zu belagern, zu welchem Ende er seine Truppen in zwei Corps marschiren ließ. Seiner Schwä-

che bewußt, entschlüpfte der König zwischen beiden durch nach Worcester. Dahin sollte Waller ihn verfolgen, während Essex sich nach Dorsetshire wendete, um den Pfalzgrafen Moriz zu bekämpfen; er nahm Weymouth und Taunton, entsetzte das hart bedrängte Lyme (15. Junius) und rückte gegen Exeter vor, wo die Königin vor wenigen Tagen von einer Tochter entbunden worden war. Die unglückliche Fürstin schickte an den General, um einen Paß zu haben, indem sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit nach Bath oder Bristol gehen wollte. Er verweigerte den Paß, bot aber der Königin unverschämter Weise an, sie selbst zu begleiten, wenn sie nach London reisen wolle, wo sie schon des Hochverraths angeklagt worden war. Da sich nirgends ein angemessener Widerstand zeigte, drang Essex unaufhaltsam gegen Cornwall vor, zum großen Erstaunen jedes besonnenen Beobachters. Viele äußerten sogar den Verdacht, er suche sich an dem Parlament zu rächen, indem er dessen Truppen dem Feinde in die Hände liefere. Zu Lestithiel erhielt er zwei Schreiben, eins, worin der König ihn bat, sich mit ihm zu vereinigen, um die Feinde zu einem Frieden zu zwingen, der, indem er die gesetzlichen Rechte der Krone feststelle, auch die Religion und die Freiheiten des Volkes sichere; und ein anderes von 48 der vornehmsten Offiziere des königl. Heeres unterzeichnet, die sich verpflichteten, das Schwert gegen den Souverain selbst zu ziehen, wenn er sich jemals von den in seinem Schreiben aufgestellten Grundsätzen entfernen sollte. Essex schickte beide Schreiben an das Parlament und entgegnete kaltblütig, sein Geschäft sei zu fechten, jenes des Parlaments zu unterhandeln. Seine Lage war aber durch sein unbesonnenes Vordringen bereits höchst bedenklich geworden; abgeschnitten von aller Verbindung mit London hatte er auf der einen Seite die See und auf den drei andern Seiten den König selbst, der durch geschickte Märsche Wallers Corps zu Grunde gerichtet hatte, den Pfalzgrafen und den Ritter Grenville. Seine Reuterei, die sich keinen Unterhalt mehr verschaffen konnte, durchbrach, wiewol nicht ohne Verlust, die feindlichen Stellungen und entkam. Die Infanterie war nicht so glücklich. Täglich wurden einige ihrer Posten von den Royalisten genommen, der kleine Hafen von Joy, durch welchen allein sie Lebensmittel beziehen konnten, wurde durch das feindliche Geschütz beherrscht, und die durch eine Reihe von Widerwärtigkeiten muthlos gemachten Truppen wollten nicht länger bei ihren Fahnen bleiben. In dieser Lage warf sich Essex, nur von zwei Offizieren begleitet, in ein Boot, das ihn glücklich nach Plymouth trug, während seine Armee capitulirte. Der Lordgeneral eilte nach London und foderte auf der Stelle eine Untersuchung seiner Aufführung, sowie der des Ausschusses, der es unterlassen habe, die Royalisten im Rücken des Heeres zu zerstreuen, und überhaupt die Sache des Volkes verrathe, um seine Eifersucht mit der Schmach eines Gegners zu vergnügen. Seinem verwundeten Gemüthe zu schmeicheln, ordneten beide Häuser eine gemeinschaftliche Deputation an ihn ab, um ihm für seine Anhänglichkeit an die Sache zu danken und ihre Hochschätzung der vielen und ausgezeichneten Dienste auszudrücken, die er seinem Vaterlande geleistet. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit erschien er jedoch nicht mehr bei der Armee, vielmehr widmete er seine ganze Aufmerksamkeit fürs erste dem politischen Treiben der Independenten, deren Oberhaupt Cromwell er schon damals im Verdachte hatte, eine gänzliche Umwälzung der Stats- und Religionsverfassung zu beabsichten. Ihn von der kühn betretenen Bahn zu vertreiben, mußte Manchester ihn vor den Lords anklagen, er habe den Wunsch gezeigt, die Pairs zu dem Stande einfacher Edelleute herabzusetzen, seine Bereitwilligkeit erklärt, gegen die Schotten, als die Einführer eines religiösen Despotismus, zu fechten und gedroht, den König und das Parlament zu zwingen, solche Bedingungen anzunehmen, als er vorschreiben werde. Diese Anklage ward den Gemeinen mitgetheilt, einem Ausschusse zugewiesen und am Ende vergessen; Cromwell aber zögerte nicht, an Essex und Manchester Rache zu nehmen. Er schlug im Unterhause vor, was in der Folge „die selbstverläugnende Verordnung" genannt wurde, daß die Glieder beider Häuser von allen Civil- und Militärstellen ausgeschlossen seyn sollten. Seine eigentliche Absicht lag offen vor Jedermanns Augen; allein dem Vorschlage ward die Mitwirkung von Cromwells Partei und von allen jenen, deren Geduld durch die Zwistigkeiten der Befehlshaber erschöpft war, und als eine Ausnahme zu Gunsten des Lordgenerals in Anregung gebracht wurde, ward sie bei einem Hause von 193 Mitgliedern durch eine Mehrheit von 7 Stimmen verworfen. Die Lords, durch die Stärke der Opposition ermuthigt, widerstanden längere Zeit, allein eben hatte der aus Engländern und Schotten gebildete Ausschuß seinen Entwurf einer militärischen Reform zu Ende gebracht und das Obercommando dem Ritter Fairfax zugedacht, der Pöbel bedrohete die Gegner der selbstverläugnenden Verordnung, und die erschreckten Lords gaben einer Gewalt nach, die sie nicht zu meistern wußten. Am 3. April 1645 wurde die Verordnung angenommen, und sämtliche Mitglieder beider Häuser wurden nach Verlauf von 40 Tagen aus allen Civil- und Militäranstellungen entlassen. Essex selbst nahm schon am 2. April, mit Widerwillen zwar, seinen Abschied und erhielt, außer einer Danksagung für die geleisteten Dienste, die Zusage eines Jahrgehaltes von 1000 Pfund. Die Liebe des Volkes begleitete ihn auch in das Privatleben. Er starb den 14. Sept. 1646, und die Häuser, um ihre Ehrfurcht für sein Andenken zu bezeugen, folgten dem Leichenzuge und bestritten die Kosten aus dem öffentlichen Schatze. Sein Tod wurde von vielen als eine Calamität beweint. Allerdings hatte er eingesehen, daß man England die Freiheit um einen zu schmerzlichen Preis verkaufen wollte, daß seine Zukunft noch drückender werden dürfte, als die Gegenwart, und er war darum fest entschlossen, den Frieden herbeizuführen und so viel wie möglich die Übel gut zu machen, die er selbst, mehr aus Irrthum als aus Bos-

heit hatte erzeugen helfen; aber wir glauben nicht, daß er vermögend gewesen seyn würde, seine gute Absicht durchzusetzen. Die Zeit war noch nicht gekommen, dieser furchtbaren Revolution eine rückschreitende Bewegung aufzudrücken, und der in jeder Hinsicht mittelmäßige Essex war besonders untauglich für ein so kühnes Unternehmen. Selbst sein Feldherrntalent ist bezweifelt worden, wenigstens zeigten sich seine in fremden Diensten gesammelten Erfahrungen als ziemlich nutzlos für den Krieg, den er hier zu führen berufen war. Die Leidenschaften der Kämpfenden verschmähten die kaltblütigen Berechnungen der Taktik; die Nothwendigkeit erzeugte ein neues System des Kriegführens, und Männer von Talent und Ehrgeiz erwarben sich diejenigen Kenntnisse, die der Beschaffenheit der Truppen und der Natur des Krieges am angemessensten waren. Für die Partei der Presbyterianer aber war des Grafen Tod ein wirkliches Unglück, sie verloren mit ihm eine ihrer bedeutendsten Stützen, sowie der kleine Überrest von Gewalt, der dem Hause der Pairs noch geblieben war, mit ihm begraben wurde. — Da der Graf seinen einzigen Sohn aus einer zweiten Ehe, Robert III., überlebt hatte, so erlosch der Titel von Essex, jener von Hereford aber ging an eine jüngere Linie über. Diese Linie stammt, wie wir gehört haben, aus der zweiten Ehe des ersten Viscount von Hereford. Eduard Devereux ihr Ahnherr, besaß Bronwich. Sein Enkel, auch Eduard genannt, succedirte dem letzten Grafen von Essex als fünfter Viscount von Hereford. Der heutige dreizehnte Viscount, Heinrich Devereux, premier (nicht first) Viscount of England, succedirte seinem Vater am 31. Sept. 1804. — Außerdem besteht noch eine Nebenlinie in Brecknockshire; dieser Nebenlinie gehörte der Hauptmann Devereux an, der in der Egerschen Mordnacht vom 24. Februar 1634 mit 6 Hellebardirern in Wallensteins Schlafgemach drang und mit den Worten: „Bist du der Schelm, der das kaiserliche Volk dem Feind überführen und kaiserlicher Majestät die Krone von dem Haupte herunter reißen wollen? Jetzt mußt du sterben!" den Feldherrn mordete. (*v. Stramberg.*)

DEVERRA, ein dämonisches Wesen des Volksglaubens bei den Römern, das vom abergläubischen Abkehren der Schwelle mit einem Besen den Namen hatte. Sobald die Hausfrau eines Kindes genesen war, suchte man, um den Sylvan von jedem schädlichen Einflusse abzuhalten, durch symbolische, auf den Anbau sich beziehende Gebräuche ihr drei schützende Gottheiten zuzuwenden. Drei Männer nämlich gingen um die Schwelle des Hauses und schlugen dieselbe zuerst mit einer Axt, dann mit einer Stampfkeule, worauf sie mit einem Besen abgefegt wurde. Dies sollte denn dahin deuten, daß die Bewohner des Hauses gesittete Menschen wären, daß sie in einer kultivirten Gegend wohnten, daß also der Waldgeist Sylvanus keine Macht über sie haben könne. Mit der Axt nämlich fällt man Bäume, beschneidet dieselben mit dem Eisen, bereitet den Spelt mit der Stampfkeule und kehrt die Früchte mit dem Besen zusammen. Daher waren diese 3 Dinge Zeichen des Anbaues und die ihnen vorstehenden Genien waren Intercido, Pilumnus und Deverra. (*Varro* bei *Augustin.* de C. D. VI, 9.) Die erstern beiden wurden männlich, Deverra aber weiblich, als Göttin, gedacht. (*Richter.*)

DEVERRA. Eine von Candolle (Coll. de mém. V. p. 45.) aufgestellte Pflanzengattung aus der Gruppe der Seselinen der natürlichen Familie der Umbelliferae und aus der zweiten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Die gemeinschaftliche und besondere Doldenhülle ist klein, hinfällig, vier- bis sechsblättrig; der Kelchrand kaum bemerkbar; die Corollenblättchen eiförmig, lang zugespitzt, mit einwärts gebogener Spitze; die Griffel kurz, zuletzt ausgebreitet; die Frucht eiförmig oder rundlich, von der Seite etwas zusammengedrückt, durch abstehende Haare oder Schüppchen hackerig; die Rippen unscheinbar; die Vertiefungen mit einem Saftgange auf dem Rücken; auf der Nahtseite zwei Saftgänge. Die drei Arten, welche Candolle hieher rechnet, sind aromatische, fast blattlose, schimmelgrüne, steife, besenartige afrikanische Staudengewächse. Wegen der besenartigen Beschaffenheit der Arten wählte Candolle den Gattungsnamen Deverra (nach Augustinus bei den Römern eine Göttin, welche dem Auskehren des Hauses einer Wöchnerin vorstand), indem der ältere Vivianische Name Pityranthus (πίτυρον, Kleie) nur auf eine Art paßt: 1) *D. aphylla* Cand. (Prodr. IV., p. 143., Bubon aphyllus *Cham.* et *Schl.* *Linn.* 1826. p. 389.) mit ruthenförmigem Stengel und sehr hackerigen Früchten; am Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) *D. tortuosa* Cand. (l. c., Athamanta tortuosa *Spr.* syst. I. p. 900.) mit sehr ästigem, gedrehtem Stengel und sparsam zottigen Früchten. Im nördlichen Afrika. Zerfällt in zwei Formen: α) *D. virgata* Cand. (l. c., Bubon tortuosus *Desf.* atl. I. p. 257. t. 73.) mit ruthenförmigem, biegsamem Stengel; im State Tunis; und β) *D. rigidior* Cand. (Bubon tortuosus *Sieb.* pl. exs., Crithmum pyrenaicum *Forsk.*) mit sehr ästigem, steifem Stengel; in Ägypten, an den Pyramiden. 3) *D. Pityranthos* Cand. (l. c. p. 144., Pityranthos denudatus *Viv.* fl. libyc. p. 15. t. 7. f. 1. 2., Bunium pityranthon *Spr.* syst. p. 901. — S. d. A. Bunium.) mit ruthenförmigem Stengel und langen Zweigen; Doldenhüllen und Früchte sind mit kleienartigen Schüppchen bedeckt; an der großen Syrte, in der Nähe des alten Cyrene. (*Sprengel.*)

D'EVES oder D'ewes, Sir Symonds, geb. 1602 zu Coxden in der Grafschaft Dorset, stammte von einer alten, edlen, niederländischen Familie ab, die sich schon seit langer Zeit in England niedergelassen hatte. Er erhielt seine Bildung im väterlichen Hause und auf der Universität zu Cambridge, wo er in einem Alter von 18 Jahren Materialien für die Geschichte seines Vaterlandes zu sammeln anfing. Vor seinem 30. Jahre beendete er eine Samlung der Tagebücher aller unter der Regirung Elisabeths gehaltenen Parlamente, ein für die Geschichte seiner Zeit sehr nützliches Werk, das jedoch erst nach seinem Tode (London 1682, in Fol.) bekannt gemacht wurde. Im J. 1639

wurde er zum Sherif der Grafschaft Suffolk ernannt und zum Chevalier erhoben, 1641 zum Baronet. Inzwischen war er zum Parlamentsmitglied für die Stadt Sulburg in der Grafschaft Suffolk erwählt, saß in dem sogenannten langen Parlamente, erklärte sich im bürgerlichen Kriege gegen die königliche Partei und unterzeichnete den Covenant. Doch müssen seine politischen Meinungen zu den gemäßigten gehört haben, denn er war mit unter denen, die 1648 durch die Soldaten Cromwells aus dem Parlamentssale vertrieben wurden. Er kehrte nun zu seinen historischen und antiquarischen Studien zurück und ordnete die Materialien, welche er für die Antiquitäten der engländischen Geschichte gesammelt hatte. Diese Materialien sind jedoch nie gedruckt worden und werden in mehren Bibliotheken aufbewahrt. Seine übrigen zahlreichen Manuscripte, unter denen sich auch sein Tagebuch befindet, sind jetzt in der Bibliothek des Grafen Oxford. Seine Arbeiten werden zwar für brauchbar gehalten, sollen aber mehr Genauigkeit und Fleiß, als Geschmack und Urtheil verrathen. D'eves starb den 18. April 1650. (*Franke.*)

DEVIENNE, Charles Jean Baptiste d'Agneaux, geb. 1728 zu Paris. In einem Alter von 17 Jahren bestimmte er sich zum Klosterleben und trat in den Benedictinerorden von der Congregation des heiligen Moritz. Er gehört zu den fleißigsten Schriftstellern dieses Ordens, führte den Titel eines Historiographen der Stadt Bordeaux, war Anhänger der Grundsätze, welche die Revolution herbeiführten, und starb 1792. Von seinen zahlreichen Schriften führen wir nur folgende an: 1) Eclaircissements sur plusieurs antiquités trouvées à Bordeaux. 1757. in 12. 2) Histoire de la ville de Bordeaux, tome I. 1771. in 4. Er führt die Geschichte der Stadt bis zur Minderjährigkeit Ludwig XIV., der 2. Theil ist indeß nicht erschienen. 3) Dissertation sur la religion de Montaigne. 1773. in 8. 4) Eloge historique de Michel Montaigne, et discours sur sa religion. 1773. in 12. 5) Administration générale et particulière de la France. 1775. in 12. 6) Lettres sur l'histoire de France. 1782. in 12. 7) Histoire d'Artois. 1785—87. 5 Vol. in 8. 8) Histoire générale de France, écrite d'après les principes qui ont opéré la revolution. 1791. 2 Vol. in 12. 9) Le triomphe de l'humanité, ou le mort de Léopold de Brunswick, poëme qui a concouru pour le prix de l'académie française. Lille 1787. in 8. (*Franke.*)

DEVIENNE, François, war seit 1796 als Fagottist im Orchester der großen Oper zu Paris und als Professor der Flöte am Conservatorium der Musik daselbst angestellt, welche Stellen er mit ungemeinem Fleiße und glänzendem Erfolge verwaltete. Seine unermüdliche Thätigkeit und sein Eifer, der Tonkunst nach allen Kräften und von allen Seiten zu nützen, wurden sogar durch die Auftritte der Revolution nicht beschränkt. Die Zahl seiner gedruckten Werke ist nicht gering; er gehört unter die Vielschreiber, die offenbar durch innern Drang getrieben werden, ihre schnellen Empfindungen schnell zu Papier zu bringen. Er war der Mann seiner Zeit und seines Volkes; das Meiste seiner vielen Compositionen fand man sehr unterhaltend. So sehr er auch in Harmonien und Musikerzeugnissen aller Art lebte, so wenig vergaß er die Liebhabereien seiner Zeitgenossen und befriedigte vor Allem den kriegerischen Sinn seiner Nation durch brausende Ouverturen, Märsche, Harmonien für Militärmusik und große Symphonien für 20 und mehr Blasinstrumente. Lebhaft warf er sich in Alles. In dem großen Verzeichnisse seiner Compositionen, das Gerber in seinem neuen Lexikon der Tonkünstler genau lieferte, lesen wir viele Ouverturen und Symphonien (nach französischer Weise), Concerte für Blasinstrumente, Quartetten, Trio's, Duetten und Solo's für allerlei Instrumente. Auch das Fach des Gesanges bereicherte er mit manchem gefälligen Hefte. Selbst als Opernsetzer trat er mit außerordentlichem Glück auf. Schon 1791 wurde seine Operette Le Mariage clandestin sehr beliebt; noch mehr 1795 Agnes et Felix ou les deux Espiègles (die beiden Eulenspiegel); vor allen aber seine Visitadines 1797, die über 200 Vorstellungen erlebten. Seine Flötenschule machte zu ihrer Zeit gleichfalls Glück. Sie erschien unter dem Titel: Méthode de Flûte théorique et practique, contenant tous les principes, des petits airs, Duos et Sonates faciles, précédés d'un prélude à la tête de chaque morceau. Paris, chez Imbault 1795. In Leipzig kam im Bureau de Musique von Kühnel (jetzt Peters) eine verbesserte Übersetzung heraus. — Er starb zu Charenton d. 5. Septbr. 1803 in einem Alter von 43 Jahren. (*G. W. Fink.*)

DEVIKOTTA, sanskr. Devikata, d. h. die Veste der Göttin, Stadt im Reiche Tanschor (Tanjore), nahe der Vereinigung des Flusses Kolerun mit dem See, etwa 37 engl. M. im Süden von Pondichery. Diese Festung wurde im J. 1749 vom Major Lawrence eingenommen. Lage: 11° 25′ n. Br. 79° 52′ ö. L. v. Gr. (*Palmblad.*)

DEVILLE, Anton, war aus einer angesehenen Familie der Dauphiné 1596 in Toulouse geboren, wo seine Voreltern sich im 15. Jahrhundert niedergelassen hatten. Er legte sich mit besonderm Eifer auf die Mathematik und Kriegsbaukunst und trat in savoyische Dienste, wo er schneller vorwärts zu kommen hoffte, auch sich durch seine Geschicklichkeit und Thätigkeit die Gunst des Hofes und zwei Orden (des St. Mauritius und St. Lazarus) erwarb. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er daselbst angestellt und trug im J. 1637 zur Wiedereroberung von Corbie bei, worauf er bei den Belagerungen mehrer Städte, St. Omer, Hesdin, Arres u. m. a. gebraucht ward, nach dem Frieden aber die an Frankreich abgetretenen Orte zu befestigen Auftrag bekam. Er starb im J. 1657. Seine Schriften sind: Les fortifications. Fol., zuerst 1629 und 1636 in Paris gedruckt, dann 1640 in Lyon, 1666 in Paris, 1672 in Amsterdam in 8., Teutsch ebendas. 4. 1676 auch 8., auch unter dem Titel: Der vollkommene Ingenieur. 8. Frankfurt 1760. Die 53 dazu gehörigen Zeichnungen sind von Deville selbst gezeichnet und gestochen. — Pyctomachia Veneta seu de pugna Venetorum in ponte quotannis autumnali tempore inter Nicolaotos et Castellanos frequentari solita. 4. Venedig 1633. und Descriptio portus et urbis Polae antiquitatum 1633.

sind in Burmanns Thesaurus antiquitatum Italiae. T. V. und VI. wieder abgedruckt. — Obsidio Corbejensis. fol. Paris 1633. — Le Siège de Laudrecy. 8. 1637. — Le Siège de Hesdin. fol. Lyon 1639. — De la charge des gouverneurs des places. fol. Lyon et Paris 1639. mit dem 1627 gestochenen Brustbilde des Verf. 1655. 1656. in 8. Paris 1740. 1790. in 12. Enthält eine Samlung praktischer Regeln über die Bewahrung und Vertheidigung der Festungen und hat den späteren Schriften Baubans und Anderer über diesen Gegenstand zur Grundlage gedient. Van der Gröben hat in seiner Kriegsbibliothek zwei Aufsätze daraus entnommen: Von den Parteien (im 2. Bde.) und: Methode, Festungen zu recognosciren und in Grundriß zu bringen (im 8. Bde.). Sein Sprichwort gilt noch immer: „Wer Festungen bauen will, muß die Augen zu=, und den Beutel aufthun." (*v. Hoyer.*)

Devise s. Sinnbild, Sinnspruch.

DEVIZES, ein Borough in Wiltshire, am Kennet= und Avonkanale auf einer Anhöhe gelegen, gut gebaut, mit 2 Kirchen, 1 Kapelle, 1 Bethaus für Dissenters, 1 Grammatikalfreischule für 100 Kinder, 890 Häus. und 4851 Einw., welche Manufakturen von Serge und Kasimir unterhalten. Der Ort sendet 2 Deputirte zum Parliament und hat 2 Wochen= und 6 Jahrmärkte. — Devizes ist ein sehr alter Ort, dessen Ursprung von einigen bis auf die Zeiten der Römer zurückgeführt wird, welche hier eine Station gehabt haben sollen; das jetzt verfallene feste Schloß wird schon unter Heinrich I. erwähnt. Während des Bürgerkriegs unter Karl I. war Devizes von den Parliamentstruppen unter William Waller besetzt, welcher hier (1643) in einer blutigen Schlacht von der königl. Armee geschlagen ward. (*Leonhardi.*)

DEVOLUTION. Seiner grammatischen Bedeutung nach ist unter dem Zeitworte devolvere im Allgemeinen derjenige Akt zu verstehen, wodurch ein gewisser Gegenstand aus seiner bisherigen Lage in eine andere versetzt wird oder darein übergeht [1]). In demselben Sinne wird dieses Wort nun auch von den römischen Juristen gebraucht, so jedoch, daß sie darunter nicht blos den faktischen Übergang eines Objects in eine neue Lage verstehen [2]), sondern auch den aus einem bestimmten Rechtsgrunde erfolgenden Übergang auf einen Dritten [3]), und zwar zunächst einen solchen, der sich schon von Rechtswegen (ipso jure) ereignet [4]). Der Übergang selbst heißt Devolutio; doch findet sich dieses Substantivum weder bei den Classikern, noch bei den römischen Juristen. Selbst zur Zeit des Mittelalters scheint es noch nicht üblich gewesen zu seyn, da es bei Dufresne fehlt, und namentlich auch weder in demjenigen Titel der Decretalen Gregors IX., welcher über das heut zu Tage sogenannte kanonische Devolutionsrecht handelt, noch in dem entsprechenden Titel der Clementinen gefunden wird [5]). Während der spätern Zeiten ist es dagegen ein technischer Ausdruck geworden, der überall, insbesondere bei den Kanonisten und Germanisten, gebräuchlich ist; bei den Erstern für das eben erwähnte kanonische Devolutionsrecht, bei den Letztern für das teutschprivatrechtliche Verfangenschaftsrecht.

I. Unter dem kanonischen Devolutionsrechte ist, wie J. H. Böhmer sich ausdrückt, zu verstehen: Translatio juris, pro ea vice amissi, in superiorem, ob negligentiam in eligendo, conferendo et providendo [6]), oder mit andern Worten, das für den Fall, wo der ordentliche Provident sein kirchliches Provisionsrecht entweder nicht auf die vorschriftsmäßige Weise oder nicht binnen der gesetzlichen Frist ausgeübt hat, auf denjenigen Kirchenobern, welchem der ordentliche Provident zunächst unterworfen ist, übergegangene (devolvirte) Recht, das Provisionsrecht für den vorliegenden Fall anstatt des ordentlichen Providenten auszuüben. Trit daher eine solche Devolution ein, so geht bei den Katholiken das Präsentationsrecht des Patrons, oder das Wahlrecht des Kapitels an den Bischof, das Besetzungsrecht des Bischofes an den Erzbischof über [7]); ist der Papst in culpa oder mora, so trit wieder die Provisio ordinaria ein. — Was die Protestanten betrifft, so gelten bei ihnen, unter den sich von selbst verstehenden Modificationen, dieselben Grundsätze. Von dem Kirchenpatron devolvirt also das Präsentationsrecht an den Landesherrn oder an denjenigen, welcher dessen rechtmäßiger Vertreter ist, z. B. an die Consistorien oder die Consistorialpräsidenten, und es heißt z. B. in der kursächsischen Kirchenordnung: „Wann aber der Lehen=Herr keine solche tüchtige Personen nominiren und vorstellen könnte, oder wollte, und aber wir, unsers von Gott befohlnen Amts und hoher Obrigkeit halben, uns schuldig erkennen, unsere von seiner Allmächtigkeit uns befohlene Kirchen und Unterthanen obgehörter Maßen zu versehen; so sollen unsere Consistorialen und Verordnete des Synodi mit Bestellung deſſelben Pfarren, Prädicaturen, Diakonaten und Subdiakonaten, als ob laut, verfahren, damit solch Kirchendienst nicht vaciren, sondern die Pfarrkinder mit der Predigt göttlichen Worts und rechtem Gebrauch der heiligen Sacramente versehen und keinesweges versäumet werden, und solches denen Patronis an den Collaturen unnachtheilig und unabbrüchig seyn [8])." Eben so devolvirt das Collationsrecht der Kapitel an den Landesherrn [9]). — Durch die Devolution wird aber, wie schon bemerkt, das Wahl=, Collations= oder Provisions=Recht an sich nicht gefährdet; vielmehr beschränken sich

1) *Caesar* de bello civili Lib. II. cap. 11. *Cicero* in Antonium Orat. VII. cap 4. *Curtius* Lib. V. cap. 8.
2) L. 28. D. de praescript. verb. (19. 5.) 3) L. 1. C. de bonis matern. (6. 60.) 4) L. 9. D. de jure fisci (49. 14.)

5) Vergl. Tit. de supplenda negligentia praelatorum. (Gregor. I, 10. Clement. I, 5.) 6) *Boehmer* Jus ecclesiast. Protestant. Lib. I. Tit. 10. §. 2. — Vergl. über das gesamte kanonische Devolutionsrecht außer dem Tit. 10. bei Böhmer auch noch *Gonzalez Tellez* Comment. in Decretal. Gregor. IX. Lib. I. Tit. 10. 7) cap. 2. §. 5. X. de supplend. negligent. praelator. (1. 10.) cap. 12. X. de jur. patronat. (3. 38.) cap 2. X. de concess. praebend. (3. 8.) 8) Entlehnt aus *Boehmer* loc. laud. §. 8., woselbst auch noch andere übereinstimmende Partikulargesetze angeführt und quoad passus concernentes abgedruckt sind. 9) *Boehmer* loc. laud. §. 9.

ihre Wirkungen lediglich darauf, daß derjenige, zu deſſen Gunſten ſie gereicht, das an ihn devolvirte Recht für den vorliegenden Fall exercirt. Wie ebenfalls ſchon bemerklich gemacht iſt, erfolgt die Devolution aus einem doppelten Rechtsgrunde: — Erſtens deshalb, weil das devolvirte Recht nicht innerhalb der gehörigen Zeit ausgeübt iſt. Nach den Verordnungen des kanoniſchen Rechts ſoll eine „cathedralis vel regularis ecclesia“ nicht länger als drei Monate ohne Prälaten ſeyn [10]; bei andern Collativ-Pfründen darf die Vacanz nicht länger als ſechs Monate dauern [11]. Doch läuft dieſe Zeit nicht von dem Augenblicke der eingetretenen Vacanz, ſondern erſt von dem Augenblicke der dem Collator über die Erledigung gewordenen Wiſſenſchaft an [12]. Auch darf der Collator an der Ausübung ſeines Rechts weder durch faktiſche, noch juriſtiſche Impedimente gehindert ſeyn [13]; und wie daher z. B. keine Devolution Statt findet, wenn die Proviſion wegen obwaltender Kriegsunruhen nicht erfolgen konnte [14], ſo insbeſondere auch dann nicht, wenn der Provident ohne ſeine Schuld ſuspendirt iſt [15]. — Zweitens erfolgt die Devolution, wenn die Proviſion nicht auf die kanoniſche Weiſe unternommen worden. Dies bezieht ſich im Allgemeinen auf den Fall der Wahl eines Candidaten, der die erfoderlichen Eigenſchaften nicht in ſich vereinigt, der alſo mit Irregularitäten, beſonders mit einer Irregularitas ex delicto, behaftet iſt [16]. — Daß dieſe beiden Vorausſetzungen der Devolution auch bei den Proteſtanten gemacht werden, liegt wol ſchon in der Natur der Sache; doch ergibt es ſich noch zum Überfluß aus dem Osnabrückſchen Frieden, woſelbſt bei der Devolution vorausgeſetzt wird, daß die vacanten Präbenden nicht „debito tempore modove“ conferirt ſeien [17]. — Übrigens erfolgt die Devolution nicht ſchon von Rechtswegen, ſondern der höhere Kirchenobere muß ſeine desfallſigen Rechte immer erſt noch beſonders geltend machen, und ſo lange er dies nicht gethan hat, kann daher derjenige, welcher in culpa oder mora iſt, ſein Verſehen immer noch verbeſſern; doch iſt dies ſtreitig [18]. — Hat aber der höhere Kirchenobere ſein Devolutionsrecht wirklich und mit Erfolg geltend gemacht, ſo ſteht ihm nunmehr das Proviſionsrecht zwar zu; er iſt jedoch bei der Ausübung deſſelben für den eingetretenen Fall an die Beobachtung derſelben Regeln gebunden, welche der des Rechts verluſtig gegangene Collator zu befolgen hat, und wird daher ebenſo wie dieſer durch die Stiftungsurkunden oder anderweitige, beſchränkende Vorſchriften verpflichtet. Darum heißt es im weſtphäliſchen Frieden, daß derjenige, welchem die Beyfründung jure devolutionis zugefallen ſey, nur einer ſolchen Perſon die erledigte Präbende verleihen könne, die derſelben Confeſſion angehöre, von welcher der frühere Pfründner geweſen ſey [19]. — Wie es ſcheint, reicht das kanoniſche Devolutionsrecht nicht über das Jahr 1179 hinauf. In dieſem Jahre wurde es auf der dritten Lateranenſiſchen Kirchenverſamlung vom Papſt Alexander III. für die niedern Pfründen begründet [20], hingegen nicht für die Biſthümer und Erzbiſthümer, von denen Innocenz III. das Devolutionsrecht im Jahre 1210 noch ausdrücklich ausſchloß [21]. Doch führte es derſelbe Papſt einige Jahre ſpäter, 1215, auf dem vierten Lateranenſiſchen Concilium auch für die Biſthümer und alle übrigen Prälaturen ein [22].

II. Unter dem teutſchprivatrechtlichen Devolutions- oder Verfangenſchaftsrechte [23] iſt hingegen, wie F. C. J. Fiſcher mit Recht ſich ausdrückt, diejenige germaniſche Gewohnheit zu verſtehen, „wodurch den Kindern nach Abgang des einen Gemahls, oder nach einer wiederholten Vermählung des Überlebenden, alle liegenden Gründe beider Eltern, und was denſelben gleich geſchätzt wird, zum vollkommenen und ausſchließlichen Eigenthum anheimfallen, und wobei ſich die verwittibte Perſon blos mit dem Eigenthum des beweglichen Gutes und mit dem Nießbrauche der ihren Kindern zugefallenen Liegenſchaft begnügen muß [24].“ Es hängt dieſe teutſche Rechtsgewohnheit mit der ſogenannten prorogirten Gütergemeinſchaft hiſtoriſch zuſammen, und ihre Tendenz geht auf möglichſte Verhütung einer Verletzung der aus einer Ehe hinterlaſſenen Kinder durch einſeitige Diſpoſitionen oder Verfügungen des überlebenden Parens. Vornehmlich dachte man dabei an den Fall einer Wiederverheirathung. Wo daher das Verfangenſchaftsrecht gilt, behalten die Kinder erſter Ehe die ihnen „verfangenen“ oder „verhafteten“ Güter ausſchließlich; wogegen die Kinder aus zweiter Ehe umgekehrt alle diejenigen Güter allein bekommen, welche in dieſer nachfolgenden Ehe erworben werden. Vor Zeiten war dieſes Verfangenſchaftsrecht eine weit verbreitete Gewohnheit, und es fand ſich nicht blos in Teutſchland, ſondern auch in andern germaniſchen Ländern [25]. So z. B. kommt es unter dem Ausdruck „Donaire“ in dem Droit coutumier von Namür vor [26]. Gegenwärtig wird es indeſſen ſelten angetroffen, und die Härte, welche für die Kinder der einen oder andern Ehe ſo leicht daraus erwachſen kann, hat die nächſte Veranlaſſung ſeiner Aufhebung gegeben. Auch pflegt in ſolchen Ländern, wo das Verfangenſchaftsrecht noch beſteht, durch die Einkindſchaft ein Mittel begründet zu ſeyn, es auszuſchließen, indem die Kinder verſchiedener Ehen durch die Einkindſchaft in das erbrechtliche Verhältniß vollbürtiger Geſchwiſter geſetzt und dadurch vor möglichen Übervortheilungen ähnlich als durch das Verfangenſchaftsrecht geſichert werden, ohne daß die Unbilligkeiten

10) cap. 41. de electione (1. 6.). 11) cap. 2. X. de concess. praebend. (3. 8.) cap. 2. de translat. episcop. (1. 7.) 12) cap. 3. X. de supplend. negligent. praelat. (1. 10.) 13) cap 41. laud. 14) *Boehmer* loc. laud. §. 8. 15) cap. 5. X. de concess. praebend. (3. 8.) 16) cap. 2. §. 1. de translation. episcop. (1. 7. cap. 2. X. de concess. praebend. (3. 8.) 17) Instrument. pacis Osnabrug. Art. V §. 26. med. 18) *Gonzalez Tellez* loc. laud. No. 14. *Boehmer* loc. laud. §. 6. 7.

19) Instrument. pac. Osnabrugens. Art. V. §. 26. 20) cap. 2. X. de concess praebend. (3. 8.) 21) cap. 12. eodem. 22) cap. 41. X. de elect. (1. 6.) 23) Über Verfangenſchaftsrecht vergl. unter Andern: *P. Stockmann* De jure devolutionis. Amselod. 1688. *J. G. Estor* De jure devolutionis. Jen. et Lips. 1738. F. C. J. Fiſcher Verſuch über die Geſch. d. teutſchen Erbfolge. Mannheim 1778. Bd. I. S. 233—292. 24) Fiſcher a. a. O. S. 234. 25) Fiſcher a. a. O. S. 240 ff. 26) Fiſcher a. a. O. S. 236.

des Jus devolutionis daraus erwachsen[27]). — Wenn oben die Verfangenschaft auf „alle liegenden Güter beider Eltern" bezogen ist, so darf dies nicht so verstanden werden, als habe die Verfangenschaft gerade diesen Umfang immer. Es ist ja bekannt, wie sehr abweichend die besondern Gewohnheiten der einzelnen teutschen Länder, Provinzen, Städte bei den meisten Instituten sind, und dies trift nun auch bei den verhafteten Gütern zu, die sich nicht selten blos auf die liegenden Gründe des verstorbenen Gatten beschränken, wogegen hin und wieder sogar auch noch die Fahrniß dazu geschlagen wird[28]). Indessen kann man annehmen, daß die Verfangenschaft den obigen Umfang der Regel nach habe, und hierauf war daher der Begriff im Allgemeinen zu stellen. Obwol aber das Devolutionsrecht hienach immer gerade auf das Grundvermögen entweder ausschließlich oder doch zunächst gerichtet ist, so bleibt doch alles das davon ausgeschlossen, was auch von der Gütergemeinschaft eximirt werden muß, also alle diejenigen Grundbesitzungen, worüber dem Besitzer das Recht der freien Verfügung abgeht. Es gilt dies namentlich von Lehen und Fideicommißgütern, dann aber auch von vielen Bauergütern. In diese Güter wird vielmehr, ungeachtet des Jus devolutionis, nach denselben Grundsätzen succedirt, welche auch sonst dabei zur Anwendung kommen, und namentlich können die Kinder erster Ehe, als solche, bei der Lehenssuccession vor den Kindern der nachfolgenden Ehe keinen Vorzug verlangen, noch viel weniger also ihren überlebenden Parens auf einen bloßen Nießbrauch beschränken[29]). — Trit die Verfangenschaft selbst wirklich ein, so fallen die verhafteten Güter den Kindern zwar eigenthümlich zu; der Überlebende behält jedoch die freie Verwaltung und Nutznießung darüber. Freilich muß er aber die Güter wie ein guter Hausvater bewirthschaften, sie insbesondere in Bau und Besserung erhalten, auch die Kinder standesmäßig erziehen und erhalten, desgleichen die Töchter ausstatten und den Söhnen ein Subsidium paternum gewähren[30]). Veräußern darf er natürlich nicht, und hat er es dennoch gethan, so sind die Kinder nach dem Tode ihres längstlebenden Parens zur Rückfoderung der ihnen verfangenen Güter aus der Hand des dritten Erwerbers befugt, ohne diesem zu irgend einer Schadloshaltung verbunden zu seyn. Doch macht der Fall der äußersten Noth eine Ausnahme; in einem solchen Nothfall ist es den Eltern erlaubt, auch die verfangenen Güter rechtsbeständig zu veräußern[31]). Das Verbot der Veräußerung bezieht sich auf Veräußerungen unter Lebenden und von Todes wegen zugleich. Auf die nämliche Weise ist aber auch den Kindern das Recht der Veräußerung entzogen. Daß diese nicht unter Lebenden veräußern können, folgt schon aus dem Nießbrauchsrechte des überlebenden Parens an den verhafteten Gütern; daß ihnen aber auch das Recht der Veräußerung auf den Todesfall abzusprechen sey, folgt daraus, daß bei ihrem unbeerbten Ableben die verfangenen Güter den Eltern verbleiben, denen sie nun eigenthümlich zufallen. Überhaupt ist das Eigenthum der Kinder an der Verfangenschaft als ein Recht zu betrachten, dessen Dauer von dem Umstande abhängt, daß die Kinder ihren längstlebenden Parens überleben. Allein ein blos eventuelles Recht ist es darum noch nicht, wie freilich manche behauptet haben[32]), und hierin liegt zugleich der Grund mit, daß die verfangenen Güter nach dem Tode des überlebenden Gatten den Kindern nicht als Erben zufallen; es hört vielmehr mit dem erfolgten Tode nur eine Beschränkung auf, welcher das Gut bisher unterworfen war. Deshalb haben die Kinder auch die Pflichten der Erben nicht auf sich, brauchen also die Schulden des Verstorbenen nicht zu übernehmen. Die (eigentliche) Erbschaft fällt den Kindern aus zweiter Ehe oder dem zweiten Ehegatten zu[33]); die Kinder der ersten Ehe sind durch die ihnen ausgewiesene Verfangenschaft als abgeschichtet oder abgefunden zu betrachten. — Streitig ist es, ob der überlebende Gatte über die seinen Kindern verfangenen Güter sofort bei dem Eintrit des Devolutionsrechts ein Inventarium des verhafteten Vermögens errichten müsse, oder erst bei der Eingehung einer anderweitigen Heirath. Die Statuten sind in dieser Beziehung abweichend[34]); doch scheint die Errichtung des Inventariums, nach allgemeinen Grundsätzen, erst bei einer Wiedervertheirathung gefodert, und auch erst von dieser Zeit an Caution verlangt werden zu können[35]). — Sind beim Eintrit der Devolution Schulden vorhanden, so haftet das verfangene Vermögen dafür nur in subsidium[36]).

III. Schließlich ist noch der prozeßrechtlichen Devolution zu gedenken; es ist darunter der Übergang eines schwebenden Prozesses von dem niedern Richter an den höhern zu verstehen. Eine solche Devolution erfolgt immer nur auf den Grund eines von einer Partei oder auch von beiden zugleich gegen ein Erkenntniß des niedern Richters eingelegten Rechtsmittels, und die Kraft, welche man einem solchen Rechtsmittel in dieser Beziehung beilegt, heißt Devolutionskraft[37]). Diese Kraft ist mit der Appellation immer, mit der Nullitätsquerel und der Revision hingegen wenigstens nach verschiedenen Gerichtsverfassungen verbunden. So weit dies der Fall ist, heißen sie devolutive Rechtsmittel, im Gegensatze der nicht devolutiven, bei denen entweder das ganze Verfahren vor dem frühern Richter verbleibt, oder doch wenigstens die Verhandlung bis zum Urtheil, wogegen dieses im letztern Fall auf dem Wege der Substitution, nämlich durch Transmission der Acten an ein auswärtiges Spruchkollegium, abgefaßt, aber dennoch im Namen des frühern Richters eröffnet wird. Zu diesen nicht devolutiven Rechtsmitteln gehören die Supplication, Lauterung, Oberlauterung, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand; auch gehörten dahin (wenn gleich nicht überall) die Nullitätsquerel und Revision. Bei den Gerichten erster

27) J. F. Runde Grundsätze des teutschen Privatrechts §. 613. 28) Beispiele vergl. bei Fischer a. a. O. S. 247. ff. 29) W. A. F. Danz Handbuch des teutschen Privatr. Bd. VII. S. 64. 30) Fischer a. a. O. S. 260. 268 ff. 31) Fischer a. a. O. S. 261 ff.

32) Danz a. a. O. S. 67. 33) Fischer a. a. O. S. 283 ff. 34) Fischer a. a. O. S. 259. 260. 35) Püttters Rechtsfälle Th. III. Nr. 225. §. 36. 36) Fischer a. a. O. S. 288. 37) Gönner Handb. des gemeinen teutschen Prozesses. Th. III. Abhandl. 57. 60. 65. Martin Lehrbuch des gem. bürgerl. Prozesses. §. 264. 265.

Instanz sind jedoch diese nicht devolutiven Rechtsmittel in vielen Ländern ganz abgeschafft worden; auch läßt es sich nicht verkennen, daß sie sehr leicht zu arger Verschleppung der Prozesse gemißbraucht werden können. Was dagegen die höhern Gerichte betrifft, so ist das Recht zur Ergreifung solcher Rechtsmittel für einen bestimmten Fall den Parteien sogar vom teutschen Bunde ausdrücklich zugesichert worden. In der Bundesacte heißt es nämlich, daß bei den von den kleinern Bundesregirungen für ihre Länder errichteten, gemeinschaftlichen, obersten Gerichten jeder der prozeßführenden Parteien frei stehen solle, auf die Verschickung der Acten an eine teutsche Fakultät oder an einen Schöppenstuhl zur Abfassung des Endurtheils anzutragen [38]). (*Dieck.*)

DEVON, kleiner Fluß in Schottland, welcher Clackmannanshire bewässert und, bei der gleichnamigen Hauptstadt dieser Provinz, sich in den Forth ergießt. (*Leonhardi.*)

DEVONPORT, früher Plymouth-Dock, einer der bedeutendsten Seeplätze Englands, zwischen der Mündung der Flüsse Tamar (Hamoaze) und Plym (Catwater), an dem Plymouthsund, 1 Meile westnordwestlich von Plymouth, in Devonshire gelegen, ursprünglich ein Fischerdorf, Namens Sutton, und von Wilhelm III. zum königl. Hafen erhoben, erhielt wegen seiner besonders seit 1760 gestiegenen Wichtigkeit am 1. Januar 1824 seinen jetzigen Namen durch ein Gesetz Georgs IV., dessen Andenken eine mit der Statue des Königs geschmückte, prächtige Säule auf dem „Windmühlenhügel" erhalten soll. Die Stadt und die sehenswerthen Schiffswerfte sind von starken Festungswerken umgeben, welche aus einem innern und einem 12 bis 20 Fuß dicken, in den Felsen gehauenen, äußern Walle, 2 Batterien und einer Citadelle oder Schanze mit Blockhaus, sowie der mitten im Plymouthsund gelegenen, befestigten Felseninsel St. Nicholas bestehen. Devonport hängt mit Plymouth durch das dazwischen gelegene Dorf Stonehouse zusammen, auch ist jenseits der Linien eine neue Stadt Morice-Town entstanden. Die Straßen der Stadt sind schön und regelmäßig; der Marktplatz ist einer der schönsten im westlichen Theil von England. Die schöne, neue, mit Säulen verzierte Pfarrkirche ist 1 engl. M. von der Stadt entfernt, welche außerdem 2 Filialkirchen und mehre Bethäuser für Dissenters hat, und in der das auf einem großen, freien Platze stehende Haus des Gouverneurs, das Haus des Admirals, und das Armenhaus für 500 Arme bemerkenswerth sind. Der schöne Hafen von Hamoaze ist 4 engl. M. lang, ½ breit, und mit eisernen Ketten eingefaßt, so daß 100 Schiffe in einer Reihe ankern können. Die längs des Hafens angelegten Schiffswerfte sind 3500 Fuß lang, 1000 breit, und durch ein Becken und einen Kanal in zwei Theile geschieden, wovon der südliche die eigentlichen Werfte oder Zimmerhöfe, eine große Schmiede, die 1480 Fuß langen Seilereien ꝛc. umfaßt; der nördliche aber eine Reihe zierlicher Häuser mit Gärten für die vornehmsten Offiziere, feuerfeste Magazine für Waffen und Kriegsvorräthe aller Art, die Kapelle, ein Wachthaus, die Stückgießerei, den Geschützhof ꝛc. enthält. — Zu Stonehouse ist das große Matrosenhospital (naval hospital), 2 große Casernen für 2000 Mann Garnison und ein Krankenhaus für die Marinesoldaten. — Der äußere Hafen, Plymouthsund, welcher 2000 Segel fassen kann, wird gegen den Andrang der Meeresfluthen durch einen in den J. 1812 bis 1820 erbauten, 4200 F. langen Wogenbrecher geschützt, welcher 3 engl. M. von der Küste entfernt, auf einer 300 F. breiten Basis 57 F. hoch aufgeführt, sich mit seiner 23 F. breiten Krone bei der höchsten Fluth noch 3 F. über den Wasserspiegel erhebt (vergl. den Art. Plymouth). (Nach Hassel, v. Jenny und Neigebaur.) (*Leonhardi.*)

DEVONSHIRE, eine Grafschaft in England, welche zwischen 12° 35′ bis 14° 34′ östl. L. und 50° 7′ bis 51° 14′ nördl. Br. sich ausbreitet, im N. von dem Bristoler Kanal, im O. von Sommersetshire und Dorsetshire, im S. von dem engl. Kanal, im W. von Cornwall begrenzt wird und, nach Arrowsmiths Charte 120 Q.M., nach dem Edinburgh Gazetteer 2192 engl. Q.M. oder 1,595309 Acres groß ist. Die ganze Oberfläche ist mit Bergen und Hügeln bedeckt, zwischen denen sich Thäler und kleine Ebenen ausbreiten, sowie die Küste am Kanale zu beiden Seiten des Cap Start mit hohen Felsenriffen eingefaßt ist, welche vortreffliche Häfen und sichere Rheden bilden. Der Boden ist äußerst verschieden, im W. Moor, im N. trockener Sand mit vielen Haidestrichen, die Heimath wilder Kaninchen, im O. strenger Kalk, im S. fruchtbarer Mergel. Der Westen, wo das 53644 Acres große Dartmoor oder Dartmoor-Forest sich ausbreitet, gehört dem Rindvieh, der Norden den Schafen, der Osten den Hülsenfrüchten und der Süden — der Garten von D., the South-hams — dem Waizen und Obst. Die Gebirge, welche das Land durchstreichen, sind Zweige der aus Cornwall aufsteigenden Bergketten, die erhabenste Gegend ist Exmoor, wo sich der Dunkery Beacon 1890 Fuß über den Spiegel des Meeres erhebt; die vornehmsten Vorgebirge: Start, Berry Head, Hartland Point u. a. Mehre Flüsse durchschneiden die Provinz, unter denen die bedeutendsten die Tamar, Dart, Teign und Exe, welche dem britischen Kanale, der Taw mit der Torridge, welche dem Bristoler Kanale zuströmen. Mineralwasserquellen zu Gubb's Wall bei Cleave, zu Bella Marsh bei Kings-Teignton, zu Ilsington in der Nähe von Totneß, zu Brook bei Tavistock und, die eisenhaltigste, zu Bampton. Das Klima ist im Innern und an der südlichen Küste mild und angenehm, im N. feucht, im W. rauh und ungesund; die hier häufigen Devonshire-Koliken schreibt man indeß dem Genusse des Cyder zu. Die Produkte sind mannigfaltig; aus dem Pflanzenreiche Getreide, Hülsenfrüchte, besonders Erbsen, Hanf, Obst; aus dem Thierreiche die gewöhnlichen Hausthiere, Federvieh, wilde Kaninchen, See- und Flußfische und Bienen; aus dem Mineralreiche etwas Gold, Silber, Kupfer, Wismuth und Kobalt, vorzüglich aber Zinn, Blei, Eisen und Braunstein, Schiefer, Pfeifen- und Töpferthon in dem Thale von

38) Teutsche Bundesacte Art. 12.

Kings-Teignton, Gyps, verschiedene Marmorarten und Holzkohlen, die man auf der weiten Ebene von Bovey Heathfield aus der Kentshöhle ausbringt. Die Volksmenge belief sich im J. 1811 auf 383308 Individuen, nämlich 179553 männlichen und 203755 weiblichen Geschlechts, in 79415 Familien, wovon 33044 mit der Landwirthschaft, 30977 mit dem Handel und Kunstfleiße und 15394 auf andere Art beschäftigt waren, und welche 1 City, 39 Marktflecken, 394 Kirchspiele und 61190 Häuser bewohnten. Die Viehzucht ist der vornehmste Zweig der Landwirthschaft, da sich der Boden der Shire dazu am meisten eignet; die Rindviehzucht besonders wird in den Marschen des Dartmoors betrieben, aus anderen Gegenden sendet man es zur Ausfütterung auf die Weiden von Cornwall; Schafe werden in großer Menge gehalten, sie sind meistens von der Southamsrasse und geben eine schöne Wolle; auch die Schweinezucht ist beträchtlich. Alle Flüsse in der Shire sind äußerst fischreich; einträglich der Lachsfang im Tamar und Tavy; an den Küsten ist aber die Fischerei wenig bedeutend, und blos der Austernfang bei Starkroes, Topsham und Lympstone wichtig. In neueren Zeiten hat sich der Ackerbau sehr gehoben, doch erbaut man bei weitem so viel Korn nicht, als der Bedarf erfodert; blos Gerste und Erbsen sind überflüssig vorhanden. Auf die Baumzucht wird einiger Fleiß gewendet; man macht vielen Cyder und bereitet in der Umgegend von Kingsbridge einen Liqueur, der unter dem Namen White-Ale ausgeführt wird. Der Bergbau geht jetzt allein auf Kupfer, wovon die einträglichsten Gruben bei North Moulton unweit Tavistock und bei Buckland in dem Moore betrieben werden. Die früher sehr ergiebigen Zinngruben, zu deren Beaufsichtigung die Zinnhöfe (Stannary courts) zu Plympton, Tavistock, Ashburton und Chagford bestellt, sind jetzt ganz aufgegeben; die Bleigruben zu Combmartin, die so reich an Silber sind, daß man in einer Tonne Erz 20 bis 168 Unzen Silber gefunden hat, sind wieder aufgenommen; außerdem wird etwas Eisen zu Combmartin gewonnen, und zu Newton St. Cyrik eine Braunsteingrube bearbeitet, aus welcher jährlich 150 bis 200 Tonnen nach London gesendet werden. Die blühenden Wollenzeuchfabriken sind neuerdings sehr herabgekommen, und was man in North- und South-Moulton, Tiverton und Bampton noch für die Levante macht, ebenfalls in Abnahme. Serge wird von den Weibern zu Tothneß viel geliefert. Außerdem hat man zu Tavistock eine Eisengießerei und Messerschmieden, macht hier und da Leder, lederne Handschuhe, Spitzen und Segeltuch und unterhält einen starken Schiffbau; blos auf den Werften von Plymouth waren im J. 1811 2741 Personen in Thätigkeit. Die Ausfuhr beschränkt sich hauptsächlich auf Käse, Butter, fette Ochsen und Schweine, trockenes Obst, Malz, Erbsen, Cyder, White-Ale, Kupfer, Braunstein, Pfeifen- und Töpferthon (jährl. 1200 Tonnen), Eisenwaren, Flanelle und einige andere Fabrikate. — Die Shire, welche den Titel eines Herzogthums führt und in 33 Hundreds abgetheilt wird, gehört zur Diözese von Exeter, der Hauptstadt der Provinz, wählt 26 Deputirte zum Parlamente (Hassel im W. Handb. S. 201 ff.) und stellt 1600 Mann zur Nationalmiliz. — Zu den Zeiten der Römer gehörte Devonshire, welches damals von den Danmonii bewohnt wurde, zu Britannia prima und bildete nachher einen Theil des Königreichs Wessex bis zur Vereinigung der sämtlichen Sachsenreiche unter König Egbert. (Vergl. Hassel im Weim. Handb. VII. S. 201 ff., *Rees* Cycl., von Irving und Neigebaur.) (*Leonhardi.*)

DEVONSHIRE. Verschiedene Familien nach einander haben von dieser Landschaft den Namen geführt. Zuerst wurde ein gewisser Balduin von Wilhelm dem Eroberer zum Viscount von Devonshire und Baron von Okehampton eingesetzt; dieses Balduin Sohn und Nachfolger, Richard, starb ohne Mannserben. König Heinrich I. gab hierauf die Grafschaft mit dem davon abhängenden Einkommen, 10 Mark jährlich, an Richard von Rivers, den er schon früher mit Tiverton und Plinton beschenkt hatte, und der später auch die Herrschaft der Insel Wight erlangte. Richards Sohn, Balduin, wurde als ein Anhänger der Kaiserin Mathilde unter der Herrschaft Stephans von Blois verbannt, doch gelangte mit dem Siege der Legitimität sein Sohn Richard II. wieder in den Besitz der Grafschaft, und sie vererbte sich auf dessen Söhne, Balduin II. und Richard III., die aber beide ohne Erben verstarben. Die Grafschaft gelangte hierauf an ihres Vaters Bruder, Wilhelm von Vernon und nach ihm, weil Wilhelm seinen Sohn Balduin überlebte, an seinen Enkel Baldnin III. — Balduins III. Sohn, ebenfalls Balduin genannt, starb kinderlos und wurde daher von seiner, an den Grafen Wilhelm von Albemarle verheiratheten Schwester Isabella beerbt. Aber auch dieser Isabella Erbtochter, Evelina, obgleich mit dem Grafen Edmund von Lancaster vermählt, starb kinderlos, worauf König Eduard III. die erledigte Grafschaft an Hugo Courtenay (s. diesen Art.) verlieh. Sie blieb über zwei Jahrhunderte bei Hugo's Nachkommenschaft, denn der von Eduard IV. creirte Graf von Devonshire, Humfried Stafford von Suthwick, kommt nicht in Betracht, endlich starb der letzte dieser Courtenay von Devonshire im J. 1556. Der Titel ruhte 46 Jahre lang, bis ihn König Jakob I. im J. 1603 an den Besieger von Irland, den Lord Mountjoy Karl Blount, verlieh; abermals durch Blounts Tod erledigt, ging er endlich, durch Verleihung vom 7. Aug. 1618, an Wilhelm Cavendish über.

Das Geschlecht Cavendish ist, wie Dugdale annimt, ein jüngerer Zweig von den einst in Norfolk und Essex mächtigen Gernons. Unter der Regirung Eduards II. erheirathete Roger von Gernon mit der Erbtochter von Johann Potton das Gut Cavendish in Suffolk, von welchem sodann seine gesamte Nachkommenschaft ihren Namen entlehnt hat. Insbesondere stammen von Rogers jüngerem Sohne, von Roger Cavendish, die Cavendish in Suffolk, woselbst sie Grimstone besessen haben, und namentlich der Weltumsegler Thomas Cavendish (s. diesen Art. Thl. 15. S. 412.). Des ersten Roger älterer Sohn, Johann Cavendish, war unter Eduard III. und Richard II. Oberrichter der Kings Bench und Kanzler der Universität Cambridge, und wurde in der Rebellion vom Jahre 1381 zu Bury St. Edmonds von den Aufrührern

ermordet. Dieses Abkömmling im fünften Grade, Wilhelm C., war des Cardinals Wolsey adeliger Thürsteher, Auditor bei dem Hofe für die Vermehrung der königlichen Einkünfte (court of augmentation), Schatzmeister der Kammer und Geheimer Rath der Könige Heinrich VIII. und Eduard VI. Unter Eduard VI. wußte er vorzüglich seinen Einfluß zu benutzen, um eine Menge Klostergüter durch Schenkungen, Erbpachtverträge u. dergl. zu erwerben. Einen Theil des solchergestalt erworbenen Reichthums verwendete er auf den prachtvollen Bau von Chatsworth, in dem nördlichen Theile von Derbyshire, er starb aber, bevor er denselben vollführen konnte, den 25. Okt. 1557. Seine Witwe (sie war seine dritte Frau), Elisabeth Hardwick, der durch ihres Bruders des Johann Hardwick unbeerbten Abgang große Güter in Derbyshire, namentlich auch das Stammhaus Hardwick an den Grenzen von Nottinghamshire zugefallen waren, brachte jedoch den angefangenen Bau mit großem Kostenaufwande zu Stande, vollführte einen nicht minder wichtigen Bau zu Hardwick und mußte, als des Grafen Georg von Shrewsbury Gemahlin (denn sie hatte sich nach Wilhelms Tode noch zwei Mal verheirathet) die Königin Maria von Schottland eine Zeit lang in Chatsworth bewachen, daher noch heute einige Zimmer daselbst der Königin Zimmer heißen. Elisabeth starb 50 Jahre nach ihrem ersten Gemahle im J. 1607. In ihrer ersten Ehe hatte sie drei Töchter und drei Söhne, Heinrich, Wilhelm und Karl geboren. Der jüngste Sohn, Karl Cavendish, wurde der Ahnherr der Herzoge von Newcastle, von denen wir in einem eigenen Artikel handeln werden. Der älteste, Heinrich, starb 1616 ohne eheliche Nachkommenschaft, die Güter fielen daher an seinen Bruder Wilhelm, der am 4. Mai 1605 zum Baron Cavendish von Hardwick und am 7. Aug. 1618, wie wir bereits gehört haben, zum Grafen von Devonshire creirt wurde. Wilhelm starb den 3. März 1625 und hatte den ältern Sohn seiner ersten Ehe mit Anna, einer Tochter und Miterbin des Heinrich Kigley auf Kigley in Yorkshire, den Wilhelm Cavendish zum Nachfolger. Dieser zweite Graf von Devonshire war mit Christiana Bruce, des Lord Edmund Kinloß Tochter, verheirathet und starb den 20. Junius 1628 mit Hinterlassung der Söhne Wilhelm und Karl und der an Robert Rich, den ältesten Sohn des Grafen Robert von Warwick, verheiratheten Tochter Anna. Karl fiel für den König in dem Laufe des Bürgerkrieges, Wilhelm succedirte dem Vater als dritter Graf von Devonshire, war mit Elisabeth Cecil, des Grafen Wilhelm von Salisbury Tochter, verheirathet und starb den 23. Nov. 1684. Sein Sohn, Wilhelm, vierter Graf von Devonshire, Lordlieutenant und Custos rotulorum der Grafschaft Derby, war unter den ersten Großen, welche sich für den Prinzen von Oranien erklärten, was denn auch eine gleiche Erklärung von Seiten der Landschaft Derbyshire zur Folge hatte. Zur Belohnung wurde der bisherige Graf von König Wilhelm III. am 12. Mai 1694 zum Marquis von Hartington und zum Herzoge von Devonshire ernannt. Er war auch des Hosenbandordens Ritter und Oberhofmeister der Königin Anna und starb den 18. Aug. 1707, aus seiner Ehe mit Maria Butler, einer Tochter des berühmten Herzogs von Ormond, die Söhne Wilhelm, Heinrich und Jakob hinterlassend. Die beiden jüngern, obwol verheirathet, starben ohne männliche Nachkommenschaft, der älteste, Wilhelm, folgte dem Vater als zweiter Herzog von Devonshire und zugleich als Oberhofmeister, vermählte sich im J. 1688 mit Rachel Russel, der Tochter des enthaupteten Lords Wilhelm Russel, und starb den 15. Junius 1729 mit Hinterlassung von drei Söhnen und fünf Töchtern. Der jüngste Sohn, Karl, ist bemerkenswerth als der Vater von Heinrich Cavendish, dem berühmten Chemiker und Philosophen (vergl. diesen Art. Thl. 15. S. 414.), wo er aber mit Unrecht des Herzogs von Devonshire zweiter Sohn genannt wird. Der älteste Sohn, Wilhelm, dritter Herzog von Devonshire, geb. im J. 1698, wurde im Januar 1731 des kleinen Siegels Bewahrer, im April 1733 an des Grafen von Chesterfield Stelle Oberhofmeister, am 12. Junius 1733 des Hosenbandordens Ritter, im Sept. 1736 Vicekönig von Irland, welche Stelle er bis zum J. 1745 bekleidete, sodann neuerdings Oberhofmeister, bis er am 18. Junius 1749 resignirte. Er war auch Lordlieutenant von Derbyshire, Gouverneur des Charter-House, Präsident des Stadthospitals zu London und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften, vermählte sich den 27. März 1718 mit Katharina Hoskins, der einzigen Tochter und Erbin von dem Ritter Johann Hoskins (Middlesex), und starb den 5. Decbr. 1755. Seine drei jüngern Söhne, Georg August, Friedrich und Johann, blieben unverheirathet, und zwar starb Friedrich als Feldmarschall und Obrister des 84sten Infanterieregiments den 21. Okt. 1803; der älteste Sohn aber, Wilhelm, geb. 1720, succedirte als 4ter Herzog von Devonshire. Früher, bei des Vaters Lebzeiten, hatte er der Marquis von Hartington geheißen, auch war er bereits am 13. Jun. 1751 als Baron Cavendish in das Oberhaus eingeführt und zugleich zum königl. Oberstallmeister, doch mit Vorbehalt einer Pension von 2000 Pfund für die Herzogin von Richmond, ernannt worden. Im Januar 1754 wurde er Lordlieutenant der irländischen Grafschaft Cork, im J. 1755 Vicekönig von Ireland, im Nov. 1756 erster Commissarius der Schatzkammer und Lordlieutenant von Derbyshire und 1757 Oberkammerherr und Ritter des Hosenbandordens. Unter Bute's Ministerium legte er die Oberkammerherrnstelle nieder. Er starb zu Spaa den 28. Sept. 1764. Den 28. März 1748 hatte er sich mit Charlotte Boyle, des Grafen von Burlington und Cork einziger Tochter und Erbin, vermählt und mit ihr ein jährliches Einkommen von 12000 Pfund (nach damaligen Preisen, heut zu Tage tragen allein die Güter von Lismore in der irländischen Grafschaft Waterford 15000 Pfund jährlich. Auch der herrliche Sitz zu Chiswick in Middlesex ist durch diese Verbindung an das Haus Devonshire gekommen) erheirathet. Er hinterließ die Söhne Wilhelm, Richard (starb unvermählt den 12. Sept. 1781) und Georg August Heinrich, dann eine Tochter, Dorothea, die am 8. Nov. 1776 an den Herzog Wilhelm von Portland verheirathet wurde. Der älteste Sohn, Wilhelm, fünfter Herzog von Devonshire, geb. den 14. Decbr. 1748, des Hosen-

bandordens Ritter, wurde im J. 1766 Großschatzmeister von Ireland, verharrte aber dessen ungeachtet sein ganzes Leben durch bei der Oppositionspartei. Seine erste Gemahlin, Georgina Spencer, eine der berühmten Schönheiten des Jahrhunderts, verm. 5. Jun. 1774, war des ersten Grafen Spencer Tochter (s. den folgenden Art.). Nach ihrem Tode schritt der Herzog am 19. Okt. 1809 zu einer zweiten Vermählung mit Elisabeth Foster, des vierten Grafen von Bristol, zugleich Bischofs von Londonderry Tochter, starb als Witwe zu Rom den 30. März 1824. Der Herzog selbst starb den 29. Julius 1811, mit Hinterlassung von drei Kindern (erster Ehe). Der einzige Sohn, Wilhelm Spencer Cavendish, fünfter Herzog von Devonshire, Marquis von Hartington, Graf von Devonshire, Baron Cavendish von Hardwick, Lordlieutenant und High-Steward von Derbyshire, Doktor der Rechte, ist den 21. Mai 1790 geboren, aber noch unvermählt, der Herzogstitel samt einem Einkommen von 45000 Pfund jährlich möchte sich daher wol auf seines Vaters Bruder, den Lord Georg August Heinrich, oder dessen zahlreiche Nachkommenschaft vererben. — Das Wapen der Herzöge von D. zeigt im 1sten und 4ten schwarzen Felde silberne Dammhirschköpfe, das zweite Feld ist von Silber und Roth, mit 6 Zinnen, wovon die oberste roth, schrägrechts getheilt, das vierte Feld ist von Silber und Blau geschacht, mit einem rothen Querbalken. Wahlspruch: Cavendo tutus. (*v. Stramberg.*)

DEVONSHIRE, Georgina Cavendish, Herzogin von, vereinigte in England, ihrem Geburtslande, in den letzten Jahren des 18ten Jahrh. und zu Anfange des 19ten, alle Vorzüge einer Frau von hohem Range, Vermögen, Geist und Schönheit. Durch eine liebenswürdige und feine Koketterie nahm sie die ausgezeichnetsten Männer Englands für sich ein. Ihrem Rufe schadete sie nicht, indem sie die Kunst zu gefallen mit jener bescheidenen Zurückhaltung zu vereinigen wußte, welche die engländischen Sitten dem weiblichen Geschlechte auferlegen. Der Einfluß, den sie auf die Modewelt gewann, hatte unter andern das Gute, daß mehre Mütter aus höhern Ständen, ihrem Beispiel folgend, ihre Kinder selbst stillten. Noch bekannter ward sie durch ihre Einmischung in die politischen Angelegenheiten. Besonders nutzte sie ihren Einfluß für Fox, um in Verbindung mit mehren engländischen Damen Stimmen für ihn zu sammeln, als er Parlamentsdeputirter von Westminster zu werden wünschte. Charakteristisch ist die Anekdote, daß die Gräfin sich nicht besann, einem Fleischer einen Kuß zu geben, den er für die ihm abgefoderte Stimme verlangte. Noch kurz vor ihrem Tode, der den 30. März 1806 im 49sten Lebensjahre in London erfolgte, waren ihr noch immer Überreste jener ausgezeichneten Schönheit geblieben, die ihren Eindruck nie verfehlt hatte. Ihre Reize gewannen durch eine seltene Geistesbildung. Sie wirkte viel zur Beförderung der Literatur und zur Unterstützung guter Köpfe durch ihren feinen Geschmack und ihr poetisches Talent. Außer mehren Erzeugnissen ihrer Muse ward sie vorzüglich bekannt durch ein Gedicht, worin sie den Übergang über den St. Gotthard schilderte. Es war die Frucht einer Reise durch Frankreich und die Schweiz; Eleganz des Styls, Reinheit der Verse, eine lebhafte und doch gemäßigte Phantasie wiesen diesem poetischen Produkt unter den Gedichten der beschreibenden Gattung einen ausgezeichneten Platz an. Vorzüglich ward es bekannt durch die metrische Übersetzung, welche Delille von jenem Gedicht veranstaltete und die er nebst dem Original zu Paris 1802 in 8. drucken ließ. Das Exemplar, welches sie jenem berühmten französischen Dichter zusandte, hatte sie mit sehr artigen französischen Versen begleitet. Delille beantwortete diese durch eine poetische Epistel, welche sich vor seiner Übersetzung befindet *).

(*Heinr. Döring.*)

Devos s. Vos.

DEVOTI, Giovanni, geb. zu Rom den 11. Juli 1744, gestorb. daselbst am 18. Sept. 1820 als Titular-Erzbischof von Carthago. Seiner kirchenrechtlichen Gelehrsamkeit verdankt er die, eine lange Reihe von Jahren bekleidete, Stelle eines Segretario de' Breviad principes. Auch selbst als Schriftsteller war er ein eifriger Verfechter des römischen Hofsystems. In dieser letzten Beziehung sind, nach Wachlers Urtheil †), seine Juris canonici libri V. Romae 1804. 2 Bde. in 4. bemerkenswerth. Seine Institutionum Canonicarum libri IV. haben 5 Auflagen erlebt, wovon die letzte zu Florenz 1815—1817 in 4 Octavbänden erschien.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DEVOTIO, von devovere, zunächst, einem Gotte etwas zum Geschenk oder als Eigenthum geloben, weihen, daher auch verfluchen, in welchem Sinne devotus [1]) mehrmals, insbesondere bei Dichtern, vorkommt und auch Devotio (Verfluchung) bei Tacitus [2]) u. A. sich findet. Insbesondere aber wird damit der Act bezeichnet, wenn man feindliche Heere oder belagerte Städte dem Verderben, der Zernichtung und Zerstörung weihete und zwar in einer feierlichen, ausführlichen Formel, welche uns Macrobius [3]) aufbewahrt hat. Bei belagerten Städten, wo dieser Act statt fand, mußte vorher eine Evocatio Statt finden, d. h. die Priester pflegten die Schutzgötter der belagerten Stadt aus derselben herauszurufen, d. h. sie foderten dieselben auf, die belagerte Stadt zu verlassen und sich nach Rom zu begeben, wo man ihrer Verehrung Tempel erbauen und den gehörigen Opferdienst anordnen wolle [4]). Denn ohne eine solche Entfernung der Schutzgötter und eine

*) S. Gallerie historique des contemporains. Bruxelles 1818. T. IV. p. 200 sqq., den Biographen der drei letzten Jahrhunderte. Bd. 5. St. 3. S. 398 u. f. Baur's neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. Bd. 6. S. 299 u. f. Leidenfrost's histor. biograph. Handwörterbuch. Bd. 2. S. 229.

†) Handbuch der Geschichte der Literatur. Zweite Umarbeitung. Frankfurt a. M. 1824. Theil IV. S. 273.

1) S. z. B. *Horat.* Od. III, 4, 27. *Tibull.* Eleg. II, 5, 66. Daher auch devotus von solchen, die durch magische Künste verhext, verzaubert sind; so z. B. *Tibull.* Eleg. I, 5, 41. I, 8, 17. 2) S. B. Annal. III, 13. IV, 52. XVI, 31. und Anderes bei *Böttticher* Lex. Tacit. s. v. p. 155. 3) *Saturn.* III, 9.; vergl. *Plin.* H. N. XXVIII, 2. (3). 4) *Plin.* Hist. Nat. XXVIII, 2. (4). „Verrius Flaccus auctores ponit, quibus credat, in oppugnationibus ante omnia solitum a Romanis sacerdotibus evocari Deum, cujus in tutela id op-

dadurch gleichsam bewirkte Sinnesänderung derselben hielt man die Einnahme und Eroberung der Stadt nicht für möglich; dies könne, so glaubte man, nur geschehen, wenn man im Besitze der die Stadt beschirmenden und beschützenden Götter sei, welche durch ihre Auswanderung den Zurückgebliebenen Schrecken und Angst, denjenigen aber, zu welchen sie sich begeben würden, Heil und Sieg bringen könnten. So kann demnach eine solche Devotio, welche ebenso wol gegen feindliche Heere als gegen belagerte Städte (wie z. B. bei Fregellä, Gabii, Veji, Fidenä, Carthago, Korinth), deren baldigen Übergabe man mit Sicherheit entgegensah, Statt fand, angesehen werden als ein förmliches Anathem, womit das feindliche Heer oder die feindliche Stadt belegt wurde, als eine Fluchaussprechung über dieselbe, und somit mag das Ganze als ein Mittel der Römer erscheinen, durch Benutzung des religiösen Aberglaubens den Muth des Heeres zu beleben und zur rühmlichen Vollendung des begonnenen Unternehmens zu steigern. Ähnliche Vorstellungen sind bei der andern Art der Devotion einzelner römischer bedeutender Personen, zunächst von Feldherrn in gefährlichen, kritischen Lagen zu berücksichtigen, da man auch hier durch ein außerordentliches Mittel auf den Muth und die Tapferkeit der Soldaten und ihren Patriotismus von Seiten der Religion, durch Benutzung gewisser superstitiöser Ansichten, einwirken und sie dadurch zur höchsten Aufopferung für das Vaterland bewegen wollte. In außerordentlichen Fällen nämlich, in Zeiten besonderer Gefahr und Noth, welche man einem besondern Zorn der Götter zuschrieb, glaubte man zur Abwendung der drohenden Gefahr mittelst Besänftigung der erzürnten Götter zu dem äußersten Mittel schreiten und das Höchste, was der Mensch besitzt, das Leben, den erzürnten Gottheiten als Opfer darbringen zu müssen, zumal wenn dies gewissermaßen im Namen des Volkes auf eine feierliche Weise von Seiten einer der ersten Männer des States oder der Heerführer geschah: ein Mittel, das ganz geeignet war, einen tiefen Eindruck bei der Masse zu erregen, und Liebe für das Vaterland, wahre Anhänglichkeit und Patriotismus auch bei ihr zu erwecken, zu nähren und zu unterhalten, da überdem auch der ganze Act einer solchen Aufopferung oder Devotion auf eine höchst feierliche Weise geschah, die den Eindruck des Ganzen noch mehr steigern und vermehren mußte, insbesondere bei einem im Ganzen rohen und ungebildeten, an äußerem Formel- und Ceremonienwesen hängenden Volke.

Unter die einzelnen Fälle einer solchen Devotion läßt sich schon die Aufopferung des edlen Curtius rechnen. Als nämlich, so erzählt Livius (VII, 6.), in dem Jahr der Stadt 393 (vor Christ. 359) entweder durch ein Erdbeben oder durch irgend eine andere unbekannte Veranlassung ungefähr die Mitte des Marktes zu Rom eingesunken war und eine ungeheuere Kluft von unergründlicher Tiefe sich gebildet hatte, welche, so viel man auch Erde hineinwerfen mochte, sich nicht ausfüllen ließ; als man darauf an die Götter sich gewandt, da trat Marcus Curtius, ein im Krieg ausgezeichneter Jüngling, herbei und stürzte sich, nachdem er Stille geboten, aufblickend zu den Tempeln der ewigen Götter, die über den Markt ragen und zu dem Capitol, die Hände bald gen Himmel, bald in den gähnenden Erdgrund hinab zu den Göttern der Unterwelt gerichtet, sich selbst zum Opfer weihend [5]), auf seinem prachtvoll geschmückten Pferde sitzend, in voller Rüstung in den Abgrund. Und die Menge der Männer und Weiber, heißt es, warf ihm Geschenke und Früchte in den Abgrund nach und ehrte sein Andenken in dem Namen des Curtiussee's. Aber die beiden berühmtesten Devotionen in der Geschichte Roms sind die der beiden Decier, des Vaters und Sohnes. Die erste fällt in das Jahr der Stadt 415 (vor Christ. 337) in dem Kampfe der Römer mit den verbündeten Latinen und Campaniern, als man am Fuße des Vesuv, an der Straße nach Vesaris stritt, wo Manlius, der eine Consul, den rechten und Publius Decius Mus, der andere Consul, den linken Flügel befehligte. Mit gleichem Muthe, mit gleicher Heftigkeit ward lange Zeit auf beiden Seiten gestritten, endlich wankten die römischen Legionen des linken Flügels. In diesem bedenklichen Augenblicke beschloß Decius sich dem Tode zu weihen und durch dieses Opfer den Sieg den römischen Waffen zu verschaffen. Der Oberpriester, dem er davon Kunde gegeben, hieß ihn (so erzählt Livius VIII, 9.) die verbrämte Toga (das feierliche Amtskleid) anlegen und dann mit verhülltem Haupte die mit der Toga bedeckte Hand am Kinn hervorstreckend, mit den Füßen auf einem hingelegten Pfeile stehend, also sprechen: „Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, ihr Hausgötter, ihr neuen Götter, ihr heimischen Götter, ihr Götter, in deren Gewalt wir und die Feinde stehen, ihr Götter der Unterwelt! zu Euch bete, rufe, flehe ich und versehe mich der Gnade, daß ihr dem römischen Volke der Quiriten Kraft und Sieg angedeihen lassen, und über die Feinde des römischen Volkes der Quiriten Schrecken, Angst und Tod verhängen wollt. Wie ich es in Worten jetzt ausgesprochen habe, also weihe ich für den Freistat der Quiriten, für das Heer, für die Legionen, für die Hilfsvölker des römischen Volkes der Quiriten die Legionen und Hilfsvölker des Feindes samt mir den Göttern der Unterwelt und der Erde." Nach diesem Gebet, heißt es, schwang sich Decius auf sein Roß und stürzte sich mitten unter die Feinde, Schrecken und Angst allerwärts verbreitend, bis er von Geschossen getroffen darniederstürzte. Gleich einem überirdischen Wesen betrachteten die Römer die Erscheinung und das Auftreten des Decius, als sei er wirklich vom Himmel gesendet, jeglichen Zorn der Götter zu sühnen und das Verderben von den Seinen weg unter die Feinde zu bringen. Voll Muth stürzten die Römer von Neuem in den Kampf, und ein glänzender Sieg ward ihnen zu Theil.

Das andere berühmte Beispiel einer solchen De-

pidum esset: promittique illi eundem aut ampliorem apud Romanos cultum. Et durat in Pontificum disciplina id sacrum: constatque ideo occultatum, in cujus Dei tutela Roma esset, ne qui hostium simili modo agerent." Vergl. *Macrob.* l. l.

5) Livius gebraucht hier den Ausdruck se devovere.

votion gab des genannten Decius Sohn im J. 459 u. c. in der Schlacht bei Sentinum in Etrurien, wo die verbündeten Schaaren der Gallier, Etrusker und Samniten gegen die von dem Consul Q. Fabius und Decius Mus befehligten Römer einen furchtbaren Kampf begonnen hatten, in welchem die römischen Legionen kaum mehr den ungewohnten Sichelwagen und der Reuterei der Gallier Widerstand zu leisten vermochten; vergeblich munterte Decius die schon wankenden Legionen auf und mahnte sie an ihre Pflicht; da gedachte er, als alle Mittel fruchtlos geblieben, der großen That seines Vaters, der im Kampf mit den Latinen sich dem Tode geweiht und dadurch den Sieg errungen; und so weihte er sich in ähnlicher Weise und in ähnlichem Gebete dem Tode zur Sühnung der erzürnten Götter und zur Errettung des Vaterlandes, und fand diesen Heldentod in ähnlicher Weise wie früher sein Vater. S. die Erzählung bei Livius X, 28 seq. (*Bähr.*)

Devuez s. Vuez.

DEW, auch Div, bei den Parsen Benennung des Ahriman und auch aller von ihm hervorgebrachten bösen Geister. Sie gehören, wie ihr Urheber und König selbst, zum Nachtreiche, und ihr Zweck ist, gegen das Lichtreich zu kämpfen und es sowol in physischer als moralischer Hinsicht zu zerrütten. Sie streben daher, 1) die Zeugungen und Fortpflanzungen im Lichtreiche zu hindern und so die Zahl der Geschöpfe des Ormuzd zu vermindern; 2) die Menschen und Thiere mit zahllosen Krankheiten zu plagen und ihren Tod zu befördern (Zend Avesta B. 1. p. 202, 203; Vendidad Farg. 18 etc.; Farg. V. und in vielen andern Stellen; Bun-Dehesch XXIX.); 3) dem Regen zu wehren und dadurch die Fruchtbarkeit der Erde zu unterdrücken und den guten Gewächsen zu schaden (Zend Av. B. 1. p. 162 sq.; Vendid. Farg. 19 am Ende; Zend Av. B. 2. p. 266.); 4) reißende und schädliche Thiere, z. B. Schlangen, Molche, Kröten ꝛc., alle Arten Ungeziefer ꝛc. und giftige Pflanzen hervorzubringen (Bun-Dehesch XXVII. p. 104.); 5) schädliche Naturerscheinungen zu veranlassen, z. B. den tödtlichen Samum (Jescht-Mithra c. 5.; Zend Avesta B. 2. p. 192); 6) die Menschen zu allen Arten des moralischen Bösen zu verführen und sie dadurch selbst in Mitglieder des Nachtreiches und in Werkzeuge Ahrimans zu verwandeln, welcher Zweck der Dews überall in den Zendbüchern gelehrt wird, wo von ihren Eigenschaften und Wirkungen die Rede ist. Alles physische und moralische Böse in der Welt rührt also ohne Ausnahme von Ahriman und seinen Dews her. Das Nachtreich bildet den geraden Gegensatz des Lichtreiches, so auch die Geschöpfe desselben den der Geschöpfe des Ormuzd. Diesem, dem ersten Amschaspand, steht Ahriman selbst als erster Erzdew entgegen, den übrigen 6 Amschaspands ebenso 6 Erzdews und den Izeds und übrigen guten Geistern niederer Klassen die übrigen Dews untergeordneten Ranges. Die Namen der Erzdews werden in den Zendschriften nicht übereinstimmend angegeben. Im Afrin der 7 Amschaspands steht dem Ormuzd Ahrtman, dem Bahman Aschmoph, dem Ardibehescht der Dew des Winters, der im Vendidad Ephetesch genannt wird (Farg. XIX.; Zend Av. B. 2. p. 380), dem Schariver Boschasp, der Sapandomad Astujad, dem Khordad Tarik, dem Amerdad Tostus entgegen. Da diese hier genannten Dews als Gegner der Amschaspands angegeben sind, so sollte man sie freilich für die Erzdews halten müssen; aber im Bun-Dehesch haben diese ganz andere Namen, nämlich Ahriman, Akuman, Ander, Savel, Tarmad, Tarik, Zaretsch (Bun-Deh. XIX; Zend Av. B. 3. p. 108). Es scheint, daß beiderlei Namen von den Haupteigenschaften dieser Dämonen hergenommen sind; es konnten also leicht verschiedene Namen gebraucht werden, je nachdem man dieses oder jenes Böse gerade hervorheben wollte. Einigen Dews wird auch eine vorzüglich große Macht und Bosheit zugeschrieben, ohne daß sie mit zu jenen Erzdews gerechnet werden, wie z. B. dem Dew Eschem, dem Urheber des Neides, der ein Gegner des Serosch und der eigentliche Bekämpfer der Lebendigen ist. Überhaupt findet man in den Zendschriften folgende Dewnamen nebst ihren charakteristischen Eigenschaften:

Akuman, der Erstgeschaffne Ahrimans, nach ihm der mächtigste von allen, ganz Gift in seinen Gedanken, seine Form die häßlichste, Bahmans Gegner. Er plagt vorzüglich den edel und gut lebenden Menschen.

Aschmoph, der Zerstörer alles Guten; das Wort der Wahrheit ist seiner außerordentlichen Grundbosheit unerträglich. Er heißt auch die zweifüßige Höllenschlange.

Astujad, der Dew des Todes, der dem Menschen die Sele raubt.

Boschasp, der Boshafte und Mächtige.

Areschk, der Dew der Neidsucht.

Dje, der Dew der Unreinigkeit. Er war es, der die Zeiten der Weiber entzündete, und welchem Ahriman auf seine Bitte den Körper eines 15jährigen Jünglings zur Belohnung schenkte (Bun-Dehesch. III. Zend Av. B. 3. p. 62.).

Eschem, der Dew des Neides, dessen Glanz Grausamkeit ist, Gegner des Serosch, Hauptfeind der Menschen, alles Unglück und Elend, was diese trifft, seine Kinder. Bisweilen scheint er selbst mit Ahrimam verwechselt zu werden, wenn es im Bun-Dehesch (XXIX. Zend Av. B. 3. p. 108.) von ihm heißt: er, der Mächtigste aller Dews, habe bei den 7 Kräften, die ihm zu Gebote stehen, die Dews Odjesch und Ode geschaffen, denn in Ahriman sind eigentlich die Kräfte der 7 Erzdews vereinigt. Er ist es eigentlich, der gegen das von Ormuzd geschützte Volk feindselig handelt. Da es Neid über das höhere Licht des Ormuzd war, was den Ahriman zum Abfall bewog, so läßt sich daraus die hohe Stelle des Eschem erklären und worum er gleichsam Ahriman selbst ist. Er eroberte auch 6 Keschvars der Erde und nur einer widerstand ihm, nämlich Khunnerets, wo das Volk des Ormuzd (die Parsen) wohnte; dennoch hatte er auch die Krans geschlagen (Bun-Deh. XXIX. Zend Av. B. 3. p. 108).

Buete, der Dew der Krankheiten; er besitzt und lähmt die Gelenke des menschlichen Körpers.

Dereveſch, der Dew der Armuth.

Djadu, der Dew der Zauberei.

Epeoscho, der Feind des Wassers und der Gegner Taschters, der das befruchtende Wasser auf die Erde fließen läßt. Mesthia und Meschianeh hatten einst aufgehört, Ormuzd gehörig zu dienen. Da bekam der Dew Epeoscho, der Sender der Dürre, eine große Macht. Taschter suchte die Menschen zur Besserung zu bewegen und erschien ihnen erst als Jüngling, dann als Stier, zuletzt als Roß, aber vergebens waren alle seine Ermahnungen. Da flog er in der letztern Gestalt zum Zare (dem Meere), aber der Dew Epeoscho, der als Drachenstern zwischen Himmel und Erde schwebte, nahm gleichfalls die Gestalt eines schrecklichen Rosses an, dessen Ohren steif, dessen Brust fest und ungebeugt, der Schweif stark, mächtig und hochgetragen war, und folgte dem Taschter. Der Kampf war schrecklich, der Dew siegte, weil die Menschen böse geblieben waren, und nur mit Hilfe des Ormuzd selbst, zu dem Taschter flehte, wurde er endlich geschlagen, und der gute Ized konnte wieder das Wasser in Wolken über die Erde führen und der Dürre steuern. Die Erzählung ist unstreitig allegorisch. Es entstand Mangel an Regen, da hätte schon der Mensch für sich selbst mit seinem Gebete an Ormuzd sich wenden sollen, aber er that es nicht; er that es noch nicht, als schon die Heerden keine Weide mehr fanden, und dies ist denn symbolisch ausgedrückt: Taschter ermahnte vergeblich zur Besserung in Gestalt des Menschen, des Stieres und Rosses (den Repräsentanten der Hausthiere überhaupt). Die Dürre brach nun immer schrecklicher ein, also siegte Epeoscho, bis denn Ormuzd sich endlich erbarmte, den Dew verjagte und Taschter wieder in den Stand setzte, sein Geschäft zu beginnen. Da der Dew ein Drachenstern genannt wird, so denkt Rhode dabei an einen Kometen; darüber werden wir unten noch etwas bemerken. Die Erzählung findet sich im Jescht-Taschter Zend Av. B. 2. p. 215. und im Bun-Dehesch VII. Zend Av. B. 3. p. 68 etc.

Eschenegbehe, im Vendidad ein Beiname Ahrimans, als der Dew mit langen Schenkeln und langer Zunge (Vend. X. XVIII. Zend. Av. B. 2. p. 370).

Hamrid, Dew der Fäulniß; eigentlich heißt Hamrid die Unreinigkeit, welche durch unmittelbare Berührung entsteht.

Kesosch, der Dew, welcher das Wachsthum des Körpers hemmt und ihn verkrüppelt.

Ephetesch, der Dew der Zerrüttung des Herzens.

Khiveh, der Feind aller Fruchtbarkeit.

Nesosch, der Dew des Todes, seine Macht sehr groß. Von ihm ist oft im Plural die Rede als von einem ganzen Heere Nesoschis, die aus Norden her schwärmen.

Pitrid, der Dew der Unreinigkeit, welche mittelbar durch Berührung eines Dinges entsteht, das unmittelbar Hamrid (unrein) geworden war.

Roude, Dew der Trunkenheit.

Savel, einer der Erzdews.

Peetesch, der Dew aller Reden der Falschheit und Lästerung.

Vazitesch, der Besitzer der Todten.

Vato, der Dew der Stürme, Gegensatz des guten Izeds Vad, des wohlthätigen Windes.

Vezin, der Feind des Regens.

Sor oder Sur, der Dew der Dürre und Unfruchtbarkeit. Der Name erinnert an das hebräische Sor, Fels. Überhaupt ist es ein altes morgenländisches Wort, das ein wüstes, sandiges, steiniges Land bedeutet, daher auch der Name Syrien und das griechische Syrtis. Die Zendbücher weisen überhaupt die Wüste Kobi den Dews zum Wohnsitze an; diese war ihnen der Norden, von wo aus sie über die Erde streiften.

Zaretsch, der Dew des Verderbens, auch ein Erzdew.

Zeeremienghre, der Dew der Entkräftung und Ohnmacht.

Dies sind wenigstens die am meisten vorkommenden Dews, obgleich auch noch viele andere genannt werden, da jede Art des Unglücks und Lasters einen eigenen Dew hat.

Man dachte sich ferner die Dews sowol männlichen als weiblichen Geschlechts, und es ist in der That von Fortpflanzung durch Begattung die Rede, obgleich auch oft blos allegorisch. So fragt Serosch den Eschem, ob er durch leibliche Vermischung empfange, und dieser antwortet: ich empfange ohne Fleischesvermischung, nicht nach Art der Körperwelt, sondern täusche auf vielerlei Art und dadurch empfange ich wie eine Frau vom Manne. Wenn ein Mensch Güter auf Güter häuft und der heiligen und reinen Hand des Gerechten nichts davon mittheilt, dann empfange ich wie eine Frau im Umgange mit dem Manne. Wenn dagegen ein Mensch dem Gerechten von seinen Gütern mittheilt, so schlägt er die Frucht, die ich empfangen habe, wie ein vierfüßiger Wolf der Mutter ein Kind wegreißt. Vendid. Farg. XVIII. Zend Av. B. 2. p. 373. Das heißt also offenbar, eine böse That erzeugt die andere. Von einer wirklichen Begattung aber ist im Vendidad Farg. VIII. (Zend Av. B. 2. p. 342.) die Rede. Zoroaster nämlich fragt daselbst den Ormuzd: Woher kommen männliche und weibliche Dews, woher die Dews Khevezos (der faulen Ausdünstung), die Dews Khombos, die Frauendews oder Dewsfrauen, der Dew Huansch (der plagende), woher alle Dews, die vor und nach dem Tode im Dunkeln sich vervielfältigen? Ormuzd antwortet nun: Die Dews haben sich mit einander vermischt, daraus sind männliche und weibliche Dews entsprossen. Außerdem ist in den Zendschriften von diesem Gegenstande nicht mehr die Rede. Es könnte, glaubt Rhode, aus obiger Stelle sich auch ergeben, daß alle Dews erst männlich gewesen wären, sich aber doch vermischt hätten, worauf erst weibliche Dews entstanden wären. Ob Frauendews und weibliche Dews ganz synonym sind, wäre auch noch die Frage. Vielleicht soll in jener Stelle auf ein durch Zauberei hervorgebrachtes Verhältniß zwischen Dews und Menschen angespielt werden. Insofern sie den Dew Khevezos und Huansch (den stinkenden und plagenden) erwähnt, könnten diese vom Geruche der todten Körper und den daran nagenden Würmern verstanden werden und so vielleicht alles, was sich auf Begattung zu beziehen scheint, die Entstehung des Ungeziefers andeuten. Nach einer schon angeführten Stelle (Zend Av.

B. 3. p. 108.) scheinen mächtigere Dews auch die Macht gehabt zu haben, andere Dews zu schaffen. Es heißt nämlich, daß der Dew Eschem die Dews Odjesch und Ode hervorgebracht habe. Daß Ahriman eine solche Schöpferkraft besaß, ist bekannt. Weibliche Dews heißen Paris, im Zend Péerekenamiché, d. h. weibliche Dews (Zend Av. 1. p. 116.), und diesen scheint man ein Verhältniß zu den Zauberern zugeschrieben zu haben (Vendidad Farg. XX. Zend Av. B. 2. p. 382). Nach der jüngern Persersage hatte sogar Dschemschid einen solchen weiblichen Dew geheirathet. So wie alle reinen Wesen von Ormuzd herrühren und die Fervers sich in denselben verkörpern und sichtbar in der Welt erscheinen; so waren auch alle unreinen Geschöpfe Werke Ahrimans und seiner Dews, die sich in denselben ebenso verkörpern. Die unreine Schöpfung in der Thierwelt, insbesondere das, was wir Ungeziefer nennen, hieß Kharvester, Dewsgeschöpf. Wenn aber von Dewsmenschen die Rede ist, so sind darunter alle zu verstehen, die nicht durch gute Handlungen dem Ormuzd, sondern durch böse den Dews dienen. Eine Schöpfung böser Menschen wird dem Ahriman nirgends beigelegt. Doch scheint es, daß Dews als Menschen erscheinen konnten, weil es heißt, daß Ahriman dem Dew Dje den Körper eines funfzehnjährigen Jünglings schenkte. Man schrieb auch den Dews das Bedürfniß einer materiellen Nahrung zu, deren Stoff natürlich ein unreiner ist. Daher heißt es, daß man sie auf den Dakhmes, wohin die todten Menschen getragen wurden, in ganzen Scharen in Gestalt von mancherlei Kharvesters finde. Das Faule und Ekelhafte, besonders von menschlichen Körpern, suchten sie also mit Begierde. Vorzüglich ist es der Dew Nesosch, der sich in Fliegengestalt auf todte Körper setzt und in denselben Kharvesters (Würmer) schafft, die ihn verzehren. Im Allgemeinen ist der Aufenthaltsort der Dews und Ahrimans der Duzakh, das Reich der Finsterniß, aus dem sie in das Lichtreich des Ormuzd heraufstürmen, um es zu verunreinigen und wo möglich zu zerstören. Besonders machen sie sich an den Menschen, suchen ihn zum Bösen zu verführen und durch Krankheiten und andere Unglücksfälle ihm und seinem Eigenthum Schaden zuzufügen. Jede Krankheit hatte ihren eignen Dew, und ein Kranker wurde gleichsam für einen mit den Dews im Kampfe begriffenen angesehen. Gebete zum Ormuzd und das heilige Wort desselben waren daher auch die kräftigsten Mittel gegen Krankheiten. Das ganze Weltall war der Schauplatz des Kampfes, den das Nachtreich gegen das Lichtreich führte, und jeder treue Verehrer des Ormuzd war ein tapferer Krieger in diesem Kampfe. Seine Hauptpflicht war, in jedem Sinne mit Geist und Körper gegen die Dews zu streiten, sie zu schlagen, zu vernichten und ihre Herrschaft zu vermindern. Dies geschah durch Reinheit der Gedanken, des Wortes und der Handlungen, durch nützliche Veranstaltungen gegen physische Übel und durch Verbreitung der heiligen Lehre Zoroasters. Der Streit hat mit dem Anfange der Schöpfung begonnen und endet mit dem Daseyn der sichtbaren Welt; die Dews werden vernichtet und ihr Oberhaupt nebst den Erzdews in den Flammen der zerstörten Erde rein gebrannt, so daß sie sich wieder mit Ormuzd und dem Lichtreiche vereinigen und dem Ewigen ein gemeinschaftliches Opfer der Lobpreisung bringen werden. Nach einigen Stellen wird zwar Ahriman auch vernichtet, aber das kann so zu verstehen seyn, daß er als böses Grundwesen vernichtet wird, indem er nun als ein ebenso reines Lichtwesen dasteht, wie Ormuzd selbst. (Man sehe Ahriman.)

Rhode sieht in Ormuzd die Sonne und in den Amschaspands die Planeten, in den Hauptdews aber die Kometen. Als Beweis führt er an, daß der Dew Epeoscho bei seinem Kampfe mit Taschter ein Drachensiern genannt werde, worunter man wol nichts anderes als einen Kometen mit seinem Schweife verstehen könne; daß der erste Anlauf des Ahriman gegen das Lichtreich gerade so beschrieben werde, daß die Erscheinung eines Kometen fast nicht zu verkennen sei. Es heißt nämlich: der Feind drang in den Himmel und sprang von da in Schlangengestalt auf die Erde. Im Süden verheerte er diese ganz und überzog alles mit Schwärze und Nacht. Alles verbrannte bis zur Wurzel, gluthheißes Wasser regnete auf die Bäume, und sie verdorrten im Augenblick. Ahriman drang in das Feuer der Erde, und schwarzer Rauchdampf stieg empor. Er mischte sich unter die Planeten und hob sich gegen den Himmel der Sterne. Neunzig Tage und neunzig Nächte dauerte der Kampf, dann wurde er in den Abgrund zurückgeworfen, worauf er aber nochmals von unten her in die Erde eindrang und tausend Plagen in seinem Gefolge mitbrachte. Als eine derselben wird unter andern der längere Winter genannt, der bis zu 10 Monaten anwuchs und das Urvolk zur Auswanderung von den Hochgebirgen in die Niederungen nach Südwesten zu nöthigte. In jenen Mythen von Ahriman und dem Dew Epeoscho findet also Rhode Erinnerungen des Urvolks an eine durch einen Kometen bewirkte Revolution der Erde, und glaubt daher überhaupt, daß man sich unter Kometen die mächtigsten Dews dachte. Daher heiße es denn auch in den Zendschriften ausdrücklich, daß die letzte Zerstörung der Erde mit Feuer durch den Kometen Gurzscher, der auf die Erde stürze, werde bewirkt werden. So lange die Erde bestehen soll, sind die Kometen an die 7 Planeten gefesselt, die gleichsam über sie wachen müssen, daß sie der Erde, ehe ihre Zeit kommt, keinen Schaden zufügen. Die hieher gehörige Stelle ist im Bun Dehesch V. Zend Av. 3. p. 66, wird aber von Andern anders ausgelegt, indem sie unter den Wächtern nicht Planeten, sondern Fixsterne, unter den Sternen aber, welche sie bewachen sollen, Planeten verstehen, obgleich nicht zu läugnen ist, daß unter den Sternen, die Planeten seyn sollen, wirklich zwei Kometen, Gurzscher und Dodidem Muschever, genannt werden, da ihnen ausdrücklich ein Schweif beigelegt wird.

Auffallend scheint es noch, daß die Perser die bösen Wesen mit einem Namen (Dew) belegen, der in Indien den guten Göttern (Dewa, Deweta) gegeben wird. Sollte dies vielleicht daher rühren, daß dem monotheistischen System der persischen Religion die indische Vielgötterei

als eine verwerfliche dämonische Religion erschien und die Götter derselben von ihnen als ahrimanisch betrachtet, der Götternamen Dewa also auf die bösen Geister bezogen und ihnen beigelegt wurde? Unsere Lehre vom Teufel ist offenbar persischen Ursprungs, und darum glaube ich auch, daß der Name Teufel (Diwel) von dem Worte Dew seinen Ursprung habe, daß auch das griechische Diabolos nicht eine reine Ableitung von διαβάλλω, sondern ebenfalls aus Dew entstanden sey, d. h., daß man den von den Orientalen gehörten Namen wegen des etwas ähnlichen Klanges mit dem echt griechischen Worte Διάβολος identifizirte, und da auch die Bedeutung paßte, dieses für jenen brauchte. (*Richter.*)

DEWA, auch Goggra (sanskr. Gharghara), in den mythologischen Gedichten Sareju, ein heiliger Fluß in Indien, an dessen Ufern Wiswamitra oft weilte. Nach d'Anville's und Rennells Meinung ist er der alte Ἀγοράνις, den aber Mannert *) für den Gawrah oder Gurra hält, glaubt aber dagegen, daß Κομμενάσης, der in seinem oberen Lauf Kenas oder Kenar heißt, die Dewa bezeichnet. Die Dewa entspringt zwar nicht, wie Rennell wähnte, aus dem See Lanken (Manassarowar), doch nicht fern davon, obgleich am Südrand des Himalaya, in dem Land Jumila **). Ihr bedeutendster Beifluß, der größer als der Mutterstrom vor seinem Zusammenfluß mit diesem ist, heißt Kali, der jetzt die Grenze zwischen Nepal und Kumaon bildet. Noch im Hochlande nimt dieser den Sarju oder Sareju auf, welcher für den Stammfluß der Dewa gehalten wird; in Nataraḥteri stürzt der vereinigte Strom den bergigen Südrand der Hochterrasse hinunter, trit bei Brehmadeo (Brahma Dewa) in das Tiefland und heißt nunmehr ohne Unterschied Dewa, Goggra oder Sarju. In der Provinz Audh verstärkt sich die Dewa noch mit Karamali oder Salasu, der in der Gegend von Manassarowar (oder gar, nach Fr. Hamiltons Charte aus dem See selbst) entspringt, strömt Jumila hindurch, nimt Sweta (die weiße) Ganga auf, trit aus dem Hochland und zertheilt sich in mehre Arme, die alle der Dewa zufallen. Die Dewa selbst fließt sodann die Städte Feizabad und Audh vorbei, zieht den vielzweigigen Rapti (der aus dem Lande Piuthana kommt, wo er Jhungruk heißt) und sodann Klein-Gunduk an sich und erreicht endlich den Ganges oberhalb Patna als ein sehr ansehnlicher Strom. In seinem untersten Lauf scheidet er die Provinz Allahabad von Audh und Bahar ab. (*Palmblad.*)

DEWA oder Usju †), ein Fürstenthum, welches die nordwestliche Seite der japanischen Insel Nifon einnimt und 15 Provinzen enthält. Das Land ist kalt und unfreundlich; aus dem Gestade springen viele Vorgebirge hervor, als Cap Gamalev, Nankaba, Saugar u. a. Bei dem ersten erhebt sich der hohe Pik Tilesius, den Krusenstern noch im Mai mit Schnee bedeckt fand, und ebenso trugen die Berge, so weit der Blick in das innere Land reichte, einen weißen Schneehut. Obwol der Strand meistens sandig ist, fand man ihn doch gut angebaut. (*Palmblad.*)

*) Alte Geogr. Indien, 1. S. 92. **) *F. Hamilton*, Account of Nepal.

†) Kämpfer u. Krusenstern.

Dewaal s. Waal.

DEWADATTA, Dewahdet, Tewetat, ein berühmter Durchan bei den Mongolen, Vetter, aber zugleich Gegner des großen Dschakschimuni, des Stifters des Buddhaismus in Tibet. Nach der Tradition der Mongolen herrschte im indischen Reiche Magadha der König Oghadschitu Arssalan, der vier Söhne hatte. Vom ältesten Arighon-Jdeghetu ward Dschakschimuni, vom jüngsten Raschisan Jdeghetu aber Ananda und Dewadatta geboren. Die Mongolen betrachten ihn als eine Emanation der Schimnus, mächtiger und erhabener Geisterwesen, die in einem der höchsten Himmel wohnen, aber dem Buddha und seinen Lehren feindlich gesinnt sind und die Menschen zum Bösen zu verführen suchen. S. Schimnus. Es gibt eine Menge Sagen in Tibet, Siam und bei den Mongolen, vorzüglich aber in Siam über den Antagonismus des Dewadatta und Buddha, von denen wir die vorzüglichsten aus Majers mythologischem Lexikon entlehnen, der wieder aus Pallas histor. Nachr. über die Mongolen, aus *Tachard* voyages au royaume de Siam, *Loubère* description du royaume de Siam und andern Hilfsmitteln geschöpft hat. Er war erst ein Freund des Dschakschimuni, ward aber sein Gegner, als derselbe ihm den Preis in Künsten und Wissenschaften abgewann und zugleich auch die Liebe eines Mädchens erhielt, um das sich Dewadatta bewarb. Von da an bot der letztere seine ganze Kraft auf, um dem Nebenbuhler zu schaden. Dschakschimuni ertrug alles geduldig und ehrte sogar seinen Gegner wegen seiner großen Weisheit. — Nach der Sage der Siamesen war sogar Tewetat ein Bruder des Sommona-Khodam (d. h. Buddha oder Dschakschimuni). Indessen mag auch Bruder hier ebenfalls nur den entferntern Grad der Verwandtschaft andeuten. Als dieser ein Gott geworden, wünschte er einst, unter einem Tonppobaume sitzend, seine Gottheit durch ein Wunder der Welt offenbart zu sehen. Da wurde er auf einem goldenen Throne in die Luft erhoben und von Engeln angebetet. Dies erweckte den Neid des Tewetat und seiner Anhänger; sie schlossen einen Bund mit allen Thieren und bekämpften den Gott, der aber vollkommen siegte. Tewetat wurde dadurch keines Bessern belehrt, sondern fuhr in seinem Ungehorsam fort und beschloß, auch eine Religion zu stiften. So entstand denn eine weit sich erstreckende Glaubensspaltung. Eine andere Sage in Siam nennt ihn Vetter und Schüler des Sommona-Khodam. Als dieser einst gepredigt hatte, wurden einige seiner Schüler durch die Kraft seines Wortes zur Stufe der Engel erhoben, Tewetat aber erhielt blos eine große Macht und die Kraft Wunder zu thun. Ein andermal brachten die Einwohner der Stadt Kusampi dem Sommona-Khodam und mehren seiner Schüler Geschenke, dem Tewetat aber keine und bezeigten ihm überhaupt gar keine Achtung. Dies reizte seine Galle und er beschloß, sich von seinem Lehrer zu trennen und eine eigene Schule anzulegen. Der König in der Stadt Pimpisaan, der nebst 10000 Männern, Schülern des Som., den ersten Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, hatte einen jungen Sohn, der noch nicht wußte, was gut und böse war, Namens Adschatasatru. An die-

sen beschloß sich Tewetat zu machen. In Gestalt eines kleinen, ganz mit Schlangen umwundenen Kindes schwang er sich durch die Luft nach der Stadt Radschagriha und ließ sich zu den Füßen des Prinzen nieder. Dieser erschrak, aber Tewetat nahm sogleich die Gestalt eines Talapoinen (Priester) an und wurde nun von dem Königssohne aufs höchste bewundert und reich beschenkt. Von da an trachtete er noch eifriger danach, das Haupt einer neuen Religion zu werden. Anfangs suchte er mit heuchlerischer Freundschaft den Som. zu bereden, ihm die Last des Lehrens und die Menge seiner Schüler zu übertragen. Da er aber zurückgewiesen wurde, kehrte er nach Radschagriha zurück, überredete den Adschataſatru, seinen Vater vom Throne zu stürzen und ihn dann in den Stand zu setzen, den Som. zu tödten. Jener gab ihm in der That 500 mit Pfeilen bewaffnete Männer, und diese zogen gegen seinen Lehrer aus, den sie am Fuße eines Berges lustwandelnd fanden. Aber keiner der Krieger wagte es, einen Pfeil gegen ihn abzudrücken, und Som. hielt denselben eine so nachdrückliche Strafpredigt, daß sie beschämt wieder nach Hause gingen. Nun begab sich Tewetat selbst auf den Berg, an dessen Fuß Som. sich aufhielt, und wälzte Steine hinab, um ihn zu tödten. Dies schien zu glücken, da sein Gegner verschwand, aber er hatte sich nur unsichtbar gemacht und antwortete dem rufenden Tewetat bald von der Spitze, bald vom Fuße des Berges, je nachdem dieser hinunter oder hinauf gestiegen war. Da untersuchte Som. sein vergangenes Leben, womit er diese Verfolgung verdient habe, und fand, daß er einst in einem frühern Daseyn im Rausche einen Talapoinen mit einem kleinen Stein verwundet habe und dafür in 500 Geburten gestraft werden müsse; in 499 habe er schon gebüßt und jetzt müsse er es zum letzten Male. Da duldete er denn, daß Tewetat ihn mit einem Steine verwundete, worauf der Zorn desselben gemäßigt ward. Einst ging Som. in die Stadt Radschagriha, um Almosen zu sammeln. Tewetat vermochte den König, ihm wüthende Elephanten entgegen zu schicken, aber sein geliebter Schüler Ananog trat vor seinen Meister, um ihn mit seinem Körper zu schützen; doch die Elephanten thaten ihm nichts. Nun predigte Som. dem Volke, das sich zu mehren Millionen gesammelt hatte, und 84000 wurden bekehrt und zu verschiedenen Stufen der Vollkommenheit erhoben. Als dies der König Adschataſatru hörte, entzog er dem Tewetat die 500 Mann, und dieser sah sich nun so von allen verlassen, daß er zu seinem Lehrer zurückkehrte und die Bitte an ihn richtete, ihm folgende 5 Dinge zu gestatten:

1) wenn Talapoinen ihre übrigen Tage fern von der Welt in Wäldern zubringen wollten, es ihnen zu erlauben;

2) nicht zu wehren, daß die, welche blos von Almosen leben wollten, ihre Absicht ausführen könnten;

3) denen schlechte alte Kleider zu gestatten, die sich verbindlich machen würden, solche immer zu tragen;

4) zu erlauben, daß jeder, der sich freiwillig dazu entschlösse, keinen andern Wohnort haben dürfe, als den Platz unter einem Baume;

5) daß die, welche niemals Fleisch oder Fische essen wollten, diesen Genuß sich versagen dürften.

Som. antwortete, man müsse jedem seinen freien Willen lassen und keinen zu mehr verpflichten, als er thun könne. Nach dieser Antwort foderte Tewetat die Talapoinen auf, seiner Regel zu folgen, und es fanden sich 500, die zu jenen 5 Punkten sich anheischig machten. Som. suchte nun seinen Gegner eines Bessern zu belehren, aber vergebens; dieser trennte sich vielmehr von ihm mit seinen Schülern. Som. schickte nun den Mogla und Saribut ab, ihm diese Schüler wieder abwendig zu machen. Tewetat glaubte, sie wollten zu ihm sich wenden, und gestattete ihnen zu predigen. Dies wirkte so, daß alle ihm abtrünnig wurden und mit Mogla und Saribut zum Som. zurückkehrten. Man erzählte ihm, wie Tewetat ihm in allen Stücken nachahmte. Er antwortete aber: ihr irret euch sehr, wenn ihr glaubt, Tewetat thue eben das, was ich thue. In frühern Geburten hat er mir auch schon auf eine verkehrte Art nachgeäfft, aber immer zu seinem Verderben. Einige Zeit nachher wurde sowol Som. als Tewetat krank, und letztern ergriff eine außerordentliche Begierde, seinen Meister zu sehen, erkennend, daß er das von ihm empfangene Gute nur mit Bösem vergolten habe. Man benachrichtigte den Som. davon, aber dieser erklärte, daß er ihn nicht sehen werde, wenn er auch schon ganz nahe gekommen wäre. Als ihn nun wirklich seine Schüler bis zu dem Teiche Bükoreni getragen hatten, der dem Wohnorte seines Lehrers ganz nahe war, so wollte er selbst vollends zu ihm hingehen, aber seine Füße sanken in die Erde, und bald sahe er sich bis ans Kinn versunken. Da demüthigte er sich, erkannte seine Fehler und seines Lehrers Vollkommenheiten und bat um Verzeihung. Som. dachte nun über den Unglücklichen nach und fragte sich selbst, ob es nicht besser gewesen wäre, ihn nicht zu sich zu nehmen, sondern in der Welt zu lassen. Aber er sahe ein, daß er dann alle 5 Gebote übertreten, Thiere getödtet, fremdes Gut genommen, allen Unreinigkeiten, dem Lügen und Betrüge, sowie thierischer Trunkenheit sich überlassen und niemals das geringste Gute gethan haben würde. Dann weissagte er: nach 100000 Kang werde Tewetat ein Gott werden und Attisaripethiekeput heißen. Inzwischen aber versank Tewetat ganz in die Erde bis in die Hölle Awelhi, wo er fest angeschlossen ist, weil er den Som. gehaßt hatte. Sein Körper ist ein Schoh oder 8000 Lachter hoch. Über den Kopf bis auf die Schultern geht ein großer, eiserner, ganz glühender Kessel, seine Füße stecken bis an die Knöchel in dem Boden und sind ganz entzündet. Durch seinen Leib gehen von Westen nach Osten und von Norden nach Süden zwei eiserne Spieße, die sich durch die ganze 650 Meilen große Hölle erstrecken und tief in die Erde hineingehend unbeweglich befestigt sind; ebenso geht noch ein dritter Spieß durch den Kopf und die Füße. So muß denn der Verbrecher aufrecht stehen, ohne sich im geringsten rühren zu können. Som. belehrte nun seine Schüler, daß Tewetat schon einmal wegen seiner Verbrechen in frühern Geburten von der Erde verschlungen worden sei, und daß kein Sünder den Höllenstrafen entgehen könne. In Beziehung auf die Weissagung des Som. von der künftigen Götterschaft des Tewetat bemerken wir, daß nach der Lehre der Buddhi-

sten die Höllenstrafen nicht ewig dauern, sondern, wenn sie dem begangenen Verbrechen das Gleichgewicht halten, wieder enden und der Seele eine neue Wiedergeburt verstatten, wo sie sich also in dem neuen Körper bessern kann.

Nach Sangermanns mitgetheilten Nachrichten gehörte Tewetat mit zu den 6 falschen Lehrern, mit denen Buddha im Thale Saulti beim Baume Mantsche kämpfte und sie besiegte.

In dem Buddhistischen Lehrbuche Dabcharlik Erdeni drückt sich der Verfasser über das Verhältniß zwischen Dewadatta und Dschakschimuni so aus: Verfinsterte Menschen glauben irriger Weise, Dewadatta sei ein Gegner, Feind und Widersacher Buddha's gewesen. Daß der erhabene Bogda Dewadatta während der 500 Generationen, in welchen der wahrhaft erschienene Buddha den Wandel eines Bodhissatwa wandelte, demselben alles mögliche Übel und Herzeleid anthat, geschah blos, um die Trefflichkeit und die hohen Vorzüge des Bodhissatwa zu befestigen. Daher versündigen sich die verfinsterten Menschen, welche behaupten, Dewadatta sei ein Gegner und Hasser des wahrhaft erschienenen Buddha gewesen, und bewirken dadurch ihre eigene Wiedergeburt in den drei Regionen der verworfenen Naturen (s. Dhjana). Denn da die Ansamlung der Tugenden des erhabenen Bogda Dewadatta groß und die Wurzel seiner Verdienste unermeßlich ist, da er den vielen Buddha's außerordentliche Dienste geleistet hat und dadurch dem Aufsprossen der Wurzel der Verdienste förderlich war, da er ferner zu denjenigen Mahasatwas gehört, die in Wahrheit in die Tiefen der Errettungsmittel eingedrungen sind, und da er dem vollkommen vollendeten Zustand der Buddhawürde nahe gekommen ist: so bewirken diejenigen, die ihn mit Zorn und Widerwillen ansehen, nur ihr eigenes Verderben und ihre Wiedergeburt in den drei Regionen der verworfenen Naturen *).

Es scheint daher Dewadatta ebenso, wie Dschakschimuni, Stifter einer Buddhistischen Religionssekte gewesen zu seyn, die aber im Ganzen wenig von der des erstern abwich und, wie aus den oben angegebenen fünf Lehren erhellet, deren Bewilligung er von Dschakschimuni verlangte, eine größere Entsagung des Irdischen gebieten wollte. Es soll die Sekte des Dewadatta noch jetzt in Tibet unter dem Namen Schammar oder Ulan Malachaitan, d. h. Rothmützen, vorhanden seyn, im Glauben und in der Lehre ganz mit der Dschakschimuni's übereinstimmen und nur in äußern Gebräuchen sich unterscheiden, insbesondere durch die Kleidung der Geistlichen, die bei den Ulan Malachaitan roth, bei den andern gelb sei (Pallas Nachr. ꝛc. S. 408.). Auch sind die geringern Geistlichen der Rothmützen nicht zum Cölibat verpflichtet. Nach Turners Gesandtschaftsreise nach Tibet S. 355. der Übers. gehen die Geistlichen beider Sekten gelb gekleidet, aber die des Dewadatta haben rothe, die des Dschakschimuni gelbe Mützen und heißen daher Scharra Malachaitan oder Gyllookpa. Es sollen noch jetzt die erstern von den letztern geschworne Feinde seyn, sie in der Beschwörungskunst übertreffen und durch Heftigkeit, Starrsinn, Tiefsinn und Gelehrsamkeit sich auszeichnen. Zu gewissen Zeiten sollen sie besondere geistliche Übungen halten, ihre Zauberkünste gegen die Scharra gebrauchen, sie verwünschen und lästern. Auch sollen sie nie mit ihnen etwas gemeinschaftlich genießen. Die Scharra dagegen setzen ihrem Zorne nur Sanftmuth, Geduld und fromme Gebete entgegen, um darin ihrem Lehrer in seinem Betragen gegen den Dewadatta nachzuahmen. An der Spitze der Gelbmützen befindet sich nach Majer (myth. Lex. 1. S. 468.) der Dalai-Lama, sowie an der Spitze der Rothmützen der Bogdo-Lama oder Bogdo-Baintschang (Bogdo-Bantsching), auch Bogdo Gegenn und Bantsching-Rimbotse, Lama-Rimbochay genannt, der südlich von Lhassa in dem Kloster Dhaschih-Lümpa residirt, wo auch die meisten Geistlichen dieser Sekte wohnen. Sonst soll dieselbe die allein herrschende in Tibet gewesen seyn; als aber ihr Oberhaupt auch das weibliche Geschlecht in den geistlichen Stand aufnehmen wollte, so sei eine Trennung und ein blutiger Zwiespalt entstanden, der damit endete, daß die Geistlichen in Nordtibet ein neues Oberhaupt in dem Dalai-Lama aufstellten und es nach und nach dahin brachten, daß er über den Bogdo-Lama das Übergewicht bekam. Dies soll denn theils durch einen verheerenden Krieg entstanden seyn, den die Gyllookpa gegen die Schammar siegreich führten, theils vornehmlich dadurch, daß der Kaiser von China sich für die Sekte der Gyllookpa erklärte. Diese ist daher jetzt die orthodoxe Partei des Buddhaismus. Doch ist gegenwärtig die Zwietracht ziemlich beigelegt. Die beiden Lama's besuchen sich gegenseitig und ertheilen einander den Segen. Auch gibt es in den Religionsschriften derselben eine Weissagung, daß Bogdo-Lama nach einem Zeitraume von 550 Jahren sich aus dem südlichen Tibet erheben und in das über dem Weltmeere gelegene paradiesische Reich Schambala übergehen und daselbst als Monarch und oberster Lama herrschen werde. Zu derselben Zeit werde Dalai-Lama große Heerzüge gegen Norden und Westen unternehmen und alle Völker bis an Europa sich unterwerfen und bekehren. Wenn dieses geschehen, werde Bogdo-Lama aus dem Schambala-Reiche herüber kommen, den Dalai-Lama mit einem Heere von 900000 Reutern besiegen und alleiniger Monarch und Priester aller Völker werden.

(*Richter.*)

DEWAGHDI, in der Mythologie der Indier, eine Tochter des von Brama erschaffenen ersten Stammvaters der Menschen, des Sunyambhu und der Saddadrubai. Sie ward die Gemahlin des Altvaters Kartamen, dem sie 9 Töchter und einen Sohn, den Kabiler, gebar, der eine Inkarnation des Gottes Wischnu war. Bei seiner Geburt ertönte der ganze Himmel von Freudengesängen, und Brama mit den Altvätern kamen, dem Kinde ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Die 9 Töchter wurden Gemahlinnen der ersten Altväter, nämlich Kalei des Maritschi, Annusuey des Atterien, Stratei des Angiras, Awirpussey des Pulastia, Kedy des Pulagen, Kriei des Kratu, Kiadi des Brighu, Arundadi des Vasischta und Sandi des Adarwan. Kabiler unterrichtete seine Mutter in göttlichen Dingen und dem Wege

*) S. Schmidt's Gesch. der Ostmongolen. S. 311.

zur Seligkeit. Darauf begab sie sich an das Ufer des Flusses Bendusarassu und wandelte auf dem Wege der Vollkommenheit Sangiayogam, wodurch sie sich die Seligkeit Sayutschiam erwarb, die sie von dem Unglück, nochmals geboren zu werden, befreiete. Bagavadam im 3ten Bande Asiat. Orig. Schr. 1. S. 59. 60. 67. 68. (*Richter.*)

DEWAGI, Dewagui, Deyaki, in der Mythologie der Indier, die Mutter des Krischna, und nach Majers myth. Lexikon (I. S. 447 ff.) Tochter des Radscha (Königs) Dewagen aus dem Geschlechte der Kinder des Mondes und dem Stamme der Yadawer (Yadus), Schwester und Gemahlin des Vassudewa. Nach der Angabe bei Polier, der seine Nachrichten auch aus dem Mahabharas und dem Bhagavas-Purana geschöpft hat, welche beide Werke wir aber noch nicht vollständig im Urterte kennen, war sie eine Tochter des Ogursain (Ugra), Königs von Mathra, und also eine Schwester des Kamsa, des Sohnes von Ogursain, welcher Kamsa nach den obigen Angaben ihr Vetter und Sohn ihres Vatersbruders Surasenen ist, wogegen bei Polier ihr Gemahl Vassudewa ein Sohn des Surasenen und nicht ihr Bruder ist. Vassudewa hatte, als er sich mit Dewagi vermählte, schon mehre Gemahlinnen, deren bei Majer (a. a. O. II. S. 422 ff. Art. IIa) neun aufgezählt werden, und deren erste Rogomi (Rodni bei Polier) war. Kamsa führte dabei selbst den Wagen, auf dem die Verlobten saßen. Kurz vorher, am Ende des dritten Weltalters, war es, daß die Göttin der Erde, Prithivi, zu Indra kam und über die Gewalt und den unerträglichen Übermuth der Asurs ihre Klagen ausschüttete. Doch dieser konnte nicht helfen und begleitete sie mit den andern Deweta's zu Brama, der sie wieder zu Mahadewa führte, welcher sie, ebenfalls zu schwach, an Wischnu verwies. Dieser fand die Beschwerden so wichtig, daß er mit ihr und allen Göttern sich zum Tempel des unsichtbaren Ewigen selbst begab, um seine Hilfe anzuflehen. Hier vernahm er allein den Befehl des Brehm, daß er selbst auf die Erde niedersteigen und im Hause des Vassudewa als Mensch geboren werden sollte, und daß zugleich auch andere Gottheiten in menschlicher Gestalt erscheinen und ihn in dem Kampfe gegen die Bösen unterstützen sollten. Dazu wurden vornehmlich die Schlange Adisseschen und das Verhängniß (nach Polier Bhawani) bestimmt. Als nun Kamsa den Brautwagen führte, hörte er eine Stimme vom Himmel, welche ihm sagte, daß der achte Sohn der Dewagi ihm das Leben rauben werde. Voll Zorn wollte er sie sogleich tödten, aber Vassudewa stellte ihm das Abscheuliche eines solchen Verbrechens vor und erbot sich in Mathra (Madura) ganz unter seinen Augen zu leben und ihm jedes Kind gleich nach seiner Geburt zu überliefern. So wohnte denn das junge Ehepaar zwar in einem Palaste zu Mathra, aber von den Wachen des Kamsa umgeben. Nach 7 Jahren gebar Dewagi einen Sohn, der sogleich dem Fürsten überliefert wurde, der, dadurch gerührt, das Kind den Eltern zurückgab. Aber nun erschien ihm der Altvater Narada und machte ihn darauf aufmerksam, daß, wenn ihm gleich nur Gefahr von dem achten Kinde drohe, er doch nicht wissen könnte, wen das Schicksal als dieses achte anfähe. Wenn die Geburten der Dewagi einen Kreis bildeten, so käme es nur darauf an, wo man zu zählen anfänge, und das erste Kind könne dann ebenso gut das achte werden; er solle also seinem ersten Entschlusse treu bleiben. Es war nämlich Kamsa ein ehemaliger Asur, und Narada, der alle Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft durchschaute, sah voraus, daß Kamsa lange leben und viel Böses den Menschen zufügen würde, wenn er nicht durch ein Hauptverbrechen das Maß seiner bösen Thaten recht bald anfüllte und dadurch seinen Untergang beschleunigte. Kamsa folgte auch dem Rathe und ließ das erste, sowie auch die folgenden Kinder der Dewagi tödten, und stieß sogar seinen Vater vom Throne, um ganz freie Hand zu haben. Dewagi wurde nun zum siebenten Male schwanger. Auf ihre und ihres Gemahls Bitten erschien ihnen Bhawani, nahm das Kind aus ihrem Schooße und versetzte es in den Leib der Rodni (Rogani), welche in der Schäferei des Nanda wohnte. Man glaubte also, Dewagi habe zu früh ein unreifes Kind geboren, und Rodni genaß wirklich eines Sohnes, des Balarama, der eine Verkörperung der Schlange Adisseschen war. Einige Zeit nachher erfüllte Wischnu den Vassudewa mit den Strahlen seines Glanzes, und als er jetzt Dewagi umarmte, strahlte sie leuchtend wie der aufgehende Mond; Kamsa aber, als er die entscheidende Schwangerschaft erfuhr, verdoppelte seine Aufsicht. Dewagi wurde immer schöner, jemehr sich der Tag der Niederkunft näherte. Plötzlich wird der Körper beider Gatten strahlend und durchsichtig; das ganze Zimmer wird erleuchtet, und man hört ein himmlisches Konzert, welches die Chöre der Götter, Brama und Mahadewa an der Spitze, in entzückter Freude anstimmen. Selbst die Wachen werden der himmlischen Erscheinung gewürdigt und eilen, dem Kamsa das Wunder zu melden. So sehr auch dieser von Schrecken sich ergriffen fühlt, so hofft er doch, daß das Kind ihm nicht entgehen werde. Inzwischen wird in der Mitternacht am achten Tage nach dem Neumonde des Septembers der göttliche Krischna geboren. Die versammelten Götter bewarfen es mit Blumen, die Gandharwa's tanzten und sangen zu harmonischen Tönen das Lob desselben, und alle Sterne und Planeten standen in den glücklichsten Aspekten. Der neugeborne Krischna erschien als Gott den entzückten Eltern. Sein Leib war himmelblau (und darum hieß er auch Krischna, der Blaue), ein goldenes Haar ringelte sich um seinen Nacken, auf seinen Lippen schwebte ein himmlisches Lächeln. Er hatte 4 Arme und auf der Brust einen schwarzen Fleck, auf seinem Haupte eine Krone, Ringe von den köstlichsten Perlen in seinen Ohren, ein Kleinod von Rubinen auf der Brust, den Körper in ein königliches Purpurgewand gehüllt, kurz er war mit allen Attributen seiner Allmacht versehen. Vater und Mutter fielen vor dem göttlichen Kinde nieder, beteten es an mit heißer Andacht und flehten, daß es sein Leben gegen den Tyrannen schützen möchte. Da verkündete ihnen der Gott ihre Vergangenheit. Du, meine Mutter, sagte er, lebtest zur Zeit des Königs Suyambu (des ersten Bramasohnes und ersten Menu) unter dem Namen Pragani, und dein Gemahl war der Altvater Sudawen, man nannte auch beide Dema-

badi. Ihr wolltet Menschen zeugen und thatet mir zu Ehren eine Buße von 12000 göttlichen Jahren. Als ich mich nun euch zeigte, batet ihr um die einzige Gunst, daß ich euer Sohn werden möchte, und ich erhörte euern Wunsch. Dann erschient ihr unter dem Namen Adidi und Kaspapa, und ich ward euer Sohn unter dem Namen Wamen. Jetzt bin ich meiner Verheißung gemäß nochmals von euch entsprossen, aber von nun an seid ihr keiner vergänglichen Geburt mehr unterworfen, und die Seligkeit meines Paradieses wird euer Theil seyn. Kaum hatte der Gott diese Worte vollendet, als die täuschende Maja wieder ihren Schleier über die Gegenstände umher verbreitete. Krischna war nichts als ein gewöhnliches Kind, der Glanz und die Chöre der Götter waren verschwunden, und wie ein immer mehr schwindender Traum schwebte das Geschehene vor den Augen der Eltern. Da hörten sie eine himmlische Stimme, welche ihnen zurief: Erhebe dich, Sohn Yadu's, und trage das Kind in die Schäferei des Nanda. Seine Frau Jasudha kommt so eben mit einer Tochter nieder; lege an ihre Stelle deinen Sohn und bringe die Tochter hieher. Im Augenblicke sanken die Fesseln von Vassudewa's Körper, die Thüren des Gefängnisses öffneten sich, die Wachen lagen im tiefen Schlafe. Er nahm das Kind, gelangte an das Ufer des Jumna, durchschritt die Fluthen, die sich voll Ehrfurcht zurückzogen, kam zu Nanda, den er in tiefem Schlafe, sowie seine Frau in Ohnmacht fand, vertauschte die Kinder und eilte in das Gefängniß zurück. Die Thüren schlossen sich aufs neue, die Fesseln legten sich an seine Glieder, und die Wachen erhoben sich aus dem Schlafe, als sie das Geschrei des Kindes der Jasudha hörten. Sie eilten zu Kamsa, der sogleich in das Gefängniß kam und von der bebenden Dewagi das Kind empfing. Er schleuderte es gegen die Wand, um es zu zerschmettern, aber im Augenblicke schwebte es als ein glänzendes Licht über ihm und erklärte ihm mit lauter Stimme, daß seine Wuth unnütz, daß der künftige Zerstörer seines Lebens an einem Orte in Sicherheit wäre, wo er ihn nicht finden würde. Sogleich verschwand es, denn dieses Mädchen war eine Inkarnation der Bhawani, die nun zum Göttersitze sich wieder aufschwang. Der Tyrann milderte nun die Gefangenschaft des Vassudewa und der Dewagi, und erklärte ihnen, sie ganz in Freiheit zu setzen, sobald er seines Feindes sich bemächtigt haben würde. Um ihn nicht zu verfehlen, befiehlt er, daß alle neugebornen Kinder (nach Polier alle Kinder unter 2 Jahren) in der ganzen Umgegend getödtet werden sollen. Doch auch diese Maßregel war vergeblich. Die in die Wohnung des Nanda eindringenden Mörder fanden durch die göttliche Kraft des Kindes ihren Tod. Die Maja aber bedeckte alle diese Handlungen desselben mit ihrem Schleier, und Nanda nebst seiner Gattin sahen darin nichts als den Schutz, den die Vorsehung dem Kinde angedeihen ließ, und die Wirksamkeit der schützenden Amulete und Talismane, womit sie das Kind umgeben hatten. Die Mythe vom Kindermorde kennen wir jetzt nur noch aus der Erzählung bei Polier; die Zukunft muß entscheiden, ob sie sich auch im Original des Purana befindet. Entgegen steht allerdings der Umstand, daß weder W. Jones, noch Wilford, noch Colebrooke u. a., die den Purana besaßen und oft anführen, dieser Begebenheit erwähnen. Der Lobgesang der Götter aber bei der Geburt des Kindes steht wirklich im Original. Es ist nicht zu verkennen, daß bei der Geburt Jesu und des Krischna viel ähnliche Umstände vorkommen, so daß man wohl vermuthen darf, es habe eine gegenseitige Übertragung Statt gefunden. S. Kleuker's Kalkuttische Abhandlungen. II. S. 234. In jedem Falle ist der Mythos von Krischna älter, als die Erscheinung Jesu auf der Erde. Die Veda's kennen seinen Namen, ohne doch den Mythos weiter auszuführen (*Colebrooke* Asiat. Res. IX. p. 293.), und Megasthenes erwähnt bei den Surasanern der Städte Methora (Madhura) und Kleisobora, wofür man bei Plinius die richtigere Lesart Chrysobora oder Cyrisobora findet, welche das nachherige Krischnapura ist. *Arrian.* Ind. 8.; *Plin.* §. 17. 19. — Außer dem Krischna gebar Dewagi noch dem Vassudewa den schon erwähnten Balarama, der als Kind der Rogani erzogen wurde, den Sangruschen und eine Tochter Subatrei, die an Artschunen, den geliebtesten Freund Krischna's, verheirathet wurde. Auf einer indischen Vorstellung bei Moore (the Hindoos Pantheon. Lond. 1810. Tab. 59.) ist die Dewagi, mit einer Strahlenglorie umgeben, vorgestellt, wie sie das Kind Krischna auf dem Schooße hält und ihm die Brust reicht. Auch des Kindes Haupt umgibt die göttliche Glorie, und eine knieende Person bringt ihm anbetend das Opfer der Früchte dar. Umher sind blühende Blumen, Bäume und Heerden von allerlei Thieren, die voll Ehrfurcht nach dem Gotte hinzublicken scheinen. (*Richter.*)

Dewahdet s. Dewadatta.

DEWAJANI, Dewadschani, die Tochter des Schukra, des Genius im Planeten Venus, und Guru's (Lehrer, Führer) der Danawa's (bösen Dämonen, der Söhne der Adidi), Gemahlin des ersten Beherrscher Indiens, des Dschudschad (Jagadi, Dschadschadi). Dschudschad, der als irdischer Monarch im nordwestlichen Indien herrschte, wo er Hastinapur (das jetzige Delhi) gegründet hatte, war auch von den Deweta's zum Götterkönige, Indra, gewählt worden und besiegte die Asura's in vielen Schlachten. Er hört von der schönen Tochter des Asurakönigs Sund und will sie entführen, überfällt sie daher beim Baden, aber, da sie schnell ihre Kleider mit der einer Freundin verwechselt, entkommt sie durch die Flucht, und diese bleibt in der Gewalt des Königs. Doch sie erklärt ihm den Irrthum und gibt sich als Dewadschani zu erkennen, worauf er dieselbe als Braminentochter, die sich schicklicher Weise mit einem Kschatrya nicht verheirathen darf, wieder frei läßt. Aber die Begebenheit wird bekannt, und es findet sich unter den Braminen für sie kein anständiger Gatte. Da beschließt denn der Vater, sie einem Kschatrya zu geben, und da sie erklärt, daß sie nur den König Dschudschad wählen könne, so begibt sich jener selbst zu diesem und bewegt ihn zur Heirath. Sie gebar ihm 5 Söhne, von denen Jadu der älteste, Kuru (nach Andern Puru) der jüngste war. Dschudschad war seiner Gemahlin nicht treu; sie beklagte sich darüber bei ihrem Vater, und aus Liebe zur Tochter verfluchte dieser den Eidam, daß er seine Jugend verlieren und ein schwa-

cher Greis werden sollte. Dies brachte allmälig den König zur Reue, er bat die Gattin um Verzeihung und flehete um ihre Verwendung bei dem Vater, daß er den Fluch wenigstens mildern und ihm noch tausend Jahre lang die Jugend zurückgeben sollte. Dies war aber nur möglich, wenn ein anderer ihm tausend Jahre von seiner Jugend abtrat und dafür sein Alter übernahm. Keiner der 4 ältern Söhne liebte den Vater zärtlich genug, um ein solches Opfer zu bringen; nur der jüngste Kuru entschloß sich dazu. Dafür wurde denn der älteste Jadu, der sich zuerst geweigert hatte, ganz enterbt, die drei folgenden bekamen nur einen kleinen Antheil, und der jüngste ward Erbe des ganzen Reiches. (*Richter.*)

Dewanahuscha s. Dionysos und Schiva.

Dewa-Nagari s. Sanskrit.

DEWANDREN, zusammengezogen aus Dewa Indra, daher auch gewöhnlich Jndra allein, in der Mythologie der Hindus der Gott des sichtbaren Himmels, das Oberhaupt aller Götter zweiten Ranges, der erste unter den 8 Schutzgottheiten des Weltalls und Beherrscher der Ostgegend. Nach Bohle (d. alte Indien, S. 235.) bedeutet Jndra den Herrscher, von ind, herrschen, nach Andern (Rhode Relig. d. Hind. S. 272.) den auf die Sinne Wirkenden, den unsern Sinnen sich Offenbarenden. Der Name wird auch Aindra, Andr und im Ramayana Aindu geschrieben, und die Zusammenziehung Dewandren bezeichnet ihn als Herrscher der Götter. Im Ridsch-Weda und den zu diesem Weda gehörigen Upanisads, desgleichen im Gesetzbuche des Menu erscheint er als das höchste Wesen selbst, als Brahm. So wird er im Oupnek'hat Vol. II. p. 1, 71, 166 und in andern Stellen mit den drei großen Göttern zusammen und oft noch vor ihnen genannt; im 12. Upanisad (Oupnek. Vol. II.) aber wird er in einem Gespräche zwischen ihm und dem Könige Partroun geradezu als das höchste Wesen dargestellt, so auch im 11. Upanisad (Oupnek. Vol. II. p. 51.) und im 24. (Oup. Vol. II. p. 368). So wie daher in den Sekten des Brama, Wischnu und Schiwa diese drei Götter von jeder zum höchsten Wesen selbst gesteigert werden; so scheint es auch eine Sekte des Jndra gegeben zu haben, die ihn mit dem Urwesen selbst als identisch betrachtete. Dahin deutet eine Stelle in Menu's Gesetzbuche (XII, 123.), wo es heißt: Einige Sekten beten den Höchsten an im elementarischen Feuer (Schiwa), andere im Manu, dem Herrn der Geschöpfe (d. h. im Brama, der oft mit Manu als eins genommen wird), noch andere in der reinen Luft (d. h. im Wischnu) und noch andere im Jndra, dem Herrn des Dunstkreises, weil er sich in diesem am deutlichsten offenbart. Diese ursprünglichen Anhänger des Jndra gingen endlich auch, glaubt Rhode, in das System des Pantheismus über, und darauf bezieht er eine Stelle im Ridsch-Weda (As. Res. Vol. VIII. p. 424. 425.), welche lehrt, wie ursprünglich nichts als die große Sele (Maha-Atma) vorhanden war, die Alles andere aus sich hervorbrachte, wie sie sich in die Körper denkender und mit Sinnen begabter Wesen als Lebenssele (Dschiatma) senkte und als diese sich selbst als Maha-Atma anschauet. Als anschauende Sele heiße sie Jdamdra, es sehend; dies sei der wahre Name, aber, unter einem Symbole verborgen, brauche man dafür den Namen Jndra, denn die Götter liebten das Verborgenseyn. In dieser Stelle ist also Jndra als das Symbol oder als der personifizirte Begriff des Urgeistes (Maha-Atma) genommen, d. h. die menschliche Sele schauet im Jndra das höchste Wesen an. Die Sekte des Jndra konnte vermöge dieser Erklärung ihren Begriff von demselben als höchstem Wesen leicht mit den übrigen Sätzen des Pantheismus vereinigen. Rhode glaubt ferner: So wie die 3 ersten Weda's (der Ridsch-, Jagusch- und Saman-Weda) im Dienste der 3 großen Götter entstanden, also gleichsam die Religionsbücher der 3 Sekten derselben gewesen wären: so scheine auch der vierte Weda (Atharwa-Weda) eine eigene Sekte vorauszusetzen, und diese könnte wol die des Jndra gewesen seyn. Es habe nämlich dieser Weda seinen Namen von Atharwa, dem ersten Sohne Brama's, dem dieser auch zuerst die Wissenschaft von Gott mitgetheilt habe. Nun sei Brama den Anhängern desselben der Maha-Atma selbst; als dieser habe er sich nach dem obigen zuerst in Jndra gesenkt, dieser sei daher sein erster Sohn und al mit Atharwa einerlei, welcher Name das gute Wesen bedeute, folglich wohl auf den Jndra passe. Es verschwinde in der Folge Atharwa aus der Mythe, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese ihn unter seinem andern Namen Jndra oder Jdamdra, d. h. der Gott Schauende, allein noch erwähne. In den Upanisads aus dem 4. Weda komme freilich nichts von Jndra nach der höhern Ansicht vor, aber die Upanisads wären viel jünger, und der Weda selbst sei uns noch unbekannt. Daß aber gerade im Ridsch-Weda, der den Schiwaiten angehöre, der höhere Begriff vorkomme, käme daher, daß die Wischnuiten der vermutheten Sekte des Jndra am schärfsten entgegen ständen. Jene wären Hauptgegner des Buddha und erklärten die Erscheinungen desselben auf der Erde für Avatars des Wischnu, die Sekte des Jndra aber hätte den Jndra mit Buddha selbst identifizirt und also diesen in jenem erkannt; um aber dem Hasse der Wischnuiten zu entgehen, hätte sie sich mit den Schiwaiten vereinigt und unter deren Namen verborgen, daher denn die höhere Ansicht vom Jndra im Ridsch-Weda. Als Beleg für diese Hypothese führt Rhode einen Mythos an, nach welchem ein König Pradu, ein Avatar des Wischnu, Roßopfer bringt, Jndra darüber in Furcht geräth, das Roß entführt und vor der Verfolgung des Sohnes des Königs sich nur dadurch schützen kann, daß er die Gestalt eines Bettlers annimt, sich mit Asche bestreuet und mit Todtenknochen behängt. Dies sind bekanntlich alles Symbole des Schiwa, und so könnte der Mythos allerdings heißen: Die Jndraiten schützten sich gegen die Wischnuiten dadurch, daß sie mit der Sekte des Schiwa sich vereinigten und ihre Symbole annahmen. Auch fügt der Purana, der jenen Mythos erzählt, hinzu: Daher gebe es viele, welche, um dem Jndra nachzuahmen, sich mit Asche und Knochen putzten und nackt einhergingen; sie nennten sich Kabiliger, Boter und Paschandy. Kabiliger erklärt Rhode für identisch mit den Kapalika's, den nackten Bettlern von der Sekte des Schiwa, und in Boter findet er eine Hindeutung auf

den Namen Buddha. Ohne über diese Hypothese weiter entscheiden zu wollen, bemerken wir nur, daß Indra wegen seiner besondern Function als König des Himmels, Regirer aller Erscheinungen in der Atmosphäre und Beherrscher aller untern Götter leicht mit dem höchsten Wesen selbst für einerlei gehalten werden konnte, ohne daß man gerade eine besondere Beziehung auf Buddha anzunehmen braucht. Ward doch auch der Zeus der Griechen, dessen Functionen ganz mit denen des Indra einerlei sind, mit dem höchsten Wesen selbst identifizirt. Daß indessen einiger Zusammenhang mit dem Buddhaismus da sei, nehmen auch Remusat in seinen Melanges Asiatiques und Schmidt in der Geschichte der Ostmongolen an. Beide erklären den Indra für den Chormusda, den König der 33 Tägri, und letzterer glaubt sogar den Namen Chormusda aus dem persischen Ormuzd entstanden. Es war aber Ormuzd, der König aller guten Götterwesen, die höchste Offenbarung des Urwesens Zeruane Atherene und wird oft für dieses selbst gesetzt, und so kann es denn um so weniger Wunder nehmen, wenn es auch mit Indra der Fall ist.

In der eigentlichen Mythologie der Hindus, die größtentheils aus der Periode des Wischnuismus stammt, ist Indra den drei großen Göttern immer untergeordnet, und an eine Identifizirung mit dem Urwesen ist nicht mehr zu denken. Bei Polier findet sich sogar ein Mythos, der wahrscheinlich im Bhagawat-Purana befindlich ist (der Franzose gibt nämlich seine Quelle nicht an), und nach welchem Krischna selbst feindlich gegen die Verehrung des Gottes auftrit. Die Einwohner von Brindapan, wird erzählt, pflegten jährlich dem Indra ein Opfer darzubringen, damit er Regen und Fruchtbarkeit gebe. Als sie nun auch Anstalten dazu treffen, fragt sie Krischna, ob sie denn glaubten, daß es den Gegenden, wo man dies Opfer nicht feiere, an Regen und Fruchtbarkeit mangle, und da sie nicht zu antworten vermögen, belehrt er sie, daß die Erfüllung ihrer Wünsche allein vom höchsten Gotte abhänge, an diesen müßten sie sich unmittelbar wenden, nicht an Indra, der nur sein Diener sei. Gutes und Böses werde allein durch den Schöpfer vertheilt, und Indra könne ohne dessen Willen nichts thun. Sie unterlassen also das Opfer und vertheilen die angeschafften Vorräthe unter die Braminen und Armen, worauf ein sanfter Regen alle Fluren erquickt. Indra zürnt zwar wegen des unterlassenen Opfers und will die Verächter durch einen heftigen, siebentägigen Regen vernichten; aber Krischna schützt sie durch seine höhere Macht, worauf sich Indra demüthigt und die Gottheit desselben anerkennt.

Mit den untergeordneten Götterwesen der Buddhisten (s. den Art. Dhjana) hat auch Indra die Ähnlichkeit, daß er in seinem individuellen Seyn nicht unsterblich ist, sondern nur ein sehr langes, mit der Dauer der großen Weltperioden in Verbindung stehendes Leben hat, so daß in jeder ein neuer Indra erscheint. Es umfaßt nämlich ein Tag Brama's 14 Manwantara's, d. h. Regirungsperioden eines Menu, deren jede 71 Weltalter oder über 300 Millionen menschlicher Jahre in sich begreift. Mit jedem Manwantara werden Indra und alle niederen Götter, so wie das Weltall, vernichtet, und mit der neuen Schöpfung entstehen neue Götter und ein neuer Indra. Bis jetzt sind 6 Manwantara's verflossen, und wir leben im siebenten. Die Mythen nennen von den meisten der verflossenen Manwantara's die in denselben herrschenden Indra's; für den gegenwärtigen aber wird kein besonderer Name angeführt. Dies hat nun allerdings auch Ähnlichkeit mit den Lehren des Buddhaismus. Denn nach diesen herrscht jeder Buddha nur eine bestimmte Zeit, wird dann in das Wesen des Ewigen aufgenommen und hat einen andern Buddha zum Nachfolger. Jeder Buddha muß seine Würde erst erwerben, sein Reich erobern und vom Schicksale (Damata) eingeweihet werden. Im 3. Kap. des 8. Buches des Ridsch-Weda heißt es auch vom Indra, daß er erst von Pradschapati (dem schaffenden Principe) und dann von allen untergeordneten Wesen in der Welt und im Himmel zum Könige eingeweihet werde, worauf er sich alle Erden und Welten unterwerfe und Oberherrschaft, Vorrang und höhere Würden über alle Götter erhalte, so ein selbstseiendes Wesen und unabhängiger Herrscher, frei von Auflösung und unsterblich werde. As. Res. Vol. VIII. p. 411. In dieser Stelle scheint also Indra ziemlich denselben Begriff wie Buddha zu bezeichnen; auch führen beider Paradiese auf dem Meru denselben Namen, Nanda und Nandana. Aber einen wesentlichen Unterschied zwischen beiden möchte doch der Umstand machen, daß Indra nie, wie Buddha, auf die Erde herabsteigt, um, menschlich geboren, gegen das Böse auf der Erde zu kämpfen und den Menschen eine neue göttliche Offenbarung zu bringen. Er muß zwar auch immerwährend gegen die Asurs kämpfen, die beständig trachten, ihn von seinem Throne zu verdrängen, was sogar auch manchmal auf einige Zeit glückt, aber dieser Kampf hat mehr Ähnlichkeit mit dem Streite des Ormuzd gegen Ahrimam. Nähere Bekanntschaft mit den heiligen Schriften der Buddhisten und Bramanen wird in Zukunft Vieles in dieser Hinsicht noch aufhellen.

Um ein Indra zu werden, ist besonders die Darbringung von 100 Roßopfern (s. Aswamedha) nöthig. Dadurch erlangen die Asurs, auch wenn sie in Gestalt irdischer Könige erscheinen, so viel Macht, daß Indra ihren Angriffen nicht widerstehen kann, sondern verdrängt ihnen seinen Thron einräumen muß. Indessen ist ein solcher Sieg immer nur ein scheinbarer, denn durch den Beistand der höhern Götter werden die Asurs wieder geschlagen und er aufs neue eingesetzt. Nach dem Ramayana Vol. III. p. 451. erlangte der gegenwärtige Indra selbst durch ein solches Roßopfer seine Würde. Da Indra die Wirkung dieses berühmten Opfers kennt, so ist er aus allen Kräften bemüht, wenigstens die Vollziehung des 100sten zu hindern, wie unter andern der Mythos vom Könige Sagara zeigt. Auch große Büßungen hoher Heiligen sind ihm gefährlich, und er sucht sie gewöhnlich durch Verführung zu leidenschaftlicher Sinnlichkeit zu stören, wovon wir unten ein Beispiel anführen werden.

Als Oberhaupt der niedern Götter vertrit er diese in allen Angelegenheiten bei den großen Göttern, und

jene wenden sich daher immer an ihn, wenn sie ein Gesuch oder über etwas sich zu beklagen haben. Darum heißt er Surapatis, der Fürst der Götter. Er gebietet über Winde, Wolken und Regen, ordnet überhaupt die Witterung und ist insbesondere Herr des Donners. Daher heißt er auch Sakras, der Gefürchtete; Divaspatis, der Herr des Himmels; Ardribhid, der Bergespalter; Vajradharas, der den Donnerkeil haltende; Marutvan, der Luftige; Marut, der Wind, die Luft; Maghavan, der Bewohner der Wolken; Maghavahana, der auf den Wolken fahrende; Pagaschasana, der Ordner der Witterung, Beförderer der Reife der Früchte; Legrschabha, der die Regenzeit bestimmende; Sorggaragia, der König des Firmaments; Wasawa, der Fürst der guten Geister; Sahasradrik, der Tausendäugige, als Symbol des gestirnten Himmels. Als Krieger gegen die Asurs ist er Puruhrda, der Mannherzige, Tapfere. Denn wenn die Atmosphäre in Aufruhr ist, so ist es Indra, der mit dem Blitze in der Hand gegen die Asura's am nördlichen Himmel und gegen deren Fürsten am südlichen Himmel kämpft. Seine Pfeile entsendet er mit gewaltigem Bogen, den er nach geendetem Kampfe bei Seite legt und als Regenbogen (Indrayudha, Indra's Waffe) den Sterblichen zeigt. Der Regenbogen ist also auch den Hindus ein Zeichen des Friedens, der Versöhnung und Beruhigung, wie in der Genesis 9, 13. Die Deweta's, welche sich Vergehungen zu Schulden kommen lassen, stößt er aus dem Himmel und zwingt sie, auf der Erde in menschlichen und thierischen Körpern zu erscheinen. Den guten reicht er das Amrita, den Trank der Unsterblichkeit. Er ist der Sohn des Kasyapa*) und der Adidi (des Tageslichts), Enkel des Maritschi und Urenkel Brama's. Seine Gemahlin ist Indrani oder Saktschi, d. h. der Inbegriff seiner Kraft, wie denn überhaupt die Gemahlinnen der indischen Hauptgötter ihre Kraft bezeichnen. Sein Sohn ist Dschayanta (Sakontala, Übers. S. 214, 240.), von der Kunti aber, der Gemahlin der Pandu's, der berühmte Held Arrschunen; seine Tochter Dewanei, die Gemahlin des Kartikeya (Beschr. d. Rel. d. malab. Hindus S. 97.). Er wird als ein schöner, junger Mann mit einer Krone auf dem Haupte und vier Armen gebildet, der Körper aber ist überall mit Augen bedeckt. In den Händen trägt er den Blitz, einen Bogen und den Haken, womit man Elephanten regirt. Sein Reitthier ist nämlich der weiße Elephant Iravat oder Airawat, der bei Hervorbringung des Amrita aus dem Meere heraufstieg, und der zugleich Thürhüter des Himmels ist und zuweilen die Erde trägt (Arjuna's Himmelreise 1, 42. As. Res. I. p. 340. Nalus. I. H.). Aus dem Rüssel dieses Elephanten ergießt sich der Wasserstrudel, der als fruchtbarer Regen auf die Erde strömt (Menu 9, 304; Hitopades. p. 67 ed. Lond.). Oft fährt er auch auf dem leuchtenden Donnerwagen, Wadschra, von zehntausend Rossen gezogen und von dem Wagenführer Matalis gelenkt. Auch Duschmanta fährt auf demselben in das Reich des Indra, und beschrieben wird er in Arjuna's Himmelreise, Gesang 1. Oft wird er auch in seinem Paradiese auf einem Teppiche ruhend mit seiner Gemahlin abgebildet. Seine Wohnung (Paradies, Welt), Indraloga oder Swargga, liegt auf dem Meru, aber niedriger als die Paradiese der drei großen Götter. Sie ist besonders der Aufenthaltsort der im Kampfe gefallenen, tapfern Krieger, überhaupt der Frommen und Rechtschaffenen, ehe sie eine neue Wanderung in andere Körper beginnen, daher mit dem Walhalla der Skandinavier ziemlich übereinstimmend. Seine Hauptstadt heißt Amaravati, die Unsterbliche, sein prächtiger Palast Wadschayanta, der siegreiche, sein Garten Nandana, der liebliche.

Im ersten Buche des Ramayana werden viele Mythen von ihm erzählt. Rhode führt folgende an: Als der Amrita hervorgebracht und die Kinder der Diti (die Rakschasa's, Asurs) von den Deweta's geschlagen waren, wird Purandara (Indra) König der Götter, und mit freudigem Gemüth beherrscht er das Weltall. Da redet die ihrer Kinder beraubte Göttin Diti ihren Gemahl (Kasyapa) so an: O Göttlicher! ich wünsche mir einen den Indra vernichtenden Sohn, die Frucht langer Büßungen! Diese Büßungen will ich verrichten, aber mit Empfängniß zu schenken ist Dein Werk. Kasyapa antwortet: Dieser Segen sei Dein! Friede sei mit Dir! Bleibe volle tausend Jahre rein, o Fromme, und Du wirst durch mich einen den Indra vernichtenden Sohn empfangen! Diti übernahm nun am Strome fließenden Wassers die heiligen Büßungen. Aber Sakra (Indra), in der Kunst der Täuschung wohl erfahren, nahete sich der Büßenden und stand ihr als treuer Diener in allem bei, brachte Holz zum Opfer, Kusagras, Früchte, Wurzeln, Blumen, Wasser und Feuer, wie es die Jahreszeit erfoderte. Beständig ihren Körper reibend, verscheuchte er Ermüdung und beobachtete sie in allen ihren heiligen Zeremonien. Als nur noch 10 Jahre fehlten, sagte Diti hocherfreut: Ich bin zufrieden, Tausendäugiger! Wenn noch 10 Jahre verflossen sind, wirst Du einen herrlichen Brüder empfangen; mit ihm sollst Du das Königreich theilen. Nun schlief sie, durch das Vertrauen auf Sakra unachtsam gemacht, in seiner Nähe ein, indem sie mit ihren Füßen den Platz ihres Hauptes einnahm. Sakra, der sie dadurch unrein werden sah, daß die Locken ihres Hauptes ihre Füße berührten und der Kopf den Ort derselben einnahm, jauchzte laut auf und ging, den Wadschra*) (Blitzstrahl), die Waffe mit hundert Buckeln in der Hand, in den bloßgestellten Körper ein und theilte den Fötus in 7 Theile. Da nun jedes Theil lebte und voll Traurigkeit schrie, theilte er jeden wieder in 7 Theile.

*) Welche Begriffe Kasyapa und Maritschi bezeichnen, ist noch ungewiß. Majer im myth. Lex. I. S. 41. erklärt Kasyapa für den unendlichen Raum, den gestaltlosen Himmel, den Maritschi aber für das Licht. Rhode dagegen S. 45. nimt den Maritschi für diesen Raum und den Kasyapa für den Mond. Als Licht nimt auch Görres (Mythengesch. S. 188.) den Maritschi. Wenigstens würden diese Bedeutungen für den Vater und Großvater des Indra passend seyn.

*) Oben heißt nach Rhode der Wagen des Indra Wadschra, hier seine Waffe; es ist aber beides einerlei und bedeutet die blitzende Donnerwolke. Majer nennt Indra's Wagen Vimana oder Vjomajana, d. h. Wagen der Wolkenregion.

So zerstückt, weinte der Fötus laut im Schooße der Mutter, wodurch diese begriff, was vorging. Sakra aber sagte zum Weinenden: weine nicht! und durchbohrte ihn von neuem. Da rief ihm Diti zu: Er muß nicht vernichtet werden! Nun trat Indra mit kindlicher Ehrfurcht und mit gefalteten Händen vor Diti, erzählte wie sie im Schlafe unrein geworden und er, seiner Selbsterhaltung wegen, so hätte handeln müssen. Die Göttin glaubt nun, daß die Schuld allein an ihr gelegen, und bittet nur den Indra, die 49 Söhne, welche sie nun gebären werde, als Götter anzuerkennen und ihnen die 49 Weltgegenden zur Wohnung anzuweisen, um von da aus auf seinen Befehl die Welt zu durchstreifen. Dies verspricht Indra und kehrt mit der Göttin nach dem Himmel zurück. Auf diese Art wurden also die 49 Maruts oder Winde, welche die Hindus annehmen, und ihr Name bedeutet jene Worte Indra's: „Weine nicht!" die er zu ihnen sprach*). Der ganze Mythos ist also ein physischer. Indra ist der Beherrscher der Atmosphäre, der Lenker der Wolken, der Ordner der Witterung. Die Winde sind Geburten der Nacht, der Göttin Diti, wol weil sie gewöhnlich des Nachts zu wehen anfangen. Der Naturmensch kann nicht begreifen, woher die vielerlei Winde kommen; es sollte eigentlich nur einen geben. Aber wäre dies der Fall, so würde Indra nicht mehr der Ordner der Witterung seyn, er würde seine Herrschaft verlieren oder sie wenigstens mit dem furchtbaren Sohne der Diti theilen müssen, der nun alle Kraft in sich vereinen würde, die jetzt unter 49 Individuen vertheilt ist. Er muß also das Vorhaben der Diti zu vernichten suchen und benutzt dazu die Gelegenheit, wo sie sich einer zu großen Sicherheit überläßt. Die Zertheilung erfolgt, und nun bleibt er auf seinem Throne und der Beherrscher der neuen Kräfte. Daher erscheint er auch immer von ihnen umgeben.

Indra's Herrschaft sollte nun fest stehen, eine regelmäßige, durch einfache Gesetze bestimmte Witterung sollte Statt finden, aber dem ist nicht so; sie erfolgt oft ganz anders, als der Mensch nach der Analogie vermuthen sollte. Daher hat Indra von Zeit zu Zeit immer wieder mit mächtigen Asurs zu kämpfen, ist in Gefahr, seine Königswürde zu verlieren, und verliert sie einige Mal wirklich, wenn es einem Heiligen durch große Büßungen oder einem Könige durch hundert Roßopfer gelingt, ihn zu vertreiben und seinen Thron einzunehmen. Alles das sind wieder Anschauungsarten der Naturerscheinungen im Kindesalter der Menschheit; doch kann es auch seyn, daß, wie Rhode glaubt, eine Einwirkung Buddhistischer Vorstellungen bei der Bildung dieser Mythen von Indra Statt gefunden habe. Gewöhnlich nimt der verdrängte Indra im Gefolge der übrigen niedern Dewa's, die zugleich mit ihm vertrieben sind, seine Zuflucht zu Wischnu, und dieser bewirkt dann seine Wiedereinsetzung. Man sehe unter andern den Mythos von Bali. Es gibt aber auch eine Sage, die den Indra eine Zeit lang wegen Verbrechen unrein und der Herrschaft beraubt werden läßt. Im Ramayana Vol. I. p. 270. wird erzählt: Wiswamitra kam einst mit seinen Schülern über den Ganges in eine wüste, wilde Gegend. Hier, sagte er, waren vormals zwei große Städte, Maladscha und Karusa, von den Göttern erbaut. Einst hatte Indra, durch Hunger wüthend gemacht, seinen Freund Namudschi getödtet. Um ihn von dem Morde zu reinigen, badeten die Götter und Weisen vermittelst Krügen voll heiligen Wassers ihn in dieser Gegend. Der Gott wurde so von der Schuld und vom Hunger befreiet, und in der Freude darüber segnete er Maludscha und Karusa, daß sie vor allen Städten berühmt werden sollten. Dies geschah denn auch, und sie blieben groß und mächtig, bis der Asur Taraka sie zerstörte. Unstreitig geht diesem dunkeln Mythos ein anderer voraus, der erklärt, woher der Hunger und die Wuth gekommen sei. Im Bhagavat-Purana wird etwas erzählt, was sich darauf beziehen kann. Der Enkel eines Riesen, Wiswarupen, dessen Vater Duscheten durch Verehrung des Wischnu ein Gott und selbst Vorsteher der Götter geworden war, raubt heimlich etwas Götterspeise und bringt sie den Riesen, seinen Verwandten. Wegen dieses Diebstahls schlägt Indra dem Riesen seine drei Köpfe ab, wird zur Strafe für diesen Mord von einer Krankheit und einer Art Wuth befallen, die ihn ein Jahr lang quälte, bis er durch Büßungen gereinigt wurde. Asiat. Originalschr. B. I. S. 106. In jedem Falle scheinen diese Mythen sich darauf zu beziehen, daß Indra auch durch eigene Schuld seine Königswürde verlieren könne, denn nur in dieser Herabwürdigung kann von Hunger und Krankheit bei ihm die Rede seyn. Auch eine Mythe bei Wilford kann hieher gezogen werden. Indra, heißt es, tödtete einen Asura aus dem Priesterstamme und mußte seinen Thron verlassen, um durch zwölfjähriges Betteln mit dem Schädel des Getödteten in der Hand sein Vergehen zu büßen. In seiner Abwesenheit griffen die Asura's die Götter an, die in ihrer Noth den Nahusa zum König wählen, der auch die Feinde in die Flucht schlägt. Als er aber in die Hauptstadt der Götter zurückkommt, verliebt er sich in Indra's Gattin Sadschi (so, oder auch Poulomi nennt sie der Ramayana Vol. I. p. 201, 532.), aber diese ist dem Gatten treu und weist ihn zurück. Nun fragt er den Guru der Götter, Wrihaspati, wie er die Liebe der Sadschi gewinnen könne. Er antwortet: wenn die heiligsten Bramanen ihn auf ihren Schultern in einer Tragbahre zu der Göttin trügen. Die Heiligen thun ihm dies zu Gefallen. Da sie aber seiner Leidenschaft viel zu langsam gehen, so ruft er ihnen voll Ungeduld zu: ihr kriecht! Erzürnt darüber sagte einer derselben: sei Du selbst ein Kriechendes, d. h. eine Schlange. Augenblicklich wurde der König zu einer großen Schlange und mußte in dieser Gestalt so lange bleiben, bis sein Nachkomme Krischna ihn erlöste. Des Indra Buße war nun vollendet, und Sadscht vereinigte sich wieder mit demselben.

Hauptsächlich ist ihm Wiswamitra, obgleich derselbe nicht die Absicht hatte, ihm sein Reich zu nehmen, durch seine Büßungen furchtbar, er sucht sie daher durch alle möglichen Mittel zu unterbrechen. Einst gibt er der reizenden Apsara Rambha den Auftrag, ihn zu verfüh-

*) Vom Prohibitiv ma und ruda, weinen.

ren. Aber sie weigert sich, aus Furcht vor dem Zorne des Weisen, den Befehl zu vollziehen, bis Indra verspricht, sie selbst als die Herzen bezaubernde Kokila (die indische Nachtigall) und in Gesellschaft des Kandarpa (des Liebesgottes) zu begleiten. Schon fühlt sich Wiswamitra zu der Zauberin hingezogen und sein Herz von den Tönen der Kokila und dem Einflusse Kandarpa's bewegt, als er mit dem Auge der Betrachtung diesen und den Indra erkennt und durch den Fluch seines Zornes die arme Apsara auf 10000 Jahre in einen Stein verwandelt. Ramay. Vol. I. p. 535. Nachdem nun Wiswamitra noch andere 1000 Jahre durch Fasten und Schweigen gebüßt hatte, wollte er gekochten Reis essen. Schnell trat Indra als Bramin vor ihn, bat um das Essen, erhielt und verzehrte es ganz. Der Heilige erkannte ihn, war aber schon so weit in der Beherrschung seiner Leidenschaften gekommen, daß er keinen Zorn mehr fühlte, sondern still schwieg. Ramay. Vol. I. p. 537, 538.

Einst mußte Indra die Unreinheit seiner Begierden hart büßen. Als nämlich Wiswamitra, Rama und Laksmana auf ihrer Wanderung begriffen waren, sahen sie eine schöne Einsiedelei, und auf die Frage nach ihrem Bewohner erzählte der Heilige: Vor vielen tausend Jahren wohnte hier der große Gautama nebst Ahalya, seiner Gattin, heilige Büßungen übend. Indra hatte sich in Ahalya verliebt und benutzte einst die Abwesenheit des Gatten, um im Gewande eines Weisen vor ihr zu erscheinen. Sie erkannte zwar den Gott, ließ sich aber doch zum Falle verleiten, bat ihn aber, sich schnell zu entfernen, damit nicht Gautama's Zorn ihn und sie treffe. Aber als er eben weggehen wollte, trat der Heilige herein im Glanze der außerordentlichen Kraft, die seine Büßungen ihm verschafft hatten. Du hast, sagte der Weise im Zorne zu ihm, in meiner Abwesenheit ein Verbrechen begangen, büße mit dem Verluste Deiner Mannheit. Sogleich fielen die Testikeln des Gottes auf die Erde. Ahalya wird mit dem Fluche bestraft, zahllose Jahre hindurch unter den größten Schmerzen unsichtbar in Asche zu liegen, bis Rama sie erlösen und reinigen würde. Indra aber, voll Schrecken und Angst, wendet sich zu den Göttern, denen Agni vorsteht, den Siddha's, Gandharwa's und Tscharana's und berichtet ihnen sein Unglück, das er sich dadurch zugezogen habe, daß er seiner Pflicht gemäß die furchtbaren Büßungen des Gautama habe unterbrechen wollen, und bat sie, die Folgen vom Zorne des Weisen von ihm zu entfernen. Die Götter gingen nun mit den Maruts, Agni an ihrer Spitze, zu den Pitrigöttern, erzählten ihnen das Unglück und baten, einem Bocke die Testikeln zu nehmen und sie dem Indra zu geben; der entmannte Bock werde ihnen Vergnügen machen, darum sollten sie jedem, der ihnen einen verschnittenen Bock opfern würde, eine große Belohnung geben. Diese Bitte wurde erfüllt, und Indra hatte nun die Testikeln eines Bockes, die Pitrigötter aber essen seit der Zeit verschnittene Schafe, die unverschnittenen weisen sie zurück, d. h. nur jene darf man ihnen opfern. So wird der Mythos im Ramayana Vol. I. p. 432 sq. erzählt. Es ist unstreitig ein Naturmythos, wie der von der Entmannung des Attis, und Indra ist darin die durch den Winter der Sonne geraubte erzeugende Kraft, für welche auch der Bock, wie in Ägypten, als Symbol gebraucht wird. Polier erzählt denselben Mythos, aber aus andern Quellen und daher mit bedeutenden Verschiedenheiten. Bei dem Abenteuer nämlich ist Tschandra, der Mond, der Vertraute des Indra. Tschandra weiß, daß Gautama bei dem ersten Hahnenschrei seine Hütte verläßt, um sich im Ganges zu waschen. Nun verwandelt er sich in einen Hahn und krähet noch vor Mitternacht, Gautama vollzieht die heilige Zeremonie, und Indra schleicht sich als Katze in die Hütte und erreicht seinen Zweck. Inzwischen nimt es die Göttin Ganga übel, daß der Heilige sie vor der Zeit störe; dieser schöpft nun Verdacht, kehrt zur Hütte zurück, findet die Verbrecher, schlägt sie unbarmherzig und belegt sie mit dem Fluche, die Merkmale der Schläge zum ewigen Andenken zu behalten. Der Mond hat daher immer noch seine Flecken, Indra's Körper aber war voll Wunden und Beulen, und aus Schaam hielt er sich vor den Göttern verborgen. Diese suchten ihren Beherrscher allenthalben, und als sie ihn endlich in seinem jammervollen Zustande fanden, baten sie die großen Götter, ihn von demselben zu befreien. Sie erhörten die Bitte, konnten aber den Fluch nicht ganz aufheben und verwandelten nun die Wunden in ebenso viel Augen. Darum ist Indra ganz mit Augen bedeckt und heißt der Tausendäugige. Die Entstehung der tausend Augen wird aber im Mahabharata noch anders erzählt. Als Wiswakarma auf Brama's Befehl die reizende Tilottama gebildet hatte, um die übermächtigen Riesen Sunda und Upasunda zu bethören, zog ihre Schönheit die Augen aller Götter auf sich. Indra insbesondere blickt überall ihr nach, und da wachsen ihm denn die tausend Augen, die seinen Körper überall bedecken. Artsuna's Himmelreise, Übers. S. 43. Der tausendäugige Indra erinnert offenbar an jenen Argos in der hellenischen Mythe, der die Jo bewacht und, wie Indra, ebenfalls ein Symbol des mit Sternen besäeten Himmels ist.

Die Verehrung des Indra war und ist in Indien durch alle Sekten verbreitet; vor allen Göttern erhält er die meisten Opfer, da er die Witterung ordnet und den Früchten Gedeihen, den Menschen aber langes Leben, Macht und Glückseligkeit gibt. In frühen Zeiten wurden ihm auch Menschen geopfert, wie sich aus mehren Stellen des Ramayana ergibt. Durch seine Bedeutung und seine Hauptattribute erhält er viele Ähnlichkeit mit dem Zeus der Hellenen. (*Richter.*)

DEWANEI, in der indischen Mythologie, Tochter des Himmelskönigs Indra und Gemahlin des Kartikeya, eines berühmten Sohnes des Schiwa. In den Abbildungen ist ihr Leib gelb, auf dem Haupte eine Krone; Ohren, Nase, Hals, Brust, Hände und Füße mit köstlichem Schmucke geziert; in der linken Hand hält sie die Blume Tschankarnirpu. In den Tempeln des Kartikeya sieht man immer die beiden Gemahlinnen desselben, die Dewanei und Welliammen, eine zur Rechten, die andere zur Linken. Sie haben mit ihm ganz dieselbe Verehrung. Ja einige fasten noch alle Dienstage ihnen

zu Ehren. Sie sind Göttinnen, welche in der Ehe Kinder bescheren, Krankheiten heilen, die bösen Geister von den Menschen abhalten und jede Trübsal vertreiben. Beschr. d. Rel. d. Malabar. Hind. S. 96 ꝛc. (*Richter.*)

Dewanischi s. Dionysos und Schiva.

DEWANNY, das Amt des kaiserl. Bevollmächtigten in Indien, der die Generalhebung hat, die monatlichen Ablieferungen der Zemindar oder Pächter empfängt, die regelmäßigen Zahlungen an den Landesherrn, König oder Nabob, leistet und den größten Theil der Einnahme verwaltet; die Schatzeinnahme. Bekanntlich erlangten im J. 1765 die Briten vom indischen Kaiser die Dewanny von Bengalen, Bahar und Orixa. (*Wedekind.*)

DEWASS *), Stadt in der indischen Provinz Malwa. Ihre Herrscher (Puars) litten ehemals so viel von den Raubzügen Sindia's, Holkers und der Pindarries, daß die ganze Gegend fast verödet wurde. Seitdem aber die Briten dort die Ordnung der Dinge geschaffen hatten, ist der Ort schnell emporgestiegen. Im J. 1820 fand man hier 1187 Häuser und 5930 Einwohner; sie gab schon 109355 Rupien, man erwartete aber, daß die Einkünfte im Jahre 1824 bis auf 600000 Rupien steigen sollten. Lage 22° 29′ nördl. Br., 76° 10′ östl. L. v. Gr. (*Palmblad.*)

Dewerkeri s. Dewetas.

DEWETA'S, Debtah's, Dewta's, Devata's, auch Dewerkeri's, sind in der indischen Mythologie und Religionslehre in engerer Bedeutung alle Wesen der guten Geisterwelt im Himmel, die der Ewige aus seinem Wesen hervorgebracht hat; in weiterer aber, da ursprünglich alle Geister gut waren, sämtliche Wesen der Geisterwelt. Denn nach dem großartigen Mythos im Schastra des Brama bei Holwel schuf der Ewige zum Theil aus seiner eigenen Natur Wesen, die des Genusses und der Theilnahme seiner Seligkeit fähig und zum Dienste seiner Herrlichkeit geschickt seyn sollten. Er bildete sie mit Kräften der Vollkommenheit und Unvollkommenheit, deren Anwendung ihrer Willensfreiheit überlassen bleiben sollte. So gingen denn alle Deweta's aus dem Ewigen hervor, und er theilte sie in Schaaren und Ordnungen, deren jede ihr Oberhaupt hatte. Die höchsten Würden erhielten Brama, Wischnu und Schiwa, und die nächsten nach ihnen waren Moisasur und Rhabun. Eine unendliche Zeit hindurch herrschte allgemeine Harmonie im Himmel, und die Chöre der Geister sangen Preis und Anbetung dem Ewigen. Aber Neid und Eifersucht gegen die vorzüglichsten Söhne Gottes, Brama, Wischnu und Schiwa, bemächtigten sich des Moisasur und Rhabun und anderer Häupter. Sie fielen vom Ewigen ab, verführten andere und wurden aus dem Himmel in die äußerste Finsterniß verstoßen, bis die Gnade des Schöpfers sich ihrer erbarmte und durch Hervorbringung der Körperwelt ihnen die Möglichkeit gab, sich wieder zu bessern und in das Reich des Lichts aufs neue einzugehen. So waren denn also die Deweta's in zwei große Klassen getheilt, in gute, dem Ewigen treu gebliebene, und in böse, abgefallene. Die erstern heißen nun insbesondere Deweta's, von Dewa, göttlich, himmlisch, auch Sura's, welches Wort vielleicht den Begriff des Glänzenden und Feurigen in sich schließt, da Surya die Sonne heißt und auch sonst in der Stammsylbe Sur der Begriff des Trocknen und Ausgedörrten liegt. Die bösen kommen dagegen unter den Namen Asura's, Danawa's, Daitja's und andern vor. Auch dem Brama wird die Hervorbringung guter und böser Götterwesen zugeschrieben. Ebenso entstanden böse Dämonen aus der Umarmung des Kasyapa und der Diti (der Nacht), während eben dieser mit der Aditi (dem Tageslichte) gute Wesen erzeugte. Erstere sind die Daitja's, letztere die Aditja's. Endlich konnten auch alle Erzeugungen des Brama, theils durch ihr Betragen, theils durch Verfluchungen von Seiten der Rischis und Braminen zu Dämonen, sowie durch deren Segnungen oder durch gute Thaten Deweta's werden. Allen diesen Wesen schrieb man eine höhere Intelligenz als die menschliche, und materielle Körperformen zu. Sie waren der Wiedergeburt und der Selenwanderung unterworfen, hatten verschiedenes Geschlecht, verheiratheten und pflanzten sich fort, bedurften der Nahrung und des Schlafes, konnten nach ihrem Willen und den Zwecken gemäß, die sie beabsichtigten, in dieser oder jener sichtbaren Form erscheinen, sich aber auch unsichtbar machen und in die Luft sich empor schwingen. Der Hauptunterschied beider Arten von Geistern lag in ihrem moralischen Charakter. Die guten waren fromme, treue Beobachter der Lehre der Veda's und der Schasters, Freunde und Beschützer des Menschen, Diener der großen Götter und besonders des Wischnu und treue Vollzieher ihres Willens, indessen auch menschlichen Schwachheiten, besonders der Liebe zu schönen Frauen, unterworfen. Auch sie gehören, wie die bösen, zur Klasse der endlichen Wesen, der Tod zerstört ihre Formen, obgleich nicht ihr inneres Selbst, das durch die Wiedergeburt in neuer Gestalt erscheint. Bei dem großen Weltuntergange verlieren auch sie ihr Daseyn und kehren in das Seyn Gottes zurück, um mit der Schöpfung einer neuen Welt auch wieder ein individuelles Daseyn zu erlangen. Ihre eigentlichen Wohnungen sind auf den Spitzen des Himalaya in den verschiedenen Paradiesen der höhern Götter, des Brama, Wischnu, Schiwa und Indra, oder überhaupt in den 7 Surgus, himmlischen Regionen, die sich über der Erde befinden. Hier ergötzen sie sich an den Gesängen der Gandharwen und den Tänzen der Apsaren. Man dachte sich die Deweta's schön, stark, von kolossaler Größe, auch wol mehrköpfig und mehrarmig, um dadurch ihre Macht zu symbolisiren. Der Stoff ihres Körpers ist eine ätherische Lichtsubstanz, die sie nach Gefallen sichtbar und unsichtbar den Augen der Sterblichen machen können. Sie werfen keinen Schatten; ihre Augen strahlen und sind frei vom Blinzeln; sie berühren den Boden nicht, und der Körper ist nicht mit Schweiß und Staub bedeckt, wo man das Gegentheil

*) *Malcolm* Political Hist. of India.

vermuthen sollte; die Kränze um ihr Haupt bleiben immer frisch. Daran erkennt z. B. im Nala, einer Episode des Mahabharat, die Königstochter Damajanti die Götter, welche zugleich mit Nala um ihre Hand werben, nachdem sie durch Gebet es erlangt hatte, daß sie ihr ohne die angenommene täuschende Gestalt erscheinen müssen. (S. Nala, übers. von Kosegarten, im 5ten Buche.) Gestirngötter haben auch einen strahlenden Nimbus. Sie tragen kostbaren Schmuck und duftende Gewänder, besonders die Göttinnen. Ihre Bewegung ist schnell, wie die der griechischen Götter, oder noch schneller. Jeder hat irgend ein geheiligtes Thier als Reitthier bei sich, oder sie fahren auf Schiffen und Wagen. Als Symbol tragen sie irgend eine Waffe oder eine Blume in den Händen, daher mehre Bäume oder Blumengattungen ausschließlich diesem oder jenem Gotte geweihet sind. Alle Deweta's haben den Wrihaspati (den Planeten Jupiter) zu ihrem Lehrer und Führer (Guru) und sind im Besitze des Gayatri Mantra (eine Samlung mystischer, auf die Natur Gottes und der Welten sich beziehender und aus den Veda's geschöpfter Sprüche), durch das sie alle Arten übermenschlicher Kenntnisse und Kräfte erlangen. Doch bleiben sie auch dem Nebel der Maja unterworfen, der sie die Gestalt der Dinge oft anders sehen läßt, als sie wirklich ist. Die bösen Geister erscheinen gewöhnlich in abschreckenden, riesenhaften Gestalten, obgleich sie auch bisweilen zur Erreichung ihrer Zwecke in schöne und reizende Formen sich hüllen können. Das Lesen und der Unterricht der Veda's ist ihnen verboten, weil sie das göttliche Wort verwerfen, die Macht der großen Götter nicht anerkennen wollen und nur dem Mahadewa, bisweilen auch dem Brama eine Art Verehrung weihen, um durch diese Gottheiten eine größere Macht und irdische Vortheile zu erlangen. Doch wird diese Verehrung auch nur von solchen berichtet, die als menschliche Könige und Tyrannen auftreten. Von Wischnu dagegen sind sie abgesagte Feinde, und diese Ansicht ist unstreitig nur bei der Sekte dieses Gottes herrschend, da dieselbe ihn mit dem höchsten Wesen selbst identifizirt und ihn so unmöglich als den Beschützer des Bösen darstellen kann. Ihr Lehrer und Führer ist der Planet Venus, unter dem Namen Schukra, doch gehört dieser keineswegs selbst zu den bösen Dämonen und scheint also mehr zu ihrem Hüter bestimmt zu seyn, damit sie nie die Schranken überschreiten können, die ihnen die Gottheit vorschrieb. Dieser unterrichtet sie in dem Ratschi-Mantra, der ebenso eine Samlung mystischer, zur Zauberei brauchbarer Sprüche ist, wie der Gayatri-Mantra. Vermöge desselben sind sie im Besitze aller Zweige der Zauberkunst, die ihnen eine außerordentliche Macht gibt. Dieses Ratschi-Mantra suchen sie ebenso vor den Deweta's geheim zu halten, wie diese das Gayatri vor ihnen. Was die Asura's durch ihre Zauberkünste vermögen, davon gibt unter andern Artschuna's Erzählung von seinem Kampfe gegen dieselben, den er für Indra unternommen hatte, einen hinlänglichen Beweis. Man sehe Franz Bopp's Übers. der Episode aus dem Mahabharata: Artschuna's Rückkehr. Die Wohnung der Asuren ist in der Regel in den 7 unterirdischen Regionen des Weltalls, den Patalams. Diese haben kein anderes Licht als das, welches acht Edelsteine verbreiten, die sich an den Köpfen der 8 Häupter der Schlangen befinden. Aber die Asurs können auch diese Regionen der Nacht verlassen und sich auf die Erde, ja selbst in die obern Regionen begeben. Da beginnt denn der Kampf mit den Deweta's, der oft für die erstern so siegreich ausfällt, daß die 3 höhern Götter oder ihre Söhne und Bevollmächtigten in körperliche Formen herabsteigen müssen, um die Gewalt des Bösen wieder zu dämpfen. Besonders sind in dieser Hinsicht die Avatars des Wischnu berühmt geworden. Die Art der Kräfte, welche die Asurs besitzen, unterscheidet sich auch in ihrer Qualität von denen der Deweta's. Die letztern sind immer mehr geistig, die erstern mehr materiell. Sie treten daher gewöhnlich als furchtbare Riesen auf, welche die Erde wie ein Tuch zusammenzurollen vermögen, ungeheure Gebirge in der Hand forttragen u. dergl. Diese Kräfte werden noch vermehrt durch die Gaben, welche ihnen Mahadewa, Brama und Bhawani mittheilen, wenn sie ihnen zu Ehren ungeheure Bußübungen anstellen, so daß sie oft allen niedern Göttern unbesiegbar werden, den Indra aus seinem Reiche vertreiben u. dergl. Zuletzt aber erhalten doch die guten Götter immer wieder die Oberhand und zwar durch die Kraft des höchsten göttlichen Willens, dessen Allmacht über Alles erhaben ist.

Ursprünglich scheinen alle guten und bösen geistigen Wesen aus dem Begriffe wohlthätiger und hemmender, schädlicher Naturkräfte entstanden zu seyn. Aber beide Arten dieser Kräfte stammen von dem höchsten Gotte, sind daher in ihrem innern Wesen einerlei, und alles Böse ist nur etwas Relatives, das in andern Beziehungen auch wieder gut seyn oder werden kann. Daher waren die bösesten Asurs ursprüngliche Bewohner des Himmels und werden es wieder, ja Asura's steigen selbst zu Königen der Götter empor, sowie umgekehrt auch gute Deweta's zu Asurs werden und dann in dieser Form eine Zeitlang auch so handeln können. Außerdem sind die guten Deweta's auch oft Symbole der göttlichen Eigenschaften, Diener und Boten des höchsten Wesens, durch welche Idee die indischen Philosophen die Verbindung der Geisterwelt mit der materiellen zu vermitteln und zu erklären suchten. Noch andere sind durch Vergötterung ausgezeichneter Weisen, Religionsstifter und Heroen entstanden, welches sich wol von den zu Göttern erhobenen Krischna, Rama und selbst Brama möchte behaupten lassen. Oder man sah in ihnen freundliche Schutzgeister der Menschen, wie denn jede Stadt ihren Kshedrapala, jeder Flecken seinen Gramadewata hat, und sehr oft sind es nichts weiter als personifizirte Abstrakte der Tugenden. Alles dies kann auch bei den bösen Statt finden, die, wie im Abendlande, auch als schreckende Spukgestalten der Nacht (Naktanchara) gedacht werden, die das Volk in Wäldern, Bergschluchten und andern schauerlichen Orten hausen läßt. Insofern der Indier mehr, als ein

anderes polytheistisches Volk, alles auf eine Gottheit reduzirte und in den übrigen Göttern nur Offenbarungen oder Modifikationen des Urwesens fand oder Personifikationen abstrakter Begriffe, denen er nur im figürlichen Sinne etwas Göttliches zuschrieb, kann man kaum sagen, daß er, wenigstens in den älteren Zeiten, zu den eigentlichen Polytheisten gezählt werden könne. In den alten Schriften und Gedichten findet man fast immer Berufungen auf das Urwesen und die Anerkennung, daß dieses allein es sei, das alles wolle und vollbringe. Die volle Ausartung ist erst in den Zeiten nach Chr. Geb. zu Stande gekommen. Wenn die ersten Lehrer die sinnlichen Symbole nur aufstellten, um die Andacht zu fixiren und den Geist vom Sichtbaren auf das Unsichtbare zu leiten, so ging es freilich auch hier, wie bei so mancher ursprünglich reinen Religion. Das geistig ärmere Volk nahm das Bild für die Sache, und so mußte wol allmälig dem krassesten Götzendienste Thor und Thüre geöffnet werden.

Bei der so großen Anzahl von Göttern mußte man bald darauf denken, sie in Klassen und Ordnungen einzutheilen. Vielleicht hatte man von den guten Göttern zuerst nur vier Klassen, deren Häupter die 4 höhern Götter: Brama, Wischnu, Schiwa und Indra waren. Jede Klasse machte alsdann die Bewohner der vier Paradiese dieser Hauptgötter aus. Eine andere sehr frühe Eintheilung war die in 8 Ordnungen in Beziehung auf die 8 Schutzgötter der Welt. Jeder von diesen hatte seinen eigenen Hofstat, seine eigenen Diener und einen eigenen Wirkungskreis, worin er diese seine Untergebenen brauchte. Dahin gehören denn der Hofstat des Indra, Agni, Jama, Niruti, Varuna, Wagu, Kuwera und Isanja. Wenn es nun gleich heißt, daß von diesen 8 Schutzgöttern jeder in einer besondern Weltgegend herrschte, so war doch sein Wirkungskreis nicht auf diese beschränkt, sondern er erstreckte sich über den ganzen Himmel und die ganze Erde, wo irgend Erscheinungen zu seinen Funktionen gehörten. Indra wohnte eigentlich im Osten, aber sein Wirkungskreis umfaßte die ganze Atmosphäre, Agni im Südosten, aber er herrschte überall, wo die Kraft des Feuers oder der Wärme wirkte u. s. w. Andere Götterabtheilungen bezogen sich auf die Sonne und Planeten: Surya die Sonne, Soma der Mond, Mangalen der Mars, Budha der Merkur, Brahaspadi der Jupiter, Schukra die Venus, Schani der Saturn, Rahu und Quedu zwei Planeten, die nur zur Zeit einer Verfinsterung sichtbar sind, indem sie Sonne und Mond bedecken. Auch diese Götter hatten ihren Wirkungskreis, ihre Diener und Untergebenen. Noch andere Klassen bildeten die zahllosen Nachkommen des Kasyapa und der Adidi, die im Himmel des Indra wohnen und auch wieder in verschiedene Schaaren abgetheilt werden. Dahin gehören:

1) die Aditya's, Aditja's, Adidinanana, die Kräfte der Sonne in den 12 Monaten des Jahres, unstreitig Namen der Sonne in jedem der 12 Monate. Sie heißen Varuna, Surya, Vedani, Bhanu, Indra, Rawi, Gabasti, Jama, Suarnareta, Divakar, Mitra, Wischnu;

2) die Wassukels, Wasu's (Wasava's), Aschlewassukels, die 8 Wassukels. Das Wort Wasu bedeutet Schutz. Es sind also schützende Genien, von denen man 9 Gana's oder Schaaren, jede aus 8 Geistern bestehend, zählt, und zu denen auch wol die obigen 8 Welthüter gehören. Sie nehmen sämtlich am Schicksale der Sterblichen Theil und werden von ihnen angerufen;

3) die Tridasa's oder 13 Götter, deren genauere Bestimmung man aber noch nicht kennt. An ihrer Spitze steht Ganesa, als Lenker des Jahres;

4) die Maruts oder Marutukels, d. h. die Winde. Über ihre Entstehung sehe man oben den Mythos von Indra;

5) die Ginnerers, Genien musikalischer Instrumente, nach mehren Erklärern z. B. Majer und Langlés einerlei mit den Kinnara's, Geistern im Dienste des Kuwera, des Genius der unterirdischen Schätze, aber auch himmlische Musiker. Die Kinnara's sind Nachkommen der Barhischads, die wieder vom Altvater Atri stammen. Sie werden oft mit einem Pferdekopf gebildet, weil Indra und Kuwera, in deren Kreis sie gehören, Pferde zu Wahana's haben, oder auch weil sie bei den großen Pferdeopfern ihre Melodien ertönen lassen. Zu ihnen gehören mit die Winarer, Kamaras oder Komaras und Pambaras, so genannt, von den musikalischen Instrumenten Wina, Kombu und Pambe, welche sie erfunden haben oder spielen (Sonnerat. I. 87.). Bohle (das alte Indien S. 263.) sagt: die Kinnara's (d. h. wörtlich die etwas von einem Manne an sich habenden), welche auch Turangavadanas, d. h. Pferdegesichter, genannt werden, sind wol nichts weiter als bloße Waldmenschen, nach Ramay. II. 59, 10.; Arjuna's Rückkehr, 10, 51.;

6) die Gimburuders, Genien des Gesanges, auch Kombubuders genannt, von der Kriegstrompete Kombu, die in Schiwa's Kreis gehört, und wodurch sie zugleich den Übergang des guten in den bösen Geisterkreis bilden;

7) die Vidyadhara's, Genien, welche die Obergötter, aber auch die Gurus, Ärzte, Baumeister, Sänger und Bildner des Himmels bedienen, also die Inhaber von allerlei Wissenschaften und daher insbesondere Diener des Gottes der Gelehrsamkeit, des Brahaspadi, der zugleich der Planet Jupiter ist. Sie werden weiblich und von reizender Schönheit gedacht;

8) die Geruders (Geruda's, Garuda's) sind beflügelte Genien mit einer dem Schnabel des Adlers ähnlichen Nase, ebenfalls Nachkommen der Barhischads. Sie dienen den höhern Göttern als Wahans, und ihr Fürst Garuda ist insbesondere Wahan des Wischnu;

9) die Pischatscha's sind Genien, welche den Göttern als Gesandte und Fuhrleute dienen, die frommen Pilgerfahrten und die Reinigungsplätze, die Ufer heiliger Flüsse und die heiligen Teiche beschützen. Allein 60000 bewachen das Gangesufer, damit kein Profaner sich demselben nahe.

10) die Granduwers, Gandharwa's oder

Gordharwa's, auch Nachkommen der Barhischads. Sie sind männlich und weiblich, von zarter, ätherischer Schönheit, schweben geflügelt in den Lüften der Paradiese und feiern auch auf der Erde die Avatars der Gottheiten durch harmonische Töne und Gesänge, durch Blumenstreuen (Puschpawrischta) und Verbreitung eines himmlischen Glanzes. Sie sind die Tonkünstler der Luft, Emanationen der Saraswadi und den oben bemerkten Klassen der Kinnerers vorstehend, welche sie zu Chören zusammen bilden. Auch sie selbst stehen unter gewissen Häuptern z. B. Chitrasenas an Indra's Hofe;

11) die Pidurdewadegats, die Beschützer der Todten, wahrscheinlich nur eine Klasse der Wasu's, aber dem Schiwakreise angehörig und ein eigener Cultus ihnen geweihet;

12) die Ragni's, Raguni's, weibliche himmlische Genien der Töne, Emanationen der Saraswadi, eigentlich die personifizirten Elemente der Tonkunst. S. Dalberg in der Übers. des Jonesschen Werkes über die indische Tonkunst an mehren Stellen;

13) die Apsara's, Apsarasa's, d. h. die Wasserentsprossenen, himmlische Jungfrauen von unvergleichlicher Schönheit, verwandt den Widyadhara's, mit unwiderstehlichen Zauberreizen alles fesselnd. Sie entstanden aus dem Meere und weihen ihre Reize sowol den Heroen als Göttern, vor denen sie ihre bezaubernden Tänze aufführen. Diejenigen, welche im Palaste des Wischnu tanzen, heißen insbesondere Apatscheras. Es gibt auch männliche Apsara's, welche in mimischen Tänzen die Gottheit preisend abgebildet werden und dabei unterwärts gekrümmte Klangstäbe nach dem Takte zusammenschlagen. Es wird ihre Zahl auf 600 Millionen angegeben, aber nur 5 sind in den Fabeln berühmt, Menaka, die Mutter der Sakontala, Urwasi, die Urmutter des Geschlechts der Purus, Tilottama, Ablambuscha und Rambha, welche letztere Vorsteherin dieser himmlischen Tanzchöre und die Personifikation des mimischen Tanzes ist;

14) die Kali oder Pudäi, Emanationen des Ganesa, Beschützer der Städte, Dörfer und einzelner Wohnungen. Man bildet sie als Riesen, welche wilde Bestien unter ihre Füße treten. Auch die bösen Geister, mit ihrem allgemeinen Namen Asyapna genannt, die nie schlummernden, sind in mehre Klassen eingetheilt:

1) Die Asors (Asurs, Asura, Aschurer), von denen die vornehmsten Moisasur und Rhabun sind, die den Abfall aller dieser Geister von der höchsten Gottheit bewirkten. Gegen sie, die immer neue Kriege gegen das Reich des Indra beginnen, den sie selbst mehrmals aus seinem Reiche vertrieben, und von denen einige selbst die Welt beherrscht haben, sind insbesondere die Kämpfe der Deweta's und die Avatars des Wischnu gerichtet; daher ist in den indischen Gedichten von ihnen vorzüglich die Rede, wie z. B. vom Rawana, dem Beherrscher von Ceylon.

2) Die Rakschasa's, vielleicht von den vorigen nicht verschieden, erscheinen in riesenhaften, gigantischen Gestalten, ihr Guru insbesondere Schukra, der Planet Venus. Inwiefern mit diesem Namen auch die den Hindus feindlichen Völker und ihre Könige belegt werden, davon sehe man den besondern Artikel;

3) die Daitya's, Daitja's, Didinanana, die Söhne des Kasyapa und der Didi (der Nacht), ebenfalls in riesenhaften Erscheinungen auftretend, oft Symbole physischer Erscheinungen, wie Eruniakschen und Erunien. Man sehe den besondern Art.

4) die Danu's oder Danawa's, aus dem Geschlechte des Danu stammend und den vorigen Klassen an Charakter und Macht nahe verwandt, so daß ihr Name auch für Asurs und Rakschasa's ganz allgemein gebraucht wird. Diese vier Klassen sind überhaupt die höhern Dämonengattungen, die folgenden niederer Art, meistens Ausgeburten des gemeinen Volksglaubens;

5) die Buders, Budons, Bhuda's, Diener und Krieger des Schiwa und insbesondere Gehilfen des Jama, des rächenden Gottes der Unterwelt, ihr Oberhaupt Rondi, unter dem die einzelnen Schaarenführer Bringi, Binn und Rodurgito stehen. An ihrer Spitze ist Schiwa der Trunkene, Wuthberauschte, Schlangengegürtete und mit Asche bedeckte, der strafende und rächende Gott, und seine Diener bezeichnen symbolisch die Verzweiflung, die Angst und die Gewissensvorwürfe des Sünders;

6) die Kalegejers, Höllengeister von fürchterlicher Gestalt, die das Reich Talatolo in Padalam bewohnen;

7) die Gingerers, weniger gräßlich als die vorigen, aber von furchtbarer Stärke, Kinder des Kolokios und das Reich Roschatolo in Padalam bewohnend. Sie dienen den Asura's in ihren Kriegen;

8) Quadropischa's, Söhne der Quadropia, der Tochter des Dokio Prosavoti, das Reich Otolo in Padalam bewohnend. Es sind die oben erwähnten Schlangengeister, in deren Reich kein anderes Licht kommt, als was die Kronen ihrer Häupter ausstrahlen;

9) die Pishaza's oder Pisacha's, eine Art Vampyren, die vom Blute der Lebenden sich nähren;

10) Die Pariszada's und Rudra's, d. h. die Thränen auspressenden Geister, Boten und Diener des Schiwa als Rächers und Zerstörers;

11) die Guhjaga's, Geister unterirdischer Höhlen, Spukgespenster.

Viele Dämonen sind wegen ihrer Übelthaten im Leben als Menschen dazu verdammt, daß sie nach dem Tode auf der Erde herumirren müssen und nicht eher von derselben entfliehen dürfen, als bis sie die Gebete der Hindus aufgefangen haben. Sie suchen daher die Betenden zu zerstreuen, damit sie einige vorgeschriebene Zeremonien übergehen, wodurch sie denn in den Stand gesetzt werden, ihren Zweck zu erreichen. Haben sie sich einer hinreichenden Zahl von Gebeten bemächtigt, dann ist ihnen verstattet, als Selen in einen andern menschlichen Körper überzugehen und so in einem neuen Leben sich zu bessern. Wenn daher die Hindus ihre Andachtsübungen anfangen, sprechen sie erst ein gewisses Gebet und sprengen drei Mal Wasser über die linke Schulter, um die bösen Geister, die nur von die-

ser Seite her ihre Angriffe machen können, zu verscheuchen. Wahrscheinlich ist dies nur ein neuerer Aberglaube. Sonnerat berichtet davon S. 159.

Zu bemerken ist noch, daß ein und derselbe Name bald gute, bald böse Genien zu bedeuten scheint. So gehören die Gandharwa's zu den guten Deweta's, das Gesetzbuch des Menu aber III, 196. bezeichnet sie als Ditya's. In der Mythe von der Herabkunft der Ganga werden ihr die Weisen, die Ditya's, die Danawa's, die Rakschasa's, die vornehmsten Gandharwen und Yakscha's nebst den Kinnara's, den vornehmsten Schlangen und allen Apsara's, also gute und böse Genien unter einander zu Begleiterinnen gegeben. *Ramay.* Vol. I. p. 398. Es scheint also, daß manche Geisterschaaren, je nachdem sie diese oder jene Funktion hatten, mit diesem oder jenem Gotte in Verbindung standen, bald als gut, bald als böse angesehen wurden. Auch mögen verschiedene Zeitalter verschiedene Ansichten gehabt haben. Nach den Lehren der meisten philosophischen Schulen der Hindus gab es überhaupt kein absolutes, sondern nur ein relatives Böse. Dem Auge der Sterblichen erschien das wahre Seyn der Dinge nur durch den Schleier der Maja. Oft mußte ihnen daher etwas als böse erscheinen, was es an und für sich gar nicht war. Der Gottheit war das scheinbar Böse oft ein Mittel zur Ausführung ihrer Absichten; sie bediente sich seiner zur Strafe und Läuterung. So sehen wir im Mythos von Krischna (s. Dewagi) den Narada, wie er den Kansa zur Ermordung der Kinder Wasudewa's aufmuntert. Er soll durch dies Verbrechen desto eher zum Tode reif und so vieles andere Böse, das er bei längerem Leben noch ausüben würde, dadurch verhindert, er selbst aber, indem er mit dem Tode durch Krischna's Hand büßet, desto früher zu seinem ursprünglichen Zustand eines guten Wesens wieder erhoben werden. An ein solches relative Böse muß man immer denken, wenn gute Deweta's durch den Fluch eines Heiligen in abscheuliche, lasterhafte Asura's verwandelt werden. Sie büßen dadurch irgend ein leichtes Vergehen und kehren dann zum Bessern zurück. Einst wollten heilige Büßer den Wischnu besuchen, aber die Thürhüter seines Palastes versagen ihnen den Eintritt. Sie werden verflucht und drei Mal als Rakschasa's und Feinde des Wischnu geboren, in diesen Zuständen aber von der Hand dieses Gottes getödtet, worauf sie wieder in sein Paradies eingehen. So ist Schiwa der gütige und wohlthätige Gott, aber oft erscheint er auch als der furchtbare Rächer mit allen Attributen eines schrecklichen Dämonen und unterstützt durch Erhellung außerordentlicher Kräfte die Asuren in ihrem bösen Beginnen, aber es ist das Walten der Gottheit, die um höherer Zwecke willen das Böse zuläßt. Derselbe Fall tritt bei Bhawani ein, und so läßt sich denn wol erklären, wie eine und dieselbe Geisterschaar bald als gut, bald als böse in den verschiedenen Mythen hat dargestellt werden können. (*Richter.*)

DEWITZ, Pfarrdorf des Mecklenburg-Strelitzischen ritterschaftlichen Amtes Stargard, ½ Meile westlich von Stargard gelegen, ist das Stammhaus des bekannten adeligen Geschlechts, auch, gleichwie besonders das benachbarte, von der hiesigen Mutterkirche als Filial abhängende Cölpin, mehre Jahrhunderte hindurch dessen Eigenthum verblieben. — Bogislaw von Dewitz blieb 1248 als der Herzoge von Pommern Helfer in einem Treffen mit den Brandenburgern. Otto von Dewitz wurde 1337 für sich und seine männlichen Leibeserben von den Herren Johann und Albrecht von Mecklenburg mit der für ihn errichteten Grafschaft Fürstenberg belehnt; es gehörten zu dieser Grafschaft die Städte Fürstenberg und Wesenberg, das Haus und Dorf Strelitz und 9 andere Dörfer. Als die männlichen Herren von Mecklenburg im J. 1348 von Kaiser Karl IV. in des H. R. R. Fürstenstand und zu Herzogen von Mecklenburg erhoben wurden, ließen sie zugleich ihre Vasallen, die Herren Otto und Ulrich von Dewitz in den Grafenstand erheben. Im J. 1349 verwandelten eben diese Grafen von Fürstenberg das bisherige Dorf Strelitz in eine Stadt. Weil aber die Brüder und Grafen Jakob und Gerhard von Fürstenberg den pommerschen Herzogen Wratislaus VI. und Bogislaus VI. in ihrem Kriege gegen Herzog Albrecht von Mecklenburg beistanden, zog dieser 1369 die Grafschaft Fürstenberg ein, und die Grafen sahen sich genöthigt, nach Pommern auszuwandern, wo sie bereits seit 1352 durch Schenkung der pommerschen Fürsten das Land Daber besaßen; die Stadt Daber selbst war jedoch nicht in diese Schenkung einbegriffen gewesen und wurde erst im J. 1442 von Muze von Troye erworben. Im J. 1499 trat Joachim von Dewitz die Hälfte von Stadt, Schloß und Land Daber erblich an den Herzog Bogislaus X. ab und empfing dagegen, gleichfalls erblich, von dem Herzoge das Schloß Sazig nebst Zubehörungen und die Anwartschaft auf das Güntersbergsche Lehen Ravenstein. Dieser Tauschvertrag scheint jedoch nicht von Bestand gewesen zu seyn, und Daber wurde bald wieder der von Dewitz alleiniges Eigenthum. Jost von D., Hauptmann zu Wolgast und des Herzogs Philipp I. vertrautester Rath, war es vornehmlich, der diesen Fürsten zur Annahme der Augsburgischen Confession vermochte; er erneuerte auch im J. 1538 das doch seitdem längst wieder verfallene Schloß in Daber. Joachim diente in dem 30jährigen Kriege der Krone Schweden als Obrister, wurde aber im J. 1640 nebst seiner ganzen Familie von dem brandenburgischen Obristen Goldacker aufgehoben. Joachim Balzer, brandenburgischer Obrister, zeichnete sich 1679 in Preußen in dem Winterfeldzuge gegen die Schweden aus, vermählte sich in dritter Ehe mit des Feldmarschalls Derfflinger Tochter Louise und starb den 9. April 1699 als Generallieutenant von der Cavallerie, Obrister zu Roß und zu Fuß und Gouverneur der Festung Colberg. Franz Joachim, königlich-dänischer Generallieutenant und des Elephantenordens Ritter, machte sich durch tapfere Thaten in den nordischen Kriegen zu Anfang des 18. Jahrhunderts bekannt und erhielt darum auch 1715 das Gouvernement von dem eroberten schwedischen Pommern und Rügen. Er starb im September 1719 ohne Nachkommenschaft. Von seinen Brüdern starb der jüngste, der dänische Generallieutenant, Ulrich Otto,

auf Miltzow, in dem mecklenburgischen Amte Stargard im J. 1723. Karl Joseph, königl. preuß. Geheimer Rath, Vicepräsident der pommerschen Regirung und Gesandter an dem k. k. Hofe seit dem J. 1751, starb zu Wien an den Blattern den 17. Januar 1753. Er war mit der Gräfin Sophie Albertine Dorothea von Podewils verheirathet, aber kinderlos. Ulrich Otto, Baron von Dewitz, herzogl. Mecklenburg-Strelitzischer Geheimerrathspräsident auf Böck in dem mecklenburgischen Amte Neustadt und auf Krumbeck in der Ukermark, erkaufte durch Verträge vom 31. December 1804 und 1. April 1805 von dem südpreußischen Kammerpräsidenten Hans Georg Alexander Friedrich von Köller um 258000 Rthlr. Courant und 500 Rthlr. Schlüsselgeld die Güter Cantreck, Dischenhagen, Lütkemannshagen, Hammer, Schwanteshagen und Siggelkow, Greiffenbergschen Kreises. Von der andern Seite ist aber von den Stammgütern in Pommern, die bis auf die neueste Zeit einen besondern, doch mit dem Naugardschen combinirten Kreis, den Daber- und Dewitzschen Kreis, ausgemacht hatten, gar manches veräußert worden. Dieser Daber-Dewitzsche Kreis enthielt im J. 1798, die Stadt Daber ungerechnet, 36 Dörfer, 8 Vorwerke, 829 Feuerstellen, 5439 Menschen, 11 Mutter- und 17 Tochterkirchen; 30 dieser Dörfer, Groß- und Klein-Benz, Bernhagen, Braunsberg, Breitenfelde, Crammonsdorf, Daberkow, Jarbezin, Haselau, Hoffelde, Hoykenberg, Jarchelin, Justemin, Kniephof, Külz, Lasbeck, Maldevin, Mesow, Plantikow, Raden, Roggow, Salmow, Sandschönow, Schloissin, Schmelzdorf, Schönwalde, Vogtshagen, Weitenhagen, Wulkow und Wussow, bildeten samt der Stadt Daber und der Holzung, der Harmelsdorf, von 1150 pommerschen Morgen, welche erst 1694 unter die verschiedenen Linien des Geschlechts vertheilt wurden, das Land Daber oder den Besitz des Dewitzschen Geschlechts, welchen gegen Norden der Ostensche, gegen Osten der Borksche, gegen Westen der Naugardsche, gegen Süden der Saziger Kreis oder das vormals Wedelsche Gebiet begrenzten. Dieser ganze Landstrich, dessen Ausdehnung von Norden nach Süden 3 Meilen, von Westen nach Osten 1¼ Meilen beträgt, war einst der von Dewitz Eigenthum, mit alleiniger Ausnahme dessen, was sie an ihre Afterlehenleute, die von Prechel zu Maldevin, die von Lebbin und von Weyer zu Plantikow und die von Hanow zu Schmelzdorf, zu Lehen gegeben hatten. Diese Afterlehenleute, die sich noch bei einigen andern pommerschen Familien vorfinden, die, gleich denen von Dewitz, zu den Burg- und Schloßgesessenen gehörten, scheinen darauf zu deuten, daß diese Burg- und Schloßgesessenen, oder Castellane, den hohen donastischen Adel des Landes ausmachten. — Die von Dewitz führen im Wapenschilde drei goldene Pokale im rothen Felde. (*v. Stramberg.*)

Dews s. Ahriman.

DEXAMENE, eine der Nereiden. (*Hyg.* Praef. und *Hom.* Il. XVIII, 39.) (*Richter.*)

DEXAMENOS, Δξάμενος, ein Kentaur, König zu Olenos in Achaja. Schol. Callim. in Del. 102. und daselbst Spanh. Nach Hyg. (fab. 33.) war seine Tochter Deianira, des Herakles Gemahlin. Dem Pausanias (V, 3.) zufolge, vermählten sich die Molioniden mit seinen Töchtern. Apollodor (II, 5, 6.) nennt eine Tochter desselben Mnesimache, welche der Vater dem Eurytion hatte versprechen müssen; aber Herakles befreiete ihn von dem ungestümen Freier. Diodor (IV, 33.) nennt sie Hippolyte, so wie Hygin (l. c.) Deianira. (S. Eurytion). Des Sophokles Sohn, Jophontes, hatte ein Trauerspiel unter dem Namen Dexamenos geschrieben. (*Heyne* zu *Apollod.* 150.) (*Richter.*)

DEXIA, Fliegengattung, nach Meigen †) aus der Familie Muscides. Ihre Kennzeichen sind: Fühler niederliegend, dreigliedrig, drittes Glied verlängert, zusammengedrückt an der Wurzel, mit dicht und durchaus gefiederter Rückenborste; Hinterleib kegelförmig (Männchen) oder lang elliptisch (Weibchen); Flügel halb offen, mit einer Querader vor der Spitze. Meigen beschreibt 24 in Europa einheimische Arten, unter ihnen Ocyptera volvulus *Fabr.*, Musca leucozona *Panz.*, nigripes *Fabr.*, maura *Fabr.* (halterata *Panz.*), Ocyptera rufa *Fabr.*, Musca rustica *Fabr.*, canina *Fabr.* u. a. (*Germar.*)

DEXIKRATES, ein kaum dem Namen nach bekannter Dichter der griechischen Komödie, und zwar, wenn sich nach dem Titel eines von ihm angeführten Stückes: ὑφ' ἑαυτῶν πλανώμενοι, ein nicht ganz sicherer Schluß wagen läßt, der neuern Komödie. Aus jenem Stück führt Athenäos (III. p. 124 b.) ein Paar Verse an, aus welcher Quelle Suidas seine Notiz hat u. d. W. (*F. Ritschl.*)

DEXIKREON, ein Kaufmann, welcher der Venus eine Bildsäule errichtete (*Plut.* Qu. Graec. 54.), welche Beyer (Spicil. Antiq. p. 37.) auf einer samischen Münze sehen will. Die Ursache der Weihung war Dankbarkeit. Denn die Göttin hatte ihm, als er nach Kypros kam, gerathen, nichts als Wasser einzuladen. Es entstand nun auf dem Meere eine Windstille und Mangel an Wasser, und so konnte er seine Ware sehr theuer verkaufen. (*Richter.*)

DEXIPHANES, Architekt, soll nach dem Wunsche der Kleopatra, des Antonius Gemahlin, den Pharus zu Alexandria gebaut haben *), den aber den Nachrichten Anderer zufolge dessen Sohn, Sostratos, Architekt und Marmorbildner zur Zeit des Ptolemäos Lagi, auf Knidos geboren, gebaut hat **). (*Schinkel.*)

DEXIPPOS, eklektischer Philosoph des 4. Jahrh. n. Chr., Schüler des Jamblichos [1]). Er schloß sich dem zu jener Zeit herrschenden Streben der besten Köpfe Griechenlands an, die scheinbar widersprechenden Lehrsätze des Platon und Aristoteles entweder durch ein höheres Princip zu vermitteln [2]), oder durch eine mehr äu-

†) Systemat. Beschreib. d. europäisch. zweiflügl. Insekt. 5. B. S. 36. Taf. 43. Fig. 11—22.

*) *Tzetzes* Chil. II, 33. V, 44. **) *Suid.* und *Steph. Byzant.* unter Κάρος. *Strabon* XVII. p. 791. D. *Lucian.* de conscrib. hist. 62. p. 69. T. II. ed. *Wetst.* Comment. in *Ammian. Marcell.* XXII, 16, 9. edit. *Wagner-Erfurdt.* T. II. p. 518.

1) *Simplic.* in categ. Ar. p. 1. *Tzetzes* chil. 18, v. 498. nennt ihn μύστης Ἰαμβλίχου. 2) Dies war die Tendenz der

ßerliche Combination zu verbinden [3]), um dem siegreichen Christenthum gegenüber ein festeres Lehrgebäude zu gewinnen. Doch ging Dexippos mehr als sein Lehrer, der für den Platonismus begeisterte Jamblichos, von dem verständigen peripatetischen Gesichtspunkte aus und suchte daher namentlich die scharfsinnigen Einwürfe zu widerlegen, welche Plotinos [4]) gegen die aristotelischen Kategorien erhoben hatte, ohne doch diesen Philosophen, hinter dessen dunkler und ungeläufiger Sprache sich oft ein unerwartet tiefer Sinn verbirgt, völlig zu verstehen. Er ist den Eklektikern Themistius, Simplicius dem jüngern, Olympiodorus sehr ähnlich und hat wenig Eigenthümliches, da er über dem Streben nach Ausgleichung wesentliche Verschiedenheiten der Lehre übersah und den ungeheuern Fortschritt verkannte, den die Wissenschaft durch Plotinos gemacht hatte.

Seine Schrift, betitelt: εἰς Ἀριστοτέλους κατηγορίας ἀπορίαι τε καὶ λύσεις, ist im griechischen Urtext und noch auf der Bibliothek zu Madrid, wenigstens theilweise, vorhanden [5]); lateinisch ist sie herausgegeben von J. B. Felicianus, Venet. 1546, wiederholt 1566. Fol.; am Rande der Schrift des Porphyrios über die Kategorien des Aristoteles [6]). Sie ist in dialogischer Form, als Gespräch zwischen Dexippos und Seleukos, dem fragenden Schüler, abgefaßt.

Nicht zu verwechseln mit dem Philosophen ist der ältere Geschichtschreiber Herennius Dexippus, der unter dem Gallienus im 3. Jahrhundert lebte und chronica schrieb, aus welchen Bruchstücke in *Photii* bibliotheca und in *Hoeschelii* excerpta de legationibus, Aug. Vind. 1603. aufgenommen sind. (*Steinhart.*)

DEXITHEA, Δεξιθέα, die Mutter des Exanthos, den sie dem Minos gebar. (Apollod. III, 1. 2.) (*Richter.*)

DEXTER, Flavius Lucius, Sohn des Bischofs zu Barcelona Pacianus, lebte im 4. Jahrh. unter der Regirung des Honorius und war Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache (praefectus praetorio). Nachdem er dieser Stelle entsagt, kehrte er in sein Vaterland zurück und beschäftigte sich mit den Wissenschaften. Er wurde alsdann Gouverneur von Toledo, wo er starb. Er war ein Verwandter des Geschichtschreibers Orosius und ein Freund des Dichters Prudentius. Der H. Hieronymus widmete ihm seinen Catalogus de scriptor. eccles., worin (K. 232.) von Dexter gesagt wird: Fertur ad me omnimodam historiam texuisse, quam nondum legi. Higuera (s. diesen) wollte sie aufgefunden haben, hat sie aber untergeschoben. (Nachweisungen s. in *Saxii* onomast. lit. I. 453. 594. u. in des *Nicolas Antonio* Bibliotheca vet. Hisp. II, 274.) (*H.*)

DEXTER, Dextra (sc. Manus). Es bedarf wol kaum einer besondern Bemerkung, daß auch bei den Römern die rechte Hand als Zeichen der Treue und Redlichkeit galt und ein Handschlag der Rechten die feste Beglaubigung eines jeden Wortes und eines jeden Versprechens gab. Aber in Rom hatte die rechte Seite auch ihre religiösen Beziehungen, insofern Zeichen verschiedener Art, welche zur Rechten bemerkt wurden, als günstige Vorzeichen der Zukunft angesehen wurden, wie dies näher in der Lehre von den Augurien und Auspicien bestimmt war. Wenn nun aber in scheinbarem Widerspruch mit dieser Angabe Cicero (De divinat. II, 39.) es als etwas Auffallendes bemerkt, daß bei den Griechen und Barbaren die rechte Seite, bei den Römern die linke als glückbringend angesehen werde, so läßt sich dieser Widerspruch bald aufklären, wenn man die verschiedene Stellung oder Richtung dessen erwägt, der solche Zeichen am Himmel und in der Luft beobachtet. Der Grieche stand gen Norden gekehrt, und so waren ihm die von Osten (also von der rechten Seite) kommenden Zeichen, wie Blitze, Vögel u. dergl. heilbringend; der Römer blickte gen Mittag, und so mußten ihm dieselben Zeichen von Sonnenaufgang her kommend, zur Linken erscheinen. S. die Ausleg. zu Cicero S. 441. vergl. mit Aeschyl. Prometh. 498. Übrigens scheinen überhaupt über solche Punkte noch specielle Bestimmungen, z. B. hinsichtlich der einzelnen Vögel und deren Erscheinen in der Luft, obgewaltet zu haben, und ist selbst hie und da Meinungsverschiedenheit der Auguren ersichtlich, wie denn z. B. das Erscheinen dieses Vogels zur Rechten als glück- und heilbringend, und das eines andern auf derselben Seite als unheilbringend betrachtet wurde. Da die alten Bücher über die Augural- und Auspiciallehre untergegangen sind, so mangeln hierüber die nähern Bestimmungen. Vergl. überhaupt Spanheim zu Callimach. Hymn. auf die Pallas. Vers 124. S. 717. (*Bähr.*)

DEY oder Dei, nach der gemeinen Aussprache der Araber und der Türken, eigentlich aber Dai oder Day (dâi), ist der in den drei Raubstaten an der afrikanischen Küste des mittelländischen Meeres, den drei afrikanisch-arabischen Reichen Algier (Aldschir), Tunis (Tûnis) und Tripolis (Tripolis oder Tripoli) in der Berberey (dem Lande der Berbern oder Brebern, welches Mauritaniam, Numidiam, Africam propriam und Cyrenaciam der Alten umfaßt), in dem alten Mauritanien und Numidien, seit langer Zeit eingeführte Titel des in diesen Staten militärisch-aristokratisch-republikanischer Verfassung mit königlicher Gewalt herrschenden Oberhauptes, welches jedoch vermöge der Geschichte seiner Entstehung bis auf den heutigen Tag, wenigstens dem Scheine nach, als unter Hoheit des türkischen Kaisers regirender Statthalter und sein Reich als Schutzreich der Pforte betrachtet ist.

---

durch Ammonius gegründeten neuplatonischen Schule, die man fälschlich als eklektische zu bezeichnen pflegt, während sie doch als eine höhere Fortbildung der griechischen Philosophie den wesentlichen Inhalt beider Systeme in dem Princip der Dreiheit des Geistes vereinigte; s. meine Abh.: de dialectica Plotini ratione. p. 11. not. 23. — 3) Dies that am scharfsinnigsten Simplicius, mehr Erklärer als selbständiger Philosoph; die Neuplatoniker, obwol sie viele aristotelische Begriffsbestimmungen aufnehmen, knüpfen doch fast immer an Plato an und polemisiren oft gegen die Dürre der von Aristoteles Geist verlassenen, peripatischen Lehre. 4) In der tiefen Polemik gegen Peripatetiker und Stoiker, Enn. VI, 1—3, die eigentliche Grundlage der plotinischen Philosophie. 5) *Fabr.* bibl. graeca. vol. III. p. 170 Harl. In jener Handschrift heißt er Πατρίκιος. 6) *Brucker* hist. phil. II. p. 484. *Fabr.* bibl. gr. vol. V. p. 697 Harl.

Allgemein wird es bis jetzt, auf Gewährleistung des D'Arvieux, angenommen, daß dieser Titel mit Entstehung dieser oberhäuptlichen Würde in den afrikanischen Staten aus dem Türkischen gewählt worden sei, indem dâi oder dâjy im Türkischen einen Mutterbruder, mütterlichen Oheim, bezeichnet, man also den Großsultân als den Vater der von ihm dem State gegebenen Miliz, und den Stat oder die Republik, welche diese türkische Miliz ernähren und unterhalten muß, als die Mutter derselben betrachtend, das der Republik vorgesetzte Oberhaupt als ihren Bruder, folglich als den Oheim der Miliz habe verehrt wissen wollen. Daß irgend wann ein osmanischer Spitzkopf den sinnreichen Gedanken als die wahre Herleitung des Titels aufgestellt und in Umlauf gebracht haben mag, läßt sich wol denken, nichts desto weniger aber muß man sich wundern, wie noch Niemand die Richtigkeit einer solchen Abstammung des Wortes in der Bedeutung, die es in der Statsverfassung der drei afrikanischen Reiche erhalten und gleich anfangs gehabt hat, schlechthin verwerfen mögen, kaum einer oder der andere dieselbe hat bezweifeln und dahin gestellt seyn lassen können, wie es neuerlichst von dem gelehrten Orientalisten Langlès geschehen ist *). Aber nehmen wir jene spitzfindige Erklärung künftig unbedenklich für das, was sie ist, für einen sinnreichen etymologischen Schwank! Denn dieser Titel ist in der Bedeutung eines gewählten Oberhauptes, Leiters, Anführers, Beamten hohen Ranges und hoher Würde, Befehlshabers im State, viel älter als die Entstehung der fraglichen Statswürde in den afrikanischen Reichen, ist nicht türkisch, sondern vielmehr arabisch und persisch, dunkler, ungewisser sprachlicher Abstammung aus dem gemeinschaftlichen Schatze asiatischer Ursprache und daher auch im Sanskrit aufzuspüren, ist also bei Entstehung der afrikanischen Statswürde nicht neu erfunden, vielmehr nur aus dem vorhandenen ältern Sprachgebrauche übergetragen und beibehalten. Dieses zu bestätigen mögen folgende Bemerkungen zureichen.

Die nahe Verwandtschaft im Anklang des Lautes und der Bedeutung mit dem italienischen Doge, der ehemaligen Benennung des Herzogs oder Oberhauptes der den drei Raubstaten benachbarten Freistaten Venedig und Genua (dem Celtischen dug oder duc und lateinischen dux), ist nicht zu verkennen, und obgleich nicht Doge und Dey eines mit dem andern gewechselt, ist doch die Wahl des letztern vielleicht durch das erstere veranlaßt. Wenden wir uns, hievon abgesehen, zum asiatischen Sprachgebrauche, so setzt schon das persische dâjé, *nutrix*, *altrix* (vergl. dojit *nutrire*, *alere* im Slavischen) die männliche Wortform dâi und deren Bedeutung nutritor, altor, educator voraus und führt hiemit auf den allgemeinen Begriff des Fürsorgers, des Erhalters und Wohlthäters, des Vorgesetzten, wodurch es mit unserm Dey in Verbindung trit. Eben dahin stimmt das arabische Zeitwort davija, welches in seiner dritten Conjugationsform, dâvâ, *sanare*, *remedium afferre* und im Allgemeinen *opem ferre*, *curare* bedeutet, folglich wiederum auf den Begriff des Fürsorge Tragenden, des Erhaltenden, des Vorgesetzten, des Oberhäuptlichen hinführet; und noch eine Stufe näher scheint diese Vergleichung das aus derselben Wurzel entstiegene Wort *dâvijé* zu berühren, mit welchem im zweiten Jahrzehend des zwölften Jahrhunderts der zu Jerusalem zu Steuer der Mißhandlungen, welche die nach dem heiligen Lande wallfahrtenden christlichen Pilger von den Muh'ammedanern zu erdulden hatten, dieselben zu schützen gestiftete Orden der geistlichen Ritterschaft der Tempelherrn benannt wurde. Indem ferner das Wort Dai bei Maßûdy (einem sehr bekannten und geschätzten arabischen Schriftsteller des 10. Jahrhunderts) in der Bedeutung Vorläufer, Vorausgänger aufgeführt vorkömmt; indem dasselbe dâi im Persischen die Grundlage, Grundveste eines Gebäudes, und insbesondere bei Aufführung einer Mauer oder Wand jede der Schichten von großen Steinen oder Rasenschichten, deren Lage der schon aufgelegten zur Decke dienet, bezeichnet; indem dai oder dei, im Neupersischen aufbehaltenes Wort der Pârsy- und der Pâsend-Mundart, Richter, Befehliger, Gewalthaber bedeutet, ja selbst als Name des allerhöchsten Richters der Welt, als Name Gottes gebraucht ist; die Wurzelsylbe dâ, dâe, daé, dé, deé in dem Send (der ältesten Hauptmundart des medisch-persischen Sprachstammes) in zahlreichen Wortformen *) die Bedeutungen Gerechtigkeit und Handhabung des Rechts, Gericht, Richter, Gesetz, Heiligkeit, Religion u. s. w. begründet, dieses selbst in dem pärsischen und neupersischen Worte dîn der Fall ist, und nicht weniger in dem sendischen Worte dkeéschê und dkeéschô (Gesetz, Vorschrift, Gesetzgeber, Richter, Gewalthaber, Herrscher) darlieget, woher das griechische δίκαιος zu stammen scheint; indem endlich im Sanskrit die Wurzeln daja, de, raja und tâja vornehmlich beschützen, beschirmen, bewahren, ernähren, erhalten, hegen, pflegen bedeuten, auch im Koptischen und der alten Pharaonensprache taïe ehren, würdigen, begünstigen ꝛc., taïo Ehre, Würdigung ꝛc. und als Particip gebraucht geehrt, gepriesen, belobt, gewürdigt ꝛc. andeutet: so wird es hoffentlich nach allem dem, und allem dem vorher erörterten, um die oben behauptete wahre Bedeutung des Titels Dey der Fürsten der drei afrikanischen Raubstaten und das hohe Alterthum dieses Titels und des in demselben liegenden Sinnes als unbestreitbar anzuerkennen, nur noch einer doppelten historischen Bemerkung bedürfen. 1) Wir finden diesen Titel, längst vor der Einführung desselben in den afrikanischen Staten, in Asien und von daher in Afrika zur Zeit der Cha-

*) In einer Note zu seiner Ausgabe der Voyage des Chardin, T. VI p. 3. sagt er von dem von Chardin mit der in Verwandtschaft gezogenem persischen Worte dâjé, immer: il me paroit douteux qu'il ait servi de base à la qualification d'un souverain barbaresque. Au reste je dois avouer, que j'ignore l Etymologie du titre de Dey.

*) Z. B. dâeti, der'hoschô, dâéné, deésô, deèschâe u. s. w.

lifen daselbst gebräuchlich, nämlich Ende des 11. und im 12. Jahrhundert in der Geschichte der Ismaelier oder Assassinen als den Titel ihrer Missionäre (zugleich Religionsgesandten und Thronwerber), auch noch früher bis über das 10. Jahrhundert hinauf bei den Karmatiten und einigen andern solchen Schwärmern im Islâm; überall in der Bedeutung eines Obern oder Hauptes von einem Vereine. 2) Eine der zehn Statswürden in der alten aristokratischen Regirung zu Mekka vor dem 7. Jahrhundert bis in die Zeit Mub'ammeds, dessen Schwiegervater Abûbekr dieselbe bekleidete, die Würde eines Civil- und Criminalrichters, hieß Dâïet oder Deïet d. i. Würde des Dey.

Es ist ein zwar wohl begreiflicher, aber sonderbarer, auf Mißverständniß beruhender Irrthum, daß der Titel Dey im Lande selbst fast gar nicht gebräuchlich sei, und sich desselben nur die Fremden bedienten, wenn sie von dem Oberhaupte der Regirung sprechen. Wenn der Dey selbst sich Efendy (Herr) nennt, und ihn ebenso seine ehemaligen Waffenbrüder nennen, und dieses in öffentlichen mündlichen und schriftlichen Verhandlungen geschiehet, so geschieht es, wenn von der Person, nicht von der Statswürde desselben die Rede ist, und bedeutet ungefähr so viel als Excellenz bei uns. Gleiche Bewandniß hat es, wie leicht einzusehen, mit der Benennung Emir el-mûmenîn (Gebieter der Gläubigen), mit der den Mauren üblichen Benennung Bâbâ (Vater) und der den Türken gewohnten Benennung Deuletlû (der Glückselige, oder der Erlauchte, Durchlauchte). Patrono grande, sua (in der Anrede vostra) signoria, Excellenz, Großmächtiger Fürst, königliche Hoheit, Majestät, Sful'ân der Mauren und dergleichen sind fremde und theils übel angebrachte Schmeicheleien des europäischen Kanzleistyls und können jene oft wiederholte irrige Angabe am wenigsten erhärten. Ebenso wenig der Stylus curiae zu Aldschîr, nach welchem die öffentlichen Erlassungen der Regirung gemeiniglich mit der Eingangsformel anheben: Wir, die hohen und niedern Glieder der unbesiegbaren Kriegsmacht von Dschezâir verordnen u. s. w. (ähnlicher Weise in Tunis und Tripolis). Diese öffentlichen Erlassungen, auf welche man sich in der irrigen Behauptung beruft, sind besondere einzelne Verordnungen des Diwân. In andern und in den wichtigern allgemeinen Statsurkunden findet sich der Dey in dieser Benennung allerdings erwähnt, und in den ausgefertigten Traktaten mit europäischen Mächten kommt stets der Titel Dey vor; der diplomatische Gebrauch desselben reicht bis zur Einführung der Würde hinauf. Aus dem Titel Dey ist das türkische Wort Deylik' abgeleitet, welches das von einem Dey beherrschte Reich, das Gebiet eines Dey, das Deythum, die Dey'swürde, die Dey'sregirung bedeutet.

Die Würde des Dey ist von Anfang an in den drei afrikanischen Raubstaten nicht erblich festgesetzt, sondern als durch die Wahl bestimmt, und das Deylik' als ein Wahlreich angeordnet. Die Grundverfassung brachte es so mit sich, daß ein Dey mit Übergehung seiner männlichen Abkommenschaft von den obersten bürgerlichen Statsbehörden und Kriegsbehörden, denen die Gesamtheit des in diesen Staten in Besatzung liegenden türkischen Kriegsheeres zustimmen muß, aus ihnen selbst ernannt und, nachdem er dann von dem obersten Mufty feierlich mit seinen Verpflichtungen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben und auf Vollzähligkeit und richtige Besoldung der Soldaten zu halten, bekannt gemacht worden ist, als der neue Dey ausgerufen, und seine Wahl unverzüglich der Hohen Pforte gemeldet wird, worauf er von dem Groß-Sful'ân mit dem herkömmlichen Ehrenpelze oder Ehrengewande, dem Chil'at oder Chaftân, beschenkt wird, seit Anfang des verflossenen Jahrhunderts auch immer zugleich zum Pâschâ ernannt worden ist. Zu seiner Wahl ist außer dem Alter, der Erfahrung, der Tapferkeit, erfoderlich, daß er geborner Türke sei und die Wallfahrt nach Mekka gemacht habe, von welchen beiden letztern Erfodernissen jedoch Ausnahmen vorhanden sind, und sonderlich in den Deylik's Tûnis und Tripolis sehr bald abgewichen worden ist, namentlich in Tûnis in Folge der dort an die Stelle der Deyen getretenen Beyen. Da, seitdem sich das 'oß'manische Reich der drei afrikanischen Staten Aldschîr, Tûnis und Tripolis bemächtigt hatte, diese Staten oder Reiche auch in der von der Pforte bewilligten und bestätigten nachmaligen Verfassung als Deylik's oder Deyenthümer bis auf den heutigen Tag immer als Schutzländer oder Schutzreiche der Pforte und als unter 'oß'manischer Hoheit stehend, nur vor allen andern dieser Kategorie in ihrem abhängigen Verhältniß eine gewisse Freiheit genießend, vermöge welcher die Pforte sich von jeher nur wenig um dieselben bekümmert hat, betrachtet worden sind, auch überdies bis gegenwärtige Zeit sich die Pforte der in der Regel alle drei Jahr geschehenden Förmlichkeit der Bestätigung der afrikanischen Barbaresken-Kantone nicht begeben hat: so ist der Dey ursprünglich ein Vasall oder Lehensträger und Dienstmann des Großherrn zu Constantinopel und wurde beständig, ungeachtet seiner im Verfolg der Zeit immer zugenommenen und höher gesteigerten Macht und Selbständigkeit, bis gegenwärtige Zeit, wenigstens dem Namen nach, als ein solcher von den Türken angesehen, welcher Ansicht auch die Deys selbst und ihre Statsbehörden niemals widersprochen haben, was schon von daher erhellet, daß man das Recht, einen Dey abzusetzen und die Regentschaft in Beschlag zu nehmen, bis in die neueste Zeit der Pforte zugestanden hat, und daß, weil die unter des türkischen Kaisers Hoheit stehenden Republiken auch dessen Namensgepräge auf ihren Münzen führen, die aldschîrischen, tunesischen und tripolitanischen Münzen von jeher in der Regel das Gepräge des Sful'ân's zu Constantinopel haben. Dieses Hoheits- und Lehensverhältniß anfangs streng und in der Folge wenigstens namlich zu behaupten, hat die 'oß'manische Pforte den Deys und ihren Reichen nicht nur den Genuß der beträchtlichen Freiheiten, die sie vor allen andern äußern Provinzen des türkischen Reichs und deren Statthaltern oder belehnten Fürsten voraus erhalten haben, von Anfang an zugesichert und bestätigt, sondern hat auch seit

Beginn des verflossenen Jahrhunderts für gut befunden und als die zweckmäßigere Methode erachtet, den ehedem in jenen Staten, wie auch während der Deyregirung, von der Pforte als ihren unmittelbaren Stellvertreter gesetzten Pâschâ, um die unangenehmen und ihrem Hoheitsrechte gefährlichen Reibungen und Mißhelligkeiten, Meuterei und Eifersucht zu hindern, zu Aldschîr, als dem wichtigsten der drei Staten, in der Person des erwählten Dey zu vereinigen und auch bereits früher in den beiden andern Staten das Statthaben einer solchen Vereinigung zu genehmigen, und die Pâschâwürde als solche in amtlicher Befugniß überhaupt zu beschränken.

Ungeachtet der grundverfassungsmäßigen Stellung des Dey in den drei Staten ist dessen Macht und Gewalt und Selbständigkeit seit früher Zeit nach und nach dergestalt gewachsen, daß man schon seit geraumem Zeitverlauf diese Reiche in der That nur als mit der Pforte verbündet, und die Deys (zu Tûniß die neuer Zeit deren Stelle einnehmenden Beys) als Bundesgenossen des türkischen Reichs ansehen kann. Denn die Dey kamen sehr bald den Befehlen des Großherrn, wie es die Geschichte lehrt, nur nach Willkür und in der Regel nur dann nach, wenn es ihrem Vortheile gemäß ist oder mit ihren Absichten übereinstimmt; ja sie haben, wie es in Tûniß, woselbst sie sich sehr frühe fast ganz frei gemacht haben, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert mehre Male der Fall gewesen ist, sogar kein Bedenken getragen, Abgesandte des Großherrn, wenn sie in einer ihnen mißfälligen Sache kamen, umbringen zu lassen. Die Deys sind mit einem Worte in allen drei Staten von Alters her, wenn sie in der Geschichte der drei Reiche in ihrer von Seiten des Diwân oder einzelner höherer Statsglieder ungekränkten Würde, Macht und Höhe auftraten, fast ganz unbeziehliche Oberbefehlshaber ihrer Reiche und unumschränkte Landesherrn, üben die allgemeine Herrschaft und Bothmäßigkeit über den ganzen Umfang ihres Reichs, schalten und walten frei in Friedens- und Kriegszeiten, verwenden nach Belieben aus den Statseinkünften und dem Statsschatze, ohne Rechnung abzulegen, ordnen nach eignem Willen Besatzungen, Feldlager, Rüstungen zu Land und zu See und verfügen frei über den Soldatenstand in ihrem Reiche, belohnen, begnadigen und bestrafen nach ihrem Gefallen ꝛc., dünken sich in ihren Handlungen Niemandem verantwortlich. So war es namentlich in Aldschîr bis zu der durch die Eroberung der Franzosen in unsern Tagen erfolgten Endschaft dieses Raubstates, wo der Dey in seiner eignen Provinz, dem Gebiete der Hauptstadt Aldschîr und in einem Umfang von etwa sechs teutschen Meilen, die Rechte der Obergewalt, oberherrlichen Herrschaft, unumschränkte oberste Statsgewalt unmittelbar ausübte, und in den drei übrigen Provinzen seines Reichs dieselbe von dem jedesmaligen, verfassungsmäßig daselbst regirenden Bey mittelbarer Weise ausüben ließ. Dieselbe Verfassung der Oberbefehlsherrlichkeit ist auch noch jetzt in den Reichen Tûniß und Tripoli.

Von Anfang an, sogleich mit Einführung der Deywürde und mit der ersten Wahl eines Dey ist es für alle Zukunft vestgesetzt worden, daß man die Dauer der Würde für die ganze Lebenszeit des Erwählten bestimme, sich jedoch von Seiten des Stats das Recht vorbehalte, denselben abzusetzen, auch mit dem Tode zu bestrafen, sofern er die ihm obliegenden Pflichten verabsäume, welcher Vorbehalt den mehrsten Deys das Leben gekostet hat. Daß, und in welcher Weise und Einrichtung, in welchem Verhältniß dem Dey als oberstem Befehlshaber in jedem der drei Staten ein Divân (Reichsrath oder Statsrath) zur Seite steht, so auch in Aldschîr bis zum Umsturz dieses Stats zur Seite gestanden hat, und wie sich die Rechte und Obliegenheiten eines solchen Diwân nach Zeitumständen gestaltet haben, die besondere Erörterung dessen liegt als zu tief in die innere Geschichte der drei Staten eingreifend, außer dem Bereiche des Artikels Dey, und ebenso das, was über zeitumständlichen Belang der Pâschâwürde in den drei Staten, über den Stand und die amtliche Stellung des Beys (oder Begs, eigentlich Beigs), und über Anzahl, Verschiedenheit und amtliches Verhältniß und Sold der Statsdienerschaft (der Stats- und Kriegsbeamten) in den drei Deylik's zu sagen ist [1]). Man suche das alles in den einzelnen Artikeln der Encyklopädie, und man wird auch das nöthigste schon in dem Artikel Algier finden, wo jedoch die Namen nach der meist irrigen und schwankenden Schreibart der europäischen Berichterstatter gegeben sind und daher großentheils so höchst entstellt erscheinen, daß sie bei richtiger Schreibweise von der richtigen Gestalt und Aussprache sich ganz entfremden [2]).

Genau erwogen kann man [3]) die Regirungsform in

---

1) Ausnahmlich jedoch eine Bemerkung über den Titel Beglerbeg (oder Beylerbey). Er besagt so viel als Herr der Herren, Fürst der Fürsten, Erzherr, Erzfürst, Herr oder Fürst, Beg oder Bey, unter dessen Befehl mehre Begs oder Beys stehen. Natürlich ist ein Beglerbeg nicht Herr oder Oberbeamter einer kleinen Provinz des osmanischen Stats, sondern allezeit einer großen, eines umfänglichen mittelbaren Stats oder Reichs. Daher wird, besonders in Mandaten und andern Urkunden und in Schriften überhaupt, Beglerbeg nicht nur häufig als gleichgeltend mit dem Titel Pâschâ betrachtet, sondern dieser Titel Beglerbeg sehr oft den Deyen der drei Raubstaten gegeben, namentlich vorzüglich wenn der Geschichte gemäß die Deywürde mit der Pâschâwürde vereinigt ist. Eben daher ist der Bey von Tûniß, welcher eigentlich der Dey von Tûniß ist und zuweilen auch noch also genannt wird, seiner Stellung nach ein Beglerbeg oder Beylerbey, sowie nicht weniger der Dey von Trizoli, der gleicherweise die Pâschâwürde in sich vereinigt, auch überdies in unsern Zeitungsnachrichten, wiewol nur mißbräuchlich, oft Bey genannt ist. 2) Wer sollte z. B. in bachiaux und chiaux das richtige bäschtschäusch und tschäusch, in chaya das richtige kehijâ, kihajâ oder kahjâ (statt *kechudâ*), in codgi, cogia, hodgi und hoja das richtige chôdscha oder chôdsche, in hadsnagi das richtige chaznadschy (chasnadschy) eigentlich chazinadschy (chasinadschy), in vigilhadgi und vigilhardgi das richtige wekilchardsch vermuthen? 3) Demgemäß was vorhin von dem allmäligen Wachsthum der Macht und Unbeschränktheit der Deys (und in Tuniß der sich dieser Würde und Gewalt, was in der Folge erhellen wird, ermächtigten Beys) vorläufig gesagt ist und die historische Darstellung ihrer Regirungsfolge bestätigen wird.

den drei fraglichen afrikanischen Staten nur so lange als reine aristokratisch-republikanische betrachten, als bei Beschlüssen über Statsangelegenheiten und in der Statsverwaltung überhaupt der den Deys (in Tunis den Beys) zur Seite stehende Diwân der ursprünglichen Einrichtung gemäß sein Ansehn, seinen Einfluß und seine volle Geltung behauptete; von der Zeit aber, als es dahin gekommen und bis auf den heutigen Tag auf dem Standpunkte geblieben ist, daß die Entscheidung in Statsangelegenheiten und die innere Statsverwaltung und Regirung, wenigstens in der Regel und mit wenigen Ausnahmen, von der Eigenmacht und Willkür des Ersten im State und seiner Minister und Rathgeber abhängt, alle Verfügungen und Einrichtungen nach dessen Gutdünken erfolgen, in dessen Person die gesetzgebende und ausführende Macht meist im strengsten Verstande sich einengt, der Diwân zwar in wichtigern Fällen noch befragt wird, dieses jedoch gewöhnlich nur *pro forma* ohne Verbindlichkeit zur Befolgung der Vorschläge geschieht, und der Diwân, seiner ehemaligen Vorrechte verlustig, auf wirkliche Macht und wesentlichen Einfluß in Regirungsgeschäften verzichten muß; seitdem ist die Regirungsform der drei Staten in der That monarchisch-despotisch und nur dem Anscheine nach republikanisch oder aristokratisch-republikanisch zu nennen. Die drei Reiche in dieser neuern und neuesten Epoche als monarchisch-despotische, aristokratisch-republikanisch gestaltete Wahl- oder, nachdem es die Geschichte ausspricht, Erbwahl-Reiche zu betrachten, hindert auch nicht, daß einzelne Deys oder in deren Stelle getretene Beys aus Klugheit und Vorsicht und bei eingetretenen Umständen und Nebenverhältnissen von dem Despotism nicht Gebrauch gemacht oder ihrer despotischen Gewalt gewisse Grenzen gesetzt haben.

Sowie wir aus diesem Artikel der Encyklopädie vom Dey das Statistische des Reichs, die innere Verfassung desselben, ausgeschieden haben, weil es in die Artikel Algier, Tunis und Tripolis gehört; so muß aus gleichem Grunde auch das Geographische und Topographische der drei Reiche und das Örtliche der Residenzen derselben von der geflissentlichen Entwickelung ausgeschlossen bleiben, sowie gleichermaßen die unter so mancherlei Schicksalen abwechselnde Geschichte vor der ʿoß-manischen Botmäßigkeit über die drei Staten und die ausführlichere Erzählung der Begebnisse während der türkischen Herrschaft bis zum Anbub des Deyenthums nicht für diesen Artikel geeignet sind. Es wird also der gegenwärtige Artikel nur des Weitern eine gedrängte Erörterung des Historischen und Chronologischen, so weit es die Herrscherwürde und Persönlichkeit der Deys belangt, bedürfen, dem die allgemeine Bemerkung vorausgehen muß, daß in jedem der drei Reiche von je her, und wie es ganz natürlich ist, besonders in der neuern und neuesten Epoche der vollendeten monarchisch-despotischen Gestalt der Regirungsform, die Wahl der Deys großentheils sehr tumultuarisch und mit deren persönlicher Gefahr verknüpft und die Regirung derselben sehr schwankend und ein ungewisser Besitz gewesen ist. Selten ist die Wahl eines Dey ohne Aufstand, Aufruhr, Gemetzel und Blutbad geschehen, und man hat es erlebt, daß an einem Tage mehre Deys gemordet worden, ehe die Wahl zur Geltung gekommen. Selten blieb ein Dey bis an seinen natürlichen Tod an der Spitze seines Stats. Da ein Dey seine ersten Beamten und Diener aus dem Kriegsstande wählen mußte, aus welchem er selbst erwählt ist, so konnte seine Entsetzung von eben denselben nie große Schwierigkeit haben, wenn sich seine vormaligen Waffenbrüder aus Eifersucht, aus Geiz und Habsucht, oder aus sonstiger Leidenschaft dazu bewogen fanden. Die mindeste Zögerung in Bezahlung der Truppen, ein mißlungener Feldzug, irgend ein anderes mißlungenes Unternehmen, irgend sonst ein Mißgriff in der Statsverwaltung, ein langer Friede mit europäischen Nationen, folglich Mangel an Gelegenheit zu Seeraub, haben immer hingereicht, die Kriegsmannschaft aufzureizen und einen Aufruhr zu erregen, der häufig nach wenigen Stunden der Herrschaft des Dey und mit dieser gemeiniglich dem Leben desselben ein Ende gemacht hat. Bei den zu Meuterei geneigten Gesinnungen einer rohen Miliz, bei den immer insgeheim fortwährenden Bemühungen der türkischen Päschâs, so lange diese neben den Deys noch fortbestanden und nicht in der Person des Dey selbst vereinigt waren, Parteien und Unruhen zu stiften, um bei einer allgemeinen Verwirrung der Angelegenheiten ihre ehemaligen Vorrechte sich wieder zu erringen, bei unvollkommenen Finanzeinrichtungen, wobei es dem jedesmaligen Dey oft an dem nöthigen Gelde zur bestimmten Zeit gefehlt, zeigten sich stets Veranlassungen genug zu einer gefährlichen Unzufriedenheit der Miliz, da denn die Deys gewöhnlich ermordet wurden, wenn sie nicht zeitig Gelegenheit fanden, sich durch die Flucht zu retten. Denn die Wuth der Unzufriedenen kehrte sich beständig gegen die Deys, welche, da sie ohne Schutz und zu oft dem Eigensinne und dem Unwillen eines rohen Haufens, der sie als eignes Geschöpf ansah, ausgesetzt waren, um so öfter das Opfer einer solchen allgemeinen Stimmung wurden, je weniger die mehrsten Deys die nöthigen Geschicklichkeiten und Kräfte besaßen, das Ungewitter von sich abzuleiten, oder es zu zertheilen. Die türkischen Päschâs konnten dagegen ihre Unternehmungen um so viel muthiger fortsetzen, je leichter es ihnen oft wurde, selbige verdeckt und insgeheim zu betreiben, und je weniger sie als Abgesandte der Pforte durch die Vorrechte ihres Standes und Verhältnisses die Unzufriedenheit und die Wuth des gemeinen Haufens zu befürchten hatten. Das Schlimmste was ihnen begegnen konnte war, daß sie entweder zurückberufen oder zurückgesandt zu werden befürchten mußten. — Es folge nun, in der vorhin angezeigten historischen Beschränkung, des dreiköpfigen Ungeheuers der Raubstaten nähere Beleuchtung.

Deylik Tunis.

Nachdem unter ʿoß'manischer Botmäßigkeit in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts seit dem

Jahre 1574, als die Türken das Land von neuem eroberten, die bei immer mehr geschwächter und gesunkener Macht und Geltung der tyrannisch-herrschenden Pâschâs eingetretene Statsherrschaft und Regirung der Aghâs (als der Vorsteher des Dîwân), von denen immer einer nur 6 Monate am Ruder blieb, 15 bis 16 Jahre lang gedauert hatte: empörten sich die Soldaten gegen dieselben und setzten, nachdem sie die meisten von ihnen niedergesäbelt hatten, mit Genehmigung der Pforte eine neue Regirung einführend, an ihrer Stelle einen Oberregenten als Statsoberhaupt, welchem sie unter dem Titel Dey die völlige königliche Gewalt ertheilten, von welcher Zeit aber auch der tunisische Stat anfing, von innerlichen Unruhen zerrüttet zu werden.

Dem ersten Dey, Namens Châlef, welcher nach dreijähriger Regirung durch Meuchelmord umgebracht ward, folgte Ibrahîm I., der, ähnliches Geschick zu vermeiden, nach vierjähriger Regirung niederlegte und nach Mekka wallfahrtete. So kam im J. 1594 das Deylik' an K'arah 'Os'mân oder 'Oth'mân, einen Türken, Janitscharen zu Tûnis, einen Schuster, mit welchem einige die Folge der tünisischen Deys erst zu beginnen pflegen. Er nahm, zur Würde des Dey erhoben, den Titel Chalîf an. Unter ihm entstand der neue Titel Bey zur Anzeige der oberherrlichen Macht und Gewalt in der Person Murâds I. Es war nämlich dieser Murâd einer des Hausgesindes des Pâschâ zu Tûnis, und der Dey 'Os'mân, der ihm sehr wohl wollte, verheirathete ihn mit seiner Tochter, machte ihn zum Bey von Tûnis und vertraute ihm also mit dieser Würde die zur Eintreibung der von den Mauren zu erhebenden Steuern bestimmten Truppen an, nachher den Oberbefehl über die Soldaten und das Landschatzmeisteramt. Diese Erhöhung hatte bei seinem klugen Benehmen die Folge, daß er, in großem Ansehen bei dem Kriegsheer stehend und zu gutem Vernehmen mit den Einwohnern gelangt, gar zur Pâschâwürde erhoben wurde, worüber 'Os'mân, der Übermacht unterliegend, in Verdruß und Kummer verfiel, in kurzer Zeit erkrankte und starb. Nach dessen Tode bemächtigte sich Murâd im Jahre 1600 der Wahl eines Dey, machte die Beyenwürde in seinem Hause erblich, gründete die Abhängigkeit der Deys von derselben, und dem Dey blieb nur der Schatten von Gewalt. Denn die Macht der Beys griff mit der Herrschaft seines Sohnes 'Amîd immer weiter, und die folgenden Deys von Tûnis samt dem Dîwân, der gleichfalls nach und nach immer kraftloser und schwächer wurde, konnten gegen die herrschenden Beys nicht wieder aufkommen, indem diese zuletzt die höchste Gewalt im State ganz an sich rissen und die Deys größtentheils ihre Geschöpfe waren. Jûsuf, der Nachfolger des 'Oß'mân, ein Türke, dem die unumschränkte Regirung in die Hände gegeben ward, indem der Pâschâ des Großherrn nichts mehr darein zu sagen hatte, der aber während einer 29jährigen Regirung zwar in vieler Achtung stand und die Liebe der Unterthanen genoß, sich mit dem Titel Dey begnügte und dem Dîwân das Regirungsgeschäft überließ, war nur bemüht, Schätze zu sammeln. Ustâ Murâd, ein Renegat (der christlichen Kirche abtrünnig gewordener und zum Islâm übergegangener Mensch) aus Genua und Sklave, ward als Galeerengeneral durch die List des Haushofmeisters und Vertrauten seines Vorgängers Jûsuf Dey, eines Renegaten aus Ferrara, zur Herrschaft erhoben, welchen er hernach aus eifersüchtigem Argwohn heimlich ermorden ließ. Er regirte nur 3 Jahre, und sein ehemaliger Herr verweigerte ihm bis an seinen Tod den Freibrief, um zu zeigen, daß ein Dey als Sklave gestorben sei. Ihm folgte in der Würde eines Dey Ah'med Chôdscha, welcher nach sieben Jahren seiner Regirung an der Pest starb, der leibliche Vater des in Europa vieles Aufsehen erregenden Don Philippo [4]). H'âdschy Mah'med Lâz [5]) war der nächste ohnmächtige Dey. Nach dessen siebenjähriger Regirung Muszt'afà Lâz oder auch Muszt'afà schlechthin benannt. Nach dessen zwölfjähriger Regirung K'aratschâusch. Dieser nach zwei Monaten abgesetzt und nachmals durch ein ihm unter die Füße beigebrachtes Gift getödtet. Es folgte Wely H'âdschy, wegen seines hohen Alters nicht mehr tüchtig etwas auszurichten. Er starb nach zwei Jahren und neun Monaten, und sein Nachfolger Scha'bân Chôdscha, zweimal verwiesen, endete wiederum durch eine Vergiftung, nachdem er vier Jahre und drei Monate regirt hatte. Ein gleiches Ende nahm in demselben Verbannungsorte, wohin jener das zweite Mal verwiesen ward, der ihm folgende Dey Muntecheby. H'âdschy Aby Lâz, welcher an dessen Stelle Dey wurde, ward nach einvierteljähriger Regirung in einem Aufstande der Türken gegen die Beys vor dem Barda-Thore der Stadt Tunis in Stücken zerhauen. Der ihm folgende Dey Mami Gimet I. ward von dem Bey 'Aly nach vierjähriger Regirung wieder abgesetzt und verjagt. Dey Piktara, von dem Bey 'Aly zur Würde erhoben, ward von des Beys Bruder Mah'med verfolgt, der ihn samt einem Christensklaven auf der Hundeinsel ums Leben bringen ließ.

4) Sein Geburtsname war Mah'med. Weil ihn der Vater zwingen wollte, eine Tochter des Pâschâ von Tripoli zu heirathen, flüchtete er nach Sicilien, wurde daselbst Christ und erhielt in der Taufe den Namen Don Philippo. S. *Relazione della venuta alla Christianità et in Palermo di Mamet figliuolo primogenito di* Amat Day *Rè di Tunesi fatta in Palermo per il P. Fra Donato Crantor Maltese dell ordine di S. Agostino à di Maggio* 1646. Auf Betrieb seiner Mutter wurde er durch die List eines britischen Schiffshauptmanns statt nach Rom, wohin er zum heiligen Vater reisen wollte, nach Tûnis zurückgebracht, wo er von dem Nachfolger seines Vaters mit Schonung behandelt ward und die Erlaubniß erhielt, sich bei seiner Mutter aufzuhalten. 5) Hier finde die allgemeine Bemerkung Statt, daß der oft wiederkehrende arabische Eigenname *Mah'med*, meist nach gemeiner Aussprache *Meh'med* oder *Meh'emed*, ingleichen *Mah'met*, *Meh'met*, *Meh'emet* geschrieben, als gleichgeltend mit dem Eigennamen *Muh'ammed* üblich geworden ist. Es kömmt auch ferner derselbe Name *Mah'med* in der verderbten Schreibart *Mamet* vor, während der letztere Name *Mamet*, ganz richtig so geschrieben, sonst zuweilen ein absonderlicher, von jenem ganz verschiedener, arabischer Eigenname ist.

Den Dey Mami Gimet II., eine Kreatur des Bey Mah'med, setzte der Dîwân nach Verlauf von drei Monaten ab, und er ward auf Bey 'Alys Befehl in Arûsa erdrosselt. Ûzûn Mah'med, welchen der Dîwân an die Stelle des vorigen erwählt hatte, begab sich schon am vierten Tage nach seiner Wahl dieser Ehre, wurde aber hernach auf des Dey T'abak' Befehl, welcher von dem Bey 'Aly ohne Einwilligung des Dîwân gesetzt war, erwürgt. Der Dey T'abak', im J. 1677 erwählt, erfuhr das Schicksal, daß er nach fünf und einem halben Jahre, im J. 1682 im Zimmer eines Palastes außer dem seinigen von dem Bey 'Aly erstickt wurde. Dem Mah'med oder Ah'med Tscheleby, einer neuen Kreatur des Bey Aly, erging es nicht besser; er wurde im J. 1686 vor dem Zelte des Dey Ibrahîm Chôdscha erdrosselt hingeworfen. Der Dey Bekta Chôdscha starb im J. 1689 an Steinschmerzen. Sein Vetter K'apudân 'Aly wurde im Jahre 1694 durch den Bey Mah'med ernannt, er entfloh aber samt dem Pâschâ *Ramadhân*, welcher nach Mah'med's Tode Bey wurde, nach der Levante. Der Dey Ibrahîm Chôdscha, welchen Mah'med an Ramadhâns Stelle ernannt, wurde von den Aldschîrern abgesetzt, als diese im J. 1694 die Stadt Tûnis zu wiederholten Malen einnahmen. Ihm mußte folgen Imâm Olaro von Portofarina, welchen sie in ihrem Feldlager erwählten, weil sie ihn aber nicht tüchtig befanden, setzten sie im J. 1695 statt seiner den Tataren Mah'med ein, der jedoch von dem gemeinen Pöbel jämmerlich umgebracht wurde. Der Dey Raba' Ja'kûb wurde vom Bey Mah'med fast zu gleicher Zeit ein- und abgesetzt; da dann H'âdschy Mah'med oder Muh'ammed Chôdscha an seine Stelle trat. Dieser gab aber seine Würde im Jahre 1700 an Mah'med Dely ab, der seinen Beinamen Dely, d. i. der Narr, wegen seines blöden Verstandes empfing und in keiner Achtung stand.

Von der Zeit an, als die Beys sich der höchsten Gewalt zu Tûnis bemächtigten, ist also Tûnis der Schauplatz eines unaufhörlichen gewaltsamen Regirungswechsels geworden, und hat die Regirung dieses Stats verschiedene Umwälzungen erlitten, so daß sie aus den Händen der Beys auch mehr als ein Mal in die Hände der Deys gekommen, bis es dahin gelangt ist, daß die höchste Würde und Obergewalt im State bei dem Geschlechte der Beys verblieb, die Beys in die Stelle der Deys getreten sind, beide Würden in sich vereinigt haben und einen langen Zeitraum her bis auf den heutigen Tag der ehemalige Titel Dey sich in den Titel Bey verwandelt hat, auch bei dieser Würde des höchsten Befehlshabers im State unter solchen Umständen die Bestimmnng nach dem ursprünglichen Wahlrechte von dem Erbschaftsrechte abhängig geworden ist, ja in der neuesten Zeit sich dieses beschränkte Wahlrecht gegen die Erbfolge ganz vertauscht hat; daß dem allen zufolge die ursprünglich nur beschränkte Macht und Gewalt der Beyen nach und nach immer unbeschränkter geworden, die Mitglieder des Dîwâns also wenigen oder gar keinen Einfluß auf die Entschließungen der Beyen behalten haben, zwar auch noch bis jetzt zusammenberufen werden, aber blos um den Beschlüssen des Bey einen Anstrich Rechtens zu geben, und übrigens der Dîwân schon längst nicht ein Mal mehr zur Erwählung des Oberhauptes der Regirung befugt ist.

Bey Murâd I., welcher den Dey Jûsuf an K'arah 'Os'mâns Stelle ernannte, behielt den Zügel der Herrschaft ganz in seinen Händen und setzte seine Obergewalt im State dergestalt in Geltung, daß er selbst viele bis dahin unabhängige Völkerschaften der Gegend dem tûnisischen Reiche zinsbar machte. In der Person seines Sohnes 'Amîd ward im Jahre 1642 die Beywürde mit der Pâschâwürde vereinigt, auch wurden die Grenzen von Tûnis durch Eroberungen bis in Sûdân (Nigritien, mittelafrikanisches Äthiopien) erweitert. 'Amîd's Sohn Murâd II. theilte im J. 1672 das Reich mit Mah'med Laszy. Im J. 1675 am 19. August starb Murâd, sein Bruder Mah'med Laszy entfloh nach der Levante, kam aber von da nach einiger Zeit, von der Pforte mit dem Titel eines Pâschâ beschenkt, zurück. Mah'med und 'Aly und Ramadhân, Murâd's II. Söhne, zogen die Oberherrschaft im J. 1677 an sich. Sie machten alle drei Ansprüche auf die Regirung; doch Ramadhân trat dieselbe bald anfangs den beiden andern ab, deren Zwistigkeiten aber über die Frage, wer die Regirung allein erhalten solle, nachmals Ursache zu vielem Blutvergießen wurden. Denn, obwol Mah'med sich kurz entschloß, zu Gunsten seines Bruders 'Aly dem Throne zu entsagen und sich, in der Absicht, sein Leben in der Einsamkeit zu beschließen, nach Kairwân begab; so hatte 'Aly kaum die Ruhe wiederhergestellt, als neue Unruhen entstanden. Da 'Aly nämlich es veranlaßt hatte, daß Mah'med's ältester Sohn Ah'med, welcher ihm unter seinen Schutz gegeben war, gemeuchelmordet wurde, so theilte der Dey Mah'med (nach andern Ah'med) Tscheleby, welchen 'Aly Bey als einen der Großen des Hofes zur Deywürde erhoben hatte, in der Absicht, beide Brüder zu stürzen, diesen Vorfall dem Mah'med mit und versprach ihm seine Hilfe, Rache an 'Aly zu nehmen. Ohne Zeitverlust eilte hierauf Mah'med mit einer Anzahl von Begleitern nach Tûniß. 'Aly wünschte ihn unterwegs zu treffen, und so bald er aus der Stadt heraus war, verschloß Tscheleby die Thore hinter ihm, so daß er, des erfoderlichen Beistandes beraubt, durch seinen Bruder eine Niederlage erhielt, welche ihn nöthigte, sich durch die Flucht nach El Keif zu retten, während Mah'med als Sieger in Tûnis einzog, dann die Mitschuldigen an dem Morde seines Sohnes, welche sich auf 'Aly's Warnung bereits eingeschifft hatten, zu bestrafen auszog und sie zu *Goulette* [6]) vor Tûniß ertappte und alle zusammen hinrichten ließ. Inzwischen wiegelte Tscheleby, seinen Plan

6) Goulette, arab. H'alk' allowâd, d. i. der Schlund des Stroms, die Einfahrt zum Hafen, Platz, welcher die Pforte zur Stadt Tûniß ist. S. *d'Herbelot* B. O.

verfolgend, die Mißvergnügten in Tûniß auf, daß sie dem zurückkehrenden Mah'med, auch ihm, die Thore verschlossen und erklärten, nicht länger von zwei Brüdern regirt seyn zu wollen, welche nur ihre Zerstörung zu suchen schienen, und sich nicht zu beruhigen, bis der Bey 'Aly für das öffentliche Wohl geopfert seyn würde. Als hierauf eine Menge von Mah'med's Anhängern nach Tûnis entflohen und er sich fast allein sah, entschloß er sich, mit seinem Bruder sich zu versöhnen. Bevor er sich aber mit diesem in El-Keif bereden konnte, überfiel ihn Tscheleby und schlug ihn. Doch da derselbe diesen Sieg nicht zu benutzen verstand, vereinigten sich die beiden Brüder und bewogen den Dey von Aldschir, für eine Summe von 400000 Piastern, ihnen Hilfstruppen gegen den Tscheleby zu senden. Es kam ihnen also ein starker Heerhaufe von aldschirischen Hilfsvölkern, unter Anführung des aldschirischen Dey Ibrahîm selbst, zu Hilfe, rückte zur Belagerung von Tûniß heran, welche vom September 1685 bis zum Juni des folgenden Jahres dauerte, und als die Mauren, der Belagerung müde, den Tscheleby verließen und sich in die Berge zurückzogen, Tscheleby aber entthront die Flucht zu ergreifen genöthigt wurde, begab sich K'ara 'Oß'mân, Befehlshaber der tûniser Reuterei, unter dem Vorwande, die Entlaufenen zurückzubringen, aus Tûniß heraus und vereinigte sich mit dem Belagerungsheer. In dieser Lage blieb den in der Stadt Gebliebenen nichts übrig, als die Thore zu öffnen, worauf dann beide Brüder mehr als Freunde, als wie Eroberer empfangen wurden. Die aldschirischen Völker, so bald sie in die Stadt gedrungen, begannen zu plündern und ungeheuere Grausamkeiten gegen die Bewohner auszuüben. Dies veranlaßte einen Streit zwischen ihnen und den beiden Brüdern. Endlich faßten einige von Tscheleby's Partei bei der allgemeinen Unordnung frischen Muth, eilten in Ibrahîms Lager, um den 'Aly abzuholen und ihn als Bey auszurufen. Als Ibrahîm von diesem Plane, der seinen Absichten nicht entsprach, Kunde bekam, ließ er in Eil den Bey 'Aly so wie den ergriffenen Dey Tscheleby erdrosseln und beider Leichname vor seinem Zelte ausstellen. Der Bey Mah'med suchte sein Heil in der Flucht. Aber sein Schwager Ah'med Ben Schûk' holte ihn ein und stellte ihm vor, daß seine Gegenwart in Tunis erfoderlich, und Tunis der Ort sei, wo er entweder sterben oder regiren müsse. Mah'med kehrte also in die Stadt zurück und übernahm die Zügel der Regirung ohne weitere Widersetzlichkeit, weder der Aldschirer, noch der Unterthanen. Die Aldschirer fand er durch eine gleiche Summe, als die erste zur Hilfsleistung war, zum Abzug ab. Veste Gestalt gewann also die Herrschaft der Beys seit der Flucht des von den Brüdern Mah'med Bey und 'Aly Bey entthronten Dey Mah'med oder Ah'med Tscheleby, und Mah'med war der erste, welcher die Würde eines unumschränkten Herrschers unter der neuen Gestalt genoß. Weil aber, kaum als er sich in der Herrschaft befestigt sah, er sich der größten Raubsucht und Grausamkeit hingab und die Tûniser dergestalt unterdrückte, daß sie die Aldschirer von neuem zu Hilfe riefen, so wurde seine Regirung sehr bald unterbrochen. Der Dey von Aldschîr folgte dem Aufrufe um so bereitwilliger, da er sich auch an seinem Theile über den Bey von Tunis zu beklagen berechtigt fand und Gelegenheit erhielt, seine Foderungen an ihn mit gewaffneter Hand geltend zu machen. In wenigen Wochen erschien im October des Jahres 1689 der Dey von Aldschîr mit 10000 Mann vor Tunis. Mit gleicher Stärke rückte Mah'med aus, ihn zu bekämpfen; indem aber ein großer Theil Krieger unterwegs davongelaufen waren, kehrte er eiligst nach der Stadt zurück, wo er alle die Seinigen in tiefster Bestürzung gewahrte, so daß einige seiner vorzüglichsten Kriegsobern sich auf die Flucht begaben und mit einem französischen Schiffe nach dem griechischen Inselmeere segelten. Die Aldschirer plünderten die umliegende Gegend aus und belagerten die Hauptstadt, welche Mah'med eine Zeit lang hartnäckig zu vertheidigen fortfuhr, endlich aber, da er auf seine Krieger wenig mehr rechnen durfte, dieselbe aufgab. Er flüchtete in der Nacht und zog sich in die Szah'arâ oder Szah'râ *) zurück. Unmittelbar zogen nun die Aldschirer in Tunis ein und setzten an des Entflohenen Stelle den Ah'med Ben Schûk' als Bey von Tunis, der die schrecklichsten Barbareien verübte, indem er das Eigenthum mehrer hundert Bürger einzog und sie dann unter Martern sterben ließ. Als er einige Frauen, Verwandte von Mah'med, die sich an einer heiligen Freistätte zu K'airwân befanden, aus Besorgniß fortschleppen wollte, so reizte er hiedurch die Bewohner dieser volkreichen Stadt zur Rache. Sie standen in Masse auf und trieben ihn mit seinen Begleitern aus der Stadt, bei welcher Gelegenheit der umwälzende Aufstand sich durch viele andere Theile des Reichs ausdehnte. Bei den fortwährenden Unruhen in den drei Raubstaten lagerten die Aldschirer mit Beihilfe der Tripolitaner inzwischen zu wiederholtem Male im Jahr 1694 vor Tunis, sich der Stadt bemächtigend. Ah'med Ben Schûk's Betragen war so scheußlich gewesen, daß Mah'med's Plackereien gänzlich vergessen wurden und eine große Menge sich zu seinen Gunsten erklärte, daher Abgeordnete an ihn ausgesendet wurden, seine Rückkehr und seine Anspruchnahme auf die Regirung zu erbitten. Sie fanden ihn unter dem Schutze eines mächtigen Scheichs in der Szah'arâ, welcher im tiefen Gefühl der Tugend der Gastfreundschaft es für unwürdig haltend, irgend einem Triebe der Rache zu folgen, dafür daß er früher seinen Vater Mah'med hatte tödten lassen, diesem jetzt in seiner Gewalt befindlichen Fürsten sogar 10000 Mann Reuterei anbot. Mit dieser Mannschaft begab sich Mah'med, durch die edelmüthige Behandlung ermuthigt, auf den Weg, vereinigte sich mit den Mißvergnügten und ward, nachdem er dem Ah'med Ben Schûk' eine siegreiche Schlacht geliefert und denselben in die Flucht nach Al-

*) In die westlich afrikanische, zwischen Mauritanien, Numidien, Libyen und dem Negerlande sich erstreckende Wüste.

dschîr zurückgeschlagen hatte, zu Tunis im Juli des Jahres 1695 mit offenen Armen empfangen. Die aldschirische Flotte hatte Tunis verlassen, nachdem die Pforte durch Geschäftsträger alle Mittel der Beredsamkeit erschöpft hatte, um ihnen und den Tripolitanern die Nothwendigkeit der Beilegung der bisherigen, dem Islâm so nachtheiligen Zwistigkeiten zu Gemüth zu führen. Mah'med genoß aber hierauf die wieder erlangte Macht nicht lange, sondern starb bald nachher. Ihm folgte dann im Jahr 1696 durch Einfluß der Aldschîrer sein Bruder Ramadhân Bey, welchen er kurz vor seinem Tode aus der Verbannung zurückgerufen hatte. Die Tûnisser konnten sich unter dessen Obergewalt einer wiederkehrenden ruhigen Regirungsverwaltung gewärtigen; allein eben die, weder den Sitten des Landes noch den Umständen angemessene, friedliche und milde Gesinnung stürzte ihn. Ein damals in Tunis lebender italienischer Renegat, Namens Mezauli, welcher großen Antheil an der Regirung dieses neuen Beys nahm, wußte sein Gemüth auf die entgegengesetzte Seite umzudrehen und unterstützte ihn in tyrannischen Handlungen zur Verübung mehrer Grausamkeiten. Ramadhân durch Aldschîrs Einfluß zum Bey erwählt, indeß die Bewohner von Tunis für seinen Neffen Sfîdy Murâd gestimmt waren, diesen als den rechtmäßigen Thronerben betrachtend. Ihr fehlgeschlagener Wunsch setzte den jungen Murâd, des 'Aly Sohn, der härtesten Behandlung aus. Er ward sogar durch Mezauli's Darstellungen einer Verschwörung gegen die Sicherheit Ramadhân's beschuldigt und verurtheilt, seine Augen durch Blendung zu verlieren, welches indeß so unvollkommen vollzogen ward, daß er bald wieder so gut als zuvor sehen konnte. Da er im Kastell von Sûsa verhaftet gehalten war, so gewann er seine Wache, und weil er wußte, daß die Regirung Ramadhâns dem Volke täglich verhaßter wurde, bewirkte er, ungeduldig den ihm nach Erbrechten zustehenden Thron zu besteigen, daß der das Kastell befehligende Aghâ getödtet ward, worauf er in die Gebirge entfloh, wo seine Partei sehr bald sich so vermehrte, daß er aufbrach, um Ramadhân anzugreifen. Er hinterging denselben mit verstellter Anhänglichkeit und Freundschaft, und da dieser, die Falle wahrnehmend, sich durch die Flucht aus dem Reiche zu sichern versuchte, ergriff er ihn, nahm ihn gefangen und erdrosselte ihn, während dessen Gehilfe Mezauli ein noch viel schrecklicheres Schicksal erfuhr, indem derselbe, als er in Murâd's Händen war, in einen eisernen Käfig gesteckt und so lange mit eisernen Zangen zerfezt ward, bis er den Geist aufgeben mußte. Murâd Beys (Murâd III.) erste Handlung war die Kriegserklärung gegen die Aldschîrer, welche sich seiner Wahl nach Mah'med's Tode widersetzt hatten, und dieser Krieg verursachte den Tûnisern viele Kosten und großen Verlust, ohne Vortheile zu erlangen. Auch die fernere Regirung Murâd's war eine Kette von Verbrechen und Grausamkeiten. Er tyrannisirte alle Klassen seiner Unterthanen, vornehmlich war er gegen die, welche den Verlust seines Gesichts über ihn ausgesprochen hatten, sehr grausam. Er soll die Christen besonders begünstigt haben, wahrscheinlich um deren Anhänglichkeit im Falle künftiger Nothwendigkeit zu benutzen. Hierin aber täuschte er sich. Denn nach einer Reihe von Erpressungen und unerhörten Grausamkeiten fiel er im Jahr 1702 als ein Opfer der Volkswuth, indem ihn der Hauptmann seiner Garde, der Türke Ibrahîm Scherîf, ermordete, wodurch die Linie des Mah'med Bey erlosch. Ibrahîm Scherîf ließ sich durch den Dîwân und die Miliz als Bey von Tunis ausrufen. Nachdem er aber, nach einem schon gegen die Tripolitaner erfolglosen Kriege, in einer Schlacht gegen die Aldschîrer gefangen genommen ward, und aus dieser sieben Monate langen Gefangenschaft nicht entkommen konnte, als bis er 200000 tûnisische Piaster (88332 Thaler 8 Gr. Conv.-Geld) gezahlt und versprochen hatte, nach wiedererhaltener Gewalt den Aldschîrern Tunis zinsbar zu machen, fand er, nach vergeblicher Bemühung zu Biserte zu landen, von wo er mit äußerster Verachtung fortgetrieben wurde, der Gnade seiner vorigen Unterthanen überlassen, zu Portofarina gelandet sogleich seinen Tod. Denn an seine Stelle hatte das Heer den H'asan Ben 'Aly Bey, den Enkel eines griechischen Renegaten, erwählt, mit welchem ein neuer Herrscherstamm des tûnisischen States begann, der bis in die neuesten Zeiten des 19. Jahrhunderts sich erhalten hat. Dieser H'asan, um in seiner Sicherheit nicht gefährdet zu seyn, so lange sein Nebenbuhler am Leben wäre, lockte den Ibrahîm mit List nach Tunis zurück, unter dem Vorgeben, ihm die anvertraute Regirung wieder abzutreten, und da Ibrahîm durch eine so offene Unterwerfung sich täuschen ließ und sich daher zu Portofarina ans Land begab, ließ ihn der treulose H'asan auf der Stelle daselbst am 10. Januar 1706 enthaupten. H'asan Ben 'Aly Beys, des Guten, wie er beigenannt war, weil er in allem sich klug benahm und bei dem Volke sehr beliebt war, Regirung verfloß ohne viel Unruhe. Ohne Thronerben und auch ohne Hoffnung, einen Thronerben noch zu erhalten, bestimmte er seinen Neffen 'Aly Bey, welchem er den Befehl über das Heer anvertraut hatte, zu seinem Nachfolger. Da er aber bald nachher eine junge Genueserin in sein H'arem bekam und diese schwanger von ihm wurde, nahm die Sache eine andere Wendung. Anfangs nicht vermögend die schöne Italienerin zu bewegen, die christliche Religion mit der muh'ammedanischen zu vertauschen, suchte er, indem der Sohn einer christlichen Sklavin gesetzlicher Weise keinen Anspruch auf die Regirung machen konnte, im Dîwân um die Anerkennung des Kindes, sofern es ein Knabe seyn würde, als künftigen Thronerben nach. Es ward ihm abgeschlagen, jedoch zuletzt, da sich die Schöne endlich zu dem Entschluß des Übertritts bekannte, fand die Sache kein weiteres Hinderniß *). Nun kündigte H'asan seinem Neffen 'Aly, als die Sklavin einen Sohn zur Welt brachte, welcher den

*) Nach andern Berichten ließ sich die Genueserin zur Abtrünnigkeit von ihrem Glauben durchaus nicht bereden, und der Dîwân wurde nach vieler Schwierigkeit zur Nachsicht und Gestattung einer Ausnahme von der Regel gewonnen.

Namen Mah'med erhielt (dem auch zwei andere Söhne, Mah'mûd und 'Aly genannt, nachfolgten) die vormals verheißene Thronfolge in freundschaftlichen Ausdrücken auf, wirkte dagegen für ihn bei dem Dîwân zu Constantinopel die damals noch von Constantinopel aus besetzte Stelle eines Pâschâ von Tunis aus. 'Aly Bey heuchelte Zufriedenheit mit der ihm bewirkten Ehrenstelle und nannte sich auch von jetzt an 'Aly Pâschâ. Seinen in der Stille entworfenen schwarzen Plan aber unter dem Schleier des Gehorsams verbergend, floh er in die Gebirge der Ossaleten, wo er sich einen mächtigen Anhang bildete, dann an der Spitze einer Heerschaar zurückkehrte, gegen seinen Oheim und Wohlthäter zu Felde zu ziehen. H'asan, sein Heer zusammenberufend, lieferte dem Aufrührer ein Treffen, schlug ihn in die Flucht und nöthigte ihn, einen Zufluchtsort in dem Gebiete von Aldschîr zu suchen. Dort glückte es diesem, den Dîwân von Aldschîr zu gewinnen, und mit dessen Unterstützung zog er von Neuem gegen den Oheim zu Felde. H'asan gleich anfangs gezwungen, seine Hauptstadt zu verlassen, verlor bald darauf eine große Schlacht und mußte sich in die Wälder von K'airwân flüchten. Das geschah im Jahr 1735. Dem Kriege folgte Hungersnoth. Der flüchtige Bey H'asan sah sich gedrungen, die Wälder zu verlassen, ließ sich in dem im östlichen Theile des Reichs gelegenen Hafen Sûs nieder, woselbst ihn und seine Familie ein französischer Schiffshauptmann Namens Bareilbier nothdürftig mit Lebensmitteln unterstützte, mußte aber, da seine Lage mit jedem Tage verzweifelter wurde, endlich den Ausweg ergreifen, sich nach Aldschîr, dem gewöhnlichen Schutzorte, wohin die entthronten Beys von Tûnis gemeiniglich ihre Zuflucht nahmen, zu retten, wohin er auch seine Familie vorher abgeschickt hatte. Auf dieser seiner Flucht wurde er von Jûnas Bey, des 'Aly Pâschâ ältestem Sohne, entdeckt, der ihm mit eigenem Arm den Kopf abhieb. 'Aly Pâschâ, seines gefährlichen Feindes erledigt, schmeichelte sich einer ruhigen Regierung. Allein diese Ruhe ward bald durch Familienzwist gestört. Von seinen drei Söhnen faßte der zweite, Namens Mah'med, sein Liebling, den Plan, sich auf Kosten seines ältern Bruders Jûnas emporzuschwingen. Er bemühte sich auf alle Weise, demselben des Vaters Liebe zu entreißen, und er wußte es wirklich dahin zu lenken, daß Jûnas auf die Beschuldigung, eine Verschwörung gegen den Vater angezettelt zu haben, verhaftet wurde. Jûnas entfloh auf das Fort zu Tunis, die K'azba (K'aszaba), und als 'Aly's Kriegsmannschaft Anstalt traf, ihn hier einzuschließen, entwischte er und floh nach Aldschîr. Mah'med, durch den Sturz des ältern Bruders nur wenig befriedigt, sah noch mit Besorgniß seinen jüngern Bruder dem Throne zu nahe gestellt. Diesen vergiftete er. Der Dîwân rief alsdann Mah'med als vorläufigen Erben aus. Aber ein anderes Zeichen am Himmel stieg auf. In Aldschîr hatte man in der Person des 'Aly II. einen neuen Dey gewählt. Diesem, der früher einmal von dem aldschîrischen Dey Ibrahîm III. als Gesandter nach Tunis geschickt worden war, hatte der übermüthige Jûnas bei der Audienz im Zorn einen Backenstreich versetzt, was 'Aly noch nicht vergessen hatte. Aus Rache also beschloß der Dey, als er 1754 zur Regirung kam, die Sache der Kinder des H'asan Ben 'Aly zu verfechten. Es wurde daher im Jahr 1757 ein aldschirisches Heer unter dem Oberbefehl des Bey von Konstantine abgeschickt, um diese Familie mit gewaffneter Hand wiederum auf den tûnisischen Thron zu setzen. Der Erfolg krönte das Unternehmen. Die Söhne des H'asan Ben 'Aly drangen in Tûnis ein, plünderten die Stadt und Umgegend, bemächtigten sich 'Aly Pâschâ's und ließen ihn auf der Stelle erdrosseln. Der älteste dieser Prinzen wurde feierlichst als Bey von Tûnis ausgerufen und unter seinem Namen Mah'med Bey gehuldigt. Ein junger Fürst von sanfter Gemüthsart starb er unglücklicher Weise nach einer Regirung von drittehalb Jahren. Sein Bruder 'Aly Bey bestieg den Thronsitz mit dem Versprechen, denselben dem ältesten der beiden noch unerwachsenen Söhne des Mah'med Bey, die Mah'mûd und Isma'îl hießen, nach der Volljährigkeit abzutreten. Allein weit entfernt, sein Versprechen zu halten, bot er alles auf, seine Neffen in Schatten zu stellen und seinen eignen im J. 1752 gebornen Sohn H'amuda hervorzuheben. Er machte diesen zum Befehlshaber im Kriegsheer und wirkte bei der Pforte den Titel und die Würde eines Pâschâ für ihn aus, wußte ihm auch die Achtung und Liebe des Volks zu versichern. Dem jungen H'amuda oder H'amûd gelang es, seine Vettern für sich einzunehmen, so daß bei dem im J. 1782 am 26. Maimonde erfolgten Tode des Vaters diese die ersten waren, welche ihm als dem neuen Bey die Huldigung leisteten und aus eigner Bewegung allen Ansprüchen auf die Regirung entsagten. Unter keiner der vorigen Regirungen hatte der Stat eine so vollkommene Ruhe genossen als unter der Regirung des 'Aly Bey. Unter der Regentschaft des H'amûd, eines mit durchdringendem, natürlichem Verstande und festem Sinne begabten, aber in gleichem Grade verschlagenen, eigennützigen, seine Unterthanen auf feine Weise bedrückenden und den Regirungsgrundsätzen aufgeklärter Nationen entfremdeten, despotischen Fürsten, dauerte jene Ruhe fort und ward durch keinen erheblichen Aufruhr gestört, als im J. 1796, da ihm ein mörderischer Überfall dreier in sein Schlafgemach eindringender Georgier unter seinen Sklaven beinahe das Leben gekostet hätte. Unter mehren andern, seiner Macht gegebenen, erfolglosen Stößen ist nächstdem einer in der Nacht des 30. Septembers im J. 1811 versuchten Verschwörung der türkischen Miliz gegen ihn zu gedenken. Der Plan war, die Regirung zu stürzen, den Bey, seinen ersten Minister und mehre andere seiner Beamten zu tödten und sogleich andere Personen aus eigner Mitte zu wählen. In der besagten Nacht stürzte daher gegen 8 Uhr ein 3000 Mann starkes Heertheil Türken in die Stadt und begann alle Läden derselben rein auszuplündern, zu gleicher Zeit erstürmte ein Haufe Anderer die Citadelle (die K'aszaba), welche nur von wenigen mauriſchen Soldaten besetzt war. Die erstern, hinrei-

chend mit ihrer Beute der Plünderung beladen, jedoch ohne die Einwohner persönlich beleidigt zu haben, eilten sodann zu ihren Mitgenossen in die Citadelle, aus welcher sie ohne Schaden zu thun die ganze Nacht hindurch feuerten. Allein das Unternehmen scheiterte an dem Mangel an Einigkeit unter ihnen, und die beängstigte Stadt ward durch die kluge Dazwischenkunft eines britischen Seebefehligers, Namens Elgan, der die traurigen Folgen für die christlichen Geschäftsbeamten daselbst fürchtete, gerettet, und die beabsichtigte blutige Umwälzung dadurch vernichtet. Er begab sich mit einigen sicilianischen und maurischen Soldaten in das der Citadelle unfern belegene Fort Castello del Mezzo, woraus er vom frühen Morgen an den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht hindurch mit zwei Kanonen ein tüchtiges Feuer auf die Citadelle unterhielt, so daß in einem Theile der Mauern derselben eine starke Bresche entstand. Die Empörer kamen in dieser Bedrängung in Streit über die beste Art sich zu vertheidigen, konnten nicht zur Entscheidung kommen, und die Folge war, daß sich viele Hunderte über die Wälle auf dem Wege nach der Grenze von Konstantine flüchteten, die Zurückbleibenden aber in der Verzweiflung früh am 2. October sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Einigen dieser ließ H'amûd Pàschâ Stockschläge auf die Fußsohlen geben, andere ließ er hinrichten. Den Briten belobte er dankbar seines tapfern Betragens wegen, beschenkte ihn mit einem prachtvollen Schwerte und erklärte unverbrüchliche Anhänglichkeit an die britische Regirung. Bald anfangs seiner Regirung ließ er sich es angelegen seyn, dem schädlichen Einflusse der Türken auf die öffentlichen Anlegenheiten entgegen zu arbeiten, so daß man Tunis unter seiner Herrschaft nicht mehr als einer türkischen Regirung unterworfen betrachten konnte. Seine kriegerische Gemüthsart trieb ihn dazu, gegen die an seine Staten grenzenden europäischen Völker, die ihm Widerstand zu leisten nicht im Stande waren, lebhaften Krieg zu führen. Seine Unterthanen ermunterte er auf jede Weise zu Streifereien und bemannte seine eigenen Raubschiffe. Sein gutes Vernehmen mit den europäischen Mächten hing lediglich von der Befriedigung seines Eigennutzes ab; denn seine Begier nach Reichthum war nicht leicht zu übertreffen, und sein Geiz schien die Haupturſache zu seyn, daß er nicht in die jährliche Zahlung einer Steuer an Aldschîr willigte, die Ibrahîm Scherîf (s. oben) versprochen hatte. Im J. 1807 im Monat März schickte er sein Kriegsheer gegen Aldschîr und wurde anfangs besiegt und in die Flucht geschlagen, aber weil die Aldschîrer ihren Sieg nicht zu benutzen wußten, blieb es auch bei wiederholtem Heerzuge im Monat Juli für beide Theile beim Alten. Den Regirungsgeschäften widmete er unermüdliche Aufmerksamkeit, die Wahl seiner Minister aber fiel jederzeit auf Personen, die weder Talente noch Tugenden besaßen. Er kam wenig oder gar nicht nach Tunis, sondern hatte seinen Hoffitz drei französische Meilen westlich davon auf dem Schlosse Barda, dem noch bis heut zu Tage gewöhnlichen Wohnsitze der Beyen von Tunis, woselbst zugleich sein Bruder 'Os'man Bey und auch sein Neffe mit ihren Frauen und Kindern bei ihm hausten, die ohne seine Erlaubniß den Palast nicht verlassen durften, so daß er also seine Verwandten unablässig unter Augen hatte. Dem Laster der Päderastie ergeben, verschmähete er sein aus nur wenigen Frauen bestehendes H'arem, und obschon eine der Frauen seine Gemahlin hieß, wohnte er ihr zuletzt seit Jahren nicht bei, und sie hatte auch keine Kinder von ihm. Da seine vormaligen Kinder alle gestorben waren, wurde nach seinem Tode (er starb im März 1814) sein Bruder 'Os'mân oder 'Oth'mân Bey sein Nachfolger. Dieser wurde sehr bald das Opfer einer verkehrten Sicherheit, indem sein Vetter Sſidy Mah'mûd H'asan, den er vom Throne auszuschließen gewußt hatte, seine Sorglosigkeit benutzend, ihn im J. 1815 ermordete und den ihm nach dem Rechte der Erbfolge zugehörigen Thron bestieg, bei welcher blutigen Umwälzung auch 'Os'mân's beide Söhne, die vergebens zu entfliehen gesucht hatten, das Leben einbüßten. Im J. 1816, den 17. April, schloß der Bey Mah'mud H'asan mit Neapel zur Sicherheit der Schifffahrt beider Sicilien und zur Auslieferung der gemachten christlichen Sklaven einen Friedenstractat ab. Einen kurze Zeit nach seinem Regirungsantrit gemachten Versuch des Ministers Jûsuf Chôdscha, seinen Herrn umbringen zu lassen und sich selbst der Regirung zu bemächtigen, mußte dieser mit seinem Kopfe bezahlen, und der Regentschaft ward die vollkommene Ruhe hergestellt. Erst im J. 1822 spukte mehre Monate eine weit gefährlichere Verschwörung gegen ihn, welche den Umsturz der bestehenden Regirung und die Ermordung sämtlicher Glieder der regirenden Familie beabsichtigte, und an deren Spitze der Großschatzmeister stand. Sie sollte am 31. October ausbrechen, der Großschatzmeister sollte mittelst derselben zum Pâschâ erhoben und mehre seiner Verwandten sollten mit den ersten Statsämtern bekleidet werden, der Miliz war die Plünderung der Stadt verheißen. Die Gefahr war groß, indem einige 'Araberhorden aus dem Innern des Landes zur Mitwirkung eingeladen waren. Noch zu rechter Zeit erhielt der Bey bestimmte Aufschlüsse über diese Verschwörung, die von Seiten des Anstifters um so gräßlicher war, da derselbe, ein Maure, von dem Bey zur höchsten Stufe von Ansehn und Reichthum erhoben worden war und dessen ganzes Vertrauen in dem Grade hatte, daß er (was bis dahin nicht erhört) freien Zutrit in das H'arem des Herrschers genoß und selbst die Gemahlin desselben unverschleiert sehen durfte. Die Empörung wurde in der Reife erstickt. Zuerst wurde der Schwiegersohn des Großschatzmeisters ergriffen, des Landes verwiesen und unterwegs erdrosselt, der Großschatzmeister selbst wurde eingekerkert und in der Nacht auf den 28. October erwürgt. Den folgenden Tag traf seinen kranken Bruder dasselbe Schicksal, hernach auch seinen Sohn und zugleich alle Frauen, Sklaven, Mamluken, Verwandte, Freunde und Bekannte des Statsverräthers, welche alle schleunig gefangen genommen wurden und großentheils mit dem Leben büßen mußten. Hiemit war die Ruhe hergestellt und alle Besorgniß ver-

schwunden. Des treulosen Großschatzmeisters hinterlassener Reichthum soll sich auf mehre Millionen Piaster belaufen haben. Im Monat März des Jahres 1823 sah sich Mah'mûd H'asan Pâschâ genöthigt, einen Friedens- und Handelsvertrag mit dem Großherzogthum Toskana abzuschließen, wonach diesem State die Begünstigung der übrigen europäischen Staten zuerkannt ward, und um dieselbe Zeit seiner Flotte die schleunige Rückkehr in den Hafen von Tunis anzubefehlen, um die heimathliche Küste vor den Einfällen der Griechen zu schützen, deren Geschwader den Hafen von Tripolis sperrte. Anfangs Monats Juni erschien darauf eine britische Fregatte auf der Rhede von Tunis mit zwei Bevollmächtigten im Auftrage, die Freilassung aller christlichen Sklaven zu fodern, welche Unterthanen der ionischen Inseln waren, welcher Foderung sich der Bey im Januar 1824 auch wirklich fügen mußte. Bald darauf, am 23. März des Jahres, erfolgte dieses Bey Sfidy Mah'mûd H'asan Tod. Durch ihn war die in den Rechten der ehemaligen Deywürde aufrecht gehaltene Bey-Würde des tünisischen Stats ganz unbedingt erblich geworden, und sein ältester Sohn Sfidy H'asan trat nun ungehindert an seine Stelle. Sfidy Muzt'afâ Bey, sein Bruder, befand sich zur Zeit seines Todes im Innern des Landes, die Abgaben einzutreiben.

Die skizzirte Übersicht der Geschichte des noch gegenwärtig regirenden Beys von Tûnis, Sfidy H'asan, deren vollständige Ausführung umständlichere Nachrichten aus Reiseberichten und andern Quellen erwartet, begnüge sich mit der Andeutung der vornehmlichern Ereignisse zunächst verflossener Jahre. Im Anfange des Jahres 1830 zwischen der tünisischen Regentschaft und dem sardinischen Hofe obwaltende Zwistigkeiten, wurden im Monat Mai dieses Jahres durch das bloße Erscheinen des sardinischen Geschwaders vor der Stadt Tûnis beigelegt. Schwieriger gestaltete sich das Verhältniß der Regentschaft und des Bey zu der Regentschaft Aldschir, während der gewichtigern und nachmals zu der für ganz Europa so erwünschten gänzlichen Zerstörung des aldschirischen Raubstates führenden Mißhelligkeit Frankreichs mit Aldschir. H'usein Pâschâ, Dey von Aldschir, drohte dem Bey von Tûnis, als ihm dieser den verlangten Beistand in dem mit Frankreich bevorstehenden Kriege verweigerte, sein Reich mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Der Bey dagegen, um sich unter den Zeitumständen vor einer auch seinem Reiche dräuenden gleichen Gefahr zu sichern, säumte nicht im Monat Mai des Jahres 1830 dem französischen Konsul die Versicherung zu geben, daß er die strengste Neutralität beobachten werde, nachdem gleichwol kurz vorher der Großherr in Constantinopel ihm einen geheimen Geschäftsträger zugesendet hatte, um ihn zur Unterstützung Aldschirs zu veranlassen. Er schickte auch bald auf die dem Konsul gegebene Versicherung im Monat Juni in handelsfriedlicher Absicht einen Gesandten nach Paris, und während der französischen Belagerung Aldschirs zwei Schiffe mit einem seiner Kriegsobern an den Admiral Duperré, ihm die Lieferung von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen anzubieten, auch sich zur Aufnahme französischer Schiffe in seinen Hafen bereit zu erklären. Inzwischen, nachdem nicht längst eine innere Empörung gegen ihn im Ausbruch gewesen, die ihm wahrscheinlich das Leben gekostet haben würde, wenn nicht die Verschwornen, welche die Entfernung der Soldaten zur Eintreibung der jährlichen Steuern aus dem Innern des Landes benutzten, durch eine Frau verrathen worden wären, langte unerwartet der 'oßmanische Abgesandte Tâhir Pâschâ auf einer türkischen Fregatte in Tûnis an, schickte im Namen des Großherrn, dessen Aufforderung, dem Dey zu Aldschir zu Hilfe zu kommen, er so wenig als die Rückfoderung einer dem Dey zu Aldschir geschuldeten bedeutenden Summe beachtet hatte, die seidene Schnur zu und war, nach vorausgegangenem Versuche, durch Geheimboten zur Unterstützung des kühnen Unternehmens, einen Aufstand in Tûnis zu bewirken, im Begriffe, sich zum Dey von Tûnis ausrufen zu lassen. Da jedoch alles dieses mißlang, mußte derselbe unverrichteter Sache wieder nach Constantinopel absegeln. — Im Monat August desselben Jahres 1830, nachdem die Franzosen Herren von Aldschir geworden waren, wurde durch den Grafen *de la Rochefoucauld*, außerordentlichen Gesandten Frankreichs, ein neuer Vertrag mit der tünisischen Regentschaft abgeschlossen, dessen Hauptbestimmungen vollkommene Handelsfreiheit und Aufhebung des bisher vom Bey ausgeübten Monopols, Abtretung der Insel *Tabarca* an Frankreich, Befreiung aller europäischen Seemächte von irgend einer Tributpflichtigkeit, Zurückschickung der den Kriegsdienst verrichtenden Türken in ihr Vaterland, Verpflichtung der Regentschaft in dem Falle, daß in einem an der tünisischen Küste scheiternden Schiffe ein Matrose oder ein Seereisender gemordet oder gemißhandelt werde, den Werth des Schiffes und der Ladung desselben zu bezahlen, ferner gänzliches Verbot der Seeräuberei, und im Falle eines Krieges der Regentschaft mit einer andern Macht vollkommene Sicherstellung der Kauffahrteischiffe der letztern vor tünisischem Angriffe, endlich die Freilassung der zu Tûnis befindlichen Sklaven betrafen. Dieser Vertrag ward am 8. Sept. förmlich genehmigt und durch Unterschrift bestätigt. Von dieser Zeit an knüpfte sich das Band der freundschaftlichen Verbindung des französischen Oberbefehlshabers in Aldschir mit dem Bey und der Regentschaft von Tûnis vester. Französische nach Bûna geschickte Kriegsobere, die bis Tûnis gewesen, rühmten die daselbst gefundene gute Aufnahme, und der Bey schickte gegen Ende Monats Oktober des Jahres einen seiner Neffen nebst noch zwei andern Gesandten nach Aldschir, welche dem französischen General Clausel zum Zeichen der Freundschaft reiche Geschenke überbrachten. Im Monat December segelten die Abgesandten, an deren Spitze der Bruder des Bey Sfidy Muszt'afâ stand, ein allgemein geachteter Mann, von Aldschir nach Tûnis zurück. Der Neffe des Bey war von der französischen Regirung vorläufig zum Landesherrn in Konstantine

bestimmt, nachmals aber im Januar 1831, nachdem der Bey von Tûnis sich verpflichtet hatte, 30000 Mann unter Befehl französischer Kriegsobern zu stellen, um den rebellischen Bey von Konstantine zu züchtigen und zu besiegen, ward ein Prinz des regirenden tûnisischen Hauses, den das Dampfschiff „der Sphinx" nach Aldschîr brachte, als Vasall Frankreichs ernannt, welcher das Beylik' Orân mit 2000 Mann maurischer Truppen in Besitz nehmen sollte, für das Beylik' Konstantine aber der Bruder des Bey Sîdy Muszt'afà als Regent ausgerufen, der auch schon zu diesem seinem Regirungsantrit dem General Clausel mehre arabische Pferde von seltener Schönheit und eine Anzahl türkischer Sättel für die afrikanisch-französische Reuterei zum Geschenke machte und andere reiche Geschenke für den König von Frankreich bestimmte. Dem vom General mit dem Bey von Tûnis abgeschlossenen Vertrage jedoch, wodurch der General dem Bey das Beylik' Konstantine für eine namhafte große Summe abtreten wollte, verweigerte die Regirung Frankreichs die Bestätigung, weil sie von der Regentschaft Aldschîr noch nicht unwiderruflichen Besitz genommen habe, und auch selbst dann, wenn dieser Stat eine französische Kolonie werde, kein Theil davon ohne Einwilligung der Kammern abgezweigt werden könne. — So bemühte sich die französische Regentschaft Aldschîrs auf alle Weise H'asans, Beys von Tûnis, nachbarliche freundliche Verbindung und Beförderung ihrer Unternehmungen zur völligen Unterjochung des aldschirischen States zu unterhalten. Allein der von Anfang an seit der Eroberung Aldschîrs widerspenstige und rebellische Bey von Konstantine beharrte ein gefürchteter Feind, und die wiederholt beschlossene und immer verhinderte Expedition blieb im ganzen folgenden Jahre 1832 und noch bis jetzt unvollzogen. Im Monat Februar 1832 reiste der tûnisische Gesandte nach zehnmonatlichem Aufenthalte in Paris zu seiner Heimath zurück. Indeß ging, brieflichen Berichten aus Alexandrien zufolge, der Pâschâ von Egypten damit um, sich der Barbareskenstaten Tûnis und Tripolis zu bemächtigen, und sollten die gegen Tûnis bestimmten Truppen von einem gewissen *Muszt'afà Waldyonnes* befehligt werden, dessen Ankunft in Egypten erwartet wurde, nachdem er seit zehn Jahren in Aldschîr wohnhaft gewesen und sich für den berechtigten Thronerben von Tûnis ausgegeben, den aber der ehemalige Dey von Aldschîr, H'usein Pâschâ, ihm seinen Beistand zur Erlangung der tûnisischen Herrschaft verweigernd, nur zu Aldschîr gastfreundlich duldete. Der Plan des egyptischen Pâschâ mußte sich unter den Zeitumständen, wie zu erwarten, zerschlagen. Als in der Mitte des Jahres 1832 der Oberbefehlshaber in Aldschîr dem Bey von Tûnis einen tûnisischen, von dem Kriegsgerichte zu Aldschîr zum Tode verurtheilten Schiffshauptmann zurückschickte, und der Bey das Todesurtheil an demselben zu vollziehen bereit war, aber auf dringende Fürbitte des aldschirischen Schiffshauptmanns ihn begnadigte, steigerte dieses Ereigniß die günstige Gesinnung des Bey gegen die französische Regirung dergestalt, daß mehre Streitsachen, wobei französische Kaufleute betheiligt waren, noch an demselben Tage, an welchem die Auslieferung erfolgte, ausgeglichen wurden. Am Standpunkte des beginnenden Jahres 1833 möge die skizzirte Übersicht des Deylik' Tûnis enden und mit der Bemerkung geschlossen seyn, daß der Bey von Tûnis bis diese Stunde unter jährlicher Absendung reichlicher Geschenke die Schutzherrlichkeit der Pforte nach wie vor anerkennt, aber sich durchaus nicht zur Beachtung ihrer Befehle verpflichtet hält. — Lassen wir nun Tripolis auf Tûnis folgen, um mit Aldschîr zu schließen!

Deylik' Tripolis.

In dieser Republik, dem dritten Korsarenstate auf der Nordküste von Afrika, wozu auch gegenwärtig lange Zeit her *Fezzân* und ein Theil der Wüste *Barka* als zinsbar gehören, ist es wie in allen drei Raubstaten Afrika's ergangen, daß immer ein Regent den andern gestürzt hat, und daß der Stat einem immerwährenden Wechsel der Regirung und Verfassung, dabei aber unaufhörlichen Unruhen unterliegen mußte. Im Allgemeinen ist durch alle Veränderung der Regirung in diesem State bis auf den heutigen Tag die 'oß'manische Hoheit, seit Tripolis im Jahre der Flucht 958 (Chr. 1551) den Malteserrittern, die es damals besaßen, unter dem Sſult'ân Solîmân II. entrissen ward, geblieben, obwol in den neuern Zeiten, wie in den beiden andern Raubreichen, sehr eingeschränkt und jetzt noch fast nur dem Namen nach. Nachdem der Stat im Jahre 1551 unter die türkische Botmäßigkeit gekommen, schickte der Großherr zu Constantinopel anfangs zur Regirung dieses Reichs Pâschâs oder Beglerbegs nach Tripolis, hernach ließ er es durch von dem Pâschâ von Tûnis abhängige Sſandschâk's regiren. Da die Pâschâs bald anfangs große Gewalt erlangt hatten, geschah es, daß, nachdem sie gegen Ende des 16ten Jahrhunderts durch die Janitscharen (die hier wie in den beiden andern Barbaresken zu allen Zeiten bis auch noch jetzt bestehende türkische Miliz) schon sehr geschwächt waren, der Sſandschâk' Mamet oder Muh'ammed Bey, ein griechischer Renegat (der christlichen Kirche abtrünnig gewordener Grieche) aus dem alten Hause der Justinianen, sich ums Jahr 1600 von der Herrschaft des Pâschâ losriß, seine Sache mit solchem Nachdrucke anzugreifen wußte, daß er den Pâschâ seines Ansehens ganz und gar beraubte, sich zum unumschränkten Herrn des Landes erhob, der weder des Pâschâ noch des Diwân im geringsten achtete, und unter dem Schutze der Türken und mit Beibehaltung eines besondern, von Tûnis unabhängigen Pâschâ, doch ohne dessen Antheil an der Regirung, die Oberherrschaft und Regirung der Beys stiftete, welche unter mancherlei Unruhen und Aufständen hinsichts der Folge der zur Regirung gelangenden Beys, neuer Regungen der Pâschâs in der Statsverwaltung und sonst von innen und außen, bis zum Jahre 1672 dauerte. In diesem Jahre ermordete die türkische Miliz den damaligen Pâschâ 'Ot'hmân oder 'Os'mân und wählte nun einen Dey in Nachahmung der tûnisischen Grundverfassung. Es wurde jedoch nachmals auch wieder die

Päschawürde in deren ursprünglicher, militärischer Bestimmung ohne eine zugestandene Macht in den Regierungsangelegenheiten eingeführt. Somit trat nun mit dem ersten Dey Namens Ibrahîm die neue verbesserte Gestalt der freien, auf aristokratische Weise beherrschten Republik Tripolis ein, in welcher der Dey als Oberherr des Reichs angesehen ward und der Vorsitzer im Dîwân (dem großen Rathscollegium) war, nächst dem Dey aber und dem Diwân, welcher sich aus den obersten Janitscharen und den vornehmsten Tripolitanern zusammensetzte, der Bey, dem Päschâ zur Hilfe, als der Vorsteher der Miliz und des Finanzwesens bestellt war, welcher aus der vormaligen Verfassung sehr bald, zu Ende des 17ten und im ersten Verlaufe des folgenden 18ten Jahrhunderts wiederum sehr großen Einfluß behauptete, daß er öfters mehr als der Dey selbst galt. Die Beys sind jedoch in Tripolis nicht wie in Tûnis in die Stelle der Deys getreten, und das unumschränkte, nur noch scheinweise unter 'oß'manischer Hoheit regirende Oberhaupt des States ist bis auf den heutigen Tag ein Dey geblieben *), welcher jedoch sich seit dem ersten Jahrzehend des verflossenen 18ten Jahrhunderts zugleich den Titel und die Würde des Päschâ angeeignet hat. Denn damals wurden die Einwohner von Tripolis der ewigen Drangsale, welche sie von dem von dem Großherrn alle drei Jahre nach Tripolis abgeschickten Päschâ, diesem Miliz- und Finanz-Befehlshaber, der, nur auf so kurze Zeit ernannt, den großherrlichen Bestallungsfirmân als Privileg die Einwohner ungestraft plündern zu dürfen betrachtete, erlitten, dergestalt müde, daß sie den damaligen Päschâ umbrachten, und es war der letzte Päschâ, der von Constantinopel nach Tripolis geschickt wurde. Die Päschâwürde ward hierauf in der Person des Dey vereinigt. Der damalige Dey und Päschâ oder Beglerbeg von Tripolis, Ah'med Ben Jûsuf, auch Ssîdy H'amet K'aramânly (gebürtig aus der Provinz K'aramân) genannt, ward, indem er die Wahl der Deys, wie die Beys von Tûnis, in seinem Hause erblich zu machen gewußt, der Stifter einer neuen Dynastie. Denn durch seine Talente und Tapferkeit, als er nicht nur die bisherige unmittelbare Hoheit und Oberherrlichkeit des Großherrn nicht mehr anerkannte, sondern seine Waffen auch in das innere Afrika trug, wo es ihm gelang, die Ssult'anie *Fezzân* zinsbar zu machen und die bis dahin unbezwingbaren Bewohner von *Ghâriân* und *Maslâta*, welche lange Jahre hindurch von dem arabischen Oberhaupte in den Bergen *Ghârián*, dem Scheich Sasamasa, erfolgreich bekämpft wurden, zur tiefsten Unterwerfung zu zwingen, wurde die Herrschaft Tripolis im Jahre 1713 zu einem unabhängigen Königreiche erhoben. Er hatte auch das Verdienst, gewerbsame Fremdlinge aufgemuntert zu haben, sich in seinen Besitzungen niederzulassen, und beförderte durch Eröffnung der Quellen des Nationalreichthums vornehmlich die Weberei wollener Zeuche, die Gärberei des marokkanischen Leders ꝛc. Seine Erledigung der Abhängigkeit vom Großherrn zu Constantinopel und der hohen Pforte betreffend, blieb es doch der Förmlichkeit halber dabei, daß seine Nachfolger, wenn sie zur Regirung gelangten, und auch während ihrer Regirung der Pforte große Geschenke sendeten, wofür sie den Firmân ihrer rechtmäßigen Herrschaft empfingen, was, sowie die von der ursprünglichen Verfassung einer Anstellung eines besondern türkischen Päschâ sich herschreibende Förmlichkeit der in der Regel alle drei Jahre geschehenden Bestätigung auch in Tripolis, wie in Tûnis und bis zum J. 1830 in Aldschîr, bis diesen Tag geblieben ist. Unter seiner Regirung wurde zu Tripolis die dem Schlosse gegenüber liegende, schön gebaute Moschee errichtet; dagegen hat er durch die Zerstörung einer ergiebigen Wasserleitung verursacht, daß die Stadt zuweilen im Sommer an Wassermangel leidet. Der Unverschämtheiten der tripolitanischen Seeräuberei war die europäische Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere fortwährend so gefährdet als jemals vorher, und auch hernach unter seinen Nachfolgern bis gegenwärtig, weshalb unter andern, als die Pforte um die Raubstaten zur Schließung des Seefriedens-, und Schifffahrtsvertrags mit Österreich zu zwingen, ein ganzes 'oß'manisches Geschwader ausrüstete, durch ein vom Ssult'ân Ah'med III. erlassenes Chatt'-scherif im Juni 1725 diesen Seefriedens- und Schifffahrtsvertrag mit Tûnis zwar im December desselben Jahres, aber mit Tripolis erst im April 1726 bewirklichen konnte, durch welchen mit Tûnis und Tripolis zu Stande gebrachten Vertrag die österreichischen Schiffe vor Seeraub und die österreichischen Unterthanen mit Einschluß der niederländischen, sicilianischen, neapolitanischen und florentinischen, auch fiumischen und triestischen vor der Sklaverei gesichert wurden; dessen ungeachtet gleichwol der Dey sich schon im Jahre 1728 genöthigt sah, die Wegnahme zweier neapolitanischen Schiffe als ohne sein Wissen geschehen in einem Schreiben an Kaiser Karl VI. und einem gleichen an den Prinzen Eugen zu entschuldigen und sich bereit zu erklären, Genugthuung dafür zu leisten und zu melden, daß der kaiserliche Konsul bereits 40 Sklaven zurück erhalten habe; auch in einem Schreiben vom März 1729 an den Kaiser sich wiederholt wegen Wegnahme neapolitanischer Fahrzeuge zu entschuldigen, wogegen er sich in einem Schreiben an den Prinzen Eugen im Jahre 1729 über Unfug sicilianischer Korsaren beschwerte. Nach seinem Tode im Jahre 1745 wurde das Reich mehre Jahre hindurch, ungeachtet er die Regirung in seiner Familie für erblich erklärt hatte, mittelst gewöhnlicher Zwistigkeiten wegen der Nachfolge zerrüttet, worauf endlich sein zweiter Sohn H'amet (Ah'med II.) ihm in der Regirung folgte. Diesem folgte sein Bruder Muh'ammed Päschâ (Muh'ammed Ben Ah'med), während dessen Regirung der toskanische Schifffahrtsvertrag nächst dem mit Aldschîr und Tûnis im Januar 1749 auch mit Tripolis zu Stande kam, ingleichen in demselben Jahre durch Vermittelung der Pforte der österreichische Schiff-

*) Nachlässigkeit oder Mißverständniß und nicht zu billigen ist es, wenn dennoch unsere Zeitungen oder andere neuere geschichtliche Schriften den Dey zu Tripolis häufig genug ebenso wie den in Tûnis Bey nennen.

fahrts- und Handelsvertrag noch auf die Häfen Ostende und Nieuport erweitert ward. Nach Muh'ammeds Tode erhob sich im Jahre 1755 sein Sohn 'Aly *Páschá* zu der Würde des Dey. Fast nur durch Rohheit und Ungeschliffenheit und höchst tyrannische Herrschaft zeichnete sich dieser aus; auch legte er mehre Proben seiner schnöden und beleidigenden Behandlung der Geschäftsbeamten europäischer Staten an seinem Hofe, jedoch mit geflissentlicher Schonung der französischen, ab. Inner seiner Regirung bekräftigte sich durch die im J. 1755 erneuerte Urkunde der österreichische Schifffahrts- und Handelsvertrag. Auch ward im J. 1758 im Monat Januar unter dem Großherrn Muszt'afá III. der tripolitanische sowol als tünisische Seefriedens- und Handelsvertrag mit Toskana erneuert. Der Nachfolger 'Alys wurde sein Sohn H'asan. Das Glück seiner Regirung wurde aber vom J. 1792 an durch den widergesetzlichen Machträuber 'Ali Bansuhl von Constantinopel gestört, welcher zwei Jahre zu Tripolis herrschte, und nachdem er alle Bemühungen des Páschá ihn zu stürzen vereitelt hatte, erst im Jahre 1794 aus Tripolis vertrieben ward. H'asans Schwäche und Unfähigkeit benutzte hierauf sein jüngerer Bruder Ssidy Jûsuf oder Jûsuf Bey (denn die Söhne der tripolitanischen Deyen führen den Titel Bey), um im Mai des Jahres 1795 dessen Stelle einzunehmen, in welcher er auch dem Herkommen nach noch in demselben Jahre von dem Großherrn Selîm III. bestätigt wurde. Und so soll der gesetzmäßige Erbe dieser Regirung durch die Hand des eigenen Bruders, welcher unter andern Umständen nicht hätte regiren können, als Schlachtopfer gefallen seyn. Dieser Jûsuf, dem erwähnten zufolge in gerader Linie von H'amet oder Ah'met, dem Sohne des H'amet oder Ah'met K'aramânly (s. oben) abstammend und daher gemeinhin Ssidy Jûsuf K'aramânly genannt, ungemein viel grausamer geschildert, als sein Vater 'Aly Páschá gewesen, indem man weiß, daß er sieben seiner nächsten Verwandten hat tödten lassen, bietet uns in der That, den Berichten der Augenzeugen gemäß, in seiner Gemüthsbeschaffenheit eine gehässige Samlung aller der Eigenschaften dar, welche einen Herrscher in dem dreiköpfigen Ungeheuer der Raubstaten jederzeit mehr oder weniger ausgezeichnet haben. Die Geschichte seiner Regirung stellt uns von Anfang an diesen im Verbrechen erzogenen Räubfürsten als gefesselten Sklaven des Lasters auf die Bühne, zwar als gebildet genug, um sich die Zufriedenheit seiner Unterthanen zu versichern, auch in den vorigen Zeiten seiner Regirung nicht ohne Erfolg, aber übrigens als steten Urheber und beflissenen Mehrer der von den tripolitanischen Kreuzern, deren Schiffe er immer selbst ausgerüstet hat, neuerer Zeit im ersten und zweiten Jahrzehend des gegenwärtigen 19ten Jahrhunderts hauptsächlich gegen sicilianische, sardinische und mit der ost'omanischen Flagge versehene, in der Nähe von Malta betroffene, griechische Schiffe ununterbrochen verübten Schändlichkeiten und der von allen Dienern und Untergeordneten seiner Umgebung tagtäglich begangenen Gewaltthätigkeitshandlungen. Sie bezeichnet uns denselben als einen Domitian, der es von jeher liebte, Verbrecher sowol als bei ihm verleumdete Schuldlose mit eigner Faust hinzurichten, der freigebig in Gunstversicherungen doch nie eine wahre Freundschaft für irgend Jemanden gefaßt; als einen gewissenlos auf gut Maurisch, um seine Zwecke zu erreichen, in Lug und Trug, Treulosigkeit und aller Art Ränken und Kunstgriffen geübten Wicht, von dessen punica fides seine Unterthanen und die Europäer insonderheit häufige traurige Erfahrungen gemacht haben, welcher, wie solches Großbritanien, Nordamerika, Schweden mehrmals erfahren haben, sich gegen die Stellvertreter europäischer Staten sehr oft das schlechteste Betragen, sogar mit Gewaltverübung und frecher Beleidigung verbunden, erlaubte. Die Politik dieses Barbarfürsten hat sich überhaupt immer in jeder Rücksicht als die verkehrteste und verderbteste bewährt. Die Mauren haben stets wenig Hoffnung zu Hofämtern oder zu Statsdiensten zu gelangen gehabt, weil er jederzeit den Renegaten und den Negern einen ausgezeichneten Vorzug gegeben. Statt die ihm unterworfenen 'Araber in seinem Reiche, diese beträchtliche Quelle seines Reichthums für den Ackerbau, zu gewinnen, hat er sich gegen deren Eigennutz, Vortheil und Betheiligung immer nur feindlich bewiesen, und namentlich die in den Provinzen Masurâta und Ghariân wohnenden, nomadisirenden, arabischen Stämme von Zeit zu Zeit als Schiedsrichter in ihren öfteren zwischen sich obwaltenden Zänkereien durch ein abgesendetes türkisches Reuterkorps dergestalt gezüchtigt, daß nach erfolgter Niedermetzelung der Ausgang die Auferlegung einer Kopfsteuer für jeden Erschlagenen gewesen. Das einzige fast, was man zur Ehre seiner sittlichen Denkungsweise sagen kann, ist, beiläufig zu bemerken, daß er das scheußliche Laster der Päderastie stets verabscheute und es immer höchst abschreckend bestraft hat. Sein Bruder Ssidy H'amet (Ah'med) erhielt, nachdem er von der Regirung entsetzt worden, die Befehlshaberstelle oder Statthalterschaft zu *Derne*, womit sonst in der Regel der älteste Sohn eines Dey vom Páschá von Tripolis belehnt zu werden pflegt, von wo er, als die Amerikaner in den Jahren 1800 — 1804 mit Jûsuf im Kriege waren, durch deren schöne Versprechungen sich verführen ließ, ihnen als ein Popanz, dem Páschá Furcht einzujagen, zu dienen, und als sie sich gedrungen fanden, den Frieden mit Tripolis zu erkaufen, sich schändlich von ihnen verlassen sah, indem sie nichts weiter als seine Rückkehr nach *Derne* vermittelten, statt ihm einen Jahrgehalt zu geben, er also sich aus Noth wieder nach *Derne* begeben mußte und bald genöthigt ward, der Rache seines Bruders zu entfliehen, da er denn, obschon der gesetzmäßige Herrscher von Tripolis, in Egypten umher irrte. Ssidy Jûsuf K'aramânly's erstgeborner Sohn, Bey Muh'ammed K'aramânly, obschon vermöge seiner Erstgeburt als Thronerbe anerkannt, hat sich als Jüngling dem Vater gegenüber in dem gehässigen Lichte eines hervorstechenden Stumpfsinnes gezeigt, sich zügellos den rohesten Leidenschaften ergeben und besonders von sehr grausamer Gemüthsart als wahres Ungeheuer bewiesen, auch, als er von einem ihm aufgetragenen Zuge gegen einige aufrührerische, räuberische Beduinen zur Hauptstadt zurückgekehrt, sich gegen seinen Vater so ungehorsam und widerspenstig betragen, daß dieser ihm die Statthalter-

schaft der Provinzen *Benghâzy* und *Derne* übertrug, um ihn von sich zu entfernen, bald darauf aber sich sogar genöthigt sah, im Jahre 1817 seinen zweiten sechs Jahren jüngeren Sohn, den Bey H'amet [Ah'med] *) mit einem Kriegsheere gegen denselben abzuschicken. Zu wiederholten Malen hat Muh'ammed K'aramânly in der Folgezeit Verschwörungen gegen seinen Vater zu stiften versucht. Im Jahre 1826 im Monat Oktober stiftete er eine Verschwörung gegen ihn, die aber entdeckt und er nach *Derne* verwiesen wurde; dann noch neuerlich im J. 1832 befand er sich an der Spitze der Theilnehmer an einer eine Umwälzung beabsichtigenden Empörung, welche am 26sten des Monats Juli ausbrach, wobei die Truppen des Pâschâ, als sie am 27sten einen Ausfall aus dem Schlosse thaten, zurückgetrieben wurden, und der Pâschâ für rathsam hielt, sich in seinem Palaste einzuschließen, der Sieg der Aufrührer aber um so mehr zu fürchten war, da der größte Theil der Bevölkerung sich ihnen angeschlossen hatte. In dieser neuesten Zeit wird die Lage des Dey, der Stadt und des States überhaupt durch ununterbrochene Unruhen und ernste Bedrängnisse immer kritischer, und die Dinge verwickeln sich dergestalt, daß diesem Raubstate, der hinter dem Schicksale, welches über Aldschir verhängt worden ist, nächst bevorstehende Untergang gedroht zu seyn scheint, und diese Drohung, so Gott gebe! vielleicht bald in Erfüllung geben dürfte. Im Monat Juli eben dieses verflossenen Jahres 1832 war das Land in vollem Aufruhr begriffen und der Anarchie preisgegeben. Die Stadt ward von den Empörern, welche sich der benachbarten Forts bemächtigt hatten, belagert, und der Dey hielt sich in dem vesten Schlosse (der *K'aszaba*) eingeschlossen. Denn schon am 14ten Juli kam eine britische Schiffsabtheilung, am 28sten eine britische Fregatte mit zwei Korvetten vor Tripolis an, um von dem Dey die Summe von 200000 Piastern als Schuldforderung britischer Unterthanen an ihn einzuziehen. Da der Dey nicht nur die ihm sogleich anfangs zur Frist gesetzte Zeit von 48 Stunden ohne Zahlung verfließen lassen mußte, sondern überhaupt nicht im Besitze einer so bedeutenden Summe war, auch sein Gebot von 70000 Piastern zurückgewiesen ward und man wenigstens 100000 verlangte, so ergriff er die Maßregel, eine neue Steuer auf die Bewohner des flachen Landes auszuschreiben. Dieses veranlaßte Empörung. Die 'Araber, zum Aufstande gereizt, zogen in Masse gegen die Stadt heran, und als der Dey dem Landvolke die Zurücknahme des Steuergebots verweigerte, wurde er für abgesetzt erklärt und an seiner Stelle ein junger Mann, sein Enkel, der sehr beliebt im Lande ist und das unbedingte Vertrauen der 'Araber genießt, ausgerufen. Es wurden zwar sofort die Stadtthore geschlossen, die Meuterer indessen bemächtigten sich der umliegenden Forts und beschossen von dort aus die K'aszaba. Der britische Konsul und andere Engländer, überhaupt alle Europäer hatten sich aus Furcht vor der Anarchie auf dem britischen Linienschiffe, das noch auf der Rhede vor Tripolis lag, eingeschifft. Bei der Dauer des Aufruhrs von mehren Tagen lebten die Einwohner in der größten Besorgniß, da zu fürchten war, daß die arabischen Stämme aus dem Innern in Hoffnung des Raubens und Plünderns herbeieilen und gemeinschaftliche Sache mit den Empörern machen würden, und sich in der Stadt selbst eine den Belagerern günstige Partei befand. Mittlerweile feuerte eine im Haven liegende tripolitanische Korvette unaufhörlich auf die Meuterer. Auf der Rhede lag, außer zwei engländischen Kriegsschiffen, die französische Brigg „der Komet", um nöthigen Falls die in der Stadt wohnenden Franzosen an Bord nehmen zu können. Zu allem dem kam, daß die eben genannte französische Brigg einen gleichen Auftrag hatte als die britische Fregatte, nämlich eine vom Dey der französischen Regirung geschuldete Summe, die letzten 800000 Franken, in Empfang zu nehmen. Noch in den letzten Monaten des Jahres lauteten die Nachrichten äußerst bedenklich. Die Stadt war noch beständig von Stämmen des flachen Landes belagert und fortwährend beunruhigt. Bei den häufigen Ausfällen der Belagerten kam es jedesmal zu kleinen Gefechten von keinem entscheidenden Erfolge, weil, wenn die Belagerer auch zuweilen zurückgedrängt wurden, diese sich regelmäßig mit Einbruch der Nacht wieder einfanden. Der britische Konsul bewohnte sein Landhaus, der nordamerikanische hatte, da er keine Genugthuung für einen auf seinen Dolmetscher abgefeuerten Pistolenschuß hatte erlangen können, nach abgenommener Flagge von seiner Wohnung, die Stadt samt allen seinen Landsleuten ebenfalls verlassen, und da die Einwohner dieser Abreise sich gewaltsam widersetzen wollten, es auch bereits zu ernstlichen Händeln zu kommen begann, mußte der Dey Befehl geben, die Nordamerikaner ruhig ziehen zu lassen. — Auch der schwedische Konsul war abgereist, ohne einmal die Gründe zu diesem Schritte näher anzugeben. Der über solches Betragen der Konsuln natürlicher Weise sehr ungehaltene Pâschâ oder Dey war mit einem Worte in der allerverdrüßlichsten Lage. Auf der Rhede noch immerfort zwei engländische Fregatten, eine neapolitanische Brigg und die französische Kriegsbrigg „der Komet" und die ganze tripolitanische Marine in einem Schooner, einer Rhebecke, zwei Kanonierböten bestehend!

Diese verworrene und hoffentlich verdientes letztes mißgünstiges Schicksal und endlichen Untergang beschleunigende Verhältnisse Sidy Jûsuf's zu den europäischen Seemächten sind in dem ganzen Zeitraume seiner Regirung und insonderheit seit länger als sechzehn Jahren durch Verschuldung seiner Treulosigkeit und Bundbrüchigkeit und seines übermüthigen, hartsinnigen

*) Die Familie Jûsufs bestand damals aus elf Kindern von drei Frauen, einer weißen als der Hauptgemahlin und zweier schwarzen, die aus Sklavinnen erhoben waren; von der weißen Gemahlin aus drei Söhnen, dem Erstgebornen, Muh'ammed, welcher mit seiner Muhme, einer Tochter des entthronten H'amet (*Ah'med*) verheirathet war, dem zweiten Sohne H'amet (*Ah'med*) und dem dritten 'Aly, nächst diesen aus zwei Töchtern, deren die eine an den Großschatzmeister Selim vermählt, die andere dem Raïß der Marine *Muszt afá* verlobt war. Von den beiden schwarzen Weibern waren auch drei Söhne und der Töchter drei vorhanden. Die Zahl der Erzeugten würde ungemein stärker gewesen seyn, wenn er seine Frauen nicht ermuthet hätte, ihren Entbindungen auszuweichen, welches im Allgemeinen der neuerer Zeit so laut gepriesene Jßlâm als kein Verbrechen betrachtet.

und beleidigenden Betragens vorbereitet und zur Reife gediehen. Hinsichts dessen mögen daher nur die vorzüglichern Ergebnisse während der letztern Zeit seiner Regirung in chronologischer Ordnung hier aufgeführt seyn.

Nachdem der Unfug des Seeraubes von Seiten des tripolitanischen Piratenwesens auch unter seiner Regirung lange genug gedauert, und die immer erneuerten Zwiste wegen gewaltsamer Beeinträchtigung der christlichen Seefahrt auf dem mittelländischen Meere und der Wegführung christlicher Mannschaften in die drückendste Sklaverei kein Ende nahmen, ward er im 2. Jahrzehende des laufenden 19. Jahrhunderts endlich gedrungen, dem Unfuge Einhalt zu thun, daher er im J. 1816 den 29. April den Friedensvertrag mit Neapel zur Sicherheit der Schifffahrt und des Seehandels und zur Auslieferung der christlichen Sklaven unterzeichnete. Aber ungeachtet in der Folge seit Juli des Jahres 1818 kein Kreuzfahrer von Tripolis mehr ausgelaufen war, und die Folgen des friedlichen Systems der Regentschaft gegen europäische Mächte in Betreff der Schifffahrt und der Seehandlung in diesem Barbareskenstate sichtbar genug zu spüren waren, besonders nachdem er, der Dey, die Vermittelung Großbritanniens angesprochen, um mit sämtlichen christlichen Mächten einen Frieden abzuschließen, in welchem er sich anheischig machte, keine der fremden Flaggen in Zukunft mehr zu beunruhigen; er auch namentlich mit den ersten Seemächten Europa's ein fortwährendes gutes Vernehmen in allen Unterhandlungen zu unterhalten nothgedrungen sich bemüht bezeigte, daher z. B. im Februar des Jahres 1822 den Sohn seines ersten Ministers, seinen Schwager, als seinen Gesandten am britischen Hofe ernannt, nach London abschickte: so war gleichwol diese politische Bekehrung von keinem Bestand, und der allgemeine Seefriede wurde gelegentlich wiederum gebrochen. So wurde deshalb im Anfange des Jahres 1823 der Haven von Tripolis durch ein griechisches Geschwader gesperrt, und im J. 1828, in welchem sich neapolitanische und tripolitanische Fahrzeuge gegenseitig kaperten, durch ein neapolitanisches Geschwader, was jedoch am 15. November in den Haven von Neapel zurückkehrte. Denn dieses neapolitanische, aus 3 großen Fregatten, 2 Korvetten, einer Brigg, einem Schooner, 4 Bombenschiffen, 8 Kanonierböten bestehende Geschwader legte unter dem Oberbefehl des Baron Sozzi Caraffa am 22. August dieses Jahres in dem Haven von Tripolis an, leider aber mißglückte das Unternehmen, den treulosen, übermüthigen Dey zu züchtigen. Er, der sich zu einer standhaften Gegenwehr vorbereitet hatte, würde wol dennoch durch die Vermittelung der andern Consuln außer dem neapolitanischen seine an die neapolitanische Regirung gemachte Foderung von 100000 Scudi auf 50000 herabgestimmt haben; allein, sobald der neapolitanische Consul sich eingeschifft hatte, wurde die neapolitanische Fahne abgenommen und das Geschwader begann die Feindseligkeiten mit einer heftigen Bebombung der Stadt, welche die Batterien und Kanonierböte des Dey Pâschâ mit gleicher Lebhaftigkeit erwiederten. Nach zweistündigem Kugelwechsel schwieg das Feuer für diesen Tag auf beiden Seiten. Die beiden folgenden Tage blieben die Kriegsverrichtungen durch widrige Winde unterbrochen. Den 26. begannen dieselben von Neuem und dauerten drei Tage hinter einander fort, aber zuletzt trennten sich beide Theile, nachdem sie sich noch eine volle Ladung gegeben, ohne weitern Erfolg. Die Neapolitaner hatten im Ganzen an 4000 Kanonenkugeln, 436 Bomben, von denen nur 10 die Stadt erreichten und über derselben zerplatzten, und 50 bis 60 Raketen verschossen. Am Morgen des 29. bemerkten die Einwohner ganz unerwartet zu ihrer Freude von den Wällen der Stadt aus, daß der Admiral die Anker gelichtet und sich mit der Flotte bereits 3 bis 4 französische Meilen weit entfernt hatte, ohne eine Fregatte zur Sperrung zurückgelassen zu haben, und Niemand konnte den Grund zu der schleunigen Entfernung errathen. In Folge dieser vereitelten Kriegsunternehmung, die so sehr zu seinen Gunsten ausgefallen, benahm sich der Dey noch übermüthiger als vorher, verlangte nun 500000 Scudi für den Frieden, einen jährlichen Schoß von 10000 Scudi und überdies Entschädigung für die Kriegskosten. Noch mehr! er rüstete mehre Fahrzeuge, um gegen die Kauffahrer von Neapel zu kreuzen. Die nachfolgenden Zeitumstände waren glücklicher Weise seiner Unverschämtheit nicht günstig. Seine Kühnheit würde außerdem ohne Zweifel auch bald das alte Unwesen zurückgerufen und sich auf die Bedrängung der übrigen europäischen Seemächte ausgedehnt haben, wenn nicht das den Barbareskenstaten verhängnißvolle Jahr 1830 seinen weitern Vorschritten die Fußangel gelegt hätte. Um dieses Jahr und Anbeginns desselben hatte Tripolis noch immer genug zu thun, sich gegen die innern Unruhen zu schützen und gegen einen möglichen Angriff der egyptischen Truppen gerüstet zu seyn, indem Meh'emed drohete, es unter Zustimmung der Pforte mit seinem State zu vereinigen. Der Dey traf auch schon, durch die Rüstungen des egyptischen Päschâ erschreckt, bedeutende Vertheidigungsanstalten und ließ in dieser Rücksicht auch vier Korsaren ausrüsten. Während Frankreich mit der Züchtigung Aldschirs beschäftigt war, und dieses vornehmlichste Raubnest durch die ernstlichsten Maßregeln der französischen Regirung seinem Untergange nahe gebracht war, hinderte dieses große Unternehmen nicht die gegen Frankreich obwaltenden Mißhelligkeiten von Seiten des Dey von Tripolis im Auge zu behalten. Jetzt nun, als im Juni des Jahres 1830 Aldschir wirklich erobert war, sah sich der Dey Pâschâ von Tripolis in der größten Verlegenheit, so daß er, nachdem der Admiral Rosamel seinem hohen Auftrage zufolge, ihm durch einen aus der französischen Flotte zugesandten Unterhändler das Ultimatum der Anfoderungen Frankreichs hatte überbringen lassen, kein Mittel mehr wußte, sich dem bevorstehenden Unglücke zu entziehen, und also genöthigt war, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, alle ihm früher gestellten Bedingungen einzugehen und am 11. August einen Friedensvertrag abzuschließen, dessen Hauptbedingungen waren: die französische Flagge von den tripolitanischen Schiffen mit 33 Kanonenschüssen begrüßen zu lassen, auf die Seeräuberei gänzlich zu verzichten und dieselbe unter den

strengsten Strafen zu untersagen, die in der Regentschaft Tripolis befindlichen christlichen Sklaven in Freiheit zu setzen, die in Freiheit gesetzten dem Befehlshaber des französischen Geschwaders zu übergeben und künftig keine Christen wieder in die Sklaverei abzuführen, keiner Nation, unter welchem Vorwande es sei, in Zukunft irgend eine Steuerpflichtigkeit zuzumuthen, sich zur Zahlung von 800000 Franken an Frankreich als Entschädigung für die Verluste zu verpflichten, welche die Seeräuber des Dey dem französischen Handelsstande zugefügt, so wie für die Kosten der Kriegsunternehmung. Von den 800000 Franken waren 400000 ohne Verzug an Bord, die andere Hälfte bis Monat October gefristet. Der Plan, eine Besatzung in Tripolis zurückzulassen, wurde aufgegeben *). Auf diese Weise bewirkte das an Aldschîr gegebene Beispiel, daß Admiral Rosamel unter dem 13. August an den Seeminister berichten konnte: „Die Wünsche des Königs sind erfüllt. Die hohe Sendung, womit ich beauftragt war, hat ohne die Hilfe der Waffen und ohne Blutvergießen den vollkommensten Erfolg gehabt.“ Zu anderer Zeit würde es Sfidy Jusuf's Starrsinn und gewohnte schnöde Behandlung der europäischen Mächte gewiß aufs äußerste haben ankommen lassen. Im J. 1832 ist die Demüthigung des Dey und dessen nunmehrige Ohnmacht dieselbe geblieben. — Verleihe die über das Wohl der Menschheit waltende Vorsehung, welche sich schon dadurch so weise bewährt hat, daß sie das Vorhaben des egyptischen Päschä, sich der Barbareskenstaten Tunis und Tripolis zu bemächtigen und deshalb ein Heer unter Befehl eines vor 15 Jahren nach Egypten geflüchteten Neffen des jetzt regirenden Päschä von Tripolis zu dieses Stats Eroberung und Besitznahme auszurüsten, gleichwie denselben oben bereits erwähnten Vorsatz gegen Tunis, an den Händeln mit der Pforte hat scheitern lassen, verleihe sie durch alle folgenden Ereignisse den Bestand der niedergebeugten Lage und die bald erfolgende Erfüllung der gerechten Hoffnung, das Raubreich Tripolis wie nicht weniger auch Tunis, gleich Aldschîr zerstört und vernichtet zu wissen!

Deylik' Aldschîr.

Von Constantinopel aus schickte der Großherr von Anfang seines Besitzthums des Reiches Aldschîr **), nachdem die türkische Oberherrschaft in diesem Lande im J. 1516 begonnen hatte, einen Päschâ dahin, die türkische Miliz der Janitscharen daselbst zu befehligen, die Regirungsgeschäfte und die Entscheidung in den öffentlichen Angelegenheiten zu handhaben und die durch die Beys in den Provinzen von den Mauren eingetriebenen großherrlichen Einkünfte nach Constantinopel zu fördern. Die durch die wachsende Macht und Gewalt der Päschâs und deren despotische Anmaßungen sehr häufig veranlaßte Unruhen brachten es dahin, daß im Jahre 1625 ein gefährlicher Aufstand sich ereignete, wozu die unter den Türken und den Renegaten auf der einen, und die der Koloris oder Kulóghlû (d. i. der aus den Söhnen und männlichen Absprößlingen aus den Ehen der Türken mit dem eingebornen Frauenzimmer bestehenden Landeseinwohner) auf der andern Seite schon lange bemerkte Eifersucht und die höchste Unzufriedenheit der türkischen Miliz mit der Regirung der Päschâs die Hauptveranlassung gab. Die in Folge dieses Aufstandes unter blutiger Verwirrung mehre Jahre fortwährende Unruhen und Meutereien ließen, ungeachtet kräftiger Maßregeln des Päschâ und des Diwân oder Reichsraths, die Herstellung der innern Ruhe des Stats nur sehr unvollkommen und unsicher zu, um so unsicherer und schwankender, da ein Seekrieg mit den Tünisern ausbrach, in welchem diese jedoch nach einem entscheidenden Treffen zu Lande im J. 1628 einen nachtheiligen Frieden zu schließen gezwungen waren. So wie aber auch nach diesem Ereigniß im Innern des aldschirischen Stats die durch die Koloris veranlaßte Zwistigkeiten und Störungen noch zum Theil fortwirkten, so vermehrte sich noch die Unzufriedenheit mit dem Betragen der Päschâs. Es fing der blos aus Türken und Renegaten zusammengesetzte Diwân bei dem wachsenden Ansehen der aldschîrischen Land- und Seemacht und bei der abnehmenden Stärke und dem nach und nach geschwächten Ansehn der Pforte, deren Lehensherrlichkeit Anfangs des 17. Jahrhunderts bereits unkräftig genug war, um ihre drei Raubgenossen Aldschîr, Tünis, Tripolis im Zaume zu halten, an, sich zu fühlen und nach einem höhern Grade der Unabhängigkeit zu streben. Da es ihnen in dem Versuche einer Widerspenstigkeit gegen den Befehl der Pforte, die mit derselben befreundeten europäischen Nationen fernerhin nicht in Schiffahrt und Handel zu beunruhigen, gelang, ihren Zweck zu erreichen, gingen sie bald weiter und bemühten sich, die Einwilligung der Pforte in das Gesuch um Abstellung der bisherigen Gewalt und jedesmaligen Theilnahme des Päschâ an den Regirungsgeschäften und wenigstens hinreichende Beschränkung solcher Befugniß, wozu von Seiten des Diwân schon länger her der Grund gelegt war, zu erlangen. Zu dem Ende wurden nach unter dem Vorwande, dem Ausbruch eines innern Krieges zuvorzukommen, gefaßten Beschlusse des Diwân Abgeordnete nach Constantinopel geschickt, mit dem Auftrage, über die stolzen Anmaßungen, Betrügereien, Ungerechtigkeiten und willkürlichen Erpressungen des Päschâ Klage zu führen,

*) So unterblieb auch ein gleicher Plan, welchen das Londoner Kabinet gehabt haben soll, Tripolis durch engländische Truppen zu besetzen.

**) Die arabische Benennung ist Aldschesâir oder Eldschesâir, und sollen die Araber, als sie gegen Ende Sec. VII. Mauritaniam Caesariensem erobert hätten, diesen Namen gewählt haben, weil *dschezâir* Inseln (von *dschezîre* Insel) bedeutet und vor der Stadt eine kleine Insel war, aus welcher sie nachmals den Hafen machten. Allein Dschesâir (denn *al* oder *el* ist der bekannte arabische Nennwortsartikel) scheint vielmehr ursprünglich aus Kesâir entstanden und dieses aus Caesarea abgekürzt zu seyn, infofern man annahm, daß hieher die berühmte Stadt Julia Caesarea, die Hauptstadt von diesem Theile Mauritaniens, den die Römer Mauritania Caesariensis nannten, zu setzen sei. Die neuere und jetzige Benennung Algir (Ildschir) soll nun der gemeinen Annahme nach wiederum aus Aldschesâir abgekürzt seyn. Das ist in der That nicht wahrscheinlich und ohne Beispiel. Dagegen findet sich dschir als veraltetes Wort im Arabischen, welches *castrum*, Fort, Citadelle, Burg, Schloß oder Vestung, veste Stadt bedeutet.

zugleich mit Nachdruck auf eine Abänderung in der bisherigen Regirungsform anzutragen und die dazu von ihnen entworfenen Vorschläge darzulegen, welche darin bestanden, daß es ihnen erlaubt sei, aus den Truppen einen verständigen, gesitteten, muthigen, tapfern und erfahrenen Mann unter dem Titel Dey zu ihrem Oberherrn zu wählen, und dieses unter der Bedingung, daß derselbe die Regirung des Reichs mit Anerkennung der 'oß'manischen Hoheit und Abhängigkeit vom Großherrn verwalte, den vom Sſult'ân gesetzten Pâschâ in dessen militärischer Würde und Stellung beachte und der aldschîrische Stat auf eigne Kosten die Truppen und den Pâschâ zu erhalten sich verpflichte. Die Vorschläge fanden bei dem Großwesîr und dem hohen Rathe in Constantinopel, durch Geschenke und durch Überredungen mancherlei Art unterstützt, in politischer Berücksichtigung der Umstände und in Erwägung, daß durch die neue Einrichtung der Pforte eine beträchtliche Summe Geld erspart und die türkische Miliz so besser unterhalten werden könne, Gehör. Es ward ihnen demnach unter dem Sſult'ân Ah'med I. die verlangte Abänderung der bisherigen Regirungsform genehmigt und dadurch die Macht und das Ansehen der türkischen Statthalter nach Wunsche beschränkt. Sogleich nach Zurückkunft der Abgesandten wurde die neue Regirungsform eingeführt, es wurden für diese Verfassung neue Gesetze entworfen und bekannt gemacht, und wurde vom Dîwân mit Zuziehung der Angesehensten aus der Miliz noch in demselben Jahre 1628 ein Oberhaupt unter dem Namen eines Dey erwählt. Der Pâschâ nebst der Miliz erhielt nun den Unterhalt auf Kosten des Stats, durfte sich aber nicht in die Regirung mischen, als wenn er zu Rathertheilung oder Beihilfe aufgefodert wurde. Dies ist der Ursprung des Dey zu Aldschîr, dessen Einsetzung und Beamtung bei der bereits bestehenden ähnlichen Verfassung in den beiden andern Barbareskenstaten kein neues Ereigniß war. Die auf solche Weise umgestaltete aristokratisch-republikanische Regirung gelangte von diesem Zeitpunkte an zu einer Selbständigkeit und gewissen Unabhängigkeit, welche den Umständen nach Mittel an die Hand gab, den Stat zu vergrößern und vortheilhaft zu arten.

Der erwählte erste Dey war H'âdschy Muh'ammed Aghâ (Muh'ammed I.). Er war ein kluger, erfahrner und unbescholtener, seiner Würde entsprechender Mann, der ohne Pracht und Aufwand wie ein gewöhnlicher angesehener Einwohner lebte. Ungeachtet dessen aber war die neue Regirungsform für die Folgezeit fortwährend gefährdet. Sehr bald traten Mißhelligkeiten zwischen den Pâschâs und dem Dey und Dîwân ein, welche Zerwürfnisse und Unruhen verursachten, so daß nach dem Tode des ersten Dey auch im Dîwân verschiedene Parteien der Miliz in Betreff der Wahlen der Deys entstanden. Und so war schon die Regirung des folgenden zweiten Dey Bûbâ H'asan (H'asan I.), der gegen 1670 auftrat, unruhvoll, welchen innern Zustand überdem der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich verstärkte. Als Ludwig XIV., nachdem er Aldschîr, welches bereits ein paar Jahrzehende sein Haupt gegen Frankreich emporgehoben hatte *), im Spätherbst des Jahres 1682 vergebens hatte mit Bomben beschießen lassen, um dieselbe Jahreszeit des folgenden Jahres 1683 die Flotte vor Aldschîr schickte und dieses Raubnest wirksamer bebomben ließ, wobei der Palast des Dey zerstört ward, wurde der Dey H'asan, da er die in der Friedensunterhandlung von französischer Seite verlangten lästigen Bedingungen nicht zu verwilligen wagte, und von dem aldschirischen Admiral Mezzomorto und dessen Anhange alle Schuld auf ihn geschoben wurde, ungeachtet seines Verdienstes, die Stadt Orân (*Wuhrân*) von der Belagerung der Marokkaner nach einem mit reicher Beute erfolgten Siege befreit zu haben, unvermuthet überfallen und ermordet. Ihm folgte dann durch die Wahl der benamte Korsar und Admiral Mezzomorto als dritter Dey von Aldschîr, welcher sogleich alle Friedensunterhandlungen mit dem französischen Admiral Du Quesne abbrach, worauf die Stadt und Festung von neuem mit Bomben beworfen ward, wobei die mehrsten Häven der Korsaren verwüstet, alle ihre Fahrzeuge verbrannt, gegen 400 Kanonen untüchtig gemacht wurden, die Bombenschiffe eine furchtbare Zerstörung angerichtet hatten und die Stadt fast gänzlich zerstört ward. Mezzomorto und seine Anhänger wurden wüthend; Verzweiflung und Habsucht bewogen ihn, sich grausam an einigen in der Stadt zurückgebliebenen Franzosen zu rächen. Wüthend ließ er einige derselben hinrichten. Den Geistlichen Le Vacher, der zuerst abgesandt war, die Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, ließ er auf die Mündung eines geladenen Mörsers setzen und so in die Luft sprengen. — Nach Abzug der französischen Flotte, nachdem dieselbe ihren Zweck beinahe vollkommen erreicht hatte, sah sich der Dey Mezzomorto bei dem nun erst recht fühlbar gewordenen großen Elend und aus Furcht vor der möglichen Rückkehr der Feinde genöthigt, die allgemeine Stimmung zu benutzen und die abgebrochenen Friedensunterhandlungen zu erneuern. Es kam daher im folgenden Jahre 1684 ein aldschirischer Botschafter nach Versailles, um den König um Frieden zu bitten, und da in den größten Theil der Friedensbedingungen eingewilligt wurde, kam der Friede in demselben Jahre zu Stande. Die Aldschirer waren gezwungen, eine starke Kriegssteuer

*) Denn die drei Raubstaten hatten sich dem 'oß'manischen Joche so entzogen, daß die christlichen Mächte, Frankreich, Holland und England für sich, ohne weitere Rücksicht auf die Pforte, dieselben zu züchtigen oder zu sühnen sich genöthigt sahen. So schrieben im Jahr 1675 der Pâschâ, der Dey und der Dîwân zu Aldschîr drei Schreiben an Ludwig XIV. in Antwort auf die ihnen durch den französischen Konsul, Ritter d'Arvieux überbrachten, in welchen sie dem Könige von Frankreich stolz zu wissen thaten, daß die Aldschirer seine Unterthanen, die Franzosen, auch auf livornischen, genuesischen, portugisischen, spanischen, holländischen und maltesischen Schiffen, deren sie sich bedienten, ohne Unterschied nicht zu schonen, sondern zu Sklaven zu machen und zu tödten gewohnt seien; und vor des d'Arvieux Augen brachte der aldschirische Korsar Mezzomorto ein genuesisches und livornisches Schiff mit Franzosen, welche auf der Wallfahrt nach Rom begriffen gewesen waren. Auf des d'Arvieux Vorstellung, daß diese Leute Pilger seien, erhielt er von dem Dey zur Antwort: er bekümmere sich nicht, ob sie Matrosen, Soldaten oder Pilger; sie seien als Franzosen, die unter feindlicher Flagge gesegelt, seine Sklaven.

zu zahlen und alle Christensklaven frei zu geben. So war unter dem Dey Ibrahîm I., welcher an die Stelle des Mezzomorto eingetreten, der, in den vormaligen Posten eines Seeadmirals der Raubschifffahrt zurückgewiesen, in der Folgezeit bis 1703 bei der 'oß'manischen Flotte als Capudân-Päschâ erscheint, der Seefriede mit Frankreich bis dahin völlig hergestellt. Fünf Jahre später, im J. 1688, wurde gleichwol es nothwendig, die Züchtigung zu wiederholen. Nachdem der Marschall d'Etrées 10420 Bomben eingeworfen und fast zwei Drittheile der Stadt in Grund geschossen, auch fünf Schiffe im Haven verbrannt waren, ward der Dey genöthigt, zum erneuerten Male Frieden einzugehen. Der von Ibrahîm in den J. 1685 und 86, hernach wiederholt im J. 1689 vollzogenen Belagerung und Einnahme von Tûnis, so wie des im J. 1694 erneuerten aldschirischen Lagers vor Tûnis, ist schon in der Erörterung der Begebenheiten des Deylik' Tûnis erwähnt. Auch walteten unter seiner Regirung in den J. 1700 und 1701 zwischen den Aldschirern und Fes und Marokko Streitigkeiten ob, in welchen die Pforte auf Aldschirs Seite trat. Im J. 1704 wandte er sich mit einer mit Geschenken begleiteten Bitte an die Pforte, Kanonen und Kugeln zu erhalten. Diese Sendung des großen Geschützes kam hernach auch an, und so gelang es den Aldschirern, nachdem sie bereits im J. 1689 mit einer weit stärkern Macht einen mißlungenen Versuch gemacht hatten, Wuhrân (Orân) im J. 1707 unvermuthet es belagernd zu überfallen und sich dessen 1708 zu bemächtigen, worauf es die Spanier bis 1732 nicht wieder erlangen konnten. Nach der Eroberung zu Ende des Jahres überbrachten die Befehlshaber der drei aldschirischen Admiralschiffe (alle drei Renegaten) die Schlüssel Oráns dem Großherrn dar. Dem Ibrahîm I. folgte 1710 im Monat Mai der Dey Ibrahîm mit dem Bemamen der Narr (Ibrahîm II.). Dieser aber ward, indem er die Frau des Schiffshauptmanns Mah'mûd Raiß, eines portugisischen Renegaten, zum Ehebruch verführen wollte, in demselben Jahre 1710 im Monat Juni nach einmonatlicher Regirung gewaltsam getödtet.

Indeß während Verlauf von 26 Jahren, seit dem mit Frankreich abgeschlossenen Frieden, durch getroffene zweckdienliche innere Einrichtungen nach zugenommenem Ansehn der Dey-Würde die Regirung sowol als der Stat zu bisher unbekannter Festigkeit gelangt war, die Deys also sich hierdurch künftighin berechtigt glaubten, nach einem höhern Grade von Unabhängigkeit zu streben, die Päschâs aber bald nach ihrer im J. 1628 erfolgten Demüthigung sich um heimlichen Anhang bewarben, um ihr altes Ansehn wieder zu erlangen, und daher, weil sie den Einfluß und die Macht der Deys auf alle Weise zu schwächen suchten, diesen immer verhaßter und verdächtiger wurden, so bemühten sich diese, ihre heimlichen Widersacher in den Augen der Soldaten als Ruhestörer zu schildern, welches ihnen auch immer mehr gelang. Dem gemäß geschah es, daß der im Monat Juni des Jahres 1710 an des ermordeten Ibrahîm Stelle gegen den Willen des Päschâ zum Dey erwählte Bâschtschâuß 'Aly ('Aly I.), ein sehr beliebter Mann, nachdem er bei weitem den größten Theil der Mächtigen und Angesehenen im Volke auf seine Seite gebracht hatte, den Diwân zu dem Beschluß vermochte, den damaligen sehr verhaßten Päschâ, weil er sich einen bedeutenden Einfluß in die Regirungsgeschäfte anmaßte, zu verhaften und nach Constantinopel zurückzubringen und es bei der Pforte zu bewirken, daß ins Künftige, um Unordnungen, Zerwürfnisse und Unruhen zu verhüten, kein neuer Päschâ auf beständig nach Aldschîr gesendet werde. Diesem Entschlusse des Reichsraths zufolge ließ Bâbâ 'Aly den Päschâ in Verhaft nehmen und auf einem Fahrzeuge, was nach dem Reiche Tûnis abfuhr, für die Überfahrt nach Constantinopel mit der Drohung einschiffen, daß, so er sich unterstehen werde, nach Aldschîr zurückzukommen, um fernere Unruhen anzustiften, er ihn unfehlbar mit dem Tode strafen werde. Eine zugleich mit reichen Geschenken an die Wesirs, an die Sulk'anninnen und die höhern Beamten des Serails oder Kaiserpalastes abgefertigte Gesandschaft mußte sich im Namen des Diwân des aldschirischen Stats über das Betragen des überlieferten Päschâ und seiner Vorweser beklagen und dem Großwesir vermelden, daß dieser Beamte als steter Ruhestörer und Unruhstifter wegen seines aufrührerischen Geistes zwar den Tod verdient habe, er, der Dey, jedoch aus Ehrfurcht gegen den Großherrn und aus Achtung gegen Se. Hoheit den Großwesir denselben nicht habe tödten lassen, sondern sich mit dessen Entfernung aus dem Reiche begnügt habe; daß inzwischen die treue Milîz gegen diesen Päschâ so schwierig geworden und so aufgebracht sei, daß, falls dergleichen Störungen von Seiten des Päschâ wieder vorfallen möchten, er sie nicht von der Ermordung desselben werde abhalten können. Solches Ärgerniß und unvermeidliches Verbrechen der Widerspenstigkeit gegen die Anordnungen und Befehle der hohen Pforte zu verhindern, ließ er Namens Seiner und des Diwâns hinzufügen, werde es, da ohnehin die Anstellung eines anher gesendeten Päschâ sonder Nutzen und Vortheil, vielmehr den eignen Beziehungen der Statsverwaltung auf das Wohl des Ganzen sehr nachtheilig sei, am besten seyn, keinen Päschâ fernerhin zu senden, sondern mit dieser Würde jedesmal den Dey zu beehren; nur bei besondern Gelegenheiten, wenn die hohe Pforte der aldschirischen Regentschaft etwas bekannt zu machen habe, werde die aldschirische Regirung einen außerordentlichen Päschâ jederzeit ehrenvoll aufnehmen, auch auf ihre eigenen Kosten standesmäßig unterhalten und beschenken; auch solle jeder Dey sogleich nach seiner Erwählung bei der hohen Pforte um die Bestätigung und zugleich um den Titel eines 'oß'manischen Päschâ anhalten; nächstdem solle die den bisherigen Päschâs bewilligte zweimonatliche Bezahlung stets während der Zeit von zwei Monaten an den Ältesten in der Milîz, welcher hinsichtlich der türkischen bürgerlichen Rechtspflege und peinlichen Gerichtsbarkeit als Haupt der vollziehenden Gewalt anzusehen, ausgezahlt werden; überdies der gedachten Person während ihres zweimonatlichen Amtes alle Ehrenbezeigung, welche bis dahin der türkische Päschâ genoß, erwiesen, auch an dieselbe an jedem Abend die Schlüssel der Stadtthore

übergeben werden, wobei man ihm den Titel Aghâ zugestehen wolle. Die Pforte fand für gut, die Vorschläge zu bewilligen. Auf dieſe Weiſe vereinigte ſich unter dem türkiſchen Kaiſer Ah'med III. in der Perſon des Dey Bâbâ 'Aly die Dey-Würde mit der Paſchâ-Würde, wodurch ſich der 'oſ'maniſche Sſult'ân für alle Folgezeit aller Einwirkung in die aldſchîriſche Statsgewalt begab. — Es war alſo die aldſchîriſche Regirungsform abermals zum Nachtheil der 'oſ'maniſchen Oberherrſchaft abgeändert. Seit dieſer Abänderung bis zur Endſchaft des aldſchîriſchen Raubſtates hat der Großherr nur von Zeit zu Zeit einen Bevollmächtigten nach Aldſchîr geſchickt, den man immer ſehr ehrenvoll empfangen und bewirthet, aber auch immer bewacht und immer im Grunde des Herzens als unwillkommenen Gaſt betrachtet und nur ſo weit beachtet, als es Wohlſtand und Politik erheiſchten, auch ſeine Ankunft ſo viel man konnte abzulehnen geſucht, und wenn ſich dieſes nicht thun ließ, ihn baldigſt wieder zurückbefördert hat, um ſo mehr, da dieſe außerordentlichen Abgeſandten gewohnt waren, der daſigen Miliz in einer Hochgeberde und mit einer Miene zu erſcheinen, welche derſelben ihre Niedrigkeit und Unterwürfigkeit gegen die hohe Pforte ſichtbar zu machen bezweckte. Dieſelbe Epoche der Regirung des Dey 'Aly Pâſchâ iſt es, ſeit welcher ſich die Deys zu Aldſchîr als vollkommen unbeſchränkte Fürſten und unbedingte Oberherrn des States und als bloße Bundesgenoſſen des Großherrn angeſehen haben, welche allein bei wichtigen äußern Angelegenheiten durch außerordentliche Geſandten Ordre erhalten konnten. Bâbâ 'Aly, Dey und Pâſchâ zugleich, ſchaffte ſich ſogleich nach ſeinem Antritte die ihm widerwärtig geweſenen, ihm nebenbuhlenden und verdächtigen Perſonen auf die Seite. Man zählte in den erſten Monaten ſeiner Regirung über tauſend Perſonen, welche theils hingerichtet, theils meuchelmörderiſcher Weiſe, jedoch großentheils auf ſein Anſtiften, umgebracht, gehenkt, erwürgt, erſäuft wurden. Dennoch erwarb er ſich als Herrſcher die Liebe ſeiner Unterthanen in ſo hohem Grade, daß man ihn als einen der Marabut's (Morâbut's), d. i. der muh'ammedaniſchen Heiligen, verehrte und ihm nach ſeinem, den 4. April 1718 erfolgten, natürlichen Tode in der Stadt Aldſchîr ſelbſt, gegen die allgemein herrſchende Sitte, die Todten außerhalb der Städte zu begraben, innerhalb der Ringmauern eine Grabſtätte gab und ein Grabdenkmal errichtete. In derſelben doppelten Würde, als Dey und als Pâſchâ, folgte dem 'Aly im April 1718 Muh'ammed II., Muh'ammed Ben H'asan, Bâbâ Muh'ammed gemeinhin genannt (in europäiſchen Nachrichten auch Meh'emed oder Meh'med, welches ebenſo unrichtig iſt als Ben Assem). In ſeiner Perſon wurde zum erſten Male der Großſchatzmeiſter, erſter Miniſter der Würde nach, als Dey erwählt. Dieſes geſchah von einigen der Vornehmſten im Palaſt des Dey mit Beiſtimmung des Dîwân, und man erzählt von dieſer Wahl eines neuen Dey, daß an demſelben Tage in Zeit von 24 Stunden ſechs nach einander ernannte Deys ermordet worden ſind, bevor dieſer ſiebente den Poſten behauptete. Die außen vor dem Bâblueter Thore der Stadt Aldſchîr befindlichen, theils faſt ganz zerfallenen, theils halb zerſtörten Kuppel-Gebäude werden für die Grabſtätten jener ſechs Ermordeten ausgegeben. Muh'ammed Ben H'asan war ein hochgewachſener, ſtark beleibter und kräftiger Mann von 36 Jahren, als er erwählt wurde, der aber weder leſen noch ſchreiben konnte und in ſeiner Jugend Ochſenhüter in Egypten geweſen war. Bei ſeinem Regirungsantrit war er noch unverheirathet. Seine Regirung iſt gleich der ſeines Vorgängers belobt *). Er war zwar ſtolz und hoffährtig, auch haſtig und hitzig von Gemüth, allein er hatte ſich um die Statsverwaltung vornehmlich durch Wiederherſtellung und Verſtärkung mehrer veſten Plätze verdient gemacht und war bis zu ſeinem tragiſchen Tode betriebſam; denn er war der erſte Dey, der wieder ermordet wurde, welches von einigen unzufriedenen Türken den 18. Mai des Jahres 1724 geſchah. Die Leibwache des Ermordeten ſetzte an deſſen Stelle einen Aghâ (Kriegsminiſter) auf den Thronſtuhl des Deylik' und wußte ihn auch gegen eine unzufriedene Partei zu vertheidigen. Dieſer war 'Abdy Aghâ, 'Abdy Ben Muh'ammed, ein ſechzigjähriger Greis, welcher die vornehmſten Statswürden durchgegangen und zuletzt Bey der mittäglichen Provinzen des aldſchîriſchen Stats, dann mehre Jahre hindurch General der Reuterei war. Er ſtand in dem Rufe, fähiger als irgend einer zu ſeyn, die Regirung zu verwalten und ſich die Liebe der Unterthanen zu erwerben. Im Ganzen ſoll es allerdings der Fall geweſen ſeyn, zudem er als von Gemüthsbeſchaffenheit mild und leutſelig (in dieſer Eigenſchaft ganz das Gegentheil von ſeinem Vorgänger), auch als gebildet und zugleich begütert geſchildert wird. Als die Pforte im J. 1725, um die Raubſtaten zur Schließung eines Friedens mit Öſtreich zu zwingen, ein Geſchwader ausrüſtete, und den 12. Juni dieſes Jahres Sſult'ân Ah'med III. ein Chat'ſcherif erließ, das an die Deyen von Aldſchîr, Tûniß und Tripolis lautete, ſo ſcheiterten alle Bemühungen des Botſchafters an Aldſchîr, indem von Seiten des Dey Pâſchâ und des Dîwân in ziemlich grober Erwiederung der von Seiten der Pforte mit Öſtreich gepflogene Fridensvertrag gemißbilligt ward. Späterhin erſt, im Jahre 1727 kam dieſer Friede und Schifffahrts- und Handelsvertrag zwiſchen Aldſchîr und Öſtreich wirklich zu Stande (vorher im Jahr 1726 mit Holland). Auch den Dey 'Abdy Ben Muh'ammed Aghâ traf das traurige Schickſal, ermordet zu werden. Ein gleiches traf ferner ſeinen Nachfolger Ibrahim III., welcher der Alte beigenamt war, unter deſſen Regirung der letzte Verſuch der Koloris, die türkiſche Regirung in Aldſchîr umzuſtoßen, vorfiel, indem H'âdſchy Muh'ammed, der Sohn des vorigen Dey 'Abdy, auf ſeiner dreijährigen Abweſenheit in 'Arabien ein ſtarkes Heer aus der Levante zuſammen-

*) Umſtändliche Schilderung der beiden Deys Bâbâ 'Aly und Bâbâ Muh'ammed und ihres Hofes hat Renaudot, ein gleichzeitiger Berichterſtatter in dem Buche Gemälde des Königreichs und der Stadt Algier. Was er jedoch von den ganz vorzüglich ausgezeichneten Eigenſchaften und Tugenden ſagt, iſt, wie manches andere ſeiner Erzählung, übertrieben und etwas romanhaft ausgeſchmückt.

brachte, um damit nach Aldschir zu gehen und unter dem Beistande der übrigen Kolorts daselbst die Türken zu vertreiben, aber bei seinem Anmarsch über Tripolis von dem damaligen Dey von Tripolis, Karamanly, in geheimem Einverständniß mit dem aldschirischen Dey Ibrahim, hinterlistiger Weise in die Falle gelockt und unerwartet erschossen, zugleich sein ganzes mitgebrachtes, großentheils aus Türken bestehendes Kriegsheer durch gewaffnete Hand zerstreuet ward. Auf Ibrahim III. gelangte zu Aldschir der Dey Ibrahim IV., sein Vetter, zur Regirung, welcher im J. 1736 gewaltsam ums Leben kam. Unter dessen Herrschaft eroberten im Jahr 1732 die Spanier das von ihnen seit 1509 bis 1708 in Besitz behaltene Oran (Vuhrân), welches aber Aldschir seit 1708 wieder besaß. Der letzte Dey von Aldschir im 18. Jahrhundert, welcher meuchelmörderischer Weise sein Leben verlor, war Ibrahims III. Nachfolger, der Dey Muh'ammed III. mit dem Zunamen Kôr d. i. der Einäugige. Unter dieses Deys Regirung kam im Jahr 1746 ein Seehandlungsfriede zwischen Aldschir und Dänemark zu Stande, welcher 1750, auf die Staten Tûnis und Tripolis ausgedehnt, erneuert wurde. Es wurde dieser gemäßigte Dey Muh'ammed Paschâ den 11. December 1754 als ein 70jähriger Greis von einem Meuchelmörder bei der Auszahlung des Soldes an die Truppen gedolcht und dann niedergeschossen. Der Meuchelmörder wollte sich hierauf selbst als Dey behaupten, ward aber vom General der Neuterei zusammengehauen *). Es folgte nun im Jahr 1754 als Dey der Ssipâhîler 'Aly ('Aly II.) ohne viel Unruhe und Blutvergießen. Er ist derselbe, von welchem in der Übersicht des Deylik Tûnis erwähnt wurde, wie ihm einst zu Tûnis der Schimpf widerfuhr, von dem Sohne des Bey von Tûnis einen Backenstreich zu bekommen. Aus Rache ergriff jetzt 'Aly Veranlassung zu einem Kriege gegen Tûnis, was auch schon a. a. O. gesagt ist. Es wurde also unter 'Aly's Regirung im Jahr 1757 Tûnis unter dem Vorwande wegen unzeitiger Friedensunterhandlungen mit den Malteserrittern und wegen Zurückhaltung der schuldigen Zinsbarkeit an Aldschir mit Kriegsmacht angegriffen, erobert und geplündert. (Ausführlich ist diese in vielem Betracht sehr merkwürdige Begebenheit in gedrängter Kürze erzählt in v. Rehbinders Nachrichten und Bemerkungen über den algierischen Stat. B. 2. S. 826—831.) 'Aly bekleidete die Würde eines Dey bis zu seinem Tode, welcher in das Jahr 1766 fiel. Unter seiner Regirung ward auch der im October 1748 zwischen Toskana und Aldschir geschlossene Friedens- und Handelsvertrag im Juni 1757 erneuert. Nach 'Aly's Tode wurde 1766 Muh'ammed IV. zum Dey erhoben, welcher, nachdem er von unten auf gedient hatte, ein gemeiner Soldat und Schuhmacher zu Kallo, den Posten des H'asnadschy (Chasnadschy oder Chasinadschy), d. i. Großschatzmeisters oder Finanzministers, ersten Ministers dem Range nach, bekleidete. Sein Vorgänger hatte ihn auf dem Sterbebette allen Ministern als den würdigsten zu seinem Nachfolger empfohlen, ihm aber als dem Nachfolger seine Witwe und seinen einzigen Sohn. Einige Unzufriedene unter den Großen, welche sich Anhänger zu verschaffen gewußt hatten, um den neuen Dey zu stürzen, wurden, bevor ihre Unternehmungen gefährlich geworden, gefänglich eingezogen, und überwiesen zum Theil hingerichtet. Auch war eine nachmals gegen ihn ausgebrochene Verschwörung gleichfalls von unglücklichem Erfolg.

Muh'ammed Pâschâ machte sich durch seine Mäßigung in Hinsicht seiner Throngegner, durch eine gewisse Gerechtigkeitsbeobachtung und einen von Liebe zu Pracht und Aufwand, von Schwelgerei wie von Verschwendung und von Wollust entfernten, durch Mäßigkeit und Begnügung ausgezeichneten Lebenswandel allgemein beliebt. Indem er auf Ordnung und Sparsamkeit ganz vorzüglich hielt, konnte er die genaue und richtige Bezahlung der Statsausgaben um so viel leichter bestreiten, da schon die Einkünfte bei weitem den Betrag der Ausgaben überstiegen, und da er auch manche eingeschlichene Mißbräuche, ohne gefährliche Unruhe befürchten zu dürfen, abzuschaffen wußte. Unter ihm ist der Statsschatz sehr ansehnlich vergrößert worden, und da die Verdienste des jedesmaligen Dey hienach bestimmt und geschätzt werden, so mußte er die allgemeine Achtung und Liebe desto gewisser erwerben. Außer durch die ansehnliche Vermehrung des Statsschatzes vermehrte die ihm daraus zufließende allgemeine Achtung noch dadurch, daß man wußte, es werde dereinst bei weitem der größte Theil seiner Hinterlassenschaft an eigenthümlichen Schätzen dem State gleichfalls anheim fallen, weil er sich nicht verheirathete, noch einige Vorliebe für das schöne Geschlecht zeigte, auch selbst einige seiner aus der Levante angekommenen Verwandten nicht sonderlich begünstigte, daher in seiner Person eine Familienverbindung und damit verknüpfte gehässige Neffen- und Vetternbegünstigung nie Statt haben konnte. In Hinsicht der innern und äußern Statsverwaltung befolgte er im Allgemeinen das Beispiel seines Vorgängers, dessen Andenken er sehr in Ehren hielt, und dessen hinterlassener Witwe und Sohne er stets mit Nachsicht begegnete. Sorgfältig beobachtete er das Betragen seiner Minister und Räthe und wußte den einen oft unbemerkt zum Wächter des andern zu machen, auch eine gewisse Eifersucht unter denselben so zu erhalten, daß solche nicht in Parteigeist ausartete. Dadurch befestigte er sein eignes Ansehen. Indem er seinen Ministern es nicht an Mitteln, sich zu bereichern, fehlen ließ, so sahen sie bald ein, daß von der Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und von der Aufrechthaltung der Vorrechte des Dey ihr eigner Vortheil und ihre Selbsterhaltung abhing. Dadurch, daß er seine vornehmsten Statsdiener und Rathgeber selten und nur in der äußersten Nothwendigkeit änderte, verminderte er die Veranlassungen zu gefährlichen Unzufriedenheiten. Er hinderte die Verbreitung der Reichthümer, und je mehr ein einzelner während mehrer Dienstjahre sich erworben hatte, desto mehr hatte derselbe Ursache, seinen Diensteifer und seine Vorsichtigkeit

*) Relazione della tragica morte di Mohammed Pascha Dei d'Algeri succeduta nel di 11. Dec. 1754 in v. Pentlers Gesandschaftsberichten.

zu verdoppeln. Traf dennoch zuweilen das Gegentheil ein, so konnte er auf einmal der Sache ein Ende machen und erhielt so zugleich Gelegenheit, zum Besitz ansehnlicher, während mehrer Jahre gesammelter Schätze des Unwürdigen zu gelangen (denn er war ein sehr geiziger Mann). Durch die Maßregeln Hinsichts seiner Minister und Vertrauten schränkte er zum Theil mit ihrer Beihilfe die Macht und das Ansehen des ihm zur Seite stehenden, vormals so mächtigen Diwân immer weiter ein. Um die Einkünfte des States auf eine merkliche Art zu vermehren, riß er noch mehr, als sein Vorgänger schon gethan hatten, den Alleinhandel mit den Hauptererzeugnissen des Landes an sich, und die Beys der Provinzen wußten, daß sie sich nur durch Mehrung ihrer jährlichen Abgaben und Steigerung der dabei für den Dey und die Großen zu überbringenden Geschenke in ihrem Posten erhalten und sich nur dadurch beliebt machen konnten. Das in ehemaliger Zeit so verderbliche Ansehen der Renegaten, welches schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts abzunehmen angefangen hatte, sank während seiner Herrschaft immer mehr und mehr, so daß sie wenig oder gar nicht mehr geachtet waren. Nur das Ansehen der Türken suchte er aufrecht zu erhalten, jedoch einige ihrer Anmaßungen immer mehr zu beschränken. Dem Grundsatze getreu, sich in die Händel und Streitigkeiten der im Innern des Landes wohnenden freien Völkerschaften und Stämme zu mischen, um sie nach und nach zinsbar und abhängig zu machen, unterstützte und begünstigte er alle darauf abzielenden Bemühungen der Beys nicht ohne Erfolg. Er war sehr vest in seinen Entschließungen, und was er einmal gesagt, davon brachte ihn nicht so leicht jemand ab. Mit den europäischen Mächten, die bei dem Antritt seiner Herrschaft mit Aldschir in Friede lebten, bemühte er sich, diese Freundschaft zu erhalten, doch gemeinhin mit Annahme eines hohen und herrschsüchtigen Tones, und nicht ohne Benuzung günstiger Gelegenheiten, aus solchen Verbindungen Vortheile zu ziehen. Widersetzten sich einige Mächte dieser Absicht, so entschloß er sich äußerst selten zum Nachgeben. Hievon erfuhr, wie die Geschichte lehrt, schon 1769 der dänische Hof den ersten Beweis, indem derselbe nach dem vergeblichen Versuch eines kostspieligen Seekriegswiderstandes zuletzt im Jahre 1772 einen neuen Frieden unter weit lästigern Bedingungen schloß, als diejenigen waren, worüber zuerst die Mißhelligkeiten entstanden. In ähnlichen Fall geriethen die Spanier, als sie im Jahr 1776 ihren schon oft fruchtlos unternommenen Versuch, sich der Stadt Aldschir zu bemeistern, erneuernd, mit großem Nachdruck und großer Tapferkeit ihr Unternehmen zur Ausführung brachten und ihren Zweck wahrscheinlich erreicht haben würden, jedoch auf eine nicht ganz erklärliche Weise, wiewol hauptsächlich aus Ursache eines unter ihnen selbst entstandenen Zwiespaltes, unerwartet zu einem auffallenden Rückzuge nach Spanien bewogen wurden; nachmals im Jahr 1783, der fortwährenden Nachtheile der lästigen Nachbarschaft eines rachsüchtigen Feindes höchst überdrüssig, den Entschluß, um die Aldschirer zum Friedensschlusse zu nöthigen, mit der Flotte zurückzukehren, die Stadt Aldschir von Neuem zu belagern und derselben sich mittelst ernstern Ansturms durch Bebombung zu bemächtigen, zuerst mit glücklichem Erfolg ausführten, aber zuletzt auch dieses Mal die Anker lichteten und die Rückreise antraten, ohne daß es zu einigen Friedensunterhandlungen gekommen war, die Bebombung im folgenden Jahre 1784 zwar mit portugiesischen, sardinischen und neapolitanischen Fahrzeugen verstärkt wiederholten, aber nach einer heftigen Kanonenschlacht von beiden Seiten den neuen Versuch fast gänzlich vereitelt sahen und wiederum unverrichteter Sache abzogen und die Piraten hiedurch nur desto kühner machten, bis dann endlich im Jahre 1785 durch eine zur Friedensunterhandlung abgeschickte Gesandtschaft der Friede wirklich zu Stande kam. Wurde ein Schiff von einem aldschirischen Seeräuber angegriffen und geplündert, und ein Konsul europäischer Macht beschwerte sich hierüber, so war gemeiniglich die Antwort dieses Dey: was verzehrt ist, ist verzehrt; wenn du ein Huhn rupfest und der Wind die Federn zerstreut, wer mag die sammeln? — Ein jeder Christ, der vor der Wohnung des Dey vorüberging, mußte den Hut abziehen. Wer diese Ehrerbietungsbezeigung übertrat, oder sich auf irgend eine Weise etwas laut vernehmen ließ, ward mit Stockprügeln nach Hause begleitet. — Hätte sich Muh'ammed Pâschâ durch seine Lieblingsleidenschaft, den leidigen Geiz, nicht zuweilen zu entehrenden Handlungen hinreißen lassen, er würde unter den Umständen, worin er sich befand, ungeachtet des geringen Grades von Kultur und Bildung, welcher ihm zu Theil war, allenfalls wol als Muster guter Regenten in diesem Lande haben gelten können. Denn auch die äußern Religionsgebräuche beobachtete er pünktlich, und obgleich er selbst die vorgeschriebene Wallfahrt nach Mekka nie unternommen hat, schickte er doch mehre Personen in seinem Namen und an seine Stelle dahin. Auf der andern Seite erschien er wenigstens den gebildeten europäischen Nationen in einem verächtlichen Lichte, indem er sich dadurch den muh'ammedanischen Despoten beigesellte, daß einige seiner Minister und Lieblinge, die ihm Veranlassung zu Verdacht und Mißvergnügen gaben, ohne den Ausspruch des Gesetzes ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen mußten. So noch in seinem Alter von etwa 90 Jahren, im Jahre 1788, übte er dieses tyrannische Verfahren an seinem ersten Minister, welcher ihm in der Regirung zu folgen die größte Hoffnung hatte, indem er ihn als verdächtig, Unruhen zu veranlassen, mittelst geheimen Befehls ganz unvermuthet ohne weitere Umstände durch einen Tschâusch in Gegenwart der frühmorgens zur Aufwartung bei ihm versammelten übrigen Minister und Räthe wider alles Erwarten und zum Schrecken ihrer aller gefangen nehmen, gewaltsam nach dem Hause des Agha du Bâton (strafvollstreckenden Oberbeamten) schleppen und ohne Urtheil und Recht erwürgen ließ. — Im Jahre 1791 am 12. Juli starb er im 93sten Lebensjahre, nachdem er dem State 64 Jahre gedient hatte, nach einer Regirung von 25 Jahren, 5 Monaten und 10 Tagen auf seinem Bette. Durch Sorgfalt des Wekilchardsch (Oberkammerherrn, Oberhofverwalters, Oberrentmeisters und Marineministers) Sſidy 'Aly ging alles ruhig ab, und folgte nach des Verstorbenen Willen der H'asnadschy

(Chasnadschy oder Chasinadschy), sein erster oder Finanzminister, der Großschatzmeister H'asan, der Judenfreund benannt (H'asan II.). Der Nebenbuhler desselben, der Aghâ, Kriegsminister, ward sogleich nach seines Mitbuhlers Thronbesteigung gefänglich eingezogen, seiner Güter beraubt und ins Innere des Landes verwiesen, welcher Verweisung er dadurch zuvor kam, daß er sich entleibte. Ssîdy 'Aly, welcher das meiste zur Wahl des H'asan beigetragen, blieb noch einige Zeit in seinem Posten, weil er sich indessen einige Mal den Befehlen seines neuen Herrn widersetzte, fiel er in Ungnade, erhielt jedoch die Erlaubniß, mit dem größten Theile seines Reichthums nach Constantinopel zurückzukehren, wo er nach Tripolis abgesendet wurde, um dort einige unter den Thronbewerbern ausgebrochene Streitigkeiten zu schlichten. Hier benutzte er die Gelegenheit, sich zum Päschä ernennen zu lassen, in welchem neuen Posten er sich durch weit aussehende, eroberungssüchtige Pläne auszeichnete, dabei sehr eigenmächtig, grausam und rachsüchtig verfuhr. Mit dem benachbarten Tûnis fing er Krieg an und zog mit einer ansehnlichen Heerschaar aus, um diesen Stat zu erobern; weil er sich aber unter den Seinigen durch sein despotisches Verfahren und grausames Betragen viele Feinde zugezogen hatte, vereitelte sein Plan dergestalt, daß er mit einigen seiner Vertrauten nach Ägypten entfliehen mußte.

H'asans Regirung, um wieder zum aldschîrischen Deyenthum einzulenken, merkzeichnete sich im Gegensatz der vorigen fast einzig durch dessen Eigennutz und Habsucht. Nur vornehmlich darauf bedacht, sich und seine Familie zu bereichern, benutzte H'asan Dey jede Gelegenheit dazu, und schenkte einigen angesehenen Juden, deren Eifer, Geschicklichkeit und Verschlagenheit er kennen gelernt, sein ganzes Zutrauen. Sie erhielten einen ungewöhnlichen Einfluß in die Statsangelegenheiten, welches Frankreich, als England die vorgeblich wohlthätige Absicht hatte, Aldschîr durch Hunger zu zwingen, zu benutzen wußte, sich aus dem aldschîrischen Gebirge ansehnliche Kornladungen zu verschaffen. Unter der Leitung der Juden wurde den Schweden und den Venedigern schon im J. 1791 der Krieg angekündigt, um bei den neuen Friedensschlüssen beträchtliche Summen für den Dey zu bedingen, die alsdann dem State anheimfielen. Der Krieg dauerte inzwischen nicht lange, da schon im Jahr 1792 der neue Friede von schwedischer Seite mit 64140 aldschîrischen Zechinen erkauft wurde. Mit England den Frieden zu brechen, verblieb es blos beim Einfall des Dey; denn kaum hatte der Dey den Schritt dazu gewagt, so gereuete ihn derselbe, und die Briten hatten kaum Kenntniß davon genommen, als man sich schon von aldschîrischer Seite geneigt erklärte, alles beim Alten zu lassen. — Dagegen kündigte er im Jahr 1792, obwol mit einiger Mäßigung, den Holländern den Krieg an; indeß auch diese Feindseligkeiten waren von kurzer Dauer, da schon im J. 1794 ein neuer Friede geschlossen wurde, wobei die Juden an den Friedensunterhandlungen wesentlichen Antheil nahmen. So fehdete dieser Dey H'asan auf Anstiften der habsüchtigen 'Ebräer, um bei den Friedensschlüssen desto reicher zu ernten, fast mit allen europäischen Mächten, Spanien und Frankreich ausgenommen, unter welchen ersteres doch gewichtige Summen aufopfern mußte. Der Friedensbruch des dänischen Hofes mit Aldschîr ward daher ein sehr kostbarer Versuch, Aldschîr mit Gewalt oder durch Furcht zum Nachgeben zu nöthigen. Es kam auch mit den Amerikanern zu Friedensunterhandlungen, durch welchen Friedensvertrag auch diese die ihnen dadurch zugeflossenen Handelsvortheile sehr theuer erkauft haben, indem ihnen dieser Friede überhaupt drei Millionen Piaster kostete, wovon der Dey H'asan für seine Person 50000 Zechinen bekam. Sowie die geldsüchtigen reichen Juden bei allen diesen Ereignissen ihre Reichthümer vergrößerten, nahm auch stets ihr Ansehen und ihr Einfluß dermaßen zu, daß sie von mehren europäischen Höfen geschmeichelt, beschenkt und gefürchtet wurden, und obschon ihr am Tage liegender Einfluß und ihr mächtiges Ansehen unter den Türken große Unzufriedenheit bewirkte, so wurden sie doch von den angesehensten Statsdienern noch mehr gefürchtet als gehaßt, und dem Unwillen der gemeinen Türken wurde bald durch kleine Freigebigkeiten und eine anscheinende Volkgefälligkeit und Leutseligkeit des Dey, bald durch Strenge und harte Bestrafungen Einhalt gethan, wobei das Murren mehrer angesehenen Türken, welche die Äußerung ihrer Verachtung einer solchen jüdischen Regirung nicht unterdrücken konnten, immer allgemeiner zu werden anfing. Es würde auch dieses am Ende in eine dem Dey H'asan und seinen 'Ebräern höchst gefährliche Empörung ausgeartet seyn, wenn nicht noch zu rechter Zeit der Tod des Dey dieser Judenregirung ein Ziel gesetzt hätte. Er starb im J. 1798 an den Folgen vormaliger Ausschweifungen. Es folgte ihm durch die Wahl sein Vetter Muszt'afà, eine der unbedeutendsten Personen in Aldschîr. Unter seinem Vorgänger wurde derselbe von dem Posten eines Thürhüters zur Würde eines ersten Ministers erhoben; denn er war jetzt ebenfalls H'asnadschy (Chasinadschy). Unwissenheit, Unthätigkeit und Stolz waren seine vornehmsten Eigenschaften. Nach einer zehnjährigen, schlaffen, dabei den seefahrenden christlichen Nationen Hinsichts des fortgesetzten Unfugs barbareskischer Seeräuberei lästigen Regirung endete auch dieser muh'ammedanische Unhold, um im J. 1808 einem Muster von Tyrannen, einem wahren Bluthunde Platz zu machen. Es war der folgende Dey 'Aly III.

Dey 'Aly Päschä's, freilich zwar durch alle Zeiten in diesen und den beiden andern Raubstaten an sich nicht neue, aber jetzt auf höchsten Kulm gesteigerte Grausamkeiten und empörende Unmenschlichkeiten, auch ungestraft gegen die europäischen Mächte verübte, schmachvolle Beleidigungen sind während seiner siebenjährigen Herrschaft unzählig. Sklaven ermorden, weil sie die Küche schlecht bereitet, oder ein Knöchelchen in einem Gefüllsel übersehen; junge Neger in Brunnen zu werfen gebieten, weil sie sich geweigert, verruchten Begierden zu fröhnen; Griechen, weil sie es gewagt hatten, vom Großherrn die ihnen von aldschîrischen Korsaren geraubte Freiheit zu erflehen, an den Segelstangen ihrer Fahrzeuge aufhängen, Statthalter lebendig schinden zu lassen u. s. w., waren ihm Lieblingszeitvertreibe! Die seiner blutigen Herrschaft überdrüßige Miliz ermordete ihn im J. 1815. Allein,

welches Haupt erwählte sich die der Grausamkeit des 'Aly müde Miliz statt seiner? Auf einen nach 16 Tagen in seinem Pallaste ebenfalls gemordeten Nachfolger erkoren sie den Dey 'Omar. Er war aus Mitylene im Archipel gebürtig, kam als gemeiner Soldat nach Aldschir und hatte sich bis zum Aghà emporgeschwungen. Wie würdig 'Omar Páschà oder Bábà 'Omar war, des Dey 'Aly Páschà Nachfolger zu werden, kann unter andern schon daher erhellen, daß, als er vormals einst beauftragt war, einen Haufen Aufrührer in der Landschaft Orân (Vuhrân) zum Gehorsam zu zwingen, er sich in Folge eines über diese Empörer erfochtenen Sieges aus den von ihm mit eigner Hand ausgeweideten Eingeweiden einiger seiner unglücklichen Gefangenen durch seinen Koch, einen neapolitanischen Sklaven, ein Mittagsessen zubereiten ließ. — Während seiner fast kaum zweijährigen despotischen Herrschaft, im J. 1816, züchtigte die britische und holländische Flotte unter der Gebietung des *Lord Exmouth* und des *van der Capellen* den Trotz der Aldschirer. Denn im J. 1815, als 'Omar eben zum Dey erwählt war, sahen sich die Staten von Nordamerika genöthigt, ihm den Krieg zu erklären, und, nachdem sie am 20sten Juni das aldschirische Raubgeschwader bei *Carthagena* völlig geschlagen, ward im Monat Juli der Dey zum Frieden gezwungen, in welchem er allem Tribut entsagen und sogar für die aufgebrachten amerikanischen Schiffe einen Ersatz von 60000 Piastern leisten mußte. Es fruchtete aber nichts. Am 23sten Mai des Jahres 1816, in welchem Jahre am 3ten April auch ein Friedensvertrag mit Neapel zur Sicherheit der Schifffahrt beider Sicilien und zur Auslösung christlichen Sklaven, wie nachher den 17ten April mit Tûnis und den 29sten April mit Tripolis, geschlossen werden mußte, ward die Mannschaft von 300 bis 400 kleinen Schiffen, welche unter britischem Schutze der Korallenfischeret wegen zu *Bâna* (oder *Bóna*) lagen, am Himmelfahrtstage in dem Augenblicke, wo sie zur Messe ging, von 2000 Türken überfallen und niedergemetzelt. Dieser Vorfall veranlaßte gerechter Maßen den Seezug der Briten, welche am 29sten Juli unter Oberbefehl des Admiral *Lord Exmouth* von Plymouth abfegelten. Das Geschwader lief am 9ten August in der Bai von Gibraltar (*dschebel al t'árek'*) ein, wo 5 holländische Fregatten und eine Korvette unter dem Admiral *van der Capellen* vor Anker lagen und sich an den Seekriegszug der Engländer anschlossen. Der Dey erfuhr erst wenige Tage vor dem Einlaufen der vereinigten Flotte in die Rhede durch einen Juden das Vorhaben der britischen Regirung, und der schlechten Vertheidigungsmaßregeln ungeachtet erkühnte er sich, gegen die dringendsten Vorstellungen seiner ältesten und klügsten Räthe, durch Nachgeben die große Gefahr von Aldschir abzuwenden, trotzig auf die Foderungen des *Lord Exmouth*, die Seeräuberei und die Sklaverei abzuschaffen, mit einer Erwiederung durch den Befehl, auf die Flotte zu feuern, ja selbst die erste Kanone zu lösen. Jämmerlich ward die Stadt am 27sten August eingeäschert, und am 28sten ward der hartnäckige Raubgebieter zu abermaligen Friedensunterhandlungen gedrungen, nachdem er alle Werke des Platzes fast dem Erdboden gleich, seine ganze Schiffsmacht und die meisten Batterien zerstört sah. Er mußte alle Foderungen eingestehend Frieden schließen, vermöge welches Friedensschlusses er verpflichtet wurde, die Sklaverei der Christen abzuschaffen, sämtliche Sklaven auszuliefern und alle in seine Gewalt gerathenden als Kriegsgefangene zu behandeln, worauf sich die Zahl der ausgelieferten Christensklaven auf 1211 belief und *Lord Exmouth* dann im Frühjahre 1817 schon die Befreiung von 1792 deren erlangt hatte. Die Flotte verließ erst am 3ten Sept. die Bai von Aldschir. Die maurischen Einwohner, des drückenden türkischen Joches müde, hatten gewünscht, die Briten möchten das ganze Land nehmen und behalten. — Die Miliz, für das der Stadt und dem Lande durch die Engländer zugefügte große Übel seinen Kopf zur Sühne fodernd, ermordeten bald darauf den nach barbaresken Begriffen zwar tapfern, aber mehr verschmitzten als klugen und dabei großentheils unthätigen, mehr thierisch unbändigen und starrsinnigen als entschlossenen Oberherrn, und an seine Stelle trat am 2ten Mai im J. 1817 'Aly Chôdscha (Dey 'Aly IV.), ein geborner Türke, welcher sich nach der Ermordung seines Vorgängers sogleich in der Nacht mit seiner Familie, seinen Schätzen und seinen Ministern in das veste Schloß, bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts die beständige Residenz seiner Vorfahren, das Schloß, auf dessen Besatzung er sich verlassen konnte, begab und von da aus die Stadt nebst der unruhigen Türkenmiliz durch 50 Kanonen in Ordnung hielt, indem er die Eingebornen des Landes, Mauren und Neger, gegen die eigenen Landsleute, die türkische Miliz, bewaffnete und ihre Anhänglichkeit durch den geheiligten Schatz in dem alten Schlosse, dessen er sich bemächtigt hatte, erkaufte. Auch er behandelte die europäischen Konsuln und die fremden Kaufleute mit empörender Willkür und Grausamkeit, und die aldschirischen Seeräuber wagten sich bis in die Nordsee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geschenke schickte, wie Schweden, Dänemark, Portugal, oder mit welcher sie Verträge geschlossen, wie England, Nordamerika, die Niederlande, Sardinien, Neapel und Frankreich. In dieser so fortwährenden Lage der Dinge gelangte nach dem Tode 'Aly's der Dey H'usein Ben H'asan den 1sten März 1818 zur Würde, welcher um seiner Sicherheit willen ebenfalls das veste Schloß zu seiner Residenz ersah.

H'usein Ben H'asan hatte seine Laufbahn durch den Dienst bei der türkischen Artillerie begonnen, war dann mehre Jahre Minister des Innern, und vor dieser Erhöhung Tabakshändler, und war beim Antrit seiner Regirung als Dey etwas unter 44 Jahre alt. Sein Vorgänger 'Aly wollte sich von dem Joche der türkischen Miliz befreien und hatte diesen Plan dem H'usein, der sein Vertrauter geworden war, mitgetheilt. Anscheinend ging H'usein darauf ein, zur Ausführung des Streichs behilflich zu werden, lebte aber im Geheimen vielmehr mit der Miliz im Einverständniß. Eben sollte 'Aly das Opfer seines Vertrauens zu H'usein werden, als er an der Pest starb. Die Nachfolge H'useins in der Regirung wurde, bei dessen Einverständniß mit der Miliz, von Niemandem streitig gemacht. Er kannte die Stellung Al-

dschirs in Verhältniß zu den europäischen Mächten genau, hatte aber von den ihm zu Gebote stehenden Streitkräften eine so große Vorstellung, daß in seinen Augen kein Stat für ihn furchtbar war. In seiner Regirungsweise konnte man ihn zwar nicht in dem Sinne grausam nennen, welchen die Barbaresken diesem Worte beilegen, er war vielmehr gerecht gegen die Seinigen, obgleich streng, und der britische Konsul zu Aldschir gibt ihm im Jahr 1830 in einem Schreiben das Zeugniß, daß er in mehren Jahren keine Handlung zügelloser Grausamkeit und unbedingter Ungerechtigkeit ausgeübt habe; aber er war bei allem dem doch Despot und erlaubte sich gegen Juden und Christen manche höchst tyrannische Maßregel. Die Gunst der Miliz besaß er durch kluge Freigebigkeit, indem er unter andern nicht selten die von europäischen Mächten entrichteten Tribute unter seine Truppen vertheilte. Unter ihm, obgleich er bei der Hartnäckigkeit seines Gemüths dennoch friedlicher zu seyn schien, als einer seiner Vorgänger, war endlich die Zeit gekommen, zur Ehre Europa's fürs erste an Aldschir, der wichtigsten und gefährlichsten der drei Mördergruben, welche Jahrhunderte her der Schandfleck der Menschheit, die Geißel des Handels und die Schmach und Qual der Christenheit gewesen sind, das Räthsel zu lösen, das bei den unaufhaltsamen Fortschritten der europäischen Kultur, bei der in der Kriegskunst und dem Seewesen erreichten Vollkommenheit, der Übermacht der europäischen Staten in beiden, und der Schönheit und Ergiebigkeit der Länder, deren sich diese Barbaren bemächtigt haben, jene drei afrikanischen Reiche der scheußlichsten Despotie, seit ihrem Entstehen wahre Lasten der Erde, auch noch in zweiter Hälfte des verflossenen Jahrhunderts und fortwährend in dem gegenwärtigen 19. Jahrhundert nicht allein bestehen, sondern verwegener als je ihr Wesen treiben durften, sich den christlichen Staten fernerhin furchtbar machen, und diese letztern dieselben als furchtbar ansehen, schimpflich ihnen jährlichen, höchst beträchtlichen Tribut erlegen, ihre gefangenen Unterthanen mit großen Summen Lösegeldes aus der Sklaverei von ihnen erkaufen, ihnen alle Achtung bezeigen, mit ihnen als mit ihres Gleichen unterhandeln, bevollmächtigte Geschäftsträger mit dem Auftrage, ihnen Friedens- und Freundschaftsversicherungen zu überbringen, an sie absenden, dennoch stillschweigend die öftere Unzulänglichkeit solcher erniedrigenden Betheuerungen ihrer Kabinette und die von Zeit zu Zeit wiederholten Kränkungen ertragen, es ungeahndet dulden konnten, daß ihre Konsuln nie vor frechen Mißhandlungen sicher sind u. s. w. Mit der Regirung des zwar scheinbar milder und friedlicher gesinnten, aber als äußerst hartnäckiger und starrsinniger Mann bekannt gewordenen, den Seeraub und den Handel mit Christensklaven gleich seinen Vorfahren fortwährend begünstigenden, heimtückisch und schnöde gegen die europäischen Mächte sich betragenden Dey H'usein trat, mittelst der endlich einmal erfolgenden richtigen Vorstellung von den so lange gefürchteten Gebietern einer aus eben so feigen Seeleuten als schlechten Soldaten bestehenden Piratenbande, in der Erfahrung aus dem geschichtlichen Ergebniß die Auflösung jenes Räthsels an das helle Licht hervor, daß die Macht und die Mittel dieses Räuberstates eigentlich nur ein Trugbild gewesen, von der Politik einiger Mächte des ersten Ranges ersonnen, deren Stolz und Eigennutz, Unduldsamkeit und Selbstsucht in frühern Zeiten alle andern Flaggen, die einen Theil des Seehandels hätten an sich ziehen können, aus den Meeren zu verbannen suchten und zu solchem Zwecke dieselben den Plünderungen und dem viehischen Heißhunger der berüchtigten Barbaren Preis gaben; auf der andern Seite auch unter sich selbst, wenn eine der größern Seemächte sich über die seeräuberischen Staten, namentlich insonderheit über Aldschir, zu beklagen hatte und daher strenge Maßregeln ergreifen wollte, sie zu züchtigen und Genugthuung zu erhalten, die andere durch ihr politisches Übergewicht oder durch allerhand geheime Mittel jene von dem Vorsatze abzubringen, oder ihre Anstrengungen zu hintertreiben und auf solche Weise diese feindlichen Staten vor den Streichen der Entrüstung und Rache zu retten und ihnen die Strafloſigkeit ihres Raubsystems zu sichern sich bemühten, so daß einst der aldschirische Dey Muszt'afa das unumwundene Spitzwort aussprechen durfte, seine vesten Plätze lägen in Europa. — So erklärt sich auch unter andern aus der endlichen Auflösung des Räthsels, wie es Statt haben konnte, daß, als Holland den Regirungen Großbritaniens, Frankreichs und Spaniens den großsinnigen Vorschlag eines Vereins gegen die drei Barbareskenstaten that, die schändlichen Räuber aus ihren Besitzungen von Marokko an bis nach Ägypten hin längs der Küste und dem Meeresufer zu vertreiben und in den vormals so glücklichen und an großen Erinnerungen so reichen Gegenden christliche Kolonien anzulegen, dieses so edle Unternehmen, statt Aufmerksamkeit zu erregen, von den drei christlichen Mächten durch ein Schweigen verweigert ward, das von ihnen gewissenhafter beobachtet wurde, als irgend ein Friedens- und Freundschaftsvertrag. — Doch nun zur Sache!

Im Verlauf des Deyenthums des H'usein standen die Dinge auf dem Punkte, daß sie eine ernstlichere Aufmerksamkeit als je und eine entscheidende Berücksichtigung erheischten, es unumgänglich verlangten, daß den Plünderungen, Ungerechtigkeiten und Beleidigungen ein Ziel gesetzt werde, und all dem Unfuge nur durch eine offenbare Gewalt Einhalt gethan werden konnte und mußte. Vorerst wurde das Gefühl der erniedrigenden, noch immer bestehenden Zinspflichtigkeit mehrer christlichen Seemächte vom zweiten Range lebendiger, indem nicht gar lange her noch unter den nächst vorhergehenden Deys die größern Staten Schweden, Dänemark, Portugal, Neapel und Sardinien, auch die vereinigten nordamerikanischen Staten, ehe sie sich mit gewaffneter Hand davon befreiten, und Holland, bevor es sich zu gleicher Zeit dieser Erniedrigung entriß, einen jährlichen, in die Tausende aufgestiegenen Tribut bezahlten. Ein ähnlicher Verdruß war rege genug, daß fortwährend für fast alle mit Aldschir im Handel verkehrenden christlichen Seemächte eine andere Art Zins- oder Steuerpflicht unumgänglich war, bei verschiedenen Vorfällen nämlich reiche Spendungen zu ertheilen, ja dergleichen Geschenke sogar mit Stren-

ge eingefodert wurden *). Noch schmählicher mußte man gewisse herkömmliche Demüthigungen empfinden, einestheils hinsichtlich der eben berührten Verbindlichkeit, Geschenke zu machen, da z. B., so oft eine Veränderung im aldschirischen Ministerium vorging, man den neuen Minister ebenfalls stattlich beschenken mußte, theils auch sonst in Rücksicht anderer Punkte, als z. B. daß jedesmal dem neu erwählten Dey die zu Aldschir be-

*) An rechter Stelle ist hier die vollständige Übersicht der Steuer- und Geschenkpflichtigkeit europäischer christlicher Staten gegen die Regentschaften Aldschir, Tüniß und Tripolis, wie sich solche im Jahr 1830 vor dem Fall Aldschirs noch geltend erhalten hatte. I. An Aldschir zahlten die beiden Sicilien nach dem Frieden im Jahr 1816 einen jährlichen Zins von 24000 schweren Piastern, für jeden Neapolitaner 1000 Piaster Lösegeld und an jährlichen Geschenken 20000 schwere Piaster. Toskana, vermöge eines im Jahr 1823 abgeschlossenen Vertrags keinem Schoß mehr unterworfen, spendete noch ein Konsulargeschenk von 25000 schweren Piastern. Sardinien, die Befreiung von Zinspflichtigkeit der Verwendung Englands verdankend, war ebenfalls noch bei jedem Wechsel seiner Konsuln an die Zahlung einer beträchtlichen Summe gebunden. Der Kirchenstat verdankte dem Schutze Frankreichs beides, die Befreiung von Steuer und vom Konsulargeschenk. Spanien mußte noch Konsulargeschenke entrichten. Portugal stand unter denselben Bedingungen, wie die beiden Sicilien im aldschirischen Vertrage. Von allem befreit war Östreich durch eine Vermittelung der Pforte. Britannien mußte sich, trotz der 1816 unter den Kanonen des Lord Exmouth vorgeschriebenen Bedingungen, bei jedem Wechsel seines Konsulats zu einem Geschenke von 600 Pf. Sterling verstehen. Holland, welches im J. 1816 zu der Beschießung Aldschirs mitgewirkt hatte, in der britischen Vestsetzung mit eingeschlossen, mußte stets des bösen Willens des Dey zu brechen in Furcht seyn, und die vereinigten Staten hatten sich durch einige Zeit nach dem britischen eingegangenen Vertrag in gleiche Kategorie gesetzt. Hannover und Bremen, mittelst des großbritannischen Schutzes in gleicher Begünstigung, mußten bei Ankunft ihrer Konsuln zu Aldschir nicht unbeträchtliche Summen verspenden. Dänemark und Schweden zahlte jährlichen Schoß, welcher an Seemachts-Schießbedarf und Kriegsvorräth den Werth von etwa 4000 schweren Piastern betrug, und außerdem zahlten diese Staten bei Erneuerung der Verträge, d. h. von 10 zu 10 Jahren, ein Geschenk von 10000 schweren Piastern, mußten auch ihre Konsuln bei Eintritt in ihre Geschäfte dem Dey Geschenke machen lassen. Zuletzt ist noch zu bemerken, daß die aldschirische Regentschaft, um sich für die Vergünstigungen, welche sie einigen Staten zugestehen mußte, zu entschädigen, sich bestrebte, von Zeit zu Zeit Streit mit ihnen anzufangen, der sich immer mit neuen Ausgleichungen endete, die neue Geschenke, oder einen neuen Wechsel der Konsuln veranlaßten. Auch Frankreich machte der Regentschaft bei Absendung neuer Konsuln gewöhnlich Geschenke. II. Dem State von Tünis waren noch die drei Mächte, die beiden Sicilien, Schweden und Dänemark, zinspflichtig, und die erstgenannte Macht fügte dem Zins in Gelde noch Geschenke von hohem Werthe bei, die zwei andern Mächte entrichteten ihren Schoß in Schieß- und andern Kriegsbedürfnissen. Sardinien hatte durch britischen Schutz nur noch Konsulargeschenke zu bestehen. Übrigens wichen alle Nationen, welche Konsuln zu Tünis hatten, noch nicht von dem Gebrauche ab, dieser Regentschaft zur Zeit der Einsetzung ihrer Konsuln Geschenke zu spenden. Der Durchschnittsbetrag dieser Geschenke war an 20 bis 25000 Franken. Östreich und Rußland, die keinen beglaubigten Geschäftsträger bei dem Bey von Tünis haben, waren weder zu Geldleistung noch zu Geschenken verpflichtet, genossen jedoch vermöge ihrer Verträge mit der Pforte und der Gewährleistung dieser Macht alle den begünstigten Nationen von den Barbaresken zugestandenen Vorrechte. III. Die Macht der Regentschaft Tripolis reichte, ohne das noch zu seyn, was sie ehemals gewesen, immer noch hin, von mehren christlichen Mächten ansehnliche Geschenke oder bestimmte Auflagen zu beziehen. Doch waren Schweden und Dänemark die einzigen Staten, welche eine jährliche Abgabe von 20000 Franken zahlten. Frankreich, England, Sardinien, die Niederlande und die vereinigten Staten machten dem Päschä bei jedem Wechsel eines Konsuls Geschenke, die man im Werthe zu 25000 Franken schätzen mochte. Die andern Mächte zahlten in ähnlichen Fällen ungefähr dieselbe Summe. Toskana allein war durch seinen letzten Vertrag von diesen Geschenken frei. Außer den Geschenken bei Erneuerung der Konsuln mußten diese Geschäftsträger in einer Menge außerordentlicher Fälle Gaben darbringen, z. B. bei Besuchen bei dem Päschä oder Dey, bei der Geburt oder der Verheirathung seiner Kinder, bei Ankunft des Einsetzungs-Chaftän u. s. w.

findlichen Stellvertreter der Nationen, als sei solches eine pflichtschuldige Huldigung, die Hand küssen mußten und zu diesem Kusse erst, nachdem der geringste der Beamten des Dey sich dieser Pflicht entledigt hatte, zugelassen wurden; ferner, daß so oft es einem Dey einfiel, irgend eine beauftragte Person an eine Macht zu senden, diese von dem Augenblick an, wo der Abgesandte ihr Reich betrat, sämtliche Unkosten trug, wie dieses noch der Fall im Jahr 1818 in England war, indem der Dey Hussein eine Gesandtschaft an den Prinz-Regenten, nachmaligen König in England, abschicken wollte, und zur Überfahrt derselben nach London von der britischen Regirung eine Fregatte begehrte, und weil die Ankunft dieser Fregatte für den Gesandten und sein Gefolge und die Antwort des britischen Ministeriums sich einige Zeit verzögerte, dieser Verzug daher die Aldschirer beunruhigte, die Geschäftsträger zweier großen Mächte sich wetteifernd um die Ehre, daß der Dey eine Fregatte ihrer Nation anzunehmen geruhen möchte, (!) bewarben, um die ehrenwerthe Gesandtschaft nach England überzusetzen, woselbst sie gegen 8 Monate verweilte und den Engländern wenigstens 140 bis 160000 Franken kostete. — Schaudernd mußte, um wieder den Faden der Darstellung des vorerst zu bemerkenden zu ergreifen, die Geschichte die unmenschlichen Grausamkeiten zurückrufen, welche die aldschirischen Deys gegen christliche Nationen geübt, namentlich gegen Frankreich auszuüben sich nicht entblödet hatten; — noch jetzt mußte unter andern die Erinnerung an die That des Unmenschen Mezzomorto empören, da derselbe bei der zweiten Belagerung von Aldschir unter Ludwig XIV., um die Franzosen zum Abzug zu nöthigen, Christen an die Mündung der Kanonen binden, und bei der dritten Belagerung den französischen Konsul aus einem Mörser nach der Flotte schießen ließ. — Solcher Gräuel noch nicht vergessen, stellte die neueste Zeit die schmerzliche Erfahrung auf, daß, wie seit den frühesten Zeiten die Deys von Aldschir sich an den europäischen Mächten aufs gröblichste versündigt hatten, so in den neuesten Zeiten dieselben nicht abließen, diesen Mächten bei jeder Gelegenheit Hohn zu sprechen; daß durch deren von jeher bei allen Verhandlungen und Verträgen mit der aldschirischen Regirung an den Tag gelegte, große, oft unerklärliche Schwäche so übermüthig gemacht, daß ihre Ansprüche zuletzt keine Grenzen mehr fanden, sie alle Seehandel treibenden Nationen Europa's ihre Ungeziemlichkeiten und Schurkereien bald mehr bald weniger empfinden ließen, und sonderlich die französische Nation

immer vorzugsweise sich von ihnen angefochten und schimpflich behandelt gesehen, in den letzten Zeiten aber die meiste Ursache hatte, sich über die Anmaßungen dieses Raubstates zu beklagen; daß die Regentschaft Aldschir alles, was freche Willkür sich ausdenken kann, wie gegen jede christliche Seemacht, so gegen die christlichen Seemächte der ersten Klasse, gegen Frankreich aber ganz vornehmlich, bis in die neueste Zeit wirklich ausgeübt, Gesetze und Verträge, welche auch die ungebildetsten Völker heilig halten, mit Füßen getreten, so daß das erstaunte Europa erwartungsvoll immer nur auf zwei Staten blicken mußte, von welchen der eine sich solche Ungebührlichkeiten erlaubte, der andere aber sich Angesichts der übrigen Völker der Welt und seiner eigenen von hohem Ehrgefühl beseelten Nation eine Behandlung gefallen ließ, für welche Rache zu nehmen seinen Kräften doch nicht schwer fallen konnte. Während der Regirung Napoleons ließ der Dey 'Aly Päschä dem französischen Generalkonsul zu Aldschir, Dubois-Thainville, den amtlichen Befehl zugehen, die Foderungen mehrer aldschirischen Unterthanen an Frankreich entschieden vestzustellen. Auf dessen Vorstellung, daß er dazu erst von seiner Regirung ermächtigt seyn müsse, entblödete er sich nicht, ihn abgehen zu heißen, und als derselbe, nachdem er nach Napoleons erster Thronentsagung (11. April 1814) die Stadt Aldschir mit Zurücklassung seines Kanzlers und eines Secretärs verlassen hatte, wie Napoleon (20. März 1815) von Elba wieder nach Paris zurückgekehrt und sich die Regirung von Neuem angemaßt, nicht zögernd, erhaltener Weisung gemäß, seinen Posten wieder zu beziehen, am Bord vor Aldschir anlangte, erhielt er nicht sogleich die Erlaubniß ans Land zu steigen, sondern der Nachfolger des 'Aly, der Dey 'Omar, ließ ihn fragen, ob er das übliche, in Diamanten, reichgeschmückten Uhren, goldenen Ketten, Tüchern, Gold- und Silberstoffen, in Kaffe, Zucker ꝛc. bestehende Geschenk bringe? — auf die Erwiederung, daß er zu seinem für den Augenblick verlassenen Posten zurückkommend, zur Überbringung neuer Geschenke nicht verpflichtet zu seyn glaube, ward er aus nichtigen Gründen und mit Verhöhnung des States, welchen er bei dem Dey vertrat, sofort von Aldschir zurückgewiesen. Die Begebenheiten der 100 Tage nöthigten damals Frankreich, den Schimpf zu verschmerzen. Nachmals im Jahre 1816 konnte ein neuer Konsul seine Zulassung nur durch ein vorläufiges, freiwilliges Geschenk von 100000 Franken erkaufen. — In demselben Jahre wurde durch *Lord Exmouth* ein ohne das mindeste Verbrechen an die Kette der aldschirischen Sklaven und Übelthäter angeschmiedeter und mit diesen zu gleicher Arbeit verurtheilter, mehre Jahre in diesem Zustande seufzender spanischer Vicekonsul befreit. — Zu diesen und zahlreichen ähnlichen erbitternden Erinnerungen kamen nun die im Übermaß angehäuften, aller Achtung für christliche Mächte und Frankreich absonderlich hohnsprechenden, mit dem Zeitalter durchaus nicht verträglichen und fernerhin unduldbaren Raubthaten, groben Beleidigungen und rücksichtslosen Feindseligkeiten des Dey H'usein. Auch nach seinem Antrit der aldschirischen Regentschaft dauerte fürs erste der Seeraubunfug, auch gegen französische Seefahrer, fort und fort, und ungeachtet sich im Jahre 1816 Aldschir durch den Friedensschluß mit England, wie schon vorher Tünis und Tripolis, verpflichtet hatte, die Sklaverei der Christen abzuschaffen, blieb die Kaperei nichts destoweniger noch fernerhin betrieben, und die Erreichung des Zweckes war durch die Unterlassung der Pflicht völlig ausgewichen, indem man die Gekaperten als Gefangene betrachtete und diese sogenannten Gefangenen entweder zu Sklavenarbeit zwang, oder die Mannschaft der weggenommenen Schiffe wol gar ermordete. Im Jahre 1818 wurde die französische Brigg le Fortuné von den Bewohnern des Gebietes von Bûna angegriffen und geplündert, ohne daß man von dem Dey H'usein dieserhalb irgend eine Genugthuung erhalten konnte. — Als die europäischen Mächte im October und November desselben Jahres auf dem Achener Kongresse in der Berathung über die Veststellung des Schicksals von Europa, die Freiheit der Meere zu sichern, die Nothwendigkeit fühlten, den Räuberkönigen einen Zaum anzulegen, ihnen das angemaßte Recht, alle Flaggen zu brandschatzen, die Küsten und Inseln zu verwüsten, alle ihnen in die Klauen gerathenden Christen zu Sklaven zu machen, die minder ansehnlichen Seemächte fortan mit Steuerabgaben zu beschweren, zu nehmen, im Gefühl dieser Nothwendigkeit also den Beschluß faßten, die Barbareskenmächte einzuladen, sich in ihren Beziehungen mit den gesitteten Mächten auf einerlei Weise mit ihnen zu setzen, im Verweigerungsfall aber zu Zwangsmitteln zu schreiten, und darauf im Jahr 1819 Großbrutannien und Frankreich, die es übernommen hatten, den Barbareskenkönigen den Entschluß und die höchste Willensmeinung des Kongresses kund zu thun, durch die Admirale Freemantle und Jurieu den Dey im Namen aller europäischen Mächte auffoderten, der Seeräuberei zu entsagen und das europäische Völkerrecht als verbindlich zu beobachten; so wies der Dey diese Einladung, ohne solche im geringsten einer Berücksichtigung zu würdigen, mit unverschämter Geringschätzung und Verächtlichkeit zurück. Denn als die Admirale sich mit einem kleinen Geschwader in dieser Angelegenheit vor Aldschir einstellten, und nach dem Einlaufen in die Rhede durch Vermittelung ihrer Consuln um Vorlassung baten, so wurde ihnen diese von dem Dey schon mit der unartigen Andeutung bewilligt, daß er sie beide nur allein ohne Begleitung der Consuln und deren Secretäre vorlassen werde; und nachdem sie in dem Gehör den Zweck ihrer Sendung auseinander gesetzt, fragte sie der Dey, sobald er durch den Dolmetscher den Sinn der Erklärung erfaßt hatte, ob sie wirklich die Abgesandten der Könige von Frankreich und England wären? Auf die Bezeigung ihrer Überraschung, daß er nur einen Augenblick an der Richtigkeit ihrer Beamtung zweifeln könne, da er die Flagge der Monarchen, ihrer Gebieter, in seiner Rhede wehen sehe, schüttelte der tückische H'usein mit dem Kopfe und entließ die Admirale mit dem Worten, er werde ihre Mittheilung in Überlegung nehmen und ihnen seine Willensmeinung wissen lassen. Zwei Tage erst nachher ließ er sie rufen und erklärte ihnen: er habe seit seiner Thronbesteigung mit

den christlichen Mächten in Frieden gelebt, habe auch die Absicht, in Zukunft es also zu halten; er sei aber entschlossen, sich das Recht vorzubehalten, die Unterthanen aller Mächte in die Sklaverei zu führen, die keine Verträge mit ihm abgeschlossen hätten und keine Konsuln hielten, aus deren Händen er bedungene Abgaben oder zinspflichtige Steuern empfangen könne. Auf die Bitte um schriftliche Versicherung dieser ausgesprochenen Gesinnungen aber erhielten sie in dem Tone der Verachtung die Antwort: Da sie nichts schriftliches von ihren Gebietern hätten, brauche er nicht an sie zu schreiben. — Wiederholtes Ansuchen war umsonst, und die Admirale mußten sich mit dem mündlichen Bescheide begnügen. Die mündliche Zusage entflog dann mit dem Winde, welcher das Geschwader und die zwei Admirale in ihr Vaterland zurückbrachte. Der von Sidney Smith den christlichen Mächten vorgeschlagene Kreuzzug kam leider nicht zu Stande! Die Seeräuberei und alle damit verknüpfte Unbill währte trotz der geschlossenen Friedens- und Handelsverträge unter dem bundbrüchigen Dey nach wie vor, und Auftritte, wie z. B. im August 1820 das Gefecht zwischen dem aldschirischen und niederländischen Geschwader an der Küste von Andalusien, worin jedoch die Aldschirer gänzlich geschlagen und zwei ihrer Schiffe in den Grund gebohrt wurden, fielen fortwährend sehr häufig vor. Noch im J. 1826 liefen aus Aldschir Raubflotten aus, um spanische, päpstliche und andere Schiffe wegzunehmen. Dieses Korsarenwesen wurde fürs andere in der That noch von dem übrigen feindseligen Benehmen des Dey, wovon das vorhin aus dem Jahr 1819 erzählte schon Beispiel ist, überflügelt. Ungeachtet Frankreich seine seit 400 Jahren an der Küste von Afrika bestandenen Besitzungen, namentlich das Besitzthum der Korallenfischerei bei Bâna oder Bôna (Hippone der Alten), welche ihm, nachdem es dieselbe in den bewegten Zeiten der Umwälzung und des Kaiserthums aufzugeben genöthigt worden war, durch den Friedensschluß vom J. 1801 wieder gesichert waren, im J. 1817 durch einen mit dem damaligen Dey abgeschlossenen neuen Vertrag für einen jährlichen von 17000 Franken auf 60000 Franken erhöhten Kanon völlig zuerkannt und bestätigt erhalten hatte, sah es sich gleichwol in Folge des Unbestandes der Verhältnisse zwischen sich und der aldschirischen Regentschaft und der von dem Dey H'usein offen erklärten Absicht, die Franzosen der vortheilhaften Besitzungen zu berauben, außer Stand, beträchtliche Handelshäuser daselbst zu errichten. Kaum nach Verlauf von zwei Jahren erklärte Dey H'usein im J. 1819 urplötzlich, daß die Franzosen die Wahl hätten, entweder auf das erhaltene ausschließliche Recht zu verzichten, oder ihm jährlich 200000 Franken zu zahlen. Die Vortheile des afrikanischen Handels vermochten die französische Regirung, auch diese Summe zu bewilligen. Dennoch erließ er im J. 1826 ein Machtgebot, worin er die Korallenfischerei an der aldschirischen Küste allen Nationen gestattete und die französische dadurch ihres Vorrechtes beraubte. — Inzwischen traten aus Schuld der Ungeziemlichkeiten des Dey die zugleich Frankreich betheiligenden Kriegsereignisse zwischen Aldschir und Spanien, den Niederlanden und Großbritannien ein in den Jahren 1823 und 1824. Da seit der Regirung Joseph Bonaparte's Spanien eine unbedeutende Summe an Aldschir schuldete, deren Zahlung es versprach, aber nicht verwirklichte, und zuletzt während der letzten constitutionellen Unruhen in Spanien (J. 1823) der spanische Consul unerwartet heimlich aus Aldschir abging, ward der Dey über diese heimliche Entfernung so aufgebracht, daß er nach einiger Zeit Zögerung endlich im Januar 1824 ein Geschwader von 5 Schiffen ausrüstete, welches am 10. und 12. Januar von Aldschir auslief und an den Küsten Spaniens kreuzte, 6 spanische Fahrzeuge wegnahm und nach Zeit von einem Monate mit 48 Gefangenen zurückkehrte, die er in Fesseln werfen ließ. Gegen diese Räuberei und diesen Mißbrauch der Macht erhob Frankreich seine Stimme und verlangte die Zurückgabe der Gefangenen. Der Dey verweigerte dieselbe, doch als sich Frankreich zu einem Seeunternehmen gegen Aldschir rüstete, und er durch die hernach zu erörternde britische Kriegserklärung, aus Besorgniß, daß Frankreich daran Theil nehmen werde, in Furcht gesetzt wurde, entschloß er sich zur Zurückgabe der Gefangenen, deren der französische Consul an der Zahl 45 überliefert bekam. Es ward hernach im März des Jahres von der spanischen Regirung der Friede nebst einer Art von militärischer Amnestie bekannt gemacht. Die mit den spanischen zusammentreffenden Angelegenheiten entstanden im Jahr 1823, indem zu Ende Monats November d. J. der Dey aus unbekannt gebliebenen Gründen von den Consuln zu Aldschir die Herausgabe der in ihrem Dienste als Feldarbeiter stehenden freien Mauren der K'abilenstämme *) verlangte. Die Consuln weigerten sich, ließen unter der Hand ihre K'abilen entlaufen und erklärten dann, daß sie deren keine in ihrem Dienste hätten. Der britische Consul und der amerikanische hatten, jener 15 dieser 1 oder 2 behalten und verweigerten die Entlassung derselben. Da erdreistete sich der Dey so weit, daß er die K'abilen in der Wohnung des engländischen Consuls aufgreifen ließ, ja sich sogar des Consuls selbst bemächtigte, ihn einige Tage in Fesseln hielt, dann wieder frei ließ. In den ersten Tagen des Monat Februar 1824 zeigte sich eine Hauptabtheilung der britischen Kriegsflotte vor Aldschir. Der britische Consul verließ mit seiner Familie unentdeckter Weise die Stadt, um sich an Bord des Admiralschiffes zu begeben, und in demselben Augenblicke wehte die amerikanische Flagge auf dem Landhause, wo der Consul und die britische Kanzelei ihren Sitz hatte, deren Verletzung der Dey jedoch nicht wagen durfte. Auf die Gewaltthätigkeiten des Dey an Spanien, waren Beleidigungen der britischen Flagge gefolgt. Eine aldschirische Korvette ward von einer britischen Brigg in den Grund gebohrt. Ein britischer Unterhandlungsbeauftragter erschien und verlangte als einzige Genugthuung von Seiten des Dey, daß derselbe

*) K'abilen, K'abailen, K'obeilen, eine sehr zahlreiche Klasse der Einwohner des aldschirischen States und der ganzen Berberei, welche in viele Stämme abgetheilt größtentheils freie, unabhängige Land- und Bergbewohner sind, nur wenige die aldschirische Oberherrschaft anerkannten.

Consul nach Aldschir zurückkehre und mit einer gewissen Ehrenbezeigung empfangen werde, und daß die britische Flagge von nun an auf seinem Hause in der Stadt wehe (da bisher keine fremde Flagge in der Stadt selbst geduldet wurde). Da der Dey das alles abschlug, ward der Krieg erklärt, und auf die fruchtlosen Vorstellungen von Seiten der Briten ward in Mitte des Februar der Haven von einer Hauptabtheilung der britischen Flotte gesperrt. Fünf britische Fregatten oder Kutter schlossen Aldschir und zwei andere Bûna ein; die britische Beschießung und Bebombung Aldschirs erwartete nur eine Abtheilung Dampfbombarden aus London. Der Dey ließ aus Furcht vor der Bebombung alle im Haven befindlichen Schiffe abtakeln, und, ob er zwar vergebens den Beistand von Tûniß und Tripolis erbeten hatte, auch seine Miliz dem Kriege abgeneigt war, rüstete er sich mit großen Vorbereitungen gegen die bevorstehende Bebombung. Eine große Anzahl Truppen wurde aus dem Innern des Landes beordert, um die Vestungswerke zu besetzen. Alle Einwohner, welche nicht zur Vertheidiguug der Stadt beitragen konnten, mußten die Stadt verlassen; jeder Einwohner vom 18. bis 50. Lebensjahre mußte die Waffen ergreifen; alle aldschîrischen Fahrzeuge, welche sich bei der osmanischen Flotte befanden, wurden befehligt, unverzüglich nach Hause zurückzukehren. Er, der Dey selbst, kam nicht aus seinem vesten Schlosse heraus und wurde da aufs sorgfältigste von einem ihm ganz ergebenen Vertrauten bewacht und beschützt. Im Diwân zu Constantinopel war man durch die Nachricht von den Feindseligkeiten Englands gegen Aldschîr so aufgebracht, daß man sich über diesen Punkt mit den europäischen Gesandten in ernste Erörterungen einließ und zunächst in Hinsicht Großbritanniens der Beschluß gefaßt wurde, dem Lord Strangford eine kategorische Note zu überreichen, welche auch am 14. März demselben eingehändigt ward und in einem sehr hohen Tone verlautete. — Im Juni wurden Bombenschiffe von London nach Aldschîr abgesendet. Doch nach bis in den Monat Juli fortgesetzter Sperrung des aldschîrischen Havens fand es der Dey gerathen, endlich nachzugeben, und am 22. Juli kam ein Friedensvertrag zu Stande, durch welchen die Streitigkeiten beigelegt waren, so daß die Briten am 26. d. M. die Sperrung des Havens aufhoben. Auch die den spanischen und britischen Angelegenheiten gleichzeitige Fehde mit den Niederlanden, vermöge welcher der Admiral Rupsch im Monat März den Befehl erhielt, sich mit seinem Geschwader nach Aldschîr zu begeben, gelangte nicht zum weitern Ausbruch. Im J. 1825 vermaß sich der Dey einer neuen Beleidigung Frankreichs, indem er das Haus des französischen Consuls zu Bûna vertragswidrig unter dem Vorwande des Verdachts eines Schleichhandels erbrechen und durchsuchen ließ, und ungeachtet das Ergebniß der Untersuchung die Unwahrheit der Beschuldigung bewies, der französischen Regirung für diese Unbill nicht die geringste Genugthuung gab. Willkürlich wurden hierauf in selbigem Jahre von den französischen Kaufleuten in Bûna weit höhere Abgaben, als im Zolltarif bedungen waren, verlangt, und französische Schiffshauptleute sollten ihre Papiere an Bord der aldschîrischen Seeräuber zur Ausweisung vorlegen. Ferner, als in diesem Jahre Frankreich der römischen Flagge seinen Schutz bewilligt hatte, und alle drei Deyen, der Dey zu Aldschîr, der Bey zu Tûniß und der Dey zu Tripolis, sich verpflichtet hatten, die römische Flagge gleich der französischen zu beachten, waren doch kaum 18 Monate verflossen, als der Dey H'usein zwei römische Schiffe beznehmen ließ, den Werth derselben und ihre Ladung für verfallen erklärte und solche Beute zwischen sich und den Freibeutern theilte, worauf die französische Zurückfoderung nichts als die Freilassung der Schiffsmannschaft zu bewirken vermochte. — Solche Verletzungen der französischen Verträge wurden, da die Vermessenheit des Dey mit seiner Ungestraftheit alljährlich zunahm, in den Jahren 1826 und 1827 immer häufiger, auch erschienen im J. 1826 am 8. November abermals die Aldschîrer an den Küsten Spaniens und verbreiteten überall Furcht und Schrecken. Der Dey weigerte sich ganz bestimmt, die französischen Verträge mit der Pforte anzuerkennen. Um diese Zeit fingen auch die Aldschîrer an, von den Hauptleuten der französischen Handelsschiffe, denen sie im offenen Meere begegneten, zu verlangen, daß sie an Bord ihrer Fahrzeuge kommen sollten, um ihre Schiffspapiere untersuchen zu lassen, ein Verfahren, was dem Vertrage von 1819 schnurstracks zuwider lief. Im J. 1826 nahm der Dey in seiner Verwegenheit keinen Anstand, was oben beiläufig angedeutet wurde, zu den Vortheilen des Handels, welche die Franzosen in Orân genossen, auch alle anderen Handelsnationen einzuladen, und dennoch bestand er auf der bedungenen Abgabe von 200000 Franken von Frankreich. — Außer diesen vielen Beschwerden ließen zuletzt die Unverschämtheit und die Treulosigkeit des Dey H'usein in einer bedeutenden Handelsangelegenheit dem Könige von Frankreich kein weiteres Mittel übrig, als dem ungemessenen Unwesen durch nachdrückliche Kriegserklärung und ein unter den kräftigsten Maßregeln erfolgreiches Seeunternehmen endlich ein Ende zu bereiten. Eine Foderung eines aldschîrischen Handelshauses von 7 Millionen an die französische Regirung wurde durch Gegenfoderung von aldschîrischen Unterthanen französischen verschuldeten 2⅔ Millionen Franken auf 4½ Millionen herabgestimmt und abschlägliche Zahlung in bestimmten Zeiträumen vestgesetzt; gleichwol verlangte der Dey, daß die erste Summe von 7 Millionen bei ihm niedergelegt werde. Da die französische Regirung nicht so schnell, als er es wünschte, auf diese Zumuthung geantwortet, ließ er sich Anfangs auf Drohungen ein, und als die Sache nicht in seinem Sinne gefördert ward, wagte er es sogar, den französischen Generalconsul Deval bei öffentlicher Gelegenheit in seinem Zutrittszimmer, als er ihn nach der Antwort des französischen Ministeriums auf sein Schreiben an daffelbe fragte, und dieser die Antwort noch nicht erhalten hatte, mehre Schläge mit einem Fliegenwedel auf den Kopf zu versetzen und zu befehlen, sofort aus seinen Augen zu gehen, nachdem er ihm in derselben Gehörgebung in Gegenwart aller Anwesenden erklärt, daß er nicht ferner gestatten wolle, daß noch eine einzige Kanone auf

aldschirischem Gebiete bleibe, und er den Franzosen im Allgemeinen keine andern Rechte zuerkenne, als diejenigen, welcher sich die übrigen dorthin Handel treibenden europäischen Kaufleute zu erfreuen hätten. Die Frechheit zu vollenden, ließ er hierauf die französischen Besitzungen auf der afrikanischen Küste zerstören. Denn kaum war Deval, erhaltenem Befehle von seiner Regirung zufolge, abgereist, weil jede Genugthuung für das schimpfliche Verfahren der französischen Regirung keck verweigert wurde, so ließ der Dey dem Bey von Konstantine den Befehl zugehen, die französischen Niederlassungen in Afrika mit Feuer und Schwert zu verheeren. Dieser Auftrag wurde schnell vollzogen und das Fort Lacalla bis auf den Grund zerstört. — Der König von Frankreich Karl X. schickte nun, die Korsaren zu beschränken und dem Dey ernstliche Miene zu zeigen, eine Abtheilung seiner Flotte vor Aldschir und befahl eine strenge Sperrung des Ortes, welche jedoch nicht so eng einschloß, daß nicht Korsaren durchschlüpften und aldschirische Seeräuber sogar an Frankreichs Küste erschienen, auch das französische Geschwader sich immer in ansehnlicher Entfernung vom Haven Aldschirs hielt. Während dieser Einschließung fiel ein unbedeutendes Seegefecht im Monat October 1827 vor Aldschir vor, wodurch die dabei betheiligten aldschirischen Schiffe in schlechten Zustand versetzt wurden. Am 5. Februar 1828 erklärte Frankreich, die Sperrung so lange fortzusetzen, bis völlige Genugthuung von Seiten des Dey erfolgt seyn werde. Diese dreijährige Sperrung des aldschirischen Havens, da sie jährlich 9 Millionen Franken gekostet hatte, ohne zu einem Aussprung zu führen, ermüdete die französische Regirung, daß sie beschloß, die ganze Angelegenheit auf eine oder die andere Weise zur Entscheidung zu bringen. Zunächst wurde der Weg der Güte versucht. Es wurde nach Anknüpfung der Verhandlungen durch ein spanisches Schiff ein französischer Schiffshauptmann, de la Bretoniere, im Juli 1829 mit dem Auftrage an den Dey H'usein abgesendet, ihn zu einem friedlichen Abkommen mit Frankreich zu vermögen. Die Unterhandlungen dauerten vom 27. Juli bis zum 2. August, an welchem Tage die angebotenen friedlichen Bedingungen vom Dey zurückgewiesen wurden. Der friedliche Versuch scheiterte ganz an H'useins Halsstarrigkeit, und ein letzter Schimpf für die französische Flagge, eine letzte Übertretung der heiligsten Rechte bei allen Völkern, setzte den Frevels der aldschirischen Regentschaft die Krone auf und machte die Versöhnung mit der französischen Nationalehre unmöglich. Als nämlich am 3. August de la Bretoniere den Haven von Aldschir wieder verließ, gab eine Batterie des Forts drei blinde Schüsse auf das in die Schußweite des Forts gekommene Parlamentärschiff, und im Augenblick gaben sämtliche in der Nähe liegende Batterien mit lebhaftem Feuer eine volle Ladung auf das Parlamentärschiff, das von 80 Kugeln erreicht wurde. Man schleuderte sogar eine Bombe gegen dasselbe, und das Feuer hörte erst auf, als das Schiff sich völlig aus der Schußweite befand. — Der Dey war hierauf so dreist, sich entschuldigen zu lassen, daß der Vorfall durch ein Mißverständniß herbeigeführt worden sei! — Späterhin, im Januar 1830, als Frankreich sich schon zum Krieg anschickte, ließ er den in Aldschir zu dieser Zeit befindlichen türkischen Gesandten den Gesandtschaftssekretär nach Mähü abfertigen, um dem Admiral de la Bretoniere ein Ultimatum zu überbringen. Der Dey bestand darin sogar auf 12 Millionen Franken als einer Entschädigung der Handelsnachtheile, welche ihm durch die Sperrung zugefügt worden seien, und verlangte überdies die Brigg Alerte, einen trefflichen Segler, der während der Sperrung der aldschirischen Marine vielen Schaden gethan. Die Unterhandlungen waren hiemit auf immer abgebrochen, und die Gewalt der Waffen mußte nun entscheiden.

Unter diesen bei weitem noch nicht vollständig aufgezählten Umständen der gröbsten Versündigung des Dey H'usein an den europäischen Seemächten und an Frankreich ganz insbesondere, hatte Frankreich Veranlassung, Antrieb, dringendes und unwiderstehliches Bedürfniß genug zu ernstern, kräftigern Maßregeln, als jemals genommen worden waren; nächstdem dienten geheime Absichten der Bourbons und des französischen Kabinets zur Ermunterung. Der Krieg mit Aldschir sollte ein Heer schaffen, auf welches man sich bei Durchführung unvolksthümlicher Pläne verlassen könne. Daneben versprach man sich von dem afrikanischen Vertilgungsunternehmen die erfreulichsten Folgen. Die im Schlosse zu Aldschir aufgehäuften Schätze sollten dem Könige und dem Ministerium statswirthschaftliche Mittel liefern, um bei Durchführung ihrer Pläne den guten Willen der Kammern entbehrlich zu machen. Zwei so glänzende Aussichten vermochten in Verbindung mit der dringenden Nothwendigkeit, den Grausamkeiten, Schandthaten und schimpflichen Begegnungen der barbaresken Regentschaften ein erwünschtes Garaus zu machen, dasjenige ins Werk zu richten, was man seit Jahrhunderten gegen erlittene Gewaltthätigkeiten und Kränkungen nicht vermocht hatte. Der Krieg gegen Aldschir wurde mit dem beginnenden Jahre 1830 in den Tuillerien beschlossen. Die Bourbons wollten auf afrikanischem Boden den Grund zu dem Siege legen, welchen sie über ihr eigenes, halsstarriges Volk zu erringen hofften. Von außen her schien dem großen Unternehmen kein Hinderniß entgegen zu seyn. Denn mit Egypten lebte Frankreich in Eintracht, ebenso mit den übrigen, unter der Herrschaft des Großherrn stehenden, nahen Provinzen, auch mit der Pforte selbst; mit Tünis und mit dem Kaiserreiche Marokko befand man sich auf Friedensfuß; unsicher waren blos die Verbindungen mit Tripolis, seit der französische Consul sich genöthigt gesehen, in Folge widerfahrener Beleidigung und seiner persönlichen Sicherstellung wegen sich im August 1829 zu entfernen. Zur Beruhigung und Vorsichtsnahme der französischen Kaufmannschaft befahl der König das Auslaufen zweier Fregatten, welche am Schluß des Monats Februar 1830 unter Segel gingen, um vor Tünis und Tripolis zu kreuzen, den französischen Handel zu beschützen. Den 2. März 1830 erklärte der König bei Eröffnung der Kammern seinen gerechten Unwillen gegen den Barbareskenstat Aldschir, und daß er nun nicht länger einen seiner Flagge

zugefügten Schimpf ungeahndet lassen dürfe, sich also mit Gottes Hilfe eine glänzende Genugthuung verschaffen wolle, welche der Ehre Frankreichs Genüge leiste und der ganzen Christenheit zum Heil gereiche. Schon vorher, nachdem sich das Kabinet im Februar des Jahres für das Unternehmen entschlossen hatte, beschäftigte man sich eifrig mit den zu einem sichern Gelingen nöthigen Vorkehrungen. Da es jetzt nicht darauf ankam, Aldschir zu züchtigen, sondern das Ziel die gänzliche Unterwerfung des feindlichen States war, so war man nicht nur auf die Flotte, sondern vornehmlich auch auf ein zahlreiches Landheer bedacht. Die Kriegsrüstungen wurden in den Monaten März und April zu Marseille und zu Toulon mit größter Thätigkeit betrieben. Durch französische Unterhändler zu K'âhira sollen auch dem Pâschâ von Egypten, Meh'emed (Mehmed) 'Aly für Mitwirkung zum Kriege durch ein Heertheil nach der afrikanischen Küste, um die französische Unternehmung zu unterstützen, anlockende Anerbietungen gemacht worden und dieser auch nicht abgeneigt gewesen seyn, inzwischen die Pforte einen Abgeordneten nach Aldschir schickte, den Dey H'usein zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Vergebens baten alle Consuln zu Aldschir um Freilassung der französischen Gefangenen, deren er noch 30 in seiner Gewalt hatte.

Das zu dem großen Unternehmen ausgerüstete Landheer erhielt zum Oberbefehlshaber und Führer den zeitigen Kriegsminister, Grafen Bourmont; zum Admiral der Flotte ward der Viceadmiral Duperré, zeitiger Havencommandant zu Brest, ersehen. Nach amtlichen Berichten betrug die Gesamtzahl aller zu dem Unternehmen verwendeten Mannschaften 59700 Köpfe; das Landheer belief sich auf 37577 Mann, und es wurden überdies noch Reserven gebildet. Nach denselben amtlichen Berichten war die Anzahl der bei dem Landheere befindlichen Pferde 3984, wovon 1309 auf die Artillerie und 1330 auf das Fuhrwesen kamen. Das Landheer war in drei große Heeresabtheilungen unter dem Oberbefehl des Baron Berthezéné, des Grafen Loverdo und des Herzogs von Escars gesondert. Der Artillerie stand der Vicomte de la Hitte, dem Geniewesen (der Personenzahl der Ingenieurs oder Kriegsbauverständigen) der Baron Valazé vor. Die Flotte war durch 68 Segel, zu denen später das Sperrungsgeschwader stieß, gebildet und bestand aus 11 Linienschiffen, 20 Fregatten, 10 Korvetten, 10 Briggs, 8 Bombarden, 9 Gabarren; außerdem noch aus einer Menge Überfahrt- und Frachtschiffe zur Fortschaffung der Truppen, der Pferde, der nöthigen Vorräthe, und andern Fahrzeugen, so daß die Gesamtzahl aller zur Unternehmung verwendeten Schiffe zu 352 heranwuchs, und mit Inbegriff der zugestoßenen des Sperrungsgeschwaders und der 7 Dampfschiffe, welche die Flotte zur Benachrichtigung und Briefbestellung begleiteten, vielleicht auf 600 stieg. Alle Schiffe und Fahrzeuge waren gehörig in mehre Abtheilungen vertheilt unter dem Oberbefehl des Admiral Duperré. Das Heergeräth bestand nach einer Pariser Angabe vom Ende Monats April aus 76 Belagerungsgeschützen (16- bis 24-Pfündern), 8 Berghaubitzen (12 Pfündern), 4 Belagerungsbatterien, 1800 congrevischen Raketen, 150 Blockhäusern oder tragbaren Verschanzungen, jedes Blockhaus für 150 Mann, 8000 Piken für das Fußvolk, 12 Mörsern von 12 Zoll, 10 Schmieden, 20000 Hacken, 20000 Schaufeln. Am 2. Mai wurden zu Toulon, Behufs der Unternehmung, mit dem günstigsten Erfolge gekrönte Versuche, mit neu erfundenen platten Fahrzeugen Truppen schnell ans Land zu setzen, angestellt. Nachdem alles zur Abfahrt bereit war, traf der Sohn Karls X. bei dem Heere zur Musterung ein. Die Einschiffung begann auf der Rhede von Toulon den 11. Mai, den 18. war sie vollendet; die Abfahrt aber geschah wegen eingetretener widriger Winde erst am 25. Mai. Am 26. lichteten zu Toulon 136 Überfahrt- und Frachtschiffe die Anker, um zu der abgefertigten Flotte zu stoßen.

Die Streitkräfte des Dey H'usein, welche man nach vorläufiger Berechnung erwartete, schienen allerdings nicht ganz unbeträchtlich, wiewol einer europäischen Macht erster Klasse nicht sehr furchtbar zu seyn. Der Dey kannte die Absicht Frankreichs und die Stärke des Kriegszuges gegen ihn, hartnäckig und starrsinnig aber vertraute er als Türke auf das Glück seines Verhängnisses, rief die moßlemische Bevölkerung seines Reichs im Namen der Religion des Islâm zu den Waffen, hatte 50000 Gewehre austheilen lassen und auf jeden Kopf der Franzosen einen Preis von 20, und für jedes dem Feinde abgenommene Geschütz von 200 schweren Piastern gesetzt, hoffte auch nebenbei, daß die Elemente, das Klima und die Dürre des Bodens das ihrige zu seiner Rettung thun würden. Er ließ auch mehre des Verraths angeklagte Beduinenhäuptlinge hinrichten. Die Hilfstruppen, mit welchen die Beys der Provinzen des aldschirischen States ihn zu unterstützen verpflichtet waren, mochten sich etwa auf 16000 Mann belaufen. Er selbst unterhielt ein dieser Zahl ungefähr gleichkommendes Heer, welches aus 7000 Türken, ebenso viel Coloris (K'ûlûghs) und 2000 Mann maurischer Reuterei zusammengesetzt war; auch war er schon seit einiger Zeit beschäftigt gewesen, eine Anzahl Negersklaven und Eingeborner kriegerisch zu ordnen und zuzustutzen. Überdies konnte er darauf rechnen, daß im Verlaufe des Krieges ungezählte Scharen arabischer und maurischer Reuter sich zu ihm schlagen würden. Unter seinen sämtlichen Truppen waren die türkischen die tüchtigsten und kamen ihm vorzüglich zu Statten, wenn es auf Vertheidigung hinter Wall und Mauer ankam. Die aldschirische Flotte bestand aus 11 Kriegsfahrzeugen, welche zusammen 192 Kanonen und eine Bemannung von etwas über 3000 Köpfe führten. Aldschir war nach türkischer Art kunstgerecht befestigt, von allen Seiten mit 30 Fuß hohen Mauern eingeschlossen; alle Vertheidigungswerke waren reichlich mit Geschütz versehen. Das Kastell oder veste Schloß, die K'aszaba, in welchem der Dey seine Residenz hatte, beherrschte die niedrig liegende Stadt und konnte zugleich das vom Kaiser Karl V. benannte Kaiserschloß bestreichen, welches aber das wichtigste Bollwerk war, dessen Besitz zugleich zum Herrn der Stadt machte. Der Haven von Aldschir war in allen seinen Theilen stark verschanzt, und auf allen der Vertheidigung günsti-

gen Punkten waren Batterien aufgepflanzt. — Wir kehren nach Toulon zurück. Noch am Abend des 25. Mai kam der vorwärts steuernden französischen Flotte ein türkisches Linienschiff in Begleitung einer französischen Fregatte entgegen, welches T'âhir Päschâ, Viceadmiral der osmanischen Seemacht, als Abgesandten des Großherrn nach Frankreich bringen sollte. Die Pforte hatte ihn beauftragt, sich nach Aldschir zu begeben, den Dey Husein kraft der Oberherrlichkeit der Pforte abzusetzen und die Regentschaft im Namen der Pforte in Beschlag zu nehmen, der französischen Regirung die verlangte Genugthuung zu gewähren und den beschlossenen Seekrieg überflüssig zu machen. Wäre dieses gelungen, so würde die gute Sache abermals gehindert und vernichtet worden seyn; Frankreich hätte den Grund zum Kriege verloren, und über den in Aldschir gespielten Streich sich mit der Pforte in Verdruß zu setzen, war nicht wol thunlich. Zum Glück aber hatte das französische Geschwader vor Aldschir heimlich Kunde von T'âhirs Vorhaben bekommen, ihn nicht in die Stadt gelassen, weswegen er sich eiligst auf den Weg nach Frankreich lenkte, um vor Karl X. selbst den Auftrag seines Herrn anzubringen. Es war zu spät! — Die französische Flotte setzte sich am 25. in drei Kolonnen in Bewegung. Den 30. in der Frühe tauchte im Süden die nur noch wenige Stunden entfernte Küste von Afrika aus dem Meere. Weil aber die Meereswogen für das Wagestück einer Landung zu hoch gingen, wandte man sich am Abend nach der Bai von Palma, welche man am 2. Juni Nachmittags erreichte, am Abend des 9. Juni sie erst wieder verließ. Am 12. Morgens kam die Flotte auf der Rhede von Aldschir an, legte dann, vor den Havenverschanzungen vorüberziehend, in der Bucht der Halbinsel Sidy el Ferrutsch oder Ferritsch vor Anker und brachte den Tag damit zu, eine Stellung zu nehmen. Gegen Mittag gewahrte man viele längs dem Ufer hin und her galoppirende Türken; bald auch flog aus einigen durch das Gesträuch maskirten Batterien eine Anzahl Schüsse auf die Schiffe, welches Feuer jedoch das Dampfschiff Le Nageur bald zum Schweigen brachte. Die Ausschiffung ging hierauf in der schönsten Ordnung vor sich. Am 14. Morgens 4 Uhr stieg der Obergeneral und sein Stab in die Admiralsschaluppe, und sie landete auf dem Felsen der Landspitze vor Torre chico (Torre Tschiko, d. i. dem kleinen Thurme) auf der Halbinsel Sidy Ferrutsch in demselben Augenblicke, in welchem die Schaluppen und Boote der ersten Heeresabtheilung westwärts dieser Halbinsel an das veste Land setzten. Am 15. Abends stand eine vollständig bespannte Batterie auf dem vesten Boden. Zur Sicherheit ließ der Obergeneral Bourmont bei dem Thurme Torre chico ein verschanztes Lager anlegen. Am 16. bis 18. wurde das Ausschiffen durch Stürme unterbrochen, welche nicht ohne einige Verluste für die Flotte vorübergingen. Am 18. konnte man mit dem Ausschiffen fortfahren, und am 23. waren alle zur Unternehmung gehörigen Fahrzeuge angekommen.

Als am 14. Juni die erste Heeresabtheilung ans Land setzte, ließ der Feind im Vertrauen auf die Überlegenheit seiner Streitkräfte alles geschehen. In der Meinung, daß mit dem ersten Heerestheile alle Truppen ausgeschifft seien, eröffneten die Türken, als der Obergeneral durch das Gebüsch drang, ein schlecht gerichtetes Feuer aus einer Batterie, welche man nicht ermangelte wegzunehmen. An diesem Tage hatte man nur sehr wenig Verwundete, die an Ort und Stelle verbunden und dann auf die Kriegsschiffe geschickt wurden. Nachdem das Landheer völlig gelandet, war das Geniekorps mit Absteckung des Lagers beschäftigt. Das erste Beiwachtlager (Bivouac) war wegen der Feuchtigkeit des Klima, dessen bekannte Beschreibung in der That noch weit hinter der Wahrheit blieb, sehr beschwerlich, indem man schon auf Wasser stieß, wenn man mit den artesischen Bohrern nur einen Fuß tief grub. Nachdem man seit mehren Tagen auf der feindlichen Seite eine bevorstehenden Angriff vermuthen lassende Entwickelung gewahrt hatte, zeigten sich am 19ten Morgens die Aldschirer in einer bis dahin nicht gesehenen Stärke. Die Franzosen schätzten ihre Menge auf 40000 Mann, ja man schlug die aldschirische Kriegsmacht auf 60000 Mann an. Die Feinde begannen jetzt einen ungestümen Angriff auf die vorgeschobenen Posten der französischen Linie. Sie wurden von dem Aghâ von Aldschir und den Beys von Konstantine und Titery befehligt. Dieses mit Tagesanbruch von aldschirischer Seite mit der türkischen Miliz an der Spitze gelieferte Treffen, welches schnell sehr lebhaft wurde, endete nur mit Erstürmung des feindlichen Lagers in der Gegend von Stavely, nahe dem aus einigen Häusern bestehenden Orte Sidy Chalef, in Entfernung von etwa 4 Stunden von dem Katserschlosse und 2 Stunden von Sidy Ferrutsch, und mit der vollen Flucht des ganzen Heeres der Türken, Beduinen und Kabilen. Den ersten Angriff in dieser gelieferten siegreichen Schlacht von Stavely hielten die französischen Soldaten mit Ruhe aus, so daß die Feinde nicht den mindesten Vortheil über sie gewinnen konnten; dann aber griff das ganze in das Gefecht verwickelte französische Heer die feindlichen Haufen mit großer Entschlossenheit an, und der Feind ward in eine alles verwirrende Flucht fortgerissen; die ganze feindliche Heerschaar ward mit Nachdruck zurückgeschlagen und in die Flucht gejagt; was sich nicht retten konnte, wurde von den erbitterten Siegern niedergestoßen. Die Verfolgung dauerte noch Abends 6 Uhr. Das ganze feindliche Lager, 8 Kanonen, 400 aufgeschlagene Zelte, unter welchen die des Aghâ von Aldschir und der Beyen von Konstantine und Titery von großer Pracht waren, eine Menge Kameele, Heerden von Schafen und anderm Schlachtvieh, Lebensmittel aller Art und große Vorräthe von Kriegsbeständen fielen der siegreichen Macht in die Hände. Inzwischen kostete ihr die Niederlage der aldschirischen Heeresmacht der Angabe nach 200 Mann an Todten und 400 an Verwundeten. Das französische Heer blieb bei Stavely bis zum 24sten stehen, auch zum Theil deshalb, weil man erst 45 bis 50 Wagen und 60 Maulthiere am Lande hatte, also bei weitem noch nicht genug Fortschaffungsmittel vorhanden waren, um das Kriegsheer auf eine weitere Entfernung mit Lebensmitteln und andern Vorräthen zu versehen. Am 20sten stellten sich 6000

'Araber bei den französischen Vorposten ein, um sich zum französischen Heere zu schlagen; in der Nacht darauf ein zweites Korps von 'Arabern, die sich ebenfalls unterwerfen und der französischen Heeresmacht beigesellen wollten. Sie wurden in ihre Heimath zurückgewiesen. Dem Geniekorps war aufgegeben, eine fahrbare Straße zwischen Stavely und Sidy el Ferrutsch anzulegen, und nachdem diese Verbindungsstraße in einigen Tagen zu Stande gekommen, den freien Zugang zu sichern, längs dieser Straße mehre Blockhäuser errichtet waren, und die Stellung am letztern Orte durch aufgeführte Batterien haltbar genug geworden, um die Straße ohne Besorgniß im Rücken des Heeres liegen lassen zu können, auch für alles nöthige zum weitern Vorrücken gesorgt war, mittlerweile auch die Seemacht mit unermüdeter Thätigkeit neuen Kriegsbedarf gelandet hatte, und ein Theil der in der Bai von Palma zurückgebliebenen Bedeckung nachgekommen war, zog man die zu Sidy Ferrutsch entbehrlichen Truppen an das bei Stavely stehende Hauptheer heran, bei dessen Truppen der Gesundheitszustand nach und nach einen weniger günstigen Anstrich bekommen hatte, indem sich Fieber und Ruhr einstellten. Das Heer rückte nun am 24sten unter beständigen Neckereien des Feindes nach Sfidy Chälef in der Richtung des Kaiserschlosses vor. Der Raum, auf welchem das Heer Fuß faßte, war so gewählt, daß zwischen demselben und der türkischen Heeresmacht nur eine Schlucht gelegen war. Das türkische Heer sprengte auf seinem Rückzuge ein beträchtliches Pulvermagazin in die Luft. Das so zu sagen mitten unter dem Plänkern stattfindende Losknallen, welches eine Unterhöhlung des Bodens vermuthen ließ, kündigte sich durch eine unermeßliche Staubsäule an, welche sich langsam gegen den Himmel erhob und in Gestaltung einer dichten kupferfarbenen Wolke zerplatzte. Der Feind hatte in den Gefechten vom 19ten bis 24sten einen großen Verlust an Leuten erlitten; da er sichs aber sehr angelegen seyn ließ, seine Verwundeten fortzuschaffen, so konnte man die Größe seines Verlustes nicht ausmitteln. Die Franzosen zählten nun 658 Verwundete und 136 Fieberkranke, die man auf leeren Brodwagen nach Sfidy Ferrutsch brachte; hier wurden nur 226 behandelt, von denen 22 auf den fahrenden Lazarethen starben, die übrigen schwerer niederliegenden aber wurden nach Mahü eingeschifft. Die Zahl der Gefallenen hat man nicht erfahren. Am Abend lief das Bedeckungsgeleit von Palma mit günstigem Winde in die Bai von Sfidy Ferrutsch, woselbst die Anstalten nun ihrer Vollendung nahten, ein, in welcher Bai sämtliche Zufuhrschiffe ankerten. Die Aldschirer hatten nach der unglücklichen Schlacht von Sfidy Chälef Verstärkungen an sich gezogen. Morgens des 24. Juni warfen sie sich unter Anführung eines Eidams des Dey nochmals bei Sfidy Chälef auf das französische Heer. Sie sollen an diesem Tage 50 bis 60000, die Franzosen dagegen 26 bis 28000 Mann stark gewesen seyn. Allein nach wiederholten heftigen Gefechten von langer Dauer waren ihnen die Franzosen dennoch überlegen, so daß am Abend auch diese letzte Kraftanstrengung eines verzweifelnden Feindes so gänzlich gescheitert war, daß er von nun an nur darauf dachte, sich in schleuniger Flucht nach Aldschir zu retten. Die Franzosen hatten ihren Sieg der Angabe nach mit einem Verluste von 400 Todten und 600 Verwundeten erkauft. Unter vielen einzelnen mit nicht unbedeutendem Verluste verbundenen Gefechten des kleinen Kriegs näherte sich das französische Heer der Stadt Aldschir, inzwischen am 26sten der Feind das, so wie das Kaiserschloß, alle Forts der Stadt und das südliche Thor derselben, unterminirte Sternfort mit einem Pulvermagazin, aus welchem die Aldschir umgebenden Forts mit Schießbedarf versehen wurden, in die Luft gesprengt hatte. Am 28sten stand das siegreiche Heer anderthalb Stunden von der Stadt entfernt. Die Stadt ward belagert; doch blieb die Verbindung des Kaiserschlosses mit der Stadt noch frei; und ebenso wenig konnte man von dieser letztern die Straße nach Konstantine und eine andere dem Meere entlang laufende abschneiden. Am 29sten rückte das französische Heer gegen das Kaiserfort an. Das Geniekorps und die Artillerie vereinigten nun ihre Arbeiten, und am 30sten begannen sie, der Stellungen, welche das Kaiserfort beherrschten, bemächtigt, die Laufgräben zu öffnen. Die vier Tage vor Einnahme des Kaiserforts waren mörderisch. Am 4ten Juli Morgens 4 Uhr begann der Angriff, und von 9 Uhr an wurde Bresche geschossen. Gegen 10 Uhr ließ das Feuer des Platzes etwas nach, und um 10 Uhr ward das seit dem 2ten Juli von der französischen Artillerie beschossene Kaiserschloß von den Türken geräumt, die französischen Truppen hüteten sich aber es zu besetzen, weil sie wußten, daß es unterminirt sei. Wenige Stunden nach dem Abzuge der Türken hörte man ein furchtbares Gekrach, eine heftige Erschütterung folgte nach, das Kaiserschloß flog auf Befehl des Dey mit gewaltigem Knall in die Luft, und es verging einige Zeit, bis man in dem den Horizont verfinsternden Rauche und Staube sich wieder erkannte. Jetzt erfuhr man, der Hauptthurm sei gänzlich zerstört. Inzwischen hatte das Geschütz der Stadt und der Forts nicht aufgehört zu feuern. Es wurden auf dieser die Stadt beherrschenden Ruine sogleich Batterien errichtet, um in die Stadtmauer Bresche zu schießen, und der Obergeneral Bourmont verfügte sich, den Stand der Dinge zu beobachten, in die oberste Veste, als der K'azbadschy (Schloßhauptmann) Sidy Muszk'afa, erster Sekretär des Dey, als Parlamentär (Vertragsunterhändler) erschien. Die außerordentliche Bestürzung, die man dem Abgesandten ansah, malte den Schrecken, der in Aldschir herrschte. Die Unterhandlung war kurz. Der Obergeneral Bourmont verabschiedete den Gesandten, indem er ihm bemerklich machte, wie es in seiner Gewalt stehe, mit seinen 100 Kanonen in einem Augenblicke die Stadt und die K'azaba (das Residenzkastell des Dey) in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, nichts destoweniger er aber dem Dey und seinen Türken das Leben bewillige, wogegen er jedoch erwarte, daß auf der Stelle die Thore geöffnet und die äußern Forts übergeben würden. Nicht lange, so wurde ein zweiter Unterhändler gemeldet. H'amed Bodarba, Mitglied des maurischen Gemeinderaths, ein sehr gebildeter Mann, der ganz Europa bereist hatte und mehrer Sprachen mächtig war, trug mit vieler Gewandtheit die Foderungen des

Dey vor. Der General wiederholte seinen frühern Bescheid, hinzufügend, daß der Dey sich dem Könige von Frankreich ohne Furcht übergeben könne, welcher für seine Zukunft auf ehrenvolle Weise sorgen werde. Während des Verlaufes dieser Dinge gewahrte man von dem Kaiserfort, auf welchem man die Aussicht auf das ganze Ufer hat, eine beträchtliche Anzahl von Fahrzeugen, welche aus dem Haven liefen und auf das Kap Montafû zusteuerten, so wie eine Menge Türken, Beduinen und K'abilen, die mit beladenen Maulthieren und Pferden aus der Stadt ritten. Die Zeit verstrich, die französische Heeresmacht behielt ihre Stellung, und noch war nichts zu Ende. Da langten gegen 2 Uhr Sidy Muszt'afà und H'amed Bodarba von neuem als Unterhändler an. Sie wurden vom Obergeneral unter einigen Bäumen in einer Vertiefung des Berges in Gegenwart mehrer der vornehmsten Offiziere und des britischen Konsuls empfangen. Die schon bekannte Vertragsunterhandlung, in welcher dem Dey und seiner türkischen Miliz der Besitz des Privateigenthums und die Freiheit, ihren Aufenthalt außer Aldschîr selbst zu wählen, zugesichert wurde, kam nunmehr zu Stande. Sie beruhete auf vorhergepflogenen Unterhandlungen des britischen Konsuls, welcher von beiden Theilen, dem Oberbefehlshaber Grafen Bourmont und dem Dey dazu aufgefodert war, und vermöge derselben war nicht nur dem Dey ein sicheres Geleit für ihn und seine Familie und die Erhaltung seines Privateigenthums bewirkt, sondern auch das große Unglück der Stadt, wenn der Platz hätte mit Sturm eingenommen werden müssen, beseitigt, nächstdem die Beruhigung der Einwohner wegen der Sicherheit ihres Eigenthums erzielt, wodurch der Dey zugleich vor der Rache seiner eigenen aufgebrachten Unterthanen geschützt ward. Die zwischen dem Oberbefehlshaber der französischen Heeresmacht und dem Dey H'usein im Lager vor Aldschîr abgeschlossene Friedensurkunde wurde am frühen Morgen des 5ten Juli von beiden Seiten unterzeichnet und lautete: „Die K'aszaba und alle andern zu Aldschîr gehörigen Forts und der Haven der Stadt werden um 10 Uhr Morgens den französischen Truppen übergeben; der Oberbefehlshaber des französischen Kriegsheeres macht sich gegen Sr. Hoheit den Dey von Aldschîr anheischig, ihm die Freiheit und den Besitz dessen, was ihm als persönliches Eigenthum zugehört, zu lassen; demselben soll es freistehen, sich mit seiner Familie und Habe in einen zu bestimmenden Ort zurückzuziehen; er steht, so lange er in Aldschîr verweilt, mit seiner ganzen Familie unter dem Schutze des Oberbefehlshabers des französischen Kriegsheeres; für die Sicherheit seiner Person und seiner Familie wird eine Leibwache sorgen; der Oberbefehlshaber sichert allen Soldaten der Miliz dieselben Vortheile und denselben Schutz zu; die Ausübung der muh'ammedanischen Religion bleibt frei und ungestört; die Freiheit der Einwohner aller Stände, ihr Eigenthum, ihre Religion, ihr Handel und ihre Industrie (ihr Gewerbfleiß und ihre Kunstbetriebsamkeit) sollen keine Verletzung erleiden; ihre Weiber und Töchter sollen als unverletzlich berücksichtigt seyn; für alle diese bedinglichen Zusagen haftet der Oberbefehlshaber mit seiner Ehre. Die Auswechselung dieses Vertrags muß diesen Morgen um 10 Uhr erfolgt seyn, und die französischen Truppen rücken alsdann sogleich in die K'aszaba und nach und nach in alle andern Forts der Stadt und Marine ein." So zog nun, nachdem Tages vorher am 4ten des Juli das Kaiserschloß eingenommen war, jetzt am 5ten Morgens 10 Uhr das siegreiche französische Heer in Aldschîr ein und besetzte die Stadt und die Residenzveste darin. Auf letzterer und auf allen Forts wehete die Flagge des Königs von Frankreich. Die Flotte lief in der nämlichen Zeit, in welcher das Landheer Aldschîr besetzte, in den Haven von Aldschîr ein. Schon am 6ten waren alle Türken entwaffnet. An diesem Tage ließ auch der Bey von Titery (der südlichen Provinz des aldschirischen Reiches), zuerst die Unmöglichkeit den Kampf länger fortzusetzen erkennend, durch seinen kaum sechzehnjährigen Sohn dem Oberbefehlshaber seine Bereitwilligkeit sich zu unterwerfen melden, erhielt das sichere Geleit und stellte sich am 7ten persönlich in Aldschîr ein. Die Verwaltung seiner Provinz wurde ihm unter der Bedingung gelassen, daß er der französischen Regirung denselben Tribut entrichte, den er dem Dey habe leisten müssen. Die Eroberung von Aldschîr mochte den Franzosen 4 bis 5000 Mann gekostet haben. Die Aldschîrer gaben den Verlust auf ihrer Seite auf mehr als 10000 Todte und schwer Verwundete an. Am 9ten erregte die Nachricht von der Einnahme Aldschîrs in Paris, trotz alles Parteigeistes, unter allen Klassen der Einwohner die lebhafteste Freude, und am 17ten ward dem Grafen Bourmont für die so schnelle Eroberung der Marschallstab eingesendet. Der entwaffneten Miliz wurde sogleich nach der Einnahme von Aldschîr angezeigt, daß die Familienväter in Aldschîr bleiben könnten, die unverheiratheten aber ohne Säumung in verschiedenen Absendungen von Überfahrtsschiffen aus Aldschîr nach von ihnen selbst gewählten Ländern entfernt werden müßten. Für den letztern Fall, der Abschiffung, fanden sich jedoch auch viele derer, welche verheirathet waren.

Der seiner Herrschaft entsetzte Dey H'usein hatte sich schon nach der Einnahme des Kaiserforts in eine Wohnung in der Stadt zurückgezogen, wo er nun dem Vertrage zufolge sich unter französischem Schutze ferner aufhielt, aber schon den 10ten mit seinen Schätzen und einem Gefolge von 110 Personen unter Segel ging, nicht nach Livorno, wie er anfangs wünschte, sondern nach Neapel. An demselben Tage waren auch schon 1300 unverheirathete türkische Milizen am Bord, mit deren Einschiffung seitdem thätig fortgefahren wurde. Am 16ten befand sich der Dey mit seinem ganzen Gefolge, zweien seiner Schwiegersöhne, deren einer sein gewesener Marineminister, der andere sein Kriegsminister, seinem Bruder (der als solcher kein Statsamt bekleidete), seinem Finanzminister, seinem Hausmeister und 58 Frauen, am Bord der Jeanne d'Arc auf der Rhede von Mâhû (auf der spanischen Insel Minorca) vor Anker, woselbst er seine Liegezeit und Gesundheitsprobe abhielt. Anfangs Monats August traf er von Livorno in Paris ein, und ward am 21sten desselben Monats daselbst wohl aufgenommen. Seine Frauen wurden während der Fahrt und des Aufenthalts zu Mâhû auf der Fregatte so sorgfältig bewacht,

daß keiner der französischen Offiziere eine derselben zu Gesicht bekam, obgleich die Fahrt beinahe einen Monat dauerte. Dem Schiffshauptmann schenkte er bei seiner Landung zu Neapel zum Andenken einen Dolch mit goldenem Griffe und einige Teppiche von großem Werthe. In Neapel gab er allein für seine Wohnung wöchentlich 1000 Scudi aus, lebte übrigens sehr einsam daselbst, ging wenig aus, fand fast nur Vergnügen daran am Fenster zu stehen, und, weil es ihm in diesem seinem gewählten Aufenthaltsorte in der That nicht gefiel, kam er am 27. Oct. auf dem neapolitanischen Dampfschiffe Real Ferdinando, seinem ersten Wunsche gemäß, in Livorno an. In der Folgezeit bis gegenwärtig der Abfassung dieses encyklopädischen Artikels hat er sich bald da, bald dort aufgehalten; im Jahre 1831 vom 9ten Februar an einige Zeit in Florenz; vom 11ten Aug. an ein paar Monate als Privatmann zu Paris, der Hauptstadt seiner Sieger; dann auch zu Genua, und zuletzt wieder in Livorno auf dem Landhause des Kaufmanns Bacri; im Jahre 1832 seit dem 8. Februar zum zweiten Male zu Paris, im Monat Juli u. f. wiederum zu Livorno, und gegen Ende des Jahres zu Nizza; im Jahre 1833 von neuem zu Livorno. Seine Lage verdankt er in der That mehr den menschenfreundlichen und leutseligen Gesinnungen seiner Sieger und einzelnen außer ihm liegenden Umständen von Seiten geheimer Beziehungen Frankreichs, als seinen eignen der ernstesten Züchtigung werthen Handlungen. — Er wird seiner Person nach als ein Mann von gewöhnlicher Größe, starker Figur mit langem Bart, ernster, doch versteckter, heimtückischer Miene und großen, dunkeln Augen, hartnäckigen, starrsinnigen Gemüths, übrigens aber als ein gewöhnlicher Türke geschildert, dessen Kost am Bord des Schiffes hauptsächlich in rohen Zwiebeln und Käse bestand. Als sein Hauptzeitvertreib wird Damenspiel angegeben. Er lernte in Europa sehr bald sich in die italienischen und französischen Sitten fügen, erscheint auf Spaziergängen, ist bei Gastmahlen zugegen, wohnt Bällen bei, zeigt sich auf militärischen Übungsplätzen, bei Paraden u. s. w., bedient sich der Visitenkarten, auf welchen er sich H'usein Exdey von Aldschîr nennt u. s. w., geht übrigens in seiner orientalischen Kleidung, oft eine grüne Brille vor den Augen. Für einen Türken soll er als wohl unterrichtet gelten, auch theilweise mit der politischen Lage Europa's und den verwickelten Ansichten der Mächte in Bezug auf den Orient nicht unbekannt seyn. In Kriegskenntnissen sehr beschränkt, ist er als ein Mann aus der Klasse der 'Ulemâ (der Gesetzkundigen) mit dem K'orân und den Satzungen des Islâm bekannter, als mit der neuern Taktik, in dieser Hinsicht vielmehr sehr unwissend, so daß er z. B., als die Franzosen das veste Land bestiegen und die ersten Batterien der Türken wegnahmen, auf den Vorwurf, daß er Unrecht gethan habe, sich der Landung der Feinde nicht kräftiger zu widersetzen, erwiederte: Wie soll ich sie fangen, wenn ich sie nicht landen lasse? daß er, als er in der Ferne ein Pelotonfeuer eröffnen sah, wobei wie gewöhnlich das erste Glied niederkniete, in Gegenwart eines der schiffbrüchigen Franzosen ausrief: sehet sie bitten um Gnade! und als er ein Bataillonsfeuer erblickte, während das erste Glied die Bajonette kreuzte, glaubte, daß man hölzerne Soldaten in das Vorderglied gestellt habe; daß er sich wunderte, daß nie einer der Franzosen falle, weil er nicht bemerkte, daß die Reihen sogleich wieder geschlossen wurden, um die Lücken auszufüllen; daß, als er die französischen Truppen in dicht geschlossenen Gliedern vorrücken sah, er äußerte, die Franzosen stritten ungern gegen ihn, und man habe sie daher, um sie zum fechten zu zwingen, an einander geschmiedet. — Er hat nach schon über 12 Jahre vor seiner Wahl zum Dey von Aldschîr erlittenem Verluste seines Sohnes Muszt'afa Pâschâ keinen Sohn mehr, aber mehre Töchter. Die eine, Lalesesch (die Tulpengleiche) genannt, ist an Ibrahîm Bâschaghâ, seinen gewesenen Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht und Kriegsminister, vermählt, dessen oben als zu seinem Gefolge gehörend gedacht ist, welcher als bloßer Ringer aus der Levante nach Aldschîr kam, Pfeifenträger und Kaffeeschenk beim Aghâ von Aldschîr wurde und auf dessen Empfehlung, nachdem der Vorgänger in diesem Amte auf Befehl des Dey zu Tode gepeitscht worden war, vom Bedienten zum Minister emporstieg.

Nach der Einnahme von Aldschîr und Besetzung aller Forts setzte der Oberbefehlshaber Bourmont ungesäumt, außer einer mit der polizeilichen Aufsicht beauftragten Behörde, einen Municipal- oder Gemeinderath ein, welchen er durch sieben maurische Einwohner bildete. Es geschah auch sogleich nach dem Einrücken des Heeres bei Besitznahme der K'aszaba die Auffoderung zur Übergabe des darin liegenden Statsschatzes und die Beschlagnahme desselben. Die aus diesem Statsschatze, welcher nach und nach nach Toulon eingeschifft und von da nach Paris eingeliefert wurde, erbeutete Gesamtsumme der Millionen, Tausende und Hunderte von Franken (in französischer Geldberechnung) an baarem Gelde und Juwelen ist, genau bestimmt und aus amtlichem Berichte der französischen Regirung angegeben, nicht bekannt geworden, sondern nur nach ungefähren Zeitungsanzeigen beurkundet. So viel jedoch hat sich gleich anfangs ergeben, daß das Gefundene der Erwartung nicht entsprach, die man von diesem Statsreichthum hatte und haben konnte. Aus dem genauen Verhör des Schatzmeisters und der ihm beigegebenen Beamten ergab sich gleichwol die einstimmige Angabe, daß das Gefundene der ganze vorhandene Schatz sei, da sich dieser Statsschatz seit 15 bis 20 Jahren bis auf solchen Bestand vermindert habe, weil seitdem ein jährlicher Ausfall Statt gefunden, welcher immer aus dem Schatze habe gedeckt werden müssen; und nach einer im November des Jahres gegebenen amtlichen Anzeige lautete die Erklärung der niedergesetzten Untersuchungsbehörde dahin, daß nach ihrer vesten Überzeugung aus diesem Schatze keine Geldsumme oder Geldquelle unterschlagen worden, daß vielmehr alle in Umlauf gewesenen Gerüchte von geheimer Fortschaffung des Meisten und Vorzüglichsten in fremde sichere Verwahrung, von Unterschlagungen oder Veruntreuung theils auf falscher Vermuthung beruhe, theils Erdichtung oder Verleumdung sei; wol aber einige vom Dey und von seinen

Hausbeamten zurückgelassene Habschaften und Kostbarkeiten, wovon ein Theil von Mauren und Juden geraubt worden, entwendet worden seien. Verglich man nun mit dem Ergebniß die Kosten der Unternehmung, so stellte sich die Rechnung des gesamten Kriegsaufwandes zusammen auf 48,500000 Franken entgegen. Indem man aber außer jenem Schatze noch großen Vorrath von Kaufmannswaren aufgehäuft fand, die man höher als zu 4,000000 Franken anschlagen konnte, ferner, laut einem Berichte des Grafen Bourmont vom 8. Juli eine ungeheure Masse von Schießpulver und Kugeln und ansehnlichen Vorrath von Wurfgeschütz, auch 2000 Kanonen eroberte, so ergibt sich dennoch ein nicht unerheblicher reiner Gewinn.

Die Eroberung von Aldschir und der Sturz des H'usein, als des letzten aller aldschirischen Deys, samt der Vernichtung der ganzen barbaresken Regirungsverfassung von Aldschir und des so lange her schreckbaren Raubstates, zog nach der gleich anfänglichen Bestimmung mit Recht die Besitznahme und Behauptung des Reiches Aldschir, als einer nunmehrigen Provinz von Frankreich, nach sich, und so ist die Lage der Dinge bis jetzt geblieben und wird es hoffentlich auch also bleiben. Denn die französische Kriegsmacht kann wegen Aldschirs Eroberung mit vollem Rechte auf den Dank des ganzen christlichen Europa Anspruch machen; — sie hat eine Regirung umgestürzt, die betrügerisch und eine der grausamsten und unterdrückendsten war; sie hat ein Raubnest zerstört, welches zum höchsten Nachtheil und zur empfindlichsten Schmach derer, die dabei betheiligt waren, so lange Zeit verworfene Brut der Menschheit nährend, bestanden hat. Der hohen Pforte, zu welcher T'ähir Pâschâ nach unverrichtetem Auftrage am 6. Juli, noch vor der eingezogenen Nachricht von der Eroberung Aldschirs, von Toulon abgereist war, konnte freilich der Verlust nicht gleichgiltig seyn. Ob zwar im Anfange des Jahres 1831 in dem Steuerbuche des 'oß manischen States Aldschir unter den Provinzen des Reiches als erledigt aufgeführt wurde, so war doch noch in der ersten Hälfte des Jahres 1832 in Constantinopel sehr stark die Rede von Räumung des aldschirischen Gebietes, und es hieß, die Pforte bestehe auf dieser Räumung und habe deshalb an *Mr. Stratford Canning* eine Note eingereicht, worin sie erkläre, daß die Endbestimmung der Ausgleichung der über Griechenlands Grenzen obwaltenden Unterhandlungen dadurch bedingt werde. Auch war kurz vorher, auf kräftige Vorstellungen des französischen Geschäftsträgers gegen die von der Pforte in einer amtlichen Urkunde gemachte Äußerung, als habe sie von Frankreich die Zusicherung der Zurückgabe Aldschirs erhalten, der Diwân genöthigt, die Behauptung solcher Zusicherung anzuerkennen, und konnte sich nur mit Verlegenheit durch auswärtige politische Rücksichten wegen des Geäußerten entschuldigen. — Überdies war es wenigstens gewiß, daß sich der Ssult'ân (Mah'mud II.) schmeichelte, die Oberherrlichkeit über die Barbareskenstaten wieder zu erhalten und einen eigenen Vertrag darüber abzuschließen, welcher zugleich bestimme, in welcher Art Aldschir künftighin von der Pforte abhänge, und was für Verbindungen es mit den christlichen Mächten zu unterhalten habe. In der That war die französische Regirung bis in die Mitte des Jahres 1831 noch unentschlossen, ob sie die Eroberung vesthalten werde, und erklärte sich dann erst bejahend; auf Aldschir aber zu verzichten, gedachte sie nie. Ungeachtet der wiederholten Regungen, im verflossenen Jahre und bis jetzt, im Betreff des entgegengesetzten Falles *), ist es wenigstens wahrscheinlich, daß die Franzosen ebenso gut Aldschir behalten werden, als die Engländer Malta, Gibraltar und Korfu behalten wer-

*) Schon bald nach der Eroberung Aldschirs und in der Folge während Verlauf der Jahre 1831 und 1832, bis gegenwärtig in dem jetzt laufenden Jahre 1833 fortgesetzt, haben sich hier und da zufolge der Zeitungsberichte leise und laute Stimmen der Eifersucht der andern europäischen Seemächte, besonders Englands, vernehmen lassen, daß Frankreich den Besitz des Landes Aldschir billiger Weise nicht so hinnehmen könne, ohne die Zustimmung der übrigen christlichen Mächte erhalten zu haben; daß vielmehr das Schicksal Aldschirs der Ausschlag gemeinschaftlicher Unterhandlung seyn müsse. Zuvörderst hat man in diesem Betreff die Fragen aufgestellt: ob die Besetzung Aldschirs durch die Franzosen nothwendig sei? ob es nicht vielmehr bei dem glänzenden Erfolge der Unternehmung bewendet bleiben müsse? ob es angemessen, aus Aldschir eine französische Niederlassung zu bilden? ob Großbritannien im Mittelmeere eine solche Niederlassung, welche dieses Meer in zwei Hälften theile und den Weg von Gibraltar (Dschebelalt'äret') nach Malta, Korfu und der Levante abschneiden könne, dulden werde? ob dieselbe von der Pforte anerkannt werden würde ꝛc.? Im verflossenen Jahre 1832 las man auf der andern Seite, seitdem sich die Nachricht verbreitet hatte, daß man damit umgehe, Aldschir wieder an den 'oß manischen Ssult'ân abzutreten, in verschiedenen öffentlichen Blättern Artikel, in welchen die Wichtigkeit dieser Besitzung für Frankreich herausgehoben und behauptet wird, daß alle jene Gerüchte nur ausgestreut seien, um einen Bruch zwischen Frankreich und England herbeizuführen. Jene Ergießungen gegen Frankreich hinsichtlich seiner Besitznahme und Behauptung Aldschirs sind berücksichtigt und sehr gründlich widerlegt in dem Aufsatze über den Kriegszug gegen Aldschir von *de Sismondi*, der sich in der zu *Paris* erschienenen *Revue encyclopedique*, Lief. IV. J. 1830 befindet. Dessen ungeachtet scheint auch noch jetzt im laufenden Jahre 1833 die Sache von neuem zu schweben, und selbst die längst von Frankreich gegebene bestimmte Entschließung, den eroberten Stat zu behaupten, wiederum zu schwanken. Denn im Juni (2ten des Monats) enthält das französische Zeitungsblatt der *Nouvelliste* einen halb officiellen Artikel über die jetzt wieder häufig, und namentlich in dem englandischen Parlamente zur Sprache gebrachte Einnahme von Aldschir, worin es heißt: Aldschir gehöre kraft eines unbestreitbaren Rechtstitels, des der Eroberung nämlich, und zwar der Eroberung in großer Betheiligung von ganz Europa, Frankreich an; es hänge indessen noch von allerlei Umständen ab, ob Frankreich dieses Land behalten werde. Bevor alles gehörig erwogen sei, könne mit Bestimmtheit nicht darüber abgesprochen werden. Auch lesen wir, daß in der Sitzung der Deputirtenkammer zu Paris am 18. Juni der Ministerpräsident, Marschall *Soult*, auf mehre vom Marschall Clausel in Betreff des künftigen Schicksals von Aldschir gestellte Fragen erwiedert habe, daß die Regirung hinsichtlich der größern oder geringern Ausdehnung der Besitznahme auf der afrikanischen Küste, so wie hinsichtlich einer Räumung Aldschirs durchaus noch keinen Beschluß gefaßt habe, daß bis jetzt aber alle Maßregeln auf Erhaltung des Besitzes und auf Ermunterung zur Niederlassung und Anpflanzung in dem besetzten Gebiete abzweckten, und daß die französische Regirung wegen einer Räumung Aldschirs in keine Verpflichtung irgend einer Macht eingegangen sei.

den. Von Rechts wegen sind übrigens die geheimen Bemühungen des Exdey, wiederum zum Besitz seines ehemaligen Herrscherthums zu gelangen, gescheitert. Am 24. Oct. 1830 wurde in Aldschir ein türkischer Dolmetscher verhaftet, der einen geheimen Briefwechsel mit dem Exdey unterhielt und ihn von allen dortigen Ereignissen unterrichtete. Die erste Ankunft des Dey in der Hauptstadt seiner Sieger im August 1831 hatte keinen andern Zweck, als eine Audienz bei König Ludwig Philipp zu erlangen, um einige Zurückfoderungen geltend zu machen. Auch seine abermalige Anwesenheit zu Paris, im Anfang des Jahres 1832, begründete sich in dem Entschlusse, neue Versuche bei der französischen Regirung zu machen, um wieder in den Besitz seines alten Barbareskenstates zu gelangen, und es verlautete, daß seine Ansprüche durch die Kabinette von Turin und London unterstützt würden, ja daß ihn diese beiden Mächte, Sardinien und England, zu dem Entschlusse der zweiten Reise nach Paris veranlaßt hätten. Im Monat Mai des verlaufenen Jahres wurden zu Aldschir auf einer von dem Schiffe „der Beduin" gekaperten, 12 Mann Soldaten und 11 Reisende an Bord habenden, vom Schiffshauptmann Muh'ammed el 'Ewesedsch befehligten, nach Aldschir bestimmten, tünisischen Schebecke Pulver, Waffen und eine Menge Patronen, und zugleich einige Briefe des Exdey an die Häuptlinge der in der Gegend von Aldschir heimischen Beduinenstämme, welche er zu einem Aufstande aufreizte, gefunden und in Beschlag genommen. Auf einem andern aus Tabarka kommenden Fahrzeuge, das man an der Küste von Bûna weggenommen, fand man Proklamationen von ihm an seine ehemaligen Unterthanen, worin er ihnen seine bevorstehende Ankunft in ihrer Mitte anzeigt und ihnen die Versicherung gibt, daß er bei seinem Vorhaben, sich wieder in den Besitz seiner Staten zu setzen, von mehren europäischen Mächten unterstützt werde. Wiederum fand man auf diesem Fahrzeuge zugleich verschiedenen Kriegsvorrath vor, und es hieß sogar, daß es einem treuergebenen Anhänger des Exdey gelungen sei, in der Absicht, die Bewohner des Innern für die Sache seines Herrn geneigt zu machen, ans Land zu setzen. Im Monat Juli wurde im Haven zu Livorno auf des Exdey Rechnung ein Schiff ausgerüstet, welches einen Angriffsversuch an der Küste von Orân machen sollte, und waren, wie man erfuhr, für diesen Zweck bereits Waffen und 60000 Pfund Pulver angekauft. — Im folgenden Monat August entdeckte man zu Aldschir neue Versuche von ihm, die Provinz Orân zum Aufstande zu bewegen, so daß der General *Boyer* mit dem Befehlshaber der Schiffsstation Maßregeln zur Vereitelung dieser Pläne verabredete. In demselben Monate veranlaßte auch zu Livorno der daselbst Statt gefundene Ankauf von zwei toskanischen Fahrzeugen, die in großer Eile ausgebessert wurden, das nicht ungegründete Gerücht, daß die beiden toskanischen Schiffe (*Aquila* und *Ardito*, der Adler und der Kühne genannt) auf seine Rechnung angekauft worden, um solche schleunigst nach der afrikanischen Küste abzufertigen. Auf Anstiften der französischen Regirung ließ daher die großherzogliche Regirung den beiden Schiffen untersagen, die zum Gefolge des Exdey von Aldschir gehörigen Personen, die sich nach der afrikanischen Küste würden begeben wollen, an Bord zu nehmen, und befahl denselben, die für Tünis bestimmten bereits geladenen Sachen wieder auszuschiffen. Die Versuche des aldschirischen Exdey, wieder zu seiner Herrschaft zu gelangen, dauerten nichts destoweniger in den folgenden Monaten des Jahres fort. Anfangs Mai des jetzt laufenden Jahres 1833 kehrte die auf die Nachricht, daß in einigen italiänischen Häven heimliche Schiffsausrüstungen Statt fänden, und der Exdei von Aldschir im Begriffe stände, einige Fahrzeuge zu miethen, welche Kriegsvorräthe und Waffen an der Küste der afrikanischen Regentschaft landen sollten, wo er mit den im Innern vorhandenen arabischen Stämmen noch immer in geheimem Einverständnisse war, von der französischen Regirung mit geheimen Aufträgen nach der italiänischen Küste abgegangene Brigg *Voltigeur* nach Toulon zurück. Inzwischen erhielt zu Toulon einer der Bekannten des Dey ein Schreiben, worin dieser die Gerüchte von den im Haven von Livorno in seinem Auftrage betriebenen Schiffsausrüstungen, um die in Aufruhr gegen die französische Herrschaft begriffenen 'Araber der Regentschaft Aldschir zu unterstützen, für ungegründet erklärt und am Schlusse des Schreibens sagt, daß er, um jeden Verdacht eines Einverständnisses mit den Einwohnern der Regentschaft zu beseitigen, nach Alexandrien gehen und dort seinen Wohnsitz aufschlagen wolle.

Daß die neue Statseinrichtung und die Ermächtigung des ganzen Landes Aldschir in dem Jahre 1830 und in den zwei verflossenen Jahren große, mit beträchtlichen Aufopferungen verknüpfte Schwierigkeiten gefunden, und jetzt im Jahre 1833 ihre vollendete Sicherstellung und Vestigkeit noch von der Zukunft erwartet, ist in der Natur der Sache selbst gegründet. Eine ausführlichere Erörterung der seit der Eroberung bis gegenwärtig erfolgten Ereignisse und Begebenheiten, aller Ergebnisse im Betreff des Innlandes sowol als des Verhältnisses gegen die beiden andern angrenzenden Deylik's greift zwar so sehr in die besondere Geschichte ein, welche nicht eigentlich oder doch nicht nothwendig in den Artikel Dey gehört; allein eine Reihe von einzelnen bruchstücklichen historischen Angaben kann, diesen Artikel im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden zu beschließen, nicht wohl fehlen, um über den Erfolg wenigstens nicht ganz zu schweigen.

Das erste Unternehmen im Monat Juli 1830, bald nach der Besitznahme von Aldschir, die französische Eroberung und Herrschaft in der Provinz Aldschir (der Hauptprovinz des States) geltend zu machen, war die unter Befehl des Contreadmiral Rosamel abgeschickte Seefahrt, um Bûna (oder Bône, *Hippone* der Alten), eine zur Provinz Aldschir gehörige Stadt und Vestung, zu nehmen, eine Besatzung hineinzulegen und dann gegen Tripolis zu verfahren, auch nach Tünitz zu segeln,

um die dasige Regentschaft zu versichern, daß die Besitznahme Aldschirs in den freundschaftlichen Verhältnissen, die bisher zwischen ihr und Frankreich bestanden, keine Änderung hervorbringen werde. Die Besitznahme von Bûna und Besetzung des Forts und der Stadt erfolgte in gütlicher Weise. Die türkische Besatzung räumte das Kaiserfort daselbst am 26. Juli. Die Franzosen waren von den Einwohnern als Befreier empfangen, die Behörden nahmen die türkischen Anführer vest, und der Oberbefehlshaber zu Aldschir erhielt von dem Scheich von Bûna und andern angesehenen Einwohnern Unterwerfungsschreiben. Mit dem Bey von Orân (Vuhrân oder Vahrân), Stadt und Veste zur Provinz Aldschir gehörig, dauerten die Unterhandlungen wegen seiner Unterwerfung länger, und erst gegen Ende des Juli ging der Graf Bourmont von Aldschir ab, denselben zu vereiden und ihn im Namen des Königs von Frankreich einzusetzen. Vorher, um dem Unwesen der Beduinen zu steuern, wurde erstlich ein Heerhaufen zu ihrer Verfolgung beordert, welcher bis zu der am Fuße des Atlas liegenden und zum Gebiete von Aldschir gehörigen bevölkerten Handelsstadt Belîda (8 Meilen von Aldschir) vordrang, aber durch eine bedeutende Macht der 'Araber angegriffen, mit einem Verluste von 300 Mann heimkehren mußte; hernach, als der Oberbefehlshaber der Stadt Belîda, die anfangs dem Bey von Titery versprochen war, einen eignen Statthalter ernannte, und dieses Unzufriedenheit unter den Beduinenstämmen erweckte, zog, um der Unruhe vorzubeugen, er selbst mit 1500 Mann am 23. Juli von Aldschir aus, ward aber bald belehrt, daß die Bevölkerung der Regentschaft noch weit davon entfernt war, sich zu unterwerfen, und daß der bis dahin befolgte Weg der Milde und Güte den Zweck verfehle. Der Heerhaufe gelangte in die Ebene von Metidscha. Mehre Haufen 'Araber kamen unterwegs zum Oberbefehlshaber, ihm ihre Unterwerfung anzuzeigen. Zwei Stunden vor Belida trafen sie auch Abgeordnete aus der Stadt, die gekommen, um den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten. Nahe an der Stadt wurden sie ferner von den Einwohnern auf das freundlichste empfangen, und man zog in die Stadt ein. Allein jetzt griffen am andern Morgen zahlreiche Horden K'abîlen, die während der Nacht vom Atlas herabgestiegen waren und die Anhöhen um die Stadt herum besetzt hatten, plötzlich die Bivouaks (Beiwachtlager) der Franzosen an, und es entstand ein lebhaftes Feuer. Der Oberbefehlshaber war genöthigt, Befehl zum Aufbruch zu geben. Die Truppen mußten auf dem Rückzuge mehrmals Viereck gegen die mit Ungestüm von allen Seiten andringenden K'abilen bilden. Die reutenden Jäger führten mehre glänzende Angriffe auf den Feind aus, welcher das französische Kriegsheer 8 Stunden weit bis an ihre Vorposten an der über den Fluß Harabsch führenden Brücke verfolgte. Um 7 Uhr Abends gelangte man in die Ebene Metidscha und setzte den Marsch bis Mitternacht fort. Nach dreistündiger Ruhe ward wieder aufgebrochen, und der Generalstab kam Morgens 8 Uhr in Aldschir an; die Truppen blieben auf der Haide vor der Stadt stehen. Der Überfall bei Belîda kostete den Franzosen 100 Mann, der Verlust der K'abîlen war bei weitem größer. Die K'abîlen steckten bei ihrer Rückkehr nach der Stadt diese in Brand und mordeten die Juden und Mauren in derselben. Übrigens hatte der Vorfall keine schlimmen Folgen, und es wurden Maßregeln genommen, die Aufrührer zu bestrafen und neuen Versuchen dieser Art vorzubeugen. Inzwischen war im Juli und August, während die Franzosen überall im Lande in dessen verschiedenen Bezirken ihre Herrschaft geltend zu machen, die vesten Plätze zu besetzen und die neue Statseinrichtung auf französische Weise zu ordnen beschäftigt waren, die Bevölkerung in beständigem Aufstande, und bewaffnete Beduinen näherten sich der Stadt Aldschir auf eine Stunde weit; auch mußte man immer besorgen, daß die Bevölkerung der Stadt selbst aufstehen würde.

Nach der Ankunft des Admiral Rosamel vor Tripolis unterzeichnete unterm 11. Aug. der Dey von Tripolis, späterhin unterm 8. Sept. auch der Bey von Tûnis einen Vertrag mit Frankreich, kraft dessen sie der fernern Seeräuberei entsagen wollten. Der Bey von Konstantine [der östlichen Provinz des aldschirischen Reichs, der größten, reichsten und ansehnlichsten*)] war nicht dem Beispiele des Bey von Titery gefolgt, sondern blieb fortwährend Feind, Widersacher und Kämpfer gegen die französische Besitznahme und Verwaltung. Bûna und Orân wurden bald im August unruhvolle und wankende Besitze; die Einwohner und die Besatzungen hatten unaufhörlich sich gegen die unter Mitwirkung des Bey von Konstantine gewagten Angriffe der 'Araber und K'abîlen zu vertheidigen. In Bûna hatte zwar der Aghâ des Bey von Konstantine in die Aufnahme der französischen Besatzung eingewilligt, aber sobald die Schiffe nach Ausschiffung der Mannschaften sich nach Tripolis gewendet, wurde Bûna von Beduinenschwärmen umringt. Vergeblich waren die Ausfälle, welche die französischen Truppen gegen dieselben und gegen die K'abilen versuchten, sie waren mit beträchtlichem Verluste verbunden. Ebenso war es in Orân. Die Unterstützungen beider Plätze von Aldschir aus mit Mannschaft, Lebensmitteln und Kriegsvorräthen waren lästig und erfolglos. Aldschir selbst war in seiner Nähe von 'Arabern in großer Anzahl umringt, welche die Stellungen, in denen die französischen Truppen nach dem Gefechte bei Stavely am 19. Juni sich verschanzt gehalten hatten, vesthaltend, auf Plünderung ausgingen und alle Soldaten, die sich einzeln aus Aldschir herauswagten, auch fast jede Nacht einzelne französische Vorposten mordeten. Man sah sich daher genöthigt, schon in der Mitte des August nach Bûna und Orân Schiffe abzusenden, um die dort in Besatzung liegenden, von

*) Die Provinz ist von der Haupt- und Residenzstadt des Beylik's benannt, welche die Cirta der Alten, eine der ansehnlichsten Städte Numidiens gewesen ist und ihren neuen Namen Constantine unter Constantin dem Großen von dessen Tochter Constantine erhalten hat.

dem kleinen Kriege ermüdeten Truppen nach Aldschir zurückzuführen und so die Streitkräfte in Aldschir einzukreisen. So waren Orân und Bûna jetzt gänzlich geräumt, und diese Räumung beider Plätze vermehrte daselbst den Übermuth der Beduinen und K'abilen. Die Nachrichten aus dem Innern des Reiches schienen auf der andern Seite günstiger zu werden, da der bald nach seiner Unterwerfung wiederum untreu und aufständig gewordene Bey von Titery in einem Aufruhr des Kopfes verlustig geworden war und die K'abilen dieses benutzt hatten, seine Anhänger und die zu seinen Diensten gebliebenen Türken auszurotten. Der nachfolgende Bey von Titery jedoch setzte die Widerspenstigkeit dieses Beylik's fort und legte sich sogar den Titel Dey von Aldschir bei. Gegen das Ende des August herrschte zwar den Berichten zufolge in Aldschir selbst vollkommene Ruhe, allein in der Umgegend schwärmten noch immer zahlreiche Haufen herum, ohne jedoch einen Angriff zu wagen. Im Monat September nahmen die Dinge eine andere Gestalt an. Denn als gegen das Ende des August die Klagen der Truppen und der kaufmännischen Einwohner von Aldschir über die dasige große Verwirrung des Militär- und Civilwesens lauter und lauter geworden, und man den Wechsel des Oberbefehlshabers Grafen Bourmont mit dem an seine Stelle ernannten General Clausel ungeduldig erwartete, bewirkte die Ankunft dieses letztern eine sehr vortheilhafte Veränderung. In die entmuthigte, niedergeschlagene Kriegsschaar kam neues Leben. Die Einrichtung und Belebung des arabischen Heerhaufens der regelmäßigen Truppen schritt rasch vorwärts, und es waren in der Mitte des Monats bereits 2000 Mann 'Araber bewaffnet, gekleidet und völlig ausgerüstet. Die strenge Kriegszucht des neuen Oberbefehlshabers verbesserte auch sehr den Gesundheitszustand der Soldaten gegen die vorige Zeit. Seine kluge Verfahrungsweise und seine guten Vorkehrungen und Anordnungen wurden, wie man in den nachfolgenden Monaten des Jahres immer deutlicher gewahr wurde, dem Militär- und Civilwesen sehr ersprießlich. Der General sendete von Beginn seiner Gegenwart an häufig aldschirische K'abilen nach den Gebirgen ab, um durch sie die dort hausenden Stämme von den Vortheilen belehren zu lassen, die ihnen eine freundschaftliche Annäherung und Verbindung mit der französischen Regirung gewähren werde. Die Vestungswerke des aldschirischen Kaiserschlosses waren beinahe ganz hergestellt, und die bürgerliche Verwaltung in Aldschir war auf vestern Fuß geordnet. Eine Kriegsbrigg wurde nach Bûna und Orân gesendet, um diese Plätze gegen die Angriffe der 'Araber und K'abilen zu schützen und die von französischer Seite dort eingesetzten Behörden aufrecht zu erhalten. Der Bey von Konstantine, der gegen die Franzosen zu Felde ziehen wollte, mußte umkehren und fand bei der Rückkehr in seine Provinz dieselbe im Besitz eines andern Häuptlings. Nach einem blutigen Kampfe ward er Sieger und unterwarf sich nunmehr dem Oberbefehlshaber Clausel, kehrte aber bald zur Widerspenstigkeit und Befeindung zurück. Im Anfange des October war die Stadt Aldschir völlig ruhig, und der General Clausel war entschlossen, Orân und Bûna erst dann besetzen zu lassen, wenn die Besatzung daselbst sich der französischen Sache günstig bezeige. Der Bey von Titery hatte den fremden Consuln seinen Entschluß andeuten lassen, am 3. Oct. einen Angriff auf Aldschir zu unternehmen, der General Boyer erkundete daher die Ebene von Metidscha und stieß auf etwa 200 Mann, welche durch einen Kanonenschuß zerstreut waren. Bald hierauf setzten ihm die Beduinen, mit welchen er in Feindschaft lebte, so sehr zu, daß er von ihnen überall, wo er sich zeigte, belagert ward, und in den ersten Tagen des Octobers, als ein Theil seiner Truppen unter Anführung seines Sohnes in die Nähe von Aldschir kam, diesem beim Rückzuge aufgelauert ward, und die 'Araber 2000 Dukaten für den Durchlaß verlangten. Um diese Zeit unterwarf sich dem Oberbefehlshaber der Bey von Orân, nachdem er dessen Gesandtschaft sehr gut aufgenommen und sie mit Geschenken und der Bereitwilligkeit, sich zu unterwerfen, entlassen hatte. Der Bey von Konstantine dagegen beharrte nach wie vor in seinem Widerstande. Die nach Bûna abgefertigte Kriegsbrigg, die mit ihm auf diesem Wege in Verbindung treten sollte, war mit Kanonenschüssen empfangen worden. In der Mitte des October schickte der Bey von Titery zwei seiner Anführer und einen Priester (einen Morâbut') nach Aldschir, um über die Bedingungen seiner Unterwerfung zu unterhandeln, indem er von den Seinigen verlassen und, stündlich in Furcht, umgebracht zu werden, sich in der bedenklichsten Lage befand. — In Bezug auf die Unterwerfung Konstantine's und der angrenzenden Distrikte erhielt der Oberbefehlshaber die vortheilhaftesten Anträge von dem Bey von Tûnis. Die französischen Vorposten standen am 16. Oct. vier Stunden von Aldschir, und man konnte auf dem Wege nach Bûna und nach Süden hin mit aller Sicherheit auf der Straße nach Mehdijah (oder *Modijah*) und Belidâ durch die Ebene von Metidscha reisen. Der Bey von Konstantine hatte sich der 'Araber bedient, um die Janitscharen, 1000 Mann an der Zahl, umzubringen. Der Bey von Titery, neu ermuthigt, kehrte wieder zu den alten Ansprüchen und zur Widersetzlichkeit zurück, spielte noch immer den Großprahler gegen die Franzosen und behauptete auch noch ferner den Titel eines Dey von Aldschîr. Es ließ daher der Oberbefehlshaber die Bekanntmachung ergehen, daß er den ersten arabischen Scheich, der diesen widerspenstigen Bey vertreiben würde, zum Bey ernennen werde. — Am 29. October traf die Gesandtschaft des Bey von Tûnis mit ansehnlichen Geschenken ein, des Beys Einverständniß mit der französischen Regirung zu versichern und um deren gegenseitige Freundschaft zu ersuchen. Im Monat November gerieth der Bey von Titery zeitig in äußerste Noth, indem ihn seine wenigen Anhänger fast alle verließen. In Aldschîr war übrigens die Lage fortdauernd so, daß man in Aldschîr selbst sicher, außerhalb

der Stadt aber noch stets von den Beduinen bedroht war. Diese in Furcht zu halten, mußten ununterbrochen kriegerische Streifzüge unternommen werden. Den 17. November brach der Oberbefehlshaber an der Spitze von zwölf Heerhaufen Fußvolk und der gesamten Reuterei mit drei Stückzügen in Begleitung des Aghâ von Aldschîr mit 100 reitenden 'Arabern nach Mehdijah, der Residenz des sich auflehnenden Bey von Titery, auf, und das Heer rückte am 22. Mittags in Mehdijah ein, nachdem vorher am 21. ein Gefecht Statt gefunden, worin die Truppen des Bey unter Oberbefehl seines Aghâ vollkommen in die Flucht geschlagen worden, und der Bey selbst sich zu einem benachbarten Morâbut' geflüchtet hatte. Die in Mehdijah einrückenden Truppen wurden von den Bewohnern gut aufgenommen, auch kamen die Behörden und Priester dem General Clausel entgegen. Mehdijah und Belîda, welches die Truppen mit Sturm einnahmen, erhielten ihre Besatzung. Vor der Einnahme von Mehdijah hatte der Kriegszug nach einem hartnäckigen Kampfe den Übergang über den Atlas erzwungen. Die von einem französischen Regiment und einem Bataillon maurischer Truppen besetzte uferbeherrschende Stadt Mehdijah wurde zweimal angegriffen. Die Besatzung verlor dabei 150 Mann, der Schießbedarf war fast erschöpft. Der General Boyer ging dahin mit 5500 Mann ab und kam der Besatzung zu rechter Zeit zu Hilfe. Die Besetzung des Platzes war von hoher Wichtigkeit wegen der wirklichen Anhänglichkeit der Einwohner an die Franzosen, und weil der friedliche Besitz des Ortes die weite schöne Ebne von Metîdscha sichert, deren Besitzergreifung die Lebensmittelsendung von dem Atlas nach Aldschîr beschützt. Zu eben der Zeit war eine Abtheilung von 53 Artilleristen und Troßsoldaten, welche von Aega am Fuße des Atlas abgegangen war, um in Aldschîr Patronen zu holen, schändlich niedergemetzelt worden. Die Stämme, welche diesen Angriff begingen, versprachen die Pferde und Kleidungen der unglücklichen Opfer zurückzugeben, der Obergeneral erklärte aber, er verlange, daß man ihm die Häuptlinge, welche den Mord befohlen, ausliefere, welches auch ohne Zweifel hat geschehen müssen. Der überwundene Bey von Titery war genöthigt, sich im französischen Lager einzustellen und sich der französischen Verwaltung auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er wurde seiner Stelle entsetzt und erhielt in der Folge die Bewilligung eines Jahrgeldes von 12000 Franken von der französischen Regirung, zugleich die Freiheit, sich in allen Städten Frankreichs, mit Ausnahme der Hauptstadt, niederzulassen. Er wählte Marseille zu seinem Aufenthalt und reiste dahin ab.

Im weitern Verlauf des Jahres und Beginn des Jahres 1831 versicherten sich die Franzosen der Vestungswerke von Orân wieder, welche der General Damremont besetzt hielt und Anfangs Januar von der ganzen Stadt Orân Besitz nahm. Der bisherige Bey dieser Stadt und ihres Gebiets, H'asan, welcher die vom General Damremont bewohnte K'aszaba von Orân, die wie die aldschîrische die Stadt und das Meer beherrscht, verlassen hatte, schickte sich nach Abdankung von seinem Amte an, in den ersten Tagen des Januar mit seinen Schätzen, mit Frau und Familie auf der Fregatte Victoire nach Aldschîr abzusegeln und von da sich nach Livorno oder nach Rom zu begeben. An seine Stelle ward ein vornehmer Maure als einstweiliger Stellvertreter bis zur Ankunft eines nahen Verwandten des Bey von Tûnis ernannt, welcher letztere, ein Prinz aus dem regirenden Hause zu Tûnis, für diese Würde eines Bey von Orân bestimmt, auf dem Dampfschiffe Sphinx zu Ende des Monats zu Aldschîr anlangte und hierauf unverzüglich sein Beylik' mit 2000 Mann maurischer Truppen in Besitz nahm, um in Orân als Vasall Frankreichs zu regiren. Die Fregatte, welche den abgedankten Bey mit einem Gefolge von 170 Personen, worunter 100 Frauen (32 weiße und 68 Negerinnen), an Bord hatte, ward in Folge eines furchtbaren Sturmes in den Haven von Carthagena verschlagen und kam erst gegen Ende des Monats in Aldschîr an, von wo ihn der Oberbefehlshaber weiter nach Smyrna schickte. Am 14. Februar schiffte sich der zum Oberstadtbefehlshaber in Aldschîr und Oberbefehlshaber des Kriegsheeres in Afrika ernannte Generallieutenant Berthezéné zu Toulon nach Aldschîr ein. Er zog bald nach dem Antrit seines Postens im Monat Mai des Jahres nach der Ebene Metîdscha und nach dem Atlas aus, um die Theile dieser Gegenden, die auf dem letzten Feldzuge nicht ganz durchforscht werden konnten, zu erkunden und die K'abîlen zu züchtigen. In demselben Monate berief der Kaiser von Marokko auf die Vorstellung des französischen Consuls zu Tandscher (T'andscha), in Betracht, daß der von ihm befohlene feindliche Einfall in die zum Königreiche Aldschîr gehörige Provinz Tremesen (Telmesân oder T'elemsân) das gute Vernehmen zwischen Frankreich und Marokko stören könnte, seinen Neffen Mûley 'Aly zurück, ihm befehlend, diese Provinz ungesäumt zu verlassen. Die von den Franzosen im aldschîrischen Lande ausgehobenen Truppen, deren Anzahl sich auf etwa 6000 Mann belief, waren durch das tägliche Überlaufen zu den Beduinen auf 135 Mann zusammengeschmolzen. Die bewaffneten Beduinen und Bergbewohner hatten sich in großer Anzahl versammelt und wollten sich mit den Truppen des widerspenstigen Bey von Konstantine vereinigen, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Der Oberbefehlshaber Clausel schloß Verträge mit dem Bey von Tûnis, wonach derselbe gehalten war, 30000 Mann unter Befehl französischer Officiere zu stellen, um den rebellischen Bey von Konstantine zu züchtigen. Der Bruder des Bey von Tûnis, Sîdy Muszt'afâ, ward zum Statthalter der Provinz Konstantine bestimmt.

Nach nunmehr vestem Beschluß, Aldschîr zu behalten, war man beschäftigt, neue Verfügungen zu treffen, um die Kultur des Landes zu befördern und allgemeiner zu verbreiten. Es begab sich daher am 5. Juni eine Ansiedelungsgesellschaft Landwirthe von Montpellier nach Aldschîr. Die Bevestigung Orâns wurde thätig betrieben. Der Oberbefehlshaber Berthezéné unternahm mit 10000 Mann einen Kriegszug in das Innere, um

die französische Herrschaft in Mehdijah vest zu begründen, und wiederum am 25. Juni ff. mit ungefähr 50000 Mann in der Richtung auf den Atlas nach Mehdijah gegen die Beduinen, über Mehdijah und weiter gegen mehre arabische Stämme. Bei diesem Unternehmen verloren die Franzosen 55 Mann an Todten und hatten 192 Verwundete. Seit vorigem Jahre dauerte fortwährend der kleine Krieg mit ʿArabern und K'abilen; ernsthafte Gefechte fielen mit dem Streifheere des K'abilenscheichs Ben Zamûn, eines der ersten Scheichs der östlichen Berge, vor. Mehre Tage auch streifte das Heer des ehemaligen Bey von Titery in einiger Entfernung von Aldschir; die K'abilen und ʿAraber wurden den 17. und 18. Juli vom Oberbefehlshaber Berthezéné in der Ebene von Metidscha zurückgeworfen und nach allen Richtungen in die Flucht getrieben, auch am 20. die titerytischen Haufen zurückgeschlagen, wodurch die Straße dann gereinigt war. Dennoch blieb Aldschîr noch immer beunruhigt, und Ende des Monats ward auch Bûna befehdet. Die K'abîlen belagerten es. Die tünisische Besatzung daselbst war schlecht mit Lebensmitteln versehen. Die Beduinen, diese von dem Bey von Konstantine, H'âdschy Ah'med, in Sold genommenen Truppen, verstärkten die Belagerung und kämpften unter Anführung H'âdschy Ben Samums, eines vormaligen Kaufmanns in Bûna, an. Der Platz wurde eine Zeit lang von den Einwohnern allein vertheidigt, seitdem die Franzosen denselben geräumt hatten. Am 10. September schickte Berthezéné auf die Nachricht, daß die Bûna belagernden Beduinen bedeutende Verstärkung aus Konstantine erhalten, eine Fahne von 120 Zuaris (Zuaves oder Zwowahs, irreguläre Mannschaft) unter Befehl des Major Huder auf der Korvette Creole dahin. Diese boten des Ben Samûms Streitern einige Zeit die Spitze. Aber am 26. gelang es plötzlich dem Ibrahîm, ehemaligem Bey von Konstantine, der sich zu Bûna befand und bei Huder keinen Verdacht erregte, sich in die K'aszaba einzuschleichen und sich derselben zu bemeistern. Zugleich durch einen Theil der Einwohner der Stadt verrathen, rief Huder seine Truppen zu den Waffen. Leider hatte er verabsäumt, seine Truppen zusammen zu halten und die Punkte zu besetzen, welche den freien Zugang zu den auf der Rhede liegenden Briggs gesichert haben würden. Er schlug sich, mußte aber nach hartem Kampfe und vielem Verluste weichen und sah sich am Morgen des 29. durch das Feuer der K'aszaba gezwungen, sich an Bord jener Briggs auf der Rhede zurückzuziehen, wobei er selbst durch eine Büchsenkugel ums Leben kam. Der ganze Abtrab von Zuaris, den er befehligte, wurde mit großem Verlust nach Aldschîr zurückgebracht, und die Franzosen hatten Bûna von neuem verloren. Die Beduinen, sobald sie Herrn von der Stadt waren, plünderten und mordeten. In Orân war es auch nicht ruhig. Der daselbst befehligende, nicht längst mit einem Theil des 20. Linienregiments in Mers el Kebîr, nicht weit von Orân *) angekommene und zu Lande dahin eingetroffene General Boyer mußte im Monat October mehre angesehene Einwohner, die in eine entdeckte Verschwörung verwickelt gewesen, verhaften und acht von ihnen erschießen lassen. Man hatte zudem zwei von Gibraltar (Dschebel el T'âreḳ) kommende Schiffe an der Küste von Orân bemerkt, welche sardinische und britische Flagge führten und Waffen und Kriegsvorrath ans Land setzen wollten. Der zum Bey von Orân ernannte Muszt'afâ Ben ʿOmar kehrte, in Folge eines Zwistes mit dem General, nach Aldschîr zurück. Acht Tage lang war der letztere von Elh'ammery, Statthalter des Kaisers von Marokko, wiewol vergebens, angegriffen, worauf sich dieser nach Maskara zurückzog, welches ihm von den 200 Türken, die diesen Platz vertheidigten, übergeben ward. Da H'âdschy Muszt'afâ und Ben Ordy, Häupter zweier mächtigen, dem marokkanischen Kaiser ergebenen, arabischen Stämme, täglich wachsenden Einfluß auf die Beduinen gewannen, sah sich der General Boyer im Monat November gedrungen, einen Preis von 600 Dûrû (2000 Franken) auf den Kopf eines jedweden der beiden Häupter zu setzen. Ein Marabut' (Morâbut' d. i. muh'ammedanischer Priester und angeblicher Heiliger), ein Neffe des Kaisers von Marokko, betrat gegen Ende des Monats, von einem 4 bis 500 Personen starken Anhange begleitet, das Gebiet von Orân unter dem Vorwande, dem Lande Frieden zu stiften. Er war bis zu der von Orân abhängigen Stadt Tremesan (Telmesân oder Telemsân) vorgerückt und hatte alle Stämme der ʿAraber und Beduinen zu sich berufen. Er wollte mit Vollmachten, bald vom Großherrn, bald vom Könige von Frankreich, versehen seyn. Durch diese Betrügereien, wie durch den Einfluß der mächtigen Familie, welcher er angehörte, und durch sein Ansehen als Priester hatte er ein zahlreiches Volk um sich versammelt. Die türkischen Besatzungen in Telemsân und Maskara, denen es an Unterstützung mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath fehlte, und die von jenen rohen, der Kriegszucht ermangelnden Horden umzingelt, von aller Verbindung mit Orân abgeschnitten waren, befanden sich in einer sehr bedenklichen Lage. Der Bey von Orân selbst war in großer Besorgniß und wollte, wenn er die ihm gehorchende Bevölkerung bewaffnet, mit dem gesetzwidrigen Ermächtiger unterhandeln, hatte auch vorläufig schon denselben schriftlich aufgefodert, seine angeblichen Vollmachten vorzuzeigen, inzwischen zugleich einen Geheimboten an den Oberbefehlshaber zu Aldschîr abgeschickt, diesen um Hilfe zu bitten. Eine Fahne vom 21. Regiment erhielt Befehl, nach Orân abzugehen, um es zu besetzen. Telemsân war bereits im September des Jahres, nachdem sich dessen Fort unlängst in den Händen der Türken befand, den ʿArabern unter Befehl des oberwähnten Mûley ʿAly in die Hände gefallen, der es für den Kaiser von Marokko wieder in Besitz genommen. Die ʿAraber hatten die türkische Besatzung zu Maskara niedergemacht. Die Besitznahme von Telemsân durch die kaiserlich-marokkanischen Truppen befestigte sich, von mehren kriegerischen Stämmen unterstützt, und die Partei des Kaisers fand in dieser Provinz vielen Anhang. In

*) S. *d'Herbelot* B. Or. t *Mars* und *Oran*.

der Umgegend von Bûna kam es gegen Ende des Monats November zwiſchen dem an der Spitze der Gebirgsſtämme ſtehenden Bey Ibrahîm und dem Bey von Konſtantine zum Kampf. Der Bey von Konſtantine hatte vorher an den Scheich, an den K'âdhy und an den Mufty von Bûna geſchrieben und ihnen den Preis von drei bis vier Tauſend Piaſtern angeboten, wenn man ihm den Ibrahim ausliefere. Anfangs Decembers reiſte der General Savary von Paris nach Aldſchir ab, den Oberbefehl über die aldſchiriſche Heeresabtheilung zu übernehmen, General Trobriant übernahm die Befehlshaberſtelle zu Orân. Denn zu den mancherlei Unruhen und Aufſtänden in und um Aldſchîr, welche den ewigen kleinen Krieg hervorbrachten, der die Niederlaſſung lähmte und zu einer Laſt für Frankreich machte, hatten der allgemeinen Stimme zufolge, der Marſchall Clauſel und der Generallieutenant Berthezéné ſehr vieles beigetragen, indem ſie den Grundſatz befolgten, die 'Araber durch Anordnungen harter Kriegszucht und Strenge einzuſchüchtern. Berthezéné wurde daher zurückberufen. Eine Widerwärtigkeit trat auch von auswärts her ein, daß eine große Maſſe teutſcher Auswanderer, welche ſich zu Marſeille für Amerika einſchifften, in Aldſchîr landeten und ſich dann weigerten, es zu verlaſſen, die aldſchîriſche Verwaltung alſo genöthigt wurde, ſie zu erhalten, indem man ihnen keine Ländereien anweiſen konnte, weil die Beduinen den Landbau faſt unmöglich machten. Das Jahr 1831 war zu Ende, und die mit dem Bey von Konſtantine angeknüpften Unterhandlungen waren zu keinem befriedigenden Ausſprung gediehen, ſo daß der von dem Bey nach Aldſchîr geſchickte Geſandte nach ſeiner Rückkehr nach Konſtantine ſehr übel aufgenommen ward und in den Straßen der Stadt ſogar in Lebensgefahr gerieth. In der Umgegend von Orân war es ſeit einem in der Nähe der Stadt zwiſchen einem Theile der Beſatzung und einem Schwarm Beduinen Statt gefundenen Gefechte, in welchem letztere geſchlagen und zwei Stunden weit verfolgt worden, ziemlich friedlich, indem der Feind ſich nicht mehr gezeigt hatte.

Im Anfange des Jahres 1832 war zwar das gute Vernehmen des Kaiſers von Marokko mit Aldſchîr wieder hergeſtellt, er ſchien aber einer kategoriſchen Antwort über die Räumung der zur aldſchîriſchen Regentſchaft gehörigen Provinz Telemsân auszuweichen. Bald in der Folge jedoch erklärte er, daß die Streifereien ſeiner Truppen von ihm nicht bevollwortet und gerechtfertigt geweſen ſeien, er alſo dem General Savary überlaſſe, dieſe Streifzügler als Betrüger zu beſtrafen. Ibrahim, welcher ſich zu Bûna der Gewalt bemächtigt hatte, war in äußerſt ſchwieriger Lage, indem er von Ah'med Bey, dem Bey zu Konſtantine, gedrängt wurde und, von den Truppen des Bey umzingelt, ſchon mehre Sturmangriffe abzuweiſen genöthigt worden war. Der Stadt mangelte es an Lebensmitteln und Kriegsvorrath; die K'aszaba war zwar mit Kriegsbedarf verſehen, litt aber Mangel an Lebensmitteln. Die Einwohner ſchienen den Franzoſen ſehr geneigt zu ſeyn. Die Scheiche der Provinz Konſtantine hatten Abgeordnete an Savary geſandt, um demſelben Ergebenheit zu verſichern. Lebensmittel ſowol als Kriegsbedürfniſſe wurden aus Aldſchîr nach Bûna geſchickt. Ibrahim machte das Anerbieten, den Franzoſen die Stadt wieder zu überliefern. In der Pflanzſtadt zu Aldſchîr war im Übrigen jetzt alles ruhig, und es ſollte nun in Kurzem das Unternehmen gegen Bûna Statt finden, dem General Boyer auf ſein Verlangen auch Verſtärkung zukommen. Am 29. März ſteckten die Truppen des Bey von Konſtantine, welche Bûna eingenommen hatten, nachdem ſich Ibrahim Bey in der K'aszaba bis zum 27. März gehalten hatte, wo er die Flucht ergreifen mußte, und die Citadelle mit 126 Marineſoldaten und 100 den Franzoſen ergebenen Türken beſetzt war, die Stadt in Brand und verließen ſie dann. Die Franzoſen waren nun wiederum im Beſitz von Bûna. Man fand in Bûna, wo die von Aldſchîr dahin abgeſandten Verſtärkungen am 9. April ankamen, 132 Kanonen, 120 Centner Pulver, 5 bis 6000 Kugeln. Die Beſatzung der K'aszaba ward auf 6 bis 700 Mann verſtärkt. Die Häuptlinge der mächtigſten Beduinenſtämme eilten herbei, ihre Zuneigung gegen Frankreich zu betheuern. General Uzer war angekommen; dem Vernehmen nach ſollte er den Befehl in dem Feldzuge gegen Konſtantine übernehmen, und dieſen Feldzug ſollten zwei Regimenter Fußvolk, 6000 Mann ſtark, und zwei Stückzüge bilden, die zunächſt nach Aldſchîr marſchiren und daſelbſt ſich verſtärken ſollten. Die 'Araber hatten auf ihrer Flucht von Bûna alle Saatfelder in der Umgegend der Stadt in Flammen geſetzt, Kinder, Frauen und Greiſe mit ſich fortgeſchleppt, alles, was auf ihrem ſchnellen Zuge nicht mit ihnen fortkommen konnte, hatten ſie niedergeſäbelt. Im Anfang des Monats April zog der Oberbefehlshaber Savary gegen den Stamm El-Uſſiah aus, wegen Überfall der von Aldſchîr zurückkehrenden Geſandtſchaft des Scheich Farhat aus der großen Wüſte und wegen anderer Vergehen, inſonderheit wegen Beſtechungsverſuchen des Stammes, die Soldaten der Fremdlegion zum Ausreißen und Überlaufen zu bewegen. Dieſer Raubſtamm ward durch den Feldzug gegen ihn gänzlich vernichtet, und wurden blos diejenigen, welche ſich ſogleich ergaben, und Weiber und Kinder geſchont. Am 23. April wurde die franzöſiſche Artillerie zu Orân bei ihren Schießübungen, die ſie täglich anzuſtellen pflegte, von mehren hundert 'Arabern, die aus dem Hinterhalte hervorſtürzten, überfallen, jedoch durch einen herbeieilenden Abtrab von 120 Mann gerettet. Auf dieſes Ereigniß rückte General Boyer an der Spitze von 2000 Mann aus, dieſen benachbarten Stamm zu züchtigen. Die Beunruhigung der Stadt und Veſte durch die 'Araber war überhaupt bisher ſehr läſtig, da ſie die Stadt gleichſam belagerten, ſo daß man dieſelbe nicht anders als mit Begleitung von wenigſtens 30 Mann verlaſſen durfte. — Im Mai des Jahres war General Uzer mit den erſten franzöſiſchen Truppen in Orân angelangt, und die Beſatzung ward durch einen von Ankôna dahin überbrachten Schlachthaufen des 66. Regiments bis auf 4500 Mann erhöht, und die Häuptlinge der benachbarten Beduinen,

die auf den Bey von Konstantine höchst aufgebracht waren, kamen in Menge an, sich der französischen Regirung zu unterwerfen. Vom 3. bis zum 6. Mai unternahmen wieder mehre tausend 'Araber Angriffe auf Orân. Diese durch die fanatischen Reden eines Morâbut', Namens Mohai-eddin, vereinigten Beduinenstämme wagten es, den General Boyer zur Übergabe des Platzes aufzufodern. Es stießen mehre andere 'Araber zu ihnen, und die Angriffe wurden wüthend unternommen. Das Heer war ungefähr 3000 Reuter und 2000 Mann Fußvolk stark. Sie wurden zurückgeschlagen, setzten aber von neuem an. Besonders setzten sie den französischen Truppen mit Steinwürfen zu und wußten die Steine mit so gewandter Geschicklichkeit zu schleudern, daß die Franzosen sehr dadurch litten. Am 6. schlugen 32 verschiedene Stämme, im Ganzen etwa 12000 Mann stark, ihre Zelte im Angesicht der Vestungswälle auf. Am 7. glückte es ihnen unter Begünstigung eines dicken Nebels, das Fort St. Philippe zu überrumpeln, und erst am 9. wurden sie zerstreut und in die Gebirge verflüchtiget. Der Scheich aus der großen Wüste, Farhat, hatte mit dem Bey von Konstantine ein ernstes Gefecht bestanden, worin er den Bey geschlagen und demselben einen Verlust von 100 Mann an Todten und vielen Pferden und Maulthieren zugefügt. Der mit diesem Scheich verbündete Stamm Beny Mâdy, der 3000 Reuter zählte, entließ eine Gesandtschaft an General Savary; in Aldschir war auch die Beziehung der französischen Regirung zu den Eingebornen fortwährend gut, und die 'Araber brachten die Überläufer aus der Fremdlegion hieher zurück. Die europäische Bevölkerung der aldschirischen Ansiedelung war fortwährend im Zunehmen. Die Nachrichten von Bâna im Monat Juni waren befriedigend. Es herrschte daselbst Ruhe, die 'Araber hatten keinen neuen Angriff unternommen. Ebenso zu Orân bis zum Ende des verflossenen Monats. Aber vom 2. bis 7. Juni wurde die Stadt von den 'Araberhorden, die 12000 Mann stark waren, zu wiederholten Malen mit großem Nachdruck angegriffen. Alle Anfälle wurden indessen von der Besatzung zurückgewiesen und zwar mit bedeutendem Verlust der feindlichen Schaar. Inzwischen wurden in den ersten Tagen des Juni zu Aldschir 3 Heerhaufen, 100 Mann Zuaris und 2 Geschütze, um treulose Beduinenstämme zu züchtigen, eingeschifft. Zu Bâna, woselbst man einen neuen Angriff der 'Araber befürchtete, war man sehr mit Ausbesserung der Vestungswerke beschäftigt. Seit der Anwesenheit der Franzosen im aldschirischen Reiche bis in den Monat Juli des Jahres 1832 hatte sich die Bevölkerung der Eingebornen in Aldschir um 2 Drittheile durch Auswanderung der reichsten Familien vermindert, und diese Verminderung dauerte in den folgenden Monaten des Jahres in dem Maße fort, als die französische Behörde sich immer mehr bevestigte. Gegen das Ende des Juli war Zwiespalt unter den Befehlshabern der Besatzung in Telemsân ausgebrochen; einer derselben, Muszt'afâ Ben Bey 'Os'mân, schien sich der obersten Gewalt bemächtigen zu wollen. In Orân herrschte Ruhe, indem sich die Beduinen seit ihren letzten Angriffen nicht wieder gezeigt hatten. Allein im Monat August schlossen dieselben einige Zeit Orân wieder ein, so daß sich die Besatzung nicht heraus begeben durfte, ohne angegriffen zu werden, und es zeigten sich die 'Araber wieder in großer Anzahl. Ein auf den 18. beschlossener Heerzug von Aldschir aus gegen die Stämme der Bewohner des kleinen Atlas wegen verweigerter Tributzahlung ward nach geschehener Zahlung nicht ausgeführt; dagegen stand man noch immer in Furcht wegen eines Angriffes der Beduinen, die angeblich 30000 Mann stark waren, Aldschirs sich zu bemächtigen; der General Savary war gefaßt, sich in diesem Falle selbst an die Spitze der Truppen zu stellen. Mit dem Monat September nahm die Ansiedelung der Europäer in der Provinz Aldschir trotz aller Hindernisse ihren Anfang. Die zwei Dörfer Kûba und Ibrahim (2 und 3 Stunden von der Hauptstadt) waren bereits angesiedelt, und schon im August kamen einige Schiffe mit Anbauern, welche in diese Dörfer geschickt wurden. Der Hauptanstoß blieb nur fortwährend, daß solche Ansiedler kein Geld haben und daß sie stets, von den Beduinen beunruhigt, Störungen in dem Ackerbau befürchten müssen. Es wurde vestgesetzt, daß jeder sich Niederlassende wenigstens auf ein Jahr Lebensunterhalt aufweise. Am 8. September wies die Besatzung zu Bâna einen Angriff, welchen ein Haufe von 1500 'Arabern auf die Stadt machte, siegreich zurück und erbeutete dabei das Zelt des Anführers Ibrahim samt einigen Fahnen, Waffen und musikalischen Instrumenten. Ende Septembers beabsichtigte ein bewaffneter Beduinenschwarm, 10 bis 12000 Mann stark, einen Angriff auf Aldschir. Der Oberbefehlshaber General Savary rückte daher am 30. Abends an der Spitze von 1500 Mann aus der Stadt, die Schaar in zwei Heerarme theilend. Der erste derselben unter seinem Oberbefehl wandte sich nach der Ebene von Metidscha, wo er fünf Stunden von Aldschir den 'Arabern begegnete, der andere Heerarm unter des Generalmajor Faudoes Befehl die Straße rechter Hand hin sich wendend stieß auf keinen Feind. Es blieben im Gefecht des erstern 410 'Araber auf dem Platze und die Zahl ihrer Verwundeten war bedeutend; die Franzosen zählten nur 12 Todte und einige Verwundete. Dem Feinde wurden 2 Fahnen von grüner Seide abgenommen. Am 2. October traf auch der zweite Heerarm den Feind bei Buffarik' und brachte demselben in zwei gelieferten Treffen, bei Buffarik' und Koleah, eine vollkommene Niederlage bei. Die französische Besatzung zu Orân hatte zeither und in dem folgenden Monate des Jahres fast täglich kleine, zwar nicht entscheidende, aber immer blutige Treffen mit arabischen und andern Stämmen des flachen Landes. Am 20. November sandte der Oberbefehlshaber Savary einen Kriegszug von Aldschir aus nach der Stadt Belida, die Häuptlinge mehrer Stämme zu überrumpeln, welche dort versammelt waren und zum Aufstande gegen die Regirung aufwiegelten. Sie schienen aber durch ihre in Aldschir unterhaltenen Spione Nachricht erhalten zu haben; denn die Truppen fanden bei ihrer Ankunft in Belida die Stadt verödet, indem alle Einwohner in die Ge-

birge geflohen waren. Im Monat November hatte Ssîdy H'âdschy 'Abd el K'ader, jüngerer Sohn des Ssîdy Moh'ai-eddin Morâbut', von vielen arabischen Stämmen umgeben, Einzug in Maskara gehalten, nachdem ihn mehre Stämme als Bey der Provinz Orân ausgerufen hatten, wofür ihn aber einige Stämme des Beylik's nicht anerkennen wollten. Auch waren der Neffe des Kaisers von Marokko Mûley 'Aly Scherîf und sein Statthalter Elh'ammery mit ihrem Versuche, sich als Häupter der Provinz Orân anerkennen zu lassen, gescheitert.

Im gegenwärtigen Jahre 1833 bis jetzt, im Monat Juli, ist der Zustand der Besitznahme des aldschîrischen States in den Hauptumständen fortwährend derselbe, obwol vorschreitend und der gewünschten endlichen Veststellung näher. Noch ist aber das so lange her von einer Zeit zur andern verzögerte, ernstlich und mit entscheidendem Nachdruck ins Werk zu richtende Unternehmen, das Beylik Konstantine der Regirung zu unterwerfen, nicht vollzogen und wird hoffentlich das nächstbevorstehende Hauptereigniß seyn. Inzwischen wird man vielleicht noch lange des beständigen kleinen Krieges mit den Beduinen und 'Arabern überhaupt, mit den K'abilen und andern maurischen Stämmen nicht erledigt werden, in welchem Punkte man viel weiter seyn würde, wenn es dem französischen Heere nicht zu sehr an Reuterei mangelte, worin besonders die 'Araber, überhaupt aber alle eingebornen kriegerischen Stämme der afrikanischen Bevölkerung überlegen sind. Auf der andern Seite treffen immer noch häufig arabischer und anderer afrikanischen Stämme Häuptlinge zur Unterwerfung ein. Dagegen muß man stets noch gegen Aufstand und Widersetzlichkeit im Innern des Landes auf der Hut seyn, Feldzüge dagegen thun und Rädelsführer versuchter Empörungen bestrafen, auch die eignen Truppen in strengster Kriegszucht halten. Die hartnäckigsten Feinde sind die Ghorräben, welche im ausgezeichneten Rufe der Tapferkeit und der Kriegslust stehen, den sie oft mißbrauchen, um ihre Nachbaren zu berauben. Sie senden Spione nach Aldschîr, um zu erfahren, welche 'Araber Lebensmittel auf den aldschirischen Markt bringen. Diese werden alsdann von ihnen auf der Rückkehr aus der Stadt überfallen und des gelösten Geldes beraubt. Ihre Spione, deren drei im Monat März zu Aldschîr nach Kriegsrecht zum Tode verurtheilt und enthauptet wurden, zeigen ihnen ganze Bezirke an, die den aldschirischen Markt mit Lebensmitteln versorgen, und diese bedrohen sie dann als Feinde der Religion mit Krieg. So erschienen am 18. März die Ghorräben, durch einige benachbarte Stämme verstärkt, vor Arzeu. Der dortige K'âdhy ging ihnen an der Spitze seiner Mannschaft entgegen, 40 von seinen Leuten wurden aber von dem Feinde umringt, gefangen genommen und enthauptet, der K'âdhy selbst wurde verwundet. Doch hielt die Anwesenheit der Goulette Daphne auf der Rhede vor Arzeu diese 'Araber bei ihrer Furcht vor den Kanonen ab, ihren Sieg zu verfolgen. Fortwährend ist man genöthigt, durch zu Toulon nach Aldschîr, Bûna und Orân eingeschiffte starke Schaaren von Reuterei und Fußkämpfern das französisch-afrikanische Kriegsheer zu ergänzen und zu verstärken, auch Ladungen von Kugeln, Pulver und sonstigen Kriegsbedürfnissen aus Frankreich zu erhalten. Da die Erfahrung gegeben hat, daß der Zeitraum von zwei Jahren erfoderlich ist, um die Soldaten an das afrikanische Klima zu gewöhnen, so hat man gegen die bisher Statt gefundene Anordnung, dieselben alle zwei Jahr abzulösen, den Aufenthalt der Truppen in der aldschîrischen Pflanzung nunmehr auf vier Jahre verlängert. Unzufriedenheit mit der Verwaltung unter dem Oberbefehlshaber Savary und mit dem General Boyer in Orân erfoderte den Wechsel dieser oberen Befehlshaber mit anderen tüchtigen Feldherrn. Anfangs Monats April ist Ssîdy H'amden, einer der angesehensten Mauren aus Aldschîr, im Auftrage sämtlicher Muftys, K'âdhys und Scheichs der ganzen Regentschaft, in Paris angekommen, um die Aufhebung der bisher dort Statt habenden bürgerlichen Verwaltung nachzusuchen; auch verlangten im Juni einige französische Einwohner in Aldschîr in Paris künftig eine republikanische Statsverfassung. Zu gleichem Gesuche einigten sich einige arabische Einwohner. Die reichern arabischen Einwohner von Aldschîr für die französische Regirung zu gewinnen, sind von Paris aus im Monat Mai Muszt'afà Pâschâ, der Sohn des Exdey von Aldschîr, der in dem Aufstande im J. 1805 Thron und Leben verlor, und der noch lebende Ssîdy Muszt'afà Ben 'Omar, der Enkel eines andern Dey und Bey von Titery, zu Rittern des Ordens der Ehrenlegion ernannt worden *). (*Wahl.*)

*) Außer einzelnen morgenländischen und abendländischen historischen und geographischen Quellen, gelegentlichen Hilfsmitteln, und den bekannten encyklopädischen Werken: *Pierre Dan* Hist. de la Barbarie et de ses Corsaires. Paris 1649. f. Memoires du Chevalier d'Arvieux, par *Labat*. 6 Tomes. Paris 1731. 12. (teutsch übers. Kopenhagen 1753—1754. 6 B. 8.) *Morgan* History of Alger cet. Teutsch: Morgans allgemeine Beschreibung der Barbarei... Schilderung von Algier, Tunis, Tripolis, Oran ꝛc. Holländisch: Haag 1733. 2 Theile. 4. Memoires historiques, qui concernent l'ancien et moderne et le nouveau royaume de Tunis cet. par Mr. *Saint Gervais*, ancien Consul de France à Tunis. Paris 1736. 8. Travels or observations relating to several parts of Barbary and the Levant, by *Thom. Shaw*. Oxford 1738. f. Französisch: à la Haye 1743. 2 B. 4. (*Thom. Hyde* Syntagma dissertationum, herausg. von *Sharpe*. Oxon. 1767. 4. Vol. I. p. 223.) *Laugier de Tassy* Histoire du Royaume d'Alger. Amst. 1725. 8. und 1772. 2 Tomes. 8. spanische Übers. abgekürzt theils mit Zusätzen vermehrt. Voyage en Barbarie ou Lettres écrites de l'ancien Numidie pendant les années 1785, 1786. par l'Abbé *Poiret*. Paris 1789. 2 Tomes. 8. Teutsch: Poirets Reise in die Berberei. Straßburg 1789. (v. Rehbinder) Nachrichten und Bemerkungen über den algierischen Stat. Altona 1798—1800. 3 Bände. gr. 8. Ali Bey's el Abassi (eines spanischen Renegaten) Reisen in Afrika und Asien in den Jahren 1803 bis 1807. Aus dem Franz. Weimar 1816. 8. Account of Tunis, by *Maggil*. Glasgow 1811. Franz. Nouveau Voyage à Tunis, par Mr. *Maggil*, Paris 1815. 8. Lettres containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta, by Mr. *Blaquiere*. Lond. 1813. 2 Bände. 8. Teutsch: Weimar 1821. 8. Narrative of e years residence at Tripoli, by *Rich. Tully*. Lond. 1816. 8. Voyage à Tripoli. Paris 1819. 2 Tomes. 8. *Pennanti* Relation d'un sejour à Alger. Paris 1820. 8. Voya-

DEYA, Villa der spanischen Provinz Mallorca auf einem Hügel an der Westküste mit 1820 Einwohnern und einem Fundort von schönem Marmor. (*H.*)

DEYBUR oder Jey Saygur †), ein Binnensee in der indischen Provinz Adschmir (Ajmere) und dem Bezirk Mewar, ungefähr 27 engl. Meilen von der Stadt Udipur (Odeypour), 1044 Fuß über dem Meere. Das Wasser ist tief und krystallhell, auf zwei Seiten steigen steile, romantisch geformte Felsen bis zu einer Höhe von 6 bis 700 Fuß kühn herauf. Am östlichen Ende erhebt sich ein Prachtgebäude. Vormals drang der Fluß Gumetri aus dem See heraus durch eine enge Felsenöffnung, aber Rana Jey Singh versperrte sie durch einen prächtigen Marmordamm, 54 F. über dem Wasserspiegel. Von ihm, seine ganze Länge entlang, führen Treppen, mit großen Steinelephanten geschmückt, an das Wasser herunter; der frühzeitige Tod des Begründers unterbrach aber die gänzliche Vollendung dieses großartigen Baues. (*Palmblad.*)

DEYEUXIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und aus der zweiten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse hat Clarion (Ms. in Pal. de Beauv. agr. p. 43.) so genannt nach dem Professor der Pharmacie und Chemie, auch Akademiker zu Paris, Nicolas Deyeux. Char. Die Blüthen bilden eine Rispe; der Kelch zweispelzig, häutig, länger als die Corolle; die Spelzen fast gleich; die Corolle zweispelzig, an der Basis mit Haaren versehen; die Spelzen an der Spitze gezähnt, die eine auf dem Rücken oder an der Basis gegrannt; der Anfang (das Rudiment) eines zweiten Blümchens hat die Gestalt eines Fädchens oder einer Granne und ist federig; die Karyopse ist frei. Die sehr nahe verwandte Gattung Calamagrostis *Adans.* unterscheidet sich nur durch den Mangel des Rudiments des zweiten Blümchens und dadurch, daß die Granne der Corollenspelze unter der Spitze steht. Zu dieser letztgenannten Gattung gehören alle Arten von Deyeuxia, welche Palisot de Beauvois anführt (l. c. t. 9. f. IX. et X.). Die eigentlichen Deyeuxien, deren 13 (worunter aber wahrscheinlich mehre bloße Varietäten) bekannt sind, wachsen als perennirende Gräser im gebirgigen Theile Amerika's, besonders in Quito und Mexiko. In Humb. Bonpl. et Kunth nov. gen. (I. p. 143—147. — D. effusa t. 46.) sind eilf beschrieben (wovon aber D. poaeformis p. 146. sicher keine Deyeuxia ist); hiezu kommen noch zwei: D. triflora *Kunth* (Avena deyeuxioides *Humb. B.* et *K.* l. c. p. 147.) und D. megapotamica *Spr.* (Cur. post. p. 30.). — D. spicata *Spr.* (Syst. I. p. 254.) gehört nach Nees (Gram. bras. p. 333.) als Synonym zu Andropogon condensatus *Humb. B.* et *K.* und bildet eine neue Gattung, Schizachyrium. (*Sprengel.*)

DEYLING, Salomo, geb. 1677, gest. 1755 als Professor der Theologie und Superintendent zu Leipzig, bewies in allen seinen Schriften (das Verzeichniß s. bei Adelung — Jöcher) große Gelehrsamkeit, hat sich aber besonders ausgezeichnet durch seine Institutiones prudentiae pastoralis ex genuinis fontibus haustae et variis observationibus ac quaestionum enodationibus illustratae (Leipz. 1734. 3. Aufl. von C. W. Küstner. Lpz. 1768). Diese Pastoraltheologie übertraf alle früheren an Gelehrsamkeit, Vollständigkeit, Zweckmäßigkeit zum Gebrauche, Klarheit und Schönheit des Styls. Unter dem Titel einer Protheorie faßte er die Lehren von dem kirchlichen Amte überhaupt zusammen und handelte dann in vier Hauptheilen von dem, was vor dem Eintrit in das geistliche Amt, was bei dem Eintrit in dasselbe zu beobachten ist, von der Verwaltung des geistlichen Amtes selbst und von dem, was bei dem Austrit aus demselben zu beobachten ist. Dieses Buch, sagt Stäudlin (in Eichhorns Gesch. d. Lit. Bd. 6. Abth. 2. S. 697 fgg.), hat sich bis in unsere Zeiten in einem gerechten Ansehen erhalten, es vereiniget in der Kürze alles, was aus der Schrift und Kirchengeschichte zur Kenntniß des geistlichen Lehramts hergenommen werden kann, und ist auch von späteren Pastoraltheologen benutzt und zum Grunde gelegt worden. (*H.*)

Deyr s. Derr.

DEYRAH DOON (Deira Dun), ein Thal in der indischen Provinz Gurwal, 800 bis 1000 F. über dem Spiegel des Meeres, durch einen zackigen, waldbewachsenen Gebirgszug von der Gangesebene getrennt. Mehre bequeme Pässe führen darüber von dem Bezirk Nord-Saharanpur in das Thal hinein; die gangbarsten sind der von Hurdwar an der Seite vom Ganges, und der von Timley, nicht fern von Jumna (Dschumna). Die erhabene Lage des Thals bringt eine so bedeutende Klimaveränderung im Vergleich mit der Ebene hervor, daß nicht nur die Bergspitzen im Winter einen Schneehut tragen, sondern auch, wiewol äußerst selten, im Thale selbst Schnee fällt. An sich, als wenig angebaut, nur mit üppigem Gras bewachsen, worauf einige einzelne Sauls und Sissobäume stehen, ist Deyrah Doon nur von geringem Werth, und die Einkünfte betrugen im J. 1816 nur 22264 Rupien; um so wichtiger aber ist es in mili-

---

ge dans l'interieur de l'Afrique septentrionale, par *Lyon*. Paris 1821. 8. Della Cella Reise von Tripolis an die Grenzen von Egypten, aus dem Italienischen. Weimar 1821. 8. Sketcher of Alger. Boston 1826. 8. Alger, tableau du Royaume, de la ville et de ses environs, état de son commerce, de ses forces de terre et de mer; description des moeurs et des usages du pays. Precédé d'une Introduction historique sur les differens expeditions depuis Charles V. jusqu'à nos jours. Avec Carte, Vue, Portraits et Coutumes. Par *Renaudot*. 2e Edition revue et corrigée. Paris 1830. gr. 8. Teutsch: bearbeitet von Fr. Schott, Leipz. 1830. und mit Zusätzen, Ilmenau 1830. Esquisse topographique et historique du Royaume d'Alger et de la ville, accompagné d'une Carte et d'un Plan du Port et de ses environs. Par *Perrot*. Ed. 3. Paris 1830. gr. 8. Algir et l'Expedition francoise. Par *J. C.* Paris 1830. 8. Teutsche Übers. Mainz 1830. gr. 8. Winkelmann Geschichte der Eroberung von Algier durch die Franzosen im Jahre 1830, nebst Ansichten über dessen Colonisirung in besonderer Beziehung auf teutsche Auswanderer, und einem Briefe über den Zug Karl V. nach Algier im Jahre 1541. Ilmenau 1832. gr. 8. — Der Moniteur und die übrigen französischen politischen Journale, die englandischen Tageblätter, die Königl. Preuß. Staats-Zeitung, die Allgemeine Zeitung, die Zeitschrift: das Ausland, die Berliner Haude- und Spenersche Zeitung und die Vossische Berliner Zeitung.

†) *Hamilton* East. Ind. Gazetteer. I, 506.

tärischer Hinsicht; darum mußten die Nepalesen dieses Thal im J. 1815 an die Briten abtreten, die es mit dem District Nord-Saharanpur vereinigten. Das Thal hat nur eine einzige Stadt, Deyrah oder Gurudwara genannt, die doch nur ein dorfähnliches Ansehen hat, und deren einzige Merkwürdigkeit ein Sihk-Tempel ist. (*Palmblad.*)

DEYROUT, Dorf in Unterägypten am Rosettearm im Nildelta, wo sich dieser in mehre Kanäle theilt, daher die Benennung Deyrout-Kanal (s. Nil). (*Kämtz.*)

DEYSTER, Ludwig van, einer der besten niederländischen Maler seiner Zeit und zugleich ein geschickter Kupferstecher. Er war geboren 1656 zu Brügge. Sein Lehrmeister war Johann Maes, ein Maler in seiner Geburtsstadt, jedoch vom zweiten Range, der von ihm weit übertroffen wurde und mehr durch diesen seinen Schüler, als durch sich selbst berühmt ist. Deyster hielt sich zur Vervollkommenung in seiner Kunst sechs Jahre in Italien auf und kehrte dann nach Brügge wieder zurück. Es befanden sich daselbst bei seiner Heimkehr nur wenige Kunstliebhaber und noch weniger Kunstverständige von einiger Bedeutung; doch hatten die schönen und beliebten Arbeiten Deysters den Erfolg, daß daselbst unter seinen Mitbürgern ein sehr lebhafter Enthusiasmus für die Malerei entstand, und bald mit großen Unkosten Kunstkabinette angelegt wurden.

Er malte mehre sehr schöne und große historische Stücke, die durch eine treffende Zeichnung und eine durchaus gelungene Zusammensetzung einen hohen Grad von Vollkommenheit haben. Zu Rom erwarb er sich in der Darstellung des Todes der heiligen Jungfrau einen unsterblichen Ruhm. Von gleichem Werthe sind zwei andere Bilder von ihm: die Auferstehung Christi und die Erscheinung desselben vor den drei Marien. Seine Darstellungen aus der Geschichte sind in einer großen und umfassenden Manier ausgeführt; seine Köpfe haben viel Charakter, und unter den breitrollenden Falten seiner Bekleidungen verräth sich das Nackte fühlbar. Das Kolorit seiner Stücke ist warm und goldartig. Dem Grundsatze des großen Rubens folgend, häufte er seine Lichter sehr und gab seinen Schatten nur eine schwache Glasur, so daß man darin überall den kalten Eindruck des Schüttgelben und des Gummis wahrnahm. Der Zauberkraft des Helldunkels war er ganz mächtig, so daß dadurch seine Gemälde von einer besonders großen Wirkung waren. Alles an denselben ist in einer lebendigen Bewegung; auch scheinen sie mit einer großen Leichtigkeit und gedrungenen Fertigkeit gemalt zu seyn. Doch ging es mit seiner Arbeit an denselben eben nicht sehr prompt und schnell; vielmehr malte er nichts, ohne zuvor mehre Entwürfe von dem nämlichen Gegenstand gemacht und zuletzt den gewählten derselben korrekt auf die Leinwand gezeichnet zu haben. Dann erst begann er die Ausführung des Gemäldes.

In der Kupferstecherkunst, womit er sich ebenfalls nicht unverdienstlich beschäftigte, erreichte er doch nicht die bedeutende Höhe, auf welcher er als Maler stand. Die Produkte seines Griffels scheinen nur wenig beachtet zu seyn. Man hat von ihm geätzte sowol als in Schwarzkunst gearbeitete Kupferstiche, die indeß zu den Seltenheiten gehören, vielleicht weil sie keine große Aufmerksamkeit erregten und deswegen nicht mit Sorgfalt aufgehoben sind. Von den ersteren sollen noch acht vorhanden seyn, jedoch ohne einen sonderlichen Werth. Seine Schwarzkunstblätter sind, wie es scheint, bereits verloren gegangen. Übrigens war seine Nadel leicht und nachlässig. Seine Haupttendenz war nur die Wirkung seiner Zeichnung, welcher er oft die Richtigkeit derselben aufopferte.

Es war außerdem diesem talentvollen Künstler nicht genug, sich nur mit Malen und Kupferstechen zu beschäftigen; er hatte vielmehr die unglückliche Neigung, seinen Fleiß in mehren Künsten versuchen zu wollen. Er baute also — auch Orgeln und verfertigte Klaviere, Violinen, Wand- und Taschenuhren. Durch diese Zerstreuungen raubte er sich viel Zeit, vernachlässigte seine Talente und hinderte sein Glück, so daß er endlich ganz herunter kam und sich, um nur leben zu können, genöthigt sah, seine Gemälde nur möglichst schnell und flüchtig hinzuwerfen. Er starb im J. 1711.

Eine Tochter, die er hinterließ, Namens Anna van Deyster, erlernte die Kunst ihres Vaters und that sich darin ebenfalls besonders hervor. Sie malte ganz in seiner Manier und in seinem genialen Styl. Insbesondere kopirte sie auch seine Gemälde und ahmte seine Züge und sein Kolorit so genau und treffend nach, daß die kunstverständigsten Beurtheiler fast nicht im Stande waren, die Kopie von dem Original mit Gewißheit zu unterscheiden. Auch verfertigte sie blos mit der Nähnadel schöne Landschaften. Sie war geboren im J. 1716 und starb schon 1746 *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DEYVERDUN, Georg, ein geistreicher Schweizer, der wegen der innigen Freundschaft mit dem großen Geschichtschreiber Gibbon angeführt zu werden verdient. Er wurde geboren ums J. 1735 zu Lausanne und starb daselbst den 4. Juli 1789. Die Freundschaft knüpfte sich schon während Gibbons erstem Aufenthalte zu Lausanne im J. 1753 an. Gemeinschaftliches Studium der lateinischen Klassiker, welches besonders Gibbon mit außerordentlichem Fleiße und Beharrlichkeit trieb, befestigte dieselbe. Gibbon theilte Deyverdun seine Auszüge und kritischen Versuche mit. „Ihm, sagt Gibbon, theilte ich jeden Gedanken, jede Arbeit sofort mit, und mit ihm freute ich mich der Wohlthaten einer vertrauten Unterhaltung über Gegenstände unsers gemeinschaftlichen Stu-

*) Quellen: J. R. Füßli, allgemeines Künstlerlexikon. I. Theil. Neue Ausg. Zürich 1810. S. 199. II. Theil. Zürich 1806. S. 281. — Größtentheils nach *Descamps* Vies des Peintres flamands, allemands et hollandois, Paris 1753., und *Pilkington*, Dictionary of Peintres. London 1770., wie auch *Watelet*, l'art. de peindre. Amsterd. 1760 u. 1761. *Bartsch* Peintre graveur. V, 457.

diums." Gibbon kehrte im J. 1758 nach England zurück; ungefähr drei Jahre später ging Deyverdun nach Teutschland, um eine Anstellung zu suchen, da die Unvorsichtigkeit und die Verschwendung seines Vaters das ansehnliche Vermögen zu Grunde gerichtet hatte. Er wurde als Erzieher des Enkels des Markgrafen von Schwedt angestellt; allein eine, nach Gibbons Ausdrucke „unglückliche, jedoch anständige Leidenschaft" vertrieb ihn von hier, und er ging nach England, um dort eine Anstellung zu suchen. Gibbon hatte unterdessen seine Reise nach Italien gemacht; und nach seiner Rückkehr verlebte Deyverdun vier Sommer nach einander immer mehre Monate bei ihm in gemeinschaftlichen Studien auf dem Landhause von Gibbons Vater zu Beriton. Gibbon sagt von diesen Besuchen: „unsere freimüthigen Unterhaltungen über jeden Gegenstand, welcher das Herz oder den Verstand interessiren konnte, würden mich selbst mit einer Wüste oder einem Gefängnisse ausgesöhnt haben." Die Versuche, welche Gibbon machte, ihm die Stelle eines Hofmeisters bei einem reichen Zöglinge zu verschaffen, der auf Reisen gehen sollte, waren lange vergeblich, und Gibbon beklagt sich, daß seine eigne Börse oft leer war, so daß er den Freund nicht so unterstützen konnte, wie er wünschte. Nach vielen Bemühungen konnte er ihm endlich eine Sekretärstelle in der Kanzlei eines Ministers verschaffen. Um diese Zeit hatte sich Gibbon vorgenommen, die Geschichte der Eidgenossen zu schreiben, und Deyverduns Beistand schien das Haupthinderniß des Unternehmens, Gibbons Unbekanntschaft mit dem Teutschen, besonders dem ältern, zu beseitigen. Deyverdun übersetzte die Geschichte der burgundischen Kriege von Schilling; gemeinschaftlich lasen und excerpirten sie Tschudis Chronik; andere Auszüge machten ihm theils Deyverdun, theils ein Gehilfe. Indessen nennt Gibbon selbst seine Materialien seicht. Dennoch wagte er nach dieser zweijährigen Vorbereitung im J. 1767 die Ausarbeitung in französischer Sprache. Das erste Buch wurde ohne Angabe des Verfassers den folgenden Winter zu London in einer gelehrten Gesellschaft von Fremden vorgelesen. Allein die Urtheile, welche Gibbon hier hörte, bestimmten ihn, das Unternehmen ganz aufzugeben. Dagegen unterstützte er nun Deyverdun in der Herausgabe einer Zeitschrift: Memoires litteraires de la grande-Bretagne. Gibbon sagt von Deyverdun: „die richtige Aussprache und Geläufigkeit des Engländischen konnte er sich während eines Aufenthaltes von mehren Jahren nicht erwerben; aber er las unsere schwersten Schriftsteller mit Leichtigkeit und Geschmack. Er besaß so viel kritische Kenntnisse in unserer Sprache und Dichtkunst, daß ihm nur wenige Fremde gleich gekommen sind; auch waren nur wenige unserer eigenen Landsleute im Stande, die Schönheiten der dramatischen Vorstellungen eines Shakespeare und Garrik feiner zu empfinden und zu beurtheilen." Das Journal sollte nach Deyverduns Plane theils literarische Abhandlungen und Kritiken, theils eine philosophische Darstellung der Künste und Sitten der britischen Nation geben. Der erste Band für das Jahr 1767 erschien 1768. Der erste Artikel über Littletons Geschichte Heinrichs des Zweiten ist von Gibbon. Der zweite, der Wegweiser von Bath, hat Deyverdun zum Verfasser. Gibbon sagt von demselben, er sei ein flüchtiger und seltsamer Aufsatz, voll lokalen Scherzes, der oft mehr in Worten bestand. „Ich erschrack über diesen Versuch; aber er lächelte bei meiner Furcht; sein Vertrauen wurde durch den Erfolg gerechtfertigt; und der Kenner beider Sprachen wird dem seltenen Glücke, mit welchem er den Geist und sogar die Stimmung des engländischen Verses in französische Prosa übergetragen hat, seinen Beifall nicht versagen." Gibbon erklärt, daß er überhaupt an diesen Denkwürdigkeiten großen Antheil nahm, daß es ihm aber unmöglich sei, nach mehr als 20 Jahren (wo er sein Leben schrieb), bestimmt anzugeben, was jedem der beiden Freunde von dem Inhalte angehöre; eine lange und vertrauliche Mittheilung ihrer Ideen hatte denselben auch in der äußern Form und der Schreibart viel Übereinstimmung gegeben; auch übernahmen sie die Ausführung und Verbesserung der Aufsätze wechselseitig. Der zweite Band für das J. 1768 erschien 1769, und das Manuskript für den dritten war schon beinahe vollständig, als Gibbon seinem Freunde die Hofmeisterstelle bei Sir Richard Worthley verschaffte, mit welchem er nun auf Reisen ging. Die Zeitschrift ging daher wieder ein. Über ihren Erfolg sagt Gibbon: „Ich bin kühn genug zu behaupten, daß ihr Verdienst größer war als ihr Ruf; allein es ist auch nicht weniger wahr, daß dieser letztere den Gewinn überstieg. Durch sie erhielt mein Freund den Schutz und ich die Bekanntschaft des Grafen von Chesterfield, auch machte sie mich mit David Hume bekannt, der in demselben Departement Untersekretär war, wo Deyverdun einen noch niedrigern Posten bekleidete. Der erstere nahm den 12. April 1769 Deyverduns Zueignungsschrift an und bestimmte den Verfasser zum künftigen Erzieher seines Nachfolgers"; (Deyverdun begleitete dann wirklich den jungen Lord Chesterfield auf einer Reise nach dem festen Lande) „der letztere aber bereicherte das Journal mit einer Antwort auf Walpole's historische Zweifel, welcher er in der Folge die Form einer Anmerkung gab." — Außer den genannten begleitete Deyverdun noch zwei andere junge Engländer, Lord Midleton und einen Hume auf ihren Reisen und ließ sich dann zu Lausanne nieder, wo ihn das Testament einer Muhme in den Besitz eines angenehmen Hauses gesetzt hatte. Gibbon, dem der Aufenthalt in England nicht mehr behagte, und bei dem die Zeit, welche er zu Lausanne verlebt hatte, mit erfreulichen Erinnerungen verbunden war, schrieb an ihn wegen seiner Niederlassung daselbst. Schnell war die Abrede getroffen; Deyverdun gab das Haus, wozu ein vier Juchart großer Garten gehörte, und Gibbon übernahm die Ausgaben der gemeinschaftlichen Wirthschaft. Im Jahre 1783 kam Gibbon nach Lausanne. Nach einem Aufenthalte von 4 Jahren, während dessen er seine Geschichte des Unterganges des rö-

mischen Reiches beendigte, kehrte er zu Besorgung des Druckes nach England zurück, verließ aber, sobald dieser vollendet war, im Juli 1788 sein Vaterland wieder und kehrte nach Lausanne zurück. Aber die Freude des Wiedersehens wurde ihm durch den traurigen Zustand seines Freundes verbittert. Deyverduns Gesundheit und Geisteskräfte hatten schon seit längerer Zeit eine auffallende Abnahme erlitten. Wiederholte apoplektische Zufälle versetzten ihn in einen Zustand, der nicht nur keine Hoffnung übrig ließ, sondern auch den Wunsch seiner baldigen Auflösung selbst bei dem trauernden Freunde erregte. Gibbon sagt in einem Briefe vom 14. Juli 1789 an Lord Sheffield: „Alle Quellen des Lebens waren erschöpft, und hätte er sich durch ein elendes Daseyn noch länger fortgeschleppt, so mußte er wahrscheinlich den Verlust seiner Seelenkräfte überleben. Unter allen Unglücksfällen befürchtete er auch diesen am meisten; aber sein Geist blieb bis auf den letzten Augenblick ruhig und heiter, und er sah seiner annähernden Auflösung mit philosophischer Standhaftigkeit entgegen." In seinem Testamente ließ Deyverdun dem Freunde die Wahl, das seit Jahren gemeinschaftlich bewohnte Haus um einen bestimmten Preis von seinen Erben zu kaufen, oder sich auf Lebenszeit gegen eine festgesetzte Entschädigung die Benutzung desselben zu sichern. Gibbon wählte das letztere und blieb bis zum J. 1793 in dem Hause. Bekanntlich machte er in diesem Jahre eine Reise nach England und starb im J. 1794 zu London. — Außer den schon angeführten Memoires littéraires hat man noch von Deyverdun eine französische Übersetzung von Göthe's Werther (Mastricht 1784) und einige Artikel in Bridels Mélanges Helvétiques; er hat auch Caroline de Lichtfield par Mad. de Montolieu herausgegeben (Paris 1786. 2. Vol. 12.). (*Escher.*)

DEZANA, Decianum, angeblich von dem Kaiser Decius erbautes Städtchen der piemontesischen Provinz Vercelli, zwischen Vercelli und Trino, wurde vom Kaiser Heinrich II. als eine Grafschaft an die alemannischen Freiherrn von Brandis verliehen und blieb durch unvordenkliche Zeiten deren Eigenthum. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts wurde die Grafschaft von den Bürgern von Vercelli konfiscirt und im J. 1411 an Ludwig Tizzoni, dessen Vorfahren mehrmals in Vercelli die höchste Gewalt ausgeübt hatten, gegeben. Ludwig ließ als Graf von Dezana Münzen prägen; folgender Teston ist, unseres Wissens, noch unedirt: A. Lud. Ticio - Deci. C. V. Im. Ein schiefgestellter Schild, darüber ein reich verzierter Helm. R. S-anctus Alexander. Der Heilige zu Roß hält in der Rechten ein Panier. Unten C. Eine andere Münze des nämlichen Ludwig hat Appel Bd. 3. S. 261. beschrieben. Ähnliche Münzen kommen auch von mehren spätern Grafen von Dezana aus dem Hause Tizzoni vor, namentlich von Johann Bartholomäus, von Delphinus und von Anton Maria, und haben insbesondere die Thaler von Delphinus und von Anton Maria den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit der Numismatiker und Geschichtsforscher auf harte Proben gestellt. Einmal war die Grafschaft Dezana ganz unbekannt, dann wußte niemand sich den auf allen diesen Münzen vorkommenden Titel: Sacri Romani Imperii vicarius perpetuus zu erklären. Jetzt weiß man freilich, daß nicht nur Savoyen, Mantua, Modena, sondern auch kleinere Herren diesen Titel führten. Anton Maria Ignaz Tizzoni, wahrscheinlich des Anton Maria Sohn, wurde am 5. Mai 1690 von Kaiser Leopold I. mit der Grafschaft Dezana als einem Reichslehen belehnt, verkaufte sie aber am 1. Oct. 1693 an den Herzog von Savoyen. Seitdem folgte Dezana den Schicksalen der Provinz Vercelli, das Geschlecht Tizzoni aber, welches auch Castellazzo als ein Lehn des Bisthums Vercelli besaß, scheint gar ausgestorben zu seyn. (*v. Stramberg.*)

DEZFUL (Desfûl oder Deshfûl, mit lateinischen Buchstaben aber richtiger Dezfûl, Dezhfûl zu schreiben, ingleichen Dezphûl, Dezhphûl in einer türkischen Reisebeschreibung, s. v. Diez Denkw. von Asien. Th. 2. S. 157., Dûsipûl) ist eine Stadt in der Provinz Chûsistân (Susiana der Alten), 28 Meilen von der Stadt Schuschter oder Schuster. Sie liegt am östlichen Ufer des Flusses Âbsâl, welcher in dem lûristânischen Gebirge entspringt, in einer weiten schönen Ebene. Sieben bis acht engländische Meilen westlich von Desfûl fangen sich die Ruinen von Schûß oder Schûsch (Susa der Alten) an, die sich von einem Ende zum andern bis zwölf engländische Meilen weit ausdehnen, so daß sie einen großen Raum zwischen dem Flusse Kerah und dem Flusse Âbsâl einnehmen. (*Wahl.*)

D'HÂFAR oder D'hâfer, nach gleichgeltender Aussprache Žâfar, oder Žâfer, vollständiger D'hâfer biemrillâh Ben H'âfedh ledînillâh [1]), der zwölfte Dynast der fât'imitischen Chalifen, und der neunte des fât'imitischen Reichs in Ägypten [2]), welcher vor seiner Thronbe-

1) Das Beiwort biemrillâh oder biemralláh bedeutet nach Gottes Willen oder Befehl, und ist unser von Gottes Gnaden; das andre Beiwort ledînillâh oder ledînallâh (lidînillâh) besagt im Glauben an Gott oder in Allâh's (Gottes) wahrer Religion. Das erstere Beiwort eigneten sich auch mehre der 'abbâsidischen Chalifen zu, welche sonst ihren Namen größtentheils das Beiwort billâh oder bialláh, auch lillâh oder lialláh, d. i. mit Gott, durch Gott hinzufügten, das einige der Fât'imiten ebenfalls führten. Das andre Beiwort lidînillâh oder lidînallâh, welches sich auch einige der 'Abbâsiden zueigneten, war vorzugsweise den Fât'imiten eigen, welches alle Dynasten dieser Dynastie ihren Namen beizugeben pflegten. Was den angenommenen Eigennamen D'hâfar, D'hâfer, Žâfar, Žâfer belangt, so bedeutet er in der 'arabischen Sprache Übertreffer, Sieger, Überherrscher, vorwaltend, vorglänzend.

2) Die Fât'imiten erhielten diesen Namen, weil sie als Nachkommen des 'Aly und der Fât'ime seiner Gemahlin, der Tochter des Pseudopropheten Muh'ammed, auftraten. Ihre Herrschaft begann im Jahre der Flucht 296 Chr. 908 durch den ersten dieser Chalifen Abû Muh'ammed 'Obeidalláh, und endete in dem Jahre der Flucht 567 Chr. 1171 mit dem Tode des letzten dieser Chalifen 'Adhed Ladînillâh. Die drei ersten dieser fât'imitischen Chalifen regirten in Afrika, die übrigen elf herrschten in Egypten seit dem J. der Flucht 362 Chr. 972. Sie lebten in steterm Widerstreit und unversöhnlichem Haß mit den ihnen gleichzeitigen 'Abbâsiden, indem sie diese letztern als widerrechtliche Überwältiger des Chalifenthrones betrachteten.

steigung Abû Manszûr Ismâ'îl hieß. Er folgte seinem Vater H'âfed'h ledînillâh in der Regirung im Jahre der Flucht 544, Chr. 1149, und ihm selbst nach seiner beinahe fünfjährigen Regirung folgte sein Sohn Fâjez binaszrillâh [3]), dessen üblichere und vollständigere Benennung Fâjez billâh Abû'lk'âsem 'Isâ ist. Auf noch vorhandenen Münzen, die er hat prägen lassen, findet sich seinem Namen, der schon von seinem fünften Vorgänger in der fât'imitischen Regirung, dem Chalifen D'hâher, angenommene Ehrentitel *'Abdalláh wewelíh*, d. i. der Knecht Gottes und seines Stellvertreters [4]) vorgefügt. D'hâfers Regirung, in deren Verlauf, wie der Verfasser des Lebtârîch [5]) bemerkt, die Kreuzfahrer die Stadt Aßkalon belagerten und einnahmen, ist ziemlich ruhig verstrichen. Als er den Chalifenthron bestiegen, erhob er Nedschmeddîn Ibn Mes'al, einen der größten Lieblinge seines Vaters, zur Würde eines Wesirs. 'Aly Ibn selâr aber, einer der Großen des Hofes, der unter dem Chalif Emîr (statthaltender Fürst) zu Alexandrien und in dem dazu gehörigen Gebiete gewesen war, brachte aus den Westprovinzen ein Korps Truppen zusammen, das sich durch die benachbarten Besatzungen verstärkte. Mit diesem großen Heere rückte er nach K'âhira heran, drang in diese Stadt ein und verjagte den Wesîr Nedschmeddîn Ibn Mes'al daraus, und nöthigte den neuen Chalifen, damals einen etwa 17jährigen Fürsten, ihn in dem Wesîrate zu bestätigen, dessen er sich nach der Verjagung seines Vorfahren angemaßt hatte. Inzwischen war Nedschmeddîn, der die Schwarzen bewaffnet hatte, vest entschlossen, den 'Aly Ibn selâr aus dem Diwân (Statsrathe) des Chalifen zu vertreiben; weil er aber bald darauf auf dem Schlachtfelde sein Leben verlor, so ward demselben der Kopf vom Rumpfe getrennt und auf eine Lanze gespießt durch alle Straßen von K'âhira zur Schau getragen. Im folgenden Jahre 545, Chr. 1150, fiel so wenig im ägyptisch-fât'imitischen als in dem 'abbâsidischen Chalifenreiche etwas merkwürdiges vor. Indessen hatte 'Aly Ibn Selâr das Amt eines Wesirs bei D'hâfer noch nicht lange verwaltet, als er auf den Rath verschiedener muh'ammedanischer Lehrer, die ehrenrührigen, den Christen von seinen Vorgänger angelegten Unterscheidungszeichen abschaffte, um auf diese Weise ein gut Stück Geld zu verdienen. Weil er jedoch nach Verlauf dreier Tage merkte, daß er sich verrechnet hatte, die Christen weder die Beutel aufthaten, noch dieses künftig zu thun Hoffnung machten, ließ er die alten gegen sie erlassenen Verordnungen erneuern. Dieser Wesîr, mit dem Beinamen El-'Âdel (der Gerechte) wurde nachmals von Naszr Ibn El-'Abbâs *Ben Temîm El Szanhâdschy* seiner Würde entsetzt und ermordet, dessen Vater die ägyptische Stadt Bilbeiß, Pelusium, nach d'Anville und andern Pharbutum der Alten [6]), und das ganze benachbarte Gebiet beherrschte. Nach 'Aly Ibn Selârs Tode zog El-'Abbâs *Ben Temîm El Szahâdschy* [7]) an der Spitze seiner Kriegsmacht nach K'âhira, und brachte durch die Bemühungen seines Sohnes Naszr den Wesirsposten an sich, indem niemand mächtig genug war, sich ihm zu widersetzen. Dieser letzte Wesîr, 'Abbâs el szanhâdschy, Sohn des Temîm, oder nach andern Naszr, der Sohn des 'Abbâs, war es, der den Chalifen von Ägypten D'hâfer biemrillâh Ibn El H'âfed'h ledînillâh im Monat Muh'arrem des Jahres der Flucht 549, Chr. 1154 ermordete. Die nächste Veranlassung seiner Ermordung war die seinen Unterthanen offenkundig gewordene unnatürliche Liebe, die er dem jungen Naszr, der ein sehr schöner Jüngling war, bewies, insonderheit da Naszr dem Vater entdeckte, daß der Chalif ihm angelegen habe, ihn, seinen Vater, heimlich umzubringen, um ihn selbst, seinen Geliebten, hernach zu seinem Wesîr erheben zu können. 'Abbâs lud den Chalifen nebst zweien seiner vertrautesten Freunde zu einem nächtlichen Gastmale in seinem Hause ein. Bei diesem Gastgebote wurden nun alle drei niedergehauen und ihre Leichname in einen Brunnen geworfen. Den folgenden Morgen ging 'Abbâs in den Residenzpalast und fragte verstellter Weise nach dem Chalifen, und da er nirgends zu finden war, befahl er den Jûsuf und den Gabriel, dessen Bruder, nebst dem Szâleh', dessen leiblichen Vetter, aus Ursache, daß sie ihre Hände mit ihres Oberherrn Blute befleckt hätten, hinzurichten; auch verurtheilte er viele andere Personen zum Tode, auf welche er den Verdacht der Theilnahme an diesem Verbrechen wälzen wollte. Hierauf begab er sich in das H'arem des Ermordeten, nahm D'hâfers Sohn 'Isâ, der kaum fünf Jahre alt war, aus der Aufsicht der Weiber, gab ihm den Titel El-Fâjez binaszrillâh und setzte denselben auf den Thron. Das Kind, dem die Großen des Hofes auf Befehl des Wesîrs den Eid der Treue leisten mußten, gerieth beim Anblick der Leichname derer, die der Wesîr hatte hinrichten lassen, so in Schrecken, daß es völlig außer sich kam, und daher in den folgenden Zeiten niemals einen rechten Gebrauch von seiner Vernunft machen konnte. El-'Abbâs blieb nicht lange unbestraft. Denn als sich durch das ganze fât'imitische Reich sehr bald das Gerücht ausbreitete, daß El-'Abbâs und sein Sohn Naszr die wahren Mörder des Chalifen seien, so wendeten sich die vornehmsten Gebieter des Kriegsheeres, ja selbst die Weiber in dem H'arem, denen die barbarische, meuchelmörderische Behandlung, welche dem D'hâfer und seinen Brüdern widerfahren, sehr nahe ging, an T'alâi Ibn Sarîk den Armenier, dermaligen Besitzhaber der Stadt K'âhira, und ersuchten denselben zur Rache an den schändlichen Meuchelmördern um seinen Beistand. Wie man berichtet, rissen sich die Weiber des H'arem auch Haarlocken aus und schickten diese an Spieße

3) D. i. Fâjes mit Gottes Hilfe oder unter göttlichem Schutz und Beistand. 4) In Bezug auf Muh'ammed und 'Aly nämlich, deren Imâme zu seyn die Fat'imiten als Nachkommen 'Alys ('Aliden) behaupteten. 5) Lebtârîch oder eigentlich Lobbeltawârich (Mark der Geschichten) eine persisch geschriebene Universalhistorie von Jah'jâ 'Abdallat'if Elkaswiny, verfaßt im J. der Flucht 948, Chr. 1541. S. Mehres in meinem Werke, altes und neues Vorder- und Mittelasien. Bd. 1. (Leipzig 1795) S. 172f.

6) S. J. D. Michaelis Ausgabe der Descriptio Aegypti (Gött. 1776), die Adnotationes p. 131. und des abulfedischen Textes S. 34 f. lat. Uebers. p. 27. 7) El Szanhâdschy, d. i. des Szanhâdschiers, aus dem mauritanischen Stamme Szanhâdsch geburtigen.

bevestigt dem T'alâi zu, um dieſen Feldherrn durch ſolches Zeichen ihrer Traurigkeit zur Hilfe zu bewegen. Der Wesir nebſt ſeinem Sohne entwich hierauf nach Syrien, und nahmen den ganzen Reichthum an Juwelen, Geld und andern Koſtbarkeiten mit ſich, welcher unter des Wesirs Statsverwaltung erworben war. Wie ſolches die Schweſter D'hâfers erfuhr, ſo ſchrieb ſie ohne Verzug an den Oberbefehlshaber des Kriegsheeres der Franken, die ſich kürzlich der Stadt Aßkalon bemächtigt hatten, und verſprach große Belohnung, wenn ſie die zwei Verräther aufheben und ſich ihrer Perſonen ſo verſichern würden, daß dieſelben zur gebührenden Strafe gezogen werden könnten. Als dieſes Schreiben in dem Lager der Franken angekommen, wurden einige kleine Abtrabe von Aßkalon ausgeſchickt, die Verbrecher einzufangen, deren eines auch auf ſie ſtieß und die Bedeckung, welche ſie bei ſich hatten, angriff. 'Abbâs fand in dem Scharmützel den Tod, Naszr aber wurde gefangen genommen. Alle Schätze, welche ſie aus Ägypten mit ſich genommen, fielen den Franken in die Hände, welche den Naszr ſogleich unter zureichender Bedeckung nach K'âhira ſendeten. Die Weiber des H'arem nahmen ihn in Empfang und er mußte daſelbſt eines grauſamen Todes ſterben. Die Schweſter des ermordeten Chalifen hackte ſeine rechte Hand in Stücken, die andern Weiber verſetzten ihm unbarmherzige Schläge mit ihren Pantoffeln, einige zerfetzten ſogar das mit Haken ihm von den Knochen abgeriſſene Fleiſch vor ſeinen Augen. Darauf ward er lebendig an einen Galgen gehenkt, und nachdem er daran geſtorben, ward ſein Körper verbrannt. Der Sohn des D'hâfer und Nachfolger im Chalifâte, Fâjez binaszrillâh, ernannte den T'alâi zu ſeinem Wesir. Durch Nachricht aus dem Munde eines Bedienten des 'Abbâs entdeckte dieſer Wesir den Ort, wo D'hâfers Leichnam und die Leichname der beiden mit ihm zugleich ermordeten Lieblinge verborgen waren. Der Leichnam des D'hâfer wurde mit außerordentlicher Pracht und vielem Gepränge beerdigt. (*Wahl.*)

D'HAFÂR, der Name einiger ſehr alten und berühmten Städte im glückſeligen 'Arabien oder Jemen, und zwar Jemen in engerer Bedeutung, und in andern Theilen des glückſeligen 'Arabien.

Im Dschebâl (dem bergigen Theile von Jemen im engern Verſtande) im Amte Jerîm an der Oſtſeite des hohen Berges Sumâra ſind die Trümmer der uralten Stadt D'haſâr, des Hauptſitzes der h'amjariſchen Könige, eine kleine halbe Tagereiſe (2 bis 2½ teutſche Meilen) nach Südweſt von Jerîm entfernt. In der Landſchaft H'âſched û Bekîl iſt 2 Stunden von dem Städtchen Debîn im Südoſt deſſelben eine beträchtliche Stadt, die ebenfalls D'haſâr, auch D'hoſâr genannt wird. Eine dritte ſehr alte und in der Geſchichte der H'amjaren und ihrer Könige, auch in der Geſchichte des alten Handels oft erwähnte Stadt des Namens D'haſâr iſt in der Landſchaft Dschadschar oder Dschedschr an der Grenze des Landes H'adhramaut, an der ſüdöſtlichen Küſte Arabiens belegen. Sie iſt eine Seeſtadt mit einem Haven, am innerſten Ende eines ſehr großen Meerbuſens erbaut, welcher ſich weit gegen Norden hinein ins Land erſtreckt. Abûlfedâ nennt ſie die Hauptſtadt der Landſchaft Dschadschar. Sie wird nach Niebuhrs Berichte von einem unabhängigen Scheich beherrſcht. Zu des römiſchen Kaiſers Konſtantius Zeit wurde von dem zum Chriſtenthum bekehrten h'amjariſchen Könige daſelbſt ein Bisthum errichtet, welches in der Folge ein Erzbisthum wurde. Die morgenländiſchen Geographen rechnen ihre Entfernung von der Stadt Sana (Szan'â) zu 24 Parasangen. Vor Alters ſowol als noch heut zu Tage, was Niebuhr bezeugt, auch andere Reiſebeſchreiber und die morgenländiſchen Geographen einſtimmig beſtätigen, wird von dieſer Stadt der beſte Weihrauch ausgeführt, der jedoch dem indiſchen noch nicht gleich kommt und aus der daſigen Gebirgsgegend bezogen wird. In dieſen Gebirgen bricht auch Onyx, woher eine gemeine Benennung für dieſen Edelſtein in der 'arabiſchen und neuperſiſchen Sprache 'A'kik' D'haſâry oder 'Ak'ik' D'hiſâry iſt; denn die Stadt wird in mehren 'arabiſchen und neuperſiſchen Schriften ſowol, als noch jetzt in 'Arabien, gemeinhin D'hiſâr geſchrieben und ausgeſprochen. (*Wahl.*)

D'HAFAR- oder D'HAFER-NÂMEH (Żafar- oder Żafer-nameh, D'heſernâmeh, Żeſernâmeh), d. i. Siegs- oder Triumphs-Buch, Buch der Siege. Dieſen Titel haben verſchiedene Werke der perſiſchen Literatur: 1) ein Werk politiſchen und moraliſchen Inhalts, welches in Form eines Geſprächs zwiſchen dem König der Sſaſaniер Nûschirwân und ſeinem Großwesir Buzûrdschumhir eingekleidet, der Annahme nach von letzterem in der alten perſiſchen Mundart Pehlewy verfaßt, und auf Befehl des Nûh' Ben Manszûr, perſiſchen Sſult'âns der Dynaſtie der Sſâmâniden, von deſſen Wesir Ibn Sînâ ins Neuperſiſche überſetzt worden iſt. 2) Ein von Schereſeddîn 'Aly Jezdy verfaßtes Werk, welches dem Mirzâ Ibrahîm, Sohne des Schâhroch gewidmet iſt, worin der Verf. das Leben und die Feldzüge des Timûr oder Tamerlan beſchreibt. Er hat es im J. der Fl. 807, Chr. 1404 vollendet. Von dieſem Werke iſt auch eine Überſetzung in türkiſcher Sprache ſowol, als eine Fortſetzung bis zum J. der Fl. 813, Chr. 1410 vorhanden, vom Verfaſſer ſelbſt aber eine beſondere Einleitung mit der Aufſchrift Muk'addemât D'hafernameh geſchrieben worden, in welcher von Dschingizchân und deſſen Nachfolgern abgehandelt iſt. 3) Ein anderes in perſiſchen Verſen verfaßtes Werkchen über Timûrs Leben und Kriegszüge, von einem ſehr berühmten perſiſchen Dichter, dem 'Abdallah, einem Schweſterſohne des Dichters Dschâmy. 'Abdallâh ſtarb im Jahr der Fl. 927, Chr. 1520. 4) Ein hiſtoriſches Gedicht von Abû Bekr el K'azwîny verfaßt, welcher J. der Flucht 750, Chr. 1349 geſtorben. (*Wahl.*)

D'HÂFER, vollſtändig Al Mâlek al D'hâſer, Beiname des 'Amir, 'Amir 'Abdelwahhâb Bin 'Aly el T'ahery, letzten 'arabiſchen Königs des Reiches Jemen. Er ſtammte aus der Familie der 'Ommiaden-Chalifen. Er wurde von den 'oſ'maniſchen Sſult'anen Soliman I. und deſſen Sohne, Selîm II., bekriegt, nach mehren Schlachten gegen Ende des 16. chriſtl. Jahrh. entthront,

und das Reich Jemen zum 'oß'manischen Reiche geschlagen. (*Wahl.*)

DHAGOP oder Dhagope. So nennen die Engländer gewisse symbolische Darstellungen in Indien, welche die Erklärer theils für den Lingam, theils für eine Darstellung des Weltalls nach buddhistischer Ansicht halten. Rhode in seinem Werke: Religiöse Bildung der Hindus, ist der letztern Meinung zugethan. Nach der Lehre Buddha's glich das Weltgebäude einem Cylinder, unten die große runde Erdscheibe, über derselben in weiten Entfernungen von einander eben solche Scheiben, die 22 Welten der noch körperlichen Nats begreifen, dann noch höher die vier Himmel der körperlosen Nats und über diesen das Himmelsgewölbe. So entsteht denn eine Darstellung, die auch dem Lingam der Buddhisten vollkommen ähnlich ist, eigentlich auch in der Grundidee dasselbe bezeichnet. Man findet dergleichen Abbildungen in allen Ländern, wo Buddhadienst ist oder herrschte. Der Dhagop erscheint in den Tempeln freistehend und ist ein Hauptgegenstand der Verehrung. In dem größten Tempel zu Salsette nimt er den hintern Raum desselben ein, steht unter einem hohen Gewölbe, hat 49 Fuß im Umfange, etwa 20 in der Höhe und ist mit einem Säulengange umgeben. Gegen die Mitte der Höhe laufen 2 Bänder umher, und darüber erhebt sich das runde Gewölbe und zwar so, daß es das größere Kugelsegment bildet. Transactions Vol. I. p. 49. 51. Ebendaselbst p. 49 beschreibt Salt einen an der Wand abgebildeten und mehr verzierten Dhagop, über dem eine dreifache Umbrella (Schirm) schwebt. Ebenso findet man ihn als Hauptsymbol in dem großen Felsentempel des Buddha zu Carli (Valentia's Voyages. Vol. II. p. 163); auch in den Buddhatempeln zu Ellore. Transactions. Vol. II. p. 265 ac. Pl. 7. Fig. 1. 2. Pl. 13. Wo der Dhagob schlanker erscheint, gleicht er ganz dem Lingam. Erskine hält den Dhagop für Gebäude, die Reliquien vom Körper des Buddha einschließen. Man finde nämlich in allen buddhistischen Ländern kleine Gebäude aus Stein ohne Eingang, die dem Lingam ähnlich sind, Dhagop genannt werden und solche Reliquien in sich schließen, also eine Art Grabmäler sind. Diese stellten dann auch die ähnlichen Bildungen in den Felsentempeln vor. Dies widerlegt Rhode durch die Bemerkung, daß jene Dhagops neben, nicht in den Tempeln sind und wirkliche Reliquien enthalten. Die in den Tempeln befindlichen aber sind aus dem vollen Stein gehauen und enthalten nichts, denn wenn dergleichen darin seyn sollte, so müßte man noch die, wenn auch vermauerten, Öffnungen entdecken, wodurch sie hinein gebracht worden wären. Aber es gibt auch Dhagops, welche offen und hohl sind, und in welchen man den Buddha selbst sitzend erblickt. Ja in dem großen Buddhatempel zu Boro Budor auf Java finden sich einige 100 Buddhabilder, in Nischen sitzend, und über jedem ein Dhagop; die Spitze des Tempels selbst hat die Gestalt eines Dhagop. Rhode glaubt daher bei seiner Meinung beharren zu müssen, daß der Dhagop ein Bild des Weltgebäudes sei; darum sitze auch Buddha in demselben als in seiner Wohnung. Die dabei zum Grunde liegende Idee erhelle aus einem Bildwerke zu Salsette. Der Dhagop ruhet hier im Tempel auf einer Säule. Zu beiden Seiten desselben knieen zwei Personen, über deren Köpfen Schlangenhäupter einen Schirm bilden, und welche gegen den Dhagop zwei Gefäße als Opfer emporheben, aus deren Mündung etwas hervorragt, was nicht mehr deutlich zu erkennen ist, wie Flammen erscheint, wol aber ursprünglich Blumen gewesen seyn mögen. Oben auf dem Dhagop ruhet eine architektonische Verzierung, über welcher eine ganz ähnliche Bildung, wie über den Gefäßen, gesehen wird. Hinter den knieenden Figuren stehen zwei Elephanten, die sich mit dem Vorderkörper in die Höhe richten, mit ihrem Rüssel Krüge gefaßt haben und sie oben auf den Dhagop ausschütten. Transactions Vol. I. p. 50. Ähnlicher Vorstellungen finden sich noch mehre. So sieht man auch in Salsette einen großen, länglich-viereckigen Stein, der, wie es scheint, auf Löwen ruht. Vor demselben in der Mitte stehen zwei aufgerichtete Lingams, und über dem Steine steigt ein starker Baum (der Weltbaum) empor. Auf der einen Seite erkennt man noch die Figur mit dem Gefäße, und oben werden zwei große Elephantenköpfe sichtbar, die ihre Rüssel über den Baum hinstrecken und von denen einer noch das Gefäß über den Baum ausschüttet. Über diese Symbolik scheint endlich eine prachtvolle Darstellung in dem Kailas zu Ellore Aufschluß zu geben. Sie befindet sich in der Nische der Hauptwand. Die Nische ist rund umher überreich verziert. Auf dem Bilde selbst sieht man unten das ruhige Meer; über dasselbe erhebt sich die Lotosblume, und in derselben sitzt die Göttin Prakriti oder Maha-Sundera. Sie ist ganz nackt und sitzt mit untergeschlagenen Beinen in der Gestalt des Buddha, auf dem Kopfe trägt sie eine wenig verzierte Mütze, und beide Hände unterstützen die vollen Brüste. Unten auf dem Meere stehen zwei Elephanten und füllen leere Krüge; über ihnen zwei andere, welche die gefüllten Krüge auf die Göttin ausgießen. Nun gibt Rhode folgende Erklärung: Das Meer ist Bild des noch einfachen, unge formten Weltstoffes. Wie die Lotosblume sich über den Spiegel der Gewässer erhebt, so die junge Welt über dem gestaltlosen Urmeere und in ihr die Mutter alles Lebendigen, die Maha-Sundera der Maramas, die das Weltall hält, so lange es besteht. Die Elephanten sind Sinnbilder der Macht und Weisheit des Urgeistes. Dieser ergreift den todten Stoff und führt ihn der Göttin zu, die nun ihren vollen Busen allen Wesen zur Nahrung hinreichen kann. S. Rhode a. a. O. Bd. 1. S. 317 ꝛc. (*Richter.*)

D'HAHER leé'zâz dinillâh (liï'zâz dinillâh), vollständiger D'häher billâh Abú'lh'asan 'Aly Ben H'ákem ibn 'Aziz Ben Mu'izz (oder Mo'ëzz) liï'zâz dillâh [1]), der siebente Dynast der fat'imitischen Chalifen und vierte

1) Von dem Beiwort dinillâh und lidinillâh auch dem Beiwort billâh s. die Note zu D'hâfar dem Fat'imiten. Der Eigenname D'häher, wenig verschieden vom Eigennamen D'häfer, bedeutet in der arabischen Sprache außer Sieger am häufigsten der offenbare, sichtbare, augenscheinliche, helle,

des fât'imitiſchen Reichs in Egypten [2]). Auf noch vorhandenen Münzen, die er hat prägen laſſen, findet ſich bei ſeinem Namen der angenommene Ehrentitel 'Abd allâh wewelîh, wie hernach auch auf Münzen des Fât'imiten D'hâher [3]). Er folgte ſeinem Vater H'âkem in der Regirung Egyptens und damals zugleich Syriens, im Jahr der Flucht 411, Chr. 1020, regirte 15 Jahr und etliche Monate und ſtarb zu K'âhira an der Waſſerſucht im Jahre d. Fl. 427, Chr. 1035, im Monate Scha'bân, worauf ihm ſein Sohn 'Abû Temîm Mu'izz in der Regirung folgte, der bei ſeiner Thronbeſteigung den Namen Mostanszer billâh annahm und faſt 60 Jahre herrſchte. Seine Regirung zeichnete ſich auffallend und ſehr vortheilhaft gegen die des Wütherichs ſeines wahnſinnigen und ungemeſſen tyranniſchen Vaters aus, und nichts deſto weniger iſt es als eine der ſchönſten ſeiner Handlungen zu rühmen, daß er des Vaters Ermordung rächte. Er beeiferte ſich beim Antrit ſeiner Regirung, den Mörder, den Ibn Darâr, einen berüchtigten Betrüger an der Spitze der von ihm benannten häretiſchen Sekte der Darârier, durch welchen H'âkem in ſeinen gottesläſterlichen Anmaßungen unterſtützt ward, und welchen die Schweſter des Tyrannen, die Veranlaſſung dazu aus einer ihr widerfahrenen Beleidigung entlehnend, um den Wütherich für's allgemeine Beſte aus dem Wege zu räumen, in Verbindung mit dem Oberbefehlshaber der Truppen, unter anſehnlichen Verheißungen zu dem Meuchelmorde, der auf dem Berge Elmok'at't'am vollzogen ward, vermocht hatte, aufzuſuchen, worauf er ihn verdienter Maßen hinrichten ließ, wobei die gedachte Schweſter ſeines Vaters, ſeine Tante, ſelbſt mit eigner Hand geſchäftig geweſen. (*Wahl.*)

D'HÂHER billâh Abû Nâszer Muh'ammed Ben Nâszer, der 35ſte der 'abbâſidiſchen Chalifen, die zu Baghdâd regirten, welcher den Chalifenthron nach dem Tode ſeines Vaters Nâszer ledînillâh im Jahre der Fl. 622, Chr. 1225, beſtieg. Sein Vater hatte ihn noch bei ſeinen Lebzeiten zum anſcheinenden Kronerben von Baghdâd erklärt und für ihn als einen ſolchen in den Moſcheen aller unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehenden Provinzen beten laſſen; als er aber gewahr wurde, daß er von unternehmender Gemüthsart, dabei kriegeriſch, kühn und hitzig war, ſo fürchtete er ſich vor ihm, unterſagte nicht nur, daß die Chutba (öffentliche Fürbitte auf den muh'ammedaniſchen Kanzeln) ſeines Namens fernerhin erwähne, ſondern ließ ihn ſogar ins Gefängniß bringen. Als ſich dieſes zugetragen, warf Nâszer ſein Augenmerk auf den jüngſten ſeiner Söhne, El-Emîr 'Aly, als die fähigſte Perſon zur Nachfolge auf dem Throne. Weil aber dieſer Prinz noch vor ſeinem Vater ſtarb, und nun Abû Nâszer Muh'ammed der einzige lebende Sohn war, ſo erklärte ihn Nâszer wiederum feierlich für ſeinen Nachfolger im Chalifate. Er wurde aber nach dem Tode des Vaters aus dem Gefängniß hervorgeholt und auf den Thron geſetzt. Da er bereits über 50 Jahr alt war, ſoll er bei ſeiner Huldigung geſagt haben: es iſt etwas Ungereimtes, daß jemand erſt am Abend den Kaufladen eröffnet! Übrigens iſt zu bemerken, daß ungeachtet des Mißfallens ſeines Vaters an ihm, ihm dennoch das Volk zu Baghdâd ſtets ungemein gewogen geweſen. Indeſſen war ſchon das nächſte Jahr, das J. der Fl. 623, Chr. 1226, für D'hâher billâh unglücklich. Denn er ſtarb noch vor dem Beſchluß deſſelben zu Baghdâd am 14. des Monats Redſcheb, nachdem er nur 9 Monate und 16 Tage regirt hatte. Er hatte ſich in der ſehr kurzen Zeit ſeiner Herrſchaft ſchon durch den Bau einer Brücke über den Tiger bei Baghdâd großes Verdienſt erworben, und hinterließ überhaupt den Ruhm eines gerechten und in jedem Betracht vortrefflichen Fürſten. Vielen ſeiner Unterthanen, welchen ihr Eigenthum gewaltthätig geraubt worden war, wurden ihre eigenthümlichen Güter auf ſeinen Befehl zurückerſtattet. Er erließ ſeinen Unterthanen auch den ihnen neuerlich aufgelegten Tribut und erwarb ſich die Liebe ſeines ganzen Volks. Sein Nachfolger wurde ſein Sohn, der Chalif Mostanszer billâh Abû Dscha'far Manszûr. (*Wahl.*)

D'HÂHER al Ghâzy oder Malek al D'hâher Ghâïeteddîn *) mit dem Beinamen al ghâzy **), Name des dritten Sohnes des Saladin (Szalâh'eddîn), welcher in H'aleb (Aleppo) und im ganzen von dieſer Hauptſtadt abhängigen Gebiete in Oberſyrien regirte. Er ſtarb im J. der Fl. 613, Chr. 1216, und hinterließ als ſeinen Nachfolger in der Regirung ſeinen erſt drei Jahr alten Sohn Mâlek al 'Azîz Muh'ammed. (*Wahl.*)

D'HÂHER. Al Malek al D'hâher Bîbars, der vierte Sſult'ân der erſten Dynaſtie der Mamlûken im egyptiſchen Reiche. Seine vollſtändige Benennung iſt: Malek al D'hâher Rokneddîn Abû'lfeth' Bîbars al 'Alâi al Bundok'dâri al Szaleh'y al Nedschemy, wozu oft noch szâheb al futûh'ât (der Sieggewaltige) hinzukommt. Er war kaptſchâker Tatar von Geburt und ſchwang ſich von der niedern Stufe eines Sklaven des A'lâeddîn al Bundok'dâr und hernach des Malek Szaleh' empor. Nach einer ſehr bewegten, thatenreichen und durch die Ereigniſſe ſeiner Zeit univerſalhiſtoriſch merkwürdigen, ausgezeichneten Regirung, deren Hauptbegebenheiten man in bündiger Kürze bei d'Herbelot (Bibl. Or. t. Bibars) verzeichnet findet, ſtarb er höchſt ruhmvoll in dem Jahre der Fl. 675, Chr. 1276, nachdem er 17 Jahr und etliche Monate geherrſcht hatte. (*Wahl.*)

D'HÂHER. Sſult'ân D'hâher, Sohn des Ah'med Ben Awîs, Sſult'âns im 'Irak' 'Araby (dem arabiſchen oder babyloniſchen 'Irak') und Ad'erbidſchân, deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt Baghdâd war, und deſſen Geſchichte (Ende des 14ten und Anfang des 15ten chriſtl. Jahrhunderts) man bei *d'Herbelot* (*Bibl. Or.* t. Avis)

---

lichte, erlauchte; lil'izz (oder lil'izz, lel'izz, lel'izz) dînillah zur Ehre, zum Glanze, zur Glorie der Religion des Allâh, oder im Glanze, in der Glorie der Religion Gottes, unter der Religion des Allâh, Religion Gottes der Iſlâm verſtanden. 2) S. Artikel D'hâfer die zweite Note dazu. 3) S. den Artikel von dem Fât'imiten D'hâfer, und die vierte Note dazu.

*) d. i. Ziel der Religion. **) d. i. der Eroberer, der Sieger, der Streithard, der kriegeriſche ꝛc., ein ſehr gewöhnlicher Beiname, der mehren Fürſten und Helden zugegeben iſt.

in der Kürze dargelegt findet. Als Ah'med, von Tamerlan verfolgt, flüchtig ward und seinen Weg nach Syrien eingeschlagen hatte, schickte er seinen Sohn Sult'an D'hâher mit seinen Geräthschaften und dem Vorzüglichsten, was er an Juwelen und andern Kostbarkeiten besaß und zu retten bedacht war, nach dem Kastell El Nadscha, woselbst er sich unter dem Schutze des tapfern Befehlshabers der Veste Namens Altûn 12 Jahre lang sicher befand. Nach Ablauf dieser Zeit faßte er einigen Argwohn gegen die Treue des Altûn und ging in seinem Verdachte so weit, daß er denselben von sich jagte. Wenige Zeit darauf aber, da er wußte, daß Tamerlan das Fort belagern werde und er seinen Kräften es nicht zutraute, der Belagerung zu widerstehen, ergriff er selbst die Flucht, verließ die Veste und Tamerlan bemächtigte sich derselben sofort. (*Wahl.*)

D'hahireddîn s. D'hehireddîn.

Dhalak s. Dahalak. (Thl. XXII. S. 55.)

DHAMAR, eine südarabische, große, offene Stadt im Amt Mecharеb al Anes in Jemen, nach Edrisi 16 Parasangen (oder 48 arabische Meilen), nach Niebuhr 12½ teutsche Meilen von Sana entfernt, mit einem Kastell, ansehnlichen Häusern und Grabmälern und einer schon zu Abulfeda's Zeiten berühmten Akademie versehen, auf welcher besonders die Anhänger der Sekte Zeidi studiren. Abulfeda rühmt wie Niebuhr diese Stadt, welche fast zwei Jahrhunderte vor Abulfeda Edrisi als klein, eng und schlecht bewohnt schildert. (Vergl. Niebuhr B. v. Arabien. Kopenh. 1772. S. 235. und meine Abulfedea Arabiae descriptio. p. 47. 48. Notices et extraits des Mss. de la Bibliotheque du Roi. tom. IV.) (*Rommel.*)

DHAMONEE oder Dhamani, eine Stadt in der indischen Provinz Malwa, mit einer Festung auf einem Felsen, der an der östlichen Seite 200 Fuß hoch und sehr steil ist. Die Mauern sind 50 F. hoch und meist 15 F. breit. Die Stadt selbst liegt außerhalb und enthält nichts Sehenswürdiges. (*Palmblad.*)

DHANWANTARI, Danawandri, in der Religion der Hindus der Gott der Heilkunst. Bei der Bereitung des Amrita stieg er, ein weißes Gefäß mit dem Unsterblichkeitstranke angefüllt, in der Hand, in menschlicher Gestalt aus dem Meere empor. Er wurde für eine augenblickliche Verwandlung des Wischnu gehalten. Man baute ihm keine besondern Pagoden, stellte aber sein Bild in die des Wischnu, wo er in Gestalt eines besondern Weisen zu sehen ist (Bhagavadam im 3. Buche. Sonnerats Reisen. I. S. 135.). Die Brahmanen bringen ihm täglich ein Opfer. (The Heetopades of Vishnoo Sarma. p. 230.) (*Richter.*)

DHAR oder Daranuggur, eine uralte Stadt in der indischen Provinz Malwa, 1908 F. über dem Meere, mit einem weitläufigen Gebiet, das 179 Dörfer, zum Theil von den wilden Bheels bewohnt, enthält. Einst herrschten hier mächtige Könige, und die ungeheuer große Stadt enthielt damals, wie behauptet wird, über 20000 Häuser. Später, nachdem Udschein Residenz zu seyn aufhörte, wurde es die Hauptstadt Malwa's, bis die Mandus eine neue Dynastie begründeten. Noch beim Anfang der Mahrattischen Herrschaft standen ihre Puars (Fürsten) in hohem Ansehn, das sich jedoch weniger auf ihre Macht als auf ihre vornehme Geburt stützte, so daß sie immer den Vorrang über Sindia und Holkar foderten. Als die Briten im J. 1817 Malwa betraten, herrschte ein zwölfjähriger Knabe über ein verwüstetes Land, das ihm nur 35000 Rupien Einkünfte gab; doch als die Regirung besser eingerichtet wurde, stiegen sie schon im J. 1819 bis auf 267004 Rupien, und man hoffte, daß sie im J. 1824 noch bis auf 654000 steigen würden. Die Stadt, wiewol von bedeutendem Umfange, zählte damals nur 5000 Einw., aber die Bevölkerung ist seitdem mit jedem Jahre gewachsen. Sie hat einige hübsche Gebäude und eine ziemlich starke Festung. Lage 22° 35′ n. Br., 75° 24′ ö. L. v. Gr. (*Palmblad.*)

DHÂRANI (Sanskrit), im Mongolischen gewöhnlich Tarni, ist der Name heiliger Formeln oder Beschwörungen, die in den heiligen Büchern für alle möglichen Fälle vorhanden sind und einen wesentlichen Theil des Kultus ausmachen, indem man dem richtigen Gebrauche derselben eine übernatürliche Kraft und Wirkung zuschreibt. Man findet sie niemals übersetzt; doch mögen wol die meisten sich gar nicht übersetzen lassen und entweder ganz oder zum Theil leere, bedeutungslose Töne seyn. Sie müssen mit der äußersten Genauigkeit geschrieben werden, wenn sie ihre Kraft behalten sollen, und daher mag es kommen, daß die Tibeter und Mongolen die vielen, für ihre Sprache durchaus unnöthigen Zusatzbuchstaben zu ihren Alphabeten haben, so daß man mit tibetischen und mongolischen Charakteren vollkommen richtig Sanskrit schreiben kann. Sie gehören sämtlich zu den sogenannten letzten Worten Buddha's, welche nur von gläubigen und mit durchdringendem Verstande begabten Weisen vollkommen erkannt und begriffen werden können. Die berühmteste Formel unter solchen Dharanis ist die bekannte sechssylbige: Om-ma-ni-pad-mè-hûm. In Schmidts Forschungen ꝛc. S. 197 ꝛc. findet man aus gelehrten Schriften der Buddhisten darüber folgende Erklärungen. Buddha sagt zu dem Stifter des Buddhaismus in Tibet: sobald, o Sohn, die Bewohner des rauhen Schneereiches die sechs Sylben hören, werden sie von den drei verworfenen Geburtsnaturen (s. Dhjana) erlöst und als höhere Wesen geboren werden; alle bösen Geister und schädlichen Wesen werden ihre Wuth ablegen und mitleidig gestimmt, die reißenden Thiere sanftmüthig und liebend, die Hungrigen und Durstigen erquickt, die Kranken gesund, die Blinden sehend werden, die Unterdrückten werden Schutz, die Unglücklichen Hilfe, die Sterbenden Leben finden. Die sechs Sylben sind der Inbegriff aller Lehre; alle Weisheit und alles Wissen ist in ihnen vereinigt. Der unendlich große Berg Sumeru ließe sich vielleicht abwägen, die Tropfen des Weltmeeres, der Staub der Wüste ließen sich zählen, aber die Tugenden, welche ein einmaliges Aussprechen der sechs Sylben bewirkt, sind durchaus unberechnenbar. Om vernichtet die quälende

Gefahr des Geborenwerdens und Sterbens der Tägri; es gibt den Segen der Selbstaufopferung bis in das Jenseit der Entäußerung und ist die Fülle aller geistigen Weisheit; Ma vernichtet die quälende Kampf- und Streitbegier der Assuri; es gibt den Segen der Geduld bis in das Jenseit des eigenen Willens; es ist die Fülle der erbarmenden Gnade; Ni vernichtet die Qual des Geborenwerdens, Alterns, Erkrankens und Sterbens; es gibt den Segen der Keuschheit bis in das Jenseit der Lüste; es ist der Anführer der sechs Wesengattungen; Pad vernichtet die Qual des Jagens und Verfolgens der Thiere; es gibt den Segen der Selbstbeschauung bis in das Jenseit des Wissens und vertilgt alle Angst und Qual; Mâ vernichtet die Qual des Hungerns und Durstens der Ungeheuer der Unterwelt; es gibt den Segen der prüfenden Vorsicht bis in das Jenseit des Fassens und Begreifens und verzehrt alle Sünden und Ärgernisse; Hum vernichtet die Qual der heißen und kalten Höllenreiche; es gibt den Segen der geistigen Weisheit bis in das Jenseit des auf einen Punkt konzentrirten Gemüths und vereinigt alles Treffliche und Vollkommene in Eins. Die sechs Sylben sind das Herz des Herzens, aus dem alles Ersprießliche und Beseligende fließt, die Wurzel aller Erkenntniß, die Leiber zur Wiedergeburt in höhere Wesen, das Thor, welches die Geburten zu den verworfenen Naturen versperrt, das Schiff, das aus dem Ortschilang (s. unter Dhjana) sicher hinüber führt, die Leuchte, welche die schwarze Finsterniß erhellt, der tapfere Besieger der fünf Übel, das Flammenmeer, das die Sünden und Ärgernisse verzehrt, der Hammer, der alle Qual niederschlägt, und der begleitende Freund zur Bekehrung des rauhen Schneereiches. So sprach Buddha zum Chomschim Bodhissadoa, der den Buddhaismus in Tibet einführte und in diesem Lande nächst Dschagkiamuni der gefeiertste aller Buddha's ist. Es scheint, daß er jene Formel in Tibet zuerst eingeführt habe. Ihr Sinn ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt. Der P. Paulinus a S. Bartholomaeo gibt eine Erklärung, die schon deswegen nicht genügen kann, weil er mit der letzten Sylbe Hum anfängt und mit der ersten Om schließt, auch wegen der Einmischung des Wischnu und der Lakschmi verdächtig ist. S. Recherch. Asiat. franz. Übers. Th. 1. S. 245. Es ist übrigens möglich, daß der Sinn dieser Formel auf die Geburt des Chomschim Bodhissadoa aus einer Padma- (Lotus-) blume Bezug hat und sich vielleicht in das tiefste Dunkel der indischen Mythologie verliert. S. Schmidts Forschungen a. a. O. und Gesch. der Ostmongolen. S. 315. 319. 343. — Sollte nicht die erste Sylbe Om mit dem bekannten heiligen Worte Oum der Indier im Zusammenhange stehen? (*Richter.*)

DHARCHAN oder Gangri, Stadt, 1 Meile nordwärts des Sees Rawan-hrad im Lande Un-des, eine Niederlage der Waren, die aus Chassa nach Ladak gehen. Doch ist der Ort jetzt so herabgesunken, daß Moorcroft hier nur 4 Häus. und 28 Zelte fand. (*Palmblad.*)

DHARMA, eine Berggegend am Südabhange des Himalaya, 30° bis 30° 30′ n. Br., am Dauli, der weiterhin in den Kali einmündet. Sie enthält keine Städte, nur wenige Dörfer und Hütten. (*Palmblad.*)

DHARMA, Dherma, Dharmadeva, Dharmaradscha, in der Religion der Hindus der Gott der Tugend und Gerechtigkeit, zugleich auch König der Unterwelt und Richter der Todten, und als dieser Jama (Yama), der Bändiger. Wir nehmen beide Begriffe zusammen. Er gehört mit zu den 8 Welthütern und beherrscht den Süden. Hier ist auch sein Reich, Jamaloga, und seine Residenz Jamapura, wohin alle menschlichen Selen geführt werden, um vor dem strengen Richter, der Freund und Feind mit unbestechlicher Gerechtigkeit richtet, ihr Urtheil zu empfangen und, je nachdem dieses ausfällt, gehen sie entweder zum Himmel (Svarga) oder zur Hölle (Naraka), oder treten eine neue Wanderung an. Er ist nach Einigen ein Sohn des Kasyapa und der Aditi, also zu den Adityas gehörig, oder, nach der gewöhnlichern Annahme, ein Sohn der Sonne (Surya) und der Savei. Als seine Schwester wird der Fluß Jamuna angesehen. Als Todesgott heißt er Pitrupati, Herr der Todten, Samavarti, Richter über Gutes und Böses, Krdanda, der dem Leben seine Grenzen vorschreibende, Shradeva, der Thränen erregende Gott. Er hat 14 Gestalten, und in einer derselben heißt er Kalantaka-Jama, der die Welt zerstörende Jama. Als dieser hat er 8 Arme und trägt außer Wage und Fackel, die ihm insbesondere als gerechtem Todtenrichter zukommen, noch Schwert, Dolch, Lanze u. s. w., ein Halsband von Todtenköpfen und Schlangen um die Arme gewunden. Als Todtenrichter hat er nur 2 Arme mit den obigen Symbolen der Gerechtigkeit. Auf Bildwerken erscheint er gewöhnlich mit dunkelgrüner Farbe. Seine immer geschäftigen Diener, welche die Selen vor seinen Thron bringen, heißen Ematanmarafa oder Jamatanmarafa. Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so erscheinen ihm zwei solcher Diener in schrecklicher Gestalt, daß Angst und Bangigkeit das Herz erfüllt, zugleich aber auch ein Diener des Wischnu oder Schiwa. War nun der Mensch ein treuer Verehrer dieser Götter, so führen diese die Sele auf einem schönen Wagen hinweg zum Paradiese; war es nicht der Fall, so bringen sie die Diener des Jama nach Jamapur, die von dem neunfach sich windenden Flusse Vaitarani (dem schwer zu durchschiffenden) — die neunfach sich windende Styx der Hellenen — umschlossen ist. Hier sitzt neben Jama sein Schreiber Sittirabudtiren, der alle Handlungen von der Geburt an genau aufschreibt und das Verzeichniß derselben dem Jama vorliest, der nun das Gute und Böse in seine Wagschale legt. Nun muß die Sele (wahrscheinlich eine spätere Vorstellungsart der jetzigen Hindus) nochmals auf die Erde zurück, um 10 Tage lang als Dämon herum zu schwärmen, wobei sie großen Hunger und Durst leidet, denn sie darf nichts genießen, als was Menschen ihr darreichen, weswegen sie auch oft in menschlicher Gestalt zu den Erdbewohnern kommt und sie um Almosen bittet. Der Schiwa-Sohn Beirewa hat die Aufsicht über sie und duldet nicht, daß sie auch nur einen Grashalm aus der Erde reißen dürfe.

Daher kommt denn der Gebrauch, daß die Verwandten des Verstorbenen die ersten 10 Tage hindurch den bunten Krähen von allen Speisen einen Theil vorsetzen, weil sie glauben, dadurch auch der Sele Nahrung zu reichen. Nach Verlauf der 10 Tage wird dann das Urtheil gesprochen. Nach Einigen hat auch Jama einen Spiegel, worin er alle guten und bösen Handlungen erblickt und prüft. Oder seine Diener legen die Sele in die eine Schale der Wage, in die andere ein Gewicht, oder sie zählen die guten und bösen Handlungen nach weißen und schwarzen Kugeln ab und geben in beiden Fällen ihrem Gebieter davon Nachricht. Zu wenigen besonders begünstigten Frommen sendet Jama nicht seine Diener, sondern kommt selbst. Als Satjawan, der fromme Gemahl der Savitri, stirbt, erscheint Jama selbst mit lockigem Haar und schön gestaltet, rothäugig, schwarz und gelb, in rothem Gewande und einen Strick in der Hand, womit er die Sele, die hier als daumensdick beschrieben wird, bindet, aus dem Körper herauszieht und mit sich fortführt. Auch ist er hier nicht der Unerbittliche. Die frommen Sprüche der Savitri, die, ihren Gemahl nicht verlassen wollend, dem Jama auf seinem Wege nach Süden folgt und durch nichts zur Rückkehr sich bewegen lassen will, bewegen ihn nicht nur, ihr ihre frommen Wünsche zu erfüllen, sondern auch die Sele selbst aus ihren Banden wieder frei zu lassen, so daß Satjawan wieder zum Leben kommt (S. Bopp's Übersetz. der Savitri, einer Episode aus dem Mahabharat.). In einer allegorischen Sage (As. Res. Vol. V. p. 239.) wird er dargestellt, als ob er zwei Gesichter habe, ein freundliches und gütiges, das er den Frommen zuwendet, und ein furchtbares, schreckliches, das er den Sünder erblicken läßt. Auf Malabar insbesondere war ihm als Todtenrichter das Krokodil heilig. Als Gott der Gerechtigkeit reutet er auf einem Büffel, in der Rechten die rächende Keule oder ein Zepter haltend. Moor Hindupantheon p. 303. Der Stier nämlich war bei den Hindus das Symbol der Gerechtigkeit und des Guten, welche beiden Begriffe für identisch galten. Als noch im ersten Weltalter Gerechtigkeit und Güte die Oberherrschaft hatten, stand, wie der Hindu symbolisirte, der Stier auf 4 Füßen, im zweiten Weltalter verlor er schon einen, im dritten Weltalter zwei (das Gute war schon durch das Böse wankend gemacht), und im vierten hatte er nur noch einen, das Böse drohete ihn ganz niederzuwerfen. So sah der König Parikschitu nach dem Bhagawat-Purana am Ufer des Saraswati einen Stier, der auf einem Fuße stand und neben ihm eine Kuh, welche weinte. Es war dies die Erde, welche über den Untergang des Moralischguten trauerte. In Manu's Gesetzbuch VIII, 16. heißt es: Die Götter betrachten den, der die Gerechtigkeit verletzt, als einen Wrisala (Wrisa, Stier), d. h. als einen, der den Stier erschlägt. Vom Dharmaradscha, als Symbol der Gerechtigkeit und Tugend, heißt es, Brama zog ihn aus seiner Brust hervor. Aus dem Herzen Gottes selbst stammt also das Moralischgute. Er heirathete 7 oder 10 Töchter des Dakscha und zeugte mit Kunti, der Gattin des Pandu, den Judhischthira, den ältesten und gerechtesten der Pandusöhne, der daher selbst Dharmaradscha genannt und als solcher verehrt ward.

(*Richter.*)

DHARMAPUR, der nördlichste Theil der Provinz Katschar, früher Hairumbo, an der Grenze Assams. Die gleichnamige Stadt liegt in einem großen Thale am Flusse Kapili, etwa 12 g. Meilen von Kospur. In früheren Zeiten wetteiferte sie an Größe, Handel und Bevölkerung mit dieser Stadt, aber seit den letzten eingetretenen Unruhen ist sie sehr heruntergekommen, und auch die Festung ist im verfallenen Zustande.

(*Palmblad.*)

DHARNA-SITZEN (Dherna), ein eigener Gebrauch bei den Hindus, der schon im Alterthume Sitte gewesen zu seyn scheint und den Zweck hat, irgend etwas von jemand zu erzwingen. Das Wort Dharna bedeutet Festigkeit. Will also ein Schuldner Erlaß seiner Schuld, ein Gläubiger Bezahlung, ein Bettler reiche Almosen, ein Räuber Schätze erpressen, so setzt er sich vor die Hausthür dessen, den er zur Erfüllung seines Wunsches nöthigen will, bleibt Tag und Nacht in trauernder Stellung, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, so lange sitzen, bis sein Verlangen befriedigt ist. Meistens wird der Zweck erreicht, denn auch der Wirth darf nicht eher essen als sein Gast, und wenn dieser stirbt, so glaubt man, er lasse als Plagegeist dem Verweigerer seines Wunsches in Zukunft keine Ruhe. Etwas ähnliches ist es, wenn Odysseus beim Homer so lange fasten will, bis Kirke seine Gefährten wieder in Menschen verwandelt hat (Odyss. X, 385.). Der Gebrauch hatte unstreitig in der Idee seinen Grund, daß der, welcher einen Andern lieber sterben lasse, als daß er seinen Wunsch erfülle, dadurch einer großen Sünde sich schuldig mache und die Strafe des Himmels verwirke. Im höhern Alterthume mag vielleicht weniger Mißbrauch damit getrieben worden seyn als in spätern Zeiten. In diesen ist es auch Sitte geworden, sich einen Brahmanen zu miethen, der nun als Stellvertreter das Dharna-Sitzen übernimt. Dadurch wird denn der Zweck noch eher erreicht, denn am Sterben eines Brahmanen Schuld zu seyn, ist noch ein weit größeres Verbrechen. (S. v. Bohlen, das alte Indien. I. S. 284. Asiat. Ann. Reg. for 1808, charact. p. 24.) Im J. 1795 wurde dies Verfahren von der Regirung in Bengal und Behar bei Strafe der Landesverweisung verboten. Im Aug. 1796 saß aber noch Scindeah selbst in Dherna, vor der Wohnung des Peishwah Bajee-Rao, um ihn zu vermögen, sich gefangen wegführen zu lassen, was auch nach einem zweiten Versuche gelang. (*Richter.*)

DHAT. Dies bedeutet indisch eine Oase, und vorzugsweise wird mit diesem Namen eine zwar wenig fruchtbare, aber weidenreiche Gegend im südöstlichen Multan bezeichnet. Sie ist von unabsehbaren Sandwüsten und Sandhügeln umgeben, welche hier Thull heißen.

(*Palmblad.*)

DHAWALAGIRI, ein Pik in der Himalayakette, an der Grenze von Nepal und an der Quelle des Gundaks. Der Name bedeutet im Sanskrit dasselbe wie Montblanc, oder der weiße Berg. Wenn aber der Mont-

blanc mit einer Höhe von 14700 Par. Fuß der höchste Berg in Europa ist, so ragt dieser Riesenkoloß über alle Berge, nicht nur in Asien, sondern auch auf der ganzen Erde weit empor. Seine Höhe beträgt nämlich nach Messung [1]) 28015 engl. oder 26340 Par. Fuß, eine Angabe, die der älteren von Webb (1814) und der späteren von Capit. Blake sehr nahe kommt. Er ragt also noch 6000 Fuß über den Chimborazo (20148 Par. Fuß), der früher als der höchste Gipfel auf der Erde galt. Doch ist Dhawalagiri keine vereinzelte Erhebung des Hochgebirges, sondern sehr viele Spitzen in der ganzen Ausdehnung der Kette von O. nach W. erreichen die Riesenhöhe von 24 bis 25000 Fuß, z. B. Jumnoutri bei der Quelle der Jumna 26500 engl. Fuß nach Schätzung, Setghur in Nepal 25261, Dailun bei Katmunda 24768, Tehamalari in Butan 26266 Par. Fuß u. a. [2]). Letzterer silberglänzende Hochgipfel, der weit über die unteren Vorketten des Himalaya im S. sichtbar ist, bietet dem Auge des Beschauers aus den glühenden Ebenen Indiens das reizendste und außerordentlichste Schauspiel dar. Der Abstand, von welchem einer dieser Riesenkolosse sichtbar ist, beträgt nicht weniger als 232 engl. (etwa 50 geogr.) Meilen [3]), da Pico de Teyde auf Teneriffa höchstens in einer Ferne von 120 engl. Meilen und der Chimborazo nur 180 engl. Meilen sichtbar ist [4]). (*Palmblad.*)

D'HEHÎR. Name eines der größten persischen Dichter, dessen Ruhm in der Dichtungsgattung K'aszida (K'azîde), besonders des panegyrischen Inhalts, lange dem des unter uns bekanntern persischen Dichters Anwery oder Enwery den Rang streitig machte, so daß man endlich die Entscheidung des Streites dem Ausspruche des gleichzeitigen großen mystischen Dichters Senâjy unterwarf, welcher denselben zu Gunsten des Enwery entschied. Dieser sehr geschätzte persische Dichter D'hehîr oder Zehîr, welchen die persischen Gelehrten auch mit dem gleichzeitigen, Sonne der Dichter oder König der Dichter benannten, persischen Dichter F'eleky vergleichen, erhält von seinem Geburtsort Fârjâb am Oxusstrome den Beinamen Fâriâby, und wird auch D'hehîreddîn oder Zehîreddîn (Schirm, Schutz oder Stütze der Religion) genannt. Er kam unter der Regirung des Atâbégen K'izilarslân Ben Ildigiz nach 'Jrâk' und Ad'erbidschân und ward der Dichter seines Hofes. Er kam darauf nach Nischâpûr in Chorasân, und von da begab er sich nach Jzsahân (Jßpahan), dann wieder nach Ad'erbidschân, wo der Atâbege Mod'hafereddîn Muh'ammed Ben Ildigiz ihm alle Aufmerksamkeit bewies. An dessen Hofe blieb er zehn Jahre; als aber nach Muh'ammeds Tode die Herrschaft 'Jrâk's und Ad'erbidschâns auf den Atâbegen K'izilarslân Ben Ildigiz überging, behielt ihn dieser bei sich; jedoch da auch der Atâbege Nuszreteddîn Abûbekr Ben Muh'ammed Ildigiz ihn bei sich zu haben wünschte, so entfloh er dem Hofe K'izilarslâns heimlich zu Nuszreteddîn. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich aus dem Hofleben in die Einsamkeit zurück nach Tebris, woselbst er im Jahr der Flucht 598, Chr. 1201, das Zeitliche verließ.

Von einem viel spätern persischen Dichter des Namens D'hehîr oder D'hohair, Behâeddîn el D'hehîr, aus dem 13. Jahrhundert ist ein Diwân, d. i. eine Sammlung seiner Gedichte, vorhanden, welche d'Herbelot (Bibl. Or.) als auf der Pariser königl. Bibliothek befindlich anführt. (*Wahl.*)

D'HEHÎREDDÎN, D'hahîreddin oder Zehîreddîn, auch D'hâher Kerâby und H'aidar genannt, Name des achten Sult'âns der Dynastie der Sfarbedârier (s. *d'Herbelot* B. O. t. Sarbedar). Nach Verlauf eines Jahres legte er die Regirung wieder nieder und begab sich mit aller seiner Habe, seinem ganzen Reichthum aus der Residenz, dem Schlosse zu Sfebswâr in Chorasân, nach Kerâb, welches im Jahr der Flucht 760, Chr. 1358, geschah. Er war der Sohn des Emîr H'aidar Kerâby und Bruder des Emîr Chodscha Jah'jâ, dem er im J. der Fl. 759, Chr. 1357, in der Regirung gefolgt war. Mit seiner und seines Nachfolgers Regirung kam die Herrschaft der Sfarbedârier in Verfall. (*Wahl.*)

D'hisâr, Name einer Stadt in Arabien, s. D'halâr, No. 3.

DHJANA (Sanskr.), Dijan [Mongol.] *) bezeichnet in der Lehre der Buddhisten die höhern, mit dem Göttlichen und Intellektuellen erfüllten Welten. Der Name bedeutet tiefe innere Selbstbeschauung, also wahrscheinlich eben das, was der gelehrte Hindu den in sich selbst verschlungenen Brama, das noch nicht zu individuellen, insbesondere materiellen Formen entwickelte Geistige nennt, und was nach der Sprache der neueren Philosophie mehr dem absoluten und allgemeinen Seyn angehört. Es gibt drei Welten. Die dritte ist die unsere, die Welt der Erscheinungen, der Schauplatz der Selenwanderung, der Inbegriff der durch feststehende Schicksalsgesetze bedingten Formen der Dinge, die aber veränderlich sind und vermittelst des Kreislaufs der Metempsychose eine bestimmte Stufenfolge durchlaufen. In ihr findet Tod und Geburt in immerwährendem Wechsel Statt, und dieser Wechsel heißt im Sanskrit Sansara, im Mongolischen Ortschilang. Die Wesen derselben zerfallen in 6 Gattungen oder Stufenfolgen: gute Geister, böse Geister, Menschen, Thiere, Ungeheuer der Unterwelt und Höllengeschöpfe. Die ersten drei heißen die guten, die letzten drei die schlechten oder verworfenen Naturen. Diese Welt führt den Namen Amaramak, d. h. die Welt des Gelüstes und des Gaukelspiels der Erscheinungen, oder im Sanskrit Sawalokadhatu, Mongolisch Sfawa Jirtintschii. Der Sanskritname bezeichnet den Begriff der Entstehung und des Fortwirkens der Ursachen, also die entstandene und dem Kausalverhältnisse unterworfene Welt. In dem mongolischen Worte kommt der zweite Theil „Jir-

1) *Frazer* Journal of a tour through a part of the snowy range of the Himala mountains. Lond. 1820. 2) *Hamilton* East Ind. Gaz. I, 634. Ritter Landeskunde von Indien, im Berl. Kalender auf d. Jahr 1829. S. 117. 3) *Colebrooke* in Asiat. Res. Vol. XII p. 253 seq. 4) Humboldt Reise in die äquinoct.-Gegenden. Tübingen 1815. Bd. 1. S. 131.

*) S. Schmidts Gesch. d. Ostmongolen S. 302 ꝛc.

tintschii (Dschirtintschii) vom Tibetischen Dschirten die Welt, der erste Theil Ssawa aber bedeutet Gefäß, Behälter, doch könnte es auch der erste Theil des obigen Sanskritnamens seyn und so das Ganze dieselbe Bedeutung haben, wie Sawalokadhatu. Durch allmälige Läuterungen während ungeheurer Zeiträume (Kalpa's), die für die Dauer dieses sichtbaren Universums bestimmt sind, gehen die Wesen desselben nach und nach in die Region der zweiten höhern Welt über; ja solche Naturen, die sich zum hohen Range eines Buddha empor geschwungen haben, steigen noch höher, werden von allen bindenden Verhältnissen und Bedingungen befreit und dem Nichts, d. h. dem Rein-Immateriellen zugesellt, von wo aus sie nur dann und wann wieder in die Materie hinabsteigen und sich mit ihr vermischen, um das Intellektuelle von derselben zu erlösen und von den Banden des Sansara zu befreien. An die höchsten Regionen des Sawalokadhatu grenzt nun die zweite Welt, welche in immer höher steigender Stufenfolge das erste, zweite, dritte und vierte Dhjana in sich begreift. Sie enthält göttliche Wesen in die Formen des Lichts gekleidet, aber in immer höher steigenden Graden. Das erste Dhjana besteht aus den drei Abtheilungen der drei Esrua's (Iswara's), d. h. aus den Regionen des Brama, Wischnu und Schiwa, die also bei den Buddhisten einen weit niedrigern Rang einnehmen, als bei den Hindus. Die wichtigste und höchste ist die Region des Jeke Esrúa, nämlich des Brama, der ein Lebensalter von 2 Kalpa's hat, während das des Wischnu und Schiwa nur ein Kalpa beträgt. Das zweite Dhjana besteht auch aus drei Abtheilungen: 1) die des eigentlichen Lichts, 2) die des unendlichen Lichts und 3) die des allervollkommensten, über jeden Begriff hellen Lichts. Das dritte und vierte Dhjana enthält lauter Reiche vollendeter, göttlicher Seligkeit in immer höhern Abstufungen. Den Wesen dieser zweiten Welt schreiben die Buddhisten noch eine Art Farbe oder vielmehr Gestalt zu und nennen sie daher farbige (önggetu) oder Gestalt habende (dürssütu), doch verliert sich dieses Sinnliche immer mehr, je mehr sich die Regionen der zweiten Welt der ersten Welt nähern. Diese enthält das Geistige ohne alle Formen im ganz reinen, intellektuellen und vollkommen unkörperlichen, daher unsichtbaren, oder, wie die Buddhisten sich ausdrücken, farbenlosen (önggeiügei), d. h. gestaltlosen (dürssü-ügei), über alle Bedingungen der Zeit und des Raumes erhabenen Zustande, also Wesen, welche die vollkommensten und unmittelbarsten Emanationen der Gottheit sind. An die höchsten Regionen dieser ersten Welt schließt sich dann höchst wahrscheinlich unmittelbar die Gottheit an, so daß jene nur als die höchsten und reinsten Ausstrahlungen derselben zu betrachten sind. Dies erhellet insbesondere, wenn man die buddhistische Vorstellungsart mit der kabbalistischen vergleicht, denn zwischen beiden bieten sich mehre Ähnlichkeiten dar, so daß man wol die letztere für eine aus der erstern abgeleitete halten könnte. Die Kabbalisten sprechen von 4 Welten, von denen immer die nächst niedere eine Emanation der nächst höhern, die höchste selbst aber eine Ausstrahlung der Gottheit im unmittelbarsten Sinne ist. Ursprünglich und von Ewigkeit her war das einzige, durch sich selbst bestehende Urwesen, welches das Enssoph oder das Unendliche, auch das Pleroma, das Alles-Erfüllende, genannt wird. Es war so in seinem höchsten Ursein der verborgene, unoffenbarte Gott, das sich selbst nur erkennende und in seiner Unendlichkeit begreifende Urwesen. Aber es gefiel ihm, auch andere Wesen ins Daseyn zu rufen, damit sie seine Macht und Herrlichkeit anschauen und an seiner Seligkeit Theil nehmen möchten. Deswegen zog dieses Urwesen sich in sich selbst zurück und bewirkte dadurch einen dunkeln, des göttlichen Lichts beraubten Raum. Je näher aber dieser Raum dem Urlichte der Gottheit war, desto mehr waren von den Strahlen desselben in ihm zurückgeblieben, desto geistiger und dem Göttlichen verwandter waren die Regionen desselben; je weiter aber davon entfernt, desto dunkler und materieller. Zunächst am Pleroma bildete sich daher die Welt Aziluth, d. h. die Welt der Emanationen, die vollkommenste und höchste Offenbarung Gottes, das reine Intelligible, durch keine Form und keinen Stoff Beschränkte, ihre erste Sphäre, der Adam Kadmon, der Sohn Gottes, Eins mit dem Vater und Urquell aller übrigen Emanationen; dann die Welt Briah, ein Ausfluß der Welt Aziluth, nicht mehr mit dem Göttlichen Eins, aber unmittelbar von ihm hervorgebracht; die Wesen derselben unendlich, unbeschränkt und immateriell. Eine Emanation von dieser war die Welt Jezirah, geistige Wesen in beschränkten Formen enthaltend, also schon dem Individualisirungsprincip unterworfen, aber doch das Materielle ausschließend. Endlich die Welt Asiah, der Inbegriff der durch Raum und Zeit beschränkten, materiellen Wesen. Alle diese Welten standen in einem stetigen Zusammenhange, so daß der Übergang vom Höhern zum Niedern allmälig geschah und jede Welt da, wo sie an die niedere grenzte, unmerklich in diese, so wie auch nach der entgegengesetzten Richtung unmerklich in die höhere überging. So mögen denn auch die Buddhisten sich ihre drei Welten und ihre Dhjanas gedacht haben. Die Welt Asiah correspondirt alsdann den niedern Regionen der buddhistischen Körperwelt, Jezirah den höhern, mit Geistern erfüllten Regionen des Sawalokadhatu und dem ersten und zweiten Dhjana der zweiten Welt, Briah dem dritten und vierten Dhjana der zweiten und dem niedrigsten Dhjana der ersten Welt, Aziluth endlich den folgenden Dhjana's der letztern, und so wie Aziluth unmittelbar an das höchste Wesen sich anschließend gedacht wird, so wird auch wol dieses bei den Buddhisten noch über die erste Welt erhaben gedacht werden müssen. Ähnliche Klassifikationen bilden bei den Hindus die Welten des Brama, Wischnu und Schiwa, nur daß, je nachdem die verschiedenen Sekten bald diese, bald jene dieser höchsten Gottheiten mit dem Urwesen selbst identifiziren, auch die Rangordnung bald so, bald anders gestaltet wird. Der leere Raum, aus dem sich nach den Buddhisten das sichtbare Weltall bildet, ist einerlei mit dem Raume, der nach den Kabbalisten durch das Zurückziehen des göttlichen Lichts im Pleroma entsteht, und so wie

hier die materiellen Formen sich dadurch bilden, daß Lichtströme der nächst höhern Welt denselben einzeln durchdringen, so erzählen auch die Buddhisten, daß zur Zeit der Weltentstehung aus der Region des zweiten Dhjana heftige Winde herabwehen, die zuerst die Region des ersten Dhjana bilden; dann erzeugt sich in diesen auch ein heftiger nach unten wehender Sturmwind und bildet die Region der höhern Geisteremanationen, und auf eben die Art entstehen aus dieser immer tiefer liegende Regionen für geringere Geister, bis endlich die Sturmwinde die tiefsten Gegenden des leeren Raums erreichen und daselbst eine Anhäufung von Luft verursachen, aus der sich zuerst das Wasser, dann das feste Land und endlich die einzelnen Körper entwickeln. Die Schöpfung des Sawalokadhatu geht also vom zweiten Dhjana aus, und dieses nebst dem ersten bedingt die Welt der Erscheinungen, beide aber gehören schon zur zweiten Welt. Das erste Dhjana ist den periodischen Weltzerstörungen unterworfen, die nach Verlauf von 20 Kalpa's, einer kaum nennbaren Zahl von Jahren, erfolgen. Allmälig nämlich nimt der Geburtswechsel, der Sansara oder Ortschlang, in Sawalokadhatu ab. Diejenigen Bewohner der untersten Höllenreiche, deren Qualzeit verflossen ist, werden auf den 4 Dwipa's (Welttheilen) wiedergeboren, und diejenigen, deren Strafzeit noch länger dauern soll, beziehen leichtere Straförter, aus denen sie denn auch endlich durch Wiedergeburt erlöst werden. Auf diese Art werden also die Höllenreiche zuerst leer. Ebenso geht es mit dem Reiche der Ungeheuer der Unterwelt und der Thiere, und sämtliche zu den verworfenen Naturen gehörigen Geschöpfe gehen durch Wiedergeburt auf die 4 Dwipa's über, so daß die drei untersten Regionen des Sawalokadhatu endlich von allen Bewohnern entblößt werden. Von nun an werden auch die Menschen nach und nach in der Region des ersten Dhjana wiedergeboren; dann folgen ihnen der Reihe nach alle Geisteswesen des Sawalokadhatu, die allmälig sämtlich in das erste Dhjana übergehen. So ist denn zuletzt das ganze Sawalokadhatu leer. Da nun auch die Elementargeister als die Regirer ihrer Distrikte fehlen, weil sie ebenfalls in das erste Dhjana übergegangen sind, so entsteht eine gräßliche Unordnung. Aus Mangel an Regen vertrocknen zuerst alle Pflanzen und Bäume. Dann erscheint eine zweite Sonne und trocknet alle Quellen, Bäche und kleinen Flüsse aus, darauf eine dritte alle großen Ströme, eine vierte den Mapamsee, eine fünfte und sechste das Weltmeer, und eine siebente im Verein mit den vorigen sechs entzündet den Berg Sumeru, die vier Dwipa's und alle Geisterreiche des Sawalokadhatu. Von den ungeheuern Flammen entzündet sich endlich auch das erste Dhjana, so daß von diesem an bis zu den untersten Höllenreichen nichts der Vernichtung oder Auflösung entgeht, ausgenommen die feinern Lichttheile, die sich von der gröbern Materie abgesondert haben und von Stufe zu Stufe durch immer höheres Aufsteigen zum zweiten Dhjana gelangt sind, so wie die Wesen, welche Buddha's geworden sind und die ewigen und unzerstörbaren Regionen der zweiten und ersten Welt erreicht haben. Nach einer solchen Zerstörung erfolgt nun eine neue Schöpfung durch die Strömungen aus dem zweiten Dhjana, dann wieder eine Auflösung u. s. w. Sind 7 Zerstörungen durch Feuer da gewesen, so erfolgt eine Zerstörung durch Wasser, welches sich unaufhörlich aus der Region des zweiten Dhjana ergießt. In diesem Wasser wird das ganze Weltgebäude aufgelöst, so daß, nachdem es verdunstet ist, von allem Vorhandenen nichts übrig bleibt. Nach der neuen Schöpfung folgen nun wieder 7 Zerstörungen durch Feuer, dann wieder eine durch Wasser u. s. w. Sind aber 7 mal 7 Zerstörungen durch Feuer und 7 durch Wasser da gewesen, so erfolgt eine Zerstörung durch Luft. Aus der Region des dritten Dhjana nämlich bricht ein furchtbarer Sturmwind hernieder, zertrümmert das ganze Universum und zerstiebt es, so daß auch das zweite Dhjana mit aufgelöst wird, nachdem es eine Dauer von 4480 Kalpa's gehabt hat. Ob von jetzt an das Spiel der Welt noch einmal beginne, darüber schweigt die Dichtung. Es scheint vielmehr der große Kreislauf des Sansara mit der Vernichtung des zweiten Dhjana auf immer geschlossen und alles in das absolute Seyn der Gottheit und zu den ewigen und unvergänglichen Wesen der höhern Welt zurückgekehrt zu seyn, ohne je ein neues Herabsteigen in die Tiefe nöthig zu haben. Denn da alle Weltentstehung vom zweiten Dhjana ausging und dieses nun auch vernichtet wird, so scheint auch jede Bedingung einer nochmaligen Schöpfung aufgehoben zu seyn. — Im Bramaismus der Hindus ist auch von mehren periodischen kleinern und größern Weltzerstörungen die Rede. In den erstern wird nur die sichtbare Welt mit den niedern Deweta's vernichtet, und Brama schafft aufs neue. Aber zuletzt kommt auch der große Untergang, durch welchen selbst Brama und Wischnu sterben, und Schiwa (so sprechen nämlich die Schiwaiten, die Anhänger des Wischnu würden diesen Gott nennen), jetzt mit dem höchsten Wesen eins, bleibt allein übrig, verliert aber jede individuelle Gestaltung und erscheint als unendliche Feuerflamme, die auf der Asche der verbrannten Welten herum wandelt. — Wenn in den Buddhareligionen so oft davon die Rede ist, daß sich zuletzt alles auf das Nichts reducire, wenn namentlich von dem Fo der Chinesen ausdrücklich berichtet wird, er habe sterbend seinen Schülern das Geheimniß seiner Lehre mit den Worten eröffnet: Wisset, daß es kein anderes Grundwesen der Dinge gibt, als das Nichts und das Leere, daß daraus alle Dinge hervorgehen und wieder dahin zurückkehren und alle unsere Hoffnungen darin sich endigen; so ist unter diesem Nichts und Leeren gewiß nichts weiter als das Immaterielle, Geistige und Göttliche zu verstehen, das nur als Gegensatz des durch die Sinne wahrnehmbaren Materiellen ein Nichts und Leeres genannt wird. Das absolute Göttliche, will er also sagen, ist der Urquell alles Realen und dieses kehrt wieder zu demselben zurück, aber dieses Göttliche ist nichts sinnlich Wahrnehmbares, sondern ein Intelligibles und von allem sinnlichen Stoffe Leeres.

(*Richter.*)

D'hofar, Name einer Stadt in Arabien, s. D'hafar, No. 2.

D'HOFÎR. Name einer großen, bemauerten, auf einer Anhöhe erbauten Stadt des glückseligen Arabien in dem Landstriche Belâd Hâdschr. S. *Niebuhr* Descr. de l'Arabie. p. 206. 219. 228. (*Wahl.*)

D'hohair s. D'hehîr.

DHOLPUR oder Dholapur, Stadt in der indischen Provinz Agra, nördlich vom Flusse Tschumbul; sie ist alt, wird vom Kaiser Baber in den Denkwürdigkeiten seines Lebens oft erwähnt und ist noch von bedeutendem Umfange. Nordwärts, in geringer Entfernung, fängt die Berggegend schon an. Lage: 26° 42′ nördl. Br., 77° 44′ östl. L. von Gr. (*Palmblad.*)

DIA, *Δία*, ist ein häufig vorkommender Ortsname in Hellas. Zuvörderst nennt Stephanos von Byzantion zwei Städte dieses Namens, die eine in Thessalien, welche vom Äakos gegründet sei, die andere auf einer gleichnamigen kleinen Insel neben dem Vorgebirge Skyllâon der peloponnesischen Landschaft Argolis. Aber da nur er allein sie anführt, so läßt sich von der ersteren die Lage nicht näher bestimmen. Unter den Inseln aber, die diesen Namen führten, war Naxos die größte und wichtigste (S. darüber den Art. Naxos.). Andere kleinere und unwichtigere, außer der schon genannten, lagen neben Melos und Amorgos (Schol. Theokrit. 2, 45., nach welchem Stephanos zu berichtigen ist). Eine andere Insel dieses Namens, bei Ptolemäos (3, 17.) *Δῖος* genannt, führt Strabon (10. p. 484.) 700 Stadien (wol richtiger 70 Stadien, der Stadiasm. (§. 330 ed. Gail.) hat 40 Stad.) von der kretischen Küste entfernt dem knossischen Herakleion gegenüber an. Diese Angabe streitet mit Plinius (H. N. 4, 20.), welcher contra Matium Dia hat. Die Lage von Matium kann freilich nicht genauer bestimmt werden, aber so viel geht wenigstens aus Plinius Bemerkung hervor, daß es mit Strabons Angabe nicht so gar scharf genommen werden dürfe. Übrigens gibt sich der Name der Insel in dem heutigen Standia (d. h. *ἐς τὰν Δία*) deutlich zu erkennen, und diese Insel liegt nur zwei Meilen östlich von der jetzigen Stadt Candia. Sie ist ungefähr 2½ Meile lang und eine Meile breit, und hat an der Südseite drei Buchten, welche der Stadt Candia zu Häfen für größere Schiffe dienen, da ihr eigner Hafen zu seicht ist. Von jenen drei Häfen ist aber der mittelste, de la Madonna genannt, der vorzüglichste. An sich ist die Insel felsicht, rauh und kahl, und daher weder bewohnt, noch bebaut; nur wilde Kaninchen und wilde Ziegen hausen auf ihr. Indeß scheint sie in älterer Zeit bewohnt gewesen zu seyn, wie man aus mehren Ruinen schließen kann. (*L. Zander.*)

DIA, *Δία*. 1) Der Name, unter welchem Hebe zu Sikyon und Phlius verehrt wurde. Strab. VIII. p. 382. — 2) Eine Tochter des Eioneus oder Deioneus oder Hesioneus (Hyg. f. 155.; Schol. Il. XI. 268.; Diod. IV. 71.), mit welcher nach Hygin Jupiter, nach andern Ixion den Pirithoos zeugte. Nach Nonn. Dionys. VII. 125. und Schol. Il. XI. 268. verwandelte sich Jupiter dabei in ein Roß. (*Richter.*)

DIABASIS. *Desmarest* (Pisces). Eine Fischgattung aus der Familie Sciaenoïdes der Ordnung Acanthopterygii der Knochenfische, deren Namen *Cuvier* (Hist. nat. d. Poiss. V. 223.) ohne Noth in Haemulon umgeändert hat. Die hieher gehörigen Fische heißen in den französischen Kolonien in Amerika Rouge-gueules oder Gorettes.

Diese Fische gleichen sich unter einander sehr, sie haben fast das Ansehen der Dentex. Ihr Körper ist länglich, vorn ziemlich hoch, etwas zusammengedrückt; die Schnauze geht ziemlich vor, der Unteraugenbogen, ziemlich groß, aber nicht gezähnelt, mit Haut und Schuppen bedeckt, vereinigt sich mit dem Wangenbein, wie bei den gewöhnlichen Sciänen durch eine gemeinschaftliche Haut und bildet so einen Vorsprung, gegen den sich der Oberkiefer zurückzieht, der übrigens ziemlich ausdehnbar ist. Die Lippen sind fleischig. Der Unterkiefer hat sein Gelenke unter dem Auge und tritt beim Öffnen des Mundes weit nach unten. Die Zähne in beiden Kiefern sind sammetartig, doch steht nach außen eine Reihe stärkerer, unter denen sich mitunter einige finden, welche mehr hervortreten als die andern, doch nicht so stark als bei Dentex. Übrigens unterscheiden sie sich von diesen durch den gezähnelten Vorkiemendeckel. Der Kiemendeckel endigt in zwei eckige, platte, stumpfe Vorsprünge, welche man durch die Haut hindurch nicht bemerkt, manchmal ist er auch ganz zugerundet. Im Gaumen stehen keine Zähne; die Zunge ist glatt, dünn und sehr frei, die Kiemenöffnung ist mittelmäßig gespalten, in der Kiemenhaut stehen 7 Strahlen, von denen indeß die drei letzten sehr schmächtig sind. Die Rückenflosse ist ausgerandet, jedoch nicht hinlänglich, um als doppelt zu gelten, ihre Stacheln sind stark und zum Theil zwischen den Schuppen des Rückens verborgen. Der zweite Stachel der Afterflosse ist stark, die Schwanzflosse ist gabelig und sowie die weichen Theile der After- und Rückenflosse mit kleinen Schuppen bedeckt. Die Brustflossen sind spitzig und ziemlich groß. Die Bauchflossen entspringen fast unter der Wurzel derselben, reichen aber nicht über sie hinaus. Die Schuppen des Körpers sind groß, man zählt ihrer auf einer senkrechten Linie 15, der Länge nach 50, die der Schwanzflosse nicht gerechnet, welche plötzlich viel kleiner werden. Die Form dieser Schuppen ist mehr breit als lang, sie sind am Rande sehr fein gezähnelt und hier eher etwas matt, als eigentlich rauh; ihr Wurzeltheil hat 14 bis 15 kleine, kurze, parallele Furchen, welche ebenso viele Kerben bilden. Die Schuppen mangeln blos auf den Lippen und dem vordern Theil der Schnauze, die Augen mit inbegriffen. Die Seitenlinie zeichnet sich durch zwei oder drei kleine, fächerförmige, stehende Röhrchen auf jeder Schuppe aus.

Was die innern Theile betrifft, so haben sie einen kleinen, engen Magen, 7 Blinddärme, eine große Leber mit fast gleichen, sehr spitzigen Lappen, welche bis ans untere Viertheil des Leibes herabsteigen, und eine Schwimmblase, die ziemlich groß, einfach und so lang als der Leib ist.

1) D. elegans *Cuvier* (Anthias formosus *Bloch.* t. 323.). Die Grundfarbe ist lebhaft goldgelb, auf je-

der Seite stehen 7 bis 8 silberfarbene oder stahlblau angelaufene, braungesäumte Linien, von denen die nach dem Rücken zu einander mehr genähert und unregelmäßiger sind, die nach dem Bauche zu mehr aus einander treten und am Bauche ganz verschwinden. Diese Linien verlängern sich auf dem Kiemendeckel und auf der Schnauze bis vor die Augen, die obern vereinigen sich auf dem Schädel mit den entsprechenden der entgegengesetzten Seite, die andern verlängern sich bis an den Rand der untern Augenbogen, auf der Kehle und Brust bemerkt man keine. Die Lippen, die Kiemenhaut sind schwach bläulich. Die unbehaarten Flossen sind olivenfarben; die Bauchflossen orange-, die Brustflossen rosenfarben, der Schwanz ist halb gabelig. Die Strahlenzahl ist in der Rückenflosse $\frac{12}{16}$, in der Afterflosse $\frac{3}{9}$, Schwanzflosse 17, Brustflossen 17, Bauchflossen $\frac{1}{5}$. Dieser Fisch wird das ganze Jahr hindurch bei Martinique gefangen und soll nicht schwerer als 2 Pfund werden. Er kommt auch bei Portorico und St. Domingo vor.

Es folgt bei Cuvier D. formosa (Perca formosa *Linné*), welche Art wir übergehen.

2) D. Canna *Cuvier* (l. c. 233. Auf Martinique Canne-canne). Den vorigen in der Zahl der Flossenstrahlen und andern Einzelnheiten gleichförmig gebaut, aber silberfarben und schief goldbraun gestreift. Man zählt auf jeder Seite 15 bis 16 solcher brauner Linien, von denen einige sich begegnen, oder sonst unregelmäßig erscheinen, welche aber alle von hinten nach vorn herabsteigen und weder Kopf noch Brust berühren, auch sich unter dem Schwanz nicht zeigen. Der Rand der Schuppen erscheint stahlfarben, die Flossen mehr oder weniger orangefarben oder braun. Der Fisch wird nur anderthalb Pfund schwer und ist bei Martinique seltner als die vorigen.

Da die übrigen Arten überhaupt sich sehr ähnlich und meist nur in Färbung und Zeichnung hauptsächlich unterschieden sind, so führen wir sie nur dem Namen nach auf: D. bonariensis. — D. xanthopteron. — D. heterodon (*Cuv.* l. c. pl. 121. — D. flavolineatus *Desmarest*). — D. caudimaculus (D. Parrae *Desmarest*). — D. aurolineatus. — D. quadrilineatus (Gramistes trivittatus *Bloch*. Serranus Capeuna *Lichtenstein*. (*Cuv.* l. c. pl. 120). — D. chrysopterus (Perca chr. *L.*). — D. albus. — D. chromis (Perca chromis *Broussonet*).

(*D. Thon.*)

Diablerie s. Mystenèn.

DIABETES (διαβήτης von διαβαίνειν, auseinandergehen, durchgehen), Harnruhr, ist eine Krankheit, welche, in Folge einer zu reichlichen und der Mischung nach veränderten Absonderung eines mit Nahrungsstoffen (Harnzucker) überladenen Urins, mit Abzehrung und andern Folgen profuser Ausleerungen verbunden ist. Er erhält auch den Beinamen: *anglicus* (Sauvages, Mead), weil er in England sehr gewöhnlich ist. Synonyme sind: *Polyuria* (Seidel), *Phthisuria; Urorrhoea* (Swedianer), *Dipsacus* (wegen des heftigen Durstes), *Diarrhoea urinosa* (nach Galen), *profluvium urinae* oder *hydrops ad matulam*.

Geschichte. Obgleich Einige behaupten, daß der Diabetes bereits dem Hippokrates bekannt gewesen sei, zu welcher Annahme sie sich durch eine Stelle in Prorrhet. Lib. II. [1]) berechtigt glauben, so sucht man dennoch in seinen Schriften vergebens den Namen oder eine Beschreibung dieser Krankheit, sei es, weil die Krankheit damals überhaupt nicht existirte, oder daß wegen ihrer Seltenheit sie dem Vater der Medizin nicht vorgekommen ist. Denn daß er sie übersehen habe, ist deßhalb nicht glaubhaft, weil er alle Excremente der Kranken und namentlich auch den Harn der genauesten Untersuchung unterwarf, theils um die allgemeine Periode der Krankheiten zu erkennen, theils um ihren wahrscheinlichen Ausgang im voraus zu bestimmen (z. B. Epid. III. aeg. 6. 10. — I. aeg. 2. 8. 10. 14.). — Dagegen scheint dem Celsus die Krankheit bekannt gewesen zu seyn, indem er (Lib. VI. c. 20.) als Zeichen derselben den schmerzlosen Abfluß eines dünnen Urins über das Maß des genossenen Getränkes mit Abmagerung und Gefahr anführt. Galen (de loc. affect. Libr. VI. c. 3. ed. Basil. 1538. fol. p. 311.) versichert, die Krankheit zweimal gesehn zu haben und behauptet, daß das Getränk unverändert durch die Harnwege abgehe. Arctäus beschrieb endlich (de morb. chron. Libr. II. cap. 2. ed. Haller. p. 101.) die Krankheit genau, so daß er ebenfalls dieselbe beobachtet zu haben scheint. Aëtius (Tetrabibl. III. serm. 3.) hat zwar ein besonderes Kapitel über den Diabetes, scheint aber selbst ihn nicht gesehn zu haben. Rabi Maises (aphorism. VIII.) sah ihn 20 Mal in Ägypten; — ebenso auch Dodonäus, Cardanus, Gatinaria, Trincaorbi, Lusitanus u. A. m. Die meisten Schriftsteller sind indeß dem Arctäus gefolgt. Erst Thomas Willis (Pharmac. rational. Amstelod. 1675. sect. IV. c. 3. p. 207.) machte die wichtige Entdeckung, daß der Harn von dergleichen Kranken Zucker enthalte, und Morton (Phthisiologie. London 1686. Lib. I. c. 8. p. 22.) entdeckte den honigartigen Geruch und Geschmack desselben und glaubte, daß er auf einem Überfluß von Nahrungsstoff, der durch den Urin abgehe, beruhe. Erst Cowley [2]) aber wies den Gehalt an Zuckerstoff vollständig nach (1788). Hierauf haben noch Darwin, Dobson, Cullen, Home, P. Frank, Fourcroy [3]), Cruikshank, Marabelei, Rollo, Nicolas und Gueudeville [4]) (1803), Dupuytren und Thenard [5]) (1806) u. A. sich mit der Erkenntniß desselben beschäftigt; Bursenius aber die wahre, falsche und chylöse Harnruhr; Cullen die geschmacklose und honigartige, P. Frank den diabetes verus und decipiens, Bary die colliquative, nervöse und organische und Sauvages sechs Arten unterschieden, nämlich die legitime, engländische oder honigartige, die hysterische, die künstliche, weinige, gichtische und febrilische Harnruhr, welche letztere jedoch nicht hieher gehören.

1) ed. Ald. Venet. 1526. p. 178. b. v. 39. 2) London Med. Journal. Vol. IX P. III. ann. 1788. 3) Annales de Chimie. Tom. XXXI. p. 48. Tom. XXXII. p. 80. 4) Journ. de Méd. Vol. XI. Avril 1806. p. 555. 5) Journ. de Méd. Vol. XII. Aout. 1806.

Vorkommen. Sie gehört bei uns durchaus zu den seltenen Krankheiten; häufiger ist sie in Holland und England. Sie soll aber nicht allein bei den Menschen, sondern ganz ähnlich auch bei den Pferden vorkommen, wo sie Cleyhorn (b. Rollo p. 249.) epidemisch beobachtete, und wobei er als charakteristisches Zeichen den Abgang einer Menge hellen, aber sauren Weines mit Schwäche und Abzehrung anführt. Analoge Zustände, nämlich krankhafte Ausschwitzung von Zuckerstoff, findet man auch bei den Pflanzen, besonders den Kernobstbäumen, welche ein süßliches Gummi ausschwitzen, in ihren Blüthen viel süßen Stoff enthalten und dabei offenbar erkranken. Andere Pflanzen sondern an ihren Blättern und Stielen bisweilen Honigsaft aus, wobei sie austrocknen und eine Menge von Insekten (aphes), gleich Parasiten (P. Frank Epitome Lib. V. p. 59. ed. Manhem.) anlocken. (Journ. d. Erfind., Theor. u. Widerspr. ꝛc. Bd. 6. St. 21. S. 101).

Zeichen der Krankheit. Bisweilen tritt die Krankheit plötzlich (P. Frank l. c. §. 480. p. 43.) mit großem Durst und Trockenheit des Mundes ein; in der Mehrzahl jedoch hat sie Vorboten, welche Monate und Jahre lang dauern, und die Krankheit entwickelt sich allmälig, so daß die Kranken den Anfang derselben anzugeben nicht vermögen. Diese Vorboten beziehen sich namentlich auf Störungen in den gastrischen Organen. Der Appetit ist sehr wunderlich, oft verstärkt (Rollo l. c. p. 180.), das Verlangen nach Getränken vermehrt, der Kranke hat Druck in der Magengegend, Übelkeiten, saures Aufstoßen und Erbrechen von Säure, Schleim und unverdauten Speisen, wobei er zusehends immer mehr abmagert, trockenen Husten und beengten Athem bekommt. Dabei fühlt er sich sehr entkräftet; die Oberlippe und die Saugaderdrüsen schwellen an, und hie und da entstehen scrophulöse, grindige Ausschläge der Haut. In dem Maße, als die Krankheit zunimt, vermehrt sich das Verlangen nach Nahrungsmitteln bis zum Heißhunger und dauert nun ununterbrochen fort bis kurz vor den Tod. Die Kranken essen immer und verdauen gut, ohne sich hiedurch aber gestärkt zu fühlen. Oft bemerkt man Ekel vor Fleischspeisen. Bisweilen wechselt es mit Appetitlosigkeit, Sodbrennen und Dyspepsie ab. Sonst macht ihnen das Essen keine Beschwerden, und der Stuhlgang erfolgt regelmäßig und in gehöriger Beschaffenheit; in seltenen Fällen nur zeigt sich ein Durchfall mit Abgang unverdauter Speisen. Ebenso sehr ist das Verlangen nach Flüssigkeiten gesteigert, oft quälend und unersättlich, so daß die Kranken in einem fort, andere besonders am Vormittag, andere am Nachmittag und in der Nacht zu trinken verlangen, oder auch wenige Stunden und Tage von demselben befreit sind, bis es mit gleicher Heftigkeit plötzlich zurückkehrt. Der Durst steht indeß mit der Heftigkeit der Krankheit im genauen Verhältniß und vermehrt sich noch mehr, je näher der Kranke seinem Ende ist. In keiner Krankheit ist er so heftig und peinigend; auch wird er am wenigsten durch das Getränk, wovon manche Kranke 40 bis 90 Pfund in 24 Stunden zu sich nehmen (Knebel Bd. I. S. 227—235.), eher noch durch Arzneien und zweckmäßige Diät gelindert. Manche Kranke bekamen, wenn er nicht sogleich gestillt wurde, Ohnmachten (Depassis). In andern, jedoch bei weitem seltnern Fällen soll er gefehlt haben, ja sogar statt desselben Wasserscheu zugegen gewesen seyn (Knebel I. S. 234. — P. Frank (l. c. p. 44.) sah sie in 10 Fällen jedoch nicht.). Vielleicht war hier, wie schon Reil (Fieberlehre III. p. 518.) bemerkt, die Einsaugung durch die Haut vermehrt. — Das wichtigste Zeichen der Krankheit ist aber die veränderte Absonderung des Harns. Anfänglich wird sie leicht und häufig übersehen und oft erst zufällig vom Arzt oder Kranken bemerkt. Indessen trit sie meistens zugleich mit dem Durst und Hunger ein, welche beide nur durch sie bedingt zu seyn scheinen. Die Entleerung ist in der Regel ohne Beschwerden, und nur mit plötzlichem, oft so heftigem Drange (bei manchen unmittelbar nach dem Trinken, bei andern besonders des Nachts, *P. Frank* p. 48.) verbunden, daß die Kranken das Nachtgeschirr zu erreichen nicht vermögen, oder der Urin unwillkürlich abgeht. Nur in seltenen Fällen wird der Harn verhalten oder die Entleerung erschwert und schmerzhaft, und namentlich mit Ziehen in den Nieren und der Lendengegend, oder mit einem Gefühle verbunden, als ob eine kalte Flüssigkeit aus den Lenden in die Blase sich senkte. Bisweilen wechseln diese verschiedenen Zufälle mit einander ab. Andere (Reil u. A.) fanden die Vorhaut geschwollen, mäßig entzündet und nicht zurückschiebbar, die corona glandis und den Rand der Vorhaut mit käsiger Masse überzogen, die, wenn man sie entfernte, gleich wieder sich zeigte und als kranke Absonderung oder Niederschlag aus dem Urin angesehn wurde. Bisweilen spülte sich die Eichel ab, entzündete und excoriirte sich, oder bekam Geschwüre, Stiche hinter dem Präputium, und bei Weibern entstanden heftige unangenehme Stiche und Schmerzen in der Harnröhre, namentlich während des Abganges des Urins. Männer verlieren sehr bald das Vermögen zum Beischlaf und selbst die Samenabsonderung (*P. Frank* p. 45., *Reil* III. p. 521.) meist gleich zu Anfange der Krankheit.

Der Urin selbst aber zeigt nun sowol quantitativ als qualitativ die auffallendsten Verschiedenheiten. Quantität. Oft wird nur so viel Harn gelassen, als der Kranke trinkt (Rollo); in der Regel aber bei weitem mehr (ein Mädchen, welches täglich 7 Pfund flüssige und feste Nahrungsmittel zu sich nahm, leerte dennoch 36 Pinten Urin aus, *P. Frank* p. 44.); und wenn selbst mehr noch, als der Gewichtsverlust des Körpers beträgt, ausgeschieden wird, worüber genaue Versuche von Dupuytren und Thenard angestellt worden sind (J. de Méd. l. c.), so ist dies nur durch die vermehrte Einsaugung der Haut und der Lungen, nicht aber durch die Colliquation der festen Theile des Körpers (*Home* b. *Knebel* I. p. 201 — 205.) zu erklären. Die Menge des ausgeschiedenen Urins ist unglaublich; sie übersteigt das Genossene oft um die Hälfte oder zwei Drittheile und beträgt in kurzer Zeit mehr als

das Gewicht des ganzen Körpers. Ein mailändisches Mädchen, welches 100 Pfund wog, entleerte täglich 36 Pfund (*Creuzwieser* p. 11.) und in 60 Tagen 1470 Pfund. Bei einem Manne gingen täglich 43, und in 97 Tagen 4170 Pfund ab, obwol er täglich nur 2 Pfund Nahrung zu sich nahm und ebenso viel durch den Stuhl verlor, und bei großem Durste Abscheu vor Getränk hatte (*Reil* l. c. p. 515.). Ja, es fehlt nicht an Beobachtungen, wo die Kranken in 24 Stunden 80 bis 100 und noch mehr Pfunde Urin ausleerten (*Plouquet* Bibl. Tom. II. p. 715. *Knebel* l. p. 194—205.); Baumes (Journal de Méd. T. 56.) sah 165 Pfund, und Fonseca (de naturae artisque miraculis) 200 Pfund alle 24 Stunden ausgeleert werden. — Hingegen haben andere Beobachtungen gezeigt, daß in manchen Fällen die Menge des Urins nicht vermehrt, ja daß sie sogar vermindert seyn kann (*Cowley*), wobei er jedoch eine um so größere Menge zuckerartiger Stoffe enthielt, — ein Zufall, den man (P. Frank p. 43.) mit dem Namen diabetes decipiens bezeichnet und unterschieden hat. — Über das Verhältniß der Speisen zu dem Gewicht des Körpers und der Menge des Urins haben Dupuytren und Thenard Versuche angestellt (Dict. des sc. med. T. IX. p. 134.). Wenn ein gesunder Mensch $\frac{1}{28}$ seines Gewichts an Speisen genießt, so genoß ein Diabetischer von 103 Pfund Gewicht 30 Pfund Speisen und Getränke jeden Tag; und obwol das Getränk $\frac{4}{5}$, die Speisen $\frac{1}{5}$ der ganzen Masse betrugen, so gab er doch $\frac{11}{12}$ im Harne, und nur $\frac{1}{12}$ durch die Darmausleerung wieder. — Ebenso merkwürdig ist die Qualität des Harns. Er ist blaß und wasserhell, oder trübe, wie Milch (diab. lacteus *P. Frank* p. 40.), oder wie Molken, oder gelblich grün. Der gewöhnliche Harngeruch fehlt; dagegen hat er einen süßlichen Geruch, wie Honig oder Fleischbrühe, und schmeckt süß wie Birkenwasser. Er ist der weinigen und sauren Gährung fähig, fault aber erst nach 24 Tagen, und Michaelis fand ihn noch nach mehren Wochen hell und nur mit einer schimmligen Haut überzogen. Die Tinctura heliotropii zeigte (nach Marabelei) Säure an, und salpetersaures Queckſilber machte ein weißes, kein rothes Sediment, wie beim Harne gesunder Menschen. Er ist sehr reich an Zuckerstoff, und man hat selbst Krystalle der Zuckersäure daraus erhalten, sowie Alkohol und Essig dargestellt (*P. Frank* p. 46.). Beim Abdampfen entwickelt er angenehme, nach Veilchen riechende Dünste, und der Rückstand von der Consistenz eines Extrakts ist braun und zäh und hat den Geruch und Geschmack der Manna, oder des eingedickten Honigs, soll aber auf der Zunge Kälte erregen (*Coindet* mém. de la Societé d'em. T. II. p. 171.). Auf glühende Kohlen geworfen bläht er sich auf und entwickelt beim Verbrennen den Geruch des verbrannten Zuckers. Die Auflösung in Weingeist ist gelb und bei der Behandlung mit Salpetersäure entstand Sauerkleesäure (der Extrakt des gewöhnlichen Urins färbt den Alkohol schwarz). Sechs und dreißig Unzen gesunden Harns hinterlassen beim Abdampfen nur 2 bis 3 Loth Rückstand aus den bekannten Stoffen (salzsaurem Kalk und Natron, phosphorsaurem Kalk, Natron und Ammonium, Phosphor, Steinsäure und Harnstoff) bestehend. Der diabetische Urin läßt nach Rollo (p. 439.) noch ein Mal so viel Salz zurück; nach Marabelei gab 1 Pfund Urin 2, 8 bis 14 Quentchen honigartiges Extrakt; Cruikshank erhielt aus 36 Unzen 3 Unzen und 1 Drachme Zuckerstoff; P. Frank (p. 47.) aus 24 Pfund 26 Unzen und ein Mal, bei diabetes decipiens, welcher tödtlich endigte, aus 2 Pfund 6 Unzen Harnzucker. Jedoch war immer der Gehalt hievon selbst bei demselben Kranken zu verschiedener Zeit verschieden, so wie überhaupt nach der Zeit und der Beschaffenheit der genossenen Nahrungsmittel modifizirt. Wo der Harnzucker fehlte, fand man um so mehr Eiweißstoff (*Rose*), welche im umgekehrten Verhältnisse zu einander standen. Das Weitere über die chemische Analyse siehe in den Art. Harn und Harnzucker.

Die Haut ist dabei rauh und hart, spröde und trocken wie Pergament, so unempfindlich, daß man die Haare ausrupfen kann, ohne daß der Kranke es merkt, und oft brennend heiß, bisweilen schuppig und mit flechtenartigen Ausschlägen (Poreigo) bedeckt. Die Einsaugung fand man (*Home*) oft vermehrt, die Ausdünstung immer vermindert. Auch die Lippen werden sehr trocken, und bisweilen entstehen an ihnen und an der Zunge Pusteln (*P. Frank* p. 45.). — Unter diesen Umständen werden nun die Kranken immer magerer, abgezehrter und matter. Sie bekommen Ziehen und Spannen, Schmerzen in den Waden und Schenkeln, ermüden bei jeder Anstrengung, können weder lange gehen noch stehen, zucken mit den Knieen und können am Ende das Bett nicht mehr verlassen. Metz sah, daß die Bewegungen des Körpers mit einem Geräusch in den Gelenken verbunden waren (*Knebel* l. c. p. 320.). — Der Schlaf ist bei einigen gut, bei den meisten durch das Bedürfniß zu harnen und den unersättlichen Durst unterbrochen, bis am Ende oft gänzliche Schlaflosigkeit eintrit. Die Selenkräfte dauern lange ohne Störung aus, bis am Ende Stumpfheit der Sinne und Gleichgiltigkeit entsteht; die Stimme ist schwach oder rauh und undeutlich zu vernehmen. Die Zunge ist trocken oder feucht (dem Durste also nicht entsprechend), weiß und mit rothen Rändern versehen, und ein Mal war sie ganz schwarz (Wolff in Hufelands Journ. 1810. St. 1. S. 118.). Die Zähne werden stumpf und in den Zahnhöhlen locker; das Zahnfleisch roth und geschwollen, entzündet; der Geschmack ist süßlich unangenehm; es wird viel weißer, zäher, oder schaumiger Schleim aus dem Munde ausgeworfen, und bisweilen haben die Kranken und besonders ihr Athem einen widerlich süßen Geruch (*Reil* l. c. p. 522.). Das Athmen ist beschleunigt, die Circulation dagegen verlangsamt, der Puls selten (30 bis 40 Schläge) und weich. Dabei haben sie Gefühle von brennender und beißender Hitze in den Eingeweiden der Brust und des Unterleibes. Späterhin treten aber Zeichen des Zahnfiebers, schwache, gleiche, sehr häufige Pulse, Hitze, große Schwäche u. s. w. mit abendlichen Exacerbationen hinzu, wobei P. Frank einen dreitägigen Typus beobachtete, und oft mit schleimigem, eiterartigem Hustenauswurf.

Der Verlauf der Harnruhr ist selten acut, so daß sie, wie Dobson beobachtete, in 4 bis 5 Wochen tödtlich wurde, nur aber bei deprimirenden Gemüthsaffecten und unpassender Diät; meistentheils sehr langwierig, bisweilen Jahre lang dauernd. Der Typus ist in der Regel ein anhaltender, mitunter unterbrochen oder doch bedeutend an Heftigkeit nachlassend, wobei dann auf längere oder kürzere Zeit (besonders im Sommer und bei heiterem Himmel) der Harn an Quantität abnimt und in Hinsicht seiner Qualität sich dem Harne gesunder Menschen mehr annähert, den Harnzucker verliert und dagegen salzig riecht und schmeckt u. s. w. Dergleichen Perioden hat man mit täglichem, 8 oder 14tägigem oder monatlichem Typus beobachtet (Medicus Gesch. period. Krankh. Thl. 1. S. 161.), bisweilen fand man ihn mit andern Krankheiten abwechselnd, z. B. mit schmerzhaften Pusteln an den Hüften (*P. Frank* p. 57.), oder mit Wassersucht (Desault, Raimann Handb. der Path. und Therap. Wien 1823. II. S. 464.). — Früher oder später aber wiederholen sich die vorigen Erscheinungen, und es gesellen sich Wasseransamlungen im Zellgewebe der Füße und in den Höhlen des Körpers, Durchfall, welcher Einige erleichterte, Andere noch mehr schwächte, die äußerste Schwäche, Ohnmacht, Delirium, Schlafsucht, Zuckungen hinzu, unter welchen Erscheinungen am Ende die Kranken, aufs Höchste erschöpft, unterliegen. — Ihre Leichen sollen sehr schnell in Fäulniß übergehen.

Unterschiede. Von der honigartigen Harnruhr (Diabetes mellitus) unterscheidet man die geschmacklose (Diabetes insipidus), welche in allen Erscheinungen jener ähnlich, nur durch den Mangel an Harnstoff im Urin von ihr unterschieden ist. Der Geruch und Geschmack des Harns ist hier nur fade, nicht süß. Namentlich beobachtete ihn so P. Frank (l. c. p. 46.), welcher auch sagt, daß er bisweilen auch mit der honigartigen abwechsele, Jos. Frank (Rat. Instit. clin. Ticin. P. II. p. 105.), Osterdyck (Samlung ausserl. Abh. Bd. I. St. 2. S. 179.), Jarold (im Journ. d. ausl. med. chir. Literat. von Hufeland und Harleß. Bd. VI. St. 1. S. 186.) u. A. m., ohne aber nähere Angaben darüber zu machen (s. auch *Knebel* I. p. 159.). Cullen bezweifelt sein Vorkommen, und Dobson nennt ihn nur eine Varietät des honigartigen, wobei nach Coindet (Mem. T. II. p. 175.) nicht der gebildete Zucker, sondern nur die Bestandtheile desselben in dem Harn enthalten seien. Daß dergleichen Zustände, wo auf längere Zeit, bei dem intermittirenden Verlaufe der Harnruhr, der Zucker im Harne fehlt, auch beim wahren Diabetes mellitus vorkommen, ist bereits erwähnt worden, und dies macht die Annahme des Diabetes insipidus als einer besonderen Krankheitsart um so zweifelhafter, als leicht Irrungen hiebei vorkommen können. So erwähnen Darwin (Saml. ausserl. Abh. Bd. VI. S. 283.), Cetunni (de ischiade nervosa p. 28.) u. A. eines diabetes mucilaginosus, d. i. eines Zustandes, wo bei gleichzeitigen hydropischen Beschwerden die Kranken einen an Eiweißstoff sehr reichen Urin ließen, welcher offenbar zum Diabetes nicht zu rechnen ist. — Ebenso unpassend sind die Eintheilungen in die echte und unechte, idiopathische und consensuelle, primäre protopathische und secundäre symptomatische Harnruhr, da wir den Sitz und das Wesen der Krankheit noch nicht hinlänglich kennen. Die Beobachtungen von angeborner Harnruhr, d. i. die größere Menge von Urin bei selbst gesunden Menschen, welche vielleicht weniger transspiriren (*P. Frank* p. 42.), und von kritischem oder lebenslänglichem Diabetes (Eph. nat. cur. Dec. I. ann. 11. obs. 176.) gründen sich wol nur auf Täuschungen und sind schwerlich hieher zu zählen.

Complicationen. Oft ist die Harnruhr mit andern Krankheiten gleichzeitig vorhanden; besonders aber hat man sie gesehen 1) mit Fieber, welches anfänglich zufällig hinzukommen kann, später aber als hektisches Fieber symptomatisch, in Folge der profusen Ausleerungen hinzutrit; 2) mit Husten, Brustschmerzen, bedeutendem Schleimauswurf, Geschwüren und andern Krankheiten der Lungen, von denen man noch ungewiß ist, ob sie mit dem Diabetes in einem ursächlichen Verhältnisse stehen; 3) mit Wassersuchten der Höhlen oder des Zellgewebes, welche jedoch meist die Folgen der Harnruhr waren; 4) mit Nervenkrankheiten, Zuckungen und Lähmungen des Speisekanals und der Harnwerkzeuge, mit Unvermögen, den Harn zu lassen oder zurückzuhalten, mit Verstimmung des Gemüths, Ohnmachten, Delirien u. s. f., welche alle meist die unmittelbaren Vorläufer des Todes waren; 5) mit Hämorrhoiden. Diese kommen oft bei der Harnruhr vor und sind ohne wesentlichen Einfluß.

Section. Die Leichen der am Diabetes Verstorbenen fand Michaelis stark nach Moschus riechend; das Blut fand Marshal (*Rollo* p. 328.) dünnflüssig und chocoladenfarbig und mit süßlich saurem Geruch versehen; in der vena subclavia den Chylus vom Blute streng geschieden; die Muskeln ebenso gefärbt, sehr schlaff und abgezehrt; die Knochen fand Pott alle erweicht und Home die Zähne ausgefallen oder sehr locker in den Zahnhöhlen, was man von der überstarken Thätigkeit der aussaugenden Gefäße ableitet. — Die Nieren waren gefäßreicher als im gewöhnlichen Zustande (Baillie) und den entzündeten ähnlich; in der Mehrzahl jedoch blaß, schlaff und welk, und ihre Gefäße so mürbe, daß sie bei der Einspritzung zerrissen (*P. Frank* p. 50.). Oft waren sie sehr vergrößert, oder in ihrer Substanz verkleinert, während die Nierenbecken und Harnleiter ausgedehnt waren. In den letztern fand man bisweilen Steine und Eiter oder eine weißliche, eiterähnliche Flüssigkeit; die Blase war klein, verdickt und verhärtet. Der Magen war sehr voluminös (Dupuytren und Thenard), seine Gefäße sehr ausgedehnt und an seiner innern Oberfläche ein sehr rothes Gefäßnetz entwickelt. Auch die Dünndärme waren mitunter etwas geröthet; der Dickdarm normal beschaffen. Unwesentlich scheinen die Structurveränderungen und Verhärtungen der Leber, die Kleinheit der Gallenblase mit einer geringen Menge gesunder Galle, und die Geschwülste und Veränderungen der Gekrösdrüsen zu seyn, die man bisweilen gefunden hat.

Diagnose. Hiebei kommt es ebensowol darauf an, die abnorme Beschaffenheit des Urins zu erkennen, als auch die quantitativ vermehrte Harnentleerung von andern ähnlichen Zuständen zu unterscheiden. In ersterer Hinsicht muß als allgemeine Regel aufgestellt werden, daß der Arzt in allen Fällen, wo die Kranken bei vermehrtem Appetite und Durste, guter Verdauung und ohne sonst bemerkbare, starke Ausleerungen, merklich abmagern, an die Möglichkeit der Harnruhr denke und den Urin genau untersuche. In letzterer Beziehung sind es besonders folgende Zustände, welche einer Unterscheidung vom Diabetes bedürfen.

1) Der *Diabetes spurius*, oder nach Cullen (Nosolog. I. p. 329.) *symptomaticus*, worunter man jeden häufigen Urinabgang verstehen und der daher durch sehr verschiedene Umstände bedingt seyn kann. So findet man ihn nicht selten bei hypochondrischen und hysterischen Personen (diabetes hystericus, *P. Frank* p. 41.), bei Wassersüchtigen, sobald zur Zeit der Heilung das abgelagerte Wasser aus dem Körper geführt wird; bei Kindern zur Zeit des Zahnens; bei Rheumatismen; bei Fiebern und deren kritischer Entscheidung durch den Urin (diab. febrilis *P. Frank*); ferner nach dem Genuß viel wässerigen Getränkes oder harntreibender Mittel, — Zustände, welche alle offenbar genug sich vom Diabetes verus unterscheiden, theils durch die deutliche Anwesenheit der veranlassenden Ursache, theils durch die Beschaffenheit des Harns, den Mangel an Zuckerstoff, die Abwesenheit des Durstes, der Abmagerung und des Zahnfiebers, als daß eine Verwechselung Statt finden könnte. Nur bei oberflächlicher Untersuchung könnte der noch problematische diabetes insipidus damit verwechselt werden.

2) Die *Euuresis* oder *Incontinentia urinae*, wobei der Harn unwillkürlich abgeht, unterscheidet sich ebenfalls deutlich genug dadurch, daß hiebei die Menge des abgehenden Urins der des genossenen Getränkes entspricht, und daß derselbe weder Zuckerstoff enthält, noch sein Abgang mit großem Durste oder mit Zahnfieber und Abmagerung verbunden ist.

3) *Lienteria urinalis* nennt man diejenige Krankheit, bei welcher die genossenen Getränke gleich nach ihrer Aufnahme unverändert abgehen, wie dergleichen Beispiele vom unveränderten Abgange des Rheinweines, des Sauerbrunnens, der Fleischbrühe, des Mandelöls u. s. w. von Bartholin (Cent. I. obs. 81.) und Knebel (I. p. 128—139.) angeführt werden. Auch Morechini (Salzb. med.-chir. Zeitung. 1807. No. 62. S. 192.) sah dies von Säuren. Indessen ist man über das Vorkommen dieser Krankheit nichts weniger als einig, theils weil man an der Richtigkeit jener ältern Beobachtungen zweifelt und sie vielmehr auf Täuschungen reducirt, theils weil man nicht im Stande ist, physiologisch dies Phänomen zu erklären. Kratzenstein und Darwin (*Knebel* I. p. 176.) haben sich daher zu der Annahme geheimer Harnwege, durch welche das Getränk, ohne in das Blut und in die Harnleiter zu kommen, in die Blase gelange, genöthigt gesehen, welche Meinung sie durch Versuche zu erhärten gesucht haben. — Daß übrigens einzelne Stoffe im Harne wiederkehren, ist unbezweifelt; eben deshalb aber eine Verwechselung mit der Harnruhr kaum möglich.

4) *Chyluria*, *Coeliaca urinalis* oder *Diabetes chylosus* (*P. Frank* p. 41.). Hierunter versteht man den Abgang einer Milchsaft ähnlichen Flüssigkeit aus den Harnwegen bald nach der Verdauung, von welchem man Beispiele bei Knebel (I. p. 140—146.), Stöller (Beobacht. und Erfahrungen. Gotha 1777. S. 8.) u. A. findet. Ob aber ein solcher Abgang eines wirklichen Chylus durch die Harnwege vorkomme, ist sehr zu bezweifeln, um so mehr, da Verwechselungen mit Abgang von Schleim und Eiter bei nicht genauen Untersuchungen gar zu leicht möglich sind (wie bei Stöller), und selbst gesunde Menschen nach reichlichen Mahlzeiten und darauf unternommenen starken Bewegungen einen hellweißlichen Urin bisweilen ohne Nachtheil entleeren (*P. Frank* p. 40.). Kommt sie aber vor, so ist sie als eine Abart des Diabetes zu betrachten (Reil III. S. 527.). Übrigens darf auch der bisweilen molkige Urin beim Diabetes verus hiemit nicht verwechselt werden.

5) *Dipsacus*, die Durstsucht, hieß bei den Alten (*Aëtius* Tetrabibl. IV. sermo I. cap. 22.) eine Krankheit, deren hauptsächlichstes Zeichen der Durst war, und welche sie besonders in Folge des Bisses einer Schlange, die sie eben deshalb Dipsas nannten, entstehen sahen (*Lindestolpe* de venenis p. 174). Eine solche Vermehrung des Durstes kommt sehr häufig aber als Symptom vor, nicht als eigne Krankheit, bei Durchfällen, Fiebern, Heißhunger, Wassersucht u. s. w., deren Anwesenheit nicht leicht eine Verwechselung mit der Harnruhr gestatten wird. Auch steht hier die Menge des gelassenen Urins mit der des genossenen Getränkes im gehörigen Verhältniß, während auch die übrigen qualitativen Zeichen des diabetischen Harnes fehlen.

Ursachen der Harnruhr. Eine bestimmte Anlage zur Harnruhr hat man bis jetzt noch nicht entdecken können, und kein Alter, kein Geschlecht, keine Constitution des Körpers noch Lebensart hat man davon frei gefunden. Man hat Kinder von 12 und Greise von 70 Jahren, Weiber und Männer, robuste Personen (nach Nicolas und Gueudeville diese allein) und schwache, gesunde und kachektische Menschen, Arme und Reiche, Hohe und Niedere, Arbeitsame und Müssiggänger daran leiden sehen. Am meisten scheinen indeß Personen männlichen Geschlechts, die mittlern Jahre des Lebens derselben ausgesetzt zu seyn. Auch fand man schwelgerische Personen, Wein- und Branntweintrinker häufiger erkranken, ebenso wie diejenigen, welche stark gesalzne Speisen, Gewürze oder Zuckerwerke, oder eine schlechte, fade, mehlige und schwere Kost bei starker körperlicher Anstrengung, und viel säuerliche, gegohrne Getränke genießen, besonders befallen werden. Auch soll die üble Gewohnheit, den Urin lange zurückzuhalten, dazu prädisponiren. — Bisweilen sah man mehre Personen in einer Familie, Eltern und Kinder und Brüder, daran leiden (Rondelet, Thomas, P. Frank, Blumenbach ꝛc.). — Als Gelegenheitsursachen sah man besonders alles, was schwächend auf den Körper einwirkte, vorherrschen,

als: deprimirende Gemüthsaffecte, Kummer und Sorge, Gram und Ärger; feuchte Luft; die Ausdünstungen sumpfiger Gegenden (daher in England nach Gregory so häufig) und schlechte Wohnungen; der schnelle Wechsel der Temperatur; Mangel an guten und der gehörigen Menge von Nahrungsmitteln; der Genuß von zu viel vegetabilischen Speisen (Rollo und Pemberton), von zu viel kaltem (Mead), oder zu viel warmem, wässerigem Getränke (z. B. des Thee's in Holland und England); Müssiggang oder übermäßige Anstrengung des Geistes und Körpers und perfuse Ausleerungen edler Säfte, besonders des Blutes und des Samens. Ferner hat man den Mißbrauch stark harntreibender Speisen, Getränke und Arzneien, des Spargels, des Knoblauchs, der Wachholderbeeren, des Copaiva-Balsams, diuretischer Biere und Mineralwasser, des Äpfelweins (nach Nicolas und Gueudeville) als veranlassende Ursachen angegeben. Auch sollen manche Krankheiten, namentlich entzündliche, oder schlecht behandelte Gallen- und Wechselfieber (Sydenham), Ausschläge (Masern, Pocken, Krätze), Würmer, Krämpfe (Creuzwieser) und andere Krankheiten der Unterleibsorgane; Unterdrückung des Monatlichen oder des weißen Flusses, der Fußschweiße und Geschwüre; Scorbut und Gicht (*Whytt* Opp. p. 597.) und namentlich organische Krankheiten der Harnwerkzeuge, wie chronische Entzündung, Vereiterung, Steinbildung, Hydesliden (Bedingfield), Venicositäten der Gefäße, — die Ursachen der Harnruhr abgeben. [Duretus sagt, daß ein Insect in der Niere, eine millipeda, bei ihm selbst diese beständig gereizt und die Urinabsonderung vermehrt habe, bis die Heilung durch Gottes Gnade durch das Austreiben des Thieres zu Stande gekommen sei (?)]. — Ob sie ansteckend sei, ist nicht ganz gewiß. Einen Fall, der allerdings dafür sprechen könnte, hat Reil beobachtet (a. a. O. S. 538). Besonders aber hält man sich zu der Annahme der Ansteckung wegen des besondern Geruches der Kranken berechtigt, und Kämpf sogar (Euch. med. p. 145.) zu der Annahme eines besondern Miasma's (?). —

Wesen des Diabetes. (Vergl. *Dreyssig* l. c. p. 372—385. *Haase* p. 344—356. *Knebel* II. p. 98—210.). Die Pathogenie der Harnruhr ist noch sehr dunkel und nicht einmal der Sitz dieser ebenso seltenen als merkwürdigen Krankheit bisher erkannt worden.

Einige halten sie für eine Krankheit des Harnsystems (R. A. Vogel, Creuzwieser u. A.) und zwar der Nieren, welche sich entweder in einem Zustande von Schwäche und Erschlaffung mit Erweiterung ihrer Gefäße, oder in einem krampfhaft gereizten Zustande befinden, in Folge dessen die vermehrte und veränderte Absonderung erfolge. Beiden Meinungen aber steht die Natur der Harnruhr und ihr Wechsel mit andern Krankheiten, so wie die Süßigkeit des Harns entgegen. Außerdem widerspricht der erstern Meinung, daß oft die Ursachen fehlen, welche eine solche Schwäche veranlassen könnten, und daß die Krankheit oft plötzlich und ohne bemerkliches Leiden der Nieren eintrit; daß ferner bei andern Zuständen von Schwäche in den Nieren (nach blutigem Harnabgang) kein Diabetes entsteht, und daß stärkende Mittel, wie China, nicht allein nichts nützen, sondern offenbar schaden. Der Krampf der Nieren aber (A. G. Richter med. u. chir. Bemerk. Bd. I. S. 76.), dessen Anwesenheit auch die Wirkungsart mancher Gelegenheitsursachen (z. B. der Gichtmaterie —?), durch das Periodische im Verlaufe der Krankheit und andere Zeichen desselben (z. B. den gereizten Puls und selbst den Durst), so wie durch den Nutzen krampfstillender Mittel bewiesen werden soll, kann, außerdem daß die Krankheit gerade Männer mehr als Frauen und, nach Einigen (Nicolas und Gueudeville), robuste Personen mehr als schwächliche ergreift, daß ferner andere sogenannte Krampfzustände ohne Absonderung süßen Urins bei weitem häufiger zugegen sind u. s. w., deshalb nicht als Erklärung gelten, weil er selbst noch ein Begriff ist, der einer besondern Erläuterung bedarf. Ebenso ungenügend und unerwiesen ist die Meinung von Watt, Satterley, Bedingfield, Formey u. A., daß eine chronische Reizung und Entzündung mit activer Anhäufung der Säfte in den Nieren Statt finde. — Andere Krankheiten der Nieren, Vereiterungen, Steine, Erweiterung des Nierenbeckens u. s. w. waren aber offenbar zufällige, unwesentliche oder doch erst consecutive Erscheinungen, da sie so oft beobachtet werden, ohne daß Diabetes deshalb entstehe.

Andere sahen die Haut hervorstehend leiden und zweifelten nicht, in ihr den Sitz und die nächste Ursache der Harnruhr zu finden. Namentlich soll die Thätigkeit derselben gehemmt, die Ausdünstung unterdrückt seyn. Nach Kausch (med. chir. Erf. in Briefen. Leipz. 1789. S. 290. 351.) geschieht dies durch einen fortwährenden Hauptkrampf, als dessen Folge auf sympathische Weise die vermehrte Thätigkeit der Harnorgane eintrit. Als analoge Erscheinungen führt man die Blässe des Körpers und die gleichzeitige größere Menge des Urins an, sobald durch äußere Kälte oder Schreck die Gefäße der Haut krampfhaft geschlossen wurden. Außerdem soll auch die Einsaugung durch dieselbe vermehrt seyn. Selbst aber dies zugegeben, woran Home mit Unrecht zweifelte, so kann dadurch wol die Menge des Urins, nicht aber die qualitative Veränderung desselben, und auch jene nur zum Theil erklärt werden.

Ferner hat man die Leber für den eigentlichen Sitz der Krankheit angesehen (Mead), und von der fehlerhaften Mischung der Galle oder von dem Mangel derselben (Kausch) die Eigenthümlichkeiten des diabetischen Urins abzuleiten versucht, wodurch nämlich der Chylus nicht gehörig gemischt und nach den Nieren geführt werde, — eine Meinung, die durch die wasserhelle Farbe des Urins namentlich bewiesen werden soll. Diese Ansicht ist indeß offenbar nur der Ausspruch einer veralteten Humoralpathologie und ebenso unerwiesen als unrichtig, indem es nicht die Galle ist, welche den Urin färbt, sondern der Harnstoff. Auch findet ja so oft Gelbsucht Statt, ohne daß Diabetes erfolge.

Andere beschuldigen die qualitative Veränderung, Verdünnung, Entmischung und Schärfe des Blutes als die nächste Ursache der Krankheit, und wenn es allerdings nicht zu läugnen ist, daß das Blut sowol als der Speichel der Kranken bisweilen einen süßlichen Ge-

ruch und Geschmack, und bei chemischen Prüfungen selbst einen Gehalt an Zuckerstoff zeigte, so widerspricht doch andererseits deutlich genug der Umstand, daß in andern Fällen das Blut diese Eigenschaften nicht zeigte, wenn man nicht mit Rollo die Anwesenheit wirklichen Zuckerstoffes im Blute auch ohne jene Zeichen anzunehmen geneigt ist.

Andere wieder suchten den nächsten Grund in Fehlern des lymphatischen Systems, welches sich in einem gereizten Zustande befinde und daher eine vermehrte Aufsaugung bedinge. Als Ursache dieser Reizung sieht sich P. Frank (p. 54.) zu der Annahme eines besondern thierischen Giftes genöthigt (wie denn auch der Biß der Schlange Dipsas den Durst vermehre), welches dann der Wasserscheu ähnlich sei, und durch dessen fiebererregende Kraft (in den Saugadern) sich alle Erscheinungen erklären lassen sollen. Jene Analogie findet er in der bisweilen beobachteten Scheu des Wassers deutlich ausgesprochen; den gereizten Zustand der Saugadern in dem großen Durste, in der Trockenheit der Mundhöhle, in dem schnellen Uebergange der Nahrungsstoffe aus dem Darmkanale ins Blut u. s. w. angedeutet. Auch führt er ein Beispiel an, wo Erweichung der Knochen vorhergieng (p. 56.). — Nichts desto weniger bleibt aber die Süßigkeit des Harns hiebei unerklärt und P. Frank's Theorie um so weniger annehmbar, als sie die hypothetische Annahme eines durch nichts erwiesenen, thierischen Giftes bedingt, dessen wir zur Erklärung der Reizung im Lymphgefäßsystem nicht einmal bedürfen. — Einen andern Fehler der Lymphgefäße nennt aber Darwin (Zoonomie, übers. v. Brandis. 2. Abth. S. 63.), nämlich eine rückgängige Bewegung in den Saugadern, von der cisterna chyli an nach den Nieren, welche die Ursache seyn soll, daß der Chylus, statt in den ductus thoracicus und ins Blut zu gelangen, nach den Nieren geleitet und von diesen ausgesondert werde. Außerdem daß dieser Umstand, wenn er existirt, richtiger als die Ursache der Chylurie als des Diabetes angesehen zu werden verdiente, ist der offenbarste Beweis gegen diese Annahme die bei Sectionen wahrgenommene Erscheinung des Chylus in der vena subclavia sinistra, nicht zu gedenken des Umstandes, daß diese Hypothese statt einer Erklärung ein selbst noch schwer zu enthüllendes Räthsel uns darbietet.

Andere (Lister, Bursenius, Kämpf) glaubten den Grund der Krankheit zu finden in der fehlerhaften Mischung des Chylus selbst, als deren Ursachen sie das sehr deutliche Leiden des Magens und Darmkanals und die mangelhafte Assimilation angeben. Dies ist die Erklärung, welche in der neuern Zeit besonders Rollo durchzuführen versucht hat. Nach diesem ist aber die Thätigkeit des Magens übermäßig stark, in deren Folge die Absonderung des Magensaftes vermehrt wird und dieser selbst verdirbt. Als Beweis des erstern führt er die Vermehrung des Appetits, als Zeichen des letztern die Symptome von Säure im Magen an. Hiedurch geschieht es nun, daß mehr Zuckerstoff aus den Pflanzenspeisen entwickelt wird, als im gesunden Zustande, wobei es zugleich an thierischer Assimilation fehlt. Daher wird der Zuckerstoff des Chylus auch nicht weiter bearbeitet, wie es im normalen Zustande der Fall ist, sondern vielmehr durch die Nieren, welchen sich die excessive Thätigkeit des Magens mittheilt, als ein fremder Stoff abgeschieden. Dabei will er die Menge des Urins der Menge des genossenen Getränkes stets entsprechend gefunden haben und nimt daher weder eine vermehrte Einsaugung durch die Haut, noch eine Erzeugung von Wasser in den Lungen an. Die Ursachen der so sehr schwierigen oder unmöglichen Heilung der Krankheit erklärt er durch das spätere Entstehen von organischen Fehlern, wie sie die Section der Leichen darbiete. — Nicht immer aber sind der Appetit und die Verdauung gesteigert; außerdem aber bleibt er immer noch die Erklärung schuldig, wie und auf welche Weise der saure Magensaft im Stande sei, den Zuckerstoff aus Pflanzenspeisen abzusondern.

Auch Nicolas und Gueudeville (Annales de Chimie T. XLIV. p. 45.) nehmen an, daß der wahre Sitz und Ursprung des Diabetes im Darmkanal zu suchen sei, daß alle Absonderungen desselben, des Magens, des Pankreas und der Leber qualitativ verändert, quantitativ aber vermindert seien, und daß daher der nicht gehörig animalisirte und an Stickstoff arme Nahrungssaft krampfhaft zu den Urinwerkzeugen abweiche, woher die Ausscheidungen des süßen Urins, das secundäre Leiden aller übrigen Systeme und die Abzehrung erfolge. Die Unrichtigkeit der erstern und das Unerweisliche der letztern Behauptung machen indeß auch diese Erklärung zweifelhaft.

Von Brown konnte man unmöglich eine Erklärung dieser qualitativen, specifischen Veränderung erwarten; ihm ist die Krankheit, wie alle andern, nur eine quantitative Abweichung und zwar ein asthenischer Zustand, welcher nebenbei von einer vermehrten Urinabsonderung symptomatisch begleitet wird.

Huseland (Journ. 1818. Decbr.) findet eine Analogie zwischen der Bildung des Zuckers und der Harnsteine und führt als Hauptbedingung beider das Übermaß freier Harnsäure an.

Henke (Handb. der spec. Path. Bd. II. S. 1074.) betrachtet die Krankheit als eine allgemeine Kachexie, als ein Leiden der Reproduction, der lymphatischen Gefäße und der ab- und aussondernden Organe, welche stufenweise sich als unvollkommene Assimilation des Nahrungsstoffes, als Ab- und Aussonderung des Zuckerstoffes und als Zersetzung der festen Theile des Organismus ausspricht.

Und allerdings ist das Leiden der gastrischen Organe und besonders des Magens nicht zu verkennen und sowol durch die Ursachen der Krankheit als durch die ersten ihrer Symptome erwiesen, nicht aber blos als excessive (quantitative) [Rollo], sondern zugleich als eine qualitativ abweichende Thätigkeit desselben zu betrachten. Denn daß jene für sich nicht wesentlich sei, beweist der Umstand, daß sehr häufig dieselbe bei Wurmleiden, Lienterie, Durchfällen u. s. w. beobachtet wird, ohne Harnruhr zu erregen. — Hierauf gründet sich nun offenbar die eigenthümliche Veränderung des Chy-

lus und des Blutes, welche in der Mehrzahl der Fälle beobachtet wurde. Dieses fand Dobson mit einem süßen Geschmack versehen, während Wollaston (Annal. de chim. 1812. Nov.) im Serum keinen Zucker fand; Rollo aber sah, daß 10 Gran Zucker, 2 Unzen Blutwasser zugemischt, demselben noch keinen süßen Geschmack beibrachten und zog daraus den Schluß, daß Zucker im Blute enthalten seyn könne, ohne daß man ihn durch den Geschmack zu entdecken vermöge. Ferner gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Blutes diabetischer Kranken, daß es (nach Rollo), während 4 Tagen der Luft ausgesetzt, nicht faulte, wie das gesunder Menschen, sondern an seiner Oberfläche käsig wurde und nach und nach zu einer harzigen Masse, ohne alle Fäulniß, vertrocknete. Das Blutwasser fand man ebenfalls trübe, molkig und süß, und reines Harnen, mit Zucker vermischt (wie oben, Rollo), wurde nach 3 Tagen beim Stehen an frischer Luft weinicht, gohr und wurde sauer, während reines Blutwasser nur faulte und beim Zusatz von Salzsäure Ammonium gab. Ferner enthält das Blut im Diabetes mehr Eisen, und getrocknet und mit Salpetersäure behandelt, lieferte es mehr Sauerkleesäure als das gesunde. — Als Folge dieser qualitativen Veränderung des Blutes ist nun die qualitativ veränderte Harnabsonderung zu betrachten, welche immer nur in den Nieren erfolgt und nicht ohne eine Modifikation ihrer Thätigkeit erfolgen kann, indem sie statt des Harnstoffes Zuckerstoff aus dem Blute absondern. Daß allgemeine Leiden so auf die Nieren wirken können, daß veränderte Absonderungen des Urins entstehen, beweist der jumentöse Harn derer, die an gastrischen Fiebern leiden, der milchweiße bei denen, die von Würmern geplagt sind u. s. w. Übrigens kommen auch ähnliche pathologische Sekretionen vor. Der Schweiß hatte bisweilen eine honigartige, klebrige Süßigkeit (Reil III. S. 548.). Der Auswurf der Lungensüchtigen war sehr oft süß bis zum Ekel. Der Speichel ist in vielen Krankheiten und auch beim Diabetes oft süß (Rollo); Speichelfluß und Harnruhr wechselten bisweilen mit einander ab (*P. Frank* p. 49.). Chronischer Schleimhusten verlor sich beim Eintrit der Harnruhr (Pearson). Auch den Ohrenschmalz fand man bisweilen süß (*Hünerwolff* in Eph. nat. cur. Dec. II. ann. 3. obs. 91.). — Daß aber in Folge von dergleichen Ausleerungen Abmagerung und selbst der Tod erfolgen könne, beweist die tägliche Beobachtung analoger Krankheitszustände, indem vom langen Stillen der Kinder und bei Galaktirrhoe (*P. Frank* p. 56.), nach einzelnen Diarrhöen u. s. w. die Kranken sehr schnell abzehren. Ebenso wird in manchen Schwindsuchten eine milchrahmartige Materie ausgehustet, wobei der Appetit sich bis zum Heißhunger steigert und die Kranken täglich mehr abmagern (Richter Beschreib. der Epidem. zu Torgau ꝛc. S. 30.); auf gleiche Weise sind manche Wassersuchten mit peinigendem und unauslöschlichem Durst und schneller Abzehrung verbunden. Sie verwandeln sich bisweilen in eine acute Harnruhr (*P. Frank* p. 60.), wobei die Wassersucht ab, und die Abmagerung täglich zunahm, so daß die Haut wie ein Sack die Knochen umgab und die Kranken am Ende erschöpft unterlagen. — Dies muß aber um so eher erfolgen, je mehr beim Diabetes die Ernährung daniederliegt, je weniger also die entleerten Stoffe ersetzt und je mehr zugleich die festen Theile des Körpers aufgelöst werden, wie es ja bei allen Zehrkrankheiten geschieht. Bei diesem aber werden nun die zersetzten Stoffe ins Blut aufgenommen, nach den Nieren geführt und hier unter der Form der Harnruhr ausgesondert, während bei andern Auszehrungen colliquative Blutungen, Durchfälle, Schweiße, Lungenauswurf und Schleimflüsse entstehen. Reil (S. 551.) betrachtet daher die Harnruhr nur als die Art einer Gattung von Zehrkrankheiten, deren Charakter Ausführung des Zuckerstoffes durch die Ausleerungsorgane ist. — Indessen ist hiedurch das Wesen der Krankheit keineswegs schon gehörig erklärt; ehe dies möglich ist, muß noch vor allem die Einsaugung und Ausdünstung der Haut, die Beschaffenheit der Lungen und der ausgeathmeten Luft und der Unterschied zwischen der honigartigen und geschmacklosen Harnruhr erforscht und entwickelt werden.

Vorhersagung. Den bisherigen Erfahrungen zufolge ist die Krankheit immer schlimm, indem die meisten Kranken sterben (*Currie* bei *Rollo* I. p. 147. *Cullen* T. IV. p. 91. *P. Frank* p. 60.), so daß es bei denen, die davon befreit wurden, es sich noch fragt, ob sie wirklich an Harnruhr litten. Namentlich trifft dies den Diabetes insipidus, dessen Vorhersagung sehr wahrscheinlich aus keinem andern Grunde als günstiger geschildert wird. Auch behielten die Genesenen meist eine verdächtige Gesundheit, waren verschiedenen Kachexien unterworfen und bekamen besonders meist Rückfälle, denen sie am Ende unterlagen. Mit der längeren Dauer der Krankheit wächst auch die Gefahr, indem theils die Abzehrung zunimt, Zehrfieber und Schleimschwindsucht sich hinzugesellt, theils örtliche Desorganisationen entstehen, als Erweiterungen der Nierengefäße, Anschwellungen der Mesenterialdrüsen, Fehler der Leber, der Lungen u. s. w., wodurch die Krankheit am Ende unheilbar wird. Kommt die Krankheit bei ältern Personen vor, so ist die Prognose schlimmer als wenn jüngere daran leiden. — Ist sie mit andern Leiden verknüpft, so wird überdem die Vorhersagung nach der Art und dem Grade des complicirenden Leidens zu bestimmen seyn. — Günstige Zeichen sind: Abnahme der Menge des Urins und Annäherung desselben in Farbe, Geruch, Gehalt u. s. f. an die Beschaffenheit des gesunden; ferner ein ziegelmehlartiger Bodensatz und der Mangel an Zuckerstoff beim Abdampfen; ebenso das Feucht- und Weichwerden der Haut; die Abnahme des Durstes und Hungers u. s. w. Üble Zeichen sind die bei der Schilderung der Krankheit zuletzt aufgeführten Erscheinungen. — Daß er kritisch und also (wenigstens relativ) heilsam gewesen sei (*P. Frank* p. 61.), ist bei der Verderblichkeit der Krankheit wol nicht außer Zweifel gesetzt worden.

Behandlung. 1) Sind deutliche Ursachen vorhanden, so fängt man natürlich mit der Beseitigung derselben an, sobald sie nämlich an sich entfernbar sind. Galle und Würmer im Darmkanal, Stockungen im Unterleibe hat man daher vor allem zu entfernen, unter-

drückte oder gehemmte Absonderungen, z. B. Fußschweiße, oder Ausleerungen, z. B. des Monatlichen, wiederherzustellen, oder vikarirende Absonderungen zu bilden. Namentlich war die Beförderung der Hautthätigkeit durch Bäder und den Gebrauch der Antimonialien, des Kamphers und pulvis Doveri häufig, indeß nur von palliativem Nutzen. Ebenso wurden Harnruhren nach übelbehandelten Gallenfiebern mit Druck in der Magengegend durch ein Brechmittel schnell und dauernd beseitigt (*Richter* l. c. p. 78.); dieselbe, in Folge eines unzweckmäßig behandelten Wechselfiebers, durch China mit Valeriana und andere Antispasmodica glücklich geheilt. — 2) Gegen die **Krankheit selbst** fehlt es nicht an empfohlenen und oft wieder verworfenen Mitteln und Kurmethoden, welche sich meist auf die verschiedenen Meinungen von dem Wesen der Krankheit gründen und hienach mehr oder weniger empirisch in Anwendung gesetzt zu werden pflegen.

a) Gegen die **Schwäche des Körpers und der Nieren** insbesondere hat schon Celsus Reibungen, Bäder, adstringirende Nahrungsmittel, herbe Weine; Arctäus außerdem den Theriac des Mithridates vorgeschlagen. Ferner hat man kalte Bäder (*Michelotti*), das Zusammendrücken der Nieren durch Binden um den Unterleib (*P. Frank*), innerlich das Extractum myrrhae (auch im Griffithschen Mittel gegen hektische Fieber, welches auch in der Harnruhr zwei Mal mit Erfolg gebraucht wurde, s. Abh. f. pr. Ärzte. Bd. 6. S. 592.), den Aethiops martialis, Alaunmolken und Alaun zu 20 bis 30 Gran (*Selle*), besonders mit (einer halben Drachme) Kamillenblume; — China, Cort. quercus, Gummi Kino, Gallae turcicae (*Jarold*), Uva ursi, Rheum (*Dobson* in weinigem Infus.); aqua calcis (Hufel. Journ. Bd. 12. St. 2. S. 128.), Stahlwasser, Eisen, sowie Cantharіden angewandt (Tinct. zu gtt. 10 bis 20 täglich, Stöller, Brisbraine; P. Frank stieg bis auf 1 Drachme täglich, ohne Strangurie zu erregen, aber auch ohne Verminderung des Harns zu sehen). Besonders auch ist die äußerliche Application derselben aufs Kreuz und in die Nierengegend nützlich (*P. Frank* p. 64. spricht von zwei hiedurch bewirkten Heilungen).

b) Diejenigen, welche sie für **chronische Entzündung in den Nieren** halten, verordnen antiphlogistische Lebensordnung, machen reichliche allgemeine (*Watt*) und örtliche Blutentziehungen und wenden die Kälte an (Formey verm. Schriften. Bd. 1.). Andere rühmen gegen die Reizung der Nieren Kampher zu gr. 10 täglich in Emulsionen.

c) Gegen **die Magensäure** verordnen Ferriar und Ayne Kalkwasser mit Milch in Verbindung mit animalischer Diät, oder Magnesia in großen Gaben (*Trotter*).

d) Gegen **die Schärfe des Blutes** haben Andere fette Öle, schmierige Mittel, Emulsionen (*Brisbraine*) Pflanzen- und Getreideschleime, Milch, arab. Gummi, Traganthgummi, Salep, Sago, isländisches Moos empfohlen, welche indeß eher geeignet scheinen, die Ernährung zu verbessern und den Verlust an Stoffen zu ersetzen, als direkt gegen die Krankheit zu wirken.

e) Gegen die angebliche **Neigung des Blutes zur Auflösung** verordnen Andere Mineralsäuren, besonders Phosphorsäure, 30 bis 40 gtt. in einer Flasche Wasser aufgelöst, zum Getränk (*Nicolas* und *Gueudeville*), China, Alaun u. s. w.

f) Gegen die anomale oder **unterdrückte Thätigkeit der Haut** glauben Andere (*Ritter*, *Wolf*) warme Bäder, Einreibungen mit Öl und innerlich Kampher, Opium ꝛc. anwenden zu müssen.

g) Einen großen Ruf haben sich **die Antispasmodica** erworben, namentlich das Opium (Extr. op. aquos. gr. 6. mit China rubr. in 3 Dosen, Morgens, Mittags und Abends, nach Nikolas und Gueudeville, — Cornick, Werner, Stöller); Valeriana mit Tart. stibiat. (*Richter*), das Cuprum ammoniat. (gr. $\frac{1}{2}$ — j täglich zwei Mal *P. Frank* p. 65.), Digitalis (*J. Frank*) Ipecacuanha (*Richter*) und Asa foetida. Letztere half in Verbindung mit Valeriana freilich nur auf kurze Zeit (*P. Frank*). Auch warme Bäder werden von Dobson empfohlen.

h) Entsprechend seiner theoretischen Ansicht hat **Rollo** (l. c. p. 400.) einen besondern Kurplan angegeben und mit öfterem Nutzen ausgeführt. Um zuerst die **übermäßige Thätigkeit des Magens** herabzustimmen, die Erzeugung des Zuckerstoffes im Magen zu verhindern und eine gehörige Assimilation und Animalisation des Speisesaftes wieder zu bewirken, ordnet er den Kranken eine reichliche, **rein-animalische Diät** an (wie schon Aëtius sie empfahl), mit Ausschluß aller und jeder Pflanzenspeisen. Des Morgens läßt er sie Milch mit $\frac{1}{3}$ Kalkwasser, oder Thee mit Fleischbrühe, Austern, weiche Eier genießen; zum Frühstück Wurst, aus Blut und Fett bereitet. Zum Mittag gibt er Fleischbrühe, Wurst, Aal, Lachs, Kalb-, Rind- und Schweinefleisch, Wildpret, und wenn es der Magen verträgt, ein fettes und selbst ranziges Fleisch. Des Abends speist er den Kranken, wie am Morgen, oder gibt ihm fetten Käse. In veralteten Fällen soll man erst nach und nach hiezu übergehen, in frischen Fällen aber sogleich die Kur auf diese Weise beginnen. Zum **Getränk** erhält er während dem, mit Ausschluß des gegohrnen Getränkes, Milch oder Wasser, mit rohen Eidottern und etwas Pfefermünzwasser vermischt, und zur Stärkung des Magens, sobald er geschwächt wird, Wasser mit Branntwein (welcher den Durst am besten löschte, *P. Frank* p. 66.), oder Milch mit Rum. Außerdem bekommt er täglich Kali sulphurat. drachm. un. in 4 Quart kochendem Wasser aufgelöst, womit man bis täglich 2 Drachmen steigt. Dabei muß er im Zimmer bleiben, ein wollenes Hemd auf bloßem Leibe tragen und alle Morgen mit Speck eingerieben werden. — Wird hiebei der Gehalt an Zucker im Urin vermindert, bleibt aber der Appetit und Durst noch groß und der Urin noch reich an thierischen Stoffen, so verordnet man das hydrosulphure ammoniacale (dessen Bereitungsart *Fourcroy* bei *Rollo*, traduit par Alyon avec des notes du citoyen *Fourcroy*. Paris an. VI. p. 136. angegeben hat), ein orangegelbes, dem Liquor fumans Boylii und Spiritus sulphuris volatilis Beguini ähnliches Präparat, zu 4 bis 12 Tropfen in destillirtem Wasser mit Opium und Antimonialien täglich 4 Mal. Dies wirkt

nach Rollo und Cruikshank narkotisch auf den Magen und lähmt dessen überstarke Thätigkeit, zu welchem Ende auch das Decoct. nicotianae (nach *Fowler*) und die Digitalis, sowie das Opium mit Tinctura antim. tartarisata von ihm empfohlen werden. Bisweilen legt er auch Vesicatorien in die Nierengegend, läßt zur Ader und entleert den Darmkanal, wenn Verstopfung eintrit, mit Ol. Ricini oder Pillen aus Aloë und Seife. — Trit nun bei diesem Verfahren Besserung ein, mindert sich der Appetit, verschwindet die entzündliche Röthe der Zunge und des Zahnfleisches, und wird der Urin wieder an Menge, Geruch, Farbe und Gehalt an Salzen, dem gewöhnlichen Harne gleich, so läßt man den Kranken sich wiederum mehr Bewegung machen und geht allmälig zum Genusse der vegetabilischen, am wenigsten Zucker enthaltenden und gährenden Speisen über, als Brod, Blumenkohl, Spinat, Weißkraut, Sallat. Die Verdauung soll man durch bittere Mittel unterstützen und den Urin fleißig untersuchen, um, sobald er wieder süßlich zu werden beginnt, sogleich wieder zur animalischen Diät überzugehen, was ebenso sehr die Geduld und Beharrlichkeit des Arztes als des Kranken in Anspruch nimt. Jenen Zeitpunkt der Besserung darf man aber ja nicht übersehen, widrigenfalls durch die zu lange Fortsetzung jener Diät alle Zeichen des Scorbuts, Mangel an Appetit, übelriechender Athem und Stuhlgang mit Bauchweh, salzigem Geschmack, dunkelrothem und leichtblutendem Zahnfleisch, stark gefärbtem Urin, öligten Ausdünstungen, Mattigkeit und Unlust zur Bewegung, Schwermuth u. dergl. m. entstehen. Auch nach andern Erfahrungen hat sich die animalische Diät sehr erfolgreich erwiesen. Namentlich wandten sie Dupuytren und Thenard für sich allein ohne alle Arzneien an, um ihren Nutzen genauer kennen zu lernen, und kamen zu dem Schlusse, daß sie für ebenso specifisch gegen den Diabetes zu halten sei, als die China gegen das Wechselfieber. Dieselben sahen auch, daß, wenn der Diabetes zur Heilung sich wendet, der Urin eine albuminöse Materie zeigt, deren Quantität einige Tage zu-, dann aber wieder abnimt, worauf die Nieren wieder Harnstoff ꝛc. zu secerniren beginnen und der Urin dem gesunden wieder ganz ähnlich wird. Auch der Verfasser hatte Gelegenheit, den Nutzen dieser Methode zu sehen, und zieht sie namentlich den Blutentziehungen bei weitem vor, die nur dadurch auf kurze Zeit wirksam waren, daß sie den Nieren einen Theil des Stoffes entzogen, woraus sie absondern, zugleich aber auch in gleichem Grade die Schwäche der Kranken vermehrten *).

(*Baumgarten-Crusius.*)

*) S. *W. Truka de Krzowitz* de diabete commentarius. Vindob. 1778. 8. — Dreyßig Handwörterbuch der medicin. Klinik. Bd. 2. Th. 1. S. 345—441. — J. G. Knebels Materialien zur theoret. und prakt. Arzneik. Breslau 1800. — J. P. Müllers Beschreib. der Harnruhr, nebst einigen Bemerk. über die Zeichen der Krankheit. Frankf. 1800. 8. — *Creuzwieser* de cognosc. et curand. diabete diss. Halae 1794. 8. — *J. Rollo* traité du diabète sucré traduit de l'Anglois par le citoyen *Alyon* avec des notes du citoyen *Fourcroy* à Paris. An. VII. 8. — Dessen Abh. de Diab. mellit., mit chem. Vers. von Cruikshank über den Urin und Zucker a. d. Engl. von Heidman. Wien 1801. 8., und von J. H. Jugler. 2. Theil. 8. Stendal 1801. — *Nicolas* et *Victor Gueudeville* recherches et expériences méd. et chimiq. sur le diabète sucré. Paris 1805. 8. — *P. Frank* de cur. homin. morb. Epitome lib. V. ed. Manhemi 1794. §. 467—483. p. 58—67. — Reil Ctk. und Kur der Fieber. 3. Bd. Halle 1805. S. 507—557. — Richter spec. Therapie. 4. Bd. Berlin 1816. S. 443—481.

DIABLERETS, les, ist der Name eines zu der Hauptkette der schweizerischen Alpen gehörenden Gebirgsstocks, welcher zwischen dem obern Grionthale in dem waadtländischen Bezirke Aelen (Aigle) und dem Lizernethale im wallisischen Zehenten Gondis (Gonthey) die Scheidewand bildet. Er besteht aus Kalksteinschichten, welche sich nach Nordwest senken und oft mit Thon, Quarz, Thonschiefer und hartem Sandsteine gemengt sind. Ungefähr zwei Drittheile von der Höhe, oder 2000 Fuß unterhalb des Gipfels, streichen Bänke von Sumpfeisen in Körnern, von versteinerten Schaalthieren und Steinkohlenflötze [1]). Der Gipfel bietet jetzt nichts als kahle, nackte Felsenhörner dar. Früher waren sie durch eine Felsenwand verbunden, die später durch den Zahn der Zeit verwittert, immer tiefer zerspaltet wurde [2]). Man zählte sonst fünf solche Firnen [3]). J. C. Fäsi gibt deren Zahl auf vier an [4]). Bridel und Ebel [5]) sagen ausdrücklich: die Diablerets haben nur noch drei Hörner, die übrigen sind eingestürzt. Aber auch die drei noch aufrecht stehenden drohen den andern nachzufolgen [6]). Der innere Bau des Berges, seine Schichtungsverhältnisse, der Druck der ungeheuren Gletscher, die an der Nordwestseite lasten, die fortwährenden Einwirkungen des Schmelzwassers, des Windes und der Stürme, die in einer Höhe von 10000 Fuß über dem Meere [7]) nur heftig brausen, bürgen dafür. Alle diese Ursachen zusammengenommen erklären hinlänglich die häufigen Felsenstürze, die diesem Gebirge eine traurige Berühmtheit verliehen haben. Die verheerendsten dieser Bergfälle ereigneten sich in den Jahren 1714 und 1749. Sie verwüsteten nahe gelegene Thäler, veränderten den Lauf benachbarter Gewässer und ließen einen neuen See, den Lac de Derborenze [8]) entstehen. Doch hier ist der Ort nicht, diese furchtbaren Naturereignisse näher zu beschreiben; es genügt vielmehr, auf die zahlreichen, wenn

1) Voyage minéralogique dans le Gouvernement d'Aigle, et une partie du Vallais par M. le Comte *G. de Razoumowsky*. Lausanne MDCCLXXXIV. p. 34 sq. — Ebels Anleitung, die Schweiz zu bereisen. 3te Aufl. II. S. 445.

2) „Ces montagnes si destructibles, présentent ordinairement des sommets comme morcelés déchiquetés, formés de pointes, qui de la plaine, paroissent peu éloignées les unes des autres, peu solides, et montrent évidemment qu'elles ont été produites par l'éboulement de la matière intermédiaire qui les unissoit, et n'en formoit qu'une seule et même masse; tels sont les Diablerets" etc. *Razoumowsky* l. c. p. 86. 3) *Razoumowsky* l. c. p. 84. 4) Statis- und Erdbeschreibung der ganzen Eidgenossenschaft. Zürich 1768. I. S. 802. 5) „Des écharpes de brouillarde caignoient les trois pics des Diablerets." *Bridel* im Conservateur Suisse. II. p. 133. 6) Ebel a. a. O. 7) Die Höhe über dem Meere wird sehr verschieden angegeben. Nach dem Bergbauptmann Wild beträgt sie = 9600 Fuß: nach Ebel a. a. O. I. S. 309. = 10092; nach *Picot's* Statistique de la Suisse 1819. p. 37. und Franscini's Statistik der Schweiz, bearbeitet von G. Hagenauer. Aarau 1829. S. 23 = 11120 Fuß. 8) Siehe diesen Artikel in der Encyklop. S. 185.

gleich ſich oft widerſprechenden Darſtellungen derſelben zu verweiſen [9]). Ihre öftere Wiederholung hat aber zu der Benennung des Berges Anlaß gegeben, den die zum Aberglauben geneigten Walliſer als eine Vorſtätte der Hölle oder den Sitz unterirdiſcher, teufliſcher Geiſter betrachten. Täglich ſtürzen einzelne mehr oder weniger große Felſenbruchſtücke herunter [10]). Sobald ſie in ungewöhnlicher Menge herabfallen, laſſen die benachbarten Walliſer durch einen Prieſter die Berggeiſter beſchwören [11]). Noch mag erwähnt werden, wie ein Bergpfad von Bex, im Kanton Waadt, nach der Hauptſtadt des Kantons Wallis, Sitten (Sion), über das mit den Trümmern der oben gedachten Bergſtürze bedeckte walliſiſche Thal Cheville an dem ſüdweſtlichen Fuße der Diablerets vorbeiführt. Wenige Wege, ſelbſt in der Schweiz, mögen in einer größern Menge maleriſche und ſchauerliche Standpunkte aufzuweiſen haben, wenige gefahrdrohender ſeyn, wie man ſich aus Philipp Bridel's meiſterhaft geſchilderter „Excursion de Bex à Sion par le mont Ozeindaz, en 1786“ [12]) überzeugen kann.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DIABLINTES, galliſche Völkerſchaft vom Stamme der Aulerker (ſ. Aulerci) und gleichnamige Hauptſtadt derſelben. Der Sitz jener und die Lage dieſer werden ſehr verſchieden angegeben. War der Sitz jener in Oberperche (ſ. Depart. Eure und Loire), ſo würden die Recht haben, welche Nogent le Rontron an die Stelle des alten Diablintes ſetzen. (*H.*)

DIACANTHA. Unter dieſem Namen hat Leſſing eine Pflanzengattung aufgeſtellt, welche man früher als von Barnadesia *L. fil.* nicht verſchieden betrachtete. Sie gehört zu der erſten Ordnung der 19ten Linnéſchen Klaſſe und zu der Gruppe der Perdicieen (Labiatifloren, Mutiſteen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinſchaftliche Kelch eiförmig, mit dachziegelförmig über einander liegenden Blättchen und vielen Blümchen; die Corolle zweilippig, gleichförmig (bei Barnad. in der Scheibe von anderer Bildung als im Strahle), mit langer, ſchlanker Röhre und zungenförmigen, äußern Lippchen; die Staubfäden in allen Blümchen zu einer Röhre verwachſen (bei B. die der Scheibe frei); die Samenkrone federig (bei B. in der Scheibe aus hornartigen, zurückgeſchlagenen, ganzrandigen Spreublättchen beſtehend, im Strahle federig). Die einzige Art, D. arborea *Less.* (Linnaea V. p. 243., Syn. comp. p. 94. t. III. f. 56. 57. Barnadesia *Humb., Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. IV. p. 13.), ein Strauch mit je zwei Dornen (Afterblättchen) an der Baſis der Zweige (daher der Gattungsname), umgekehrt eiförmig-ablangen, lederartigen, ganzrandigen, feinbehaarten Blättern und einzelnen, ungeſtielten Blüthen, wächſt auf den Gebirgen von Quito. — Diacantha ambigua *Lagasc.* iſt ſynonym von Bacazia spinosa *R. Br.*, welche Don mit Barnadesia vereinigt, da der Unterſchied hauptſächlich nur darin beruht, daß bei Bac. die Scheibe nur eine, bei Barn. drei Corollen hat.

(*Sprengel.*)

DIACANTHUS (Helmintha). Eine von Stiebel aufgeſtellte Gattung Eingeweidewürmer, deren einzige Art bei genauerer Unterſuchung ſich als ein — Roſtnenſtielchen zeigte. *Rudolphi* Synops. Entoz. 184.

(*D. Thon.*)

DIACAUSTICA, d. i. die Brennlinie durch Brechung, entſteht auf folgende Weiſe. Man denke ſich einen leuchtenden Punkt, von welchem aus in ſtetiger Folge geradlinigte Strahlen ausgehen, die von einer gegebenen krummen Linie auf dieſelbe Weiſe und nach denſelben Geſetzen wie Lichtſtrahlen gebrochen werden, wenn ſie aus einem Medio in ein anderes übergehen (ſo daß alſo der Sinus des Einfallswinkels, den der Strahl mit der Normale an der krummen Linie macht, zum Sinus des Brechungswinkels in einem konſtanten Verhältniß ſteht), ſo werden die Durchſchnittspunkte je zwei auf einander folgender gebrochener Strahlen eine krumme Linie bilden, welche die Diacaustica der gegebenen Linie heißt. Dieſelbe hat auch die Eigenſchaft, von jedem der gebrochenen Strahlen berührt zu werden. Denn wenn man zuerſt die Brechungspunkte in endlichen Abſtänden von einander annimt, ſo wird durch die auf einander folgenden Durchſchnitte der gebrochenen Linien eine geradlinigte vielſeitige Figur gebildet, indem in jeder gebrochenen Linie zwei Durchſchnittspunkte fallen. Rücken nun die Brechungspunkte immer näher an einander, ſo werden die Polygonſeiten immer kleiner, und bei einer ſtetigen Folge der Brechungspunkte fallen auch je zwei Durchſchnittspunkte der gebrochenen Linien unendlich nahe an einander; alſo wird aus jeder Secante eine Tangente. — Huygens hat die Brennlinien zuerſt betrachtet, Jakob Bernoulli eine allgemeine Conſtruction derſelben und der Marquis von Hoſpital in der Analyse des infiniments petits eine analytiſche Auflöſung der Aufgabe und einen Beweis der Bernoulliſchen Conſtruction gegeben. Siehe übrigens den Artikel Refraction. (*Scherk.*)

DIACHEA. Eine von Fries (Syst. orb. veg. I. p. 143., Syst. myc. III. p. 155.) geſtiftete Gewächsgattung aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe Haarbauchpilze) der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24ſten Linnéſchen Klaſſe. Char. Die Schlauchhülle einfach, häutig, ſtückweis zerfallend, geſtielt; ein faſt netzförmiges, weißes Haargewebe, an

---

9) I. Bergſturz v. J. 1714: 1. „Observations sur la partie occidentale de la montagne du Diableret en Valais, qui tomba tout d'un coup“, par *J. J. Scheuchzer*. Mémoires de l'Academie des Sciences à Paris 1715. Histoire p. 4. — 2. „Lettre de Mr. *Constant*, parteur à Bex, du 28. Septembre 1714“, abgedruckt im Conservateur Suisse. II. p. 148. 3. Ebel a. a. O. Artikel Diablerets. 4. Scheuchzer der Naturhiſtorie des Schweizerlandes erſter Theil. Zurich 1716. S. 139. 4. — II. Bergſturz vom Jahre 1749. *Bridel* im Conservateur Suisse. II. p. 151. Ebel a. a. O. *Razoumowsky* l. c. 10) „Et actuellement encore, quand on est dans la voisinage, il se passe peu d'heures qu'on n'entende le bruit, ou qu'on ne voie la chute de quelque pierre plus ou moins grosse.“ *Bridel* im Conservateur Suisse. II. p. 149. 11) „Il est à craindre que les trois pics restans, conformés comme ceux qui sont tombés, ne subissent tôt outard le même paroxisme, et ne causent les mêmes malheurs. Je sais bien que toutes les fois qu'on craint quelque danger du côté du Valais, on fait venir un moine pour exorciser, cependant je ne me fierois pas absolument à cette précaution.“ *Bridel* im Conservateur Suisse. II. p. 156. 12) Abgedruckt im Conservateur Suisse. II. p. 127—176.

welchem die dunkelrothen Sporidien hängen, umgibt ein flockig-krümliches Säulchen. Die einzige bekannte Art, D. elegans *Fr.* (l. c. Stemonitis elegans *Trentep.* in *Roth.* catal. I. p. 220., Stemonitis leucostyla *Pers.* syn., Trichia leucopoda *Bull.* champ. t. 502. f. 2.) mit violetter Schlauchhülle und weißen Stielchen, entwickelt sich auf bemerkenswerthe Art. Auf der Oberfläche lebender und trockner Pflanzen, besonders auf Gräsern und Farrenkräutern, auch auf Eichenblättern, zeigt sich unter günstigen Verhältnissen ein Tropfen von gallertartiger Beschaffenheit, aus welchem milchweiße, oder röthliche, sehr schnell, fast zusehends fortkriechende Adern auslaufen. Diese Form betrachteten Tode und Persoon als vollkommenen Pilz (Mesenterica tremelloides *Tod.* fung. p. 7. t. II. f. 12., Phlebomorpha rufa *Pers.* myc. eur. p. 61. t. VI. f. 1. 2.). Auf den Adern entstehen später Tröpfchen, welche Stiele bekommen, die Farbe verändern und so die Diachea elegans darstellen. Auf diese Entwickelungsart bezieht sich der Gattungsname (διαχέω ich ergieße). (*Sprengel.*)

Diachylon s. Bleipflaster. (Thl. X. S. 404).

DIACONEN, Diaconi. Mit dem Gebrauche des Wortes διάκονος, wonach in den neutestamentlichen Schriften und auch wol bei spätern christlichen Schriftstellern alle, auch die Apostel, Bischöfe und Presbyter so genannt werden, sofern sie im Dienste Gottes oder einer christlichen Gemeinde stehen, haben wir es hier nicht zu thun, sondern mit der speciellern Bedeutung, die es auf die Veranlassung, welche Apostelgesch. 6, 1—7. erwähnt wird, erhielt. Es hatten die Apostel die Güter der immer zahlreicher werdenden Gemeinde zu Jerusalem anfänglich selbst verwaltet. Indessen trat darüber bald Mißvergnügen ein, indem die hellenistisch-jüdischen Christen den palästinensischen nachgesetzt zu werden glaubten, und hiedurch, sowie durch die Erfahrung, daß sie die Verwaltung der Güter vom eigentlichen Lehren abhalte, wurden die Apostel bestimmt, sich davon loszusagen. Auf ihren Rath wählte nun die versammelte Gemeinde sieben Diakonen. Demgemäß waren die Geschäfte eines Diakonus bei der Gemeinde zu Jerusalem anfangs nur äußerlich, vorzüglich lag ihm ob, für die Armen und Kranken der Gemeinde, namentlich männlichen Geschlechts (denn für das weibliche wurden Diakonissinnen, s. diesen Artikel, zu gleichem Behufe erwählt), zu sorgen, und er hatte seinem Amte nach durchaus nichts mit Lehre und Cultus zu schaffen. Da man nun die in Jerusalem getroffenen Einrichtungen gern nachahmte, so konnte es nicht fehlen, daß auch bei andern Gemeinden im apostolischen Zeitalter Diakonen angestellt wurden, denen ursprünglich gewiß nur dieselben Geschäfte oblagen. Allein da selbst in den ältesten Zeiten nur bei der Gemeinde zu Jerusalem Gütergemeinschaft eingeführt war (s. *Mosheim* de vera natura communionis bonorum in ecclesia Hierosolymitana), so hatten natürlich die Diakonen anderwärts einen gar zu beschränkten und engen Wirkungskreis, und darin scheint der Grund von der sehr bald eingetretenen Veränderung in ihrer Stellung zu den Gemeindegliedern zu liegen. Sehr bald nämlich wurden sie wie die Bischöfe und Presbyter als kirchliche Personen betrachtet, und schon Ignatius (Ep. ad Trall. c. 2.) sagt, sie seien nicht Diener der Speisen und Getränke, sondern der Kirche Gottes (siehe auch dessen Ep. ad Magnes. c. 6., wo er sie Diener Jesu Christi nennt). Auch bemerkt Justin der Märtyrer (Apol. II. p. 98.) daß sie, kraft ihres Amtes beim Abendmahle thätig gewesen seien. Auf jeden Fall hatten sie einen weit größern Wirkungskreis als die sogenannten חזנים, die ὑπηρέται der Synagogen (Ev. Luk. 4, 20.), daher die Vergleichung zwischen ihnen sehr vorsichtig angestellt werden muß (s. *Vitringa* de synagoga vetere p. 914 sq.). Man kann als sehr wahrscheinlich annehmen, daß sie schon im 1. Jahrhunderte außer den genannten Geschäften, der Vertheilung der Speisen bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten (Agapen) und der Erhaltung der Ordnung bei gottesdienstlichen Zusammenkünften, überall auch wichtigere, namentlich religiöse Funktionen hatten; denn alle Zeugnisse aus dem 2. Jahrhunderte berechtigen zu dem Schlusse, daß sie schon in die Reihe der Kleriker sogleich mit der Bildung dieses besondern Standes der kirchlichen Gesellschaftsverfassung eintraten. Ja, man muß aus zahlreichen Stellen der Kirchenväter und Concilienbeschlüsse folgern, daß sie im 2. und 3. Jahrhunderte zu einem größern Ansehn gelangt waren, als ihnen die Bischöfe und Presbyter einräumen wollten. Sie werden nicht Priester, sondern nur Leviten genannt, es wird behauptet, daß sie nicht zu Priestern, sondern zu Dienern, nicht zu Dienern der Kirche, sondern der Bischöfe und Presbyter geweiht wurden (Concil. Nicaen. c. XVIII. Carthag. IV. c. IV, XXXVII.). Andere Beschlüsse waren noch mehr darauf berechnet, sie den beiden höhern Klassen der Geistlichen unterzuordnen. So ist es ihnen nicht erlaubt, unter den Presbytern zu sitzen. Das sei wider die Regel und Ordnung. Wolle ein Diakonus sich derselben nicht fügen, so solle er sein Amt niederlegen. Die Diakonen ließen sich diese und ähnliche Bestimmungen gefallen, weil durch die gleichzeitig sich ausbildende Eintheilung der Kleriker in den Ordo major und minor, welche sie der erstern Klasse zugesellte, ihr Ansehn bedeutend wuchs. Es entstanden nun auch unter ihnen selbst verschiedene Grade. Schon gegen das Ende des 3ten Jahrhunderts gab es Archidiakonen (s. d. Art.), welche eine Art von Aufsicht über die Diakonen führten (Hieronym. Ep. IV. ep. 85.), und Hypos oder Subdiakonen, welche die niedrigern, in dies Amt einschlagenden Geschäfte verrichten mußten. Die Ordination eines Diaconus wurde allein vom Bischofe, ohne Assistenz der Presbyter verrichtet: quia non ad sacerdotium, sed ad ministerium consecrabatur (Concil. Carthag. IV. c. IV.), und die apostol. Constitutionen (lib. VIII. c. XVIII.) haben uns die Ordinationsformel aufbehalten. Bis gegen das Ende des 3ten Jahrhunderts wurden die amtlichen Verrichtungen der Diakonen allmälig festgestellt und bestanden vornehmlich aus folgenden: 1) Sie hatten die heiligen Gefäße aufzubewahren. In einigen, besonders großen Kirchen war dies Geschäft niedern Kirchendienern übertragen, in andern aber diesen ausdrücklich untersagt, dergleichen Gegenstände auch nur zu berühren (Concil. Agathens. c. LXVI. Laodic. c. XXI.

2) Sie mußten die Opfer oder Geschenke der Gemeindeglieder in Empfang nehmen, dieselben dem Priester übergeben, der sie auf dem Altare niederlegte, und die Namen der Geber bekannt machen (Cyprian. Ep. LX. Hieronym. in Ezech. XVIII. p. 537.). 3) In einigen Kirchen war es ihnen überhaupt, oder nur in Abwesenheit höherer Kleriker gestattet, das Evangelium zu verlesen (Hieronym. Ep. XLVIII. ad Sabin. Concil. Valens. II. can. II. Cyprian. ep. XXXIV.). 4) Beim Abendmahle reichten sie Brod und Wein, wenn beides vom Bischof oder Presbyter consecrirt war, dem Volke dar (Justin. M. Apol. II. p. 97. Constit. apost. lib. VIII. c. XIII.). Doch war es ihnen verboten, selbst auf dem Altare zu consecriren (Const. apost. lib. VIII. c. XXVIII. Aug. Quaest. vet. et nov. testam. q. XLVI.). 5) Dagegen war es ihnen an einigen Orten erlaubt zu taufen (Tertull. de bapt. c. XVII. Hieronym. dial. cont. Lucif. c. IV. p. 139. Conc. Illiberrit. c. LXXVII.). Sonst assistirten sie bei der Taufe, wie die Diakonissinnen, und hießen auch wol Susceptores, weil sie die Unerwachsenen bei der Taufe auf die Arme nahmen. Später versahen die niedern Kirchenbeamten diese Geschäfte. 6) Sie hatten ferner die öffentlichen Gottesverehrungen anzuordnen, bei denselben auf Ordnung zu halten (Const. apost. lib. II. c. LVII.), das Volk zum Gebet zu ermahnen und nach der Predigt die gewöhnliche Formel: ite, missa est auszurufen (Const. apost. lib. VIII. c. V. VI. X. Chrysostom. hom. II. in 1. Corinth.). Deshalb wurden sie auch wol Ἱεροκήρυκες genannt (Synesii ep. 61.). 7) Auch durften sie mit Erlaubniß des Bischofs predigen (Cave histor. liter. Vol. I. p. 253. Edit. Londin. 1688.). Hieronymus führt dies ausdrücklich (de script. c. CXV.) von Ephraim dem Syrer, Diakonus der Kirche zu Odessa, an. 8) Sie führten über die Büßenden die Aufsicht und durften diese auch, mit Bewilligung des Bischofs, oder wenn in Ermangelung eines höheren Geistlichen deren nahes Lebensende keinen Verzug gestattete, durch Auflegung der Hände wieder in den Schooß der Kirche aufnehmen (Cyprian. ep. XIII.) Ebenso durften sie in außerordentlichen Fällen niedere Geistliche excommuniciren (Const. apost. lib. VIII. c. XXVIII.). 9) Bei den Generalconcilien mußten sie ihren Bischöfen verschiedene Dienste leisten, wurden auch von diesen öfters delegirt, um sie zu vertreten. Nur dann hatten sie eine Stimme, aber nicht als Diakonen, sondern als Repräsentanten ihres Bischofs; in Provinzialconcilien durften sie aber zuweilen mitstimmen. 10) Sie mußten auch im Auftrage des Bischofs Waisen, Witwen, Kranke, um des Glaubens willen Gefangene besuchen, sie trösten, ihre Bedürfnisse untersuchen, darüber dem Bischofe berichten und die Hilfsleistungen ihnen darbringen, welche dieser für sie bestimmte (Cyprian. ep. XLIX. ad Cornel. Dionys. ap. Euseb. lib. VII. c. XI. Constit. apost. lib. II. c. XXXI.). 11) Sie führten eine Art von Aufsicht über die Sitten des Volkes und mußten den Bischof von den erheblichern Vergehungen in Kenntniß setzen. Deshalb wurden sie auch häufig Episcoporum oculi, os, angeli, prophetae etc. genannt (Const. apost. lib. II. c. XLIV. Isidor. Pelus. lib. I. ep. XXIX.). Nach dem Beispiele der Kirche zu Jerusalem hatten die größern Kirchen auch 7 Diakonen, und die zu Rom überschritt nicht diese Zahl. In Alexandrien aber und besonders zu Constantinopel waren deren bei den Hauptkirchen ungleich mehre (Concil. Neocaesar. c. XV. Sozom. lib. VII. c. XIX. Alexand. ep. encycl. ap. Theod. lib. I. c. IV. Justin. Novell. III. c. I.). Ein Diakonus mußte 25 Jahre alt seyn, bevor er ordinirt wurde (Justin. Novell. CXXIII. c. XIII.). — Über die jetzigen Verrichtungen der Diakonen in der katholischen Kirche bei der Messe, so wie über deren Kleidung s. Gräser die römisch-kathol. Liturgie ꝛc. Halle 1829. S. 111. 200. und 229. Die Diakonen in der evangelischen Kirche verrichten alle geistlichen Handlungen ohne Unterschied. Besonders liegt ihnen das Taufen und Einsegnen der Ehen ob, während der erste Geistliche an der Kirche (Pastor) die Sponsalien, die Aufgebote zu besorgen hat. Auch pflegen sie vorzugsweise das Abendmahl auszutheilen, wo deren mehre an einer Kirche sind, und nur an den hohen Festtagen geschieht dies dann vom Pastor. Die Diakonen bei den Marioniten auf dem Berge Libanon sind weltliche Personen, welche die Kircheneinkünfte verwalten, Volksstreitigkeiten schlichten und wegen der Abgaben mit den Türken unterhandeln. — (Vergl. *Caspar Ziegler* De Diac. et Diaconiss. vet. eccles. Viteb. 1678. 4. — *D. G. Moller* Diss. de VII Diacon. eccles. Rom. 1696. 4. *Bingham* Antiquit. eccles. lib. II. c. XX. *J. L. Selvagii* Ant. christ. lib. I. P. II. p. 37—46. Eisenschmid Gesch. der Kirchendiener. S. 69—72. Schöne Geschichtsforschungen über kirchliche Gebr. Bd. 1. S. 244 ff. 285—288. Bd. 3. S. 99—102. Schröckh christl. Kirchengesch. Th. 2. S. 85. Th. 4. S. 21—23. Th. 8. S. 212. Fuhrmann Handwörterbuch der christl. Religions- und Kirchengeschichte. Bd. 1. S. 598—599. (*Franke.*)

DIACONICUM. Dies Wort hat bei den kirchlichen Schriftstellern eine mehrfache Bedeutung. Ungewiß ist, ob es, wie du Fresne (Comment. in Paul. Silent. 581.) behauptet, den Ort bezeichne, welchen die Diakonen im Chore der Kirche bei dem Gottesdienste inne hatten. Dagegen bedeutet es sehr oft den Theil des Chores, welcher am Ende desselben lag, und jetzt zuweilen Sakristei bei uns genannt wird. Es wurden hieher die heiligen Gefäße und Kleider, welche man bei dem Gottesdienste brauchen wollte, von den Diakonen aus dem großen Diaconicum getragen, um sie bei der Hand zu haben, auch hier wieder von ihnen niedergelegt, während noch der letzte Vers bei der Communion gesungen wurde. Er heißt deshalb σκευοφυλάκιον, diaconicum bematis, oder minus. Oft bezeichnet es das der Kirche angebaute Gebäude, wo die kirchlichen Geräthschaften und Amtskleidungen der Geistlichen, wenn kein Gottesdienst war, aufbewahrt wurden — Diaconicum magnum —, was wir gewöhnlich Sakristei zu nennen pflegen. Es waren aber diese Gebäude damals öfters sehr groß, denn nicht nur hielten die Geistlichen ihre Sitzungen, wenn sie sich als kirchliches Tribunal versammelten, in denselben (daher auch secretum, secretarium genannt), sondern selbst Provinzial-, ja sogar Generalconcilien wurden darin abgehalten. Später bedeutet

Diaconicum auch den Betsaal bei einem Kranken- oder Armenhause. Ganz verschieden von diesen sind folgende: die Collecte, das öffentliche Gebet, das der Diaconus vor dem Altare absang; die Agende, welche die Verrichtungen eines Diaconus nachweist. (Vergl. (*Adelung*) Gloss. man. ad scr. med. et inf. aet. Vol. III. p. 109. und *Bingham* Antiquit. eccles. lib. VIII. c. VI. §. XXIII. c. VII. §. 7.) (*Franke.*)

DIACONIE. Dieser Ausdruck bedeutet bei den kirchlichen Schriftstellern 1) so viel als das Austheilen der Almosen unter die armen Christen (2. Korinth. 8. u. 9.). 2) Ein Haus, worin arme, einheimische Witwen, Waisen und alte Leute aus einem gewissen Bezirke ernährt wurden, und in welchem zugleich eine Kapelle oder ein Betsaal war. Späterhin erhielten die letztern ausschließlich diese Benennung (s. Diaconicum). Die zur Pflege der hier befindlichen Armen und zur Abhaltung der religiösen Handlungen eingesetzten Personen hießen Diaconi, der Oberverwalter der Einkünfte der Diaconievater, und dieser konnte ein Geistlicher oder Laie seyn. In neuern Zeiten waren zu Rom 14 Diaconien (Hospitäler), die unter 14 Kardinaldiakonen stehen. S. *du Cange* Gloss. (Adelung) Glossar. man. ad scr. med. et inf. aet. Vol. III. p. 108. 109. Fuhrmann Handwörterb. d. christl. Rel.- und Kirchengesch. Bd. 1. S. 599. (*Franke.*)

DIACONISSEN. Schon in dem apostolischen Zeitalter gab es Diakonissinnen (Röm. 16, 1. 1. Timoth. 5, 3 — 10. Tit. 2, 3.), welche für den weiblichen Theil der Gemeinden zu denselben Zwecken angestellt wurden, wie die Diakonen (s. diesen Art.) für den männlichen. Sie hatten für die weiblichen Armen und Kranken der Gemeinden zu sorgen, indem der freie Zutritt der Männer bei dem weiblichen Geschlechte im Oriente etwas Anstößiges gewesen wäre. Und wenn sie auch, ihrer natürlichen Bestimmung gemäß, von dem eigentlichen Lehramte und dem Kirchenregirungsamte ausgeschlossen waren, so wurde doch gewiß öfters durch sie das Evangelium in das Innerste der Familien gebracht, wohin, nach den Verhältnissen des Orients, keinem Manne der Zugang offen stand (Neander Allgem. Geschichte der christl. Religion und Kirche. Bd. 1. Abth. 1. S. 289. — Clemens Alexandr. Strom. lib. III. p. 448.). Sie führen in der alten Kirche verschiedene Namen: *Διάκονοι* (Röm. 16, 1.), dem das lateinische Ministrae entspricht (Plinius lib. X. ep. XCVII. Quo magis necessarium credidi, ex duabus ancillis, quae ministrae dicebantur, quid esset veri et per tormenta quaerere. Man hat gestritten, ob auch Sklavinnen (ancillae) das Amt der Diakonissinnen verwaltet hätten. Der Beweis dafür liegt in dieser Stelle; denn unter den „ministrae" können füglich nichts weiter als Diakonissinnen verstanden werden). Sie heißen *Χῆραι*, Viduae, weil sie gewöhnlich Witwen waren (Tertull. ad uxor. lib. I. c. VII. De veland. virgin. c. IX.); *Πρεσβύτιδες*, weil sie ein gewisses höheres Alter erreicht haben mußten (Epiphan. haeres. LXXIX. n. IV. Conc. Laodic. c. XI. Tom. I. Conc. p. 1497.). Über diese und ähnliche Qualitäten der Diakonissinnen entstanden nämlich im Laufe der Zeit bestimmte, jedoch nicht an allen Orten übereinstimmende Gesetze. Sie sollten Witwen seyn, die Kinder geboren, aber nur einen Mann gehabt hätten, und nach einigen Gesetzen ein Alter von 60 (Cod. Theodos. lib. XVI. tit. II. de episc. et cler. leg. XXVI.), nach andern von 50 (Justin. Novell. VI. c. VI.), nach andern von 40 Jahren haben (Justin. Novell. CXXII. c. XIII. Conc. Chalced. c. XIV. al. XV.). Zur Zeit des Tertullian wurde jedoch eine Jungfrau von noch nicht 20 Jahren zur Diakonissin erwählt (Tertull. de veland. virg. c. IX.), und Ignatius (Epist. ad Smyrn. n. XIII.) grüßet die Jungfrauen, welche Witwen genannt werden, worunter nur die Diakonissinnen verstanden werden können. Der Verfasser der apostolischen Constitutionen (lib. VI. c. XVIII.) verlangt, daß keusche Jungfrauen, und in Ermangelung dieser wenigstens Witwen, die nur ein Mal verheirathet gewesen, gläubig und geachtet, zu Diakonissinnen gewählt würden (s. Justin. Novell. VI. c. VI. Greg. Nyssen. vit. Macrin. tom. II. p. 180. Sozomenos Hist. eccles. lib. VIII. c. XXIII.). Ebenso wurde auch das Gesetz, daß nur solche Witwen, die Kinder geboren, zu diesem Amte erwählt werden sollten, in der Praxis nicht streng beobachtet; denn nachdem es Tertullian (a. a. O.) und Sozomenos (lib. VII. c. XVI.) als ein bestehendes erwähnt, wird es im Codex Theodosian. (lib. XVI. tit. II. de episc. et cleric. leg. XXVI.) als ein neues aufgeführt. Die Bestimmung, daß die Diakonissin nur ein Mal verheirathet gewesen seyn dürfe, hatte man aus dem falsch verstandenen Ausspruche des Paulus (1. Timoth. 5, 9.) entnommen (Tertull. ad uxor. lib. I. c. VII. Epiph. expos. fid. n. XXI.). Die Meinungen, ob die Diakonissinnen immer durch Auflegung der Hände zu ihrem Amte eingeweiht worden seien, sind unter den älteren und neueren Schriftstellern verschieden. Die Acten der Concilien (Concil. Nicaen. c. XIX. Chalced. c. XV. Trull. c. XIV. can. XL.) sprechen aber dafür, und zwar so, daß man diese religiöse Handlung für mehr als einen bloßen Segenswunsch, was sie z. B. bei den Katechumenen war, für eine Ordination halten muß. Doch wurden sie durch dieselbe nicht zur Vollziehung irgend einer priesterlichen Function berechtigt, vielmehr verboten die Gesetze der katholischen Kirche eine solche jeder Frau auf das bestimmteste, und man machte es einigen Häretikern zum Vorwurfe, daß bei ihnen Frauen lehrten, den Exorcismus und die Taufe verrichteten (Const. apost. lib. III. c. IX. Tert. de praescr. c. XLI. c. XVII. Epiphan. haer. LXIX. Pepuzian. n. II. Haeres. LXXVIII. Antidicomarianit. n. XXIII. Haeres. LXXIX. Collyrid. n. III. IV.). Zu ihren ursprünglichen Verrichtungen kamen allmälig noch mehre andere hinzu. In den Zeiten der Verfolgung mußten sie die gefangenen Christen besuchen und ihnen dienen, weil sie dies weit leichter und mit geringerem Verdachte und minderer Lebensgefahr konnten, als die Diakonen oder andere Kirchendiener (Lucian Peregrin. Tom. IV. Edit. Basil. 8. p. 276. Libanius orat. XVI. in Tisamenum. Ed. Morell. p. 452.). Sie hatten ferner, besonders in den orientalischen und afrikanischen Gemeinden, weibliche Katechumenen in der christlichen Religion privatim zu unterrichten, damit diese gehörig auf die Fragen antworten könn-

ten, welche ihnen bei der Taufe vorgelegt wurden (Hieronym. Comm. in Rom. XVI, 1. Conc. Carth. IV. c. XII.). Bei der Taufe weiblicher Katechumenen mußten sie des Anstandes und der Ehrbarkeit halber hilfreiche Hand leisten, das An- und Auskleiden, so wie das Untertauchen derselben besorgen (Epiph. Expos. n. XXI. §. 5. Justin. Novell. VI. c. VI. Const. apost. lib. III. c. XV.). In einigen griechischen Kirchen, aber wol nur denen, welche für Männer und Frauen besondere Eingänge hatten, standen die Diakonissinnen am Eingange der letztern, wiesen ihnen ihre Plätze an und wachten über die gute Ordnung dieses Theiles der Versamlung, weshalb sie auch Hüterinnen der heiligen Thore genannt werden (Const. apost. lib. VIII. c. XXVIII. lib. II. c. LVII. LVIII. Pseudo-Ignat. ep. ad Antioch. n. XII.). Endlich mußten sie über christliche Witwen und andere Frauen eine Art von Aufsicht führen, weshalb sie auch προκαθήμεναι, praesidentes, gubernantes genannt wurde, über deren Verhalten an die Bischöfe und Presbyter Bericht erstatten, und wenn eine Frau selbst mit diesen zu sprechen wünschte, dieselbe bei ihnen einführen (Const. apost. lib. III. c. VII. lib. II. c. XXVI. Conc. Laodic. c. XI.). Das Amt der Diakonissinnen ging allmälig, früher in der lateinischen, als in der griechischen Kirche ein. In dieser währte es bis gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, wenigstens theilweise (Balsamon. respon. ad interrog. Marci. c. XXXV. ap. Leunclav. Jur. gr. rom. Tom. I. p. 381. Ebenderselbe Comment. in concil. Chalced. c. XV.). In der lateinischen Kirche waren schon weit früher Beschlüsse gegen ihre Ordination gefaßt worden. Die Synode zu Orleans (im Jahre 511 Can. 18.), zu Eparne (im J. 527 Can. 18.) und zu Oranges (im J. 529 Can. 29.) verboten, ferner Diakonissinnen zu weihen. Doch fanden diese lokalen Beschlüsse keine allgemeine Anerkennung im Abendlande, so wenig als ein gleichlautender des Conciliums zu Laodicea (Can. XI.) im Morgenlande; und Bona (Rer. liturg. lib. I. c. XXV. n. XV. p. 287.) versichert, daß sie erst im 10ten oder 11ten Jahrhunderte gänzlich aus abendländischen Kirchen verdrängt worden seien; wozu das Überhandnehmen des Kloster- und Nonnenlebens und die Ausbildung der Hierarchie, mit deren Geiste sich dieses Institut weniger vertrug, die hauptsächlichsten Veranlassungen waren. Bei den kirchenhistorischen Schriftstellern des Mittelalters bezeichnet Diaconissa auch öfters die Gattin eines Diakonus (Vergl. *Casp. Ziegler* De Diaconis et Diaconissis vet. eccles. Viteb. 1678. 4., besonders cap. XIX. *Joh. Ph. Odelem* Diss. de Diaconissis primitivae eccles. Lips. 1700. 4. *Bingham* Antiquit. christ. lib. II. c. 22. *J. L. Selvagii* Antiquit. christ. lib. I. P. II. p. 51 — 56. Schöne Geschichtsforschung. über die kirchl. Gebr. Bd. 3. S. 102 — 104. (Adelung) Glossar. man. ad scr. med. et inf. aet. Vol. III. p. 109.). (*Franke.*)

DIACOPE. Eine von Cuvier aufgestellte Fischgattung, zur Familie der Percoiden in der Ordnung Acanthopterygii der Knochenfische, nahe verwandt mit Serranus. Sie hat wie diese Spitzzähne (Hundszähne), welche unter die Sammtzähne eingemischt sind; der Rand des Vorkiemendeckels ist gezähnelt, und das Hauptkennzeichen besteht darin, daß dieser Vorkiemendeckel eine Ausrandung hat, in welche sich ein vorspringender Höcker des Zwischenkiemendeckels fügt, der Kiemendeckel selbst läuft öfters in zwei oder drei platte Spitzen aus.

Alle bekannten Arten dieser Gattung kommen aus dem indischen Meere. Mehre darunter sind durch Schönheit, Größe und schmackhaftes Fleisch ausgezeichnet.

1) D. Sebae *Cuvier* (Hist. nat. d. Poissons II, 411. — Botlavoochampaha. *Russel* Fishes. n. 99. — *Seba* Thesaur. III. pl. 27. f. 2.). Etwas länglich, im Nacken ziemlich hoch, die Höhe an der Stelle der Brustflossen etwa dreimal in der ganzen Länge enthalten. Der Schädel, Schnauze und Kiefern schuppenlos, Wangen und Kiemendeckel beschuppt. Die Schuppen des Körpers ziemlich groß, doch treten kleine auf den senkrechten Flossen zwischen die Strahlen derselben. Die beiden ersten Schuppenreihen am Nacken sind größer als die übrigen und von eigenthümlicher, rechteckiger Form. Die Zähnchen des Vorkiemendeckels sind sehr klein und wenig vortretend, am Kiemendeckel selbst stehen zwei platte, stumpfe Spitzen. Die Rückenflosse bildet vom 6. zum 7. Strahl einen vorspringenden Winkel, ebenso die Afterflosse; die Brustflossen sind lang und spitzig, die Schwanzflosse ist etwas halbmondförmig ausgerandet. Die Zahl der Flossen, Stacheln und Strahlen ist in der Rückenflosse $\frac{11}{16}$, in der Afterflosse $\frac{3}{8}$, in der Schwanzflosse 16, in den Brustflossen 17, in den Bauchflossen $\frac{1}{5}$. — Kabinetsexemplare zeigen auf blassem Grunde drei breite, dunkle Binden, von denen die erste im Nacken entspringt und das Auge umgebend, schräg nach der Schnauze herabsteigt, die zweite steigt senkrecht von der Rückenflosse nach den Bauchflossen herab, die dritte zieht sich schräg vom Ende der Rückenflosse bis an die Wurzel der Schwanzflosse. Der Rand der Rücken- und Afterflosse, die Spitzen der Schwanzflosse und die ganzen Bauchflossen sind dunkler gefärbt. Im frischen Zustande sollen nach Russel der Grund gelb, die Binden blutroth seyn. Lecheneault sagt, sie seien schwärzlich auf rothem Grunde, aber das können Abänderungen seyn, die sich theils nach der Jahreszeit richten, theils vielleicht sich zeigen, je nachdem der Fisch früher oder später nach seinem Absterben beschrieben worden ist.

Was das Ausgezeichnete der Beschaffenheit der innern Theile dieses Fisches betrifft, so ist der linke Leberlappen dreieckig und in eine scharfe Spitze verlängert, auch sehr dünn, der rechte ist um die Hälfte kürzer. Die Gallenblase ist lang und schmächtig und zieht sich nach hinten über den Magen hinaus am Darmkanal hin. Der Magenmund ist weit und verschmälert sich in den kegelförmigen Magen, dessen Wände ziemlich dick und inwendig unregelmäßig gerunzelt sind. Es finden sich fünf Blinddärme vor. Die Schwimmblase ist groß, einfach, ziemlich dünn, silberfarben. Die Nieren sind von mittlerer Größe und ergießen durch zwei lange Harnleiter den Harn in die ziemlich große, dreieckige Blase.

Nach Lecheneault findet sich dieser Fisch zu Pondichery, wo er Pinel heißt, und soll 3 Fuß lang werden. Ob er gleich ein gutes Fleisch hat, wird er doch

wenig gefangen. Er ist außerdem gemein bei Java und findet sich auch bei der Insel Waytou *).

2) D. rivulata *Cuvier* (l. c. 11, 414. t. 38.). Der vorigen Art ähnlich, nur ist der vordere Theil der Rückenflosse weniger hoch, die Farbe ist violett, auf dem Kopfe erscheinen weiße Punkte, auf dem Kiemendeckel weiße, schräge, unregelmäßig gebogene Linien, welche zum Theil Ringe bilden, jede Schuppe des Körpers ist mit einem weißen Punkte bezeichnet, aber alles, was bei dem ausgestopften Fische weiß erscheint, zeigt sich bei dem lebenden hellblau. Der Bauch ist rosenfarben, die weichen Theile der Flossen sind schwärzlich, After und Bauchflossen haben fast schwarze Spitzen. Die Strahlenzahl in den Flossen ist in der Rückenflosse $\frac{4}{13}$ oder 16, in der Afterflosse $\frac{3}{8}$ oder 9, in der Schwanzflosse 16, in den Brustflossen ebenso viel, in den Bauchflossen $\frac{1}{5}$. Dieser Fisch wird über 3 Fuß lang, er findet sich an der Küste Coromandel, wo er Orati heißt, sein Fleisch wird zu Pondichery sehr geschätzt; er findet sich außerdem bei Java, im rothen Meere und bei Malabar.

3) D. macolor *Renard* (l. pl. 9. f. 60.). Rücken- und Afterflosse sind stark nach hinten zugespitzt, die Brustflossen sind ebenfalls lang und spitzig und erstrecken sich bis an die Basis der Afterflosse; die Schwanzflosse ist viereckig abgeschnitten. Die Zähnchen am Vorkiemendeckel sind kaum sichtbar, die Ausrandung aber und der Höcker, obwol sehr klein, doch stark hervortretend. Der knochige Kiemendeckel endet in 2 stumpfe Spitzen. Der Rücken dieses Fisches ist schwarz mit 5 runden, weißen Flecken auf jeder Seite, von welchen 3 nahe an der Rückenflosse, die beiden andern niedriger, mit jenen abwechselnd stehen. Der erste jener Flecken befindet sich unter den 4 vordern Stacheln, der zweite entspricht den 4 hintern und erstreckt sich nach der Rückenflosse, deren schwarze Farbe er zweimal durchschneidet, der dritte verlängert sich in einem Saume über die letzten weichen Strahlen hinweg. Eine breite, weiße Binde erstreckt sich in gerader Linie von den Kiemen bis an das Ende der Schwanzflosse, welche schwarz mit weißen Ecken ist. Diese Binde ist von dem Weiß des Bauches und der Brust durch eine schwarze getrennt, welche hinter der Achsel der Brustflosse anfängt und sich bis an den untern Rand der Schwanzflosse erstreckt. Brustflossen, Bauchflossen und Afterflossen sind schwarz, mit Ausnahme des hintern Randes der letzteren, welcher weiß ist. Das Ende der Schnauze ist schwarz und durch eine breite, weiße Binde eingefaßt, hinter welcher eine noch breitere, schwarze folgt, in welcher das Auge steht. Endlich umgibt noch ein weißer Gürtel den Schädel und den Kiemendeckel und verbindet sich mit dem Weiß der Brust. Die Strahlenzahl ist in der Kiemenhaut 7, in der Rückenflosse $\frac{4}{13}$, in der Afterflosse $\frac{3}{7}$, in der Schwanzflosse 17, in den Brustflossen 17, in den Bauchflossen $\frac{1}{5}$.— Was die innern Theile betrifft, so ist die Leber dieses Fisches sehr klein, halbmondförmig und liegt quer unter dem Magenmunde, mit ihren Spitzen an jede Seite desselben anschließend. Es sind 4 weite, ziemlich lange Blinddärme vorhanden. Die Schwimmblase ist groß und hat sehr dünne Wände. Die Drüse, welche die Luft absondert, ist roth, ziemlich groß und hat die Gestalt einer etwas länglichen Kugel.

Nach Valentyn wird dieser Fisch auf Amboina ikan-roellat genannt und soll ein festes, weißes, sehr wohlschmeckendes Fleisch haben. Übrigens ist er auch in Neuguinea einheimisch.

4) D. octolineata *Cuvier* (Labrus octolineatus *Lacépède* — Holocentrus bengalensis t. 246. und quinquelineatus t. 239. *Bloch.*). An diesem Fische treten die Gattungskennzeichen am meisten hervor, zugleich ist er am schönsten und regelmäßigsten gezeichnet. Rücken, Seiten und alle Flossen haben ein schönes Gelb, das an der Schnauze und auf den Wangen ins Rothe oder Rosenfarbene zieht, am Bauche, der gelb gestreift ist, weißlich erscheint; 4 hellblaue, mit schwarzen Punkten gesäumte Bänder zeigen sich parallel auf dem gelben Grunde, das erste von der Mitte der Rückenflosse bis an den Schädel, das zweite vom hintern Viertel der Rückenflosse bis an's Auge, das dritte vom Ende dieser Flosse bis an die Höhe des Vorkiemendeckels, das vierte von der Basis des Schwanzes unter dem Auge hin bis gegen das Ende der Schnauze ziehend. Manchmal zeigt sich die Spur eines fünften Bandes an den Grenzen des weißen und gelben des Unterleibes, und bei einzelnen Exemplaren ist der obere Rand der Rückenflosse tiefer gefärbt als das Übrige. Auch wird man bei einzelnen Individuen der Mitte der Rückenflosse gegenüber einen wenig deutlichen, schwärzlichen Flecken auf der Seitenlinie gewahr. — Bei keiner Art sieht man deutlicher die Erhöhung des Zwischenkiemendeckels und die Ausrandung des Vorkiemendeckels. Die erstere ist vorspringend, selbst spitzig, die zweite tief. Unter dieser letztern finden sich stark vorspringende Zähnchen. Der Kiemendeckel hat nur eine flache Spitze. Der Körper ist länglich. Die Rückenflosse ist mittelmäßig hoch und ziemlich gleich, die Brustflossen sind groß und spitzig, die Bauchflossen um die Hälfte kürzer, die Schwanzflosse ist halbmondförmig ausgeschnitten. Die Schuppen von mittelmäßiger Größe sind etwas rauh und am Rande gefranzt, die Seitenlinie läuft dem Rücken parallel. Strahlenzahl: Rückenflosse $\frac{4}{13}$, Afterflosse $\frac{3}{8}$, Schwanzflosse 15, Brustflosse 15, Bauchflosse $\frac{1}{5}$. — Die Leber ist wie bei der ersten Art tief getheilt, der linke Lappen doppelt so lang als der rechte, an welchem letztern die Gallenblase befestigt ist, die doppelt länger ist als bei der erstern Art. Es sind 5 Blinddärme vorhanden. Das Skelett weicht fast in nichts von dem der gemeinsten Arten Serranus ab. — Dieser Fisch findet sich bei Isle de France, im rothen Meere und im großen stillen Ocean; auf Otaheiti wird er ta-ape oder d'étaapé genannt, die Araber nennen ihn kasmiri und tyrki.

Wir übergehen nun die weiter von Cuvier angeführten Arten: D. notata, fulvillamma, coeruleo-punctata, marginata, xanthopus.

5) D. quadriguttata *Cuvier* (Sparus lepisurus *Lacépède*. III. pl. 15. f. 2.). Der Höcker ist weniger ausgezeichnet als an einigen der vorhergehenden Arten. Der Kiemendeckel hat nur eine platte Spitze. Die Zähne sind stark, besonders die 4 Hundszähne vorn in der obern

*) Wir übergehen D. civis *Cuvier* l. c. VII, 444.

Kinnlade und die seitlichen in der untern. Die Farbe ist nach der Beschreibung, welche Commerson geliefert hat, röthlichbraun, nach dem Rücken zu schwärzer, mehr roth nach den Seiten des Kopfes und nach dem Bauche. An jeder Seite des Rückens stehen zwei milchweiße Flecken, der eine dem achten Stachel der Rückenflosse gegenüber, der andere dem Ende des weichen Theiles derselben. Eine schwärzliche Färbung zeigt sich an der Haut des stacheligen Theiles der Rückenflosse, vorn an der Afterflosse und am obern und untern Rande der Schwanzflosse nach den Ecken hin. Der übrige Theil dieser Flossen ist mehr oder weniger roth. Die Iris des Auges ist silberfarben. Strahlenzahl: Rückenflosse $\frac{12}{1}$, Afterflosse $\frac{3}{8}$, Schwanzflosse 17, Brustflosse 16, Bauchflosse $\frac{1}{5}$. — Commerson hatte diesen Fisch zwischen den Klippen der Nordküste von Isle de France gefangen, wo er indessen nicht sehr gemein ist. Seine gewöhnliche Größe ist die des Süßwasser-Barsches. Sein Fleisch hält man für leicht verdaulich und gesund.

Ehrenberg fand diesen Fisch zu Massuah an der Westküste des rothen Meeres und gibt seine Farbe purpurbraun, die Flecken lebhaft silberfarben an. Dussumier brachte von den Sechellen einen Fisch, der diesem ganz ähnlich ist, auch die 4 weißen Flecken sind die nämlichen, die Farben aber weichen ab und werden wie folgt beschrieben. Der Rücken bleifarben, Seiten und Bauch mit gelblichen Längslinien, die oberhalb der Seitenlinie schräg und zahlreich sind, unterhalb derselben stehen 12 bis 15. Der obere und untere Rand der Schwanzflosse und der untere der Afterflosse sind schwärzlichbraun. Der vordere weiße Fleck ist doppelt so lang als der andere. Der Fisch wird auch an dem angegebenen Fundorte hinsichtlich seines Fleisches sehr geschätzt. — Es fragt sich, ob die von Ehrenberg und Commerson angezeigten Farben nicht einen Unterschied des Geschlechts anzeigen, oder vielleicht von der Jahreszeit herrühren.

Die noch übrigen Diacope-Arten hat Cuvier nur nach den Angaben Anderer aufgenommen, weshalb wir sie blos namentlich, mit einigen Synonymen aufzählen. D. Calveti *Quoy* et *Gaimard* (*Freycinet* Voyage Zool. fol. 517. f. 1.). — D. striata *Q.* et *G.* ib. — D. immaculata iid. ib. — D. nigra (Sciaena nigra *Forsk.* — Labrus niger *Lacépède.*). — D. argentimaculata (Sciaena arg. *Forsk.*, Labrus argenteus *Lac.*). — D. bohar (Sciaena b. *Forsk.* Labrus boh. *Lacép.*). — D. miniata (Sciaena *Forsk.* Pomacentrus Burdi *Lac.*). — D. bottonensis (Holocentre boutton *Lac.*). — D. fulva (Perca fulva *Forster.* Holocentrus fulvus *Schneider.*). — D. borensis *Cuv.* — D. sanguinea *Ehrenb.* — D. coccinea id. — D. gibba (Sciaena gibba *Forsk.*).

(*D. Thon.*)

Diacrydium s. Scammoniumharz.

Diacydonium simplex s. Pyrus Cydonia.

DIADEM, *διάδημα* [1]), bezeichnete ursprünglich das Band, welches das umher fliegende Haupthaar zusammenhielt, aus leicht biegsamem Stoffe bestand und ein Bedürfniß befriedigte, später aber unter den Völkern der alten Welt, welche sich durch Wohlstand und Bildung gehoben hatten, einen Schmuck, eine Zierde der Stirn und des Hauptes. Kunst und Sitte gaben ihm eine andere Gestalt, Reichthümer reichten ihm einen kostbarern Stoff, und die Häupter der Völker wählten es zum Zeichen ihrer Würde. Seine Form veränderte sich vielfach, es wurde oft den Kronen ähnlich, sicher oft auch für eine Krone gehalten, und nicht in der Form, vielleicht mehr in der Benennung, unterscheidet es sich von der Krone.

Wie alt die Stirnbinde oder das Stirnband ist, läßt sich kaum bestimmen. Als eigentliche, zum Zusammenhalten der Haare dienende Binde finden wir sie nirgends erwähnt. Dionysos soll sie zuerst als königliches Würdezeichen, insigne regium, getragen haben, und ihm schreibt das Alterthum auch ihre Erfindung zu [2]). Auf seinen Zügen durch die Welt begleiteten ihn schwärmende Scharen mit fliegendem Haar. Als Entwilderer trug er wol das Diadem und als König zugleich? Einen andern Grund führt Diodor von Sicilien [3]) an, Dionysos habe zur Milderung der Kopfschmerzen nach übermäßigem Genusse des Weines das Diadem um seine Schläfe geschlungen. Die vorhandenen Denkmale geben ihm wirklich eine Stirnbinde mit herabhängenden Backen, eine Mitra, und er heißt *θηλυμίτρης* [4]), auch *χρυσομίτρης*. Etwas anderes als eine Binde war die persische Mitra nicht; man trug sie um den *πίλος*, welcher eine spitz zulaufende Kopfbedeckung war [5]). Die olympische Götterdynastie, deren Genosse Dionysos später wurde, fand an diesem Kopfschmucke Gefallen, und die Kunst wie der Mythos legen ihr diesen bei [6]). Auf einem vierseitigen Altare erscheint Zeus als Götterkönig auf dem Throne mit dem Diadem, und die Götter huldigen ihm. Hält doch auch die goldene Nike auf der Rechten des Zeus in Olympia von Phidias eine Binde, *ταινίαν*, eine Siegerbinde, von Purpurwolle, mit welcher sie ihn als Vorsteher der olympischen Spiele ziert? [7]). Und wird doch sein Haupt immer mit der Binde umwunden, wo es der Kranz nicht ziert? [8]). An dem Diadem erkennt man Here, die Königin [9]). Praxiteles machte es an ihrem Musterbilde zur stehenden Form. Statt des Kranzes, *στέφανος*, den sie sonst trug, gab er ihr eine Binde, *στεφάνη*, wo nämlich ein Kopfband, *ἄμπυξ*, über der Stirn steif emporstand, das man der Ähnlichkeit mit einer Schleuder wegen *σφενδόνη* nannte [10]). Es wurde in der Folge aus Gold gemacht und mit Schmelzwerk in Blumen, mit Perlen u. s. w. geschmückt, wobei man die Ähnlichkeit mit der pyramidalförmigen Erhöhung der tragischen Maske auf dem Scheitel nicht übersehen kann [11]). Auch andere Olympierinnen tragen ein Diadem. Demeter erscheint

1) Von *διαδέω*, ich binde um.

2) *Plin.* H. N. VII, 37. Idem (Liber Pater) diadema regium insigne et triumphum invenit. 3) Lib. IV. *πρὸς δὲ τὰς ἐκ τοῦ πλεονάζοντος οἴνου κεφαλαλγίας τοῖς πίνουσι γινομένας διαδεδέσθαι λέγουσιν αὐτὸν μίτρᾳ τὴν κεφαλήν.* 4) Creuzer Symb. Bd. 3. S. 471. 5) *Herodot.* VII, 62. 6) *Mur.* Capitol. IV, 8. *Millin* Gal. mythol. Taf. V. 7) *Festus* s. v. lemniscus. 8) Böttiger Kunstmythol. des Zeus, S. 61. 9) Hirt Bilderb. Taf. II. Nr. 5—8. 10) Visconti zum *Pio-Clement.* T. V. p. 7. Böttiger Vasengemälde 1, 2. S. 87. Dessen Sabina. Bd. 1. S. 210. Taf. V, 1. 11) Böttiger Kunstmythol. der Juno. S. 150.

mit einem und einem Ährenkranze [12]), Venus Urania und andere.

Durch welche Abwechselungen und Verzierungen das Diadem von seiner ersten Erscheinung an bis auf unsere Zeiten gegangen, welche Namen es erhalten, läßt sich ebenso wenig angeben, als der Unterschied, der zwischen Diadem, Mitra, Krone und Nimbus Statt findet, und sich die Nachrichten vereinigen lassen, die über seinen Gebrauch vorhanden sind.

In der historischen Zeit trägt es zunächst der Perserkönig als Würdezeichen über seiner Tiara, dem es auch zu tragen nur allein erlaubt war [13]). Diese zugespitzte Kopfbedeckung, κόσμος ἐπικεφάλαιος, oder Hut, nannten die Perser Kidaris, Kytaris, Kyrbasia [14]), und nicht, wie Curtius [15]), die blauweiße den Hut umringende Binde. Wie Darius ein weißes, so trug Alexander der Große ein purpurweißes Diadem [16]) und führte in Makedonien die persische Königstracht ein [17]). Tigranes trug sogar ein mit Perlen reich besetztes Diadem [18]). Diesen Nachrichten zufolge kann Alexander diesen königlichen Schmuck in Persien nicht eingeführt haben [19]), sondern er trug ihn aus Persien nach Makedonien und machte ihn da einheimisch [20]). Ohne ihn sah man den König nie, oft aber mit einem zwiefachen [21]). Auch die Königin der Perser [22]) und hohe Statsbeamte, die der König auszeichnen wollte [23]), durften es tragen. Es war ein breites Band, welches über den Turban um Stirn und Schläfe gebunden wurde, und ist, wie es scheint, aus der um das Haar gebundenen Schnur entstanden, deren sich die Perser noch jetzt bedienen [24]). Die Könige Israels zierten ihr Haupt mit goldenen Diademen, und nicht mit Kronen, wie Luther übersetzt [25]). Vorzüglich zeichnete eine goldene, an den Turban geheftete Platte mit den eingegrabenen Worten: נֵזֶר הַקֹּדֶשׁ, dem Jehovah heilig, ein Diadem, den Hohenpriester vor den übrigen Priestern aus [26]). Die goldene Platte war nach den Rabbinen zwei Finger breit, nach Josephus [27]) so hoch als die dreifache Krone, die er trug [28]). Wahrscheinlich empfingen die israelitischen Könige diesen Schmuck aus Ägypten, wo die Könige ebenfalls Kronen, oft zwei nach der Zahl der Länder, die sie regirten, wie Ptolemäus, trugen [29]). Daher hieß auch da das Diadem βασίλειον [30]).

Einen goldenen oder silbernen Kopfschmuck verbanden die Hebräer mit dem Schleier, den sie um die Stirn befestigten. Er war drei Finger breit, mit Edelsteinen und Perlen eingefaßt, und an ihn schloß sich von beiden Seiten mittelst angefügter Ringe und Öhre eine um die Wangen und Schläfe gelegte Perlen- oder Korallenschnur oder eine schön geflochtene Kette [31]). Zuweilen wurden auch nur Perlenschnüre um die Schläfe befestigt, die tief ins Gesicht herabhingen [32]).

Spuren des Diadems unter den Griechen finden sich an den Athletenfiguren, die man διαδούμενοι nannte [33]). Auch neben den Siegerkränzen von Öl- und Lorbeerzweigen flatterten und ringelten sich Bänder auf beide Schultern herab. Diese hießen coronae lemniscatae [34]).

Wegen minder genauer Unterscheidung der Krone und des Diadems sind die Nachrichten vom letztern unter den Römern nicht deutlich. Wenn Servius [35]) sagt: Non diadema italarum (al. ut aliarum) gentium reges habebant, Winckelmann [36]) ihm beistimmt, so schreiben Andere den Königen Roms Kronen und Diademe, Purpurmäntel, weiße Stirnbinden, goldene Kronen zu, wie den spätern Kaisern [37]). Von den Tuskern entlehnte der König Ancus Martius die königlichen Ehrenzeichen [38]), also auch das Diadem. Und wirklich finden sich in den vorhandenen römischen Denkmälern, besonders unter denjenigen, welche die Kaiser sich selbst, oder das Volk ihnen aus niedriger Schmeichelei setzen ließen, Diademe, wie an den Statuen der Apotheosirten. Man pflegte sie aber an den letztern nicht Diademe, sondern nach Isidor Nimbus zu nennen [39]). Dieser bestand in einer goldenen Stirnplatte mit einem Kettchen, um sie hinten um den Kopf herum zu befestigen [40]). Servius [41]) erklärt den Nimbus für ein göttlich strahlendes Licht, womit die Häupter der Götter und Imperatoren, wie mit einem hellleuchtenden Nebel, umflossen wären. So erscheint z. B. an dem Bogen des Constantius Trajan in mehren Reliefs mit dem Nimbus, durch den Halbzirkel über der Stirn angedeutet, wie an dem Kopfe der barberinischen Juno [42]) und in einem berühmten Monumente in Spanien, Claudius Büste vom Adler getragen — apotheosirt — noch außer der Krone mit dem den Nimbus bezeichnenden Reife verherrlicht [43]). Welcher Kaiser oder König zuerst das Diadem als Zeichen

12) Winckelmann Werke. Dresden. Theil 4. S. 119. 342. 13) *Xenoph.* Anab. II, 5, 3. *Schol. Aristoph.* Aves. 487. *Joseph.* Arch. XX, 3, 2. *Hesych.* s. v. τιάρα. 14) *Pollux* VII. 58. 15) III, 3, 19. 16) *Curtius* VI, 6, 4. 17) *Justin.* hist. Philipp. XII, 3. 18) *Beger* Thes. Brandenb. T. II. p. 546. 19) *Spanheim* de usu et praest. num. T. I. p. 545. widerspricht. 20) *Herodian.* I, 3. 21) *Herodian.* VI, 2. Esther 6, 8. 22) Esther 1, 11. 2, 17. כֶּתֶר Krone, Diadem, Tulband, daher κίδαρις, κίταρις. Gesenius Wörterb. Bd. 1. S. 495. 23) Esther 8, 15. 24) *Brisson.* de reg Pers. princ. p. 38. ed. Ald. 25) Jahn bibl. Archäol. Bd. 2. Kupfertaf. 8. Nr. 4 u. 6. נֵזֶר nicht Krone, sondern Diadem. Gesenius Wörterb. II. S. 701. 2 Sam. 1, 10. 1 Chron. 11, 12. Psalm 89, 40. oder עֲטָרָה Diadem, 2 Sam. 12, 30. 1 Chron. 10, 2. Sachar. 11, 6. 26) 2 Sam. 28, 36—38. 39, 6. 39, 30. 31. 3 Mos. 8, 9. 27) Archäol. VII, 6. 28) Sein Bild vor Bellermanns Urim und Thummim. Berlin 1824.

29) 1 Makk. 11, 13. 30) Inschrift von Rosette bei Drumann S. 242. 31) Hohesl. 1, 10. 32) Hartmann Hebräerin. Thl. 2. S. 257. 33) Heyne antiquar. Aufsätze. Bd. 2. S. 257. 34) Salmasius zu *Sueton.* Nero c. 25. *Hesych.* s. v. λημνίσκος. Wesseling zu *Diod.* Sic. XVII, 101. p. 238. 35) Zu Aen. XII, 334. 36) Werke. Dresden. Thl. 3. S. 77. 37) Voß zu Virgils Landbau. Thl. 3. S. 442. 38) *Flor.* Epit. I, 5. 39) Böttiger Sabina Thl. I. S. 150. 40) Eine solche findet sich bei Böttiger im a. B. S. 110. Taf. 5. abgebildet, und von Oberlin in Lettre a Monsieur le Comte de Skawronsky sur un bijou dont ce Seigneur a fait acquisition à Rom. Straßburg 1779. 8. erläutert. 41) Zu Aen. II, 616. 42) *Pio-Clement.* T. I. Tab. II. u. Böttiger Sabina. Thl. 1. S. 110. 43) *Bartoli* Admiranda. Taf. 27. 28.

seiner hohen Würde getragen, scheinen die Alten selbst nicht zu wissen; bald soll es Aurelianus [44]), bald Diocletianus, bald Constantinus und Caligula zuerst getragen haben. Unter den Konsuln scheint es den Römern verhaßt gewesen zu seyn. Dem Cicero mißfällt es, daß Pompejus weiße Kniegürtel, cretatae fasciae in cruribus, trägt, quod potentiae parum civilis cupiditatem significare videbantur. Später spricht das Volk denselben Unwillen gegen Julius Cäsar aus. Ein Unbekannter hatte die dem Cäsar errichtete Bildsäule mit der königlichen Binde geschmückt. Die Konsuln leiteten gegen denselben eine Untersuchung ein, bei welcher die Ehre des Dictators mehr hervorgehoben wurde. Er zog feierlich in Rom ein, und einige Schreier begrüßten ihn als König. Das Volk schwieg und drang dem Cäsar durch sein Murren die Versicherung ab: Nicht König, sondern Cäsar wolle er genannt seyn. Am Feste der Lupercalien nahm Cäsar auch in triumphalischer Kleidung Theil, und der Konsul M. Antonius trat unerwartet vor die Tribune und bot ihm das mit einem Lorbeerkranze umwundene Diadem. Kein Jubel. Seufzer und leise Mißbilligung bewegten das Volk, und seine Hand stieß, scheinbar mit Unwillen, die Krone zurück. Der Konsul wiederholte seine Bitte im Namen des Volkes, aber ein Blick auf das Volk lehrte Cäsar, was er zu thun habe. Er wies das Diadem zurück und sandte es nach dem Capitol, wo Jupiter, Roms einziger Beherrscher, thronte [45]).

Unter den Kaisern wurde es das gewöhnliche Zeichen ihrer Würde. Seine Form erläutert Casaubonus [46]) und H. Spanheim [47]). Größeres Glück machte dieser Kopfschmuck bei den Römerinnen. In den alten, prunklosen Zeiten bestand die Haartracht in einem bloßen Aufrollen der zusammengeschlagenen Haare, die von der Mitte der Stirn an, wo sie gewöhnlich gescheitelt wurden, in einer Art von Wulst herumliefen. Dazu bediente man sich eines schmalen Bandes, taenia, fascia. Auf dieser Wulst ruheten die Kränze, mit welchen römische Damen zu Opfern und Festlichkeiten sich zierten, am besten. Verheirathete Römerinnen ahmten gern die Tracht der Vestalinnen nach, und da diese einen offenen Schleier trugen, der vom Kopfwirbel auf beiden Seiten über die Haare bis auf die Schultern herabfiel, so wurde dieses der gewöhnliche Kopfputz, wobei jedoch die über der Stirn hervorragenden Haare gelockt seyn konnten [48]). Dazu entlehnte oder erfand man eine Art von Halbzirkel oder Bandeau, das man vorn über der Stirn über die Haare setzte und diese so künstlich darüber wegschlug, daß nur die vorragende Spitze dieses Halbzirkels in der Mitte aus den Haaren ragte und das Diadem bildete, das uns an den Köpfen der Göttinnen und vornehmen Römerinnen so oft und so wundersam erscheint, da man von dem ganzen breiten Halbzirkel, der nur selten ganz blos zum Vorschein kommt, nichts als ein zierliches kleines Dreieck erblickt. Die vordersten Haare der Stirn fielen in kleinen Löckchen herab [49]), und über denselben erhob sich das Diadem. Dieses war in der Regel eine Metallplatte von gediegenem Golde, oft war das Band selbst mit plattirtem Golde belegt und mit Perlen geschmückt. Es unterschied sich von der ursprünglichen Form des Diadems dadurch, daß es sich vorn über der Stirn zu einem breiten Bandeau in der Form eines Segments von einem Zirkel erhob. Dieser Haarputz hatte etwas sehr Feierliches und Ernstes und wurde nur bei ernsten Feierlichkeiten getragen.

Die Diademe regirender Fürsten, reicher Damen in den Bildern, auf Münzen und in der Wirklichkeit, leiten ihren Ursprung aus der Römerzeit [50]). (*Schinke.*)

DIADEMA, *Gray* (Zoophyta). Eine aus Cidarites (s. d.) gesonderte Gattung Seeigel, diejenigen Arten umfassend, welche kreisrund und platt sind; die Füßchenfelder sind weniger schmal als an den andern, ihre Ränder gerade. Die Stacheln sind meist röhrig. Es gehören hieher Echinus Diadema *Linné*, E. calamarius *Pallas*, Cidarites metularia *Lamarck*. (*D. Thon.*)

DIADEMA, *Ranzani* (Mollusca). Eine aus Coronula *Lamarck* gesonderte Untergattung der Entenmuscheln (Balanus), welche die höhern, fast sechseckigen Arten umfaßt, deren Felder (Klappen) fast gleich groß, die versenkten aber breiter als die vorstehenden; die obere Öffnung sehr groß, sechseckig, die untere viel kleiner, von gleicher Gestalt und mit einer Höhlung an der Basis correspondirend, welche rund ist und strahlige Blätter hat, die zwei kleinen Deckelklappen sind in die Deckelhaut fast versteckt. — Typus der Gattung ist Lepas Diadema. Chemnitz Conchylienkabinet. VIII. t. 99. f. 843. 844. (*D. Thon.*)

DIADES, berühmter Mechaniker zur Zeit Alexanders, Schüler des Polyidos. Von seinen Schriften über Mechanik hat sich nichts erhalten. Vitruvius beschrieb nach denselben die Belagerungsmaschinen und führt als dessen eigne Erfindungen an die beweglichen Thürme, den Mauerbohrer, die Steigmaschine, den Mauerbrecher (demolitor), den Raben oder Kranich, den Sturmbock auf Rädern und eine Schiffmaschine zum Entern. (*Vitruv.* de Archit. X, 19. Athenaeus.) (*H.*)

Diadikasia s. Leiturgia.

DIADOCIDIA. Unter diesem Namen beschreibt Ruthe bei Gelegenheit seiner Monographie der Gattung Dolichopus ein zweiflügeliges Insekt, das jedoch, wegen des einzig vorhandenen unvollständigen Exemplars, wie es scheint, nicht genau im System untergebracht werden konnte, indem er über die Einordnung desselben keine Angabe macht. Die Fühler sind 14gliedrig, (scheinen aber an der Spitze verstümmelt, also vielleicht 16gliedrig). Das erste Glied kurz und dick, das zweite walzenförmig, von allen das längste, beide gelb, die übrigen von gleicher Länge, die äußern dünner, alle dun-

44) *Aurel. Vict.* Epit XXXV, 5. 45) *Sueton.* Jul. Caes. c. 71. 46) Zu *Sueton* Caes. c. 79. 47) De usu et praestant. num. p. 385 seq. 48) Vitta matronalis.

49) *Auson.* Mosell. 236. Aut frontis ad oram Vibratos coeptat digitis extendere crines. 50) Hauptschrift: Paschalius de coronis et diad. etc.

kelbraun. Der ganze Kopf schwarzbraun (vorn zufällig eingedrückt, daher die Form der Augen nicht zu erkennen, Punktaugen scheinen 2 vorhanden zu seyn). Der ganze Mittelleib bräunlichgelb. Beine gelblich mit braunen Füßen, die Schienbeine an der Spitze mit 2 mittelmäßigen Sporen ohne alle Seitendornen. Flügel breit, rings fein gewimpert, auf den Flächen mit kurzen Haaren bedeckt, von eigenthümlichem Aderbau: am Vorderrande 3 Längsnerven, wovon die ersten beiden fein sind und zwar der erste am Ende des ersten Drittheils, der zweite etwas über die Mitte in den Randnerven mündet. Der dritte stärkere, mit den Randnerven parallel gehend, endigt unter der äußersten Flügelspitze. Außerdem laufen vom Grunde noch 2 kurze Längsnerven nach dem Hinterrande, steigen aber über das erste Drittheil desselben nicht hinaus; der erste derselben (also der dritte) ist Anfangs gerade, liegt schräg und biegt sich dann nach dem Rande, der zweite (fünfte) ist ganz gerade und sehr fein. Etwas über der Mündung des ersten Längsnerven geht von dem dritten nach dem vierten Nerven ein nach vorn etwas gebogener Quernerv; dieser trägt zwei gerade Längsnerven, wovon der vordere sich gabelig theilt, die Gabel von der Länge des Stiels und der hintere nach dem Hinterrande läuft, etwa am Ende des zweiten Drittheils. Näheres ist über dieses Insekt nicht bekannt. (*D. Thon.*)

DIADUMENIANUS. Marcus Opilius, der Sohn des Opilius Macrinus und der Nonia Celsa, hatte den Beinamen Diadumenus, wahrscheinlich von seinem mütterlichen Großvater. Sein Vater, Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache unter Antoninus Caracalla, wurde nach dessen Ermordung zum Kaiser ausgerufen, und da die Soldaten, gegen welche Caracalla sehr freigebig gewesen, den Verlust desselben betrauerten, so gab Macrinus seinem zehnjährigen Sohne, der zum Cäsar und späterhin zum Augustus ernannt wurde, den Beinamen Antoninus und verwandelte den Namen Diadumenus in Diadumenianus, gleichsam als ob er von der Familie der Antonine adoptirt wäre. (S. die Nachrichten über die Münzen unter seinem Namen b. Rasche.) Das Glück blieb aber dem Vater und Sohne nicht lange treu. Ein neuer bürgerlicher Krieg wurde durch Julia Mäsa erregt und Macrinus vierzehn Monate nach seiner Erhebung in einer Schlacht (den 8. Juni 218 n. Chr.) besiegt, sein Sohn gefangen, und beide zu Chalcedon in Bithynien ermordet. (*Dio Cass.* 78, 30—41. *Herod.* V. — *Lamprid.* — *Aurel. Vict.*) (*H.*)

DIADUMENOS, der sich selbst die Siegerbinde um Stirn und Schläfe windende Jüngling, διαδούμενος τὴν κεφαλὴν τῇ ταινίᾳ, ein von den größten Kunstmeistern des Alterthums hochgefeiertes Meisterwerk des Polykletos aus Sikyon [1]). Polykletos, der als Künstler hier nicht gewürdigt werden kann, leistete vorzüglich Großes in Jünglingsstatuen und stellte außer den dreien, die wir hier ins Auge fassen, mehre andere in Bronce auf. Von ihnen sagt Plinius [2]): Polycletus Sicyonius, Ageladae discipulus, Diadumenum fecit molliter juvenem, — einen weichlich zarten in der Jünglingsblüthe — centum talentis nobilitatum: idem et Doryphorum viriliter puerum — einen männlich martialischen Knaben — et quem canonem artifices vocant, lineamenta artis ex eo petentes, velut a lege quadam etc. [3]). Noch ist es von den Archäologen unentschieden, ob der Künstler drei Statuen goß, oder nur eine, welcher die erwähnten drei verschiedenen Namen zukommen. Daß der Doryphoros mit dem Kanon eine und dieselbe sei, erklären Winckelmann [4]), Meyer [5]), Hirt [6]) und Sillig [7]), welcher letztere durch äußere [8]) und innere [9]) Gründe die Identität beider zu erweisen versucht. Dagegen meinen die Herausgeber der Winckelmannschen Werke [10]), daß beide auch verschiedene Werke seyn könnten, wie Plinius Worte es gestatten. Er verfertigte auch (er) einen Doryphoros, welchen die Künstler den Kanon nennen; das Gegenbild dieses Doryphoros war der Diadumenos, das herrlichste Epheben- und Jünglingsideal in angenehmer Stellung, und sollte wahrscheinlich, wie die Here zum Zeus des Phidias zu Olympia, zu dem von Phidias am Throne des Zeus gebildeten Knaben Pantarkes, welcher Ol. 85. zu Olympia siegte und sich die Siegerbinde umband, ein Seitenstück seyn [11]). Die Erziehung der griechischen Jugend durch die Gymnastik und die dadurch den Künstlern erwachsene Gelegenheit, die zierlichsten Ephebengestalten in den malerischsten Stellungen nackend zu sehen, gab auch dem Polykletos die Bilder zu seinen Schöpfungen. Vom Ringplatz folgten dem Künstler die herrlichsten Gestalten in die Werkstatt und boten in der gewählten Stellung die Fülle ihrer Glieder dem feinsinnigen Meister zur bequemen, sorgfältigen Nachbildung. Nicht Bildnißähnlichkeit, sondern Erfassung der Schönheit des natürlichen Charakters war sein Zweck, und so entstanden Werke, welche die Mitte hielten zwischen Bildnissen und frei aus der Idee erzeugten Schöpfungen, und worin die Schönheit der Gestalt allerdings die der Natur zu übertreffen schien, da der Meister jeden Charakter von seiner

1) Von seiner Blüthezeit sprechen Thiersch Kunstepochen. II. S. 41. und Note 137 — 140. S. 62 — 64. und Note 1. zu III.

S. 81. zum Theil dagegen *Sillig* Catal. p. 861. Böttiger Andeutungen S. 111. 2) Hist. nat. XXXIV. 19. s. 2. 3) Die zwischen Plinius Worte eingeschobene teutsche Übersetzung ist von Böttiger. Andeut. S. 114., welcher bemerkt, daß Jaucourt in der Rev. Encyclop. T. XXIII. p. 824. Doryphoros zu einem Trabanten des Perserkönigs stempelt. Ebenso lächerlich macht Grosse, der teutsche Übersetzer des Plinius, den Diadumenos zu einem Petit-Maitre oder einem jungen Manne in einem Frauenzimmeraufsatz, und den Doryphoros zu einem Knaben oder einem Kinde mit einem Spieße. S. Th. 10. S. 186. 4) Werke. Th. 6. S. 48. 5) Gesch. d. bild. Künste b. d. Griechen. I. 66 fg. II. 61 fg. 6) Über den Kanon des Polyklet. S. 22. 7) *Böttiger* Amalthea. Bd. III. p. 297. Catal. p. 864. 8) Die Codd. Reg. I. Dufresne I., auch Reg. II. Colbert lesen die Stelle ohne Interpunktion, d. h. ohne Komma nach puerum. 9) Cic. Brut. 86. §. 296. Polycleti Doryphorum sibi Lysippus magistrum fuisse ajebat; et Orat. 2. §. 5. nec simulacro Jovis Olympii aut Doryphori statua deterriti etc. Lucian. de saltat. 75. p. 808. T. II. edit Wetsten. Galen περὶ σπέρματος II. p. 606. T. IV. edit. Kühn. περὶ χρασέων. I, 9. T. I. p. 566. 10) Werke Th. 6. 2. Abtheil. S. 77. 11) Über Pantarkes. Böttiger Vasengemälde. I, 3. S. 70. Völkel Tempel zu Olympia. S. 153 ff.

schönsten Seite ergriff. Auf diese Weise schuf auch Polykletos den weichlich zarten Jüngling, dessen Werth man zu 100 Talenten anschlug. Das Urtheil Quinctilians [12]), daß er die göttliche Würde nicht zu erreichen gewußt habe, da hingegen Phidias in der Bildung der Götter glücklicher gewesen als der Menschen, bestätigt er hinreichend.

Eigenthümlichkeiten werden an allen seinen Werken und so auch an seinem Diadumenos wahrgenommen, von denen noch einige Worte beigefügt werden. Plinius [13]) deutet sie mit folgenden Worten an: ut uno crure insisterent signa, quadrata tamen ea esse et paene ad unum exemplum [14]). Hatte diese auch das gerühmte Meisterwerk? Er ließ seine Bilder auf einen Fuß ganz auftreten und gab ihnen mehr lebendige Regsamkeit. Nicht zu berechnende Vortheile entsprangen aus dieser genialen Neuerung. Seine signa waren quadrata, nicht viereckig, vierkantig, sondern in gediegener, zierlicher Mittelstatur [15]). Sie sollen alle ad unum exemplum, nach einem Leisten gearbeitet, geformt gewesen seyn. Von einem Künstler, welcher nach Phidias noch großen Ruhm erntet, läßt sich dies nicht denken und sagt nur, daß er seine Figuren zu häufig nach einerlei Statur und Charakter (der Jugend) gebildet. — Das Entzücken an der Schönheit hat sich in Polykletos gleichsam auf die äußerste Höhe des Verstandes gewagt, da es in der ganzen vorhergehenden Kunst der Griechen überall tief im Gemüthe wohnte und sich nur unbewußt in allen ihren Schöpfungen aussprach [16]).

Ein so berühmtes Werk des Alterthums ist gewiß häufig nachgebildet worden, und Bruchstücke alter Denkmale sind wol noch vorhanden. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts soll eine Statue des Diadumenos zu Florenz sich befunden haben [17]). Es war eine unbekleidete Figur, etwas unter Lebensgröße, die sich ein Band um die Stirne bindet. Mehre andere wollte Winckelmann in Rom gefunden haben. Die erwähnte soll jetzt in Neapel seyn [18]) und abgebildet in einem alten Werke: Insignio-rum statuarum urbis Romae icones, Nr. 74., eine ähnliche in: Antiquarum statuarum urb. Rom., von Joh. Baptista de Cavalleriis unter Nr. 97., welche auf Taf. 11. Lit. A. zum 6ten Bande von Winckelmanns Werken wiedergegeben ist. (*Schincke.*)

DIAERESIS (von διαιρέω, auseinandernehmen, trennen), bedeutet Trennung im Allgemeinen; in der Chirurgie jedoch diejenigen Operationen insbesondere, welche mit einer Trennung des organischen Zusammenhanges verbunden sind. Hiedurch nämlich wird sie von der Exaeresis (der Herausnahme), d. i. der Trennung mit gleichzeitiger Entfernung untauglich oder schädlich gewordener Theile unterschieden. Beide werden einer ältern Eintheilung zufolge 1) der Syntheſis gegenüber gestellt (der Zusammenfügung, der Verbindung), d. h. denjenigen mechanischen Eingriffen, durch welche getrennte Theile verbunden werden, und 2) der Prosthesis (dem Hinzufügen, dem Zusatz), d. i. denjenigen Operationen, durch welche verloren gegangene Theile mechanisch ersetzt werden. Indeß hat man diese Eintheilung gegenwärtig ganz verlassen, einmal, weil die meisten Operationen mehre dieser Zwecke zugleich beabsichtigen, z. B. beim Einschnitt des Blasenhalses zur Entfernung von Steinen, beim Kaiserschnitt zur Herausnahme des Fötus, bei der Rhinoplastik, wo ein Stück Haut aus der Stirn oder dem Arme zum großen Theil herausgeschnitten, der Nasenrand verwundet und der Hautlappen angeheftet wird u. s. w., und zweitens, weil es andere chirurgische Operationen gibt, die unter keine dieser Abtheilungen gehören, z. B. die Applikation unblutiger Schröpfköpfe; die Unterbindung der Arterien nach Amputationen oder Verwundungen, die Applikation des Katheters, der Tourniquets u. s. w.

Die Diäresis, einfache Trennung, wird entweder vorgenommen, um anomal mit einander verbundene Theile zu trennen, z. B. zusammengewachsene Finger nach Verbrennungen, zu weit angewachsene Zungenbändchen; oder um hiedurch zugleich einen verschlossenen Eingang in die Höhlen des Körpers zu öffnen, z. B. bei der Durchbohrung des Tympanum, bei der Operation der atresia oris, auris, ani, vaginae, orificii uteri; oder um angesammelten Massen Wasser, Schleim, Blut, Eiter u. a. m. einen Ausweg zu verschaffen, besonders bei Abscessen. Hier unterscheidet man die künstliche Eröffnung von der durch die Natur bewirkten Selbsteröffnung (Diaeresis artificialis und spontanea). Ferner wird die Diäresis verrichtet, um zu tief gelegenen Theilen zu gelangen, um absichtlich die äußern Theile zu reizen und dadurch von innen abzuleiten, z. B. beim Schröpfen, bei der Applikation von stärkern Hautreizen, zur Entziehung von Säften u. s. w.

Zu ihrer Ausführung hat man vier Methoden. 1) Den Schnitt (τομή). Er ist die am allgemeinsten anwendbare Trennungsmethode und kann bald eine einfache, bald eine vielfache Trennung verursachen. 2) Den Stich (παρακέντησις), z. B. bei der Acupunktur, bei der Punktion des Unterleibes, der Scheidenhaut des Hodens u. a. 3) Die Kauterisation (καῦσις), sowol mittelst der Ätzmittel (Cauteria potentialia), als mit Hilfe der Brennmittel (Cauteria actualia). 4) Die Zerreißung (διάσπασις), wohin man z. B. das Aufsprengen der Abscesse durch Ventosen nach Hardmann rechnen kann. 5) Die Zerbrechung, d. i. Trennung der harten Theile, der Knochen, — ein Verfahren (nach Bosch und Österlen), welches besonders bei schief geheilten Knochenbrüchen in Anwendung gebracht wird, um die aufs neue zerbrochenen Knochenenden nachgehends desto besser zu vereinigen (Dysmorphosteopalinclasis). S. die Artikel Ätzung, Brennung, Cauterisatio, Paracentesis, Stich, Schnitt.).

Außerdem wird in der Lehre von den Blutflüssen seit Demetrius von Apamea (276 a.

---

12) XII, 10. 13) *Plin.* H. N. XXXIV, 19. s. 2. 14) *Sillig* Catal. p. 867. liest: Proprium ejus est, ut uno crure insisterent signa excogitasse, ait Varro, et paene ad unum exemplum. 15) So wird quadratus, wie das gleichbedeutende τετράγωνος gebraucht. S. Böttiger Andeut. S. 120. und Lanzi Sculptur von Lange. S. 43. 16) Schorn Studien d. gr. Künstler. S. 301. 17) Winckelmanns Werke. 6ten Theiles 1ste Abtheil. S. 48. 18) Visconti Pio-Clement. T. VII. p. 90.

Ch. n.), einem Schüler des Herophilus *) die Diäresis der Diapedesis, d. i. der Durchschwitzung und der Anastomosis, d. i. der Erweiterung der letzten Gefäßendigungen, entgegengesetzt, als diejenige Ursache der Blutungen, welche durch Trennung der Gefäßwandungen dieselben veranlaßt. Diese kann alsdann entweder durch äußerlich trennende und verletzende Werkzeuge herbeigeführt seyn (Diäresis im engern Sinne), oder durch eine Zerreißung aus innern Ursachen, Berstung (rhexis) entstehen, oder auch durch Anfressung (diabrosis, corrosio) mittelst scharfer, die Gefäßwandungen zerstörender Flüssigkeiten (z. B. beim Krebs) bedingt seyn. S. Anastomosis, Angiorrhoea, Blutfluss, Diabrosis, Diapedesis, Haemorrhagia, Rhexis.

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIAETETAE (*Διαιτηταί*). Bei den Diäteten [1]) oder Schiedsrichtern zu Athen muß sorgfältig eine doppelte Klasse unterschieden werden, selbst wenn es sich auch ergeben sollte, daß die attischen Redner hie und da beide Klassen nicht sorgfältig genug unterschieden haben [2]), indem zur richtigen Auffassung und Würdigung dieses attischen Instituts eine solche Unterscheidung unerläßlich ist. Wir unterscheiden demnach: 1) öffentliche Diäteten, alljährlich durch das Loos aus der Bürgerschaft erwählt (*διαιτηταὶ κληρωτοί*), eine Klasse von Statsbeamten und öffentlichen Behörden; 2) freigewählte, compromissarische Diäteten, Schiedsrichter, zur Ausgleichung von Streitigkeiten von den beiden Parteien erwählt, ohne öffentliche Autorität, *διαιτηταὶ αἱρετοί, διαλλακταί.*

1) Über die Zahl der öffentlichen Diäteten findet sich eine Angabe bei Ulpian [3]), wonach aus jeder der zehn attischen Phylen vier und vierzig (also in Summe vierhundert und vierzig) Diäteten hervorgegangen. Da diese Zahl zu groß, ja unglaublich erschien, so nahm man entweder willkürlich eine andere Zahl an (z. B. zweihundert und zwanzig), oder man suchte, um eine geringere und wahrscheinlichere Zahl heraus zu bekommen, durch Veränderung oder Umstellung der Worte Ulpians sich zu helfen und brachte denn so bald die Zahl vier und vierzig, bald vierzig heraus. Da aber alle diese Veränderungen auf willkürlichen Annahmen beruhen, so ist wenigstens noch kein genügender Grund vorhanden, von der durch Ulpian überlieferten Zahl abzugehen, zumal da auch die andern attischen Gerichtshöfe sehr zahlreich besetzt waren, weil solches im Interesse der attischen Demokratie lag, alle Ämter und Gewalten auf recht viele Personen zu übertragen, dem Einzelnen aber so wenig als möglich anzuvertrauen, was hier auch schon insofern in Betracht kommt, als ja den Einzelnen durch das Loos die einzelnen Prozesse überwiesen wurden [4]), auch ohnehin vor den Diäteten die meisten Civilprozesse in erster Instanz entschieden wurden, was immerhin schon ein zahlreiches Personale erfoderte, zumal wenn man die Streit- und Prozeßsucht der Athenienser denkt. Die Dauer der Amtsführung der Diäteten erstreckte sich, wenn auch schon ausdrücklich darüber nichts bemerkt wurde, zweifelsohne doch nur auf ein Jahr [5]), wie dies auch bei den andern attischen Magistraten der Fall war; eine längere Dauer war mit dem Wesen der attischen Demokratie und der ganzen Einrichtung des attischen Statswesens unvereinbar. Daß sie, gleich den andern Magistraten bei Antrit ihres Amtes einen feierlichen Amtseid abgelegt [6]), läßt sich ebenfalls mit gleicher Sicherheit annehmen. Sie mußten übrigens ein Alter von funfzig, nach einer andern Angabe gar von sechzig Jahren [7]) erreicht und keine Ehrenstrafe erlitten haben, sondern unbescholten seyn. Zur Besorgung der Gerichtspflege kamen sie wahrscheinlich an gewissen bestimmten Plätzen zusammen, wie sich solches durch die Gewohnheit gebildet hatte. Einige Stellen der Alten lassen uns hierüber kaum Zweifel übrig [8]). Als Lohn für ihre Bemühungen erhielten sie von dem Kläger eine Drachme (nicht völlig sechs gute Groschen) Legegeld, *παράστασις* genannt, und dann bei Ablegung des Eides eine weitere Drachme von dem Kläger wie von dem Beklagten; aber sie waren dafür auch gleich den andern attischen Magistraten verantwortlich und konnten für ihre Amtsführung durch eine förmliche Klage (*εἰσαγγελία*) belangt werden, weshalb sie im Monat Thargelion zusammenkommen und sich bereit stellen mußten, falls Jemand sich über ihre Amtsführung beschweren und eine Klage gegen sie vorbringen wollte [10]). War die Beschwerde gegründet, so traf den schuldigen Diäteten die Strafe der Atimie, d. h. der Ehrlosigkeit, die aber freilich von der Ehrlosigkeit nach unsern Begriffen wohl zu unterscheiden ist, da sie mehr einen öffentlichen Charakter hatte und den Verurtheilten von aller Theilnahme an der Statsgemeinschaft ausschloß.

Was nun die Wirksamkeit und Competenz dieser richterlichen Behörde betrifft, so verdient die Angabe des Pollux [11]) Aufmerksamkeit, daß vordem (*πάλαι*, also vor der eigentlichen Blüthezeit des attischen Rechts) keine Klage vor Gericht angenommen wurde, ehe sie nicht bei den Diäteten angebracht war. Späterhin mochte es wol meist vom Kläger abhängen, ob er seine Sache erst vor den Diäteten oder vor den Gerichten

---

*) S. *Caelius Aurelian.* chronic. libr. II. c. 10. C. Sprengel Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. 3. Aufl. Halle. Th. I. 1821. S. 556.

1) Hauptschrift über diesen Gegenstand ist: Über die öffentlichen und Privat-Schiedsrichter, Diäteten, in Athen und den Prozeß vor denselben. Von M. H. Hudtwalcker. Jena 1812. 8. 2) S. Hudtwalcker in der ersten Note und daselbst die Anführungen. 3) In Demosth. Orat. Mid. p. 542, 15.: *ἦσαν δὲ τέσσαρες καὶ τεσσαράκοντα καθ' ἑκάστην φυλήν*, wo Heraldus verbesserte: *τεσσαράκοντα, τέσσαρες καθ' ἑκάστην φυλήν*, welcher Verbesserung unter andern auch Wachsmuth beitritt. Alterthumsk. II, 1. S. 317. folgt. S. dagegen Hudtwalcker. S. 3. 4. und K. F. Hermann griech. Statsalterthümer. §. 145. Note 14. 4) Vergl. *Pollux* VIII, 126.: *ἐπελήγοντο αὐτοῖς αἱ δίαιται.* Vergl. Hermann a. a. O. Note 13. 16. 5) S. Hudtwalcker S. 6 ff. 6) S. Hudtwalcker S. 8 ff. 7) S. die Nachweisungen bei Hermann. §. 145. Note 15. 8) S. Hudtwalcker S. 11 ff. 9) S. die Erörterungen und Nachweis. bei Hudtwalcker S. 14 ff. 10) S. Hudtwalcker S. 19 ff. 11) VIII, 126. nebst den Erörterungen von Hudtwalcker S. 33 ff.

vorbringen wollte. Alle peinlichen Sachen waren von der Competenz der Diäteten ausgeschlossen, die sich nur auf Civilklagen jeder Art und unbeschränkt erstreckte, über geringere wie höhere, und unter Bürgern und Fremden und Einsassen. Hier kommen insbesondere die Provocationen [12]) oder προκλήσεις vor, Auffoderungen der einen Partei durch die andere, Beweismittel, die zur Entscheidung des Rechtsstreites dienten und nicht schon bei der Hand waren oder klar vorlagen, herbeizuschaffen. Die Art und Weise [13]), wie der Kläger seine Klage vor dem Diäteten vorzubringen und der Weg, den er einzuschlagen hatte, war im Ganzen wol derselbe, wie bei dem übrigen gerichtlichen Verfahren, vielleicht mit weniger Beobachtung gewisser feierlicher Formen, die bei den übrigen Magistraten Statt fanden, nur das war zu beobachten, daß der Diätet stets von der Phyle des Beklagten seyn mußte. Nach Deponirung des Succumbenzgeldes, Edition der Klage und erfolgter Eidesleistung untersuchte der Diätet die streitige Sache, vernahm die beiden Parteien nebst den Zeugen, bis die Instruktion des Prozesses beendigt und das Ganze zum Spruch reif war. Dieser erfolgte an einem bestimmten Tage [ἡ κυρία] [14]), der durch gegenseitige Übereinkunft auch prorogirt werden konnte, an welchem auch eine nochmalige Verhandlung der Streitsache von beiden Parteien vor dem Diäteten, ehe er das Urtheil sprach, Statt fand. Wer auf diesen festgesetzten Tag nicht erschien, ward in contumaciam verurtheilt [15]). Der Beklagte, der den Prozeß verlor, hatte neben dem Verluste noch Strafgelder, in ähnlicher Weise, wie sie bei andern Gerichten vorkommen, zu tragen [16]). Jedoch konnte von dem Ausspruch eines solchen öffentlichen Diäteten an einen Gerichtshof appellirt werden, ja es konnte selbst der Diätet eine zweifelhafte oder bedenkliche Klage vor einen Gerichtshof verweisen [17]).

2) Die andere Klasse der Schiedsrichter [18]) hat keineswegs den Charakter einer Statsbehörde. Sie wurden in einzelnen Fällen durch freiwillige Übereinkunft beider Parteien (ἐπιτροπή, Compromiß) gewählt, um einen zwischen ihnen obwaltenden Streit vergleichsweise auf gütlichem Wege beizulegen, oder durch ihren schiedsrichterlichen Spruch, den sie bald unbeschränkt, bald unter besondern Bedingungen [ἐπὶ ῥητοῖς] [19]), über welche sich die streitenden Parteien vorher vereint hatten, thun konnten, zu beendigen. Konnten sie ihren Spruch ohne Beschränkung abgeben, so war von diesem schiedsrichterlichen Spruche nicht erlaubt abzugehen [20]), also keine neue Klage vor einem andern Gerichtshof, keine Appellation verstattet. Vor dem erfolgten Spruche konnten natürlich beide Parteien zurücktreten. Hingegen scheint es fast aus einigen Nachrichten, die bei attischen Rednern vorkommen, hervorzugehen [21]), daß über Gegenstände, worüber einmal eine Klage vor den Gerichten angebracht war, kein Vergleich mehr abgeschlossen werden durfte. Der Spruch eines Schiedsrichters hatte übrigens völlig die Kraft eines Urtheils und mußte sich daher auch nach den bestehenden Gesetzen richten, wenn auch gleich, was in der Natur der Sache liegt, der Schiedsrichter nicht an manche rechtliche Formalitäten gebunden war. Doch konnten die streitenden Parteien von ihm einen Eid verlangen, daß er nach Recht und Gewissen entscheiden wolle. (*Bachr.*)

Diäos s. Achäischer Krieg (I. 288 fg.).

DIÄTETIK *), allgemeine (Eubiotik), Lebensordnungslehre, Gesundheitspflege ꝛc., Materia s. Medicina diaetetica, wird gewöhnlich die Lehre von den günstig auf unsere Gesundheit wirkenden Einflüssen genannt (mit Ausschluß der Heilkörper und chirurgischen Heilungsanstalten). — Platon nennt sie Pädagogik des Körpers. — Sie zerfällt 1) in die Gesundheitserhaltungskunde, Hygiastik oder Hygieine (Diaetetica conservatoria s. synteretica), wo nur der gesunde Mensch, als Gegenstand der Diätetik, angesprochen wird; 2) in die Kunst, Krankheiten desselben vorzubeugen (Prophylaxis morborum, Diaetetica praeservatoria) und 3) in die Kunst, Krankheiten durch sie zu heilen (Diaetotherapia, Diaetetica curatoria). — Prophylaxis und Diaetotherapia gehören der Pathologie und Therapeutik an.

Die Hygiastik begreift in sich: a) die Gesundheitspflege des Leibes, physische oder Körperhygiastik, und b) die Gesundheitspflege des Geistes ꝛc., physische, moralische oder Selenhygiastik.

Ihre Grenze von der eigentlichen Heilkunde läßt sich am schärfsten so ziehen: Physiologie macht die gemeinschaftliche Grundlage beider Doctrinen aus, und in ihren Richtungen laufen beide parallel, so daß der Gesundheitslehre die Krankheitslehre, der Diagnostik des gesunden Zustandes jene des kranken, der Lehre von den absoluten und gewöhnlichen Lebensbedürfnissen die Arzneimittellehre, der allgemeinen und besondern Behandlungslehre der Gesundheit die allgemeine und besondere Behandlungslehre der Krankheiten gegenüber steht.

Die physische oder Körper-Gesundheitslehre (die Lehre von der Leibespflege ꝛc.) theilt Heinroth originell (a. u. a. O. I. §. 55.) ein: 1) in die eigentliche Diätetik oder Genußlehre, welche von der Luft und ihrem Genusse, von den Speisen und Getränken und ihrem Genusse, von den Sinnesreizen und ihrem Genusse, von dem Schlafe und seinem Genusse; 2) in die Ergastik oder Thätigkeitslehre, welche von den verschiedenen Arten der

12) S. Hudtwalcker S. 41 ff. nebst Wachsmuth II, 1. S. 330. Note 54. 13) S. Hudtwalcker S. 64 ff. 14) S. Hudtwalcker S. 80 ff. 15) Vergl. Hudtwalcker S. 89. 16) Ebendas. S. 83. 87. 17) Vergl. *Demosth.* adv. Phorm. p. 913, 23. 18) Hudtwalcker S. 156 ff. Wachsmuth II, 1. S. 312. 19) Vergl. Hudtwalcker S. 168 ff. 20) S. *Demosthen.* in Mid. p. 545, 4 sq.; s. jedoch dazu Hudtwalckers Bemerkungen. S. 177 ff.

21) Vergl. Hudtwalcker S. 160 ff.

*) Das Wort Diätetik wird fehlerhaft gebraucht, wenn man darunter die Hygieine versteht, da doch die Diätetik oder Lehre von der Lebensordnung in Krankheiten eigentlich einen Zweig der Therapeutik bildet, und somit von der Hygieine gänzlich verschieden ist, wenn sie gleich viele ihrer Lehren aus der letztern schöpft.

Leibesbewegung für das jugendliche und reife Alter, von der Leibesbewegung für Starke und für Schwache; 3) in die Maßlehre oder Metrik, welche vom Luftwechsel, vom rechten Maße der Speisen und Getränke, der Sinnenreize, des Schlafes, der Leibesbewegung ꝛc. und vom richtigen Verhältnisse zwischen Genuß und Thätigkeit überhaupt handelt; endlich 4) in die Verwahrungslehre zerfällt, welche von den Verwahrungsmitteln gegen schädliche Einflüsse überhaupt, gegen die Kälte, Hitze, Feuchtigkeit, gegen besondere Schädlichkeiten der Atmosphäre und der Umgebungen überhaupt, gegen Schädlichkeiten in den Speisen und Getränken, von der Vorsorge bei Leibesübungen, von der Sorge für die natürlichen Ausleerungen, von der Hautpflege, von Verwahrung gegen Krankheiten und schädliche psychische Einflüsse handelt.

Übrigens modifizirt sich die allgemeine Hygiastik verschiedentlich in den Gradationen der Gesundheit nach Alter (s. Greisendiätetik unter dem Artikel Alter), Geschlecht, Temperament, nach den Jahreszeiten, nach den mancherlei Standes-, Berufs- und Lebensverhältnissen, nach den verschiedenen Individualitäten ꝛc. des Menschen; wird somit zu einer besondern oder speziellen Hygyastik, die in einzelnen Artikeln der Enc. abgehandelt wird.

Die allgemeine Hygiastik, von der allein hier die Rede seyn kann, wird bald zu einseitig, bald wieder als eine höchst strenge, alle Lebensgenüsse verbietende Doctrin betrachtet, wiewol sie eigentlich nur Einfachheit, Ordnung und Mäßigkeit in denselben, nebst Berücksichtigung gewisser Umstände und Bedingungen lehren soll, unter welchen diese oder jene geistigen und körperlichen Einflüsse [2]) für uns heilsam oder schädlich sind. Ihr oberstes Gesetz ist: man vermeide zur Erhaltung seines Wohlseyns alles, was den Naturgesetzen widerspricht und uns krank machen kann! Man treffe also in den sowol zu unserer Ernährung, als auch zu unserm Vergnügen bestimmten Lebensgenüssen das rechte Maß und eine verständige Auswahl! — Daher setzt die Hygiastik nicht nur eine richtige, gründliche Selbstkenntniß voraus, die wir uns früh genug verschaffen müssen (wie? lehrt der Artikel Selbstkenntniss), sondern bedingt auch eine vertraute Bekanntschaft mit allen auf unsere Natur einwirkenden äußern und innern Lebensreizen. Wenn nämlich

1) diese weder zu stark noch zu schwach, sondern dem Zustande unserer Erregbarkeit angemessen sind, so gehen die Verrichtungen unsers Körpers ꝛc. gesundheitsgemäß vor sich. Eine sorgfältige Auswahl läßt aber

2) nur solche Reize zu, die wohlthätig für unsere Erregbarkeit sind und sich mit den Bestandtheilen unsers Leibes vertragen.

3) Langanhaltende und immer mehr, oder auf einmal gesteigerte Erregung erschöpft unsere Erregbarkeit; mithin hat die Dauer der Einwirkung starker Reize ihr gewisses Ziel, welches ohne Störung unserer Gesundheit nicht überschritten werden darf.

4) Da Alter, Geschlecht, Temperament ꝛc. die Erregbarkeit so oder anders modifiziren, so versteht es sich von selbst, daß jegliches Alter, Geschlecht, Temperament ꝛc. seinen verschiedenen Grad von Reizung oder Erregung haben und vertragen muß.

5) Durch den täglichen Lebensaufwand erleiden wir einen merklichen Verlust, welcher durch den Genuß passender Nahrungsstoffe (s. diesen Artikel) zu ersetzen ist. Deshalb müssen wir dergleichen alle Tage genießen, doch auch verdauen und in Saft und Blut verwandeln, zugleich alle unnöthige oder unverhältnißmäßige Säfteconsumtion vermeiden.

6) Da wir mit der Innen- und Außenwelt in stetem Contakt und Kampfe sind, da wir von ihren Einflüssen täglich bestürmt werden, denen der gesunde Kraftmensch wohl, unbeschadet der Integrität seines Organismus, bis auf einen gewissen Punkt Widerstand zu leisten vermag, so kann man überhaupt durch allmälige Gewöhnung daran deren Wirkung sich erträglich, ja wol ganz unschädlich machen, oder es durch eine zeit- und vernunftgemäße Abhärtung (s. diesen Artikel: I, 117.) dahin bringen, daß man wenig oder gar nicht davon angegriffen wird.

7) Allein diese Abhärtung kann nur dann erst gelingen, wenn unser Körper durch ungestörtes Wachsthum und zweckmäßige Erziehung mehr ausgebildet ist und mit Beihilfe einer geläuterten Gymnastik (s. d. Art. Gymnastik und Leibesübungen) den Grad von Gewandtheit, Regsamkeit, Biegsamkeit und Stärke erlangt hat, dessen er bis dahin fähig ist. Früher versuchte Abhärtung würde diese Ausbildung stören, zurücksetzen und jene selbst in der Folge erschweren oder wol ganz unmöglich machen.

8) Da jedoch Abhärtung nicht allein vermag, uns gegen äußere, zumal atmosphärische Schädlichkeiten so zu sichern, daß wir darunter nicht leiden sollten, so sind uns unter allen kalten und gemäßigten Himmelsstrichen, oft auch unter warmen, Schutzmittel unentbehrlich, ohne welche Gesundheit und Leben nicht bestehen könnten. Die hauptsächlichsten sind: eine schickliche Bekleidung (s. den Art. Kleidung) und eine passende Schlafstätte (s. den Art. Bett: IX, 344. Vergl. Ritter in Rust's Magaz. f. d. gesamte Heilkunde. Berl. 1823. 8. XIV, 2.).

---

2) Die geistigen Agentien, welche auf unsere Natur einwirken, sind: Gemüth, Verstand, Wille; die körperlichen sind: 1) Atmosphäre, nämlich Luft, Wärme, Licht, Elektricität, Galvanismus (s. diese Artikel); 2) die Erdkörper, nämlich: Tageszeiten, Jahreszeiten, Klima ꝛc.; 3) Erzeugnisse der Erde, nämlich: Nahrungsstoffe, Kleidung, Wohnungen, Gifte, Ansteckungsstoffe, Arzneien; 4) alle körperlichen Verrichtungen des Menschenorganismus: Verdauung, Blutbildung, Absonderung und Aussonderung, Leibesbewegung, oder Thätigkeit und Ruhe, Schlafen und Wachen, Geschlechtsverrichtungen ꝛc. (s. alle diese unter ihren Eigennamen).

9) Aber auch der zweck- und zeitgemäß abgehärtete Mensch muß, um gesund zu bleiben und lange zu leben, in seinem physischen und psychischen Verhalten eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit beobachten und allen innern und äußern Feinden seiner Gesundheit muthig die Stirn bieten. Zugleich muß er

10) Seine Sinne und Sinnorgane, weil diese den Geist mit der Körperwelt in Verbindung setzen und darin erhalten, gesund zu erhalten suchen. Deshalb dürfen sie weder ganz müßig und ohne Übung bleiben [3]), noch auch zu lange und auf eine übermäßige oder verkehrte Art angestrengt und gemißbraucht werden; alle plötzliche und heftige Eindrücke seien fern von ihnen, das mit ihre Functionen ungestört und harmonisch fortgehen.

11) Man suche lieber Krankheiten durch eine zweckmäßige Lebensweise, als durch Aderlassen, Purgiren ꝛc. in bestimmten Zeiten zu verhüten, denn die medicinische Behandlung derselben ist immer mit mehr Kraftverlust, folglich mit mehr oder weniger Lebensverkürzung verbunden [4]). (*Th. Schreger.*)

3) Wie die Sinnorgane zweckmäßig zu üben sind, hat Gutsmuths gelehrt in seiner Anweisung zu Sinnübungen, als Anhang zu dessen Gymnastik neuester Ausgabe. Schnepfenthal 1809. 8. Vergl. *Ed. Kühn* Diss. de educatione sensuum externorum etc. Lips. 1829. 4. 4) Literatur der Hygiastik, Diätetik, Makrobiotik, Nahrungsmittelkunde ꝛc. Hippokrates diäter. Bücher. *Celsus* LL. de Medicina. Galenus von der Erhaltung der Gesundheit, a. d. Griech. Eine Probe in: Wittwers Archiv f. d. Geschichte der Arzneikunde I, 1. S. 56 ꝛc. Fr. Hoffmann kurzgefaßte Diätetik in alphabet. Ordnung. Jena 1751. 8. Der Arzt, eine Wochenschr. z. belehrenden Unterhalt. f. Nichtärzte, von J. A. Unzer. Hamb. 1760 ꝛc. 12 Bde. 8. 2. Aufl. 1764. 8. *G. G. Richter* Praecepta diaetetica. Heidelb. 1780. 4. C. A. Rosenbergs Rathschläge zur Verlängerung des Lebens. Breslau 1781. 8. S. Schaarschmids Diätetik u. Anf. von Nicolai. Berl. 1785. 8. W. Trillers diäter. Lebensregeln in gereimten Versen, herausgeg. von K. F. Triller. Frkf. a. M. 1785. 8. J. F. Zückerts medic. Tischbuch ꝛc. 3. Aufl. Berl. 1785. 8. J. G. Esslich Anweisung zu einem gesunden und langen Leben. Augsb. 1785. 8. W. Gesenius medic. moralische Parhematologie. Erf. 1786. 8. P. Ch. E. Scheidemantel, die Leidenschaften, als Heilmittel betrachtet. Hildburgh. 1787. 8. J. Armstrong, die Kunst die Gesundheit zu erhalten ꝛc. Zürich 1788. 8. W. Falconers Selendiätetik. Leipz. 1789. 8. Regimen sanitatis Salerni etc. edit. a *F. C. G. Ackermann.* Stendal 1790. 8. J. F. Zückerts allgem. Abhandl. von den Nahrungsmitteln. 6 Theile. Neue Ausg. von K. Sprengel. Berl. 1790. 8. Sam. Hahnemanns Freund der Gesundheit. Frkf. a. M. 1. Hft. 1792. 2. Hft. 1795. 8. F. A. Mai's medicin. Fastenpredigten. 2 Hfte. Mannh. 1793—94. 8. Fausts Gesundheitskatechismus. Bückeb. 1795. 8. 7te Aufl. 1808. 8. verbess. u. verm. herausgeg. von Reinhardt. Leipz. 1826. 8. 11te Aufl. Leipz. 1830. 8. ins Franz. übers. m. Anm. von Fr. Gallot. Neuchatel 1818. 8. L. Cornaro erprobte Mittel gesund u. lange zu leben. Braunschw. 1790. 8. F. Aug. Mai's Gesundheitskatechismus u. Krankenwärter-Unterricht. Mannh. 1796. 8. 5te verm. u. verbess. Aufl. unter d. Titel: die Kunst die blühende Gesundheit zu erhalten ꝛc. 2 Thle. Mannh. 1820. 8. A. K. Müllers Exempelbuch zu Fausts Gesundheitskatechism. ꝛc. Hannov. 1796. 8. *H. Boerhaave* Principia diaetetica. Nova Edit. Erlangae 1797. 8. Kirchner üb. Frühstücke. Mainz 1767. 8. C. W. Hufelands Makrobiotik. 2 Thle. Berl. 1797. 8. 5te verm. rechtm. Aufl. 1824. 8.; nach d. 2. Ausg. i. Engl. übers. von A. J. L. Jourdain. Lond. 1824. 8.; ins Serbische von Steitch; ins Italiänische 1830. 8. Psychologische Fragmente z. Makrobiotik ꝛc. von Ebrmann. Frkf. a. M. 1798. 8. Die Kunst das menschl. Leben zu verlängern, in Tabellenform. Berl. 1798. 4. Noth- u. Hilfstafel z. Makrobiot., nach Hufeland. Leipz. 1798. 4. Die Kunst ein hohes Alter zu erreichen, vom Verf. der Gynäkologie. Berl. 1798. 8. Beiträge zur körperl. u. Selendiätetik f. Nervenschwache. Zürich 1798. 8. Imm. Kant von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn. Jena 1798. 8. C. A. Struve Gesundheitslehre. Braunschw. 1799. 8. Genius der Gesundheit und des Lebens, von C. J. Kilian. Leipz. 1800. 8. P. K. Hartmann Glückseligkeitslehre f. d. phys. Leben des Menschen. Leipz. 1800. 8. Diätetisches Lexikon, von L. Vogel. 3 Bde. Frkf. 1800—3. 8. C. A. Struve Gesundheitsfr. der Jugend. Hannov. 1803. 8. Taschenbuch f. d. Gesundh. v. Fr. Hildebrandt. Erl. 1801. kl. 8. 6te Aufl. 1826. 8. Der Familienarzt, von G. W. Becker. Lpz. 1804. 8. J. C. Aronsons Anleit. z. diätet. Gebr. der Bäder. m. K. Berl. 1804. 8. Dr. Bergks psych. Lebensverlängerungskunde. Leipz. 1804. 8. F. L. Augustins Gesundheitsalmanach. m. K. Berl. 1804. 16. C. A. Struve Gesundheitsfreund des Alters. Hann. 1804. 8. Neueste Aufl. 1824. 8. M. v. Lenhossets Unters. über Leidenschaften und Gemüthsaffecte, als Ursachen und Heilmittel der Krankheiten. Pest 1804. 8. Die Diätetik für Gesunde, wissenschaftl. bearb. von K. F. Burdach. Leipz. 1805. 8. Die Kunst das Leben des schönen Geschlechts zu verlängern ꝛc. von J. C. Aronson. Berl. 1803. 8. 5te Aufl. 1822. 8. Das Alter, u. untrügliches Mittel alt zu werden, von J. Schröter. 2te verm. Aufl. Berlin 1805. 8. Nachträge dazu. Berlin 1807. 8. C. J. Kilian Diätetik der weibl. Schönheit ꝛc. Hamb. 1806. 8. L. Vogels diätet. Lesebuch für Jünglinge. Gotha 1808. 8. L. Vogels Gesundheitszeitung. 1808. R. Abr. Schiferli über d. Einfluß der Gemüthsbeweg. auf Gesundheit u. Lebensdauer. Bern u. Winterthur 1808. 8. K. Sprengels Handb. der Gesundh. u. des langen Lebens, frei bearb. nach J. Sinclair. Leipz. 1809. 8. Hygica, oder die Kunst gesund zu seyn und alt zu werden, von C. F. Lutheritz. Leipz. 1809. 8. Dessen Grundlehren der Diätetik für gebild. Leser. Leipz. 1809. 8. G. A. Bertele Handb. der Gesundheitserhaltungslehre. Landsh. 1810. 8. Lexikon der Genuß- und Nahrungsmittel ꝛc. Stendal 1810. 8. J. H. Beckers Vers. einer allgem. u. besond. Nahrungsmittellehre mit Vorr. von K. G. Vogel. I. Stendal 1810. II. 1818, 1822. ꝛc. 8. C. H. Theod. Schregers Handb. z. Selbstprüfung unserer Speisen u. Getränke ꝛc. Nürnb. 1810. 8. Dessen kosmetisches Taschenbuch, od. weibl. Schönheits- u. Gesundheitspflege ꝛc. Nürnb. 1811. kl. 8. ins Dän. übers. Kopenh. 1812. 8. Gumberts Levison üb. Leidensch. u. Gewohnh. des Menschen und deren Einfl. auf die Gesundh. Goslar 1811. 8. C. A. Zwierlein, das wirksamste und leichteste Lebensverlängerungsmittel des menschl. Lebens. Fulda 1812. 8. *Hornbostel* de peregrinationis usu et dignitate. Viennae 1816. 8. *Schaeffer* de lusu et ludorum vi diaetetica. Viennae 1816. 8. Hygiastik ꝛc. v. C. F. L. Wildberg. Berl. 1818. 8. N. Aufl. 1822. 8. C. W. Consbruchs diätet. Taschenbuch ꝛc. 2te Aufl. Leipz. 1820. (die erste ebendas. 1813.) Vollständiger Gesundheitskatechism. von F. W. Weßner. Paderborn 1821. 8. J. Feilers Handb. der Diätetik. Landsh. 1821. 8. C. G. Carus Lehrb. der Gynäkologie ꝛc. 2 Thle. Leipz. 1821. 8. Medicina clerica. Lond. 1821. 8. Teutsch Leipz. 1824. 8. H. F. Paulizki Anleit. f. Landleute zu einer vernünft. Gesundheitspflege. 6te Aufl. bes. von J. C. Ackermann und Ronne. Frkf. a. M. 1822. 8. Anleit. z. phys. u. moral. Erziehung des weibl. Geschlechts; nach C. Darwin bearb. m. Zus. von C. W. Hufeland. Leipz. 1822. 8. Handb. der Kriegshygieine von L. A. L. Hempel, m. Langenbergs Vorr. Gött. 1822. 8. Hebe, Taschenb. f. Erhalt. der Gesundh. u. Schönheit, von Dr. v. Martius. Meiß. 1822. kl. 8. Vier und zwanzig Lebensregeln, um Krankheiten vorzubeugen und alt zu werden, nebst Anhängen von

Diätetik für Kranke etc. s. Krankendiätetik.

Diätetik für Reconvalescenten s. Reconvalescentendiätetik; — Selendiätetik, s. dies. Art.

DIAGNOSIS (von *διαγιγνώσκειν*, unterscheiden, genau erkennen, dignoscere) bedeutet die Erkenntniß irgend einer Sache; in medizinischer Hinsicht die Erkennts

niß der Krankheit insbesondere. Diese gründet sich aber auf die Auffassung, Samlung und Beurtheilung der Zeichen, welche sowol den Körper als den Geist und ebensowol die verletzte Materie als die gestörte Verrichtung darbietet. Es ist daher zur Erkennung der Krankheit zuerst die Kenntniß des gesunden Zustandes nothwendig, ohne welche nicht bestimmt werden kann, was von demselben abweichend ist, ebenso, wie die Heilung die Kenntniß des kranken Zustandes voraussetzt, wenn sie anders auf den Namen einer rationellen Ansprüche machen und das Leben oder doch die Gesundheit des Kranken dem Ungefähr nicht Preis geben will. Es müssen daher dem Arzte bei der Aufsuchung der Krankheitszeichen stets auch die des gesunden Menschen vor Augen schweben; denn nur hiedurch wird er sich den Übergang vom gesunden zum kranken Zustande erklären; nur hiedurch die Principien aufzufinden vermögen, welche er zu befolgen hat, um naturgemäß, sicher, dauerhaft und mit dem wenigsten Nachtheil auf dem nämlichen Wege die Krankheit in Gesundheit überzuführen, auf welchem diese in jene übergegangen ist.

Zur richtigen Diagnose einer Krankheit gehört aber ebensowol die Erkenntniß des gegenwärtigen, als die Erforschung des vorangegangenen Zustandes, und es ist daher die gewöhnliche Eintheilung, wonach sie der Anamnesis, d. i. der Rückerinnerung und Aufnahme des früheren Krankheitszustandes, entgegengesetzt wird, nicht ganz zu billigen. Ebensowenig kann sie der Prognose gegenüber gestellt werden, insofern diese nämlich die Beurtheilung der Krankheit mit besonderer Rücksicht auf

---

E. F. Lutheritz. Leipz. 1822. 8. Heinroth Lehrb. der Seelengesundheitskunde, als Anhang zu dessen teutsch. Übers. von G. M. Barrows Unters. üb. gewisse die Geisteszerrütt. betreff. Irrthümer ꝛc. Leipz. 1822. 8. L. A. Struve über Diät-, Entziehungs- und Hungercur ꝛc. m. K. Altenb. 1822. 8. Fr. Accum v. d. Verfälsch. der Nahrungsmittel, nach d. 2ten Ausg. a. d. E. von L. Cerutti, mit einer Einleit. von C. G. Kühn. Leipz. 1822. 8. Der Arzt, eine Wochenschrift zur belehr. Unterhaltung f. Nichtärzte, v. C. A. Peschek. Zittau 1822. 8. G. Meyne Weg zur Gesundheit, a. d. E. v. N. H. Julius. Leipz. 1823. 8. G. F. Most, Gesundh. u. Krankh., eine medic. diät. Zeitschr. f. alle Stände. 1823. 8. W. Tissots medic. Noth- und Hilfsbüchl. f. alle Menschen, a. d. Franz. neu herausg. von G. W. Becker. Leipz. 1823. 8. Hygiène milit. etc. par *L. de Kirkhof.* 2te Ausg. Auv. 1823. 8. Gesundheitspflege od. Diätetik ꝛc. v. Ph. Edl. v. Büttner. Prag 1823. 8. C. L. Caspari's medic. Hausfreund ꝛc. Leipz. 1823. 8. Populäre Diätetik von F. Röver. Magdeb. 1823. 8. 2te verb. Aufl. 1826. 8. Dessen Hausfreund a. d. Lande. 3 Bde. Magdeb. 1824—25. 8. Cours élement d'hygiène, par *Rostan.* Par. 1823. 8. Principes d'hygiène, par Ms. *Sinclair* et *L. Odier.* Par. 1823. 8. Elem. d'Hygiène par *E. Fourtette.* IV. Ed. corrig. par *L. Brichetau.* à Par. 1825. 8. Die allgem. Diät. f. Ges., Kranke u. Reconval. in C. H. Th. Schregers Handb. der Pastoralmedicin f. christl. Seelsorger. Halle 1823. 8. S. 246 ꝛc. C. W. Hufelands vermischte Schriften. 2 Bde. Berl. 1823. I, 8. Nye Hygaea udchivet af *C. Otto.* Kiöbenhavn 1823. 8. The medical Adviser etc. by *Alex. Burnett.* Lond. 1824. 8. Gesundheitszeitung. Amsterd. 1824. 4. F. Richters Diät. für solche Personen, welche bei ihren Geschäften wenig Bewegung haben ꝛc. Quedlinb. 1824. 8. Schulz von Schulzenheim Anweis. z. Erreich. eines hohen Alters; in Reden a. d. Schwed. Berl. 1824. 8. C. C. G. Zerrenner Gesundheitslehre zunächst für Landbewohner u. Volksschulen, m. K. Halle 1824. 8. Über die körperliche Erziehung des Menschen, von Dr. Friedländer in Paris. A. d. Franz. Leipz. 1823. 8. 3te Aufl. 1827. 8. Die Kunst Krankheiten vorzubeugen, nebst Kants Schrift über moral. Diätet. Lpz. 1824. 8. Die Diätetik u. Therapie des Gemüthslebens ꝛc. in M. v. Lenhossets Darstell. des menschl. Gemüths in seiner Beziehung zum geist. u. leibl. Leben. Wien 1824. I. 1825. II. 8. Gesundheitskatechismus ꝛc. a. d. E. Leipz. 1824. 8. G. W. Groß diätet. Handb. f. Gesunde (homöopath.). Leipz. 1824. 8. Lehrbuch der Selenheilkunde ꝛc. von J. C. A. Heinroth. 2 Theile. Leipz. 1823—24. 8. Der Arzt des Gottesgelehrten, von Franz. Fuchs Skizze der populären Gesundheitslehre für Gottesgelehrte. Der Gesundheitsfreund, a. d. Fr. des Morin, von G. Wendt. Leipz. 1824. 8. C. C. Caspari's Grundsätze der allgem. Diätetik zu akad. Vorles. Leipz. 1825. 8. Dessen Handb. d. Diätet. f. alle Stände. Lpz. 1825. 8. Hausapotheke f. Nichtärzte von C. F. Lutheritz. Meißen 1825. 8. C. L. Klose Grundf. der allgemeinen. Diätetik. Leipz. 1825. gr. 8. Diätetik f. d. cleg. Welt, n. d. E. von G. W. Becker. Leipz. 1825. 8. W. Feldmann über Diätetik ꝛc. 5te verm. Aufl. Essen 1825. 8. C. J. L. Wildberg üb. d. Genuß der Sinnenreize ꝛc. Leipz. 1826. 8. *J. Briand* Manuel compl. d'Hygiène etc. redigé selon la doctrine du Prof. *Hallé.* à Par. 1826. 8. *Lebrun* des erreurs relatives à la santé. à Paris 1826. 8. Jochers diät.-medic. Hausschatz. Leipz. 1826. 8. Fr. on dict. etc. by D Paris. Ed. II. Lond. 1826. 8.; teutsch m. Anm. von Fr. Reinhard. Ilmenau 1828. 8. Handb. der allgemein. und speciell. Krankheitsdiät., von C. Sundelin. Berl. 1826. 8. Gesundheit u. Krankheit ꝛc. von G. F. Most. 2te Aufl. Hann. 1827. 8. Allgem. Gesundheitstaschenbuch ꝛc. von Fr. Richter. Leipz. 1827. 8. W. Kitchener Diät. f. d. eleg. Welt. a. d. E. von Becker. 2te Aufl. Leipz. 1827. 8. 3te Aufl. Leipz 1832. 8. C. F. Lutheritz Lebenserhaltungskunde ꝛc. Meißen 1827. 8. F. A. von Ammon Brunnendiätetik. Dresd. 1826. kl. 8. 2te Aufl. 1829. 8. Reisediätetik ꝛc. von C. H. Theod. Schreger. Halle 1827. kl. 8. Die bewährtesten u. wohlfeilsten Mittel gesund u. lange zu leben ꝛc. vom Prof. A. G. Kirchmeyer. Münch. 1827. 8. Der gesunde Mensch ꝛc. nebst einfachen Rettungsmitteln ꝛc. 1827. 8. teutsch von F. Reinhard. Ilmen. 1828. 8. Die Diätetik des physischen u. psychischen Menschenlebens ꝛc. von J. M. Leupoldt ꝛc. Berl. u. Leipz. 1828. 8. Handb. d. Diätetik f. gesunde Menschen von Wildberg. Leipz. 1828. 8. Diätetik von Dr. Leupold. Berl. 1828. 8. Die Gesundheitszeitung von C. F. W. Streit. Graiz seit 1828 ꝛc. (wird fortgef.) Fr. Hartmann Handb. der Diätetik für Jedermann ꝛc. Nach homöopath. Grundsätzen ꝛc. Leipz. 1829. gr. 8. Der Arzt, als wahrer Hausfreund für Gesunde und Kranke ꝛc. von G. Fr. Most. 2 Theile, Leipz. 1829. 8. Über körperl. Erziehung der Menschen ꝛc., von Bräunlich. Freiberg 1829. kl. 8. Die Gymnastik aus d. Gesichtspunkte der Diätetik u. Psychologie ꝛc. von C. F. Koch. Magdeb. 1830. 8. M. C. Münch Diätetik oder Gesundheitslehre f. Kinder in Stadt- und Landschulen. 3te Aufl. m. 2 lithogr. Abbild. Stuttg. 1830. 8. Grundriß der Diätetik bei d. Gebrauch aller Mineralwasser und besonders der in den Struveschen Trinkanstalten, von J. J. Sachs. Berl. 1830. 8. Desselben ärztliches Gemälde des weiblichen Lebens im gesunden und krankhaften Zustande ꝛc. Ein Lehrb. für Teutschlands Frauen. Berl. 1830. 8. Diätetik von Dr. Hartmann. Leipz. 1830. 8. Der Weg zur Gesundheit ꝛc., nach dem Franz. des Audin-Rouvière ꝛc. von einem teutschen Arzte. Ilmenau 1830. 8. Hartmanns Diätetik für Kranke, die sich homöopathisch heilen lassen. Dresd. u. Leipz. 1830. 8. Die vorzüglichsten Regeln für Erhaltung der Gesundheit im Allgemeinen ꝛc. von J. M. Schoßland. Magdeburg 1830. 8. Appetit-Lexikon ꝛc. Wien 1830. 8. Caspari's Katechism. der homöopath. Diätetik für Kranke. 2te Aufl. v. Groß. Leipz. 1831. 8. Populäre österreich. Gesundheitszeitung. Wien 1830. 4. Die Kunst zu essen und zu trinken ꝛc. von J. S. Spieß. Leipz. 1830. 8. Die Zerstreuung, als medic. Heilmittel ꝛc. von F. A. Wilde. Berl. 1830. 8. Kunst die Gesundheit zu erhalten (homöopath.) von C. G. Ch. Hartlaub. Leipz. 1831. 8. Diätetik für Geistliche in *de Valenti* Medicina clerica Leipz. 1831. 8. I. S. 183 ꝛc. Handbuchlein der Diätet. von Abuchti. Berl. 1831. 8.

das wahrscheinliche Ende derselben (die Diagnose des zu erwartenden Ausganges) ist.

Die Diagnose ist das erste und hauptsächlichste Geschäft des Arztes, auf welches sich nicht allein die Richtigkeit und der Werth einer jeden Erfahrung, sondern auch alle nachfolgenden Bestimmungen und Handlungen desselben in Bezug auf die Heilung beziehen *). Sie ist daher unzertrennlich von der Ausübung einer rationellen Heilkunde; durch sie unterscheidet sich namentlich der echte Arzt vom groben Empiriker, und kein Grundsatz der praktischen Heilkunde ist richtiger, als der: „qui bene distinguit, bene medebitur." (Vergl. *J. C. Hoenn* Axioma Ammonii philosophi: *ἄριστα γνοὺς ἄριστα θεραπεύει*, quo quis rectius cognoscit morbum, eo rectius sanat, Oratio. Altdorfii 1675. 4.)

Um aber zu einer richtigen und sicheren Diagnose zu gelangen, hat man Rücksicht zu nehmen: 1) auf alle und jede, anscheinend noch so unbedeutende Krankheitserscheinungen, sie mögen subjektiv und vom Kranken empfunden, oder objektiv seyn und vom Arzte wahrgenommen werden können. Oft wird zu der Erforschung derselben eine besondere Manual- oder Instrumentaluntersuchung nothwendig (s. Krankenexamen); — 2) auf den bisherigen Gang der Krankheit (Anamnesis); — 3) auf die Quantität und Qualität der veranlassenden Ursache; — 4) auf die individuellen Verhältnisse des Kranken, sein Alter, Geschlecht, Temperament, seine Constitution, seine Krankheitsanlagen, seine Lebensart, Gewöhnung und Gewohnheit, Beschäftigung, Stand u. s. w., die letztern beiden Punkte geben die Diagnosis causae; — 5) auf Alles, was den Kranken umgibt, seine Wartung und Pflege, seine Wohnung, sein Bett u. s. w.; — 6) auf die Zeit des Jahres und den herrschenden genius epidemicus annuus oder stationarius.

Alles dies zusammengenommen begründet die Diagnosis morbi, indem die wesentlichen Zeichen derselben von den unwesentlichen, zufälligen getrennt, das erhaltene Krankheitsbild zunächst analysirt und mit der in der speciellen Pathologie aufgestellten Krankheitsform genau verglichen wird. Hier kann es kommen, daß einzelne, selbst wesentliche Zeichen zum vollständigen Begriffe einer Krankheit fehlen, und dies hat dann seinen Grund entweder darin, daß die Krankheit noch nicht gehörig ausgebildet, noch in der Zunahme begriffen ist, oder daß der Verlauf derselben ein abnormer ist. Das erstere soll daher den Arzt im Anfange vorsichtig mit seiner Diagnose machen, eingedenk der Beobachtung, daß die meisten Krankheiten gemeinsame Vorläufer haben und ihre specifische Form erst mit ihrer fernern Ausbildung erhalten, ebenso (um das sehr passende Bild des *Fienus*, Semiotik. P. I. sect. IV. cap. 4. zu gebrauchen), wie eine Pflanze, welche aus der Erde hervorsprossend, noch keine auszeichnenden Merkmale zeigt, um ihr die passende Stelle im Systeme anweisen zu können. Das letztere dagegen muß dem Arzte gleich von vorn herein zeigen, daß er es mit einem complicirten Leiden zu thun habe, und ebenso sehr seinen Beobachtungsgeist schärfen als ihn zur vorsichtigen Behandlung auffodern.

Insofern sich nun auf die Erkennung der Krankheit die Bestimmung der Kurmethode stützt, kann man auch die diagnosis remedii, d. i. die Erkennung und Auswahl des Heilmittels aus dem Schatze der Arzneien (*ὕλη ἰατρική*), unterscheiden, zu welcher ein bald mehr rationeller, bald mehr empirischer Weg eingeschlagen werden kann. Jenes geschieht entweder durch Aufsuchung des Wesens und Erkenntniß des innern Vorganges der Krankheit und durch Untersuchung der Wirkungen des Heilmittels an Thieren oder an gesunden und kranken Menschen, um es dem ersteren entgegenzustellen; — oder durch Bestimmung gewisser Heilungsprincipien, Indicationen, zu deren Ausführung erfahrungsgemäß passende Mittel gewählt werden; — oder auch durch Schlüsse aus den schon bekannten, analogen Krankheitsfällen und deren Heilung auf den gegenwärtigen. Das letztere geschieht durch die oft rücksichtslose Anwendung gewisser Mittel und Beobachtung der günstigen oder nachtheiligen Wirkungen derselben auf die Krankheit (Indicatio ex juvantibus et nocentibus, z. B. nach Anwendung eines Probeaderlasses), ein Verfahren, welches besonders bei der contrastimulistischen Methode Rasori's seine Anwendung findet; — oder durch Prüfung des Mittels nach seinen sinnlichen Eigenschaften (in älterer Zeit durch die Signatoren, in neuerer Zeit von Oken), wonach z. B. Mohnköpfe auf den Kopf, Pneumonasthe pulmonacia auf die Lungen, mehre Orchysarten ihrer knolligen Wurzeln wegen auf die Testikel wirken sollten; — eine erst später gefundene und, wenn gleich nicht uninteressante, doch wenig brauchbare Methode. Welche von diesen verschiedenen Methoden vorzuziehen sei, bedarf wol keiner weitern Auseinandersetzung.

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIAGNOSTIK (von *διαγνωστική* sc. *τέχνη* oder *ἐπιστήμη*) ist die Anleitung zur Diagnose, das ist die Lehre von der Kunst, einen Gegenstand und insbesondere eine Krankheit mit Sicherheit und Gewißheit zu erkennen. Sie ist besonders in neuerer Zeit von J. C. Wichmann (Ideen zur Diagnostik. 3 Bände. Hannover 1794—1802), W. Fr. Dreyßig (Handbuch der medicinischen Diagnostik oder der Lehre, ähnliche Krankheiten von einander zu unterscheiden, Erfurt 1801.), K. G. Schmalz (Versuch einer medicinisch-chirurgischen Diagnostik in Tabellen, Dresden 1825. 5. Auflage. in Fol.), S. G. Vogel (Allgemeine medicinisch-diagnostische Untersuchungen zur Erweiterung und Vervollkommenung seines Krankenexamens. Stendal 1831. 2 Theile) u. A. m. bearbeitet worden, wo man sie, schärfer aufgefaßt, als die Erkenntniß der Krankheit mit gleichzeitiger Unterscheidung von andern ähnlichen Krankheitsformen bezeichnet hat.

Man kann sie in eine allgemeine und eine besondere theilen, insofern nämlich die erstere einen Theil der Lehre von der Krankheit im Allgemeinen ausmacht, die letztere aber für jeden einzelnen Fall eine besondere seyn

*) S. *Jo. Juncker* resp *Koeppe* diss. de vera morborum diagnosi, certo therapiae fundamento. Halae 1756. 4.

muß. Diese beruht daher auf der genauen Kenntniß aller einzelnen Krankheitsformen; die erstere dagegen, welche die Erforschung der Krankheit im Allgemeinen beabsichtigt, gründet sich besonders auf die Regeln des Krankenexamens (s. dieses).

Um aber die Diagnostik mit Erfolg zu üben, werden sowol von Seiten des Arztes als von Seiten des Kranken gewisse Bedingungen, Eigenschaften und Kenntnisse vorausgesetzt. Der Arzt wird um so geschickter in der Diagnostik seyn, je genauer er den menschlichen Organismus im kranken sowol als im gesunden Zustande erkennt, je mehr er seinen Blick geschärft hat und je mehr er praktischen Takt und Beobachtungsgeist besitzt, je mehr er ferner eine verständige Erfahrung und aufmerksame Beobachtung mit Freiheit von vorgefaßten Meinungen und Systemen verbindet, je mehr er Schärfe der Sinne sowol als des Verstandes besitzt, um sowol das anscheinend Ähnliche von einander zu trennen, als auch scheinbar divergirende Erscheinungen gehörig mit einander zu verbinden, und je häufiger ihm endlich die Gelegenheit sich darbietet, die Krankheiten zu beobachten und in vorkommenden Fällen die beobachteten Erscheinungen mit denjenigen zu vergleichen, welche der tiefere Blick in den geöffneten Leichnam ihn wahrnehmen läßt. Von Seiten des Kranken aber wird zur genauern und gewissern Diagnose verlangt, daß er das Vermögen besitze, sich durch Worte auszudrücken, den gehörigen Grad von Verstand habe, um die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten, und genug guten Willen zeige, sich auszusprechen, nicht aber die Absicht, vorhandene Krankheiten zu verheimlichen, oder nicht vorhandene zu erfinden.

Aus diesen Gründen hat die Diagnostik mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, namentlich aber möchten die Umstände, welche die genauere Erkenntniß der Krankheit beeinträchtigen oder unmöglich machen, etwa folgende seyn: 1) der Mangel eines vollständigen, gehörig geordneten, mit Besonnenheit angestellten und mit Überlegung ausgeführten Krankenexamens. 2) Die mangelhafte Kenntniß des menschlichen Körpers, sowol des gesunden als des kranken, sowol im Allgemeinen als jedes einzelnen Theiles insbesondere und ebensowol seiner Structur, Form und Mischung, als seiner Kräfte und Thätigkeiten. 3) Beschränktheit des Geistes oder Eingenommenheit von Vorurtheilen und einseitigen Theorieen. 4) Die tiefe Lage eines kranken Theiles und die Verborgenheit des Krankheitsprocesses. Dies ist es, was die medizinische Diagnostik im Gegensatze zu der chirurgischen in den meisten Fällen erschwert, ungerechnet, daß die Fehler der Mischung (nach Reil der Gegenstand der ersteren) der Natur der Sache nach schwieriger zu bestimmen sind als die Fehler der Form (nach demselben der hauptsächlichste Gegenstand der letzteren). 5) Die fehlerhafte Lage eines Theiles, z. B. wenn die Testikel im Unterleibe zurückgeblieben oder die Nieren im Becken befindlich sind. Entwickelt sich in diesen Theilen dann eine Krankheit, so ist es oft erst die Section, welche der Diagnose Gewißheit geben kann. 6) Das gleichzeitige Daseyn mehrer, oft sehr verschiedener, oft einander ähnlicher Krankheiten im Organismus, — eine so häufige Erscheinung, daß sie, ohne nicht täglich Lügen gestraft zu werden, nicht geläugnet werden kann. Wer sah nicht als Beispiele der erstern Art, Syphilitische an Knochenbrüchen, Lungensüchtige an Wassersuchten und Darmgeschwüren, Herzkranke an Entzündungen anderer Theile und Fiebern, Säufer an Delirium tremens und Desorganisationen des Magens, Gemüths- und Geisteskranke an Unterleibskrankheiten leiden? Beispiele der letztern Art aber, oder Verbindungen sich ähnlicher Krankheiten, zeigen Masernkranke, welche von den Pocken, Säufer, welche mit dem Nervenfieber angesteckt, Venerische, welche bei unzweckmäßig geleiteten und gehaltenen Kuren merkurialkrank werden u. s. w. Daß hieraus der Diagnostik keine unbedeutende Schwierigkeit erwachse, bedarf wol keiner Erörterung. 7) Der Mangel an Verstand von Seiten des Kranken, oder doch das Unvermögen zu sprechen oder sich gehörig ausdrücken und subjektive Empfindungen verständlich machen zu können. Das erstere ist der Fall bei Kindern, Blödsinnigen, Schlafsüchtigen, Betäubten oder an den Sprachwerkzeugen gelähmten Kranken, Stummen u. s. w.; das letztere bei ungebildeten, phantasirenden, hypochondrischen, hysterischen und überhaupt überempfindlichen Personen. 8) Böser Wille und absichtlicher Betrug, ebenfalls von Seiten des Kranken. Hiebei kann nicht genug Vorsicht bei der Diagnose empfohlen werden. (S. simulirte und dissimulirte Krankheiten.)

In allen Fällen muß es die genaueste Beobachtung und die wiederholte Untersuchung besonders zu verschiedenen Zeiten seyn, welche zugleich mit der fernern Entwickelung der Krankheit und der Art der Einwirkung der angeordneten Mittel der Diagnostik zu Hilfe kommen und die Erkenntniß der Krankheit täglich mehr erleuchten, berichtigen, feststellen müssen. Doch ist nicht zu läugnen, daß einestheils oft, und von den Routiniers immer, Krankheiten geheilt werden, ohne sie gehörig erkannt zu haben, und anderntheils die Erkenntniß manches beschwerlichen Leidens unklar und dunkel bleibt, bis ein unerwarteter unglücklicher Ausgang Leben und Krankheit endigt. Wenn aber selbst dann, nach Öffnung der Leiche, dieselbe nicht hinlänglich erkannt und ebenso wenig die Ursache des plötzlichen Endes bestimmt werden kann, so müssen wir nur bedenken, daß dasjenige, was unter dem Messer liegt, nur der Stoff und die unbelebte Materie ist, der Arzt aber nicht den Körper allein, sondern auch die Sele, nicht blos den bearbeiteten Stoff, sondern auch die thätige Lebenskraft selbst zu behandeln hatte.

Zugleich wird aus den vorher aufgeführten Gründen zur Genüge hervorgehen, daß es nicht immer die Schuld des Arztes ist, wenn die Diagnose an Sicherheit oder Wahrheit leidet, und nicht immer der Wissenschaft, wenn sie eine vollkommene Diagnostik zu geben noch nicht vermag. Ob sie es jemals können werde, ist nicht hier zu erörtern; soviel ist gewiß, daß mit der genauern Kenntniß der Krankheiten und ihrer Heilung auch die

Diagnostik sichtbar fortgeschritten ist und an Klarheit und Gewißheit, an Tiefe und an Umfang zugenommen hat. (*Baumgarten-Crusius.*)

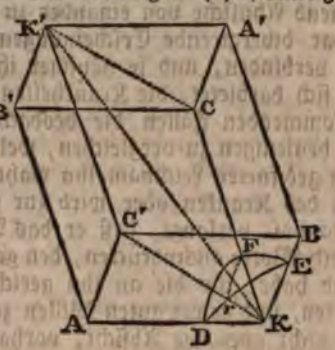
DIAGOMETER, elektrischer, wird von Rousseau (im Journ. de pharm. 1823. Dec.) seine aus sehr feinen Plattenpaaren gebaute, schwach wirkende galvanische Batterie genannt, wodurch er sich von der Leitungsfähigkeit mehrer Körper überzeugen konnte. Zugleich entdeckte er dabei, daß reines Olivenöl die Eigenschaft besitzt, äußerst wenig die Elektricität zu leiten, die mithin als Kriterium seiner Echtheit hier benutzt werden kann. Der Grund davon soll im Stearin, oder vielmehr in der Abwesenheit des wässerigen Princips zu suchen seyn (vergl. Buchners Repertor. f. d. Pharm. XVII, 1.). (*Th. Schreger.*)

DIAGON, kleiner Fluß in Elis, der Pisäa von Arkadien trennte, dessen westliche Grenze er bildete, und bei der Stadt Epitalion in den Alpheus fiel. (*H.*)

DIAGONALE oder Diagonallinie, heißt jede gerade Linie, die in einer von geraden Linien umschlossenen Figur durch zwei Winkelpunkte gezogen ist und nicht als eine Seitenlinie der Figur betrachtet wird. In diesem allgemeinsten Sinne hat man die Diagonalen erst neuerlich, d. h. seit der von Carnot zuerst ausgegangenen und dann von Gergonne, Poncelet, Möbius, Steiner u. A. fortgeführten neueren Betrachtungsweise der Geometrie genommen und eine große Zahl der interessantesten Sätze, welche die Diagonalen betreffen, hergeleitet. So heißen bekanntlich irgend vier gerade Linien AF, FH, AG, GF in einer Ebene, die einander

im Allgemeinen paarweise in sechs Punkten, A, C, F, G, H, J schneiden, ein „vollständiges Vierseit" (quadrilatère complet). Dasselbe hat demnach drei Diagonalen, AC, GF, HF, die sich in den drei Punkten B, D, E schneiden. Man kann nun beweisen, daß die Halbirungspunkte dieser drei Diagonalen in einer geraden Linie liegen, daß jede der drei Diagonalen von den beiden übrigen harmonisch geschnitten wird, d. h. die Punkte B und D, in welchen eine beliebige AC der drei Diagonalen von den beiden übrigen geschnitten wird, stehen zu einander und zu den Eckpunkten A und C der Diagonale in der Beziehung, daß AB sich zu BC verhält wie AD zu DC, die Linie AD wird also hiedurch in drei Stücke getheilt, so daß sich das erste zum zweiten, wie die ganze Linie zum dritten verhält. (Vergl. Steiner die geometrischen Constructionen, ausgeführt mittelst der geraden Linie und Eines festen Kreises u. s. f. Berlin 1833. S. 10.) — Die Diagonalen der vielseitigen Figuren stehen in noch viel zusammengesetzteren Beziehungen, die hier auch nicht einmal erwähnt werden können. (Vergl. noch den folg. Art.) (*Scherk.*)

DIAGONALFLÄCHE heißt eine Ebene, die durch zwei parallele Seitenlinien eines Parallelepipedums, welche nicht zu einer und derselben Seitenfläche gehören, oder eine Ebene, welche durch eine Seitenlinie der einen Grundfläche eines Prisma und eine ihr parallele Diagonale der andern Grundfläche, oder endlich eine solche Ebene, die durch die Diagonale der Seitenfläche eines dreieckigen Prisma und durch eine gegenüberstehende Ecke gelegt wird. Der erstgenannte Fall ist der wichtigste, weil man in der Mineralogie häufig, um die Seitenwinkel der Rhomboeder bestimmen zu können, die Diagonalen und Diagonalflächen derselben mißt, daher wir auch diesen Fall hier nur betrachten wollen. Es sei demnach ABA′B′ ein beliebiges schiefwinkliges Parallel-



epipedum. Legt man durch die beiden parallelen Seitenlinien KC, K′C′ eine Ebene KCK′C′, so ist der Schnitt ein Parallelogramm, nämlich die Diagonalfläche KCK′C′, welche das Parallelepipedum in zwei gleiche und von gleichen Winkeln und Seitenflächen eingeschlossene Hälften AKC′B′K′C und A′K′CBKC′ theilt, die aber nichts desto weniger nicht congruent, sondern blos symmetrisch sind. Es kommt uns nun hier darauf an, die Bestimmungsstücke der Diagonalfläche aus denen des Parallelepipedums selbst zu finden. Die einfachsten Bestimmungsstücke des Parallelepipedums sind aber seine drei ungleichen Seitenlinien und die Winkel, welche diese mit einander machen. Es seien also $KA = a$, $KB = b$, $KC = c$ und $BKC = \alpha$, $CKA = \beta$, $AKB = \gamma$ gegebene Größen. Nun ist (s. ebene Trigonometrie) $KC'^2 = AK^2 + AC'^2 - 2AK \cdot AC' \cos KAC' = a^2 + b^2 - 2ab \cos (180° - AKB) = a^2 + b^2 + 2ab \cos \gamma$. Hieraus hat man also die zweite Seite des Diagonalparallelogramms, da die eine KC ursprünglich gegeben ist. Mit mehr Umständen ist die Bestimmung des Winkels CKC′ verbunden. Zu dem Ende wollen wir die Diagonale KK′ auf folgende Weise bestimmen. Man schlage in die Ebene der Grundfläche AB mit einem beliebigen Halbmesser KD aus K als Mittelpunkt einen Kreisbogen DE, ferner mit demselben Halbmesser in der Ebene der Seitenfläche AC den Bogen DF, und in der Ebene der Seitenfläche BC den Bogen FE, so erhält man ein sphärisches Dreieck

DEF, deſſen Seiten DE, EF, FE von den Kantenwinkeln des Parallelepipedums gemeſſen werden. Es iſt nämlich, wenn Winkel und Bogen verwechſelt werden, offenbar der Bogen $DE = AKB = \gamma$, und auf gleiche Weiſe $EF = BKC = \alpha$ und $FD = CKA = \beta$. Nun iſt im Dreieck $KK'C'$ $KK'^2 = KC'^2 + C'K'^2 - 2KC' . C'K' \cos KC'K' = KC'^2 + KC^2 - 2KC' . KC \cos (180° - CKC') = KC'^2 + c^2 + 2c . KC' \cos CKC'$, d. h. wenn für KC'^2 ſein obiger Werth geſetzt wird, $KK'^2 = a^2 + b^2 + c^2 + 2ab \cos \gamma + 2c . KC' \cos CKC'$. Ferner werde der Bogen DE von der Diagonale KC' im Punkte r geſchnitten, und mit dem Halbmeſſer $Kr = KD = KF$ der Bogen rF gezogen, ſo iſt in dem ſphäriſchen Dreiecke DFr (ſ. ſphäriſche Trigonometrie) $\cos Fr = \cos DF \cos Dr + \sin DF \sin Dr \cos FDr = \cos \beta \cos Dr + \sin \beta \sin Dr \cos FDE$, und in dem Dreiecke FDE auf gleiche Weiſe $\cos EF = \cos DF \cos DE + \sin DF \sin DE \cos FDE$, d. h. $\cos \alpha = \cos \beta \cos \gamma + \sin \beta \sin \gamma \cos FDE$, alſo $\cos FDE = \frac{\cos \alpha - \cos \beta \cos \gamma}{\sin \beta \sin \gamma}$. Setzt man dieſen Werth von cos FDE in den oben gefundenen Ausdruck von cos Fr, und bemerkt, daß der Bogen Fr den Winkel $FKr = CKC'$ mißt, ſo hat man $\cos CKC' = \cos \beta \cos Dr + \sin \beta \sin Dr . \left\{\frac{\cos \alpha - \cos \beta \cos \gamma}{\sin \beta \sin \gamma}\right\} = \cos \beta \cos Dr - \frac{\sin Dr \cos \beta \cos \gamma}{\sin \gamma} + \frac{\sin Dr \cos \alpha}{\sin \gamma} = \frac{\cos \beta}{\sin \gamma}\left\{\sin \gamma \cos Dr - \cos \gamma \sin Dr\right\} + \frac{\sin Dr \cos \alpha}{\sin \gamma}$. Es iſt aber $\sin \gamma \cos Dr - \cos \gamma \sin Dr = \sin (\gamma - Dr) = \sin (DE - Dr) = \sin Er$, und folglich $\cos CKC' = \frac{\cos \beta \sin Er}{\sin \gamma} + \frac{\cos \alpha \sin Dr}{\sin \gamma}$. Multiplicirt man dieſe Gleichung durch KC', ſo wird der Factor von $\cos \beta$: $\frac{KC' \sin Er}{\sin \gamma} = \frac{KC' \sin BKC'}{\sin AKB} = \frac{KC' \sin BKC'}{\sin (180° - AKB)} = \frac{KC' \sin BKC'}{\sin KBC'}$; und der Factor von $\cos \alpha$: $\frac{KC' \sin Dr}{\sin \gamma} = \frac{KC' \sin AKC'}{\sin (180° - AKB)} = \frac{KC' \sin AKC'}{\sin KAC'}$. Aber in den ebenen Dreiecken BKC' und AKC' verhält ſich $\sin KBC' : \sin BKC' = KC' : BC'$, und $\sin KAC' : \sin AKC' = KC' : AC'$. Folglich iſt $BC' = KA = a = \frac{KC' . \sin BKC'}{\sin KBC'}$ und $AC' = KB = b = \frac{KC' \sin AKC'}{\sin KAC'}$. Hieraus folgt alſo endlich $KC' \cos CKC' = a \cos \beta + b \cos \alpha$, und daher $\cos CKC' = \frac{a \cos \beta + b \cos \alpha}{\sqrt{(a^2 + b^2 + 2ab \cos \gamma)}}$, indem man nämlich für KC' ſeinen oben gefundenen Werth ſetzt. Dieſe Gleichung gibt alſo an, auf welche Weiſe der Winkel der Diagonalfläche aus den gegebenen Beſtimmungsſtücken des Parallelepipedums gefunden werden kann. Setzt man den eben gefundenen Werth von $KC' \cos CKC'$ in die oben entwickelte Gleichung $KK'^2 = a^2 + b^2 + c^2 + 2ab \cos \gamma + 2c . KC' \cos CKC'$, ſo erhält man die ſehr elegante Formel für das Quadrat der gemeinſchaftlichen Diagonale des Parallelepipedums und ihrer Diagonalfläche: $KK'^2 = a^2 + b^2 + c^2 + 2ba \cos \gamma + 2ac \cos \beta + 2cb \cos \alpha$. Hieraus ergibt ſich auch nunmehr leicht, wie man die Winkel der Seitenflächen des Parallelepipedums blos aus den gemeſſenen Seiten und Diagonalen deſſelben findet. Die Diagonale KK' geht nämlich von der Ecke K zur Ecke K', welche beide durch die ebenen Winkel α, β, γ gebildet werden. Die Ecke A wird gebildet durch die Winkel $B'AC' = CKB = \alpha$, $B'AK = 180° - AKC = 180° - \beta$ und $C'AK = 180° - AKB = 180° - \gamma$. Folglich erhält man, da die Ecken A und A' von denſelben Seiten a, b, c, wie die Ecken K, K' eingeſchloſſen werden, die Diagonale AA' aus der KK', wenn man nur resp. β und γ mit $180° - \beta$, $180° - \gamma$ verwechſelt. Hieraus folgt alſo $AA'^2 = a^2 + b^2 + c^2 - 2ba \cos \gamma - 2ac \cos \beta + 2cb \cos \alpha$. Ganz auf gleiche Weiſe iſt $BB'^2 = a^2 + b^2 + c^2 - 2ba \cos \gamma + 2ac \cos \beta - 2cb \cos \alpha$ und $CC'^2 = a^2 + b^2 + c^2 + 2ba \cos \gamma - 2ac \cos \beta - 2cb \cos \alpha$. Aus dieſen vier Gleichungen erhält man leicht ſehr intereſſante Sätze. Addirt man ſie nämlich, ſo ergibt ſich: $AA'^2 + BB'^2 + CC'^2 + KK'^2 = 4(a^2 + b^2 + c^2)$, d. h. in jedem Parallelepipedum iſt die Summe der Quadrate der vier Diagonalen gleich der Summe der Quadrate der 12 Kanten; man hat daher durch dieſen Satz ein Mittel, eine Diagonale aus den drei anderen und den drei Seitenlinien, oder eine Seitenlinie aus den beiden andern und den vier Diagonalen zu finden. Addirt man aber von jenen 4 Gleichungen die beiden erſten, ſo erhält man $AA'^2 + KK'^2 = 2(a^2 + b^2 + c^2) + 4cb \cos \alpha$, und addirt man die beiden letzten, ſo ergibt ſich $BB'^2 + CC'^2 = 2(a^2 + b^2 + c^2) - 4cb \cos \alpha$; alſo, wenn dieſe beiden Reſultate von einander abgezogen werden:

$$\cos \alpha = \frac{AA'^2 + KK'^2 - BB'^2 - CC'^2}{8bc}$$

Ganz auf dieſelbe Weiſe findet man $\cos \beta$, $\cos \gamma$, ſo daß die Winkel blos aus den Seiten und den Diagonalen beſtimmt werden können. — Die Neigung der Diagonalfläche KCK'C' gegen die Grundfläche AKBC' oder, was daſſelbe iſt, die Neigung der Ebene des Kreiſes Fr gegen die Ebene des Kreiſes DE iſt der ſphäriſche Winkel FrD, und im Dreiecke FrD iſt $\cos FrD = \frac{\cos DF - \cos Dr \cos Fr}{\sin Dr \sin Fr}$. Es war aber $DF = \beta$, ferner $b = \frac{KC' \sin AKC'}{\sin KAC'} = \frac{KC' \sin Dr}{\sin \gamma}$, folglich iſt $\sin Dr = \frac{b \sin \gamma}{KC'}$, alſo $\cos Dr = \frac{\sqrt{KC'^2 - b^2 \sin \gamma^2}}{KC'} = \frac{\sqrt{a^2 + b^2 + 2ab \cos \gamma - b^2 \sin \gamma^2}}{KC'} = \frac{\sqrt{b^2 \cos \gamma^2 + 2ab \cos \gamma + a^2}}{KC'} = \frac{b \cos \gamma + a}{KC'}$; auch war $KC' \cos CKC' = KC' \cos Fr = a \cos \beta + b \cos \alpha$; folglich iſt $\sin Fr = \frac{\sqrt{KC'^2 - KC'^2 \cos Fr^2}}{KC'}$

$$= \frac{\sqrt{\{a^2 + b^2 + 2ab\cos\gamma - (a\cos\beta + b\cos\alpha)^2\}}}{KC'}$$

$$= \frac{\sqrt{\{a^2\sin\beta^2 + b^2\sin\alpha^2 + 2ab(\cos\gamma - \cos\alpha\cos\beta)\}}}{KC'}$$

Aus diesen Elementen ist also cos FrD, und daher der gesuchte Neigungswinkel zu berechnen. Auf dieselbe Art bestimmt man die Neigungswinkel, welche die andern Seitenflächen mit den Grundflächen machen. Nimt man alle Seiten und Winkel gleich an, also $a = b = c$, und $\alpha = \beta = \gamma$, so wird das Parallelepipedum das in der Kristallographie deswegen so wichtige Rhomboeder, weil es die primitive oder Kerngestalt des kohlensauren Kalks bildet, aus welcher alle Variationen dieses Fossils durch Aufschichten kleiner, der Kerngestalt ähnlicher Partikelchen (integrirender Molicule) entstehen. (*Scherk.*)

DIAGORAS, der Atheist (*Διαγόρας ὁ κληθεὶς ἄθεος*). Wenige Nachrichten sind uns über sein Leben und seine Schriften, sei es in specieller Behandlung, sei es durch gelegentliche Erwähnung, überliefert worden, und diese wenigen beziehen sich fast nur auf den einen Umstand, den ihm schuld gegebenen Atheismus; selbst hierüber haben wir bei weitem das Bedeutendste erst neuerlich, durch die unter den herkulanischen Rollen gefundene Schrift des Philodemos über die Götter, erhalten. Aus ihr scheint hervorzugehen, daß Aristoxenos, der berühmte Peripatetiker, in seiner Schrift [1]) „über die Sitten der Mantineer" (*ἐν τοῖς Μαντινέων ἔθεσι*) ziemlich umständlich über Diagoras gesprochen habe; ihn hier zu erwähnen, dazu war die Auffoderung wol in dem nähern Verhältnisse gegeben, das zwischen Diagoras und Mantinea, besonders aber dem Gesetzgeber Mantinea's, Nikodoros, Statt gefunden hat; auch Aristoxenos hat nach Suidas [2]) längere Zeit in Mantinea gelebt und hier vielleicht seine musikalisch-ethischen Studien getrieben. Lysippos aber aus Epirus konnte in seiner Schrift [3]) „Verzeichniß der Gottlosen" (*ἀσεβῶν κατάλογος*), die jedoch natürlich wol mehr als trocknes Namenverzeichniß war, vielmehr auch Biographien der sogenannten Gottlosen enthalten haben mag, er also konnte ihn hier wol ebenso wenig übergehen, als es glaublich ist, daß die größern biographischen Werke, wie die *Bioi* eines Hermippos, eines Aristoxenos, eines Satyros u. a., ihn übergangen haben; nur darüber läßt sich kaum eine Vermuthung wagen, ob Hermippos über ihn in der Abtheilung seines Werkes, welche die Dichter, oder in der, welche die Philosophen umfaßte [4]), gehandelt habe. Die dürftigen Artikel, die Hesychios [5]) aus Milet in seiner Schrift „über die durch Gelehrsamkeit und Bildung ausgezeichneten Männer" und Suidas [6]) über ihn haben, sind nicht geeignet, uns über den Verlust jener Werke zu trösten. Die Neueren [7]) haben die Stellen der Alten über ihn fleißig zusammengebracht, und namentlich den ihm gemachten Vorwurf des Atheismus öfters einer, freilich nicht sehr fruchtbaren, Prüfung unterzogen, am vollständigsten Thienemann.

Weder das Geburts-, noch das Todesjahr des Diagoras ist bekannt, und die Angaben der Chronographen [8]), er sei Ol. 74. berühmt worden, sind nicht zuverlässig genug, um darauf zu bauen. Doch ist seine Zeit im Allgemeinen dadurch bestimmt, daß Demokrit aus Abdera, der etwa um Ol. 86. blühte *), als sein Lehrer, er selbst ein jüngerer Zeitgenosse von Simonides, Pindar und Bakchylides genannt wird [9]), von denen Simonides Ol. 56, 1. geboren, Ol. 78, 1. gestorben, Pindar nach Böckh Ol. 64, 3. geb., Ol. 84, 3. gestorben ist, Bakchylides aber nach Eusebius Ol. 82, 2. blühte. Den Vater des Diagoras nennen die meisten Telekleides, einige Teleklytos [10]); vielleicht kamen beide

---

1) Diese Schrift mit ihrem Titel ist uns erst durch Philodemos bekannt geworden; ob sie selbständig war, oder eine Abtheilung einer der von G. L. Mahne in seiner diatrib. de Aristoxeno p. 19 sq. aufgeführten Schriften des Aristoxenos bildete — denn es konnte für sie in den *νόμοις πολιτικοῖς* wie in den *ἱστορίαις* und *ἱστορικοῖς ὑπομνήμασι* nicht an einer schicklichen Stelle fehlen — wage ich nicht zu entscheiden. 2) Im W. *Ἀριστόξενος*. 3) S. Schol. z. Apoll. Rhod. 4, 1093. 4) S. mein Proömium z. Halleschen Lektionskatal. 1831. S. 4 fg. Ad. Locynski Hermippi Smyrnaei Peripatetici fragmenta. Bonn 1832. 8. p. 23 sq. 5) S. 16. ed. Orelli. 6) Suidas hat zwei Artikel über ihn; den S. hat die Eudocia in Villoison Anecd. p. 187. excerpirt. 7) Muret V. L. X, 17. Cresoll Theatr. Sophist. p. 72. Vossius de hist. gr. p. 436 sq. Meursius z. Hesych. Milet. a. a. O. Marian-gelus Bonifacius a Reuten de atheismo Diagorae. Reimmann hist. atheism. c. 31. §. 8. p. 212. Joh. Jak. Zimmermann epist. de atheismo Euemeri et Diagorae im Mus. Brem. Vol. I. p. 4. Bayle Dictionn. histor et crit. i. W. Fabricius z. Sext. E. adv. Math. 9, 53. Bibl. gr. II. Brucker hist. cr. philos. T. 1. p. 1203 sq. Thienemann üb. d. Atheismus des Diagoras in Fülleborns Beiträgen z. Gesch. d. Philos. St. XI. S. 15 — 63. Blomfield zu Aeschyl. Agam. 362. Lobeck Aglaopham. p. 370. 1285. Geel hat den Diagoras in seiner historia critica sophistarum, qui Socratis aetate Athenis floruerunt (Nov. Act. Litter. Societ. Rheno-Trajectin. P. II.) übergangen, da er doch ganz eigentlich hieher gehörte. 8) Bei Eusebius in der armenischen Übersetzung S. 209. findet sich die doppelte Angabe zu Ol. 74, 2. Diagorii philosophi agnoscebantur und zu Ol. 78, 2. Bacchylides florebat et Diagoras atheus. Mit jener Angabe stimmen Syncellos 202, e. p. 488. Dind. *οἱ περὶ Διαγόραν φυσικοὶ φιλόσοφοι ἤκμαζον* und Hieronymus Diagoras agnoscitur et sectatores ejus physici philosophi. Daß man hier nicht *Ἀναξαγόραν* u. s. w. verbessern dürfe für *Διαγόραν*, zeigt Kyrillos c. Julian. I. p. 13. 68.: *ἐν ἑβδομηκοστῇ τετάρτῃ Φρύνιχος* (sic) *καὶ Χοιρίλος καὶ Διαγόρας, φιλόσοφοι φυσικοί*, wo *Ἀναξαγόρας* unmittelbar vorhergegangen ist. Stark ist der Irrthum des Lactantius de ira dei c. 9., der den Diagoras selbst nach Epikur setzt: Verum iis postea temporibus, quibus jam philosophia defloruerat, extitit Athenis quidam Diagoras, qui nullum esse omnino deum diceret ob eamque sententiam nominatus est *ἄθεος*. *) Die Angaben der Alten uber die Zeit Demokrits sind so widersprechend, daß noch niemand, auch nicht Hr. Geffers in seinen Quaestionn. Democrit. Specim. Prim. Gotting. 1829. 4. p. 3 — 11. sie hat vereinigen können. Clinton setzt seine Geburt Ol. 80, 1. seinen Tod Ol. 105, 4. 9) Schol. Aristoph. Ran. 323. *τὸν χρόνον κατὰ Σιμωνίδην καὶ Πίνδαρον*. Suid. *τοῖς χρόνοις ὧν μετὰ Πίνδαρον καὶ Βακχυλίδην*. 10) Suid. *Τηλεκλείδου ἢ Τηλεκλύτου*. Schol. Aristoph. a. a. O. *Τηλεκλείτου*. Hesych. Milet. *Τηλεκλείδου*.

ziemlich gleichbedeutende Namensformen demselben Manne zu, etwa wie eine und dieselbe Person, und oft bei denselben Schriftstellern, Σωκράτης und Σωσικράτης, Ναυκράτης und Ναυσικράτης, Ἑρμότιμος und Ἑρμοτίμων, Λύκος und Λύκων, Σῖμος und Σίμων, Ἀρχῖνος und Ἀρχίνους, Θεογένης, Θεαγένης und Θουγένης, Ἀρχέδημος, Ἀρχίδαμος und Ἀρχίδαμος u. a. ä. heißt. Was das Vaterland des Diagoras betrifft, so wird er so häufig ein Melier (Μήλιος) genannt, daß man es nur für einen auch sonst ziemlich häufigen [11]) Schreibfehler ansehen kann, wenn er bei Pseudo-Plutarch [12]), Eusebius [13]), Joannes Chrysostomus [14]), Theodoretus [15]) und Eustathius [16]) Διαγόρας ὁ Μιλήσιος heißt; nennt ihn aber Tatian [17]) einen Athener, so hat er sich wol damit geirrt, daß Diagoras allerdings längere Zeit in Athen gelebt, auch seine ketzerische Schrift hier bekannt gemacht haben mag und das Verdammungsurtheil der Athener über ihn berühmt geworden ist; denn daß er auch das attische Bürgerrecht erhalten hätte, ist unglaublich. In keinem Falle scheinen diese Stellen wichtig genug, um mit Lobeck [18]) das Vaterland des Diagoras als zweifelhaft anzusehn; doch vielleicht hat dieser Gelehrte andere, mir entgangene, Stellen vor Augen gehabt. Es verlohnt sich daher um so mehr, einiges über Melos hier beizubringen, als man ja sogar das Geschick desselben mit Diagoras in Verbindung gesetzt hat.

Die Insel Melos, heute Milo, eine der Kykladen, soll zuerst phönikische Bevölkerung gehabt haben [19]), ein Schicksal, das sie mit den meisten griechischen Inseln, den Kykladen Thera, Delos u. a. theilt [20]); späterhin erhielt sie lakonische Bevölkerung aus Amyklä [21]), und zwar nach der Behauptung der Melier bei Thukydides [22]), 700 Jahre vor der Belagerung von Melos durch die Athener, d. h. vor dem Sommer von Ol. 90, 4. — 91, 1., eine Angabe, die uns, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, auf 340 Jahre vor Ol. 1. und 12 Jahre vor Einwanderung der Dorer in den Peloponnes führen würde; hienach stammte diese lakonische Bevölkerung auf Melos aus der vor-dorischen Zeit; aber gewiß ist jedenfalls, daß nicht sowol dorische Spartiaten als vielmehr Achäer aus Amyklä sie gebildet haben und einige Zeit später Minyer aus demselben Amyklä nach Melos als Kolonie gekommen sind [23]). Jedoch sind die Achäer und Minyer auf Melos ebenso wie Amyklä selbst durch die Spartiaten dorisirt worden; denn Melos hat bis zu seiner Eroberung durch die Athener in, so viel wir wissen, ununterbrochener Verbindung mit den Lakedämoniern gestanden und sich immer als deren Kolonie angesehn [24]). Verwandtschaft und die Nähe an Lakonika hatte Melos an spartanische Eymmachie geknüpft; beim Ausbruche des peloponnesischen Krieges aber blieb es neutral, während, mit Ausnahme Thera's, die übrigen Kykladen Athens Hoheit anerkannten [25]); Ol. 88, 3. bemühten sich die Athener vergeblich, auch Melos für dies Verhältniß zu gewinnen [26]); Waffengewalt, unterstützt von Verrath, setzte sie nach langer Belagerung Ol. 91, 1. in den Besitz der Insel; der Sieger gestattete sich gegen den Besiegten eine Grausamkeit, die, weil sie keinen Treubruch, eher die Treue bestrafte, die Gemüther der Hellenen empörte und später bei der Eroberung Athens durch Lysander manchen zur Rache reizte [27]); von den Meliern wurde nämlich die erwachsene männliche Bevölkerung, die dem Sieger in die Hände fiel, getödtet, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft und das Land später mit 500 attischen Kleruchen besetzt [28]); Alkibiades wird als einer der Haupturheber dieser Grausamkeit genannt, obgleich er sich später nicht scheute, aus der Zahl der melischen Gefangenen sich eine schöne Frau zu kaufen und mit ihr zu buhlen [29]). Nach einem Scholiasten [30]) hat Unwille über den Atheismus des Diagoras den Angriff der Athener gegen Melos veranlaßt. Die Melier, welche sich gerettet hatten, wurden vermuthlich von den Lakedämoniern aufgenommen, gewiß aber später nach Besiegung Athens wieder von Lysander in den Besitz ihres Landes gesetzt [31]).

So viel über das Vaterland des Diagoras. Hesychios von Milet und Suidas haben die Nachricht, Diagoras sei Sklave gewesen und Demokrit aus Abdera habe ihn, weil er seine Anlagen erkannt, für 10000 Drachmen losgekauft und zu seinem Schüler gemacht. Das Fabelhafte der Nachricht ergibt sich schon aus dem ganz unglaublichen Preise [32]), der an die 10000 Drachmen erinnert, welche Isokrates als Honorar für seinen rhetorischen Unterricht genommen haben soll, wie es denn auch nicht an ähnlichen Geschichtchen über andere Philosophen fehlt, z. B. über Phädon, den Sokratiker, Xenokrates u. a. Auch wird nicht ganz Unähnliches über die Art und Weise berichtet, wie derselbe Demokrit die großen Anlagen des Protagoras, als dieser in dem niedrigen Verhältnisse eines Lastträgers seine Aufmerksamkeit erregte, entdeckt und ihn zu seinem Schüler gemacht habe [33]). Aber wie wir einen wissenschaftlichen Zusammenhang zwischen den Bestrebungen des

11) Bentley ad Callimach. fr. 86. 12) Placit. Philos. 1. 7., wo jedoch die Berichtigung bereits in die Ausgaben übergegangen ist. 13) Praep. Ev. 13. 14) Homil. IV. in prim. epistol. ad Corinth. c. 5. p. 30. D. ed. Montfauc. 15) Therapeutic. Gr. Sermon. II. 1. 4. p. 758. ed. Schulze. 16) ad Hom. Od. γ. 381. p. 1473. 17) Or. c. Graec. p. 164. A. Διαγόρας Ἀθηναῖος ἦν. 18) Aglaoph. p. 870. Quod Lysias dicit Diagoram περὶ τὰ ἀλλότρια ἱερὰ καὶ ὁσίας ἀσεβεῖν nonnihil momenti faceret, *si patria ejus constaret.* 19) Stephan Byzant. Festus i. v. Plin. n. h. 41, 23. 20) Thuk. 1. 8. Herodot 4. 147. Paus. 3. 1. 7. 21) Conon Narrat. 36. 22) Thukyd. 5, 112. πόλεως ἑπτακόσια ἔτη ἤδη οἰκουμένης. 23) Plutarch Mulier. Virt. p. 272. Müller Orchom. u. d. Minyer. S. 317.

24) Thukyd. 5, 84. 104. 108. Herodot 8, 48. Xenoph. Hellenik. 2. 2, 3. 25) Thukyd. 2, 9. 26) Ders. 3, 91. 27) Xenoph. a. a. O. Isokrat. Panath. 22. 28) Ders. 5. 116. 29) Andokid. g. Alkib. S. 123. Plutarch. Alkib. 16. 30) Schol. Aristoph. Nub. 132. ἐπὶ τὸ ἄθεον ἐξέβημεν ἐφ' ᾧ οἱ Ἀθηναῖοι, ἀγωνιτήσαντες τὴν Μῆλον ἐκάκωσαν. 31) Xenoph. 2. 2. 3. Plutarch. Lysand. K. 14. 32) Böckh Staatshausb. d. Ath. I. 73. 33) Gellius N. A. 5. 3. Diogen. Laert. 9. 55.

Diagoras und den Atomistikern werden zugeben müssen, so dürfen wir wol auch aus jener Nachricht auf ein ziemlich nahes persönliches Verhältniß zwischen Diagoras und Demokrit schließen. In einer frühern Lebensperiode beschäftigte sich Diagoras (angeregt vielleicht durch das Beispiel seines Zeitgenossen und Landsmannes, des jüngern Melanippides aus Melos, der, wie sein gleichnamiger Großvater und sein Vater Kriton, als Lyriker und besonders als Dithyrambendichter sich Ruhm erworben hatte) mit lyrischer Poesie [34]) und vermuthlich mit den Gattungen derselben, die Simonides, Pindar und Bakchylides bearbeiteten; denn sonst wäre nicht eben abzusehen, warum er gerade mit diesen zusammengestellt wird [35]); namentlich genannt werden uns *σώματα* [36]), *μέλη* [37]), *παιᾶνες* [38]), *διθυραμβικά* [39]), *ἐγκώμια* [40]), und wieder besonders ein Enkomion auf den, sonst nicht bekannten, Arianthes aus Argos, ein anderes auf Nikodorus aus Mantinea, ein drittes auf die Mantineer selbst. Weist nun schon das Daseyn eines solchen Gedichts auf ein gewisses Verhältniß zwischen Diagoras und Mantinea hin, so wissen wir auch anderswoher, daß zwischen ihm und Nikodorus, dem Gesetzgeber der Mantinea's, eine sehr innige Verbindung Statt gefunden habe. Älian [41]) berichtet nämlich, Nikodorus, in frühern Jahren im Faustkampfe ausgezeichnet, habe sich in spätern um seine Vaterstadt Mantinea dadurch noch verdienter gemacht, daß er ihre Verfassung und Gesetzgebung weise anordnete, wodurch die Mantineer *εὐνομώτατοι* wurden; unterstützt habe ihn hiebei Diagoras aus Melos, der sein Liebhaber gewesen; er könnte, schließt Älian, noch manches andre über Nikodorus sagen, aber wolle sich nicht dem Scheine aussetzen, als ob er einen so den Göttern verhaßten Menschen, als Diagoras, zu loben suche. Dieser armseligen Rücksicht haben wir es also zuzuschreiben, daß uns so wenig über dies Verhältniß bekannt ist. Doch kann an ein Liebesverhältniß wenigstens nicht in der Art gedacht werden, daß Nikodorus, der Greis, den Geliebten, Diagoras den Liebhaber abgegeben hätte.

Mantinea war als Stat einer der ältesten Arkadiens [42]), aber die den Stat bildenden fünf Ortschaften, unter denen der Flecken Mantinea früh schon der bekannteste gewesen seyn mag, wurden vermuthlich erst nach den Perserkriegen, und zwar mit Hilfe der Argiver, zu einer Stadt vereinigt [43]); das *κωμηδὸν* bewohnte Mantinea hatte aristokratisches Regiment, aber stand doch schon in solchem Rufe verständig angeordneter Verfassung und Verwaltung, daß, als die Kyrenäer unter der Regirung Battus III., des Lahmen, in bürgerlichen Zwist verfallend, sich an das delphische Orakel wandten, dieses ihnen anempfahl, aus Mantinea sich einen Ordner zu holen; die Mantineer sandten den Kyrenäern auf ihre Bitte den Demonax, der in Kyrene angelangt, eine neue Stammeintheilung verfügte, dem Königthum fast nur Ehren und Einkünfte ließ, alle frühere königliche Gewalt aber dem Demos oder der Volksversamlung übertrug [44]). Hat nun Herodot sich nicht hierin geirrt, dürfen wir uns auf das Wort Demos verlassen, so muß, da doch wahrscheinlich Demonax die Einrichtungen in Kyrene nach Analogie der Institute Mantinea's geordnet haben wird, auch hier damals schon — und diese Begebenheit fällt zwischen Ol. 57, 3. und 62, 4. — neben der Aristokratie die Volksversamlung von bedeutendem Einflusse gewesen seyn. Der Name Demonax scheint übrigens dafür zu sprechen, daß seine Familie sehr früh einen volksthümlichen Charakter gezeigt hat. Der Synoikismos Mantinea's wird die Verfassung natürlich etwas demokratischer gemacht haben, doch nicht so weit, daß des States politische Zu- und Abneigung sich gleich geändert hätte; denn wie die Mantineer im persischen Kriege die Sache der Griechen unterstützten [45]), so blieben sie auch den Lacedämoniern treu, als zwischen Ol. 75, 1. und 78, 4. die übrigen Arkadier sich bei Dipäa denselben entgegenstellten [46]).

34) Hesych. *ὁ δὲ τῇ λυρικῇ ἐπέθετο.* Suid. *ὁ δὲ καὶ τ. λ. ἐ.* 35) S. Note 9. 36) Suid. *φιλόσοφος καὶ σωμάτων ποιητής.* 37) Schol. Aristoph. Ran. 323. *Διαγόρας μελῶν ποιητής.* 38) Nach dem Bericht des Hesychius ist Diag. dadurch zum Atheismus gebracht worden, daß ihm ein Kunstgenosse einen von ihm gedichteten Päan entwandt und doch die That abgeschworen hatte, während er bald darauf ihn als eigenen bekannt machte. 39) Sext. Empir. adv. Math. 9. 53. *Διαγόρας δὲ ὁ Μήλιος διθυραμβοποιὸς ὢν τὸ πρῶτον γενόμενος ὡς ἔτις καὶ ἄλλος δεισιδαίμων.* Schol. Aristoph. Ran. 323. *διθυραμβοποιὸς ὁ Διαγόρας ποιητὴς συνεχῶς Ἴακχε, Ἴακχε ᾄδων ἢ κωμικὸς διθυραμβικὰ τουτέστι Διονυσιακὰ δράματα ποιῶν.* Doch ist auf das letztere wenig zu geben, indem der Schol. diese Nachricht nur zur Erklärung der Stelle des Aristoph. ersonnen zu haben scheint, *ᾄδουσι γοῦν τὸν Ἴακχον, ὅνπερ Διαγόρας.* Es ist aber hier schwerlich *ᾄδει* zu supplirren, sondern vielmehr durch eine Art Aposiopesis *διαφέρει* oder etwas ähnliches. 40) Ich will die ganze den Diagoras betreffende Stelle des Philodemos, wie sie in den Herculanens. ed. Drummond and Walpole. Lond. 1810. p. 164. 4. steht, hieher setzen, indem ich noch öfter auf dieselbe werde zurückgehen müssen. Der Verf. behauptet, daß die stoische Theologie einen weit irreligiösern Charakter hätte, als Diagoras: *ὡςτ' ἐγωγε καὶ τεθεισήκοτως ἔλπομαι (οὐ ἔλπομαι ἂν?) τούτους Διαγόρου μᾶλλον πλημμελεῖν· ὁ μὲν γὰρ ἔπαιζεν, ἐλπὶς ἄρα καὶ τοῦ [ὑ' οὗτος] ἐστὶν, ἀλλ' οὐκ ἐκπεπύσμεται, καθάπερ ἐν τοῖς Μαντινέων ἔθεσιν Ἀριστόξενός φησιν. ἐν δὲ τῇ ποιήσει καὶ ἀληθείαν ὑπ' αὐτοῦ γεγράφθαι τοῖς ὅλοις οὐδ' ἐν ἀσεβὲς πιστεύειν [αι] νεν, ἀλλ' ἐστὶν εὐγνωμ [ς] ὡς ποιητὴς εἰς τὸ δαιμόνιον. καθάπερ ἄλλα τε (l. τε) μυρίοις καὶ τὸ γεγραμμένον εἰς Ἀρισταίνην τὸν Ἀργεῖον, „Θεὸς θεὸς πρὸ παντὸς ἔργου βροτέου νόμα φρένα ὑπερίαται", καὶ τὸ εἰς Νικόδωρον τὸν Μαντινέα „Κατὰ δαίμονα καὶ τύχην τὰ πάντα βροτοῖσιν ἐκτελεῖσθαι." τὰ παραπλήσια δ' αὐτῷ περιέ [χει καὶ] τὸ Μαντινέων ἐγκώμιον.* Das in [ ] Eingeschlossene ist Supplement der Akademie von Portici. Das zweite Fragment findet sich auch bei Sextus a. a. O., der nach den Not. 39. angeführten Worten so fortfährt: *ὃς γε καὶ τῆς ποιήσεως ἑαυτοῦ κατήρξατο τὸν τρόπον τοῦτον, κατὰ δαίμονα καὶ τύχην πάντα τελεῖται.* Hienach habe ich geglaubt, dieses Fragment, so wie weiter unten im Texte geschehen, bestimmen zu müssen. Daß *δαίμ. καὶ τ.* so viel wie *δαιμονίην τύχην* sei, bemerkt Fabricius; diese Zusammenstellung findet sich öfter, z. B. bei Demosth. g. Olympiod. 1174 *κατὰ τύχην τινὰ καὶ δαίμονα.* Ich glaube daher nicht, daß in unserer Stelle der Ausdruck mit der großen Verehrung in Verbindung stehe, welche die *Τύχη* bei den Meliern, nach den Münzen zu schließen, genossen zu haben scheint.

41) Var. Hist. 2. 22 sq. 42) Polyb. 2. 56. 43) Müller Dor. 2. 70. Wachsmuth H. A. 1. 2. S. 89. 44) Herodot 4. 161. *Thrige* Res Cyrenens. p. 145 sq. 45) Herodot 7. 202; 9. 77. 46) Derſ. 9. 35. Pausan. 3. 11. 6.

Und so sehen wir das demokratische Mantinea auch beim Ausbruche des peloponnesischen Krieges auf lacedämonischer Seite [47]); jedoch benutzten sie diesen Zeitpunkt, um ihr Ansehn in Arkadien zu erweitern und einen Theil desselben sich zu unterwerfen [48]); indem sie nun aber voraussahen, daß die Lacedämonier, sobald sie nicht mehr mit dem attischen Kriege beschäftigt seyn würden, ihnen nicht den ruhigen Besitz der neu erworbenen Distrikte lassen dürften, traten sie Ol. 89, 3. aus dem Bunde mit Sparta in eine Verbindung mit Argos, zu der bald Elis und für einige Zeit auch Korinth trat [49]); als darauf die Lacedämonier in die den Mantineern unterthänig gewordenen parrhasischen Städte vorrückten und ihnen die Autonomie und Unabhängigkeit von Mantinea ertheilten, traten Argos, Elis und Mantinea Ol. 89, 4. in einen hundertjährigen Bund mit Athen [50]); die Verbündeten zwangen durch Waffengewalt das arkadische Orchomenus ihrem Bunde beizutreten [51]), aber ihr Vorhaben, auch Tegea vom lakonischen Bündniß abzuziehen, ward in demselben Jahre durch die Schlacht bei Mantinea vereitelt [52]), und als in deren Folge zunächst Argos sich gefügt hatte, mußten auch die Mantineer sich mit Sparta auf die Bedingung vertragen, daß sie ihren unterthänigen Städten die Autonomie ertheilten Ol. 90, 4.; damals schlossen sie mit Sparta einen 30jährigen Vertrag, der Ol. 98, 2. ablief [53]). In diesem Jahre befahlen die Lacedämonier den Mantineern, deren wachsende Macht sie fürchteten, ihre Mauern niederzureißen, und unternahmen, da sie sich dessen weigerten, einen Feldzug gegen Mantinea; dieses eroberten sie nach langer Belagerung, zerstörten es und nöthigten die Einwohner, sich in die fünf alten Dörfer zu zerstreuen, in denen sie nicht mehr einen Stat, sondern fünf von einander unabhängige Gemeinden anerkannten, deren jeder sie einen eigenen Xenagos zuschickten [54]). Wie nun die Gesamtstadt Mantinea demokratisches, so hatten die Dorfschaften wieder Adelsregiment, bis nach der Schlacht bei Leuktra mit der durch Epaminondas Hilfe bewirkten Wiederherstellung der Gesamtstadt auch Demokratie wiederkehrte [55]). Weiter die Geschichte Mantinea's zu verfolgen, würde uns zu weit abführen. Während des demokratischen Regiments waren in Mantinea außer andern Behörden βουλή, δημιουργοί, θεωροί, πολέμαρχοι [56]). Aus Aristoteles [57]) wissen wir, daß die Volksversamlung im demokratischen Mantinea die Entscheidung über politische Angelegenheiten mit Ausnahme der Wahlen hatte, die Wahlen der Behörden aber nicht von der Volksversamlung im Ganzen, sondern von gewissen der Reihe nach aus der Mitte aller Bürger ernannten Wählern vorgenommen wurden. — Was den Charakter der Mantineer betrifft, so war er wol dem arkadischen überhaupt entsprechend; die kalte, strenge Luft, der harte Boden hatte den Arkadiern eine gewisse Härte gegeben, die, wo sie wohl geleitet ward, einen kriegerischen Sinn förderte; die Mantineer und Arkadier bildeten nach Ephorus die Kriegskunst aus, so daß noch zu seiner Zeit die kriegerische Kleidung und alte Bewaffnung von ihren Erfindern die mantinetische hieß; die Fechtkunst soll in Mantinea zuerst, und zwar von Demeas, der Zweikampf von Demonax gelehrt worden seyn [58]); aus Arkadien nahmen alle Griechen am liebsten ihre Söldlinge [59]); auf der andern Seite aber bewirkte sie eine gewisse Rohheit der Sitten und Gefräßigkeit, so daß in Wissenschaften unerfahren zu seyn, hier am wenigsten für einen Schimpf galt; dagegen wurde Musik nicht aus Übermuth und Weichlichkeit, sondern zur Milderung des Charakters von früher Jugend an geübt, und in größerem Umfange als anderswo; bis zum 30sten Jahre lernte man hier die Ausübung derselben, und in Musik oder Tanz zurückzubleiben, galt allgemein für schimpflich; diese Musik war aber vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, religiös, wie denn überhaupt neben Einfachheit besonders ein frommer Sinn an den Arkadiern gerühmt wurde [60]).

Mit dieser Stadt also und ganz besonders mit ihrem Gesetzgeber Nikodorus, dessen Gesetzgebung unbedenklich nach dem Synoikismos zu setzen ist, demnach für das mehr demokratische Mantinea berechnet gewesen seyn muß, stand Diagoras in nahem Verhältniß; er scheint selbst einige Zeit hier gelebt zu haben. Von der Gesinnung der Mantineer dürfen wir schon im Voraus erwarten, daß sie freche Irreligiosität nicht in ihrer Nähe geduldet haben werden, und es wird uns auch ausdrücklich bezeugt, daß die ganze Poesie des Diagoras, weit entfernt einen irreligiösen Charakter zu zeigen, vielmehr durchgehends ein wahrhaft religiöses Gemüth verrathen habe; als Belege werden uns folgende Stellen aus dem Gedichte auf Arianthes aus Argos

Θεὸς, θεὸς πρὸ παντὸς ἔργου βροτείου νῶμα φρένα ὑπερτάταν l. νώμᾳ φρενῶν. „Die Gottheit, die Gottheit ist's, die (vor jedes sterblichen Werks Beginn, d. h.) für jedes sterbliche Werk mit ihrem erhabenen Geiste waltet;"

und folgende aus dem Lobliede auf Nikodoros mitgetheilt,

Κατὰ δαίμονα καὶ τύχαν τὰ πάντα βροτοῖσιν ἐκτέλεται, „nach göttlichem Verhängniß wird Jegliches den Sterblichen vollendet,"

und ähnliche Gedanken soll auch das Enkomion auf die Mantineer enthalten haben. Von Mantinea aus begab sich wol Diagoras nach Athen, und zwar, wie seine Erwähnung in den Ol. 89, 1. aufgeführten Wolken des Aristophanes beweist, nicht erst nach der Eroberung von Melos, was gleichwol Grammatiker [61]) behaupten; er muß

47) Thukyd. 2. 9.; 3. 107 fg. Pausan. 8. 6. Diodor. 15. 12. 48) Thuk. 4. 134; 5. 29. 49) Thuk. 5. 29 fg. 50) Ders. 5. 47; 50. 51) Ders. 5. 61. Diodor. 12. 79. 52) Thuk. 5. 70 fgg. Diodor. a. a. O. 53) Thuk. 5. 81. Xenoph. Hellenik. 5. 22. 54) Xenoph. a. a. O. Plato Sympos. 193 a. und das. die Ausl. Diodor. 15. 5; 12. Polyb. 4. 27. Pausan. 8. 8. 6. 55) Xenoph. 5. 2. 4.; ebend. 7; 7. 1. 43. 56) Thukyd. 5. 47. 57) Politik. 6. 2. 2.

58) Athen. 4. 154. d. 59) Thuk. 7. 57. Xenoph. H. 7. 1. 23. Hermippos bei Athen. 1. 28 f. Schon Herkules soll Arkadier zu Kriegsgefährten gehabt haben. 60) Polyb. 4. 20 fg. 61) Schol. Aristoph. Vög. 1773. οὗτος μετὰ (ob κατὰ?) τὴν ἅλωσιν Μήλου ἐν Ἀθήναις ᾠκει. Ebenso Suidas im zweiten Artikel über Diagoras und Tarrhäus in den Proverb. μετὰ τὴν ἅλωσιν Μήλου ᾤκει ἐν Ἀθήναις. Es steht dies in direktem Widerspruch mit einem andern Scholion zu derselben Stelle, wonach er ἐκκεκήρυκται μάλιστα ὑπὸ τὴν ἅλωσιν Μή-

ſelbſt längere Zeit vor Abſchluß des Bündniſſes Athens mit Mantinea hieher gekommen ſeyn; aber eine Hinneigung zu Athen und der Wunſch, ſich einſt mit ihm inniger zu verbinden, mag ſich immer ſchon in Mantinea gezeigt haben. Was nun hier ſehr intereſſant wäre zu wiſſen, welcherlei Anſicht Diagoras von dem Verhältniſſe Athens zu Melos gehabt, und welche Stellung er im Kriege beider eingenommen hat, beides iſt uns ganz unbekannt. In Athen wird er wol zuerſt mit den Sophiſten und Atomiſtikern bekannt geworden ſeyn, und dieſem Verhältniſſe haben wir vielleicht die Veränderung zuzuſchreiben, die in ſeiner religiöſen Denkart vorgegangen ſeyn ſoll; dieſe Erklärung wäre wenigſtens etwas weniger unwahrſcheinlich, als die ziemlich abgeſchmackten Erzählungen einiger ſpätern Schriftſteller, jemand hätte dem Diagoras ein Depoſitum abgeſtritten, oder ihn ſonſt durch Meineid um ein pekuniäres, oder um ein ſchriftſtelleriſches Eigenthum betrogen, und der Umſtand, daß die Götter dieſen Meineid nicht beſtraft hätten, habe die Sinnesänderung bei ihm bewirkt [62]), Erzählungen, die vermuthlich auf einem ſpäter anzuführenden Mißverſtändniſſe beruhten. In Athen kann und wird er auch Sokrates geſehen haben; daß er aber ſein Lehrer geworden ſei, wie gleichwol behauptet wird [63]), iſt unglaublich. Indeß war des Diagoras Freigeiſterei Ol. 89, 1. hier ſchon ſo bekannt, daß in den in dieſem Jahre aufgeführten Wolken, in der Stelle, wo Strepſiades ſeinem Sohne die eben erſt ſelbſt gelernte Weisheit mittheilt, mit des Zeus Reich habe es jetzt ein Ende und der Wirbelwind *Δῖνος* regire nun, „Sokrates der Melier" (*Σωκράτης ὁ Μήλιος*) als Urheber dieſer Weisheit genannt wird [64]), eine Benennung, die offenbar eine Anſpielung auf Diagoras enthält. Fünf Jahre ſpäter Ol. 91, 2. (in dieſes Jahr ſetzt wenigſtens Diodor die Begebenheit) hatte der Unwille des attiſchen Volks gegen Diagoras wegen der ihm ſchuld gegebenen Gottloſigkeit einen ſo bedenklichen Charakter angenommen, daß er es gerathen fand, aus Athen zu fliehen; die Volksverſamlung erließ auch alsbald einen Volksbeſchluß (*ψήφισμα*) gegen ihn, der auf eine Säule von Erz eingegraben wurde, worin ſie eine Belohnung von einem Talente dem, der den Diagoras tödten, von zweien dem, der ihn lebendig gefangen nach Athen liefern würde, verſprach [65]). In den im letzten Viertel jenes Jahres, nämlich in den Lenäen Ol. 91, 2. auf die Bühne gebrachten Vögeln des Ariſtophanes wird dieſer Volksbeſchluß als ein eben im neuen Vogelſtate verkündeter erwähnt (v. 1073) und zwar in Verbindung mit einer Preisausſetzung auf die Tödtung eines der geſtorbenen Tyrannen, ſo daß man kaum zweifeln kann, der Dichter habe jenen Volksbeſchluß nicht ſonderlich gebilligt, und das ganze gegen Diagoras angewandte Verfahren ſich in Verbindung gedacht einerſeits mit der der ſizilifchen Expedition vorangehenden Hermenverletzung und Entweihung der Myſterien, d. h. mit den muthwilligen Streichen, in denen eine durch ſophiſtiſche Erziehung frech gewordene, vornehme, reiche Jugend ihre Verachtung gegen vaterländiſche Einrichtungen und die heiligen Gebräuche der Väter und ihren auf Umſturz der Landesverfaſſung und auf Errichtung oligarchiſchen Regiments gerichteten Wunſch zu erkennen gab, andererſeits mit den zum Theil widerſinnigen Maßregeln, die das durch eben jene Streiche gereizte, beunruhigte, überall Verfaſſungsumſturz witternde, von ſeinen Führern gehetzte Volk damals getroffen hat. Was mag aber wol den Unwillen der Athener gerade gegen Diagoras in ſo hohem Grade hervorgerufen haben? Gewiß weniger eine allgemein irreligiöſe Tendenz in der ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit des Mannes — denn auf die Beſtrafung die-

---

λου. οὐδὲν γὰρ κωλύει πρότερον. Die letzten Worte können unmöglich richtig ſeyn; vielleicht iſt *οὐ* vor *κωλύει* ausgefallen: „denn alles verhindert, daß es früher" nämlich „geſchehen ſei."

62) Sext. E. fährt in der Note 40. angeführten Stelle ſo fort: *ἀδικηθεὶς δὲ ὑπό τινος ἐπιορκήσαντος καὶ μηδὲν ἕνεκα τούτου παθόντος, μεθηρμώσατο εἰς τὸ λέγειν μὴ εἶναι θεόν.* Schol. Ariſtoph. Wolk. 829. *διεβέβλητο δὲ ἐπὶ ἀθεΐᾳ οἱ Μήλιοι ἀπὸ Διαγόρου, ὃς χρήματα παραθέμενός τινι καὶ ἀποστερηθεὶς εἰς ἀθεΐαν ἐτράπη. — Διαγόρας ὁ Μήλιος, ὃς τὸ πρότερον ἦν θεοσεβής, παρακαταθήκην δὲ ὑπό τινος ἀποστερηθεὶς ἐπὶ τὸ ἄθεον ἐξέδραμεν, ἐφ' ᾧ οἱ Ἀθηναῖοι ἀγανακτήσαντες τὴν Μῆλον ἐκάκωσαν.* Heſych. a. a. O. *ἐπεκλήθη δὲ ἄθεος, ὅτι ὁμότεχνός τις ἀλιτηθεὶς ὑπ' αὐτοῦ, ὡς δὴ παιᾶνα ὑφελόμενος, ὃν αὐτὸς ἐποίησεν, ἐξωμόσατο μὴ κεκλοφέναι αὐτόν, μικρὸν δὲ ὕστερον ἐπιδειξάμενος αὐτὸν εὑημέρησεν· ἐντεῦθεν ὁ Διαγόρας λυπηθεὶς ἔγραψε τοὺς ἀποπυργίζοντας λόγους. ἔκπτωσιν ἔχοντας τῆς περὶ τὸ θεῖον δόξης.*

63) Schol. Ariſtoph. Wolk. a. a. O. *ἄλλοι δέ φασιν, ὡς οὗτος ὁ Διαγόρας διδάσκαλος ἦν Σωκράτους.* 64) Wolk. v. 830.

65) Diodor. 13. 6. *Διαγόρας ὁ κληθεὶς ἄθεος διαβολῆς τυχὼν ἐπ' ἀσεβείᾳ καὶ φοβηθεὶς τὸν δῆμον ἔφυγεν ἐκ τῆς Ἀττικῆς· οἱ δ' Ἀθηναῖοι τῷ ἀνελόντι Διαγόραν ἀργυρίου τάλαντον ἐπεκήρυξαν.* Ariſtoph. Vög. 1073. *Τῇδε μέντοι ἡμέρᾳ μάλιστ' ἐπαναγορεύεται, Ἤν ἀποκτείνῃ τις ὑμῶν Διαγόραν τὸν Μήλιον, λαμβάνειν τάλαντον,* wozu die Scholien bemerken: *τοῦτο οὖν ἐκήρυξαν κατ' αὐτοῦ Ἀθηναῖοι* (l. οἱ Ἀθ.) *καὶ ἐν χαλκῇ στήλῃ ἔγραψαν, ὡς φησι Μελάνθης ἐν τῷ περὶ μυστηρίων.* ebend. *ταῦτα ἐκ τοῦ ψηφίσματος. οὕτως γὰρ ἐκήρυξαν, τὸν μὲν ἀποκτείναντα αὐτὸν τάλαντον λαμβάνειν τὸν δὲ ἀγαγόντα, δύο.* ebend. *Μένανδρος* (l. mit Bentley *Μελάνθιος*) *δὲ ἐν τῷ περὶ μυστηρίων προφέρεται τῆς χαλκῆς στήλης ἀντίγραφον, ἐν ᾗ ἐπεκήρυξαν καὶ αὐτὸν καὶ τοὺς ἐκδιδόντας Πελληνεῖς, ἐν ᾗ γέγραπται καὶ ταῦτα. ἐὰν δέ τις ἀποκτείνῃ Διαγόραν τὸν Μήλιον, λαμβάνειν ἀργυρίου τάλαντον, ἐὰν δέ τις ἀγάγῃ, λαβεῖν δύο.* Der Accuſativ bei *ἐπεκηρ.* hat nichts Auffallendes, er iſt im Sprachgebrauche der Spätern begründet, die es völlig wie proscribere behandeln, während die ältere Zeit es nur mit dem Dativ verband; vergl. Valeſius in Not. Mauss. ad Harpocr. s. v. Ammon. ed. Valcken. p. 57. Valcken. Obss. p. 78 sq. Taylor ad Demosth. de f. l. 347. 25. Aber *ἐκδιδ. Πελλ.* kann unmöglich richtig ſeyn, denn erſtens *Πελλανεῖς*, da doch an das lakoniſche *Πελλάνα* oder vielmehr *Πέλλανα* nicht zu denken iſt, das achäiſche Pellene aber ein attiſcher Volksbeſchluß unmöglich mit doriſcher Form benennen konnte, muß entweder in *Πελληνεῖς*, oder was weniger wahrſcheinlich iſt, in *Παλληνεῖς* verändert werden, in welchem Falle denn der attiſche Demos zu verſtehen iſt; zweitens aber nicht die den Diagoras ausliefernden, ſondern die nicht ausliefernden können von den Athenern proſcribirt worden ſeyn; ich ſchreibe alſo „*καὶ τοὺς μὴ ἐκδιδόντας Πελληνεῖς*" und begründe hierauf die im Texte ausgeſprochene Vermuthung. Lyſias g. Andokid. p. 214 ſpricht minder genau mit Beziehung auf dieſen Fall: *καὶ μὴ οὓς μὲν ἔχετε ἀδικοῦντας ἀφίετε, τοὺς δὲ φεύγοντας ζητεῖτε συλλαμβάνειν ἐπικηρύττοντες τάλαντον ἀργυρίου δώσειν τῷ ἀπάγοντι* (ob *ἀπαγαγόντι*?) *ἢ ἀποκτείναντι.* Joſephus c. Apion. II 37. *Διαγόρᾳ τῷ Μηλίῳ τάλαντον ἐπεκήρυξαν, εἴ τις αὐτὸν ἀνέλοι, ἐπεὶ τὰ παρ' αὐτοῖς μυστήρια χλευάζειν ἐλέγετο.* Die Stelle des Cyrillus ſ. Note 83. a.

ser, was hätte gerade die Athener bewegen können, einen so hohen Werth zu legen, und warum wäre diese andern griechischen Staten so gleichgiltig geblieben? — vielmehr war es ein bestimmter, direkter Angriff gegen gewisse attische Institutionen und namentlich auf die Athen so theuern eleusinischen Mysterien; diese soll er erniedrigt, von diesen soll er viele, die sich in dieselben aufnehmen zu lassen geneigt waren, abgehalten haben; diese Ursache hat Krateros [66]) angegeben, der bekanntlich die attischen Psephismen sammelte; dieselbe wird ausdrücklich von Lysias [67]), Josephus [68]), Tatian [69]) und einigen Grammatikern [70]) genannt, und für dieselbe spricht auch der Umstand, daß Melanthes oder Melanthios des Beschlusses gegen Diagoras in seiner Schrift über die Mysterien gedachte. Dieser Angriff mußte den attischen Demos um so mehr erbittern, als er von einem Eingebornen des verhaßten, eben erst so schmählich behandelten Melos, von einem Freunde des vor etwa zwei Jahren aus dem attischen Bunde getretenen Mantinea ausging und zu einer Zeit erfolgte, wo dieselben Heiligthümer auch von einer aussätzigen Jugend angegriffen wurden. Wie nahe lag hier der Verdacht, daß der Haß des dorischen Stammes gegen ionische Einrichtungen auch aus diesem Angriffe spreche? Ist die auf Melanthes bezügliche Stelle der aristophanischen Scholien von mir Note 65. richtig verbessert worden, so muß Diagoras sich bei seiner Flucht aus Athen zuerst nach Pellene in Achaia gewandt haben, der Stadt, die schon vom Beginn des peloponnesischen Krieges an und zwar früher als alle andern achäischen Städte auf lakonischer Seite stand [71]); von ihr werden die Athener, vielleicht auch mit Berufung auf den am Ende von Ol. 89, 3. zwischen Sparta und Athen abgeschlossenen 50jährigen Frieden, die Auslieferung des Diagoras als ihres Feindes verlangt, die Pellenäer dieselbe um so mehr verweigert haben, als der Friede bereits gegenseitig mehrfach offenbar verletzt war, worauf sich dann die Athener gemüßigt sahen, bei Bekanntmachung ihres Proscriptionsdekrets gegen Diagoras dasselbe auch auf die Pellenäer auszudehnen, obgleich sich schwerlich eine andere Wirkung davon absehen läßt, als etwa eine Art *ἀνδροληψία* [72]). Späterhin begab er sich nach Korinth, woselbst er auch gestorben ist [73]). Nur dieser Umstand allein könnte verleiten, die Stelle aus den sogenannten Verfassungsfragmenten des Heraklides Pontikus [74]), wonach die Eretrier einem Diagoras, als er nach Sparta reisend in Korinth gestorben war, eine Statue setzten, auf unsern Diagoras zu beziehen; aber warum sollen denn nicht in einer Stadt zwei Fremde desselben Namens zu verschiedener Zeit sterben können, und was berechtigt uns gleich, ihre Identität zu vermuthen? Der von den Eretriern geehrte Diagoras kann wol nur der Diagoras seyn, welcher die Oligarchie der Ritter in Eretria aufgelöst hatte, weil ihm eine Beleidigung in Eheangelegenheiten angethan worden war [75]), eine Begebenheit, deren Datum sich zwar nicht genau bestimmen läßt, die aber jedenfalls geraume Zeit vor der Ol. 72, 3. erfolgten Zerstörung Eretria's durch die Perser fallen muß; denn nur der frühern Zeit gehört das Regiment der Ritter in Euböa an, wie der Hippoboten in Chalkis, der Hippeis in Eretria [76]).

Auf der Flucht von Athen nach Pellene mag dem Diagoras begegnet seyn, was Cicero [77]) berichtet, ein großer Sturm habe das Schiff, auf dem er fuhr, bedroht und die übrigen Passagiere in Schrecken gesetzt, welche dann dies Unglück davon, daß ein so gottloser Mensch auf ihrem Schiffe fahre, ableiteten, während er sie damit beruhigte, daß er auf die andern Schiffe hinwies, die mit demselben Ungewitter kämpfen müßten, ohne den Diagoras bei sich zu haben. Auch nach Samothrake scheint Diagoras einmal gereist zu seyn, und da er, wie wir bald berichten werden, auch die samothrakischen Mysterien verspottet hatte, so soll ein Freund ihn dort auf die Menge von Votivgemälden aufmerksam gemacht haben, die von denen dargebracht worden wären, welche [durch die Hilfe der samothrakischen [78]) Gottheiten] den Gefahren zur See entgangen waren, worauf Diagoras erwiedert habe: aber die sind nirgends gemalt, die Schiffbruch gelitten haben und im Sturme umgekommen sind [79]).

Fragt man nun, ob der Angriff des Diagoras gegen die attischen Mysterien vereinzelt gewesen sei oder mit allgemeinern Bestrebungen in Verbindung gestanden

---

66) Beim Schol. Aristophan. a. a. O. *ἐκηρύχθη δὲ τοῦτο διὰ τὸ ἀσεβῆ αὐτοῦ, ἐπεὶ τὰ μυστήρια πᾶσι διηγεῖτο κοινωνῶν αὐτὰ καὶ τοὺς βουλομένους μυεῖσθαι ἀποτρέπων, καθάπερ Κράτερος* (denn so, nicht *Κρατερός*, muß man wol den Namen accentuiren) *ἱστορεῖ.* Tarrhäus in proverb. und Suid. im zweiten Artikel: *τὰ δὲ μυστήρια οὕτως ἠτέλιζεν ὡς πολλοὺς ἐκτρέπειν τῆς ἀρετῆς* (l. τελετῆς)· *τοῦτο οὖν ἐκήρυξαν καὶ αὐτοῦ Ἀθηναῖοι καὶ ἐν χαλκῇ στήλῃ ἔγραψαν, τῷ μὲν ἀποκτείναντι τάλαντον λαμβάνειν, τῷ δ' ἄγοντι* (ob *ἀγαγόντι*?) *δύο. ἐκηρύχθη δὲ τοῦτο — ἀποτρέπων*, wie im Schol. des Aristoph. 67) a. a. O. *τοσούτῳ δ' οὗτος Διαγόρου τοῦ Μηλίου ἀσεβέστερος γεγένηται· ἐκείνος μὲν γὰρ λόγῳ περὶ τὰ ἀλλότρια ἱερὰ καὶ ὄργια ἠσέβει, οὗτος δὲ ἔργῳ περὶ τὰ ἐν τῇ αὐτοῦ πόλει.* 68) S. Note 65. 69) Auf die Note 17 angeführten Worte folgt: *ἀλλὰ τοῦτον ἐξοχησάμενον τὰ κατ' Ἀθηναίους μυστήρια τετιμωρήκατε καὶ τοῖς Φρυγίοις αὐτοῦ λόγοις ἐντυγχάνοντες ἡμᾶς ἠμελήκατε.* 70) S. Not. 66. und die Schol. des Aristoph. a. a. O. *τὰ δὲ μυστήρια ηὐτέλιζεν, ὡς πολλοὺς ἐκτρέπειν τελετῆς.* 71) Thuk. 2. 9. 72) Meier und Schömann attisch. Proz. S. 277 fg.

73) Suidas im ersten Artikel: *κατοικήσας δὲ Κόρινθον Διαγόρας αὐτόθι τὸν βίον κατέστρεψε.* 74) p. 13. ed. Koel. *Διαγόρᾳ εἰς Σπάρτην πορευομένῳ καὶ ἐν Κορίνθῳ τελευτήσαντι Ἐρετριεῖς εἰκόνα ἔστησαν.* 75) Aristotel. Politik. 5. 5. 9. *τὴν ἐν Ἐρετρίᾳ δ' ὀλιγαρχίαν τὴν τῶν ἱππέων Διαγόρας κατέλυσεν ἀδικηθεὶς περὶ γάμου.* 76) Aristotel. P. 4 10. 10.; 3. 2. u. ö. Tittmann Darstellung der griech. Statsverf. 404 fg. 77) de nat. deor. 3. 37. Die Richtigkeit meiner Vermuthung wird erwiesen durch Athenäus 13. 611 b. *καὶ Διαγόρας ἐφιλαδέλφη, ὅτε καὶ πλέων νεναγίᾳ ἐχρήσατο.* 78) Cicero, dem wir auch diese Anekdote verdanken, hat zwar diesen Umstand nicht bemerkt, aber daß die samothrakischen Götter gegen Sturm und andre Gefahr auf dem Meere angerufen wurden, ist sonst bekannt; vergl. Lobeck Aglaophamus. S. 1218 fg. 79) Cicero a. a. O. Wie aber Diogenes von Laerte 6. 59. die Anekdote im Leben des Diogenes berichtet: *διαφθείροντός τινος τὰ ἐν Σαμοθρᾴκῃ ἀναθήματα ἔφη, πολλῷ ἂν εἴη πλείω, εἰ καὶ οἱ μὴ σωθέντες ἀνετέθεσαν· οἱ δὲ τοῦτο Διαγόρου φασὶ τοῦ Μηλίου,* braucht er gerade nicht selbst in Samothrake gewesen zu seyn.

habe, so haben wir zum Theil schon hingewiesen auf den bedeutenden Unterschied zwischen ionischem und dorischem Stamme in der Auffassung und Behandlung religiöser Gegenstände, der so wichtig war, daß beide Stämme sich in dieser Beziehung oft feindlich berührten [80]); aber der christliche Philosoph Athenagoras [81]) in seiner an die Kaiser M. Aurelius Antoninus und L. Aurelius Commodus gerichteten Vertheidigungsschrift für die Christen bezeugt ausdrücklich: mit Recht hätten die Athener dem Diagoras den Vorwurf der Gottlosigkeit gemacht, da er nicht allein die orphischen Sagen verbreitet, die Mysterien in Eleusis und der Kabiren unter die Leute gebracht und das Schnitzbild (ξόανον) des Herakles, um Rüben zu kochen, zerschlagen, sondern auch geradezu das Daseyn Gottes geläugnet hatte. Was die Anekdote mit dem Heraklesbilde betrifft, so wird sie auch von Andern [82]) erzählt: Diagoras habe in seinem Hause oder in einem Wirthshause Linsen oder sonst etwas kochen wollen, und weil er kein anderes Holz vorgefunden, ein gerade in der Nähe stehendes Holzbild des Herakles ergriffen und mit den Worten ins Feuer geworfen: Nun, Herakles, ist's Zeit für dich, wie einst dem Eurystheus, so jetzt uns zu Liebe diesen als den dreizehnten Kampf zu bestehen und dem Diagoras dies Gericht zu bereiten. Auf diese und ähnliche Anekdoten bezieht es sich wol, wenn Philodemus [83]) vom Diagoras sagt, daß er sich mit den Göttern einen Scherz erlaubt, oder wenn Cyrillus *) sagt, daß er die Weihen, die Feste, die Mysterien der Hellenen verspottet habe. Was aber „das unter die Leute Bringen der Mysterien der Kabiren" betrifft, so ist vielleicht hierauf eine Stelle des Suidas [84]) zu beziehen, wonach die Samothraker verkündet hätten, daß wer ihn lebendig bringen würde, zwei Talente haben sollte, wiewol dort nicht gesagt ist, wer unter dem „ihn" zu verstehen sei. Was Athenagoras über eigentliche Behauptungen des Diagoras berichtet, so können diese nur in der Schrift ihre Stelle gefunden haben, die Tatian [85]) Φρυγίους αὐτοῦ λόγους, Hesychius von Milet und Suidas [86]) τοὺς ἀποπυργίζοντας λόγους nennen; das letztere ist natürlich nicht der Titel, den der Verf. seiner Schrift gegeben, sondern Andere bezeichneten sie so ihrer Form nach, sei es, weil die Argumente in derselben thurmhoch über einander gehäuft, oder die Behauptungen von schlagenden Beweisen thurmartig beschützt wurden. Der Artikel τοὺς ἀπ. λ. beweist übrigens, daß diese oder wenigstens eine ähnliche Bezeichnung schon öfter gemacht und ziemlich bekannt war. Dagegen scheint allerdings Φρύγιοι λόγοι der wahre Titel zu seyn; hat ja auch der mit Diagoras geistig verbundene Demokrit einen Φρύγιον λόγον verfaßt [87]), und haben ja auch andere Griechen ihren theologischen Abhandlungen diesen Titel gegeben [88]); wir dürfen vermuthen, daß die phrygischen, in Griechenland recipirten Gottheiten Kybele, Attes, wie die synkretistisch mit ihnen verbundenen Rhea und Bacchus und die pseudo-historischen und pseudo-physikalischen Erklärungen der sich auf sie beziehenden Mythen [89]) einen großen Theil des Inhalts der „phrygischen Reden" und vielleicht die Grundlage der ganzen theologischen Behandlung ausgemacht haben. In dieser Schrift wird Diagoras auch die drei berühmtesten Mysterienarten der Hellenen, die überdies allen nicht-dorischen Stämmen angehören, die orphischen, eleusinischen und samothrakischen, angegriffen haben. Der Angriff bestand schon darin, daß er solche heilige Gegenstände, die gar keine profane Erwähnung vertrugen, öffentlich behandelte; sodann dürfen wir auch voraussetzen, daß die Behandlung einen ziemlich frechen, witzig seyn wollenden, kurz sogenannten geistreichen Charakter getragen habe. Es stand nämlich dieser Angriff in Zusammenhang mit der ganzen Behandlung der griechischen Theologie. In dieser Beziehung wird Diagoras am häufigsten mit dem um mehr als ein Jahrhundert jüngeren Theodorus, dem Cyrenaiker, zusammengestellt [90]), und ihnen zuweilen [91]) Kritias, der Schüler des Sokrates, oder Protagoras [92]), oder auch Nikanor aus Cypern [93]), häufiger aber noch

80) Herodot. 5, 72. Es gehört hieher auch die Ansicht der Dorer und des dorisirenden Pythagoras u. Plato über Homer und dessen Behandlung der Götter. Diogen. L. 8, 21. Plato de Rep. II. p. 377 D fgg. de legg. III, 680 B. 81) Legat. pro Christian. p. 5 A. Διαγόρᾳ μὲν γὰρ εἰκότως ἀθεότητα ἐπεκάλουν Ἀθηναῖοι μὴ μόνον τὸν Ὀρφικὸν εἰς μέσον καταθέντι λόγον καὶ τὰ ἐν Ἐλευσῖνι καὶ τὰ τῶν Καβείρων δημεύοντι μυστήρια καὶ τὸ τοῦ Ἡρακλέους ἵνα τὰς γογγύλας ἑψοῖ καταπρίοντι ξόανον, ἔντιμος δὲ ἀποφαινομένῳ μηδὲ ὅλως εἶναι Θεόν. 82) Schol. z. Aristoph. Wolk. 832. Διαγόρας γέγονέ τις βλάσφημος εἰς τὸ θεῖον. Μήλιος, καί ποτε, φασίν, ἐν πανδοκείῳ εὐρεθεὶς καὶ μὴ εἰρὼν ξύλα ἀλλ' ἄγαλμα Ἡρακλέους, ἄγε, φησὶ, τρισκαιδέκατον ἡμῖν ἐπιτέλει ἆεθλον καὶ ἔψησον τὸν ῥᾶκόν. Clemens Alexandr. admonit. ad gent. p. 15. ὁ δὲ Ἡρακλέα ἐκ ξύλου λαβὼν κατασκευασμένον ἔτυχε ἐψῶν τι οἶκοι, οἷα εἰκός. Εἶα δή, ὦ Ἡράκλεις, εἶπεν, ἦν σοὶ ἤδη καιρὸς ὥσπερ Εὐρυσθεῖ ἄεθλα δὴ καὶ ἡμῖν ὑπουργῆσαι τὸν τρισκαιδέκατον τοῦτον ἆθλον, καὶ διαγόρᾳ τοῦτο παρασκεύασαι· καὶ τοῦτον εἰς τὸ πῦρ ἐνέθηκεν ὥσπερ ξύλον. Sanct. Epiphan. in Ancor. p. 106 B. οὐκ ἀκούουσι γὰρ Διαγόρου τοῦ τὸν ἴδιον Ἡρακλέα ξύλινον ὄντα δι' ἀπορίαν ξύλων ὑποκαύσαντος καὶ ἐπισκωμματικῶς αὐτῷ λέγοντος, ἄγε δὴ (l. δή) Ἡρακλες τὸν τρισκαιδέκατον ἆθλον ἐκτελῶν πύελε τὸ ὕψιν (l. ὖψον) ἡμῖν ἑψήσων· ὃν δὴ λαβὼν καὶ σχιδακίσας, καταγελῶν τοῦ ἰδίου θεοῦ ὡς οὐκ ὄντος, τῷ παρατυχόντι αὐτῷ ἀρίστῳ γελοιάζων ἐχρήσατο. 83) ὁ μὲν ἔπαιξεν. s. Not. 40. *) g. Julian. VI, 190 A. καὶ μὴν καὶ αὐτῷ φασι Διαγόρᾳ ποτὲ τῷ Μηλίῳ καταγελάσαντι τελετὰς παννυχίους τε τὰς παρ' αὐτοῖς καὶ μυστήρια τοσοῦτον ἐπιμηνίσαι τοὺς τῶν ἱερῶν νόμων προεστηκότας, ὥστε τοῖς ἀποσφάττουσιν αὐτὸν καὶ ἀργυρίου τάλαντον ἐπεκήρυσσον ἐν τάξει γέρως. 84) In Ἀναδεί. — καὶ οἱ Σαμοθρᾷκες κηρύττουσι κήρυγμα, τὸν ζῶντα αὐτὸν ἀγαγόντα δύο τάλαντα ἔχειν. Es wäre aber möglich, daß dies gar nicht auf Diag. sondern auf denselben zu beziehen sei, auf den auch Suidas in Ἐξηγοῦται sich bezieht: ὁ δὲ πρὸς (so hat man für περὶ verbessert) τοὺς ἀτελέστους καὶ βεβήλους ἐξηγεῖται τὰ τῶν Σαμοθρᾳκῶν ὄργια, ὃς φωραθεὶς ἀπέδρα πρὸς τοὺς Κυζικηνούς. Denn hier wird es doch sehr unwahrscheinlich, an Diagoras zu denken. 85) S. Note 68. 86) Hesych. u. Suid. im 1. Art. ἐντεῦθεν ὁ Διαγόρας λυπηθεὶς ἔγραψε τοὺς ἀποπυργίζοντας λόγους ἔχοντας τῆς περὶ τὸ θεῖον δόξης. 87) Diogen. Laert. 9, 49. 88) Lobeck Aglaoph. 369 fg. 89) Creuzers Symbolik 2, 36 fg. 90) Cicero de nat. deor. I, 23. 42. Athenäus 13 611 b. Minuc. Felix in Octav. Lactant. de ira dei c. 9. 91) Sext. Empir. Pyrrh. Hypotyp. 3. 218. Plutarch de superstition. c. 12. 92) Dions Chrysostomus Hom. IV. in prim. ep ad Corinth. c. 5. p. 30 A. 93) Arnobius disputat. adv. gent. p. 175 ed. Elmesh.

Hippon [94]) und Euemerus [95]) beigegeben; endlich wird zuweilen [96]) Diagoras mit Euemerus, Prodikus aus Keos und Theodorus verbunden. Wenn gleich aber allen diesen eine irreligiöse Ansicht und Behandlung der griechischen Theologie Schuld gegeben wird, sie alle mehr oder weniger als Atheisten angesehen und so genannt wurden, so herrschte doch gewiß in ihren Ansichten keine kleine Verschiedenheit; diese hier umständlich darzulegen, ist aber um so weniger nöthig, da jene Männer mit Ausnahme des Protagoras und Prodikus der Zeit nach viel später lebten als Diagoras; desto mehr Auffoderung haben wir, der letzteren beiden wie Demokrits und ihres vermuthlichen Einflusses auf Diagoras hier besonders zu gedenken, die alle in Athen längere Zeit gelebt haben *) und zum Theil von hier aus berühmt geworden sind.

In der Lehre der Atomistiker, in welcher Alles nach Zufall oder blinder Nothwendigkeit durch materielle Kräfte bewirkt wurde, war die Gottheit etwas ebenso Nutzloses, als es für sie hier überall keinen Platz gab; die Bewunderung der besonders im Kosmos der Pythagoreer dargelegten Weltordnung, die sonst selbst den rohen Menschen zur Vorstellung von der Gottheit hinführt, konnte bei der Alles zerspaltenden und nur den winzigen Atomen ein Daseyn einräumenden Ansicht des Atomistikers keine Stelle finden. Da ihm nun eine welt bildende und weltregirende Gottheit ganz fremd und die Vorstellung von den Göttern nach ihm [97]) blos dadurch entstanden ist, daß die Menschen die meteorischen Erscheinungen mit Bangigkeit betrachteten und die Götter als ihre Urheber ansahen, d. h. da sie nach ihm blos auf der Voraussetzung beruht, daß sich jene Erscheinungen sonst nicht erklären ließen, während er Alles aus materiellen Kräften erklärt hatte und also dazu der Götter überall nicht bedurfte; so muß er gleichsam vor der Consequenz seines eignen Princips erschrocken seyn, wenn er, zwar auf eine sehr dunkle und schwankende Weise, aber immer doch von Göttern gesprochen hat [98]). —

Weiter schon ging Protagoras, den man auch einen Schüler Demokrits nennt [99]); nach Apollodor [100]) fällt seine Blüthe in die 84. Olympiade und hat er von den 70 Jahren, die er alt wurde, 40 als Sophist verlebt. Ohne es zu untersuchen, ob er selbst zuerst sich den stolzen Namen eines Sophisten beigelegt habe, so war er doch gewiß einer der ersten Begründer jener Scheinweisheit, die sich Sophistik nannte, und damit derjenigen Erziehungskunst, welche, indem sie alle objektive Wahrheit bestritt und den Menschen, d. h. die Subjektivität, zum Maßstabe aller Dinge machte [1]), im Grunde alle Sittlichkeit aufhob, nur den Schein zuließ und daher auch auf die Ausbildung für den Schein allein Werth legte; diese Schule bildete die Beredsamkeit als Kunst zu überreden aus und stellte sie an die Spitze der praktischen Bildung, namentlich für den Statsdienst, so daß die Redefertigkeit, die ohne positive Kenntnisse über Alles zu sprechen verstand, die Stelle praktischer Statsweisheit einnahm. Protagoras nun begann eine seiner Schriften, vermuthlich [2]) die über die Götter, mit den berüchtigt gewordenen Worten [3]): „Über die Götter vermag ich nicht zu wissen, weder daß sie sind noch daß

Clemens Alexandr. a. a. O. 94) Plutarch. adv. Stoic. 31. Älian. V. H. 2, 31. Clemens u. Arnobius a. a. O. In den letzten beiden Stellen lesen wir *Ἱππωνα τὸν Μήλιον*, Hippone ac Diagora Meliis, was, da als Hippons Vaterland sonst Rhegium genannt wird, vielleicht blos aus Verwechselung mit Diagoras entstanden ist; oder sollten dies zwei verschiedene Philosophen, der eine ein Rheginer, der andere ein Melier seyn? 95) Pseudo-Plutarch Placit. Philos. 1, 7. Clemens a. a. O. Theodoret. Graec. Affect. Cur. II. p. 758 ed. Schulze. *φεύξεται μὲν Διαγόρου τοῦ Μηλίου καὶ τοῦ Κυρηναίου Θεοδώρου καὶ Εὐημέρου τοῦ Τεγεάτου τὸ ἄθεον. τούτους γὰρ ὁ Πλούταρχος ἔφησε μηδένα νενομικέναι Θεόν.* Als Vaterland des Euemerus wird bald Tegea, bald Messene, am häufigsten Agrigent genannt. 96) Sext. E. adv. Math. 9, 50. *) Valer. Maxim. 8, 7. 97) Sext. Empir. adv. Mathem. 9, 24. 98) Cicero de nat. deor. I, 43. Mihi quidem etiam Democritus — nutare videtur in natura deorum; tum enim censet imagines divinitate praeditas inesse universitati rerum; tum principia mentesque, quae sunt in eodem universo, deos esse dicit; tum animantes imagines, quae vel prodesse nobis solent vel nocere; tum ingentes quasdam imagines tantasque, ut universum mundum complectantur extrinsecus. Cert. 1, 12. Democritus tum imagines earumque circuitus in deorum numero refert, tum illam naturam, quae imagines fundat ac mittat, tum scientiam intelligentiamque nostram. Sext. E. adv. Math. 9, 19; 42. Was sich also bei Pseudo-Plutarch Placit. Phil. 1, 7. (und denen, die aus ihm oder mit ihm aus gemeinsamer Quelle geschöpft haben), findet, *Δημόκριτος νοῦν τὸν θεὸν ἐν πυρὶ σφαιροειδεῖ τὴν τοῦ κόσμου ψυχήν*, muß auf einem Irrthum beruhen; denn an einen Gott als Weltseele, als Vernunft, konnte Demokrit nicht denken. 99) Vergl. Gellius c. 3. Diogen. 9, 50. 53. Philostrat. Vit. Soph. X. p. 49. 100) Diogen. 9, 56. Geel histor. sophistar. p. 69 fgg. Leider ist mir die Schrift: „Ludw. Ferd. Herbst des Protagoras Leben und Sophistik aus den Quellen zusammengestellt" in Petersens Philologisch-historisch. Studien. I. Hamburg 1832. nicht zur Hand, in der vermuthlich alles hier Berührte in sein gehöriges Licht gestellt ist. 1) Diogen. 9, 51. Süvern üb. Aristophan. Wolk. S. 5 fgg. Rötscher Aristophan. und sein Zeitalt. S. 245 fg. 2) Diogen. 9, 54. theilt uns die Anfänge von zweien Schriften des Protagoras mit, ohne die Titel der letzteren anzugeben, und einer von jenen Anfängen ist eben der oben im Text erwähnte; §. 54. dagegen sagt er: „die erste Schrift aber, die er vorlas, war die über die Götter, deren Anfang wir oben angegeben haben; die Vorlesung geschah im Hause des Euripides, nach einigen in dem des Megakliden, nach andern im Lyceum, und zwar durch die Stimme seines Schülers Archegoras." Nun paßt von jenen beiden Anfängen nur der von uns angenommene zu der Schrift über die Götter; hienach kann man wol nicht an der Richtigkeit des hier Aufgestellten zweifeln. Geel a. a. O. S. 78. behauptet, daß Prot. die Schrift über die Götter in hohem Alter verfaßt habe, und bestreitet deshalb die Angabe, daß sie die erste sei, die er recitirt hätte; denn unwahrscheinlich wäre es ja, daß er erst im hohen Alter zu recitiren angefangen habe. Aber für jene Behauptung hat Geel kein Zeugniß beigebracht und sie auch nicht einmal durch Combination zu beweisen versucht. Das Einzige, was man noch zu ihrer Unterstützung beibringen könnte, daß nämlich die Anklage, die Prot. sich in Athen, vermuthlich durch jene Schrift, zugezogen hat, in das Ende seines Lebens falle, beweist wenig; denn erstens nöthigt uns nichts, den zwischen der Recitation und der Anklage in der Mitte liegenden Zeitraum als besonders klein zu denken; zweitens kann und wird er dieselbe Schrift in Athen mehr als einmal recitirt haben; drittens scheint Protag. erst in höherem Alter nach Athen gekommen zu seyn, und nur davon spricht Diogenes, daß er in Athen keine Schrift früher recitirt habe; daß er nicht anderswo andere und selbst diese Schrift schon früher recitirt habe, das geht aus dem Schweigen des Diogenes nicht hervor. 3) S. die Stellen bei H. Ritter Gesch. d. Philos. 1, 588. Minder richtig scheinen Andere,

sie nicht sind; denn vieles hindert dies zu wissen, die Dunkelheit des Gegenstandes und die Kürze des menschlichen Lebens." Diese Stelle und wol nicht, weil sie in einem Buche stand, sondern weil sie in einem attischen Gymnasium oder wenigstens vor attischen Jünglingen vorgelesen worden war und die Gemüther derselben verführen mußte, zog dem Protagoras eine Anklage zu, die Pythodorus, einer der Vierhundert, nach Aristoteles aber sein gewesener Schüler Euathlos anbrachte [4]); er aber entzog sich ihr und ihren vermuthlich [5]) capitalen Folgen durch die Flucht, auf der er starb; seine Schriften indeß, wahrscheinlich aber nur die über die Götter, wurden öffentlich verbrannt und alle die, welche Exemplare derselben in Händen hatten, durch Heroldsruf aufgefodert, sie abzuliefern; dies geschah Ol. 91, 1., und war wol das erste Beispiel einer auch auf Bücher sich erstreckenden Verfolgung [6]). — Noch direkter als Demokrit und Protagoras scheint der jüngere Zeitgenosse des letzteren, Prodikus aus Ceos, die hellenischen Religionen angegriffen und die Realität ihrer Götter bestritten zu haben; was als besonders nützlich für das menschliche Leben gegolten hätte, Sonne, Mond, Flüsse, Quellen, wäre von den Alten für Götter gehalten, das Brod für Demeter, der Wein für Dionysos, das Wasser für Poseidon, das Feuer für Hephästos angesehen worden [7]). — So wenig aber als diese drei Männer dürfen wir einen, zwar der Zeit nach etwas ferner stehenden, aber um so einflußreicheren Vorgänger übergehen, den Anaxagoras aus Klazomenä, den auch Aristides [8]) und Libanius [9]) mit Diagoras verbinden. Dieser, der Ol. 70, 1. geboren wurde und in einem Alter von 72 Jahren Ol. 88, 2. in Lampsakus starb, war, wenn Schaubach [10]) eine Stelle des Diogenes von Laerte (II, 7.) richtig verbessert hat, im 45. Jahre seines Alters unter dem Archon Kallias Ol. 81, 1. nach Athen gekommen und lebte daselbst dreißig Jahre in Verbindung mit den bedeutendsten Männern des Stats und der Wissenschaft, deren mehren er in so weit Lehrer ward, als jemand ohne eine eigentliche Schule zu bilden in jener Zeit Lehrer seyn konnte. Seine geläuterten physikalischen Vorstellungen wie seine höheren naturphilosophischen Ansichten über den schaffenden und ordnenden Weltgeist griffen manchen damals mit der Volksreligion in den Gemüthern verbundenen Aberglauben an [11]) und er schonte selbst jene nicht, indem er die allegorische Erklärung des Homer begann, die sein Schüler Metrodor nachher ausbildete [12]). Ist er nun auch gewiß nicht so weit gegangen, daß man mit Recht von ihm sagen könnte, er habe, was Lucian [13]) im Scherz behauptet, die Volksgötter für gar Nichts erklärt, so waren die Athener doch damals noch so wenig an solche Forschungen und Forscher gewöhnt [14]), daß es einer politischen Partei ziemlich leicht wurde, ihn [15]) und seine Freunde in den Geruch des Atheismus zu bringen. So kamen namentlich Perikles und Aspasia in Verdacht, nicht an die Volksgötter zu glauben [16]) und vom Thucydides sagte Antyllus [17]), man habe ihn eben deshalb für einen Atheisten gehalten, weil er als Schüler des Anaxagoras an seiner Forschung sich gesättigt hätte. Leicht bewog Diopithes [18]) das Volk zu dem Volksbeschlusse, welcher Eisangelie gegen diejenigen verfügte, die an die (vaterländischen) Gottheiten nicht glaubten und die erhabensten Naturerscheinungen erklärten; hierauf brachten Thucydides der ältere, oder Kleon, oder auch beide zugleich [19]), sie die politischen Gegner des Perikles, die Anklage gegen Anaxagoras wegen Gottlosigkeit bei der competenten Behörde an, die die Entscheidung einem heliastischen Gerichte übergab, zur Sicherheit aber vielleicht den Angeklagten vorläufig ins Gefängniß setzte [20]); vor Gericht vertrat Perikles seinen Freund und Lehrer; doch weder die Vertheidigung des großen Redners noch der eigene Anblick des armen, kranken, abgezehrten Greises schützten ihn vor der Verurtheilung; als aber das Gericht zur zweiten Entscheidung über die Strafbestimmung überging, bei welcher die Ankläger auf den Tod, der Angeklagte auf eine Geldstrafe von fünf Talenten angetragen zu haben scheint, entschied eine geringe Stimmenmehrheit für den letztern Strafantrag, und da Anaxagoras zu arm war, um die Strafe zu erlegen,

wie Sextus Emp. 9, 57. Theodoretus Therapeutic. Serm. II. p. 758. ed. Schulze u. A. diesen Anfang zu berichten. 4) Diogen. §. 56 u. 54. 5) Josephus c. Apion. II, 37. u. Sextus a. a. O. erzählten, daß Prot. erst, nachdem die Athener ihn zum Tode verurtheilt hatten, geflohen sei. Dieses, oder was ich im Texte angenommen habe, ist jedenfalls wahrscheinlicher als, was gleichwol Cicero N. D. I, 23. Diogen. 9, 52. Philostrat. a. a. O. Lactantius de ira dei 9. Minucius Felix in Octavio c. 7. u. A. berichten, daß Verbannung gegen ihn durch einen Gerichtshof oder die Volksversamlung ausgesprochen worden sei. Ich bemerke dies zur Berichtigung des Attisch. Proz. S. 303.; Geel S. 79 ist mir mit dieser Berichtigung schon zum Theil zuvorgekommen. Bei Cyrill. g. Julian. VI, 189. muß man statt *Διαγόρᾳ* lesen: *Πρωταγόρᾳ δὲ γεγραφότι περὶ θεῶν ἃ μὴ τοῖς ἀκροωμένοις εὖ ἔχειν ἐδόκει, δυσσεβείας ἐπῆγον γραφήν, μικροῦ καὶ διώλεσεν, εἰ μὴ φθάσας ᾤχετο πρὸς ἑτέρους τὴν (l. τῶν) Ἑλλήνων ἀφείς.* Über Diagoras spricht er unmittelbar darauf. 6) Diogenes 9, 55. führt die Schrift über die Götter nicht unter den *σωζομένοις αὐτοῦ βιβλίοις* auf. 7) Vergl. die Stellen des Sextus und Cicero bei Geel a. a. O. S. 146 fgg. Welcker Rheinisch. Mus. f. Philol. I. S. 633 fgg. Daß Prodikus als Verführer der Jugend von den Athenern mit dem Tode bestraft worden sei, sagt Suidas i. W. *Πρόδικος.* 8) *περὶ ῥητορικ.* T. 3. p. 101. Canter (Vol. II. p. 80. Dind.) *οἷον εἰ Διαγόρου κατηγορίᾳ καὶ Ἀναξαγόρου.* 9) *Σωκράτους ἀπολογ.* Vol. III. p. 54. Reisk. *λέγει τοίνυν τὴν πρὸς τοὺς σοφιστὰς τούτων ὀργήν, τὸν Ἀναξαγόραν, τὸν Διαγόραν.* 10) Ed. Schaubach Anaxagor. Clazom. fragm. p. 15.

11) Plutarch Perikl. 6. 12) Schaubach S. 31. 37 fg. 13) Lucian. Timon. 11. 14) Plutarch Nic. 23. 15) Iren. adv. haer. II, 14. Anaxagoras autem qui et atheus cognominatus est. 16) Plutarch Perikl. 32. 17) Marcellin. Leb. d. Thuk. §. 22. *ἤκουσε δὲ διδασκάλων Ἀναξαγόρου μὲν ἐν φιλοσόφοις, ὅθεν φησὶν Ἀντύλλος καὶ ἄθεος ῥᾳδίως ἐνομίσθη, τῆς ἐκεῖθεν θεωρίας ἐμφορηθείς.* Vergl. K. W. Krüger Untersuchungen üb. d. Leb. d. Thukydides. Berlin 1832. 4. S. 37 fg. 18) Plutarch Perikl. 32. 19) Schömann Attisc. Proz. S. 708. 20) Das. S. 585. Die Stellen, in denen berichtet wird, daß Anaxagoras ins Gefängniß gesetzt wurde (Schaubach S. 49.), geben darüber keine Auskunft, ob es nach der Annahme der Eisangelie, damit er sich der gerichtlichen Entscheidung, oder nach erfolgtem Urtheile, damit er sich der Geldstrafe nicht entziehe, geschehen, oder ob Gefängniß hier eine Art Prostimema gewesen sei.

wird er als Fremder ins Gefängniß gesetzt worden seyn, aus dem er, unterstützt durch Perikles, entfloh und sich nach Lampsakus begab. So, scheint es, muß man die verschiedenen Nachrichten hierüber combiniren; denn die Nachricht des Diogenes, daß die Verurtheilung auf 5 Talente und Verbannung, und noch mehr die des Olympiodor, daß sie auf Ostracismus gelautet habe, streitet gegen den attischen Gebrauch; denn dieser kennt nur Ostracismus der Bürger und nicht Ostracismus der Fremden und ebenso wenig Ostracismus als Strafe; Verbannung aber, φυγή, da sie ohnehin mit Confiscation des Vermögens verbunden war, konnte nicht zugleich mit einer Geldstrafe verhängt werden [21]).

Nach solchen Vorgängern und nachdem diese, besonders in den Gemüthern der Jugend, die Anhänglichkeit an den alten Glauben erschüttert und den Waffen des Spottes gegen das bis dahin für heilig Gehaltene den Weg gebahnt hatten, trat Diagoras mit der Behauptung auf, daß es keine Götter gebe; so wird sie von Cicero [22]), Pseudo-Plutarch [23]), Maximus Tyrius [24]), Sextus Empirikus [25]) und Minucius Felix [26]) berichtet, und Lactantius [27]) an einer Stelle stimmt damit ziemlich überein; diese Form der Behauptung hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die bei Athenagoras [28]) und an andern Stellen des Sextus [29]), Lactantius [30]) und Augustin [31]) sich findende, wonach sie gelautet hätte, daß es keinen Gott gebe; Cicero hinwieder läßt ihn bald [32]) das Wesen der Götter vernichten, bald [33]) ihre Vorsorge für menschliche Angelegenheiten bestreiten; und endlich sagt der Scholiast des Aristophanes [34]), daß er wie Sokrates neue Gottheiten eingeführt habe. Hienach scheint es, daß die Ansichten des Diagoras über die Volksreligion der Hellenen von denen Demokrits nicht wesentlich verschieden gewesen sind, materielle Kräfte — das sind die καινὰ δαιμόνια des Aristophanischen Scholiasten — wie namentlich der Ἀήρ, die Stelle der waltenden Götter bei ihm vertreten habe, und jene Ansichten sprach er mit um so größerer Rücksichtslosigkeit aus, als sie weniger den achäisch-dorischen, als vielmehr den attisch-ionischen und äolischen religiösen Vorstellungen widersprachen, und in der Behandlung bediente er sich jener früher erwähnten witzigen Form, die die Lacher vor Allem auf ihrer Seite zu haben sucht. So mag er auch eine Art Argumentation gebraucht haben, die nach dem Beispiele des aristophanischen Sokrates zu schließen, damals ziemlich häufig von den Sophisten angewandt wurde; jener erklärt bekanntlich in den Wolken (V. 393 fgg.) auf natürlichem Wege die Entstehung von Donner und Blitz, und gegen das Bedenken des Strepsiades, daß doch der Blitz vom Zeus gegen die Meineidigen entsandt würde, bringt er die Instanz bei, daß er dann die arg meineidigen Simon, Kleonymus und Thorus nicht verschont, seinen eignen Tempel dagegen und das Vorgebirge Sunium und die großen Eichen nicht angegriffen hätte. In ähnlicher Art also mag auch Diagoras erzählt haben, wie er selbst durch Meineid betrogen worden sei und der Meineidige, statt aller Strafe von oben, nur in seinem betrügerisch errungenen Glücke stolzire. Das Argument hat dann Spätlinge zu den oben erwähnten Erzählungen veranlaßt, als ob wirklich die Veränderung in Diagoras religiöser Überzeugung durch einen solchen Vorfall hervorgebracht worden sei.

Nach Joannes Chrysostomus [35]) müßte man glauben, daß Diagoras sich nicht allein mit Philosophie beschäftigt, sondern auch in Beredsamkeit sich ausgezeichnet und eine große Anzahl Freunde in Athen gewonnen habe; doch ist der Gewährsmann nicht bedeutend genug, um ihm allein solche Dinge zu glauben. (*M. H. E. Meier.*)

DIAGORAS, von der Insel Rhodos, konnte seinen Stamm durch Herakles bis auf Zeus zurückführen, denn er war der Urenkel des Damagetos I., Königs von Jalysos, der das delphische Orakel befragt hatte, wessen Tochter er zur Gemahlin wählen solle, und zur Antwort erhielt: die des edelsten Hellenen; worauf er sich mit einer Tochter des Aristomenes von Messene vermählte. Von diesem stammte Dorieus, der Vater von Damagetos II., von welchem wieder Diagoras stammte (*Pausan.* IV, 23.), dessen Söhne Damagetos III., Dorieus II. und Akusilaos waren (*Schol. Pindar.*). Die Diagoriden gehörten also zu den angesehensten Geschlechtern Griechenlands. Dieser Diagoras war vorzüglich berühmt als Wettkämpfer in den Festspielen. Nicht nur in den Tlepolemien auf Rhodus, sondern in allen berühmten Festspielen hatte er als Sieger im Wettkampfe den Preis errungen. Bei Gelegenheit des Sieges in den olympischen Spielen (Ol. 79, v. Chr. 464) hat Pindar in seiner Siegeshymne

---

21) Vergl. meine Schrift de bon. damnat. p. 217. Böckh z. Corp. Inscr. Gr. I. p. 259 und die Addend. p. 905. 22) Cicero N. D. I, 1. deos nullos esse omnino Diagoras Melius et Theodorus Cyrenaicus putaverunt. 23) Placit. Philos. I, 7. Ἔνιοι τῶν φιλοσόφων, καθάπερ Διαγόρας ὁ Μήλιος, — καθόλου φασὶ μὴ εἶναι θεούς. 24) Diss. 17. c. 7. μὴ εἶναι φῄς ὡς Διαγόρας. 25) Pyrrh. Hypot. 3. 218. θεοὺς οἱ μὲν πολλοὶ φασιν εἶναι, τινὲς δὲ οὐκ εἶναι, ὥσπερ οἱ περὶ Διαγόραν τὸν Μήλιον. 26) in Octav. c. 7. Sit licet ille Theodorus Cyrenaeus vel qui prior Diagoras Melius, cui atheon cognomen apposuit antiquitas, qui uterque nullos deos asseverando, timorem omnem, quo humanitas regitur, veneracionemque penitus sustulerunt. 27) Institut. divin I, 2. i. A. Protagoras, qui deos in dubium vocavit, et postea Diagoras, qui exclusit, et alii nonnulli, qui non putaverunt deos esse. Der Ausdruck exclusit ist mehrdeutig und vielleicht ebenso zu nehmen wie de opific. dei 4. 13. exclusa de rebus humanis divina providentia, was dann auf die Angabe Cicero's N. D. 3, 37. hinauslaufen würde. 28) S. Note 81 z. E. 29) S. Note 62 a. A. 30) de ira dei c. 5. ausgeschrieben Note 8 a. E. 31) contra Petilianum III. Quid hic facit atheus Diagoras, qui esse deum negavit. 32) I, 23. Diagoras atheos qui dictus est, posteaque Theodorus nonne aperte *deorum naturam sustulerunt?* 33) 3, 37. deos humana negligere. Daß Äschylos im Agam. V. 361 fg. gerade an Diagoras gedacht habe, ist unglaublich, da dies Stück Ol. 80, 2. aufgeführt wurde, in welcher Zeit Diagoras noch unbekannt war. 34) Ran. 323. καινὰ δαιμόνια εἰσηγεῖτο ὡς καὶ Σωκράτης.

35) Chrysostom. Hom. IV. in prim. ep. ad Corinth. c. 5. p. 30. ed. Montf. καὶ Διαγόρας ὁ Μήλιος καὶ Θεόδωρος ὁ λεγόμενος ἄθεος καίτοι φίλους εἶχον καὶ δύναμιν τὴν ἀπὸ τῶν λόγων καὶ ἐπὶ φιλοσοφίᾳ ἐθαυμάζοντο, ἀλλ' ὅμως οὐδὲν τούτων αὐτοὺς ὤνησεν.

(Olymp. 7.) dieſe vielen Siege des Diagoras namhaft gemacht. Sein Beiſpiel wirkte auf ſeine Söhne und die Söhne ſeiner Tochter. In ſeinem Alter begleitete er ſeine Söhne zu den olympiſchen Spielen. Als ſie geſiegt hatten, trugen ſie den Vater durch die Verſammlung; das Volk warf ihm Kränze zu und pries ihn ſolcher Söhne wegen glücklich (*Pausan.* VI, 7.); ein Lakedämonier aber rief ihm glückwünſchend zu: Stirb, Diagoras, denn in den Himmel wirſt du nicht ſteigen! (*Cic. Tusc.* I, 46. *Plutarch* in Pelopid.) Aus Mißverſtändniß dieſer Worte, die nur beſagen, daß er eine größere irdiſche Glückſeligkeit nicht erwarten könne, iſt wahrſcheinlich die Sage entſtanden, Diagoras ſei wirklich vor Freude in den Armen ſeiner Söhne geſtorben (*Gell.* N. A. XXXIII, 15.). Von den Siegen ſeiner Söhne und der Söhne ſeiner Tochter Kallipateira zu Olympia, wo ſie die Mutter ſelbſt in der Verkleidung eines Kampflehrers — weil Frauen zu dieſen Wettkämpfen nicht zugelaſſen wurden — zu dem Kampfe aufführte (*Paus.* a. a. O. V. vergl. *Schol. Pind.*), berichtet Pauſanias und meldet, daß zu Olympia die Bildſäulen der Diagoriden aufgeſtellt waren, die des Diagoras ſelbſt von der Hand des Kallikles aus Megara. Pindars Siegshymne auf Diagoras wurde im Tempel der Athene zu Lindos, mit goldenen Buchſtaben geſchrieben, aufgeſtellt (*Schol. Pind.*). (*H.*)

DIAGRAMMA heißt bei den älteren Geometern eine Figur, die zum Beweiſe eines Satzes oder zur Erläuterung einer Aufgabe dient, oft aber nur eine ſolche Figur, die zum Beweiſe eines Zwiſchenſatzes, der im Beweiſe des Hauptſatzes eingeſchaltet und für denſelben erfoderlich iſt, angewandt wird. So verſteht man unter dem Diagramma des Hipparch die Figur, vermittelſt welcher Hipparch aus den Mondfinſterniſſen die Entfernung der Sonne und des Mondes von der Erde, ſowie die Parallaxe dieſer beiden Himmelskörper zu finden gelehrt hat. S. *Ptolem.* Almagest. Lib. V. cap. 15 und 16. *Regiomontan.* in Epitome Lib. V. Prop. 20 seq. und *Riccioli* Almag. nov. Lib. III. cap. 7. (*Scherk.*)

DIAGRAMMA *Cuvier* (Pisces). Eine Gattung aus der Familie der Sciänoiden in der Ordnung der Stachelfiſche. Sie iſt mit Pristipoma verwandt, unterſcheidet ſich aber zugleich dadurch, daß ſie, anſtatt wie dieſe 2 kleine Poren und ein Grübchen unter dem Unterkiefer, zwar die zwei kleinen Poren, aber dann 4 größere, 2 an jeder Seite, ohne ungleiche Grube hat. Übrigens iſt der Vorkiemendeckel gezähnelt, der Kiemendeckel wie bei Pristipoma ſtachellos.

Die Gattung theilt ſich in mehre Gruppen, von denen die erſte aus Amerika nur eine einzige Art enthält, D. cavifrons *Cuvier* (Hist. nat. d. poiss. V. p. 290. pl. 123.), die ſich durch den ſonderbaren Kopfbau auszeichnet, indem zwiſchen den Augen und dem kielförmigen Nacken eine breite, faſt hohle Stelle ſich befindet. Dieſer Fiſch kommt von Rio Janeiro.

Die Diagrammen aus den öſtlichen Meeren haben viel kleinere Schuppen und einen anders gebauten Kopf, denn Nacken und Stirne bilden blos einen einzigen, gewölbten Bogen, der an der ſehr kurzen Schnauze ſich ausbiegt, die Mundöffnung iſt mehr rund als geſpalten, das Auge erhaben, der Vorkiemendeckel zugerundet und fein gezähnelt.

2) D. plectorhynchum *Cuvier* (Plectorhynchus chaetodonoides *Lacépède*. — Chaetodon plectorhynchus *Schneider*). Von kurzer Geſtalt; Rücken und Afterfloſſe bilden einen eiförmigen Bogen, und beide ſind an der Wurzel mit Schuppen beſetzt, welche letztern ſich zum Theil auch auf der Schnauze zeigen. Die Strahlenzahl iſt: Kiemenhaut 7, Rückenfloſſe $\frac{13}{10}$, Afterfloſſe $\frac{3}{7}$, Schwanzfloſſe 17, Bruſtfloſſe 15, Bauchfloſſe $\frac{1}{5}$.

Die Grundfarbe dieſes Fiſches iſt ſchwarzbraun, vorn auf der Schnauze und dem Maule ſteht ein großer, weißer Fleck, ein anderer hinter der Wange und unten am Kiemendeckel, ein anderer quer auf dem Nacken, ein anderer auf dem Rücken gegen das Ende des ſtacheligen Theiles der Rückenfloſſe, einer in der Seite hinter der Bruſtfloſſe, einer unter der Bruſt vor den Bauchfloſſen, einer unter dem Bauche, der auf beiden Seiten vor der Afterfloſſe aufſteigt, einer umgibt den Schwanz, und ein kleiner ſteht an der Wurzel der Schwanzfloſſe, deren Ende ganz weiß iſt. Jeder dieſer großen, weißen Flecken iſt mit einem dunklern Rande als die Grundfarbe umgeben, und in der Mitte ſteht ein kleiner, graulicher oder ſchwärzlicher Fleck. Der weiche Theil der Rückenfloſſe und die Afterfloſſe ſind weiß, mit runden oder unregelmäßigen, ſchwarzen Flecken, der ſtachelige Theil der Rückenfloſſe iſt an der Wurzel ſchwärzlich, am Rande weißlich, Bruſt- und Bauchfloſſen ſind ſchwarz mit weißem Rande. Es ſcheint von dieſem Fiſche auch Varietäten zu geben.

Von den übrigen Arten begnügen wir uns, Namen und Synonyme anzuführen. D. pica *Cuv.* (l. c. pl. 124.) — D. orientale *Cuv.* (Anthias orientalis *Bloch* t. 326.) — D. pardalis *Kuhl* et *v. Hasselt.* — D. gaterina (l. c. pl. 125. — Sciaena gaterina *Forskal*, Holocentrus gaterina *Lacépède*). — D. punctatum *Ehrenberg.* — D. flavo-maculatum *Ehrenberg.* — D. shotaf. — D. foetela *Forsk.* — D. griseum. — D. cinerascens. — D. Thunbergii (Perca pertusa *Thunberg*). — D. Centurio. — D. lineatum (Perca diagramma *Linne*). — D. Blochii (Anthias diagramma *Bloch*). — D. Lessonii. — D. poecilopterum. — D. pictum. — D. balteatum. (*D. Thon.*)

DIAKOPE (vom griech. διακοπή, incisio, das Zerſchneiden, Trennen, dann auch die Trennung oder Wunde ſelbſt), wurde von den Alten bis auf Galen, namentlich auf den Längenbruch der Schädelknochen bezogen; von jenem aber für jede ſcharfe Trennung (Hiebwunde) derſelben gebraucht, ſobald ſie ſchief eindringend iſt, ohne einen wirklichen Verluſt herbeizuführen. In dieſer letzteren Bedeutung iſt das Wort noch jetzt gebräuchlich. S. Kopfwunde. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIAKOVÁR, ein Marktflecken im Veröczer Comitate des Königreichs Slavonien, mit 3000 Einwohnern, der Sitz des Biſchofs von Bosnien, ſeines Domkapitels

und geistlichen Seminars, sowie der Hauptort der diesem Bischof zugehörigen Herrschaft von 40 Dörfern. (*Gamauf.*)

Diakria s. Attika. (Thl. VI. S. 217.)

DIAKRISIS (διάκρισις von διακρίνειν, absondern, unterscheiden), bedeutet überhaupt die Unterscheidung zweier sich ähnlicher Gegenstände, in ärztlicher Hinsicht zweier oder mehrer Krankheiten insbesondere. Hier wird sie denn auch der Epikrisis entgegengesetzt, indem die erstere zum Behufe der Diagnose angestellt wird, die letztere aber die Beurtheilung eines Krankheitszustandes nach vorausgegangener längerer Beobachtung seines Verlaufes und der Wirkung der in Anwendung gesetzten Mittel enthält. S. Diagnosis und Diagnostik. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIAKTOROS, d. h. der Unterhändler, ein Beiname, den Merkur geführt haben soll. Phurnut. de Nat. Deor. c. 16. (*Richter.*)

Diakustik s. Schall.

DIALA, ein Fluß in Kurdistan, oder des alten Mediens. Er entspringt bei Schehrsor, fließt längs des westlichen Abhanges der Gebirge, welche das Land der Türken von Persien *) trennen, ganz nahe bei dem Passe Zagros vorbei, immer gegen S. W., nimt mehre Flüßchen auf und vereinigt sich zwischen Bagdad und den Ruinen des alten Modain mit dem Tigris. Ptolemäos kennt ihn unter dem Namen Gorgos (Γόργος), aus den südöstl. Theilen des Choadras-Gebirgs kommend. Isidoros nennt ihn Sillas (Σίλλας), Steph. Byzant. Delas. (*Palmblad.*)

DIALEKTIK (διαλεκτικὴ ἐπιστήμη oder τέχνη, als Substantiv bei Cicero Dialectica), bedeutet der Abstammung nach die Kunst des Besprechens (von διαλέγειν, disserere), und die Verwandtschaft mit Dialog springt in die Augen; zum Besprechen gehört ein Wechselgespräch. So deutet schon der Name auf den Ursprung der Dialektik hin; sie verdankt ihr Entstehen dem Bedürfniß der Ausbildung der Redekunst und war anfangs nichts als eine elementarische Rhetorik. Wie aber die Denklehre sich aus Untersuchungen über die Redekunst überhaupt, so entwickelte sich die Dialektik insbesondere aus Untersuchungen über dialogische Kunst (oder Erotematik). Ohne Zweifel geschah dies seit dem Eleaten Zenon, dem ersten, der in Dialogen schrieb, und die Sophisten, sowie deren Gegner Sokrates, trugen nicht wenig dazu bei. Zenon wird aber Urheber sowol der Dialektik als der Sophistik genannt. Untersucht man den Grund hievon, so entdeckt man leicht, wie man von der dialogischen Kunst aus zur Dialektik kommen mußte. Zenon, der in Dialogen schrieb, suchte auch die Sätze, die er aufstellte, im Wechselgespräch zu behaupten, nämlich durch Disputiren. Er schrieb auch ein eigenes Werk über Disputirkunst unter dem Titel Erides (die Streitgöttinnen), und wie sehr er das Disputiren müsse geliebt und sich darauf verstanden haben, bezeugen Platons Ausspruch, er habe mit der Streitlust eines Jünglings geschrieben, und die Beinamen des Zweizüngigen, Unbesiegbaren, alles Vertheidigenden, die ihm der Sillograph Timon beilegte. Er führte also zunächst zur Eristik, Disputirkunst, und diese führt am Ende auch darauf, durch Trugschlüsse sich zu behaupten, wenn auch nicht absichtlich zu verwirren. Dies letztere, worin die Sophisten nachmals sich so sehr auszeichneten, konnte anfänglich wol ganz unabsichtlich Statt finden, weil noch keine Logik vorhanden war, deren Bedürfniß aber hiedurch immer fühlbarer werden mußte. Die Dialektik führte zu dieser hin, denn die Rede mußte auf den Gedanken zurückführen, und die Elementarlehre der Rede- und Disputirkunst immer mehr zu einer Elementarlehre der Denkkunst werden. Dadurch wurde die Dialektik gleichbedeutend mit dem, was man späterhin Logik nannte, wenn diese gleich nicht nach ihrem ganzen nachmaligen Umfange darin enthalten war, sondern eigentlich nur die Lehre von den Urtheilen und Schlüssen (Syllogistik). In dem Zustande noch nicht vollendeter Ausbildung derselben war es schwierig, Trugschlüsse von den richtigen zu unterscheiden, worauf erst Aristoteles mit aller Kraft hinarbeitete, und es war nicht zu verwundern, wenn sich in die Syllogismen wenigstens Paralogismen (Fehlschlüsse) einschlichen, mochte nun das Fehlerhafte in der Form oder dem Inhalte des Schlusses liegen. Darin aber lag wieder die Veranlassung, daß die Dialektik zur Sophistik entarten konnte, d. i. zu der Kunst der Sophisten, durch Anwendung von Trugschlüssen einen trüglichen Schein hervorzubringen. Nur in dieser Entartung, in welcher aber die Dialektik nicht mehr das ist, was sie seyn soll, konnte ein böser Schein auf sie fallen, den sie aber selbst bei den Sokratikern nicht hat. Die zu ihnen gehörige, von Euklides gestiftete, megarische Schule wurde die eristische und nachmals die dialektische genannt, und zwar nannte sie, wie Diogenes von Laerte (B. 2.) ausdrücklich sagt, Dionysius von Karthago darum so, weil deren Anhänger mündlich und schriftlich ihren Unterricht dialogisch mittheilten, worin nachher Platon sich vor Allen auszeichnete, dem man nicht abstreiten wird, daß er auch zu den gewandtesten Dialektikern gehört. Diogenes von Laerte erklärt da, wo er von den platonischen Dialogen spricht, die Dialektik als Disputirkunst, d. i. die Kunst durch Wechselgespräch (Frage und Antwort) zu bewirken, daß man etwas billige oder verwerfe. Platon aber und Aristoteles suchten vollends durch eine sorgfältige Unterscheidung des Dialektischen von dem Sophistischen, des Philosophen von dem Sophisten, jeden bösen Schein von der Dialektik als solcher zu entfernen. Diese beiden Philosophen stimmen jedoch in der Bestimmung des Begriffs der Dialektik keineswegs überein, obgleich beide von demselben Punkte ausgehen, nämlich von der Rede.

Das Denken, sagt Platon, ist eine stillschweigende Rede zu sich selbst. So lange die Sele denkt, thut sie nichts anderes, als sich unterreden, indem sie sich selbst antwortet, bejaht und verneint (Theaetet. 189.). Von dieser Rede nun ging er aus, um die Denkgesetze aufzufinden und so die Dialektik zu begründen. Als Geschäft der Dialektik (διαλεκτικὴ ἐπιστήμη, Sophista 258.) gibt

*) *Otter* Voy. T. I. ch. 15. Mannert Geogr. Th. 5. S. 428.

er das Trennen der Gattungen an, daß man weder denselben Begriff für einen andern, noch einen andern für denselben halte. „Wer, so fährt er fort, dieses gehörig zu thun vermag, der wird eine Idee durch viele einzeln von einander abgesonderte überall verbreitet genau bemerken, und viele von einander verschiedene, von einer andern äußerlich umfaßte, und wiederum eine durchgängig nur mit einem aus vielen verknüpfte, und endlich viele gänzlich von einander abgesonderte. Dies heißt dann, in wiefern jedes in Gemeinschaft treten kann und in wiefern nicht, nach Begriffen zu unterscheiden wissen." Bei der Angabe dieses dialektischen Geschäfts, welches Platon ganz allein dem Philosophen zu- und dem Sophisten abspricht, verfährt er ganz logisch, verharret aber hiebei nicht, sondern schließt die Dialektik an seine Ideenlehre an, welche zusammenhängt mit seiner Lehre von dem Eins und dem Seienden, im Gegensatze des Vielen und des Nichtseienden, oder, wie wir jetzt sagen würden, von der Vernunfterkenntniß im Gegensatze der Erfahrungserkenntniß. „Der Mensch, sagt er, muß das auf die Gattungen sich Beziehende begreifen, welches als Eines hervorgeht aus vielen durch den Verstand zusammen gefaßten Wahrnehmungen. Und dieses ist Erinnerung von jenem, was einst unsere Sele gesehen, Gott nachwandelnd und das übersehend, was wir jetzt für das Wirkliche halten, und zu dem wahrhaft Seienden das Haupt emporgerichtet. — Jede Sele eines Menschen muß ihrer Natur nach das Seiende geschaut haben" (Phaedr. 249.). Weiß man, daß Platon mit Sokrates eine Präexistenz der Sele annahm, um durch dieselbe die ursprünglich in dem menschlichen Geiste liegende Gesetzlichkeit zu erklären, und wie man Gedanken aus dem Geiste entwickeln könne, die nicht vorher in ihn gelegt worden, und die daher aus einer Erinnerung an einen früheren Zustand abgeleitet werden, so begreift man leicht, wie er dazu kam, nicht nur die allgemeinen Gattungsbegriffe des Verstandes, die allerdings im Gegensatze der Anschauung der einzelnen zur Gattung gehörigen Wesen (des Vielen) Eins sind, und das immer sich gleich Bleibende im Gegensatze des veränderlichen Individuellen für das Seiende im Gegensatze des Wirklichen zu erklären, sondern auch wie ihm dieses das Höchste seyn mußte. Zur Erkenntniß von diesem nun soll die Dialektik führen, von der Erkenntniß des Einzelnen durch den Sinn zur Erkenntniß des Allgemeinen und des Gesetzes, als des Grundes von allem und jedem Einzelnen, durch den Verstand oder die Vernunft; von jenem soll sie stufenweise zu dieser erheben und wahre Wissenschaft begründen (Sophista Buch 7.). Hienach ist Platons eigentliche Tendenz Begründung dessen, was wir jetzt Metaphysik nennen, durch die Logik. Wie er sich aber die Logik denkt, ist diese nicht bloße Denklehre, sondern zugleich Erkenntnißtheorie, nicht blos Lehre von den Gesetzen des Denkens, sondern auch des Seyns; die Dialektik aber dringt durch beide zu dem absoluten Princip vor und begründet durch dieses das Wissen. Er nennt den einen Dialektiker, der von jeder Sache den Grund des Wesens erreicht, und die Dialektik selbst den Gipfel von allen Wissenschaften, über die man keine andere Wissenschaft setzen dürfe, weil in ihr alle übrigen ihr Endziel haben. Sehr bestimmt aber erklärt er auch, daß die Dialektik seiner Zeit das nicht sei, was sie seyn solle, und vielmehr zum Verderben gereiche, weil sie verhindere, das an sich Wahre, Gute und Schöne zu erkennen und durch diese Erkenntniß die Wirklichkeit wahrhaft zu würdigen. Als Grund davon gibt er an, daß die jungen Leute nach dem ersten Unterricht in der Dialektik sie nur zum Widersprechen benutzen, den Geist des Widerspruchs nähren und, gleich jungen Hunden, an allen, die ihnen nahe kommen, mit dialektischen Knifen zerren und reißen. Diesen stellt er jene entgegen, welche die Dialektik nicht zum Spiele, sondern in der echt philosophischen Absicht treiben, um durch sie die Wahrheit zu ergründen. Ein solcher wird, mit Verläugnung der Sinnlichkeit, auf dem Wege der Wahrheit selbst das Wesen erreichen und auf den höchsten Standpunkt gestellt, wo er alles Einzelne mit einem Blicke überschaut, nicht in den Widerstreit der Meinungen, ob etwas sei oder nicht, so oder anders, hineingezogen werden können.

Aristoteles faßte die Dialektik nach dem auf, wie er sie fand, und wies ihr diesem gemäß ihre Stellung zur Philosophie an. Das Seiende, sagt er, hat als Seiendes gewisse Eigenschaften, und über diese hat der Philosoph das Wahre zu erforschen. Die Dialektiker, die über alles disputiren, und die Sophisten, deren Weisheit blos scheinbar ist, disputiren deshalb, weil sie für Philosophen gelten wollen, über diesen Gegenstand. Dem Gegenstande nach unterscheiden sich daher Sophistik und Dialektik nicht von der Philosophie; die Philosophie aber unterscheidet sich von der Dialektik durch die Art und Weise des Vermögens, und von der Sophistik durch den Zweck für das Leben. Die Dialektik nämlich macht da nur Versuche, wo die Philosophie erkennt; die Sophistik hat nur den Schein der Philosophie, ist's aber nicht wirklich (Metaph. 3, 2.). In seiner Zusammenstellung der Dialektik mit der Rhetorik sagt er, daß diese beiden Künste allein über entgegenstehende Sätze Beweise aufstellen und sich mit Gegensätzen beschäftigen. Beide sind nützlich. Ihr Geschäft besteht nicht darin, zu überreden, sondern in jedem Stoffe das Überredungsfähige aufzuspüren, sowol das wahrhaft als das nur scheinbar Überredungsfähige, wie denn die Dialektik den wahren und den scheinbaren Syllogismus darstellt. Nur aber derjenige, der dabei nur nach der Kunst und nicht mit absichtlich böser Wahl verfährt, heißt ein Dialektiker, wer hingegen dialektisch mit absichtlich böser Wahl verfährt, heißt ein Sophist (Rhetor. 1, 1.). Im Allgemeinen gibt er als Geschäft der Dialektik, im Gegensatze der Rhetorik, die Untersuchung fremder Meinungen und das Behaupten der seinigen gegen einen Gegner an. Die Syllogistik ist hiezu nothwendiges Mittel. Bei Aufstellung derselben in seinem sogenannten Organon unterscheidet nun aber Aristoteles genauer zwischen der Syllogistik an sich und der dialektischen. Von jener handelt er in der Analytik, die auf den apodiktischen, strengen und zuverlässigen Beweis und die dazu erfoderlichen Schlußarten ausgeht; von dieser in der Topik, worin er

die Beweisarten abhandelt, wodurch das Wahrscheinliche (Probabile) ermittelt wird. Die Topik allein enthält die Dialektik. Von den vernünftigen dialektischen oder topischen Schluß- und Beweisarten unterscheidet er aber die sophistischen; jene haben das wahrhaft Wahrscheinliche (ἀληθῶς ἔνδοξον), diese das scheinbar Wahrscheinliche (φαινόμενον ἔνδοξον) zum Grunde (de sophist. elenchis). Dialektik ist sonach dem Aristoteles die Kunst, in jedem Gegenstande unterredungsweise, das Für und Wider beachtend, das Wahrscheinliche zu ermitteln. Hieraus ergibt sich denn ihr Unterschied von der Philosophie. Diese sucht Wahrheit, jene Wahrscheinlichkeit (Topic. I, 12.); die Philosophie stellt Wissenschaft, die Dialektik wahrscheinliche Meinung auf. Objektiv genommen ist Philosophie ein System von Vernunftwahrheiten, Dialektik ein Inbegriff der Regeln, mittelst deren man methodisch unter mehren Meinungen über einen Gegenstand die wahrscheinlichste auszumitteln vermag. Aristoteles erklärt sie für ganz geeignet, um Widersprüche zu heben und die Haltbarkeit allgemeiner Sätze zu prüfen. Die bloße Eristik und die Sophistik scheidet er von der Dialektik sehr genau.

In großem Ansehen stand die Dialektik bei den Stoikern. Zenon hatte die ganze Philosophie in drei Theile getheilt: Logik, Ethik und Physiologie, Kleanthes gab jedem dieser Theile zwei Unterabtheilungen; der Logik: Dialektik und Rhetorik; der Ethik: Moral und Politik; der Physiologie: (rationale) Physik und Theologie. Die Denklehre wurde mit der Sprachlehre in den innigsten Zusammenhang gebracht. Der Stoiker Seneca sagt in seinem 89sten Briefe: „Jede Rede ist entweder eine fortlaufende (monologische), oder zwischen einem Fragenden und Antwortenden getheilte (dialogische). Den Theil, welcher sich mit dieser befaßt, hat man Dialektik, den, welcher sich mit jener befaßt, Rhetorik genannt." — Mehre der älteren Stoiker werden als Verfasser besonderer Werke über die Dialektik genannt, von denen jedoch keins auf uns gekommen ist. Nach den Berichten darüber muß man annehmen, daß sie bei Verschiedenen einen verschiedenen Umfang hatte. Während Einige nicht nur philosophische Sprachlehre, sondern selbst Poetik und Kunst des Vortrags in ihren Umfang zogen, scheinen sie Andere auf das Verhältniß der Begriffe und deren Zeichen in der Sprache beschränkt zu haben. Posidonius erklärte sie für die Wissenschaft des Wahren, des Falschen und dessen, was keins von beiden ist, des Problematischen. Die Rücksicht auf das Wechselgespräch verlor sich nicht. Sie lehre, sagte man, wo man einstimmen müsse, wo nicht, und wie man einem unzureichenden Grunde nicht weiche, das Wahre, Falsche, Wahrscheinliche und Zweideutige unterscheide; ohne sie könne der Weise im Reden sich nicht scharfsinnig und behutsam ausdrücken; durch sie nur lerne man richtig reden und richtig denken, einen vorgetragenen Satz besprechen und Fragen beantworten (*Diog. Laert.* VII, 35 fgg.). So ist denn auch hier nirgends eine Spur von einer übeln Bedeutung der Dialektik; Zenon empfahl sie vielmehr seinen Schülern dringend an, um mittelst ihrer die verfänglichen Schlüsse der Sophisten auflösen zu können (*Plutarch.* adv. Stoic.); ja man hielt sie nicht nur für das Werkzeug, um zur spekulativen Philosophie, sondern selbst um zur Tugend zu gelangen.

Wie aber die Stoiker schon Logik und Dialektik als gleichbedeutend gebrauchten (*Plut.* de plac. Phil. I, 1.) und auch Cicero dies that (vergl. Acad. II, 8. und de Fin. I, 7.), so gebrauchte man dies auch in dem Zeitalter der Scholastik; und wenn man die Scholastiker selbst als Dialektiker bezeichnet, so geschieht es nur wegen des Gebrauchs, den sie zu Begründung eines theologischen und metaphysischen Systems von der Logik machten und von deren Anwendung bei ihren Disputationen. Im Wesentlichen hielten sie sich dabei an Aristoteles; aber selbst die, welche Reformen versuchten, wie Raymund Lullius (Dialectica s. Logica nova) und Peter Ramée (Institutiones dialecticae), machten zwischen Logik und Dialektik keinen Unterschied. Rudolf Agricola (libri de dialectica mit Vorrede von Melanchthon), dem es angelegen war, an die Stelle der scholastischen Dialektik die reinere aristotelische zu setzen, näherte sich auch in Bestimmung des Begriffs der Dialektik dem Aristoteles wieder, indem er sie erklärte als ars probabiliter de qualibet re proposita disserendi. In diesem Sinne wurde sie nachmals gewöhnlich gebraucht, und wenn man ja eine Nebenbedeutung damit verband, so war es nur die einer scharfsinnigen, wol auch spitzfindigen Anwendung der Logik, um bei problematischen Sätzen durch Erörterung des Für und Wider das Wahrscheinliche zu gewinnen. Unter dem Wahrscheinlichen dachte man dabei nur das, welchem das Denkvermögen seine Billigung nicht versagen kann (das Probabile), nicht aber das, was nur den Schein des Wahren hat (Verisimile). In dieser Bedeutung hat nur Kant die Dialektik genommen. Er nennt sie Logik des Scheins (ars sophistica, disputatoria). In der Einleitung zu seiner Logik heißt es (S. 21.): „In den vorigen Zeiten wurde die Dialektik mit großem Fleiße studirt. Diese Kunst trug falsche Grundsätze unter dem Scheine der Wahrheit vor und suchte diesen gemäß Dinge dem Scheine nach zu behaupten. Bei den Griechen waren die Dialektiker die Sachwalter und Redner, welche das Volk leiten konnten, wohin sie wollten, weil sich das Volk durch den Schein hintergehen läßt. Dialektik war also damals die Kunst des Scheins. In der Logik wurde sie auch eine Zeit lang unter dem Namen der Disputirkunst vorgetragen, und so lange war alle Logik und Philosophie die Cultur gewisser geschwätzigen Köpfe, jenen Schein zu erkünsteln. Nichts aber kann eines Philosophen unwürdiger seyn, als die Cultur einer solchen Kunst. Sie muß daher in dieser Bedeutung gänzlich wegfallen, und statt derselben vielmehr eine Kritik dieses Scheines in die Logik eingeführt werden. Wir würden demnach zwei Theile der Logik haben: die Analytik, welche die formalen Kriterien der Wahrheit vortrüge, und die Dialektik, welche die Merkmale und Regeln enthielte, wonach wir erkennen könnten, daß etwas mit den formalen Kriterien der Wahrheit nicht übereinstimmt, ob es gleich mit denselben übereinzu-

stimmen scheint. Die Dialektik in dieser Bedeutung würde also ihren guten Nutzen haben als Katharktikon (Reinigungsmittel) des Verstandes." Daß Kant hiebei Dialektik keineswegs im Sinne der Griechen gebraucht, sondern für die von ihnen getadelte zur Sophistik entartete Dialektik genommen habe, ist bereits von Mehren bemerkt worden (s. Platners philos. Aphor. N. A. I, 19 fgg.); es ist indeß zum Verständniß seiner Philosophie nöthig, den Begriff, den er, wenn auch irrig, damit verbunden hat, zu kennen. Wie nun Kant aber die allgemeine Logik von der transscendentalen unterschieden hat (s. Transscendentalphilosophie), so unterscheidet er auch die blos logische und die transscendentale Dialektik. „Die allgemeine Logik, sagt er, als vermeintes Organon, heißt Dialektik. So verschieden auch die Bedeutung ist, in der die Alten dieser Benennung einer Wissenschaft oder Kunst sich bedienten, so kann man doch aus dem wirklichen Gebrauche derselben sicher abnehmen, daß sie bei ihnen nichts anders war, als die Logik des Scheins. Eine sophistische Kunst, seiner Unwissenheit, ja auch seinen vorsätzlichen Blendwerken den Anstrich der Wahrheit zu geben, daß man die Methode der Gründlichkeit, welche die Logik überhaupt vorschreibt, nachahmte und ihre Topik zu Beschönigung jedes leeren Vorgebens benutzte. Nun kann man es als eine sichere und brauchbare Warnung anmerken: daß die allgemeine Logik, als Organon betrachtet, jederzeit eine Logik des Scheins, d. i. dialektisch sei. Denn da sie uns gar nichts über den Inhalt der Erkenntniß lehrt, sondern nur blos die formalen Bedingungen der Übereinstimmung mit dem Verstande, welche übrigens in Ansehung der Gegenstände gänzlich gleichgiltig sind; so muß die Zumuthung, sich derselben als eines Werkzeugs (Organon) zu bedienen, um seine Kenntnisse, wenigstens dem Vorgeben nach, auszubreiten und zu erweitern, auf nichts als Geschwätzigkeit hinauslaufen, alles, was man will, mit einigem Schein zu behaupten, oder auch nach Belieben anzufechten. Eine solche Unterweisung ist der Würde der Philosophie auf keine Weise gemäß. Um deswillen hat man diese Benennung der Dialektik lieber als eine Kritik des dialektischen Scheins der Logik beigezählt, und als eine solche wollen wir sie auch hier verstanden wissen." (Kritik d. r. Vernunft S. 85 fg.) „Wenn aber die (transscendentale) Dialektik eine Logik des Scheins genannt wird, so bedeutet dies nicht, sie sei eine Lehre der Wahrscheinlichkeit; denn diese ist Wahrheit, aber durch unzureichende Gründe erkannt, deren Erkenntniß also zwar mangelhaft, aber doch nicht trüglich ist, und mithin von dem analytischen Theile der Logik nicht getrennt werden muß. Noch weniger dürfen Erscheinung und Schein für einerlei gehalten werden" (das. S. 349.). Weder von dem sinnlichen (optischen) Scheine, noch dem logischen (dem Scheine der Trugschlüsse) handelt es sich hier. Die logische Dialektik hat es in Auflösung der Trugschlüsse nur mit einem Fehler in Befolgung der Grundsätze, oder mit einem gekünstelten Scheine in Nachahmung derselben zu thun. Die transscendentale Dialektik hat den Schein transscendentaler Urtheile (d. i. solcher, worin von den Grundsätzen des reinen Verstandes ein über die Erfahrungsgrenze hinausreichender Gebrauch gemacht wird) aufzudecken und zugleich zu verhüten, daß er nicht betrüge. „Daß dieser Schein, wie der logische, sogar verschwinde und ein Schein zu seyn aufhöre, das kann sie niemals bewerkstelligen. Denn wir haben es mit einer natürlichen und unvermeidlichen Illusion zu thun, die selbst auf subjektiven Grundsätzen beruht und sie als objektive unterschiebt. Es gibt also eine natürliche und unvermeidliche Dialektik der reinen Vernunft, nicht eine, in die sich etwa ein Stümper durch Mangel an Kenntnissen selbst verwickelt, oder irgend ein Sophist, um vernünftige Leute zu verwirren, künstlich ersonnen hat, sondern die der menschlichen Vernunft unhintertreiblich anhängt, und selbst, nachdem wir ihr Blendwerk aufgedeckt haben, dennoch nicht aufhören wird ihr vorzugaukeln und sie unabläßig in augenblickliche Verirrungen zu stoßen, die jederzeit gehoben zu werden bedürfen" (S. 354). Diese Dialektik ist im Kantischen System von hoher Wichtigkeit. S. darüber Kant *).

Eine besondere Stellung zur Philosophie hat von späteren Philosophen nur Hegel der Dialektik gegeben. Er nimt von dem Logischen der Form nach drei Seiten an, die abstrakte oder verständige, die dialektische oder negativ vernünftige, und die spekulative oder positiv vernünftige [s. hierüber Logik] **). Ausführlicher über Dialektik hat Hillebrand gehandelt in seinem Lehrbuch der theoretischen Philosophie (Mainz 1826). Er stellt sie, wie die meisten Logiker, in die angewandte Logik, die er logische Pragmatik nennt, und zwar stellt er sie der logischen Didaktik gegenüber. Wenn deren Aufgabe ist, Erkenntnisse aus dem Standpunkte wissenschaftlicher Geltung und Haltbarkeit positiv zu vermitteln, so soll dagegen die Dialektik zeigen, wie das Denken anzuwenden sei, um Unwissenschaftlichkeit der Erkenntniß zu verhüten, also wie es sich in Absicht auf solches Wissen negativ verhalte. „Der negative Charakter des dialektischen Verfahrens, sagt er (S. 225), beruhet in der Antithese des Zweifels gegen gesetzte Kenntnisse, also in der skeptischen Vermittelung wahrer dogmatischer Ansichten, und ist insofern eine wirkliche relative Zurückhaltung (ἐποχή) des Urtheils. Jene skeptische Antithese muß sich also bei der wahren Dialektik stets auflösen, niemals aber selbständig und für sich aufstellen. Das Resultat jener Auflösung ist die Sicherstellung des eigentlich wissenschaftlichen Erkennens gegen die Anmaßung der bloßen Meinung. Man könnte insofern auch sagen, der Zweck des dialektischen Denkens sei die Behauptung des Wissens gegen das Meinen." Da sich nun das Meinen im Vergleich

*) In der Tugendlehre nimt Kant außerdem eine natürliche Dialektik an, die er erklärt als den Hang, wider die strengen Gesetze der Pflicht zu vernünfteln und ihre Giltigkeit, wenigstens ihre Reinigkeit und Strenge in Zweifel zu ziehen, und sie wo möglich unsern Wünschen und Neigungen angemessen zu machen. — Auch diese Dialektik würde wol nur Sophistik seyn.

**) Vergl. Rußmann Grundlinien der Logik und Dialektik (Berlin 1828). S. 9. 31. 78.

mit der Wahrheit entweder in der Weise des Wahrscheinlichen, des Vorurtheils, des Scheins, oder des Irrthums darstellt; so hat die Dialektik diese Modifikationen des Meinens zu berücksichtigen, um die Unwahrheit im Erkennen zu verhüten. Sie berücksichtigt zu diesem Behufe die äußern Bedingungen, unter denen allein in der gegebenen Existenz eine angemessene Gedankenverbindung und Gedankenentwickelung, so wie ein richtiges Verständniß derselben möglich ist, beurtheilt dann gegebene Erkenntnisse nach den Grundsätzen und Kriterien des richtigen Denkens, und zerfällt demnach in zwei Theile, in Semiotik, die von Bezeichnung der Vorstellungen, und in Kritik, die von der logischen Prüfung handelt. — Klein (Anschauungs- und Denklehre) gibt die Dialektik als zweiten Theil der Denklehre, erklärt sie als die Lehre, wie man gemäß den Gesetzen des Verstandes das wahre Wissen erforscht, bestimmt denkt und für das Verständniß anderer Menschen darstellt, und theilt sie in zwei Abschnitte, wovon der erste die Wege zur Erforschung und Darstellung der verschiedenen uns möglichen Erkenntnisse überhaupt zeigt, der zweite aber auf die verschiedenen Irrwege aufmerksam macht, in welche der Verstand bei seinen Untersuchungen zu gerathen pflegt.

Im Allgemeinen wird sie demnach betrachtet als Anweisung zur Erreichung der giltigen Erkenntniß und zur Beurtheilung des Wahren und Falschen in den Vorstellungen, und als die Kunst, durch Hebung des Widerspruchs in den Gegensätzen zum Wissen zu gelangen. (*H.*)

DIALESTA *Kunth.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Eupatorinen (Untergruppe Vernonicae) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der cylindrische gemeinschaftliche Kelch besteht aus wenigen, trockenhäutigen, dachziegelförmigen Schuppen und enthält nur ein bis zwei Blümchen; der Fruchtboden ist nackt; die Samenkrone doppelt; die äußere besteht aus vielen kurzen, die innere aus zwei langen, pfriemenförmigen Spreublättchen (daher der Gattungsname: ἀλεστή, Schale, Hülse, hier Spreublättchen). Die einzige Art, D. discolor *Kunth.* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. IV. p. 45. t. 320.), wächst als ein Baum (?) mit abwechselnden, zusammengedrängten, gestielten, ablangen, langzugespitzten, glattrandigen, unten filzigen Blättern und sehr ästigen, weißen Doldentrauben in Neugranada. (*Sprengel.*)

DIALIUM *Burm.* Eine wenig bekannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zweiten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Cäsalpinieen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch fünftheilig oder fünfblättrig, fast gleich, die äußern Blättchen etwas breiter; keine Corolle; die Staubfäden auf dem Fruchtboden stehend, mit dicken, zweifächerigen Antheren; der Griffel einfach; die Samen (1—2) der Hülsenfrucht liegen in einer breiartigen Masse. Die beiden Arten sind tropische Bäume mit unbehaarten, unpaar-gefiederten Blättern und rispenförmigen, kleinen Blüthen: 1) D. indum *L.* mant. (D. javanicum N. L. *Burm.* ind.) mit einfacher, überhängender Rispe, elliptisch ablangen, zugespitzten Blättchen und Antheren, welche dreimal länger als die Staubfäden sind. In Ostindien. 2) D. divaricatum *Vahl* (Enum., Arouna gujanensis Aubl. guj. I. p. 16. t. 5., Aruna divaricata *Willd.* sp. pl.) mit doppelt zusammengesetzter, aufrechter Rispe, eiförmigen, langzugespitzten Blättchen und Antheren, welche kürzer sind als die Staubfäden. In Gujana. (*Sprengel.*)

DIALLELE (δι' ἀλλήλων, durch einander, Diallelus), nennt man einen logischen Fehler im Erklären und Beweisen; im ersten Falle führt man im Zirkel zu dem zurück, wovon man, als der Erklärung bedürftig, ausgegangen ist (circulus, orbis in definiendo, z. B. Güte ist diejenige Beschaffenheit eines Wesens, wodurch es gut ist); im zweiten Falle beweiset man zwei Sätze, einen durch den andern (circulus, orbis in demonstrando, Zirkel im Beweisen, z. B. Gottes Daseyn ist gewiß durch die Offenbarung, die Offenbarung aber ist gewiß, weil sie von Gott kommt). (*H.*)

DIALOG ist ein Gespräch, eine Unterredung, woran zwei oder mehre Personen Theil nehmen, um sich ihre Gedanken mitzutheilen. Wo jemand allein spricht vor Zuhörern, gibt es keinen Dialog. Beide Arten, Unterreden wie Alleinreden, sind brauchbar für Gedankenmittheilung. So auch im Schreiben kann der Autor für sich allein zu den Lesern sprechen, oder auch andere Personen gesprächsweise vorführen, gleichsam Bericht erstatten von gehaltenen Gesprächen, wie solches in den platonischen Dialogen angenommen zu werden pflegt. Eine solche dialogische Form kann entweder schildernd seyn, um die Charaktere und Gesinnungen der Unterredenden hervortreten zu lassen, welches Aufgabe des Dichters wird, der einzelne Scenen oder das Ganze einer dramatischen Handlung vorführt; oder sie kann belehrend seyn, welches Aufgabe des Philosophen wird, um irgend eine Wahrheit und deren Untersuchung in das gehörige Licht zu stellen. Beiderlei Gebrauch setzt eine Kunst des Dialogs voraus, das mit in demselben Natürlichkeit und Lebendigkeit herrsche. Wären diese nicht vorhanden, so würde der Dialog, gleich mancher wirklichen Unterredung, langweilig und leer. Für dichterische Darstellung ist die Bedeutsamkeit des Dialogs von selber einleuchtend, die Personen stehen vor unsern Augen, wie im Leben, ihre Äußerungen geben uns oft mit wenig Worten ein treffenderes Bild, als umständliche Beschreibungen, und deswegen wirkt dramatische Anschauung so stark auf jedes menschliche Gemüth. Für den belehrenden Vortrag kann die Zweckmäßigkeit der dialogischen Form in Frage gestellt werden, da Belehrung ja ohne Mühe aus der Rede des Einzelnen geschöpft werden mag. Allein vielleicht weckt das Gespräch mehr die Aufmerksamkeit, ist weniger einförmig und ermüdend, gibt Gelegenheit durch Einwendungen, Fragen und Antworten eine Wahrheit vielseitiger ins Licht zu stellen, bringt durch eine zufällige Abschweifung etwas Neues und Überraschendes vor die Sele. Die ältern Philosophen Griechenlands haben sich dieser Art des Unterrichts bedient und sie auch

zum Theil in ihren Schriften beibehalten, wie Plato, deſſen Dialogen als Meiſterwerke der Didaktik gerühmt werden. Dieſer Ruhm wird im Allgemeinen wol nicht verkleinert, wenn man auch geſtehen muß, daß manche der platoniſchen Dialogen den übrigen Unterredenden wenig Antheil geben, meiſt nur Zuhörern, und dem Sokrates allein das Wort laſſen. Für unſere neuere Zeit und deren Lehrbedürfniß ſcheint die dialogiſche Form des Lehrvortrags etwas unbequem, da ſie den wirklichen Sitten weniger entſpricht und nur durch allerlei Umwege zum Ziele führt. Unſere Philoſophen entwickeln nicht ihre Lehrſätze in Unterredungen, ſondern vom Katheder, in Paragraphen und den dazu gehörigen Erläuterungen. Sollten dieſelben mit den Gedanken und unvollſtändigen Auffaſſungen ihrer Zuhörer zuſammengeſtellt werden, ſo käme man vielleicht an kein Ende. Daher haben philoſophiſche Geſpräche der neuern Zeit, wie dergleichen wol geformt worden ſind, mehr Gezwungenes, als die griechiſchen und fließen oft ſo ſehr aus einander, daß die Deutlichkeit darunter leidet. Das beliebte Syſtematiſche leidet ohnehin durch gute Geſprächform, und man weiß, wie ſchwierig es geworden, aus den platoniſchen Schriften ein Syſtem ihres Urhebers zu entwickeln. Sollte indeſſen jemand didaktiſch in unſerer Zeit aus irgend einem Grunde ſich der dialogiſchen Form bedienen und gut bedienen, ſo wird er ſo willkommen ſeyn, wie es Leſſing war. (*Köppen.*)

DIALYTA, *Meigen* (Diptera). Eine Zweiflüglergattung (Meigen Syſtematiſche Beſchreibung der bekannten europäiſchen zweiflüglichen Inſekten V. S. 208. Taf. 44. Fig. 20 bis 25.) aus der Familie Muscides. Die Fühler aufliegend, ſo lang als das Untergeſicht, dreigliedrig, das dritte Glied lang, zuſammengedrückt, mit ſtumpfer Spitze, an der Wurzel mit haariger Rückenborſte; der Mund mit Knebelborſten; die Augen gleich entfernt, Hinterleib vierringlich, borſtig, die Flügel breit, ohne Spitzenquerader. — Die einzige Art, D. erinacea *Fallén* (Muscides 65. 64.), gleicht einer Tachina. Das Untergeſicht iſt ſeidenartig weiß, die Stirne ſtark vorgehend, breit, ſchwarz, auf dem Scheitel ſtehen drei Punktaugen, der Leib iſt glänzend ſchwarz, der Rückenſchild etwas grau bereift, mit zwei ſchwarzen, ein wenig entfernten Längslinien, an den Schultern ſteht eine deutliche Beule; der Hinterleib des Männchens länglich, elliptiſch, flach gewölbt, wenig graulich mit ſchwarzen Einſchnitten und gleichfarbiger Rückenlinie, beides kaum zu bemerken; bei dem Weibchen eirund, ſpitzig hochgewölbt, glänzend ſchwarz. Die Schüppchen weiß, die Schwinger ſchwarz, die Flügel breit mit einem Randdorne, bräunlich, mit roſtgelber Wurzel und ſteiler, gerader, braun geſäumter Querader, die Beine ſchwarz. (*D. Thon.*)

DIAMANT. Die Grundform dieſes vornehmſten Edelſteines iſt das regelmäßige Oktaeder, welches in das Rautendodekaeder übergeht, deſſen Flächen meiſt gewölbt ſind und ſich nicht ſelten nach den Diagonalen theilen, ſo daß das Eikoſitetraeder oder das Teſſarakontaoktaeder entſteht. Der Würfel iſt ſeltener, auch finden ſich Zwillingskryſtalle. Häufig erſcheint der Diamant abgerundet, was man nicht der Reibung, ſondern einer unvollkommenen Kryſtalliſation zuzuſchreiben hat. Sein Gefüge iſt blättrig, und er läßt ſich parallel den acht Seitenflächen des Grundkryſtalls ſehr vollkommen ſpalten. Er iſt der härteſte aller bekannten Körper. Sein ſpecifiſches Gewicht beträgt 3,4 bis 3,6. Er bricht die Strahlen einfach, aber, nach Newtons Bemerkung, faſt dreimal ſo ſtark als der durchſichtige Quarz; er wird durch Reibung poſitiv elektriſch, und zwar auch wenn er ungeſchliffen und ſeine Oberfläche trübe iſt, wodurch er ſich von allen Edelſteinen unterſcheidet. Phosphorescenz zeigt ſich nur bei einigen. Der Diamant wird von Säuren nicht angegriffen. Eingeſchloſſen widerſteht er den höchſten Hitzegraden, iſt aber bei Zutrit der Luft unter 14° des Wedgewoodſchen Pyrometers ohne merklichen Rückſtand verbrennbar. Er iſt waſſerhell, zuweilen gelb, bräunlich, roſenroth, grün, blau, ſchwärzlich, auch können theilweiſe gefärbte Diamanten vorkommen, wovon ſich Beiſpiele im braſilianiſchen Schatze befinden ſollen [1]). Der eigenthümliche Demantglanz zeichnet ihn aus. Sein Pulver iſt ſchwärzlich grau. Er beſteht, wie ſich durch die Verſuche von Lavoiſier, Tennant, Guyton u. A. ergeben hat, aus nichts anderm als Kohlenſtoff, und iſt, ſo auffallend dieſe Identifikation ſcheinbarer Gegenſätze klingen mag, als reine Kohle in kryſtalliniſchem Zuſtande anzuſehen. Was vorher gemeinlich für reine Kohle galt, hat ſich vielmehr als Kohlenſtofforyd erwieſen und beſteht aus ungefähr zwei Theilen Diamant und einem Theile Sauerſtoff [2]).

Der Diamant fand ſich ſeit den früheſten Zeiten in Oſtindien, durch einen großen Strich von Bengalen, auch auf Malakka und Borneo; ſeit dem vorigen Jahrhundert aber erhält man ihn ebenſo reichlich aus Braſilien (ſ. Diamantgrubenbau). Hundert Jahre ſpäter, als die braſilianiſchen, wurden die ſibiriſchen Diamante entdeckt, deren erſter am 22. Juni 1829 an der Weſtſeite des Urals in einer Goldwäſcherei der Gräfin Polier gefunden ward; ſeitdem ſind die weitern Nachſuchungen durch günſtigen Erfolg belohnt worden. Die Nachricht, welche John Murray [3]) über einen Diamanten gibt, der neuerlich in Irland gefunden worden ſei, bedarf weiterer Beſtätigung. — Der Diamant liegt gewöhnlich loſe in eiſenſchüſſiger Erde, in Schluchten von Sandſteingebirgen, im Sande der Ebenen und Flüſſe, auch in jungen Conglomeraten von Quarzkörnern und eiſenſchüſſigem Sande, welche in Braſilien Cascalho genannt werden, zum Theil von Körnern gediegenen Goldes begleitet. Für das eigentliche Muttergeſtein des Diamants hält Herr von Eſchwege [4]), welcher verſchiedene noch darin eingewachſene Exemplare beſchreibt, den Brauneiſenſtein. — Die Diamante werden durch gegenſeitige Reibung und mittelſt des

1) S. *John Murray* A memoir on the diamond. London 1831. 8. p. 40. 2) S. Klaproth und Wolff, chemiſches Wörterbuch. Bd. 1. S. 658. 3) a. a. O. S. 30. 4) Braſilien die neue Welt. Braunſchweig 1830. 8. Th. 1. S. 154.

Diamantbortes in verschiedenen Formen geschliffen [5]), unter welchen die Brillantform die vorzüglichste ist. Den Brillant kann man ansehen als zwei mit ihren Grundflächen vereinigte abgestumpfte Pyramiden, deren obere, die Krone genannt, halb so groß ist, als die untere, welche die Cülasse heißt. Um die Tafel, oder achteckige obere Fläche, liegen in verschiedenen Reihen 32, um die untere 24 Facetten, von deren sich gegenseitig entsprechendem Verhältniß und Neigungswinkel die richtige Brechung der Lichtstrahlen, oder das Brillantiren bedingt wird. Erst seit dem 17. Jahrhundert ist die Brillantform aufgekommen. Die Rosette ist unten platt, nach oben aber gewölbt. Um den spitzigen Mittelpunkt liegen sechs dreieckige Facetten, Sternfacetten genannt, an deren Grundlinien sich sechs nach unten gekehrte Dreiecke anschließen, welche wiederum in ihren Zwischenräumen je zwei aufwärts gerichteten Dreiecken Raum geben, so daß die Gesamtzahl der Facetten 24 beträgt. Die Form der Tafelsteine, welche ein minder lebhaftes Farbenspiel zeigen, wird nur solchen Diamanten gegeben, die vermöge ihrer ursprünglich flachen Gestalt sich zu Rosetten und Brillanten nicht eignen. Beim Schleifen des Brillanten und der Rosette verliert der Stein ungefähr die Hälfte seines Gewichts, und ein geschliffener Diamant wird demnach, außer dem Arbeitslohne, doppelt so viel kosten, als ein ungeschliffener von gleicher Größe. Der Preis der Diamanten wird durch das Quadrat ihres Gewichtes bestimmt, so daß, wenn ein untadelhafter Brillant von einem Karat (oder vier Gran) ungefähr 50 Thaler kostet, ein gleicher von zwei Karat mit 2 × 2 × 50, d. i. 200 Thalern, einer von drei Karat mit 3 × 3 × 50, d. i. 450 Thaler bezahlt wird u. s. f. Unter den gefärbten Diamanten sind die röthlichen, blauen und grünen theurer, wogegen die gelben in geringerem Preise stehen. Die Benutzung der natürlichen Spitzen des Diamants zum Glasschneiden ist bekannt; neuerlich hat man ihn zum Stahl- und Kupferstechen, sowie in der Lithographie angewendet; dem Juwelier und Steinschneider ist er zum Bearbeiten anderer Edelsteine unentbehrlich; die Diamantlinse eignet sich ganz vorzüglich zum Mikroskop, indem ihre vergrößernde Kraft sich zu der einer gleichen Glaslinse wie 8 zu 3 verhält. — Unter den ausgezeichnet großen Diamanten würde der im J. 1741 aus Brasilien in den Schatz des Königs von Portugal gekommene von angeblich 1680 Karat unstreitig die erste Stelle einnehmen, wenn nicht seine Echtheit zweifelhaft wäre. Der Diamant des Radschah von Mattan auf Borneo soll 367 Karat wiegen und vom feinsten Wasser seyn. Den des Großmoguls gab Tavernier zu 279$\frac{7}{16}$ Karat an. Der Diamant des russischen Reichsscepters, welchen die Kaiserin Katharina im J. 1775 von einem Armenier aus Astrachan zu Amsterdam kaufen ließ, soll 193 Karat halten und, nach Pallas, einer der beiden berühmten Steine seyn, welche früher am Throne des Schah Nadir prangten. Der Pitt oder Regent wurde von Thomas Pitt im J. 1702 in Indien erworben und, nachdem er in England als Brillant geschliffen worden, im J. 1717 an den Regenten, Herzog von Orleans, für 2500000 Livres verkauft. Sein Gewicht ist in dem Inventarium der französischen Krondiamanten vom J. 1791 zu 136$\frac{1}{16}$ Karat, und sein Werth zu 12 Millionen Livres angegeben. Er ist der erste Diamant im französischen Schatze. Als den zweiten kann man den schönen blauen Brillant von 67$\frac{7}{16}$ Karat ansehen, der auf 3 Millionen Livres geschätzt wird; als den dritten den Sancy, von 33$\frac{1}{16}$ Karat und dem Werthe von einer Million Livres. Dieser gehörte einst Karl dem Kühnen von Burgund, der ihn bei der Niederlage von Granson einbüßte, zugleich mit einem weit kostbarern Diamant, der damals für den größten in der Welt galt und einer der ersten war, welche geschliffen wurden. Letzteren fand ein Schweizer und verkaufte ihn für einen Gulden; er kam später nach Genua, dann an Ludovico Moro Sforza nach Mailand, und wurde nach der Zersplitterung des mailändischen Schatzes von Julius II. für die dreifache Krone erworben [6]). Der gelbliche Diamant des kaiserlich-östreichischen Schatzes wird zu 139$\frac{5}{16}$ Karat angegeben. Er ist nebst dem Diamanten des Radschah von Mattan, dem des russischen Scepters, dem Pitt, dem ebenfalls berühmten Nassac und Piggott, und zwei engländischen Krondiamanten in natürlicher Größe abgebildet vor *John Murray's* Memoir on the diamond.

Diamant. (Antiquarisch.) Wie frühzeitig der Diamant dem Alterthume bekannt gewesen sei, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Man hat ihn in den ältesten Urkunden der Hebräer zu finden geglaubt; allein von dem Steine יַהֲלֹם im Deuteronomium, welcher auf dem Brustschildlein des Hohenpriesters die dritte Stelle der zweiten Reihe einnahm [7]), läßt sich die gewöhnliche Übersetzung „Demant" ebenso wenig rechtfertigen, als von dem שָׁמִיר an mehren Stellen der Propheten [8]), und זְכוּכִית bei Hiob [9]). In den indischen Epopöen erscheint der Diamant häufig; und wenn ungebildetere Völker an farbigen, besonders rothen Steinen größern Geschmack finden, und so auch das Mittelalter dem Rubin den höchsten Preis zuerkennt, so darf in dem Grade, als man von der frühen Kultur der Inder überzeugt ist, ihnen eine zeitige Schätzung des trefflichsten der einheimischen Edelsteine, neben der schon im Mythus gefeierten Perle, wohl zugetraut werden. Aber wie die Perle bei den Griechen erst zu Alexanders Zeit erscheint, so finden wir bei ihnen auch den Diamant nicht früher als drei Jahrhunderte vor Chr. zum ersten Male erwähnt. Hie-

5) Die Diamanten, welche früher mit ihrer natürlichen Politur angewendet wurden, nannte man bruts ingenus; zeigten sie eine regelmäßige Krystallisation, so hießen sie diamans à pointes naives. Hieher gehören fast alle, die man an alten Waffen findet. Endlich gibt es gewisse sehr seltene Diamanten, die dem Schleifen gänzlich widerstehen, d. s. die Diamans de nature. (*Schreger.*)

6) S. Joh. v. Müller, Gesch. schweiz. Eidgenossenschaft. Buch V. Kap. 1. 7) 2 Mos. 28, 18; 39, 11. Vergl. Ezech. 28, 13. 8) Jerem. 17, 1. Ezech. 3, 9. Zach. 7, 12. 9) 28, 17.

durch sind wir indessen keineswegs berechtigt, trotz der uralten Handelsverbindung mit Indien, trotz der hohen Blüthe, zu welcher die des Diamantes bedürfende Steinschneidekunst bereits gelangt war, eine so späte Kenntniß dieses Edelsteins bei den Griechen zu behaupten. Der Diamant hat nicht, wie es sonst bei ausländischen Waren gewöhnlich ist, seinen einheimischen Namen, welcher im Sanskrit wadschra lautet, und sich in andern orientalischen Sprachen, z. B. dem Mongolischen und Mandschuischen wiederfindet, aus Indien nach Griechenland mitgebracht, sondern den in der griechischen Sprache längst schon vorhandenen, einer im Sanskrit auch vorkommenden Benennung abhedya (der Unspaltbare) nicht unähnlichen Namen ἀδάμας, d. i. der Unbezwingliche, erhalten; ein Wort, mit welchem man früher die unklare Vorstellung von einem überaus festen, mythischen Erze verbunden hatte [10]). Theophrast, welcher zuerst unter den griechischen Schriftstellern den Edelstein ἀδάμας erwähnt, vergleicht ihn dem im Feuer beständigen Rubin (ἄνθραξ), der krystallisirt, und zwar sechseckig (ἑξάγωνος) sei [11]). Hierin kann man die Krystallisation des Diamantes und Rubins, deren Grundform das Oktaeder ist, richtig angegeben finden, sobald man von den drei Bedeutungen des Wortes γῶνος, nämlich Winkel, Kante und Ecke, zwischen deren beiden letzteren man hier zu wählen hätte, die dritte gelten läßt. Doch kann bei der äußerst geringen Achtsamkeit, welche die Alten auf die Krystallformen wandten (deren man nicht leicht eine andere, als die sechsseitige Säule oder Pyramide und den Würfel erwähnt finden wird), hier sowol, als in des Plinius Beschreibung [12]) eine Ungenauigkeit des Autors gern zugegeben werden. Aber selbst die irrige Behauptung der Unverbrennbarkeit läßt in den Beschreibungen des Theophrast, Plinius u. A. den Diamant nicht verkennen; ist doch dieser Irrthum bis auf die neuesten Zeiten fortgepflanzt und noch von Wallerius [13]) gegen die Experimente behauptet worden. Mit gleicher Übertreibung wird die Eigenschaft der äußersten Härte, welche dem Diamant den Namen gab, von Seneca [14]) und Plinius an ihm hervorgehoben. Hammer und Amboß sollen eher in Stücken zerspringen, als ihn verletzen. Gleichwol gebrauchten die Steinschneider, wie aus den Zeugnissen der alten Schriftsteller und aus der Anschauung der auf uns gekommenen Kunstwerke erhellt, die Diamantsplitter zum Graviren anderer Edelsteine. Über die Art, wie sich der unüberwindliche Diamant in Splitter schlagen ließe, hatte sich das seltsame Mährchen, daß er durch Bocksblut zuvor erweicht oder spröde gemacht werden müsse, im Alterthume verbreitet. Seit Plinius und Pausanias [15]) wurde dasselbe bis auf die neuere Zeit von zahlreichen Schriftstellern gläubig wiederholt. Selbst im Romane des Mittelalters fand es eine Stelle. Der undurchdringliche Helm des Gamuret, der was gedreet von einem ademande, erweicht, indem ein langes glas mit bluote, das was genommen ich wen von einem kitze, darüber ausgegossen wird [16]). Griechen und Römer erhielten den Diamant aus Indien. Dort wurden, erzählt der Periplus maris Erythraei [17]), aus den Häfen von Nelkynda, Barake und Muziris zugleich mit Perlen, Elfenbein und andern Kostbarkeiten auch allerlei Edelsteine (λιθία διαφανῆς παντοία) versendet, unter welchen der ἀδάμας und ὑάκινθος hervorgehoben werden. Strabo bedient sich dafür der allgemeinern Ausdrücke κρύσταλλοι καὶ ἄνθρακες. Nach seiner Angabe gewann man diese Edelsteine, sowie heutzutage theils aus Gruben, theils aus dem Flußsande. Auch der spätere Dionysius [18]) beschreibt in seiner Periegese, wie von den Indern der Diamant am Ufer der Flüsse gesucht werde. Adamas heißt bei Ptolemäus ein Diamantenführender Nebenfluß des Ganges, dieses gemmifer amnis, wie ihn Plinius bezeichnet. Von den Fundorten im innern Indien führte der Handelsweg über die oben erwähnten Häfen zunächst nach Arabien und der afrikanischen Küste; und hieraus wird man des Plinius arabische und äthiopische Diamanten zu erklären haben, deren letztere er selbst nur als auf der Meinung der Vorfahren beruhend angibt. Welche andere, als die indischen Diamante, hätten auch, während Brasilien mit seinen Diamantgruben noch unentdeckt war, den Griechen und Römern zukommen können? Auf den Ural, dessen Diamante uns erst seit dem Sommer 1829 bekannt geworden sind, die im Norden gefundenen Diamante zu deuten, von welchen Metrodorus Skepsius [19]), Dionysius Periegetes [20]) und Ammianus Marcellinus [21]) erzählen, möchte wol allzukühn seyn. Unechte Diamanten freilich hatten die Alten auch aus verschiedenen Gegenden, und die sogenannten Diamanten von Baffa sind schon dem Plinius bekannt als adamantes Cyprii, qui nominis tantum auctoritatem habent.

Als Juwel vom höchsten Werthe finden wir den Diamant erst seit dem augustinischen Zeitalter einigermaßen verbreitet. Lange war er, sagt Plinius, blos Königen, und auch deren wenigen nur bekannt gewesen. Mäcenas wird von Augustus in einem Briefe scherzweise ein Diamant aus Etrurien, eine Perle aus der Tiber u. s. w. genannt [22]). Martial [23]) beschreibt,

10) Im Homer, wo überhaupt nirgends ein Edelstein genannt wird, kommt das Wort Ἀδάμας nur als Eigenname eines Jünglings vor. Bei Hesiod finden wir sowol Waffen, die besonders dauerhaft gedacht werden, von ἀδάμας gebildet, als auch adamantene Festigkeit figürlich gebraucht. In gleicher Weise bedienen sich Pindar und die drei Tragiker des Wortes ἀδάμας, und da dieses Erz nur von Dichtern oder in dichterischer Redeweise von Prosaikern genannt wird, so wäre es ein vergebliches Bemühen, eine bestimmte Metallart aufsuchen zu wollen, welche ausschließlich den Namen Unbezwinglich geführt hätte. Nur Plato, welchem Pollux folgt, gibt diesem Worte eine bestimmtere Bedeutung, indem er die sprödesten Theile im Golde damit belegt. S. unten. 11) *Theophr.* de lapid. §. 32. 12) Hist. Nat. 37, 4, 15. Romé de l'Isle erkennt in des Plinius Beschreibung wirklich das regelmäßige Oktaeder. (Crystallographie, 2e édit. p. 192-198.) 13) Mineralog. T. I. p. 233 et 237. 14) De constant. sap. III. §. 7. 15) VIII, 18, 6. 16) Titurel VIII. 17) Geographi graeci min., ed. Hudson. T. I, p. 32. 18) *Dionys.* Perieg. v. 1119. 19) Bei *Plinius*, Hist. nat. 37, 4, 15. 20) v. 318. 21) XXII, 8. 22) Bei *Macrob.* Saturn. II, 4. 23) L. V. ep. 11.

wie der Dichter Stella den Diamant neben dem Sardonyx, dem Smaragd und Jaspis am Finger trage; und ausgezeichnete Diamante waren damals schon, wie der Pitt, der Sancy u. a. in der neuern Zeit, zu einer besondern Celebrität gelangt. So jener juvenalische

Adamas notissimus et Berenices
In digito factus pretiosior; hunc dedit olim
Barbarus incestae, dedit hunc Agrippa sorori [24]).

Damals hatte der Diamant, wie Plinius berichtet, den höchsten Preis nicht allein unter den Edelsteinen, sondern überhaupt unter allen Gegenständen menschlichen Besitzes. Er mußte in ungleich höherem Werthe stehen als heutzutage, denn es konnten nur solche Diamante zum Schmuck verwendet werden, welche durch den natürlichen Glanz einer vollkommenen Krystallisation das Schleifen entbehrlich machten. Es läßt sich nämlich mit gutem Grunde behaupten, daß die erst in neuerer Zeit durch Ludwig von Berquen aus Brügge im J. 1476 erfundene Kunst, Diamante durch gegenseitige Reibung und Anwendung des Diamantstaubes oder Bortes zu schleifen, dem Alterthume völlig fremd war. Seneca sagt: nec secari adamas aut caedi vel deteri potest; Plinius gibt als Kennzeichen seines unechten adamas an, daß er vom Diamant verletzt werde; und fast sechs Jahrhunderte später, zu der Zeit, als der byzantinische Hof in einem Übermaße orientalischer Juwelen prangte, schrieb Theophylaktus Simokatta [25]): „der Diamant läßt sich nicht graviren noch schneiden", ἀνεπίδεκτος γὰρ καὶ γλυφῆς καὶ τομῆς. Ja zur völligen Bestätigung unserer Behauptung haben wir sowol aus dem Alterthume als aus dem Mittelalter noch in Gold gefaßte Diamante übrig, welche unberührt von künstlicher Politur ihre ursprüngliche Krystallisation zeigen. Im britischen Museum befindet sich ein antiker römischer Goldring mit einem Diamant in seiner natürlichen Oktaederform [26]); und die seit dem Mittelalter in dem Schatze der Abtei St. Dénys aufbewahrte Agraffe des französischen Krönungsmantels enthält vier Diamanten in ihrer unveränderten Krystallisation [27]). Doch scheint, weil nur wenige Diamante der künstlichen Nachhilfe entbehren konnten, die Anwendung dieses Steines während des Mittelalters, wenigstens im Occident, ziemlich selten gewesen zu seyn. Schon Solinus [28]), der bei Aufzählung der Edelsteine dem Diamant die erste herkömmliche Stelle noch läßt, gibt als Grund dieses Vorzugs nicht die hohe Schönheit, sondern die magischen Kräfte des Steines an; Augustinus [29]) sagt: „den Diamant haben vorzüglich die Juwelire und Steinschneider;" Epiphanius [30]) nennt ihn nicht glänzend, sondern luftfarbig (ἀερίζων, ἐμφερὴς τῷ ἀέρι); Isidorus [31]), der ihn unter den Krystallen aufzählt, sagt, er sei klein, unscheinbar und rostfarbig, ferrugineus; und ebendieses Wort gebraucht von ihm Marbodus [32]), dessen Übersetzer sich ausdrückt:

de ser brun a la culur.

Albertus Magnus findet ihn düsterer als den Bergkrystall; und im 14. Jahrh. bedient sich Peter Suchenwirt [33]) desselben zur Bezeichnung einer dunkeln Farbe, indem er die drei braunen Löwen des Kärnthenschen Wapens also andeutet:

In dem golt getzieret was
Drey leben praun von ademas.

Und so wurde denn auch allmälig der Diamant von der ersten Stelle unter den Edelsteinen verdrängt. Wenn Plinius ihm unbedingt den höchsten Werth beilegt, den zweiten Rang aber dem Smaragd zutheilt und dann zu dem Beryll und Opal übergeht, sowie die Mode, das Senatusconsultum der Weiber, hierüber entschieden habe, nennen die Schriftsteller des Mittelalters [34]) vielmehr den Rubin den kostbarsten der Edelsteine, und er pflegt in den auf uns gekommenen Kleinodien die vornehmste Stelle einzunehmen. Zu ihm gesellen sich gewöhnlich der Smaragd und Sapphir. So enthält z. B. die aus dem 11ten Jahrh. stammende ungrische Reichskrone 50 Rubine, einen Smaragd und 53 Sapphire, aber keinen einzigen Diamant [35]). Mit dem Aufleben der Künste gewinnt dieser seine alte Würde wieder. Fürsten führen ihn im Wapen. Er erscheint als vornehmste Zierrath im Palaste des Cosmus von Medicis [36]), sowie auf einem vermuthlich von Benvenuto Cellini gearbeiteten Scudo d'oro des Alessandro I. de' Medici; man sieht ihn als pointe naive in einen Ring gefaßt auf Münzen des Johann Galeazzo Maria Sforza; als Symbol des Herakles auf Münzen des Ercole d'Este, anderer zu geschweigen; und diese Münzgattung hieß Diamante. Zu dieser Zeit pflegten Rubin, Smaragd, Sapphir und Diamant ausschließlich als Edelsteine betrachtet zu werden, und es galt dafür, daß in ihnen die vier Elemente abgesondert in ihrer reinsten Farbe erschienen, nämlich das Feuer im Rubin, die grünende Erde im Smaragd, die Luft im Sapphir und das Wasser im Diamant [37]). Ungeachtet diesem nun der Vorzug höherer Schönheit gelassen wurde, stand er doch seines häufigen Vorkommens wegen nicht im höchsten Preise, sondern wie auch heutzutage ein vollkommener Rubin von 3 bis 4 Karat leicht theurer bezahlt wird, als ein gleicher Diamant, so galt im 16. Jahrh. nach Benvenuto Cellini's Schätzung ein tadelloser Rubin von einem Karat 800 scudi d'oro, ein gleicher Smaragd 400, ein gleicher Diamant 100 und ein Sapphir nur 10. Erst seit dem 16. Jahrh. pflegt man mittelst des Diamantes Glas zu schneiden, wozu man früher glühenden Stahl gebrauchte; auch bedurften die rund gegossenen Fensterscheiben gemeinlich des Schnittes nicht.

24) Juvenal. VI. 156 sq. 25) Quaest. physic. I. 26) A memoir on the diamond by *John Murray*. p. 12. 27) Aus *Mich. Felibien* Histoire de St Dénys. p. 543., verglichen mit *F. J. Doublet*, Histoire de St. Dénys. p. 371. ergibt sich, daß diese Agraffe nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit der Ludwigs des Heiligen zu verwechseln sei. 28) Polyhist c. 52. 29) De civit. Dei. 21, 4. 30) De duodecim gemmis, ed. Gesn fol. 11. verso et fol. 12. verso. 31) Orig. 16, 13.

32) Carmen de gemmis. v. 27. 33) Herausgeg. von Primisser. Wien 1827. 8. III. V. 169. 170. 34) Z. B. der anonyme Verfasser des Buchs de natura rerum bei Vincentius Bellov. spec. nat. L. VIII. c. 51. 35) Nach der Verpfändungsurkunde vom Jahre 1440 bei *Kollar* Anal. Vindob. II. 844. 36) *Fabbroni* Vita Cosmi. p. 155. 37) Benvenuto Cellini, Trattato dell' oreficeria. cap 1.

Um die Mitte des genannten Jahrhunderts erwähnt Joh. Matthesius in seiner Bergpostille „wie man auff die schönen vnd glatten Venedischen gleser mit Demand allerley Laubwerk vnd schöne züge reißet" [38]). Bekannt ist die Anekdote von Franz I., König von Frankreich, der in ein Fenster des Schlosses Chambord mit dem Diamant, den er im Ringe trug, folgende Verse auf den Wankelmuth seiner Geliebten, der Ducheſſe d'Eſtampes, eingrub:

Souvent femme varie,
Mal habil qui s'y fie.

Im Alterthume hatten sich die Vorstellungen von dem wunderbaren, stahlartigen Metalle, welches in der frühesten Zeit ἀδάμας hieß, von dem Magnet, der lange durch keinen bündigen Namen unterschieden wurde, und von dem seltenen, aus dem fernen Orient kommenden Diamant schon frühzeitig verwirrt. Beim Plinius finden sich hievon sichere Spuren; und selbst des Plato [39]) adamantene Spindel der Nothwendigkeit, um welche sich die Himmelskreise drehen, als um ihre durch Anziehungskraft feſſelnde Achſe, wird man mit Berückſichtigung des platoniſchen χρυσοῦ ὄζος [40]) und der im Golde gefundenen magnetiſchen Chryſokolla [41]) mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf Magnet deuten dürfen. Im Mittelalter wurde jene Verwirrung vollkommen, und der Magnet behielt, selbst als man ihn vom Diamant unterschied, den Namen adamas. Das hieraus gebildete aymant, beim Überſetzer des Marbodus noch Diamant bezeichnend, wurde bald in der franzöſiſchen Sprache dem Magnet ausſchließlich zugetheilt, während eine zweite Verſtümmelung von adamas, Diamas nämlich, nur den Edelſtein Diamant bezeichnete. „Annulo pro dignitate lapidis ex auro constante, hic a quibusdam *Diamas* dicitur, ſo ſchreibt Vincentius von Beauvais [42]). Bei Albertus Magnus, ebenfalls im 13. Jahrh., iſt Diamas der gewöhnliche Name des Diamants. Diemant heißt er bei dem gleichzeitigen Walther von der Vogelweide [43]), ſowie auch noch in einem im J. 1498 gedruckten Lehrgedichte „von der edel tugent vnd krafft dy an den edlen ſteinen ſynt." Hiefür findet sich die Form Demant, deren sich Luther bedient, in gewöhnlicher Weiſe wie Demut aus Diemut gebildet, auch ſchon im 13. Jahrh., z. B. in der Kronika fan Sassen. (*Pinder.*)

Diamant. (Chemiſch.) J. Newton vermuthete, daß er eine verdickte brennbare Subſtanz ſei. — Aus allen damit von d'Arcet und Rouelle, dann von Macquer, Maillard, Mitouard und Cadet, den Grafen von Sternberg und Bubna, von Lavoiſier, Lampadius, Guyton, Tennant, Clouet, Bertholle, Allen und Pepys, Silliman u. A. angeſtellten Verſuchen läßt ſich ſchließen, daß er wol reiner Kohlenſtoff ſeyn möchte, und zwar der reinſte in der Natur (gewiſſermaßen eine Art Steinkohle). Denn in der ſtärkſten Sonnen- und Kunſthitze verbrennt er wirklich, brennt ſogar, im Sauerſtoffgas einmal hinlänglich erglühend, eine Weile fort und verwandelt daſſelbe in kohlenſaures Gas. Jedoch ſchmilzt Kohlenſtoff nicht zu Diamant, wie Silliman a. a. O. vorgibt. — Der Diamant zeigt ſich feuerbeſtändig, wenn er, in Kohlenſtaub dicht eingepackt, noch ſo lange und ſtark geglüht wird. Er verhält ſich in Anſehung der Elektricität anders, als die Holzkohle, er iſolirt, oder iſt wenigſtens ein ſchlechter Leiter. Auch ſoll er, nach Guyton, ganz reinen Kohlenſtoff, jene aber ſchon etwas Sauerſtoff enthalten, obſchon ſich dieſer ſcheinbare Unterſchied, nach Berthollet, Tennant u. A. wieder aufhebt; ja nach Parrot ſoll der Diamant ſelbſt ſauerſtoffhaltig ſeyn. Andere laſſen ihn aus Flußſpathſäure und Kieſelerde beſtehen, von welcher letztern im braſilianiſchen mehr ſeyn ſoll, als im oſtindiſchen. Winterl will darin ſeine dem Kohlenſtoff analoge Andronia gefunden haben! — H. Davy hält ihn für einen eigenen metalliſchen Körper (Kohlenmetall) mit einem kleinen Antheil Sauerſtoff. Auch Meißner zu Wien wähnt in ihm das verglaſte Oxyd des Kohlenmetalls zu finden. Endlich vermuthet Jameſon, daß, da die auffallende Härte einiger Hölzer vom Kohlenſtoffe herkommen könne, welcher ſich dem Diamantzuſtande nähere, der Diamant ſelbſt in irgend einem Gewächs der heißen Zone als eine Secretion in Körnern, oder ſelbſt in Kryſtallen vorkommen dürfe, wofür beſonders das Tabaſchir (ſ. unter Bambuſa), oder der Pflanzenopal ſpreche, und die große Neigung verſchiedener Gewächſe, Kieſelerde abzuſondern; auch ſei es möglich, daß manche verſteinte Hölzer durch übermäßigen Abſatz kieſeliger Materie getödtet wurden.

Da der Diamant unter allen bekannten Stoffen die ſtärkſte Cohäſion hat, ſo möchte vielleicht künftig auch in den härteſten Steinen (Kieſelſteinen) Kohlenſtoff ſich entdecken laſſen. Merkwürdig bleiben immer die ſchwarzen Körperchen, welche bei dem Aneinanderſchlagen zweier Stücke Quarz entſtehen.

Regelmäßig kryſtalliſirter Diamant beſitzt zwar keine doppelte Strahlenbrechung, doch will Brewſter unter 10 Exemplaren 9 gefunden haben, die das Licht doppelt brachen, welches von kleinen Luftbläschen herrühren ſoll, die, vermöge ihrer Expanſivkraft, alle nach Brewſters Vermuthung urſprünglich weiche Diamantmaſſe in den zum Auftreten ſolcher Erſcheinungen erforderlichen Zuſtand von Spannung verſetzen. Bekanntlich gerathen Glas oder Gallerte durch Druck in einen ähnlichen Zuſtand.

Als reine Kohle kann der Diamant, nach Macquer, Maillard, Guyton und Clouet, Schmiedeeiſen, in Berührung mit ihm ſtark geglühet, in Stahl verwandeln *).

38) *J. Matthesii* Sarepta. Nürnb. 1562. XV. p. 277. 39) De republ X p. 616. 40) Timae. p. 59. cf. Politic. p. 303. 41) *Plin.* Hist. nat. 37. 10, 54. 42) Aus dem Buche de natura rerum, im Speculum naturale. L. VIII. c. 40. 43) 80, 27.

*) Vergl. Hamburg. Magaz. XVIII. S. 164 ꝛc.; d'Arcet in Crells chem. Journ. VI. S. 148 ꝛc. und in den Beitr. zu Crells chem. Ann. I. 2. S. 104 ꝛc.; — Mitouard und Cadet in Crells n. Entdeck. IX. S. 170 ꝛc.; — Lavoiſiers Schriften ꝛc. teutſch von Weigel. II. S. 160. 204 ꝛc.; — Lampadius Samml. pr. chem. Abhandl. Dresden 1797. 8. II. S. 12. 20.; — Sm. Tennant in Scherers a. Journ. d. Ch. I. 3. S. 287 ꝛc.; — Guyton ebendaſ. III. 18. S. 676 ꝛc., und in

Kunstdiamante versuchte man in älterer und neuerer Zeit auf chemischem Wege darzustellen und der Natur nachzubilden. Aber dergleichen Versuche sind bis jetzt stets mehr oder weniger gemißglückt. Zu den ältern gehören die Achard'schen, mittelst der Kohlensäure Edelsteine zu erzeugen, nicht durch Entfernung ihres Sauerstoffs (wie z. B. in lebenden Pflanzen durch den Einfluß des Lichtes, und wie vielleicht auch in tropischen Gewächsen der Vorzeit, bis zur krystallinischen Ausscheidung des Diamants), sondern indem man dieselbe angeblich als Auflösungsmittel erdiger Gemische benutzte (vergl. Achards Bestimmung der Bestandtheile einiger Edelsteine. Berlin 1779. 8. im Anhange S. 122 ꝛc.). Hieher gehören wol auch Methuons künstliche Produktionen der Bergkrystalle, Alalite, Granate ꝛc. — Vergebens setzte späterhin H. Davy den Graphit und die gut ausgebrannte Kohle den Einwirkungen der Pole einer starken Galvanischen Batterie aus; ihm gab die Zersetzung der Kohlensäure durch Kalium nur Kohle, aber keinen Diamant (s. Gilberts Annalen d. Ph. u. Ch. 1, 10.); Stares, Sillimans, Macnevens, Vanuxems, Colquhouns u. A. Versuche mit natürlichem und Hohofengraphit blieben ebenfalls erfolglos, wenn gleich Silliman durch Zusammenschmelzen von Holzkohle, Graphit und Anthracit mittelst des Hareschen Deflagrators und des Knallluftgebläses Kügelchen von zum Theil schwarzer, brauner, Ambra- oder Topasfarbe, zum Theil rein weiße und vollkommen durchsichtige dargestellt haben will, welche durchaus kleinen Diamanten glichen. — F. Bourgignon legte zu gleichem Zweck harte, weiße Steine, welche der Reibung widerstehen, auf einen geschnittenen Stein von Straß (weißer Glascomposition), der jenen einen eigenthümlichen Glanz geben soll. Der Mainzer Fluß, ein weißer Kunstdiamant, gibt den schönsten weißen Krystall (s. Fluß); zu gelben Kunstdiamanten räth man 10 Gr. Spießglanz und 25 Gr. Hornsilber mit 2 Loth eines Flusses zusammenzuschmelzen. — Gannals Angabe, als liefere eine Auflösung des Phosphors unter Wasser in Schwefelkohlenstoff Kunstdiamante, ist irrig, denn statt dieser erhält man nach Lampadius (s. Erdmanns Journ. für techn. und ökonom. Ch. ꝛc. IV. 2. S. 241) nur wasserhell krystallisirten Phosphor (?) und nach Döbereiners Gegenversuchen (s. Schweiggers Jahrb. für die Chemie ꝛc. 1828. III. 4. S. 468) ein bloßes Häutchen. Nach L. Gmelin sollen sie einfacher Schwefelkohlenstoff seyn (s. Geigers Magaz. für d. Pharm. ꝛc. 1829. Januar. S. 53 ꝛc.). — Die gleichzeitig mit Gannal von Coignard-Latour, aber auf einem ganz andern Wege, nachgekünstelten Diamante sind von Thenard und Dumas für Silicate von ganz besonderer Härte erkannt worden und bestehen keineswegs aus Kohlenstoff. — Da sich der natürliche Diamant mittelst des chemischen Prozesses in kohlensaures Gas verflüchtiget, so würde man, nach Haußmann, zu seiner naturgemäßen Darstellung vielleicht gelangen, wenn man, umgekehrt, kohlensaures Gas in einen luftleeren Raum brächte und auf dieses den elektrischen Strom leitete. Daß nämlich auf diese Weise die Natur bei Erzeugung des Diamanten verfahre, scheine aus dem Umstande hervorzugehen, daß, nach der Aussage der ältesten und in diesem Fache erfahrensten Diamantgrubenarbeiter, da, wo sich die meisten Diamanten finden, auch die sogenannten Blitzröhren am häufigsten angetroffen werden (s. Journ. d. Pharm. 1829. S. 29 ꝛc.; vergl. Erdmann a. a. O. IV. 1. S. 43 ꝛc., Poggendorffs Ann. d. Physik ꝛc. 1828. Nr. 10. S. 387.; desgleichen der Handwerker und Künstler Fortschritte und Muster. Weimar 1828. 4. IV. S. 50 ꝛc. — Dinglers polytechn. Journ. XXX. 5. S. 395 ꝛc. XXXI. 1. S. 75 ꝛc. — Kastners Archiv für d. ges. Naturl. 1829. XVI. 2. S. 154 ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

Diamantgrubenbau oder Diamantminenbau bestand bis jetzt nur in Ostindien und Brasilien, als den einzigen Ländern, wo man Diamantminen aufgefunden hat, und zwar in gleicher Entfernung vom Äquator, also etwa 18° südlicher und nördlicher Breite; weshalb man auch wol in Afrika Diamanten unter der Breite von Madagaskar und Nigritien finden dürfte. Die brasilischen Diamanten werden, wie die indischen, in einem losen Kiese gefunden, der hauptsächlich aus abgerundetem Quarzgeschiebe, Sand und Eisenoxyd besteht und in der Serra do Frio ziemlich harte Brecciafelsen und niedrige Hügel bildet. — Neuerlich hat sich noch am Ural in Sibirien eine Diamantgrube aufgethan. Nach Engelhard zu Dorpat, der diese Gegend bereiste, ist das Muttergestein des dasigen Diamants wahrscheinlich ein schwarzer Dolomit, der zwischen den Schiefern des Gebirges lagert.

Im J. 1727 entdeckten Bergleute im brasil. Bezirke von Serra do Frio, S. Antonio ꝛc. beim Goldsuchen die ersten Diamanten. Später ward dieser bisher geheim gehaltene Fund bekannter, und die portugisische Regirung benutzte ihn, als einen wichtigen Erwerbszweig, der bald so einträglich ward, daß im J. 1730 die Flotte von Rio-Janeiro 1146 Unzen Diamanten nach Europa brachte. Erst 1777 begann seine Ausbeute für Rechnung des Königs von Portugal. Er fand sich im Bezirke von Tejuko, in der Serra S. Antonio und in den Anschwemmungen am linken Ufer des S. Franciscusstroms, des Indaja, Abrete, Sono, Prata, Paracatu und St. Antonia. Die Regirung ließ diese Gegenden, sowie den 100 engl. QM. im Umfange haltenden Distrikt bewachen. Vom Jahre 1772—1818 betrug der Diamantengewinn für die Regirung 455 Millionen Thaler.

Bisher wurde die Hauptgrube in Brasilien so bearbeitet: Man macht unter einer Bedachung von 98 Fuß Länge und 45 Fuß Breite eine ebenso lange Vertiefung, theilt diese in 30 Felder, und leitet dahin das Wasser aus einem angrenzenden Kanale. In jedem solchem Felde wäscht ein Neger mit einem kleinen Harken das auf einem kleinen Brete, welches über den Kanal geht, liegende ihm angewiesene Mineral; in der Nähe sitzen mehre Aufseher, die diese Arbeit mit der größten Aufmerksamkeit beobachten, auf hohen Stühlen. Wird ein Neger in

---

Gilberts Ann. d. Ph. III. 4. S. 387 ꝛc.; — Berthollet ebendas. XI. 2. S. 199 ꝛc.; — Gilbert ebendas. II. S. 4 9 ꝛc. XVI. 1. S. 91 ꝛc.; — Clement und Desormes ebendas. XIII. 1. S. 83 ꝛc.; — Parrot ebendas. XI. 2. S. 204 ꝛc.; — Allen und Pepys in Gehlens n. Journ. d. Ch. u. Ph. V. 4.

dem Bodensatze der gewaschenen Erde (Cascalho genannt) einen Diamant gewahr, so steht er sogleich auf, klatscht in die Hände, nimt den kostbaren Stein zwischen Daumen und Zeigefinger und übergibt ihn einem der Aufseher, der ihn in eine mitten im Gebäude hängende, halb mit Wasser angefüllte Kugel legt. In diese Kugel werden alle den Tag über gefundenen Diamanten geworfen, am Abende, wenn die Arbeit zu Ende ist, wieder herausgenommen und dem Oberaufseher übergeben, welcher sie wägt und in einem eigends dazu bestimmten Buche verzeichnet *).

Ist ein Neger so glücklich, einen fast 17karatigen Diamant zu finden, so führt man ihn mit Blumen bekränzt, in großem Pompe zum Verwalter, der ihm dafür seine Freiheit schenkt und dessen Eigenthümer entschädigt. Auch andere Neger, welche den Aufsehern Diamanten von geringerm Werthe überliefern, bekommen angemessene Belohnungen. Damit keiner dieser Edelsteine von den Negern entwendet werde, behält man diese so lange wie möglich an einem Orte im Dienst. Trotz dieser Vorsicht benutzen verschlagene und kühne Arbeiter den Augenblick, wo man sie nicht belauscht, um einen Diamant zu verschlingen. Solche Verdächtige werden an einem einsamen Orte eingesperrt und bewacht, bis der gestohlene Stein wieder auf dem natürlichen Wege abgeht.

Zwei Stämme oder Kasten von Diamantensuchern, die Shara und Tora, leben seit Menschengedenken zu Sumbhulpur in Hindostan in 16 unansehnlichen Dörfern, als steuerfreien Lehen; sie stehen unter der Leitung dreier Häuptlinge, oder Stidars. Sie suchen sowol Gold als Diamanten und sind in elende Lumpen gekleidet. Mit Weibern und Kindern, im Ganzen zu 4 bis 500 Personen, beschäftigen sie sich alle Jahre vom November bis zum Eintrit der Regenzeit mit der Durchsuchung des Bettes des Mohonoddi, wo dieser Schlamm und Gerölle abgesetzt hat. Gewöhnlich finden sie diese Edelsteine in einem Gemenge von zähem, röthlichem Thone, Flußgeschieben und ein wenig Sand, vermittelst ihres Ankua, einer Art Picke oder Hacke. Ein Theil des Schlammes wird von den Weibern auf ein schiefliegendes großes Bret gelegt, und die durch Wasser von den gemeinen Steinen gereinigte rückständige Schlammmasse auf einem kleinern Brete durchsucht, um die etwanigen Edelsteine und Goldkörner zu entdecken und zu sammeln. Der Finder muß die Diamanten alle an den Rajah abliefern, und wird für einen großen mit einem kleinen Dorfe belehnt und mit Gold und Kleidern beschenkt, bei Verheimlichung seines Fundes aber mit dem Tode, oder mit Schlägen, Entziehung der Lehen ꝛc. bestraft. Die Quantität der Diamanten wird in Sumbhulpur durch den Namen einer indischen Kaste bezeichnet. Ein Diamant der ersten Klasse heißt Bramino, der zweiten Tschettri, der dritten Bechi und der vierten Sudre. Das Gewicht desselben wird nach Rotti und Maſcha berechnet; ein Rotti ist etwas weniger als 2 Gr. engl. Troygewicht, und 7 Rotti's sind eine Maſcha. Rohe Diamanten werden nach ihrer Klasse geschätzt **). (*Th. Schreger.*)

Diamantpulver (Diamantboord, — bort, — staub), besteht aus den Splittern oder Abgängen beim Spalten, Beschneiden und Schleifen der Diamanten, zum Theil auch aus den schlechtesten Steinen. Man stößt jene wie diese in Stahlmörsern (s. oben unter d. Art. Diamant) und schlemmt das Pulver in Wasser, damit es gleich fein werde.

Arzneilich benutzten es manche ältere Ärzte innerlich und äußerlich. So gab ein italienischer Arzt, Luzano di Ticino, im J. 1492 Lorenz von Medicis in dessen letzter Krankheit ein angeblich sehr wirksames Heilmittel, einen Trank, bestehend aus einer Lösung von gepulverten Diamanten und Perlen! — Noch jetzt soll das Diamantpulver zu einem langsam tödtenden Gifte in Italien dienen. — Außerdem gebrauchen es die Siegelstecher, Glasgraveurs, Taschenuhren-Brillantirer ꝛc., als Smirgel, zum Schleifen und Poliren anderer harten Steine ꝛc. (*Th. Schreger.*)

DIAMANT (Geogr.) 1) Vorgebirg (Diamand-Point) an der Nordküste der ostind. Insel Sumatra; 2) Cap Diamant, auf Hayti, 304° 11′ 56″ L. 18° 13′ 45″ Br. — 3) Bucht (Anse du D.) und großer Felsen (Pointe du D.) an der Südseite der westind. Ins. Martinique mit dem gleichn. Flecken. — 4) Fluß (Rio Diamante) in Südamerika s. Huaranca Leuwu. (*H.*)

Diamant-Harbour, ein Hafen am Fluß Hugli, 34 engl. Meilen in gerader Linie von Calcutta, aber weit entfernter, wenn man den Windungen des Stromes folgt. Hier pflegen die Schiffe der Compagnie ihre für das Ausland bestimmten Waren auszuladen und den größten Theil ihrer Rückfracht einzunehmen, wonach sie sich nach der Rhede von Sagor begeben, wo die übrige Ladung an Bord gebracht wird. Dieser Ankerplatz ist äußerst ungesund, besonders in den Monaten Jult, August und September, während und unmittelbar nach dem periodischen Regen. Dies Übel entsteht theils durch die untiefen Moräste in der Umgegend, theils durch die vielen stagnirenden Ströme, die eine Menge halbverfaulter thierischer und vegetabilischer Substanzen mit sich herunterschleppen. Weil an guten Lebensmitteln Mangel ist, müssen die Einwohner und die Matrosen mit halbreifer, halbverfaulter Frucht, alten Eiern und verdorbenem Fleische vorlieb nehmen; dazu hat man nur Pfützenwasser zu trinken, und endlich ist der bengalische Arrack, der hier zu haben ist, fast giftig. Darum ist die Sterblichkeit gewöhnlich äußerst groß unter den Seefahrern, die dort vor Anker liegen müssen. Ein Weg von Ziegelsteinen, weit über die umliegenden Reisfelder erhaben, führt von hier nach Calcutta. (*Palmblad.*)

Diamant-Insel (111° 51′ L. 150° 51′ Br.), eine

*) Über die Diamantenwäscherei durch Negersklaven bei Cursalinbo vergl. v. Spix und v. Martius Reise in Brasilien ꝛc. I. München 1823. gr. 4. und die noch neuere Schrift: Brasilien als unabhängiges Reich in historischer, merkantilischer und politischer Beziehung geschildert, von v. Schäffer. Altona 1824. 8. S. 324 ꝛc. — Einiges von Diamantgruben ꝛc. s. im Morgenblatt 1826. Nr. 267. u. d. Jahrg. 1829. Nr. 123.; vergl. allgemeine Handlungszeitung 1829.

**) Vergl. Hesperus. 1828. Nr. 38. 39. Der Freimüthige von Kuhn. 1827. Nr. 249. S. 995. — Franklin über die Diamantgruben zu Punnah in Frorieps Notiz. 1829. Nr. 561.

anderthalb (engl.) Meile lange und eine Meile breite, unbewohnte britische Insel auf der Ostseite der Bai von Bengalen, voller Waldung, reich an Schildkröten. (*H.*)

DIAMANTE, Stadt in der neapolit. Provinz Calabria citer., auf einem Hügel, unter dem der gleichn. Fluß sich in das tyrrhenische Meer mündet; wegen ihres Weines und ihrer Rosinen bekannt. (*Leonhardi.*)

DIAMANTINI, Giuseppe, in der Romagna im J. 1660 geboren, ließ sich zu Venedig häuslich nieder, wo er öffentliche und Privatgebäude mit seinen Malereien schmückte, wegen seiner Verdienste die Ritterwürde erhielt, und im J. 1722 starb. Er hatte sich den Geschmack der venedigschen Schule ganz zu eigen gemacht, wie man an einem Gemälde, die Anbetung der Könige, in der Kirche des heiligen Moses findet. Dieser Künstler radirte auch eine Anzahl geistreicher Blätter, von welchen man den größten Theil in Hubers Handbuche, Thl. 4. S. 82. angegeben findet. (*A. Weise.*)

DIAMANTINO, Villa am Zusammenflusse des Rio Diamantino (s. Para) und Rio do Oiro im N. O. der brasil. Comarca Matto-Grosso; von Bergarbeitern bewohnt, welche auch Landbau und Viehzucht treiben. (*Leonhardi.*)

DIAMANTSPATH, spathum adamantinum, ein Stein, der an Härte dem Diamant nahe kommt, so daß er Bergkrystall ꝛc., selbst Edelsteine ritzet, besteht, nach Klaproth (s. dessen Beitr. zur Anal. d. Mineral. I. S. 47.), und zwar der chinesische, in 6seitigen Säulen ohne Endspitzen, grau, undurchsichtig, nur an den Kanten durchscheinend, glänzend im Bruche, spatig im Gefüge, gestreift auf der Oberfläche, auch mit Glimmer, rothem Feldspath und Schwefelkies zuweilen überzogen und mit eingesprengten magnetischen Eisenkörnern angefüllt, aus 84 Proc. Alaunerde, mit nur 6,5 Kieselerde und 7,5 Eisenoxyd. Der bengalische oder indianische, noch weißere, auch deutlicher blättrige mit angeflogenen kleineren Eisenkörnern enthält 89,5 Proc. Alaunerde, mit nur 5,5 Kieselerde und 1,25 Eisenoxyd. Er wird in England unter dem Namen Corund zum Poliren des Granits und verschiedener anderer Gegenstände, das Pulver aber, statt der Feile, zur Bearbeitung des indischen Stahls gebraucht, und der Diamantspathstaub zum Poliren der Diamanten. (*Th. Schreger.*)

DIAMARTYRIA (*Διαμαρτυρία*). Eine Art der bei dem attischen Gerichtswesen vorkommenden gerichtlichen Einwendungen oder Exceptionen, die zunächst vom Beklagten, dann aber auch selbst vom Kläger angewendet werden konnte. Nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes *διαμαρτυρεῖν* bezeichnet dasselbe im Allgemeinen die Einlegung einer Protestation, ein Einspruch gegen irgend eine Handlung unter Anrufung von Zeugen. Es war also die Diamartyrie, wie Platner sie definirt, eine auf Zeugenbeweise gegründete, sofort klare Einrede und Protestation gegen ein rechtliches Anbringen und dessen Verhandlung vor Gericht. Sie ist daher, wie Demosthenes (adv. Leochar. p. 1097 seq.) ausdrücklich bemerkt, kein nothwendiges, sondern ein willkürliches, beliebiges Rechtsmittel, dessen man sich bedienen kann, wenn man will, da man auch ohne dasselbe sein Recht vor den Gerichten geltend machen kann. Wenn sich daher der Kläger der Diamartyrie bediente, um die Zulässigkeit der Klage zu erweisen, so bediente sich der Beklagte dieser Einrede, um zu erweisen, daß die gegen ihn vorgebrachte Klage nicht zulässig und nicht annehmbar sei; dies geschah schriftlich und erfoderte die Beibringung klarer Beweise, wenn damit etwas erzielt werden sollte. Der Gegner hatte natürlich diesen Beweis anzugreifen und die Ungiltigkeit der in der Diamartyrie vorgebrachten Beweise nachzuweisen, was wieder eine Antwort des Einsprechenden (*διαμαρτυρῶν*) zur Folge hatte, und da diese Art der Einrede, wie auch schon das Wort *διαμαρτυρία* errathen läßt, zunächst auf einem Beweise durch Zeugen beruhte, so mußte der Gegner insbesondere die Unwahrheit oder das Unzulängliche des vorgebrachten Zeugnisses, etwa einen innern Widerspruch desselben u. dgl. m. darzuthun suchen, es mußte sein Augenmerk dahin besonders gerichtet seyn, die Aussagen der Zeugen zu entkräften, als Lüge und Betrug darzustellen u. dgl. m. Gelang die Diamartyrie, und reichte der, welcher dieser Exception gegen die wider ihn erhobene Klage sich bediente, damit aus, so fiel die Klage gegen ihn weg, indem sie als unzulässig verworfen und als unstatthaft erkannt wurde; im andern Falle aber, wenn die Einrede nicht ausreichte, kam die Klage nun vor Gericht und dem sachfältigen Theile stand die Vertheidigung im Wege des ordentlichen Prozesses offen; eine Verurtheilung dessen, der die Diamartyrie angewendet, aber ohne damit durchdringen zu können, fand natürlich nicht Statt, indem der Richterspruch nur auf Zulassung oder auf Verwerfung der Einrede gehen konnte; in jenem Falle, daß die Sache zur weiteren gerichtlichen Verhandlung sich nicht eigne; im andern Falle war man, wie manche Beispiele zeigen, durch eine mißlungene Diamartyrie von weiterer Verfolgung seines Rechtes vor den Gerichten im ordentlichen Prozeßgange nicht ausgeschlossen. Das Nähere darüber s. bei Platner: der Prozeß und die Klagen bei den Attikern (Darmstadt 1824). I. S. 163 ff. Meier und Schömann: der attische Prozeß (Halle 1824). S. 638 ff. (*Bähr.*)

DIAMASTIGOSIS (*Διαμαστίγωσις*, Geißelung). Mit diesem Ausdruck wird von den Alten zunächst die Geißelung der spartanischen Knaben bezeichnet, worüber Plutarch in den lakonischen Gebräuchen, XL. [1]) also berichtet: „Die Knaben, welche bei den Spartanern einen ganzen Tag hindurch am Altar der Diana Orthia mit Geißeln gehauen werden, halten oft bis zum Tode aus, heiter und vergnügt, um den Sieg mit einander streitend, wer von ihnen mehr Hiebe und anhaltender aushalten könne. Denn der, welcher siegt, gewinnt den größesten Ruhm. Man nennt diesen Wettkampf Diamastigosis (d. i. wörtlich: Geißelung um die Wette), und es findet derselbe jedes Jahr Statt." Und an einer andern Stelle (Leben des Lykurg. cap. 18.) versichert uns derselbe Plutarch, daß er noch

1) Andere Stellen der Alten, wo dieser Geißelung gedacht wird, führen Davies zu Cicer. Tuscul. V, 27. Manso Sparta I, 2. S. 183. K. O. Müller, die Dorer II. S. 312. vergl. I. S. 382. an.

zu seiner Zeit manche dieser Knaben unter den Streichen am Altar sterben gesehen, ein Beweis, daß diese spartanische Sitte sich bis in die römische Kaiserzeit erhalten hatte. Daß sie aber eine alte Sitte war, die, wie alle ähnlichen, auf den spartanischen Gesetzgeber Lykurgus zurückgeführt wird, sehen wir aus der merkwürdigen Erzählung, welche Pausanias (III, 16.) von der Gottheit, an deren Altar die Geißelung Statt fand, aufbewahrt hat. Der Dienst dieser fremden Gottheit war vor Alters, heißt es, hart und grausam, auch darin die Spuren fremder Einführung aus den Gegenden des Pontus beurkundend, daß an dem Altar derselben Menschen als Opfer geschlachtet wurden. Lykurg, der spartanische Gesetzgeber, welcher diese Sitte, die in die älteste Zeit hellenischer Civilisation fällt, vorfand, hob sie zwar nicht gänzlich auf, aber an die Stelle des Menschenopfers setzte er gleichsam als Entschädigung oder Ersatz die blutige Geißelung der Jünglinge, so daß immerhin Menschenblut den Altar der finstern Mondgöttin des Pontus tränkte. Die Priesterin, so schreibt Pausanias, steht bei den Jünglingen und hält das Bild der Göttin. Dieses ist sonst leicht, da es klein ist; wenn aber einmal die Geißelnden etwas schonend hauen, wegen der Schönheit oder edeln Geburt eines Jünglings, da wird das Schnitzbild in den Händen der Priesterin schwer, und ist nicht mehr leicht zu tragen; sie aber schiebt die Schuld auf die Geißelnden und sagt, daß sie um ihretwillen gedrückt werde. Es ist also dieser Bildsäule, setzt derselbe Schriftsteller hinzu, von den Opfern in Tauricn eigen geblieben, sich am Menschenblute zu erfreuen. Es ist hier nicht der Ort [2]), das Wesen und die Natur des zweifelsohne aus der Fremde nach Sparta eingebrachten Götterdienstes, das an den Namen der Diana Orthia geknüpft ist, näher zu erörtern und in seinen einzelnen Beziehungen weiter zu verfolgen, da, was die Sitte der Geißelung betrifft, es auch nach der bestimmten Aussage des Pausanias keinem Zweifel unterliegt, daß dieselbe als eine Entschädigung für den blutigen Dienst, welcher Menschenopfer erheischte, zu betrachten ist und in dieser Beziehung selbst als eine Milderung des älteren grausamen Dienstes (wie an so manchen Orten, wo an die Stelle der Menschenopfer bei der fortschreitenden Civilisation andere Opfer und andere Gebräuche eingeführt wurden) anzusehen ist; zudem kommen Geißelungen ähnlicher Art bei manchen Götterfesten des Alterthums, zunächst in Asien vor, wo sie ja selbst in gewisser Hinsicht bis auf den heutigen Tag anzutreffen sind, der freiwilligen Geißelungen des christlichen Europa nicht zu gedenken, die freilich aus ganz andern Motiven hervorgegangen sind und eine ganz andere Tendenz haben. Allein neben dieser religiösen Seite hat die spartanische Sitte der Geißelung, wie sie Lykurg eingeführt haben soll, noch eine andere politische, wie denn in Sparta alles mit dem Statsleben in Verbindung gebracht war, und der ganze Götterdienst eng mit dem bürgerlichen und politischen Leben zusammenhing. Letzteres erfoderte von dem jungen Spartaner eine kräftige Erziehung, die ihn zu einem tüchtigen Bürger und Glieder der Gemeine machen solle; sie sollte den Körper desselben durch Entbehrungen, Mühseligkeiten und Strapazen jeder Art stählen und stärken, sie sollte durch mancherlei Einrichtungen ihn früh gewöhnen, Hunger und Durst, Hitze und Frost, und jedweden Schmerz, jedes Leid zu ertragen und standhaft darin auszudauern bei blindem Gehorsam und unbedingter Unterwürfigkeit unter das Machtgebot der Oberen; und so mußte auch diese religiöse Sitte, in Verbindung gebracht mit dem Zwecke der spartanischen Erziehung, dazu dienen, den jungen Spartaner früh zu ausdauernder, geduldiger Ertragung von Schmerzen und Leiden anzuhalten und zu gewöhnen; in welcher Beziehung ein neuerer Schriftsteller [3]) diese Sitte der Geißelung der Knaben den Triumph spartanischer Abhärtung genannt hat. Wer unter den Streichen erlag, ward feierlich beerdigt mit einem Kranze auf dem Haupte; auch finden sich Beispiele von Statuen, welche solchen zu Tode gegeißelten Jünglingen gesetzt wurden. (*Bähr.*)

Diamesa s. Lestromia.

Diameter s. Durchmesser.

DIAMETRALZAHL wurde von den älteren Algebraisten jede Zahl genannt, welche ein Produkt aus zwei Factoren ist, die, wenn sie quadrirt und alsdann addirt werden, das Quadrat einer rationalen Zahl zur Summe haben. So ist z. B. die Zahl 12 das Produkt von 3 und 4, deren Quadrate 9 und 16 zu einander addirt das Quadrat der rationalen Zahl 5 geben. Es stehen demnach die beiden Factoren und die Wurzel des erhaltenen Quadrats (in dem angeführten Beispiele 3, 4 und 5) in derselben Beziehung zu einander wie die Katheten und die Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks, oder, was dasselbe ist, wie die Seiten und die Diagonale eines Rechtecks, dessen Inhalt durch die Diametralzahl dargestellt wird, wenn die beiden Factoren die Größe der Seiten bezeichnen. Man sieht sehr leicht, daß, wenn a und b zwei beliebige rationale Zahlen bedeuten, daß alle Diametralzahlen in der Form $2ab(a^2 - b^2)$ enthalten sind; dann gibt das Quadrat von $2ab$ und von $a^2 - b^2$ zu einander addirt das Quadrat von $a^2 + b^2$. — Stifel hat in seiner Arithmetica integra diese Zahlen genauer untersucht. (*Scherk.*)

DIAMORPHA *Nutt.* Diese Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der achten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Sedeen (Crassulaceen) hat zum Charakter: einen vierlappigen Kelch, vier Corollenblättchen und vier, an der Basis zusammengewachsene, borstig-zugespitzte, nach außen aufspringende, viersamige Kapseln. Die einzige bekannte Art, D. pusilla *Nuttall* (Gen. amer. I. p. 293., Tillaea cymosa *Nutt.* l. c. p. 110., Sedum pusillum Mich. fl. bor. am. I. p. 276.), ein kleines, zweijähriges Kraut mit wirbelförmigen Zweigen, abwechselnden, fast drehrunden Blättern und kleinen, weißen Afterdolden, ist bisher nur auf

2) Ein Mehres darüber s. in Creuzers Commentatt. Herodott. cap. II. §. 21. pag. 244 seqq. vergl. mit K. O. Müller a. a. O. I. S. 382 ff.

3) K. O. Müller a. a. O. II. S. 312.

einem Felsen (Flat-rock) bei Camden in Nordkarolina gefunden worden. (*Sprengel.*)

Diamphora *Mart.* s. Didymocrater.

DIANA, See auf Korsika, bei Aleria, steht mit dem Meere in Verbindung, liefert Salz und gute Austern. (*H.*)

Diana s. Artemis.

Diana s. Simia.

DIANAE FANUM. 1) Ort in Campanien, 1½ Meile von Capua. — 2) Sicilischer Marktflecken Favara im Val di Noto, an dem kleinen Flusse Favara, der in das afrikanische Meer fällt, und dessen Quelle wahrscheinlich der alte Fons Dianae ist. (*H.*)

DIANAE PORTUS, Hafen auf der Ostküste von Korsika zwischen Aleria und Mariana. (*H.*)

DIANAE PROMONTORIUM, Vorgebirg 1) am lakonischen Meerbusen, mit einem Tempel der Diana. — 2) auf der Nordwestküste von Bithynien am thrakischen Bosporus, mit einem Tempel des Zeus. (Vergl. Dianium.) (*H.*)

DIANAEA *Lamarck.* Diese Medusengattung ist jetzt in viele andere zerfällt, oder doch die Arten derselben anderweit untergesteckt, worüber Pelagia, Geryonia, Sapphenia, Eirene, Limnorea, Linuche, Oceania, Thaumantias, Melicertum zu vergleichen.

Die jetzt noch bestehende Gattung Dianaea ist noch etwas problematisch, wie aus Eschholtz Beschreibung (System der Akalephen S. 90) hervorgeht, die wir hier folgen lassen: „Um die Einheit der Merkmale anderer zu dieser Familie gehöriger Gattungen nicht zu stören, bin ich gezwungen, ein noch nicht vollständig beobachtetes Thierchen, das noch dazu nur als Varietät der Georgonia exigua betrachtet worden ist, als alleinigen Gegenstand einer besondern Gattung hinzustellen. Um aber nicht noch mehr Schuld auf mich zu häufen, wähle ich für dieselbe einen Namen, welchen Lamarck einer Vereinigung von fünf von Péron unterschiedenen Gattungen ertheilt, und der jetzt durch die geschehene Auflösung wieder außer Gebrauch käme. — Folgende Gründe haben mich zu diesem Schritte bewogen: 1) Kann die bisher zu rechnende Qualle nicht mit den übrigen Geryonien vereinigt werden, weil ihr die herzförmigen Magen fehlen; es ist vielmehr zu vermuthen, daß ihre Verdauungsorgane ähnlich denen beschaffen seyn könnten, als sie am Umfange der Scheibe bei der Dianaea endrachtensis (*Freycinet* voyage, *Quoy* et *Gaimard* Zool. t. 84. f. 2.) gezeichnet sind, und zwar stützt sich diese Vermuthung auf die zwei sehr unbedeutend scheinenden krummen Linien am Rande der Scheibe in der Figur von der Dianaea exigua, varietas. Auf anders beschaffene Verdauungsorgane läßt ferner die Beschaffenheit des Mundes schließen; wir sehen das sechslappige Ende des Stiels im Mißverhältnisse mit den vier Fangfäden stehen, da doch bei den Geryonien die Lappen und Falten des Stielrandes, die Magen und die Fangfäden bei jeder Art in gleicher Zahl vorhanden sind. Die Abbildung dieser Dianaea zeigt zugleich deutlich eine mittlere Öffnung zwischen den sechs Lappen und ebenfalls einen mittlern Kanal in dem Stiele. — 2) Würde diese Dianaea die Merkmale der folgenden Gattung Sapphenia stören, wenn sie mit ihren vier großen Fangfäden und dem gelappten Stielende vereinigt werden sollte mit Thieren, die durch zwei große gegenüber stehende Fangfäden und durch das einfache Ende des Stieles bezeichnet werden. — 3) Wird sie von andern Gattungen dieser Familie durch noch mehr auffallende Merkmale der letztern ausgeschlossen.

D. Exigua, Dianaea exigua varietas. *Quoy* et *Gaimard* annal. de sc. nat. T. X. c. f. Isis, Band XXI. S. 342. T. 5. f. 7. 8. — In der Straße von Gibraltar beobachtet. — Die ganz durchsichtige Scheibe mißt gegen neun Linien im Durchmesser. Der Stiel wird gegen sein Ende feiner und ist daselbst mit einem erweiterten, sechstheiligen Hautrande versehen, aus dessen Mitte ein Kanal längs des Stieles zur Scheibe hinaufsteigt. Vier gleich lange Fangfäden entspringen vom Scheibenrande. (*D. Thon.*)

DIANE von Poitiers, geb. den 3. Sept. 1499, war die älteste Tochter von Jean de Poitiers, Herrn von St. Vallier. Diese schöne Dauphinerin ist eine der ersten von den schönen und schlauen Frauen, welche die französischen Könige und Hofsachen regirt haben und die Richtigkeit der Bemerkung von Hume beweisen, daß die Galanterie die Frauenzimmer höher stelle, als der weiblichen Natur angemessen sei. König Franz hatte die glänzende Jugendgestalt bewundert, als Diane von ihrem Gemahl Ludwig von Breze, Groß-Seneschall der Normandie, an den Hof geführt wurde [1]), und sein Sohn, der Dauphin Heinrich erglühte für sie, als sie verwitwet nicht blos wohl erhaltene Reize, sondern auch Weltklugheit geltend zu machen und nicht blos feurige Jünglinge, sondern auch die großartigsten Männer zu fesseln verstand. Sobald der Dauphin ihr Ritter war [2]), trat er mit Hoheit auf, griff in die Geschäfte und umgab sich mit denen, die Krieg und Ruhm wünschten; und sie verdunkelte am Hofe die Geliebte des Königs, die Herzogin von Etampes. Um den abgespannten, hinfälligen König herrschte Zwietracht, die geltenden Männer und Frauen theilten sich nach ihrem Hasse in die Anhänger der beiden Frauen, und einige suchten zur Sicherheit auf den schlimmsten Fall die Gunst des Kaisers Karl V. Er gewann die Herzogin von Etampes, und sie wußte ihm Epernai und Chateau Thierry öffnen zu lassen, um zu dem Frieden von Crespi 1544 zu kommen, während der Dauphin sich gern und tüchtig schlug und dann gegen den Frieden Widerspruch einlegte. Dia-

1) Diane war schon vermählt, als ihr Vater St. Vallier von Franz I. begnadigt wurde; sie kann also diese Begnadigung nicht, wie einige sagen, mit ihrem jungfräulichen Schmuck erkauft haben, auch geschah dieselbe urkundlich nicht auf Fürbitte von ihr, sondern von Maulevrier u. A. 2) Es war 1536 hofkundig, und er damals 18 Jahre alt, seit 1533 mit Katherine von Medici, nun 16 Jahre alt, vermählt, Diane aber seit 1531 Witwe, 36 Jahre alt. Sie machte früher mit Heinrich Bekanntschaft und auch Versuch auf ihn; er ward aber erst im Jahr 1536 Dauphin, und seine Gunst für den Hof und die Machthaber von entscheidender Bedeutung. — Als Karl IX. mit ihm in gleichem Alter war, erzählt Brantome (**Oeuvres complètes**, Th. IV. S. 219), daß er eine Geliebte aus einem sehr guten Hause wählte, eigentlich nur um seinen Anstand auszubilden, da nichts einen jungen Menschen mehr veredele, als die Liebe für das Schöne und Würdige.

ne hatte und behielt über ihn alle Gewalt, wie fein auch seine frisch blühende Gemahlin ihn behandelte, wie zahlreich seine Liebschaften wurden und wie groß der Strudel von Vergnügen, Geschäften und Krieg nach seiner Thronbesteigung (1547) ward. Man hielt die Macht, welche Diane über den 18 Jahre jüngeren König hatte, für Zauberwerk, und selbst de Thou nennt es so; aber ihre Macht war das Werk der Natur, welches die Umstände begünstigten. Diane war eine königliche Gestalt, ihr schwarzes Haar lockte sich von selbst, ihr Gesicht hatte den frischen, natürlichen Farbenglanz und vollkommen gezeichnete Züge, und schön wie der Mund waren die Zähne, zierlich wie die Hand der Fuß, in Gang und Haltung natürlicher Adel. Brantome [3]) sah sie in ihrem 66. Jahre und schildert sie fast mit Petrarca's Worten: Morte bella paren nel suo bel viso. Sie schminkte sich nicht an einem Hofe, wo die gefärbten Wangen glühten, wie bleich sie vom Sturme der Leidenschaften waren. Sie erschien beständig in Trauerkleidern, wo ringsum der Glanz der feurigsten Farben und Goldstoffe mit dem Lichte der reichsten Diamanten zusammenstrahlte, von dem Strahlenblicke ihres Auges aber überboten wurde, welches die frischeste Fülle des Lebens ausströmte. Nie ist sie krank gewesen. Sie stand meist mit der Sonne auf, badete kalt, ritt bis zur Ermüdung, schlief dann wieder, und so doppelt gestärkt trat sie in die Gesellschaft oder an die Arbeit, wozu auch dichterische Versuche gehörten. Nun hatte aber gerade der König seinerseits lieber mit Gedichten als mit Geschäften zu thun; und traf eine Frau wie sie den Ton und Takt in ihm, so konnte sie sich auch der Geschäfte bemächtigen. Die Königin vermochte es nicht, und besser als nachmals von finstern Italienern berathen, schloß sie sich an Dianen, welche den Hof durch und durch kannte, mit ihrem natürlichen Verstande das, worauf es ankam, traf und die Sachen dem Könige nach seiner Vorstellungsweise klarer als seine gelehrten Räthe und rechthaberischen Minister machte. Sie fing damit an, die Herzogin von Etampes zu verbannen und deren Anhänger aus den Stellen der Gewalt zu entfernen, aber sie brachte die Geschäfte zugleich in die kräftigen Hände des Connetables Montmorency, des Marschalls St. André und des Kardinals Karl von Guise, mit dessen Bruder, dem Herzog Claude von Aumale, sie ihre zweite Tochter (1546) vermählte, die älteste (1538) war die Gemahlin von Robert von der Mark, Herzog von Bouillon. Sie selbst ward zur Herzogin von Valentinois erhoben und begnügte sich nicht, das Interesse der beiden mächtigsten Familien mit dem ihrigen verknüpft zu haben, sondern umgab sich mit den thatkräftigsten Männern, wie Graf Brissac, und den gefeiertesten Dichtern, wie Ronsard; und so sparsam Gnaden und Gaben in der letzten Zeit der vorigen Regirung verliehen waren, so verschwenderisch geschah es von ihr besonders an die Feinde des alten Hofes. Je schöner man war und sprach, desto leichter fand man Gehör, und so wetteiferte man in gefälligem Wesen und Schönsprechen bis zum Kardinal Karl und Marschall St. André hinauf. Aber die gestürzten Machthaber waren auch ihrerseits nicht unthätig und veranlaßten Aufregungen wider den Steuerdruck und für die Kirchenverbesserung, die nun auch der Herzogin von Etampes nichts weniger als gleichgiltig seyn konnte. Da ward strenges Gericht gehalten, und Diane nahm an der Ketzerverfolgung persönlich Theil. Sie wollte in dem Verhöre des Hofschneiders mitreden, ward aber von ihm mit den Worten zum Schweigen gebracht: Sie haben Frankreich schon verpestet, besudeln sie nicht auch noch mit ihrem Gifte und Geifer die heilige Sache des Glaubens, die Lehre unsers Erlösers. Sie ließ den Unglücklichen zum Feuertode gehen, und solche Hinrichtungen gehörten zu den Schausachen des Hofes. Übrigens erschien der König selbst vor Gericht und schonte in seiner Zeugenaussage das Andenken seines Vaters nicht, als der Herzog von Etampes wider seine Gemahlin wegen Untreue, Verfolgung und hauptsächlich wegen vorenthaltenen Vermögens klagte, worauf ihm die Güterverwaltung zugesprochen wurde. Diane sah alle ihre Feinde gedemüthigt und zur Ruhe gebracht, es mochte ihr aber wol mehr Mühe machen, ihre Freunde unter einander in Frieden zu halten. Die Guise und Montmorency, der Kardinal und der Connetable, der Herzog Franz und der Admiral Coligni standen sich spröde gegenüber, und der eine suchte sich durch die Feinde des andern zu verstärken, wenn auch auf Kosten der eigenen Freunde. Der Haß der Königin gegen die Herzogin von Valentinois ließ sich durch alle Liebkosungen durchschauen [4]), aber die Beförderung ihres Anverwandten Strozzi ließ sich nicht vermeiden, der, wenn nicht der wissenschaftlichste Marschall, doch der erklärteste Freigeist war, und noch gefährlicher als er drohte ihre Umgebung von finstern Italienern für die Machthaber zu werden. Sie hätten den Marschall Brissac wegen seiner offenbaren Geistesüberlegenheit gern wieder gestürzt, vermochten es aber nicht. Er war so verdächtig gemacht, daß er kaum bei dem Könige vorgelassen wurde, der ihn dann aber wieder mit Gunst überhäufte. Die Herzogin von Valentinois liebte ihn und scheint auch für diesen ebenso schönen als großartigen Mann ihre Geduld und Kunst zu vermitteln geübt zu haben. Bei solchen Gelegenheiten, wo sie die heißen Wünsche der hochfahrenden Brauseköpfe vereitelte, schalt der Herzog Franz von Guise laut auf sie, „auf die 70jährige Altmutter, die noch liebäugele." Sie betrieb ihrerseits die Rückkehr des bei St. Quentin gefangenen Connetables, damit er ihren Anverwandten das Gegengewicht halte. Aber sie ward von beiden Theilen aufgegeben, als nach dem Tode des Königs 1559 seine Gemahlin ihre Entfernung vom Hofe foderte. Die Königin soll nicht einmal bis dahin gewartet, sondern wegen Ablieferung des Kronschmucks zu ihr gesandt, aber die Antwort erhalten haben: Noch hat hier Niemand mir zu gebieten, und meine Feinde fürchte ich nicht;

3) Dames galantes.

4) Der Herr von Saulx, nachmals Marschall von Tavannes, erbot sich gegen die Königin, der Herzogin von Valentinois die Nase abzuschneiden.

wenn auch der König stirbt, in meinem Schmerze achte ich dann ihrer Kränkungen nicht.

Sie ging auf ihr Prachtschloß Anet, das Werk von Philipp Delorme, mit reichen Verzierungen von Cousin und Goujon. Hier lebte sie zurückgezogen, aber fürstlich, beschäftigte sich mit Kapellenbau und milden Stiftungen, und öffentlich ward ihr Name nur in einer Anklage des Kronanwalts zur Erstattung von großen Summen genannt, die sie in ihrer Geldliebe heimlich von der Salzsteuerverwaltung bezogen hatte. Die Sache ließ sich gegen sie nicht durchsetzen und die Schwiegermutter der Herzöge von Aumale und Bouillon sich nicht weiter verfolgen. Sie war nicht aus ihrer königlichen Haltung und in eine falsche oder verfängliche Stellung zu bringen, aber sie zehrte sich auf. Wenn man den haßt, dem man Leides gethan hat, so haßte sie die Königin heiß, der sie sich gleich und selbst noch höher gestellt hatte; und dieser Haß scheint sie in der Einsamkeit überwältigt zu haben. Es läßt sich wohl sagen, daß der König für sie gleichsam nur ein musikalisches Instrument war, das sie allein meisterhaft zu behandeln verstand; aber es läßt sich nicht glauben, daß sie dabei das Recht seiner Besitzerin oder die Königin verletzte. Ihr Betragen ist untadelhaft, bis der König sich zu ihrem Ritter erklärt, und er trägt noch ihre Farben, läßt ihre beiderseitigen verschlungenen Namenszüge überall anbringen und huldigt ihr treulich, als er über 40 und sie 60 Jahre alt ist. Kann das von einem so wollüstigen Herrn noch in dem Entzücken ihrer Umarmungen geschehen seyn? Er war auch schon vermählt, als er sich zu ihrem Ritter erklärte, und warum will man einen schmutzigen Grund suchen, wo der natürliche, die anziehende Kraft eines schönen Gefühls und hellen Verstandes in majestätischer Weiblichkeit, für einen empfindsamen Mann offenbar ist? — Man kann noch hinzufügen, daß sie als junge Witwe die Geheimnisse des Hofes zu gut kannte und auf ihre Schönheit zu viel hielt, um sich in die Gefahr einer nur zu gewöhnlichen Ansteckung zu bringen. Indeß ist doch nicht zu glauben, daß ein feuriger Jüngling vor der blühendsten Frau kniet, ohne ihre Schuhe zu küssen, besonders wenn er König ist, wenn die Frauen an seinem Hofe es für die höchste Ehre halten, und wenn das Sinnen und Beginnen, das Sprechen und Geberden sich um Wollust frei bewegt, wenn Diane sich als nackte Jagdgöttin von Goujon's Meißel darstellen und Medaillen auf sich mit der Umschrift: den Allsieger habe ich besiegt (victorem omnium vici), prägen läßt. Übrigens konnte sie Niemanden begünstigen, ohne daß der ausgelassene Hof ein Liebesverständniß vermuthete. Als Marot sie neben der Herzogin von Etampes besang, sollte er es für Minnesold gethan haben, und als er ins Gefängniß gerieth, sollte sie es zur Buße für begehrten Minnesold veranlaßt haben. Aber nicht Marot allein, alle Dichter am Hofe besangen die reizendste Dichterfreundin, und er ward unter König Franz I. wegen anderer Kühnheiten, als bei einer schönen Frau, verhaftet. Ferner soll Brissac den Befehl der italienischen Armee erhalten haben, um ihn von seiner geliebten Diane zu entfernen. Jenes konnte aber nur sein eifrigster Wunsch seyn, und dieses auch nur mit ihrem Willen geschehen. Endlich soll ihr auch der Kardinal von Guise gehuldigt haben. Aber es war ihr mit dem Glaubenseifer Ernst, sie versagte den Zutritt Jedem, von dessen Rechtgläubigkeit sie nicht überzeugt war, und bedrohte ihre Töchter auf den Fall der Glaubensänderung mit Enterbung; verträgt sich nun das mit wol, daß sie sich dem Bruder ihres Schwiegersohnes und einem Geistlichen hingegeben habe? verträgt es sich mit ihrem Stolze? — In ihrem Glaubenseifer verläugnet sie die Weiblichkeit und wird grausam; ihre Klugheit reicht nur hin, die Gewaltmenschen, welche den Thron umdrängen, von seiner Erschütterung abzuhalten, zum schöpferischen Eingreifen ist sie zu schwach; und wie schön gehalten ihr Betragen ist, es ist zu künstlerisch, und die Verstellung läßt sich nicht bewundern. In der Polemik der Katholiken und Protestanten wird sie verherrlicht oder verdammt [5]), aber auch in der spätern und sonst so glücklichen Kritik von Bayle wird sie nicht richtig beurtheilt. Sie soll zwar nicht durch Hexenkünste, aber doch durch buhlerische Künste noch in ihren alten Tagen verführerisch gewesen seyn. Dazu hätte sie nicht durch bloße Kunst, sondern durch Gunst der Natur gelangen können; sie hätte magnetisch und fruchtbar bleiben müssen. Es gibt einzelne Fälle der Art, und dem schönen Anscheine nach kann sie dazu gehört haben; indeß kennt man von ihr keine andern als ihre beiden ehelichen Kinder, und nach dem Tode ihres Königs nichts, was sich auf solchen späten Naturreiz deuten läßt. Alles verglichen, war sie eine großartige Frau und großartiger als die Männer, die sie umgaben, ihr schmeichelten und hinter ihrem Rücken sie bespotteten, immer aber, so lange Heinrich II. lebte, als Gebieterin scheuten und ihr gehorchten. Die Frauen fangen an zu herrschen, wenn die Sitten sich verderben, weil die männliche Natur dadurch mehr als die weibliche geschwächt wird; warum ihre Herrschaft seit der Zeit der Herzogin von Valentinois sichtbarer in Frankreich als in England wird, gehört nicht hieher. Sie starb zu Anet den 22. April 1566. Ihre neueste Schilderung findet sich in Amours et galanteries des rois de France etc. par St. Edme. Sie ist anders gefärbt, aber nicht richtiger gezeichnet als in den Mémoires historiques et secrets sur les amours des rois de France von 1759.

(*v. Bosse.*)

DIANE von Frankreich, Herzogin von Angoulême, geb. 1538, war die natürliche Tochter Heinrich II., die er noch als Dauphin mit der Piemonteserin Philippine Duc erzeugt hatte. Ihr Vater ließ sie auf das sorgfältigste erziehen, sie wurde nachmals legitimirt und zeichnete sich am Hofe Franz I. durch Geist und Talente wie durch Schönheit aus. Franz I., ihr Großvater, schloß im J. 1547 mit dem Papst Paul III. ihre Vermählung mit Horazio Farnese, Herzog von Castro, dem zweiten Sohne Ludwigs, Herzogs von Parma und Piacenza, ab, und sie ward am Hofe glänzend gefeiert. Kaum sechs Monate darauf ward sie Witwe, aber nach zehn Jahren,

5) Histoire des martyrs de la rel. prot. Bd. III. S. 104.

auf Heinrichs Wunsch, zum zweiten Male vermählt mit Franz von Montmorency, dem ältesten Sohne des Connetable. Sie lebte 22 Jahre lang mit ihm in glücklicher Ehe. Während der bürgerlichen Kriege bewies Diane nach ihres Vaters Tode ebenso viel Klugheit als Festigkeit. Ihren Bruder Heinrich III. verließ sie in allen seinen Unfällen nie, und sie war es, welche die Aussöhnung zwischen ihm und dem Könige von Navarra (Heinrich IV., 1588) bewirkte. Heinrich IV. versicherte, daß er ihrem Worte mehr vertraue als tausend geschriebenen Bogen; er zog sie oft zu Rathe und bewies ihr stets die größte Achtung. Ludwig XIII. war der siebente König, den sie auf dem Throne Frankreichs sah. Nachdem sie dessen Erziehung geleitet, zog sie sich vom Hofe zurück und starb ohne Nachkommen den 11. Jan. 1619. (*H.*)

DIANELLA. Eine von Lamarck (Encycl. II. p. 276.) sogenannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Asphodeleen (Smilaceen, Asparageen). Char. Die Corolle (das Perianthium) radförmig, regelmäßig sechstheilig, hinfällig; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, gekrümmt, an der Spitze verdickt und mit wergartigen Haaren besetzt; die Antheren linienförmig, aufrecht; der Griffel fadenförmig, mit einfacher Narbe; die Beere kugelig, vielsamig. Die neun bekannten Arten sind perennirende Kräuter mit faseriger Wurzel, grasartigen, an der Basis halbscheidenförmigen Blättern, rispenförmigen Blüthen, blauen Blumen und Beeren und glänzend schwarzen Samen: 1) D. nemorosa *Lam.* (l. c., ill. t. 250., Dian. ensifolia Red. lib. t. 1., Dracaena ensifolia *L.* mant., Diana *Commers.*) auf den Inseln Frankreich und Bourbon und in Ostindien; 2) D. coerulea *Sims.* (Bot. mag. t. 505., Red. lil. t. 79.), wie die folgenden sechs in Neuholland; 3) D. congesta *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 280.); 4) D. longifolia *R. Br.* (Bot. reg. t. 734.); 5) D. laevis *R. Br.*; 6) D. revoluta *R. Br.* (D. strumosa *Ker.* bot. reg. 751.); 7) D. divaricata *R. Br.*; 8) D. rara *R. Br.*; 9) D. dubia *Kunth* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. I. p. 270.) in Neugranada. (*Sprengel.*)

DIANENBANK, kleine, von Bougainville 1768 entdeckte Insel im indischen Ocean (L. 51° 5′ Br. 15° 45′); sie erhebt sich wenig über die Meeresfläche. (*H.*)

Dianenbaum s. Metallvegetationen.

Dianenpik, auf St. Helena, s. II. Sect. II. Thl. S. 79.

DIANIUM (Artemision), überhaupt: Tempel der Artemis oder Diana, davon aber 1) eine kleine, von Massiliern in Hispanien gegründete Stadt, die eigentl. Hemeroskopeion hieß, von den Griechen aber Artemision, von den Römern Dianium genannt wurde, weil auf einer Landspitze dabei ein berühmter Dianentempel stand (*Strabo* III. p. 159.). Jetzt: Denia. — 2) (Artemisia), Insel im tyrrhenischen Meere, der Tibermündung gegenüber. Jetzt: Giamiti, Januti (*Mela* 2, 7.). — Unter dem Namen Artemisium kommen übrigens mehre Vorgebirge bei den Alten vor: a) auf der Insel Euböa, nördlich gegen den Meerbusen von Pagasä in Thessalien zu, der Halbinsel Magnesia gegenüber; b) in Hispania Tarraconensis, jetzt: St. Martin. c) Die Landspitze Paidalion in Karien, in dem Küstenstriche Peräa Rhodiorum, nennt Strabo ebenfalls Artemision (XIV. S. 936.). — Ein Berg in Argolis, an der arkadischen Grenze, führte denselben Namen. (*H.*)

DIANO, 1) kleine neapolitanische Stadt mit 4150 Einwohnern im diesseitigen Principato in der Landschaft, welche davon den Namen hat: Valle di Diano, einem langen, schönen Thale, das der Fluß Tanagro in der Mitte theilt. Im Thale selbst sind keine bewohnten Örter, aber rings umher auf den Hügeln, was einen schönen Anblick gewährt. Es wird hier Manna gesammelt und viel Seidenbau getrieben. Die in Dämme eingefaßten Wasser ergießen sich alle in den Tanagro und stürzen mit diesem in einen Schlund, kommen aber nach einem unterirdischen Laufe von mehr als zwei Meilen bei Pertosa wieder zum Vorschein. (Nach Galanti.) — 2) Kleine Stadt im Gebiete von Genua mit 2000 Einwohnern, Diano Marino genannt, zum Unterschiede von dem noch kleineren Diano Castello, welches befestigt ist und etwa eine Stunde von Oneglia der Küste näher liegt. (*H.*)

Dianthera *L.* s. Dicliptera und Justicia.

DIANTHUS *L.* (Nelke). Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Karyophylleen. Char. Der Kelch röhrig, fünfzähnig, an der Basis mit dachziegelförmigen Schuppen; die fünf Corollenblättchen nagelförmig, meist gezähnt oder vierspaltig, selten ganzrandig; die Staubfäden an der Basis zu einem den Fruchtknoten umgebenden Ringe verwachsen, haarförmig, mit zweifächerigen Antheren; zwei fadenförmige Griffel mit seitlichen Narben; die ablange, einfächerige, vielsamige Kapsel springt an der Spitze in vier oder fünf Klappen auf; der Mutterkuchen ist ein frei in der Mitte stehendes Säulchen. Gegen 100 Arten (in *Spreng.* syst. veg. sind 79, von Seringe in *Cand.* Prodr. 113 Arten aufgeführt) dieser Gattung sind als perennirende oder ein- und zweijährige Kräuter, selten als Sträucher, über die gemäßigten Länder verbreitet; sie finden sich vorzüglich auf Bergen und in Wäldern; am häufigsten im südlichen Europa; sehr viele sind durch Schönheit und Wohlgeruch ihrer Blumen ausgezeichnet, auch geben sie den Bienen guten Honig. Im nördlichen Teutschland kommen nur sechs Arten wildwachsend vor: 1) D. Armeria *L.* (Schkuhr Handb. T. 121., Sturm Teutsch. Fl., Fl. dan. t. 230., Engl. bot. t. 317.); 2) D. Carthusianorum *L.* (die Karthäusernelke, die Blumen früher als Flores Tunicae sylvestris officinell, Sturm Teutschl. Fl., Fl. dan. 1694.); 3) D. prolifer *L.* (Fl. dan. 221., Engl. bot. 956.); 4) D. Seguierii *Vill.* (Fl. delph., D. sylvaticus *Hopp.* in Sturm Teutschl. Fl.); 5) D. deltoides *L.* (Engl. bot. 61., Fl. dan. 577., mit der Abart D. glaucus *L. Reichenb.* ic. 550.); 6) D. superbus *L.* (Fl. dan. 578.). In Gärten werden am häufigsten gezogen: 7) D. Caryophyllus *L.* (die Gartennelke, Engl. bot. 214., Bot. mag. 89., die Blumen früher als Flores Tunicae s. Caryophyllorum in medizinischem Gebrauche),

in England, Frankreich und Italien wild; 8) D. chinensis *L.* (Mill. ic. 81.), in China; 9) D. barbatus *L.* (Bot. mag. 207., die Bartnelke) und 10) D. plumarius *L.* (die Federnelke), beide im südlichen Europa. (*Sprengel.*)

DIAPASON nannten die Griechen die Octave. Da nun lange Zeit die griechischen Benennungen beibehalten wurden, so blieb der Ausdruck auch noch in neuern Tagen, obschon die griechische Tonkunst längst entschlafen und mit einer neuen, eigenthümlich occidentalischen vertauscht worden war. Ja es gab Epochen, in denen man ohne Fremdwörter nicht gelehrt zu seyn glaubte. Um die Töne über der Octave zu bezeichnen, setzte man das Diapason (Octave) mit den übrigen Intervallen nach griechischen Namen zusammen, z. B. diapason cum diatessaron, d. i. die Octave mit der Quarte, folglich die Undecime; diapason cum diapente, die Octave mit der reinen Quinte oder unsere Duodecime. Natürlich mußte den Griechen, die keine Harmonie nach unserm Sinne kannten, die Octave die vollkommenste Consonanz seyn, welche sie Symphonie nannten. — In neuern Zeiten hat man wol auch zuweilen unter dem Namen Diapason, eigentlich unrichtig, den ganzen Umfang der Töne eines musikalischen Instruments oder einer Singstimme verstanden. (*G. W. Fink.*)

Diapedium *Kön.* s. Dicliptera.

DIAPENSIA *L.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Ericeen. Char. Der Kelch fünftheilig, an der Basis mit drei Stützblättchen versehen; die Corolle untertassenförmig mit fünflappigem Saume; die Staubfäden in der Corolle eingefügt, mit den Lappen derselben abwechselnd; zweifächerige Antheren; der Griffel cylindrisch mit stumpfer Narbe; die Kapsel dreifächerig, mit zuletzt freiem Mutterkuchen; die Samen in ein Häutchen gehüllt. Die einzige bekannte Art, D. lapponica *L.* (Fl. lapp. t. 1. f. 1., Fl. dan. t. 47., *Svensk.* bot. t. 517., *Wahlenb.* fl. lapp. t. 9. die Frucht, D. obtusifolia *Pursh.* fl. am. sept. I. p. 148.), ist ein kleines, perennirendes Kraut mit ästigem Stengel, immergrünen, spathelförmigen, meist stumpfen, zusammengedrängten, lederartigen, glatten Blättern, am Ende der kurzen Zweige stehenden, in der Regel einblumigen Blüthenstielen und glänzend weißen Corollen. Diese kleine Pflanze bildet dichte Rasen und gereicht den lappischen und grönländischen Alpen zur größten Zierde, auch findet sie sich auf den hohen Bergen von Newhampshire in Nordamerika. — Sehr nahe mit D. verwandt ist die Gattung Pyxidanthera *Mich.* Sie unterscheidet sich nur durch quer aufspringende, an der Basis geschwärzte Antheren (vielleicht auch durch die Frucht?). Die einzige Art, P. barbulata *Mich.* (Fl. bor. am. I. p. 152. t. 17., *Salisb.* parad. lond. 104., Diapensia cuneifolia *Pursh.* l. c. p. 149.), ein kleines, strauchartiges Gewächs mit lanzett-keilförmigen, an der Basis behaarten, abwechselnden, oberhalb zusammengedrängten Blättern und ungestielten, weißen Blüthen, wächst auf den Gebirgen von Nordkarolina und Newhampshire und in Kiefernwäldern an der Meeresküste in Newjersey. — Dagegen scheint die Gattung Lepuropetalum (soll heißen Lepyropetalum) *Elliot* nach der Beschreibung sehr von Diapensia abzuweichen und sogar zu einer anderen Familie (zu den Saxifrageen) zu gehören. Ihr Charakter besteht in einem fünftheiligen Kelche, in fünf schuppenförmigen Corollenblättchen, drei kurzen, anfangs zusammenhängenden Griffeln (dritte Ordnung der fünften Linnéschen Klasse) und einer an der Spitze dreiklappigen Kapsel, deren umgebogene Ränder die Samen tragen. Die einzige Art, L. spathulatum *Ell.* (South-Carol. I. p. 370., Pyxidanthera spathulata *Mühlenb.* catal.), wächst an schattigen Orten in Georgien, wo sie kleine Rasen bildet; sie ist einjährig und glatt, ihre Stengel sind ästig, etwas eckig, ihre Blätter abwechselnd, ungestielt, spathelförmig, stumpf, ganzrandig, die weißen Blüthen stehen einzeln am Ende der Stengel. (*Sprengel.*)

DIAPERIALES. Eine Käferfamilie aus der Ordnung Heteromera und der Familie Taxicornes (*Latreille* in *Cuvier* regne animal ed. 2. V. 29.), welche vormals die Gattungen Phaleria, Diaperis, Hypophlaeus, Trachyscelis, Leiodes, Tetratona, Eledone umfaßte, deren Umfang jetzt aber genauer in einer von *Fred. de Laporte* und *Aug. Brullé* in den Annales des Sciences naturelles. tom. XXIII. p. 332 sq. gelieferten Monographie, wie folgt, begrenzt worden ist. — Die Kennzeichen sind: die Fühler durchblättert, die Mandibeln an der Spitze zweizähnig, die Lefze klein, querstehend; die Schenkel erweitert, die Schienen einfach, unbewehrt; die Tarsen bei den meisten mit unter einander gleichen Gliedern. Sie zerfallen:

A. Das letzte Glied der Maxillarpalpen fadenförmig oder fast eiförmig.

a. Die Fühler mit linsenförmigen Gliedern, deren erstes verlängert, das zweite und dritte sehr kurz, das letzte rundlich. — Gattung Diaperis.

b. Die Fühler mit fast kegelförmigen Gliedern, das erste kurz, dick, das zweite, dritte, vierte sehr klein; das Männchen mit doppelt gehörntem Kopfe. — Gattung Oplocephala.

B. Das letzte Glied der Maxillarpalpen erweitert, beilförmig.

a. die Tarsen einfach, die Fühler nach der Spitze dicker, die ersten Glieder verlängert.

α. Die Fühlerglieder cylindrisch. — Gattung Platydema.

β. Die Fühler sägezähnig. — Gattung Ceropria.

b. Die Tarsen erweitert. Die Fühler an der Spitzenhälfte erweitert.

α. Die sechs letzten Fühlerglieder erweitert, der Körper verlängert. — Gattung Hemicera.

β. Die vier letzten Fühlerglieder erweitert. Der Körper halbkugelig. — Gattung Tetraphyllus.

γ. Die vier letzten Fühlerglieder erweitert, der Körper verlängert, höckrig. — Gattung Phymatisoma. (*D. Thon.*)

DIAPERIS (*Geoffroy*). Eine Käfergattung aus der Familie Diaperiales (s. d.) mit folgenden Kennzeichen. Die Fühler nehmen bis an die Spitze an Dicke zu, das erste Glied ist verlängert, das zweite und dritte sind

ſehr kurz, faſt kugelig, die übrigen erweitert, linſenförmig, genähert, das letzte kreisrund. Der Körper iſt gewölbt, etwas rundlich, glänzend. — Das vollkommene Inſekt lebt unter Baumrinden und an abgeſtorbenen Stämmen, die Larve in Löcherpilzen und andern Schwämmen.

Als Typus der Gattung gilt: D. Boleti *Linné* (Chrysomela Boleti *L.*, *Schrank*, *Rossi*, *Fabric. Syst.* — D. fasciata *Fourcroy* faun. Par. — Tenebrio Boleti *Degeer*. — Coccinella fasciata *Scopoli.*). Faſt kugelig, glänzend, ganz fein punktirt, ſchwarz; Mund und Fühler braun, die Fühlerwurzel roſtbraun, die Flügeldecken geſtreift, ziegelfarben, eine Binde an der Wurzel und an der Spitze ſchwarz, die Füße ſchwärzlich. Drei Linien lang, zwei breit. Lebt in ganz Europa in Baumſchwämmen, beſonders an Birken, auch im Lerchenſchwamme (Boletus Laricis), ſcheint aber in Spanien und Griechenland zu fehlen. — D. Hydni *Fabr.* iſt in Nordamerika im Boletus lucidus einheimiſch und gibt beim Fangen einen Rauchgeruch von ſich. — D. bipustulata *Dej.* lebt in Spanien. (*D. Thon.*)

Diaphanometer ſ. Durchſichtigkeit.

Diaphanorama ſ. Diorama.

DIAPHONIK iſt die Lehre von den Diſſonanzen der Griechen, welcher Sprachgebrauch auch in die Lehre der neuern Muſik aufgenommen worden iſt, nur in ſehr verändertem Sinne. Die Griechen theilten nämlich ihre Töne in ὁμόφωνοι, oder ſolche, die an Höhe und Tiefe gar nicht von einander verſchieden ſind, alſo einen völligen Einklang geben und Doppelklänge eines und deſſelben Tones ſind; σύμφωνοι nannten ſie ihre conſonirenden Töne, zu denen ſie nur die Quarte, Quinte und Octave zählten; διάφωνοι oder diſſonirende, wohin ſie die Secunde, Terze, Sexte und Septime rechneten, die ſie für ſolche Töne anſahen, die gar nicht mit einander verbunden werden können. Endlich redeten ſie noch von einer Mittelgattung, die weder Conſ noch Diſſonanzen ſeyn ſollten, und nannten dieſe παράφωνοι. (*G. W. Fink.*)

DIAPHORA *Lour.* Eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der zehnten Linnéſchen Klaſſe (nach Willdenow aus der ſiebenten Ordnung der 21ſten Klaſſe) und aus der natürlichen Familie der Gräſer. Char. Die Blüthenähren androgyniſch, die männlichen Blüthen oberhalb, die weiblichen unterhalb in derſelben Riſpe; der Kelch einblumig, dreiſpelzig, eine Spelze gegrannt; die Corolle zweiſpelzig, länger als der Kelch, ablang, unbewehrt; die Antheren faſt ungeſtielt, fadenförmig, ungleich, mit geſchwänzter, anders gefärbter Spitze; zwiſchen ihnen ſtehen zahlreiche Spreublättchen (unfruchtbare Staubfäden?), den Corollenſpelzen gleichend; der Griffel fehlt; drei fadenförmige Narben; die Karyopſe dreieckig. Die einzige, vom Pater Loureiro auf Feldern in Kochinchina gefundene Art, D. cochinchinensis *Lour.* (Fl. coch. p. 709.), iſt ein gegen zwei Fuß hohes Gras mit dreikantigem, aufrechtem Halme, pfriemenförmigen, rauhen, an der Baſis haarigen Blättern und ährenförmiger Riſpe. (*Sprengel.*)

DIAPHORESIS (διαφόρησις von διαφορέω, zerſtreuen, verdunſten), die Ausdünſtung der Haut, wurde bisher in verſchiedener Bedeutung gebraucht. Einige bezeichneten damit die unmerkliche Ausleerung durch die Poren der Haut, andere die merkliche; noch andere wollten einen Mittelzuſtand zwiſchen Ausdünſtung (Diapnoë, *Perspiration*) und Schweiß (sudor, ἱδρώς, *Transspiration*) dadurch bezeichnet wiſſen, indem bei ihr die Ausdünſtung zwar ſtärker ſei, als im gewöhnlichen Zuſtande, doch aber nicht bis zur tropfbarflüſſigen Beſchaffenheit des Schweißes gelangt ſei. Sowol aber der Sache, als der Etymologie des Wortes nach bedeutet Diaphoreſis eine Ausleerung der Haut im Allgemeinen, ſie mag unmerklich, gasförmig oder tropfbarflüſſig ſeyn, bedingt durch eine allgemeine Turgescenz des ganzen Hautorgans, mit vermehrtem Trieb der Säfte nach außen und einer beſondern Erregung des Harngefäßſyſtems, alſo denjenigen Zuſtand der Haut, welcher dem Erſcheinen des Schweißes unmittelbar vorhergeht und auch während deſſelben immer noch fortdauert. Denn die Unterſcheidung hinſichtlich des Produktes iſt ſehr willkürlich und durchaus nicht weſentlich, da es ein und derſelbe Prozeß iſt, welcher die merkliche und unmerkliche Ausdünſtung bewirkt, und die Bildung des Schweißes nicht immer von vermehrter Ausdünſtung (Camper), oft vielmehr von äußern Umſtänden und namentlich den Verhältniſſen der Atmoſphäre bedingt wird. Iſt nämlich dieſe trocken und warm, und hat ſie ſomit eine größere Capacität für wäſſerige Dämpfe, ſo nimt ſie die Ausdünſtungsſtoffe im Augenblicke ihres Freiwerdens auf, und es kann nicht zur Schweißbildung kommen; iſt ſie aber im Gegentheile feucht, ſo nimt ſie nicht allein keine wäſſerigen Ausdünſtungsſtoffe des Körpers mehr auf, ſondern theilt ihm ſogar Feuchtigkeit noch mit, woher denn, ſtatt der Verdunſtung des Ausgedünſteten, örtlich Schweiß niedergeſchlagen wird.

Die Ausdünſtung dauert daher immer fort; und ſelbſt wenn uns die Haut trocken erſcheint, iſt ſie dennoch befeuchtet und von einem Fluidum umgeben, welches die Luft im Augenblicke ſeines Freiwerdens aufnimt. Wenn man daher unter den gewöhnlichen Umſtänden, wo man mit dem bloßen Auge keinen Schweiß entdecken kann, die Epidermis mit einem Vergrößerungsglaſe unterſucht, ſo findet man eine ſehr große Menge äußerſt feiner, perlenförmiger Tröpfchen auf derſelben. Nicht ſowol alſo in der zum Grunde liegenden Thätigkeit, ſondern in dem Produkte iſt der Unterſchied, zwiſchen Diapnoë und Diaphoreſis und Sudor zu ſuchen, welches im erſtern Falle gasförmig iſt und die Haut weich und geſchmeidig, aber nicht feucht macht, im letztern Falle tropfbar flüſſig, perlförmig oder zuſammenfließend iſt, und nicht dieſe allein, ſondern auch die Kleidungsſtücke und Betten anfeuchtet. Auch haben Keill, Stark und Reil bewieſen, daß die gewöhnliche Gewichtsverminderung durch die Ausdünſtung der Haut dennoch ſelbſt dann fortdauert, wo man von Unterdrückung der Hautthätigkeit ſprach. — Beide Ausſonderungen ſcheiden beſonders Kohlenſtoff, Stickſtoff und wäſſerige Theile, bald gas-, bald dunſtförmig, oder tropfbarflüſſig aus, ganz ähnlich der Ausdünſtung der Lungen; nur enthält nach Chauſſier die dunſtförmige mehr Kohlenſäure und weniger Salze (Dict. des sc. méd.

art. Sueur. T. LIII. p. 200.) und ist, nach Dumas, weniger ausgearbeitet, weniger zusammengesetzt, weniger veränderlich und der urina potus ähnlich; während der Schweiß besser ausgearbeitet, inniger vereinigt und mehr zusammengesetzt, mehr veränderlich und der urina sanguinis ähnlich sich verhält. Auch sondert die Haut durch ihn in einer gegebenen Zeit mehr ab, als durch die unmerkliche Ausdünstung, und, was seine Qualität betrifft, so ist er reicher an Salzen und an thierischen, öligen und fettigen Bestandtheilen. Auch haben die verschiedenen Verhältnisse des Körpers einen merklichen Einfluß auf ihn, ähnlich dem, den sie auf die Beschaffenheit des Harnes ausüben. Kurz nach dem Essen und während desselben ist die Ausdünstung gering und wässerig (gleich der urina potus); nach 4 bis 5 Stunden aber ist der Schweiß mehr ausgebildet (der urina cocta ähnlich), und zeigt dann auch zum Theil die aromatischen, bittern, sauren, salinischen Principien, die sich in den Nahrungsstoffen finden, und die mit dem Chylus ins Blut kommen. Ebenso wirken auch die Arzneien und verschiedene Krankheitszustände auf ihn. Bisweilen ist er alkalisch, färbt Curcumepapiere und Veilchensyrup; ein anderes Mal ist er sauer, und man kann dies nicht allein durch Lackmuspapier, welches er röthet, sondern auch schon durch den Geruch wahrnehmen. Wir übergehen die verschiedenen andern Eigenthümlichkeiten der Ausdünstungsmaterie und verweisen auf den Art. Schweiss.

Nach den Untersuchungen von Milne Edwards hat man noch besonders die Diaphorese (oder Transsudation) zu unterscheiden von der Evaporation. Dies ist blos der Übergang festerer Substanzen in einen geringern Aggregationszustand, Auflösung der organischen Materie in dunstförmige Stoffe, deren auch der todte Körper fähig ist, während die Transsudation das Werk einer besondern Thätigkeit im Organismus ist, namentlich der des Harngefäßsystems der Haut und nur mit dem Leben des Körpers bestehen kann.

Weil nun aber die Ausdünstung der Haut durch einen und denselben Prozeß im Körper bewirkt wird, und die gas- oder dunstförmige und die tropfbarflüssige Aussonderung nur verschiedene Produkte desselben Prozesses sind, so wird es erklärlich, warum dieselben in einem umgekehrten Verhältnisse zu einander stehen, warum also in demselben Maße, als die eine vermindert, die andere vermehrt wird, und umgekehrt. So befördert Erneuerung der Luft durch den Luftzug, Vermehrung ihrer Kälte und zugleich ihrer Trockenheit, besonders die gas- und dunstförmige Aussonderung, während Vermehrung der Wärme und Feuchtigkeit die Bildung des Schweißes besonders begünstigt, während dessen Dauer die unmerkliche Ausdünstung vermindert ist.

Die Diaphorese nun, als absondernde Thätigkeit der Haut, und besonders ihres Capillargefäßsystems, im Allgemeinen betrachtet, hat namentlich zwei hervorstechende Zwecke. Erstens nämlich liegt ihr als einem der wichtigsten Collatorien des Körpers die Reinigung des Blutes von zersetzten, unbrauchbar gewordenen oder verhaltenen Stoffen ebenso sehr ob, als dem Darmkanal und den Nieren u. a. m., mit denen sie daher auch in einem engen, sympathischen und besonders antagonistischen Verhältnisse steht; insofern, als z. B. Unterdrückung der Urinsecretion, oder excretion vermehrte Thätigkeit der Haut mit Aussonderung eines harnartigen Schweißes und Dunstes, und Unterdrückung der Hautthätigkeit profuse Absonderung der Darmschleimhaut zur Folge hat u. s. f. Deshalb ist die Thätigkeit der Haut immer ein sehr wichtiges Unterstützungsmittel bei der Heilung der meisten Krankheiten, namentlich aber und vor allen in denjenigen Fällen, wo die vermehrte Hautausdünstung als Krise allgemeiner fieberhafter Affektionen auftrit. — Der andere äußerst wichtige Zweck der Diaphorese ist die Erhaltung des eigenthümlichen Wärmegrades im Organismus, welcher trotz der verschiedensten Verhältnisse der äußern Temperatur, dennoch stets derselbe bleibt. Hiedurch wird also die Diaphorese zugleich das Mittel, die Fortdauer des Organismus unter den verschiedensten Himmelsstrichen und den differentesten Wärmeverhältnissen möglich zu machen. Indem nämlich während der Bildung des Schweißes und des Überganges dunstförmiger Stoffe in einen dichteren Aggregationszustand Wärme gebunden wird, wurde es, bei besonders hierüber an sich selbst angestellten Versuchen Blagden, Fordyce und Berger möglich, längere Zeit in einer sehr hohen Temperatur auszuhalten. (So namentlich dem letzteren 7 Minuten lang in einer Temperatur von 228, 8° F. s. Biblioth. britannique 1807. 8.) Dasselbe zeigt jedes gewöhnliche Dampfbad. Umgekehrt werden im Winter und bei niedern Temperaturgraden wässerige Flüssigkeiten verflüchtigt, was uns der Dampf des Körpers in der kalten Luft beweist, und hiedurch die gebundene Wärme frei.

Wie groß daher der Nachtheil der verminderten oder unterdrückten (? s. oben) Hautthätigkeit seyn müsse, läßt sich aus dem Gesagten hinreichend erwarten, — ein Umstand, der auch zu keiner Zeit von den Ärzten ganz übersehen, oft sogar zum Gegenstand besonderer Theorien gemacht worden ist, namentlich aber von P. Frank, Kausch, Ritter, Dzondi u. A., nur daß man von jeher mehr das Materielle, das Verhaltene (σκωρία, die Schlacke, eigentlich Eisenschlacke) im Auge hatte und mit dem Austreiben derselben sich beschäftigte, als die dynamische Wechselbeziehung zu den übrigen Systemen des Körpers berücksichtigte. Und ist nun gleich nicht zu läugnen, daß die Haut und ihre Verrichtung in den meisten Krankheiten mit afficirt ist (niemand wird läugnen, daß die Haut in den Fiebern nicht mit leide, und diese bilden nach Gortes allein den dritten Theil, nach Sydenham die Hälfte aller Erkrankungen, ungerechnet die chronischen), so fragt es sich dennoch immer, ob dies Leiden mehr Ursache oder mehr Effekt ist, und ob es mit dem andern Leiden überhaupt, und in welchem Verhältnisse es stehe, oder ob es nicht vielmehr Coeffekt einer und derselben Ursache ist. Die Bestimmung dieser Verhältnisse zu erschweren, kommt aber dazu, die oft so sehr mangelhafte Erkenntniß der Ursache, was offenbar weder am Arzte, noch am Kranken liegt, sondern in der Sache selbst begründet ist. Fragen wir nämlich die Theorie, so finden wir wol kaum eine Krankheit, deren Entstehen nicht auch von Erkältung abgeleitet werden dürfte; und sehen wir in der Praxis nach,

ſo fährt der Arzt in ſeinem Examen ſo lange fort, bis der Kranke einer Erkältung ſich als Urſache derſelben erinnert, und der erſtere glücklich iſt, eine Handhabe gefunden zu haben, woran er die Krankheit faſſen und ſie durch ſchweißtreibende Mittel mit dem Zuge der thieriſchen Wärme nach außen vertreiben könne. Iſt dies aber richtig, dann iſt auch das Princip der Dermatokratie ein richtiges und auf die Natur gebautes, und nicht zu begreifen, warum man demſelben keine allgemeine Anerkennung gibt; iſt es aber unrichtig, ſo iſt ſowol jenes, als auch die Theorie der Lehrbücher ebenſo falſch, als die Praxis der Empiriker. — Da nun aber weder das eine noch das andere durchaus Statt findet, ſo möchte, nicht um ein zweideutiges Urtheil zu fällen und ſchwankend zwiſchen zwei Meinungen ſtehen zu bleiben, ſondern der Natur gemäß, auch hier, wie ſo oft, die Wahrheit in der Mitte liegen und ſo viel feſtzuſetzen ſeyn: 1) ein großer Theil der Krankheiten ſteht mit der Unterdrückung der Hautthätigkeit in einer urſächlichen Verbindung; dieſe Krankheiten können daher auch durch Beförderung oder Wiederherſtellung derſelben, nach dem ſchon von Hippokrates gekannten Naturgeſetze, daß nach Entfernung der Urſache auch die Wirkung ſchwinde, zum großen Theile gehoben werden; — 2) ein anderer Theil von Krankheiten nimt ſecundär die Hautthätigkeit in Anſpruch, theils durch Weiterausbreitung der urſprünglichen Krankheit über den größern Theil des Organismus; theils um mit und durch die vermehrte Diaphoreſe ſein Ende zu erreichen. Hieher gehören alle kritiſchen Erſcheinungen; und dieſe Krankheiten können durch Beförderung der Hautthätigkeit in ihrem Verlaufe beſchleunigt und zur Heilung gebracht werden; — 3) ein anderer Theil von Krankheiten entſtand gleichzeitig durch ein und dieſelbe Urſache mit der Unterdrückung der Hautthätigkeit, z. B. eine Lungenentzündung. Dieſe werden durch Beförderung der Diaphoreſe erleichtert, vereinfacht, und die Heilung limitirt werden; auch wird dadurch die kritiſche Entſcheidung, welche nur durch Beförderung der Secretionen zu Stande kommen kann, vorbereitet werden; — 4) andere Krankheiten ſtehen mit der unterdrückten Hautthätigkeit in gar keinem Verhältniſſe, und der Fall kann wieder ein doppelter ſeyn; entweder nämlich kommt zu der unterdrückten Diaphoreſe eine andere Krankheit hinzu, oder dieſe geſellt ſich zu einer andern bereits im Körper vorhandenen. Der Einfluß der hinzukommenden Krankheit iſt dann ein verſchiedener, je nachdem dieſe eine bedeutendere iſt, z. B. ſyphilitiſche Anſteckung zu rheumatiſchen Augenleiden, oder eine geringere. Im erſtern Falle entſteht eine complicirte Krankheit, mit Vorwalten der ſtärkern. Im letztern Falle beſtehen beide Krankheiten ohne beſondern Einfluß auf einander, oder die neu hinzu gekommene nimt einen rheumatiſchen Charakter an. In beiden Fällen wird die Beförderung der Diaphoreſe den Krankheitszuſtand vereinfachen und weſentlich zu der Heilung beitragen. — Daß es aber außerdem auch eine Menge von Krankheiten gebe, welche ohne alles Leiden der Hautthätigkeit beſtehen, wird niemand bezweifeln, zugleich aber auch zugeben müſſen, daß in dieſen Fällen die Beförderung der Hautabſonderung entweder von keinem oder doch von keinem weſentlichen Einfluſſe ſeyn werde. Was daher die Beſtimmung derjenigen Fälle anbelangt, in welchen man mit Nutzen Behufs der Heilung auf die Hautthätigkeit zu wirken hat, ſo verweiſen wir auf den Artikel Diaphoretica. S. auch den Artikel Ausdünſtung. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIAPHORETICA (*διαφορητικὰ* sc. *φάρμακα.*) Diapnoica, Sudorifera, ſind im Allgemeinen Mittel, welche die Ausdünſtung vermehren. In früherer Zeit unterſchied man aber dieſe, als diejenigen, welche in der Haut eine ſolche Erregung veranlaſſen, daß die unmerkliche Ausdünſtung vermehrt werde, ohne daß Schweiß entſtehe, und trennte ſie auf dieſe Weiſe von denen, die man Sudorifera nannte, als ſolchen, welche wirklichen Schweiß hervorrufen. Von dieſen unterſchied man wiederum die Alexipharmaca, als die ſtärkſten ſchweißtreibenden Mittel, denen man die Kraft beilegte, aufgenommene Anſteckungsſtoffe und Gifte aus dem Körper mittelſt des Schweißes ausführen zu können. Man ſtellte auf dieſe Weiſe drei Ordnungen von Ausdünſtung befördernden Mitteln auf, welche ſtufenweiſe von der gelindeſten bis zur ſtärkſten Wirkung aufſteigen ſollten. Abgeſehen aber davon, daß der Arzt den Grad der Wirkung der Arzneimittel nicht ſo in ſeiner Gewalt hat, ſondern dieſe vielmehr von der Conſtitution, dem Temperament und den beſondern Verhältniſſen der Hautthätigkeit des Kranken, beſonders in Krankheiten derſelben, abhängig iſt, ſo gibt es auch ſtreng genommen keine ſolchen Mittel, indem dieſelben, in verminderter Gabe gegeben, nur unmerklich die Ausdünſtung befördern, in größerer Gabe und bei zweckmäßigem Verhalten gereicht, einen mehr oder weniger reichlichen Schweiß herbeiführen. — Dazu kommt, daß es dieſer Eintheilung auch an praktiſchem Nutzen fehlt, inſofern nämlich die Indicationen noch nicht feſtgeſtellt worden ſind, wo es darauf ankomme, die unmerkliche oder die merkliche Ausdünſtung zu befördern. Aus dieſen Gründen hat man dieſe Unterſcheidungen gegenwärtig ganz unterlaſſen und bezeichnet mit dem Namen Diaphoretica überhaupt Mittel, welche die Ausdünſtung und den Schweiß zu befördern vermögen.

Da ſich nun aber bei der Menge der hieher gehörigen Mittel und zur Erreichung der verſchiedenen Zwecke eine Eintheilung nöthig macht, ſo möchten als Hauptklaſſen zuerſt die äußern und innern zu unterſcheiden ſeyn. Zu den äußerlichen rechnen wir eine warme Temperatur der den Kranken umgebenden Luft, warme Bekleidung und Bedeckung im Bette, wie überhaupt das Verweilen in demſelben, Friktionen der Haut mit Flanell, den man durchräuchern läßt mit aromatiſchen Subſtanzen, oder mit Kampher oder mit flüchtigen Linimenten befeuchtet, oder die ſtärkern Einreibungen mit hautreizenden Spirituosis (Tinctura capsici, Cantharidum, Spiritus formicarum etc.), das Auflegen von Senfteigen an verſchiedenen Stellen, die Applikation der fliegenden Veſikatore (ohne ſie in Eiterung zu erhalten) und die Anwendung warmer Bäder, die Waſſer-, oder Dampf-, oder andere künſtliche Bäder mit verſchiedenen Zuſätzen (Soole, Potaſche, Senfſamen u. ſ. w.).

Die innern, eigentlich sogenannten diaphoretica, sind wiederum entweder 1) solche, welche die Ausdünstung der Haut befördern, ohne das Gefäßsystem aufzuregen, diaphoretica frigida, antiphlogistica, temperantia, oder 2) solche, welche zugleich als Stütze für das Blutgefäß- und Nervensystem anzusehen sind, diaphoretica calida, excitantia.

Unter die diaphoretica frigida gehören: der Essig und die Essigsäure, der Citronensaft und die Citronensäure mit ihren Salzenbindungen, als essigsaures Kali, Natron und besonders Ammonium; ferner das salzsaure Ammonium, und das ex tempore gemachte Ammon. nitricum; die Ipecacuanha, der Tartarus stibiatus (das vinum antimonii Haxhami), das Kermes minerale und andere Spießglanzpräparate. Dabei der Genuß vieles lauwarmen Getränkes.

Unter die diaphoretica calida sind zu rechnen, als weniger erhitzende: die Wurzeln von bardana, sarsaparilla, scorzonera, lobelia syphilitica, cyperus longus und rotundus, acorus verus, arundo phragmites, asclepias vincetoxicum u. a., das Holz des sassafras, santalum rubrum, guajac; die Blätter des carduus benedictus, fumaria, saponaria, ononica, astragalus, buglossum, spiraea ulmaria; die stipites dulcamarae; die Blumen von papaver chocas, dianthus caryophyllus etc., der crocus; das aconit, die belladonna; das rhododendron und rhus. Auch den Schwefel kann man hieher stellen. Mehr noch erhitzend sind: die Blumen des sambucus, millefolium, chamomilla, der lavendula, das Kraut der mentha crispa und piperita, der melissa, des cormeninus, hyssopus, merrubium, chamaepitys und chamaedrys, des scordium; die Samen von anisum, caminum, coriandrum, foeniculum, phebandrium; die Blüthen der amica; die Wurzel der senega, pimpinella, hellenium, imperatoria, supertaria, contrajuva; die Rinden der cassia, canella, cort. Winteran.; die ätherischen Öle der genannten Pflanzen; der Campher; das Benzoeharz; die Balsame, der Copaiopua- und Tolatan-Balsam; der Moschus; die Ammonium-Präparate, die Squilla und das Opium; der Wein und der Weingeist mit den Ätherarten und eine Menge von officinellen Verbindungen.

Die Erstgenannten wirken nun besonders dadurch diaphoretisch, daß sie die flüssigen Theile des Blutes vermehren, den Orgasmus desselben mäßigen, den Trieb der Säfte nach den Absonderungsorganen und besonders nach Haut und Nieren vermehren, den Tonus der Faser herabsetzen und die Spannung vermindern. — Die flüchtigen reizen, steigern die Expansion des Blutes und wirken besonders erregend auf die letzten Gefäßendigungen, beschleunigen die Bewegung, erhöhen die Wärme und erregen den ganzen Körper. Andere wirken zugleich dauernder und in den ganzen Vegetations- und Reproductionsproceß tiefer eingreifend, wie die Antimonialien, der Schwefel, das Ammoniacgummi, der Guajac, das Aconit; die narkotischen befördern die Ausdünstung, indem sie den Hautkrampf heben, und die Ekel erregenden, indem sie auf antagonistische Weise abspannen; die äußeren auch dadurch, daß sie die mechanischen Hindernisse der Diaphorese, wie Schmutz, Rigidität der Haut beseitigen, namentlich Waschungen und Bäder.

Man bedient sich der Diaphoretica 1) in allen denjenigen Krankheiten, welche offenbar in einer Unterdrückung der Hautthätigkeit ihre nächste Ursache finden; 2) in Krankheiten, welche ihrer Natur nach sich durch vermehrte Absonderung aus der Haut zu entscheiden pflegen, z. B. Fiebern, nach Mäßigung der excessiven Gefäßthätigkeit zur Zeit der Krise; 3) in allen Fällen, wo die Krisen, sie mögen in Absonderung der Haut bestehen, oder in Bildung von Exanthemen, unvollkommen erscheinen und zwar Erleichterung, aber nicht vollkommene Herstellung bewirken; 4) um bei starken Congestionen des Blutes nach innern Theilen den Zug der Säfte nach außen abzuleiten, besonders wo man Ergießungen ins Innere der Organe fürchtet; 5) um abgelagerte, wässerige Theile mittelst des Schweißes aus dem Körper zu entfernen, z. B. bei Brustwassersucht; 6) in manchen Fällen noch, um, wo man Ansteckung vermuthet, durch die bewirkte allgemeine Aufregung die Ausführung des Ansteckungsstoffes zu bewirken und die fernere Entwickelung desselben im Körper zu verhindern; 7) um andere Absonderungen, namentlich im Darmkanal, wenn sie habituell zu werden drohen, auf antagonistische Weise zu beschränken; 8) um Metastasen, Versetzungen der Krankheit nach innern edleren Theilen zu verhindern.

Hiebei wird jedoch vorausgesetzt 1) daß die übermäßige Thätigkeit im arteriellen Systeme in entzündlichen Krankheiten bereits durch andere, kräftige Mittel herabgesetzt; 2) daß der Kranke noch stark genug sei und den Verlust des Schweißes ertragen könne; 3) daß der Schweiß, den wir befördern wollen, ein kritischer, heilsamer und den Kranken erleichternder sei, nicht aber ein symptomatischer, colliquativer, den Kranken immer mehr schwächender, noch daß er klebrig und fettig, ungleichmäßig verbreitet sei und bei kalter, schlaffer Haut erfolge; 4) daß nicht andere heilsame Absonderungen vorhanden seien, welche durch die Hervorrufung des Schweißes unterdrückt werden könnten; 5) daß überhaupt die Krankheit der Art sei, daß sie durch Erregung von Schweiß gehoben werden könne; kurz, daß überhaupt keine Umstände vorhanden seien, welche den vorhergenannten Zwecken widersprechen würden.

Wir fürchten den Zweck dieser Erörterung zu überschreiten, wenn wir es nun unternehmen wollten, die einzelnen Krankheiten zu bestimmen, in denen man die schweißtreibenden Mittel mit Nutzen in Anwendung setzt, ebenso wie die Art und Weise anzugeben, in welcher man dieselben zu verschreiben und darzureichen pflegt, und sehen uns daher genöthigt, auf die Abhandlungen der einzelnen Krankheiten zu verweisen. Kürzlich sei es nur erlaubt, schon des Nachschlagens wegen, die Namen derselben aufzuführen. Dies sind aber besonders: 1) Gefäßfieber, einfache entzündliche sowol, als zusammengesetzte und mit Schwäche einzelner Systeme oder Organe verbundene, seltener die Wechselfieber;

2) **Hautkrankheiten**, acute, wie Scharlach, Pocken, Masern, Rötheln, Nesselausschlag, Rothlauf u. a., und chronische; 3) örtliche Entzündungen, die sich ebenfalls durch allgemeine Krisen zu zertheilen pflegen, wie besonders die kürzlich entstandenen Schleimhautentzündungen; 4) Rheumatismen; 5) profuse Ausleerungen, Ruhren und Diarrhöen. Bei ersteren rühmt sie schon Sydenham im Jahre 1669 als von großem Nutzen. 6) Viele Nervenkrankheiten, Krämpfe, Koliken, das Zittern der mit Blei Vergifteten, Lähmungen. 7) In vielen chronischen Krankheiten, als dem Scorbut, der Syphilis, der Rhachitis, den Scropheln u. s. w. *) S. diese Artikel.

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIAPHORUS *Dejean*. Eine Käfergattung aus der Ordnung Pentamera, der Familie Carabicini und aus der Tribus Trencatipennes, von Dejean in seiner Species general. tom. V. 300. (1831) aufgestellt, deren Name aber geändert werden muß, da schon Meigen denselben früher (1824) vergeben hat. Die Kennzeichen sind folgende: Die Maxillarpalpen sind verlängert; das letzte Glied ist ziemlich stark beilförmig. Die Labialpalpen sind viel dünner und kleiner, das letzte Glied fast cylindrisch. Die Fühler sind ziemlich stark, fast schnurförmig, das erste Glied viel länger als die drei folgenden zusammengenommen. Die Tarsenglieder sind fast cylindrisch. Der Körper ist länglich, der Kopf eiförmig, hinten verschmälert und mit dem Thorax durch einen ziemlich schmalen Hals zusammenhängend. Der Thorax länglich und herzförmig. Flügeldecken lang, fast parallel, an der Spitze gestutzt. — Es wird am angeführten Orte nur eine Art beschrieben D. Lecontei. Sie ist 2½ Linien lang, ¾ breit. Oben dunkelbraun mit kleinen, kurzen, dicht stehenden Haaren bedeckt. Auf dem Kopfe zwischen den Augen einige eingedrückte Punkte, Palpen und Fühler ganz hell ziegelgelb. Die Augen nicht vorspringend. Die Flügeldecken mit starken, doch glatten Längsstrichen, am äußern Rande zwischen dem 8. und 9. eine Reihe ziemlich starker, eingedrückter Punkte. Der Körper unten rostbraun. Die Füße ganz blaßgelb. Vaterland Nordamerika. (*D. Thon.*)

DIAPHORUS *Meigen*, Cyklopenfliege. Eine Zweiflüglergattung aus der Familie Dolichopodes (Systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten IV, 32. t. 34. f. 6—9. V. VI, 360. — Wiedemann außereuropäische zweiflügelige Insekten. II, 212.). — Die Fühler vorstehend, dreigliederig; drittes Glied tellerförmig, an der Spitze mit haariger Rückenborste, Augen auf der Stirne zusammenstoßend. Der Hinterleib des Männchens an der Spitze unten zweifädig. Flügel parallel aufliegend. — Diese Gattung unterscheidet sich sehr leicht durch die auf dem Kopfe zusammenstoßenden, im Leben purpurfarbigen Netzaugen. Die Stirn ist klein, dreieckig, das Untergesicht ziemlich breit, auf dem Scheitel stehen 3 Punktaugen. — Von den wenigen Arten, von denen nur eine exotische, D. mandarinus *Wiedem.* aus China, aufgeführt wird, kann D. flavocinctus *Hoffmannsegg* als Typus der Gattung dienen. Das Untergesicht ist weiß, die Fühler schwarz, der Leib schwarz mit grünlichem Schiller, der zweite Ring des Hinterleibes und bisweilen die Basis des dritten sind rostgelb durchscheinend, die Vorderbeine rothgelb mit schwarzen, an der Spitze unten rothgelben Schenkeln, die Mittelbeine rothgelb, die Schenkel an der Wurzelhälfte schwarz, die Hinterbeine schwarz, die Schienen an der Wurzelhälfte rothgelb, die Schwinger weiß, die Flügel röthlichbraun. 1½ Linie lang.

(*D. Thon.*)

Diaphragma s. Zwerchfell.

DIAPHYLLUM. Ist eine von den Pflanzengattungen, in welche nach Hoffmanns Ansichten Bupleurum *L.* zerfällt. (*Sprengel.*)

Diaphysis s. Knochen.

DIAPLASIS (διάπλασις oder διαπλασμός von διά und πλάσσω, bilden, formen, gestalten), bezeichnet wie Anaplasis, conformatio, die Bildung, Umgestaltung, und wird besonders von der Wiedereinrichtung der aus ihrer normalen Lage abgewichenen Theile gebraucht. Diese kann nothwendig werden bei Formveränderungen weicher oder auch harter Theile, d. i. der Knochen. Das erstere wird insbesondere mit dem Namen Taxis oder Repositio bezeichnet und findet seine Anwendung bei Vorfällen des Augapfels, des Mastdarms und der Vagina, so wie des Uterus, bei den verschiedenen Arten der Brüche und bei der Paraphimose, d. i. der Strictur der Vorhaut hinter der Eichel. Das letztere oder die Einrichtung der Knochen wird nothwendig, wenn die sich berührenden Knochenenden von einander abgewichen sind (bei Luxationen, Verrenkungen, sie mögen vollkommen, Exarthrema, oder unvollkommen, Parathrema, seyn), oder wenn die Continuität eines Knochens aufgehoben ist (bei Fracturen) und die getrennten Knochenenden dislocirt wurden. S. Fractura oder Knochenbruch; Luxatio oder Verrenkung. (*Baumgarten-Crusius.*)

*) *Werner Rolfink* de diaphoreticorum usu eximio. Jenae 1650. 4. — *Christ. Vater* de medicamentis diaphoreticis. Vitembergae 1683. 4. — *Mich. Alberti* de diaphoreseos usu et abusu. Halae 1728. 4. — *Joann. Christoph. Lischwitz* de plantis diaphoreticis et sudoriferis cum habitu externo, tum quoque charactere botanico diversis, charactere autem pharmaceutico ac usu fere congeneribus, resp. *Barth. Ludov. Hill.* Kiliae 1734. 4. — *Id* de damno ex perversa administratione remediorum diaph. ac sudorif., exemplis confirmato. Kiliae 1734. 4. — *Joann. Chr. Henneus* de modo agendi medicamentorum diaph. et sudorif. Goett. 1738. 4. — *Mos. Bernard. Wolffsheimer* de diaphoreticis loco medicinae universalis habendis Halae 1742. 4. — *Kannegieſser* de sudorif. abusu. Kiel. 1744. — *Andr. El. Büchner* de medicam. diaph. Hal. 1748. 4. — *Id.* de incongruo diaphor. usu, frequenti affectuum exanthemat. causa. Hal. 1752. 4. — *G. P. Juch* de diaphoret. modo agendi etc. Erford. 1746. 4. — *J. Reusch* de eod. Marburg. 1752. 4. — *C. Fr. Rehfeld* de eod. Grifiswald. 1764. 4. — *Phil. Abr. Levy* de damnis ex abusu diaph. in febrib oriundis. Hal. 1749. 4. — *J Chr. Ad. Krauſs* de abusu diaph. etc. Jenae 1755. 4. — *G. Ch. Theoph. Wedekind* de diaph. usu in febribus. Gott. 1780. 4. — *H. G. Pedell* de diaphor. methodo. Halae 1797. 8. — Eine Nachweisung über den Gebrauch der Diaph. in einzelnen Krankheiten s. *Richter* spec. Therap. Bd. IX. Art. Diaphoretica, und die Ausführung in den vorhergeh. Bänden, auf welche dort verwiesen wird.

DIAPNOË (διαπνοή von διαπνέω, verduften, verdampfen, ausdünsten), die Ausdünstung der Haut, wird besonders für diejenige Art derselben gebraucht, welche schon von Theophrastus von Eresus (geb. 371, gest. 290 v. Chr.) als unmerkliche Ausdünstung (ἄδηλος διαπνοή, transspiratio insensilis, die er für Ausdämpfung des πνεῦμα ansah), von der merklichen (διαφόρησις), welche den Schweiß (ἱδρώς), veranlaßt, unterschieden wurde, — eine Unterscheidung, welche auch späterhin besonders durch Sanctorius (geb. 1561, gest. 1636) gerechtfertigt worden ist. (S. Sanctorius Sanctorii Ars de medicina statica, Aphorismorum sectionibus septem comprehensa, Venet. 1614. 12. und Lugdun. Batav. 1728. 12.)

Dieser verfuhr auf folgende Weise. Er bestimmte das Gewicht seines Körpers und seiner Nahrungsmittel, ebenso wie das seiner Excremente. Hierauf wog er seinen Körper zum zweiten Male und setzte dann den Verlust auf Rechnung der unmerklichen Transspiration. Wenn z. B. ein Mann von 120 Pfund Gewicht an einem Tage 5 Pfund an Speisen und Getränken zu sich nimt, dann aber 2 Pfund Urin und 8 Unzen Darmkoth entleert, so müßte er alsdann noch 124 Pfund und 8 Unzen wiegen. Da er aber nur 122 Pfund wiegt, so sah sich Sanctorius zu dem Schlusse berechtigt, daß er dies durch die unmerkliche Ausdünstung verloren habe. Indessen sind seine Angaben über die Menge des durch die letztere bewirkten Verlustes nicht übereinstimmend. So sagt er einmal (ed. L. B. sect. I. n. 56.), daß durch den Genuß von Speisen nach 5 Stunden 1 Pfund, nach 12 Stunden aber ungefähr 3 Pfund ausgeleert würden; an einer andern Stelle (ib. s. III. n. 67.), daß von der 4—9. Stunde nach dem Essen zwei Pfund und bis zur 16ten kaum ein Pfund ausgeschieden würden; und an einer dritten (ib. s. IV. n. 29.), daß in den ersten 5 Stunden ein halbes, bis zur 8ten aber 3 Pfund verdunsteten. — Außerdem sind auch seine Angaben deshalb nicht richtig, weil er außer dem Urin und dem Stuhlgange keine anderen Ausleerungen, wie z. B. die des Speichels, die der Lungenausdämpfung, annahm, ebenso wenig auf Alter oder Klima Rücksicht nahm und die Einsaugung der Haut ganz übersah, welche sogar mehr als die Unterdrückung der Ausdünstung das Gewicht des Körpers vermehren kann.

Als Ursachen der verstärkten unmerklichen Ausdünstung gab er besonders trockene, kalte Luft, Ruhe des Gemüths, Freude, die Bewegung und das Reiben der Haut an (Sect. II. 7. 41. — Sect. V, 1. 22. — Sect. VII, 1. 6.). Er schilderte sie als die wichtigste Verrichtung des Körpers und fand in der Verminderung derselben, welche durch die merklichen Aussonderungen, besonders durch Koth und Urin bewirkt wird, den Grund aller Krankheiten; auf welche Theorie sich nachher die allgemein gebräuchliche schweißtreibende Methode und das warme Verhalten in hitzigen Krankheiten gründete.

Die Mittel, die man nun besonders zu dem Zwecke verwandte, die unmerkliche Ausdünstung zu vermehren, hieß man Diapnoica oder Diapnotica. Abgesehen aber davon, daß der Arzt die Wirkung dieser Mittel durchaus nicht so zu bestimmen vermag, stimmen sie auch ganz mit denjenigen überein, die man zur Beförderung der merklichen Ausdünstung gebrauchte, nur daß man zu ersterem Zwecke die schwächeren derselben und verminderte Dosen in Anwendung brachte. Vergl. Diaphoresis, Diaphoretica. (*Baumgarten-Crusius.*)

Diapnoica s. Diaphoretica.

DIAPREPES *Schönherr*. Eine Gattung Rüsselkäfer (*Schönherr* Curculionidum disposit. method. p. 216.), zur Ordnung Gonatoceri, Legio Brachyrhynchi, Divisio Brachyderides gehörig, von Germar zu Polydrusus, Billberg zu Chrysolopus, Dejean zu Chlorima gezählt. — Die Fühler sind etwas lang, der Schaft nach der Spitze nach und nach dicker werdend, bis an die Augen reichend; das zweite Glied der Geißel ist doppelt so lang als das erste, die übrigen kürzer, alle verkehrt kegelförmig, die Keule verlängert, eiförmig. Der Rüssel ist etwas lang, ziemlich rund, oben gekielt, an der Spitze breit, doch nicht tief ausgerandet, etwas verdickt. Augen öfters eiförmig, wenig vorragend. Thorax vorn enger, oben mäßig gewölbt. Flügeldecken eilänglich, oben stark gewölbt, Schultern erhöht, stumpfeckig.

Stirps I. Thorax hinten gestutzt. Curculio Spengleri *Fabricius*.

Stirps II. Thorax hinten schwach doppelt ausgebogen, in der Mitte fast lappig. C. affinis *Fabricius*.

Demnächst ist noch ein Subgenus aufgestellt, Prepodes, bei welchem die 3—7. Geißelglieder kurz, die Augen seitlich und rund sind, der Rüssel etwas länger als der Kopf, fast flach oder nur wenig gewölbt ist.

Stirps. I. Rüssel linienförmig, etwas breit, oben fast flach, auf beiden Seiten mit einer eingedrückten Linie, Augen mäßig vorragend, z. B. Curc. vittatus *Fabr.*

Stirps. II. Rüssel an der Spitze etwas verdickt, oben etwas gewölbt, in der Mitte mit einer schwachen Rinne, Augen stark vorragend. D. sejugatus (neu!). (*D. Thon.*)

DIAPRIA *Latreille*. Eine Gattung der Hymenopteren aus der Section Aculeata, Familie Pupivori, Tribus Oxyuri (*Cuvier* regne animal. ed. 2. V. pag. 301.). — Die Fühler sind nahe an der Stirne eingefügt, gebrochen, haben bei den Männchen 14, bei den Weibchen 12 Glieder, die Mandibeln haben 3 bis 4 Zähnchen, die Maxillarpalpen sind fadenförmig, lang, fünfgliedrig, die Labialpalpen haben 3 Glieder, von denen das letzte stärker; die Flügel sind ohne Nerven. Jurine (Classification des Hymenoptères. p. 317.) nannte die Gattung Psilus. — Die hieher gehörigen Insekten sind merkwürdig durch ihre nervenlosen Flügel, der Körper ist schmal, der fast kugelige Kopf steht senkrecht, die Fühler, oft von der Länge des Körpers, sind bald fadenförmig, bald nach der Spitze stärker, mitunter gekörnt oder mit quirlförmig stehenden Haaren besetzt, der Thorax, vorn verschmälert, ist oben glatt und hat ein ziemlich vorspringendes Schildchen, die Füße sind im Allgemeinen kurz, mit dicken, massigen Schenkeln, der ge-

stielte Hinterleib ist mehr oder weniger kegelförmig, der des Weibchens ist mit einem röhrenförmigen Legstachel versehen, der hinten aus dem Leibe hervortrit. — Man findet diese Insekten langsam auf Pflanzen, auch in der Nähe von Wohnungen herumkriechen, sie sind klein, und es scheint nach Jurine's Angabe, als ob die Weibchen von manchen Arten ungeflügelt wären.

Die merkwürdigste Art ist Psilus Boscii. Man findet dieselbe im Juni auf Doldengewächsen. Sie ist klein, schwarz und glatt, aus dem ersten Bauchringe trit ein festes, ungegliedertes Horn hervor, was sich sofort nach vorn verlängert und selbst über den Kopf hinaus ragt. Es berührt den Leib des Insekts nicht, wenn dasselbe aber den Hinterleib, wie oft zu geschehen pflegt, in die Höhe hebt, so legt sich das Horn in eine tiefe Furche oben auf dem Thorax und auf dem Kopfe, in welche es ganz genau hinein paßt. Jurine hat sich vergebens bemüht, selbst durch genaue Beobachtung des lebenden Insekts den Nutzen dieses Hornes zu ermitteln.

(*D. Thon.*)

DIAPSEPHISIS (*διαψήφισις*) d. i. Durchstimmung. Ein Ausdruck, der im attischen Gerichts- und Statswesen vorkommt und auf das Ausweisen der Fremden sich bezieht, welche in die attischen Demen sich eingeschlichen und so das attische Bürger- und Gemeinderecht trüglich sich angeeignet hatten, ohne durch Geburt oder sonst auf rechtlichem Wege dazu befähigt zu seyn. Wie in allen freien Staten des Alterthums und selbst auch in manchen Republiken der neuern Zeit, war man auch in Athen eifrig darauf bedacht, das Bürgerthum, an das die Ausübung aller politischen Rechte geknüpft war, nicht Fremden zukommen zu lassen oder mit solchen zu theilen, die nicht, wie das Gesetz es verlangte, von beiden Seiten, väterlicher und mütterlicher Seits, sich als echte Nachkommen attischer Bürger nachweisen konnten. Aufnahme eines Fremden in die Bürgerschaft durch Ertheilung des vollen Bürgerrechts und der mit dessen Ausübung verbundenen Vorrechte ward daher als eine besondere Gunst und als eine hohe Auszeichnung betrachtet, die deshalb auch, namentlich in der ältern Zeit, nur spärlich und höchst selten Fremden, die sich auf irgend eine Weise um den Stat verdient gemacht, verwilligt wurde. Späterhin freilich, d. i. in der Zeit des Sinkens und des Verfalls der attischen Republik, die nach den Zeiten des peloponnesischen Krieges eintrat, nahm man es nicht mehr so genau damit, und die Klagen des Demosthenes über die Verschleuderung dieses hohen Gutes durch allzuhäufige Aufnahme unwürdiger Fremdlinge in die attische Bürgerschaft zeigen uns nur zu sehr den gesunkenen Patriotismus jener Zeit. Um so sorgfältiger suchte man früherhin zu wachen, daß keine Fremdlinge unter die Zahl der attischen Bürger sich eindrängen und mit ihnen vermischt die Rechte eines attischen Bürgers ausüben möchten. Es stand vor Gericht eine Klage gegen solche Fremde offen, die *γραφὴ ξενίας*; der Schuldige ward in die Fremde als Sklave verkauft. Als aber späterhin betrügerische Aneignung des Bürgerrechts immer häufiger wurde, als die Zahl der Fremden, die sich unter die rechtmäßigen Bürger eingeschlichen, immer mehr zugenommen, konnte das bisherige Mittel einer gerichtlichen gegen den Einzelnen anzustellenden Klage und bei dem im Ganzen langsamen und schwierigen Prozeßgange nicht mehr ausreichen, es waren andere Maßregeln nothwendig, wenn dem Mißbrauche gesteuert werden sollte. Wie weit es schon damals gekommen, läßt sich aus einem Beispiele, das in das vierte Jahr der 83. Olympiade fällt (vergl. *Plutarch.* Pericl. 37.), abnehmen. Als der ägyptische König, so wird erzählt, bei einem eingetretenen Mangel an Getraide der Republik Athen ein bedeutendes Quantum Korn zur Vertheilung unter die einzelnen Bürger schickte und deshalb ein Verzeichniß der Bürger, d. h. der echten und wahren, die auf Theilnahme an einem solchen Geschenk Anspruch zu machen befugt waren, aufgenommen wurde, so fanden sich an fünftausend, welche sich über ihre attische Abstammung und das dadurch ihnen zustehende Bürgerrecht, welches sie bisher usurpirt hatten, nicht ausweisen konnten, und die deshalb, der Strenge des Gesetzes gemäß, als Sklaven verkauft wurden! — Während des peloponnesischen Krieges nämlich, als die Aufmerksamkeit des States, wie der Einzelnen, mehr auf die auswärtigen Angelegenheiten, auf den Krieg u. s. w. gerichtet war, als zugleich das Sittenverderbniß um sich zu greifen begann und insbesondere in Bestechlichkeit und andern Lastern jeder Art bemerklich wurde, war hauptsächlich dieses Anfüllen der Demen mit Fremden, die sich in das attische Bürgerrecht eingedrängt, möglich geworden. Der langsame Gang des bisherigen Verfahrens, wo in jedem einzelnen Falle ein einzelner Kläger oder Angeber auftreten mußte, öffentliche Anwalte oder Ankläger aber keineswegs angestellt waren, war, wie bereits bemerkt worden, nun nicht mehr ausreichend bei der großen Anzahl solcher unrechtmäßigen Bürger, und so mußte es nun den einzelnen Gemeinden oder Demen selbst überlassen werden, über die Rechtmäßigkeit der Civität ihrer Gemeindeglieder Untersuchungen anzustellen und über die einzelnen Glieder abzustimmen, und diese Abstimmung der Demen oder Gemeinden über die Rechtmäßigkeit der Civität eines Gemeindegliedes oder Demoten, welche freilich nur auf Anordnung der höhern Statsbehörden, also nicht willkürlich oder beliebig von der Gemeinde selbst vorgenommen werden konnte, als eine allgemeine Maßregel, die Bürgerschaft von fremden Eindringlingen zu säubern, ist es, welche mit dem Worte Diapsephisis, d. i. Durchstimmung, — indem über jeden Einzelnen von jedem einzelnen Gemeindegliede, die ganze Reihe der Stimmfähigen hindurch, abgestimmt wurde, — bezeichnet wird. Ein feierlicher Eidschwur, daß man einzig und allein durch Gerechtigkeit und durch keine sonstige Rücksicht oder Parteilichkeit bei diesem Akt geleitet und bestimmt werde, ging der förmlichen Abstimmung voraus. Der auf diese Weise ausgestoßene falsche Bürger war damit aller bürgerlichen Rechte verlustig, welche die Theilnahme an einem Demos (d. h. an einer Gemeinde) unbedingt voraussetzten; er fiel nach der Strenge des Gesetzes dem State anheim und wurde,

wie das oben angeführte Beispiel und andere beweisen, als Sklave verkauft. Da aber oftmals die Schuld des Einschleichens oder der Aufnahme eines solchen fremden Individuums an der Nachlässigkeit, Unachtsamkeit oder auch selbst Bestechlichkeit des Demarchen oder Gemeindevorstehers oder auch der Demoten selber lag, ward das harte Gesetz gemildert und nur auf den Fall beschränkt, wo ein Ausgestoßener sich bei diesem Ausschluß durch Abstimmung der Demoten nicht beruhigt und an ein Volksgericht appellirt hatte, von welchem er aber ebenfalls verurtheilt worden war. (Über diese Appellation an das Volksgericht vergl. Platner, der attische Prozeß. I. S. 424 ff.) Daß übrigens auch dieses Mittel die attische Republik nicht völlig vor dem Eindringen von Fremden bewahrte, daß bei diesen Abstimmungen oftmals nicht das allgemeine Interesse des States, sondern Privatrücksichten und Interessen vorherrschten und man das Ganze benutzte, bald um Günstlingen und Anhängern gefällig zu seyn, bald um persönlichen Haß und Verfolgung auszuüben oder Geldsummen zu erpressen, zeigen manche Beispiele, wie sich dies auch bei dem Verfalle der Sitten und des öffentlichen Lebens erwarten ließ. Eine Hauptquelle zur Kenntniß dieser Verhältnisse ist des Demosthenes Rede gegen den Eubulides; ausführlichere Erörterungen darüber bieten Platner in d. Beiträgen zur Kenntniß des att. Rechts (Marburg 1820). S. 189—200. Schömann de Comitiis. p. 380 seqq. und anderes bei C. F. Hermann Lehrb. d. griech. Statsalterth. §. 123. Note 14 ff. Citirtes, wo auch die einschlägigen Hauptstellen des Demosthenes, Harpokration u. A. angemerkt sind. (*Bähr.*)

DIAPYETICA (sc. φάρμακα, von διά und πυέω, vereitern), sind diejenigen Mittel, welche die Vereiterung einzelner Theile (διαπύημα, διαπύησις, διάπυον, suppuratio) zu befördern vermögen. Dies sind im Allgemeinen solche, welche einen mäßigen Grad von Wärme und Feuchtigkeit besitzen. Indeß muß sich die Auswahl auch dieser Mittel immer nach dem Stande der Vitalität in dem leidenden Theile richten, widrigenfalls aus der Eiterung eine Verschwärung oder brandige Auflösung der Theile entstehen kann. S. Maturantia, Suppurantia oder Eiterung. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIARBEKR, ein Paschalik oder Ejalet und eine Stadt im osmanischen Asien. Jenes nimt den oberen Theil des alten Mesopotamiens ein und lehnt sich im N. an den südlichen Abhang des armenischen Hochgebirgs; im N.W., W. und S.W. strömt der Jrat in vielen Krümmungen, Engpässen und Kaskaden [1]) der Grenze entlang und trennt das Land von Siwas, Merasch und Orfa. Jm S.O. erhebt sich der hohe Dschudi (Mons Masius), welcher einen natürlichen Wall gegen Scherschr bildet. Hier entspringen die drei oder vier reißenden Bergbäche, welche zusammenlaufend den westlichen Arm des Tigris bilden, der die Provinz im S. von Mardin trennt; hier verstärkt er sich auch durch den Patman oder Arzen, den stärksten Nebenfluß des Tigris in diesem Lande. Der See Kökdschek ist der größte. Es ist erhabenes Stufenland, voller Gebirgszüge, Thäler und enger Ebenen und wie alle Übergangsländer reich an hohen Naturschönheiten und romantischen Aussichten. Mehre Vorberge des Taurus ziehen durch die Provinz, starren wild und schroff empor und tragen auf ihren Gipfeln einen 6 bis 8 Monate lang dauernden Schnee, einige vielleicht einen ewigen. Der Winter ist auch kalt und der Schnee vom Nov. bis Febr. sehr häufig; selbst auf der Ebene bleibt er einige Tage, ja Wochen liegen. Der Himmel ist südeuropäisch, die Luft hell und rein, der Sommer auf den Höhen mäßig, alpenfrisch und anmuthig, in den verschlossenen Engthälern aber oft erstickend heiß. Das Land ist von unzähligen Schneebächen und Alpenströmen durchschnitten, die Grasungen kräftig und voll duftender Kräuter. Daher ist die Viehzucht bedeutend, die Ochsen groß wie in Devonshire, die Pferde stark und schnell; Honig und Wachs sind Ausfuhrartikel. Die Höhen und die Abhänge der Berge sind mit Eichen (darunter auch die, welche die Galläpfel trägt, und die mit eßbarer Frucht), Nadelholz, Eschen (auch die Manna gebende), Ahorn, Kastanien, Terpentin- und Gummitraganth-Bäumen bewachsen; auf den höchsten Spitzen klettert die Gemse und der Bezoarbock; in den niedrigeren Wäldern schwärmen Heerden von Hirschen, Dammhirschen und Ebern, auf den Feldern Hasen und Gazellen. Dabei finden sich viele Raubthiere, als Löwen, Schakale, Hyänen, Tigerkatzen nebst Bären, Wölfen und Füchsen. Doch ist hier nicht nur Wildland und Weidenland, man findet auch einen nicht unbedeutenden Ackerbau; der Boden in den Thälern ist fett, an Quellen und Bächen kein Mangel, und da, wo sie nicht hinreichen, versteht man die künstliche Bewässerung. Weizen hat man zur Ausfuhr, demnächst werden Gerste, Hirse, Gartenfrüchte nebst Baumwolle, Tabak und Sesam gebaut. Die Wohnungen sind mit Reben und Gärten mit Äpfeln, Birnen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Feigen, Mandeln und Pistacien umgeben. Übrigens ist der wilde, hohe Mehrab [2]) am Frat in der Umgegend von Maden das Potosi der Provinz; hier bestehen die reichsten Kupfer- und Bleibergwerke des osmanischen Reichs; daraus wird das ganze Vorderasien und zum Theil Jran mit Kupfer versehen; viele Karawanen gehen damit auch nach Constantinopel oder Trapezunt. Aus dem Kupfer scheidet man etwas Silber und Gold; auch werden hier viele Eisenminen bearbeitet. Die Bergleute sind Griechen, ihr Verfahren aber nicht das beste. — Der Flächeninhalt des Landes beträgt [3]) 684 Q.M. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Kurden, die hier mehre Erbfürstenthümer besitzen; die meisten sind Hirten, die oft im Winter mit ihren Heerden nach den gemäßigteren Gegenden von Bagdad und Orfa hinabziehen, im Sommer aber entweder zu Hause bleiben, oder in den Hochebenen Armeniens eine bessere Weide für ihr

1) Ritter Erdkunde. Th. II. S. 121. Hassel Erddeschr. Bd. XIII. S. 300. Schütz Erdkunde. Th. IV. S. 360.

2) *Gartanne* Trav.

3) Hassel vollst. Erddeschr. Th. XIII. S. 300.

Vieh ſuchen. Viele ſind aber anſäſſige Ackerbauer. Überhaupt ſollen hier 72 Kurdenſtämme vorhanden und mit ihnen einige Yeſidier vermiſcht ſeyn; die übrige Bevölkerung beſteht aus Osmanen, Armeniern, Griechen und Juden, die meiſtens in den Städten leben. Nur ein arabiſcher Stamm iſt hier wohnhaft; auch hält ein Turkomannenſtamm, Bidſchakli, mit 10000 Zelten hier ſein Winterlager. Hie und da gibt es auch einige Gemeinden von Sehemſſi, d. i. Sonnenverehrern. — Das Land ſteht unter einem Paſcha, und der Druck der Regirung wird weniger als in den meiſten Provinzen dieſes Reiches gefühlt. Übrigens iſt das Land [4]) in 17 Sandſchake nebſt 5 kurdiſchen Hukumets (Fürſtenthümer) vertheilt. — Die Hauptſtadt

Diarbekr (türkiſch: Kara-Amid) liegt in einem reichen Fruchtgarten auf einem flachen Felſen am Tigris, worüber eine ſteinerne Brücke von 12 Bogen führt und iſt mit einer hohen Mauer von ſchwarzen Steinen umgeben, auf welcher 72 Thürme ſich erheben. Die Straßen ſind lang, breit und gepflaſtert, und die Gebäude meiſtens ſteinerne und von gutem Geſchmack. Unter dieſen zeichnet ſich beſonders aus ein Kaſtell am nördlichen Ende der Stadt auf einer Anhöhe gelegen, welche die Stadt, den Strom und die Ebene weithin jenſeits beherrſcht; hier wohnt der Paſcha in einem ſtolzen Serail; — und die große alte Moſchee, die wie die Citadelle ihr Waſſer durch einen Aquäduct aus einer fernen Bergquelle erhält. Übrigens gibt es hier 10 andere Moſcheen, viele Kirchen, Bäder, Springbrunnen, heilige Grabmäler, Karawanſereien und reichlich verſehene Bazars. Außer dem Paſcha reſidiren hier ein neſtorianiſcher Erzbiſchof und ein jakobitiſcher Patriarch; jener führt immer den Namen Joſeph, dieſer den des Ignatius. Die Stadt iſt berühmt wegen der ungewöhnlichen Geſelligkeit ihrer Bewohner, welche ſelbſt den Weibern einen im Oriente ſeltenen Grad von Freiheit zulaſſen, wegen ihrer Betriebſamkeit und ihres lebhaften Handels. Der rothe Saffian Diarbekrs iſt im ganzen Reiche geſchätzt; auch bereitet man hier viel Zitz, geſtreifte ſeidene und baumwollene Zeuge und färbt ſie gut. Nebſt dieſen Waren beſteht die Ausfuhr aus Galläpfeln, Manna, Wolle, Kameelhaaren, Gummitragant, Terpentin, roher Baumwolle, Früchten, Wachs. Von hier ziehen viele Karawanen nach allen Richtungen aus, beſonders nach Aleppo und Smyrna; andere zwiſchen Vorderaſien und Iran nehmen hier ihren Durchweg. Die Zahl der Einwohner beträgt nach Gartanne (1808) 80000, nach Dupré 75000, nach Kinneir aber nur 38000, die Mehrzahl Osmanen, Araber und Kurden. — Die Stadt liegt auf dem Grunde des alten Amidas, und noch ſtehen davon hohe Mauern aus Quaderſteinen, ein Werk Eudoxia's, der Schweſter des Kaiſers Theodoſius. — Lage: 37° 55′ n. Br., 57° 31′ ö. L. v. F. (*Palmblad.*)

Diarrhena *P. B.* ſ. Corycarpus.

4) v. Hammer, über die aſiat. Türkei in den Wiener Jahrbüch. 1813. Bd. XIII. u. XIV.

Diarrhenum *Labill.* ſ. Hierochloë.

DIARRHOEA (διάῤῥοια oder διαῤῥοή, von διά und ῥέω, fließen), der Durchfall, Bauchfluß, das Abweichen, der Durchlauf, fluxus alvi, defluxio, perfluxus, alvus fusa, ventris profluvium, incontinentia alvi, franz. Diarrhée, engl. Lax oder Looseness, — heißt jede zu häufige, reichliche und zu dünne Stuhlausleerung. Da bei derſelben ebenſowol der motus peristalticus beſchleunigt, als die Abſonderung im Darmkanal vermehrt iſt, ſo werden auch nicht allein die eingeführten und nun im Darme enthaltenen Stoffe, ſondern auch die in denſelben abgeſchiedenen Säfte mit ausgeführt. Der Durchfall kommt ebenſowol als eine ſelbſtändige Krankheit für ſich, als in Verbindung mit andern Krankheiten, deren Symptom er alsdann iſt, vor. Es laſſen ſich daher die verſchiedenen Arten von diarrhoea nach Verſchiedenheit der Geſichtspunkte folgendermaßen beſtimmen:

1) Nach ſeiner Entſtehung kann man unterſcheiden den idiopathiſchen, d. h. den durch unmittelbare ſchädliche Einwirkungen entſtehenden und den ſymptomatiſchen, d. i. denjenigen, der ſich als einzelne Erſcheinung zu andern Krankheiten hinzugeſellt. Der erſtere bildet ein ſelbſtändiges Leiden des Darmkanals, der letztere beſteht nur, inſofern die ihn veranlaſſende Hauptkrankheit fortdauert, mit der er in einem urſächlichen Verhältniß ſteht. Der idiopathiſche kann aber ebenſowol durch äußerlich zugeführte, regelwidrige Reize entſtehen, als durch Ablagerungen von Säften in dem Darmkanale bedingt ſeyn. Auf die erſtere Weiſe entſteht die diarrhoea crapulosa, welche bei Überempfindlichkeit des Magens und Darmkanals in Lienterie, Diarrhoea lienterica, ausartet; ferner die diarrhoea drastica, welche von ſcharfen Purganzen; die diarrhoea a venenis, welche von Giften; die diarrhoea mercurialis, welche vom Gebrauche des Queckſilbers hervorgerufen wird. Der letztere Umſtand iſt es, welcher die diarrhoea biliosa oder polycholica bedingt, welche der Ablagerung von Galle im Darmkanale folgt; die diarrhoea mucosa, welche vom Schleim; die diarrhoea caeliaca, welche von einer Milch- oder Chylus-ähnlichen Flüſſigkeit; die diarrhoea hepatica, welche von einer ſehr dünnen, blutähnlichen Materie; die diarrhoea cruenta, welche von abgelagertem Blute; die diarrhoea verminosa, welche von Würmern im Darmkanale bedingt und unterhalten wird. — Der ſymptomatiſche Durchfall entſteht entweder als eine Folgekrankheit irgend eines organiſchen Leidens des Darmkanals, z. B. bei Stricturen, Geſchwüren, krebshaften Desorganiſationen u. ſ. w.; oder als Zeichen einer allgemeinen Auflöſung der Säfte und Neigung zur Verflüſſigung (diarrhoea colliquativa); oder vermöge des Wechſelverhältniſſes des Darmkanals zu den übrigen Organen des Körpers, auf conſenſuelle oder antagoniſtiſche Weiſe. Conſenſuell iſt der Durchfall bei manchen Krankheiten, beſonders chroniſchen des Gehirns; ferner bei Ausſchlägen der Haut und bei manchen Lungenleiden; antagoniſtiſch, und gleichſam als vikarirende Thätigkeit, nach Unterdrückung anderer Abſonderungen, namentlich

nach Erkältungen der Haut (diarrhoea catarrhalis und rheumatica) und bei kleinen Kindern bisweilen nach Hemmung der Urinausſonderung (diarrhoea urinalis). Ferner gehört diejenige Art von wäſſerigem Durchfall hieher, welche nach bedeutenden Verbrennungen der äußeren Haut um die Zeit zu erfolgen pflegt, wo die bisher eine profuſe Eiterabſonderung unterhaltenden Hautwunden zur Vernarbung ſchreiten. — Auch kann man hinſichtlich der veranlaſſenden Urſache den unabſichtlich entſtandenen, natürlichen und den abſichtlich durch die Kunſt herbeigeführten unterſcheiden.

2) Nach ſeiner Verbindung mit andern Krankheiten läßt ſich der fieberloſe und fieberhafte (diarrhoea febrilis und asebrilis), der mit oder ohne Leibſchmerz und Flatulenz beſtehende Durchfall, der mit Erbrechen verbundene (diarrhoea cholerica), der mit Hämorrhoidalleiden verknüpfte Durchfall (diarrhoea haemorrhoidalis, sanguinea oder mucosa) und viele Arten des ſymptomatiſchen Durchfalls unterſcheiden.

3) Nach dem Einfluſſe, den er auf den Körper ausübt, kann man unterſcheiden den heilſamen Durchfall (diarrhoea salutaris), zu welchem die meiſten idiopathiſchen gehören, inſofern ſie die Krankheitsurſache entfernen, ebenſo wie den kritiſchen [diarrhoea critica] [1]), durch welchen allgemeine Krankheiten auf eine günſtige Weiſe zur Entſcheidung kommen, und den ſchädlichen (diarrhoea symptomatica, perniciosa), als deren verderblichſte wir die colliquativen nennen.

4) Nach der Beſchaffenheit der Excreta. Maſon Good unterſcheidet hienach 8 Arten (diarrhoea fusa, biliosa, mucosa, chylosa, lienteria, serosa, tubularis, gypsata). Es ſind aber deren bei weitem mehr, nämlich: 1) Koth (diarrhoea stercoracea); 2) unverdaute Nahrungsmittel (d. crapulosa); 3) gehackte Milch, käſe- und talgartige Maſſen, fettige und ölige Stoffe (Froriep's Notizen ꝛc. Apr. 1833. No. 756. [No. 16. des XXXVI. Bds.] S. 253 folg.); 4) heftig wirkende Arzneien und Gifte (d. drastica); 5) regelwidrige Magen- und Darmſäfte und Schleim, welche bald dünn wie Waſſer, bald dicker, bald hell, bald undurchſichtig, dem Reiswaſſer ähnlich oder flockig iſt, wie bei der Cholera orientalis; 6) Melanoſe, eine grauſchwarze, ſchieferfarbige Subſtanz, bei Krankheiten der Schleimhaut und bei dem Krebs des Magens und Maſtdarms; 7) Galle und pankreatiſcher Saft; 8) plaſtiſche Lymphe in Membranen, Röhren oder Fleiſchklumpen; 9) milchähnliche Materie, beim fluxus coeliacus; 10) blutwaſſerähnliche Flüſſigkeit, beim fluxus hepaticus; 11) Blut, bei d. haemorrhoidalis, in Streifen oder rein; 12) Eiter und Jauche (d. saniosa, ichorosa), oder chokoladeförmige Maſſe bei Geſchwüren und Krebs; 13) Würmer; 14) Gallen-, Darm- und ſelbſt Nierenſteine, ſobald ſich Fiſteln bildeten; 15) verſchluckte mechaniſche Schädlichkeiten aller Art, als Münzen, Nadeln, Kirſchkerne, kleine Thiere, Blutegel, Fröſche, Eidechſen, eine Maus (in Hufeland's Journal 1833. St. 2. S. 130.); 16) Urin bei diarrh. urinal. infantum oder bei Maſtdarmfiſteln; 17) Gasarten bei d. flatulenta.

5) Nach der Art des Verlaufes theilt man ſie in diarrhoea acuta und chronica. Dieſer Unterſchied iſt für die Praxis am wichtigſten, inſofern die Schnelligkeit des Verlaufes mit der Heftigkeit der Erſcheinungen, ſowie der Intenſität der veranlaſſenden Urſache, mit dem Stande der Lebenskräfte (dem dynamiſchen Charakter) und der Conſtitution des Leibes in der engſten Verbindung zu ſtehen pflegt. Wir benutzen dieſe daher als die Hauptabtheilung.

1. Die akute Diarrhöe. Dieſe iſt bald mehr, bald weniger heftig. In demſelben Maße iſt ſie bald mit kürzern, bald mit längern Vorboten verbunden, als da ſind: Mattigkeit, Übelbefinden, Mangel oder doch Verminderung des Appetits, belegte Zunge, unangenehme Gefühle und undeutliche Schmerzen im Unterleibe, Druck in der Herzgrube, Spannung des Leibes, Trägheit des Stuhles, dann läſtige Bewegungen, Kollern und Poltern im Darmkanal. Hierauf folgen einige nicht zu häufige breiige Ausleerungen von gelblichem oder bräunlichem Koth, ohne Leibſchmerz und heftigern Stuhlzwang. Dieſe wiederholen ſich dann noch einige Male binnen wenigen Stunden oder einem bis drei Tagen, wodurch die meiſt im Darmkanal enthaltenen Urſachen ausgeſchieden werden. — In andern Fällen iſt die Diarrhöe bei weitem heftiger, die Vorboten ſtärker und weniger lang dauernd oder ganz fehlend. Dann tritt die Entleerung ohne bemerkbare Veranlaſſung mit großer Spannung, Schmerz und Hitze im Unterleibe, mit gänzlichem Mangel an Appetit, Ekel vor Speiſen und Neigung zum Erbrechen auf einmal ein. Dieſe iſt ſehr ſtürmiſch, erfolgt ohne Anſtrengung, oft unwillkürlich, oder trotz der abſichtlichſten Anſtrengung, ſie zurückzuhalten, unter beſtändigem Drängen und Preſſen im After (Tenesmus), wozu ſich bei längerer Dauer noch Hitze und Brennen, bei Kindern Excoriationen und Vorfall des Maſtdarms geſellen, und mit flüchtigen bald ſchwachen, bald plötzlich ſehr heftigen Schmerzen und Stichen im ganzen Unterleibe, welche zugleich mit den Borborygmen und den auszuleerenden Stoffen dem Laufe des Darmkanals bis zum After folgen und ſo die Entleerungen vorher verkündigen. Während derſelben fühlt ſich der Kranke ſehr matt und übel, verzieht das Geſicht ſchmerzhaft, hat einen trüben, ängſtlichen Blick, krümmt ſich und drückt ſich den Unterleib mit beiden Händen, bedeckt ihn mit etwas Warmen, weil dies ihm einige Linderung gibt, bekommt kalten Schweiß, Ekel und ſelbſt Ohnmachten. Dabei iſt die Haut trocken und ſchlaff, der Urin ſparſam und ſaturirt. Geſchwüre, Fontanelle und Zugpflaſter vertrocknen oder vernarben, Hautausſchläge verſchwinden, oft nicht ohne Gefahr. Zugleich fiebern die Kranken. Jede Ausleerung bringt ein vorübergehendes Gefühl von Wohlbefinden hervor durch Nachlaß des Krampfes, der Schmerzen, der Spannung des Unterleibes und

1) *Fr. Hofmann* de diarrh. in febrib. malignis aliisq. morb. acut. salutari. Halae 1700. 4. in Opp. omn. phys.-med. Genev. 1758. Suppl. II. P. 2. p. 49. *Juch* de diarrh. in morb. acut. salutaribus. Erf. 1756. 4. *Europaeus* de valore critico diarrh. Halae 1795.

der herumziehenden Borborygmen. Aber nach kurzer Ruhe erneuern sich die Anfälle, und die Stuhlentleerung kehrt wieder. Diese sind hier meist dünnflüssiger, bloß im Anfange breiig und stinkend, dann schmierig und wässerig, fad riechend und nur aus Serum und Schleim, gelblicher oder grüner Galle und etwas Blut bestehend; oft schaumig wegen des Gehaltes an Gasarten. Sie wiederholen sich sehr häufig, 15 bis 20 Mal täglich. Unter diesen Umständen werden die Kranken immer sehr schnell schwach und hinfällig, die Füße sehr matt, so daß sie bald nicht das Zimmer und bald auch das Bett nicht verlassen können; die Haut sehr empfindlich gegen die Kälte. Besonders wird das Gesicht blaß und kalt, schmutzig gefärbt, eingefallen; die Backenknochen stehen hervor; die Augen liegen tief, sind verstört, haben blaue Ringe; die Lippen sind trocken, spröde, entfärbt; die Haare fallen aus. Die Kranken sind ohne Muth, äußerst erschöpft, marastisch, haben Neigung zu Ohnmachten, bekommen Ödem der Füße, hektisches Fieber. Oder es bildet sich an irgend einer Stelle des Darmkanals eine Entzündung (Enteritis) aus, welche schnell in Brand übergeht und den Kranken tödtet.

Die Dauer dieser akuten Diarrhöe ist daher verschieden von einem bis zu acht Tagen. Häufig ist sie nur vorübergehend; in andern Fällen wird sie chronisch. Die, welche mit Entzündung verbunden ist, hat dann auch ihre Exakubationen und Remissionen und durchläuft mit jenen ein Stadium der Zunahme, der Höhe und der Abnahme. Der Ausgang ist nur in besondern Fällen ungünstig. Die Vorhersagung aber, besonders bei Kindern und alten Leuten, bei denen, die sehr schnell kraftlos werden, und wo die Diarrhöe sehr heftig, reichlich und wässerig erfolgt, vorsichtig zu stellen. Die Diarrhöe nimt nach und nach ab, kommt immer seltner, das Ausgeleerte wird immer konsistenter, das Leibweh bleibt weg, Schmerz, Spannung und Fieber verlieren sich. Die Haut und die Harnwerkzeuge sondern dann reichlicher ab. Besonders leicht aber entstehen bei den geringsten Diätfehlern Rückfälle, welche oft noch heftiger und schwerer zu heben sind, als die erste Krankheit. Ist sie kritisch, so erleichtert sie den Kranken, entleert die angesammelten Massen, stimmt die übermäßige Thätigkeit des Blutgefäßsystems herab und entscheidet Nervenfieber, Hautausschläge u. s. w. auf eine günstige Weise. Bisweilen aber geht sie, besonders bei günstigen epidemischen Konstitutionen, in Ruhr über, oder es gesellen sich Entzündungen zu ihr, und dann kann sie auf die angegebene Weise den Tod nach sich ziehen.

Die Öffnung des Leichnams zeigt alsdann die Schleimhaut des Darmkanals an verschiedenen Stellen gleichmäßig oder ungleichmäßig geröthet, mit größerer oder geringerer Intensität der Färbung. Indessen ist zu bemerken, daß, obwol die Röthe das konstanteste Zeichen der Entzündung der Schleimadern ist, dennoch dieselbe auch die Folge seyn kann einer rein mechanischen Injektion, in allen denjenigen Fällen nämlich, wo Störungen in der Circulation des Blutes und namentlich im rechten Herzen Statt finden (Yelloly in den med. chir. transact. of London. Vol. IV. p. 371 — 425.), oder Umstände eintreten, welche das Verweilen des Blutes durch Hinderung des Rückflusses beförderten (s. Meckels Anatomie. Bd. 4. S. 326.). — Außerdem findet man einzelne Stellen, aber selten beträchtlich, verdickt und den Durchmesser der Därme bisweilen verändert und namentlich verengert. In andern Fällen ist die Schleimhaut erweicht zu gallertartiger Masse (Gastromalacia), so daß man dieselbe mit dem Stiele des Scalpells leicht hinwegschaben kann, oder der Magen bei der bloßen Berührung ein Loch bekommt. Manchmal zeigen sich Blätterchen oder Bläschen auf der Schleimhaut. Außerdem enthält der Darm verschieden gefärbten und modificirten Schleim, oder Ausschwitzungen von plastischer Lymphe in Flocken oder Membranen.

Besonders aber sind hinsichtlich ihrer Entstehung, ihres Verlaufes, ihrer Erscheinungen und ihrer Behandlung folgende Arten der akuten Diarrhöe zu unterscheiden:

1) Diarrhoea stercoralis s. saburralis s. crapulosa, der kothige Durchfall. Nach Überladung des Magens, oder dem Genuß schwerverdaulicher, fettiger, mehliger, zäher Speisen, oder bei Leuten, welche viel zu essen pflegen und an Verstopfung leiden, entsteht ohne vorhergegangene Zeichen oder mit Erscheinungen der Turgescenz nach oben oder unten, unangenehmem Geschmacke im Munde, übelriechendem oder saurem Aufstoßen, belegter Zunge, Absonderung zähen Speichels, Ekel, Druck in der Magengegend, Spannung des Unterleibes, Poltern in den Gedärmen und Abgang stinkender Blähungen, — ein anfänglich harter, immer weicher werdender profuser und stinkender Durchfall. Die Entleerung wiederholt sich nur einige Male mit jedesmaliger Erleichterung des Kranken, ohne besonderen Stuhlzwang und ohne heftige Leibschmerzen. — Die Prognose ist hiebei günstig, insofern die Krankheit nur so lange dauert, als die Ursache fortwirkt, und nach Entfernung derselben die Gesundheit von selbst wiederkehrt. — Kommt man daher zeitig dazu in den Fällen, wo die im Magen angehäuften Sordes nach oben turgesciren, so gibt man ein Brechmittel, oder reizt den Schlund mit einer in Öl getauchten Federspitze; — ist aber bereits Durchfall eingetreten, so ist es besser, denselben auf gelinde Weise zu befördern, nach Berends durch eine Unze Oleum lini mit ein paar Tropfen Ol. anisi, oder durch Neutralsalze mit Zusatz von etwas Rheum, wobei man den Kranken hungern und nur etwas Brod-, Gersten- oder Tamarindenabkochung genießen läßt. Zur Nachkur ist die Anwendung der bittern und gelind aromatischen Extrakte von schnellem Nutzen.

2) Diarrhoea biliosa [2]), der gallige Durchfall, entsteht als Folge einer profusen Gallenabsonderung und Ablagerung nach dem Darmkanal, bei robusten Menschen mit cholerischem Temperament, heftigen Gemüthsaffekten, besonders Zorn, im Sommer und Herbst, besonders bei kühlen Nächten und Einwirkung specifischer Gallenreize. Er ist entweder die Folge einer Polycholie, oder einer Leberentzündung, oder geht doch leicht in diese

2) *Goschwitz* diss. de diarrhoea biliosa. Halae 1729. 4.

und in Unterleibsentzündung mit entzündlichem Fieber über. Oft ist er mit Ruhr verbunden. Der Kranke hat meistens längere Vorboten, ein gelbliches, ikterisches Ansehn, besonders im Auge; bittern Geschmack, gelbbelegte Zunge, Ekel, Mangel an Appetit, Durst besonders nach saurem Getränk, Kopfschmerz in der Stirn, Angst und Druck in der Magengegend, heftige Leibschmerzen, welche gern nach dem Rücken hinziehen, dunkelgelben oder safranfarbigen, trüben Urin. Die Ausleerungen erfolgen sehr heftig, mit Stuhlzwang und Brennen im After. — Diese Diarrhöe ist meist von kurzer Dauer und oft als kritisch anzusehen. Daher darf die Behandlung auch nie dahin gehen, sie zu unterdrücken, sondern nur darauf abzwecken, die Entleerung der turgescirenden Galle auf die bequemste Weise zu beschleunigen. Daher ist auch hier im Anfange oft ein Brechmittel von großem Nutzen, bisweilen auch noch später, wo trotz des Durchfalls gallige Stoffe im Magen abgelagert, sich durch die Zeichen der Turgescenz nach oben verrathen. Dann aber zieht man besonders die Ipecacuanha dem Tart. stibiat. vor, welcher den Durchfall nur noch vermehren würde. In den meisten Fällen kann man sich bei schon eingetretenem heftigen Durchfall mit großem Nutzen des Succus citri recens oder des Essigs bedienen, welche auf specifische Weise die Leibschmerzen mindern (besonders in Verbindung mit reinem Syrup und etwas Mandelöl). Ebenso Magnesia carbon. und Tartar. depurat., in Verbindung mit einem Klystire von Kamillenthee und warmen Umschlägen auf den Unterleib. Sollte sich Leberentzündung hinzugesellen, so sind Blutegel und der innere Gebrauch des Kalomels und der Neutralsalze von Nutzen. Bei längerer Dauer sind schleimige Mittel in Gebrauch zu ziehen.

3) Diarrhoea mucosa, **der schleimige Durchfall**, welcher besonders oft und leicht bei schwammigen, torpid-scrophulösen Subjekten entsteht, verhält sich ganz analog den Katarrhen anderer Schleimhäute (daher auch Catarrhus ventriculi et intestinorum genannt). Die Schleimhaut sondert hier zu stark ab, und dies bedingt eine Beschleunigung des motus peristalticus, wodurch der angehäufte Schleim entleert wird. Nach längeren oder kürzeren Vorboten schwillt der Leib etwas auf, ist gesperrt und schmerzhaft. Der Kranke hat drückende Empfindung im Magen, Aufstoßen, faden Geschmack im Munde, Mangel an Appetit, weißbelegte, schleimige Zunge. Häufig gehen Blähungen ab bei anfänglich verhaltenem Stuhl. Dann werden die Ausleerungen aber immer häufiger, dünnflüssiger, profuser, scharf und wässerig, später schleimig. Der Schleim ist durchsichtig und klebrig, wie Gallerte, auf dem Grunde des Gefäßes zitternd, ohne besondern Geruch, verschieden gefärbt, gegen Ende undurchsichtig. Die Entleerungen erfolgen mehr oder weniger häufig, mit oder ohne Schmerzen im After. Dergleichen Diarrhöen dauern besonders in kalten und feuchten Jahreszeiten lange und wechseln oft mit Verstopfung ab. — Auch hier sind anfänglich die Neutralsalze nebst dem Kalomel nützlich; späterhin das Rheum in kleinen Gaben, aromatische und bittere Mittel. S. Diarrhoea habitualis.

4) Diarrhoea serosa, **der wässerige Durchfall**, ist meist die Folge von Unterdrückung der Hautthätigkeit (daher auch diarrhoea catarrhalis oder rheumatica genannt). Oft ist sie epidemisch. Sie entsteht meist plötzlich, besonders nach Erkältung der Füße, im Frühjahre und bei naßkaltem Wetter; oder es gehen katarrhalische Zahnschmerzen, Schnupfen oder Husten vorher, welche beim Eintrit der Diarrhöe verschwinden. Der Kranke hat Leibweh, bekommt Abgang von Blähungen und mit diesen dann auf einmal eine stürmische Entleerung von wässeriger, dünner, ungefärbter Flüssigkeit unter bedeutendem Brennen im After. Dabei ist die Haut trocken, der Durst vermehrt, der Urin sparsam; zugleich oft Gliederreißen, gelindes Fieber mit Fröstеln und abwechselnder flüchtiger Hitze und unordentlichen Anfällen vorhanden. Wenige Stunden oder Tage reichen hin, um den Kranken äußerst matt zu machen und auffallende Magerkeit herbeizuführen. Sie gleicht sehr einer **Dysenterie**, und Willis beschrieb eine solche Dysenteria serosa, welche zu London im J. 1670 epidemisch, als Folge von Diätfehlern und besonders des übermäßigen Genusses von Obst, herrschte. Auch Morgagni litt an einer solchen. Außerdem erscheinen aber sehr wässerige Diarrhöen bisweilen bei Ausleerungen irgendwo abgelagerten Wassers. In diesem Falle sind sie kritisch und nicht zu unterdrücken, so lange sie dem Kranken von Nutzen sind. In den erstern Fällen jedoch erfodern sie, nach Beseitigung der etwa veranlassenden Ursachen, namentlich nach Wiederherstellung der Hautthätigkeit durch Bäder, äußere Hautreize und den innerlichen Gebrauch von Fliederthee und Salmiak, Kampher und pulv. Doveri, die schleunige Unterdrückung, wenn diese durch die angegebenen Mittel nicht schon von selbst erfolgt. Dazu dienen besonders schleimige Getränke und Klystire und der innerliche Gebrauch der Ipecacuanha in kleinen Dosen und des Opiums. Das Leibweh mindert sich durch Warmhalten des Unterleibes oder Einreibungen flüchtiger Salbe, oder auch nach Auflegen eines Zugpflasters.

5) Diarrhoea cholerica. Mit diesem Namen bezeichnete man zur Zeit der (bei uns in den Jahren 1831 und 1832) epidemisch herrschenden Cholera orientalis, eine sehr akute und schnell erschöpfende, eigenthümliche Diarrhöe (s. Casper, die Behandlung der Cholera durch Anwendung der Kälte. Berlin 1832. S. 42.). Ohne lange Vorboten und oft ohne bekannte Ursache sahen sich meistens die Kranken, wie unter andern der Verfasser dieses, genöthigt, zu Stuhle zu gehen, wo äußerst stürmisch, ohne alle Anstrengung, anfänglich breiartige, kothige, gewöhnlich riechende Absonderungen erfolgten. Diese wiederholten sich aber sehr bald, wurden immer dünner und dickem, trübem Lehmwasser ähnlich, und verloren immer mehr den eigenthümlichen Kothgeruch. Der Bauch blieb dabei weich, nicht gespannt, schmerzlos und war nur selten zusammengefallen; die Zunge wurde nur wenig belegt, der Appetit nicht eben vermindert, sondern mehr aus Furcht neuer Entleerungen zurückgehalten; der Durst war vermehrt, die Haut warm, aber zusammengefallen und trocken, die Absonderung des Urins nicht un-

terbrochen. Mitunter stellten sich zusammenziehende Schmerzen in den Lendengegenden und den untern Extremitäten ein. Charakteristisch war besonders das längere Stehenbleiben gebildeter Hautfalten wegen Mangels an Elasticität derselben, sowie der Umstand, daß sich selbst in diesen leichtern Graden der Krankheit ein merkwürdiger Collapsus des Gesichts sehr bald zeigte, namentlich aber eine kachektische Blässe oder schmutzige Färbung der Haut, ein Zusammenfallen der Wangen, Zurücksinken der Augen in die Orbita, woher schnell blaue Ringe um den ganzen Bulbus entstanden, Trockenheit der Lippen, große Mattigkeit und Abgeschlagenheit u. s. w. Das Gefäßsystem war wenig aufgeregt, Erbrechen unwesentlich, fand sich aber meistens ein, wenn die Krankheit in die stärkern Formen der Cholera überging. Ebenso nahmen alsdann auch die Darmausleerungen die charakteristische Beschaffenheit derselben an. Überhaupt aber war die Krankheit in wenigen Tagen (1 bis 3) entschieden; die Darmausleerungen wurden immer seltner und zuletzt wieder breiig und kothig. Dabei fing die Haut an wieder zu dunsten und zu schwitzen. Der Schweiß war, wie bei dem Verfasser dies. Art., dick und klebrig, allgemein und bisweilen mehre Male wiederholt. Dann blieben, außer der Mattigkeit und dem etwas collabirten Gesicht, keine andern Folgen zurück. Die Behandlung mußte stets mit Rücksicht auf die Constitution des Subjekts eine diaphoretische seyn. Oft erwies sich ein Brechmittel aus Ipec., im Anfange gereicht, sehr hilfreich. Außerdem erhielten die Kranken, außer einem äußerlichen gehörigen diaph. Verhalten, innerlich Ammon. muriat., Spir. Minder., des Abends ein Pulv. Doveri mit oder ohne Camphor., Infus. von Sambuc., Chamom., Arnica u. s. w. S. Cholera.

II. Die chronische Diarrhöe. Diese entwickelt sich immer nur allmälig entweder aus der akuten oder aus andern Krankheitszuständen, mit langer Dauer der Vorboten: als Mangel an Appetit oder Gefräßigkeit, nicht gehörigem Geschmack im Munde, belegter Zunge, Trockniß oder Schlaffheit der Haut, allmäligem Collapsus und Blässe des Gesichts und allgemeiner Mattigkeit. Dann entstehen dumpfe, nicht anhaltende Schmerzen und Spannung im Unterleibe und einige der Zahl und der Beschaffenheit nach verschiedene Stuhlausleerungen. Wird diese Diarrhöe heftiger, so kommt der Trieb zur Entleerung häufiger, und das Ausgeleerte ist breiig, schleimig, eiterig, wässerig, jauchig u. s. f. Der Schmerz ist fortwährend und oft an einer bestimmten Stelle fixirt (wegen der Desorganisationen, Geschwüre, Strikturen, Krebs); der Kranke fällt immer mehr zusammen, wird täglich schwächer, die Haut immer trockner und spröder, erdfahl, schmutziggelb, manchmal sehr heiß, und es finden sich besonders nach dem Essen und gegen Abend deutliche Exacerbationen eines hektischen Fiebers ein, welches in Verbindung mit jenen die Diarrhöe veranlassenden Krankheiten am Ende den Tod herbeiführt. — Diese chronischen Durchfälle im Allgemeinen sind nicht zu jeder Zeit noch rücksichtlich der Zahl der Entleerungen immer gleich, und es hängt dies namentlich sehr von dem Verhalten des Kranken, seiner Diät und seinem Regimen, sowie von der Jahreszeit, Witterung und andern zufälligen Einflüssen ab. Manche sind besonders am Tage, andere des Nachts, andere wieder zu bestimmten Stunden, nach dem Essen u. s. w. heftig. Merkwürdig ist die intermittirende Diarrhöe, deren Peter Frank (Epitome Vol. V. P. 2. p. 464.) bei einem alten 80jährigen Manne Erwähnung thut, und die er mit China und Opium glücklich beseitigte. Besonders hat man von der chronischen Diarrhöe zu unterscheiden

1) Diarrhoea coeliaca, lactea s. chylosa, fluxus coeliacus, fluor albus intestini recti, die Milchruhr [3]) (weil man den Abgang für wirklichen Chylus, bewirkt durch eine rückgängige Bewegung, oder durch Verstopfung der Milchgefäße hielt, da er vielmehr nichts anderes ist, als eine normale Schleimabsonderung des Darmkanals). Es entsteht hiebei plötzlicher Drang zum Stuhlgange, welcher häufiger oder seltner wiederkehrt, und es erfolgen ohne Leibweh, aber mit Brennen im After und oft sehr plötzlichem Stuhlgange geringe Ausleerungen von weißlicher oder gelblicher, Rahm- oder Eiterähnlicher, schleimiger oder Chylus-ähnlicher, bisweilen mit Blut vermischter Materie mit eigenthümlich stinkendem Geruche. Dabei hat der Kranke außerdem seinen täglichen, gewöhnlichen Stuhlgang des Morgens, selten nur vermischt er sich mit jenem Schleim und bildet einen mehr oder weniger dünnen Brei. Der Kranke hat hiebei seinen gewöhnlichen Appetit, wird aber blaß und mager, matt und kachektisch, am Ende hektisch und wassersüchtig. Die Krankheit ist bisweilen remittirend, oder auch intermittirend. — Man hat diese sehr seltene Krankheit besonders von andern symptomatischen Diarrhöen zu unterscheiden, wobei man namentlich auf die veranlassende Ursache Rücksicht zu nehmen hat. Als solche gibt man an: die Reizung des Mastdarms durch Askariden, oder Hämorrhoidalcongestionen, zurückgetretene Hautausschläge und Rheumatismen; ferner Desorganisationen der Leber, der Milz und der Gekrösdrüsen. — Die Vorhersagung kann dem Gesagten zufolge immer nur schlimm seyn. — Die Behandlung wird zunächst gegen die veranlassenden Ursachen gerichtet und demnach eine sehr verschiedene seyn müssen. Außerdem sind innerlich die Ipecac. in kleinern Gaben, das Kalkwasser und das isländische Moos empfohlen; bei längerer Dauer die natürlichen Balsame, das Terpentinöl, nebst Einreibungen flüchtiger Linimente und Zugpflastern auf Kreuzbein und Unterleib. Örtlich werden besonders Klystire von Nutzen seyn, zu welchen Richter (Spec. Therapie. Bd. IV. S. 151.) besonders die von Kalkwasser mit einem Gran Sublimat auf jede Unze mit der Vorsicht empfiehlt, die Kanäle der Spritze nicht zu hoch einzubringen.

2) Diarrhoea hepatica, fluxus hepaticus, der Leberfluß (so genannt, weil man sonst den Ausfluß für Eiter hielt, der aus einem in den Darm geplatzten Leber-

3) *Vogel* diss. fluxus coeliaci germina ratio et curatio. 1780. — *Fliess* Commentatio de morbo coeliaco. Halae 1791. — Richter med. chirurg. Bemerkungen Bd. 1. S. 70. — Reils Fieberlehre. Bd. 3. S. 586 fg. — *Selle* med. clinic. p. 508.

abscess komme, während man gegenwärtig ihn für eine modifizirte blutige Absonderung im Darmkanal derjenigen Personen hält, welche an chronischen Congestionen leiden [4]). Er erfolgt ohne besondere Schmerzen im Unterleibe, der nur hie und da gegen die äußere Berührung etwas empfindlich ist. Ebenso wenig ist Stuhlzwang vorhanden. Die Ausleerung wiederholt sich täglich 2 bis 3 Mal; das Ausgeleerte ist dem Wasser ähnlich, worin frisches, blutiges Fleisch abgewaschen wurde (Lotura carnis), bisweilen mit Eiter, Jauche, Blut- und Fleischklumpen vermischt. Auch hiebei werden die Kranken abgezehrt, entfärbt, kachektisch, bekommen einen drückenden Schmerz in der Gegend des Magens, großen Durst, Auftreibung des Unterleibes, werden zuletzt wassersüchtig, bekommen Zehrfieber und sterben. Einmal war er intermittirend und mit Fieber verbunden. Bei den Negern auf Antigua soll er einheimisch seyn. — Die Unterscheidung von ähnlichen Zufällen ist oft schwer; namentlich vom Abgange wirklichen Lebereiters, welches jedoch mehr bräunlich und den Bierhefen ähnlich ist; von dem ähnlichen Ausflusse bei Mastdarmfisteln; von dem, welcher nach Ruhren zurückbleiben und dem, welcher mit Hämorrhoiden wechseln soll. — Die Prognose kann nur um so schlimmer seyn, als die Krankheit, namentlich bei alten Leuten, welche an Gelbsucht, Hämorrhoiden, Wassersucht, Melancholie leiden, vorzukommen pflegt. — Die Behandlung würde nach Entfernung der noch gegenwärtigen Krankheitsursachen sich besonders auf diätetisches Verhalten, gehörige Bewegung und äußere Mittel zu beschränken haben, da innere und besonders die adstringirenden theils nichts nutzen, theils sogar Schaden bringen.

3) Diarrhoea habitualis [5]), der habituelle Durchfall, ist derjenige, der durch lange Dauer der Krankheit dem Kranken zur Gewohnheit geworden ist. Es erfolgen täglich, meist nach dem Essen, zuweilen nur des Nachts (diarrh. nocturna), und dann selbst unwillkürlich und ohne Wissen des Kranken, 3 bis 4 Stuhlentleerungen, ohne sonstige bedeutende Beschwerden. Oft ist er die Folge eines akuten, oft remittirend oder auch intermittirend, meist hartnäckig. Zuletzt leidet die Ernährung, es erfolgt Abmagerung, Wassersucht, Zehrfieber und Tod. In vielen Fällen ist er aber nichts als ein durch äußere Veranlassungen immer wieder aufs neue erzeugter akuter Durchfall und von geringerer Bedeutung; daher auch das Remittirende desselben. Er entsteht durch häufige Diätfehler, ungewohntes Bier oder Wasser (besonders in großen Städten bei den Fremden), oder durch häufig wiederholte kleine Erkältungen, oder durch Fehler in der Lymphbereitung, und rheumatische, venerische, krätzige Metastasen u. s. w. — Daher ist zur Heilung vor Allem eine gehörige Lebensordnung, warme Bekleidung, besonders des Unterleibes (mit Bauchbinden, langen Frieß-jacken u. s. w.) und der Füße, der Gebrauch warmer Bäder u. s. f. nothwendig. Dauert er dennoch fort, so liegt ihm entweder übergroße Reizbarkeit des Darmkanals zum Grunde, welche sich durch Empfindlichkeit des Bauches, kolikartige Schmerzen, bisweilen durch blutige Ausleerungen beurkundet, oder es ist Erschlaffung und torpide Schwäche desselben die bedingende Ursache, und die Ausleerungen sind schleimig und die Kranken ohne Schmerz. Ersteres hat namentlich bei empfindlichen, reizbaren Kranken, Weibern und Kindern, Statt, letzteres findet sich bei phlegmatischen, Männern und alten Personen. Zur Heilung jenes erethischen Durchfalles passen besonders schleimige, innere Arzneien und Klystire (die ersteren vorzüglich mit absorbirenden Enden); namentlich aber die Ipecacuanha in kleinen Gaben, und bei langer Dauer die Nux vomica und das plumbum aceticum. Auch kann man noch äußerlich aromatische Umschläge, Einreibungen und Pflaster auf den Unterleib in Anwendung setzen. — Bei dem torpiden asthenischen Durchfall hingegen sind gewürzhafte, bittere und adstringirende Mittel mit Dreistigkeit anzuwenden, namentlich Columbo, Rheum, Gummi Kino, Catechu, Alaun, Lignum campechianum, Ferrum sulphuricum, cortex Cascarillae, Angusturae, fabae Pichurim, cortex Chinae, nucum Juglandis, Gummi Myrrhae u. s. w. mit gewürzhaften Mitteln verbunden.

Hieher gehört noch die diarrhoea lienterica, dyspeptica, indigestorum, Lienteria, Magenruhr, ein Durchfall, der bei übergroßer Empfindlichkeit des Magens, besonders bei Männern vorkommt, wobei die Nahrungsmittel halb oder gar nicht verdaut, meist ohne Leibschmerzen abgehen. Es entsteht nach dem Genuß Übelkeit und Druck im Magen, Poltern im Leibe und dann eine sehr schnelle Entleerung. Dabei ist meist Mangel an Appetit, im Anfange Gefräßigkeit und großer Durst zugegen. Die nächste Ursache desselben ist offenbar eine übermäßig beschleunigte Darmbewegung, nach Rupsch Beobachtungen bisweilen Erweiterung des Pylorus. Als veranlassende Ursachen nennt man chronische Entzündungen und Blennorrhöen des Darmkanals, Wurm- und Hämorrhoidalreiz, Metastasen chronischer Hautausschläge, anomale Gicht und chronisch gewordene Dysenterie. Bisweilen sah man sie intermittirend; ist sie aber anhaltend, so entstehen mit der Störung der Verdauung und Ernährung des ganzen Körpers, Wassersucht und Marasmus, Gelbsucht und Aphthen im Munde. — Nach Beseitigung der genannten Ursachen und Anordnung einer ganz milden, schleimigen Diät, hat man den Kranken vor aller Erkältung durch das Tragen von warmen Strümpfen und Bauchbinden zu schützen. Es ist gut, die letztern etwas stark anzuziehen, den Leib außerdem mit aromatischen Pflastern zu bedecken und balsamisch ölige, reizende Einreibungen in das Rückgrat zu machen. Zum innerlichen Gebrauche dienen außer den bei der erethischen Form des habituellen Durchfalls genannten Mitteln besonders noch aqua leucocerasi, hyoscyamus und Opium.

4) Diarrhoea colliquativa [6]), eine sehr erschöpfen-

4) Richter med. chir. Bemerk. Bd. 1. S. 144. 5) *J. Juncker* de diarrhoea plurium annorum. Halae 1745. 4.

6) *Conr. Vict. Schneider* de fluxu alvi colliquativo, qui febri est consectarius. Witeberg. 1641.

de Diarrhöe mit profusen Ausleerungen, welche sich nur zu Ende der auszehrenden oder fauligen Fieber, meist mit noch andern sehr reichlichen Aussonderungen zeigt. Sie erfolgt meistens ohne große Schmerzen, mit etwas aufgetriebenem Unterleibe, bei Hektischen besonders mit Schmerzen in der Gegend des Corcum, indem sich hier Darmgeschwüre auszubilden anfangen. Die Ausleerungen sind theils kothig, theils schleimig, breiig oder wässerig, bei Faulfiebern oft blutig und äußerst stinkend. Die Kranken werden dadurch immer mehr geschwächt, so daß sie das Bett nicht verlassen können; bekommen Ödeme der Füße, unwillkürlichen Abgang des Kothes, bis sie am Ende dem Durchfalle und den diesen erregenden Krankheiten unterliegen. — Daß daher unter allen Durchfällen hier am wenigsten zu hoffen ist, erhellt aus dem Gesagten zur Gnüge; um so weniger, als die ursächlichen Krankheiten nicht zu entfernen und selbst auch dem Durchfalle bei der allgemeinen Colliquation der Säfte keine, oder nur temporäre Grenzen zu setzen sind. Die empfohlenen Mittel sind übrigens bei den hektischen besonders schleimige, bittere und anazetische, innerlich und in Klystiren (von welchen letztern van Swieten besonders solche von Terpentin und Electuar. theriaca empfiehlt). Bei den fauligen reizende, aromatische Umschläge und Einreibungen in den Unterleib, innerlich radix Arnicae, Columbo, Alaun, Catechu, deren man sich auch zu Klystiren bedient.

5) Diarrhoea symptomatica. Darunter fassen wir diejenigen häufigen und flüssigen Stuhlausleerungen zusammen, welche in Folge organischer Leiden des Darmkanals entstehen. Namentlich sind dies a) Hämorrhoidalknoten[7]). Sie veranlassen durch ihre Reizung eine mehr oder weniger profuse Schleimabsonderung im Mastdarme; b) Strikturen, Verengerungen des Darmkanals entweder in der Nähe des Afters oder in der flexura sigmoidea. Der Kranke hat hiebei oft alle Zeichen einer reichlichen, schleimigen Diarrhöe; nichts destoweniger leidet er an Verstopfung, indem der Darmkoth oberhalb der Striktur sich ansammelt und vertrocknet. Ebenso bisweilen, wenn harte Kothklumpen (scybala) im Dickdarme stecken; b) Geschwüre des Mastdarms. Der Ausfluß ist hiebei eiterig, eigenthümlich übelriechend, mit fixen Schmerzen beim Durchgange des Kothes, der oft Streifen von Eiter zeigt; d) Carcinoma recti, Mastdarmkrebs; wobei eine sehr dünne, graulich-braune, schwarze, äußerst stinkende Jauche, oft mit kleinen schwarzen Brocken oder Blut ausfließt. Oft entstehen auch beim Carcinom Fistelgänge nach der Blase, bei den Weibern nach der Scheide und Harnblase, und dann fließt der Urin und Schleim der vagina aus dieser Cloake durch After und, mit jener Jauche, aus der vagina aus. — Zur Erkenntniß dieser verschiedenen Zustände macht sich immer eine genaue Untersuchung der betreffenden Theile, sowie des Ganges der Krankheit und des Allgemeinbefindens des Kranken nothwendig. Dieses wird stets afficirt, in den letztern Fällen aber äußerst gestört seyn, und nicht allein Störung der Verdauung und Ernährung, sondern auch Wassersucht, Zehrfieber und ein qualvoller Tod das Leben des Kranken beschließen. — Die Behandlung wird ebenso verschieden seyn müssen, als es jene Krankheiten sind, auf deren einzelne Artikel der Kürze wegen hier verwiesen wird.

Eine besondere Erwähnung verdient der Durchfall der Kinder, weil die Ursachen desselben so sehr verschieden sind und sein Verlauf bald ein akuter, bald ein chronischer seyn kann.

Diarrhoea infantilis, Durchfall der Kinder, hat beinahe ebenso viele Verschiedenheiten, als der der Erwachsenen. Namentlich hängen diese aber von der Natur der veranlassenden Ursachen ab. Diese können seyn:

1) Fehler in der Ernährung (gleichsam die Diarrhoea crapulosa infantium), sobald nämlich die Milch zu fett und käsig ist, oder in Folge von Gemüthsaffekten der Schwangern, vom Genuß sehr gesalzner oder schwer verdaulicher Speisen verdorben wurde. Die Untersuchung der Milch und der Schwangern, und zugleich der Mangel anderer Ursachen muß hier den Aufschluß geben. Die Entfernung der Ursache stillt auch den Durchfall. Im Übrigen verfährt man wie bei dem durch Säure erzeugten.

2) Magensäure (diarrhoea acida) veranlaßt einen Durchfall mit heftigen Kolikschmerzen, Poltern im Leibe, Anziehen der Füße und bei Knaben der Hoden an den Leib, Aufstoßen, sauren Geruch aus dem Munde und den häufigen Abgang eines grünen, gehackten, wässerigen Breies. Man hebt ihn durch Darreichen eines Pulvers von Magnesia mit Rheum und fol. Aurantior., oder rad. Columbo, oder durch Tinctura Cascarillae mit Liquor Kali carbonici (Hufelands Journ. Bd. XV. St. 1. S. 151.), wovon man dem Säugling 30 Tropfen und der Amme Theelöffelweise reicht, ersterem auch ein Klystir von Kamillen.

3) Erkältung (Diarrhoea catarrhalis infantium) durch nasse Windeln oder Luftzug, bei feuchtem, nassem Wetter u. s. f. Die Ausleerungen sind normal gefärbt, oder mehr schleimig, ohne große Schmerzen. Warmes Verhalten und Auflegen von aromatischen Kissen auf den Leib ist besonders nützlich. Man hat sogar Kinder ganz in Baumwolle einhüllen wollen (Wendelstädt in Hufelands Journ. Bd. VII. St. 1. S. 61.). Innerlich gibt man Tartar. stibiat. in sehr kleinen Gaben, besser noch Ammon. muriat. oder Liquor ammon. anisat.

4) Das Zahnen (diarrhoea sympathica infantium). Die Reizung des Mundes pflanzt sich hier fort bis zum Magen und Darmkanal und wird daher leicht erkannt an der Hitze, Röthe, Geschwulst des Mundes, der Neigung zu kauen und zu beißen, der häufigern Speichelabsonderung, der gelinden Fieberaufregung. Im mäßigen Grade nützt hier der Durchfall, insofern er vom Munde und Kopfe ableitet und die Aktion des Gefäßsystems herabstimmt. Wird er stärker, so gibt man Kalomel mit Magnesia, Ammonium muriaticum,

7) *Schrader* diss. de diarrhoea haemorrhoidibus fluentibus juncta. Lugd. B. 1728.

schleimige Mittel oder Ipecac. in kleinen Dosen, in Verbindung mit schleimigen Klystiren. Nur wo er blutig wird (diarrh. dysenterica infantium, Zahnruhr) etwas hyoscyamus in aqua cinamonii und aromatische Einreibungen in den Unterleib. Bei stärkeren febrilischen Leiden und Zeichen örtlicher Entzündung ist besonders der Kalomel mit Extr. hyosc., wenn er ausgebrochen wird und conch. praepar., schleimigen Mitteln und Ipecacuanha in kleinern Gaben, nebst Einreibungen von ungt. hydrarg. ciner. in den Unterleib und schleimigen Klystiren von Nutzen. Nur aber mit grosser Vorsicht ist das Opium bei Kindern und im letztern Falle am wenigsten zu gebrauchen; übrigens reicht man von ihm die Tinctura nach Verhältniß zu einem oder ein paar Tropfen.

5) Diarrhoea habitualis infantium, ein oft sehr hartnäckiger, schmerzloser, aber erschöpfender Durchfall in Folge verschiedener Ursachen, macht große Sorgfalt in der Ernährung und Bekleidung zur Pflicht, und außer den genannten, meist aber unwirksamen Mitteln, besonders die Anwendung der China, des Extr. cascarillae, des Catechu, des Extr. chamomillae romanae, die Tinctura rhei vinosa, mit gehöriger Vorsicht und in den geeigneten Gaben. Außerdem auch Einreibungen in den Leib. — Endlich können auch Aphthen im Munde, Würmer im Darmkanal, Skropheln die Ursache von Diarrhöen bei Kindern werden, worüber das Nähere in den betreffenden Artikeln nachzusehen ist [8]).

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIARTHROSIS (διάρθρωσις von διαρθρόω, ich zergliedere oder vergliedere, d. h. ich verbinde die einzelnen Glieder mit einander), das Gelenk und namentlich das freie oder bewegliche Gelenk (auch Aparthrosis oder Prosarthrosis, Articulatio laxa oder mobilis genannt) wird eine solche Verbindung zweier Knochenenden genannt, welche die freie Bewegung derselben über und an einander gestattet. Daher steht sie der Synarthrosis gegenüber, als derjenigen Gelenkverbindung, welche gar keine Bewegung zuläßt. Zwischen beiden steht die Amphiarthrosis, eine Vereinigung zweier auch mehrer Knochen durch so straffe, feste und unnachgibige Bänder, daß eine Bewegung nur sehr gering oder kaum merklich ist, wie z. B. an den Knochen der Hand- oder der Fußwurzel.

Von der Diarthrosis unterscheidet man als Arten derselben 1) die Arthrodia, das freieste Gelenk, dasjenige nämlich, wo das kugelförmige Ende, der Kopf des einen Knochen, sich auf der kleinen und platten Gelenkfläche des andern frei bewegen kann, z. B. der Oberarm am Schulterblatt; 2) die Enarthrosis, das ist, diejenige Vereinigung zweier Knochen, wobei der Kopf des einen von einer entsprechenden, bedeutenden Vertiefung des andern umfaßt wird, z. B. der Oberschenkel in der Hüftbeinpfanne; die Beweglichkeit ist hier schon geringer; 3) der Ginglymus, das Charnier- oder Gewerb-Gelenk, eine solche gegenseitige Vereinigung zweier oder mehrer Knochen, daß die Bewegung nur nach 2 Seiten hin, als Anziehung und Entfernung, Beugung und Streckung, möglich wird, z. B. im Ellenbogen- und Kniegelenk; 4) die Rotatio oder Diarthrosis trochoides, dasjenige Gelenk, wobei sich die beiden kugeligen Enden zweier Knochen so berühren, daß der eine Knochen sich zum Theil um seine Achse und zugleich um die des andern, mit welchem er verbunden ist, drehen kann, z. B. die Speiche um die Ellenbogenröhre, oder der erste Halswirbel um den zahnförmigen Fortsatz des zweiten; 5) rechnen Einige auch die Amphiarthrosis unter dem Namen Diarthrosis ambigua s. synarthrotica hieher. S. den Art. Knochenverbindung. (*Baumgarten-Crusius.*)

Dias s. Diaz.

DIASCHISMA. Die musikalischen Töne werden bekanntlich der verschiedenen Entfernungen (Intervalle) wegen verschiedentlich eingetheilt. Man benennt die Intervalle nicht nur nach ihren Stufen, die sie auf dem Notenplane einnehmen, Secunden, Terzen u. s. w., sondern man hat auch die größern und kleinern Verhältnisse derselben mit dem Namen der ganzen und halben Töne bezeichnet, welche wieder in große und kleine halbe Töne abgetheilt werden. Ja die Griechen hatten Vierteltöne (Diesen), von denen sie selbst sagen, daß sie nur von Meistern der Tonkunst herausgebracht werden können. Sie nannten sie daher die engste (nämlich praktische) Tonverbindung. Auch die Diesis ist eine größere und kleinere. Diese sämtlichen Intervalle werden nun nach Zahlen genau berechnet und bestimmt. Ein kleinerer Theil eines Tones wird ein Komma genannt. Ein solcher kleiner Theil kommt aber weder in der Melodie noch in der Harmonie vor, sondern allein zum Behufe genauerer Tonberechnungen. Man hat ein großes oder ditonisches (auch pythagorisch genanntes) Komma und ein kleines (syntonisches). Es wird außerdem noch von einem Limma gehandelt (s. Limma). Gewöhnlich wird ein ganzer Ton in 9 Kommata zerfällt. Zu diesen kleinern Berechnungsunterschieden der Töne gehören auch das Schisma und Diaschisma, von deren Wesen man sich auf das Kürzeste nach Chladni's Akustik unterrichten kann. Die hieher gehörige Stelle findet man S. 34 und 35 der neuen unveränderten Auflage (Leipzig, bei Breitkopf u. Härtel 1830. 4.).

Das Komma $\frac{531441}{524288}$ oder in Decimalzahlen 1,0136.., um welches 12 Quinten gegen die Octave zu hoch und 12 Quarten zu niedrig sind, wird das pythagorische Komma, von Einigen auch das ditonische Komma genannt. Es hat seinen Namen von der um $\frac{81}{80}$ erhöheten großen Terz $\frac{81}{64}$, deren sich Pythagoras bediente, und welche Ditonus genannt ward, weil sie durch Zusammensetzung von 2 großen ganzen Tönen $\frac{9}{8}$

8) *N. Lampsma* Ventris fluxus multiplex, ex antiquis et recentiorum monumentis propositus Vol I. 4. Amstelod. 1756. — *v. Swieten* comment. in Borch. aph. T. II. p. 811 sq. — *M Stoll* prael in divers. morb. chron. T. II. Viennae 1789. — *J. P. Frank* Epitome L. V. P. II. p. 447—498. — S. G. Vogel Handb. d. pr. A. Th. 6. Stendal 1816. — A. G. Richter spec. Therapie. Bd. 4. Berlin 1816. S. 101—171.

entsteht; drei solche Terzen übersteigen die Octave um so viel, als dieses Komma beträgt.

Ein Zwölftheil des pythagorischen Komma $\frac{32805}{32768}$ oder in Decimalen 1,0011... wird von einigen Schriftstellern Schisma genannt.

Eilf Zwölftheile des pythagorischen Komma machen das syntonische Komma $\frac{81}{80}$ oder 1,0123... aus, welches bei Zusammensetzungen reiner Verhältnisse am gewöhnlichsten erscheint und hier schon einige Male vorgekommen ist. Es wird von Kirnberger und einigen Andern in die beiden Kommata $\frac{161}{160}$ und $\frac{162}{161}$ arithmetisch zerlegt.

Das Komma $\frac{2048}{2025}$ oder 1,0113..., welches zehn Zwölftheile des pythagorischen Komma enthält, nennt man Diaschisma u. s. w. (*G. W. Fink.*)

DIASCIA. Eine von Link aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linnéschen Klasse und aus der Familie der Scrofularinen. Char. Der Kelch fünftheilig, fast gleich; die Corolle fast zweilippig, radförmig; der Saum fünftheilig, der unterste Lappen ausgehöhlt, an der Basis zu beiden Seiten ein Säckchen (daher der Gattungsname); die Kapsel lang zugespitzt, zweifächerig, zweiklappig; die eingebogenen Klappenränder bilden die Scheidewand. Von Hemimeris ist diese Gattung nur durch die sackförmigen Anhänge der Corolle unterschieden. D. Bergiana *Link* et *Otto* (Icon. p. 7. t. 2., Hemimeris diffusa *L. fil.*, H. pedunculoris *Lam.*), vom Vorgebirge der guten Hoffnung, ist eine einjährige, unbehaarte Pflanze mit ausgebreitet ästigem, niederliegendem Stengel, abwechselnden, lanzett-spathelförmigen, halbgefiederten Blättern und in den Blattachseln stehenden, einblumigen Blüthenstielen, welche länger sind als die Blätter; die Corolle ist violett mit weißen Flecken, außen schwarz punktirt, die Säckchen gelb. Sprengel (Syst. veg. II. p. 800.) rechnet hieher D. Thunbergiana (Antirrhinum longicorne *Thunb.*), D. macrophylla (Hemimeris *Thunb.*) und D. montana *Spr.* (Hemimeris *Thunb.*), gleichfalls am Kap. (*Sprengel.*)

DIASCORDIUM ist eine Latwerge und von διά und σκόρδιον abzuleiten, weil die Blätter des Teucrium scordium *L.*, des Lachenknoblauchs, einen bedeutenden, wenn gleich nicht den wirksamsten Bestandtheil derselben bilden. Diese heißt auch Confectio Fracastorii, dem man die Erfindung und Zusammensetzung derselben zuschreibt. Die Vorschrift dazu ist folgende: R. Herbae scordii unciam unam et dimidiam; rosarum provincialium, radicis bistortae, gentianae, tormentillae, cassiae ligneae, canellae albae, origani dictamni, seminum berberidis, styracis calamitae, galbani, gummi mimosae s. arabici, singulorum unciam dimidiam; boli armenae praeparatae uncias duas; opii puri, zingiberis, piperis longi, singulorum drachmas duas; mellis rosati libras duas; vini hispanici quantum sufficit ut fiat lege artis Electuarium.

Man hat an dieser Formel mehres ändern und namentlich statt des Styrax Balsamus peruvianus setzen, statt des gepulverten Opium, dasselbe in dem Weine auflösen und beimischen und die Berberitzensamen, das arabische Gummi u. a. weglassen wollen.

Trotz der Verschiedenartigkeit seiner Mittel und der Vielfältigkeit seiner Zusammensetzung hat es sich dennoch unter den vielen verworfenen Latwergen lange Zeit erhalten, ebenso wie der Theriac, so daß es noch gegenwärtig in Frankreich gebraucht wird. Bei uns ist es indessen nicht mehr gebräuchlich.

Die Wirkung desselben zu bestimmen, ist bei der Menge der Ingredienzen ziemlich schwer, zumal da sich nicht bestimmen läßt, ob die Wirkung der einzelnen Mittel auch nach der Zusammensetzung mit andern, oft entgegengesetzten, dieselbe bleibe. Dies angenommen, wird es durch die flüchtig bittere Schärfe des Scordium, der Raute ähnlich, fäulnißwidrig; durch den Gehalt an bitterm und Extractivstoff, an Gerbstoff und Gallussäure zusammenziehend-bitter, tonisirend und adstringirend wirken; durch seine aromatischen Theile und den Gehalt an ätherischem Öle reizend, belebend und erregend und durch sein Opium, den genannten gerade entgegengesetzt, beruhigend, die organische Bewegung verlangsamend, oder betäubend wirken. Indessen findet sich eine ähnliche Verbindung des Opium mit aromatisch-bittern und adstringirenden Mitteln auch im Theriac, dessen Gebrauch von den Praktikern noch nicht aufgegeben ist, und dessen Bereitung sich daher noch gegenwärtig in unserer Pharmakopöe findet.

Jetzt, wo man von der Anwendung dieser so sehr zusammengesetzten Mittel abgekommen ist und sich mit Recht einer sicherer zu bestimmenden Einfachheit der Recepte bedient, findet das Diascordium nur selten noch seine Anwendung, um so mehr, als es einen ebenso unangenehmen Geruch als Geschmack besitzt und daher von manchen gar nicht verschluckt werden kann. Aus diesem Grunde gab man es auch nicht rein, sondern mit Rothwein verdünnt, oder in ungesäuertes Brod eingehüllt. Die Krankheiten, wo man sich desselben bedient, waren eine bedeutende Erschlaffung oder unregelmäßige Thätigkeit des Darmkanals, langwierige und erschöpfende Durchfälle, chronisch gewordene Ruhren u. s. w. Die Gabe war ein Scrupel, eine halbe oder ganze Drachme. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIASIA (Διάσια). Ein athenisches Fest, worüber Thukydides I, 126. gelegentlich folgendermaßen berichtet: „Die Athener haben auch ein Fest, genannt Diasia, welches außerhalb der Stadt gefeiert wird und das größte Fest des Zeus Meilichios (des versöhnenden, besänftigenden Jupiter) heißt, wobei das ganze Volk opfert, aber keine Schlachtthiere, sondern Opferkuchen, wie sie im Lande üblich sind [1])." Schon die Beschaffenheit dieses Opfers kündigt uns dieses Fest als ein aus der alten Zeit stammendes und darum von allem Opfergepränge und blutigem Opferdienst entferntes

1) Andere Stellen, in welchen dieses Fest erwähnt wird, finden sich bei den Auslegern zu dieser Stelle. Vergl. insbesondere Aristophan. Wolken 407 ff. mit den Scholien.

an, deſſen Gründung uns in die älteſte Periode der attiſchen Menſchheit und überhaupt der attiſchen Civiliſation zurückführt, indem damit, wie es ſcheint, die dankbare Erinnerung an die Wohlthaten der Sittigung und Kultur durch Stiftung feſter Wohnſitze und Vereinigung der bisher getrennt und ohne Verbindung mit einander lebenden oder nomadiſch umherziehenden Bewohner Attika's zu Bürgervereinen oder Gemeinden, die nach den Localitäten beſtimmt, zugleich einen religiöſen Charakter hatten und in dieſer Beziehung als ebenſo viele Kirchſpiele erſcheinen, erhalten werden ſollte. Denn die vier älteſten Abtheilungen oder Phylen des attiſchen Volks unter der Regirung des Erichthonius: *Διάς*, *Ἀθηναῖς*, *Ποσειδωνιάς*, *Ἡφαιστιάς* [2]), tragen ihren Namen von den vier Hauptgottheiten des Landes, den großen Beſitzern des attiſchen Grund und Bodens, unter welchen Zeus der erſte und höchſte war, unter deren Schutze jene Vereine oder Gemeinden zu Stande gekommen waren, und unter deren beſonderm Schutze ſie auch fortwährend ſtanden. Zeus aber als der höchſte von allen erfreute ſich darum beſonderer Verehrung und war der Gegenſtand beſonderer Huldigung von Seiten aller attiſchen Bürger und namentlich ſpäterhin der geſammten Stadt. Und ſo ward ihm denn alljährlich am Ausgange des Monats Anthesterion von allen Bürgern ein Feſt gefeiert, deſſen Name *Διάσια* ſich in der That weit natürlicher und einfacher von dem Namen der erſten Phyle *Διάς*, als, wie man auch wol ſpäterhin ausdachte: *ἀπὸ τοῦ Διὸς καὶ τῆς ἄσης* d. i. vom Jupiter und von dem Unglück, von welchem er in Folge der an ihn gerichteten Gebete befreite, ableiten läßt. Jupiter ſelbſt führte wegen dieſer Verſöhnungsopfer und Gebräuche, welche bei dem Feſte, zu dem von allen Seiten alles herbeiſtrömte, Statt fanden, in dieſer Eigenſchaft den Namen *Μειλίχιος*, der Verſöhnte, Placatus, auch wol Placator, der Verſöhner [3]). So erſcheint alſo dieſes Feſt zugleich als ein großes Sühnungsfeſt, welches die Stadtgemeinde ihrem Schutz- und Landesheiligen feierte und daher auch noch bis in die ſpätere Zeit ſo feierlich beging. (*Bähr.*)

DIASIA *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der dritten Linnéſchen Klaſſe und aus der Familie der Irideen. Char. Die Blüthenſcheide zweiblättrig, faſt ganz grün, offenſtehend; die Corolle (das Perianthium) tief ſechstheilig, gleichförmig, offenſtehend, mit borſtig zugeſpitzten Abſchnitten; die Staubfäden aufſteigend; die Narben rückwärts gekrümmt; die Kapſel kreiſelförmig mit wenigen, kugeligen Samen. Die beiden bekannten Arten, D. graminea *Cand.* (Bull. phil. n. 80., Red. lil. t. 163., Gladiolus *L. fil.*) mit linienförmigen Blättern, riſpenförmigen Blüthen und kleinen, weißlichen, rothgeſtreiften Blumen, und D. iridifolia *Cand.* (l. c. Red. l. c. t. 54., Gladiolus graminеus *Andr.* bot. rep. 62., Melasphaerula graminea *Gawl.* in *Curt.* bot. mag. t. 615., Aglaea *Pers.*) mit ſchwertförmigen Blättern, feinen, hin- und her gebogenen Blüthenriſpen und grünlichgelben, violettgeſtreiften Blumen, wachſen als Zwiebelgewächſe mit wenigblättrigem Stengel am Vorgebirge der guten Hoffnung. (*Sprengel.*)

DIASOMUS, *Dalmann.* Eine Käfergattung aus der Ordnung Pentamera, Familie Clavicornes, Tribus Lucanides, aufgeſtellt in Ephemerides entomologicae. Holmiae 1824. 1. Heft. — Die Fühler faſt gebrochen, mit dreiblätteriger Keule, Lefze vorragend, an der Spitze breiter, vierzähnig, Lippe gerundet, ganz, an der Spitze haarig, Mandibeln kurz, ſtark, faſt dreiſeitig, Körper lang, cylindriſch, Thorax von den Flügeldecken entfernt, die Wurzelringe des Hinterleibes ſchmal, Afterring und Afterdecke groß, Füße ſehr kurz, zuſammengedrückt, die Schenkel faſt linſenförmig, die vorderen Schienen erweitert, gezähnt. — Nur eine Art D. digitatus *Fabr.* (Synodendrum Syst. El. — Scarites cylindrus *id.* Suppl. — Pastalus cylindrus *Schönherr* Synonymia). Oben dunkelroth pechbraun, unten heller, Füße und Fühler gleichfarbig, Thorax zerſtreut punktirt. In Indien einheimiſch. 3 — 3½ Linie lang. (*D. Thon.*)

DIASOSTIK (*διασωστικὴ sc. ἐπιστήμη*, von *διασώζω*, ich erhalte), die Erhaltungskunde, in neuerer Zeit Hygieine genannt, iſt derjenige Theil der praktiſchen Medizin, welcher die Erhaltung der Geſundheit zur Aufgabe hat. In älterer Zeit theilte man ſie ein in *προφυλακτικὴ*, diejenige Wiſſenſchaft, welche drohende Krankheiten abhalten lehrt, in *συντηρητικὴ*, welche die gegenwärtige Geſundheit bewahren und in *ἀναληπτική*, welche die Wiedergeneſung zu leiten und die Kranken zu ſtärken lehrt, — eine Eintheilung, welche theils ungenügend, theils unpaſſend iſt, indem die erſtern beiden ziemlich zuſammenfallen, die letztere aber richtiger zur Kur der Krankheit als hieher gerechnet wird. Die Erhaltung der Geſundheit aber geſchieht beſonders durch die Befolgung derjenigen Regeln, welche die Diätetik vorſchreibt. S. dieſen Artikel. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIASPASIS. Eine von Rob. Brown ſo genannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe und aus der Familie der Goodenien. Char. Der Kelch fünfſpaltig; die Corolle unterſtändig, faſt regelmäßig, die Röhre mit einer Längsfurche (daher der Gattungsname: *ἡ διάσπασις*, das Zerreißen), welche aber vermittelſt kurzer, knopfförmiger Haare verſchloſſen iſt; die Staubfäden kürzer als die Corollenröhre, mit freien, bartloſen Antheren; die Narbe iſt mit einer faſt zweiklappigen Hülle verſehen; die ſaftige Steinfrucht enthält nur einen Samen. Die einzige, in Neuholland wachſende Art, D. filifolia *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 587.) iſt ein aufrechtes, etwas ästiges, wenig behaartes Kraut mit abwechſelnden, drehrunden Blättern, in den Blattachſeln ſtehenden, einblumigen, an der Spitze zweiblättrigen Blüthenſtielen und überhängenden Blumen. (*Sprengel.*)

DIASPASMA, wörtlich die Trennung, Lücke, das Abgeriſſene, wurde von den Griechen in der Muſik der Ruhepunkt, das Pauſiren zwiſchen einem Abſchnitte des Stückes oder zwiſchen den Verſen genannt, in der Art, wie wir es zwiſchen den Zeilen eines Chorals thun. (*G. W. Fink.*)

2) S. *Pollux* VIII, 9. §. 109. 3) S. Creuzer Symbol. II. S. 510. 511.

IASPHENDONESIS, wörtlich: das gewaltsa
melle Auseinanderreißen [1]), eine der schmerzhaf
Todesstrafen, welche unter der an beiden Ufern
us in Asien wohnenden Völkerschaft, den Derbi
, gewöhnlich war. Man band die Füße des Ver
s an die mit Gewalt herabgebogenen Äste zweier
r naheſtehenden Bäume, ließ dieſe los, und der
ndene wurde durch die große Schnellkraft, Ela
, jämmerlich zerriſſen. Dieſe Strafe erinnert an
chtenbeuger auf dem Engpaſſe bei Korinth, wel
peſeus tödtete, πιτυοκάμπτης [3]). Zu dieſer Stra
rtheilte Alexander der Große den Mörder des
önigs Darius, Beſſus [4]). Dieſer, Satrap in
na, hatte mit Nabarzanes den König Darius ge
genommen, in Ketten gelegt und, als Alexander
n näherte, ermordet. Beſſus trat unter dem
n Artaxerxes auf, wurde aber von Spitamenes
xander lebendig ausgeliefert und von dieſem zum
uf die bemerkte Art verurtheilt. Andere erzählen
[5]). Kaiſer Aurelian ſoll auch einen Soldaten,
: mit ſeiner Wirthin in unerlaubtem Umgange leb
dieſer Todesſtrafe verdammt haben [6]). Ein Bild
Todesſtrafe bei Montfaucon [7]). (*Schinke.*)

IASPOR, ein Mineralkörper, der nach Chil
(in d. Ann. of Philos. 1822. Jul. 17.) 76,06 Thon,
Eiſenoxydul und 14,70 Waſſer enthält. — Spä
zeigte Berzelius, daß das Eiſen nur mechaniſch
engt ſei und das Foſſil, durch Salzſäure davon
, weiß, aber im Übrigen unverändert bleibe. Es
nicht nur in Frankreich, ſondern auch am Ural,
nter dem Namen eiſenſchüſſiger Cyanit und Anto
, häufig vor. Nach Heß (in Poggendorffs
. Ph. ꝛc. 1830. Bd. 2. S. 255 ꝛc.) iſt es ein Thon
drat, worin die Thonerde dreimal den Sauerſtoff
aſſers enthält. (*Th. Schreger.*)

IASTASIS (διάστασις von διΐστημι, ich entfer
ꝛenne), das Auseinanderſtehen, die Spaltung,
ung oder Entfernung, wurde bisher in ſehr ver
ner Bedeutung gebraucht. Die Alten bezeichne
mit einmal die drei verſchiedenen Dimenſionen
örpers, nämlich die Länge, Breite und Dicke;
as den Zwiſchenraum, welcher ſich zwiſchen dem
und dem Kranken befindet; drittens den Zeitab
, in welchen eine bedeutende Veränderung in ir
iner Krankheit fällt; viertens die Vermehrung des
ges konvulſiviſch bewegter Muskeln; fünftens,
Arctäus, die Ausdehnung varikoſer Venen und
genſeitigen Abſtand der Gefäßwandungen (daher
Einigen auch gleichbedeutend mit Diastole ſ. dieſe);
us nach Hippokrates und Galen das Ausein
ſehen der Knochennähte und endlich ſiebentens die Abweichung zweier ſeitlich mit einander verbunde
nen Knochen, z. B. der Speiche und der Ellenbogen
röhre, des Schien- und des Wadenbeins (mit Verren
kung des Aſtragalus, des Sprungbeines nach oben,
zwiſchen dieſen beiden Knochen, wie es Dupuytren be
obachtete. S. Ruſts Magaz. Bd. XV. S. 207.).
Dieſe entſteht nur nach Zerſtörung der Gelenkbänder
in Folge äußerer Gewalt und übermäßig ſtarker Be
wegung. Die Folgen davon ſind Ergießung von Blut
ins Gelenk, Entzündung und Eiterung, Caries der
Knochen und ſelbſt der Tod des Kranken. S. Luxatio,
Distorsio, Verrenkung, Abweichung, Kopf
wunden.

Zuletzt iſt noch achtens von dieſer Diastasis os-
sium die Diastasis s. Discessio s. deductio epiphysium
zu unterſcheiden, welche ſchon von Hippokrates (de
articulis Lib. II. N. 2.) erwähnt, von Severinus
(de gibbis, variis et vulgis cap. 7.), Ingraſſias
(Comment. IV. in libros Galeni, c. 20.), Paräus
(Opera. Lib. XIV. c. 20.), Platner (diss. de os-
sium epiphysibus in ſeinen Opusc. T. I. p. 153.), be
ſonders aber von Reichel (de epiphysium ab ossium
diaphysibus deductione. Lips. 1759.) beſchrieben wor
den iſt. Sie kommt nur im jugendlichen Alter vor und
iſt entweder ebenfalls die Folge äußerer Gewalt oder
auch eines abnormen Abſorbtionsprozeſſes, der durch
allgemeine Dyskraſie bedingt wird. Auch in der neuern
Zeit ſind Beiſpiele hievon von Poupart [1]), Petit [2]),
Duverney [3]), Morgagni [4]), Weiß [5]), Baumetz [6]) u.
A. [7]) beobachtet worden. Nur das Alter des Kran
ken, die verletzte Funktion des Gliedes und die Berück
ſichtigung der vorausgegangenen Urſachen kann die ſehr
ſchwierige Diagnoſe einigermaßen beſtimmen. S. Kno-
chenbruch). (*Baumgarten-Crusius.*)

DIASTATA (*Meigen*). Eine Zweiflüglergat
tung aus der Familie Muscides. (Syſtemat. Beſchrei
bung der bekannten europäiſchen zweiflügligen Inſek
ten. VI. 94. t. 59. f. 12 — 15.) — Die Fühler auf
liegend, dreigliedrig, drittes Glied zuſammengedrückt,
ſtumpf, an der Wurzel mit dicht gefiederter oder nack
ter Borſte, Untergeſicht mit Knebelborſten, Stirne breit
mit langen Borſten, Augen faſt rund, auf dem Schei
tel drei Punktaugen, Hinterleib länglich, fünfringlig,
die Flügel aufliegend, länger als der Hinterleib, die
Queradern entfernt. — Man findet dieſe Inſekten auf
feuchten Grasplätzen, beſonders an Geſtaden. Als Ty
pus mag gelten D. obscurella (Geomyza obscurella
Fallén). Der Rückenſchild aſchgrau, der Hinterleib
ſchwarz, Stirn und Beine rothgelb, die gewöhnliche
Querader der Flügel braun, die Fühlerborſte kurz ge
fiedert. Eine Linie lang. Im Juli auf Waldwieſen.
(*D. Thon.*)

Von διασφενδονάω, zerſchleudern. *Platon.* Polit. p. 423. tephanus nennt es ἀνασχινδυλευθῆναι und Pierſon ris p. 360. σχινδαλμός, einen Span, einen Fetzen. S. ger Vaſengem. I, 2. S. 102. 2) *Plin.* H. N. VI, 16. II, 2. 3) *Apollodor.* III, 16, 2. Böttiger a. a. 134 ff. 4) *Justin.* hist. Phil. XII. 5. 5) S. der (Sect. I. Th. VI. S. 410). 6) *Vopiscus* in Au- 10. 7) Tom. V. p. 240.

1) Mémoir. de l'Acad. roy. des sc. de Paris. Année 169⁰. p. 239. 2) Maladies des os. T. II. chap. XVI. 3) Maladies des os. T. I. p. 365. 4) De sedib. et causis morbor. Epist. 56. art. 34. 5) Programma ad Anatomen publ suspens. Altorf 1745. 6) v. Froriep's Notizen ꝛc. N 11b. (N. 6. Bd. VI.) p. 96. 7) ad N. 268. (N. IV. Bd. XIII.) p. 62.

an, dessen Gründung uns in die älteste Periode der attischen Menschheit und überhaupt der attischen Civilisation zurückführt, indem damit, wie es scheint, die dankbare Erinnerung an die Wohlthaten der Sittigung und Kultur durch Stiftung fester Wohnsitze und Vereinigung der bisher getrennt und ohne Verbindung mit einander lebenden oder nomadisch umherziehenden Bewohner Attika's zu Bürgervereinen oder Gemeinden, die nach den Localitäten bestimmt, zugleich einen religiösen Charakter hatten und in dieser Beziehung als ebenso viele Kirchspiele erscheinen, erhalten werden sollte. Denn die vier ältesten Abtheilungen oder Phylen des attischen Volks unter der Regirung des Erichthonius: *Διάς*, *Ἀθηναΐς*, *Ποσειδωνιάς*, *Ἡφαιστιάς* [2]), tragen ihren Namen von den vier Hauptgottheiten des Landes, den großen Besitzern des attischen Grund und Bodens, unter welchen Zeus der erste und höchste war, unter deren Schutze jene Vereine oder Gemeinden zu Stande gekommen waren, und unter deren besonderm Schutze sie auch fortwährend standen. Zeus aber als der höchste von allen erfreute sich darum besonderer Verehrung und war der Gegenstand besonderer Huldigung von Seiten aller attischen Bürger und namentlich späterhin der gesammten Stadt. Und so ward ihm denn alljährlich am Ausgange des Monats Anthesterion von allen Bürgern ein Fest gefeiert, dessen Name *Διάσια* sich in der That weit natürlicher und einfacher von dem Namen der ersten Phyle *Διάς*, als, wie man auch wol späterhin ausdachte: *ἀπὸ τοῦ Διὸς καὶ τῆς ἄσης* d. i. vom Jupiter und von dem Unglück, von welchem er in Folge der an ihn gerichteten Gebete befreite, ableiten läßt. Jupiter selbst führte wegen dieser Versöhnungsopfer und Gebräuche, welche bei dem Feste, zu dem von allen Seiten alles herbeiströmte, Statt fanden, in dieser Eigenschaft den Namen *Μειλίχιος*, der Versöhnte, Placatus, auch wol Placator, der Versöhner [3]). So erscheint also dieses Fest zugleich als ein großes Sühnungsfest, welches die Stadtgemeinde ihrem Schutz- und Landesheiligen feierte und daher auch noch bis in die spätere Zeit so feierlich beging. (*Bähr.*)

DIASIA *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse und aus der Familie der Irideen. Char. Die Blüthenscheide zweiblättrig, fast ganz grün, offenstehend; die Corolle (das Perianthium) tief sechstheilig, gleichförmig, offenstehend, mit borstig zugespitzten Abschnitten; die Staubfäden aufsteigend; die Narben rückwärts gekrümmt; die Kapsel kreiselförmig mit wenigen, kugeligen Samen. Die beiden bekannten Arten, D. graminea *Cand.* (Bull. phil. n. 80., Red. lil. t. 163., Gladiolus *L. fil.*) mit linienförmigen Blättern, rispenförmigen Blüthen und kleinen, weißlichen, rothgestreiften Blumen, und D. iridifolia *Cand.* (l. c. Red. l. c. t. 54., Gladiolus gramineus *Andr.* bot. rep. 62., Melasphaerula graminea *Gawl.* in *Curt.* bot. mag. t. 615., Aglaea *Pers.*) mit schwertförmigen Blättern, feinen, hin- und hergebogenen Blüthenrispen und grünlichgelben, violettgestreiften Blumen, wachsen als Zwiebelgewächse mit wenigblättrigem Stengel am Vorgebirge der guten Hoffnung. (*Sprengel.*)

DIASOMUS, *Dalmann.* Eine Käfergattung aus der Ordnung Pentamera, Familie Clavicornes, Tribus Lucanides, aufgestellt in Ephemerides entomologicae. Holmiae 1824. 1. Heft. — Die Fühler fast gebrochen, mit dreiblätteriger Keule, Lefze vorragend, an der Spitze breiter, vierzähnig, Lippe gerundet, ganz, an der Spitze haarig, Mandibeln kurz, stark, fast dreiseitig, Körper lang, cylindrisch, Thorax von den Flügeldecken entfernt, die Wurzelringe des Hinterleibes schmal, Afterring und Afterdecke groß, Füße sehr kurz, zusammengedrückt, die Schenkel fast linsenförmig, die vorderen Schienen erweitert, gezähnt. — Nur eine Art D. digitatus *Fabr.* (Sinodendrum Syst. El. — Scarites cylindrus *id.* Suppl. — Pastalus cylindrus *Schönherr* Synonymia). Oben dunkelroth pechbraun, unten heller, Füße und Fühler gleichfarbig, Thorax zerstreut punktirt. In Indien einheimisch. 3 — 3½ Linie lang. (*D. Thon.*)

DIASOSTIK (*διασωστική* sc. *ἐπιστήμη*, von *διασώζω*, ich erhalte), die Erhaltungskunde, in neuerer Zeit Hygieine genannt, ist derjenige Theil der praktischen Medizin, welcher die Erhaltung der Gesundheit zur Aufgabe hat. In älterer Zeit theilte man sie ein in *προφυλακτική*, diejenige Wissenschaft, welche drohende Krankheiten abhalten lehrt, in *συντηρητική*, welche die gegenwärtige Gesundheit bewahren und in *ἀναλεπτική*, welche die Wiedergenesung zu leiten und die Kranken zu stärken lehrt, — eine Eintheilung, welche theils ungenügend, theils unpassend ist, indem die erstern beiden ziemlich zusammenfallen, die letztere aber richtiger zur Kur der Krankheit als hieher gerechnet wird. Die Erhaltung der Gesundheit aber geschieht besonders durch die Befolgung derjenigen Regeln, welche die Diätetik vorschreibt. S. diesen Artikel. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIASPASIS. Eine von Rob. Brown so genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und aus der Familie der Goodenieen. Char. Der Kelch fünfspaltig; die Corolle untertassenförmig, fast regelmäßig, die Röhre mit einer Längsspalte (daher der Gattungsname: *ἡ διάσπασις*, das Zerreißen), welche aber vermittelst kurzer, knopfförmiger Haare verschlossen ist; die Staubfäden kürzer als die Corollenröhre, mit freien, bartlosen Antheren; die Narbe ist mit einer fast zweiklappigen Hülle versehen; die saftlose Steinfrucht enthält nur einen Samen. Die einzige, in Neuholland wachsende Art, D. filifolia *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 587.) ist ein aufrechtes, etwas ästiges, wenig behaartes Kraut mit abwechselnden, drehrunden Blättern, in den Blattachseln stehenden, einblumigen, an der Spitze zweiblättrigen Blüthenstielen und überhängenden Blumen. (*Sprengel.*)

DIASPASMA, wörtlich die Trennung, Lücke, das Abgerissene, wurde von den Griechen in der Musik der Ruhepunkt, das Pausiren zwischen einem Abschnitte des Stückes oder zwischen den Versen genannt, in der Art, wie wir es zwischen den Zeilen eines Chorals thun. (*G. W. Fink.*)

2) S. *Pollux* VIII, 9. §. 109. 3) S. Creuzer Symbol. II. S. 510. 511.

DIASPHENDONESIS, wörtlich: das gewaltſame, ſchnelle Auseinanderreißen [1]), eine der ſchmerzhafteſten Todesſtrafen, welche unter der an beiden Ufern des Oxus in Aſien wohnenden Völkerſchaft, den Derbikern [2]), gewöhnlich war. Man band die Füße des Verbrechers an die mit Gewalt herabgebogenen Äſte zweier einander naheſtehenden Bäume, ließ dieſe los, und der Angebundene wurde durch die große Schnellkraft, Elaſticität, jämmerlich zerriſſen. Dieſe Strafe erinnert an den Fichtenbeuger auf dem Engpaſſe bei Korinth, welchen Theſeus tödtete, πιτυοκάμπτης [3]). Zu dieſer Strafe verurtheilte Alexander der Große den Mörder des Perſerkönigs Darius, Beſſus [4]). Dieſer, Satrap in Baktriana, hatte mit Nabarzanes den König Darius gefangen genommen, in Ketten gelegt und, als Alexander ſich ihm näherte, ermordet. Beſſus trat unter dem Namen Artaxerxes auf, wurde aber von Spitamenes an Alexander lebendig ausgeliefert und von dieſem zum Tode auf die bemerkte Art verurtheilt. Andere erzählen anders [5]). Kaiſer Aurelian ſoll auch einen Soldaten, welcher mit ſeiner Wirthin in unerlaubtem Umgange lebte, zu dieſer Todesſtrafe verdammt haben [6]). Ein Bild dieſer Todesſtrafe bei Montfaucon [7]). (*Schinke.*)

DIASPOR, ein Mineralkörper, der nach Children (in d. Ann. of Philos. 1822. Jul. 17.) 76,06 Thon, 7,78 Eiſenoxydul und 14,70 Waſſer enthält. — Späterhin zeigte Berzelius, daß das Eiſen nur mechaniſch beigemengt ſei und das Foſſil, durch Salzſäure davon befreit, weiß, aber im Übrigen unverändert bleibe. Es kommt nicht nur in Frankreich, ſondern auch am Ural, hier unter dem Namen eiſenſchüſſiger Cyanit und Antophyllit, häufig vor. Nach Heß (in Poggendorffs Ann. d. Ph. ꝛc. 1830. Bd. 2. S. 255 ꝛc.) iſt es ein Thonerdehydrat, worin die Thonerde dreimal den Sauerſtoff des Waſſers enthält. (*Th. Schreger.*)

DIASTASIS (διάστασις von διίστημι, ich entferne, trenne), das Auseinanderſtehen, die Spaltung, Trennung oder Entfernung, wurde bisher in ſehr verſchiedener Bedeutung gebraucht. Die Alten bezeichneten damit einmal die drei verſchiedenen Dimenſionen des Körpers, nämlich die Länge, Breite und Dicke; zweitens den Zwiſchenraum, welcher ſich zwiſchen dem Arzte und dem Kranken befindet; drittens den Zeitabſchnitt, in welchen eine bedeutende Veränderung in irgend einer Krankheit fällt; viertens die Vermehrung des Umfanges konvulſiviſch bewegter Muskeln; fünftens, nach Arctäus, die Ausdehnung varikoſer Venen und den gegenſeitigen Abſtand der Gefäßwandungen (daher nach Einigen auch gleichbedeutend mit Diastole ſ. dieſe); ſechstens nach Hippokrates und Galen das Auseinanderſtehen der Knochennähte und endlich ſiebentens die Abweichung zweier ſeitlich mit einander verbundenen Knochen, z. B. der Speiche und der Ellenbogenröhre, des Schien- und des Wadenbeins (mit Verrenkung des Aſtragalus, des Sprungbeines nach oben, zwiſchen dieſen beiden Knochen, wie es Dupuytren beobachtete. S. Ruſts Magaz. Bd. XV. S. 207.). Dieſe entſteht nur nach Zerſtörung der Gelenkbänder in Folge äußerer Gewalt und übermäßig ſtarker Bewegung. Die Folgen davon ſind Ergießung von Blut ins Gelenk, Entzündung und Eiterung, Caries der Knochen und ſelbſt der Tod des Kranken. S. Luxatio, Distorsio, Verrenkung, Abweichung, Kopfwunden.

Zuletzt iſt noch achtens von dieſer Diastasis ossium die Diastasis s. Discessio s. deductio epiphysium zu unterſcheiden, welche ſchon von Hippokrates (de articulis Lib. II. N. 2.) erwähnt, von Severinus (de gibbis, varis et vulgis cap. 7.), Ingraſſias (Comment. IV. in libros Galeni, c. 20.), Paräus (Opera. Lib. XIV. c. 20.), Platner (diss. de ossium epiphysibus in ſeinen Opusc. T. I. p. 153.), beſonders aber von Reichel (de epiphysium ab ossium diaphysibus deductione. Lips. 1759.) beſchrieben worden iſt. Sie kommt nur im jugendlichen Alter vor und iſt entweder ebenfalls die Folge äußerer Gewalt oder auch eines abnormen Abſorbtionsprozeſſes, der durch allgemeine Dyskraſie bedingt wird. Auch in der neuern Zeit ſind Beiſpiele hievon von Poupart [1]), Petit [2]), Duverney [3]), Morgagni [4]), Weiß [5]), Baumetz [6]) u. A. [7]) beobachtet worden. Nur das Alter des Kranken, die verletzte Funktion des Gliedes und die Berückſichtigung der vorausgegangenen Urſachen kann die ſehr ſchwierige Diagnoſe einigermaßen beſtimmen. S. Knochenbruch). (*Baumgarten-Crusius.*)

DIASTATA (*Meigen*). Eine Zweiflüglergattung aus der Familie Muscides. (Syſtemat. Beſchreibung der bekannten europäiſchen zweiflügligen Inſekten. VI. 94. t. 59. f. 12 — 15.) — Die Fühler aufliegend, dreigliedrig, drittes Glied zuſammengedrückt, ſtumpf, an der Wurzel mit dicht gefiederter oder nackter Borſte, Untergeſicht mit Knebelborſten, Stirne breit mit langen Borſten, Augen faſt rund, auf dem Scheitel drei Punktaugen, Hinterleib länglich, fünfringlig, die Flügel aufliegend, länger als der Hinterleib, die Queradern entfernt. — Man findet dieſe Inſekten auf feuchten Grasplätzen, beſonders an Geſtaden. Als Typus mag gelten D. obscurella (Geomyza obscurella *Fallén*). Der Rückenſchild aſchgrau, der Hinterleib ſchwarz, Stirn und Beine rothgelb, die gewöhnliche Querader der Flügel braun, die Fühlerborſte kurz gefiedert. Eine Linie lang. Im Juli auf Waldwieſen. (*D. Thon.*)

---

1) Von διασφενδονάω, zerſchleudern. *Platon.* Polit. p. 423. D. Stephanus nennt es ἀνασχινδυλευθῆναι und Pierſon zu *Moeris* p. 360. σχινδαλμός, einen Span, einen Fetzen. S. Böttiger Vaſengem. I, 2. S. 102. 2) *Plin.* H. N. VI, 16. *Curt.* III, 2. 3) *Apollodor.* III, 16, 2. Böttiger a. a. O. S. 134 ff. 4) *Justin.* hist. Phil. XII. 5. 5) S. Alexander (Sect. I. Th. VI. S. 410). 6) *Vopiscus* in Aurel. c. 10. 7) Tom. V. p. 240.

1) Mémoir. de l'Acad. roy. des sc. de Paris. Année 1690. p. 289. 2) Maladies des os. T. II. chap. XVI. 3) Maladies des os. T. I. p. 365. 4) De sedib. et causis morbor. Epist. 56. art. 34. 5) Programma ad Anatomen publ suspens. Altorf 1745. 6) v. Froriep's Notizen ꝛc. N 11b. (N. 6. Bd. VI.) p. 96. 7) ad N. 268. (N. IV. Bd. XIII.) p. 62.

Diastella *Salisb.* ſ. Leucospermum.

DIASTEMA bedeutet im Griechiſchen gerade daſſelbe, was wir unter Intervall verſtehen, den Zwiſchenraum auch im muſikaliſchen Sinne. (*G. W. Fink.*)

Diastole ſ. Puls.

DIASTOLICA (von διαστολή, distinctio, differentia) wird von einigen ältern Theoretikern die Lehre von den Abſchnitten und Inciſionen in den muſikaliſchen Perioden genannt und in den Verbindungen dieſer Perioden. Daß die Tonrede in ihren Einſchnitten auf gleichen Regeln wie die Wortrede ruhe, iſt neuerdings etwas beſſer eingeſehen worden. Dennoch wird dieſer wichtige Theil der muſikaliſchen Grammatik noch in der Regel zu ſehr vernachläſſigt und bedarf immer noch einer lichtvollern Darſtellung, um dem Tonkundigen zu der Einſicht zu verhelfen, die das bloße Gefühl nicht überall und nicht ſicher zu erſetzen vermag. Schon Zarlino fand es nöthig, von der Diaſtole zu ſprechen in ſeinem zu Venedig im J. 1589 gedruckten theoretiſchen Werke. (*G. W. Fink.*)

Diastrophe ſ. Geſichtskrankheiten.

DIASTYLIS (*Say*). Eine im Journal of the Academy of Philadelphia I. 313. aufgeſtellte Cruſtaceengattung, welche Desmareſt mit Zweifel zur Sektion Schizopoda, Decapoda macroura (ſ. d. Art. Decapoda) zieht. Ihre Kennzeichen ſind vier Fühler auf einer Linie ſtehend, die mittlern geſpalten, mit einem dreigliedrigen Stiel, die äußern einfach, das erſte Glied derſelben groß, ohne Schuppe. Die äußern Kieferfüße ſehr groß, fußförmig, der Stirn ſehr genähert, das erſte Glied derſelben lang, zuſammengedrückt, die andern ſehr klein, cylindriſch, unter einander faſt gleich. Der Rückenſchild glatt, aus 6 Segmenten beſtehend, von denen das erſte größer, als alle andern zuſammengenommen, vorn in einen kurzen, dreieckigen, umfaſſenden, an den Seitenrändern gekerbten Schnabel auslaufend. Sechs Paar geſpaltener Füße; die des erſten Paares am Ende geſtutzt, kürzer als die äußern Kieferfüße; die des zweiten Paares in eine Spitze auslaufend; die dritten, vierten und fünften aufgerichtet, ſpitzig, klauenlos, am Ende mit ſtarken Haaren beſetzt. Hinterleib ſchmäler als der Rückenſchild, aus 6 Segmenten beſtehend, von denen die beiden letzten Schwimmfüße tragen. Der Schwanz zweigliedrig, an jeder Seite des erſten Segments mit einem einzigen, geſpaltenen Griffel, am Ende des zweiten mit einem einzigen, einfachen, cylindriſchen Griffel beſetzt.

Die einzige von Say beſchriebene Art iſt D. arenarius, die ſich an den Küſten von Georgien und Florida findet und ½ eines engl. Zoll lang iſt; doch glaubt er, daß Cancer scorpionides *Montagu's* und Cancer esca *Gmel.* ed. *Linn.* zu dieſer Gattung zu ziehen ſeyn möchten. — Latreille (*Cuvier* regne animal ed. 2.) hat dieſe ganz unerwähnt gelaſſen. (*D. Thon.*)

Diastylos ſ. Säulenordnung.

DIASYRMOS, eine Redefigur, wodurch Spott durch Verkleinerung des Gegenſtandes ausgedrückt wird; ſpöttiſche Herabſetzung. (*H.*)

Diatessaron ſ. Diapason.

DIATOMA. Eine von Candolle (Fl. franç. II. p. 48.) geſtiftete Gewächsgattung aus der 24ſten Linnéſchen Klaſſe und aus der natürlichen Familie der Algen, in welcher ſie mit einigen andern Gattungen eine eigne Gruppe bildet. Die hieher gehörigen Arten (es ſind deren 16 bekannt) erſcheinen im ſüßen und ſalzigen Waſſer, oft an andern Körpern anhängend, als einfache, flache, ſteife, gegliederte Fäden, deren zwei gewöhnlich der Länge nach zuſammen liegen; die Glieder ſind viereckig oder abgerundet, in der Mitte geſtreift oder punktirt, löſen ſich ſpäter von einander und hängen bloß mit den Ecken zuſammen. (Lyngb. hydroph. dan. 61. 62.) — Die zweifelhafte phanerogamiſche Gattung Diatoma *Lour.* nennt Candolle Petalotoma (ſ. d. Art.) (*Sprengel.*)

DIATOMEAE. Dieſe Gruppe der Algen charakteriſirt Agardh (Syst. alg. p. XII.) als verſchieden geſtaltete, flache, kryſtalliniſche, in Stücke ſich löſende Waſſergewächſe. Sie ſind meiſt nadel- oder keilförmig, oder viereckig, ſelten rundlich, ſteif, zerbrechlich; anfangs zu einem Parallelogramm oder einem Kreiſe oder Faden vereinigt; die Glieder löſen ſich, nachdem ſich zwei Fäden der Länge nach zuſammengelegt haben, und hängen nur noch mit den Ecken zuſammen. Die Die meiſten ſind mit Schleim umgeben, friſch meiſt gelbbraun, getrocknet olivengrün. Nach Agardh ſollen die Diatomeen durch ihre kryſtalliniſche Bildung den Übergang zu dem Mineralreiche bilden, wie die Noſtochinen und Confervinen ſich den niederſten Thieren nähern. Allein auch die Diatomeen zeigen zum Theil eine ſo große Ähnlichkeit mit einigen Infuſorien, daß es bei manchen Gattungen und Arten noch zweifelhaft iſt, ob ſie zu den Thieren oder Pflanzen zu rechnen ſind. Agardh zählt hieher die Gattungen Achnanthes *Ag.*, Frustulia *Ag.*, Meridion *Ag.*, Diatoma *Cand.*, Fragilaria *Lyngb.*, Melosira *Ag.*, Desmidium *Ag.*, Schizonema *Ag.* und als Anhang Gomphonema *Ag.*

Achnanthes *Ag.* (Syst. alg. p. XIII.) iſt eine der zweifelhaften Gattungen. Ebene, gegliederte, geſtielte, meiſt fahnenförmige Körperchen; die Glieder ſind in der Mitte gefleckt (die Verdauungswerkzeuge der Infuſionsthierchen) und hängen, wenn ſie ſich löſen, an den Ecken mit einander zuſammen. Die beiden bekannten Arten, Achn. brevipes *Ag.* (Fl. dan. 1840., Achn. adnata *Bory* ms., Echinella stipitata *Lyngb.* hydroph. t. 70.) mit zwei Flecken in jedem Gliede und ſehr kurzem Stielchen; und Achn. longipes *Ag.* (Conferva armillaris *Müll.* in Nya Handl. 1783. t. 3. f. 6. 7., Conf. stipitata Engl. bot. 1488.) kommen auf Algen in der Nordſee und wahrſcheinlich auch in andern Meeren vor. (*Sprengel.*)

DIATONISCH nennt man eine Tonreihe, die aus ganzen und aus großen halben Tönen beſteht, z. B. c d e f g a h c, oder cis dis eis fis gis ais his cis etc. Man pflegt eine ſolche Tonfolge auch wol die natürliche zu nennen. Die nähern Auseinanderſetzungen diatoniſcher Verhältniſſe, ihre Beziehung auf das Altgriechiſche ꝛc. werden am zweckmäßigſten unter den Artikeln Klanggeſchlecht und Tonleiter gegeben. (*G. W. Fink.*)

DIATRITARII (von διάτριτος, dreitägig) hießen diejenigen Ärzte, welche aus der Schule der Methodiker (100 vor Chr.) stammend, den Verlauf der hitzigen Fieber nach der dreitägigen Periode berechneten und auch nur am dritten Tage ihren Kranken Speise zu nehmen erlaubten. Diese Methode muß zu Galens Zeiten sehr gewöhnlich gewesen seyn, da er sie (Meth. med. ad Glauconem. L. I. c. II. Ed. *Kühn.* Vol. IX. p. 6.) den „πολυθρύλλητον διάτριτον" nennt (die viel besprochene dreitägige Periode). Cälius Aurelianus (ungefähr 230 n. Chr.) gibt uns nähere Bestimmungen hierüber. So sagt er z. B. ac. morbor. Libr. III. c. VIII. in curatione spasmorum: „Dehinc sine cibo facimus aegrotantes durare usque ad primam diatriton, si vires permiserint, somno cum silentio jacentes." Und chron. morb. L. I. c. V.: „Adhibenda cibi abstinentia usque ad primam diatriton, ac permittentibus viribus phlebotomia, si passio coegerit, intra diatriton." — Den Grund aber dieses Verfahrens gibt er in chron. morb. L. II. cap. XIII.: „Cibi abstinentia usque ad tertium diem non ob relaxanda corpora, sed quo altiora (viscera), quorum est officium accepta digerere immobilia perseverent." Indessen ist er kein unbedingter Nachfolger und Verfechter dieser Theorie; denn er sagt z. B. chron. morb. I. cap. V. in curat. maniae: „Adhibendam etiam immodicam abstinentiam, quam Graeci λοιμαγχίαν vocant, non advertentes, quia immodica cibi abstinentia vires corporis vexat, et aegrotantem naturali fortitudine desertam, adjutoria ferre non patitur, perdit etiam cibandi tempora, ex quo densata corpora saepe laxantur." Das weitere s. Hungerkur.

(*Baumgarten-Crusius.*)

DIAULION hieß bei den Griechen das Solospiel der Flöten zwischen dem Chor, also das Ritornell nach dem Gesange und zwischen demselben. Im letzten Falle wäre es demnach unsern Zwischenspielen ähnlich, die der Organist zur Verbindung der melodischen Choralzeilen anwendet. (*G. W. Fink.*)

Diaulos s. Gymnastik der Griechen.

DIAZ, Bartholomäo, einer der geschicktesten und einflußreichsten Seefahrer des 15ten Jahrh., der durch die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, Portugals ohnehin damals schon hoch gesteigerten Ruhm verherrlichen half, stammt aus einem edeln Geschlechte der Provinz Algarvien, und erblickte in einem Zeitpunkte das Licht der Welt, wo seine Nation nicht nur das ganze Mittelmeer beherrschte, sondern nebst Genua und Venedig den Welthandel an sich reißend, auch auf dem großen Ocean als Gebieterin den Dreizack schwang. Um das Jahr 1450 nämlich, als Florenz, das neue Athen unter den kleinern Staten Italiens zu blühen begann, Pisa sich den Sarazenen furchtbar machte, als die Medicis, Este, Gonzaga und Visconti die kleinen Republiken Florenz, Modena, Mantua und Mailand in ebenso viele Herzogthümer verwandelten, öffnete sich den Portugisen unter ihrem hochgebildeten Prinzen Heinrich „dem Seefahrer" eine neue ruhmwürdige Bahn. Den glänzenden vor Ceuta erfochtenen Siegen und der Wißbegierde des Infanten verdankt die Erdkunde die Entdeckung der Länder, welche sich vom Cap Nuñez oder Nun bis zum Cap Guardafui erstrecken, — ein nicht zu berechnender Gewinn, der später die genaue Kenntniß von Ostindien, von den Südregionen Asiens und die wiederholte Umseglung Afrikas zur Folge hatte. Bekannt sind die Leistungen eines Gilianez, Gonzalez Zarco, Tristan Paz Texeira (Porto Santa und Madeira), Gonzalo Velho Cabral (Santa Maria), Alonso Baldayo (Bai Angea de Ruyvos), Antonio Gonzalez (Ilha de Garzas, s. Miguel), Lanzerote (Senegal), Denys Fernandez (das grüne Vorgebirge), Pedro de Cintra (Guinea bis Cap Mesurado), Pedro Escobar (Goldküste), Fernando Po (Insel d. N.), Diego Cam (Congo), Alfonso d'Aveira (Benin). — Trotz dieser glücklichen Erfolge nahmen die Portugisen südlich vom Cap Negro in Benguela nichts in Besitz. Die Entdeckung der Kaffernküste und der Südspitze von Afrika war dem kühnsten Seefahrer seiner Nation vorbehalten. Diesen Ruhm behauptete damals, obgleich am Hofe König Johann II. erzogen, Bartholomäo Diaz. Im August d. J. 1486 erhielt er den Auftrag, mit zwei Schiffen, jedes zu 50 Tonnen, längs der Küste hinzusegeln, um die Staten des vielbesprochenen aber noch räthselhaften Priesters Johann aufzusuchen. Als er zu Sierra Parda unter dem 25° 50′ südl. Br. und 120 Meilen südlicher als der von seinen Vorgängern gesehene Punkt angekommen war, errichtete er ein großes Kreuz mit Portugals Wapen und nahm durch dieses einfache Mittel von dem Lande Besitz, dann lichtete er, sein Ziel unverrückt vor Augen haltend, die Anker aufs Neue, und berührte, gen Süden segelnd, von nun an das Land nicht mehr. Von einem Meersturme ergriffen ward er jedoch bald an eine Bucht getrieben, welcher er den Namen „dos Vagueros" oder der Hirten beilegte, weil er an der Küste viele Heerden mit ihren Hirten wahrgenommen. Dies war 40 Meilen östlich vom Cap, und somit hatte er, ohne es nur zu ahnen, Afrika's Südende umschifft. Seine Fahrt gegen Osten fortsetzend, gelangte er zu einer kleinen Insel, welcher er den Namen El pennol de la Cruz, oder Santa Cruz gab, weil man hier das zweite Kreuz errichtete. Von Zeit zu Zeit am festen Lande anlegend brauchte Diaz die Vorsicht, Neger, welche sich früher in Portugal aufgehalten und die portugisische Sprache erlernt hatten, in reicher Kleidung unter die Eingebornen zu schicken, um Aufmerksamkeit und Ehrfurcht zu erregen. Mit allerlei Kaufmannswaren, Spielsachen und Kleinigkeiten sollten sie zugleich einen Tauschhandel eröffnen und bei dieser Gelegenheit Nachrichten über das Reich des Priester Johann einziehen. Allein die Küstenbewohner waren zu wild und zu furchtsam, um sich mit den Portugisen in Gespräche einzulassen und die Nachforschungen blieben fruchtlos. Als die zwei Fahrzeuge die kleinen in der Bai von Lagoa befindlichen Eilande, welche noch heute den Namen Ilheos da Cruz tragen, erreicht hatten, fing die Mannschaft an zu murren und verlangte mit barschem Ungestüm die Heimkehr; denn die Lebensmittel waren ver-

zehrt, und das Wachtschiff, welches der Bruder des Diaz befehligte und den Mundvorrath enthielt, war verschwunden. Mit ruhiger Stirne und festem Auge, aus dem die Entschlossenheit des Mannes blitzte, ermunterte er die Muthlosen und tadelte die Aufwiegler, indem er zugleich nur noch so lange sich zu gedulden bat, bis er 25 Meilen weiter gesegelt sei. „Wie könnte ich als Mann von Ehre, rief er aus, vor meinem Monarchen erscheinen, ohne meinen Zweck erreicht, ohne die Aufgabe unseres gemeinschaftlichen Strebens gelöst zu haben!" Seine edle Haltung und die Festigkeit seines Charakters machten einen so tiefen Eindruck auf das Schiffsvolk, daß es unverdrossen mit verdoppelten Kräften längs der Küste hinsteuerte, bis man zur Mündung eines Flusses gelangte, der „Rio de Infante" genannt wurde und heute den Namen „Groote Visch-River", d. h. der große Fischfluß, führt. Wie groß war die Freude, welche Bartholomäo's und seiner Gefährten Brust durchströmte, als sie auf dem Rückwege, mitten unter der Wuth der sich kreuzenden Orkane auf einmal dem Vorgebirge gegenüber standen, nach dem alle ihre Wünsche strebten. Dankbar zur Erde niederstürzend ließen sie ihr erstes Geschäft die Errichtung eines Kreuzes seyn, das sie dem heiligen Philippus widmeten, zum Andenken an die gewährte Rettung. Hier fanden sie auch das Nahrungsboot wieder, aber leider waren von der Mannschaft nur noch vier Leidensgefährten übrig; die andern hatten unter der Keule mißtrauischer Neger in Afrika's Sande ihr Grab gefunden. Nachdem Diaz im Hochgefühle seines errungenen Sieges die Lage des Vorgebirges nautisch bestimmt und die Buchten und Landungsplätze der Nachbarschaft gehörig untersucht hatte, stach er freudig unter feierlichem Gesange seiner Leute zur Heimkehr in die See. Im Oktober 1487 kam er mit ganz durchlöcherten Schiffen, deren halbzertrümmerte Wracks ihn kaum noch in die heimathlichen Gewässer zu tragen vermochten, in Lissabon an. In seinem Berichte an den König Johann II. schilderte er nicht ohne Selbstgefühl die unendlichen Hindernisse, welche sich der Aufgabe seiner Lösung entgegengestemmt, die Umschiffung des Caps, das er wegen der vielen da überstandenen Stürme „Caba tormentoso, oder de los tormientos", d. h. Vorgebirge der Stürme, genannt, fast unmöglich gemacht und die Entdeckung von 300 Meilen der Küste, welcher entlang er gefahren, bis ans Unglaubliche erschwert haben. Der König nannte den für die Schifffahrt so hochwichtigen Punkt „Kap der guten Hoffnung", voll der festesten Überzeugung, daß diese Entdeckung dereinst der Schlüssel zur großen Eingangspforte des Orients seyn würde. In Anerkennung seiner Verdienste übergab ihm König Emanuel bei der großen Entdeckungsfahrt des unsterblichen Vasco di Gama 1497 das Kommando einer Caravele. Er kam diesmal jedoch nicht weiter als bis nach Mina auf der Küste von Guinea, von wo ihn der Großadmiral, als er in der Bai Santa Maria auf der Insel S. Jago (einer der Capverdischen Inseln) aufs neue die Anker lichtete, nach Portugal zurücksendete. Trotz mannigfacher Miskennung, die ihm sein halsstarriger Charakter zugezogen, ward er bei allen Unternehmungen der Portugisen zur See um Rath gefragt, weil ihn wenige seiner Landsleute an kaltblütiger Umsicht und Erfahrung übertrafen. Hätte er gründlichere Kenntnisse in der Mathematik, Geodäsie, Astronomie und höheren Nautik besessen, so würde Diaz fast allein den großen Weltfahrten der Portugisen, die am Ende des 15. Jahrhunderts recht eigentlich den Ocean beherrschten, den Weg vorgezeichnet und dann als Oberbefehlshaber die Expedition angeführt haben, wie er ohne dieselbe nur als Pilot in zweiter Rangordnung nutzen und glänzen konnte. In letzterer Eigenschaft begleitete er die Flotte des Don Pedro Alvarez Cabral, welcher, nachdem er die königliche Flagge aus den Händen seines Monarchen empfangen hatte, und nach damaligem Gebrauche von dem Bischofe von Viseu in der Kirche zu Belem eingesegnet worden war, auf seiner Fahrt nach Indien durch einen fürchterlichen Orkan weit nach Westen hin verschlagen und so an der Hand des Zufalls — nachdem er schon alle Hoffnung zur Rettung aufgegeben, — zum Entdecker eines bisher ganz unbekannten Landes jenseit der Linie wurde. Dies Land war Brasilien, das er anfangs für eine Insel hielt, bis sich seinem erstaunten Blicke ein großes Continent zeigte, dessen rohe Einwohner an Gestalt, Farbe und Gesichtsbildung von den Afrikanern ganz verschieden waren. Auf Diaz Rath setzte er sogleich zwei Verbrecher, deren die portugisischen Seefahrer für solche Fälle gewöhnlich am Bord hatten, ans Land, um die Sprache der Eingebornen kennen zu lernen und die neue Gegend auszukundschaften. Hierauf ließ er in der Nachbarschaft des Hafens Porto seguro, der zugleich den Ort seiner Landung anzeigt, auf einer Anhöhe ein großes hölzernes Kreuz errichten und Messe lesen. Von diesem heiligen Zeichen erhielt das Land den Namen „Santa Cruz." Weil er von den Eingebornen mit Mistrauen aufgenommen worden und nichts über das neugefundene Land erfahren konnte, setzte er seine Fahrt nach Osten fort. Aber auch diese Reise war nicht glücklicher als die vorige. Durch die stets anhaltenden Stürme verlor er die Hälfte seiner Schiffe und einen großen Theil der Mannschaft, unter denen sich auch Bartholomäo Diaz befand. Der unheilvolle Todestag war der 29. Mai 1500. Der Ort des Unglücks, wo die vier Schiffe mit den kühnsten Seemännern von den Wogen des Meeres verschlungen wurden, soll die Heimath der Stürme — die Gegend um das Cap der guten Hoffnung — gewesen seyn.

Camoës spielt im 5ten Gesange (4te Strophe) auf den hochtragischen Untergang Bartholomäo's an, indem er dem am Kap hausenden Luftgeiste und Beherrscher der Stürme die Worte in den Mund legt;

Aqui espero tomar, se naõ me engano,
De quem me descobrio summa vingança;
E naõ se acabaró só nisto o dano
De vossa pertinace confiança:
Antes em vossas naos vereis cada ano
(Se he verdade o que meu juizo alcança)

Naufragios, perdicões de toda sorte,
Que o menor mal de todos seja a morte.

Hier hoff' ich einst an Jenem mich zu rächen,
Der, mich erkundend, meine Ruh gestöret,
Und nicht an ihm wird sich meinen Zürnen brechen,
Da harter Starrsinn All' Euch so bethöret.
Ihr sollt fortan, auf dieser Meere Flächen,
(Wenn Wahrheit meines Geistes Ahnung höret)
So hohe Noth und Fahr der Schiffe sehen,
Daß Die noch glücklich sind, die untergehen.

So traurig das Schicksal des großen Seemannes war, so hatte doch sein ganzes Leben, als ein ununterbrochenes Beispiel von Kraftübung, Muth und Entsagung viele in der Mathematik und dem Seewesen erfahrne Männer aufgefodert, an den Entdeckungszügen der Portugisen Theil zu nehmen. Besonders waren Teutsche, Niederländer und Italiäner sehr geschäftig, auf solchen Fahrten sich Erfahrung, Ruhm und Vermögen zu erwerben. Außer Jakob von Brügge und Wilhelm von Dagora, der den Namen Silveira annahm, waren die Nürnberger Patrizier Jobst von Hurter und Ritter Martin Bechaim, welcher schon früher mit Diego Cam eine Entdeckungsreise längs der afrikanischen Küste bis zum Flusse Zaïre unternommen hatte, mit Diaz auf das Innigste befreundet *). (*K. Falkensiein.*)

DIAZ. Außer dem Vorigen sind als Seefahrer denkwürdig: 1) Miguel Diaz aus Arragonien, welcher den Columbus auf seiner zweiten Entdeckungsreise begleitete. Im J. 1485 erhielt er den Auftrag, die Goldminen von Hispaniola (nachmals St. Domingo zu Hayti) zu untersuchen, und entdeckte die reichen Minen am Flusse Hayna, nachher noch andre, und veranlaßte die Gründung der Stadt Neu-Isabella, nachmals St. Domingo genannt, und wurde Kommandant der Festung. Als dem Bovadilla die Würde des Columbus übertragen und dieser von jenem gefesselt nach Spanien gesendet wurde, blieb er dem Columbus treu und wurde mit in dessen Fall verwickelt. Nachdem aber Bovadilla zurückberufen worden, stellte Diego Columbus, des großen Seefahrers Bruder, Diaz als Lieutenant des Gouverneurs von Puerto Rico an. Bei nachmaligen neuen Widerwärtigkeiten ward er als Gefangener nach Spanien gebracht, und im Jahre 1512 zwar wieder eingesetzt, starb aber kurze Zeit darauf. — 2) Juan Diaz de Solis, aus Lebrira in Spanien gebürtig, begleitete im J. 1507 den Pinzon auf der Fahrt nach Westen, um die Küsten von Südamerika genauer kennen zu lernen. Im J. 1515 entdeckte er den Rio Janeiro in Brasilien und fand den la Platafluß, ward aber an diesem von den Wilden erschlagen und gefressen. (*Robertson* hist. of Amer. I. 231.) — 3) Bernard Diaz del Castillo, geboren zu Medina del Campo, begleitete Cortez im J. 1519 nach Mejico, und bewies seine Tapferkeit in 119 Treffen und Schlachten. Nach der Unterwerfung Mejicos blieb er daselbst und erhielt zum Lohn für seine Dienste eine beträchtliche Länderei. Als er Gomaras Chronik (im J. 1552) las, verdroß es ihn, daß mit gänzlicher Übergehung seiner selbst und seiner Gefährten, dem Cortez allein der Ruhm der Eroberung zugesprochen war, und so schrieb er seine Historia verdadera de la conquista de Nueva España, die ein Mönch zu Madrid im J. 1632 herausgab. Man erkennt am Styl den alten unstudirten Soldaten, findet aber durch seine Naivetät und interessante Details sich angezogen und viele sonstige Angaben berichtigt. (*H.*)

DIAZ, Juan. Dieser Spanier, der im J. 1530 zu Paris Theologie studirte und 13 Jahre sich daselbst aufhielt, war mit den Schriften Luthers und Calvins bekannt geworden, suchte den letztern selbst in Genf auf, und schloß sich dann an Martin Bucer in Strasburg an, den er auch im J. 1546 nach Regensburg begleitete, wo sein Landsmann Malvenda, päpstlicher Geschäftsträger in Teutschland, sehr verwundert war ihn zu sehen. Er begab sich hierauf nach Neuburg an der Donau, wo bald darauf auch sein Bruder Alfons, Advokat am päpstlichen Hofe, eintraf, der ihm für den Fall seines Rücktrits zur katholischen Kirche eine Pension von 500 Dukaten anbot, die der römische Hof ihm zahlen würde. Da Diaz dies verweigerte, ließ der Bruder ihn durch einen von Rom mitgebrachten Henker ermorden (d. 26. März 1546). Die Protestanten wurden aufs äußerste erbittert, daß Karl V. den Brudermörder und dessen Gehilfen auf Verwendung des Papstes nach Rom entließ. (Thuanus.) (*H.*)

DIAZ. Spanische und portugisische Maler: 1) Gonzalo Diaz arbeitete gegen Ende des 15. Jahrh. zu Sevilla, wo in der Kathedrale noch jetzt ein Gemälde von ihm, die Geschichte der h. Magdalena darstellend, vorhanden ist. — 2) Francisco, lebte im 16. Jahrh. zu Toledo. — 3) Diego, ein Schüler des Francisco d'Espinosa, nach dessen Tode er die Aufsicht über die Schmelzöfen erhielt, welche Philipp II. hatte anlegen lassen zur Bereitung der farbigen Gläser für den Escorial. — 4) Francisco Gines, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., lebte in der Einsamkeit der Karthause Porta Coeli, in deren Kapitelsaal er einige Begebenheiten des h. Bruno gemalt hat. — 5) Don Francisco, war einer der ersten, die im J. 1753 einen Preis von der Akademie erhielten. — 6) Gasparo, portugisischer Maler, war ein Schüler Michel Angelos und Rafaels. Man rühmt an seinen Figuren die richtige Zeichnung und den Ausdruck, und im Gemälde die Sanftheit seines Pinsels. (*H.*)

*) Nach Le Brets Geschichte von Venedig Th. 2. S. 226. war das Vorgebirge der guten Hoffnung in diesem Freistate lange vor Diaz bekannt. Paolo Toscanella, ein Florentiner, der im J. 1397 geboren ward, soll dasselbe gekannt und schon im J. 1474 einem seiner Freunde Martin, Domherrn aus Lissabon, als einen bisher unbesuchten Weg nach Indien vorgeschlagen haben. Doch fehlen über diese Behauptung urkundliche Beweise. Vergl. Sprengels Geschichte der wichtigsten geogr. Entdeckungsreisen. Halle 1792. 8. S. 390. *Faria y Sousa*, Asia Portuguesa. Lisboa 1671. T. III. *Vandelli*, sobre algunas producoes das Conquistas in den Memorias oeconomicas de Lisboa. T. I. *Joao de Barros*, Decada primeira da Asia. Lisboa 1628. T. I. *Osorius* de rebus Emman. I. p. 15. *Tellesius* Vita Joan. II. reg. Lusit. p. 140. *Maffei*, hist. indic. l. 22.

DIAZ, Dichter. 1) Alfonso aus Sevilla, lebte zu Anfange des 11ten Jahrh., und ist Verfasser eines Gedichts von der heil. Agnes. (Sevilla 1611. 8.) — 2) Melchior, aus dem 16. Jahrh. Von ihm erschienen im J. 1776 zu Sevilla: Poesias de Mich. Diaz de Toledo, poeta del siglo XVI, hasta ahora no conocido. — 3) Eduard, aus Porto gebürtig, hielt sich lange Zeit in Spanien auf, und wurde auch der spanischen Sprache völlig mächtig. Außer seinen vermischten (spanischen und portugisischen) Gedichten (Saragossa 1596), erschien von ihm (Madrid 1598) ein episches Gedicht in 21 Gesängen in Stanzen, dessen Gegenstand die Eroberung der kathol. Könige in Granada ist. — 3) Balthasar, portugisischer Dichter aus Madera, blindgeboren, zeichnete sich vornehmlich in den autos aus. Vom Anfange bis nach der Mitte des 17. Jahrh. erschienen deren viele von ihm. — 4) Francisco Diaz Gomez, geb. im J. 1745 zu Lissabon, wo sein Vater Krämer war, hatte sich in der Jugend den Wissenschaften gewidmet, ward ihnen aber entrissen und genöthigt, den kleinen Handel seines Vaters zu betreiben. In dieser ungünstigen Lage entsagte er aber seiner Liebe zur schönen Literatur nicht. Man hat mehre prosaische Schriften von ihm, und unter diesen eine gekrönte Preisschrift, welche die Akademie der Wissenschaften in den vierten Band ihrer Denkschriften aufnahm. Sie enthält eine beurtheilende Vergleichung des Styls von Miranda, Ferreira, Bernardes, Caminha und Camoens. Nach seinem Tode (im J. 1795) ließ die Akademie, zum Vortheil seiner Witwe und Kinder, seine Gedichte drucken (im J. 1799). Außer diesen sind zwei Tragödien von ihm erschienen: Elektra und Iphigenia. Ein beschreibendes Gedicht, die Jahreszeiten und ein episches, Heinrichs Eroberung von Ceuta, hinterließ er unvollendet. (*H.*)

DIAZEUXIS ist in der alten griechischen Musik die Sonderung zweier auf einander folgender Tetrachorde (s. Tetrachord). In der Regel sind nämlich diese dergestalt mit einander verbunden, daß der vierte oder der Schlußton des ersten den Anfangston des zweiten Tetrachords bildet. Sind aber die Tetrachorde nicht auf diese Weise an einander gereiht und fängt das folgende mit einem Tone höher an, so daß noch ein Ton dazwischen liegt, wodurch das erste vom zweiten getrennt wird, so erhielt diese Verknüpfungsart den Namen Diazeuxis. Z. B. e͡fg͡a und h͡cd͡e, zwischen welchen unser heutiges b liegt. (*G. W. Fink.*)

DIAZEUXIS *Don.* Eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 19. Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Perdicieen (Mutisieen) der Familie der Compositae. Char. Die Blüthen diöcisch, entweder alle Blümchen weiblich und die borstige Samenkrone in mehren Reihen, oder die Blümchen des Strahles weiblich, die der Scheibe männlich und die Borsten der Samenkrone in einer Reihe; die Antheren sind an der Spitze mit einem knorpeligen Anhange, an der Basis mit langen federigen Borsten versehen; die Achänien sind warzig-höckerig, dreieckig. Die beiden Arten D. latifolia *Don.* (*Linn.* transact. XVI. p. 250.) und D. triplinervia *Don.* sind südamerikanische Sträucher mit abwechselnden, gestielten, oben glänzenden, unten weißgrau-filzigen, unmerklich gezähnten Blättern und einzeln am Ende der Zweige stehenden Blüthen. (*Sprengel.*)

DIAZONA *Savigny.* Eine Weichthiergattung aus der Ordnung der schalenlosen Acephelen und zwar der Ascidien, von Blainville (Manuel de Malacologie) mit Botryllus, von Cuvier (regne animal) mit Polyclinum verbunden. — Der gemeinschaftliche Körper der Thiere sitzt auf, ist gallertartig und bildet eine kreisähnliche Form; die Thiere, auf mehre concentrische Kreise vertheilt, stehen weit vor; die Kiemenöffnung ist in sechs regelmäßige, gleichgroße Strahlen gespalten, ebenso die Afteröffnung; das Brustistück oder die Höhle, welche die Kiemen umschließt, ist länglich cylindrisch; der Kiemensack ist ungefaltet und auf ihm stehen einfache Fühlfäden; die Maschen des Respirationsnetzes sind mit Warzen besetzt; der untere Leibestheil ist kürzer als der obere, lang gestielt, die Leber wenig deutlich, der Eierstock einfach, aufsitzend. — Es ist nur eine Art bekannt D. violacea (*Savigny* Memoires sur les animaux sans vertèbres. part. II. fasc. I. p. 174. pl. 2. f. 3. pl. 12.). Der gemeinschaftliche Körper oder der Stamm, auf dem die Thiere sitzen, gleicht einem gallertartigen Polypenstamm. Er ist becherförmig, die Basis weiß, ins bläuliche ziehend; auf dem ganzen Umfange treten schön violett gefärbte Erhabenheiten heraus, an deren Spitzen man zwei genäherte, konische Öffnungen, mit lanzettförmigen und purpurfarbigen Strahlen bemerkt, in welchen die Thiere enthalten sind. Die ganze Höhe dieses Seekörpers ist 4 Zoll, der Durchmesser mißt 6 und die Länge der einzelnen Thiere beträgt 2 Zoll. Was den innern Bau betrifft, so ist derselbe nach Savigny folgender. Das, was er Hülle nennt, ist an der Wurzel mit einer Menge verästelter Gefäße versehen, deren letzte Äste violett und am Ende spindelförmig angeschwollen sind. Die umgebende Haut ist aschgrau, der Consistenz nach fast häutig an dem untern Theile, der sich in einem sehr kurzen Anhang endigt, die 15 oder 16 Fühlfäden sind schwach borstenförmig. Die Maschen des Kiemennetzes sind jede durch 3 oder 4 kleine Gefäße getheilt. Die Kiemenvene ist mit Fäden gesäumt. Der Magen ist klein, außen gestreift, innen mit wenig vortretenden zahlreichen, welligen Blättern besetzt, der untere Magenmund ist eingeschnürt und mit einer ringförmigen Klappe versehen. Der Darmkanal bildet Anfangs eine nicht drüsige Höhle und ist dann in den herabsteigenden Theil seiner Krümmung mit nach allen Richtungen zerstreut stehenden Drüsen besetzt, in dem aufsteigenden Theile werden diese deutlicher und gleichen dann kleinen, blinden, einfachen oder getheilten und gestielten Röhren. Der After ist gekräuselt, der Eierstock findet sich links dem Herzen gegenüber, die Eier sind mit einem durchscheinenden Rande umgeben. Diese Ascidie findet sich im mittelländischen Meere. (*D. Thon.*)

DIAZOSTER (διαζωστήρ von διαζώννυμι, umgürten oder durch Gürten absondern), Cingulum, Ver-

tebra praecingens [1]), der Umgürter [2]), oder das umschließende Rückenwirbelbein [3]), iſt ein Eigenname des letzten Rückenwirbels, entweder, nach Th. Bartholinus, weil das Zwerchfell, welches Bruſt- und Unterleibshöhle trennt, ſich an denſelben heftet, oder weil er ſich in der Gegend befindet, wo man ſich gürtet (das διάζωμα oder διάζωσμα). Das Weitere über ſeine Structur ſ. Wirbelbein oder Vertebra. (*Baumgarten-Crusius.*)

DIBARADANE, d. h. das Feueropfer, eine religiöſe Zeremonie bei den Hindus, die einen Theil der täglichen Verehrung der Götter ausmacht. Der zur Verrichtung derſelben beſtimmte Bramane hält in einer Hand ein Glöckchen, womit er ſchellt, mit der andern aber eine mit Butter gefüllte kupferne Lampe, die er einige Mal um das verehrte Götterbild vor- und rückwärts im Bogen herumſchwingt, während die Dewadaſi unter beſtändigen Tänzen dem Gotte Loblieder ſingen. Die Anweſenden ſtehen dabei in tiefer Betrachtung mit gefalteten Händen und tragen dem Gotte ihre Anliegen vor. Darauf zerreißt der Bramane die Blumenkränze, welche das Idol ſchmücken, theilt die Stücken unter die Betenden aus und empfängt von ihnen die Opfer, welche ſie der Gottheit darbringen. (*Richter.*)

Dibatis ſ. Dimatis.

Dibbie, See, ſ. Niger.

DIBDIN, Charles, ausgezeichneter britiſcher Theaterdichter, Componiſt und Schauſpieler, wurde 1748 zu Southampton geboren. Seine Eltern hatten ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt, allein ſeine Lieblingsneigung zur Muſik hob ihn bald über den Willen eines aufgedrungenen Berufes hinaus. Nur der Tonkunſt lebend, errichtete er noch jung ein kleines Theater, auf dem er zu gleicher Zeit der einzige Dichter, der einzige Schauſpieler und der einzige Tonſetzer war. Dieſe künſtleriſche Dreieinigkeit brachte dem genialen Schöpfer im Anfange einen mehr geiſtigen Genuß als phyſiſche Nahrung. Späterhin genoß er das Glück, außerordentlich zu gefallen. Durch einen Actienverein wurde eigens für ihn das unter dem Namen Circus bekannte Theater in London erbaut. Er kann als Erfinder einer früher noch nicht gekannten Gattung von ſceniſcher Unterhaltung angeſehen werden, die aus Muſik, Geſängen und Declamation beſtand, und die er ohne fremde Hilfe ſelbſt dichtete, componirte, ſang und mimiſch darſtellte. Nach zwanzig Jahren artiſtiſcher Ausübung nöthigte ihn eine immer dringendere Geldverlegenheit, das mit ſo großer Vorliebe ſelbſtgewählte Unternehmen aufzugeben und andere Beſchäftigung zu ſuchen. Der Krieg mit Frankreich brach herein. Dibdin ſetzte die patriotiſchen Lieder beliebter Volksdichter in Muſik und nährte ſich auf dieſe Weiſe kümmerlich. Durch eine faſt unglaubliche Mannigfaltigkeit, nicht ſelten aber auch durch Derbheit in ſeinen patriotiſchen Geſängen und durch die glückliche Naturgabe, jede Gelegenheit zu benutzen, um auf John Bull, d. i. die untere Volksklaſſe in England, einzuwirken, gelang es ihm, ſeine Landsleute während des langen und ſchweren Kampfes mit den Franzoſen ſtets bei guter Laune zu erhalten. Er wußte, aller häuslichen Bedrängtheit ungeachtet, durch heitere Melodien in den Spottgedichten auf den Feind und durch tiefernſte Muſik in den Kriegsgeſängen den britiſchen Nationalcharakter ſo anzuregen, daß ihm die Regirung, um ſein Verdienſt zu lohnen, einen Jahrgehalt von 200 Pf. St. anwies, den er bis zu Pitts Tode genoß. Nach dieſem für ihn und ganz England ſo niederſchlagenden Trauerfalle waren ſeine Landsleute großmüthig genug, durch eine Subſcriptionseröffnung den verwaiſeten Künſtler in ſeinem Alter vor Nahrungsſorgen zu ſchützen. Er erhielt bis zu ſeinem Hinſcheiden (den 25. Juli 1814) die Unterſtützung fort, und das Kapital dieſes Gnadengehaltes wurde alsdann Eigenthum ſeiner Witwe und Kinder. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der älteſte, Charles Dibdin, noch jung Miteigenthümer des unter dem Namen Sadlers Wells bekannten Londoner Theaters wurde, für welches er, mit dem Talente ſeines Vaters begabt, zahlloſe kleine Gelegenheitsgedichte geſchrieben und in Muſik geſetzt hat. — Ch. D's. des Vaters Dichtungen ſind: 1) The Shepherd's artifice, Drama. 1765. 8. 2) Damon and Phillida, komiſche Oper nach Cibber. 1768. 8. 3) The Mischance, Melodram. 1772. 8. 4) The Ladle, Melodram. 1773. 8. 5) The wedding Ring, komiſche Oper. 1773. 8. 6) The deserter, Drama, mit eingelegten Muſikſtücken. 1773. 8. (Dieſes Werk iſt nichts anderes als eine faſt worttreue Überſetzung von Sedaine's Deserteur, nur um manches abgekürzt, um dem Ganzen wenigſtens in etwas das Gepräge einer Originaldichtung zu geben. 7) The Waterman, Oper. 1774. 8. 8) The cobbler, or a wife of ten thousand, Ballet. 1774. 8. 9) The two misers, muſikaliſche Poſſe. 1775. 8. 10) The metamorphosis, komiſche Oper. 1776. 8. 11) The Seraglio, komiſche Oper. 1776. 8. 12) Poor Vulcan, Poſſe. 1778. 8. 13) The Gypsies, komiſche Oper. 1778. 8. 14) The Quaker, komiſche Oper. 1778. 8. 15) Rose and Colin, Operette. 1778. 8. 16) The wifes revenged, kom. Oper. 1778. 8. 17) Annette and Lubin. 1778. 8. (Dieſes, ſowie die zwei vorhergehenden Tonſtücke ſind aus franzöſiſchen Motiven entlehnt.) 18) The Chelsea Pensionner, komiſche Oper. 1779. 8. 19) The Mirror, or Arlequin every where, Poſſe. 1779. 8. 20) The Shepherdeſs of the alps, komiſche Oper. 1780. 8. 21) Harlequin free mason, Drama. 1780. 8. 22) The Irlanders, komiſche Oper. 1781. 8. 23) The Mariage Act, Poſſe. 1781. 8. 24) The Graces, Melodram. 1782. 8. 25) The Certus, Abendphantaſie. 1783. 8. 26) Harlequin, or the phantom of a day. 1783. 8. 27) The Lavenshire witches, Pantomime. 1783. 8. 28) Long odds, Abendmuſik. 1783. 8. 29) Clump and Cudden, Drama. 1785. 8. 30) Liberty Hall, Melodram. 1783. 8. 31) The devil. 1785. 2 vol. 8. 32) The bystander. 1787. 4. 33) Musical tour. 1787. 4. 34) Harvest home, komiſche Oper. 1787. 8. 35) Hanna Hewitt, or female Crusoë, Roman. 1792. 3 Bde. 8. 36) The younger brother, Roman. 1793. 3 Bde. 8. 37) Histo-

1) *Thom. Bartholin.* Anatom Ubell. 4. c. 15. 2) Deſſ. Zerlegung des menſchl. Leibes, überſ. von Wallner. S. 819. 3) *Kulmus* anatom. Tab., Anmerk. zu Tab. V.

ry of the Stage. 1793. 5 Vol. 8. 38) Songs. 4 Vol. in 12. 39) Professional life of Charles Dibdin (eine mit vielem Humor geschriebene Selbstbiographie). 1802. 4 Bde. 8. 40) Observations on a tour through England and Scotland. 1803. 8. 41) The harmonie preceptor, didaktisches Gedicht. 1804. 4. 42) Hery Hooka, Roman. 1806. 3 Bde. in 12. 43) The public undeceived, a statement of facts relative to the authors pension (ein Werk, welches ihm manche Unannehmlichkeit zugezogen hat). Zu den Opern: Dove in the city, Lionel and Clarissa, The Padlock, The Jubilee und The Cristmafs tale hat er die musikalische Begleitung geliefert. — Sein Sohn,

Thomas Dibdin, Bruder des jüngeren Charles Dibdin, wurde im J. 1771 geboren. Anfänglich für den Handelsstand bestimmt, lernte er bald die Annehmlichkeiten des Theaterlebens kennen und entschloß sich, gleich seinem Vater und Bruder, auf diesem Berufswege sein Heil zu versuchen. Wie sie plünderte er, ohne sich Gewissensbisse zu machen, eine Menge dramatischer Schriftsteller, deren Verdienst und Ruhm er sich ohne Mühe anzueignen wußte. Er befand sich im J. 1799 gerade als Schauspieler am Coventgarden-Theater, als der glänzende Erfolg eines seiner Stücke den Unternehmer bewog, ihm die Stelle des Theaterdichters anzubieten. Von nun an entsprangen alle Fest- und Gelegenheitsspiele, die man auf dieser Bühne sah, aus seiner Feder. Er befeilte, beschnitt und modelte noch überdies die Erzeugnisse Anderer nach dem Geschmacke der Zeit und nach der Laune des Publikums, mehr mit Rücksicht auf die Kasse als auf ästhetische Grundsätze. Später übernahm er die Leitung des Theaters von Surrey. Außer einer Menge Prologe und Epiloge, Arietten und Melodramen, die niemals gedruckt worden sind, ist Th. D. Verfasser folgender Werke: 1) The Mad Guardian. 1795. 8. 2) Mouth of the Nil. 1798. 8. 3) Naval pillar. 1799. 8. 4) The Volcano, Pantomime. 1799. 8. (hievon ist nur die Musik im Druck erschienen). 5) The horse and the widow, Posse nach dem Teutschen von A. v. Kotzebue. 1799. 8. 6) The Jew and the doctor, Posse. 1799. 8. 7) The birthday, Lustspiel nach Kotzebue. 1799. 8. 8) Five thousand a Year, Lustspiel. 1799. 8. 9) Il Bondocani, komische Oper. 1801. 8. (Übersetzung des Chalifen von Bagdad). 10) St Davids Day, Posse und Ballet. 1801. 8. 11) School for prejudice, Lustspiel. 1801. 8. 12) Harlequin's Almanac, Posse. 1801. 8. 13) Brazen mask, Ballet-Pantomime. 1802. 8. 14) Family quarrels, komische Oper. 1802. 8. 15) Harlequins habeas, Pantomime. 1802. 8. 16) Guitty or not Guilty, Lustspiel. 1804. 8. 17) Valentine and Orson, Melodram. 1804. 8. 18) The will for the deed, Lustspiel. 1805. 8. 19) Thirty thousand, Oper. 1805. 8. 20) Of age to morrow, musikalisches Intermezzo. 1805. 8. 21) Harlequin quicksilver, Posse. 1805. 8. 22) The Cabinet, komische Oper. 1805. 8. 24) The english fleet in 1742, komische Oper. 1805. 8. 24) Five miles off, Lustspiel. 1806. 8. 25) Mother Goose, Pantomime. 1806. 8. 26) The white plume, Melodram. 1806. 8. (wovon nur die Musik im Druck erschien). 27) Two faces under a hood, komische Oper. 1807. 8. 28) Bonifacio and Brigetina, Melodram nach dem Französischen des Martinville. 29) Harlequin in his element, Posse. 1808. 8. 30) Harlequin bedlar, Pantomime. 1809. 8. 31) Metrical history of England. 1813. 2 Bände. 8. Mit dieser Geschichte kann die schriftstellerische Laufbahn Thomas D's. als geschlossen betrachtet werden. (*K. Falkenstein.*)

DIBDIN, Thomas Frognall, einer der größten Bibliographen Englands und unserer Zeit, ist den meisten übereinstimmenden Nachrichten zufolge um das J. 1773 zu Kensington *) geboren. Nach gründlicher Vorbildung auf der Schule zu Eaton bezog er die Universität Cambridge, wo er Theologie studirte. Schon hier zeigte sich seine Vorliebe für Bibliographie, indem er die Zeit, welche ihm sein Berufsstudium frei ließ, am liebsten auf der Bibliothek zubrachte. Der große britische Bücherfreund Lord Spencer wußte seine Fähigkeiten zu beurtheilen, und berief ihn kurz nach seiner Ordinirung zum anglikanischen Geistlichen nach Althorp, dem Stammsitze der Familie Spencer, um dort den in seiner Art einzigen Schatz von Incunabeln und seltenen Drucken zu ordnen, zu beschreiben und durch alle nur möglichen Mittel zu bereichern. In dieser ländlichen Ruhe fand D. Gelegenheit und Muße, die zahlreichen, meist mit dem größten typographischen Luxus ausgestatteten Werke zu verfassen, denen er seinen weit verbreiteten Ruf verdankt. Schon im J. 1797 hat er zu London eine gründliche Beurtheilung des ersten Bandes von Blackstone's Rechtserläuterungen unter dem Titel: An Annalysis of the first volume of Blackstone's Commentaries herausgegeben. Es ist dies ein Großpapier in Kupfer gestochen, von dem nur 250 Exemplare abgezogen und hierauf die Platten zerstört worden sind. In dem nämlichen Jahre erschienen von ihm Gedichte (Poems etc. Lond. 1797. 8.), die noch seltener als obiges Werk geworden sind, indem die Auflage äußerst gering war und der Verfasser sich späterhin alle erdenkliche Mühe gegeben hat, die Exemplare zu vernichten. Seine dritte Schrift war der Erziehung des weiblichen Geschlechts gewidmet: A treatise on the education of daughters (nach dem Französischen des Fenelon). Lond. 1805. 8. Die Einleitung zur Kenntniß seltener und werthvoller Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker (Introduction to the knowledge of rare and valuable editions of the greek and latin Classics) Lond. 1802. 2 Vol. in 8. erlebte in 6 Jahren 3 Auflagen. Von der rein klassischen Literatur ging er zur bibliographischen über und versuchte sich im Entwerfen eines Bibliothekplanes für einen gebildeten Weltmann, der sich außer der Kenntniß der Literatur seines Vaterlandes besonders die Alterthumswissenschaft zum Zielpunkte seiner Studien setzt: Specimen bibliothecae Britannicae, Specimen of a digested Catalog of rare, curious, and usefull books of the english language, or appartaining to british literature and antiquities. Lond. 1808. 8. Von diesem Werke

*) Einer Stelle in s. Bibliogr. Decam. zufolge ist man versucht zu glauben, er sei von Geburt oder wenigstens von Abstammung ein Amerikaner.

ſind nur 40 Exemplare in 8. und 18 Exemplare in 4. abgezogen worden. Im gleichen Jahre erſchien ſein Director (Lond. 1808. 2 Bde. 8.), worin er verſchiedene Aufſätze verſchiedener Verfaſſer ſammelte und mit ſeinen Anmerkungen begleitete. Alles, was er ſelbſt hinzuthat, hat D. mit dem Worte Bibliographiana bezeichnet. Er ließ zu gleicher Zeit ein vielgeleſenes Gebetbuch von Francis Quarles: Judgment and mercy for afflicted souls, or meditations, soliloquies and prayers, neu auflegen und begleitete die Ausgabe mit der Biographie des Verfaſſers und einigen Proben ſeiner Gedichte. Hierauf erſchien deſſen Bibliomanie oder Bücherkrankheit, mit Nachrichten über die Entſtehung, Geſchichte, Kennzeichen und Heilung dieſes Übels in Briefen an Richard Heber: The Bibliomania, or book madneſs, containing some account of the history, symptoms and cure of this fatal disease, in an epistle to R. Heber. Lond. 1809. 8. In der zweiten 1811 erſchienenen Ausgabe erweiterte er ſeine Anſichten, und bezeichnete die Schrift ſogar auf dem Titelblatte als „ein bibliographiſcher Roman von 6 Abtheilungen." Eigentlich iſt ein ganz neues Werk daraus entſtanden, das mit dem früheren nichts als den Gegenſtand gemein hat. Da ſich dieſe mit ſchönen Kupfern gezierte Auflage binnen Jahresfriſt vergriffen hatte, ſtieg das Werk im Preiſe von 27 Schillingen ſogleich auf 6 Guineen. Die allbekannte ſatyriſch-didaktiſche Schrift des Kanzlers Thomas Morus „die neue Inſel Utopia," oder die beſte Art, das Wohl aller Menſchen zu begründen, welche Raphe Robinſon 1551 in das Engländiſche überſetzt hat, gab er mit zahlreichen Noten, gelehrten Erläuterungen und ſchönen Holzſchnitten u. d. T. heraus: A most pleasant work of the best state of a public weal, and of the new isle of Utopia, written in latin by Thomas More, and translated into english by Raphe Robinson, Cl. D. 1551; a new edition with copious notes and a few wood cuts by Th. F. Dibdin. Lond. 1809. 3 Vol. 8. Noch mehr Aufſehen aber machten ſeine „typographiſchen Alterthümer oder Geſchichte der Buchdruckerkunſt in England, Schottland und Irland u. ſ. w." (Typographical antiquities, or the history of printing in England, Scotland and Ireland, containing memoires of our printers, and a register of the book printed by them; beginn by Jos. Ames, considerably augmented by William Herbert and now greatly enlarged with copious notes, and illustrated with appropriate engravings, comprehending the history of english literature and a view of the progreſs of the art of Engraving in Great-Britain by rever. Th. F. D. Lond. 1810—1819. 4 Vol. in 4. m. Kupf. Dies reich ausgeſtattete und gelehrte Werk kann noch nicht als vollendet betrachtet werden; die Anlage deſſelben iſt auf ungefähr 7—8 Bände berechnet. Von dem Gedichte: Bibliography, a Poem, Canto I. Lond. 1812. in 8. ſind nur 50 Exemplare abgezogen worden. Mit großer Pracht ging auf Veranlaſſung des berühmteſten und reichſten Bücherſammlers in Großbritannien, des um die Wiſſenſchaft vielfach verdienten Lord Spencer, aus der Shakeſpeare-Preſſe die mit vielen Holzſchnitten und trefflichen Facſimile's gezierte Bibliotheca Spenceriana, or a descriptive catalogue of the books printed in the 15th. Century and of many valuably first editions in the library of George John Earl Spencer. Lond. 1814—15. 4 Vol. gr. 8. (Das Ganze ſollte aus 6 Bänden beſtehen.) Zu dieſem Verzeichniß bibliographiſcher Seltenheiten einer der bedeutendſten Privatbibliotheken der Welt erſchien aus Dibdins Feder ein Supplementwerk u. d. T. Aedes Althorpianae, or a descriptive catalogue of pictures and of a portion of the library, in the ancestral residence of G. J. Earl Spencer at Althorp. Lond. 1821. gr. 8., welches in wohlgelungenen Kupfer- und Stahlſtichen, ſowol Familienbilder als andere Kunſtgegenſtände dieſes uralten Stammſitzes der Gr. Spencer darſtellt, welche ihren Urſprung, wie die Byron u. A. bis in die Zeiten Wilhelms des Eroberers zurück verfolgen. Was ihm in England die meiſten Freunde und Bewunderer, zumal der Mitglieder des bekannten Roxburghclubbs zugezogen, iſt ſein „bibliographiſcher Decameron" (The bibliographical Decameron, or ten days pleasent discourse upon illuminated manuscripts and subjects connected with early engravings, typography and bibliography. Lond. 1817. 3 Vol. gr. in 8.), in welchem er, obwol nicht ohne ſelbſtgefällige Schwatzhaftigkeit, Thatſachen, Anekdoten und intereſſante Nachweiſungen über manche Zweige der Bibliothekwiſſenſchaft mittheilt, die man in andern Werken vergeblich ſuchen dürfte. Jeder Tag bildet ein Zweigeſpräch (denn das Werk iſt in dramatiſcher Form abgefaßt). Der erſte Tag gibt Auskunft über die älteſte Geſchichte der Kalligraphie und Malerkunſt in Hinſicht auf Handſchriften von der früheſten Zeit bis zum 16. Jahrhundert; der zweite und dritte ſind den mit Holzſchnitten gezierten Miſſalen und Breviarien des 15. und der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewidmet; der vierte, fünfte, ſechſte und ſiebente handeln insgeſamt von den berühmteſten Buchdruckern des Continents, von ihren Druckerzeichen, Deviſen u. ſ. w., ſo wie von den ausgezeichnetſten neueren Typographen; der achte Dialog beſchäftigt ſich mit den Einbänden, äußern und innern Verzierungen der Bücher; der neunte handelt von den öffentlichen Verſteigerungen und Privatkäufen bibliographiſcher Schätze, und der zehnte gibt eine geſchichtliche Überſicht der bibliographiſchen Literatur von Teutſchland, Italien und Frankreich. Den Beſchluß macht eine Zuſammenſtellung der vorzüglichſten Bücherfreunde (Bibliophile) und Bücherkranken *) (Bibliomanen), welche ehedem in England lebten, oder auch noch leben. Im J. 1818 unternahm D. auf Koſten ſeines reichen Gönners und Patrons, Lord Spencer, eine gelehrte Reiſe durch Frankreich und Teutſchland, mehr um Ankäufe von Manuſcripten und ſeltenen Drucken für die Althorpiſche Bibliothek zu machen, als ſeine Kenntniſſe zu bereichern oder das Geſamtgebiet der Bibliothekwiſſenſchaft zu erweitern. In Begleitung ſeines Sohnes und des geſchickten Zeichners Georg Lewis ging er am 14. April zu Schiffe, lan-

*) Schon das Alterthum kannte dieſe Krankheit: Venio nunc ad istius, quemadmodum ipse appellat, studium; ut amici ejus, morbum et insaniam (*βιβλιομανίαν*). Cic. in Verr. III, 1.

dete am 20. zu Dieppe und setzte von da seinen Weg über Rouen, Havre, Caen, Bayeux, St. Lo, Coutance, Vire (Geburtsort des erst in neuester Zeit aus der bisherigen Vergessenheit hervorgezogenen Sängers und Vaters der Vaudevire [gewöhnlich „Vaudeville"] Olivier Basselin), Falaise, Dreux und Versailles, nach Paris fort. Hier machte der vielerfahrene Bibliograph, das Münzkabinet nur flüchtig berührend, die Entdeckung, daß der im königl. Kupferstichkabinette (welches einen Theil der Bibliothèque du Roi ausmacht) befindliche Holzschnitt des h. Christoph, den man bisher für ein zweites Exemplar des berühmten mit der Jahrzahl 1423 versehenen und in Lord Spencers Besitz befindlichen Blattes hielt, ganz von dem berühmten Unicum in England verschieden sei. Ein genaues Facsimile des Pariser Exemplars, welches D. S. 143. mittheilt, verglichen mit der von Murr besorgten (angeblichen) Copie des ehemaligen Buxheimschen, jetzt Spencerschen Exemplars, die in *Jansen* essai sur la gravure en bois II, 107. zu finden ist, führt jetzt zu der Gewißheit, daß letztere nur eine Copie des viel jüngeren Pariser Blattes und vielleicht gar eine absichtliche Täuschung sei. Mit mehren Gelehrten der Welthauptstadt feierte D. am 17. Juni 1818 das jährliche Fest des Roxburghclubbs, welches zu der Stiftung der Société des bibliophiles in Paris Veranlassung gab, die unter Châteaugyrons und Durand's de Lançons Leitung einen ausgedehnten Wirkungskreis gewonnen, in neuester Zeit aber sich wiederum aufgelöset hat. Über Nancy und Straßburg wanderte D. nach Teutschland, wo es ihm, was er in den meisten Bibliotheken Frankreichs vergebens versuchte, zuerst in Würtembergs Hauptstadt gelang, die seltene Sweynheimsche und Adamsche Ausgabe des Virgils vom J. 1471 gegen neue engländische Bücher einzutauschen. Von der öffentlichen Bibliothek zu Augsburg trug er sogar die Princeps des Horaz, Cicero's Briefe ed. Sweynheim 1469, die Radziwil-Bibel in polnischer Sprache vom J. 1563, eine dreihundertjährige Holzschnittplatte und mehre andere Seltenheiten gleichen Ranges, von denen nur die wichtigsten Doubletten waren, für baares britisches Gold von dannen. Über München, Freisingen, Landshut, wo er, sowie früher durch den wackern Versenmeyer in Ulm, für seine Kauflust durch abschlägige Antworten gedemüthigt wurde, kam er nach Salzburg, in welcher Stadt man weniger zart dachte, indem ihm das Kloster zu St. Peter für 40 Guineen Bücher verhandelte. Von da die Klöster Kremsmünster, St. Florian, Mölk und Göttweih und Neuburg besuchend, gelangte er nach Wien, dem äußersten Punkte seiner Reise, wo er in den unermeßlichen literarischen Schätzen der kaiserlichen Hofbibliothek schwelgte, und dann über Regensburg, Nürnberg, Anspach, Heilbronn, Heidelberg und Mannheim nach Paris zurückkehrte. Nach einer Abwesenheit von 6½ Monaten betrat er mit einer reichen Ladung unterwegs angekaufter Kostbarkeiten den Boden von England wieder. Bald darauf machte er seine Beobachtungen in den Bibliographical, antiquarian, and picturesque tour in France and Germany. Lond. 1821. 3 Vol. gr. in 8. bekannt. Wenige Bücher sind mit solchem typographischem Luxus ausgestattet, als diese dem wissenschaftlichen Werthe nach kaum über die Mittelmäßigkeit sich erhebende Reisebeschreibung. Von allen bibliographischen Werken Dibdins ist dieses dem Gehalte nach vielleicht das schwächste; denn abgesehen davon, daß der gelehrte Bibliothekar sich häufig zur breitesten Schilderung trivialer Gewöhnlichkeiten in Gasthöfen u. dgl. veranlaßt fühlte, hing er auch selbst im Auffassen literarischer Schätze nicht selten an Äußerlichkeiten, beobachtete nur flüchtig und meist ohne geläuterten Geschmack und interessirte sich nur für solche Manuscripte, welche mit Miniaturen versehen sind. Unter den wirklich prachtvollen Kupfern findet man ebenso gut Stubenmädchen (wie dasjenige im Hôtel d'Angleterre zu Dieppe. B. I.) und Wirthstöchter, Bauerweiber (wie die zu Nürnberg, München, Bamberg u. s. w.), als Gelehrte und Künstler. Ausgezeichnet schön sind die Facsimiles seltener Handschriften und Drucke. Es wird behauptet, die Kosten dieses Werkes haben sich auf 6000 Pf. St. (ungefähr 140,000 Franken) belaufen. G. A. Crapelet hat dasselbe ins Französische übersetzt und in Briefform, mit zahlreichen Noten versehen, zu Paris 1825 in 4 Bänden in 8. herausgegeben. Der 9. und 30. Brief sind schon 1821 unter dem Titel erschienen: Lettre neuvième relative à la bibliothèque de Rouen, trad. de l'Angl. av. des notes par *M. Théodore Licquet*, Conservateur de cette bibliothèque. Paris 1821. in gr. 8. Lettre trentième concernant l'imprimerie et la librairie de Paris, tr. de l'Angl. av. d. notes par *G. A. Crapelet*, Imprimeur. Par. 1821. in gr. 8. Beide Übersetzer haben in ihren Anmerkungen die zahlreichen Irrthümer aufgedeckt, welche sich D. in seinem Werke hat zu Schulden kommen lassen. Der Hauptfehler jedoch, den Crapelet außer dem gesuchten, schneidenden und mehr bizarren als originellen Style, der sich in sonderbaren Wendungen und auffallenden Bildern gefällt, an D. rügt, ist die unzarte Schwatzhaftigkeit, womit er in echtbritischem Wahne, Alles sagen zu dürfen, häufig die Grenzen des Anstandes überschreitet und Dinge offenbart, die ihm in freundschaftlichem Vertrauen mitgetheilt worden waren. Wie dem aber auch immer seyn möge, so kann man doch, wenn man nicht ungerecht seyn will, Hrn. D. große Kenntnisse in seinem Fache nicht absprechen, wie denn überhaupt seine Werke in der Büchersamlung eines Freundes der Bibliothekwissenschaft und der Literargeschichte nicht fehlen dürfen. Er besitzt ein durch die vielen Reisen sehr geübtes Auge, und hat der Doctor Theologiae, — ein Ehrentitel, den ihm noch der große Unbekannte von der Edinburger Universität verschaffte, — auf seiner schönen Pfründe, als königlicher Kapellan zu Kensington, die Bibliographie nicht mit der Gottesgelahrtheit oder einer andern Lieblingswissenschaft vertauscht, so läßt sich von seiner Feder noch viel Ausgezeichnetes in diesem Fache erwarten. (*K. Falkenstein.*)

DIBDINS-INSEL, eine der Süd-Orkneys (s. d.) im südlichen Polarmeer. (*Leonhardi.*)

Dibio s. Dijon.

DIBOLIA *Latreille*. Eine aus Altica (richtiger

Haltica) gebildete, Illigers Altitarsus zum Theil entsprechende Käfergattung (*Cuvier* regne animal. ed. 2. V, 155.) mit folgenden Kennzeichen. Der Kopf ist zum größern Theile in den Thorax eingezogen und die hintern Schienen endigen in einen gabeligen Dorn. Es gehören hieher Altica Echii *Olivier* und occultans *Gyllenhal.* (*D. Thon.*)

DIBON, 1) eine Stadt, welche dem Könige der Amoriter Sihon gehörte, dessen Gebiet die Israeliten bei ihrem Zuge aus Ägypten eroberten (4. Mos. 21.). Moses theilte dasselbe dem Stamme Gad zu, welche Dibon wieder aufbauten (das. K. 32, 34.). Eusebius nennt es eine große Stadt am Flusse Arnon, der in der Bibel auch Gad genannt wird (2. Sam. 24, 5. 2. Kön. 10, 33.). Nach Burckhardt liegen die Trümmer derselben eine Stunde nördlich vom Arnon. Dibon Gad, welches als ein Lagerplatz der Israeliten auf ihrem Zuge vorkommt (4 Mos. 33, 45 fg.), ist vermuthlich mit diesem Dibon einerlei, was Cellarius (I, 653.) ohne Grund läugnet. — 2) Stadt im Stamme Juda (Nehem. 11, 25.), welche man für Debir oder Kiriath Sepher hält. (*H.*)

DIBOTHRIORHYNCHUS *Blainville.* Eine aus Bothriocephalus (s. d.) gesonderte Gattung Eingeweidewürmer (*Bremser* sur les vers vivans dans l'homme vivant trad. p. *Blainville.* Paris 1824. pl. 2. f. 4. und Dictionaire des sc. naturelles. tom. 57. p. 589.). Die Kennzeichen sind: Der Körper ziemlich kurz, sackförmig, zusammengedrückt, ungegliedert, hinten in einen vorstreckbaren durchbohrten kleinen Höcker, vorn in eine ziemlich große keilförmige Kopfanschwellung endigend, welche an ihren beiden breitesten Seiten mit einer starken Grube und einem zugerandeten, mit Haken versehenen Rüssel an dem Ende einer jeden versehen ist. Die Art, auf welche die Gattung begründet ist, D. Lepidopton (so steht a. a. O., es muß aber wol Lepidopi heißen, denn Gouan hat jenen Namen nicht!) fand sich im Darmkanal von Gouans Lepidopterus (Lepidopus!), der an den Küsten der Bretagne gefischt war. — Blainville sagt a. a. O. davon weiter: Es ist in die Augen fallend, daß er hinsichtlich der Form und selbst der innern Struktur mit den Echinorhynchen übereinkommt, besonders hinsichtlich der Kürze des Körpers und des Höckers, in den derselbe endigt; aber er entfernt sich von denselben, weil er eine deutliche Kopfanschwellung hat und diese Anschwellung nicht allein mit zwei Arten ausstreckbarer, kugeliger, mit Haken besetzter Rüssel, sondern auch mit zwei tiefen, seitlichen Gruben, welche dicke Lippen haben, von denen eine jede durch eine längslaufende schwache Erhabenheit in zwei getheilt, versehen ist, Charaktere, die nur in der Ordnung der Bothriocephalen vorkommen, so daß unsere Gattung vielleicht eine Zwischenordnung bilden müßte. Die drei oder vier beobachteten Individuen hatten $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge; sie hingen mit ihren Rüsseln an Bündeln ganz wie ein Wachsstock aufgerollter Askariden. (*D. Thon.*)

Dibothrius s. Bothriocephalus (Sect. I. Thl. XII. S. 95.).

Dibrachys s. Pyrrhichios.

DIBUTADES aus Sikyon, ein Töpfer, soll zu Korinth die ersten plastischen Werke verfertigt haben, und wird der erste Plastiker genannt [1]). Die altgriechische Kunst ahnete zwar die Form, allein sie mußte sich begnügen, es nur im Geiste und nicht mit den Augen zu sehen, bis die erfindsame Liebe ihrer Philosophie aus der Noth half und ihr zeigte, wie sie durch den Einfall der liebenden Jungfrau, und den glücklichen Versuch ihrer Hand die Erfindung der Umrisse, und in diesen den Anfang der Malerei machen konnte. So erklärt sich Grund [2]). Kurz, die Tochter des Dibutades, Cora oder Kora, die Jungfrau [3]), umzeichnete das Profil ihres schlummernden [4]), bald von ihr scheidenden Geliebten im Schatten gegen die Lampe an die Wand. Der Vater schneidet den Umriß aus und modellirt den Ausschnitt mit Thon, impressa argilla typum fecit, läßt das Thongebild am Feuer hart werden und stellt es unter den übrigen Töpferwaren aus. Seine Kunstgeschicklichkeit wird anerkannt, man stellt das Thonbild im Nymphäum zu Korinth auf, wo es bis zur Zerstörung der Stadt durch Mummius, 606 a. u., aufbewahrt wurde. So wird Zeichnung und Plastik in einer Stunde geboren [5]). Außerdem mischte Dibutades zuerst Töpfererde mit Backstein, oder wie Böttiger sagt, er bereitete rothgefärbte Terra cotta und zierte die Stirn der Hohlziegel am untern Rande des Daches mit Masken, zuerst nur flach, dann aber mehr hervorstehend, erhaben; also lagen schon Modelle (protypa) und Abformungen (eotypa) in der ersten Geschichte des ausgeschnittenen Profils. — Andere Zeichner und Plastiker gingen von Korinth aus. Demaratos floh vor der Tyrannei des Kypselos nach Italien und mehre Künstler begleiteten ihn, welche die Plastik im Lande verbreiteten. — Um das Zeitalter des Dibutades ungefähr anzugeben, setzt Plinius hinzu: Es gebe auch Einige, welche behaupteten, die beiden Samier, Rhökos und Theodoros hätten lange zuvor, ehe die Bakchiaden durch Kypselos aus Korinth vertrieben worden wären, die Plastik geübt. Es scheint, als denke er Dibutades Kunstblüthe nicht lange vor dieser Zeit und als seien die Demaratos begleitenden Künstler aus seiner Schule hervorgegangen. — Hier scheint Irrthum obzuwalten. Dibutades steht in seiner Zeit und Kunst weit von Rhökos und Theodoros. Diese waren Erfinder des Erz- und Eisengusses und Zeitgenossen des Krösos und Polykrates [6]). — War Dibutades wirklich Er-

1) *Plin.* XXXV, 43. Ältere und neuere Archäologen umfassen mit dem Namen Plastik, Skulptur, Bildschnitzkunst, Plastik, Modellirkunst und Toreutik, Bildgießkunst, oder sie bezeichnen mit Graphik, Zeichnenkunst und mit Plastik alle Künste, welche sich mit dem Nachbilden der menschlichen Gestalt beschäftigen. *Aelian.* V. H. IV, 4. Doch unterscheiden die Alten oft genau. Jacobs zu *Philostrat.* Imag. p. 195. Statim accurate distinguuntur diversae ejusdem artis partes, ἀυτὸ το πλάττειν, i. e. ars Promethea, quae limo utitur; tum statuaria et sculptura, gemmarum denique sculptura et caelatura, ἡ γλυφικὴ. 2) Malerei der Griechen. Thl. 1. S. 237. 3) Nach *Athenagor.* legat. pr. Christ. 14. p. 59. 4) *Athenagoras* l. l. Wie er habe schlummern können, begreift Grund nicht. 5) Böttiger Ideen. S. 137. 6) Hirt in Böttigers Amathea. Bd. 1. S. 266. Welcker zu *Philostrat.* Imag. p. 196.

finder der Plastik? Was ist von diesem anmuthigen Mährchen zu halten? Hirt antwortet: Die Plastik erfindet sich nicht; sie ist da. Sie ist früher da, nämlich als Geschäft des Ziegelstreichers und des Töpfers, und Laune und Einfall und Zufall ist es, wenn ein Töpfer wie Dibutades seine Arbeiten in Thon auf bildliche Gegenstände überträgt. Von solchen rohen Anfängen geht die Kunst aus. Der Erfinder der Plastik läßt sich nicht angeben, wol aber der, welcher, wie Dibutades, zuerst die Stirn der Hohlziegel mit Masken zierte. (*Schinke.*)

Dic —, die unter Dic nicht befindlichen Artikel s. unter Dik.

DICAELUS *Bonelli.* Eine von Bonelli (Observations entomologiques II, 15.) aufgestellte Käfergattung, zur Familie der Carabicinen (*Dejean* Species des Coléoptères II, 281.) und der Tribus der Patellimanen gehörig. Die Kennzeichen sind folgende: Die drei ersten Tarsenglieder der Vorderfüße sind bei den Männchen erweitert, das letzte Palpenglied ist mehr oder weniger beilförmig; die Fühler sind fadenförmig; die Lefze ist schmal, trit ziemlich vor, ist ausgerandet und hat in der Mitte einen Längseindruck; die Mandibeln stehen wenig vor, sind innen nicht gezähnt, leicht gebogen und spitzig; in der Mitte der Ausrandung des Kinns fehlt der Zahn, der Kopf ist eiförmig oder gerundet, der Thorax viereckig oder trapezoidisch, fast so breit als die Flügeldecken an der Wurzel, die letzteren sind übrigens breit und nicht sehr lang. — Außerdem ist noch zu bemerken, daß die Augen meist wenig vortreten; die Flügeldecken verschmälern sich gegen das Ende, sind stark gestreift, fast gefurcht und der Raum zwischen dem 6ten und 7ten Streifen bildet eine Art kielförmiger Vorragung, welche von den Wurzelenden ausgeht und sich bis fast an die Naht erstreckt. Die Füße sind ziemlich stark, die Tarsen bestehen aus mehr oder weniger langen Gliedern, die fast dreieckig und am Ende gespalten. — Die sämtlichen Arten sind dunkel gefärbt und alle im nördlichen Amerika einheimisch. Dejean (a. a. O. und V, 683.) zählt 17 Arten auf.

Als Typus mag gelten D. chalybeus, *Dejean* (D. purpuratus? *Bonelli* l. c. n. 1. *Say* Transactions of the American phil. Soc. new Series. p. 67. n. 1. — D. violaceus? *Bonelli* l. c. 2. *Say* ib. n. 2.) $11\frac{1}{2}$ Linie lang, $4\frac{3}{4}$ Linie breit. Er gleicht in der Form etwas dem Abax ovalis, ist kurz und breit, oben violettschwarz, mit mehr oder weniger hellem Purpurschiller. Der vordere Theil des Kopfes ist schwarz, der Thorax ist viereckig, fast grau, die Flügeldecken sind gefurcht, die gedachte Vorragung bildet eine Seitenlinie; die untere Seite des Körpers ist schwarz mit etwas violett, die Füße sind schwarz. Er findet sich in Louisiana im nördlichen Amerika. Es ist nicht zu bestimmen, welcher der beiden Arten von Bonelli und Say er angehört, da beider Beschreibungen nicht genau genug sind. (*D. Thon.*)

Dicaeoma s. Puccinia.

DICAEUM *Cuvier.* Eine zur Ordnung Passeres (*Cuvier* regne animal. ed. 2. II.) und der Abtheilung tenuirostres gehörige, von Linné's Certhia gesonderte Vogelgattung, welche Boie (Isis, XIX, 972.) unter die Sylviadae stellt, wohin sie auch eher als zu Certhia zu gehören scheint. Temminck (Manuel d'Ornithol. ed. II. 1. Analys.) will jedoch die zu derselben gehörigen Arten nicht von Meliphaga (Philedon) getrennt wissen und sagt in Beziehung auf die absondernden Kennzeichen: Tous les Philedons sont de l'Océanique et des mers les plus reculées de l'Inde. Les espèces du genre *Dicée* de *M. Cuvier*, y tiennent de si près, tant par la forme générale que par les charactères pris du bec, des pieds, des ailes, du plumage, et surtout de la langue terminée dans toutes en rudimens nombreux formant un pinceau, qu'il est impossible de les distinguer des *Philedons* du même auteur. On ne pourra sectionner ce genre très nombreux en espèces, qu'après une connaissance exacte des moeurs et des habitudes, ainsi que du genre de nourriture. Il suffit aujourd'hui de les avoir distraits des *Promerops*, des *Guêpiers*, des *Mainates*, des *Grimpereaux*, des *Merles* et des *Souimangas*, parmi lesquelles Gmelin, Latham et les auteurs ont confondu ces oiseaux. — Wir begnügen uns daher, die Kennzeichen nach Lesson (Traité d'Ornithologie) und Cuvier anzugeben und die von beiden hieher gerechneten Arten namhaft zu machen. — Der Schnabel kurz, an der Basis breit, zugespitzt, etwas bogig, mit eingezogenen, gezähnelten Rändern. Die Nasenlöcher klein, zugerundet, an der Nasenwurzel stehend; die Flügel von mittlerer Länge, die 4te und 5te Schwungfeder sind die längsten; die Tarsen mittelmäßig hoch, geschildet, die Zehen mittelmäßig lang; der Schwanz von mittlerer Länge oder kurz, etwas ausgerandet.

Diese Vögel gleichen sich in der Gestalt, leben auf den Inseln des asiatischen Archipels, klettern nicht und haben deshalb auch keine abgeriebenen Schwanzfedern. Ihre Federn sind wie bei den Fliegenvögeln (Orthorhynchus) gestellt, sie haben nämlich Facetten, doch ohne metallische Farben. — Der Name der Gattung ist aus Älian entlehnt, ohne daß diese in einer Beziehung zu dem von diesem angeführten Vogel steht.

1) D. chrysorrheum *Temminck* (planch. col. 478. f. 1.). Oben olivengrün, unten weißlich, braun gefleckt, die untern Deckfedern goldgelb. Vaterland Java.

2) D. erythronotos *Latham* (*Vieillot* Ois. dorée pl. 35. Soui-manga à dos rouge) $3\frac{3}{4}$ Zoll lang. Oberkopf, Rücken, Hals, Steißfedern zinnoberroth, Flügel und Schwanz schwarz, Wangen, Seiten des Halses bläulich, Vorderhals weiß, welche Farbe auf der Brust und an den Seiten des Bauches ins Graue zieht. Schnabel und Füße schwarz, Iris roth. Das Weibchen ist dunkelbraun, Flügel und Schwanz sind schwarzbraun. Nach Cuvier ist Edwards Certhia cruentata (Glanures 81.) nur eine Altersvarietät. Vieillot zieht auch Sonnerats petit Grimpereau à dos rouge de Chine (Voyage aux Indes orientales. pl. 117. f. 1.) hieher.

3) D. aterrimum *Lesson* (l. c.). Ganz mattschwarz, Flügel und Schwanz braun. Das Vaterland unbekannt.

4) D. rubrum *Gmelin* (ed. *Linn.* — D. atripes *Vieillot.* — Motacilla flammea *Sparmann* Mus. Carlson. tab. 98?). Kopf, Kehle, Brust und der ganze Unterkörper roth, der Unterbauch weiß, Flügel- und

Schwanzfedern ſchwarz. — Cuvier (regne anim. ed. 2. I, 433.) zieht hieher: D. orythronotos *Vieillot* pl. 54. — Voigt (Überſetz. v. Cuv.). *Vaillant* Ois. d'Afrique pl. 136. — Dem erſteren ſcheint Lathams (Index ornith. Suppl. p. 17.) Certhia erythropygia (oben blaßbraun, unten grauweiß, Steiß und Kieferränder karmoſinroth, Schnabel und Füße ſchwarz, von Neuſüdwallis) das Weibchen und Nectarinia rubricosa *Temm.* col. 108. f. 2. 3. — Nectarinia rubrocana *Vieill.* Ois. dor. 36. nicht verſchieden zu ſeyn.

4) D. rubriventer *Lesson* (l. c.). Oben ſchiefergrau, unten hellgrau, mitten auf dem Bauche ein rother Fleck. Vaterland?

5) D. griseum *Latham* (Certhia: — Dicaeum flavipes *Vieillot*. — Certhia (Dicaeum) taeniata *Cuvier*. — Grimpereau de la Chine, *Sonnerat* l. c. pl. 117. nr. 3.). Oberkopf, Hinterhals, Rücken, kleine Deckfedern der Flügel aſchgrau, Kehle, Bruſt und Bauch hellroſtroth, Flügelfedern roſtbraun, der Schwanz ſtaffelig, die mittleren Steuerfedern braun, am Ende mit einer ſchwarzen Binde, die ſeitlichen grau mit einer halbzirkelförmigen ſchwarzen Binde, die Iris roth, der Schnabel ſchwarz, die Füße gelb. Vaterland China.

6) D. atrogaster *Lesson* (l. c. — Motacilla hirundinacea *Shaw* Not. Misc. IV. p. 114.). Schwanz, Vorderhals und Bruſt glänzend roth, die Mitte des Bauches ſchwarz, die Seiten aſchgrau, die untern Deckfedern roth. Neuholland. Cuvier führt (a. a. O.) den von Shaw beſchriebenen Vogel als eigene Art auf, deren ſein Überſetzer nicht gedenkt.

7) D. Maugei *Lesson* (l. c.). Nur das Weibchen bekannt. Schnabel morgenroth, Gefieder oben grau, unten weiß, Wangen und Kehle roſtröthlich. Von Timor.

8) D. erythrothorax *Lesson* (Zoologie de la Coquille pl. 30. f. 1. 2.). Das Männchen oben bräunlich und olivenfarben, die Kehle weiß, auf der Bruſt ein morgenrother Fleck, die untern Deckfedern gelb; das Weibchen unten ſchiefergrau. Von Bonrou, einer der Molukkeninſeln.

9) D. niger (! — nigrum) *Lesson* (l. c. Zoolog. de la Coquille I. p. 673. Centurie Zoolog. pl. 27.). Die größte Art der Gattung, 4 Zoll lang. Der ſtarke Schnabel oben ſchwarz, unten weiß. Flügel faſt ſo lang als der Schwanz, Füße bleifarben. Am Männchen ſind die obern Theile, Flügel und Schwanz blauſchwarz, bronzirt-glänzend; der ganze Unterkörper iſt einfarbig ſchmutzig olivenfarben. Das Weibchen iſt oben olivenbraungrau, unten hell olivenfarben; Schwung- und Steuerfedern braun, mit Grün überlaufen. Von Neuguinea, nahe bei Dorey.

10) D. sanguinolentum *Temminck* (col. pl. 478. f. 2.). Der Rücken blauſchwarz, die Kehle weißlich, die Bruſt roth, der Bauch lederfarben. Von Java.

11) D. cantillans *Vieillot* (Grimpereau siffleur de la Chine *Sonnerat*. l. c. pl. 117. n. 2. — *Temminck* pl. col. 478. f. 3.). Kopf, Hinterhals, Flügel und Schwanz aſchgrau bläulich, ſo wie der Rücken, auf dem ein dreieckiger orangegelber Fleck; Kehle und Vorderhals heller; Bruſt und Bauch orangegelb, die Afterfedern heller, Schnabel und Füße ſchwarz, Iris roth. China.

12) D. rufescens *Vieillot* (*Le Vaillant* Ois. d'Afrique III. pl. 135. Le Crombec). Oberkörper, Kopf, Hinterhals, Flügel und Schwanz aſchbraun, Untertheile hell roſtfarben, am Bauche und unterm Schwanze dunkler, Füße roſtröthlich, Augen nußfarben, Schnabel hellbraun; das Weibchen gleichfarbig mit dem Männchen. Le Vaillant fand dieſe Vögel in den Mimoſen, an grünen Orangen, beſonders aber am Elephantenfluß.

13) D. chloronothos *Vieillot* (Ois. dor. II. pl. 28.) 3¾ Zoll lang, Kopf, Hals, Kehle und Bruſt grau, mit grünlichen, ſchiefergrauen, weißen und roſtrothen Nüancen, die übrigen Körpertheile olivengrün. Der Schwanz gabelig, die Füße gelblich, die Krallen ſchwarz. Vieillot meint, Gmelins Certhia borbonica *Buffon* pl. enl. 681. f. 2. hieher ziehen zu können, den indeſſen Leſſon zu Nectarinia ſtellt.

Überhaupt ſcheint noch eine ſtrenge kritiſche Sichtung für dieſe Gattung nöthig. (*D. Thon.*)

DICALYX *Lour.* Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 13. Linnéſchen Klaſſe und von unbekannter natürlicher Verwandtſchaft. Char. Polygamiſche Blüthen. Ein doppelter Kelch: der äußere dreiblättrig, der innere fünfzähnig. Die Corolle fünftheilig (in der weiblichen Blüthe fehlend). Die Staubfäden in der Corolle eingefügt. Die einſamige Steinfrucht an der Baſis mit den drei Blättchen des äußeren Kelches umgeben, mit dem inneren Kelche gekrönt. Die einzige vom Pater Loureiro in den Bergwäldern Kochinchina's gefundene Art, D. cochinchinensis *Lour.* (Fl. coch. p. 816., ? Arbor rediviva *Rumph.* amb. V. t. 104.) iſt ein hoher Baum mit lanzettförmigen, geſägten Blättern und weißen Blüthentrauben. Liefert Bauholz. (*Sprengel.*)

DICARYUM *Willd.* Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linnéſchen Klaſſe und aus der Familie der Strychneen (Apocyneen). Char. Der Kelch fünfzähnig, ſtehenbleibend; die Corolle fünfzähnig, mit behaartem Rachen; die Staubfäden im Corollenrachen eingefügt; der Griffel einfach, mit ſtumpfer Narbe; die Steinfrucht zweiſamig, mit zweifächeriger Nuß. Die beiden Arten, welche Humboldt und Bonpland auf den columbiſchen Gebirgen gefunden und dem Willdenowſchen Herbarium mitgetheilt haben, ſind Bäume oder Sträucher: 1) D. subdentatum *W.* herb. (*Rom.* et *Sch.* syst. IV. p. 802.) mit elliptiſchen, etwas gezähnten, oben glänzenden Blättern und am Ende der Zweige ſtehenden Blüthentrauben; auf dem Berge Pichincha. 2) D. serrulatum *W.* mit ablangen, langzugeſpitzten, feingeſägten Blättern und in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenriſpen; auf dem Berge Quindiu. (*Sprengel.*)

Dicasterium ſ. Gericht.

DICENTIUS, St., auch Dizantius genannt, aus adeligem Geſchlecht, war ſo fromm, daß er gewürdigt wurde, bei einer ſtreitigen Biſchofswahl durch ein Wunder zum Biſchof von Saintes erwählt zu werden. Als er nämlich in der Kirche erſchien, kam ſogleich ein Engel und gab ihm den Biſchofsſtab in die Hand. Das Wunder half ihm doch nicht lange; denn da die Leute ſich ſeinen ſcharfen Einrichtungen nicht fügen, er hingegen nicht davon ablaſſen wollte, warfen ſie ſich dergeſtalt gegen

nicht und man wird dann verſucht, es für ein
zu halten. Beim gewöhnlichen Schwimmen
der die Haare zum Vorſchein, die vorderen ſind
die ſeitlichen nach hinten geneigt. Nach dem
chen beim Zerfallen die innern grünen Kügel-
n von der ſogenannten Priſtleyiſchen grünen
— Ehrenberg (Iſis 1833, 245.) iſt über
er ebenfalls zweifelhaft, indem er Stentor po-
s ſeines Syſtems mit einem? dazu anführt.
, ovata (Cercaria ovata *Müller* Encycl. pl. 9.
.). Aus der See! Selten. Wie mit kleinen,
aren bedeckt, die man in kreisförmigen Binden
rmeint. Bräunlich. Deutlich von voriger Art
1, indem die Hörner hinten ſtehen. Auch
es ganz eigenthümlich. — Bory hat hier
t, Müller hat keine C. ovata, ſondern die an-
Figuren ſtellen C. hirta vor, welche nach Eh-
(a. a. O.) ſynonym mit Coleps hirta *Nitzsch.*
(*D. Thon.*)

ratium *Lag.* ſ. Notoceras.

EREA *Eschholtz.* Eine aus Buprestis ge-
Käfergattung (Eſchholtz zoologiſcher Atlas 1.
elche der Begründer charakteriſirt: metathora-
ato; elytris attenuatis; ano maris bidentato,
tridentato, und als dahin gehörige Arten an-
berolinensis, aenea, alni, acuminata. Vergl.
estis. (*D. Thon.*)

ERMA *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der
dnung der 17. Linnéſchen Klaſſe und aus der
r Hedyſareen der natürlichen Familie der Legu-
Ehar. Der Kelch mit Stützblättchen verſe-
lippig: das obere Lippchen breiter, umgekehrt-
ungetheilt, das untere dreiſpaltig; die Schmet-
olle mit umgekehrt-eiförmigem Wimpel und
Kiele; die Gliederhülſe iſt mit dem Griffel ge-
beſteht aus zwei (oder drei) flachen, kreisrun-
rn. Die drei bekannten Arten ſind als Sträu-
breiten Blättern und gelben Blumen in Oſtin-
China einheimiſch: 1) D. pulchellum *Cand.*
n. VII. p. 326., Prodr. II. p. 339., Hedysa-
h. *L.* sp. pl., Hed. trifoliatum frutescens
es. zeyl. t. 52., Phyllodium *Desv.* journ. de
. 123. t. 5. f. 24.) in Oſtindien und China;
gans *Cand.* (Hedysarum *Lour.*, Zornia
China; 3) D. biarticulatum *Cand.* (Hedysa-
. pl., Hed. trifoliatum etc. *Burm.* l. c. t. 50.
ſtindien. Die Blüthen ſind bei 1. und 2. ähn-
und mit großen Stützblättchen verſehen (Phyl-
esv. *Cand.*), bei 3. traubenförmig und nackt
ium *Cand.*). (*Sprengel.*)

obats ſ. Raja.

EROS *Lour.* (Achimenes *Vahl.*). Der Na-
enes (ſ. d. Art.), wurde zuerſt von Patrick
ir eine Pflanzengattung angewendet, für wel-
der Willdenow'ſche Name Trevirania allge-
nommen iſt. Nahe mit ihr verwandt iſt die
chimenes *Vahl.*, für welche Loureiros Na-
s um ein Jahr älter iſt. Beide Gattungen
der zweiten Ordnung der 14ten Linnéſchen
Klaſſe und zu der natürlichen Familie der Scrofularie-
nen. Achimenes *Vahl.* hat folgenden Charakter: der
Kelch fünftheilig, ſtehenbleibend, mit eiförmigen, zu-
geſpitzten, gleichen Fetzen; die Corolle glockenförmig,
vierſpaltig, mit rundlichen Lappen, von denen der un-
tere etwas länger; die Staubfäden in der Corollenröh-
re eingefügt; die Antheren paarweiſe zuſammenhängend,
zweitheilig; der Griffel fadenförmig; die Narbe in
zwei Platten getheilt; die Kapſel kugelig, zweifächerig,
zweiklappig, mit kugeligem Mutterkuchen. Die beiden
bekannten Arten 1) Ach. sesamoides *Vahl.* (Symb.
II. p. 71., Diceras longifolius *Pers.* syn., Columnea
longifolia *L.* sp. pl., Sesamum javanicum N. L. *Burm.*
ind. p. 133., Babel-Tsjulli Rheed. mal. IX. p. 2. t. 87.)
in Oſtindien, und 2) Ach. cochinchinensis *Spr.* (Syst. II.
p. 812., Diceros *Lour.* coch. p. 463., Columnea *Poir.*
enc.) in Kochinchina, ſind perennirende Kräuter mit vio-
letten Blumen. Die fleiſchigen Blätter der zweiten Art
eſſen die Kochinchineſen als Salat. (*Sprengel.*)

DICHAETA (*Meigen*). Eine Zweiflüglergattung
aus der Familie Muscides (Meigen ſyſtematiſche Be-
ſchreibung der bekannten europäiſchen zweiflügeligen In-
ſekten. VI. p. 61. t. 58. f. 1—6.) mit folgenden Kenn-
zeichen. Fühler entfernt, etwas niedergedrückt, kurz,
dreigliederig: drittes Glied länglich, zuſammengedrückt,
an der Wurzel mit einſeitig gefiederter Rückenborſte.
Untergeſicht etwas herabgehend, erhaben, borſtig, Stir-
ne breit, borſtig. Augen rund, Hinterleib eirund, fünf-
ringelig, bei dem Männchen an der Spitze mit langen
Borſten. Flügel aufliegend; Queradern entfernt.

Die einzige Art D. caudata (*Fallén* Hydrom. 8.
1. Notiphila caudata) hat ein bräunlichgelbes Unterge-
ſicht mit langen ſchwarzen Borſten, die Stirne iſt
ſchwarzgrau, auf dem Scheitel ſtehen drei Punktaugen;
die beiden erſten Fühlerglieder ſind braun, das dritte
blaßgelb; der Leib iſt ſchwarzgrau, das Rückenſchild
mit drei ſchwarzen Striemen. Die Beine ſind ſchwarz-
grau mit gelben Füßen. Die Flügel ſind etwas grau.
Dieſes, nur zwei Linien lange Inſekt findet ſich in Teutſch-
land im Auguſt auf Schirmblumen (Umbellen) doch
ſelten. (*D. Thon.*)

DICHANTHIUM. Unter dieſem Namen ſtellte
Willemet (Uſteri Annal. 18. S. 11.) eine Pflanzen-
gattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linnéſchen
Klaſſe und aus der natürlichen Familie der Gräſer auf.
Sie ſoll ſich von Andropogon unterſcheiden durch zwei-
ſpelzigen, einblumigen Kelch, einſpelzige Corolle des
Zwitters und fehlende Corolle des geſchlechtsloſen
Blümchens; iſt aber nicht aufgenommen worden. D.
nodosum *Willem.* iſt Andropogon annulatus *Forsk.*
(*Sprengel.*)

DICHAPETALUM. Eine von Aubert du Pe-
tit-Thouars geſtiftete Pflanzengattung, welche von
Chailletia *Cand.* generiſch nicht verſchieden iſt. Die
letztgenannte Gattung bildet nach R. Brown und Can-
dolle eine eigne Familie, Chailletieae, welche, aus
tropiſchen Bäumen und Sträuchern beſtehend, einige
Verwandtſchaft, je nachdem man die Blumendecke als
doppelt oder als einfach betrachtet, mit den Rhamneen,

Therebinthaceen und Rosaceen, oder mit den Sampdeen und Amentaceen zeigt. Bartling (Ord. nat. p. 101.) zieht sie als Gruppe zu den Ulmaceen (Celtideen). Candolle (Prodr. II. p. 57.) rechnet drei Gattungen zu den Chailletieen.

I. Chailletia *Cand.* (Ann. du Mus. 17. p. 153. t. 1.). So genannt nach dem Hauptmann Chaillet in Neufchatel, welcher mehre neue Beobachtungen über Schweizerpflanzen für die Flore française mittheilte. Fünfte Linnésche Klasse, zweite Ordnung. Char. Der Kelch fünflappig; fünf ausgerandete oder gespaltene Corollenblättchen; zwei bis drei freie oder verwachsene Griffel; eine zweifächerige Steinfrucht. 1) Ch. pedunculata *Cand.* in Cayenne; 2) Ch. timoriensis *Cand.* auf den Moukkischen Inseln; 3) Ch. Dichapetalum *R. Br.* (*Tuckey* voy. p. 24., Ch. fasciculata *Spr.* syst., Dichapetalum *Thouars* gen. n. 78., D. Thouarsianum *Röm.* et *Sch.* syst.) auf Madagaskar; 4) Ch. toxicaria und 5) Ch. erecta *Don.* (Edinb. phil. journ. 1824. p. 348.) in Sierra Leone.

II. Leucosia *Thouars* (gen. n. 79.). Fünfte Linnésche Klasse, erste Ordnung. Char. Der Kelch fünfspaltig; fünf Corollenblättchen, ein einfacher Griffel; die Steinfrucht dreieckig, mit knochenharter, runzliger Nuß. Die einzige Art, L. Thouarsiana *Röm.* et *Sch.* (Syst., Chailletia Leucosia *Spr.* syst.) wächst auf Madagaskar.

III. Tapura *Aubl.* (Rohria *Schreb.*). Fünfte Klasse, erste Ordnung. (Candolle gibt nur drei Staubfäden an, aber nach Aublet sind deren fünf, von ungleicher Länge vorhanden). Char. Der Kelch fünftheilig, mit ungleichen, gewimperten Lappen; drei Corollenblättchen an der Basis unter sich und mit den Staubfäden verwachsen, so daß sie eine einblättrige Corolle darstellen: die beiden kürzeren sind zweis, das dritte längere ist dreilappig; der einfache Griffel theilt sich in drei stumpfe Narben. Die einzige Art T. guianensis *Aubl.* (Gui. I. p. 126. t. 48., Rohria petioliflora *W.* sp. pl., Chailletia sessiliflora *Cand.* Ann. du Mus. l. c. f. 2.) ist in Gujana einheimisch.

(*Sprengel.*)

DICHELES (*Lepelletier* und *Serville*). Eine aus Melolontha gesonderte Käfergattung (Encyclopédie method. Scarabéides. — *Cuvier* regne animal ed. 2. IV. 568.), mit dieser zu den Pentameren und der Familie Lamellicornes gehörig. Der Körper ist kurz, schwach behaart, die Flügeldecken sind am Ende eingezogen, so daß sie ein längliches Dreieck bilden. Die hintern Füße sind zum Theil an den Körper anziehbar. Alle Tarsenklauen sind gleich groß und gespalten. Die Schenkel der Hinterfüße sind, wenigstens am Männchen, sehr dick, gezähnelt, auch die Schienbeine derselben sind stark und endigen in einen starken Haken. Das Kopfschild hat vorn drei stumpfe Zähnchen, der Endlappen der Maxillen ist am innern Rande gezähnelt. Typus der Gattung ist D. dentipes *Serville* (*Guérin* Iconographie. Insectes. pl. 25. f. 8.). Kupferbraun; der Körper vier Linien lang. (*D. Thon.*)

DICHELESTHIUM (*Hermann*, fil.). Eine Crustaceengattung, nach *Desmarest* (Consideration générale sur la classe des Crustacés. p. 335.) zur Unterklasse Entomostraca und der Ordnung Poecilopoda gehörig, von *Latreille* (*Cuvier* regne animal ed. 2. IV. 199.) ebendahin und zur Tribus Lernaeiformes gezählt.

Ein ganz eigenthümliches Thier! Der Körper ist fast cylindrisch, hinten schmäler als vorn, aus 7 Segmenten bestehend, von denen das vordere, nach Hermann der Thorax, nach Desmarest der Kopf, viel größer als die übrigen, fast rhomboidal, vorn und hinten gestutzt ist. Die fadenförmigen Fühler bestehen aus 7 Gliedern, von denen das letzte das längste, schräg nach hinten an den Kopfseiten anliegt. Der Rüssel liegt unten in der Mitte dieses Kopfes, zwischen dem zweiten Fußpaar, und besteht aus einem cylindrischen, häutigen, hohlen, am Ende gerundeten Saugapparat und 6 Arten Palpen (nach Latreille vielspaltigen Füßen), von welchen 2 an der Wurzel dick, zweigliedrig, das letzte Glied gespalten, zwei andere sind schmächtig und dreigliedrig und zwei sehr kurz, ebenfalls dreigliedrig. Die Augen sind nicht deutlich zu unterscheiden. Füße sind zwölf vorhanden, sechs stehen unter dem Kopfe, vier unter dem zweiten Körpersegment, und zwei unterm dritten. Die erstern Füße, nach vorn gerichtet, sind hinter dem vordern Rande des Kopfes eingefügt und bestehen aus vier Gliedern, von denen das erste mehr lang als breit, zum Theil von dem Kopfe bedeckt, vorn ein schräges Ende hat; die zwei folgenden sind sehr kurz, das letzte oder Endglied ist eiförmig und läuft am Ende in einen kurzen an der Basis schwächern Daumen aus, nebst einem Finger, der mit einer unterwärts gebogenen Klaue versehen. Die Füße des zweiten Paares bestehen aus einem ziemlich langen, unbewaffneten Schenkel und einem nach außen einzähnigen Schienbein, welches in mehre Haken ausläuft, die in zwei deutliche Massen gesondert sind. Die Füße des dritten Paares, gleich dem vorigen unter dem Kopfe stehend, zeigen ein stark angeschwollenes Glied (nach Hermann, der Schenkel), das bauchig, eiförmig, in einen spitzigen beweglichen Haken ausläuft. Das vierte und fünfte Fußpaar sitzen unter dem zweiten Körpersegment. Jedes von ihnen besteht aus einem platten, fast kreisförmigen Stücke, welches in zwei eiförmige Finger ausläuft, deren äußerer der größte und mit vielen Haken versehen ist. Das sechste Paar besteht aus einfachen, ungetheilten, gegen die Wurzel schmälern Füßen, welche flossenähnlich, oder wie kleine Platten eiförmig, auseinander stehend, unbeweglich, unter dem dritten Körpersegment sitzen und von denen Hermann glaubt, daß es vielleicht Ovarien seyn könnten. Der Hinterleib besteht aus sechs Segmenten, von denen das erste kurz, quermondförmig, an jeder Seite in eine stumpfe Warze ausläuft; das zweite ist ebenfalls kurz, doch weniger breit; das dritte fast viereckig, ist durch eine Querfurche in zwei Theile getheilt; das vierte ist dem dritten ähnlich, doch vollkommener viereckig; das fünfte so lang als die beiden andern zusammen, ist cylindrisch, in der Mitte stärker, gegen die beiden Enden

verschmälert und hinten weniger breit; das sechste endlich ist fast kreisrund, ziemlich klein, dreimal kürzer als das fünfte, verschmälert und am hintern Ende in zwei Anhängsel oder eiförmige Bläschen auslaufend, welche nur die Hälfte seiner Länge haben.

Die einzige bekannte Art ist D. Sturionis (*Hermann* mémoire aptérologique p. 125. pl. V. f. 7. 8.). Die ganze Länge dieses Thieres betrug sieben Linien, die Breite eine Linie; die Farbe war fleischfarben mit einer braunen Linie an jeder Seite des Körpers, in der Mitte des Kopfes anfangend und über alle Körpersegmente weglaufend, von denen das sechste heller als die übrigen. Das erste Fußpaar, blaß fleischfarben, ist unter den Körper gebogen, wenn sich das Thier desselben nicht zum Festhalten bedient. Hermann fand ein Dutzend dieser Thiere an Stöhren (Accipenser Sturio), die im Rhein gefangen waren. Sie saßen mit ihren Füßen sehr fest, und hatten sich ziemlich tief in die Haut, welche den knochigen Kiemenbogen dieser Fische bedeckt, eingebohrt. Abgelöst liefen sie recht munter umher.

Nordmann (Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. II. S. 41.) hat dieses Thier ebenfalls untersucht, und gesteht, daß Hermann seine Untersuchung mit Sorgfalt angestellt, und daß die Beschreibung, wenige Punkte, besonders was die Mundtheile betrifft, ausgenommen, eine vorzügliche genannt zu werden verdiene. Wir lassen seine weitern Angaben hier folgen.

Eigentliche Fußpaare sind bei Dichelesthium nicht mehr sieben, sondern nur fünf vorhanden, zu denen das am dritten Körpersegment befindliche, kaum als solche zu erkennende, ungegliederte und unförmliche Anhängselpaar allenfalls als das sechste hinzukommt.

Das erste am vordern Rande des rhomboidalen Kopfschildes stehende Paar ist das größte und längste, besteht aus vier von einander undeutlich geschiedenen Gliedern, und hat an der Spitze die Form einer Krebsscheere. Die beiden folgenden Paare verhalten sich im Ganzen wie bei Cecrops, mit der Ausnahme, daß das zweite längere und schmälere Glied des zweiten Fußpaares an der äußern Seite mit einigen unregelmäßigen Gliedern, und an der Spitze mit drei besonders eingegliederten Fortsätzen versehen ist, von welchen der längste einen einfachen, an der innern Seite nur mit einer kleinen Zuspitzung bewaffneten Haken vorstellt, der zweite, kleinere, eine doppelte Reihe sägeförmiger Zähne trägt, der dritte und kleinste endlich, der von der Spitze etwas entfernt ist, eine konische Hervorragung bildet. Die zwischen dem ersten und zweiten Fortsatze sich kenntlich machenden Haare haben, einzeln genommen, einen ansehnlichen Durchmesser, und können mit größerem Rechte als scheinbar abgeplattete Stacheln betrachtet werden.

Das vierte kleinere und das fünfte größere Fußpaar sitzen an dem zweiten Körpersegmente und entsprechen dem gefiederten Kiemenfußpaare bei Caligus und Dinemura. Ihr Basalglied ist von dreieckiger abgerundeter Gestalt, und trägt an seinem vordern Ende zur Seite einen kleinen Stachel. Das Schienbein ist doppelt, und zwar das äußere aus zwei Gliedern bestehend, von denen das erste längere und keulenförmige mit einem seitwärts gerichteten Stachel, das zweite kleinere und abgerundete dagegen mit fünf Borsten garnirt ist. Das innere Schienbein hat nur ein länglich rundes Glied und zwei Borsten. Der äußere Rand jedes Gliedes zeigt sich fein ausgezackt, und von den Schwimmstrahlen sieht man an jeder Borste nur noch kaum bemerkbare Spuren. Das sechste, an dem dritten Körpersegment seitlich gestellte und auswärts divergirende Stummel-Fußpaar haben einige Autoren für Trauben angesehen, was ohne Zweifel minder richtig ist, indem man an dessen äußerem abgerundeten Rande einige kleine hornige Spitzen wahrnimt, welche diesen Anhängseln die Bedeutung von Füßen geben.

Die zu den Mundwerkzeugen gehörigen Organe verhalten sich auch anders, als man bis jetzt angegeben hat. Hermann und nach ihm Desmarest (siehe oben) schreiben dem Thiere drei Paar Taster zu, was eine bedeutende Anomalie in Beziehung auf die analogen Theile der Gattung Cecrops gäbe, zumal in Folge dieser Annahme die in dem Saugrüssel liegenden Maxillen verschwinden und als das dritte äußerlich liegende Tasterpaar angesehen werden müßten. Die Winzigkeit der Gegenstände verursacht solche Ansichten.

Der ziemlich lange und dicke Saugrüssel ist konisch und steht, wie bei Cecrops u. s. w., zwischen dem zweiten Fußpaare; an der Spitze ist er verknorpelt und läßt hier eine Spur von Ober- und Unterlippe wahrnehmen. Die rundliche Mundöffnung wird von einer kurzen und dünnen Haut umgeben, welche franzenähnlich eingeschnitten und ausgezackt ist. Die langstieligen Maxillen bestehen aus drei deutlichen Gliedern, von welchen das Mittelstück das längste, das dritte hingegen, an dem elf starke und aus einer gelblich gefärbten, hornigen Masse bestehende Zähne befindlich sind, das kürzeste. An der Basis der Maxillen befestigt sich ein starkes, aus mehren einzelnen Fasern zusammengesetztes Muskelbündel. Nimt man die Maxillen heraus, so schlägt ihr mit den Zähnchen bewaffnetes, sonst in dem Saugrüssel nach innen umgebogenes Ende etwas nach außen um.

Das dem Saugrüssel zunächst stehende Tasterpaar, von der Länge des erstern, ist dick, lanzettförmig und am Ende in zwei lange und dünne, zugespitzte Schenkel gespalten, wogegen das zweite äußere Paar um ¼ kürzer ist, aus zwei Gliedern besteht und mit zwei ungleich langen, kurzen Spitzen versehen ist. Zur Basis hängen die Maxillen mit den Tastern zusammen, so daß beim Herausschneiden der Taster die erstern durch den an der Wurzel des Saugrüssels gemachten Einschnitt aus dem letztern unverletzt mit herausgezogen werden, wodurch man in Versuchung kommt, mit Hermann drei Paar Taster anzunehmen.

Den sechs Exemplaren, welche Nordmann beobachtete, fehlten die Trauben oder Eiersäcke. Auch konnten an denen in Weingeist aufbewahrten Exemplaren Augen nicht wahrgenommen werden. (*D. Thon.*)

ihn auf, daß er seine Stelle verließ, nach Tours ging und daselbst ein einsames Leben führte. Hier erhielt er bald eine besondere göttliche Offenbarung, die ihm ein bevorstehendes großes Unglück eröffnete, was bald über ganz Frankreich und besonders über Saintes kommen werde. Das bewog ihn, sogleich eine Reise nach Rom zu unternehmen, um die heil. Apostel Petrus und Paulus um Abwendung des bevorstehenden Unheils anzuflehen. Darauf wanderte er nach Saintes und ermahnte die Leute zur Besserung und zu ernstlichem Gebet. Die Undankbaren jagten ihn aber zum zweiten Male fort. Er ging also wieder nach Tours, wo er auch im 8. Jahrh. gestorben ist. Sein Leichnam wurde nach Ardes in Auvergne gebracht, wo man auf seinem Grabe reichliche Wunder erlebte. Sein Gedächtnißtag fällt auf den 25. Junius. (*G. W. Fink.*)

DICERA. Eine von Menke (Synopsis Molluscorum) angenommene Abtheilung der Familie Helicea, in welche diejenigen Gattungen gehören, welche nur 2 Fühler haben, nämlich Vertigo und Partula. (*D. Thon.*)

Dicera *Forst.* s. Elaeocarpus.

DICERAS *Rudolphi*. Eine Gattung Eingeweidewürmer, welcher Rudolphi wegen ihres eigenthümlichen Baues einen bestimmten Platz im Systeme nicht angewiesen hat und die von Cuvier (regne animal. ed. 2.) ganz übergangen worden ist. Sie ward zuerst von Sulzer (Dissertation sur un ver nouvellement découvert et décrit sous le nom de Bicorne rude par *Charles Sulzer*. à Strasbourg et à Paris 1801. 4.) unter dem Namen Ditrachyceras, den Rudolphi wegen seiner Härte änderte, aufgestellt und nach einigen ihm in Weingeist zugekommenen Würmern beschrieben, und den Cysticis zugeordnet. Gegen diese Stellung erklärte sich indessen Rudolphi (Entozoorum historia I, 124.), war vielmehr der Meinung, daß, wenn dieses Thier wirklich den Entozoen beizuzählen, es vielmehr mit Echinorhynchus und Tetrarhynchus verbunden werden müsse. Darüber weiter unten.

Die Kennzeichen sind: der Körper eiförmig, zusammengedrückt, in eine schlaffe Haut gehüllt. Auf dem Kopfe steht ein getheiltes, mit Haaren rauh besetztes Horn. Die einzige Art ist

D. rude *Sulzer* (l. c. *Rudolphi* l. c. tab. 12. f. 5. — Cysticercus bicornis. Zeder Natura.). Die Würmer wurden von einem 26jährigen Mädchen nach Gebrauch eines Abführungsmittels in Menge ausgeleert. Sie waren ungefähr 3 Linien lang, von welchem Maße die behaarten Hörner die Hälfte wegnahmen, der Körper war eine Linie breit. Am vorderen Theile stand ein getheiltes Horn, oder zwei Hörner auf einem gemeinschaftlichen, sehr kurzen Stiele; jene waren lang, mit Ausnahme der flachen Wurzel cylindrisch, vorn dünner, an der Spitze stumpf, bald gebogen, bald gerade oder auseinander gesperrt, rauh durch unregelmäßig büschelförmig oder einzeln stehende, verwirrte Haare, die unterm Mikroskop flach und pfriemenförmig erschienen. Der eiförmige Körper ging vorn in den gedachten Stiel über, mit welchem allein eine äußere, dünne, durchscheinende, warzige, oben mit ähnlichen Haaren einzeln besetzte Haut hier und da zusammengefallen und gefaltet, zusammenhing, nach deren Wegnahme der eiförmige, zusammengedrückte, an einem Rande dünnere, am andern stärkere, braune, höckerige (die Höcker sehr klein) Körper zum Vorschein kam. Er ging an der Spitze in eine Hervorragung über, aus welcher sowol der Stiel für die Hörner als auch ein cylindrischer, dünner, körperlanger Fortsatz herabhing, der an der Wurzel ein schmales, durchsichtiges Häutchen bildete, mit der andern Hälfte durch ein ganz dünnes Plättchen am Körper anhing. Innen zeigte der Körper sich mit einer wässerigen Feuchtigkeit gefüllt, die Wände so wie außen höckerig, und wo außen die Erhöhung stand, fand sich innen ebenfalls eine, welche hohl und an der Wurzel geschlossen war. Sowol die Wände des Körpers als des Hörnerstiels waren ziemlich dick und bestanden aus zwei zelligen Häuten, mit verschieden gestalteten Zellen; die Hörner aus einer ähnlichen schwammigen Materie. — Übrigens fanden sich unter der großen Menge nur 4 mit Hörnern versehene Individuen; von den andern meint Rudolphi, daß sie vielleicht nichts anderes als Eierstöcke einer Taenia gewesen seien.

Außer Sulzer hatte diesen Wurm zu beobachten, noch le Sauvage, Professor der Medizin zu Caen, Gelegenheit (Diction. class. d'hist. nat. V, 566.), indem eine seiner Kranken ebenfalls mit dem Stuhlgange eine Menge dieser Würmer ausleerte, von denen indessen nur 4 für den Arzt aufbewahrt wurden, der sie an die medizinische Akademie zu Paris einsandte. Übrigens ist durch diese neuere Beobachtung nichts weiteres als die wirkliche Existenz dieses Wurmes dargethan. (*D. Thon.*)

Diceras *Pers.* s. Diceros.

Dicerata s. Tritoniacea.

DICERATELLA *Bory de St. Vincent*. Eine Gattung mikroskopischer Thierchen aus der Familie der Trichodeen, welche nach dem Begründer folgende Kennzeichen haben. Der Körper ist einfach, frei (nicht aufsitzend) rund herum und selbst auf seiner Oberfläche mit Haaren besetzt, außerdem an dem einen Körperende mit zwei Tentakeln in Form kleiner Hörner oder Haken versehen. — Müller rechnete die zu denselben gezählten Arten zu Cercaria und Leucophra. Die Gattung scheint überhaupt etwas künstlich und Bory meint selbst, daß eine jede der beiden Arten allenfalls eine eigene Gattung bilden könnte.

1) D. triangularis *Bory*. Leucophra cornuta *Müller* Infusoria. Encycl. meth. Vers. pl. 11. f. 36—39.) findet sich zu Anfang des Winters in sumpfigem Wasser und die Individuen variiren viel, wechseln auch ihre Gestalt, so daß man sie für Vorticellen halten könnte. Die Form ist platt und wenn das Thier vollkommen ausgebreitet, so ist es vollkommen dreieckig, an der vorderen kleineren Seite mit 2 Hörnern versehen, hinten läuft es in eine, zwei, auch drei Spitzen aus. Die Farbe ist tiefgrün, und man unterscheidet im Innern drei oder vier Kügelchen. Wenn das Thier sich zusammenzieht, sind alle Haare (Wimpern) verborgen und es gleicht dann einem großen Volvox. Ein andermal nimt es eine dreieckige Gestalt an, läßt aber die Hörner nicht sehen, auch

die Haare nicht und man wird dann verſucht, es für ein Gonium zu halten. Beim gewöhnlichen Schwimmen kommen aber die Haare zum Vorſchein, die vorderen ſind gerade, die ſeitlichen nach hinten geneigt. Nach dem Tode gleichen beim Zerfallen die innern grünen Kügelchen Lagen von der ſogenannten Priſtleyiſchen grünen Materie. — Ehrenberg (Iſis 1833, 245.) iſt über dieſes Thier ebenfalls zweifelhaft, indem er Stentor polymorphus ſeines Syſtems mit einem? dazu anführt.

2) D. ovata (Cercaria ovata *Müller* Encycl. pl. 9. f. 17—18.). Aus der See! Selten. Wie mit kleinen, kurzen Haaren bedeckt, die man in kreisförmigen Binden ſtehend vermeint. Bräunlich. Deutlich von voriger Art verſchieden, indem die Hörner hinten ſtehen. Auch ſchwimmt es ganz eigenthümlich. — Bory hat hier falſch citirt, Müller hat keine C. ovata, ſondern die angeführten Figuren ſtellen C. hirta vor, welche nach Ehrenberg (a. a. O.) ſynonym mit Coleps hirta *Nitzsch.* (*D. Thon.*)

Diceratium *Lag.* ſ. Notoceras.

DICEREA *Eschholtz.* Eine aus Buprestis geſonderte Käfergattung (Eſchholtz zoologiſcher Atlas I. S. 9.), welche der Begründer charakteriſirt: metathorace sulco lato; elytris attenuatis; ano maris bidentato, foeminae tridentato, und als dahin gehörige Arten angibt: B. berolinensis, aenea, alni, acuminata. Vergl. noch Buprestis. (*D. Thon.*)

DICERMA *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linnéſchen Klaſſe und aus der Gruppe der Hedyſareen der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch mit Stützblättchen verſehen, zweilippig: das obere Lippchen breiter, umgekehrteiförmig, ungetheilt, das untere dreiſpaltig; die Schmetterlingscorolle mit umgekehrteiförmigem Wimpel und ſtumpfem Kiele; die Gliederhülſe iſt mit dem Griffel gekrönt und beſteht aus zwei (oder drei) flachen, kreisrunden Gliedern. Die drei bekannten Arten ſind als Sträucher mit gedreiten Blättern und gelben Blumen in Oſtindien und China einheimiſch: 1) D. pulchellum *Cand.* (Lég. mém. VII. p. 326., Prodr. II. p. 339., Hedysarum pulch. *L.* sp. pl., Hed. trifoliatum frutescens *Burm.* thes. zeyl. t. 52., Phyllodium *Desv.* journ. de bot. III. p. 123. t. 5. f. 24.) in Oſtindien und China; 2) D. elegans *Cand.* (Hedysarum *Lour.*, Zornia *Pers.*) in China; 3) D. biarticulatum *Cand.* (Hedysarum *L.* sp. pl., Hed. trifoliatum etc. *Burm.* l. c. t. 50. f. 2.) in Oſtindien. Die Blüthen ſind bei 1. und 2. ährenförmig und mit großen Stützblättchen verſehen (Phyllodium *Desv. Cand.*), bei 3. traubenförmig und nackt (Aphyllodium *Cand.*). (*Sprengel.*)

Dicerobats ſ. Raja.

DICEROS *Lour.* (Achimenes *Vahl.*). Der Name Achimenes (ſ. d. Art.), wurde zuerſt von Patrick Browne für eine Pflanzengattung angewendet, für welche jetzt der Willdenowſche Name Trevirania allgemein angenommen iſt. Nahe mit ihr verwandt iſt die Gattung Achimenes *Vahl.*, für welche Loureiros Name Diceros um ein Jahr älter iſt. Beide Gattungen gehören zu der zweiten Ordnung der 14ten Linnéſchen Klaſſe und zu der natürlichen Familie der Scrofularinen. Achimenes *Vahl.* hat folgenden Charakter: der Kelch fünftheilig, ſtehenbleibend, mit eiförmigen, zugeſpitzten, gleichen Fetzen; die Corolle glockenförmig, vierſpaltig, mit rundlichen Lappen, von denen der untere etwas länger; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; die Antheren paarweiſe zuſammenhängend, zweitheilig; der Griffel fadenförmig; die Narbe in zwei Platten getheilt; die Kapſel kugelig, zweifächerig, zweiklappig, mit kugeligem Mutterkuchen. Die beiden bekannten Arten 1) Ach. sesamoides *Vahl.* (Symb. II. p. 71., Diceras longifolius *Pers.* syn., Columnea longifolia *L.* sp. pl., Sesamum javanicum N. L. *Burm.* ind. p. 133., Bahel-Tsjulli Rheed. mal. IX. p. 2. t. 87.) in Oſtindien, und 2) Ach. cochinchinensis *Spr.* (Syst. II. p. 812., Diceros *Lour.* coch. p. 463., Columnea *Poir.* enc.) in Kochinchina, ſind perennirende Kräuter mit violetten Blumen. Die fleiſchigen Blätter der zweiten Art eſſen die Kochinchineſen als Salat. (*Sprengel.*)

DICHAETA (*Meigen*). Eine Zweiflüglergattung aus der Familie Muscides (Meigen ſyſtematiſche Beſchreibung der bekannten europäiſchen zweiflügeligen Inſekten. VI. p. 61. t. 58. f. 1—6.) mit folgenden Kennzeichen. Fühler entfernt, etwas niedergedrückt, kurz, dreigliederig: drittes Glied länglich, zuſammengedrückt, an der Wurzel mit einſeitig gefiederter Rückenborſte. Untergeſicht etwas herabgehend, erhaben, borſtig, Stirne breit, borſtig. Augen rund, Hinterleib eirund, fünfringelig, bei dem Männchen an der Spitze mit langen Borſten. Flügel aufliegend; Queradern entfernt.

Die einzige Art D. caudata (*Fallén* Hydrom. 8. 1. Notiphila caudata) hat ein bräunlichgelbes Untergeſicht mit langen ſchwarzen Borſten, die Stirne iſt ſchwarzgrau, auf dem Scheitel ſtehen drei Punktaugen; die beiden erſten Fühlerglieder ſind braun, das dritte blaßgelb; der Leib iſt ſchwarzgrau, das Rückenſchild mit drei ſchwarzen Striemen. Die Beine ſind ſchwarzgrau mit gelben Füßen. Die Flügel ſind etwas grau. Dieſes, nur zwei Linien lange Inſekt findet ſich in Teutſchland im Auguſt auf Schirmblumen (Umbellen) doch ſelten. (*D. Thon.*)

DICHANTHIUM. Unter dieſem Namen ſtellte Willemet (Uſteri Annal. 18. S. 11.) eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linnéſchen Klaſſe und aus der natürlichen Familie der Gräſer auf. Sie ſoll ſich von Andropogon unterſcheiden durch zweiſpelzigen, einblumigen Kelch, einſpelzige Corolle des Zwitter- und fehlende Corolle des geſchlechtsloſen Blümchens; iſt aber nicht aufgenommen worden. D. nodosum *Willem.* iſt Andropogon annulatus *Forsk.* (*Sprengel.*)

DICHAPETALUM. Eine von Aubert du Petit-Thouars geſtiftete Pflanzengattung, welche von Chailletia *Cand.* generiſch nicht verſchieden iſt. Die letztgenannte Gattung bildet nach R. Brown und Candolle eine eigne Familie, Chailletieae, welche, aus tropiſchen Bäumen und Sträuchern beſtehend, einige Verwandtſchaft, je nachdem man die Blumendecke als doppelt oder als einfach betrachtet, mit den Rhamneen,

Therebinthaceen und Rosaceen, oder mit den Sampbeen und Amentaceen zeigt. Bartling (Ord. nat. p. 101.) zieht sie als Gruppe zu den Ulmaceen (Celtideen). Candolle (Prodr. II. p. 57.) rechnet drei Gattungen zu den Chailletieen.

I. Chailletia *Cand.* (Ann. du Mus. 17. p. 153. t. 1.). So genannt nach dem Hauptmann Chaillet in Neufchatel, welcher mehre neue Beobachtungen über Schweizerpflanzen für die Flore française mittheilte. Fünfte Linnésche Klasse, zweite Ordnung. Char. Der Kelch fünflappig; fünf ausgerandete oder gespaltene Corollenblättchen; zwei bis drei freie oder verwachsene Griffel; eine zweifächerige Steinfrucht. 1) Ch. pedunculata *Cand.* in Cayenne; 2) Ch. timoriensis *Cand.* auf den Moukkischen Inseln; 3) Ch. Dichapetalum *R. Br.* (*Tuckey* voy. p. 24., Ch. fasciculata *Spr.* syst., Dichapetalum *Thouars* gen. n. 78., D. Thouarsianum *Röm.* et *Sch.* syst.) auf Madagaskar; 4) Ch. toxicaria und 5) Ch. erecta *Don.* (Edinb. phil. journ. 1824. p. 348.) in Sierra Leone.

II. Leucosia *Thouars* (gen. n. 79.). Fünfte Linnésche Klasse, erste Ordnung. Char. Der Kelch fünfspaltig; fünf Corollenblättchen, ein einfacher Griffel; die Steinfrucht dreieckig, mit knochenharter, runzliger Nuß. Die einzige Art, L. Thouarsiana *Röm.* et *Sch.* (Syst., Chailletia Leucosia *Spr.* syst.) wächst auf Madagaskar.

III. Tapura *Aubl.* (Rohria *Schreb.*). Fünfte Klasse, erste Ordnung. (Candolle gibt nur drei Staubfäden an, aber nach Aublet sind deren fünf, von ungleicher Länge vorhanden). Char. Der Kelch fünftheilig, mit ungleichen, gewimperten Lappen; drei Corollenblättchen an der Basis unter sich und mit den Staubfäden verwachsen, so daß sie eine einblättrige Corolle darstellen: die beiden kürzeren sind zwei-, das dritte längere ist dreilappig; der einfache Griffel theilt sich in drei stumpfe Narben. Die einzige Art T. guianensis *Aubl.* (Gui. I. p. 126. t. 48., Rohria petioliflora *W.* sp. pl., Chailletia sessiliflora *Cand.* Ann. du Mus. l. c. f. 2.) ist in Gujana einheimisch.

(*Sprengel.*)

DICHELES (*Lepelletier* und *Serville*). Eine aus Melolontha gesonderte Käfergattung (Encyclopédie method. Scarabéides. — *Cuvier* regne animal ed. 2. IV. 568.), mit dieser zu den Pentameren und der Familie Lamellicornes gehörig. Der Körper ist kurz, schwach behaart, die Flügeldecken sind am Ende eingezogen, so daß sie ein längliches Dreieck bilden. Die hintern Füße sind zum Theil an den Körper anziehbar. Alle Tarsenklauen sind gleich groß und gespalten. Die Schenkel der Hinterfüße sind, wenigstens am Männchen, sehr dick, gezähnelt, auch die Schienbeine derselben sind stark und endigen in einen starken Haken. Das Kopfschild hat vorn drei stumpfe Zähnchen, der Endlappen der Maxillen ist am innern Rande gezähnelt. Typus der Gattung ist D. dentipes *Serville* (*Guérin* Iconographie. Insectes. pl. 25. f. 8.). Kupferbraun; der Körper vier Linien lang. (*D. Thon.*)

DICHELESTHIUM (*Hermann*, fil.). Eine Crustaceengattung, nach *Desmarest* (Consideration générale sur la classe des Crustacés. p. 336.) zur Unterklasse Entomostraca und der Ordnung Poecilopoda gehörig, von *Latreille* (*Cuvier* regne animal ed. 2. IV. 199.) ebendahin und zur Tribus Lernaeiformes gezählt.

Ein ganz eigenthümliches Thier! Der Körper ist fast cylindrisch, hinten schmäler als vorn, aus 7 Segmenten bestehend, von denen das vordere, nach Hermann der Thorax, nach Desmarest der Kopf, viel größer als die übrigen, fast rhomboidal, vorn und hinten gestutzt ist. Die fadenförmigen Fühler bestehen aus 7 Gliedern, von denen das letzte das längste, schräg nach hinten an den Kopfseiten anliegt. Der Rüssel liegt unten in der Mitte dieses Kopfes, zwischen dem zweiten Fußpaar, und besteht aus einem cylindrischen, häutigen, hohlen, am Ende gerundeten Saugapparat und 6 Arten Palpen (nach Latreille vielspaltigen Füßen), von welchen 2 an der Wurzel dick, zweigliedrig, das letzte Glied gespalten, zwei andere sind schmächtig und dreigliedrig und zwei sehr kurz, ebenfalls dreigliedrig. Die Augen sind nicht deutlich zu unterscheiden. Füße sind zwölf vorhanden, sechs stehen unter dem Kopfe, vier unter dem zweiten Körpersegment, und zwei unterm dritten. Die erstern Füße, nach vorn gerichtet, sind hinter dem vordern Rande des Kopfes eingefügt und bestehen aus vier Gliedern, von denen das erste mehr lang als breit, zum Theil von dem Kopfe bedeckt, vorn ein schräges Ende hat; die zwei folgenden sind sehr kurz, das letzte oder Endglied ist eiförmig und läuft am Ende in einen kurzen an der Basis schwächern Daumen aus, nebst einem Finger, der mit einer unterwärts gebogenen Klaue versehen. Die Füße des zweiten Paares bestehen aus einem ziemlich langen, unbewaffneten Schenkel und einem nach außen einzähnigen Schienbein, welches in mehre Haken ausläuft, die in zwei deutliche Massen gesondert sind. Die Füße des dritten Paares, gleich dem vorigen unter dem Kopfe stehend, zeigen ein stark angeschwollenes Glied (nach Hermann, der Schenkel), das bauchig, eiförmig, in einen spitzigen beweglichen Haken ausläuft. Das vierte und fünfte Fußpaar sitzen unter dem zweiten Körpersegment. Jedes von ihnen besteht aus einem platten, fast kreisförmigen Stücke, welches in zwei eiförmige Finger ausläuft, deren äußerer der größte und mit vielen Haken versehen ist. Das sechste Paar besteht aus einfachen, ungetheilten, gegen die Wurzel schmälern Füßen, welche flossenähnlich, oder wie kleine Platten eiförmig, auseinander stehend, unbeweglich, unter dem dritten Körpersegment sitzen und von denen Hermann glaubt, daß es vielleicht Ovarien seyn könnten. Der Hinterleib besteht aus sechs Segmenten, von denen das erste kurz, quermondförmig, an jeder Seite in eine stumpfe Warze ausläuft; das zweite ist ebenfalls kurz, doch weniger breit; das dritte fast viereckig, ist durch eine Querfurche in zwei Theile getheilt; das vierte ist dem dritten ähnlich, doch vollkommener viereckig; das fünfte so lang als die beiden andern zusammen, ist cylindrisch, in der Mitte stärker, gegen die beiden Enden

verschmälert und hinten weniger breit; das sechste endlich ist fast kreisrund, ziemlich klein, dreimal kürzer als das fünfte, verschmälert und am hintern Ende in zwei Anhängsel oder eiförmige Bläschen auslaufend, welche nur die Hälfte seiner Länge haben.

Die einzige bekannte Art ist D. Sturionis (*Hermann* mémoire aptérologique p. 125. pl. V. f. 7. 8.). Die ganze Länge dieses Thieres betrug sieben Linien, die Breite eine Linie; die Farbe war fleischfarben mit einer braunen Linie an jeder Seite des Körpers, in der Mitte des Kopfes anfangend und über alle Körpersegmente weglaufend, von denen das sechste heller als die übrigen. Das erste Fußpaar, blaß fleischfarben, ist unter den Körper gebogen, wenn sich das Thier desselben nicht zum Festhalten bedient. Hermann fand ein Dutzend dieser Thiere an Stöhren (Accipenser Sturio), die im Rhein gefangen waren. Sie saßen mit ihren Füßen sehr fest, und hatten sich ziemlich tief in die Haut, welche den knochigen Kiemenbogen dieser Fische bedeckt, eingebohrt. Abgelöst liefen sie recht munter umher.

Nordmann (Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. II. S. 41.) hat dieses Thier ebenfalls untersucht, und gesteht, daß Hermann seine Untersuchung mit Sorgfalt angestellt, und daß die Beschreibung, wenige Punkte, besonders was die Mundtheile betrifft, ausgenommen, eine vorzügliche genannt zu werden verdiene. Wir lassen seine weitern Angaben hier folgen.

Eigentliche Fußpaare sind bei Dichelesthium nicht mehr sieben, sondern nur fünf vorhanden, zu denen das am dritten Körpersegment befindliche, kaum als solche zu erkennende, ungegliederte und unförmliche Anhängselpaar allenfalls als das sechste hinzukommt.

Das erste am vordern Rande des rhomboidalen Kopfschildes stehende Paar ist das größte und längste, besteht aus vier von einander undeutlich geschiedenen Gliedern, und hat an der Spitze die Form einer Krebsscheere. Die beiden folgenden Paare verhalten sich im Ganzen wie bei Cecrops, mit der Ausnahme, daß das zweite längere und schmälere Glied des zweiten Fußpaares an der äußern Seite mit einigen unregelmäßigen Gliedern, und an der Spitze mit drei besonders eingegliederten Fortsätzen versehen ist, von welchen der längste einen einfachen, an der innern Seite nur mit einer kleinen Zuspitzung bewaffneten Haken vorstellt, der zweite, kleinere, eine doppelte Reihe sägeförmiger Zähne trägt, der dritte und kleinste endlich, der von der Spitze etwas entfernt ist, eine konische Hervorragung bildet. Die zwischen dem ersten und zweiten Fortsatze sich kenntlich machenden Haare haben, einzeln genommen, einen ansehnlichen Durchmesser, und können mit größerem Rechte als scheinbar abgeplattete Stacheln betrachtet werden.

Das vierte kleinere und das fünfte größere Fußpaar sitzen an dem zweiten Körpersegmente und entsprechen dem gefiederten Kiemenfußpaare bei Caligus und Dinemura. Ihr Basalglied ist von dreieckiger abgerundeter Gestalt, und trägt an seinem vordern Ende zur Seite einen kleinen Stachel. Das Schienbein ist doppelt, und zwar das äußere aus zwei Gliedern bestehend, von denen das erste längere und keulenförmige mit einem seitwärts gerichteten Stachel, das zweite kleinere und abgerundete dagegen mit fünf Borsten garnirt ist. Das innere Schienbein hat nur ein länglich rundes Glied und zwei Borsten. Der äußere Rand jedes Gliedes zeigt sich fein ausgezackt, und von den Schwimmstrahlen sieht man an jeder Borste nur noch kaum bemerkbare Spuren. Das sechste, an dem dritten Körpersegment seitlich gestellte und auswärts divergirende Stummel-Fußpaar haben einige Autoren für Trauben angesehen, was ohne Zweifel minder richtig ist, indem man an dessen äußerem abgerundeten Rande einige kleine hornige Spitzen wahrnimt, welche diesen Anhängseln die Bedeutung von Füßen geben.

Die zu den Mundwerkzeugen gehörigen Organe verhalten sich auch anders, als man bis jetzt angegeben hat. Hermann und nach ihm Desmarest (siehe oben) schreiben dem Thiere drei Paar Taster zu, was eine bedeutende Anomalie in Beziehung auf die analogen Theile der Gattung Cecrops gäbe, zumal in Folge dieser Annahme die in dem Saugrüssel liegenden Maxillen verschwinden und als das dritte äußerlich liegende Tasterpaar angesehen werden müßten. Die Winzigkeit der Gegenstände verursacht solche Ansichten.

Der ziemlich lange und dicke Saugrüssel ist konisch und steht, wie bei Cecrops u. s. w., zwischen dem zweiten Fußpaare; an der Spitze ist er verknorpelt und läßt hier eine Spur von Ober- und Unterlippe wahrnehmen. Die rundliche Mundöffnung wird von einer kurzen und dünnen Haut umgeben, welche franzenähnlich eingeschnitten und ausgezackt ist. Die langstieligen Maxillen bestehen aus drei deutlichen Gliedern, von welchen das Mittelstück das längste, das dritte hingegen, an dem elf starke und aus einer gelblich gefärbten, hornigen Masse bestehende Zähne befindlich sind, das kürzeste. An der Basis der Maxillen befestigt sich ein starkes, aus mehren einzelnen Fasern zusammengesetztes Muskelbündel. Nimt man die Maxillen heraus, so schlägt ihr mit den Zähnchen bewaffnetes, sonst in dem Saugrüssel nach innen umgebogenes Ende etwas nach außen um.

Das dem Saugrüssel zunächst stehende Tasterpaar, von der Länge des erstern, ist dick, lanzettförmig und am Ende in zwei lange und dünne, zugespitzte Schenkel gespalten, wogegen das zweite äußere Paar um ⅓ kürzer ist, aus zwei Gliedern besteht und mit zwei ungleich langen, kurzen Spitzen versehen ist. Zur Basis hängen die Maxillen mit den Tastern zusammen, so daß beim Herausschneiden der Taster die erstern durch den an der Wurzel des Saugrüssels gemachten Einschnitt aus dem letztern unverletzt mit herausgezogen werden, wodurch man in Versuchung kommt, mit Hermann drei Paar Taster anzunehmen.

Den sechs Exemplaren, welche Nordmann beobachtete, fehlten die Trauben oder Eiersäcke. Auch konnten an denen in Weingeist aufbewahrten Exemplaren Augen nicht wahrgenommen werden. (*D. Thon.*)

Dichiles s. Mammalia.

DICHILUS *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Loteen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch fast glockenförmig, zweilippig, (daher der Gattungsname: τὸ χεῖλος die Lippe, δις, δι, doppelt), die Oberlippe zwei-, die Unterlippe dreizähnig, die Zähne zugespitzt und gleich; der Wimpel der Schmetterlings-Corolle kürzer als der stumpfe Kiel, aber länger als die kaum aus dem Kelche hervorstehenden Segel; die Hülsenfrucht drehrundlich, mit dem Griffel gekrönt, sechs- bis achtsamig. Die vier bekannten Arten sind südafrikanische Kräuter oder Staudengewächse mit gedreiten Blättern, einzeln stehenden oder traubenförmigen Blüthen und gelben Corollen: 1) D. lebekkioides *Cand.* (Lég. mém. VI. p. 202. t. 35., Prodr. II. p. 136.), 2) D. hypotricha *Spr.* (Cur. post. p. 273.), 3) D. sericea * und 4) D. ciliata * (Suppl. p. 20.). (*Sprengel.*)

DICHLOSTOMA (*Rafinesque*). Eine von Rafinesque in seinem Precis de Somiologie, Palermo 1814. aufgestellte, sehr ungenügend charakterisirte Medusengattung. Der Körper gallertartig, flach, der Mund unten, an einem der Körperenden, mit zwei Anhängseln versehen. Die einzige Art D. ellipticum lebt im sicilianischen Meere. (*D. Thon.*)

Dichobuni s. die Nachträge zu D.

DICHOLOPHUS (*Illig.*), Schreivogel. — [Cariama. (*Brisson*) — Microdactylus (*Geoffroy St. Hilaire*)]. Vogelsippe, deren Platz im Systeme, ihrer mannigfachen Verwandtschaften halber, sehr verschieden bestimmt worden. Die hieher gehörige Art gleicht in mancher Beziehung dem sogenannten Sekretär (Gypogeranus cristatus *Illig.*), den Laufkuckucken und ferner den stelzenfüßigen, den hühnerartigen und den straußähnlichen Vögeln. Als Unterscheidungsmerkmale sind angenommen: ein Schnabel, welcher länger als der Kopf, stark gekrümmt, bis unter die Augen gespalten, eine bis in die Mitte des Oberkiefers reichende Nasenöffnung, lange dünne Füße und vier kurze Zehen, von denen die vordern durch eine Schwimmhaut verbunden, ferner Flügel von mittelmäßiger Länge, an denen die fünfte bis siebente Schwungfeder die längsten. Diesen könnten noch die ganz eigenthümliche Struktur der langen weitstrahligen Federn, und die Superciliarborsten und die Reihe langer Federn von der Nasenöffnung bis an die Augen, als besonders in die Augen fallende Eigenthümlichkeiten der äußern Bildung beigefügt werden. — Die Annäherung an die Raubvögel zeigt in osteologischer Hinsicht noch die Bildung verschiedener Kopfknochen.

Die einzige bekannte Art, die wir in Europa im gezähmten Zustande zu beobachten Gelegenheit hatten, Dicholophus cristatus *Illig.* Palamedea cristata *Gm.*, le Saria *Az.* Cariama der Brasilianer, hat nur zur Hälfte befiederte Schenkel, mit Tafeln belegte Fersen, ein großes Auge und einen Schwanz, welcher ungleich länger als die Flügel ist. Der Körper und Oberkopf sind weiß, Hals, Brust und Kehle weißlich braun. Über dem Auge befindet sich ein weißer Strich, die Füße sind orangefarben, die Nägel, welche mit Ausnahme der Mittelzehe etwas gekrümmt, schwarz, der Schnabel korallenroth, die Iris gelb. Charakter des Vogels ist ein durch Hilfe der Flügel beschleunigter Lauf, der es ihm in bewohnten Gegenden leicht macht, die Gebäude zu besteigen und das Fliegen fast entbehrlich macht. Er bewohnt in Südamerika steinreiche trockne Hügel am Rande der Waldungen, kommt meistens paarweise vor, und hat eine so starke Stimme, daß man ihn aus grosser Entfernung vernimt. Zwischen den Geschlechtern ist kein Unterschied. Er ist scheu, zugleich aber leicht zu zähmen und lebt wie der verwandte Sekretär in Afrika, mit dem er auch im Gefieder große Ähnlichkeit hat, von Eidechsen und größern Insekten. Daneben soll er zu den nicht trinkenden Vögeln gehören. Sein Anstand ist gemessen und mit dem des Kranichs zu vergleichen. (*Boie.*)

Der Prinz von Neuwied *), dem ein männlicher Vogel nicht zu Gesicht kam, gibt von dem weiblichen eine genaue Beschreibung. Die Länge des Vogels beträgt 2 Fuß 6 Zoll 6 Linien, die Breite 1 Fuß 8 Zoll 9 Linien. — Was die innern Theile betrifft, so ist die Luftröhre desselben einfach gebildet, oben unter dem Larynx etwas breiter und vorn platt gedrückt, knorplich stark, nach unten hinab stets mehr verengert, mit sehr kleinem Bronchiallarynx; sie könnte vielleicht bei dem Männchen etwas abweichend gebildet seyn. Magen rundlich-eiförmig und muskulös. Sehnen der Beine merkwürdig stark, beinahe knöchern. Im Gelenke des Schenkel (femur) und Schienbeinknochens (tibia) befindet sich an letzterem eine merkwürdige Nebenkapsel, worin sich nicht die Kugel bewegt, sondern die mit Muskel ausgefüllt ist, also blos zur Befestigung der Schenkelmuskeln und zum schnellern oder vielmehr anhaltenden Laufe dient. (S. a. a. O. Taf. I. Fig. 5 und 6.)

Nach der Versicherung der brasilianischen Jäger trägt der männliche Vogel am Hinterkopfe ein Paar einzeln verlängerte 5 bis 6 Zoll lange Federn, schmal und gekrümmt mit kurzen Bärten. An den jungen Vögeln ist der Schnabel bräunlich und nicht schönroth, die Iris im Auge nicht weißlich, sondern feurig orangefarben.

Der Sariama lebt in den großen offenen Triften des innern Brasiliens, wo sanfte, mit Gras bewachsene Höhen oder Ebenen mit einzelnen Gesträuchen abwechseln, und ist über einen großen Theil von Südamerika verbreitet, da er, nach Azara, bis zum 31sten Grade südlicher Breite gefunden wird, obgleich in Paraguay selten. Für die Breite von Pernambuco, also für den 8ten Grad, beschreibt ihn Marcgrave, und der Prinz von Neuwied fand ihm zwischen dem 15ten und 16ten. Man beobachtete ihn gepaart, oder nach der Paarzeit familienweise, zu dreien oder vieren umhergehend, auch häufig schnellaufend. Sein Lauf gleicht dem des Truthahns, welchem er aus der Ferne gesehen, auch in der Gestalt ähnlich ist, obgleich er höhere Beine und einen schlankern Körper hat. Seine sehr laute, weit schallende Stimme, welche in vier

*) Neuwied Abbild. zur Naturgesch. Brasiliens. Lief. 3. — Derselbe Beiträge. IV. S. 570.

len gleichartig auf einander folgenden, von der Höhe zur Tiefe herabsinkenden Tönen besteht, wird zu allen Tageszeiten in den ausgedehnten Campos Geraës gehört; oft rufen mehre zugleich und oft selbst im richtigen Accord. Zuweilen soll man diese Vögel auch auf der Spitze eines Strauches, und selbst eines mäßig hohen Baumes sitzen sehen, doch ist dies selten, und sie begeben sich sogleich auf die Erde, sobald Gefahr nahet, da sie sich derselben nur durch den Lauf, und nicht durch den Flug entziehen können. Sie sind sehr schüchtern, auch bekommt man sie selten zu sehen, obschon man ihre Stimme überall vernimt.

Die Nahrung des Sariama besteht vorzüglich in den Insekten des Campo, doch vertilgen sie auch viele Schlangen, Eidechsen und dergleichen. Der Prinz fand den Magen des von ihm erlegten gänzlich mit Heuschrecken (Gryllus) vollgepfropft. Überhaupt lebt der Sariama, wie sich der Prinz durch den Augenschein überzeugte, von den Insekten der trockenen Triften, die er bewohnt, ist also kein Sumpfvogel.

In der Paarungszeit streiten die Männchen heftig um die Weibchen, wovon der Prinz im Monat Februar selbst Augenzeuge war. Sie verfolgten sich in dem dichten Nebel des Morgens, und kamen ihm dann zufällig so nahe, daß er sie im schnellen Laufe mit weit geöffnetem Schnabel erblickte, auch ist dies ganz besonders der Fall, wenn das Männchen dem Weibchen nacheilt. Ihr Nest legen diese Vögel auf einem niedrigen oder mäßig hohen Baume an. Ein solches, welches der Prinz im Campo Geral bei Valo fand, konnte er stehend mit der Hand erreichen. Es bestand aus dürren Reisern, welche unordentlich quer über die Zweige gelegt waren. Diese Unterlage bedeckt der Vogel mit einer Schicht von Letten oder Kuhmist, auf welcher man alsdann zwei bis vier weißliche Eier finden soll. In dem von ihm am Ende des Februars beobachteten Neste befanden sich zwei noch ziemlich kleine, mit Flaumhaaren bedeckte Junge, deren Iris im Auge lebhaft orangenfarbig war, und welche eine kurze rauhe Lockstimme hören ließen. Sie lernen bald laufen.

Obgleich das Fleisch dieser Vögel weiß und wohlschmeckend, wie Hühnerfleisch ist, so werden sie doch nur selten gejagt. Da sie sehr schüchtern sind, so ist es nicht leicht, ihnen mit der Flinte beizukommen, und selbst die bei dem Neste von dem Prinzen verborgenen Jäger waren nicht so glücklich, diese Vögel zu überlisten. Sobald der Sariama etwas Fremdartiges bemerkt, verstummt seine Stimme sogleich, und im nächsten Augenblicke hört man ihn schon in weiter Entfernung, alsdann pflegt er sich auch gern in den Gebüschen zu verbergen. Die beste Art diesen Vogel zu jagen ist, wenn man ihn zu Pferde im Trabe verfolgt und nicht aus dem Auge läßt; denn anhaltend in weiten Kreisen von dem Gebüsche abgeschnitten und immer schnell laufend, ermüdet er endlich. Sowie der Jäger dieses bemerkt, reitet er auf den Vogel zu, welcher jetzt kleine Wendungen macht, und man wirft ihm nun entweder eine Schlinge um den Hals, oder schießt ihn von einem Baume herab, auf welchen er sich nach kurzem, niedrigen Fluge gesetzt hatte; gewöhnlich aber drückt er sich auf die Erde nieder und man ergreift ihn lebend mit der Hand. Der Prinz hatte lange vergebens mit seinen Jägern nach diesen Vögeln das Campo durchstrichen, bis ein rüstiger Pflanzer aus der Nachbarschaft sich zufällig mit seinem raschen Hengste bei ihm einfand. Er versprach, ihm sogleich den Anblick einer Sariamajagd zu verschaffen, ritt nach der eben hörbaren Stimme des Vogels hin, und jagte auch sogleich einen solchen auf. Mit Vergnügen und Ungeduld sahen sie, wie der Reiter im höchst schnellen Trabe unausgesetzt dem schnellen Vogel folgte, ihn höchst geschickt immer von den Gebüschen abschnitt und endlich die schöne Beute lebend überbrachte. (*D. Thon.*)

DICHONDRA *Forst.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Convolvuleen und aus der zweiten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle fast radförmig; zwei Griffel mit knopfförmigen Narben; zwei einsamige Schlauchfrüchte. Die sieben bekannten Arten dieser Gattung sind als kriechende, perennirende Kräuter mit abwechselnden, rundlichen Blättern und kleinen, einzeln in den Blattachseln stehenden, weißen Blüthen in den heißen Ländern Amerika's, auf den Mascarenischen Inseln und auf Neuseeland einheimisch. 1) D. repens *Forst.* (Char. gen. t. 20., Steripha reniformis *Banks*, *Gärtn.* de fruct. t. 94., Sibthorpia evolvulacea *L.* fil. suppl.) in Neuseeland, Westindien, Südamerika und auf den Mascarenhas. Von dieser zuerst entdeckten Art sind die drei folgenden kaum specifisch verschieden. 2) D. sericea *Sw.* (Fl. ind. occ.) in Westindien. 3) D. peruviana *Pers.* syn. in Südamerika. 4) D. carolinensis *Michx.* (Fl. bor. am., Anonymos repens *Walt.* car., Demidofia repens *Gmel.* syst.) in Südkarolina. 5) D. argentea *Willd.* (Hort. ber. II. t. 81.) in Mexiko und Columbien. Zweifelhaft sind die beiden Arten: 6) D. repanda *W.* (*Röm.* et *Sch.* syst.) in Südamerika, und 7) D. cymbalariae folia *W.*, deren Vaterland unbekannt ist. (*Sprengel.*)

DICHONEMIA. Eine von Fr. Nees (Nov. Act. nat. cur. XIII. p. 11. t. 2.) aufgestellte, noch sehr zweifelhafte Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse entweder nach Nees und Fries aus der Gruppe der Fadenpilze (Untergruppe Byssoidei) der natürlichen Familie der Pilze oder aus der Gruppe der Ulvaceen der Familie der Algen nach Sprengel. Char. Zweierlei Fäden sind zu einem hautartigen, filzigen, verschieden gefärbten Gewebe verflochten. Von den Fäden sind einige sehr dünn, ästig, durchscheinend, gegliedert, andere einfach, stärker und mit einer körnigen Masse angefüllt. Die einzige Art, D. aeruginosa *Fr. Nees* (Dichonema aeruginosum in tab., Bangia aeruginosa *Spr.* cur. post.) hat Blume auf Moosen in Java gefunden. Die Häute sind fast kreisrund, bläulich-spangrün, am Rande blaß und gefranzt. (*Sprengel.*)

DICHORISANDRA *Mikan.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linnéschen Klasse und aus der Familie der Commelineen. Char. Der Kelch unter dem Fruchtknoten dreiblättrig, mit nach innen gewölbten, gefärbten Blättchen, deren oberes brei-

ter ist; drei meist rundliche Corollenblättchen, deren unteres schmäler ist; die Staubfäden (zuweilen nur 5) an der Basis der Corollenblättchen eingefügt, nackt, sehr kurz, mit eiförmigen, aufrechten Antheren, von denen die drei obern mit der mittlern untern zusammenstoßen, während die beiden seitlichen untern abstehen; der Griffel säulenförmig, mit dreieckiger Narbe; die Kapsel dreifächerig, vielsamig. Die fünf bekannten Arten: 1) D. thyrsiflora *Mik.* (Del. *Fl.* et *Faun.* Bras. t. 3., Bot. reg. 682.), 2) D. gracilis *Mart.* et *Nees* (nov. act. nat. cur. XI. t. 1.), 3) D. oxypetala *Hook.* (Bot. mag. 2721), 4) D. radicalis *Mart.* et *Nees* (l. c.) und 5) D. puberula *M.* et *N.* sind brasilische (das Vaterland von D. oxypetala ist noch unbekannt) perennirende, den Tradescantien sehr ähnliche Kräuter mit breiten, nervenreichen, an der Basis scheidenförmigen Blättern und traubenförmigen, am Ende des Stengels stehenden, selten blattlos aus der Wurzel herkommenden violetten Blüthentrauben. (*Sprengel.*)

Dichoreios s. Trochaeus.

DICHOSPORIUM *Nees.* Eine noch zweifelhafte Gewächsgattung aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe: Haarbauchpilze) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Die Hülle der Sporidien (das Peridium) ist außen mit einer Schicht kleiner Körner (Sporidien?) umgeben; die Sporidien sind zusammengehäuft. Die einzige Art, D. aggregatum *Nees* (Syst. S. 105. T. 8. F. 99.), kommt als ein kleiner, weißer, rundlicher, ungestielter Pilz haufenweis auf alter Eichenrinde vor. Fries (Syst. myc. III. p. 490.), welcher nur trockne Exemplare dieses Pilzes gesehen hat, glaubt, daß D. mit Conoplea vereinigt werden muß und nennt die Art vorläufig Con. alba. Dagegen hält Fries die von Nees als Synonym angezogene Spumaria physaroides *Pers.* für verschieden. (S. Didynium.) (*Sprengel.*)

Dichostyles *Pal. Beauv.* s. Fimbristylis.

Dichotomaria s. Galaxaura und Liagora.

Dichotomie s. Eintheilung und Pflanze.

DICHROA *Lour.* Eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der elften Linnéschen Klasse und von unbekannter natürlichen Verwandtschaft. Char. Der Kelch röhrig, mit kurzem, vierzähnigem Saume; fünf lederartige, offenstehende Corollenblättchen; ungleiche, fadenförmige Staubfäden mit aufrechten, zweifächerigen, fast eiförmigen Antheren; drei bis vier dicke Griffel mit ausgerandeten Narben; die Beere vierfächerig, vielsamig. Die einzige vom Pater Loureiro auf den Gebirgen Kochinchinas und des südlichen China gefundene Art, D. febrifuga *Lour.* (Fl. coch. p. 369.) ist ein baumartiger (gegen neun Fuß hoher) Strauch mit geradem Stamme, offenstehenden Zweigen, lanzettförmigen, unbehaarten, etwas gesägten, ungestielten, gegenüberstehenden Blättern und am Ende der Zweige stehenden Doldentrauben. Die Corolle ist außen weiß, innen blau (daher der Gattungsname: χρόω ich färbe, δις, δι doppelt). Die Blätter und Wurzeln werden in Kochinchina als ein gutes Mittel gegen Wechselfieber gerühmt. Frisch erregen sie Erbrechen. (*Sprengel.*)

DICHROCERUS *Rafinesque.* Eine von Rafinesque wie gewöhnlich sehr unvollkommen charakterisirte Wurmgattung (Precis desomiologie 1824. p. 31.). Der Körper fadenförmig, auf dem Kopfe zwei Augen und zwei Fühler, die Seiten wehrlos. Die einzige Art D. rubescens ist röthlich, der Kopf stumpf, das Schwanzende spitzig, die Körperringe mehr breit als lang. In dem sicilianischen Gewässern. (*D. Thon.*)

Dichroit s. Steinheilit.

Dichroma *Cav.* s. Ourisia.

DICHROMENA *Michx.* (Dichroma *Pers.*). Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Cypereen. Char. Meist knopfförmige Ähren sind mit breiten und langen Hüllblättern (drei bis sechs, oft unten anders gefärbt als oben: daher der Gattungsname) und die Geschlechtstheile statt jeder andern Bedeckung mit einem Schüppchen versehen; der Griffel ist an der Basis breit, oben gespalten; Borsten unterhalb des Fruchtknotens sind nicht vorhanden; die Karyopsis ist linsenförmig, runzlich. Zu der von Michaux als Typus der Gattung angesehenen Art, D. leucocephala *Michx.* (Fl. bor. am. I. p. 37., Schoenus stellatus *Sw.* prodr. fl. Ind. occ.), welche in Westindien, Carolina und Georgien einheimisch ist, sind neuerdings noch elf andere hinzugekommen. Sie sind alle auf die wärmern Länder Amerika's beschränkt, glatte oder behaarte Gräser mit perennirender Wurzel. Die schönste und am besten abgebildete ist D. longifolia *Spr.* (Syst. I. p. 203., Schoenus longifolius *Rudg.* guj. p. 14. t. 16.), in Gujana. (*Sprengel.*)

Dichromya s. Myodarii.

Dichtigkeit, Dichtigkeitsmesser (Manometer), s. Gewicht.

Dichterkrönung s. die Nachträge zu D.

DICHTKUNST könnte der Wortbedeutung nach hergeleitet werden von dichten, verdichten, für die sinnliche Auffassung hinstellen, also dadurch hervorbringen, schaffen, welches letztere der griechische Ausdruck Poesie bezeichnet. Sie wäre dadurch das Herrschende in allen Künsten, weil diese mit verschiedenen Mitteln das unsichtbare Reich der Gedanken und Gefühle zur Äußerlichkeit bringen, und nur dann vortrefflich sind, wenn sich in ihnen eine dem Schönen dienende schaffende Kraft, eine poetische, zeigt. Aber im engern Sinne bildet und schafft die Dichtkunst neben den übrigen Künsten und unterschieden von ihnen durch die Sprache, ergreift vermöge dieses Mittels das Gemüth und die Gedanken unmittelbar, wie das Wort des Redners, ihres Eindrucks gewiß, im mannichfaltigen Gedankenaustausch der Menschen. Wo demnach der letztere anhebt und fortgeht und steigt, da ist irgend eine Poesie und Dichtung, weswegen man auch von einer Poesie des Lebens gesprochen, ja das geistige Leben und Wirken wäre zuletzt diese selber.

Uns den sinnlichen Eindruck zu verstärken, Andere unwiderstehlich hinzureißen in denselben Schwung der Gedanken und Gefühle, welcher den dichtenden Künstler beseelt, hat sich die Poesie mit der Musik verbunden, einer Kunst, welche gleich der Rede denselben Gehörsinn in Anspruch nimt, auf die Gemüther entschieden wirkt, und bei Festen der Freude oder der Trauer, den Lichtpunkten

eines poetisch bewegten Lebens, durch Barden und Sänger eingeführt worden. Die poetische Sprache gewinnt davon Melodie und Rhythmus als Begleiterinnen, fügt sich ihren Foderungen, und ist nun ihrerseits eine gebundene, d. h. nach gewissen musikalischen Gesetzen geordnete Rede, zum Unterschiede von der ungebundenen Prosa ohne bestimmte Melodien und Rhythmen. In dieser Verbindung wird zur Dichtkunst auch eine Verskunst gehören, wiewol beide nicht dasselbe sind, und eine lebendig sinnliche Sprachdarstellung ohne Versmaß Statt finden kann, sowie das letztere ohne poetisch lebendigen Ausdruck. Hieße man nun wegen fleißiger Übung und reicher Ausbildung der rhythmischen Versmaße diejenigen Wortfolgen, welche in Versen gefaßt sind, ausschließlich Gedichte, im Gegensatz zur Prosa, als der versloſen Rede; so kann es Gedichte geben, welche kein Gedicht sind, und eine Prosa voll dichterischer Wirkung, also eine poetische, wie man dieselbe auch genannt. Zum Unterschiede von der Dichtkunst, wenn ihr die Verskunst als nothwendige Begleiterin zugesellt wird, entsteht alsdann eine schöne Redekunst, welche zwar nicht in Versen spricht, aber doch Gedanken und Gefühle durch dasselbe Mittel der Worte zur Äußerlichkeit und sinnlichen Auffassung bringt, und ebenso wol geeignet ist, Gemüther aufzuregen, zu besänftigen und überhaupt zu erfreuen, als jene.

Wie in allen Künsten ist es die Darstellung des Schönen, des in sich Vollendeten und Vollkommenen, wonach die Dichtkunst strebt, nicht zu finden in bloßen Worten, oder im bloßen Versmaß, sondern im bewegenden Geiste des Genius, im Instinkt seiner poetischen Natur und mittheilenden Kraft. Daß Einbildungskraft, eine hellfarbige Erinnerung oder Gegenwart von Vorstellungen, daß Phantasie, eine noch höhere Stufe derselben, in ein unberechnetes Ganze unendlicher Darstellungen sich verlierend, dem Dichter eigen seyn müsse, räumen selbst diejenigen ein, welche selber wenig Einbildungskraft und Phantasie besitzen und deswegen nur mit Mühe und mangelhaft die Werke der Dichtkunst auffassen. Sie vollständig zu würdigen, d. h. zu fassen und zu wissen, was sie sind, wird nur dem verwandten Genius gelingen, dessen innere Poesie von der äußern Einwirkung des Werks in der Tiefe aufgeregt wird, und allen einzelnen Theilen desselben lebendige Regung und Bewegung mittheilt. Eine gewisse jugendliche Frische scheint dazu erfoderlich, weswegen wir bei Individuen und Völkern, wenn sie alt werden, eine Abnahme des poetischen Genius und der poetischen Empfänglichkeit wahrnehmen und ein poetisches Zeitalter eigentlich das erste ist, welches den Menschen aufgeht und nicht ganz mit ihrer übrigen Ausbildung fortgeht, und mit dem Erbleichen seiner Farben selbst der Sprache manche sinnliche Gewalt raubt, sie also unpoetischer macht. Setzen wir hinzu, daß alle ersten Gefühle und Gedanken stärker seyn müssen als die zweiten, eine erste Liebe, eine erste Wehmuth, ein erster Wahrheitfund, so sind hochalte Völker und Menschen zu bedauern, welche schon Unzähliges und Alles durchgefühlt und gedacht haben, denen die Dichtkunst daher nur das Alte, oder ein dem Alten höchst Ähnliches wiederbringen kann.

Hieraus wird ein Völker- und Zeitenunterschied der Dichtkunst begreiflich, der Vollkommeneres und Unvollkommeneres, und auch das Vollkommene in verschiedener Form und Wirkung aufzuweisen im Stande ist, und der den Geschmack, d. h. die Empfänglichkeit für Dichtwerke und die Theilnahme des Gemüths an ihren Darstellungen bestimmt. Wo Bedrängniß und Noth das Leben und Nebel die Berge verschatten, da gibt es andere Poesie, als in ungestörter Behaglichkeit unter heiterm Himmel; wo Despoten walten, erklingen die Töne des Dichters nicht wie in den Räumen republikanischer Freiheit. Es gibt für die Dichtkunst reichere und ärmere Individuen und Völker, jüngere und ältere, ernstere und fröhlichere. Griechenlands Dichtwerke tragen den Charakter seiner übrigen Kunst und seines ausgezeichneten Genius; man hat eine heitere Ruhe und Objektivität als Hauptmerkmale derselben hervorgehoben und als etwas Plastisches bezeichnet, wodurch die sichere Gestaltung, die Reinheit der Bedeutung, das ruhige Maß bei allem Reichthum der schaffenden Phantasie gemeint ist. Man könnte dies gleichfalls als eine Männlichkeit betrachten, die mit bestimmten Gedanken und Gefühlen fest das Leben beherrscht, die Unruhe und das schwankende Streben der Jugend überwunden hat, frei und selbständig das Schöne in sich aufnehmend und mit deutlicher Sprache Andern darstellend. Römische Kraft und Männlichkeit wäre dann der griechischen verwandt, dadurch auch der Geschmack des Volks, und ein lebendiges Gefühl dieser Verwandtschaft, welches an den festen ausgearbeiteten Werken der Griechen zum Bewußtseyn gelangte, hinderte vielleicht eine ganz eigenthümliche Ausbildung der Dichtkunst welterobernder Herrscher. Anders war es bei den orientalischen Völkern; sie zeigen minder feste sinnliche Gestaltung ihrer Poesie, suchen mit tiefbewegtem Gemüth ein Entlegenes, Ungeheures, sind oft voll erhabener Gewalt der Rede, oft auch verloren ins Überschwengliche, Unfaßliche, Grenzenlose. Hier waltet weniger das Maß der männlichen Kraft, als das Übermaß jugendlicher Phantasie, und mit ihr ein Reichthum an Bildern, eine gewisse Weichheit der Empfindung, welche dem Jugendalter nicht unangemessen, aber dem Manne fremder ist. Der Geschmack liebt das Dunkle, Geheimnißvolle und übt sich mystisch und allegorisch an der Enträthselung desselben. So wie man Unrecht hätte, den Jüngling zu verdammen, weil er kein Mann ist, so wenig wird man auch die Form der orientalischen Dichtkunst widernatürlich oder unangemessen finden, weil ein anderer Genius in ihr schafft, als der hellenische; umgekehrt aber wird man ebenso wenig den Orient als das Urland alles poetischen Schönen betrachten wollen, und die Griechen abtrünnig von dem heiligen Wesen der Kunst nennen.

Die neuere Welt trägt in ihren Kunstbildungen nicht den antiken Charakter der Griechen, und hat nicht die überfließende Fülle des Orientalismus, obgleich ihre poetische Kraft mit der Kenntniß griechischer und römischer Werke erweckt und durch eine morgenländische Religionslehre beherrscht ist. Vielleicht ließe sich im Gegensatze zur Männlichkeit der Griechen von einer Weiblichkeit der Neuern reden, da es nach Richters Bemerkung auch einen weiblichen Genius gibt, dem gerade nicht Kraft und

Schwung des Geistes fehlt, der sie aber in anderer Weise und an andern Gegenständen zeigt, und dem gesamten historisch veränderten Leben des Abendlandes folgt. Entschiedene Einwirkung übte das Christenthum, seine übersinnliche Heiligkeit zerstörte den sinnlichen Körper des Heidenthums und schwebte mit innerer Rührung, Sehnsucht und Liebe über den Ruinen der alten Welt. Eine Jungfrau und Mutter samt dem göttlichen Knaben thront im Himmel und über der Kirche, sie wird verewigt von allen übrigen Künsten und vom Rhythmus des Dichters. Nicht immer blieb das Sanfte vorherrschend, auch das Große, selbst Hölle und jüngstes Gericht wurden darzustellen gewagt; aber doch ziehen durch diese gewaltigen Massen die Farben der Andacht, Zärtlichkeit und Demuth, welche weniger streng und bestimmt das Gemüth ergreifen, als die auf festem sinnlichen Boden einherschreitenden Gestalten des Alterthums. Sehnsüchtige Töne eines Petrarka wurden in Griechenland nur von einer Sappho vernommen. Als die alten leidenschaftlichen rachsüchtigen Götter den Himmel verlassen hatten und nur Sanftmuth und Liebe ihn einnahmen, da suchte und fand man auch das irdische Schöne mit Weichheit; und gleichwie die christlichen Tugenden weiblich waren, sanft duldend, gelassen entsagend, so waren auch die Bildungen der Poesie weiblich verfließender, rührend dämmernder, mehr die innere Welt der schwebenden Phantasie abschattend, als die bestimmte Gestalt des äußerlichen Wandels, mehr mit einem Charakter von Subjektivität als von Objektivität.

Auf diese Wahrnehmung stützt sich die Annahme des Klassischen und Romantischen in der Poesie, wovon jenes in großer Vollkommenheit sich auf griechischem Boden ausgebildet, und dadurch als einziges Muster der Kunstvollendung gegolten, dieses hingegen von Freunden und Bewunderern neuerer hievon abweichender Kunstwerke in Schutz genommen worden. Daß beide Formen wesentlich zur Ausbildung der Dichtkunst gehören und ihr einen eigenthümlichen Charakter ertheilen, ist unläugbar und durch die Geschichte bewiesen; es sei denn, daß man einseitig in der Zeiten- und Ländervollkommenheit des Griechischen allein das Wesen der Poesie erkennen und alles Romantische als Unpoesie verdammen wollte. Hiegegen aber möchte der Genius eines Dante und anderer spätern großen Dichter sich auflehnen und die Unempfänglichkeit derjenigen schalten, die an ihren Schatten sich versündigten. Auf der andern Seite, wenn man das Romantische als ein aller Poesie Wesentliches hingestellt und ohne den Charakter desselben kein Werk als poetisch gelten lassen wollen, so möchten umgekehrt die klassischen Dichter des Alterthums sich dagegen erheben. In dem Streite über diese beiden Gattungen von Poesie sind oft Mißverständnisse eingetreten, indem das Klassische eigentlich das Vollendete, in seiner Art Mangellose bedeutet, also der Ausdruck von allen spätern Dichtungen gelten muß, die als vollendet aufgefaßt und dem poetischen Sinne genügend angesehen werden können, mithin auch von romantischen Dichtungen, so daß die letztern zugleich klassisch sind, obwol nicht auf griechischem Boden erwachsen und minder plastisch oder objektiv, oder männlich, wie das Antike. Umgekehrt kann unter dem Romantischen jede freiere, den Pfad des gewöhnlichen Alltaglebens verlassende, auf Flügeln dahin schwebende Phantasie und deren Schöpfung verstanden werden, wo sodann erhellt, daß alles Klassische, d. h. in sich Vollendete und Mangellose der Poesie zugleich romantisch seyn muß, weil es sonst seinen poetischen Charakter verliert, sich nicht auf Poesie des Lebens, sondern auf kahle Prosa desselben bezieht, wodurch kein Gemüth in poetische Stimmung versetzt werden mag. Die griechischen Dichtungen werden in diesem Sinne auch romantisch seyn, obwol minder mystisch, oder subjektiv, oder weiblich, als die neuern. Ein gänzlicher Mangel solches Romantischen wäre vielleicht nur im absterbenden Alter eines Volkes zu erwarten, dem die poetischen Flügel niedersinken, und welches sich in seiner Ohnmacht mit welk gewordenen Blüthen matter Erinnerung begnügt. Hiebei bliebe allerdings einzuräumen, daß manche Werke der Dichtkunst vorzugsweise klassisch (antik-plastisch), andere hingegen vorzugsweise romantisch (modern-malerisch oder phantastisch) zu nennen wären, und ein Partikulargeschmack der Völker sich der einen oder andern Gattung mit ausschließlicher Gunst entgegenwendete, ein Universalgeschmack aber ohne Gunst oder Abgunst das Vorzügliche beider Gattungen zu schätzen verstände. Dem Klassischen (Antik-plastischen) würde dann ein strengeres Ebenmaß der Theile und eine bestimmter begrenzte äußere Form eigen seyn, dem Romantischen (Modern-subjektiven) ein freieres Verhältniß der Theile und etwas unbestimmt Zerflossenes, äußerlich weniger streng Begrenztes. Es beruht sehr darauf, wie man diese beiden Hauptgattungen des Klassischen und Romantischen in der Dichtkunst auffaßt, um darüber für das Urtheil und die poetische Bestrebung eine Ausgleichung oder einen bleibenden Gegensatz der Schulen herbeizuführen. (*Köppen.*)

DICHTUNGSARTEN. Die Quelle aller Poesie entspringt aus den ästhetischen Anlagen des menschlichen Gemüths, Einbildungskraft und Gefühl, und durch diese wirkt sie auf alle Vermögen des Gemüths, die sie sämtlich in Anspruch nimt. Was sie auch darstelle, so hat sie es nicht nur in einer malerischen und musikalisch-harmonischen Sprache darzustellen, sondern in Beziehung auf die Gemüthswelt, und dies ist allezeit die Hauptsache. Ohne sie fehlt der Poesie die Sele, die sich durch keine noch so schöne äußere Form ersetzen läßt. Alle ursprünglichen und wesentlichen Anlagen der menschlichen Natur machen die menschliche Gemüthswelt aus, und es gehören also dazu: Sinnlichkeit, Erkenntniß- und Denkvermögen, Gefühl, Begehrungs-Strebungsvermögen, und dieses in höchster Potenz: Wille. Mit den Vorstellungen, welche durch jedes dieser Vermögen zum Bewußtseyn gelangen, hat es nun zwar die Poesie überhaupt zu thun; allein sie kann auch die Gegenstände eines jeden dieser Vermögen insbesondere darstellen, und hienach zerfällt sie in verschiedene Klassen, welche man Dichtungsarten zu nennen pflegt, von denen jede etwas Eigenthümliches haben muß, ohne den allgemeinen Gat-

tungscharakter zu verlieren. Wenn man sich über die Anzahl dieser Dichtungsarten und den eigenthümlichen Charakter einer jeden bis zu dieser Stunde noch nicht hat vereinigen können, so lag dies blos daran, daß man das richtige Eintheilungsprincip nicht gefunden hatte. Dieses aber ist das ursachliche Verhältniß, in welchem das Darstellen zu dem Auffassen des einem jeden Gemüthsvermögen zukommenden Gegenstandes im Vorstellungsvermögen steht. Gegenstand der Sinnlichkeit ist die äußere Welt, die Natur als Erscheinung. Dieser kann nur aufgefaßt werden in der Anschauung; alles aber dieser gemäß (als Bild) Vorgestellte, kann nur dargestellt werden durch Beschreibung. Gegenstand des Denk- und Erkenntnißvermögens ist die durch Bildung von Begriffen und Ideen, Urtheilen und Schlüssen und deren gesetzmäßige Verbindung zu ermittelnde Wahrheit. Wahrheit, als Ergebniß des Denk- und Erkenntnißvermögens, kann nur dargestellt werden in Gemäßheit der zur Erkenntniß derselben nothwendigen Verbindung von Vorstellungen, in zusammenhängenden, genau und richtig gefolgerten, Gedankenreihen. Durch deren Mittheilung lehrt man. Eine Darstellung von Vorstellungen zu dem Zwecke der Erkenntniß einer Wahrheit wird daher lehrend — auch belehrend — seyn. Gegenstand des Gefühls sind die Zustände des Gemüths selbst. Diese lassen sich nicht anders darstellen als durch den Ausdruck der durch das Gefühl erregten Vorstellungen und deren eigenthümlichen Gang. Gegenstand des Begehrungs-Strebungsvermögens, des Willens, ist im Allgemeinen jeder Zweck, auf dessen Erreichung eine Absicht gerichtet ist, und zu dessen Erreichung Mittel angewendet werden müssen. Die Ergebnisse dieses Vermögens werden nur herbeigeführt durch Handlung, und Streben und Wollen offenbart sich uns nur durch Handeln. Hieraus folgt, daß alles, was hievon dargestellt werden soll, nur dargestellt werden kann nach den Vorstellungen, wie wir es von dem Streben und Wollen durch die Äußerung desselben, das Handeln erhalten haben. Diese Darstellung muß daher pragmatische Geschichte seyn. Eine solche kann nun aber dargestellt werden entweder als eine vergangene, und dann muß die Darstellung erzählend seyn, oder als in der Gegenwart sich ereignend, und dann läßt sie sich nur auffassen durch Anschauen der Handlung selbst, und nur dadurch darstellen, daß die Handlung zur Anschauung selbst gebracht wird. Hieraus ergeben sich als die einzig möglichen Dichtungsarten: 1) die beschreibende (malerische, pittoreske), 2) die didaktische, 3) die lyrische, 4) die epische und 5) die dramatische. Innerhalb des Kreises jeder dieser Dichtungsarten ist eine große Mannichfaltigkeit von poetischen Formen möglich. Diese machen nicht selbst Dichtungsarten aus, bedingen aber Unterarten und Spielarten, deren es in der antiken und modernen Poesie viele gibt. — Das Ausführlichere sehe man in den Artikeln, welche die einzelnen Dichtungsarten selbst behandeln. (*H.*)

Dickbäuche (*Grosses Ventres*) s. Land der Minetaren.

DICKINSON, William, geb. in England um das J. 1746 und blühend zu London um das J. 1780, arbeitete in schwarzer Kunst und Punktirmanier, und gehört zu denjenigen guten Künstlern, deren Blätter vorzüglich in guten Abdrücken gesucht werden. Er hat viel Bildnisse nach Correggio, van Dyck, Reynolds u. A. gestochen. (*A. Weise.*)

Dickinson (Geogr.) s. die Nachträge zu D.

Dicks, Nebenfluß des Kentucky (s. d.).

Dicksaft s. Extract.

DICKSON, 1) Adam, geb. zu Abermaly in der schottischen Landschaft Ost-Lothian, seit 1750 Prediger zu Duns in Südschottland (Berwikshire), und nachher zu Whittingham, zeichnete sich als Agronom aus. Sein Werk über den Ackerbau, von welchem 1764 der erste Band erschien, wird als das praktisch brauchbarste in diesem Zweige der engländischen Literatur gerühmt. Nach seinem, durch einen Sturz mit dem Pferde verursachten, Tode (1776) erschien von ihm noch eine Schrift über den Ackerbau der Alten, die zu den besten Commentaren über die Scriptores rei rusticae gehört. — 2) James s. Dicksonia. (*H.*)

Dickson (Geogr.) s. d. Nachträge.

DICKSONIA. So nannte l'Heritier (Sert. angl. 30.) eine Pflanzengattung aus der 24. Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der echten Farrnkräuter, zu Ehren des Schotten James Dickson (geb. 1738, gest. in London 1822), welcher, ein Schwager Mungo Park's, früher Gärtner, dann Samen- und Kräuterhändler, sich vorzüglich um die Kenntniß der britischen Kryptogamen Verdienste erwarb. Er gab Abbildungen und Beschreibungen derselben (Plantarum cryptogamicarum Britanniae fascic. I—IV. Cum tabb. aen. XII. Lond. 1785—1801. 4.) heraus und schrieb einige Abhandlungen für die Linnean Transactions (Vol. I. II. und III.) — Char. Die rundlichen Kapselhäufchen stehen fast ganz am Rande des Laubes und sind mit zweiklappigen, sich nach außen öffnenden Schleierchen versehen. Kaulfuß (Syn. fil. p. 228.) trennt von D. die Gattung Balantium, indem er D. dadurch charakterisirt, daß die rundlichen Kapselhäufchen in den Buchten der Laublappen stehen und die kugeligen Schleierchen sich mit zerfetzter Mündung unregelmäßig öffnen (*Schkuhr* Fil. t. 130 b., 131.), während bei B. die ablang-linienförmigen (die Abbildung, *Kaulf.* syn. t. 1. f. 13. zeigt sie aber auch rundlich) Kapselhäufchen mehr an den Spitzen der Laublappen stehen und die nierenförmigen Schleierchen in zwei Klappen aufspringen. Die 23 bekannten Arten sind Farrnkräuter mit gefiedertem Laube; sie sind im tropischen und nördlichen Amerika, auf den Südsee-Inseln, in Japan, Nepal, Zeylon, auf den Mascarenhas, auf St. Helena, Madeira und den azorischen Inseln einheimisch. Einige davon, z. B. D. arborescens *Herit.* (l. c. 31.) auf St. Helena, haben baumartige Strünke. (*Sprengel.*)

Dicksteine s. Diamant.

DICLIDANTHERA *Martius*. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Styraceen.

Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle trichterförmig mit fünfspaltigem Saume; die Antheren rundlich, ohne Staubfäden auf dem Rachen der Corolle sitzend, zweifächerig, sich in zwei Klappen öffnend (daher der Gattungsname: διπλίς, Doppelthür), von denen die innere sich ganz zurückschlägt, die äußere aufrecht stehen bleibt; der Griffel fadenförmig mit einfacher, scheibenförmig verdickter Narbe; die Beere ist kugelig, fünffächerig, fünfsamig. Die zwei von Martius in den Wäldern des tropischen Brasilien gefundenen Arten sind Sträucher oder kleine Bäume mit hartem, sprödem Holze, langen, oft herabhängenden Zweigen, zerstreuten, gestielten, ganzrandigen Blättern und traubenförmigen, mit Stützblättchen versehenen, gelblich weißen (getrocknet blauröthlichen) Blüthen. 1) D. pendulisflora *Mart.* (Nov. gen. II. p. 140. t. 196.) in der Provinz Rio Negro; 2) D. laurifolia *Mart.* (l. c. p. 141. t. 197.) in der Provinz Rio de Janeiro. (*Sprengel.*)

DICLIDURUS *Maximilian v. Neuwied*, Klappenschwanz. Eine Gattung der Fledermäuse, nur nach einem einzigen Exemplar und noch dazu einem ausgestopften, von dem Prinzen von Neuwied (Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens II, 239.) begründet und beschrieben. Das Folgende ist daher nur ein Auszug aus dem Werke desselben.

Schneidezähne im Oberkiefer wahrscheinlich 2 (wegen des ausgebrochenen Intermaxillarknochens nicht genau zu bestimmen); im Unterkiefer 6, auf jeder Seite unmittelbar an den Eckzahn gereihet 3, in der Mitte befindet sich eine Lücke; sie sind klein, mit breiter dreimal eingekerbter Schneide. Eckzähne im Oberkiefer zwei, kegelförmig, vorwärts gerichtet, etwas zusammengedrückt, sanft gekrümmt, an ihrer hintern Seite mit einer zweiten kleinern Nebenspitze. Im Unterkiefer sind sie senkrecht gestellt, gerade, an ihrer vorderen Basis mit einer erhabenen Leiste. Backenzähne im Oberkiefer auf jeder Seite 5; unmittelbar hinter dem Eckzahne ein kleines Lückenzähnchen, dann eine starke Lücke, hierauf 4 große Mahlzähne, mit langen starken Zackenspitzen; der vordere lang und kegelförmig, etwas gekrümmt, mit scharfer, einfacher Spitze, daher beinahe einem Eckzahne ähnlich; er hat einige kleine Nebenerhöhungen und ist von dem Eckzahne durch einen leeren Raum getrennt. Im Unterkiefer 5 Backenzähne auf jeder Seite, die beiden vordern mit einer einfachen, kegelförmigen Spitze und einigen kleinen Neckenhöckern. Der Unterkiefer länger als der obere; letzterer am Schädel vor und zwischen den beiden Augenhöhlen durch eine große elliptische Vertiefung ausgezeichnet, welche die Gesichtsknochen zu beiden Seiten vor die Orbita (Augenbogen) heraustreibt. Stirn und Scheitelknochen sind mit blasenartigen Erhöhungen aufgetrieben. — Zunge fleischig, ganzrandig, kürzer als der Unterkiefer, am größten Theile ihrer Unterfläche befestigt. — Anstatt eines Schwanzes laufen die Schwanzknochen mit mehren Gelenken in zwei äußerlich an der Haut des Körpers befestigte Hornstücke aus, welche ein aus 2 Klappen oder Kapseln zusammengesetztes Organ bilden. Die obere Klappe ist halbmondförmig, hornartig, scheibenförmig, mit etwas wulstig verdicktem Rande, dabei eine hohle Kapsel; die untere ist kleiner, etwas dreieckig, zugespitzt, gegen die obere horizontal angelegt, ebenfalls von der Haut gebildet, hohl. Diese beiden Hornstücke stehen mit ihrer größeren Fläche horizontal, lassen sich gegen oder aneinander bewegen und von einander entfernen und sind durch eine besondere feine Haut an ihrer Basis verschlossen oder von dem Körper getrennt. Der Schwanzknochen trit an die obere Kapsel. Flughaut wie an den übrigen Fledermäusen; ihr hinterer Rand zwischen den Hinterbeinen ist unter der Schwanzklappe hindurch gespannt.

Es ist nur eine einzige Art D. albus (Isis 1819. S. 1629. — Neuwied Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens I.) bekannt. Diese Fledermaus hat im Allgemeinen die Bildung unserer europäischen Arten; der Kopf ist ziemlich klein, der Körper mäßig breit, die Glieder ziemlich lang, dabei stark. Der Unterkiefer ist länger als der obere, die Nasenkuppe scheint durch eine senkrechte Furche ein wenig gespalten; die Augen scheinen nicht besonders klein; über ihnen entspringt das Ohr mit breiter Basis; sein oberer Theil war an dem Exemplare beschädigt, doch ist das äußere Ohr nicht besonders hoch; der Ohrdeckel ist breit und abgestumpft; die Arme sind stark und lang; die Flughaut ziemlich schmal; der Daumen ist mäßig lang, mit einem kurzen Nagel versehen und liegt bis an die Wurzel des letztern in einem vor dem Handgelenke und dem Zeigefinger hin ausgedehnten Streife der Flughaut. Der Zeigefinger ist stark, lang, aber nur aus einem Gliede bestehend, seine Haut ist an dem zweiten Gelenke des zweiten Fingers befestigt, welcher 3 Glieder und einen schmalen beinahe 3 Linien langen Nagel hat; der dritte und vierte Finger haben ein jeder drei Gelenke. Die Vorderarmröhre ist stark gebogen; der Schenkel ist kurz und größtentheils im Pelze verborgen; das Schienbein ist lang und schlank, der Fuß etwa halb so lang als der Sporn, mit fünf gleichen, sehr zierlichen Zehen und starken Krallennägeln; die Schwanzflughaut ist von den Enden der beiden Sporne in einen Bogen hinüber gespannt, dabei nur nahe am Körper behaart; die Seitenflughaut ist im Fußgelenke befestigt.

Der ganze Körper dieses Thieres ist mit einem zarten, sehr dichten, langen, etwas zottigen, weißlichen Haare bedeckt, welches auf dem Oberrücken 4 Linien in der Länge mißt. Die Behaarung fängt an der Nasenspitze an; die Seiten des Kopfs von der Nase bis zu dem Auge, der Lippenrand und das innere Ohr sind unbehaart und bräunlich gefärbt; das äußere Ohr scheint größtentheils, wenigstens an seiner Basis, behaart; die Flughäute sind nackt, mit Ausnahme eines weiß behaarten Streifes längs der unteren Seite des Vorderarms hin bis zwischen dem dritten und vierten Finger, des oberen Hautwinkels vor dem Ellenbogengelenk eines Theils der Flughaut in den Seiten des Körpers und der Schwanzflughaut zu den Seiten der Schwanzklappe; die weißen Haare des Körpers treten zu beiden Seiten der Schwanzklappe in zwei langen Büscheln etwas über die Schwanzflughaut herab. Flughäute hellbräunlich gefärbt, die Schwanzklappen schwärzlich braun wie die Füße und die Nägel.

Die ganze Länge dieses Thieres beträgt 2 Zoll 10 L

nien, die ganze Breite etwa zwischen 13 bis 14 Zoll (nach dem ausgestopften Exemplar).

Der Schädel dieser merkwürdigen Fledermaus ist sonderbar gebildet. Seine Gesichtsknochen sind, wie weiter oben gesagt, an drei verschiedenen Stellen blasenartig aufgetrieben, und vor und über den beiden Augenhöhlen befindet sich eine große elliptische Vertiefung, welche quer über die Nasenknochen hinliegt und die Gesichtsknochen zu beiden Seiten vor die Augenhöhle heraustreibt; an dem ausgestopften Thiere waren alle die weichen, darin befindlich gewesenen Theile (vielleicht eine große Drüse?) hinweggenommen, und die Haut zeigte an dieser Stelle eine große Dünne oder Transparenz.

Die Jäger des Herrn Freyreiß fanden diese Fledermaus zwischen den großen Wedeln der zahmen Kokospalmen (Cocos nucifera) bei Canavieras an der Mündung des Rio Pardo, wo sie sich am Tage verbirgt. Man fand nur ein einziges Exemplar, welches sich jetzt in der zoologischen Samlung des Prinzen befindet. (*D. Thon.*)

DICLIPTERA. Eine Pflanzengattung, welche Jussieu von Justicia trennte (Ann. du Mus. IX. p. 267. t. 23. f. 3.), aus der ersten Ordnung der zweiten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Acantheen. Char. Der Kelch vier- bis fünfspaltig, mit Stützblättchen versehen. Die Corolle zweilippig mit fast ungetheilter Unterlippe; die Antheren zweifächerig; die Kapsel fast kugelig, elastisch zweiklappig, fast einfächerig, mit zuletzt freier Scheidewand, auf welcher wenige Samen vermittelst besonderer Stielchen sitzen. Von Justicia unterscheidet sich die Gattung besonders durch die unvollkommene, freie Scheidewand, der Samenkapsel. Auf diesen Unterschied machte schon Vahl (Symb. bot. II. p. 12. t. 26. f. d. e. f.) aufmerksam, und König (Annals of bot. II. p. 189.) schlug ein Jahr vor Jussieu den Namen Diapedium für die zu trennende Gattung vor. Bei Dicl. sowol als bei Justicia sind die beiden Fächer der Antheren oft von einander getrennt, so daß sie als zwei auf einem Staubfaden neben oder unter einander stehende Antheren erscheinen; die Arten, welche diese Bildung zeigen, begriff Linné unter der neuerdings erloschenen (vergl. *Vahl* l. c. p. 11.) Gattung Dianthera. Von der Gattung Dicl. sind gegen dreißig Arten bekannt, welche, wie die Justicien, in den tropischen Ländern von Asien, Afrika, Amerika und auf den Südseeinseln einheimisch sind. (*Sprengel.*)

Diclytra *Cand.* s. Dielytra.

DICNEMON. Eine von Schwägrichen aufgestellte Gewächsgattung aus der 24. Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Laubmoose. Char. Die Kapsel oblang, cylindrisch, überhängend; der Mündungsbesatz ist einfach und besteht aus sechszehn soliden, über die Hälfte gespaltenen, knotigen oder quergestreiften Zähnen; das Deckelchen ist pfriemenförmig; die Haube mützenförmig; die Fruchtborsten stehen in den Blattachseln. Die beiden Arten 1) D. calycinum *Schwägr.* (Suppl. II, 1. p. 126. t. 124., Leucodon calycinus *Hook.* musc. ex. t. 17.) und das zweifelhafte 2) D. rugosum *Schwägr.* (l. c. p. 127. t. 174., Leucodon rugosus *Hook.* l. c. t. 20.) in Neuholland, sind kriechende Laubmoose mit aufrechten Zweigen, und eiförmig-lanzettförmigen, nach innen gewölbten, dachziegelförmig über einander liegenden Blättern. (*Sprengel.*)

DICOCCUM. Eine von Corda (Sturm Teutschl. Fl. Heft 9. T. 55.) aufgestellte Gewächsgattung aus der Gruppe der Staubpilze (Untergruppe: Tuberculariner) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Ungestielte Zwillingssporidien sind zu einer nackten Scheibe vereinigt. Von Schizoderma *Kunz.* unterscheidet sich Dic. nur durch die Zwillingssporidien (Sp. mit einer Scheidewand), ein Unterschied, der nicht bedeutend genug ist, um eine neue Gattung zu begründen. D. minutissimum *Cord.* ist ein sehr kleiner Pilz, welcher auf altem Holze kleine, punktförmige, schwarze Häufchen bildet und ablange Sporidien hat. (*Sprengel.*)

DICOMA. Diese von Cassini (Bull. philom. 1817 Janv., Dict. des sc. nat. XIII. p. 194.) gestiftete Pflanzengattung rechnet Cassini selbst zu der ersten Ordnung der 19. Linnéschen Klasse und zu der Gruppe der Cynareen (Carlineae) der natürlichen Familie der Compositae. Nach Lessing (Linnaea V. p. 277., Synops. Comp. p. 109.) gehört sie aber zu der dritten Ordnung der 19. Linnéschen Klasse und zu der Gruppe der Perdicieen (Mutisieae). Char. Ein glockenförmiger, gemeinschaftlicher Kelch, dessen Blättchen trockenhäutig und stechend sind und dachziegelförmig über einander liegen; die Strahlenblümchen, wenn dergleichen vorhanden, sind geschlechtslos, zweilippig; die der Scheibe hermaphroditisch, regelmäßig; die Antheren geschwänzt, mit nach oben gerichteten Schwanzfetzen; die Samenkrone besteht aus zwei oder mehren Reihen ungleicher Spreublättchen. Die sechs Arten, welche Lessing bisher zählt und in drei Untergattungen theilt, sind afrikanische Sträucher und Staudengewächse mit gabligen Ästen, an deren Enden die Blüthen einzeln stehen und mit abwechselnden Blättern: I. Leucophyton *Less.*: 1) D. capensis *Less.* (l. c., Berkheya albida *Lichtenst.* in *Willd.* herb.), der Trivialname ist übel gewählt, da, mit Ausnahme der folgenden, alle übrigen Arten am Vorgebirge der guten Hoffnung wachsen; 2) D. tomentosa *Cass.* (l. c.) am Senegal (?). II. Rhigiothamnus *Less.*: 3) D. radiata *Less.* (Leyssera picta *Thunb.* cap.). III. Macledium *Cass.*: 4) D. relhanioides *Less.*; 5) D. diacanthoides *Less.* (Elichrysum spinosum *Thunb.*, Nitelium rubescens *Cass.*); 6) D. Burmanni *Less.* (Xeranthemum ramosum etc. *Burm.* afr. p. 182. t. 67. f. 3., X. spinosum *L.*, Elichrysum spinosum *Willd.*). (*Sprengel.*)

Diconangia *Mitch.* s. Itea.

DICORYPHE *Thouars.* Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der vierten Linnéschen Klasse bildet nach R. Brown (*Abel's* Journ. p. 374.) mit Hamamelis eine eigene kleine Familie, zu welcher Candolle (Prodr. IV. p. 269.) noch die Gattung Trichocladus *Pers.* und die Fothergilleen Nuttall's als zweite Gruppe zieht. Die Hamamelideen sind mit den Berberideen und Corneen verwandte, strauchartige Gewächse mit abwechselnden, einfachen, gestielten Blättern und zusammengehäuften Zwitterblüthen. Der Kelch ist mit dem Fruchtknoten verwachsen, mit vierspaltigem, hinfälligem Saume. Die Corollenblättchen im Rachen des Kelches einge-

fügt, mit den Kelchabschnitten alternirend. Die Staubfäden mit den Corollenblättchen abwechselnd eingefügt. Die Antheren öffnen sich in zwei Längsklappen (wie bei den Berberideen und Laurinen). Zwei getrennte Griffel mit einfachen Narben. Die Kapsel zweifächerig, zweisamig, an der Spitze zweiklappig. Der gerade, umgekehrte Embryo liegt in der Längsaxe des fleischigen Eiweißkörpers. — Dicoryphe hat folgenden Charakter: Der Kelch röhrig, vierlappig, mit stehenbleibender Basis; vier Corollenblättchen; vier fruchtbare Staubfäden wechseln mit den Corollenblättchen ab, vier unfruchtbare, schuppenförmige stehen zwischen jenen. Die Antheren ablang, an der Spitze auf dem Staubfaden befestigt. Die zweihörnige (κορυφὴ, Spitze, δις, δι, doppelt), fast achteckige Frucht besteht aus zwei verwachsenen, einsamigen, an der Spitze elastisch aufspringenden Kapseln. Die einzige von Aubert du Pètit-Thouars bei Foulpoint auf Madagaskar entdeckte Art, D. stipulacea *Jaum.* (Exp. sam. II. p. 348., Dicoryphe *Thouars* îles austr. d'Afr. p. 15. 31. t. 4., D. Thouarsii *R.* et *Sch.* syst.), ist ein kleiner Strauch mit dünnen, ruthenförmigen Zweigen, abwechselnden, kurzgestielten, ablangen, ganzrandigen Blättern, an deren Basis zwei breite, ungleiche Afterblättchen stehen und mit büschelförmigen, grünen Blüthen am Ende der Zweige. (*Sprengel.*)

DICOTYLES *Cuvier*, Nabelschwein. Eine von Linné zu Sus gezählte, von G. Fischer Notophorus genannte Säugethiergattung, zur Ordnung der Pachydermen gehörig.

In der obern Kinnlade stehen 4 aufrecht stehende Schneidezähne, in der untern 6 etwas nach vorn geneigte, im Ober- und Unterkiefer finden sich 2 kleine, dreieckig prismatische, etwas gebogene Eckzähne; ebenso stehen im Ober- und Unterkiefer 12 höckerige Mahlzähne, mit einem Worte, das ganze Gebiß gleicht dem der gewöhnlichen Schweine, nur daß die Eckzähne nicht oder doch kaum vortreten, an den hintern Füßen fehlt die äußere Zehe. Der Schwanz fehlt fast, in dessen Nähe aber steht oben auf dem Rücken die Öffnung einer eigenthümlichen Drüse. Die Mittelfußknochen der 2 großen Zehen sind wie bei den Wiederkäuern in eins verwachsen, auch ist der Magen in mehre Säcke getheilt. Nach Cuvier soll man bei ihnen die Aorta oft sehr aufgetrieben finden, aber an keiner bestimmten Stelle, so daß es scheint, als ob sie einer Art Aneurisma unterworfen wäre.

Diese Thiere gleichen in ihrem Äußern sowol als in ihrer Lebensweise unsern wilden Schweinen, deren Stelle sie in Südamerika vertreten. Es sind nur zwei Arten bekannt, welche Linné unter der gemeinschaftlichen Benennung Sus Tajassu als eine einzige aufstellte. Beide unterscheiden sich hauptsächlich durch den Zahnbau, der überdies noch Veranlassung gegeben hat, eine dritte Art aufzustellen, weshalb wir es hier am geeigneten Orte halten, dasjenige über die Zähne und den Zahnwechsel beizubringen, was Rengger (Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay S. 320.) darüber angibt.

Die Gestalt der Backenzähne ist bei den 2 Arten nicht ganz die nämliche. Beim Taytetu, Dicotyles torquatus zeigen die 3 ersten des Oberkiefers 3 Höcker, welche im Dreiecke stehen, und von denen der vordere größer ist als die 2 anderen, überdies einen höckerigen Ansatz nach hinten und innen, der beim ersten Zahne nur klein ist, beim 3ten hingegen beinahe einen ebenso großen Umfang hat als einer der Höcker; die 3 letzten Backenzähne haben jeder zwei Paare von Höckern. Im Unterkiefer zeigt der erste Backenzahn einen höheren und dickeren, vorderen und einen kleineren, hinteren Höcker, nebst einem kleinen Ansatze vorn an dem ersteren; der zweite Backenzahn besteht ebenfalls aus zwei Höckern, von denen der vordere durch einen tiefen Einschnitt in eine äußere und eine innere Hälfte getheilt ist; am 3ten bemerkt man 2 Paare von Höckern, von denen das hintere niedriger ist als das vordere, am 4ten und 5ten sind gleichfalls 2 Paare von Höckern, diese aber gleich hoch, vorhanden; ebenso ist der 6te Backenzahn gestaltet, außer daß er noch einen 5ten, einzeln stehenden Höcker nach hinten darbietet. In beiden Kinnladen nehmen die Backenzähne von vorn nach hinten an Größe zu.

Beim Tagnicati, Dicotyles labiatus, weicht die Gestalt der Backenzähne von denen des Taytetu in Folgendem ab: im Oberkiefer hat der 2te nur 2 Höcker, einen vorderen, in der Mitte eingeschnittenen und einen hinteren, der mehre kleine unregelmäßige Einschnitte zeigt, der 3te ist vierhöckerig, mit einem Ansatze eines 5ten Höckers zwischen den 2 hinteren. Im Unterkiefer ist der vordere Höcker des ersten Backenzahnes gleich dem des 2ten durch eine Kerbe getheilt; der 3te Backenzahn ist dem gleichnamigen des Oberkiefers ähnlich, und der 6te statt mit einem einzelnen Höcker, mit einem vierhöckerigen Absatze nach hinten versehen.

Der Milchzähne sind bei beiden Arten 26, wovon sich im Oberkiefer 12, nämlich 4 Schneidezähne, 2 Eckzähne und 6 Backenzähne; im Unterkiefer 14, nämlich 6 Schneidezähne, 2 Eckzähne und 6 Backenzähne vorfinden. Die oberen und unteren Schneidezähne sind in ihrer Gestalt den bleibenden ähnlich; die 4 Eckzähne hingegen sind in etwas kegelförmig, nur schwach von den Seiten zusammengedrückt, mit ihren Spitzen rückwärts gebogen und hinten mit einem scharfen Grate versehen, der von der Basis bis zur Spitze läuft. Der erste obere Backenzahn ist dreihöckerig, der 2te und der 3te vierhöckerig; der 1ste und der 2te untere sind ihren späteren Stellvertretern ähnlich, der 3te hingegen hat 3 Paare von Höckern; bei allen, außer dem ersten, finden sich aber und zwar in beiden Kinnladen, neben den Höckern noch eine Menge ganz kleiner Erhabenheiten.

Die Milchzähne treten in folgender Ordnung hervor: zuerst und zwar bald nach der Geburt, zeigen sich die 4 Eckzähne und mit ihnen die 2 äußersten, unteren Schneidezähne; erst wenn diese ganz zum Vorscheine gekommen sind, bricht in jeder Kinnlade der 2te Backenzahn durch, dann folgen in der oberen alle 4 und in der unteren die 4 mittleren Schneidezähne, und zuletzt die 8 übrigen Backenzähne.

Das Alter, in welchem der Zahnwechsel vor sich geht, konnte Rengger nicht ermitteln, glaubt aber, daß er vor dem Ende des ersten Jahres geschehe. Ehe er aber beginnt, erscheint in beiden Kinnladen der 4te,

bleibende Backenzahn, der hiemit als der älteste Zahn im vollständigen Gebisse auch eine innen mehr abgeschliffene Mahlfläche darbietet, wie die übrigen Backenzähne.

1) D. labiatus *Cuvier*. Das Nabelschwein mit weißem Unterkiefer (*Geoffroy* et *Cuvier* mammiferes fasc. 27. — Max. von Neuwied Beiträge zur Naturgeschichte von Brasilien II, 564. — Desf. Abbildungen. — Rengger Säugeth. v. Paraguay. S. 322. — D. albirostris *Illiger*. — Tagnicati *Azara* Essais I, 25. — Porco de queixada branca oder Porco do mato verdadeiro, an der Ostküste von Brasilien. — Kuräck bei den Botokuden, Kä-hié bei den Kamakans). Kennzeichen: Einfarbig schwarzbraun, der Unterkiefer weiß.

Es ist die größere von beiden Arten und mit steifen, rauhen Borstenhaaren bedeckt, die im Gesichte, mit Ausnahme einiger langen Borsten um die Schnauze und über den Augen, sowie an den Extremitäten kurz, auf dem Kopfe, dem Nacken und den Seiten des Rumpfes 2 bis 3, auf dem Rücken bis 4 Zoll lang sind. Sie stehen am Rumpfe in einem Winkel von beiläufig 45 Graden von der Haut ab, erheben sich auf dem Kopfe und dem Nacken beinahe senkrecht und liegen an den übrigen Theilen am Körper an. Auf dem Rücken erscheinen sie am dichtesten, stehen dünn am Bauche und fehlen beinahe ganz an der inneren Seite von der oberen Hälfte der Extremitäten. Die kürzeren Haare haben eine walzenförmige, die längeren eine schwertförmige Gestalt. Die vordere Seite des Rüssels, die untere des Schwanzes und ein kleiner Flecken an der äußeren Seite des Metatarsus sind nackt.

Die Farbe der Haare ist im Allgemeinen graulichschwarz, mit einem röthlichgelben Ringe in der Mitte derselben, der sich jedoch nicht bei allen vorfindet; an den Lippen und den hintern zwei Drittheilen des Unterkiefers sind sie weiß; die Borsten im Gesichte sind schwarz, und die nackten Theile so wie die Klauen bräunlichschwarz. Je älter das Thier wird, desto mehr verlieren sich bei ihm die röthlichgelben Ringe, und desto dunkler erscheinen seine Haare.

Die jungen Thiere weichen während der ersten Monate in ihrer Farbe ganz von den alten ab. Bei einem Säuglinge von 3 Wochen zeigen die Haare größtentheils wechselnde, braune und gelblichrothe Ringe; die Stirn und die Backen erscheinen ganz gelblichroth; auf dem Rückgrathe ist die Farbe etwas dunkler als an den Seiten des Rumpfes; der Bauch und die Extremitäten sind röthlichgelb, die Klauen röthlichgrau; von dem weißen Flecken, der sich bei den erwachsenen Individuen an der unteren Kinnlade vorfindet, ist noch keine Spur vorhanden. Mit zunehmendem Alter verlieren sich allmälig die hellen Farben, und nach Verlauf eines Jahres ist das Thier auf die oben beschriebene Weise bekleidet.

Etwas anders beschreibt der Prinz von Neuwied die Säuglinge dieses Thieres. Er sagt von ihnen: Sie sind sehr niedlich, mit hoher Stirn, noch ohne Zähne, doch bemerkt man schon den oberen und unteren Eckzahn, welche etwa 3 Linien lang sind; das Haar ist dichter, weicher und kürzer als an dem erwachsenen Thiere, von röthlichgelber, etwas schwärzlich gemischter Farbe, denn die Haare haben schwärzliche Wurzeln und lange, röthlich gelbbraune Spitzen, so daß diese letztere Farbe die herrschende ist; ein völlig schwarzbrauner Streif läuft über den Rücken hinab; die Beine sind rein und ungemischt hellgelb, so wie die Seiten des Kopfes; Stirn schwärzlich und gelblich gemischt; Augenlieder nackt und aschgrau; Ohren von außen hellgelblich behaart; Hufe röthlichgrau. — Ein solches junges Thierchen, welches Ende Februar gefangen wurde, hielt 15 Zoll in der Länge.

In den Maßen der alten Thiere weichen die beiden genannten Naturforscher etwas von einander ab, Rengger gibt nämlich die ganze Länge zu 39 Zoll, der Prinz zu 42 an.

Der Tagnicati hat etwas von dem Ansehen unseres Wildschweines; indessen sind bei demselben der Kopf und der Rumpf kürzer und dicker, die Extremitäten dagegen länger als beim letzteren. Die Nase läuft in einen kurzen, senkrecht abgeschnittenen Rüssel aus, auf dessen vorderer Fläche, welche beiläufig die Gestalt eines umgekehrten Herzens hat, die Nasenlöcher sich öffnen; der Mund ist nicht weit gespalten; die Augen sind klein, mit einer runden, schwarzen Pupille versehen, die Öffnung der Augenlieder ist länglich; die Ohren sind eiförmig, stehen am Kopfe aufrecht, mit der Spitze nach oben und in etwas nach außen gerichtet und zeigen viele Beweglichkeit. Die Stirn ist flach und läuft mit der Nase in einer Ebene fort; der Hals ist dick und kurz, ebenso der Rumpf; der Rückgrath krümmt sich in etwas nach oben; auf demselben erscheint ungefähr über dem ersten Lendenwirbel die einige Linien im Durchmesser haltende Mündung des Ausführungsganges einer Drüse, welche unmittelbar unter der Haut liegt und die Größe eines Taubeneies hat; diese Drüse sondert eine braune, honigartige Flüssigkeit ab, die zuweilen geruchlos, zuweilen aber einen der Ausdünstung des Negers ähnlichen Gestank von sich gibt. Die Extremitäten sind feiner gebaut als beim Wildschweine; an dem Vorderfuße finden sich 4, am Hinterfuße 3 Zehen, von denen aber vorn nur die 2 mittleren, hinten nur die 2 äußeren die Erde berühren. Der Schwanz ist sehr kurz, von oben nach unten etwas zusammengedrückt.

Bei ganz jungen Individuen ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer und breiter als bei den ausgewachsenen; die Hirnschale erscheint nach oben stark gewölbt und nimt über die Hälfte des ganzen Schädels ein, während sie beim erwachsenen Thiere blos ein Drittheil desselben ausmacht. Mitten auf dem Rücken der Nase sieht man einen querlaufenden Eindruck, der sich später gänzlich verliert.

Der Magen des Tagnicati ist häutig. Seine Höhle wird der Quere nach durch 2 runzliche, ringförmige Falten der inneren Haut, von denen sich die eine gleich links der Cardia, die andere zwischen dieser und dem Pylorus vorfindet, in 3 Fächer getheilt. Die Öffnungen, durch welche diese mit einander in Verbindung stehen, haben einen Durchmesser von ungefähr 2 Zoll. Das mittlere Fach, in das sich die Speiseröhre ausmündet, ist das kleinste von den dreien; das rechte und das linke Fach sind beinahe gleich groß. Dieses letztere wird durch den blinden Sack gebildet, welcher auf seiner oberen und

unteren Fläche einen kegelförmigen, hohlen Anhang hat. Der Blinddarm ist ziemlich lang und spiralförmig gewunden.

Dieses Thier findet sich in allen waldreichen Gegenden von Paraguay sowie in allen von dem Prinzen von Neuwied bereisten Gegenden Brasiliens, überhaupt wol im größten Theile von Südamerika. Es lebt in Truppen von 10 bis 100 Individuen, die aber nicht, wie man erzählte, einen Anführer haben, sondern an deren Spitze bald diese bald jene erwachsene Männchen oder Weibchen sind. Solche Rudel traf der Prinz von Neuwied an einem Tage 14 und mehr. Sie ändern täglich ihren Aufenthaltsort, um ihrer Nahrung nachzuziehen, und unternehmen zuweilen sogar Wanderungen von 20 bis 60 Stunden. Rengger verfolgte in den Wäldern, wo das Paraguaykraut gewonnen wird, 3 Tage lang die Spuren eines solchen Trupps immer in der nämlichen Richtung. Auf diesen Zügen hält sie weder das offene Feld, das sie sonst nur selten besuchen, noch das Wasser auf; kommen sie zu einem Felde, so durcheilen sie dasselbe in vollem Laufe, stoßen sie auf einen Fluß oder einen Strom, so stehen sie keinen Augenblick an, denselben zu durchschwimmen. Rengger sah sie über den Paraguaystrom setzen an Stellen, wo er mehr als ½ Stunde breit ist. Ihre Annäherung verkünden sie durch ein eigenes Geräusch, das vom Zusammenschlagen der Zähne herrührt. Sie gehen bald bei Tage bald bei Nacht ihrer Nahrung nach, welche vorzüglich in Früchten, die von den Bäumen heruntergefallen sind, und in Wurzeln besteht. Die letztern wühlen sie mit ihrem Rüssel aus der Erde hervor. In bewohnten Gegenden brechen sie häufig in die Pflanzungen ein und zerstören die Pataten-, Melonen- und Maisfelder. Überdies sollen sie auch Schlangen, Eidechsen, nackte Schnecken und Würmer fressen, von denen Rengger jedoch niemals Überreste in ihrem Magen gefunden hat. Während der Mittagsstunden ruhen sie gewöhnlich im Schatten des Waldes aus.

Der Wurf des Weibchens besteht in 2 Jungen, welche nach wenigen Tagen der Mutter folgen; ob aber dasselbe nur einmal oder, wie man häufig versichert hat, zweimal im Jahre werfe, konnte Rengger nicht ausmitteln, doch ist so viel gewiß, daß die Weibchen nicht alle zu gleicher Zeit ihre Jungen zur Welt bringen, denn er traf vom Anfang des Märzmonats bis in die Mitte des Augustmonats Säuglinge unter den Rudeln an.

Es ist in Paraguay eine allgemein verbreitete Sage, daß die Jungen, auch wenn sie schon laufen können, noch während einiger Zeit vermittelst ihres Nabelstranges mit einander verbunden seien, und daß man nicht selten solche natürlich zusammengekuppelte Paare, die sich in einem Gesträuch verwickelten, gefangen habe. Wie viel Wahres in diesen Erzählungen liege, sagt Rengger, mag der Leser selbst beurtheilen.

Der junge Tagnicati läßt sich ohne Mühe zähmen und zwar so vollkommen, daß er eigentlich zum Hausthiere wird. Sein Hang zur Freiheit verschwindet gänzlich, und an dessen Stelle trit die größte Anhänglichkeit an seinen neuen Wohnort und an die ihn umgebenden Thiere und Menschen. Er entfernt sich, wenn er allein ist, weder weit noch lange von der Wohnung, mit den übrigen Hausthieren verträgt er sich gut und spielt zuweilen mit ihnen, besonders aber ist er den Menschen zugethan, unter denen er lebt, er weilt häufig und gern in ihrer Nähe, sucht sie auf, wenn er sie eine Zeit lang nicht gesehen hat, drückt beim Wiedersehen seine Freude durch Entgegenspringen und durch Grunzen aus, gehorcht ihrem Rufe, so wie er ihre Stimme hört, und begleitet sie Tage lang im Felde und im Walde. Fremde Personen, die sich der Wohnung seines Herrn nähern, kündigt er durch Grunzen und durch Sträuben seiner Haare an; auf fremde Hunde, wenn sie nicht zu groß sind, geht er sogleich los, greift sie an und versetzt ihnen zuweilen mit den Eckzähnen tüchtige Wunden, die er indessen nicht wie der Eber durch Stoßen, sondern durch eigentliches Beißen beibringt.

Sein Gang, sein Lauf und seine Geberden sind denen unseres Wildschweins sehr ähnlich, hingegen zeigt er weder die Gefräßigkeit noch die Unreinlichkeit desselben, frißt nie mehr als er bedarf, um seinen Hunger zu stillen, und sucht blos in der höchsten Hitze und dann nur beim Mangel an reinem Wasser, eine Pfütze auf, um sich darin herumzuwälzen. Er bringt auch im häuslichen Zustande nur einen kleinen Theil der Nacht schlafend zu, ruht aber immer während der Mittagsstunden aus.

Von seinen Sinnen scheint keiner sehr scharf zu seyn, der vorzüglichste unter ihnen ist wol das Gehör, auf dieses folgt der Geruch und dann das Gesicht. Freude, Furcht und Zorn drückt er durch verschiedene grunzende Laute aus.

Man versicherte Rengger in Paraguay, daß dieses Thier sich auch in der Gefangenschaft fortpflanze und dann jährlich 2 Junge werfe.

Das Fell dieses Nabelschweins wird in Paraguay blos zu Säcken und zu Riemen benutzt, sein Fleisch hingegen allgemein von der ärmern Volksklasse gegessen. Es hat nach Renggers Angabe einen angenehmen Geschmack, der aber von demjenigen des Schweinefleisches ganz verschieden ist, auch findet sich statt des Speckes nur eine dünne Lage von Fett, welches mit dem Kalbsfett so ziemlich übereinkommt. Ist das Thier vor seinem Tode lange gehetzt worden, so nimt zuweilen das Fleisch etwas den Geruch der Flüssigkeit von der Rückendrüse an, wenn man diese nicht bald herunterschneidet; außerdem aber kann man das Thier in seiner Haut erkalten lassen, ohne daß man dann von jenem Geruche etwas am Fleische wahrnimt.

Nach dem Prinzen von Neuwied wird dieses Thier von den Wilden und namentlich von den Botokuden häufig gejagt. Sie sengen das erlegte am Feuer, lassen aber weder Kopf, Haut, noch Eingeweide verloren gehen, sondern essen alle Theile, und nur die härtesten Knochen bleiben übrig.

Der Tagnicati wird theils wegen seines Fleisches, theils auch wegen des Schadens, den er in den Pflanzungen anrichtet, häufig in Paraguay gejagt. Man sucht

ihn gewöhnlich mit Hunden in den Wäldern auf und tödtet ihn entweder mit einem Schusse oder mit Lanzenstichen. Nach Azara sollte es gefährlich seyn, die Rudel dieser Nabelschweine anzugreifen; indeß versichert sowol Rengger als der Prinz von Neuwied, daß dies keineswegs der Fall sei, indem des letztern Jäger oft mehre von einem Rudel tödteten, ohne daß sich die andern zu widersetzen gewagt hätten. Indessen gibt Rengger zu, daß wol hier und da ein unbesonnener Jäger einige Wunden davongetragen haben möge, wenn er sich allein und zu Fuße einem starken Rudel entgegenstellte; jage man sie aber mit Hunden und greife sie nur von der Seite oder von hinten an, so sei für den Jäger keine Gefahr vorhanden, indem sie so schnell als möglich davon eilen und sich höchstens gegen schwächere Hunde vertheidigen. Wenn diese Thiere in Paraguay oft in eine Pflanzung einfallen, so gräbt man auf der Seite, wo sie dieselbe zu verlassen pflegen, eine breite 8 bis 9 Fuß tiefe Grube, wartet bis sie erscheinen und jagt sie dann mit Hunden und unter Geschrei auf die Grube zu, die, wenn das Rudel beträchtlich ist, zuweilen bis zur Hälfte von ihnen angefüllt wird, so daß Rengger z. B. einst 29 Stück in eine solche stürzen und darin von den Jägern mit Lanzenstichen tödten sah. Die Brasilianer fangen dies Thier in verdeckten Fallgruben, sind aber auch sehr im Beschleichen desselben geübt, fangen es auch, wie dies ebenso in Paraguay geschieht.

Von dem Jaguar und Cuguar werden die Nabelschweine stark verfolgt und ergreifen vor denselben die Flucht, wie Rengger selbst in Paraguay beobachtete, ob man gleich dort das Gegentheil behauptet.

2) D. torquatus *Cuvier*. Das Nabelschwein mit der Halsbinde (Tajaçú-Coaigoara, Marcgraf Brasil. 229. — Aper americanus *Brisson* regne animal. p. 111. — Pecari *Buffon*. — *Geoffroy* et *Cuvier* Mammifères fasc. 5. — Taytétu *Azara* I. p. 31. — Kaytetu an der Ostküste Brasiliens oder in der Lingoa Geral. — Ho-Kuaeng bei den Botokuden. — Tayetu Rengger a. a. O. 328. — Max. v. Neuw. a. a. O. 557.). — Kennzeichen: Die Haare weißlich und schwarz geringelt, eine breite, weißliche Binde von den Schultern an den Halsseiten herablaufend.

Die kleinere Art. Die Haare, mit denen der Taytetu bedeckt ist, haben, ihre Farbe und ihre durchgehends walzenförmige Gestalt ausgenommen, die nämliche Beschaffenheit wie die des Tagnicati, jedoch sind sie etwas kürzer und liegen näher am Körper an als bei diesem. Am Kopfe und am Rumpfe sind sie schwarz, mit zwischenlaufenden, graulich weißen Ringen; ein graulich weißer Streifen zieht sich unten vom Halse auf jeder Seite bis zum Widerriste; seine Breite beträgt anfangs bis 2 Zoll und nimt allmälig ab, so daß er spitz ausläuft; in seinem Laufe bildet er einen Bogen, dessen Convexität nach hinten sieht; die Extremitäten sind beinahe ganz schwarz.

Bei alten Individuen verliert sich zuweilen ein Theil der graulichweißen Ringe an den Haaren; selbst der vom Halse ausgehende, lichte Streifen ist bei ihnen oft kaum noch bemerkbar. Die Farbe der Säuglinge ist röthlichgelb, mit Braun gemischt.

Das Maß eines ausgewachsenen Weibchens ist 2 Fuß 10 Zoll, der Schwanz ist nur 8 Linien lang, die mittlere Höhe beträgt 1 Fuß 6 Zoll.

Was über den Körperbau des Tagnicati gesagt wurde, gilt auch vom Taytetu, nur mit dem Unterschiede, daß beim letztern der Rücken der Nase nicht eben, sondern seitwärts gewölbt ist, daß bei ihm der Kopf nach vorn spitzer zuläuft und die Extremitäten einen feinern Bau zeigen als beim Tagnicati, auch findet sich beim Säugling dieser Gattung kein querlaufender Eindruck in der Mitte des Nasenrückens, und die Absonderung der Rückendrüse verbreitet bei ihr zu allen Zeiten einen stinkenden Geruch.

Zwischen den Schädeln beider Thiere nimt man folgende Verschiedenheiten wahr: beim Taytetu sind die Nasenbeine der Länge nach schwach, der Quere nach stark gebogen, und ihre frei stehende Spitze ist kurz; beim Tagnicati hingegen erscheinen sie beinahe eben, in der Nähe der Nasenwurzel etwas concav und laufen in eine lange und schmale Spitze aus; beim erstern ist der Oberkiefer schmäler, das Jochbein hingegen mehr hervorragend als beim letzteren; beim Taytetu ist das foramen infraorbitale kreisförmig, und eine tiefe Furche des Oberkiefers erstreckt sich von ihm bis zur Wurzel des Eckzahns, beim Tagnicati stellt es blos eine verticale, halbmondförmige Spalte dar, und die Furche mangelt gänzlich; bei jenem hat der Grath, den die Scheitelbeine längs der Pfeilnath vor ihrer Vereinigung mit dem Hinterhauptbeine bilden, nicht nur eine verhältnißmäßig, sondern eine absolut größere Länge als bei diesem; endlich ist beim ersteren der untere Rand des Unterkiefers dünn, beim letzteren dick.

Der Taytetu kommt in Paraguay in allen größeren Waldungen vor. Er lebt entweder paarweise oder in kleinen Truppen von 4 bis 20 Individuen. Azara's Angabe, daß er sich nicht in den nämlichen Wäldern mit der vorhergehenden Gattung aufhalte, ist irrig; wahr hingegen ist, daß sich, wie er versichert, die Rudel beider Gattungen nie mit einander vermischen.

Die Lebensart des Taytetu sowol im Freien als im häuslichen Zustande stimmt mit derjenigen des Tagnicati beinahe ganz überein; nur zeigt der erstere mehr Furchtsamkeit, besucht weniger die Pflanzungen und bringt den Tag an verborgenern Stellen zu als der letztere. Nach dem Prinzen von Neuwied soll er in Brasilien gewöhnlich in dichten Gebüschen zwischen umgefallenen Baumstämmen, ja selbst in den an der Erde befindlichen Höhlungen alter fauler Urwaldstämme sich verbergen, wo er oft von den Jägern gefunden wird. Übrigens ist seine Nahrung und Lebensart wie die der andern Schweine, er wühlt wie diese in der Erde, um alle Arten von Wurzeln, Schämmen, Würmern, Maden und Früchten zu suchen.

Sein Fell und sein Fleisch werden in Paraguay wie die vom Tagnicati benutzt. An der Ostküste von Brasilien liebt man besonders das letztere und jagt ihn da-

her vorzugsweise, wobei Hunde von großem Nutzen sind. Wenn man ihn jagt, so flüchtet er sich nicht selten in einen hohlen Stamm, oder unter die losen Wurzeln eines Baumes, und Rengger erzählt, daß er einst mit seiner Jagdgesellschaft in den nördlichen Urwäldern von Paraguay 15 Stück dieser Thiere aus einem solchen Versteck herausgeräuchert habe.

Diese Art hat dieselben Feinde wie die vorige.

(*D. Thon.*)

Dicraeïa *Thouars* s. Podostemon.

Dicranopteris *Bernh.* s. Gleichenia.

DICRANUM. Eine von Hedwig (Fund. II. p. 91. t. VIII. f. 41. 42.) so genannte Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Laubmoose. Char. Die Fruchtborste in den Blattachseln oder am Ende der Zweige; die Kapsel cylindrisch, ablang, eiförmig, gekrümmt oder gerade, an der Basis zuweilen mit einer kropfförmigen Anschwellung; der Mündungsbesatz ist einfach und besteht aus 16 freien, ein wenig gekrümmten, soliden, gespaltenen Zähnen (daher der Gattungsname: δίκρανος, zweizinkige Gabel); die Haube ist halbirt (*Hook.* musc. brit. t. 2. 16—18.). Die Gattung Fissidens *Hedw.* unterscheidet sich nur dadurch, daß die Fetzen der Peristom-Zähne meist ungleich, breiter und von einander abstehend sind (bei Dicr. sind sie meist gleich, schmäler und parallel). Noch weniger von Bedeutung sind die Merkmale, durch welche Bridels Gattungen: Aegiceras (der Name ist übrigens schon von Gärtner für eine Phanerogamengattung verwendet), Ceratodon, Oncophorus, Cecalyphum und Octodiceras unterschieden sind. Es sind gegen 60 Arten der Gattung Dicr. bekannt, welche in Wäldern und Sümpfen über die ganze Erde vertheilt vorkommen. Am allgemeinsten verbreitet ist Dicr. glaucum *Hedw.* (*Schwägr.* Suppl. t. 48., *Hook.* musc. brit. t. 16., Sturm Teutschl. Fl.), welches in Europa, Afrika, Asien und Amerika, besonders in Nadelholzungen, dicke und breite, polsterartige, schimmelgrüne Rasen bildet, aber nur selten seine überhängenden Kapseln mit langzugespitzten Deckelchen trägt. (*Sprengel.*)

Dicrocerus und Dicrurus s. die Nachträge zu D.

DICTAMNUS (Diptam). Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Diosmeen der natürlichen Familie der Rutaceen. Der Name (δίκταμον, δίκταμνος von dem Berge Dikte auf Kreta) findet sich bei Theophrast und Dioskorides für Origanum Dictamnus *L.* gebraucht; für unsere Gattung wendete ihn zuerst Brunfels (De simpl. III. p. 158 Dictamus) an, indem er den teutschen Diptam für den Dictamnus der Griechen hielt. Char. Der Kelch hinfällig, fünftheilig; fünf lanzettförmige, an der Basis verschmälerte Corollenblättchen, von denen die unteren abwärts gebogen sind; die Staubfäden gleichfalls nach unten gebogen, von ungleicher Länge, fadenförmig, oberhalb drüsig; der Griffel gefurcht, mit stumpfer Narbe; fünf mit einander verwachsene, lederartige, zweisamige Balgfrüchte, in denen elastisch aufspringende, zweiklappige Kapseln liegen; die Samen rund und glänzend schwarz (*Juss. mém. du mus.* 17. t. 18., Fraxinella *Gärtn.* de fruct. t. 69.). Die einzige bekannte Art, D. albus *L.* (Schkuhrs Handb. T. 114., Sturm Teutschl. Fl.) kommt in Bergwäldern des mittleren und südlichen Europa vor (in England findet sie sich nicht). Es ist ein Kraut mit perennirender, starker Wurzel, aufrechtem, bis fünf Fuß hohem, einfachem Stengel, abwechselnden, gefiederten Blättern, eiförmigen, scharf gesägten, glänzend grünen Blättchen und am Ende des Stengels stehender, klebrig-drüsiger Doldentraube. Die Corollenblättchen sind gewöhnlich rosenroth mit dunkelrothen Adern (D. Fraxinella Pers. *α.* purpurea *Cand.* prodr., D. Fraxinella *Link* en.), oder weiß (D. Fr. *β.* alba *Cand.*, D. albus *Link.*). Corollenblättchen und Kelchabschnitte arten zuweilen durch rückschreitende Bildung in Blätter aus (*Cand.* fl. fr. IV. p. 734.). Die Wurzel ist im frischen Zustande bitter und etwas aromatisch und wurde früher gegen mancherlei Krankheiten empfohlen. Die Blüthenstiele, Kelche, Staubfäden, Fruchtknoten und Fruchtbälge sind mit knopfförmigen, meistens gestielten Drüschen besetzt, welche ein stark riechendes (bisweilen nach Citronen, bisweilen aber bocksartig) ätherisches Öl enthalten. Dieses Öl und nicht, wie man sonst annahm, eine brennbare Atmosphäre, welche bei Gewitterluft die blühende Pflanze umgebe, entzündet sich leicht in ähnlicher Art, wie das Öl einer frischen Orangenschale, welche man nahe an einem brennenden Lichte drückt. (*Sprengel.*)

DICTATOR. Die Ernennung des ersten Dictators wird von Livius II, 18. und von Dionysius Hal. V, 63. 73. ins Jahr Roms 253 oder 9 Jahre nach Vertreibung der Tarquinier und Einführung des Consulats gesetzt. Die letzten Dictatoren aber waren L. Corn. Sulla und C. Jul. Cäsar, von welchen der erstere sich der Dictatur freilich erfolglos bediente, um durch Wiederherstellung der Aristokratie die römische Republik zu sichern oder zu retten, der andere aber und zwar mit besserem Erfolg, um die römische Republik für immer zu vernichten. Hieraus geht hervor, daß die Dictatur nicht zu allen Zeiten dasselbe galt und bedeutete, und es wird daher nöthig seyn, die Entwickelung derselben während der 450 Jahre, in welchen ihr Name gehört ward, historisch zu verfolgen; denn die späteren Cäsaren enthielten sich des Titels der Dictatoren, der nach dem Umsturz der alten Aristokratie allerdings auch schon bedeutungslos geworden war.

Die Abstammung des Namens Dictator ist ungewiß, denn schon die Alten waren darüber zweifelhaft; nach Varro (L. L. IV, 14.) kommt er davon, quod a consule *diceretur;* nach Andern (*Dion. Hal.* V, 73. und *Suet.* Jul. Caes. 77.) quod multa *ediceret* seu *dictaret.* Offenbar aber war dieses erst ein späterer Name, und gewiß älter war der Name magister populi, weil er in den alten Auguralbüchern und in den Gesetzen der 12 Tafeln (*Cic.* de legg. cols. III, 3.) so stand. Auch führt darauf, daß sein Gehilfe magister *equitum* hieß, wovon unten mehr. Desgleichen scheint

er praetor maximus geheißen zu haben, wenigstens möchte man dieses nach *Liv.* VII, 3. schließen.

Die Bedeutung der Dictatur und der Umfang der Macht derselben war in den verschiedenen Zeiten so verschieden und die Verhältnisse und die Umstände, unter welchen Dictatoren erwählt wurden, so abweichend von einander, die Urtheile der spätern Geschichtschreiber so schwankend darüber und zum Theil so unrichtig und ungenügend, daß wir uns nothwendig die Umstände genauer vergegenwärtigen müssen, unter welchen die Dictatur zuerst eingeführt ward.

Die römischen Könige, insonderheit die letzteren seit Tarquinius Priscus, waren sämtlich Begünstiger der römischen Plebs gewesen, d. h. derjenigen römischen Bürger, welche erst in Folge der glücklichen Kriege, die Tullus Hostilius, Ancus Marcius und Tarquinius Priscus geführt hatten, aus den eroberten Städten zur Vermehrung der Statskräfte Roms durch diese Könige in Rom angesiedelt worden waren. Diese Plebs, obschon aus größtentheils wohlhabenden, ja sogar reichen Bürgern bestehend, ward von den älteren und eigentlichen römischen Bürgern, den später sogenannten Patriciern (dem populus im eigentlichen Sinne), gehaßt und beneidet, ja sogar wegen ihrer Zahl und ihres bedeutenden Eigenthums gefürchtet; daher bemühten sich diese, die Plebs immer mehr in der Unterdrückung zu erhalten, in demselben Maße als die Könige sich bemühten, die Plebs zu heben, um dadurch den Übermuth der alten Bürger oder Patricier zu brechen, durch welche die königliche Macht auf eine sehr ängstliche Weise in Schranken gehalten wurde. So verdankte die Plebs zuerst ihr bürgerliches Ansehen und ihre Würdigkeit und Standesehre der Census-Verfassung des Servius Tullius, durch welche sie zwar den alten Bürgern nicht gleich gesetzt, doch so gestellt wurde, daß sie im Stande war, späterhin bei Begünstigung der Umstände sich völlig gleiche Rechte zu erkämpfen. Auch Tarquinius Superbus hatte nicht eigentlich die Plebs gedrückt, sondern sein Übermuth hatte vorzugsweise die Patricier getroffen, und ihr Haß war es, der, als eine Unthat eines Tarquiniers das allgemeine menschliche Gefühl auch der geringern Stände in Rom beleidigt hatte, dem Junius Brutus es möglich machte, den lange vorher gehegten und vorbereiteten Plan durch eine augenblickliche Theilnahme des ganzen Volkes auszuführen und nicht nur die Tarquinier zu verjagen, sondern das Königthum gänzlich abzuschaffen. Man hatte sich jedoch in einen sehr gefährlichen Kampf gestürzt, und es schien mehr als zweifelhaft, ob man seinen Zweck würde durchführen können. Als ein blutiger Krieg drohte, als Latiner und Etrusker sich bewaffneten, um die Tarquinier wieder herzustellen, ward die Plebs schwierig, da sie erkannte, daß sie ihrem Interesse entgegen gehandelt habe, indem sie mitgewirkt hatte zu der Vertreibung derer, denen allein sie ihre bürgerliche Geltung verdankte, und die Sache derer verfocht, von denen sie nur Kränkung und Unterdrückung erwarten durfte. Diese Stimmung des Volkes war denn die Ursache, daß schon im ersten Jahre der Republik der Consul Pub. Valerius Publicola sich bewogen fühlte, um die Plebs mit dem Consulate auszusöhnen, das Gesetz de provocatione in Vorschlag zu bringen, welches denn auch von den Comitien der Centurien beschlossen wurde, und welches bestimmte, daß auch den Plebejern das Recht zustehen sollte, in Fällen, die Leib und Leben angingen, von dem Spruche des Consuls an den großen Rath ihrer Gemeinde zu appelliren. Die Consuln hatten nämlich, eben wie die Könige, durch die lex curiata das Imperium, d. h. die Macht, Ungehorsam gegen ihre Befehle durch Todesstrafe, Züchtigung, Gefängniß und Geldbuße zu ahnden, auch gegen die Menschen ihres Standes; doch hatten diese letzteren das Recht sich vorbehalten, von dem Urtheilsspruche des Consuls an die Versamlung der Curien zu provociren. So hatte schon zur Zeit des Königthums Pub. Horatius von dem Todesurtheil der von Tullus Hostilius eingesetzten Duumvirn an die Volksgemeinde provocirt (*Liv.* I, 26.). Ein Gleiches sollte nun auch den Plebejern gestattet seyn, nämlich daß sie von dem Spruche des Consuls an ihre Gemeinde, d. h. an die Versamlung der plebejischen Tribus sollten appelliren dürfen. Doch sollte sich dieses Recht der Provocation nur bis auf eine Millie von der Stadt erstrecken; von dort an begann das unbeschränkte Imperium sowol über Patricier als Plebejer.

Dieses Recht der Provocation aber, welches man in der Gefahr des Augenblicks den Plebejern zugestanden hatte, schien den Patriciern eine viel zu große Gunst gegen einen Stand zu seyn, der es oft genug ausgesprochen hatte, daß man sich von ihm nicht viel Gutes zu versehen habe. Denn theils hemmte dieses Gesetz die Ausübung der consularischen Gewalt über die Mehrzahl des Volks, theils schien es auch gefährlich zu seyn, den Plebejern das Recht zuzugestehen, sich nach Tribus versammeln zu dürfen, und besonders den Vorstehern der Tribus, den Tribunen, die Unverletzlichkeit zu gewähren, ohne welche eine Versamlung der Tribus nicht denkbar gewesen wäre. Kaum hatte sich daher der römische Stat von den Schrecken des großen tuskischen Krieges und dem Verluste durch Porsena etwas erholt, so beschlossen die Patricier, den Plebejern die Provocation wieder zu entreißen. Auf einem gesetzlichen Wege konnte dieses nicht geschehen, denn die comitia centuriata möchten sich schwerlich entschlossen haben, ein Gesetz, das sie eben gegeben, wieder aufzuheben, wenigstens wagte man den Versuch nicht. Dagegen aber beschloß der Senat mit Bezugnahme auf die Zeitverhältnisse, indem unaufhörliche Kriege mit Sabinern, Volskern, Aurunkern, Latinern die Römer beunruhigten und noch schwerere Kriege zu besorgen waren, für den Fall einer großen Noth oder wenn sonst gewöhnliche Mittel nicht ausreichten, eine neue gesetzliche Würde einzurichten, welche unter dem Namen der Dictatur 1) die Gewalt beider Consuln in einer einzigen Person vereinigte, welche 2) auf eine andere Person übergehen sollte als die jedesmaligen Consuln, welche 3) so hoch gestellt wäre, daß von dem Imperium des Dictators keine Provocation an die Gemeinde, so wenig der Curien als der Tribus, Statt finden

sollte, und welche 4) nur so lange dauern sollte, als der Nothstand dauerte, aber nie länger als 6 Monate. — Weiter also erstreckte sich die Macht des Dictators ursprünglich nicht, und selbst hierin ward sie nachmals noch beschränkt, und wenn gleich späterhin namentlich Sulla und Cäsar unter dem Deckmantel der Dictatur sich jegliche auch noch so willkürliche und ungesetzliche Verfügung herausnahmen, so fand das doch zur Zeit der alten Republik nicht Statt, und es ist nur ein Mißverständniß der früheren Verhältnisse, wenn Dio Cassius (*Zonaras* VII, 13.) und Dion. Hal. (V, 70. 73.) behaupten, daß die Macht des Dictators völlig unbeschränkt gewesen sei; vielmehr war und blieb der Hauptzweck der Dictatur, den Trotz der Plebs und den Schutz, den ihre Tribunen ihr gewähren konnten, zu brechen und den Patriciern ihr Übergewicht über die Plebejer zu sichern. Deshalb verschwand auch die Dictatur allmälig, nachdem beide Stände politisch ganz gleich gestellt waren, ward von da an nur noch zuweilen in Zeiten großer Noth zur Rettung des Stats benutzt und hörte späterhin, als man nur noch einen Unterschied zwischen Nobiles und Ignobiles in Rom kannte, gänzlich auf. Denn die Dictaturen des Sulla und Cäsar können gar nicht einmal hieher gerechnet werden.

Auch die Art, wie der Dictator gewählt wurde, machte denselben sogleich vom Senate abhängig. Denn wenn gleich die Ernennung des Dictators gesetzlich immer durch einen der Consuln geschah, und diesem auch wol in einzelnen unwichtigern Fällen (wovon unten) die Wahl des zu Ernennenden überlassen wurde, so konnte doch nie die Willkür eines einzelnen Wahlherrn königliche Macht verleihen, sondern die Erwählung geschah, wie wir aus den Ritualbüchern gewiß wissen, vom Senate mit der Zustimmung des populus, d. h. der in den Curien versammelten Patricier, ebenso wie früherhin die Könige vom Senate und dem populus erwählt und durch die lex curiata in ihre Würde eingesetzt wurden. Nur mochte, besonders in späterer Zeit, in sehr dringenden Fällen öfters die Einholung der Zustimmung der Curien umgangen werden und die Erwählung allein durch den Senat geschehen. Daß freilich auch die Consuln auf die Wahl einigen Einfluß hatten, daß sie wenigstens zustimmen mußten, geht aus der Natur der Sache hervor und liegt in dem Wesen der consularischen Macht, in deren Besitz der Consul, wenn er einen Dictator ernennen sollte, doch immer noch war. Daß im Anfange nur Patricier gewählt werden konnten, und vorzugsweise Consularen (wie Livius II. 18. ausdrücklich sagt), versteht sich ebenfalls von selbst. Später seit dem J. 398, als die Plebejer auch die Dictatur sich errungen hatten, änderte sich die Sache, und nun wurden auch die Dictaturen überhaupt seltner. Mit Ausnahme des Q. Fabius Maximus, zu Anfange des zweiten punischen Krieges, ward seit dem J. 503 auch für den Krieg kein Dictator mehr erwählt, und seit dem Anfange des makedonischen Krieges auch nicht mehr für die Haltung der Wahlcomitien. — So kam es denn, daß die später lebenden Geschichtschreiber die Dictatur gar nicht mehr aus eigner Erfahrung kannten; denn die Dictaturen des Sulla und Cäsar waren weiter nichts, als ein alter Name, hinter welchem jene eine willkürliche Gewalt versteckten; und daher denn die Ansicht bei den Schriftstellern, daß die Gewalt des Dictators viel weiter ausgebreitet gewesen sei, als es wirklich der Fall war.

Daß die Würde des Dictators ursprünglich eine bei den Latinern übliche Würde gewesen sei, scheint gewiß zu seyn; bei ihnen werden nämlich häufig Dictatoren einzelner Städte sowol, als des ganzen Bundes oder doch größerer Theile desselben mit unbeschränktem Oberbefehl im Kriege erwähnt. Dieses nun schien auch in Rom nachahmungswerth, besonders zu einer Zeit, wo Rom von allen Seiten her von kriegslustigen Nachbaren gedrängt wurde und die römische Plebs, in Schulden versinkend und gegen die Patricier erbittert, leicht für den Kriegsdienst sich widerspenstig bezeigen konnte. Auch mußte der Oberbefehl in der Hand eines einzigen Mannes immer mehr Nachdruck haben, als wenn zwei Consuln, die oft uneins oder doch durch verschiedene Ansichten geleitet waren, mit gleicher Macht in Rom geboten. So also fand die Ernennung eines Dictators Statt bei drohender Gefahr sowol von Innen als von Außen (quando duellum gravius discordiaeve civium escunt etc. *Cic.* de legg. III. 3.), oder bei Abwesenheit der Consuln, um die Wahlcomitien zu halten (*Liv.* VIII. 23.), oder für die Ergänzung des Senats (*Liv.* XXIII. 22.), oder zur Haltung von Spielen (*Liv.* VIII. 40.), oder zu andern gottesdienstlichen außerordentlichen Verrichtungen, zum Einschlagen eines Nagels in den Tempel des Jupiter Capitolinus, bei Seuchen (*Liv.* VII. 3. VIII. 18.), zu außerordentlichen richterlichen Zwecken (*Liv.* IX. 26.) und dergleichen. Weiter, als in den angeführten Fällen es bemerkt ist, erstreckte sich die Befugniß des Dictators nicht, und er hatte keine allgemeine administrative oder legislative Gewalt, sondern dieselbe war immer ihm bestimmt vom Senate vorgeschrieben und beschränkt auf einen einzelnen Fall und ein einzelnes Geschäft, nach dessen Beendigung es für ihn Pflicht war, seine Stelle sogleich wieder niederzulegen. Auch weil es gewöhnlich unglückliche Umstände des Stats waren, welche eine Dictatur nöthig machten, so war es unbürgerlich und frevelhaft, sich eine Dictatur zu wünschen. Daher liebten auch die Römer diese Würde nicht; zuerst war sie ein Schrecken für die Plebejer, und auch nachher, als schon beide Stände zu einem Volke verschmolzen waren, hatte diese Würde doch immer etwas Unpopuläres (Imperium suo ingenio vehemens) und wurde mehr oder weniger wie ein Königthum oder eine Tyrannei angesehen. Deshalb entzogen sich auch schon früher die Patricier der unbedingten Auctorität der dictatorischen Gewalt und machten ihr Recht der Appellation an die Curien geltend (*Festus* s. v. optima lex); und daß auch die Plebejer sich durch ihre Tribunen in Rom gegen die dictatorische Gewalt zu schützen und trotz derselben ihr

ren Zweck in Rom zu erreichen vermochten, geht aus den Streitigkeiten über die licinischen Rogationen (im J. 378 bis 388) hervor. Auch war die Dictatur gesetzlich nur auf Italien beschränkt, und dies Gesetz wurde zum ersten Male im J. 505 im ersten punischen Kriege übertreten, wo A. Atilius Collatinus als Dictator den Krieg in Sicilien führte. Ja sogar war es dem Dictator nicht erlaubt, im Frieden ohne Genehmigung des Volkes ein Pferd zu besteigen (*Liv.* XXXIII. 14.). Die Insignien der dictatorischen Gewalt waren die der beiden Consuln zusammen genommen, daher 24 Lictoren mit Fasces und Beilen sogar in der Stadt, da jeder Consul, wenn auch abwechselnd, doch seine 12 Lictoren hatte. — Die Form für die Ernennung des Dictators war durch ein bestimmtes Gesetz vorgeschrieben; doch wissen wir weiter nichts davon, als daß sie bei stiller Nacht [nocte silentio] *) geschah. — Nur ein einziges Mal ward ein Dictator vom Volke in comitiis centuriatis erwählt, nämlich Q. Fab. Maximus nach der Schlacht am See Trasimenus im J. 537; doch ward dieser nicht Dictator, sondern nur Prodictator genannt.

Dem Dictator stand als Gehilfe zur Seite ein magister equitum, den bald der Dictator sich selbst willkürlich wählte, bald der Senat ernannte, bald das Volk (*Liv.* VII. 28. med.). Auch dieser war früher nur ein Patricier, erst seit dem J. 387 konnte auch ein Plebejer dazu gelangen. Dieser magister equitum, obschon er allerdings auch einen hohen Posten bekleidete, war jedoch unbedingt dem Befehle des Dictators unterworfen, und Ungehorsam von seiner Seite konnte vom Dictator mit dem Tode bestraft werden. Im Übrigen ist Alles, was die Verhältnisse des magister equitum genauer anbetrifft, sehr dunkel. Niebuhr I. S. 594. 2. A. meint, er sei vielleicht von den plebejischen Rittercenturien erwählt worden, was wol heißen soll, daß, wie der Dictator als magister populi die Patricier, ebenso der magister equitum die plebejischen Ritter in seiner Würde repräsentirt habe. Seine Insignien waren die des Prätors **).

(*Dr. U. J. H. Becker.*)

DICTATUM de consiliariis. Wir besitzen, außer den zuerst von Miranus (1561) herausgegebenen Scholien zu Julians Novellenauszug (s. Julianus), zwei kleinere Abhandlungen über Justinianisches Recht, nämlich das Dictatum de consiliariis und die Collectio de tutoribus, zuerst hinter der Collatio Mosaicarum et Romanarum Legum von Peter Pithou. Paris 1573. 4. herausgegeben und dem Julian, aber fälschlich, zugeschrieben.

Aller Wahrscheinlichkeit nach gehören sie vielmehr jenem obengedachten Scholiasten des Julian an und sind dieselben zur Zeit des Exarchats in Italien, und zwar in Italien selbst abgefaßt; gewiß nicht in einer spätern, da es irrig ist, wenn man in dem Dictato de consiliariis eine von Irnerius abgefaßte Authentike erwähnt glaubt.

Merkwürdig sind diese Schriften dadurch, daß sie die Stellen aus den Pandekten und Codex stets nach der Zahl der Bücher und Titel anführen, und zwar so, daß diese Zahlen meistens richtig zutreffen, nur mit kleinen Abweichungen, die leicht auf Rechnung der Abschreiber gesetzt werden können. Wenn aber die Novellen citirt werden, so ist jederzeit Julians Novellenauszug gemeint. Der Verfasser hatte überdem vollständigere Handschriften des Codex als alle jetzt vorhandenen zu seinem Gebrauche, und zwar gerade solche, worin die griechischen Constitutionen standen, die in unsern Handschriften durchaus fehlen. (Vergl. *F. A. Biener* historia Authenticarum. Lips. 1807. p. 14—20., v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. II. S. 188 fgg.) (*Spangenberg.*)

Dictatur beim Reichstage s. Reichstag.

Dictatus Hildebrandini s. Gregor VII.

Diction s. Stil.

DICTUM DE OMNI ET NULLO heißt ein Grundsatz in der Syllogistik: Was der Gattung zukommt oder widerspricht, das kommt auch zu oder widerspricht allen Arten und Individuen derselben. Da nämlich jeder Gattungsbegriff durch seinen Inhalt ein gemeinschaftliches Merkmal aller der Gegenstände ist, die seinen Umfang ausmachen, so muß ein Prädikat, welches dem Gattungsbegriffe zukommt oder widerspricht, auch allen Gegenständen, auf welche sich jener Begriff selbst als Merkmal bezieht, zukommen oder widersprechen. — *Dictum de omni:* Quidquid valet de *omni*, valet etiam de aliquo. — *Dictum de nullo:* Quidquid valet de *nullo*, non valet etiam de aliquo. (*H.*)

Dictya s. Muscides.

DICTYDIUM *Schrad.* Eine Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe: Haarbauchpilze) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Der Sporidienhalter (Sporangium) kugelig, gestielt; die obere Haut verschwindet bald; es bleibt ein Netz (δίκτυον, Netz) von gekrümmten Längsfasern und kleinen Querbalken, an welchen die nackten Sporidien haufenweise hängen. Die acht Arten, welche Fries (Syst. myc. III. p. 165.) aufzählt: 1) D. umbilicatum *Schrad.* (Nov. gen. I. p. 11. t. 4. f. 1., D. cernuum *Nees* syst. p. 120. t. 10. f. 117., Cribraria cernua *Pers.* syn. fil., Mucor cancellatus *Batsch*), 2) D. ambiguum *Schrad.* (l. c. f. 2.), 3) D. didermoides *Schumach.* (En. pl. Saell.), 4) D. trichioides *Fries* (Cribraria *Chev.*, Cr. coccinea *Pers.*, Trichia reticulata *Cand.*, Sphaerocarpus trichioides *Bull.* champ. t. 387. f. 2.), 5) D. splendens *Schrad.* (l. c. f. 5. 6., Cribraria *Pers.*), 6) D. microcarpum *Schrad.* (l. c. f. 3. 4., Cribraria *Pers.*), 7) D. micropus *Fries* und 8) D. venosum *Schrad.*

*) Cf. *Liv.* VIII, 28. IX, 38. *Dio Cass.* exc. XXXV. *Fest.* s. v. in sinistrum. *Velius Longus.* p. 2234 Putschii etc.

**) Vergl. Niebuhr röm. Gesch. 2te Ausg. I. S. 587—595. und Fr. Crenzer Abriß der röm. Antiquitäten. S. 171—177., bei welchem letztern eine sehr reichhaltige Literatur über diesen Gegenstand zu finden ist.

(l. c. t. 3. f. 6.) sind kleine Pilze, welche meist auf alten faulenden Baumstämmen, selten auf abgefallenem Laube vorkommen. Ihre Sporidien sind braunroth oder schmutzig gelb. (*Sprengel.*)

DICTYOLOMA *Adr. Juss.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Xanthoxyleen (Rutaceen?). Char. Der Kelch fünftheilig; die Corollenblättchen lanzettförmig, aufrecht, an der Spitze hakenförmig; fünf wollige Schüppchen tragen die pfriemenförmigen Staubfäden, welche durch eine Gliederung mit ihnen verbunden und auf dem Rücken der fast herzförmigen, zweifächerigen Antheren befestigt sind; der Griffel ist dick, mit fünf Furchen und fünflappiger Narbe; fünf zweiklappige, meist dreisamige Kapseln sind zusammengewachsen; die Samen sind nierenförmig, auf dem Rücken netzartig geflügelt (daher der Gattungsname: λῶμα, Rand, δίκτυον, Netz). Die einzige, von Adr. Jussieu nach dem italienischen, lange in Brasilien und Portugal lebenden Botaniker, Domen. Vandelli, benannte Art, D. Vandellianum *Adr. Juss.* (Mém. du Mus. 12. t. 24.), ist ein brasilianischer Baum mit gefiederten, am Rande drüsigen Blättern und seitlichen, filzigen, gabligen Doldentrauben. (*Sprengel.*)

DICTYONEMA *Ag.* Eine von Agardh (in *Kunth* syn. pl. aequ. I. p. 1., Syst. Alg. n. 44. p. 85.) aufgestellte Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Confervinen der natürlichen Familie der Algen. Char. Spinnewebenartige Fäden sind zu einem unregelmäßigen Netze (νῆμα, Faden, δίκτυον, Netz) vereinigt. Von Hydrodictyon (wo die regelmäßigen Maschen aus einem Faden gebildet sind) unterscheidet sich Dictyonema nur durch unregelmäßige Maschen und die Vereinigung mehrer Fäden zu einem Gliede. Agardh rechnet nur eine Art mit Gewißheit hieher: 1) D. excentricum *Ag.* (l. c., Hydrodictyon *Spr.* syst.) mit leeren Maschen; auf feuchter Erde in Südamerika. Die zweite, sehr zweifelhafte Art 2) D. membranaceum *Ag.*, bei welcher die Maschen mit einem Häutchen überzogen sind, hat Gaudichaud auf Bäumen der marianischen Inseln gefunden; es ist vielleicht eine unvollkommene Flechte. (*Sprengel.*)

Dictyophora *Desv.* s. Hymenophallus.

Dictyoptera s. Insecta.

Dictyopteris *Lamour.* s. Rhodomela.

Dictyota *Lamour.* s. Zonaria.

DICTYS CRETENSIS, der angebliche Gefährte des berühmten Idomeneus, mit welchem er vor Troja zog und hier von Tag zu Tag die Begebenheiten aufgezeichnet haben soll, und so ein Werk über den trojanischen Krieg zu Stande brachte. Aber diese Geschichte des trojanischen Kampfes hat offenbar einen weit jüngern Verfasser, welcher den Namen des bekannten Gefährten des Idomeneus seinem Werke vorsetzte, um ihm dadurch Eingang und Empfehlung zu verschaffen, wie dies in so manchen Fällen geschah und bei so manchen Produkten späterer Zeit vorkommt. Dieser jüngere Verfasser, der unter dem Namen des Dictys Cretensis (sein wahrer Name soll, wie man vermuthet, Praxis oder Eupraxides gewesen seyn) als Verfasser jener Geschichte erscheint, gehört wahrscheinlich in die Zeit des Kaiser Nero, dem er sein Werk überreichte, oder doch wenigstens immerhin in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts; er war wol ein Cretenser und schrieb in Creta oder an einem andern Orte Griechenlands eine Geschichte des trojanischen Kriegs von der Geburt des Paris an bis zum Tode des Ulysses in 9 Büchern in griechischer Sprache, und nicht, wie man wol früher theilweise geglaubt hat, in punischer Sprache. Es muß das Werk in jener Zeit durch Darstellung und Inhalt große Aufmerksamkeit erregt und viele Leser und allgemeinen Beifall gefunden haben, da schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein uns sonst nicht näher bekannter Römer L. Septimius dasselbe ins Lateinische übersetzte, oder vielmehr eine freiere Übertragung oder Bearbeitung des griechischen Werkes lieferte, dessen neun Bücher in sechs zusammengezogen wurden. Doch scheint das griechische Werk fortwährend in Ansehen gestanden zu haben und selbst die Lieblingslektüre der spätern Griechen geworden zu seyn, indem die spätern Byzantiner, die Mythographen, Grammatiker und Scholiasten jener Zeit dasselbe höchst fleißig benutzt und excerpirt, ja ganze Stellen daraus abgeschrieben und in ihre Werke aufgenommen haben, wie außer Andern namentlich J. Malelas, Const. Manasses, die beiden Tzetzes, bei denen der Verfasser als ein hoher Weiser der Vorzeit erscheint; ja selbst für mehre teutsche Schriftsteller des 14ten Jahrhunderts wurde Dictys durch den Guido von Columna, welcher die Schicksale der von Troja zurückkehrenden Helden aus diesem Werke entlehnte, Muster und Hauptquelle, bis er im 15ten Jahrhundert, um die Zeit des Wiederauflebens der klassischen Literatur, gänzlich verschwindet und nach der Versicherung des Constantinus Lascaris nirgends mehr bei den Griechen sich vorfand. Auf diese Weise ist das griechische Werk für uns verloren, die einzelnen Anführungen bei den bemerkten griechischen Autoren späterer Zeit abgerechnet. Aber die oben erwähnte lateinische Bearbeitung ist unter dem Titel: De bello Trojano, oder, wie in der Zuschrift steht, Ephemeris belli Trojani auf uns gekommen. Die völlige Übereinstimmung einzelner Stücke mit den bei Malelas u. A. aufbewahrten Fragmenten zeigt hinreichend die gemeinschaftliche Quelle und beweist zugleich die Treue, mit welcher im Ganzen wol die lateinische Übertragung veranstaltet ist, wie selbst die zahlreichen Gräcismen, die uns nur zu oft an das griechische Original erinnern, erkennen lassen. Die Zeit, in welche diese Übersetzung fällt, läßt sich wol aus der an Quintus Arcadius Rufinus gerichteten Zuschrift bestimmen, wenn anders dieselbe echt ist. Dann würde der Übersetzer Septimius unter Diocletian (von 284—313 n. Chr.) fallen, und, wie Perizonius vermuthet, vielleicht aus Haß gegen die Christen geleitet, das griechische Werk übersetzt haben; in keinem Falle aber kann er ein Zeitgenosse des Cornelius Nepos sei-

ßen. Andere verlegen den Septimius in das Ende des zweiten Jahrhunderts, um die Zeit des Ulpianus und Paulus. Ein Hauptentscheidungsgrund muß hier allerdings die Sprache bilden, welche um so mehr alle Aufmerksamkeit verdient, als Septimius die besten ältern römischen Autoren nachzuahmen sich bestrebt und namentlich des Sallustius Latinität nicht ohne Glück nachzubilden gesucht hat, woraus zahlreiche Archaismen und ein Streben nach alterthümlichen Formen und Ausdrücken, welche dem Ganzen ein eigenthümliches Colorit geben und den Verfasser in dieser Hinsicht mit Gellius und Apulejus zusammenstellen, hervorgegangen ist. Der zahlreichen Gräcismen, die uns überall entgegentreten, haben wir bereits oben gedacht. Der Prolog, obwol gleichfalls aus dem Griechischen übersetzt, scheint in die Zeit nach Septimius zu gehören. — Der Inhalt dieser Geschichte, welche mit dem Raube der Helena beginnt und mit dem Tode des Ulyß endet, ist aus ältern, uns freilich nicht mehr zugänglichen Quellen geschöpft, und so erhält auch das Werk von dieser Seite eine Bedeutung und selbst eine große Wichtigkeit, da es von Homer in manchem abweicht, manches andere aus andern Quellen beibringt und so wesentliche Beiträge zur vollständigern Kenntniß eines nur höchst mangelhaft uns bekannten Sagenkreises liefert, namentlich für die ältern Cykliker bedeutende Supplemente darbietet, so sehr auch sonst hier Altes mit Neuem vermischt oder spätere Erfindungen der ältern Tradition sich beigemischt finden. Wir besitzen über Inhalt und Verfasser dieses Werkes eine vorzügliche Abhandlung von Perizonius, welche zuerst gedruckt in der Ausgabe von Smids (Amsterdam 1702) erschien: „De historia belli Trojani, quae Dictys Cretensis nomen praefert, Graeca et ejus interprete Latino, Septimio hujusque aetate potissimum ac stylo.“ In neuester Zeit hat Niebuhr eine Untersuchung über dieses Werk, die Zeit seiner Abfassung und des Verfassers u. s. w. zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht (s. Jahns Jahrb. der Philol. 1827. Bd. V. S. 110.), deren befriedigende Lösung durch A. Dederich die Veranlassung zu einer neuen umfassenden Ausgabe dieses Autors gegegeben hat, welche so eben zu Bonn unter folgendem Titel erschienen ist: Dictys Cretensis sive Lucii Septimii Ephemeridos belli Trojani libri sex, ad optt. libb. fidem recensuit, glossarium Septimianum, observationes historicas et indd. locupl. adjecit *Andreas Dederich.* Accedit Jac. Perizonii de Dictye Cretensi Dissertatio. Früherhin erschien Dictys meist mit der ähnlichen Schrift des Dares Phrygius zusammengedruckt, so in der seltenen Mailänder Ausgabe vom J. 1477 in 4., und in mehren andern danach im Ganzen veranstalteten und wenig veränderten Ausgaben des 16ten Jahrh. Eine neue Recension des Textes nach zwei noch nicht benutzten Handschriften lieferte Joseph Mercer in der im J. 1618 ex offic. Rob. Stephani in 4. erschienenen Ausgabe, die mehrmals nachgedruckt wurde. Darauf folgte die Pariser Ausgabe im Jahre 1680 in usum Delphini; interpretatione et notis illustravit Anna, Tanaquilli Fabri filia in 4., überhaupt eine der vorzüglichern Ausgaben dieser Samlung. In der im J. 1691 in 8. erschienenen Straßburger Ausgabe (cum nott. Jos. Merceri, Casp. Barthii, Ulr. Obrechti etc.) benutzte der Herausgeber Obrecht eine Straßburger Handschrift. Ein Abdruck der Pariser Ausgabe vom J. 1680 nebst den sämtlichen Noten der eben angeführten Straßburger und mit Hinzufügung des J. Iscanus, sowie der oben erwähnten trefflichen Abhandlung des Perizonius ist die zu Amsterdam 1702 in gr. 8. erschienene, von L. Smids besorgte Ausgabe, welche daher noch immer als Hauptausgabe dieses Autors zu betrachten ist. Eine teutsche Übersetzung erschien schon im J. 1536 zu Augsburg und wiederholt im J. 1540, im J. 1554 zu Basel. Aus neuerer Zeit ist außer mehren italienischen Übersetzungen eine französische von N. L. Achaaitre (nebst dem lateinischen Text und Noten) zu Paris 1813 in 2 Duodezbändchen, anzuführen. (Vergl. meine röm. Literaturgesch. §. 230.) (*Baehr.*)

DICUIL, Geograph des 9. Jahrhunderts, war in Irland (damals unter dem Namen Scotia bekannt) um das Jahr 780 geboren, wie aus einer Stelle seines Werkes hervorgeht, wo er sagt, daß er dasselbe im J. 825 geschrieben, und von Bemerkungen und Aufschlüssen spricht, die man ihm schon vor 30 Jahren mitgetheilt habe. Im 56sten Jahre seines Alters begann also seine wissenschaftliche Thätigkeit, durch welche er nicht wenig genützt hat. Es scheint, der Besitz einer alten Handschrift über die Ausdehnung und die Grenzen des römischen Reiches, wie es unter Kaiser Theodosius dem Großen war, habe in ihm, als Klostergeistlichen, der seine Zeit dem Studium der alten Klassiker widmete, den Entschluß zur Reife gebracht, einen Auszug aus jenem Werke zu machen und die verschiedenen Ansichten eines Solinus, Orosius, Isidorus und anderer Schriftsteller des Alterthums in ein Ganzes zu verarbeiten. Dieser Compilation fügte er noch mancherlei Beobachtungen bei, die er von reisenden Mönchen, mit denen er in Verbindung gekommen, in mündlicher Mittheilung erhalten und sorgfältig gesammelt hatte. So entstand das für die mittlere Erdkunde hochwichtige Buch: „De mensura orbis terrae“, welches lange vor seiner Bekanntwerdung durch den Druck noch als Manuscript von Welser, Isaak Voß, Salmasius, Harduin und Schöpflin beschrieben und als Hauptquelle angeführt wurde. Das Verdienst, dieses Werk der gelehrten Welt allgemein zugänglich gemacht zu haben, gebührt dem für die Wissenschaft und Kunst rastlos thätigen A. Walckenaer in Paris, der dasselbe im Jahre 1807 mit den beiden Handschriften der Pariser Bibliothek sorgfältig verglichen und mit wörtlicher Beibehaltung des Textes dem Drucke übergeben hat: Dicuili liber de mensura orbis terrae ex duob. codd. mss. bibl. Imp. nunc primum in lucem editus a C. Athan. Walckenaer, Par. Didot 1807. 8. Die nöthigen Nachforschungen zur Verbesserung des Textes, der durch unkundige Abschreiber ganz entstellt ist, hat der Herausgeber, nach seiner Erklärung in der Vorrede, bis auf

andere Zeiten verschoben. Diesen Dienst hat aber sieben Jahre darauf der gelehrte Letronne (jetzt erster Beamter an der königl. Bibliothek zu Paris) dem fleißigen Samler Dicuil und der Wissenschaft geleistet, indem er den Text nicht nur von allen Fehlern säuberte, sondern mit erläuternden Anmerkungen versah: „Récherches géographiques et critiques sur le livre de Mensura orbis terrae par Dicuil, suivies du texte restitué par A. Létronne, Paris 1814. 8. Nach dieser Schrift bleibt auch dem emsigsten Handschriftenforscher über diesen Gegenstand höchstens nur eine Ährenlese übrig. Letronne hat die aphoristischen Sätze des irländischen Mönchs über die dunkelsten Stellen der mittelalterlichen Geographie beleuchtet und dadurch zum bessern Verständniß der Schriftsteller, denen sie entnommen sind, sowie der Erdansichten aus dem 9ten Jahrhundert nicht wenig beigetragen. Die erste Entdeckung von Island (dem „Thule," ultima Thule, der Alten) und der Faroër, sowie der Durchbruch des Kanals zwischen dem Nil und dem rothen Meere, sind durch die Messungen der Theodosianischen Gesandten und deren Zusammensteller erwiesen. Zur gleichen Zeit, als die erste Ausgabe des Dicuil erschien, hatte der gelehrte Geschichtschreiber Bredow die nämliche Arbeit schon zum Drucke fertig und war nicht wenig betrübt, sich von dem Franzosen überflügelt zu sehen. Auch Boissonade hat sich mit Dicuil, obwol mehr in philologischer Hinsicht, beschäftigt. In Italien aber hat er an Pitarelli, der kurz nach dem Erscheinen des Buches an dessen Herausgeber eine lange Epistel erließ (Turin 1810. 8.), und an Tozzetti und Morelli, den Vorstehern der Bibliotheken zu Florenz und Venedig, welche aus den ihrer Obhut anvertrauten Handschriften des Dicuilus Auszüge mittheilten, warme Verehrer gefunden. In der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindet sich ein sehr alter Pergamentcodex desselben, der aber nur sehr geringe Ausbeute gibt.

(*K. Falkenstein.*)

DID, im Slawischen das Kind, daher der Name des russischen Liebesgottes. (*Richter.*)

Didaktik, s. Unterricht.

DIDAKTISCHE POESIE (Lehrgedicht). Es haben mehre das didaktische Gedicht ebenso verdächtig gemacht, wie das beschreibende; aber anstatt wegen mislungener Gedichte dieser Art die ganze Gattung zu verwerfen, hätten sie an diesen nur zeigen sollen, wie man es nicht anzufangen habe, um bei didaktischem Vortrag den Zweck der Poesie nicht zu verfehlen. Sie würden dann drei Regeln daraus gezogen und zur Warnung aufgestellt haben 1) keinen Stoff zu wählen, der blos den Verstand beschäftigen kann, 2) einen streng wissenschaftlichen Vortrag zu vermeiden und 3) nicht zu glauben, daß mit dem sogenannten ornatus poeticus alles abgethan sei, denn es ist auch hier weniger um Poesie des Stils, als um den Stil der Poesie zu thun.

Wahrheiten sind im Allgemeinen der Stoff zu einem didaktischen Gedichte (s. Dichtungsarten). Dieses Stoffes aber muß sich die Einbildungskraft bemächtigen und Begeisterung für ihn bewirken, um eine ästhetische Stimmung des Gemüths dadurch hervorzubringen. Bei der Darstellung muß daher eine andere Methode, als die Lehrmethode des Verstandes, befolgt werden, und der Ausdruck darf des poetischen Colorits nicht ermangeln. Verstand und Vernunft sollen durch die Einbildungskraft auf das Gefühl wirken. An eine bestimmte Form ist das didaktische Gedicht dabei nicht gebunden, es kann dazu die epische, die dramatische und die lyrische gewählt werden. Dagegen hat die didaktische Poesie besondere Arten von Einkleidung, den Spruch (Gnome), den Brief, den Dialog; ja es sind für ihren Zweck eigenthümliche Dichtungen erfunden, die allegorischen: die Allegorie, die Parabel und die äsopische Fabel.

An einer Möglichkeit poetisch-didaktischer Poesie ist demnach nicht zu zweifeln, und mithin auch die didaktische Poesie als Dichtungsart nicht zu verwerfen, ebenso wenig aber das im engeren Sinne sogenannte Lehrgedicht. Solcher Lehrgedichte lassen sich drei Arten unterscheiden: 1) das philosophische, 2) das moralische, und 3) das scientivische oder artistische. Das philosophische behandelt überhaupt wichtige, für Menschheit, Menschenleben und Menschenglück allgemein interessante Gegenstände, zerfällt aber wieder in das ideale und das reale. Des philosophischen idealen Lehrgedichts Gegenstand sind Ideen der Vernunft: Gott, Welt, Menschheit, Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit. Zu dieser Klasse gehören des Lucretius Gedicht de rerum natura, Pope's Versuch über den Menschen, Youngs Nachtgedanken, Racine über Religion, Haller über den Ursprung des Übels, Tiedge's Urania, Delille les trois regnes de la Nature. Gegenstand des philosophischen realen Lehrgedichtes sind Begriffe des Verstandes, die auf irgend eine Weise mit den Bedürfnissen des geistigen oder physischen Menschenlebens in näherem Zusammenhange stehen. Zu dieser Klasse gehören des Hesiodos Tage und Werke, Virgils Landbau, Armstrongs Kunst die Gesundheit zu erhalten, Neubecks Gesundbrunnen. Wie man sehr delikate Gegenstände dieser Art poetisch würdig behandeln könne, zeigt Fracastors Syphilis. Wielands Musarion, Schillers Künstler und Glocke können mit Recht zu dieser Klasse gezählt werden.

Bei dem moralischen Lehrgedicht ist es dem Dichter darum zu thun, einer auf die Veredlung der menschlichen Natur abzweckenden Wahrheit durch poetische Behandlung mehr Anschaulichkeit, oder irgend einem praktischen Satze eindringendere Wirksamkeit zu verschaffen. Zu dieser Klasse gehören die Gnomiker und Fabeldichter. Die ältesten teutschen in dieser Art sind der Winsbecke und die Winsbeckin, Meister Freydanks Bescheidenheit, der Strickere, Hugo von Trombergs Renner. Für die Neueren dienten besonders Pope's moralische Versuche zum Muster, und wir haben in dieser Art Lehrgedichte von Hagedorn, Gellert, Gemmingen u. A. Wieland hielt sich näher an de Bar. Aus späterer Zeit sind viele poetische Episteln hieher zu rechnen;

zum Theil wurde auch der Roman in dieses Gebiet gezogen, oft mit ebenso wenig Glück als die moralische Erzählung. Von Delille ist zu nennen le Malheur et la Pitié.

Die scientivischen oder artistischen Lehrgedichte sind es eigentlich, welche das Lehrgedicht überhaupt als unpoetisch in Verruf gebracht haben. Man hat deren eine Menge vom Aratos an über die Sternkunde bis auf Friedrich den Großen über die Kriegskunst und Darwin über Pflanzenkunde, fast über alle Wissenschaften und Künste. Da man auch Stoffe wie die Anatomie, die Chemie, die Krankheiten und ähnliche nicht verschmäht hat, so läßt sich erwarten, daß man einen Stoff, wie ihn die schönen Künste darbieten, um so lieber werde behandelt haben. An die Spitze von diesen könnte man Akanside's Pleasures of imagination stellen. Rapin, Marnezia, Masan und Delille wählten die Gartenkunst, Dufresnoy, Marsy, Watelet und Schreiber die Malerei, der letztere in seinem Gedicht: die Harmonie, die Musik; Hill, Dorat und Riccoboni die Schauspielkunst; Horaz, Vida, Boileau, Buckingham, Hayley, Menzini die Dichtkunst. Unter diesen Lehrgedichten sind alle die für verfehlte zu erklären, bei denen es auf einen förmlichen Unterricht angelegt ist. Man darf nur z. B. Vida und Boileau mit dem Briefe des Horaz vergleichen, um hinter das Geheimniß zu kommen, wie ein solches didaktisches Gedicht beschaffen seyn müsse, um nicht aus dem Gebiete der Poesie verwiesen zu werden. Ebendieser Horazische Brief aber mit seiner satyrisch-didaktischen Tendenz kann zugleich zum Beweise dienen, daß ein didaktisches Gedicht nicht blos im ernsten Tone gehalten zu seyn braucht, sondern daß der Ton desselben ebenso wol scherzend seyn und die Ironie sich durch das Ganze hindurch ziehen kann. Offenbar grenzt die Satyre am nächsten an das didaktische Gedicht, und manches Gedicht — wie z. B. die Blumen von Enk — dürfte seine rechte Stelle auf der Grenzscheide zwischen didaktischer und malerischer Poesie finden.

Göthe, obschon er in einem Aufsatze über das Lehrgedicht (Nachgelassene Werke IX. 151.) die didaktische Poesie die schulmeisterliche nennt und als eine Ab- und Nebenart bezeichnet, die in einer wahren Ästhetik zwischen Dicht- und Redekunst vorgetragen werden sollte, spricht ihr doch übrigens keineswegs einen eignen Werth ab. „Dem näher und billig Betrachtenden, sagt er, fällt sogleich auf, daß die didaktische Poesie um ihrer Popularität willen schätzbar sei; selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Kapitel des Wissenswerthen also behandelt zu haben." Göthe hat dies selbst auch gethan, denn sein Gedicht: die Metamorphose der Pflanzen wird dadurch, daß er es unter die Elegien gestellt hat, nichts weniger als eine Elegie, sondern ist ein durchaus didaktisches Gedicht. Dieses hätte ihn mistrauisch gegen seine Behauptung machen sollen, daß die didaktische Dichtungsart neben der lyrischen, epischen und dramatischen nicht bestehen könne, weil diese der Form nach unterschieden seien, jene aber von dem Inhalt ihren Namen habe. Als ob bei jenen nicht auch der Inhalt die Form bestimmte! Der Unterschied ist blos, daß das didaktische Gedicht nicht an eine Form gebunden ist. Göthe konnte seine Metamorphose ebenso wol ganz episch oder dialogisch vortragen, als er es im antiken elegischen Versmaß gethan hat, und sie blieb nichts desto weniger ein didaktisches Gedicht. (*H.*)

DIDASCALIA, *Διδασκαλίαι*. Der Ausdruck bezeichnet zuvörderst die öffentliche Aufführung eines Drama, einer Komödie, wie einer Tragödie, nach der bekannten, vom Aufführen eines Stücks gebrauchten Redensart: *διδάσκειν δρᾶμα*, docere fabulam, insofern der Verfasser des Stücks, der Dichter, selbst die zum öffentlichen Vortrag des Stücks bestimmten Personen die Art und Weise des Vortrags lehrte und so die ganze Aufführung leitete. Dann aber auch versteht man unter Didaskalien besonders die Verzeichnisse, welche über die Verfasser der einzelnen Dramen, über Zeit und Ort der Aufführung und den Erfolg derselben verbreitet waren, und woran dann weiter Angaben und Untersuchungen über den Inhalt des Stücks, Anordnung, Einrichtung und Plan desselben, sowie Ausführung und Darstellung sich knüpften, so daß die Didaskalien bald auch zu förmlichen Kritiken über die einzelnen dramatischen Versuche der griechischen Dichter führten. Es hatten sich mit Abfassung solcher Didaskalien selbst Dichter beschäftigt, und besonders in der spätern Zeit sehen wir die geachtetsten Grammatiker Alexandria's mit Abfassung solcher Schriften beschäftigt, deren Verlust eine höchst fühlbare Lücke in der griechischen Literatur zurückgelassen hat, da wir durch diese Didaskalien über so manche jetzt bestrittene, oder im Dunkel liegende Gegenstände des hellenischen Drama gewiß näher belehrt wären und eine vollkommnere Kenntniß des attischen Drama, der ganzen Einrichtung der Art und Weise der Aufführung u. dergl. m. daraus gewinnen könnten. Hatte doch selbst der berühmte Aristoteles solche Didaskalien geschrieben, und so werden uns später die Namen eines Dikäarchos, Kallimachos, Aristarchos, Krates u. A. genannt als Verfasser von Didaskalien, die aber leider sämmtlich untergegangen sind, und deren Verlust wir nicht genug beklagen können. Selbst dem lateinischen Dichter Attius werden, obwol mit Unrecht, solche Didaskalien zugeschrieben. (*Baehr.*)

Didottium s. Dole.

DIDELPHYS (*Linné*), Beutelthier, Beutelratte. Eine Gattung aus der Ordnung Marsupialia (s. d. Art.), der sie in ihrem ersten Umfange entsprach, mit folgenden Kennzeichen. In der obern Kinnlade zehn kleine Schneidezähne, von welchen die mittlern etwas länger sind als die seitlichen und von diesen etwas abstehen; in der untern Kinnlade stehen acht Schneidezähne, die sehr klein, unter einander fast gleich, zusammengedrückt und stumpf sind; Eckzähne stehen in der obern und untern Kinnlade zwei, sie sind länger als die Schneidezähne und zusammengedrückt; Backenzähne finden sich in der obern und untern Kinnlade vierzehn, von denen

die drei vordern sogenannte falsche, dreieckige, zusammengedrückte, die vier hintern zackig sind und zwar die obern dreieckig, die untern länglich. Die Schnauze ist spitzig; die gefranzte Zunge ist mit rückwärts liegenden Stacheln besetzt; die Ohren sind groß, zugerundet und fast nackt; die Vorderfüße sind fünfzehig mit krallenförmigen Klauen, an den Hinterfüßen fehlt am Daumen der Nagel (daher sie auch pedimana genannt); am Bauche steht entweder ein die Zitzen bedeckender Sack, oder er ist blos durch eine Hautfalte an jeder Seite angedeutet; Zitzen sind sieben bis vierzehn vorhanden, die Ruthe der männlichen Eichel ist gabelförmig, der Schwanz, ein Wickelschwanz, ist zum Theil wenigstens nackt und beschuppt.

Diese Thiere, unter allen Beutelthieren die am längst bekannten, zeichnen sich auch sogleich durch ihr allgemeines Ansehen aus, was man mit einem französischen Schriftsteller kürzlichst dadurch charakterisiren kann, daß man ihnen einen Hechtsrachen, der bis unter die Augen gespalten ist, Fledermausohren, einen Schlangenschwanz und Affenfüße zuschreibt. Sie haben überhaupt kein empfehlendes Aussehen, es ist häßlich, und kündet zugleich großen Stumpfsinn an. Der Körper erscheint fast immer als schmutzig, weil das Haar, das meist weder wollig noch glatt ist, dadurch und durch seine düstern Farben nur einem kranken, struppigen Thier anzugehören scheint, die nackte, krankhaft fleischfarbene Haut um Maul und Augen, an den vier Füßen, am Schwanz und an den durchscheinenden Ohren hat meist ein grindiges Ansehen, und auf ihr stechen die schwarzen oder weißen, sehr langen Bartborsten, die bis an die stark vorspringenden, kleinen, roth oder schwarz eingefaßten Augen reichen, stark ab. Hiezu kommt ein stinkender Harngeruch, der von weiter unten zu beschreibenden Drüsen herrührt, und der noch durch die Gewohnheit verstärkt wird, daß das Thier bei Verfolgung oder sonst seinen Urin fahren läßt.

Hinsichtlich ihres innern Baues ist besonders des eigenthümlichen Knochens zu gedenken, der unter dem Namen des Beutelknochen (os marsupiale) bekannt ist; da er aber der ganzen Ordnung der Beutelthiere zukommt, so verweisen wir hinsichtlich aller anatomischen Einzelnheiten auf den bezüglichen Artikel Marsupialia.

Was die Lebensart und Fortpflanzung dieser Thiere überhaupt betrifft, so gibt hinsichtlich der in Paraguay wohnenden Arten Rengger Folgendes an, mit dem auch der Prinz von Neuwied im Ganzen übereinstimmt.

Diese Thiere bewohnen die Waldungen und die dichten Gebüsche, leben den größten Theil des Jahres hindurch allein, haben nicht immer ein bestimmtes Lager und halten sich nie lange in dem nämlichen Reviere auf. Es sind nächtliche Thiere, welche den Tag schlafend entweder in der verlassenen Höhle eines Gürtelthieres, oder auch im Gesträuch, in einem hohlen Baumstamme, selbst, da sie klettern können, auf Bäumen zubringen. Bei Nacht gehen sie theils auf der Erde, theils auf den Bäumen ihrer Nahrung nach, die, so viel man weiß, aus Mäusen, Vögeln, Vogeleiern, großen Insekten und aus einigen Arten von Baumfrüchten besteht. Frisches Blut ist ihre Lieblingsspeise, sie besuchen daher nicht selten die Wohnungen und richten großen Schaden unter den Hühnern und Enten an, indem sie oft zehn bis zwanzig Stück davon tödten. Der übermäßige Genuß des Blutes versetzt sie aber, wie Rengger beobachtete, in einen Zustand von Trunkenheit, so daß man sie nicht selten des Morgens unter dem getödteten Geflügel oder wenigstens in der Nähe desselben schlafend antrifft. Eine Wirkung, die sie von Überfüllung des Magens durch andere Nahrung keineswegs erfahren.

Ihre Bewegungen sind langsam. Ihr gewöhnlicher Gang ist der Schritt, werden sie aber verfolgt, so entfliehen sie in kleinen Sätzen. Bäume besteigen sie mit einiger Mühe und klettern nur langsam zwischen den Ästen herum, wobei ihnen ihr Schwanz, obschon er durch seine Krümmung nach unten dem Wickelschwanze einiger Affen ähnlich ist, nur geringe Hilfe leistet, jedoch hängen sie sich zuweilen vermittelst desselben an einem Aste auf und bleiben Stunden lang ruhig in dieser Stellung.

Unter ihren Sinnen ist der Geruchssinn der schärfste, ihr Gehör, dessen Organ im Schädel nur einen ganz kleinen Raum einnimt, kann nur schwach seyn; noch schwächer ist ihr kleines Auge, das eine längliche, vertikale Pupille hat, bei Nacht nicht leuchtet und durch das Licht gänzlich geblendet wird.

Rengger hörte die Beutelratten nie andere Laute von sich geben, als eine Art von Schnäuzen, und das blos, wenn sie angegriffen oder mißhandelt wurden. Sie richten alsdann die Rückenhaare empor und verbreiten einen starken, dem Geruche des Knoblauchs ähnlichen Gestank, der aber nicht, wie Azara behauptet, vom Harne, sondern von der Absonderung jener oben gedachten zwei Drüsen herrührt, welche die Größe einer Haselnuß haben und an beiden Seiten des Mastdarms sitzen.

In der Mitte des Augustmonats scheint bei ihnen die Begattungszeit einzutreten, wenigstens trifft man in jenem Monate häufig die beiden Geschlechter bei einander an, und findet im darauf folgenden Monate trächtige Weibchen. Diese werfen, in Paraguay wenigstens, nur einmal im Jahr. Die Zahl ihrer Jungen ist weder bei allen Arten, noch jedesmal bei derselben Art die nämliche. Die größte Zahl wirft Didelphys Azarae, bei welcher Rengger vierzehn Junge, oft aber auch nur acht oder vier und einmal nur eins fand. Die Tragezeit dauert etwas mehr als drei Wochen. Anfangs des Weinmonats kommen die Jungen zur Welt und treten sogleich in den Beutel oder unter die Hautfalten am Bauche der Mutter, wo sie sich an den Zitzen ansaugen und so lange in diesem Zustande bleiben, bis sie ihre vollkommene Ausbildung erreicht haben. Dies geschieht nach funfzig und einigen Tagen, alsdann verlassen sie den Beutel, nicht aber die Mutter, indem sie sich, auch wenn sie schon fressen können, an dem Pelze derselben festhalten, und so von ihr noch einige Zeit herumgetragen werden.

Genauere Beobachtungen über die Fortpflanzung

der Beutelratten zu machen, fand Rengger blos bei einigen Weibchen, wie Didelphys Azarae, Gelegenheit, indem er dieselben theils während ihrer Schwangerschaft, oder im Augenblicke des Gebährens zergliederte, theils nach der Geburt untersuchte. Die Tragezeit dieser Art fällt in den Herbstmonat und dauert etwa 25 Tage. Während dieser Zeit bemerkt man einen Zufluß der Säfte gegen die Wände des Beutels, ein Anschwellen seiner Ränder und eine Erweiterung derselben. Die Embryonen liegen zum Theil in den Hörnern, zum Theil in dem Körper des Uterus, nie aber in den henkelförmigen Fortsätzen desselben. Nach dem ersten Tage der Empfängniß erscheinen sie blos als gallertartige runde Körperchen, bei denen man, selbst durch das Vergrößerungsglas, keine Verbindung mit dem Uterus, wol aber, als erste Spur von Organisation, zuweilen einen feinen, blutigen Streifen bemerkt. Gegen das Ende der Tragezeit hingegen, wo die Embryonen eine Länge von beinahe sechs Linien erreicht haben, findet man sie von einer Haut umgeben und mit einem Nabelstrange versehen, der sich vermittelst mehrer Fasern an den Uterus ansetzt. An der Frucht selbst nimt man, auch mit unbewaffnetem Auge, deutlich den Kopf, die vier Extremitäten und den Schwanz wahr. Sie sind übrigens in diesem Zeitpunkte nicht alle gleich weit ausgebildet; es herrscht im Gegentheile unter ihnen eine Art von Stufenreihe, so daß diejenigen, welche den fallopischen Röhren am nächsten liegen, in ihrer Organisation auch am wenigsten vorgerückt sind. Über die Art, wie der Embryo aus der Gebärmutter in die Scheide gelangt, hat Rengger Folgendes beobachtet. Bei einem Weibchen, das er in den ersten Tagen des Weinmonats tödtete, fand er in dem verschlossenen Beutel zwei ganz kleine Junge, dann aber in dem linken henkelförmigen Fortsatze des Uterus einen ausgewachsenen Embryo, der von keinem Häutchen mehr umgeben war, und dessen Nabelstrang in keiner Verbindung mit den Wänden des Fortsatzes stand. In dem Körper der Gebärmutter lagen noch zwei andre Embryonen, deren Nabelstrang sich aber von demselben noch nicht abgelöst hatte. Übrigens war die Gebärmutter, sowie ihre Fortsätze, außer der größern Ausdehnung nicht im mindesten verändert. Die Embryonen treten also bei dieser Beutelratte aus dem Körper des Uterus in die henkelförmigen Fortsätze desselben, und erst von diesen in die Scheide, während sie nach Home's Angabe bei den Känguru's aus dem Körper des Uterus durch eine Öffnung, die sich während der Schwangerschaft im Grunde desselben bildet, unmittelbar in die Scheide treten.

Die Jungen werden, wie man sieht, nicht alle zugleich geboren; es verstrichen vielmehr drei bis vier Tage zwischen der Geburt des ersten und des letzten Jungen. Wie diese aber in den Beutel gelangen, hat Rengger nie beobachten können. Vielleicht wird, wie die mehrsten Naturforscher glauben, der Beutel vermittelst zweier Muskeln, welche von der Spina anterior superior ossis ilii über die Ossa marsupialia hin nach den Seiten desselben laufen, im Augenblicke der Geburt gegen die Scheide zurückgezogen, so daß die Jungen durch die Geburtsarbeit selbst in den Beutel geschoben werden.

Die neugebornen Thierchen sind und bleiben noch einige Zeit wahre Embryonen. Ihre Länge beträgt höchstens sechs Linien, ihr Körper ist nackt, der Kopf ist im Verhältniß zu den übrigen Theilen groß, die Augen sind geschlossen, die Nasenlöcher und der Mund hingegen offen, die Ohren in Quer- und Längsfalten zusammengelegt, die vordern Extremitäten sind über der Brust, die hintern über dem Bauche gekreuzt, und der Schwanz ist unter den Bauch gerollt. Sie zeigen auch auf äußere Reize nicht die geringste Bewegung. Nichts desto weniger findet man sie kurze Zeit, nachdem sie in den Beutel gelangt sind, an den Zitzen angesogen. Es ist nun kaum denkbar, bemerkt Rengger, daß Thiere in einem solchen Embryonenzustande ohne fremde Hilfe eine Zitze aufsuchen und fassen können, er vermuthet daher, daß sie von der Mutter an die Zitzen gelegt werden, wozu derselben ohne Zweifel ihre entgegensetzbaren Daumen dienen *).

Die Jungen bleiben nun beinahe zwei Monate in dem Beutel, ohne die Zitzen, ausgenommen in den letzten Tagen, zu verlassen. In den ersten zwei Wochen bemerkt man keine andere Veränderung an ihnen, als daß sie nach allen Maßen zunehmen, und daß sich die langen Borstenhaare um den Mund zu zeigen anfangen. Nach vier Wochen, wo sie ungefähr die Größe einer Hausmaus erreicht haben, trit der Pelz über den ganzen Körper hervor, und man sieht sie einige Bewegungen mit den Extremitäten machen. Nach Azara sollen sie sich in diesem Alter schon auf den Füßen halten können. Etwa in der siebenten Woche, wenn sie bald so groß wie eine Ratte sind, öffnen sich die Augen. Von der Zeit an hängen sie nicht mehr den ganzen Tag an den Zitzen und verlassen auch zuweilen den Beutel, kehren aber sogleich wieder in denselben zurück, sowie ihnen einige Gefahr droht. Bald aber verschließt ihnen die Mutter den Beutel, der sie nicht mehr alle fassen kann, und trägt sie dagegen während mehrer Tage, bis sie ihren Unterhalt selbst zu finden im Stande sind, mit sich auf dem Rücken und den obern Theilen der Extremitäten herum, wo sich dieselben an den Haaren festhalten.

Während der ersten Tage nach der Geburt sondern die Milchdrüsen blos eine durchsichtige, in etwas klebrige, jedoch vermittelst Säuren gerinnbare Flüssigkeit ab, die man in dem Magen der Jungen findet, später wird diese Flüssigkeit immer trüber und endlich zu wahrer Milch. Haben die Jungen einmal die Zitzen verlassen, so hören sie auf zu saugen, und die Mutter theilt dafür ihre Beute mit ihnen, besonders wenn diese in Vögeln oder Eiern besteht.

Rengger erwähnt noch einer Beobachtung, welche der ihm befreundete Doktor Parlet bei einem säugenden Weibchen der genannten Beutelthierart gemacht haben wollte. Weder dieser, noch er selbst hatten nämlich je erfahren können, wie die Säuglinge sich ihres Kothes

*) Collie (Zoolog. Journ. nr. XVIII.) will bei einer Art Känguru gesehen haben, daß beim Gebären die Embryonen wie eine Schnecke in den Beutel krochen, also doch eine Bewegung haben und machen müssen.

und Harnes entledigten. Parlet beobachtete nun ein Weibchen 5 Wochen lang und sagte, daß die Jungen während der ersten Tage nach der Geburt keinen Koth von sich geben, und daß dieses erst geschehe, wenn dieselben wenigstens 24 Tage alt seien, wo dann die Mutter von Zeit zu Zeit ihren Beutel zu dem Ende öffne. So viel, setzt Rengger hinzu, sei wenigstens gewiß, daß man in dem Beutel des säugenden Weibchens der genannten Art nie zurückgebliebenen Koth finde.

Alle drei Arten von Beutelratten Paraguay's lassen sich nach Rengger einigermaßen zähmen, d. h. sie gewöhnen sich an den Menschen in soweit, daß man sie berühren und selbst herumtragen kann, ohne von ihnen gebissen zu werden. Nie aber lernen sie ihren Wärter kennen und zeigen überhaupt auch nicht die geringste Intelligenz, was schon ihr im Verhältniß zum übrigen Kopfe kleiner Hirnkasten und ihr Gesichtswinkel, der nicht mehr als 17 Grad beträgt, vermuthen läßt. Übrigens, sagt Rengger, fällt es in Paraguay nicht leicht jemanden ein, eine Beutelratte aufzuziehen und zu zähmen, indem ihr Ansehen dafür zu häßlich und der Geruch, den sie von sich geben, zu abschreckend ist, auch weil sie mit Recht als die gefährlichsten Feinde des zahmen Geflügels angesehen werden, dem sie selbst im häuslichen Zustande fortwährend begierig nachstellen.

Ihr Fell und ihr Fleisch werden in Paraguay nicht benutzt, die Indianer von Großchiaco hingegen genießen das letztere. Allein des Schadens wegen, den sie häufig unter dem Federvieh anrichten, werden sie überall von Menschen verfolgt. Sie werden entweder in Fallen gefangen, oder man lauert ihnen des Nachts auf und trit, so wie sie sich dem Hühnerhofe nähern, ihnen plötzlich mit einem Lichte entgegen, dadurch wissen sie nicht zu entfliehen und werden leicht todt geschlagen.

Die Arten dieser Gattung werden nach Temminck (Monographies de Mammalogie. Paris 1827. 4.) zweckmäßig in 2 Sectionen zerfällt.

A. Die Weibchen im erwachsenen Zustande mit einer vollkommenen, sehr weiten Zitzentasche, die bei den jüngeren Individuen indessen weniger deutlich (an den Häuten junger Thiere aber schwer zu bemerken) ist.

1) D. virginiana *Shaw* (*Temminck* l. c. p. 71. — *Shaw* general. zoolog. I. t. 107. — D. marsupialis, Schreber Säugethiere. t. 145. * Taf. 145 schlecht, gehört zu cancrivora. — Marsupiale americanum — Opossum. *Catesby* Carol. p. 120. c. f. — *Barton* facts etc. relative to generation of the Opossum of North America. Lond. 1809. — Philander virginianus, Tiedemann Zool. I, 421. — Virginian Opossum *Pennant* Synopsis. — Sarigue des Illinois u. S. à long poils *Buffon*. Sarigue à oreilles bicolores, *Cuvier* regne animal. I. Gute Abbild. in *Geoffroy* et *Cuvier* Mammifères von Männchen und Weibchen). Die Sarigue, das Opossum, die virginische Beutelratte, das Manicou.

Kennzeichen: Die gewöhnlichste Größe ist die eines Kaninchens, aber die Erwachsenen, wenn sie stark sind, erreichen die Größe der wilden Katze. Der Schwanz kürzer als der Körper mit dem Kopfe, an der Wurzel mit sehr langen Haaren besetzt, übrigens aber bis an die Spitze mit einem kurzen, dünnen, weißen Haare bedeckt; die Schnauze sehr lang, spitzig, die Nasenkuppe gelblich fleischfarben; die Nase sehr tief gespalten; die Zehen aller Füße sehr lang und tief gespalten; nur die Spitze der Ohren gelblich.

Das ganze Thier erscheint als weiß, reines Weiß findet sich indessen nur am Kopfe, am Halse, am Nacken und an den untern Theilen; der Pelz auf diesen Körpertheilen ist kurz, wollig, sehr dichtstehend; ein Kreis von hellbraunen Haaren umgibt die Augen, aber der übrige Theil des Kopfes und die meisten Schnurrhaare sind weiß. Der Pelz besteht übrigens wie bei Didelphys Azarae und cancrivora aus 2 Haarsorten, ein dichter Wollpelz bedeckt unmittelbar die Haut, die eigentlichen Haare sind lang, bart und bedecken jenen. Der Körper scheint mit den Wurzeln der Glieder und des Schwanzes nur eine Masse zu bilden, so sehr werden diese Theile durch die langen, dichtstehenden Haare verdeckt. Der Wollpelz oder das Wollhaar ist ungefähr anderthalb Zoll lang, an der Wurzel weiß, an der Spitze tiefbraun, die langen oder sogenannten Seidenhaare (Borstenhaare) sind an 3 Zoll lang und auf dem Rückgrathe hinab oft noch länger. Sie sind in ihrer ganzen Länge rein weiß, und da sie über den Wollpelz mit ihren Spitzen vorragen, so machen sie, daß das Thier weiß behaart erscheint und das Braun nur mehr oder weniger durchblickt. Solche lange, weiße Haare stehen auch an der Wurzel des Schwanzes, der übrigens in seiner größten Länge mit einem ganz kurzen, weißen Haare bedeckt ist, welches die kleinen, weißlichen Schuppen, welche auf diesem Theile sitzen, nur schwach versteckt. Die vier Extremitäten sind kastanienbraun, aber die feinen Spitzen der Haare sind oft weiß. Das Ohr ist groß, an der Wurzel schwarz, an der Spitze gelblich. Das Auge ist von einem braunen oder kastanienbraunen Ringe umgeben; die Nasenspitze ist gelblich fleischfarben; die Schnurrhaare sind theils weiß, theils tief kastanienbraun.

Bei einem erwachsenen Männchen betrug die ganze Länge 20 — 21 Zoll, wovon 8 Zoll auf den Schwanz kommen; die Entfernung vom vorderen Augenrande bis zur Nase beträgt 1 Zoll 6 Linien, die Länge der Vorderfüße von der Ferse bis an die Wurzel des Nagels der längsten Zehe 1 Zoll 6 Linien. — Ein kleineres, doch nach den Zähnen zu urtheilen, erwachsenes Weibchen war nur 17 Zoll lang, davon der Schwanz 7 Zoll 6 Linien, die Entfernung des Auges von der Nase 1 Zoll 4 Linien wegnahm.

Junge Thiere haben mehr Weiß als die Alten, auch sind sie mehr mit Wollhaar bedeckt als diese; überhaupt ist ihr Pelz dichter.

Das Vaterland ist das nördliche Amerika, von Mexico bis an die nördlichen Provinzen der vereinigten Staten. Die Nahrung besteht in Fleisch, Früchten, Wurzeln, auch soll es dem Hausgeflügel gefährlich werden. Das Fleisch wird gegessen, und die Wilden verwenden die Wollhaare zu Geweben.

2) D. Azarae. *Temminck* (l. c. p. 30. — Dict.

class. d'hist. nat. planch. 148. f. 1. — Micouré premier. Azara I, 244 *). — Rengger a. a. O. S. 223.). Das Gamba.

Kennzeichen: Größe eines Kaninchens; Schnauze lang; Schwanz so lang als Körper, Hals und ein Theil des Kopfes, seine Spitze reicht bis über die Augen, die Wurzel desselben sehr behaart, der nackte Theil mit deutlichen, rauhen, über einander liegenden Schuppen bedeckt; zwischen den Schuppen einzelne, sehr kurze Haare, welche auf dem mit weißen Schuppen bedeckten Theile schwarz sind; der Nasenrücken gerade; die Ohren von mittlerer Länge, an der Wurzel oft gelblich; die Seidenhaare immer in ihrer ganzen Länge weiß.

Der Pelz dieser Beutelratte besteht vorzüglich aus dichtstehenden, weich anzufühlenden Wollhaaren, die am Kopfe und an den Füßen kürzer sind als am übrigen Körper, dann auch aus wenigen, steifen, rauh anzufühlenden, etwa 2 Zoll langen Borstenhaaren, welche sich blos auf dem Rücken, an den Seiten und am behaarten Theile des Schwanzes vorfinden. An der Schnauze hinter den Mundwinkeln und über den Augen stehen mehre starke Borsten, von denen einige mehr als 3 Zoll lang sind. Die Nasenspitze, die Ohren und die Fußsohlen sind nackt. Der Schwanz ist blos an seinem obern Drittheile behaart, von da bis zur Spitze bemerkt man nur einzelne, kurze, steife Borstenhaare, die unter den Schuppen, mit denen der ganze Schwanz bedeckt ist, hervorstehen.

Die Farbe der Wollhaare ist am Kopfe größtentheils gelblichweiß, über die Mitte desselben läuft vom Hinterhaupte bis zur Nasenwurzel ein schwärzlichbrauner Streifen, ein anderer von der nämlichen Farbe erstreckt sich von jedem Ohre nach dem Auge, umgibt dieses und setzt sich noch bis gegen die Schnauze hin fort. Die Farbe des Rückens und der Seiten ist braun mit Weiß gemischt. Die Wollhaare sind nämlich weißlichgelb mit schwarzer Spitze, die Borstenhaare hingegen in ihrer ganzen Länge weiß. Der Bauch ist größtentheils schwarz und nur gegen den After hin röthlichbraun. Die 4 Füße, der behaarte Theil des Schwanzes und die Borstenhaare im Gesichte haben eine schwarze Farbe. Die Nasenspitze ist fleischfarben, die Ohren sind an ihrer untern Hälfte schwarz, an ihrer oberen röthlichweiß; von dieser letzteren Farbe ist auch die untere Hälfte des Schwanzes, der übrige unbehaarte Theil hingegen ist gleich dem behaarten schwarz. Die Nägel sind fleischfarben.

Zwischen dem Männchen und dem Weibchen findet kein Unterschied in der Farbe Statt, hingegen trifft man bei dieser Art einige Farbenabänderungen an. So sah Rengger Individuen, denen der schwarze Streif vom Ohre bis gegen die Schnauze mangelte, und wo nur das Auge eingefaßt war; bei andern finden sich die Wollhaare nur an ihrer äußersten Spitze schwarz gefärbt, so daß bei jeder Bewegung des Thieres die weißlichgelbe Farbe zum Vorschein kommt und der Pelz alsdann eher weiß als braun erscheint.

Die Maße dieser Beutelratte sind 2 Fuß 3 Zoll ganze Länge, 4 Zoll 2 Linien Länge des Kopfes, 11 Zoll Länge des Rumpfes, 11 Zoll 10 Linien Länge des Schwanzes, 7 Zoll 8 Linien mittlere Höhe. Die Ohren sind 14 Linien hoch und ebenso breit.

In ihrer äußern Gestalt sieht diese Art ganz der vorigen gleich, jedoch findet sich bei ihr zwischen dem Daumen und der zweiten Zehe eine Haut, welche dieselben längs des ersten Gliedes mit einander verbindet, was bei jener Art nicht der Fall ist (Rengger).

Man findet diese Art im ganzen südlichen Amerika, auch nach Temminck in Brasilien, indessen erwähnt der Prinz von Neuwied ihrer nur in sofern, als er die von ihm beschriebene Art für eine andere erklärt (s. w. u.), indem er bei seinem Gamba Didelphys cancrivora citirt. Seine folgende Art, welche Fischer, nach Lesson, zu der eben beschriebenen zählt, weicht in Färbung, namentlich aber auch in den Maßen zu bedeutend ab, als daß man eine solche Vereinigung gut heißen könnte, um so mehr, als der Prinz selbst über sie noch zweifelhaft ist, dem doch die Vergleichung mit andern Arten zu Gebote stand.

3) D. aurita *Neuwied* (Beiträge II, 395.).

Kennzeichen: Färbung und Bildung D. cancrivora sehr ähnlich, allein Kopf und Ohren weit größer, der Schwanz länger, die Stirn mehr eingedrückt.

Die Beschreibung ist blos von einem alten Weibchen entnommen. Das Ohr ist höher als an der genannten Art, groß, beinahe scheibenförmig, breit, oben abgerundet, nackt und schwarzbraun gefärbt. Die Zunge ist ganz so, wie sie Azara bei der vorigen Art beschreibt, der Gaumen ist mit erhöhten Querreifen versehen.

Die Beine sind ziemlich schlank, die Vorderfüße mit 5 ziemlich kurzen Zehen versehen, wovon die innerste die kürzeste ist. Nägel, Zehen und Daumen der Hinterfüße sind gebildet wie an D. cancrivora. Der Schwanz ist größtentheils nackt und mit Hautschuppen bedeckt, an seiner Wurzel etwa 2 Zoll lang behaart. Der Beutel dieses weiblichen Thieres war weit und enthielt 9 Zitzen, welche wenig sichtbar waren.

Der ganze Körper ist wie bei D. cancrivora zunächst der Haut mit einem wolligen Haare bedeckt und darüber mit langen, dünnen Stachelhaaren versehen, welche indessen bei den Thieren dieser Gattung im Sommer oft fehlen und nur auf dem Rücken vorhanden sind. Der Kopf und die 4 Beine sind mehr schwarzbraun gefärbt als bei D. cancrivora, der erstere zeigt von der Gegend zwischen den Augen bis über den Scheitel hinauf einen schwarzbraunen Streif, ein ähnlicher, mehr undeutlicher zieht vom Auge nach dem Ohre hinauf, und die Gegend zwischen diesen 3 dunkeln Streifen ist blässer gefärbt, denn hier blickt die gelblichgraue Wolle des Pelzes zwischen den dunklern Haarspitzen hindurch. An den Seiten des Kopfes und Halses haben die Haare eine etwas rostgelbliche Mischung, das dichte, wollige Haar am Körper ist weißgraulich, dessen Spitzen schwärzlichbraun, in demselben sind einzelne, lange, weißliche Haare vertheilt. Auf dem Rücken herrscht mehr das schwärzlichbraune Haar, die innere Seite der Beine, so wie die Gegend des

*) *Fischer* Synops. mamm. hat unrichtig D. Azarae mit aurita *Wied.* vereinigt, s. unten.

Beutels sind ein wenig mehr rothgelblich gemischt. Der nackte Theil des Schwanzes ist an der Wurzelhälfte schwärzlichbraun oder dunkelgraubraun, an der Spitzenhälfte weißlich oder gelblichweißgrau gefärbt.

Die Maße dieser Art sind folgende: Ganze Länge 29 Zoll 11 Linien, Länge des Körpers 15 Zoll 11 Linien, Länge des Schwanzes 14 Zoll, Länge des Kopfes 4 Zoll 2 Linien, Höhe des äußeren Ohres 1 Zoll 10 Linien.

Das einzige Exemplar ward zu Villa Viçoza am Flusse Peruhype im Monat Juni erhalten, wo es sehr fett war.

Diese Art lebt in den Wäldern und Gebüschen, nähert sich bei Nacht wie D. cancrivora den Wohnungen, um zu rauben, und hat ebendenselben unangenehmen Geruch.

4) D. marsupialis *Linné* (ed. XII. et cancrivora ed. XIII. — Magnus Philander orientalis, *Seba* Thes. I. t. 38. f. 1. — Schreber Taf. 145. (ohne *) gut, aber schlecht ill. — Grand Sarigue ou Crabier *Buffon*. — Unter Molucca Opossum beschreibt Shaw (General Zoology) nach Temminck Phalangista ursina, gibt dazu eine Figur von D. Quica, rechnet zu dieser als Varietät D. cancrivora und gibt deren Figur nach Seba t. 39. — Max. von Neuwied Beiträge II, 387. — Carigueya Marcgraf Braſ. 222. — Le Sarigue Crabier ou Pian *Geoffr.* et *Cuvier* Mammif. — *Temminck* l. c. pl. V. — Gambá (ſo wie andere Arten) an der Oſtküſte von Braſilien, Ntiunn-tiú botokudiſch (andere Arten von ihnen ebenſo genannt). Der Krabbenfreſſer, das Gamba.

Kennzeichen: Größe einer Katze; Kopf und Schnauze bedeutend lang; Naſenſpitze ſchwarz; Schwanz etwas länger als Körper und Kopf, an der Wurzel behaart, auf dem nackten Theile mit deutlichen, rauhen, auf einander liegenden Schuppen bedeckt, zwiſchen den Schuppen ſitzen einzelne, ſehr kurze Haare, welche auf dem obern, mit ſchwarzen Schuppen bedeckten Theile ſchwarz, auf dem mit weißen bedeckten Schuppentheile weiß ſind; die Schnauze iſt lang, ſehr ſpitzig; der Naſenrücken gewölbt; die Ohren lang, einfarbig; die langen Seidenhaare ſind an der Wurzel immer weiß, übrigens tief ſchwarz. Am Skelett ſind die 3 Nackenwirbel, welche dem Atlas unmittelbar folgen, mit ſehr dicken und breiten Dornfortſätzen verſehen, ihre Fläche iſt eben und ſie ſitzen dicht an einander.

Der Pelz beſteht wie gewöhnlich aus zweierlei Haaren, der Wollpelz iſt kurz, die Seidenhaare ſind lang und ſteif, jener iſt weiß oder weißlich, und die langen, borſtigen Seidenhaare ſind von der Wurzel bis an die Mitte weiß, von da bis an die Spitze tief ſchwarzbraun, am dichteſten und längſten finden ſie ſich auf dem Rücken, oben auf dem Kopfe und an der Schwanzwurzel, an den andern Körpertheilen ſieht man das Wollhaar zwiſchen den wenigen Seidenhaaren durch; die äußere Seite ſo wie die innere der 4 Gliedmaßen iſt durchaus mit kurzen, ganz ſchwarzen Haaren beſetzt; der ganze Kopf und die Schnauze ſind ziemlich ſchwärzlichbraun, mit kurzen Haaren bedeckt, die Haare auf dem Schädel ſind ebenfalls zweifarbig, indem die Wurzel derſelben weißlich, die Spitze ſchwarz iſt, wodurch auf dieſem Theile ein tiefes Schwarzgelb entſteht. Ein helleres ſolches Gelb zeigt ſich an den unteren Körpertheilen, wo man nur ſehr wenige ſchwarze Haare bemerkt und der gelbliche Wollpelz durchſcheint. Der Schwanz iſt mit rauhen Schuppen bedeckt, der behaarte Theil iſt ziemlich lang, der nackte doppelfarbig, die Hälfte nach der Wurzel zu ſchwarz, die andere Hälfte weiß.

Von der vorſtehenden Temminckſchen Beſchreibung weicht diejenige ab, welche der Prinz von Neuwied von einem weiblichen Thiere mittheilt, welche wir deshalb hier folgen laſſen.

Geſtalt rattenartig, etwas dick; Kopf ſchmal, zugeſpitzt; Naſe etwas rüſſelförmig verlängert; Naſenkuppe durch eine ſenkrechte Mittelrinne ein wenig geſpalten; am Oberkiefer befinden ſich lange, ſchwarze Bartborſten, und auf den Backen ſtehen ähnliche, welche aus einem gemeinſchaftlichen Punkte entſpringen; diejenigen, welche unter dem Unterkiefer ſtehen, ſind weißlich- oder gelblichbraun gefärbt. Das Auge iſt rattenartig ſchwarz; Ohren wie an der Ratte, nackt, ziemlich breit, oben abgerundet, ſchwarzbraun gefärbt, einen Zoll und eine Linie hoch. Die Füße ſind ſtark, mit zuſammengedrückten, weißlichen Krallennägeln, die an den Vorderfüßen kürzer ſind als an den hinteren; der Daum der Hinterhände iſt lang und ſtark, ohne Nagel, ſein vorderes Glied etwas platt gedrückt. Der Schwanz iſt an der Wurzel 2 Zoll 4 Linien weit wie der übrige Körper behaart, alsdann nackt, mit Hautſchuppen und einzelnen kleinen Borſten beſetzt; der Beutel iſt geräumig und enthielt im September 10 nackte kleine Junge, doch waren mehre Zitzen vorhanden.

Das die Haut unmittelbar bedeckende Haar iſt am ganzen Thiere eine dichte, ſchmutzig blaßgrauliche Wolle, deren Haare ſchwärzliche Spitzen zeigen, aus dieſer unteren Wolle treten lange, gelblichweiße Stachelhaare hervor, die an ihrer Wurzel weiß, an der Spitze aber gelblich gefärbt ſind, wodurch das Thier ein weißlich und ſchwarzbraun gemiſchtes Anſehen erhält; der Kopf iſt etwas mehr ſchwarzbräunlich überlaufen, ebenſo Oberhals und Rücken, wenn man an dem letzteren die weißlichen Stachelhaare wegnimt, welche an Kopf und Hals gänzlich fehlen. Mehr oder weniger deutlich bemerkt man an dem Kopfe 3 undeutliche, ſchwärzlichbraune Streifen, wovon der eine über die Mitte der Stirn hinauf, von den beiden andern aber ein jeder durch das Auge nach dem Ohre hinaufzieht, wodurch über dem erſtern eine etwas hellere Farbe entſteht. Die Grundfarbe der Wolle des Kopfes iſt etwas mehr gelblich als am übrigen Körper. Der Kopf des männlichen Thieres ſcheint dunkler gefärbt zu ſeyn als der des Weibchens. An den 4 Beinen herrſcht die ſchwarzbraune Farbe; der Pelz iſt hier kürzer und mit einzelnen, weißen Haaren gemiſcht; Schwanz an der Wurzelhälfte ſeines nackten Theiles ſchwarzbräunlich, an der Spitzenhälfte aber bläſſer oder weißlich, auch ſind auf dieſe Art ſeine einzelnen Borſten verſchieden gefärbt. Dabei bemerkt der Prinz noch, daß man dieſe Art in der kalten Jahreszeit mit völlig weißen Haaren finde.

Nach der Angabe des Prinzen sind Männchen und Weibchen nicht bedeutend verschieden, doch schien letzteres etwas heller gefärbt; nach Temminck aber unterscheiden sich die Männchen durch den vorderen falschen Mahlzahn, der ausnehmend klein ist, so daß besonders der untere kaum über das Zahnfleisch vortrete.

Die Jungen werden vollkommen nackt geboren, zu der Zeit aber, wenn sie die Tasche der Mutter verlassen, sind sie mit einem kurzen, glatten, nur aus Seidenhaaren bestehenden Pelze, der mehr oder weniger tief kastanienbraun ist, bedeckt, die Wollhaare erscheinen erst dann, wenn das Thier die Hälfte seines Wachsthums erreicht hat.

Nach Temminck maß ein ganz altes Männchen 2 Fuß 5 Zoll, wovon der Schwanz 15 Zoll, dessen behaarter Theil 2 Zoll 3 Linien wegnahm. Die ganze Länge des von dem Prinzen von Neuwied beschriebenen Weibchens betrug 26 Zoll 2½ Linie, davon der Schwanz 11 Zoll 2½ Linie, die behaarte Schwanzwurzel 2 Zoll 4 Linien, die Höhe des Ohres über dem Kopfe 13 Linien.

Nach dem Prinzen von Neuwied ist diese Art die gemeinste in den von ihm bereisten Gegenden, und scheint über den größten Theil von Südamerika verbreitet, da man es von Cayenne bis südlicher als Rio de Janeiro findet. Dennoch scheint es weder Azara, noch Molina, noch Rengger gefunden zu haben. Mit dem nordamerikanischen Beutelthiere, D. virginiana, hat es in Gestalt und Färbung große Ähnlichkeit, weshalb es oft mit demselben verwechselt worden ist.

In den meisten Gegenden Brasiliens kennt man dies Thier unter dem Namen Gamba. Der Prinz erhielt sein Exemplar im Monat September mit nackten Jungen. Diese Art ist in vielen Gegenden Brasiliens höchst gemein in den Wäldern, entflieht nicht besonders schnell, steigt geschickt auf Bäume und ist beißig wie eine Ratte. Übrigens ist es ein gefräßiges, wenig Nahrungsmittel verschmähendes Thier, es schleicht sich in die Hühnerhöfe und raubt das Federvieh und die Eier. Daß es mehr von Krabben leben soll als die übrigen Beutelthiere, scheint dem Prinzen von Neuwied unwahrscheinlich, da er in den Magen dieser Thiere nie Theile von Krabben fand.

Man fängt dieses Thier oft in der Schlagfalle. Es geht nicht blos bei Nacht aus, denn der Prinz fand es bei seinen Jagdexcursionen oft bei Tage, wo es in den großen Wäldern in Bewegung war, ob dieses gleich in bewohnten Gegenden seltener vorkommen mag. In der kalten Jahreszeit wird es sehr fett und hat alsdann sein langes, weißliches Haar in größter Vollkommenheit, weshalb es nach der Versicherung der brasilianischen Jäger in der kalten Zeit weit mehr weißlich gefärbt ist, als in der heißen, wo es mager ist. Die Botokuden essen das Gamba ohne Widerwillen, so wie die Neger, es wird hingegen von den Europäern und ihren Abkömmlingen des Geruches halber verabscheut. Sein Fleisch hat man mit dem des Hasen vergleichen wollen, allein es kann wol höchstens mit dem einer Ratte Ähnlichkeit haben.

5) D. Quica *Natterer* im Mus. Viennens. (*Temminck* l. c. 36.).

Kennzeichen: Größe eines jungen Iltis; der Schwanz länger als der Kopf und Körper, an der Wurzel stark, bei den Männchen fast so stark als der Körper, bei dem Weibchen weniger stark, der behaarte Theil beträgt etwas weniger als ein Drittheil der ganzen Länge desselben, der nackte Theil endigt immer in eine mehr oder weniger lange, weiße Stelle.

An dem Männchen sind alle obern Theile des Körpers und der Gliedmaßen, sowie ungefähr ein Drittheil des Schwanzes mäusegrau. Indem alle Haare aschgrau und schwärzlich geringelt sind, das Schwarz aber gegen die Spitze vorherrscht, meint man, wenn man das Thier von vorne ansieht, daß sein Pelz ganz mäusefarben, betrachtet man es aber von der Seite, so gleicht es mehr dem grauen Eichhörnchen von Carolina; die Kehle, alle untern Theile und die innere Seite der Gliedmaßen sind rein weiß; die Augen sind mit einem schwarzen Kreise umgeben, über welchem ein weißer Fleck steht, wie bei dem Opossum; unterhalb der Augen steht ebenfalls ein weißer, weißlicher oder auch hell roströthlicher Fleck; die Schnauze und eine Längslinie auf dem Nasenrücken sind dunkelgrau; der nackte Theil des Schwanzes ist in der ersten Hälfte schwarz, in der zweiten oder Endhälfte weiß; die Ohren sind groß, eiförmig und mehr oder weniger zweifarbig.

An dem Weibchen sind alle obern Theile des Körpers, die Schwanzwurzel schwarzgelb mit einem schwachen Silberglanz, je nachdem das Licht auffällt; der Pelz ist übrigens aschgrau, in den Seiten und auf der äußern Seite der Glieder heller; das Kinn und die innere Seite der Glieder sind weiß; auf dem Bauche zeigt sich ein grauroströthlicher Anstrich; die ganze Gegend der Tasche ist tief rostroth; der Scheitel und die Schnauze sind schwarz oder schwärzlich, und 3 große, weiße oder weißliche Flecken stehen über, hinter und unter den Augen, deren Augenkreise schwarz eingefaßt sind.

An den Jungen ist der Pelz mehr mit Gelbroth oder Braun überlaufen, die Flecken sind nicht so deutlich gezeichnet als bei den Erwachsenen, der Schwanz endigt aber immer weiß in mehr oder minderer Ausdehnung.

Die mittlere Länge, von einer großen Anzahl Exemplare abgenommen, ist im Ganzen 22 Zoll, wovon der Schwanz 11 bis 12 Zoll wegnimt; der behaarte Theil desselben mißt am Weibchen 2 Zoll 9 Linien, bei dem Männchen oft 3 Zoll 6 Linien, das nackte, weiße Ende ist 3 bis 5 Zoll lang.

Diese Art ist nicht etwa neu, sondern nur neu hergestellt, indem sie früher mit dem Opossum häufig verwechselt wurde.

Diese Art bewohnt Brasilien, sie lebt auf Bäumen, fängt kleine Vögel und Insekten, frißt aber auch Früchte. In der Gefangenschaft ernährt man sie mit Fleisch, am Tage rollt sie sich kugelförmig im Schlafe zusammen, sie faucht wie das Frettchen und scheint ihre Schlupfwinkel nur des Nachts zu verlassen.

6) D. Opossum *Linné* (*Temminck* l. c. p. 40. — Schreber Säugethiere. t. 146. A. B. genaue Abbildung

von Männchen und Weibchen. Sarigue opossum *Buffon* vol. 50. pl. 45. 46. Sarigue quatre oeil *Cuvier*.). Das Opoſſum.

Kennzeichen: Größer als das europäiſche Eichhörnchen; Schwanz etwas kürzer als Körper und Kopf, oder von derſelben Länge, bis an ſeine Wurzel ſchmächtig; der behaarte Theil ziemlich ausgedehnt, der nackte Theil mit Schuppen bedeckt; der Pelz ſeidenartig, fein, nicht ſehr dicht, lebhaft roſtroth; die Schnauze ſehr ſpitzig, der Naſenrücken gerade.

Der Pelz auf allen obern Theilen des Körpers und an der behaarten Schwanzwurzel lebhaft roſt- oder zimmtroth, lebhafter bei dem Männchen als bei dem Weibchen. Dieſelbe Farbe herrſcht auch auf dem Kopfe und unter den Augen, geht aber gegen den Mundwinkel ins Weißliche über, auch verliert das Roſtroth gegen den untern Theil der 4 Gliedmaßen ſeine Reinheit. Über dem Auge ſteht ein großer, weißer Fleck und hinter dem Ohre ein ähnlicher; der untere Theil der Wangen, die innere Seite der 4 Gliedmaßen und alle unteren Theile des Körpers ſind gelblichweiß; das Auge iſt von einem Kreiſe eingefaßt, der dieſelbe roſtrothe Farbe hat wie der Rücken, und dieſes Roſtroth weicht immer durch eine ſtärkere Tiefe von der Farbe derjenigen Haare ab, welche den Naſenrücken bedecken; der nackte Theil des Schwanzes iſt braun, die Spitze deſſelben weiß.

An den Jungen iſt die Farbe mehr röthlich ſtatt lebhaft roſtroth, und das Weibchen iſt immer größer als das Männchen. Die ganze Länge des Männchens beträgt 17 bis 18 Zoll, wovon der Schwanz 8 bis 8½ Zoll wegnimt; die behaarte Wurzel des Schwanzes iſt 2 Zoll lang. Die ganze Länge alter Weibchen beträgt 19 Zoll, wovon der Schwanz 9½ wegnimt; der behaarte Theil des letzteren iſt 2 Zoll 1 Linie lang. Der Schädel dieſer Art iſt von dem der D. Quica ſchwer zu unterſcheiden, da er dieſelbe Anzahl von Zähnen und ziemlich dieſelbe Form hat; indeſſen bildet beim Opoſſum der Naſenrücken eine geneigte, aber gerade mit der Stirn in einer Ebene liegende Linie, beim Quica dagegen iſt er gewölbt und bildet einen Bogen, deſſen größte Höhe in der Mitte iſt.

Dieſes Thier iſt im ganzen mittägigen Amerika verbreitet, es iſt ſehr häufig in Guiana und in Surinam wol gemein, dagegen ſcheint es in Braſilien ſelten. Nach der Unterſuchung todter Exemplare mag es meiſt von Vögeln leben.

7) D. myosuros *Temminck* (l. c. p. 38. — Neuwied Beiträge II, 400. — D. nudicaudata *Geoffroy* — Jupati, [franzöſ.] in der Lingoa Geral und bei den braſilianiſchen Portugiſen. Ntiähäm bei den Botokuden). Das Schupati mit dem Rattenſchwanze.

Kennzeichen: Größe des Quica; der Schwanz dem der gemeinen Ratte ähnlich, zweifarbig, dünn, viel länger als Körper und Kopf, mit kurzer, behaarter Wurzel; die Ohren ſehr groß, faſt rund; die Schnauze ſehr ſpitzig.

Der Pelz weich, dicht, aber ſehr kurz, von einer melirten Farbe, faſt ſo wie bei der Wanderratte, indem die Haare an der Wurzel aſchfarben, an der Spitze tiefbraun und gelbroſtröthlich bunt ſind. Diejenigen, welche auf der Mittellinie des Rückens ſtehen, ſind dunkler als der Pelz in den Seiten und an der äußern Seite der Gliedmaßen. Oben auf dem Schädel und von den Naſenlöchern bis an die Wurzel der Ohren zeigen ſich 3 ſchwärzliche Binden; über den Augen ſteht ein kleiner, gelbröthlicher Fleck und unter demſelben ein anderer, der viel größer iſt und ſich bis an die Lippenwinkel zieht. Die Seiten des Körpers und des Halſes, ſowie der äußere Rand der Schenkel ſind gelbroſtröthlich, die untern Theile ſind weiß, ſchwach roſtröthlich überlaufen oder auch ſchmutzig weiß, oder iſabellfarben. Die Ohren ſind ſehr groß, faſt rund, nackt, an der Wurzel hellgelblich, übrigens ſchwärzlich; hinter den Ohren an ihrer Wurzel ſteht ein kleiner, roſtrother Fleck. Der Schwanz iſt lang, ſchmächtig, gegen das Ende ſehr dünn, an der Wurzel ſehr wenig behaart und bis auf 3 Zoll von der Spitze, welche weiß iſt, mit glatten Schuppen beſetzt. Die größten Individuen haben eine ſchwarze Platte auf dem Scheitel, die ſich vom Hinterhaupte bis auf den Naſenrücken erſtreckt; auch ein Kreis um die Augen und ein Fleck vor denſelben iſt ſchwarz.

Nach des Prinzen von Neuwied an friſchen Exemplaren genommenen Ausmeſſungen beträgt die ganze Länge 25 Zoll 2 Linien, wovon der Schwanz 13 Zoll 2 Linien wegnimt; die Höhe des äußern Ohres beträgt etwa 11 Linien.

Temminck iſt nicht gewiß darüber, ob die von Geoffroy bezeichnete Art D. nudicaudata die ſeinige iſt, weil es in der im Dict. d'hist. nat. mitgetheilten Beſchreibung heißt, daß das Thier keine Taſche habe, daß aber Junge an den Zitzen gehangen hätten. Indeſſen war das im Pariſer Muſeum aufbewahrte Exemplar wirklich ein junges Thier der gegenwärtigen Art. Was aber den angeführten Umſtand anbetrifft, ſo macht er bei der Gelegenheit auf die Betrügereien der Naturalienhändler aufmerkſam, welche Junge, oft verſchiedener Art, künſtlich, oft nicht einmal an Weibchen, ſondern an Männchen, denen die Geſchlechtstheile weggeſchnitten und zwar ſowol an Exemplare, die in Weingeiſt aufbewahrt ſind, als an ausgeſtopfte anheften.

Die gegenwärtige Art lebt in Braſilien, wo ſie ziemlich gemein ſeyn ſoll, ſeltener iſt ſie in den andern Theilen des ſüdlichen Amerika; nach dem Prinzen von Neuwied wird ſie in jenem Lande gegeſſen, lebt wie die übrigen Arten, iſt aber ſchneller und zierlicher in ihren Bewegungen.

8) D. Philander *Linné* (Schreber t. 147. gute Abbildung des Weibchens iſt nach *Temminck* l. c. p. 44. pl. VI. Skelett, das einzige Synonym, das mit Sicherheit angeführt werden kann, indem ſtarke Vermengungen mit andern Arten Statt gefunden haben. Cuviers Cagopollin gehört aber wahrſcheinlich hieher.).

Kennzeichen: Größe des Opoſſum; der Kopf ſehr kurz; die Schnauze ſtumpf; die Naſenlöcher durch eine tiefe Furche getrennt; eine tiefroſtrothe Binde zieht ſich von den Naſenlöchern bis auf den Hinterkopf; die Augen ſtehen in einem aſchfarbenen Flecke; die Ohren ſind nackt, eiförmig und ſtehen aus einander; der Schwanz iſt viel länger als Körper und Kopf, an der Wurzel mit

buschigem Haare besetzt, übrigens ganz nackt, mit braunen Flecken auf weißem Grunde. Die Rippen dieser Art sind doppelt so breit als bei andern Arten.

Ein weiches, wolliges, dicht stehendes Haar bedeckt bei dieser Art den ganzen Körper und erstreckt sich bis auf den Schwanz; die Ohren sind groß, stehen weit von einander, sind am obern Theile eiförmig; der hellaschgraubraune Fleck, welcher die Augen umgibt, erstreckt sich bis an die Nasenlöcher; der ganze Hinterkopf, die Seiten des Nasenrückens und die Wangen sind fast weiß; auf allen übrigen obern Theilen des Körpers und an der Schwanzwurzel ist bei dem Männchen der Pelz hellrostgelb, mehr gelblich in den Seiten und am behaarten Theile unter dem Schwanze, alle übrigen untern Theile sind weiß; die Schnurrhaare und die langen Haare über den Augen sind tiefrostroth, die Ohren, der nackte Theil der Füße und ein Theil des Schwanzes sind röthlichbraun. Am Weibchen ist der Pelz graugelb und rosträthlich, der innere Theil der Zitzentasche ist mit rostrothem Haare besetzt, und alle untern Theile sind schmutzigweiß; ein Viertel des nackten Schwanztheiles ist braun, das andere ist braun und weiß marmorirt, und der übrige Theil bis ans Ende ganz weiß. Die Weibchen sind immer größer als die Männchen.

Die ganze Länge beträgt bei dem Männchen 13½ Zoll, davon nimt der Schwanz 8½ weg, dessen behaarter Theil 1 Zoll 9 Linien mißt. Weibchen maßen 22 Zoll, der Schwanz 13 und dessen behaarter Theil 2 Zoll 9 Linien.

Die Jungen im früheren Alter sind aschfarben mit einem braunen Streifen auf dem Nasenrücken und weißer Schwanzspitze. Man unterscheidet sie leicht von den Jungen anderer Arten durch ihre stumpfe Schnauze.

Diese Art findet sich im südlichen Amerika, am häufigsten wol in Surinam. Als Nahrung ergab sich aus den bei der Section gefundenen Überresten, daß dieselbe in Vögeln besteht *).

B. Die Weibchen haben keine Tasche; sie ist durch eine Hautfalte am Bauche ersetzt, die erwachseneren Jungen steigen auf den Rücken der Mutter und halten sich mit ihrem Schwanze fest.

9) D. cinerea *Max. von Neuwied* (Beitr. II, 406. — *Temminck* l. c. 46. — Abbildung z. Naturg. Brasil. — Jupati in der Lingoa Geral und bei den brasilianischen Portugisen. Ntiähäm bei den Botokuden). Das aschgraue Schupati.

Kennzeichen: Größe etwa die der Hausratte; der Kopf klein, die Schnauze sehr kurz, die Ohren an der Wurzel etwas eingeschnürt, nackt; der Schwanz viel länger als Körper und Kopf, sehr dünn, an der Wurzel stark behaart, übrigens ganz nackt, am Ende über die Hälfte weiß.

Da der Prinz von Neuwied bemerkt, daß die Beschreibung Temmincks nach ausgestopften Exemplaren nicht ganz genau sei, so geben wir lieber die seinige.

Am Männchen ist der Kopf zugespitzt, mit nackter, fleischrother Nase und einer von einer Furche getheilten Nasenkuppe; die Augen sind groß, glänzend schwarz, vortretend wie bei den Ratten; am Oberkiefer befinden sich lange, feine, schwarze Bartborsten; Ohren groß, nackt, sehr glänzend, breit eiförmig geformt.

Die Zunge ist lang, walzenförmig, läßt sich beinahe 6 Linien weit aus dem Munde hervorziehen und ist mit feinen, seidenartig erscheinenden Papillen besetzt; in den Mund zurückgezogen, liegt sie mit Querrunzeln.

Die Gestalt des Körpers gleicht etwas der des Myoxus Glis. Die Vorderfüße sind rund und klein, ihre Zehen kurz und ziemlich gleich lang, die innerste ist die kürzeste, die nächstfolgende und die äußere sind gleich lang, die beiden mittleren sind am längsten und einander gleich. Die Ballen des Nagelgliedes treten vor und sind so lang als die feinen, gekrümmten Krallennägel. Die Hinterhände sind klein, rundlich, mit kurzen Fingern, aber größeren, zusammengedrückten Krallennägeln und einem getrennten, stumpfen Daumen, der keinen sichtbaren Nagel hat. Der Schwanz ist länger als der Körper, an der Wurzel beinahe 2 Zoll lang dicht behaart wie der übrige Körper, alsdann aber ist er sehr glatt, ohne alle Borsten, blos mit einer sehr zart geschuppten, beinahe chagrinartigen Haut bedeckt; an seinem greifenden Ende ist er nach unten mit einigen Querfalten bezeichnet.

Bei dem männlichen Thiere liegen die Testikel frei unter dem Leibe vor dem After; sie sind mit gelblichem Pelze bedeckt, und die Ruthe trit aus der Afteröffnung hervor.

Der ganze Körper ist mit einem feinen, äußerst dichten, etwa 6 bis 7 Linien langen, sanften und wolligen Haare bedeckt; Backen, Kinn, Kehle, Brust, Bauch, After und innere Seite der Beine sind schön dunkelröthlichgelb oder röthlichisabellfarben, eine schöne Färbung, welche sich bei den für zoologische Samlungen präparirten Fellen gänzlich verliert und in ein fahles, gelbliches Grauweiß verblaßt. Alle obern Theile sind röthlichaschgrau, indem die aschgrauen Haare grauröthliche Spitzen haben. Die Augen sind schwärzlich eingefaßt. Der Fuß mit den Zehen ist nackt und fleischroth, nur mit einzelnen, feinen Seidenhärchen besetzt. Der Schwanz ist an seinem nackten Theile in seiner größten Ausdehnung von fleischrother Farbe, an der Wurzel, wo die Behaarung endet, 1 Zoll 4 Linien lang dunkelblaugrau gefärbt.

Die ganze Länge des Thieres beträgt 14 Zoll 8 Linien, davon der Schwanz 8 Zoll 3 Linien wegnimt. Das Ohr ist an der äußern Seite 10 Linien hoch.

Dieses Beutelthier lebt im östlichen Brasilien. Es raubt stark und beißt in den Ställen gleich dem Marder und Wiesel eine Menge von Hühnern todt, saugt ihnen das Blut aus und verzehrt auch die Eier. Demnächst soll es auch geschickt klettern. Es hat einen eigenthümlichen, unangenehmen Geruch, unterscheidet sich aber sonst in der Lebensweise nicht von den verwandten Arten.

10) D. crassicaudata *Desmarest* (Mammal. 257 393. — Micouré troisième ou à grosse queue. *Azara*

*) Hier würde sich Desmarest's D. grisea (Dict. des Sc. nat. 47. p. 393) oder Azara's Micouré quatrième ou à longue queue einordnen, die wir als zu wenig bekannt übergehen.

I. p. 284. *Rengger* l. c. 226.). Temminck hat dieses Beutelthier, als ihm unbekannt, vorläufig übergangen, Rengger gibt aber davon folgende Notizen.

Bei dieser Art sind die Borstenhaare ganz verschwunden, und der Pelz besteht allein aus sehr kurzen und sehr weich anzufühlenden Wollhaaren. Blos um den Mund herum stehen einige 3½ Zoll lange Borsten. Die Schnauzenspitze, die Ohren, die Fußsohlen sind nackt, die zwei letzten Drittheile des Schwanzes beinahe haarlos.

Der Kopf mit Ausnahme der Nase und der obern Kinnlade, der Nacken, der Rücken, die Seiten des Körpers bis gegen das Fußgelenk hinab und das erste Drittheil des Schwanzes haben eine bräunlichgelbe, zuweilen auch eine bräunlichrothe Farbe. Die Nase, die obere Kinnlade und die Füße sind braun, der Bauch und die innere Seite der 4 Extremitäten gelblichgrau oder röthlichgrau. Die wenigen Haare an den 2 letzten Drittheilen des Schwanzes sind schwarz, ausgenommen an der Spitze, wo sie weiß sind. Die nackten Theile des Körpers sind graulichbraun.

Diese Beutelratte hat folgende Maße: 3 Zoll Länge des Kopfes; 8 Zoll 6 Linien Länge des Rumpfes; 10 Zoll Länge des Schwanzes; 5 Zoll 9 Linien mittlere Höhe.

Außer den angegebenen Kennzeichen unterscheidet sie sich noch von den andern Arten durch einen breitern und höhern Kopf, eine weniger spitz zulaufende Schnauze und einen dickern Hals und Rumpf, besonders aber durch ihren dicken Schwanz, welcher an der Wurzel beinahe 1½ Zoll im Durchmesser hat. In ganz Paraguay, aber nicht häufig.

11) D. dorsigera *Linné* (ed. XII. XIII. — Schreber Säugethiere. Taf. 150. sehr schlecht. — Alle andern Citate sehr zweifelhaft, nach *Temminck* l. c. p. 48.).

Kennzeichen: Größe und Gestalt der gemeinen Ratte; der Schwanz 1½ Zoll länger als Körper und Kopf, der behaarte Theil desselben ziemlich lang, der nackte Theil einfarbig braun; die Augen stehen in einem dunkelkastanienbraunen Flecke, der sich bis auf die Oberlippe verlängert; auf dem Nasenrücken und der Stirn steht ein gelblicher Streif. Der Pelz ist dicht und fein, aber kurz; die Haare haben zwei Farben, an der Wurzel sind sie dunkelgrau, an der Spitze graubraun oder gelbbräunlich, welche Farbe auf allen obern Theilen herrscht und so ganz genau die Färbung der Wanderratte darstellt. Der die Augen umgebende, braune Fleck erstreckt sich mehr vorn nach der Schnauze als hinter das Auge und bildet unter dem Auge gewissermaßen nur eine Augenbraune. Die weißliche Farbe vom Nasenrücken und von der Stirne zwischen den Augen herrscht auch auf den Wangen, auf der äußern Seite der Vorderbeine und auf den Füßen. Der nackte Theil des Schwanzes ist durchaus haarlos, schuppig und überall braun. Die ganze Länge beträgt 12½ Zoll, wovon der Schwanz 7 Zoll wegnimt, dessen haariger Theil 11 Linien lang ist. — Das Vaterland ist hauptsächlich Surinam.

Diese Art ist namentlich als die berüchtigte Äneasratte bekannt, welche man in allen naturhistorischen Bilder- und Kinderbüchern abgebildet findet, aber wie schon aus der Überschrift dieser zweiten Abtheilung hervorgeht, keineswegs die einzige ist, welche ihre Jungen auf dem Rücken trägt, indem alle Arten dieser Abtheilung dieselbe Gewohnheit haben.

12) D. murina *Linné* (*Temminck* p. 50. — Schreber Säugethiere. t. 149. bis aufs Kolorit gut. — La Marmose *Buffon* 10. t. 52. 53. — Wied Beiträge. II. 1811. — Derselbe Abbildungen. — Japuti im östlichen Brasilien, Ntiähäm bei den Botokuden.). Das mäuseartige Beutelthier. Kennzeichen: Größe des Haselschläfers (Myoxus nitela); der Schwanz etwas länger als Körper und Kopf, der behaarte Theil desselben sehr kurz, der nackte Theil einfärbig röthlichweiß (an ausgestopften Exemplaren gelb); die Augen stehen in in einem kastanienbraunen Flecke, der sich bis auf die Oberlippe erstreckt. Der Pelz dicht und fein, kurz und nicht reich, die Haare an der Wurzel tief aschgrau, an der Spitze rostgelblich oder gelblich, manchmal auch rein rostroth, daher erscheinen die obern Theile und die äußere Seite der vier Extremitäten hell röthlichgelb, gelblich, oder lebhaft rostfarben mit Aschgrau mesirt, je nachdem die Haare mehr oder weniger anliegen; der Kopf ist hellgelblich, alle untern Theile und die Wangen sind schön weiß mit leichtem, gelbem Anflug; die behaarte Schwanzwurzel ist wie der Rücken gefärbt. Die Weibchen sind etwas größer als die Männchen, die Jungen erkennt man schon bald nach der Geburt an dem kastanienbraunen Fleck und an ihrem röthlichen Fell. Die ganze Länge beträgt 10 Zoll und einige Linien, wovon der Schwanz über 6 Zoll wegnimt. Diese Art ist über das ganze südliche Amerika verbreitet, lebt wie die andern von Vögeln und Insekten u. s. w.

13) D. tricolor *Geoffroy* (Catalog. des Mammif. p. 144. — D. brachyura *Pallas* act. Petropol. 1780. tom. II. t. 5. — Le Touan *Buffon*. — Micouré cinquième ou à queue courte *Azara*. — *Temminck* l. c. p. 53.)

Kennzeichen: Körper größer wie D. dorsigera; der Schwanz halb so lang als Körper und Kopf, dick und breit an der Wurzel und fast der ganzen Länge nach breit gedrückt, unten und an der Spitze fast nackt, oben mit Haaren bedeckt. Der ganze Oberkörper, die obere Seite des Halses und des Kopfes mit schwärzlichem Haar bedeckt, dessen Spitzen etwas ins Graulichte ziehen. Diese schwärzliche Farbe herrscht auf dem ganzen Rücken bis in die Seiten, sie bildet auf dem Scheitel des Kopfes eine Längsbinde und endet an den Nasenlöchern; die Wangen, die Kehle, die Seiten des Halses, die Körperseiten und die äußere Seite der vier Gliedmaßen sind brennend rostroth; die Brust und alle untern Theile sind rein weiß; der Schwanz ist oben mit langen, ebenfalls rostrothen Haaren bedeckt, unten aber mit so kurzen, daß er hier, sowie an der Spitze nackt erscheint. Das Scrotum der Männchen schleift fast an der Erde, übrigens weichen sie in der Färbung nicht von den Weibchen ab.

Erwachsene Exemplare sind 8 Zoll 5 bis 8 Linien lang, wovon der Schwanz 3 Zoll wegnimt. Diese Art

lebt in Guiana, besonders aber in Cayenne, in Wäldern und scheint sich nach den Ergebnissen der Sektion von Insekten zu nähren. Auch kommt sie in Paraguay vor *).

14) D. brachyura *Linné* ed. *Gm.* (Schreber t. 181. fig. *Sebae* t. 31. f. 1. *Temminck* l. c. p. 53.).

Kennzeichen: Größe des Haselschläfers; Schwanz halb so lang als Kopf und Körper; Ohren von mittlerer Größe, rund; Schnauze kurz, etwas stumpf; der Schwanz nur an der Wurzel behaart, der übrige Theil mit ganz kurzen Haaren bedeckt. Der Pelz kurz, weich, die obern Theile des Kopfes und Halses graugelblich, fast so, wie bei der Wanderratte; die Wangen, die Seiten des Halses, die Körperseiten, die Schenkel und die Schwanzwurzel lebhaft rostfarben; alle untern Theile rostgelb, die Füße weißlich, der Schwanz an der Wurzel dick, aber spitzig auslaufend. Die ganze Länge 6 Zoll 6 Linien, wovon der Schwanz 2 Zoll 3 Linien wegnimt. In Guiana und sonst im südlichen Amerika einheimisch, am häufigsten aber wol in Brasilien.

15) D. lanigera *Desmarest* (Mammal. 258. — *Rengger* p. 225. — Micouré second ou laineux *Azara*. I. 275.).

Temminck hat diese Art, als ihm unbekannt, übergangen, wir nehmen daher Folgendes aus Rengger auf.

Diese Beutelratte scheint beim ersten Anblick nur mit einer Art von Haaren bedeckt zu seyn. Untersucht man aber diese näher, so findet man sowol Woll- als Borstenhaare, die sich jedoch blos dadurch von einander unterscheiden, daß die letztern etwas weniger biegsam sind als die erstern. Beide sind äußerst weich anzufühlen, am Kopfe kurz, am übrigen Körper hingegen lang, besonders sind sie dies auf dem Rücken und an den Schenkeln, wo sie eine Länge von mehr als einem Zoll erreichen. Über der Oberlippe und hinter den Mundwinkeln sitzen mehre 3 Zoll lange, feine Borsten. Die Spitze der Schnauze, die Ohren, mit Ausnahme der untern Hälfte ihrer Seite, das Scrotum und die Fußsohlen sind nackt. Vom Schwanze ist das zweite Drittheil blos auf der untern Seite behaart, das letzte Drittheil aber ganz haarlos. Die vorherrschende Farbe am Kopfe, auf dem Rücken, an den Seiten des Rumpfes und an dem behaarten Theile des Schwanzes ist die lichtbraune, rings um die Augen, an den Seiten des Halses und an der äußern Seite der vier Extremitäten geht sie ins Röthlichbraune über; von dem obern Theile der Stirn bis gegen die Nasenspitze hin läuft ein schwarzer Streif, und längs der Unterlippe ein feiner, weißer Saum. Der Bauch und die innere Seite der vier Extremitäten sind röthlichweiß, die Borsten im Gesichte schwarz. Die Spitze der Nase und das Scrotum sind fleischfarben, die Ohren und die Fußsohlen veilchenblau, mit Grau gemischt, der unbehaarte Theil des Schwanzes röthlichweiß.

Die beiden Geschlechter sind einander in der Farbe ganz gleich. Die Maße sind: 2 Zoll 4 Linien Länge des Kopfes, 6 Zoll 6 Linien Länge des Rumpfes, ein Fuß ein Zoll 6 Linien Länge des Schwanzes.

Die Ohren laufen bei dieser Art spitziger zu als bei D. Azarae, ihre Höhe beträgt nämlich beinahe einen Zoll, ihre Breite ungefähr die Hälfte. Am Schwanze sind die Rücken- und Querfortsätze der Wirbel so lang, daß sie demselben eine dreieckige Gestalt geben. Vaterland Paraguay.

Als letzte Art wäre noch anzuführen D. pusilla *Desmarest* (Micouré sixième ou nain *Azara*), da sie indessen zu wenig bekannt ist, so übergehen wir sie.

(*D. Thon.*)

DIDELTA. So nannte L'Heritier (Stirp. nov. p. 55. t. 28.) eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der 19ten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Radiaten (nach Cassini aus der Gruppe der Arctotideen, nach Lessing aus der Untergruppe Arctotideen der Gruppe der Cynareen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Eine dreitheilige, offenstehende Blüthenhülle, der gemeinschaftliche Kelch vieltheilig, mit lanzettförmigen, abwechselnd kürzern Fetzen; die mittelsten Blümchen sind männlich, die Strahlenblümchen geschlechtslos, zwischen beiden stehen die allein fruchtbaren Zwitterblümchen; der Fruchtboden ist wabenartig-löcherig, im Umfange borstig, die Samen einschließend, bisweilen zuletzt in (meist vier) dreieckige Stücke zerfallend (daher der Gattungsname Doppeldelta); die Samenkrone besteht aus langzugespitzten, gefranzt-federigen Spreublättchen, welche an der Basis bisweilen zu einem häutigen Rande verwachsen sind. Die fünf bekannten Arten sind als Sträucher oder Kräuter mit einzeln stehenden, gelben Blüthen am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch. 1) D. spinosum *Ait.* (Hort. Kew. ed. 1. III, 256., *Wendl.* obs. t. 4. f. 32., Polymnia *L.* fil., Choristea *Thunb.*, Favonium *Gärtn.* II. p. 431. t. 174., Breteullia *Buc'hoz*), 2) D. carnosum *Ait.* (l. c., D. tetragoniaefolia *Herit.* l. c., D. capensis *Lam.* enc. ill. 705., Choristea carnosa *Thunb.*, Polymnia *L.* fil.), 3) D. tomentosum *Lessing* (Syn. comp. p. 61.), 4) D. cernuum *Lessing* (l. c. 62., Cuspidia — Aspidalis — araneosa *Gärtn.* II. p. 454. t. 171., Gorteria cernua *L.* fil., Berkheya *R. Br.*), 5) D. annuum *Less.* (l. c.)

(*Sprengel.*)

DIDEMNUM *) *Savigny*, (von δίς und δέμνον oder δέμνιον). Eine Molluskengattung aus der Klasse

*) In Fischers Synopsis folgt nun aus Kuhls Beiträgen zur Zoologie. 1820. S. 63. D. tristriata, wozu derselbe mit? Sorex brasiliensis *Geoffroy* Ann. XVII. anzieht. Diese letzte Stelle können wir leider nicht vergleichen, müssen aber auch sonst Anstand nehmen, die Art hier aufzuführen, da Temminck, dem ganz gewiß Kuhls Arbeit bekannt war, ihrer mit keinem Worte gedenkt, sie auch im Dict. class. nicht erwähnt wird, eine Abbildung derselben nicht existirt, das Thier daher wahrscheinlich einer andern Gattung angehört, was ja wol Lichtenstein gelegentlich entscheiden wird.

*) Damit man uns nicht den Vorwurf mache, allerlei Gattungsnamen vergessen zu haben, sehen wir uns genöthigt, wie schon öfter, ein Beispiel von dem Leichtsinn französischer Naturforscher, selbst der Koryphäen, in der Nomenclatur und Behand-

Tunicata, der Ordnung Tethya, der Familie Botryllacea (*Menke* Synops. mollusc. ed. 2. 123.). Sie ward von Savigny in seinem Werke Memoires sur les animaux sans vertebres II. partie, aufgestellt und Taf. 4. Fig. 3. Taf. 20. Fig. 1. abgebildet. Er sagt von derselben: der Stamm ist undurchsichtig, pilzig oder schwammig. Er überzieht die Stengel der Madreporen mehr oder weniger; die Rinden, welche er bildet, sind sowol von innen als von außen milchweiß. Ihre Oberfläche ist mit vorstehenden Warzen bedeckt, die in 6 Strahlen zerspalten sind und beinahe im Quincunx stehen. Die Polypen, d. h. die bewohnenden Thiere, sind gelb und sehr klein, kaum so dick als zwei Mohnkörner und nehmen nur zwei Fächer ein. Für Bauch und Eierstock ist nur ein Fach. — Der Mund dieses Polypen gleicht einem Trichter, sein Saum oder oberer Rand ist in sechs sehr einfache, von einander stehende, spitzige Zähne getheilt. Die Brust kurz, rundlich, quergefurcht, Rücken sehr gewölbt, durch eine Längsrinne getheilt. Die Brust unterhalb der Wölbung ausgeschweift, zeigt den After an seiner gewöhnlichen Stelle; dann verlängert sie sich zu einem Faden, an dem der Bauch hängt, welcher also wie bei Polyclinum gestielt ist; er ist aber noch einmal so groß als die Brust. Er liegt fast horizontal und ist von elliptischer Form; der ventriculus abdominalis füllt den obern und hintern Platz darin aus. Dieser ist eiförmig und fleischig. Der Dickdarm geht bis zum Boden des Bauches hinab, biegt sich nach vorn um, steigt wieder gegen den Stiel hinauf und geht durch diesen zum After. Der runde Eierstock hängt nicht und liegt an der linken Seite des Bauches, über den er merklich vorragt; er enthält sehr kleine Körnchen, über deren Lage Savigny nicht zur Gewißheit kommen konnte. — Die Art D. candidum, a. a. O. abgebildet, findet sich im Meerbusen von Suez, nach Bory auch an den spanischen Küsten.

(*D. Thon.*)

DIDERMA *Pers.* Eine Gewächsgattung aus der letzten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe Trichogasteres, Haarbauchpilze, nach Fries: Myxogasteres, Schleimbauchpilze) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Ein doppeltes Behältniß schließt die Sporidien (Keimkörner) ein; die äußere Hülle ist abgesondert, krustenartig, brüchig, die innere dünnhäutig, verschwindend; die rußfarbigen Sporidien hängen an Flocken, welche in dem Grunde oder an einem Mittelsäulchen des Behälters befestigt sind. Die 29 Arten, welche Fries (Syst. myc. III. p. 98.) aufzählt, kommen an vielen Orten, besonders in Wäldern, auf Baumstämmen und abgefallenem Laube vor. Sie zeigen sich anfangs als ein formloser, meist gelblicher Schleim oder Schaum, welcher trocknet und die Unterlage (hypothallus) des Pilzchens bildet. Aus dieser erhebt sich das gestielte oder ungestielte, meist runde Sporidienbehältniß (sporangium, peridium). Nach dem Verschwinden des innern Häutchens und nach dem Fehlen des Mittelsäulchens hat Link die Gattungen Leangium, Leocarpus und Cionium (z. Th. zu Didymium) getrennt, welche Fries wiederum vereinigt hat. Gute Abbildungen von Diderma sind zu finden: Pers. obs. myc. I. t. 3. f. 7., Sturm Deutschl. Fl. III. T. 6. 39., Fl. dan. 1773. 1979., Nees Syst. T. 9. F. 105. F. 109. (Leangium) und F. 110. (Leocarpus).

(*Sprengel.*)

DIDEROT, Denis, einer der vorzüglichsten französischen Encyklopädisten, und sowol des Umfanges seiner Kenntnisse, als seines hellen Kopfes wegen allgemein geschätzt, war im Oktober 1713 zu Langres in der Champagne geboren. Seiner Aufnahme in den Orden der Jesuiten, denen er seine erste Bildung verdankte, trat sein Vater entgegen, der eine Messerfabrik hatte und es ungern sah, daß sein Sohn Anlagen und Neigung zeigte, ein Gelehrter zu werden. Doch schickte er ihn zur Vollendung seiner Studien nach Paris. Mit dem Wunsche, daß er sich der Jurisprudenz widmen möchte, übergab er ihn der Leitung eines dortigen Anwalts. Aber Diderot vermochte keiner Fakultätswissenschaft Geschmack abzugewinnen. Statt Akten zu lesen, beschäftigte er sich mit der Lektüre belletristischer Schriften. In seinen Talenten suchte er die Hilfsmittel, als der Unwille seines Vaters ihm jede fernere Unterstützung versagte. Fleißig beschäftigte er sich mit Mathematik, Physik, Philosophie und mit den schönen Wissenschaften. Er ertheilte Unterricht in der Mathematik und sicherte sich dadurch eine leidliche Subsistenz. Sein Geist und seine Kenntnisse brachten ihn bald in Verbindung mit den besten Köpfen in Paris. Aber auch von denen, die seinen Geist nicht beurtheilen konnten, ward er als ein rechtlicher Mann geschätzt. Den Grund zu seinem Ruhme legte er durch seine Pensées philosophiques (Paris 1746. 12.). Diese gegen die christliche Religion gerichtete Broschüre fand viele Leser. Gleichzeitig gab Diderot mit Eidous und Toussaint ein Dictionnaire universel de Medecine in 6 Foliobänden heraus. Ermuthigt durch den Beifall, den dies Werk fand, gerieth er auf den Gedanken, in der Form eines universellen Realwörterbuchs gewissermaßen ein summarisches Archiv der Kenntnisse zu veranstalten, die der menschliche Geist sich bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts erworben hatte. In der Ausführung dieser Idee, bei welcher ihn Daubenton, Rousseau, Marmontel, le Blond und andere französische Gelehrte, besonders auch d'Alembert, unterstützten, ließ er sich durch keine Schwierigkeiten

---

lung der Gegenstände selbst, zu geben. Im Diction. classiq. (!) d'hist. nat. steht von *Bory de St. Vincent:* „Didemne ou (!) Didemnon, Didemnum *Polyp.* (!!) *Savigny* a établi sous ce nom un genre voisin des Alcyons etc.", letztere gehören zu den Polypen. S. hat aber eben gezeigt, daß D. zu den Ascidien, Mollusken gehöre und aus dem alten Genus Alcyoneum, als ganz anders organisirt, gesondert werden müsse! — *Blainville* Manuel de Malacol. p. 587. schreibt: Didermum (!) *Sav.* und *Rang* Manuel de l'hist. nat. des Mollusques schreibt ihm dies richtig nach. Bei Cuvier (regne anim. ed. 2.) sucht man die Gattung vergebens im Register, sie steht aber als Didemmum III. p. 169. in einer Note. Im Dict. des Scienc. nat. Vol. XIII., der 1819 erschien, fehlt aber die Gattung ganz, obgleich Savigny's Arbeit 1816 schon gedruckt war, eine Anzeige davon sich schon in Okens Isis 1818 findet.

schrecken. Bei diesem weitumfassenden Unternehmen unterzog er sich der Ausarbeitung aller in die Künste und Handwerke einschlagenden Artikel. Auch in andern Fächern füllte er als Redakteur manche von seinen Mitarbeitern gelassene Lücke aus [1]). Aber bei aller Mühe, die er sich gab, konnte doch eigentlich nur der Dilettantengeist, der das Interessanteste auf dem kürzesten Wege sucht, aber sich gewöhnlich mit dem Oberflächlichen begnügt, bei einem Werke dieser Art seine Rechnung finden. Der Gewinn, den ihm eine zwanzigjährige Anstrengung abwarf, war so unbedeutend, daß Diderot sich genöthigt sah, seine Bibliothek zu veräußern. Doch ward ihm von der Kaiserin Katharina II., welche sie kaufte, der Nießbrauch derselben auf Lebenszeit gelassen. Während ihn die Redaktion der Encyklopädie beschäftigte und manche Unannehmlichkeiten den Druck jenes Werkes oft Jahre lang hemmten, machte er sich durch die Bijoux indiscrets als Romanschriftsteller und durch den Fils naturel und den Père de famille als Lustspieldichter bekannt. Beide Stücke wurden unter dem Titel: Theatre de Diderot oft gedruckt, unter andern zu Paris 1758 und zu Amsterdam 1771 2. Bd. 12. [2]) und von einer Abhandlung über die dramatische Kunst begleitet, die manche scharfsinnige Anmerkungen enthält. Nach dem Engländer Stanyan hatte er im J. 1743 eine Histoire de Grèce in 3 Duodezbänden bearbeitet. Die Resultate seiner philosophischen und mathematischen Studien legte D. in den Jahren 1745 bis 1748 in den Principes de la philosophie morale und in den Memoires sur differens sujets de Mathematique nieder. Aber die freien Gedanken, die er (im J. 1749) in seinen Lettres sur les aveugles, à l'usage de ceux, qui voient, geäußert hatte, zogen ihm eine sechsmonatliche Verhaftung in Vincennes zu. Philosophischen Inhalts waren die (im J. 1754) geschriebenen Pensies sur l'interpretation de la nature und der Code de la nature, der ein Jahr später erschien. Sein Werk: De l'education publique zeichnete sich vortheilhaft aus unter den Schriften, welche durch Rousseau's Emil und die Aufhebung des Jesuitenordens veranlaßt wurden. Außer einem Leben des Seneca, seinem letzten Werke, schrieb er noch zwei moralische Erzählungen: Les deux amis de Bourbonne und Entretien d'un père avec ses enfans, ou du danger, de se mettre au dessus des loix. Sie wurden im Jahre 1773 durch eine Übersetzung Geßners auch dem teutschen Publikum bekannt [3]).

Als Diderot um jene Zeit nach Petersburg reiste, ward er dort von der Kaiserin Katharina II. mit Wohlwollen aufgenommen. Einen minder freundlichen Empfang bereitete ihm sein Landsmann, der berühmte Bildhauer Falconet. Diderot starb, nachdem er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin geworden war, zu Paris im Jahre 1784. Über seinen Charakter herrschen verschiedene Meinungen. Seine Freunde schildern ihn als einen offenen, uneigennützigen und biedern Mann, während er von seinen Feinden der Hinterlist und des Eigennutzes beschuldigt wird. Manche Blößen gab er sich durch die literarische Fehde, in die er in den letzten Jahren mit Rousseau gerieth, durch den er verläumdet zu seyn glaubte. Wie ungerecht dieser Verdacht war, bewies die ehrenvolle Art, mit welcher ihn Rousseau im zweiten Theile seiner Confessions erwähnte [4]). Aus Diderots Nachlasse erschienen sein Essai sur la peinture (teutsch von K. F. Cramer, unter dem Titel: Versuche über die Malerei. Riga 1797. 8.), die Abdication d'un roi de la fère, voll demokratischer Gesinnungen, und die Romane: Jacques le Fataliste, und la Religieuse. Jenen übersetzte W. Ch. S. Mylius unter der Überschrift: Jakob und sein Herr (Berlin 1792. 2 Theile. 8.), diesen K. F. Cramer, unter dem Titel: die Nonne (Riga 1797. 8.). Noch ist hier ein nachgelassenes Werk Diderots zu erwähnen, welches Göthe unter dem Titel: Rameau's Neffe, ein Dialog, aus der französischen Handschrift übersetzte und mit Anmerkungen begleitete [5]).

Ästhetischen, philosophischen und moralischen Inhalts war der größere Theil von Diderots Werken. Auch seine Schauspiele waren gewissermaßen Resultate seiner Philosophie. Sich über die Regeln des Geschmacks hinwegzusetzen machte ihm keine Bedenklichkeit. Aber er hatte, wenn auch wenig poetisches Gefühl, doch für moralische Verhältnisse einen feinen Takt, den er vielleicht nur in seinem Romane: les bijoux indescrets, verletzte, und zugleich ein seltenes Talent, die natürliche Sprache des gemeinen Lebens in seinen Schriften nachzuahmen. Dies gelang ihm besonders in seinem Père de famille und in dem Fils naturel. Das Interesse und den Effekt dieser beiden Schauspiele berechnete er

1) Der Titel des Werks lautet: Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des metiers, par une société de gens de lettres, mis en ordre et publié par Mr. *Diderot*, et quant à la partie mathematique par Mr. *d'Alembert*. Paris 1751—1765. 17 Vol. Fol., nebst 11 Bänden alphabetisch geordneter und mit einer Erläuterung begleiteter Kupfer. Im Jahre 1776 erschien zu Amsterdam ein Supplément à l'Encyclopédie in 4 Bänden und im J. 1780 zu Paris eine Table analytique et raisonnée des matières contenues dans le Dictionnaire encyclopédique et dans son supplément in 2 Bänden in Fol. 2) Diderots Theater (Der Hausvater und der natürliche Sohn) aus dem Französischen übersetzt von G. E. Lessing. Berlin 1781. 2 Bände. 8. Auch die unlängst erwähnten Bijoux indiscrets wurden von J. L. W. Meyer ins Teutsche übertragen, unter dem Titel: der Verräther. Berlin und Braunschweig 1793. 2 Bde. 8.

3) Das Original erschien zu Zürich 1773 unter dem Titel: Contes moraux et nouvelles ou Idylles de Mr. *D...* et *Gessner*. 4) „Quique né bon", sagt Rousseau in seinen Briefen, „et avec une âme franche, *Diderot* avoit un mal penchant à mésinterpréter les discours et les actions de ses amis. Les plus ingénues explications ne faisoient que fournir à son esprit de nouvelles interprétations à leur charge." 5) Leipzig 1805. 8. Vergl. den Freimüthigen 1805. Nr. 104. S. 413 u. f. Allgem. Lit. Zeit. 1805. Bd. 4. Nr. 326. S. 529 u. f. Die Handschrift nahm der Verleger von Diderots Werken, nach Göthe's eignen Äußerungen (Kunst und Alterthum. Bd. 4. Heft 1. S. 159 — 161. Heft 3. S. 145 — 150.) zurück und ließ sie erst mehre Jahre später zu Paris 1821 unter dem Titel drucken: Le Neveu de Rameau, Dialogue, ouvrage posthume et inedit par *Diderot*. Vergl. Göthe's Leben von Heinrich Döring. Weimar 1828. S. 371 — 374.

auf moralische Rührung. Er brachte zuerst den Naturalismus und Moralismus auf die französische Bühne, der nachher auch auf teutschen Theatern Eingang fand. Doch während er in der rührenden Gattung das Höchste erreichte, entfernte er sich, blind gegen das Ideale in der Kunst, zugleich am weitesten von dem wahren Begriffe der dramatischen Poesie. Aber so oft er auch das Ziel seiner Bestrebungen verfehlte, ließ sich doch in seinem Discours sur le beau und in seiner Lettre sur la poésie dramatique, an seinen Freund, den Baron Grimm gerichtet, der helle Kopf nicht verkennen, der tiefer als die meisten französischen Ästhetiker in das Innere der Kunst einzudringen strebte. Ohne die häufige Verwechselung des ästhetischen Interesse mit dem moralischen würde er noch weiter vorgedrungen seyn im Gebiete des Schönen. Aber sein Fortschreiten hinderte theils der Mangel an poetischem Gefühl, theils die Anhänglichkeit an die oberflächliche, damals in Frankreich geltende Modephilosophie. So führte er, befangen in dem Streben, etwas Neues und Paradoxes vertheidigen zu wollen, durch seine ästhetischen Urtheile oft mehr Verwirrung als eigentliche Aufklärung und Berichtigung falscher Begriffe herbei. Doch ist manches aus Diderots Schriften für den zu lernen, der sich nicht durch seine Sophismen blenden läßt und in seinen Gedanken das Wahre von dem Falschen gehörig zu sondern weiß. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes kleidete er fast alle seine Schriften, die physikalischen und mathematischen ausgenommen, in einen enthusiastischen, oft declamatorischen Styl, der wenig von der männlichen Ruhe hat, welche der didaktische Vortrag verlangt. Aber trotz der Dunkelheit, die man ihm mitunter vorgeworfen hat, sind mehre seiner Schriften, besonders einige Romane, welche aus seinem Nachlasse gedruckt wurden, meisterhafte, sinnvolle Gemälde des menschlichen Gemüths und Gefühls.

Diderots Werke erschienen gesammelt unter dem Titel: Oeuvres de *Denis Diderot*, publiées sur les manuscrits de l'auteur par *J. A. Naigeon*. Paris 1798. 15 Vol. 8. Ibid. 1800. 15 Vol. 12. Ibid. 1818. 7 Vol. 8. Unter dem Titel: Memoires pour servir à l'histoire de la vie et des ouvrages de feu Mr. *Diderot*, beschrieb seine Tochter, Madame de Vandeul, sein Leben. Dieser Aufsatz ist auch in Schellings allgemeiner Zeitschrift von Teutschen für Teutsche (Nürnberg 1813. Bd. 1. Heft 2.) mitgetheilt worden [6]). (*Heinr. Döring.*)

DIDESMUS. Eine von Desvaux aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung (Synclistae) der 15. Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Kreuzblumenpflanzen. Char. Das geschlossene Schötchen besteht aus zwei ein- bis zweifamigen Gliedern, von denen das untere an der Spitze abgestutzt, das obere mit dem Griffel gekrönt ist; die Samen sind herabhängend, mit zusammengefalteten Kotyledonen. Die sehr nahe verwandten Gattungen Rapistrum *Boerh.* und Cakile *Serap.* unterscheiden sich nur dadurch, daß Cak. flache Kotyledonen und Rap. in jedem Gliede des Schötchens nur einen, im oberen aufrechten, im unteren herabhängenden Samen hat. Die vier bekannten Arten sind wenig verbreitete, im Gebiete des Mittelmeeres wachsende Sommergewächse mit halbgefiederten oder gefiederten Blättern: 1) D. aegyptius *Desv.* (Journ. de bot. III. p. 160. t. 25. f. 11., Deless. ic. sel. II. t. 92., Myagrum *L.*, Bunias virgata *Sibth.* et *Sm.*, Cakile aeg. *Spr.*) in Ägypten und auf den griechischen Inseln; 2) D. tenuifolius *Cand.* (Syst. II. p. 659., Bunias *Sm.*, Cakile striata Herit. ms.) auf den griechischen Inseln; 3) D. bipinnatus *Cand.* (l. c., Sinapis *Desf.*, Cakile *Spr.*) auf dem Atlas, und zweifelhaft 4) D. pinnatus *Cand.* (l. c., Myagrum *Russel*) bei Aleppo. (*Sprengel.*)

DIDI, Diti, in der indischen Myth. eine von den 13 Gemahlinnen des Kaśyapa und also von den 50 Töchtern des Dakscha. Der Name bedeutet Nacht, Finsterniß, und daher kommt sie immer im Gegensatze ihrer Schwester und Mitgattin des Kaśyapa, der Aditi, der Nichtnacht, d. h. des Tages, vor. Sie war die Mutter der bösen Dämonen, der Rakschasas oder Asuras, wie Aditi die der guten Dewetas. Den Ursprung der erstern erzählt der Mythus im Bagavadam so: Da sie keine Kinder hatte, so sehnte sie sich so nach solchen, daß ihr Gemahl einst ein Opfer unterbrechen mußte, um ihr Verlangen zu befriedigen. Nachher schämte sie sich ihrer Zudringlichkeit und verfiel in tiefe Trauer, welche indessen das Gefühl der Schwangerschaft endlich milderte. Der Gemahl aber verkündete ihr als Strafe, sie werde nach einer hundertjährigen Schwangerschaft zwei Riesen gebären, die durch ihre Bosheit die Frommen quälen und zuletzt von Wischnu getödtet werden würden; doch würde einer von ihnen einen Sohn zeugen, der durch Tugend zur Glückseligkeit gelange. Sie gebar nun nach vollendeter Zeit die beiden Riesen, indem zugleich ein Feuer aus ihrem Leibe strömte, das die Welt zu verbrennen drohte. Die Kinder bekamen die Namen Erunien oder Erunia Kaśyapa und Eruniakschen, beide zusammen aber kommen unter dem Namen der Dityas oder Daidyas, d. h. der finstern Dämonen, vor. Über das hervorstürzende Feuer waren alle Götter erschrocken und erkundigten sich bei Brama, woher diese furchtbaren Riesen kämen. Dieser antwortete: Einige fromme Büßer wollten einst den Wischnu besuchen, wurden aber von den Thürhütern seines Palastes nicht vorgelassen. Deswegen belegten sie dieselben mit dem Fluche, als Rakschasas geboren zu werden. Wischnu bestätigte die Strafe und erklärte, sie würden in 3 Wiedergeburten seine Feinde seyn und von ihm getödtet werden. Der Diti Kinder sind nun diese Thürhüter. In der ersten Geburt ward Eruniakschen von Wischnu als Eber, und Erunien in seinem Awatar als Mannlöwe getödtet. In der zweiten Geburt waren sie Ravana

6) Vergl. außerdem Defessarts Dictionnaire de tous les ecrivains français etc. Paris 1800. Vol. II. A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur. Th. 2. Abth. 1. S. 284 u. f. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 6. S. 370 u. f. Ideler und Nolte Handbuch der französischen Sprache und Literatur. Prosaischer Theil. (7te Auflage). Berlin 1825. S. 272 u. f. Wachlers Handbuch der Geschichte der Literatur. Th. 3. S. 179. 207. Th. 4. S. 8. 148. Baurs neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. Bd. 1. S. 903 u. f.

und Kumbakarnen und erlitten den Tod durch Wischnu als Rama; in der dritten aber waren sie Sissubolen und Dandawatren und fanden durch Krischna-Wischnu ihren Untergang. Damit waren denn ihre Leiden beendigt, und sie gelangten wieder zur Seligkeit. Auch die Kinder dieser Riesen gehörten mit zu den Ditya's. Zwei andere Mythen von der Diti sehe man unter den Art. Dewandren und Garudha. (*Richter.*)

Didia Clara s. Didius.

DIDIA LEX, eine der römischen Leges sumptuariae vom Jahre 611 d. St. Sie bezog sich genau auf die 18 Jahre frühere Lex Fannia, indem sie verordnete, daß erstens nicht Rom allein, sondern ganz Italien an das Fannische Gesetz gebunden seyn solle, und daß zweitens die Strafen desselben nicht allein die Gastgeber, sondern auch die Gäste treffen sollten, welche übergroßen Gelagen beigewohnt. (*Macrobius* Saturn. II, 13. — *Frid. Platner* de legibus Romanorum sumtuariis diss. I. II. Lips. 1751—52. *Abr. Boxmann* de legibus Romanorum sumtuariis. Lugd. Bat. 1816. 4.)

Man darf mit diesem Gesetze die Lex Caecilia Didia vom Jahr 656 d. St. nicht verwechseln, deren Cicero Philipp. V, 3., pro domo 20. und ad Attic. II, 9. gedenkt. Auf diese Stellen gestützt, hat man bald, wie z. B. Manutius, das Daseyn zweier verschiedener Gesetze behauptet, bald, wie z. B. Ernesti und Bach, dem einen, welches man angenommen, zwei ganz verschiedene Capitel beigelegt, von denen das erstere sich auf die Promulgation der Gesetzesvorschläge bezogen, das zweite die Verbindung zweier verschiedener Gegenstände in einem und demselben Gesetze verboten haben soll. (Vergl. *Chr. Gottl. Einert* de lege Caecilia Didia. Lips. 1769. 4.) Daß aber viele Gesetze der Römer ihrem Inhalte nach mannigfach waren (Leges saturae, wie Festus sie nennt), unterliegt keinem Zweifel. Die Lex Caecilia et Didia verordnete nur, wie bereits Zimmermann (Rechtsgeschichte I. S. 82. Note 5.) richtig bemerkt hat, daß über die verschiedenen Bestimmungen einer Lex abgesondert votirt werden solle, um klar die Willensmeinung der Votanten übersehen zu können („— Quae est quaero alia vis, quae sententia legis Caeciliae et Didiae, nisi haec, ne populo necesse sit in conjunctis rebus compluribus aut id quod nolit accipere, aut id quod velit repudiare?"). (*Pernice.*)

DIDIER, St., 1) kleine Stadt im Departement der Ober-Loire an der Semene mit 3200 Einwohnern, hat Fabriken von Bändern, Taschentüchern und Papier. Sie ist die Hauptstadt eines Kantons von 7 Gemeinden mit 10460 Einwohnern. — 2) Kleine Stadt im Departement der Rhone. — 3) Didier sur Arboux im Departement der Saone und Loire, zwei Meilen von Autun. (*H.*)

Didigua s. Digba.

DIDISCUS *Cand.* Eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Hydrokotylinen der natürlichen Familie der Doldenpflanzen. Char. Die Dolde einfach, mit vielblättriger Hülle; die Blüthen polygamisch; die Corollenblättchen groß und flach; die Frucht (das Doppel-Achenium) zusammengedrückt, kreisrund, höckerig, mit zwei Saftgängen (nach Candolle sind dies Rippen, sie erscheinen aber mehr als Saftgänge bei der zweiten Art) auf jeder Seite; der Blüthenstiel geht unverändert durch die beiden Achenien und trägt das Rudiment des Kelches, eine drüsige Scheibe und die beiden stumpfen Griffel. Trachymene *Rudg.* unterscheidet sich nur dadurch, daß die Frucht schwächer zusammengedrückt und elliptisch ist. Die beiden bekannten Arten wachsen als Kräuter in Neuholland. 1) D. coeruleus *Hook.* (Bot. mag. 2875., Hügelia coer. *Reichenb.* consp., hort. t. 201. nach dem Baron Hügel, welcher die Pflanze zuerst in Teutschland kultivirte, Didiscus cyaneus *Cand.* omb. p. 28. t. 4., Trachymene cyanea *Cunningh.* ms., Tr. coerulea *Grah.*, *Lindl.* bot. reg. 1225.), ein drüsig-haariges, aufrechtes (bis 3′ hohes) oberhalb ästiges Sommergewächs, mit gestielten unteren, aufsitzenden oberen, doppelt halbgefiederten Blättern, zwei- bis dreizähnigen linien- oder keilförmigen Fetzen und langgestielten Dolden. Dies Gewächs ist seit dem Jahre 1828 von England aus über den Continent verbreitet und durch seine schönen himmelblauen Dolden eine Zierde unserer Gärten geworden. 2) D. albiflorus *Cand.* (Prodr. IV. p. 72., Trachymene incisa *Rudg.* in *Linn.* transact. X. p. 300. t. 21. f. 2.), ein perennirendes, glattes Kraut mit langgestielten, handförmig getheilten Wurzelblättern, deren Fetzen an der Spitze breit und eingeschnitten gezähnt sind, mit wenigen, kleinen Stengelblättern und weißen Blumen. (*Sprengel.*)

DIDIUS (Δίδιος). Aus dem plebejischen Geschlechte der Didier (gens Didia) haben mehre zu Rom die höchsten Statswürden erlangt und sich rühmlichst ausgezeichnet. — 1) Titus Didius verwaltete als Prätor die Provinz Illyrien zur Zeit des makedonischen Krieges im J. R. 640. C. Porcius Cato als damaliger Consul war nach Makedonien gesendet, um die thrakische Völkerschaft der Skordisker, die in Makedonien eingefallen war, zu vertreiben, erlitt aber eine so ungeheure Niederlage, daß er vom ganzen Heere nur sich allein gerettet hatte. Da nun die Skordisker weit umher alles verheerten, brach Didius aus seiner Provinz auf und rettete die Ehre des römischen Namens. Er trieb die Skordisker nach Thrakien zurück, und dafür wurde ihm die Ehre des Triumphs zuerkannt (Flor. III, 4.). Im J. R. 655 war Didius Consul mit Q. Cäcilius Metellus, gab als solcher die lex Caecilia Didia (s. Didia lex) und erhielt im folgenden Jahre das diesseitige Hispanien zur Provinz, in welcher er mit Hilfe seines Tribunen Sertorius die Empörung der Landeseinwohner dämpfte, durch eine Grausamkeit aber (im J. R. 660) seinen Ruhm befleckte. Der römische Feldherr M. Marius hatte fünf Jahre vorher bei Kolenda eine Kolonie von Celtiberern gestiftet, die der Mangel zwang, vom Raube zu leben. Didius bewog sie, ihre Besitzungen zu verlassen, indem er ihnen dafür die Ländereien des von ihm eroberten Kolenda versprach. Seinem Worte vertrauend kamen die Unglücklichen ins römische Lager. Didius ließ hier Männer, Weiber und Kinder von ein-

ander sondern und gab nun seinen Soldaten den Befehl, alle ohne Unterschied niederzuhauen (*Appian.* de reb. hisp. 100.). Die Celtiberer, aufs äußerste hierüber erbittert, griffen zu den Waffen, und es kam zu einer mörderischen Schlacht, nach welcher Didius durch eine Kriegslist den Kampf beendigte (*Front.* Strat. V, 12.). Fünf Jahre nach seinem Consulate kehrte er nach Rom zurück und erhielt — nach solchen Thaten, wie Appian sagt, — einen Triumph. In dem marsischen oder Bundesgenossenkriege (im J. R. 664—66) wird er unter den berühmtesten Feldherrn der Römer genannt. Er war in diesem Kriege Legat des Consuls (Sextus) Lucius Julius Cäsar (*Appian.* de bell. civil. I, 40.), und eroberte Herkulaneum (*Vell. Pat.* II, 16.). Von mehren Münzen mit seinem Namen s. *Rasche* Lex. rei num. II, 261 fgg. *Bimardi* diss. de vita, rebus gestis et numis T. Didii Cons. et gente Didia.

2) T. Didius, vielleicht des Vorigen Sohn, war mit L. Cotta und C. Norbanus im J. R. 659 Volkstribun. Nach einer Nachricht bei Cicero (Orat. II, 47.) nahmen er und L. Cotta in der Anklage gegen Cäpio (s. Caepio, Thl. XIV. S. 34. Num. 7.) sich dessen an, wurden aber mit Gewalt von der Rednerbühne vertrieben.

3) C. Didius war ein Unterfeldherr Cäsars im spanischen Kriege gegen die Söhne des Pompejus und befehligte die Flotte zu Gadis. Er schlug zur See den Varus, zerstörte die Flotte des Pompejus, fand aber hier auch selbst seinen Tod. — S. Pompejus. — (*Hirt.* de bello hisp. 37. 40. *Dio Cass.* B. 40 fgg.)

4) Unter des Claudius Regirung finden wir A. Didius Gallus als Feldherrn gegen Mithradates (*Tac.* Ann. XII, 15.), und nachher im J. R. 804, n. Chr. 51, ward ihm die Verwaltung der römischen Provinz in Britannien übertragen (das. 40. XIV, 29. *Agricola* 14.).

5) Ein Didius (oder Vidius?) Scäva erlag, als die Vitellianer den Sabinus im Capitolium belagert und dieses erstürmt hatten, im J. R. 823, n. Chr. 70. (*Tacit.* Hist. III, 73.)

6) Didius Julianus aus Mailand, der Sohn des Petronius Didius Severus und der Clara Ämilia, Urenkel des berühmten Rechtsgelehrten Salvius Julianus, der zweimal Consul gewesen war (s. die Geschlechtstafel von Gruner zu *Aur. Vict.* de Caesar. 19.), wurde bei Domitia Lucilla, der Mutter des Marcus Antoninus, erzogen und gelangte durch dessen Einwirkung zu der Würde des Quästors, Ädilis, Prätors und Consuls (im J. R. 932, n. Chr. 179), worauf er als Proconsul Afrika als Provinz verwaltete. Nachdem der Kaiser Pertinax im J. R. 946, n. Chr. 193, war ermordet worden, erreichte die Schändlichkeit der Prätorianer den höchsten Gipfel, indem die Mörder des Kaisers den Thron feil boten. Sulpicianus, des Ermordeten Schwiegervater, feilschte darum, und für eine Summe von etwas mehr als 1300 Thalern für jeden Soldaten ward er ihm zugesprochen. Noch waren die Römer so tief nicht gesunken, daß ein solcher Handel sie nicht hätte empören sollen. In kriegerischem Aufzuge mußten die Prätorianer den von ihnen erwählten Kaiser, den das Volk auch darum haßte, weil es ihn im Verdacht der Theilnahme an der Verschwörung gegen Pertinax hatte, zu dem Senate führen, aber während des Zuges sich stets mit den Schilden decken, um von den auf sie geschleuderten Steinen nicht erschlagen zu werden. Der eingeschüchterte Senat indeß erkannte den neuen Kaiser an, den das Volk mit Schmähungen überhäufte; selbst die angebotenen Geschenke, womit er es zu besänftigen hoffte, wies es mit Verachtung zurück. Nicht lange aber erfreute sich Didius der erkauften Hoheit. Zwei Heere an verschiedenen Punkten des Reichs riefen ein jedes seinen Oberfeldherrn zum Kaiser aus, das zu Antiochien den Pescennius Niger, das zu Illyrien den Severus. Dieser, dem Schauplatz seiner künftigen Hoheit näher, eilte sofort nach Rom, wo Didius nur sehr schwache Gegenanstalten getroffen hatte. Da die schändlichen Prätorianer ihn treulos verließen, blieb der Senat nicht zurück, erklärte ihn des Throns verlustig und verurtheilte ihn zum Tode. So endete ein neuer Mord am 1. Jun. 193 n. Chr., 66 Tage nach deren Antrit, seine Regirung. (*Dio Cass.* 73, 11 fgg. — mit Behutsamkeit zu benutzen, da er des Didius persönlicher Feind war. — *Herodian.* 2, 6 fgg. *Aur. Victor.* a. a. O. *Spartianus. Orosius* 7, 16. *Zosimus* 1, 7. *Zonaras* 12, 7. *Xiphil.* 73, 11 fgg. *Eutrop.* 8, 17.)

Sowol über seinen Namen als über seinen Charakter und sein Ende sind die Angaben der Geschichtschreiber sehr abweichend. Was den ersten betrifft, so war sein vollständiger Name: Marcus Didius Salvius Julianus; als Kaiser aber führte er den Namen: Marcus Didius Commodus Severus Julianus. Bei den Geschichtschreibern kommt er als Julianus, als Didius Julianus und Salvius Julianus vor, auf Münzen als Didius Julianus, Imp. Caes. M. Did. Com., Im. Caes. M. Did. Julian. Aug., Did. Sev. Julian. Aug. [s. *Rasche* Lex. r. num. II, 264 fgg.] *). Über seinen Charakter findet man ganz entgegengesetzte Urtheile. Nach Herodian war er ein Schwelger, nach Spartian ein Filz; nach Dio grausam, nach Spartian gütig. Nach Einigen ward er auf Befehl des Senats hingerichtet, nach Andern fiel er entweder durch Severus selbst oder auf dessen Befehl. Seine Regirungszeit wird auf die verschiedenste Art, von 2 bis zu 7 Monaten angegeben. (*H.*)

DIDO, eigentlich Elissa, der Name der in der Sage und besonders durch Virgils Dichtung berühmt gewordenen Stifterin von Karthago. Der Name Dido soll Mörderin des Gemahls (*Eustath.* ad *Dionys.* Perieg. 295.) oder tapfere Frau (*Serv.* ad *Aen.* I, 340. cfr. *Meziriac.* ad *Ovid.* T. II. p. 152.) bedeuten und wurde ihr daher erst später beigelegt. Richtiger scheint die Ableitung von דוד, bewegt, beunruhigt seyn, daher so viel als vagari, herumschweifen, wandern. Das Etym. magn. p. 272 u. 247. Lips. sagt ausdrücklich,

*) Von Münzen auf seine Tochter Didia Clara, die schönste Jungfrau ihrer Zeit, geschlagen, s. das. 263. Ihr und ihrer Mutter hatte der Senat den Titel Augusta zuerkannt.

Dido habe den Namen διὰ τὸ πολλὰ πλανηθῆναι, und beruft sich dabei auf die phönikische Sprache. Virgil nennt sie eine Tochter des Belos, aber dieser Name ist nur Titel und bezeichnet Herr, König, daher bestimmen denn Andere, der Vater habe Mulgo, Malgo (Malgonos, Malgenos, Margenul, Mathres, Mattes) geheißen. S. Commentt. ad *Justin.* 4. Nach dem Tode des Vaters, erzählt Justin, habe sie mit dem Bruder Pygmalion zugleich über Tyrus herrschen sollen, das Volk aber habe dem erstern allein den Thron übergeben und Elissa, eine Jungfrau von ausgezeichneter Schönheit, sich mit ihrem Oheim von Mutterseite, Acerbas (Sicharbas bei Andern, bei Virgil Sichäos), dem Oberpriester des Herkules und dem ersten nach dem Könige, durch die innigste Liebe ihm verbunden, vermählt. Acerbas sei im Besitze großer Reichthümer gewesen, habe aber diese aus Furcht vor der Habsucht des Pygmalion in der Erde verborgen. Indessen sei doch die Sage von dessen Schätzen dem Pygmalion zu Ohren gekommen und, gereizt von Geldgier, habe er denselben entweder auf der Jagd oder selbst vor dem Altare der Götter ermorden lassen. Der Elissa sei in der Nacht der Geist des Erschlagenen erschienen, habe sie von der Frevelthat benachrichtigt, den verborgenen Ort seiner Schätze ihr entdeckt und ihr mit denselben zu fliehen gerathen. Diese habe nun ihren Abscheu gegen den Mörder verborgen, ein heiteres Gesicht gezeigt, sich aber insgeheim mit mehren Mißvergnügten, die zu den vornehmsten Tyriern gehörten, zur heimlichen Flucht verbunden und nun den Bruder gebeten, er möchte ihr erlauben, mit ihrem ganzen Vermögen in seinen Palast in Neu-Tyrus zu ziehen, damit das Haus des Gatten in Alt-Tyrus nicht länger ihren Schmerz erneuere. Pygmalion, sehr zufrieden, seinen Zweck so leicht erreichen zu können, habe ihr Leute und Schiffe zur Überfahrt zugesendet. Nun habe Dido ihre sämtlichen Güter glücklich an Bord gebracht, zugleich aber auch mehre mit Sand gefüllte Säcke, die aber nach ihrer Aussage das Gold des Gemahls enthalten sollten. Als nun das Schiff die Höhe gewonnen, habe sie unter dem Vorwande, den Manen des Gemahls das schuldige Todtenopfer zu bringen, den Dienern des Königs befohlen, jene Säcke ins Meer zu werfen, während sie weinend den abgeschiedenen Geist des Gemahls angerufen, er möge freundlich das als Sühnopfer empfangen, was die Ursache seines Todes gewesen sei. Darauf habe sie sich zu den Dienern des Königs mit den Worten gewendet: Ich weiß, daß ich nun von der Hand meines Bruders sterben muß, und erwünscht kommt mir der Tod, da er mich wieder mit dem Gatten vereint; aber euch wird harte Strafe treffen, daß ihr meinem Befehle gehorsam gewesen seid. Wollt ihr euch retten, so müßt ihr mit mir nach einem fernen Lande fliehen. Dadurch bewogen, hätten nun die Diener gemeinschaftliche Sache mit ihr gemacht, auch die übrigen Mißvergnügten sich eingeschifft, und nachdem man dem Herkules ein Opfer gebracht, um seinen Beistand zu erflehen, sei die Flotte abgesegelt und zuerst in Kypros gelandet. Hier herrschte die Sitte, junge Mädchen nach der Küste zu schicken, um sich hier von den ankommenden Fremden eine Mitgift zur künftigen Vermählung zu verdienen und zugleich der Venus Libationen zu bringen, damit sie für die übrige Zeit ihre Keuschheit schütze. Von diesen Mädchen habe Elissa 80 rauben und auf die Schiffe bringen lassen, um mit der jungen Mannschaft auf denselben vermählt zu werden, damit es der zu stiftenden Kolonie nicht an Nachkommen fehle. Auch Jupiters Priester habe auf der Götter Rath mit seiner Familie sich zur Fürstin gesellt, und so wären denn die Verbündeten nach Afrika gekommen, wo sich Elissa die Freundschaft der Eingebornen zu erwerben gesucht und von ihnen zum Ausruheplatz für die ermüdete Mannschaft so viel Land gekauft habe, als man mit einem Stierfell bedecken könnte. Sie habe aber die Haut in so dünne Riemen zerschnitten, daß damit ein ziemliches Stück Land hätte umzogen werden können. Die Eingebornen hätten sich den Trug gefallen lassen und gegen einen jährlichen Tribut den Platz abgetreten. Davon sei denn in der Folge derselbe Byrsa genannt worden. Eigentlich aber hieß der Platz im Phönikischen Bosra, Festung, woraus denn die Griechen späterhin Byrsa machten und dabei an die Ochsenhaut dachten. Es entstand also wahrscheinlich die Fabel aus dem Namen. Die Phönikier baueten sich nun daselbst an, errichteten wahrscheinlich zum eigenen Schutze erst einige Verschanzungen, und nachdem sie die Zuneigung der alten Bewohner und den begünstigenden Beistand anderer früher angelegter Kolonien aus der Heimath erhalten, so gründeten sie die Stadt Karthago (Karchedon, Katharda), welche bald zum Haupte eines blühenden Reiches sich erhob. Dies geschah nach der Sage schon unter Dido, und gereizt von dem Glanze des neuen Staates, berief Jarbas, König der Maxitaner, zehn der vornehmsten Punier zu sich und verlangte unter Androhung des Krieges Elissa zur Gemahlin. Aber die Abgesandten kannten die treue Liebe der Königin zu dem gestorbenen Gemahl und scheueten sich, ihr nach der Rückkehr den Antrag offen vorzulegen. Sie bedienten sich also einer List und sagten, der König wünsche jemand zu haben, der ihm und seinem Volke ein gesitteteres, edleres Leben lehre. Aber wo, meinten sie, werde man einen solchen finden, der von seinen Freunden und Landsleuten sich trennen und zu rohen Barbaren übergehen würde? Ei, sagte tadelnd Elissa, wer sein Vaterland liebt, dem man ja selbst im Nothfalle sein Leben schuldig ist, der wird sich nicht weigern, für das Wohl desselben auch ein hartes Loos zu übernehmen. Wohl, sagten die Abgesandten, Du bist selbst die, welche der König wünscht, darum handle auch nun Deinem Ausspruche gemäß. Elissa sah sich so durch ihre eigenen Worte gefangen und gab endlich unter Thränen die Antwort, sie werde dahin gehen, wohin ihr und des Vaterlandes Schicksal sie hinriefe. Sie verlangte nun drei Monate Frist, wendete diese zu Opfern an, gleichsam um dadurch den Geist ihres Gemahls mit der neuen Vermählung auszusöhnen, errichtete dann am äußersten Theile der Stadt einen Scheiterhaufen, um hier das Haupttodtenopfer zu bringen, ließ eine Menge Opferthiere versammeln, nahm ein Schwert, bestieg den Holzstoß und, indem sie zu dem

unten versammelten Volke hinabrief, sie werde zu ihrem Gemahle gehen, stieß sie sich das Eisen in die Brust und endete so ihr Leben. Die Karthager verehrten sie nun als Göttin. So lauten alte Sagen, die von Justin und Andern berichtet werden. Anders erzählt die Sage Virgil in seinem bekannten Gedichte. Mit ihrer Schwester Anna war Dido der Grausamkeit ihres Bruders entflohen und eben mit dem Aufbau der neuen Stadt beschäftigt, als Äneas auf seiner Fahrt nach Italien durch Stürme, welche der Zorn der Juno erweckt hatte, verschlagen, an der Küste von Libyen landete. Auf der Mutter Flehen hat Jupiter schon die Herzen der Punier günstig gestimmt, freundlich nimt ihn und seine Gefährten die Königin auf, und um desto mehr die Sicherheit ihrer Lieblinge zu sichern, sendet die göttliche Mutter in des jungen Askanios Gestalt den Liebesgott ab, um bei dem festlichen Mahle, das Dido den Fremden gab, ihr Herz mit Liebe gegen den theuern Sohn zu erfüllen. Auf einer Jagd werden Dido und Äneas vom Gefolge getrennt, und ein Ungewitter treibt sie, in einer Höhle einen Schutzort zu suchen, wo sie, von niemand als den Nymphen gesehen, die Mysterien Hymens feiern. Aber Jarbas, der Gätuler König, Zeus Sohn, der schon lange vergebens um die Liebe der Fürstin sich beworben, hört von der neuen Verbindung und flehet zum Vater, den verhaßten Bund nicht zu gestatten. Zeus also eingedenk, daß das Schicksal dem Äneas ein ganz anderes Land zur zweiten Heimath bestimme, sendet den Hermes zu ihm und befiehlt ihm, nicht länger an Libyens Küste zu verweilen, sondern nach Italien abzugehen. Er gehorcht dem Befehle des Gottes, so sehr auch Dido's Schicksal ihn schmerzt, macht insgeheim Anstalten zur Abreise und verschließt den Bitten und Vorwürfen der Königin sein Ohr. Aber ihre Liebe kann die Treulosigkeit nicht überleben. Kaum hat die Flotte das Ufer verlassen, so besteigt sie den schon vorher errichteten Scheiterhaufen und stößt sich des Äneas Schwert in die Brust. Als Äneas nachher in der Unterwelt auch ihren Schatten erblickte, wollte er sich entschuldigen, aber mit zornigem Blicke eilte sie von ihm weg zum Sichäus. Aus der Meldung des Servius ad *Aen.* IV, 682., daß Andere die Anna zur Geliebten des Äneas machten, läßt sich schließen, daß schon vor Virgil die Sage von einer Landung der geflüchteten Troer in Afrika bearbeitet worden sei.

Bekanntlich wird die Gründung Karthago's nach der gemeinen Meinung viel später als die Zerstörung Troja's gesetzt, und Virgil ist daher eines bedeutenden Anachronismus beschuldigt worden. Aber den Dichter muß man wol nach einem andern Maßstabe messen als den Historiker, und überdies wäre noch die Frage, ob Virgil ein so guter Chronologe war, daß er über die Zeit der Stiftung des karthagischen Stats so genau belehrt seyn konnte. Die Angaben der Alten weichen so bedeutend ab, daß sie von 50 oder 37 vor dem trojanischen Kriege bis 323 nach demselben variiren, während die Epoche des genannten Krieges selbst nicht einmal genau bekannt ist. Überhaupt entstand wol Karthago nicht durch eine einzige Ansiedlung, sondern bildete sich durch mehre, die in verschiedenen Zeiten auf einander folgten. Zuerst sollen Tzoros und Karchedon sich in der Gegend angebauet haben, aber beides sind Städte, als deren Stifter man Personen gleiches Namens dichtete. *Appian.* Punic. pr. Bei den spätern Angaben wird Dido genannt. Virgil kannte wol schwerlich alle diese Epochen. Er wußte im Allgemeinen, Karthago sei bedeutend älter als Rom, und eine tyrische Prinzessin die Gründerin; auch kannte er gewiß die Sage vom Jarbas und Elissa's romantischem Tode; endlich hatte er auch wol schon Vorgänger, wie aus der obigen Bemerkung des Servius erhellet, die zwar nicht die Elissa selbst, aber doch ihre Schwester Anna zur Geliebten des Äneas machten und jenen Tod der Verzweiflung von ihr erzählten. Daß aber Äneas überhaupt nach Italien kommt, lag in der Natur selbst, denn in gewissen Jahreszeiten wehen in der Gegend von Unteritalien hartnäckige und heftige Nordwestwinde, welche die von Osten her kommenden Schiffe nach Süden treiben, daher auch die Niederlassungen der Griechen in den ältern Zeiten niemals auf der nähern Ostküste Italiens, sondern auf der entferntern Westküste geschahen, weil die Schiffe immer gegen Süden getrieben, also genöthigt wurden, um den Fuß von Italien oder auch um Sicilien herum zu schiffen und sich dann wieder östlich nach der Westküste zu wenden. So war denn ein Verschlagen nach Afrika ganz natürlich, und mit welcher für die Römer interessanteren Person konnte wol der Dichter seinen Helden zusammenkommen lassen, als mit der Gründerin eines States, der in Roms Geschichte eine so bedeutende Rolle spielte? Dies würde schon der Fall gewesen seyn, wenn die Geschichte rein von Virgil erfunden worden wäre; aber wahrscheinlich war schon eine ähnliche Sage im Munde des Volks vorhanden und, indem er sie benutzte, konnte er um so weniger gegen den gemeinen Glauben verstoßen. Man sehe den ersten Excursus von Heyne zum 4. Buche der Äneis: de Didone ejusque amoribus et aetate.

Bei dem Anonymus de mulier. quae bello clar. in Bibl. d. a. L. u. Kst. St. 6. S. 15 ꝛc. wird auch die Geschichte der Dido erzählt; sie ist wahrscheinlich aus Timäos de rebus Siculis et Romanis entlehnt. Die Fürstin heißt hier Theiosso, welches mit dem phönikischen Elissa übereinstimmen soll. Vergl. Etym. M. Phavor. in *Διδω*. Bei Eusebios (Chron.) heißt sie Drigo, vielleicht der Römer Virago. Man sehe über die Etymol. des Namens Bochart Kanaan und *Hendreich* de rep. Carth. p. 25. Auch Philistos hatte über die Geschichte der Dido geschrieben, und ihm folgen Appian, Justin und Andere. Philistos war ein heftiger Gegner des Timäos, daher so große Verschiedenheit in der Geschichte der Dido. (*Richter.*)

Dido s. Lesghier.

DIDONIS (*Hübner*). Eine Tagschmetterlingsgattung aus *Linné* Danais festivis und *Fabricius* Gattung Biblis gesondert, kenntlich an den eingekerbten Hinterflügeln und daß alle Flügel braun, mit zierlichen Flecken. Es gehören hieher Papilio Vitellia *Cramer* nitl. Kapell. 349. E. F. und Biblis *Fabr.* Hype-

ria *Cramer* 236. E. F. Vergl. Hübners Verzeichniß bekannter Schmetterlinge. S. 17. (*D. Thon.*)

DIDONTA (*Schumacher*). Eine Weichthiergattung, aus Solen (ſ. d. Art.) geſondert, von Menke wieder zu Solen gezogen, aufgeſtellt in Schumachers Essai d'un nouveau Système des habitations des vers testacés. p. 125. mit folgenden Kennzeichen. Die faſt eiförmige Schale iſt in die Länge gezogen, bauchig, an beiden Enden etwas offen ſtehend. Das Gewinde hat an jeder Schale einen kegelförmigen, etwas gebogenen, wechſelſeitig eingreifenden Zahn; am Schloßrande (in margine cardinali) iſt eine linienförmige Furche und die Lefze (nympha) iſt mehr oder weniger vorragend oder wulſtig. Typus der Gattung iſt D. bicarinata l. c. t. 6. f. 2. Solen minutus *Chemnitz.* VI. t. 6. f. 51. 52. (*D. Thon.*)

DIDOT, François-Ambroise, das älteſte bekannte Glied dieſer berühmten Buchdruckerfamilie war ſchon der Sohn eines Buchhändlers und Buchdruckers François Didot. Mit ihm beginnt der wohlverdiente Ruf der Didot. Geboren im Januar 1730, war er gerade ins Jünglingsalter getreten, als die Baskervilleſchen Ausgaben der Klaſſiker das Intereſſe der gelehrten und eleganten Welt in hohem Grade in Anſpruch nahmen. Für die typographiſche Kunſt leidenſchaftlich eingenommen, fühlte er frühzeitig, was Frankreich noch einzuholen habe, um dem großen britiſchen Vorbilde und ſeinem Nebenbuhler in Spanien, dem durch die Prachtausgaben der Bibel, des mozarabiſchen Miſſals, Don Quichotte's und der ſpaniſchen Überſetzung des Salluſt berühmt gewordenen Joachim Ibarra, gleichzukommen. Ein edler Wettſtreit erhob ſich nun zwiſchen Didot, Ibarra und dem Italiäner Bodoni. So kann das Leben des Erſtern, der durch ſeine mechaniſchen Kenntniſſe, vor allem aber durch ſeinen unermüdeten Eifer für das einmal erwählte Fach, — man kann wol ſagen — durch ſein Genie, die Schriftſchneide- und Schriftgießekunſt auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit ſteigerte, eine Geſchichte der Typographie jener Epoche genannt werden. Seit den Etiennes und Elzevirs war nur wenig für die wichtigſte aller Erfindungen geſchehen. Kaum hatten jene großen Männer einige ihrer würdige Nachahmer gefunden. In der Schneide- oder Gravirmethode der Lettern folgte man gemeiniglich den Vorbildern Garamonds. Enthuſiaſtiſch für ſeine Kunſt eingenommen, übte er ſich Tag und Nacht im Zeichnen der Typen, ſuchte das Charakteriſtiſche einer jeden Schrift mit dem Gefälligen in der Form zu vereinigen und ruhte nicht, bis er das richtige Verhältniß der Stärke zur Größe u. ſ. w. aufgefunden. Dann ließ er dieſelben nach ſeinen Zeichnungen ſtechen, errichtete eine Schriftgießerei und gab mittelſt des von ihm erfundenen „Typometers" der Charaktere die genaueſte und nie ſich verändernde Proportion. Nach acht Monaten unausgeſetzter Arbeit, voll mühſamer Verſuche, gelang es ihm im Jahre 1777 der Druckerpreſſe eine Genauigkeit zu ertheilen, welche allein im Stande war, ſeinen Werken den Ruf zu verſchaffen, den ſie bis auf den heutigen Tag noch behaupten. Selbſt für die Verbeſſerung des Druckpapiers hat er entſchiedene Verdienſte, indem er weder Mühe noch Koſten ſcheute, die Papiermühlen Frankreichs zu bereiſen und eine neue Verfertigungsmethode einzuführen. Die Ehre der Erfindung der Preſſe mit einem Drucke iſt ihm ungerechter Weiſe von Aniſſon Duperron, damaligem Vorſteher der königl. Druckerei, ſtreitig gemacht worden. Es war dem fleißigen D. weniger ſchwer, zum Ruhme des franzöſiſchen Gewerbfleißes beizutragen, als bei den einfachen Handwerksleuten die Abneigung zu überwinden, welche die tägliche Beſchäftigungsweiſe den auffallenden Benennungen der Charaktere „Cicero" „h. Auguſtin" entgegengeſetzt ward. Vergebens ſuchte D. allgemeine, für alle Zeiten und Sprachen geltende Namen der Lettern zu begründen. Das Vorurtheil ſiegte auch hier. Das Velinpapier, welches von den Engländern ſchon längſt, und beſonders von Baskerville zum Drucke des Virgil (1757), angewendet worden, war damals in Frankreich noch unbekannt. Der Zufall führte Fr. A. Didot einige Bogen in die Hände. Sogleich ſchrieb er an unternehmende Fabrikanten nach Annonay, um ſie zu Nachahmungen dieſes Erzeugniſſes auf ſeine Koſten zu ermuntern. Nach mehrfachen Verſuchen erhielt er endlich im J. 1781 ſehr ſchönes Velinpapier, auf welches er zuerſt Delille's Gedichte und ein Werk der Frau von Monteſſon druckte. Bald darauf folgten Prachtausgaben von Congi's Pastoralium de Daphnide e Chloe. 1778. 2 Vol. 8.; — Dei diletti e delle Pene. 1780. 4 Vol. 8.; — Tom Jones, by H. Fielding. 1780. 4 Vol. 8.; — Aminta. 1781. 12.; — Il pastor fido. 1782. 8.; — La Gerusalemme liberata. 1784. 2 Vol. gr. 4. (die ſogenannte Monſieurausgabe); — Isocratis opera omnia, graece et latine. 1782. 3 Vol. 8.; — Collection des moralistes. 1782 — 1795. 18 Vol. 12.; — L'Art de vérifier les dates. 1783—1787. 3 Vol. Fol.; — Oeuvres d'Homère, traduites par Bitaubé. 1787—1788. 12 Vol. 8. Hier verdienen noch eine Menge Drucke erwähnt zu werden, von denen, weil ſie für Privatperſonen ausgeführt wurden und niemals zum Buchhandel beſtimmt waren, nur ſehr wenige (zum Theil nur 25 oder gar nur 12) Exemplare abgezogen worden ſind; als: Recueil de Vers à Adelaïde; — Poésies de Mme d'Hondetot; — Colomb dans les fers; — Porteſeuille du Vicomte de Wall; — Opere del Stefano Zannowich; — Poésies francaises d'un Prince étranger. Als Muſter einer gelungenen typographiſchen Ausführung iſt der „Catalogue des livres de M. Mérard de St. Just" in Frankreich noch ſehr geſchätzt und geſucht. Zu gebildet, um ſich bei ſeinen Leiſtungen blos an die Schönheit der Formen zu halten, widmete Fr. A. Didot auch der Korrektheit des Textes eine unermüdete Sorgfalt. Dieſes Verdienſt, welches alle aus ſeiner Preſſe hervorgegangenen Erzeugniſſe auszeichnete, zog endlich die Aufmerkſamkeit des Hofes auf Didot. Durch ein vom Könige Ludwig XVI. unter dem 1ſten April 1783 eigenhändig vollzogenes Anſtellungsdekret als königl. Buchdrucker, erhielt er den Auftrag, eine für den Unterricht des Dauphins beſtimmte Sammlung von Klaſſikern zu drucken. Dieſe erſchien in drei

Ausgaben: 32 Bände in 4., 17 Bände in 8. und 18 Bände in 16., von denen Bossuets Werke, Telemach und die Bibel vorzugsweise bemerkt zu werden verdienen. Nichts konnte zu jener Zeit mit diesen Drucken verglichen werden. Peter Didot setzte die Samlung in der Folgezeit bis zu 31 Bänden fort. Für den Grafen von Artois, jetzigen Exkönig Karl X., druckte er eine Auswahl von Schriften, welche 64 Bände in 16. anfüllten. Fr. A. Didot hinterließ die Fortsetzung seines Geschäftes seinen zwei Söhnen, welche des Vaters Ruhm noch vergrößern halfen. Der ältere, Peter, erhielt die Druckerei, und der jüngere, Firmin, die Schriftgießerei. Als der thätige Greis in den Händen solcher Gehilfen seine Schöpfung wachsen und gedeihen sah, trat er am 11. Julius 1804 in seinem 75sten Jahre heiter zur ewigen Ruhe ein. Kindliche Liebe setzte ihm folgende Grabschrift: „Simple dans ses moeurs, généreux, probe, laborieux et plus jaloux d'acquerir l'estime publique que d'amasser des richesses."

Didot der Ältere (L'Ainé), Peter, geboren zu Paris im Januar 1761, war von dem nämlichen Enthusiasmus für die Buchdruckerkunst beselt, wie sein Vater Fr. A. Didot. Kurz nach des letztern Tode setzte er die für den Dauphin bestimmte Collection des Classics latins et français in 4. fort und erweiterte dieselbe bis auf 31 Bände. Bodoni's Ruhm hatte unterdessen den höchsten Gipfel erreicht. Mit Orden und Titeln geschmückt schien er durch seine kostbaren Ausgaben alle Buchdrucker herausfodern zu wollen. Peter Didot war schon der größte Typograph Frankreichs, — er wollte nun auch der erste in Europa werden. Mitten unter den Stürmen eines bitter geführten Meinungskampfes und den Gefahren, welche seiner Vaterstadt von außen her drohten, faßte er den Plan zu seiner Suite von Prachtausgaben in Folio. Weder politische Ereignisse noch Geldopfer vermochten ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Schon im J. 1797 erhielt er von dem Ministerium des Innern das früher für die königliche Druckerei bestimmte Lokal im Louvre. Sein Virgil, der erste Autor der Samlung, erschien im J. 1798 in 2 Bänden in Fol.; darauf folgte Horaz 1799 in 1 B. Fol.; — endlich Racine 1802. 3 Bände in Fol. Dieses Prachtwerk ist durch die zu Paris niedergesetzte Kunst-Jury für „La plus belle production typographique de tous les pays et de tous les ages" erklärt worden. Zur Anerkennung wurde ihm die große goldene Medaille zuerkannt. Nicht minder ausgezeichnet sind dessen Fables de Lafontaine. 1802. 2 Vol. Fol.; — Oeuvres de Boileau. 1819. 2 Vol. Fol., welche Ausgabe er dem Könige widmete. Die geschicktesten Zeichner und Kupferstecher wurden aufgeboten, um dieses Werk mit allen Mitteln ihrer Kunst zu krönen. Nur 250 Exemplare sind davon abgezogen worden. Von den zahlreichen aus seiner Presse hervorgegangenen Werken sind besonders bemerkenswerth: Le voyage en Egypte par M. Denon. 1808—1817. 2 Vol. gr. Fol.; — L'Iconographie grecque et romaine de Mr. Visconti. 4 Vol. Fol.; — Le voyage pittoresque dans l'ancienne France, par M. Nodier, Taylor et de Cailleux. 1820. gr. Fol.; — La Collection des Classics français et latins. in 8. et in 32. publiée chez M. Lefebvre; — Sylloge poetarum graecorum. 32.; — Collection des meilleurs ouvrages écrits en langue française, dédiée aux amateurs de l'art typographique. 8. Zu dem ausgezeichneten Rufe als Buchdrucker wollte er noch den eines Schriftgießers hinzufügen. Dies Ziel vor Augen, wendete er zwei Jahre seines Lebens daran, um unter seinen Augen durch Vibert die Typen von 18 verschiedenen Charakteren in einem Ebenmaße und in neuer Abstufung schneiden zu lassen. Mit diesen neuen Schriften druckte er im J. 1819 Boileau's Werke und Voltaire's Henriade, von welcher letztern er jedoch nicht mehr als 125 Exemplare in Folio abziehen ließ, weshalb diese Ausgabe jetzt schon eine bibliographische Seltenheit ist. Wie sein Vater, so suchte auch er seinen Ausgaben durch Regelmäßigkeit und Reinheit des Satzes einen erhöhten Werth zu verleihen. Ihm gebührt nebenbei der Ruhm, der willkürlichen Anwendung des accent grave und accent aigu in der französischen Sprache durch Erfindung eines neuen Lautzeichens, welches die Mitte zwischen diesen beiden hält, und das er „Accent droit" nennt, gesteuert und somit seinem Muttersidiom als Schriftsprache einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben. Als Schriftsteller hat er folgende Werke bekannt gemacht: 1) Epitres sur les progrès de l'Imprimerie, welche Schrift er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Firmin Didot verfaßte und schon im J. 1784 zur Preisbewerbung an die französische Akademie einsendete; 2) Cléomène, ou tableau abrégé des passions, extrait d'un manuscrit trouvé chez les Caloyers du mont Athos. 1785. 16.; 3) Le Somnambule, oeuvres posthumes en prose et en vers, ou l'on trouve l'histoire générale d'une île très-singulière, découverte aux grandes Indes. 1786. 8. (auch an dieser didaktisch-satyrischen Schrift hat sein Bruder Firmin Antheil); — 4) Epître sur les progrès de l'Imprimerie. 1786. 12.; — 5) Essai de fables nouvelles, dédiées au Roi, suivies de poésies diverses et d'une épitre sur les progrès de l'imprimérie. 1786. 12. (Dieses Werkchen von 150 Seiten ist wegen seiner zahlreichen Anmerkungen für die Geschichte der Buchdruckerkunst und Zubereitung des Velinpapiers von hoher Wichtigkeit. Die Benennung des letztern rührt von Peter Didot her, weil das nach dem Muster des britischen Schriftgießers Caslon, dessen Probehefte ihm im J. 1779 zuerst zu Gesicht gekommen waren, auf Didot's Rath von Johannot, Vater und Sohn, in Annonay verfertigte Papier ohne Adern und Fabrikzeichen, dem Pergamente ähnlich sah. Er zeigt in dem ohne alle Leidenschaft geschriebenen Anhange, daß sowol die Herren Pierres und Moutard, Buchdrucker in Paris, als Herr Réveillon zum Theil in eignen Broschüren (1783), zum Theil im Journal de Paris (4. Okt. 1785) sich die Ehre, die ersten Drucker und Fabrikanten dieses schönen Papiers zu seyn, fälschlicher Weise angemaßt haben. Auf eine Vorstellung Didot's beim Minister d'Ormesson erhielten Johannot und Montgolfier, dem der Zufall ein Messingdrahtsieb, wie es die Knopfmanufakturisten in Lyon gebrauchen, in die Hände gespielt hatte, und der damit ein riefenloses Papier von 39 Zoll Länge und 26 Zoll Breite zu verfertigen im Stande war, eine goldne

Medaille, und Réveillon war genöthigt, seine Ansprüche aufzugeben). — 6) Le Comte de Tersan, histoire presque véritable. 1787. 8. — 7) L'Ami des jeunes demoiselles, suivie d'une épitre aux Célibataires. 1789. 8. — 8) Traduction en vers du premier livre des Odes d'Horace etc. 1796. 12. — 9) Inscriptions morales, ou recueil de quatrins moraux. 1806. 12. (zweite Ausgabe. 1807. 12.). 10) Des poésies légères, sous le titre de Specimen de nouveaux caractères de la fondérie et de l'imprimerie de P. D. l'Ainé. 1819. 8.; — Essai d'un nouveau caractère, offrant un essai lyrique (nichts anders als ein Anhang zum frühern Werke, aus drei Oden bestehend). — 12) Les Amours de Didon et sa mort, ou le 4ème livre de l'Enéide de Virgile, traduit en vers français. 1822. 8. — 13) Petit livre de fables pour les enfants. 1824. 12. Auch als Gelehrter verdient Peter Didot der ältere alle Achtung. Vor den Ausgaben des Horaz und Virgil stehen lateinische Vorreden von ihm, und viele Journale enthalten Aufsätze in Versen und in Prosa. Fast alle Regirungen ertheilten ihm Ehrenbezeugungen, z. B. die französische Republik, Napoleon, Ludwig XVIII. Letzterer ertheilte ihm den Orden des heil. Michael. Das sehr stark betriebene Geschäft des Vaters setzt sein Sohn Jules Didot fort, und die Thätigkeit dieses Mannes läßt erwarten, daß der alte Ruhm der Familie durch ihn nur erhöht werden kann.

Didot, Firmin, zweiter Sohn des Fr. Ambr. Didot, geboren zu Paris, machte sich frühzeitig durch seinen Eifer für die Wissenschaften und durch den feinen Geschmack im Zeichnen und Graviren bekannt. Die Typen zu einigen Ausgaben seines Vaters sind von seiner Hand geschnitten. Im J. 1789 überließ der Vater die Schriftgießerei ganz seiner Leitung, und er hob dieselbe durch Genie und anhaltenden Fleiß zu einer noch nie erreichten Höhe. Die schönen Ausgaben des Horaz und Racine, welche seines Bruders Namen auf dem Titel führen, sind Werke seines Grabstichels. Ihm verdankt man die in so mancher Hinsicht höchst nützliche Kunst, die aus beweglichen Lettern zusammengesetzten Druckseiten in solide Massen zu verwandeln. Denn wie unläugbar die Buchdruckerkunst durch Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit oder eigentlich zuerst zu geistigem Leben gelangte, so ist doch eben diese Beweglichkeit nicht selten auch Ursache, daß sich, so oft ein Buch neu aufgelegt wird, neue Druckfehler einschleichen, indem sich die leichten Lettern zuweilen an die Ballen anhängen und damit herausgezogen, von dem Drucker häufig an den unrechten Ort wieder eingesetzt werden. Diese Unvollkommenheiten machten sich besonders bei astronomischen und mathematischen Werken und besonders solchen, die aus lauter Zahlen bestehen, höchst fühlbar. Firmin Didot dachte daher, als er Callet's Logarithmen zu drucken im Begriffe war, auf Mittel, jenen Unvollkommenheiten vorzubeugen, und dieses gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten und aufs genaueste corrigirten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß sich ein Buchstabe verschiebt. Durch dies Verfahren wird das Herausziehen der Lettern, mithin das Entstehen neuer Druckfehler während des Drucks unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen stehengebliebenen Fehler, so wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchstabens durchbohrt, der falsche Buchstabe herausgenommen, der rechte dafür eingesetzt und wiederum zugelöthet, wodurch die Form nach und nach ganz fehlerfrei gemacht wird. Diese auf solche Weise verbundenen Lettern nannte Firmin Didot Stereotypen, von dem griechischen Worte στερεός, fest, feststehend, und τύπος, Form, Gestalt. Den ersten Versuch machte er mit Callet's logarithmischen Tabellen (Paris 1795). So scheint die Buchdruckerkunst, welche mit dem Abdruck von ganzen Tafeln (aus einem Stück Holz geschnitten, xylographische Drucke) ihren Anfang nahm, nun auch durch Abdruck ganzer Tafeln ihre höchste Vollkommenheit erreichen zu wollen. Wie keine Erfindung auf einmal gemacht wurde, sondern nach und nach Verbesserung an Verbesserung sich reihte, so geschah es auch mit der stehenden Schrift. Schon seit mehr als 100 Jahren soll man, neuern Forschungen zufolge, in Holland verstanden haben, mit stehenden Lettern Drucke von Dauer zu verfertigen. Jan van der Mey, der Vater des bekannten Malers dieses Namens, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts in Leyden lebte, wird von Einigen für den eigentlichen Erfinder der Stereotypen gehalten. Die Buchhändler S. und J. Luchtmanns in Leyden sollen jetzt noch die Formen (mit unbeweglichen Lettern) zu einer holländischen Bibel in Quart besitzen, welche von jenem Mey gedruckt und in starker Auflage abgezogen worden ist. Mit ihm ging aber die Stereotypirkunst in Holland wieder verloren, oder fand wenigstens keine Nachahmer, welches letztere die größere Kostspieligkeit vermuthen ließe. Ist auch vielleicht die Annahme, daß der Schottländer Ged schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts mit gegossenen Platten gedruckt habe, nicht ganz ungegründet, so gebührt Didot doch der Ruhm, die Stereotypirung allgemein gemacht und verbessert zu haben. Seine Methode ist: von gewöhnlichen auf gewöhnliche Weise gesetzten Lettern, die sich höchstens durch ein härteres Material und ihre Kürze von den übrigen unterscheiden, werden Druckbogen abgezogen und corrigirt, bis der ganze Satz möglichst fehlerfrei ist. Alsdann wird jede mit diesen harten Lettern gesetzte Seite in ein Viereck vom weichsten Blei abgedruckt. Diese Bleiplatte dient nun als Matrize für eine ganze Seite, die Patrizen-Lettern können, nachdem sie obigen Dienst geleistet, wieder aus einander genommen und anderweit benutzt werden. Die Matrize klatscht man aber auf eine Teigmasse ab, die sich hierauf verhärtet und mittelst einer untergelegten messingenen Platte dem Drucke Widerstand leistet. Hechan, Errand, Renouard, Tauchnitz und Graf Schlaberndorf haben dies Verfahren in der Folge noch vereinfacht, indem sie mit gewöhnlichen Patrizen eine besondere Art von beweglichen Matrizen, die wie die übrigen Drucklettern aussahen, nur mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterschiede, daß die Buchstaben gerade und vertieft in der Matrize sind, statt daß sie verkehrt und erhaben auf der Druckletter stehen, in die zum Drucke dienenden Stereotyp-Columnen abformten. Im J. 1797

erhielt er ein Privilegium von den Directoren der Republik, welches ihm der Kaiser Napoleon 1806 wegen einer Erfindung, durch bewegliche Typen alle Arten von Schrift nachzuahmen, erneuerte. In der Vorrede zu seiner Übersetzung der Hirtengedichte Virgils in gebundener Rede gab er davon die erste Probe. Fast bei allen öffentlichen Ausstellungen der Kunst- und Gewerbserzeugnisse erhielt F. D. die goldene Medaille. Er ward nach und nach zum Hofbuchdrucker, zum Mitgliede der Ehrenlegion und 1817 sogar zum Präsidenten eines Wahlcollegiums der Seine ernannt. Im J. 1823 ließ er sich ein neues Privilegium für die Erfindung der Methode, geographische Karten typographisch zu behandeln, ertheilen. In demselben Jahre theilte er bei der Ausstellung den ersten Versuch mit, der allgemeinen Beifall erndtete. Seit 1819 sind seine beiden älteren Söhne, Ambrosius und Hyacinth, Theilnehmer an dem großen Geschäfte, welches sich in die Gravir- und Gießanstalt, in die Druckerei und Buchhandlung und endlich in die Papierfabriken theilt, deren er einige in dem Departement der Eure besitzt, und deren Leitung er dem jüngsten Sohne, Friedrich Firmin D., anvertraut hat. Von den Ausgaben, welche D's. Ruf begründen halfen, sind besonders bemerkenswerth: 1) Les Luisiades de Camoëns, en Portuguais. Par. 1817. in 4., welche den gelehrten Don Jose de Souza zum Herausgeber hatte. 2) La Henriade, (herausg. v. Daunou). Par. 1819. in 4. 3) Le Salluste. 1819. in Fol. Unter seinen eigenen literarischen Werken verdienen herausgehoben zu werden: 1) Premier Chant de Tyrtée, traduit en vers français. 1800. in 4. 2) Lettre à mon frère P. Didot, sur les perfectionnements de l'art typographique. in 8. 3) Les Bucoliques de Virgil, trad. en vers français, précédées de plusieures Idylles de Théocrite, de Bion et de Moschus. 1806. in 8. und in 12. (zweite Ausg. 1823. in 12.). 4) Annibal, tragédie en 5 Actes et en vers. 1817. in 8. (zweite Ausg. auf 3 Acte reducirt. 1820. in 8.). 5) Poésies diverses. 1822—26. 2 Voll. in 12. (Sie enthalten die neue Ausgabe des Hannibal, die Bukoliken, die tyrtäischen Gesänge, die 16 ersten Idyllen des Theokrit und die „Königin von Portugal," ein Trauerspiel, das 1823 zuerst auf dem Odeon-Theater gegeben und 1824 in 8. gedruckt wurde.) 6) Notice sur Robert et Henri Etienne.

Didot, Ambroise Firmin, ältester Sohn Firmin D's., geb. zu Paris 1790, half von früher Jugend an seinem rastlos thätigen Vater in dem großen Geschäfte und widmete sich besonders der Gravirkunst, worin er Ausgezeichnetes leistete. Bald aber fand er sich zu den Wissenschaften hingezogen und lernte einsehen, daß eine klassische Bildung besonders für den Buchhändler, den Obermundschenken der Literatur, der vermittelnd zwischen dem Schriftsteller und dem Publikum dasteht, unentbehrlich sei. Unter des berühmten A. Corai's Leitung studirte er griechisch. Der Umgang mit diesem und manchen anderen in Paris lebenden Griechen erregte in ihm den Wunsch, das alte Hellas — die Wiege der Kultur — zu bereisen. Im Jahre 1816 besuchte er im Gefolge des Herzogs von Richelieu, damaligen Botschafters Frankreichs bei der ottomannischen Pforte, zuerst Ägypten, dann Syrien und Kleinasien, wo er sich längere Zeit verweilte, um die Schule von Cydonia zu besuchen und durchwanderte alsdann ganz Makedonien, Attika und Morea. Nach Frankreich zurückgekehrt, übergab ihm sein Vater die Leitung eines Theils des Geschäftes auf eigene Rechnung, wobei er sich nicht minder geschickt und thätig als die übrigen Glieder der Familie bewies. Bei der Gewerbeausstellung von 1823 wurde ihm nebst seinem Bruder Hyacinth die Auszeichnung eines Ehrendiploms und der goldenen Medaille zu Theil. Bei aller Thätigkeit für seinen Beruf fand er dennoch Zeit zu literarischen Versuchen mancherlei Art. Schon 1821 gab er „Notes d'un voyage fait dans le Levant" in einem Octavbande heraus. Seine Druckerei ist eine der produktivsten in Europa. In dem Jahre 1825 allein hat sie nahe an 500000 Bände hervorgebracht.

Didot, Henry, Sohn des Pierre François D., zeichnet sich als Schriftstecher aus. Sein erster größerer Versuch waren die Typen zu der Prachtausgabe der „Nachfolgung Christi," welche sein Vater 1788 in Folio herausgab. Schon damals wurde er unter die ersten Künstler dieses Faches in seinem Vaterlande gezählt. Aber auch die Schriftgießerei gewann durch ihn an Vollkommenheit. Das frühere Verfahren, das noch jetzt in den gewöhnlichen Gießereien angewendet wird, bringt nur einen Buchstaben auf einmal hervor. Wie aber die Handgriffe sich niemals gleich bleiben, sondern je nach Maßgabe des Individuums und der von ihm angewendeten Kraftäußerung sich bald stärker, bald schwächer äußern, ebenso dringt sich auf der andern Seite bei der Mangelhaftigkeit der Form dem Gießer die Nothwendigkeit auf, mehre derselben für einen und den nämlichen Guß anzuwenden, wodurch man aber alsdann immer Gefahr läuft, Typen von verschiedener Stärke, Höhe und Breite zu erhalten. Lange dachte er auf Mittel zur Entfernung dieses Übelstandes. Nach zehnjährigen, mühevollen Versuchen gelang es ihm endlich, den Guß der Typen durch geistreiche mechanische Combination mittelst einer einzigen Vorrichtung zu vervielfältigen. Seit mehren Jahren ist diese Schriftgieß-Methode, welche er „Polyamatype" nennt, in vollster Thätigkeit. Durch diese Erfindung ist er im Stande, binnen 8—10 Tagen vollständige Assortimente von Lettern zu liefern, deren Ausführung auf gewöhnlichem Wege ehedem 2—3 Monate erfodert hätte. Der erste Druck in dieser Manier ist die Beauzée'sche Übersetzung der „Nachfolgung Christi" (Paris 1816. in 8.). Mannigfache Ehrenbezeugungen wurden dem Erfinder zu Theil.

Didot Saint-Leger (N.) steht als Erfinder des sogenannten „papier mécanique" in Frankreich sowie im Auslande und besonders in Großbritannien, wo er bald sehr viele Nachahmer fand, in hohem Ansehen. Die Direction der Industrieausstellung von 1819 krönte sein Verdienst um diesen wichtigen Zweig des Gewerbfleißes mit der goldenen Denkmünze. (*K. Falkenstein.*)

DIDURI. Diese iberische Völkerschaft setzt Plinius (H. N. 6, 11.) an die albanische Grenze an der

Vorderseite des Gebirges, Ptolemäus aber (5, 9.) in das asiatische Sarmatien zwischen den Kaukasus und die Ceraunischen Gebirge. (*H.*)

DIDUS *Linné*, Vogelsippe, deren Platz im natürlichen System zweifelhaft ist, da man zu wenig über die hieher gezählten Arten weiß. Temminck bildet aus ihr in Verbindung mit Apterix *Shaw* seine 16te Ordnung, die der Inertes oder trägen Vögel, Cuvier erwähnt ihrer bei den Struthioniden, Wagler ordnet sie seiner Ordnung der Reiger unter. Linné macht sie zur ersten seiner Ordnung der hühnerartigen Vögel und gibt folgende Charakteristik: Schnabel in der Mitte schmäler mit zwei Querrunzeln, beide Kinnladen an der Spitze gekrümmt; Gesicht bis über die Augen hinaus unbefiedert. Die drei hieher gezählten Arten sind: 1) D. ineptus (Dronte), durch eine bei Clusius im exotic. auctuar. p. 99. mitgetheilte Beschreibung holländischer Schifffahrer und ein vielfältig kopirtes Ölgemälde aus jener Zeit bekannt. Der Vogel soll die Inseln Bourbon und Isle de France bewohnt haben, woselbst indessen keine Spur von ihm übrig geblieben, und scheint zu den sonderbarsten Gestaltungen der Vogelwelt gehört zu haben. Die einzigen Reste früher nach England gebrachter Exemplare sind ein im britischen Museum aufbewahrter Fuß und Bruchstücke eines Kopfes im Asmolnanischen zu Oxford. Der Schnabel gleicht dem der Alken und Albatrosse, der Fuß dem der Pinguinen, ist indessen ohne Schwimmhaut, Kennzeichen, die ihn dem Strauß unähnlich machen. Nach der angeführten Tafel sind die Ferſen der starken Beine von mittlerer Länge, den Schwanz bildet ein Büschel von Federn. Die Farbe ist grau und die Gestalt im hohen Grade plump und untersetzt. — Ob die Art zu den von der Erde verschwundenen gehört oder die fernen Regionen des Südpols bewohnt, wird die Zukunft lehren.

2) D. solitarius nach dem verdächtigen Zeugnisse von Leguat voyag. 1. p. 98. in das System aufgenommen.

3) D. nazarenus soll sich durch den Mangel der 4ten Zehe vom Dronte unterscheiden und dieselbe Gegend bewohnt und bei einer Schiffsmannschaft, welche das Fleisch dieser Vögel verzehrte, Erbrechen erregt haben. Höchst wahrscheinlich eine bloße Nominalspecies. (*Boie.*)

DIDYMA, τὰ *Δίδυμα* Stephanos, Strabon 9. S. 421. 11. S. 518., Herodot 6, 19., Konon 33., Pausan. 2, 10. 5, 13. 7, 2., war ein Ort im Gebiete der Stadt Miletos (Herod. 1, 92. Pausan. 7, 5.), zwanzig Stadien vom Meere (Plin. H. N. 5, 31., dazu Strab. 14. S. 634.) und dem Hafen Panormos (Herod. 1, 157., Pausan. 5, 7.), der deswegen auch der phöbeische genannt wird (*Anthol. Palat.* I. p. 498.), in der Nähe des Vorgebirges Poseidion und südlich von der Stadt Miletos, aber nicht 180 Stadien entfernt, wie Plinius anführt, sondern höchstens 100 Stadien. Der Stadiasmos (ed. Gail. p. 489.) hat vom Vorgebirge Poseidion bis zum Hafen Panormos 40 Stadien und vom Hafen bis Miletos 80 Stadien; also kann auch Didyma nicht viel über 80 Stadien von der Stadt entfernt gewesen seyn. Strabon kann daher sagen, zu Lande und zur See sei es nicht weit bis zur Stadt gewesen. Auch zeigen die Ruinen ungefähr zwei geographische Meilen. In Didyma befand sich der berühmte Tempel und das Orakel des Apollon mit dem Beinamen „der Didymäische — *Διδυμαῖος* und *Διδυμεύς* — (Etymol. und Strab. 14. S. 634.). Dieses Orakel war nächst dem delphischen das bedeutendste bei den Hellenen (Konon Kap. 33.) und wurde unterhalten von einer berühmten Priesterfamilie, den Branchiden. Daher erhielt der Ort selbst den Namen Branchidä — *αἱ Βραγχίδαι* — (Strab. 14. S. 634. 17. S. 814. Pausan. 1, 16.), und das Orakel kommt unter dem Namen *θεὸς ὁ ἐν Βραγχίδῃσι* und *ἱερὸν ἐν Βραγχίδῃσι* (Herodot 1, 92. 2, 159. 5, 36.) vor. Der Name Branchiden wurde abgeleitet von dem Stammvater des Geschlechtes und angeblichen Gründer des Orakels zu Didyma, Namens Branchos. Über die Abstammung dieses Branchos sind die Sagen sehr verschieden. Denn nach Strabon (9. S. 421.) war er ein Abkömmling des Delphiers Machäreus, welcher den Neoptolemos erschlagen hatte; nach Varro (de rebb. divin. bei Lactant. ad Statii Theb. 8, 198.) war er ein Sohn des Smikros und Enkel des Olos; nach Konon ein Enkel des Delphiers Demokles. Darin aber stimmen alle überein, daß er seinen Ursprung aus Delphi ableitete, auf seltsame Weise als dreizehnjähriger Knabe nach Miletos kam, dort bei einem Milesier Aufnahme fand, mit dessen Söhnen Schafe weidete und vom Apollon geliebt durch einen Kuß desselben die Gabe der Weissagung empfing. Ein anderer Knabe wurde von dem milesischen Tyrannen Leodamas unter andern Weihgeschenken aus der karystischen Beute dem Orakel des Branchos geschenkt. Dieser machte ihn dann zum Verkündiger seiner Sprüche und nannte ihn Euangelos. Von ihm ging das milesische Geschlecht der Euangeliden aus (Konon Kap. 44.). So lautet die Sage. Was sich Historisches über das didymäische Orakel sagen läßt, geht auf Folgendes hinaus.

Der Tempel und das Orakel waren älter als die Einwanderung und Ansiedelung der Joner in Asien (Pausan. 7, 2.). Ephoros (bei Strabon 14. S. 634.) berichtete aber, daß die Altstadt Miletos eine kretische Kolonie, von Sarpedon dahin geführt, sei, die Neustadt aber von dem Neleus mit den Jonern angelegt wurde. Daher ist das didymäische Heiligthum als ein ursprünglich kretisches anzusehn. Dafür zeugt auch, daß Apollon in Didyma mit dem Zeus verbunden erscheint, weshalb Kallimachos beide Götter Didyma's Ahnherrn nennt (*Fragm.* S. 427. ed. Ern.). So mag denn der Name Didyma selbst wegen dieser Vereinigung beider entstanden seyn. Wie nun aber Kreta überhaupt mit Delphi in enger Verbindung steht (vergl. den Art. Delphi), so stammen auch die Branchiden zu Didyma von Delphi her. Es hatte aber der didymäische Kultus wirklich die größte Ähnlichkeit mit dem delphischen. Auch dort sprach ein Weib — *χρησμῳδός* —

die Orakelsprüche aus, und die Begeisterung empfing sie durch die aus einer Quelle aufsteigenden Dünste (*Jamblich.* de myster. 3, 11. Strab. 17. S. 814.).

Die Wichtigkeit und den Reichthum des Orakels bezeugt Herodotos an verschiedenen Stellen. Auch nach Didyma sandte der König Krösos seine Boten, um den Gott über den ihm bevorstehenden Krieg mit dem Perser Kyros zu befragen (Her. 1, 46.), und Weihgeschenke von demselben Gewicht und derselben Art sandte er nach Didyma wie nach Delphi (Her. 1, 92.). Sogar in Ägypten wurde dieses Orakel gekannt und geschätzt, und der König Necho weihte das Kleid, in welchem er seine Siege in Syrien erfochten hatte, nach Didyma (Her. 2, 159.). Auch ein ägyptischer Löwe, welcher sich in der Nähe des Tempels fand, scheint diese Verbindung mit Ägypten zu bezeugen. Vornehmlich aber stand dieses Heiligthum bei den Äolern und Jonern in großem Ansehn (Her. 1, 157.). Die Tempelschätze waren daher sehr groß, und deshalb rieth der Geschichtschreiber Hekatäos beim Ausbruche des Aufstandes der Joner gegen die Perser unter Aristagoras den Milesiern, die Weihgeschenke des Krösos aus dem Tempel zu nehmen und sie zur Verstärkung ihrer Seemacht zu verwenden (Herod. 5, 36.); aber dazu konnten sich die Milesier nicht entschließen. Als nun der König Dareios die Joner wieder unterworfen und die Stadt Miletos erobert hatte, so beraubte er den Tempel seiner Schätze und verbrannte ihn (Herod. 6, 19.). Es behaupten zwar Strabon (14. S. 634), Curtius (7, 5.), Suidas und andere, daß Xerxes den Tempel geplündert und verbrannt habe, aber wir erkennen aus Strabon (17. S. 814.) die Quelle, aus welcher dieser Irrthum geflossen ist; es war nämlich der Geschichtschreiber Kallisthenes, ein Zeitgenosse des Makedoniers Alexandros, der aber in dieser Angabe jedenfalls weniger Glauben verdient als Herodotos. Auch lag eine Verwechselung des Xerxes mit dem Dareios sehr nahe, da jener in der Folge die Bildsäule des Apollon wegführen ließ. Kallisthenes aber erzählte außerdem noch, daß der persische König die Branchiden, die ihm den Schatz ausgeliefert hatten, mit sich genommen und in Sogdiana angesiedelt habe; Alexandros jedoch habe ihre Nachkommen zur Strafe für den von ihren Vorfahren begangenen Verrath niederhauen lassen (Strab. 11. S. 518. *Plut.* de sera num. vind.).

Der Tempel zu Didyma, welcher mit dem Hafen Panormos durch eine auf beiden Seiten mit Statuen geschmückte heilige Straße in Verbindung stand, lag auf einer sanft ansteigenden Höhe, von welcher sich eine weite Aussicht über die flache Umgegend darbietet. Die ansehnlichen Ruinen, deren genaue Beschreibung wir der Gesellschaft der Dilettanti in den Jonian Antiquities verdanken, sprechen noch jetzt von dem Umfange und der Pracht des Didymäons, welches von Strabon der größte von allen Tempeln genannt wird und von Vitruvius (praef. lib. 7.) zu den vier ausgezeichnetsten Bauwerken gezählt und den Tempeln zu Ephesos und Eleusis zur Seite gesetzt wird. Diese Bemerkungen können aber nur von dem zweiten Tempel, der nach dem von den Persern verbrannten wieder erbaut wurde, gelten. Diesen Bau leiteten nach Olymp. 71 = 490 vor Chr. Geb. Päonios von Ephesos und Daphnis von Miletos. Es war aber dieser Tempel ein Dipteros, Dekastylos und Hypäthros, im ionischen Styl erbaut und über 162 Fuß breit; doch ist er nie ganz vollendet worden (Pausan. 7, 5.). Die Statue für diesen Tempel war ein kolossaler, eherner Apollon Philesios vom ältern Kanachos aus Sikyon (Pausan. 2, 10.) und wahrscheinlich zwischen Olymp. 71. und 75,2 gearbeitet. Die Statue hatte auf der ausgestreckten rechten Hand ein Hirschkalb, in der herabhängenden linken einen Bogen. Xerxes nahm diese Bildsäule Olymp. 75,2 = 479 vor Chr. Geb., unter dem Vorwande, die Milesier hätten in der Seeschlacht gegen die Athenäer absichtlich ihre Schuldigkeit nicht gethan, weg und ließ sie nach Ekbatana bringen (Pausan. 8, 46.). Seleukos Nikator schickte sie in der Folge den Milesiern wieder zurück (Pausan. 1, 16.). Daß bei dem Heiligthume von alter Zeit her ein Asyl bestand, sehen wir aus Tacitus (ann. 3, 63.), zugleich aber auch, daß der Kaiser Tiberius dieses Asyl beschränkte. Das Orakel erhielt sich noch bis in späte Zeit; wenigstens führt Sozomenos (hist. eccl. 1, 17.) einen Ausspruch desselben an, den es dem Licinius, als er gegen Constantinus zu Felde zog, ertheilte. Indessen erfahren wir ebenfalls durch den Sozomenos (5, 30.), daß zu jener Zeit schon in der Nähe des Didymäons christliche Kirchen entstanden, gegen welche der Kaiser Julianus strenge Befehle ergehen ließ. (S. noch Didymi.) (*L. Zander.*)

DIDYMAEUS, Διδυμαῖος oder Διδυμεύς, der Zwilling, ein Beiname Apollons entweder als Zwillingsbruder der Artemis (Schol. Aristoph. Lysistr. 1283) oder von dem Orte Didyma im milesischen Gebiete, wo er verehrt wurde (Paus. II. 10, 4. und VII. 2.; cfr. adnot. in ed. Siebel.). Vergl. Branchos und Didyma. (*Richter.*)

DIDYMANDRA *Willd.* Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 16ten Linnéschen Klasse (nach Willdenow aus der ersten Ordnung der 23sten Klasse) und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft (vielleicht an die Trikocken sich anschließend). Char. Polygamische Blüthenkätzchen; Kelch und Corolle viertheilig; ein einziger Staubfaden trägt an der Spitze zwei Antheren; drei sehr kurze Griffel; eine dreifächerige, dreisamige Beere. Die einzige Art, welche Ruiz und Pavon in den peruanischen Wäldern fanden, D. purpurea *W.* (Sp. pl., Synzyganthera purpurea *R.* et *P.* prodr. fl. per. p. 137. t. 30.), ist ein gegen 40′ hoher Baum mit ablang-lanzettförmigen, langzugespitzten Blättern und purpurrothen Blüthen. (*Sprengel.*)

DIDYMELES (Didymomeles). Eine von Aubert du Petit-Thouars (Pl. des îles austr. d'Afr. p. 9. t. 1.) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 22sten Linnéschen Klasse und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft. Char. Die männlichen Blüthen bilden eine zusammengesetzte Ähre; statt des Kelches und der Corolle stehen um die beiden ungestielten, an der Basis verbundenen Antheren zwei Schüppchen. Die weiblichen Blüthen stehen in einer einfachen Traube; Kelch und Corolle fehlen gänzlich; zwei dicke, stumpfe, zurückge-

ſchlagene Narben ſitzen unmittelbar auf den beiden verwachſenen Fruchtknoten; die einſamigen Steinfrüchte (meiſt zwei beiſammenſtehend) haben eine lederartige Schlaue, die Schale der Nuß iſt hart und netzförmig gegadert, der Embryo umgekehrt, mit dicken (ſehr bittern) Samenlappen, der Eiweißkörper fehlt. Den Namen hat Thouars wegen der großen Einfachheit der Blüthen gewählt: ſie beſtehen nämlich nur aus beiderlei Geſchlechtstheilen; daher Doppelglied (δίδυμος, μέλος). Die einzige Art, welche er auf Madagaskar gefunden, D. madagascarensis *Thouars* (Anthaea excelsa *Noronh.* ms.) iſt ein mäßig hoher, glatter Baum mit abſtehenden Zweigen, abwechſelnden, geſtielten, elliptiſchen, an beiden Enden verſchmälerten, etwas fleiſchigen Blättern, kleinen, über den Blattachſeln ſtehenden, gelblich-grünen Blüthen und eiförmigen (1½ Zoll langen) Steinfrüchten. (*Sprengel.*)

DIDYMI, Δίδυμοι, Zwillinge, hießen die Göttergeſchwiſter Apollon und Artemis, und von dieſem Beinamen erhielten, außer dem mileſiſchen Didyma (ſ. dieſes), noch mehre Örter und Inſeln ihre Namen, Didyma, Didyme, Didymi. 1) Didyma in Kleinaſien in Lykien, welches aber bei Plinius, Stephanus u. A. Sidyma heißt. — 2) Didyme, nach dem Itiner. Antonini in Oberägypten, 24 römiſche Meilen von Koptus, zwiſchen Phönikon und Aphrodito. — 3) Didymi, Flecken in Argolis, nicht weit von Aſine, auf dem Gebirge an der Küſte, mit einem Tempel des Apollon, des Poſeidon und der Demeter (Paus. 2, 36.). — Zweifelhaft, ob von Apollon, oder weil man ſie gleichſam als Zwillinge betrachtete, hießen mehre Inſeln Didymae: 4) Zwei Inſeln im lykiſchen Meere (Plin. V. 35.) und 5) vor Troas (daſ. 38.). — 6) Eine der 7 liparſchen Inſeln, bei Mela u. A. Didyme, hat nach Strabon (VI. p. 276.) den Namen von ihrer Geſtalt, weil ſie eine Doppelinſel ſchien; jetzt Salini (ſ. dieſes), nach Mannert Panaria. — 7) Didyma, die doppelte, war im Alterthum ein Name von Cadix, nach Strabon 3, S. 169. (S. Gades.) (*H.*)

DIDYMIUM *Schrad.* Eine Gewächsgattung aus der letzten Linnéſchen Klaſſe und aus der Gruppe der Bauchpilze (Untergruppe Trichogasteres, Myxogasteres *Fr.*) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Das Sporenbehältniß iſt weißgrau, rundlich, geſtielt, oder ſtiellos, dünnhäutig, unregelmäßig aufreißend, die äußere Rinde, welche anfangs von der innern nicht getrennt iſt, löſt ſich in kleienartigen Schüppchen oder mehligen Zotten ab; die rußſchwarzen Sporidien hängen an Flocken, welche auf der innern Wand des Sporenbehälters oder auch auf einem Mittelſäulchen feſtſitzen. Den am nächſten ſtehenden Gattungen Diderma und Physarum fehlt die kleienartige Bedeckung, außerdem hat Diderma im vollkommenen Zuſtande eine doppelte Haut des Sporenbehälters, und bei Physarum fehlt das Mittelſäulchen immer. Fries (Syst. myc. III. p. 114.) hat 27 Arten aufgenommen, welche meiſt geſellig auf Baumſtämmen, abgefallenem Laube und Mooſen, beſonders in Wäldern, vorkommen und wie die verwandten Gattungen anfangs ſchleim- oder ſchaumartige, kleine Polſter bilden. S. Abb. *Schrad.* nov. gen. t. 5. f. 5. 6. t. 6. f. 2. 3. Nees Syſt. t. 9. f. 104. 106. (Cionium) f. 107. (Physarum), *Alb.* et *Schw.* fung. nisk. t. 4. f. 5. (Diderma), Sturm Deutſchl. fl. III. t. 742. 43. (Cionium und Physarum). (*Sprengel.*)

DIDYMOCARPUS. Unter dieſem Namen ſtellten Wallich und Jack (Mal. misc.) I. und *Linn.* transact. XIV. p. 32. t. 2. f. 2.) eine Pflanzengattung auf, welche im Weſentlichen mit Rottlera (Röttlera) *Vahl* (Enum. I. p. 87.) übereinſtimmt. Da dieſer letztere Name ſchon früher von Roxburgh einer andern Gattung gegeben worden, ſo ſchlug Sprengel (Anl. zur Kenntniß der Gew. 2te Aufl. II. S. 402.) dafür den Namen Henckelia (ſ. d. Art.) vor. Bei Henckelia *Spr.* (Rottlera *Vahl*, Didymocarpus *Wall.*, Streptocarpus *Lindl.*) ſchlagen, wie bei Gratiola u. a., von vier Staubfäden regelmäßig zwei fehl; ſie gehört daher zur erſten Ordnung der zweiten Linnéſchen Klaſſe. In der natürlichen Methode wird H. mit der unläugbar nahe ſtehenden Gattung Gratiola am paſſendſten der Familie der Scrofularinen beigeſellt. Jack (a. a. O.) ſtellte für Didym. und einige andere Gattungen eine eigene Familie, Cyrtandreen, auf, welche Don (Edinb. phil. journ. VII. p. 83.) Didymocarpeae genannt, und Bartling (Ord. nat. p. 185.) als Gruppe zu den Acantheen geſtellt hat. Hooker (Bot. mag. p. 3005.) zählt ſie zu den Bignonteen. Zu dem Char. der Gattung Henckelia (ſ. d. Art.) iſt nur eine genauere Beſtimmung der Frucht zu fügen. Die Kapſel iſt langgeſtreckt, pfriemenförmig (bei Rottlera *Vahl* eiförmig, langzugeſpitzt), zweifächerig, in zwei Klappen auf dem Rücken aufſpringend; die Mutterkuchen ſind längs der Mitte auf der Scheidewand angewachſen, mit den freien Rändern nach innen umgebogen, ſo daß die Frucht im Querdurchſchnitte faſt vierfächerig und wie aus zwei Kapſeln zuſammengewachſen erſcheint (daher Wallichs Name Didym. Zwillingsfrucht). Bei einer Art iſt die Kapſel ſpiralförmig gewunden (Streptocarpus *Lindl.*, Drehfrucht). Die Samen ſind ſehr klein und zahlreich. Es ſind gegen 20 Arten dieſer Gattung bekannt, welche als perennirende Kräuter, ſelten als Sträucher mit breiten, runzlichen Blättern, Blüthenſchäften oder Stengeln und bläulichen oder röthlichen Blumen in Nepal, Oſtindien und auf den dahin gehörigen Inſeln einheimiſch ſind. Zwei derſelben, H. oblonga und aromatica *Spr.* (Cur. post. p. 13., Didymocarpus *Wall.* in *Don* prodr. fl. nep. p. 123.) ſind in Wallichs Prachtwerke (Plant. as. rar. III. t. 140. 141.) vortrefflich abgebildet. Eine einzige Art, H. Rexii *Spr.* (Streptocarpus *Lindl.* bot. reg. 1173., Didymocarpus *Hook.* ex. fl. 227., Loddig. bot. cab., Bot. mag. 3005.) wächſt im ſüdlichen Afrika. Der engliſche Reiſende Bowie hat dieſe ſchöne Pflanze im Jahre 1818 in den Wäldern eines dortigen Pflanzers, G. Stex, gefunden und die Samen mit nach England gebracht; jetzt iſt ſie eine Zierde der meiſten europäiſchen Glashäuſer. (*Sprengel.*)

DIDYMOCHITON *Blum.* Eine Pflanzengattung aus der achten Ordnung (Decandria) der 16ten Linnéſchen Klaſſe und aus der natürlichen Familie der Melieen. Char. Der Kelch klein, fünfblättrig, die Blättchen dach-

ziegelförmig über einander liegend; fünf an der Basis mit der Staubfädenröhre fest verwachsene, oberhalb offenstehende Corollenblättchen; die Staubfäden sind zu einer langen Röhre, welche innen die Antheren trägt, zusammengewachsen; der Griffel ist fadenförmig, mit knopfförmiger Narbe; die Rindenbeere enthält in jedem der zwei bis drei Fächer einen Samen ohne Eiweißkörper; der Embryo hat sehr dicke Kotyledonen. Die einzige Art, welche Blume in den Waldgebirgen Java's entdeckt hat, D. nutans *Blum.* (Bydr. tot de Fl. van Nederl. Ind. III. p. 177.), ist ein Strauch mit unpaar-gefiederten, drei- bis vierpaarigen Blättern, ablang-lanzettförmigen, unten am Mittelnerven feinbehaarten Blättchen und rispenförmigen, in den Blattachseln stehenden Blüthenähren. (*Sprengel.*)

DIDYMOCHLAENA. Eine von Desvaux gestiftete Gewächsgattung aus der letzten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der echten Farrenkräuter (Polypodieen R. Br.). Char. Die ablangen, doppelten Kapselhäufchen sitzen meist unten am Rande des Laubes; die Schleierchen sind elliptisch, fast schildförmig, zwischen den Kapselhäufchen in der Mitte der Länge nach angewachsen, am Rande frei. Diplazium *Sw.* unterscheidet sich nur durch linienförmige Kapselhäufchen, welche längs den Adern des Laubes sitzen und durch schmälere Schleierchen. Die einzige bekannte Art, D. sinuosa *Desv.* (Berl. Mag. V. S. 303. T. 7. F. 6., Aspidium lunulatum *Houtt.*, truncatulum *Sw.*, squamatum *Willd.*, cultratum *Presl.*, Diplazium pulcherrimum *Radd.*) wächst in Ost- und Westindien und in Brasilien. Der Strunk ist dicht mit Spreublättchen bedeckt, das Laub doppelt gefiedert, die Blättchen sind rhomboidisch-ablang, stumpf, glatt, an der Spitze gezähnt. (*Sprengel.*)

DIDYMOCRATER *Mart.* Eine Gewächsgattung aus der 24sten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Bauchpilze (nach Fries aus der Gruppe der Fadenpilze, Untergruppe Mucores) der natürlichen Familie der Pilze. Char. Zwei feinhäutige, glockenförmige Sporenbehälter stehen zu beiden Seiten am Ende eines sehr feinen, einfachen, gegliederten Fädchens, sie haben eine kreisförmige Öffnung, aus welcher die kugeligen Sporidien herausfallen. Die beiden von Martius entdeckten Arten: 1) D. obscurus *Mart.* (Nov. act. nat. cur. X. p. 509. t. 46. f. 8.) mit braunrothen Sporenbehältern, auf faulem Holze am Madeirafluſſe in Brasilien und 2) D. elegans *Mart.* (Fl. crypt. erlang. p. 363., l. c. p. 510. t. 46. f. 8. *) mit blaugrauen Sporenbehältern, auf schlecht getrockneten Pflanzen eines Herbariums in Erlangen gefunden, sind sehr kleine, gesellige, schimmelartige Pilze. — Die Gattung Diamphora *Mart.* ist wenig verschieden: der feine, gegliederte Faden theilt sich oberhalb in zwei nach außen gekrümmte Äste, deren jeder ein cylindrisches, feinhäutiges, mit einem Deckelchen versehenes Sporenbehältniß trägt; die Sporidien sind sowol einfache, kugelige, als elliptische Zwillingssporidien. Diesen sehr kleinen Schimmel hat Martius in einer Art, D. bicolor *Mart.* (l. c. t. 9., Didymocrater *Spr.* syst. veg.), mit braunrothen Sporenbehältern und heller gefärbten Deckelchen auf den faulenden Früchten einer brasilischen Joncquetia gefunden. (*Sprengel.*)

DIDYMODON. Unter diesem Namen (Zwillingszahn) stellte Hedwig (Laubmoose III. S. 10. T. 3.) eine Gewächsgattung aus der letzten Linnéschen Klasse und aus der natürlichen Familie der Laubmoose auf, welche früher zu Trichostomum gerechnet wurde. Char. Die Kapsel cylindrisch, ablang oder eiförmig, aufrecht oder überhängend; der Mündungsbesatz besteht aus sechszehn (seltner aus acht) Paaren aufrechter, linien-lanzettförmiger Zähne; das Deckelchen ist lang zugespitzt; die Haube halbirt; die Fruchtborste steht am Ende der Zweige (S. *Hook.* musc. brit. t. 20.). Es sind achtzehn Arten dieser Gattung bekannt, welche über die ganze Erde verbreitet, auf Baumstämmen, Felsen und feuchter Erde vorkommen. Am häufigsten findet sich in der gemäßigten Zone D. purpureus *Hook.* (l. c., Ceratodon *Brid.* bryol. II. t. 8., Dicranum purpureum *Hedw.* sp. posth. t. 36., Engl. bot. 2262.), welcher auf Lehmboden, besonders in Wäldern, oft große Flächen bedeckt und an seinen purpurrothen Fruchtborsten leicht kenntlich ist. — Cynontodium *Hedw.* (Spec. posth. p. 57. t. 9., Cynodontium *Schwägr.* suppl. I. p. 110. t. 28. 29., Swartzia *Brid* musc.) unterscheidet sich nur durch ein meist kürzeres, konisches Deckelchen und zuweilen durchlöcherte Zähne, Ceratodon *Brid.* (Bryol. p. 480. t. 8.) durch zuletzt tief gefurchte Kapsel und Zähne, welche paarweise vermittelst kleiner Querbalken verbunden sind, Pilopogon *Brid.* (Bryol. p. 519. t. 5.) durch gewimperten untern Rand der Haube und Plaubelia *Brid.* (l. c. p. 522. t. 8.) durch ungleiche Zähne von unbestimmter Anzahl, welche unterhalb zu einem Häutchen verwachsen sind. (*Sprengel.*)

Didymomeles *Spr.* ſ. Didymeles *Thouars.*

DIDYMOSPORIUM *Nees.* Eine Gewächsgattung aus der letzten Linnéschen Klasse und aus der Gruppe der Staubpilze der natürlichen Familie der Pilze. Char. Dunkelfarbige (braune oder schwarze) Häufchen von elliptischen, mit einer Querscheidewand versehenen Sporidien (Zwillingssporidien) brechen bald aus einer Unterlage, bald unmittelbar aus der Oberhaut (von welcher sie bisweilen blasenartig bedeckt bleiben) vollkommnerer Gewächse hervor. Stilbospora *Pers.* unterscheidet sich nur durch mehre Scheidewände der Sporen. Die fünf bekannten Arten sind kleine Staubpilze, welche manchen Sphärien sehr ähnlich sind. 1) D. complanatum *Nees* (Syst. S. 33. F. 29., Stilbospora didyma und conglutinata *Link*, St. fugax *Schm.* et *Kunz.*) auf abgestorbenen Zweigen, besonders der gemeinen Birke, 2) D. elevatum *Link.* (D. betulinum *Grev.* crypt. scot. t. 273., Melanconium bet. *Schm.* et *Kunz.*, Stilbospora spermatodes *Link.*) auch auf Birkenzweigen, 3) D. profusum *Grev.* (Stilbospora *Grev.* l. c. t. 212. f. 1.) auf Buchen- und Ahornzweigen, 4) D. truncatum *Corda* (Sturm Deutschl. Fl. III. 7. T. 23. auf Johannisbeerzweigen, 5) D. bullatum *Fr.* (Syst. III. p. 487., Uredo bull. *Pers.* obs. I. p. 98. t. 5. f. 9., Bullaria Umbelliferarum *Cand.* fl. fr., Stilbospora und Puccinia

bull. *Link.*) auf dürren Stengeln verſchiedener Doldenpflanzen. (*Sprengel.*)

DIDYMOTEICHOS (*Διδυμότειχος*), Zwillingskaſtell in Thrakien, kommt als ſehr feſt im 12. und 13. Jahrhundert vor; jetzt Demotica (ſiehe dieſes), welches der verdorbene Name davon iſt. (Pocoke III. 203. *Motraye* voyages. II. 153.) (*H.*)

DIDYMUS. Von mehren gleichnamigen iſt der alexandriniſche Grammatiker, der wegen ſeines unermüdlichen Fleißes den Beinamen *χαλκέντερος* [1]), und wegen der Menge ſeiner Schriften *βιβλιολάθας* führt [2]), der berühmteſte [3]). Sein Vater, ebenfalls Didymus genannt, lebte vom Handel mit geſalzenen oder getrocknesten Fiſchen [4]); der Sohn, wie es ſcheint, von ſeiner Gelehrſamkeit. Die Umſtände ſeines Lebens kennen wir nicht, außer daß es in die Zeit des Triumvirates von Antonius und Octavianus fiel und bis in die Regirung Auguſts dauerte [5]); das Übrige lag in ſeinen Schriften, deren Zahl von den Einen auf 4000, von den Andern auf mehr als 3500 angegeben wird [6]). Den größten Ruhm brachten ihm Commentare über die homeriſchen Gedichte, und die kleinen Scholien, welche vormals den Namen des Didymus führten, enthalten Auszüge daraus, unter dieſen aber Vieles, was ſpätern Urſprungs und geringen Gehaltes iſt [7]). Daß Didymus bei ſeinen homeriſchen Studien ſich an die Meinungen Ariſtarchs hielt, erhellt aus der ihm von den Alten beigelegten Benennung eines *γραμματικὸς Ἀριστάρχειος* [8]); und die in den Scholien von ihm gebrauchten Worte: *τὰ Διδύμου περὶ τῆς Ἀριστάρχειον διορθώσεως* [9]) ſind hierauf zu beziehen. Auch andern Dichtern hatte er ſeinen Fleiß zugewendet [10]); unter den lyriſchen namentlich dem Pindarus und Bacchylides; unter den Dramatikern dem Jon, Phrynichus und Ariſtophanes [11]); ferner den Rednern Demoſthenes, Iſäus und Hyperides [12]). Aus gleichen Studien war eine Samlung von Wörtern der tragiſchen und komiſchen Dichter [13]) hervorgegangen, welche wenigſtens 28 Bücher füllte; eine andere von Worten ungewiſſer Bedeutung [14]), und eine von verfälſchten oder verderbten Ausdrücken [15]). Eine Schrift über die Maße der Steine und Hölzer hat ſich in mehren Handſchriften erhalten und iſt vor nicht langer Zeit aus der ambroſianiſchen Bibliothek an das Licht geſtellt worden [16]). Endlich liegt ſeine Samlung von Sprichwörtern in 13 Büchern dem Werke des Zenobius zum Grunde [17]); und ein anderes Werk, das ſich auf die Geſetze Solons bezog, wird von Plutarch [18]) erwähnt. Einem andern Didymus aber ſcheint das Werk über die Landwirthſchaft (*Γεωπονικά*) anzugehören, aus welchem ſich in den Geoponicis des Caſſianus Baſſus gegen 70 Stellen erhalten haben [19]). Ein Zögling des alexandriniſchen Grammatikers war Apion, welcher in Rom unter dem Kaiſer Tiberius lehrte [20]), und ein Schüler von ihm der Grammatiker Heraklides Pontikus [21]). (*F. Jacobs.*)

DIDYMUS, der jüngere, aus Alexandria, Grammatiker und Sophiſt, lehrte die Redekunſt (*ἐσοφίστευσε*) zu Rom. Er ſchrieb über die Orthographie und Verisimilia (*πιθανά*), nebſt vielen andern, nach Suidas Zeugniſſe vortrefflichen Schriften (*Suid.* T. I. p. 574.).

Didymus, mit dem Beinamen Klaudius, ein Grammatiker. Er ſchrieb über die Analogie der lat. Sprache (*περὶ τῆς παρὰ Ῥωμαίοις ἀναλογίας*), über die von Thukydides gegen die Analogie begangenen Fehler (*περὶ τῶν ἡμαρτημένων παρὰ τὴν ἀναλογίαν Θουκυδίδῃ*) und einiges andere (*Suid.* l. c.), worunter ein Auszug aus dem Grammatiker Herakleon gehört [*ἐπιτομὴ τοῦ Ἡρακλέωνος*] *), von welchem genauere Kunde mangelt.

---

1) Aënoventrum oder aënocordum, nach *Casaubon.* Animad. ad Athen. IV. 7. p. 262. mit Anſpielung auf den homeriſchen Ausdruck *χάλκεον ἦτορ ἔχων.* 2) Athen. IV. p. 139. C. *βιβλιολάθας διὰ τὸ πλῆθος ὧν ἐκδέδωκε συγγραμμάτων.* Coray's Einfall *βιβλιοπλάθον* zu leſen, iſt ebenſo wenig zu billigen, als *βιβλιοθήκη*, worauf Spalding z. Quintilian Inst. Or. I. 8. 19. verfiel. Die richtige Bedeutung von *βιβλιολάθας* erhellt aus den Worten Quintilians a. a. O. Grammaticorum commentarii, vix ipsis, qui composuerunt, satis noti. Nam Didymo, quo nemo plura scripsit, accidisse compertum est, ut, quum historiae cuidam tanquam vanae repugnaret, ipsius proferretur liber, qui eam continebat. 3) Siehe von ihm *Suid.* T. I. p. 574. *Eudoc.* p. 133. *Jonsii* Hist. Phil. III. 8. 5. p. 9. f. *Fabric.* B. Gr. I. p. 387. VI. p. 363. 4) *ταριχοπώλης. Suid.* 5) *γεγονὼς ἐπὶ Ἀντωνίου καὶ Κικέρωνος καὶ ἕως Αὐγούστου. Suid.* 6) Die eine Zahl gibt Demetrius beim Athen. IV. p. 139. C. und Suidas an; die größere Seneca Epist. 88, 32. 7) Sie ſind zuerſt von Jan. Laſcaris Rom 1517. Fol. herausgegeben. S. darüber *Fabr.* B. Gr. I. p. 387 sq. 8) *Suidas.* 9) S. Schol. Venet. II. *γ.* 10. und II. *σ.* am Schluſſe. In Beziehung hierauf ſagt *Villoison* Anecd. T. II. p. 283. (Didymus) laudatur in Homericis Scholiis Marcianis, in quibus servatur magna pars hujus operis. Vergl. Prolegg. ad Homer. p. XXXI. und *F. A. Wolf* Prolegg. p. CCLXX.; daß aber ein Fragment von Didymus ariſtarchiſcher Recenſion von Villoiſon herausgegeben worden (ſ. Schöll's Geſch. der griech. Literat. 2. Th. S. 551) iſt ein Irrthum. 10) *περὶ λυρικῶν ποιητῶν.* Etym. m. in *προσῳδίαι.* p. 626. *ὕμνος.* p. 704. Seine *ἐξήγησιν πινδαρικὴν* führt Lactant. Div. Inst. I. 22. an. S. *Böckh* Praef. ad Schol. Pindar. p. XVII. f. Die *ὑπομνήματα* zu den *ἐπινικίοις* des Bacchylides erwähnt Ammon. *Νηρεΐδες.* Eustath. Od. *ω.* p. 1954. 5. Neue Fragm. Bacchyl. S. 9.

11) *ἐξηγήσεις* und *ἀντεξηγήσεις* über den Jon. Athen. XI. p. 468. D. XIV. 634. E. Vergl. *Schweigh.* Anim. T. VII. p. 460. *ἐξήγησις τῶν Φρυνίχου δραμάτων.* Athen. IX. 371. F. Die *ὑπομνήματα* über den Ariſtophanes werden in den Scholien öfters erwähnt. 12) S. *Harpocr. γαμήλια. ὀξυθύμια.* 13) *λέξεις κωμικὰς* erwähnt *Hesych.* Ep. ad Eulog. S. *Ruhnk.* Praef. ad Hesych. T. II. p. IX. s. *τραγικὴ λέξις*; von dieſer führt Harpokration in *ξηραλοιφεῖν* das 28ſte Buch an. 14) *ἀπορουμένης λέξεως*, wenigſtens 7 Bücher. Harpocr. *δερμιστής.* 15) *περὶ παρεφθορυίας λέξεως.* Athen. IX. 368. B. 16) *μέτρα μαρμάρων καὶ παντοίων ξύλων*, von Angelo Majo edirt als Anhang zu den Bruchſtücken der Ilias. Mediol. 1819. Fol. 17) Nach dem Titel: *παροιμίαι Ζηνοβίου ἐκ τῶν Ταῤῥαίου καὶ Διδύμου.* S. Phot. Bibl. cod. 279. p. 530. ed. Bekk. *Suid.* in *Ζηνόβιος.* 18. *ἡ περὶ τῶν ἀξόνων τῶν Σόλωνος ἀναγραφὴ πρὸς Ἀσκληπιάδην. Plut.* Vit. Solon. c. 1. 19) S. *Needham* Prolegg. ad Geopon. p. LVI. f. ed. Nicl. 20) *Suid. Ἀπίων. Διδύμου τοῦ μεγάλου ὑφηγητοῦ.* 21) *Suid. Ἡρακλείδης.* Dieſer Heraklides, der auch Dichter war, wird bisweilen mit dem weit ältern verwechſelt, der zur Zeit Philipps und Alexanders des Gr. lebte. S. *Roulez.* Comm. de Vita et Script. Heraclid. Pont. Lovan. 1828. p. 107.

*) Dieſer Commentator Homers wird öfterer in den Venetiſchen Scholien und beim Euſtathius erwähnt. Ohne Grund will Joſ. Barnes ihm die kleinen Homeriſchen Scholien beilegen. S. *Fabr.* Bibl. Gr. T. I. p. 513. Ein Bruchſtück *ἐκ τῆς Διδύμου ἐπιτομῆς* philoſophiſchen Inhaltes hat ſich beim Jo. Sto-

— Endlich erwähnt Suidas noch einen vierten Didymus, einen Sohn des Heraklides, welcher ebenfalls ein Grammatiker, dabei aber auch ein Musiker **) und nicht ohne Talent für die Lyrik war. Diese Talente scheinen ihn mit dem Kaiser Nero in Verbindung gebracht zu haben. (*F. Iacobs.*)

DIDYMUS, der Blinde (caecus), folgte auf Macarius [1]) als Vorsteher der katechetischen Schule zu Alexandria [2]). Obwol er schon im vierten Lebensjahre [3]) gänzlich erblindete, so gelangte er doch durch Anstrengung und künstliche Mittel, unterstützt von einem frühzeitig und anhaltend gebildeten Gedächtnisse, zu umfassenden Kenntnissen selbst in solchen Wissenschaften, welche den Gebrauch der Augen zu fordern scheinen, namentlich den mathematischen. Mit den Schriftzügen machte er sich bekannt vermittelst hölzerner Tafeln, in welche dieselben waren eingeschnitten worden; mit dem Inhalte der heiligen Schriften wurde er durch Anhören vorgelesener Perikopen so vertraut, daß er die ganze h. Schrift κατὰ λέξιν soll inne gehabt haben. Daher wurde es ihm denn auch möglich, die meisten Bücher derselben in Commentarien auszulegen, welche neben dem grammatischen zugleich auch den allegorischen Sinn erläuterten [4]). Seine exegetischen Bestrebungen brachten ihn in nähere Verbindung mit Hieronymus, welcher seinen Unterricht auf kurze Zeit zu Alexandria benutzte, und auf dessen Antrieb er einige seiner biblischen Commentarien verfaßte. Doch hatten die origenistischen Streitigkeiten zur Folge, daß Hieronymus, früher sein größter Bewunderer, sich später von ihm entfernte und seine Rechtgläubigkeit verdächtigte [5]). Treuer schloß sich Ruffinus an ihn an, welcher zugleich mit Hieronymus früher sein Zuhörer gewesen war [6]) und auch bei dogmatischen Streitfragen sich sein Gutachten einholte [7]). Es zeigt sich aus diesen Verhandlungen, daß Didymus die Präexistenzhypothese des Origenes zur Auflösung der Räthsel in der Theodicee benutzte. Denn auf die Frage: warum so viele Kinder frühzeitig hingerafft würden? hatte er die Antwort bereit: da sie nicht viel gesündigt hätten, so genüge es, wenn sie von dem Gefängnisse des Leibes nur so eben berührt würden. Indessen unterschied er sich von den früheren Origenisten nicht allein dadurch, daß er die Trinität im Sinne der rechtgläubigen Kirche festhielt und namentlich den h. Geist nicht, wie es bei den Origenisten der Fall war, unter die Geschöpfe rechnete; sondern auch durch eine größere philosophische Vielseitigkeit, indem er neben dem Platonismus auch aristotelische Syllogismen benutzte, um die Wahrheit wider ihre Feinde zu vertheidigen [8]). Dadurch wurde er insonderheit den Arianern, indem er sie mit ihren eigenen Waffen von dem Standpunkte des nicänischen Glaubens aus bestritt, einer der gefährlichsten Widersacher [9]).

Neben seinem Eifer für die Wissenschaft glänzte er auch unter den Beförderern des asketischen Lebens, und stand daher in hoher Achtung bei den ägyptischen Mönchsgesellschaften. Insonderheit war der große Antonius, der Vater der Mönche, sein Verehrer. Als dieser auf Veranlassung der arianischen Streitigkeiten unter des Constantius Regirung sich aus seiner Wüste nach Alexandria begeben hatte, brach er, voll Verwunderung über die Tiefe des Geistes, welche er bei Didymus vorfand, gegen ihn in die Worte aus: „Du darfst dich nicht beschweren noch bekümmern, mein Didymus, daß du der Augen entbehrst, womit Eidechsen und Mäuse und verächtliche Thiere begabt sind. Du bist vielmehr hoch beseligt und beglückt, da du Augen ähnlich denen der Engel hast, mit welchen du das Göttliche klar erkennst und die wahrhafte Wissenschaft genau erblickst [10])." Palladius, einer der Schüler des Didymus, setzte ihm daher auch ein Denkmal unter seinen Lebensbeschreibungen der Mönche [11]).

Über die Zeitverhältnisse, in welchen er blühte, ergibt sich durch Combination Folgendes. Als Hieronymus im vierzehnten Jahre des Theodosius d. Gr. sein Verzeichniß der Kirchenschriftsteller verfaßte, d. i. im J. 392, lebte er noch zu Alexandria als ein mehr denn drei und achtzigjähriger Greis [12]). Nach Palladius aber a. a. O. erreichte er das fünf und achtzigste Lebensjahr. Danach fällt also sein Tod in das J. 394, seine Geburt in das J. 309. Als Antonius, welcher im J. 356 starb, ihn unter den arianischen Streitigkeiten zu Alexandria besuchte, hatte er schon einen großen Ruf als Lehrer erlangt [13]). Demnach scheint er der katechetischen Schule daselbst fast ein halbes Jahrhundert hindurch vorgestanden zu haben.

Ungeachtet aber Didymus von allen seinen Zeitgenossen, von den ehrwürdigsten und rechtgläubigsten Lehrern der Kirche und von einer Reihenfolge dankbarer Schüler als ein Wunder nicht nur an Gelehrsamkeit und Wissenschaft, sondern auch als ein Pfeiler der Rechtgläubigkeit und als Musterbild eines frommen Lebenswandels gepriesen wurde; so galt er doch den Spätern wegen seiner Hinneigung zum Origenismus als ein verdächtiger Leh-

---

bäus Floril. Tit. 103. (περὶ Εὐδαιμονίας.). 28. p. 557. erhalten. **) μουσικὸς ἦν λίαν καὶ πρὸς μέλη ἐπιτήδειος. *Suid.* ἐς τὸ ἄκρον μουσικὸς καὶ πρὸς μέλη λίαν ἐπιτήδειος. *Eudocia* p. 138.

1) Vergl. *Philippi* Sidetae fragm. b. *Dodwell* Dissertt. Cypr. p. 488. 2) προϊστάμενος ἐν Ἀλεξανδρείᾳ τοῦ ἱεροῦ διδασκαλείου τῶν ἱερῶν μαθημάτων. *Sozom.* H. e. III, 25. Scholae ecclesiasticae doctor. *Ruff.* H. e. II, 7. 3) *Palladius* Hist. Laus. c. 4. 4) Dies liegt angedeutet in den Worten Theodorets H. e. IV, 29: τῆς θείας γραφῆς μεμάθηκεν, οὐ μόνον τὰ γράμματα, ἀλλὰ καὶ τὰ τούτων νοήματα. 5) *Hieron.* adv. Ruff. L. II. (Opp. ed. Mart. T. IV. P. II. Col. 407. 409.): *Didymus*... in Trinitate catholicus est.... in aliis dogmatibus apertissime in Origenis scita concedit, et quod omnes ecclesiae reprobant, catholice et pie dictum esse defendit. Vergl. L. III. col. 468. 6) *Ruff.* H. e. II, 7. 7) *Hieron.* adv. Ruff. l. c. Col. 464.

8) *Theodoret.* l. c. *Didymi* fragm. ap. Jo. Damasc. in Parall. ss. Opp. T. II. p. 787: λέγομεν... φιλόσοφον ἄριστον... τὸν μηδενὸς τεχνικοῦ συλλογισμοῦ παραμελήσαντα. 9) *Socrates* H. e. IV, 25. μέγιστος συνήγορος τῆς οἰκείας πίστεως ἐμφανίστο Δίδυμος, πρὸς τοὺς Ἀρειανοὺς ἅπαντῶν, καὶ σοφίσματα ἀναλίσκων αὐτῶν, καὶ τοὺς κιβδήλους καὶ δολεροὺς αὐτῶν λόγους ἐξελέγχων. 10) *Socr.* IV, 25. *Sozom.* III, 15. *Hieron.* Ep. 100. ad Castrutium Opp. T. IV. P. II. Col. 802. 11) Hist. Laus. c. 4. 12) *Hieron.* in Catal. c. 109. 13) *Socr.* IV, 25. wo die Chronologie fodert, mit Lowth zu lesen ἦδη πρότερον ἢ κατὰ τὸν Οὐάλεντος χρόνον.

rer, und die Erneuerung der origenistischen Streitigkeiten führte seine Verdammung auf mehren ökumenischen Synoden herbei [14]).

Die Schriften, welche die Alten von Didymus erwähnen, gehören in die Gebiete der Schriftauslegung und der thetisch-antithetischen Glaubenslehre. Von seinen Commentarien zu den heiligen Schriften führt Hieronymus [15]) folgende namentlich an:

1) Zu dem ganzen Psalter [16]).

2) Zu dem Hiob. (Bruchstücke daraus in der Catene des Nicetas.)

3) Zu Jesaia achtzehn Sectionen (tomos decem et octo). (Fragmente bei *Jo. Damasc.* Parall. SS. T. II. p. 341. 781.)

4) Zum Hosea drei Bücher (libros tres), welche an Hieronymus gerichtet waren [17]).

5) Zum Zacharias, gleichfalls auf die Bitte des Hieronymus, fünf Bücher.

Außerdem enthält die Catene des Theod. Peltanus (Antverpiae 1614. 8.) auch einige Bruchstücke seiner Auslegung der salomonischen Schriften.

In diesen Auslegungsschriften folgte er, nach einer Andeutung des Hieronymus [18]), auch darin der Methode des Origenes, daß er die in den Hexaplis zusammengestellten griechischen Übersetzungen fleißig unter einander verglich und erläuterte. Daher ist es in kritischer Hinsicht zu bedauern, daß sie sich bis auf kurze und unsichere Bruchstücke verloren haben. Von seinen Auslegungsschriften zum N. T. erwähnt Hieronymus im Verzeichnisse nur Commentarien zu den beiden Evangelien des Matthäus und Johannes [19]). Aber nach seinen anderweitigen zerstreuten Andeutungen umfaßten dieselben sicher auch noch den ersten Brief an die Korinthier [20]), den an die Galater [21]) und den an die Epheser [22]). Außerdem zeigen Bruchstücke, welche Joh. Christoph Wolf gesammelt und erläutert [23]) hat, daß er auch die Apostelgeschichte commentirte. Endlich war Cassiodorus zum Besitze eines griechischen Codex gelangt, welcher eine Auslegung des Didymus zu den sieben kanonischen Briefen [24]) enthielt, die er zum Gebrauche seiner Mönche von Epiphanius Scholasticus, dem Verf. der historia tripartita, in die lateinische Sprache übersetzen ließ [25]). Nach dieser lateinischen Übersetzung, oder vielmehr Bearbeitung, wurde dieser kurze Commentar aufgenommen in die Bibliotheken der Kirchenväter [26]). Gfr. Christ. Friedr. Lücke entdeckte längere Bruchstücke des griechischen Originals in den Scholien zweier Moskauer Handschriften zu den katholischen Briefen, welche Christ. von Matthäi in seiner Ausgabe des N. T. ans Licht gestellt und mit den Siglen D und H versehen hatte. Mit diesen Originalbruchstücken, nach einem sehr verbesserten Texte und mit einer Untersuchung ihrer Echtheit und ihres dogmatisch-exegetisch-kritischen Charakters versehen, sind von ihm in drei Programmen die Commentarien zu den drei Johanneischen und den beiden Petrinischen Briefen vollständig herausgegeben worden [27]). In kritischer Hinsicht weckte der Zweifel, welcher in diesen Commentarien an der Echtheit des zweiten Briefes Petri ausgesprochen wird [28]), das ungegründete Bedenken, Didymus habe dieselben entweder gar nicht, oder doch nicht diese Stelle derselben verfaßt, welche ihren Ursprung jedenfalls einem Andern verdanke, da er anderswo zwei kanonische Briefe des Petrus anerkenne. Der Zusammenhang aber zeigt, daß es ein dogmatischer Scrupel war, welcher ihn seine anderweitigen Urtheile vergessen und eine Meinung Anderer beibringen ließ, welche ihn am leichtesten von jenem Scrupel befreien konnte. Aber da jener Anstoß selbst aus dem Standpunkte des Origenismus hervorging, so führt ebendies wieder auf den Origenisten Didymus zurück. Die Erklärung selbst ist in diesem Commentar keine fortlaufende und gleichmäßige, sondern umfaßt nur einzelne wichtigere und schwierigere Stellen, welche bald umständlich ausgelegt, bald durch kurze Noten erläutert werden. Ihr eigenthümlicher Charakter aber läßt vermuthen, daß sie sich nicht vollständig erhalten habe, sei es nun, daß die Notarien, deren sich Didymus bediente, ursprünglich nur Einzelnes, besonders Bemerkenswerthes aufzeichneten, oder daß Cassiodorus den Epiphanius nur Dasjenige übersetzen ließ, was ihm minder anstößig und zur theologischen Benutzung dieser Briefe wichtiger erschien, wofür sein ähnliches Verfahren bei Bearbeitung der Commentarien des Clemens Alex. zu den katholischen Briefen zu sprechen scheint [29]). Die Vergleichung der

14) Zuerst auf der fünften im J. 553 (nach Niceph. H. e. XVII, 27.), dann auf der ersten Lateranensischen unter Martin I. im J. 649. (Secret. V. can. 18). Die sechste (680) bezeichnete ihn als einen Vertheidiger der scheußlichen Lehre des Origenes, welcher die heidnische Fabel von der Selenwanderung wieder aufgenommen habe (Conc. VI. Act. II.), was auch die siebente (Conc. Nic. II. Act. 7.) im J. 787 wiederholte. 15) Catal. cap. 109. 16) Commentarios in Psalmos omnes. Vergl. *Hieron.* Ep. 74. ad Augustinum. Opp. T. IV. P. II. Col. 627. Bruchstücke in der Catene des Corderius. 17) Vergl. *Hieron.* Apol. adv. Ruff. Lib. III. (Opp. T. IV. P. II. Col. 465.): tres explanationum in Osee Prophetam libros ad me, me rogante, dictavit Fragment bei Joh. Damasc. a. a. O. S. 778. 18) adv. *Ruff.* L. III. 1. c. Col. 433. 19) Fragment b. Joh. Damasc. a. a. O. S. 754. Mehre in der Catene des Corderius. 20) Ep. 31. ad Pammachium. Opp T. IV. P. II. Col. 243. 21) *Hieron.* in Praef. Comment. ad Gal. Opp. T. IV. P. I. p. 220. 221. cf. Ep. 74. ad Augustinum T. IV. P. II. Col. 619. 22) Apolog. adv. *Ruff.* Lib. I. Opp. T. IV. P. II. Col. 373. 23) Anecdota Graeca. T. IV. p. 1 sqq. 24) d. i. die s. g. katholischen, welche in der Aufschrift diesen Namen deshalb erhalten hatten, um ihre Kanonizität wider die Bezweifler derselben zu behaupten. 25) *Cassiodori* Instit. divinar. litterar. Cap. 8.: quum de canonicis epistolis magna nos cogitatio fatigaret, subito nobis codex Didymi Graeco stylo conscriptus in expositionem VII canonicarum epistolarum Domino largiente concessus est, qui ab Epiphanio, viro disertissimo. Divinitate juvante, translatus est. 26) Zuerst in *Binii* Bibl. Paris. T. IX. p. 511 seq., dann in die magna Coloniensis T. IV., maxima Lugdunensis T. IV. p. 819 sqq., und kritisch verbessert in die Gollandiana T. VI. 27) Quaestiones ac vindiciae Didymianae, sive Didymi Alexandrini enarratio in Epistolas Catholicas latina, Graeco exemplari magnam partem e Graecis scholiis restituta. Partic. I—III. Gotting. 1829—1830. 4. 28) Zu 2 Petr. 3, 5. die Worte: Non est *igitur* ignorandum, praesentem epistolam esse falsatam, quae licet publicetur, tamen in canone non est Das „igitur" bezieht sich, wie Lücke Part. I. §. 5. zeigt, auf die vorausgegangenen, aus dem origenischen Standpunkte geflossenen, dogmatischen Bedenken des Commentators. 29) *De Instit. div.*

nur aus einer Handschrift bekannten lateinischen Übersetzung mit den griechischen Bruchstücken führt aber auch dahin, daß jene überhaupt höchst fehlerhaft geschriebene Handschrift bedeutende Lücken habe, welche sich theilweise aus den entdeckten griechischen Originalien ergänzen lassen.

In kritischer Hinsicht gewähren diese Commentarien, sowie die Schriften des Didymus überhaupt, geringe Ausbeute. Seine zerstreuten Urtheile über Verfasser und Zeitalter der einzelnen biblischen Bücher schließen sich, wenn man den hingeworfenen Zweifel an der Echtheit der secunda Petri ausnimt, überall an die zu seiner Zeit in der Kirche herrschenden an. In der dogmatischen Benutzung aber zeigt er sich so wenig ängstlich, daß er nicht allein neben den kanonischen auch die apokryphischen Schriften unbedenklich zum Zeugnisse heranzieht, sondern auch auf Pseudepigraphen sich beruft [30]). Hinsichtlich der Wortkritik werden seine Lesarten, da er seine Texte aus dem Gedächtnisse anführte und commentirte, ohne Codices ansehen zu können, der urkundlichen Beglaubigung überall ermangeln müssen. Heinr. Ernst Ferd. Guericke [31]) hat sich die Mühe gegeben, die Lesarten des Didymus aus seinem griechischen Nachlasse zu sammeln und mit dem textus receptus zu vergleichen, welche Samlung aus den neu entdeckten griechischen Scholien zu den katholischen Briefen sich noch wird vermehren lassen.

In seiner exegetischen Methode hält Didymus überall den theologischen Gesichtspunkt fest, verfährt aber dabei ebenso oft antithetisch als thetisch. Neben den Arianern sind es besonders die Manichäer, deren Lehrmeinungen er in seiner exegetischen Polemik entweder ins Auge faßt oder auch offen bestreitet. Den grammatischen Sinn der Texte behält er zwar, zumal in der dogmatischen Benutzung derselben, nach Vermögen bei, doch ohne für seine hinlängliche Begründung Sorge zu tragen. Der Allegorie bedient er sich zu erbaulichen Zwecken, ohne dogmatisches Gewicht auf sie zu legen und ohne sich in dieser Beziehung jenes Übermaßes schuldig zu machen, welches an Origenes und den meisten Origenisten und Alexandrinern zu tadeln ist [32]).

Was fürs Zweite seine dogmatisch-polemischen Werke anlangt, so nennt das Verzeichniß des Hieronymus nur folgende, dem Namen nach hieher gehörige: 1) de dogmatibus, 2) contra Arianos libros duos, 3) de Spiritu Sancto librum unum, von welchem Hieron. bemerkt: quem ego in Latinum verti.

Von dem erstgenannten Werke finden sich keine anderweitigen Spuren vor. Nach Sokrates [33]) aber gab Didymus Erläuterungen zu dem berühmten dogmatischen Werke des Origenes περὶ ἀρχῶν und schrieb ὑπομνήματα zu demselben. Diese kennt auch Hieronymus, nach welchem Ruffinus die „Commentarioli“ des Didymus bei seiner lateinischen Bearbeitung dieser Schrift des Origenes benutzt hätte [34]). Nach beiden Zeugen verfolgte er darin die apologetische Tendenz, den Origenes als rechtgläubig darzustellen, indem er die Irrthümer, welche man demselben Schuld gegeben hatte, als aus Mißverständnissen seines tiefsinnigen, wissenschaftlichen Vortrages hervorgegangen nachwies. Wahrscheinlich war es dies Werk, welches Hieron. in dem Verzeichnisse der Kürze wegen unter dem Namen „de dogmatibus anführte.

2) Auch von einer Streitschrift des Didymus contra Arianos in zwei Büchern gibt es keine sonstigen Zeugnisse. Dagegen erwähnt Sokrates a. a. O., daß er drei Bücher de Trinitate dictirt habe [35]). Drei Bücher de Trinitate, welche Joh. Aloys. Mingarelli in einer griechischen Handschrift, die den Verfasser nicht nannte, entdeckt hatte, wurden von seinem Bruder Ferd. Mingarelli in Auszügen bekannt gemacht, aus überzeugenden Gründen dem Didymus, als das von Sokrates erwähnte Werk, zugeeignet [36]) und später vollständig herausgegeben [37]). Da sich dieses Werk durchgängig als eine Streitschrift wider die Arianer darstellt, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Bücher wider die Arianer, welche Hieronymus erwähnt, mit unseren von Sokrates aufgeführten Büchern de Trinitate dieselbe Schrift unter verschiedenem Namen sei.

3) Das Buch de Spiritu Sancto hat sich vollständig in der von Hieronymus verfaßten lateinischen Übersetzung erhalten [38]). Aus der an seinen Bruder Paulinianus gerichteten Vorrede des Übersetzers geht hervor, daß diese zu Rom begonnene Arbeit von ihm in Palästina bald nach dem Tode des römischen Bischofs Damasus (384) vollendet wurde, also zu einer Zeit, wo er sich noch der Schule der Origenisten anschloß. Daher spricht er denn auch mit unbedingter Verehrung von dem Verfasser, welchem er eine prophetische Sehergabe bei seiner Blindheit und einen apostolischen Charakter, sowol hinsichtlich der Gedanken als auch der Einfachheit des Vortrags, bei-

---

litt. c. 8.: in epistolis canonicis Clemens Alexandrinus Presbyter, qui et Stromateus vocatur, i. e. in epistola S. Petri prima, S. Joannis prima et secunda et Jacobi quaedam Attico sermone declaravit, ubi multa quidem subtiliter, sed aliqua incaute locutus est, quae nos ita transferri fecimus in Latinum, ut exclusis quibusdam offendiculis purificata doctrina ejus securior potuisset hauriri. 30) Merkwürdig ist das Fragment aus der „leprogenesis,“ — lies „leptogenesis“ (λεπτογένεσις, λεπτὴ γένεσις, μικρογένεσις. Vergl. *Fabricius* Cod. Pseudepigr. Vet. T. Vol. I. p. 851 sq.), zu 1 Joh. 3, 11. 12. 31) De schola, quae Alexandriae floruit, catechetica (Halae 1825. 8.) P. II. p. 33. 47. 32) Vergl. Guericke a. a. O. S. 83—95. Lücke a. a. O. Part. I. §. 6.

33) Hist. eccles. L. IV. c. 25. 34) Apol. adv. *Ruff.* L. I. I. c. Col. 355. Lib. II. Col. 409. 35) ὑπαγορεῦσαι δὲ καὶ τὰ περὶ τριάδος τρία βιβλία. 36) Veterum testimonia de Didymo Alexandrino caeco, ex quibus tres libri de Trinitate nuper detecti eidem asseruntur. Romae 1764. 4. Vergl. die Rec. von Schröckh in Ernesti's theolog. Bibliothek. Bd. VII. S. 303—312. 37) Didymi Alexandr. de Trinitate libri tres nunc primum Graece editi, Latine conversi ac notis illustrati a Jo. Aloysio Mingarellio. Bononiae 1769. fol. Die Ausgabe ist zugleich mit Abhandlungen versehen, welche die umfassendsten Untersuchungen über Leben, Lehre und Schriften des Didymus enthalten. 38) Didymi de Spiritu Sancto libri tres, divo Hieronymo interprete. In *Hieronymi* Opp. T. IV. P. I. Col. 493—532. Besondere Abdrucke erschienen: Coloniae 1531. 8. und von Joh. a Fucht besorgt Helmst. 1611. 4.

legt und welchen man nur zu lesen brauche, um sofort zu erkennen, wie die Lateiner das Ihrige fast überall den Griechen entwandt hätten. In der That zeichnet sich die Abhandlung durch einen einfachen biblischen Vortrag, Vermeidung rhetorischen Prunkes und dialektischer Sophistik aus, und sie umfaßt mit ziemlicher Vollständigkeit die Erklärung der Schriftstellen, welche man im A. und N. Test. auf dieses Dogma zu ziehen pflegte. Die Begriffe aber, welche er festhält, sind durchgängig rechtgläubig. Namentlich bestreitet er die aus mißverstandenem Origenismus geflossenen Vorstellungen der Semiarianer oder Pneumatomachen seiner Zeit, nach welchen der h. Geist in eine Klasse mit den Geschöpfen zu setzen und den dienenden Geistern oder Engeln beizuordnen wäre [39]). Einzelne Erläuterungen aus dem Hebräischen haben zu der Vermuthung geführt, daß der Übersetzer von dem Seinigen eingeschaltet habe. Aber eine allgemeine Kenntniß der hebräischen Sprache verräth sich auch in den Büchern de Trinitate [40]).

4) Eine kurze griechische Abhandlung κατὰ Μανιχαίων entdeckte Emerich Bigot in einer italiänischen Handschrift, welche ihr den Namen des Didymus vorsetzte. Canisius, welcher sie von Ant. Possevinus erhalten hatte, machte sie nach einer von Franz Turrianus gefertigten lateinischen Übersetzung bekannt. Das griechische Original, nach Bigots Abschrift, ließ Combefisius mit einer neuen Übersetzung abdrucken [41]); mit Verbesserungen ausgestattet, wurde dasselbe von Jac. Basnage in seine Ausgabe des Canisischen Werkes aufgenommen und durch schätzbare historische, kritische und dogmatische Untersuchungen über Didymus und seine Schriften vermehrt [42]). Bestimmte Erwähnungen einer solchen Streitschrift des Didymus vermißt man bei den Alten; vorgebliche Fragmente derselben bei Maximus Conf. finden sich zwar in der Abhandlung selbst nicht wieder vor, werden aber auch nicht ausdrücklich als aus einer Schrift κατὰ Μανιχαίων entnommen bezeichnet. Die Abhandlung selbst, welche sehr metaphysisch beginnt, aber sich dann zu einer biblischen Beweisführung wendet, wie sie in den Schriften de Trinitate und de Spiritu S. herrscht, enthält nichts, was ihren vorgeblichen Ursprung zweifelhaft machen könnte. Die häufigen Ausfälle wider die Manichäer, welche in den Auslegungsschriften des Didymus vorkommen, machen es aber wahrscheinlich, daß er auch einen eignen Tractat wider sie gerichtet habe, obwol die Kürze der Abhandlung zu der Vermuthung führt, daß sie nur einen Abschnitt gebildet habe in einem größeren Werke über die Häresien, auf welches er sich einmal im Allgemeinen beruft [43]).

Die theologische Methode, welche in diesen Tracten befolgt wird, zeichnet sich im Allgemeinen durch ihre Schriftmäßigkeit aus. Denn obwol die Philosophie nicht hintangesetzt und namentlich in den Büchern de Trinitate auch die hellenische Literatur zur Erläuterung benutzt, in dem Tractate wider die Manichäer ein metaphysisches Princip in Syllogismen verfolgt wird; so findet man doch gemeiniglich die Dogmen lediglich auf Schriftzeugnisse gegründet und aus denselben auch die Meinungen der Häretiker bestritten, ohne daß die traditionelle Auctorität zu diesem Zwecke herangezogen würde. In der Trinität zeigt er sich überall orthodox und namentlich auch da, wo Origenes abweichend lehrte. Denn er verwirft aufs bestimmteste jede Subordination des Sohnes unter den Vater (de Trin. L. I. c. 16.), fodert, daß der Sohn ebenso unmittelbar als der Vater in Gebeten angerufen werde (de Trin. L. II. c. 21.) und lehrt ausdrücklich, daß die Sphäre der Wirksamkeit für den h. Geist ebenso unbeschränkt sei als die des Vaters und des Sohnes (de Trin. L. II. c. 4.). In der Angelologie zeigt er seine Hinneigung zu der Lehre des Origenes (daß die gefallenen Engel, als mit Willensfreiheit begabte Wesen, durch weise Züchtigung Gottes gebessert, am Ende der Tage zu ihrer ursprünglichen sittlichen Reinheit zurückkehren werden) versteckter zu der Stelle 1 Petr. 1, 10—12, offener zu 1 Petr. 3, 22 [44]). Die Hypothese des Origenes von der Präexistenz der menschlichen Sele berührt er zu 1 Petr. 1, 1. 2., ohne sie sich bestimmt anzueignen; doch scheinen manche Formeln, deren er sich anderswo bedient [45]), dahin zu deuten, und Hieronymus legt sie ihm offen zur Last [46]). Aus dieser Hypothese ist es vielleicht auch zu erklären, wenn von einer παλαιὰ ἁμαρτία, welche der Geburt voraufgehe, die Rede ist (de Trin. II, 12.) und zu 1 Joh. 5, 19. behauptet wird: omnes sub peccato nascimur, quoniam ipse ortus in vitio est, obwol, wenn man das griechische Scholion bei Lücke (Part. II. p. 37.) vergleicht, auch die Echtheit dieser Worte verdächtig erscheint. Auf keinen Fall darf man in solchen Formeln eine natürliche Verdorbenheit und eine erbliche Sünde finden. Denn überall erkennt er mit sämtlichen griechischen Kirchenlehrern eine vollkommene Willensfreiheit auch in dem gefallenen Menschen, eifert gegen die Häretiker, welche die Natur für böse halten, und erklärt, daß die Zurechnungsfähigkeit sich auf Dasjenige nicht erstrecke, was in der Natur, nicht aber in dem Willen gegeben liege. Daher gelten ihm die Kinder als sündenfrei vermöge ihrer Natur [47]), und wenn es bei Paulus (Ephes. 2, 3.) heißt: ἡμεν φύσει τέκνα ὀργῆς, so sagt ihm φύσει nicht s. v. a. κατὰ φύσιν, sondern s. v. a. ἀληθείᾳ [48]). Das Übergewicht der Sinnlichkeit, welches durch die Verbindung der Sele mit dem sterblichen Körper gegeben ist, gilt ihm freilich als eine

39) Vergl. besonders L. I. Col. 502 sqq. 40) *Basnage* Animadversiones in Didymum in Canisii Lect. ant. T. I. p 202. Vergl. dagegen Guericke a. a. O. S. 83. 41) Auctarium novissimum Bibliothecae Patrum. P. II. p. 21 sqq. 42) *Canisii* Lectiones antiquae ed *Jac. Basnage* T. I. p. 197—203. *Basnagii* animadversiones in Didymum. p. 204—216. *Didymi* liber contra Manichaeos. 43) De Spiritu S. L. I. Col. 507.: Spiritus S. non accipiens aliunde sapientiam, dictus est spiritus sapientiae: hoc enim ipsum quod subsistit, spiritus sapientiae est, et natura eius nihil est aliud nisi spiritus veritatis et spiritus Dei, de quibus jam abundanter *in sectarum volumine* disputavimus. 44) Lücke a. a. O. Part. I. p 9—18. 45) τὴν ἀρχαίαν ἀπολαμβάνειν πατρίδα de Trin. II, 14. ἀνὶ γῆς πάλιν δωρεῖσθαι τὸν οὐρανὸν 12. u. m. a. 46) Apol. adv. *Ruff.* L. I. Col. 355. L. III. Col. 464. 47) Enarrat. in 1 Joh. 3, 9. 10. vergl. mit dem griech. Scholion bei Lücke Part. II. p. 23. 48) c. Manichaeos p. 206.

fruchtbare Mutter der Sünden, und wiefern dieſe Verbindung ſchon mit den Protoplaſten ihren Anfang nahm, redet er auch von einer Sünde, welche allen ihren Nachkommen zugerechnet wurde [49]). Aber man muß hier den geheimen Sinn ſich vergegenwärtigen, welchen die Origeniſten in der Erzählung vom Sündenfalle entdeckt hatten. Mit dieſen Grundſätzen hängt es endlich genau zuſammen, daß die Erwählung in Chriſto von dem Vorherwiſſen des Glaubens und der Werke der Menſchen abhängig gemacht wird [50]). Daher denkt er ſich denn auch das Verhältniß der Gnade zur Willensfreiheit als ein Zuſammenwirken Gottes mit dem Menſchen (θεοῦ συνέργεια). Der Glaube nimt ſeinen Anfang von uns ſelbſt (ἡ πίστις ἀρχομένη ἐξ ἡμῶν), und gut oder ſchlecht zu ſeyn hängt von unſerm eignen Vorſatze ab (προαιρέσει ἰδίᾳ ἔχομεν τὸ εἶναι καλοὺς ἢ κακούς). Die Gabe des h. Geiſtes aber kommt denen zu Statten, welche nach eignem Entſchluſſe Gott Folge geleiſtet und Vertrauen geſchenkt haben [51]). Gemäß den Grundſätzen der Origeniſten lehrt er endlich eine geiſtige Auferſtehung [52]) und ein künftiges geiſtiges Reich Chriſti, bei ausdrücklicher Verwerfung des Chiliasmus [53]). Wenn er ferner an mehren Stellen von ewigen Strafen redet [54]), ſo ſcheint er darin der ökonomiſchen Lehrart der Origeniſten zu folgen, indem er anderswo [55]) die Hoffnung eines Aufhörens der Strafen mit der Beſſerung der Verdammten ziemlich unverholen an den Tag legt. In ſeinen ethiſchen Grundſätzen endlich neigt er ſich zu einer myſtiſchen Auffaſſung der Liebe zu Gott und faßt das Weſen der Tugend als die vollkommenſte Beherrſchung der ſinnlichen Triebe, Begierden und Leidenſchaften, oder als ἀπάθεια, daher ihm denn auch das jungfräuliche Leben in einem ſo hohen Grade tugendlich erſcheint, daß das eheliche Leben, mit jenem verglichen, ſich ihm faſt als Sünde darſtellt (c. Manich. p. 209.). Sonſt bieten ſeine Schriften weniger Anempfehlungen des asketiſchen Lebens dar, als man bei einem Manne vorausſetzen möchte, welcher die Bewunderung der ägyptiſchen Mönche und ihres Vaters Antonius auf ſich gezogen hatte [56]). (*v. Cölln.*)

49) c. Manich. p. 209. Chriſtus ἐνομίσθη καὶ αὐτὸς ὑπεύθυνος εἶναι ἐκείνῃ τῇ ἁμαρτίᾳ, ἧπερ καὶ οἱ ἐκ τοῦ Ἀδὰμ πάντες κατὰ τὴν διαδοχὴν (successione, nicht propagine) ὑπῆρχον. 50) Enarrat. in 1 Petr. 1. 2. Lücke Part. III. p. 1. 2.: προεωρακὼς ὁ θεὸς τὴν πίστιν καὶ πρᾶξιν τῶν ἀνθρώπων . . . . προγνωστικῶς ἐξελέξατο αὐτοὺς ἐν Χριστῷ. 51) Nachweiſung der Belegſtellen gibt Guericke a. a. O. S. 369. 370.

52) Zu Apgſch. 2, 26. b. Wolf a. a. O. S. 11. Enarr. in ep. Jud. p. 337. 53) Zu 1 Petr. 1, 4. Lücke Part. III. p. 4. 54) Vergl. Guericke S. 378. 55) Zu 1 Petr. 1, 10—12. 3, 22. S. o. 56) Über die Glaubenslehre des Didymus vgl. Guericke de schola Alexandr. P. II. p. 332—378. und über ſeine ethiſchen Grundſätze p. 443—447.

Ende des vierundzwänzigſten Theiles erſter Section.

Gedruckt bei Friedrich Ruff in Halle.

Stanford University Libraries
3 6105 014 745 801

AE
27
A6
Sect.1
v.24

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.